Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier4950unse

Globus.

XLIX. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Neunundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1886.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen 127.

Deutsches Reich. Gruber über das Münchener Becken 30. Die Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages 77. Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend. Von Prof. Dr. A. Nehring 107. Deutschlands Seeverkehr 126. Geringe Bevölkerungszunahme in Baden und Württemberg 143. Der Kreis Süd-Kujavien 189. Herstellung einer Bodenseekarte 189. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein 222. Göttinger Preisaufgabe über die Nationalitäten Europas 222. Volksabnahme in Mecklenburg-Strelitz 238. Zur Geologie des Frankfurter Gebiets 238. Der sechste deutsche Geographentag 240. Die Houbirg. Eine keramische Studie. Von Dr. C. Mehlis 263. Bevölkerungsabnahme in Mecklenburg-Schwerin und Elsaß-Lothringen 270. Alte Eibenbäume bei Rostock 349. Das Bad Dürkheim 350. Sepp über geographische Namen im christlichen Gewande aus der deutschen Heidenzeit 350. Zur Ansiedelungskunde von Mittelthüringen 365. Die Elbe bei Magdeburg 367. Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande. Von Dr. C. Mehlis 374.

Oesterreich-Ungarn. Zunahme der Bevölkerung Bosniens 189. Meyer über das Hallstatter Gräberfeld 270. Nationalitätsfragen in Siebenbürgen 302. Die Selbstregierung der Siebenbürger Sachsen 333. Die deutschen Sprachinseln 383.

Schweiz. Aufnahmen im Hochgebirge 31. Die Lebensbedingungen der Lärche 205. Das Glarnerland 367. Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer 382. Die Gletscher der Alpen 383.

Dänemark. Der Fels Munken 77.

Skandinavien. Vermessung des Küstenlandes von Norbotten 77. Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 143. Die Kabeljau-Fischerei bei den Lofoten 159. Deutsche Einfuhr in Norwegen 206.

Belgien. Mons oder Bergen in Belgien 7. Von der belgischen Küste 22.

Großbritannien. Das meteorologische Observatorium auf dem Ben Nevis 31. Die Niveauveränderungen an der Südküste 333.

Frankreich. Der Canigu 206. Das Wachsthum Dünkirchens als Handelsplatz 333.

Italien. Kaden's Neue Welschland-Bilder 31. Die blaue Grotte auf Capri und ihre Geschichte 189. Die Flora Sardiniens 368.

Spanien. Schädel vom Cro-Magnon-Typus 206. Volksfeste in Spanisch-Galicien 220.

Griechenland. Die Arbeiten am Kanal von Korinth 238. Der Lophiskos auf Santorin 368.

Europäische Türkei. Handel von Saloniki 159.

Rumänien. Die Bevölkerung der Dobrudscha 127.

Rußland. Verbesserung der südrussischen Häfen 159. Rabot's Entdeckungen in Kola und Lappland 159. Die Wanderheuschrecke Südrußlands 174. Falkmann's Bilderwerk über das östliche Finland 174. Colonisirung des Nordens 238. Erforschung der Krim 302. Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland 378. Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje 379.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Aufnahmen im Jahre 1886 31. Bunge's und von Toll's Expedition in Nordsibirien 31. Das erste Stück der sibirischen Eisenbahn 78. Eine Reise nach dem Taß-Busen. Von de Dobbeler 119. 136. Die Samojeden. Von de Dobbeler 167. 182. 199. 215. Nordenskiöld's Vegafahrt 190. Werchojansk, der kälteste Ort auf Erden 223. Zoologische Reise im Minussinsker Gebiete 223. Arbeiten der ostsibirischen Abtheilung der Geographischen Gesellschaft 239.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Lansdell's Reise 47. Die Santoninfabrikation in Turkestan 172. Die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw 173. Die Kirgisen von Semiretschensk 206. Die Karakurt-Spinne 206. Besetzung von Pendschdeh 256. Die Michaelbucht am Kaspischen Meere. Von Dr. O. Heyfelder 294. Neue Reise von Capus und Bonvalet 302. Recognoscirung des Amu-Darja und des Ust-Urt 350. Die Transkaspische Eisenbahn. Von Dr. O. Heyfelder 362.

Türkisches Asien. Ein Naturwunder im kilikischen Taurus 287. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 289. 305. Eröffnung der Bahn Mersina-Adana 350. Ebers und Guthe, Palästina in Wort und Bild 368. Die Fische des Jordan 368.

Iran. Die persische Textilindustrie 78. Radde's Expedition nach Chorassan 144. Afghanistan von Roskoschny 144. Die Moguls bei Herat 175. Elias' Reise am oberen Oxus 190. Der gesuchteste Orden in Persien 206. Rees' Reise durch Karaghan 239. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 305. 321. 337. 353. 369. Die Bahn nach Quetta 334.

Türkische Chanate. Moser's A travers l'Asie Centrale 159. Rückgang der bucharischen Provinz Karakul 190.

Kafiristan. Die englische Mission unter Lockhardt 127.

Britisch-Indien. Cinchona-Kultur auf Ceylon 15. Mont Everest 175. Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens 221. Das indische Theater 380.

Hinterindien. Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande 49. 65. 81. 97. 113. 129. Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China 62. Die Einverleibung Chinas in das englische Reich 95. Zinngewinnung und Ackerbau in Perak 190. Das Klima von Tongking 223. Die Sakais 223. Die Kokos-Inseln 270. Aufnahme des Irawadi 302. Die erste Eisenbahn in Tongking concessionirt 333. Bahn nach Mandalay 350. Gegengift gegen Schlangenbisse 381.

China mit Vasallenstaaten. N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien 13. 25. 40. Dolmetscher aus Kuang-Tung 47. Richthofen's Atlas von China 175. Potanin's Reise 190. Die Goldlager von Scheltuga 223. Chinesische Strafe 239. Erforschung des Tiënschan 302. Heimath des Theestrauchs 350.

Korea. Die amerikanische Farm 47. Die Besetzung von Port Hamilton durch die Engländer 78. Die gegenwärtigen Zustände von Korea 139. 151.

Japan. Der Bau und die Entstehung der japanischen Inseln 15. Die Kohlenproduktion Japans 31. Frauen nach Frankreich gesandt 47.

Niederländisch-Indien. Amerikanische Freibeuter 47. Vulkanische Thätigkeit 127. Das Pane- und Bisa-Stromgebiet auf Sumatra 160. Si Adji panurat und Si Adji pamasa. Ein Batakisches Märchen. Von W. Ködding 202. 217. Verbreitung der Berri-Berri 206. Bastian's Indonesien 256. Gegen europäische Kolonisation in Holländisch-Indien 270. Holländisch-Indien im Jahre 1886. Von Emil Metzger 311. 327. 343. Vereidigung von Chinesen 333. Recente Lavaströme auf Java 333. Forbes' Reisen, Bd. 2 334. Ethnographisches aus Seram. Von G. A. J. Waßmer, herausgegeben von Dr. W. Joest 358. Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen. Von F. Blumentritt 376.

Philippinen. Besetzung der Sarangani-Inseln durch Spanien 32. Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon). Nach D. Antonio Trullens von F. Blumentritt 74. Hochzeitsbräuche der Zambalen. Von F. Blumentritt 125.

Afrika.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. Von Emil Jung 10. Pechuël-Lösche über Bewirthschaftung tropischer Gebiete 160. Gedächtnißrede auf Rüppell 256. Roskoschny, Europas Kolonien 319.

Marokko. Verkehr mit Deutschland 383.

Algerien und Tunesien. Neue Dampferlinie nach London 144. Teisse-

rene de Vort's Reise im Igbargar 190. Rnire's Forschungen am Kelbia-See 190. Falsche Zutheilung der Berber zu den Negern 223. Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien 249. 257. 273. Houdas' Ethnographie von Algerien 256. Marmorlager in Oran 319. Die eingeborenen Aerzte im südlichen Tunesien 331. Behandlung der Tollwuth bei den Arabern 351.

Sahara. Palat's Ermordung 287. Anthropologisches aus Wargla und Ghadames 351.

Aegyptisches Reich und Nilgebiet. Ebers' Cicerone 15. Nächtliche Benutzung des Suez-Kanals 47. Erman's Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum 95. Petroleum am Gebel Zeit 256. 271. Nachrichten von Junker und Emin-Bey 256. Aufschwung des Fajum 334.

Abessinien. Italienische Reisende 191.

Ostafrika. Geologische Expedition nach dem Kilima Ndscharo 96. G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882—1883 145. 161. 177. 193. 209. 225. Neue Erwerbungen und Unternehmungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft 207. 239. Las Gori englisch 256. Obock Strafkolonie 302. Italienische Expedition nach Harrar 303. Portugiesische Expedition nach dem Njassa-See 383.

Seengebiet. Bischof Hamington in Uganda gefangen und hingerichtet 96. 173. Fischer's Ankunft am Victoria Njanza 207. 256. 303.

Inneres (Congo-Staat). Rückkehr der Baluba auf dem Kassai 16. 144. Reichard's Aufnahmen 32. Kritische Bemerkungen zu L. Haneuse's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo. Von W. Mönkemeyer 73. Die Congo-Eisenbahn 78. Die Erforschung des Lulongo und Uruki 78. Taunt's günstiges Urtheil über den mittleren Congo 96. Rückkehr von Wißmann und Stanley 127. 256. Dampferverbindung mit Belgien 144. Aufnahmen am Congo 175. Die österreichische Congo-Expedition 207. Die Warua 224. Pechuël-Lösche über das Congo-Unternehmen 224. Vordringen des europäischen Handels nach dem Stanley-Pool 239. Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken 256. 271. 285. Das Viano- oder Mitumba-Gebirge 287. Boma, Residenz des Congo-Staates 368. Portugiesische Expedition zum Muata Jamwo 383.

Süden. Montagu Kerr's Reise von Kapstadt nach dem Njassa-See 175. Die neue Republik Vrijheid im Zulu-Lande 271. Verbindungen zwischen Holland und Transvaal 271.

Westen (südlich vom Aequator). Die Buren von Humpata 157. 319. Die Bewohner des Nama- und Damralandes. Von H. Brinker 231. 253. 265. Grenzregulirung zwischen Frankreich und Portugal 271. Hottentotten-Einfall in portugiesisches Gebiet 319. Die neuen deutschen Schutzgebiete 320. Bambusöl-Industrie 335.

Westen (nördlich vom Aequator). Flegel über die Haussa und Fulde 16. Die Stellung der Portugiesen in Dahome 32. Albinismus 47. Zöller über das südliche Kamerun 79. Besitzverhältnisse an der Küste zwischen Kamerun und Coriseo-Bai 79. 127. Die Trommelsprache der Kamerun-Neger 96. Reisen im französischen Congogebiet 144. Flegel in Bakundi 160. Bure französisch 160. Eisenbahn und Telegraph am oberen Senegal 160. Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Kamerun-Gebiete. Von A. Freiherr von Hammerstein 169. 184. B. Schwarz' Reise in die Hinterlande von Kamerun 191. Porto Novo. Von Dr. Pauli 241. Das Scheitern der Flegel'schen Unternehmung 287. Spanische Expedition im Gebiete des Muni 303. Krause nach dem Togo-Gebiete 303.

Inseln. Der Aepyornis maximus von Madagaskar 47. Die Vegetation der Kanarischen Inseln 56. 71. Groß-Comoro unter französischen Schutz gestellt 64. Friedensvertrag zwischen Frankreich und dem Hova-Reiche 64. J. Audebert's Reisen in Madagaskar. Entgegnung 157. Die Bai von Diego Suarez 175. Keller nach Madagaskar 288. Annexion der Comoren durch Frankreich 368.

Australien.

Föderation der australischen Kolonien 127.

Südaustralien. Lindsay's Forschungsreise 46. 191. 335. Zustände im Northern Territory 128. Gründung einer neuen Stadt im Norden 240. Niedergang d. Kolonie 240. Entdeckung einer Silbermine 335.

Victoria. Rückgang der Goldausbeute 79. Besteigung des Mount Bogong 240.

Neusüdwales. Einstellung der unterstützten Einwanderung 79. Centennial Hall in Sydney 79.

Queensland. Reste der Leichhardt-Expedition 240.

Westaustralien. Gold im Kimberley-Distrikte 79. Statistisches 127. Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikte 187.

Inseln des Stillen Oceans.

Europäische Kolonien. Raiatea und Borabora definitiv französisch 32. Die Karolinen-Inseln. Von Emil Metzger 58. Die Bewohner der Karolinen. Von Emil Metzger 87. 103. Der Abschluß der Karolinen-Angelegenheit 110. Britische Annection der Kermadec-Inseln 352. Abgrenzung des deutschen und britischen Einflusses 383.

Neu-Guinea. Forbes nach den Owen Stanley-Bergen 32. 144. Die holländische Expedition 48. Neubenennungen im deutschen Gebiete 48. Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill 110. 191. Deutsche Expedition unter Dr. Schrader 176. Stationen im deutschen Antheil 271. Die Küste des deutschen Antheils 271. Strachan's Expedition 271. Chalmers' und Gill's Buch 272. Kapitän Dickson's Urtheil über Deutsch-Neu-Guinea 351.

Das übrige Melanesien. Messungen auf den Salomons-Inseln 224.

Mikronesien. Die Marshall-Inseln deutsch 16.

Polynesien. Neue Insel 111. 191. Die französischen Besitzungen im Stillen Ocean 176. Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane 283. 315. 329. 346. Abnahme der Eingeborenen auf den Sandwichsinseln 320.

Nordamerika.

Britisch-Nordamerika. Hyatt's Fahrt an den Küsten von Neufundland und Labrador 48. Silberlager in Ontario 111. Die projektirte Bahn von Winnipeg nach der Hudsonsbai 144. 192. Untersuchung der Mounds 176. Neue Route nach Ostasien durch Canada 256. Legende der Cowichans über die Eiszeit 352. Cabot-Straße 352.

Vereinigte Staaten und Alaska. Schädelfund 32. Hellwald's Amerika in Wort und Bild 32. Die Ueberschwemmungen im Mississippigebiete 48. Die Reblaus in Californien 80. Ein alter Fehler auf den Karten 80. Eigenthümliche Bestattungsweise in Florida 80. Neue Eisenbahnen 111. Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten 111. Die Cold waves 111. Die Karánkawa-Indianer. Von Albert S. Gatschet 123. Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten 125. Die angebliche Entdeckung der Mississippi-Quelle 128. Erhebung Dakotas zum Staate 176. Ausbeutung der Salzseen 176. Sterblichkeit der Neger in Washington 192. Die Mounds neueren Ursprungs 224. Die Davenport Tablets 224. ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika 233. Die abflußlose Region des Great Basin 272. Bericht über die Station am Point Barrow 303. Abspülung im Mississippigebiete 320. Die Phoca foetida 335. Abnahme der Eskimos in Alaska 335. Urbarmachung der Sumpfländereien 336. Eigenthümliches Hinderniß des Ackerbaus 352.

Mexiko. Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko 208. Schneefall in Guanajuato 320.

Centralamerikanische Staaten. Alte Ansiedelungen am Rio Lagartero 128. Handelsverkehr der centralamerikanischen Häfen 144. Eröffnung des Freihafens Ocos 144. Dr. Stoll's Buch über Guatemala 267. Indianische Brautwerbung in Guatemala 288. Cacaobohnen als Münzen 320.

Südamerika.

Colombia. Die Aussichten des Panama-Kanals 63. Die Goajira-Halbinsel 156.
Guiana. Die Buschneger in Surinam 111. ten Kate's Reisen in Surinam 192. Surinamische Mittel gegen Schlangengift 208. Goldsund 335.
Brasilien. Eine neue deutsche Kolonie in Rio Grande do Sul 96. Ein Zusammentreffen mit Botocuden 237.
Bolivia. Die erste Erforschung des Madre de Dios 28. 42. Fahrstraße von Sucre nach dem Pilcomayo 240.
Argentina. Thonar nach dem Pilcomayo 96. 176. 288.
Chile. Ein Jahr am Kap Horn. Nach Dr. Hyades 1. 17. 33. Botanische Erforschung der chilenischen Anden 77. Kolonisation in Araucanien 208. Deutscher wissenschaftlicher Verein in Santiago 240.
Peru. Die Flora der peruanischen Anden 111. Das Oroya-Fieber 336.
Ecuador. Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln. (Bericht des Grafen R. Pandolfini) 92. Stübel's „Skizzen aus Ecuador" 384. Statistische Zahlen 384.

Polargebiete.

Fang im Polarmeere durch Tromsöer Schiffe 80. Die Untersuchung der grönländischen Westküste 109. Auflösung des Willem Barents-Vereines 352.

Oceane.

Eine Meervergiftung 48. 64. Der Seeweg von Amerika nach China um Kap Horn 64. Flaschenpost und Strömungen bei den Azoren 64. Segelhandbuch für den Atlantischen Ocean 336. Tieflothungen im Stillen Ocean 336.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. A. Firmin, De l'égalité des raees humaines. Anthropologie positive 128. Stoll über den Werth von Schädelmessungen 304.
Ethnologisches. Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. Von Prof. E. Petri 279. 298.
Vermischtes. Die Diaspora-Conferenz 112. Das Antlitz der Erde von E. Süß 122. Die Flotten der Erde 128. Die Anzahl der Blinden auf der Erde 336. Rasche Ausbreitung eines Schmetterlings 366.

Vom Büchertische.

E. Naumann, Ueber den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln 15.
G. Ebers, Cicerone durch das alte und neue Aegypten 15.
Flegel, Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde 16.
Gruber, Das Münchener Becken 30.
Kaden, Neue Welschland-Bilder und Historien 31.
F. von Hellwald, Amerika in Wort und Bild 32.
Lansdell, Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha ꝛc. 47.
Michow, Die Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages 77.
H. Zöller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste Bd. IV. 79.
W. Schneider, Die Naturvölker 80.
A. Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum 95.
S. Günther, Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie 112.
E. Süß, Das Antlitz der Erde 122.
L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen 127.
A. Firmin, De l'égalité des raees humaines 128.
Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin 143.
O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 143.
Roskoschny, Afghanistan und seine Nachbarländer 144.
H. Moser, A travers l'Asie Centrale 159.
E. Pechuël-Lösche, Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete 160.
Severin Falkmann, Im östlichen Finland 174.
F. von Richthofen, Atlas von China 175.
Nordenskiöld's Vegafahrt um Asien und Enropa 190.
G. Warneck, Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? 192.
F. Umlauft, Die Alpen 206.
Mantegazza, Indien 221.
J. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein 222.
Pechuël-Lösche, Herr Stanley und das Congo-Unternehmen 224.
Bastian, Indonesien 256.
Houdas, Ethnographie de l'Algérie 256.
Stoll, Guatemala 267.
A. B. Meyer, Das Gräberfeld von Hallstatt 270.
Chalmers und Gill, Neu-Guinea 272.
W. Lauser, Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen 302.
L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde 303.
v. Richthofen, Führer für Forschungsreisende 304.
Roskoschny, Europas Kolonien 319.
Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel 334.
Heims, Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches 336.
Mehlis, Bad Dürkheim 350.
Buß, Glarnerland und Walensee 367.
Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort 368.
F. Pfaff, Die Gletscher der Alpen 383.
M. Gehre, Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich 383.

Mitarbeiter

(auch Verfasser von übersetzten u. entlehnten Artikeln).

J. Audebert 157.
F. Blumentritt 74. 125. 376.
H. Brincker 231. 253. 265.
de Dobbeler 119. 136. 167. 182. 199. 215.
A. Gatschet 123.
H. Greffrath 110. 187.
Frhr. von Hammerstein 169. 184.
Heyfelder 294. 362.
Joest 358.
Emil Jung 10.
H. Kiepert 287.
W. Köding 202. 217.
C. Mehlis 263. 374.
E. Metzger 58. 87. 103. 311. 327. 343.
W. Mönkemeyer 73.
A. Nehring 107.
Pauli 241.
Petri 279. 298.
Prshewalski 13. 25.
Tappenbeck 285.
Waßmer 358.

Todesfälle und Nekrologe.

Sir F. Evans 173. Guiral 173. Hannington 173. von Lasaulx 173. Mahmud-Pascha 173. Palat 287. Sir A. Phayre 173. Piétri 173. Ploß 173. Ponzi 173. Porri 303. Zacharow 173.

Verzeichniß der erwähnten Autoren, Reisenden u. s. w.

Baker 191. Bjeljawski 350. Bonvalet 302. de Brazza 32. 144. Bühler 382. Bunge 31. Cairns 302. Capucci 191. Capus 302. Cardozo 383. Chandleß 30. Cicognani 191. Combes 160. Dallas 223. Dickson 351. Dolisie 144. Dubrow 239. Ebers 15. Ehrenreich 237. Elisejew 351. Elz 96. Emberg 223. Emin-Bey 256. Falkmann 174. Fischer 207. 303. Flegel 16. 160. 287. von François 78. von Fritsch 368. Forbes 32. 144. 334. Gannett 128. Gehre 383. Grenfell 78. Gruber 30. de Gubernatis 380. Guppy 223. Haacke 191. Hakanson 175. Hale 223. Hammerström 223. Hannington 96. Hardman 186. Heath 29. von Hellwald 32. Holt Hallett 62. Hyatt 48. Ignatiew 302. Irminger 77. Jordana 173. Junghers 175. Junker 256. ten Kate 192. 233. Keller 288. Krasnow 302. Krause 303. Kund 256. 271. 284. Lansdell 47. von Lendenfeld 240. Lenz 207. 239. Lindeman 174. Lindsay 46. 191. 334. Lockhart 127. Maenß 367. Maldonado 29. Martin 208. Massari 175. Merk 174. Metzger 270. Miles Rock 128. Montagu Kerr 175. Montelius 143. Montes de Oca 303. H. Moser 159. J. B. Neumann 159. Ney Elias 190. Osorio 303. Pechuël-Lösche 160. 223. Pfaff 383. Philippi 77. Piper 30. Potanin 190. Prshewalski 13. 25. 40. Rabot

159. Radde 144. Ray 303. Rees 238. Reichard 32. 223. Reischel 365. Miles Rock 128. Rodrigues 63. Rowinski 222. Rüppell 256. Ruire 190. Russell 272. Salimbeni 191. Sawenkow 239. Schmidt 96. Schrader 176. Schwarz 191. Schweinfurth 334. Seeland 206. Sepp 350. Serpa Pinto 383. Simon 31. Slatkowski 239. Stanley 127. Sterret 287. Strachan 271. Stoll 303. Stübel 384. Tappenbeck 256. 271. 284. Taunt 96. Teisserenc de Bort 190. Thonar 96. 176. 288. von Toll 31. Walker 174. Weißer 271. Westendarp 77. Wißmann 127. 256. Wolff 16. Zöller 32. 78. 96.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Das Schloß in Mons 8.
Rathhaus von Mons 9.
Der Hafendamm in Ostende 22.
Die Hallen von Nieupoort 23.
Der Marktplatz von Veurne (Furnes) 24.

Rheinpfalz.

Eisenluppe von Deidesheim 375.

Asien.

Hinterindien. (Reis' Reise.)

Wilde Moïs 50.
Sala in Bassak 51.
Der König von Bassak 52.
Die Ufer des Mekong während der Cholera 53.
Lager auf einer Sandbank 54.
Zusammenkunft mit der Schwester des Königs der Phuöngs 55.
Möong Nhiam 67.
Die Festung Möong Ngan 68.
Hütte der Missionare in Möong Ngan 69.
Details der Befestigung von Möong Ngan 70.
Durchschnitt eines Silo 70.
Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan 82.
Laotische Elephanten mit ihrem Reitzeuge 83.
Uebergang über den Nam Hun 83.
Des Reisenden Hütte in Luang Prabang 84.
Wettrudern in Xieng-Ngun 85.
Bambusflöße 86.
Wasserfall des Nam Se 98.
Fischfangzaun im Nam Kan 99.
Lager im Thore einer Pagode 100.
Ausgehauene Felsen im Nam U 102.
In Gestalt von Thieren bearbeitete Bäume 114.
Möong Ngoï 115.
Die Grotte Tam Krung 116.
Markt der Khas 117.
Zusammentreffen mit den Paï Pu Noï 118.
Abreise der Männer von Pak Ta 130.
Wald von Teakbäumen 132.
Elephant einen Teakstamm schleppend 133.
Leitochse einer Karawane 133.
Die Stadt Xieng Maï 134.
Straße von Xieng Maï nach Lam Pun 135.
Floß von Teakstämmen 136.

Babylonien.

(Dieulafoy's Reise.)

Transport schiitischer Leichen nach Kerbela 290.
Die Ufer des Euphrat bei Hillah 291.
Birs Nimrud 292.
Löwe aus Basalt auf dem Hügel el-Kasr 293.
Babil, Ruinen des Tempels des Merodach 294.
Kerbela 306.
Der Tigris bei Amara 307.
Araber vom Stamme der Beni Lâm 307.
Araberin vom Stamme der Beni Lâm 308.
Imamzade Tuil 309.
Brotbacken bei den Nomaden 310.
Dizful und seine Brücke 322.
Die Mirzas (Secretäre) des Statthalters von Arabistan 323.
Indigofärberei bei Dizful 324.
Matab Chanum 325.
Bibi Dordun 326.
Daniel's Grab 338.
Die Ruinenhügel von Susa 339.
Säulenbasis aus dem Palaste des Artaxerxes Mnemon 340.
Das Dorf Konah 340.
Die Brücke von Schuster 341.
Große Straße in Schuster 342.
Palast des Seid Assadullah Chan 354.
Die Mühlen von Schuster 355.
Mirza Borzog 356.
Seid Mirza Dschafar 356.
Aeußere Mauer und Minareh der Masdsched Dschuma in Schuster 357.
Imamzade Abdullah Banu 370.
Laschgiar-Brücke in Schuster 371.
Bildar (Erdarbeiter) 372.
Bereitung des Duch (Molke) 373.

Assyrische Eisenluppen aus Chorsabad 375.

Afrika.

(G. Révoil's Reise in Ostafrika.)

Haartrachten von Hochzeitsgästen in Gelidi 146.
Einreiben mit Kaffee 147.
Somali-Frauen, sich räuchernd 148.
Gefesselte Sklaven, vom Felde heimkehrend 149.
Streit mit einem Fischhändler 150.
Scheich Omar verlangt Gift von Révoil 150.
Scene bei dem Feste Id Neyrus in Gelidi 162.
Beduinen beim Topfmachen und Schüsselschnitzen 163.
Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe 164.
Eine Karawane setzt bei Gelidi über den Fluß 165.
Ein Gogowin 166.
Ein Gefferkudeh 178.
Der beste Bogenschütze von Gelidi 178.
Sesam-Mühle 180.
Koranschule 181.
Heterocephalus glaber 182.
Ein Somali-Barde 194.
Ein Nachmittag bei der Lieblingsfrau des Scheichs der Gobron 195.
Beduine, seine Kameele bewachend 197.
Révoil's Zelt und Geleitmannschaft 198.
Eine Karawane holt Wasser bei Warman 198.
Der Moôr Warman 210.
Wie man in Warman die Kühe melkt 211.
Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer 212.
In Mogduschu gefundene Armbänder, Geschirre, Lampen u. s. w. 213.
Reste von Gräbern auf den Hügeln von Bet Fras 214.
Höhlen von Mogduschu 214.
Kopfputz der Frauen von Mogduschu 226.
Die Etnaschar von Mogduschu 227.
Marktplatz von Hamarwin 228.
Abfahrt von Mogduschu 230.

Porto Novo.

Fetische 242.
Fetischist 243.
Der Caboschir (Distriktshäuptling) Mao mit seiner Familie 244.
Das Thor zum Königshause 245.
Frau vom Markte kommend 246.
Tamtamschläger 246.
Frauen mit Schnüren um den Hüften 247.

Tunesien.

Sauja Sidi-Mohammed-el-Gebiui 251.
Mausoleum in Hausch Tfascha 251.
Die Nekropole von Hausch Tfascha 252.
Wasserleitung im Wed Scherischera 258.
Oelpresse in Daschra el-Usseltia 259.
Dschama Sidi Okba in Sbiba 260.
Triumphbogen von Sbeitla 261.
Fum el-Gelta 262.
Wasserleitung in Sbeitla 262.
Triumphbogen vor den Tempeln von Sbeitla 274.
Seitenansicht der Tempel von Sbeitla 275.
Rückansicht der Tempel von Sbeitla 276.
Mausoleum bei Bir el-Hafri 277.
Gesammtansicht von Gassa 278.

Südamerika.

Chile (Feuerland).

Die Orangebai 2.
Landspitze Lephay 3.
Eingeborene bei der Ankunft der Expedition 4.
Die englische Mission Uschuaja 5.
Kleine bekleidete Feuerländerin 18.
Altes Weib von Feuerland 18.
Junge Feuerländerinnen 19.
Die Bergkette der Schilderhäuser (Sentry Boxes) 20.
Das Walfischboot während eines Ausfluges 21.
Geschminkte Feuerländerinnen 34.
Hütte im Walde 34.
Feuerländerin mit ihrem Kinde 35.
Hütte der Feuerländer 36.
Feuerländer mit Schleuder und Harpune 37.
Feuerländerin, einen Kormoran rupfend 38.
Jakannsch 38.

Karten.

Karte des Archipels am Kap Horn 6.
Das Land der Phuöng 66.
Karte des Nam U 101.
Dr. Reis' Rückreise 131.
Lauf des Webi Doboï von Schidle bis Galwin 179.
Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi bis Warman 196.
Porto Novo an der Sklavenküste 241.
Das Gebiet im Südwesten von Kairuan 250.
Die Houbirg 264.
Skizze des Meerbusens von Krasnowdsk 296.
Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrheine 375.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ko. Die südliche Spitze von Südamerika hat in neuerer Zeit mehr als in früheren Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt. Die von den Segelschiffen so gefürchteten Gewässer der Magalhâesstraße mit ihren engen Felsenstraßen und ihren fast unberechenbaren Strömungen haben im Zeitalter des Dampfes ihre Schrecken verloren und werden immer häufiger zur Durchfahrt benutzt, selbst Segelschiffe lassen sich lieber durch die Straße schleppen, als daß sie den Kampf mit den verrufenen Stürmen südlich vom Kap Horn aufnehmen, und nach und nach faßt die Civilisation auch in diesen unwirthbaren Breiten festen Fuß. Der „Globus“ hat bereits (in Bd. 47, Nr. 21) einen eingehenden Auszug aus dem Berichte des englischen Missionssuperintendenten Bridge von Doshooia oder Uschuaja gebracht, der fünfzehn Jahre lang dem unfruchtbaren Geschäfte obgelegen hat, den Pescherähs die Dogmen des Christenthums verständlich zu machen; heute hat er den Bericht eines wissenschaftlichen Forschers vorzulegen, welcher ein ganzes Jahr hindurch dort seine Beobachtungen angestellt hat.

Unter den vierzehn Polarstationen, welche auf die Anregung des verstorbenen Weyprecht hin zu gleichzeitiger Beobachtung unter möglichst hohen Breiten bestimmt wurden, kamen auch zwei auf die südliche Erdhalbkugel; die eine auf Südgeorgien wurde Deutschland zugewiesen, die andere am Kap Horn Frankreich. Die französische Expedition bestand aus fünf Mitgliedern, welche einige Monate hindurch im Pariser Observatorium, am Collège de France und am Museum für ihre Aufgaben eingeschult wurden. Den Bericht, welchem die folgenden Angaben und Abbildungen entnommen sind, verdanken wir dem Dr. Hyades, während der Hauptbericht mit den genauen Beobachtungen, herausgegeben von Kapitän Martial, später als selbstständiges Werk erscheinen wird.

Die Regierung stellte der Expedition die von Martial kommandirte Fregatte „Romanche“ zur Verfügung, deren Officiere besonders für diesen Zweck ausgewählt, die Zeit des Aufenthaltes am Feuerlande zu genauen Vermessungen und Sondirungen benutzen sollten. Das Schiff verließ den Hafen von Cherbourg am 17. Juli 1882 und lief am 5. September bei herrlichstem Wetter in die Lemairestraße ein; am folgenden Nachmittage warf es Anker an dem für die Station gewählten Punkte in der Orangebai. Dieselbe liegt an der Ostküste der Halbinsel Hardy, welche von der Insel Hoste vorspringt und deren Südspitze das sogenannte falsche Kap Horn bildet, während das echte, die äußerste Südspitze Amerikas, von einer kleinen Insel südöstlich davon gebildet wird. Die genaue Lage der Station wurde zu 55° 31′ 24″ südl. Br. und 70° 25′ 12″ östl. L. bestimmt. Die Bai, deren Ansicht unsere erste Abbildung zeigt, war gewählt worden auf die Angaben von Fitzroy und Wilkes hin, welche sie 1830 resp. 1839 besucht

hatten; sollten die Terrainverhältnisse sich zu ungünstig erweisen, so war in zweiter Linie die südöstlich davon dicht hinter Kap Horn gelegene Insel Hermitte in Vorschlag gebracht.

Die Mitglieder der Expedition begaben sich alsbald ans Land, um einen möglichst günstigen Punkt auszusuchen, der wenigstens die allernothwendigsten Bedingungen darböte: ein genügend ebenes Terrain für die aufzuschlagenden Häuser, Trinkwasser in der Nähe und einen gesicherten Landungsplatz zu leichter Verbindung mit dem Schiffe. Die erste Bedingung fand leider keine Erfüllung, es waren freilich ebene Stellen da, aber diese waren ohne Ausnahme so sumpfig, daß man kaum hindurch kommen konnte, und an ein Aufschlagen von Wohnungen nicht zu denken war. Man mußte also darauf verzichten und sich entschließen, die Häuschen am Abhange an geeigneten Stellen, die nöthigenfalls durch Unterlegen von Baumstämmen horizontal gemacht wurden, zerstreut anzulegen und schwankte nur noch für einige Zeit zwischen einer später Pointe Lephay genannten Stelle und einem niederen Hügel etwas nördlich davon. Schließlich entschied die unmittelbare Nähe des Wassers für letzteren Platz und früh am 8. September begann mit aller Energie die Ausschiffung der Vorräthe und die Arbeit am Lande. Es war keine Kleinigkeit, denn das ganze Terrain war mit einem dichten niederen Urwalde von immergrünen Buchen (Fagus betuloides) und baumartigem Sauerdorn (Berberis ilicifolia) bewachsen, und an vielen Stellen mußte der Felsen mühsam mit dem Pickel abgesprengt werden, um den nöthigen Raum zu gewinnen. Dann mußten die in Paris angefertigten zerlegbaren Holzhäuser aufgeschlagen werden, sie wurden innen mit Filz beschlagen und der Boden mit Linoleum belegt, um ihn einigermaßen gegen die Nässe zu schützen die in diesen Breiten lästiger ist als die Kälte. Erst am 26. September konnten die Beobachtungen eröffnet werden, vier Wochen später als im Programme vorgesehen war; die Einhaltung war freilich schon durch die verspätete Ankunft unmöglich geworden. Die naturwissenschaftlichen

Die Orangebai.

Beobachtungen begannen dagegen unmittelbar nach der Landung. Auch mit dem Studium der Eingeborenen konnte baldigst angefangen werden. Schon bei der Ankunft des Schiffes sah man an verschiedenen Küstenpunkten Rauch aufsteigen und am folgenden Morgen kamen ein paar aus Rinde erbaute Piroguen, jede eine Familie enthaltend, langseit, um Lebensmittel und besonders Schiffszwieback gegen die geringen Erzeugnisse ihrer Industrie, Halsbänder aus Knochen oder aus kleinen Muschelschalen, Harpunenspitzen und dergleichen einzutauschen. Sie erschienen nicht im geringsten erschreckt oder beunruhigt; Tabak und Branntwein waren ihnen noch unbekannt, alte Kleider nahmen sie wohl, aber in erster Linie stand ihr Sinn nach Eßbarem.

„Es ist nicht gerade leicht, den Eindruck genau in Worte zu fassen, welchen die erste Begegnung mit diesen sonderbaren Geschöpfen auf uns machte. Wohl hatten wir während der langen Ueberfahrt alles zusammengelesen, was frühere Besucher, wie Weddell, Fitzroy, Darwin, Wilkes über die Feuerländer geschrieben, und nach der übereinstimmenden Aussage Aller hielten wir sie für die erbärmlichsten, am niedrigsten stehenden Bewohner unseres Erdballes. Nun kamen sie an Bord ohne das geringste Mißtrauen, Männer, Weiber und Kinder, nackt vom Scheitel bis zur Sohle oder höchstens mit einer erbärmlichen Otterhaut oder Robbenhaut über den Schultern, und wir mühten uns ab, an ihnen die charakteristischen Züge zu finden, welche wir nach den Beschreibungen erwarteten. Was uns am meisten wunderte, war, daß wir kein Wort von ihrer Sprache verstanden, obwohl wir die Vokabularien der Alikhoolyp (Alaculoof bei Bridge) und der Tekinika bei Fitzroy sehr eifrig studirt hatten. Nicht einmal, zu welchem der beiden Stämme die Besucher gehörten, konnten wir herausbringen, das einzige verständliche Wort war biskit (Biscuit)."

Erst am anderen Tage erkannte man allmählich, daß man mit Tekinika — einer Abtheilung der Yahgans bei Bridge — zu thun hatte. Einer von ihnen verstand ein paar Worte englisch und nannte sich Jack; er schien durch seine Kenntnisse eine gewisse Superiorität über die anderen auszuüben, hüllte sich aber, als er in seiner elenden

Hütte besucht wurde, sehr bald in ein mißtrauisches Schweigen. Auch seine Landsleute erwiesen sich in ihren Wohnungen viel weniger liebenswürdig und lebendig, als in ihren Piroguen und schienen nicht recht zu wissen, wie sie die dauernde Ansiedelung der Fremden in ihrem Lande auffassen sollten.

Am 1. Oktober lief ein amerikanischer Robbenjäger in der Bai ein; er hatte in Puntas Arenas von der Expedition gehört und kam nun, um ärztliche Hilfe und Arznei für einen schwer erkrankten Matrosen zu suchen; schon früher hatte er in der Bai Holz und Wasser eingenommen. Auf seiner Fahrt hatte er in fünf Tagen auf den Inseln Diego Ramirez und Ildefonso ungefähr 300 Stück Robben erlegt, an einem Tage einmal 70. Man sucht die Robben am Ufer zu überraschen, umstellt sie und erlegt sie dann mit der Kugel; nur die ganz kleinen werden geschont, sonst Männchen und Weibchen gleichmäßig geschlachtet. Man tödtet sie nur um der Haut willen, die man möglichst rasch abstreift und im Salz konservirt, die Körper wirft man ins Meer. Bei dieser Verfolgung nimmt die Zahl der Robben mit reißender Geschwindigkeit ab; auch der Kapitän des „Thomas Hunt“, der nun die siebente Reise mitmachte, gab das zu. Daß dadurch den armen Eingeborenen das Hauptmittel für ihren Lebensunterhalt entzogen wird, kümmert die Amerikaner wenig.

Es ist übrigens ein rauhes und schweres Handwerk, die Robbenjagd in diesen stürmischen Gewässern. Die Verproviantirung der Schiffe ist meist eine ungenügende und die Mannschaft ist wesentlich auf das Fleisch der Pinguine angewiesen. Skorbut ist darum nicht selten; der Kapitän rühmte dagegen Tomatenkonserven, welche rasche

Landspitze Lephay.

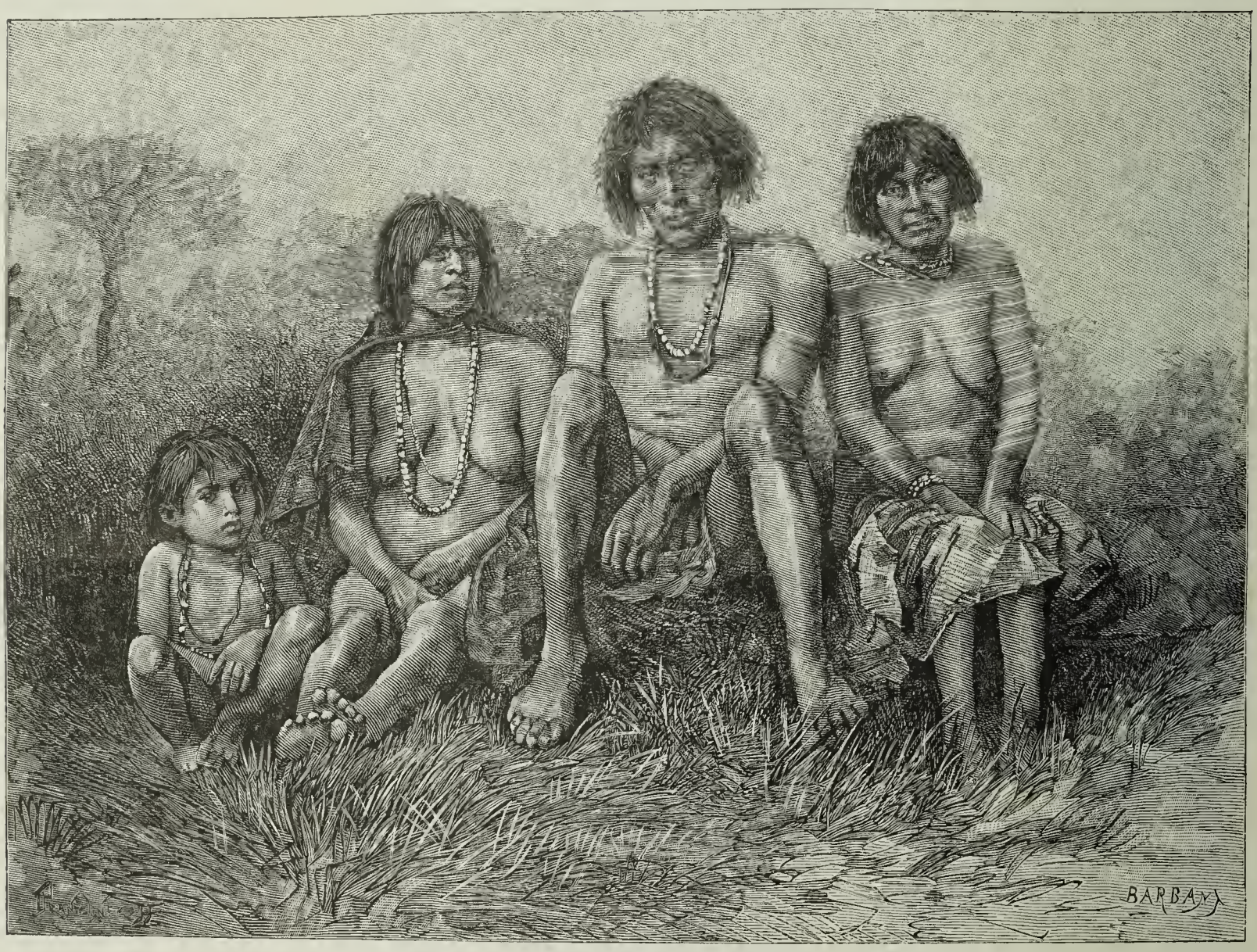
Heilung bewirkt hatten, wo Citronensaft wirkungslos blieb. Häufig setzen die Schiffe auch einige Leute an günstig gelegenen Punkten aus und holen sie später wieder ab; verzögert sich die Rückkehr, so kommen solche Leute oft in die größte Noth und manche solche Jagdgesellschaft ist schon elend zu Grunde gegangen. Auch der Kapitän des „Thomas Hunt“ hatte auf Diego Ramirez ein paar arme Teufel angetroffen, die, nur auf drei Monate verproviantirt, schon vier Monate ohne Nachricht von ihrem Schiffe und dem Hungertode nahe waren; er hatte sie nach der Missionsstation Doshooia am Beagle Kanal gebracht.

Die französische Expedition sollte mit den Bewohnern dieser Mission auch bald Bekanntschaft machen. Am 11. November Morgens lief ein Schiff unter englischer Flagge in die Orangebai ein und ankerte der französischen Station gegenüber. Zwei Herren kamen an Land, der eine ein alter verwetterter Seemann, der andere der Typus eines „respectable clergyman“. Es war der Superintendent Bridge, aus dessen Bericht unser früher gebrachter Artikel entnommen war, und der Kapitän des Missionsschiffes „Allen Gardiner“, Willis. Auch sie wurden nicht nur durch die Neugierde und das Bedürfniß nach Verkehr mit civilisirten Menschen herbeigeführt, sondern ihr Besuch galt in erster Linie dem Arzte Hyades. Es war nämlich in der Mission, der es an ärztlicher Hilfe ganz fehlte, eine eigenthümliche fieberhafte Krankheit ausgebrochen, welche unter den Eingeborenen arge Verheerungen anrichtete und auch die Familien der Missionare bedrohte. Von Herrn Bridge erfuhren die Mitglieder der Expedition auch, daß der seltsame Name der Missionsstation Doshooia, der den französischen Zungen große Schwierigkeiten bereitete, richtig Ouchou-ouaya (französisch), also Uschuuaja (deutsch) ausgesprochen werde, oder einfacher

Uschuaja, eine Schreibweise, deren Annahme sich entschieden empfiehlt.

Da aus der Beschreibung des Missionars sich die Natur der Krankheit durchaus nicht erkennen ließ, war Dr. Hyades natürlich gern bereit, ihn auf dem „Allen Gardiner“ nach der Station zu begleiten und schiffte sich noch an demselben Abend mit ihm ein. Die Station liegt nur ungefähr 100 Kilometer nördlich, aber Windstille verhinderte das Schiff, sie noch am folgenden Tage zu erreichen und zwang es in einer kleinen Bucht des Beagle-Kanals die Nacht über vor Anker zu gehen. Eine zweistündige Fahrt brachte den Reisenden am anderen Morgen an sein Ziel. Es macht einen recht melancholischen Eindruck, wenn man zum ersten Male diese einsamen englischen Häuser, deren Baumaterial ganz aus Europa herübergebracht worden ist, hier am Ende der Welt in dieser traurigen trostlosen Umgebung stehen sieht. Wie das beistehende Bild zeigt, liegt die Ansiedelung auf einer kahlen Fläche am Meere, ohne Bäume in der Umgebung, mit dem Blicke auf eine kahle, lange Zeit im Jahre schneebedeckte Bergkette. Auch die Eingeborenen tragen gerade nicht dazu bei, den melancholischen Eindruck zu zerstreuen. Zweifelsohne sind sie im Vergleiche mit denen an der Orangebai civilisirter; sie tragen Kleider, haben bessere Hütten, einzelne davon sogar von ganz gut gepflegten Gärtchen umgeben, aber sie sehen keineswegs glücklicher aus als ihre wilden Stammesgenossen.

Was Hyades über die Geschichte der Missionsstationen im Feuerlande sagt, stimmt im Wesentlichen mit den An-



Eingeborene bei der Ankunft der Expedition.

gaben von Bridge überein und ist wohl auch der Hauptsache nach von diesem mitgetheilt. Der eigentliche Begründer ist der Kapitän Allen Gardiner, welcher mit dem Missionar Williams und vier Fischern aus Cornwallis 1850 nach dem Feuerlande ging, um zu sehen, welchen Einfluß die von Fitzroy 1830 nach England gebrachten und dort erzogenen jungen Feuerländer auf ihre Landsleute ausgeübt hätten. Sein trauriges Schicksal ist bekannt. Sie versuchten mit zwei Booten an der Navarin-Insel zu landen, wurden aber von den Eingeborenen zurückgetrieben und litten dann Schiffbruch an einer unbewohnten Stelle des südlichen Feuerlandes, wo sie dem Hunger und der Kälte erlagen; ein sorgsam geführtes Tagebuch, das man bei den Leichen fand, gab Aufschluß über ihr Loos.

Drei Jahre später sandte die englische Missionsgesellschaft das nach dem Namen des unglücklichen Kapitäns getaufte Schiff aus, konnte aber auf Feuerland selbst keinen festen Fuß fassen und begnügte sich, auf der Falklandinsel Keppel eine Station zu begründen, wo vorläufig einzelne Feuerländer an die Civilisation gewöhnt werden sollten. Begleitet von einem solchen wagten die Missionare 1859 die Niederlassung zu Wollya auf der Insel Navarin, aber am ersten Sonntage während des Gottesdienstes wurden sie von den Eingeborenen überfallen und sämmtlich erschlagen. Für längere Zeit begnügte man sich nun mit der Station auf Keppel-Island; erst 1868 wurde ein neuer, diesmal erfolgreicher Versuch auf Navarin gemacht. Ueber die weiteren Schicksale giebt unser obiger Artikel Auskunft. Hyades bestätigt im Allgemeinen die Angaben

Die englische Mission Ushuaja.

von Bridge über den gegenwärtigen Zustand der Mission, aber er sieht weniger rosig in die Zukunft. Nur ein kleiner Bruchtheil der Eingeborenen hat durch 15 jährige Arbeit gewonnen werden können; die große Majorität nimmt zwar die Hilfe der Missionare zeitweise in Anspruch, aber sie zeigt nicht die geringste Lust, sich dauernd dort niederzulassen. Selbst Mancher, der völlig für das civilisirte Leben gewonnen schien, wirft auf einmal die Kleider wieder ab, läßt Haus und Garten im Stiche und kehrt zur alten Lebensweise zurück. Aber auch die Bleibenden verlieren schnell die Fähigkeit, sich mit den Hilfsmitteln des Landes selbstständig zu ernähren; ihre auf der Mission erzogenen Kinder verlernen den Piroguenbau und die Seehundsjagd, und da der Gartenbau und die Viehzucht im rauhen Klima nicht ausreichen, sie zu unterhalten, sind sie völlig von den Missionaren abhängig und auf deren Unterstützung angewiesen. Auch leiden sie von Krankheiten viel mehr, als im wilden Zustande. Eine officielle Kolonie, welche die chilenische Regierung im Jahre 1884 nach Ushuaja sandte, brachte die Masern mit und gegen 500 Eingeborene, reichlich die Hälfte des Yahgan-Stammes, fielen dieser bei uns so harmlosen Krankheit zum Opfer.

Da die französische Expedition sich auch während des Venusdurchganges am 6. December 1882 im Feuerlande

Gravé par Erhard

Geographische Lage der Station in der Orangebai: 55° 31′ 24″ südl. Br., 70° 25′ 12″ westl. L. Paris.

befand, war sie mit sämmtlichen für dessen genaue Beobachtung nöthigen Instrumenten ausgerüstet, obschon man in diesem Lande ständigen Nebels und bewölkten Himmels kaum auf einen günstigen Erfolg hoffte. Der Tag begann richtig mit Regen; trotzdem war zur angesagten Stunde alles auf seinem Posten, und siehe da, der Himmel klärte sich, die Sonne erschien und der Durchgang des Planeten konnte in befriedigendster Weise beobachtet werden.

Der Sommer der südlichen Hemisphäre wurde zu Anbauversuchen mit verschiedenen Kulturgewächsen verwandt. Freilich von einem Sommer in unserem Sinne konnte man nicht sprechen. Die Mitteltemperatur des December, des wärmsten Monates, überstieg nicht + 7,9° C., während allerdings die des Juni, des kältesten, nicht unter + 2,2° C. fiel. Das versprach keine sonderlich günstigen Resultate. Außerdem war der Boden sehr ungünstig, theils Sumpf, theils mit Pflanzenresten, die aber keinen Humus bildeten, bedeckt. Klärung und Entwässerung erwiesen sich gleich schwierig. Trotzdem wurden zwei Versuchsgärten angelegt, der eine im Walde, der andere in sandigem Boden am Meeresstrande; Bohnen, Erbsen, Kohl, Salat, Rettig, Petersilie wurden in verschiedenen Varietäten angepflanzt, im Strandgarten auch Kartoffeln. Letztere allein gaben einen kleinen Ertrag, Salat, Kohl und Rettig wuchsen kümmerlich, die anderen Sorten gar nicht. Auf dem Terrain der Missionsstation hat man erheblich günstigere

Resultate erzielt; der Boden ist freilich dort besser und die Lage geschützter, auch der Sommer, da das offene Meer weiter abliegt, wärmer, wie der Winter kälter.

Im Uebrigen war der Sommer, obschon regnerisch, nicht ohne Reiz, die langen Tage, die nur durch eine kurze Dämmerung unterbrochen wurden, für Exkursionen vorzüglich geeignet, und die verhältnißmäßig reiche Flora, von welcher einzelne Glieder, wie Berberis ilicifolia, sich sogar durch schöne Blüthen auszeichneten, trug dazu bei, den Aufenthalt ganz erträglich erscheinen zu lassen.

Mons oder Bergen in Belgien.

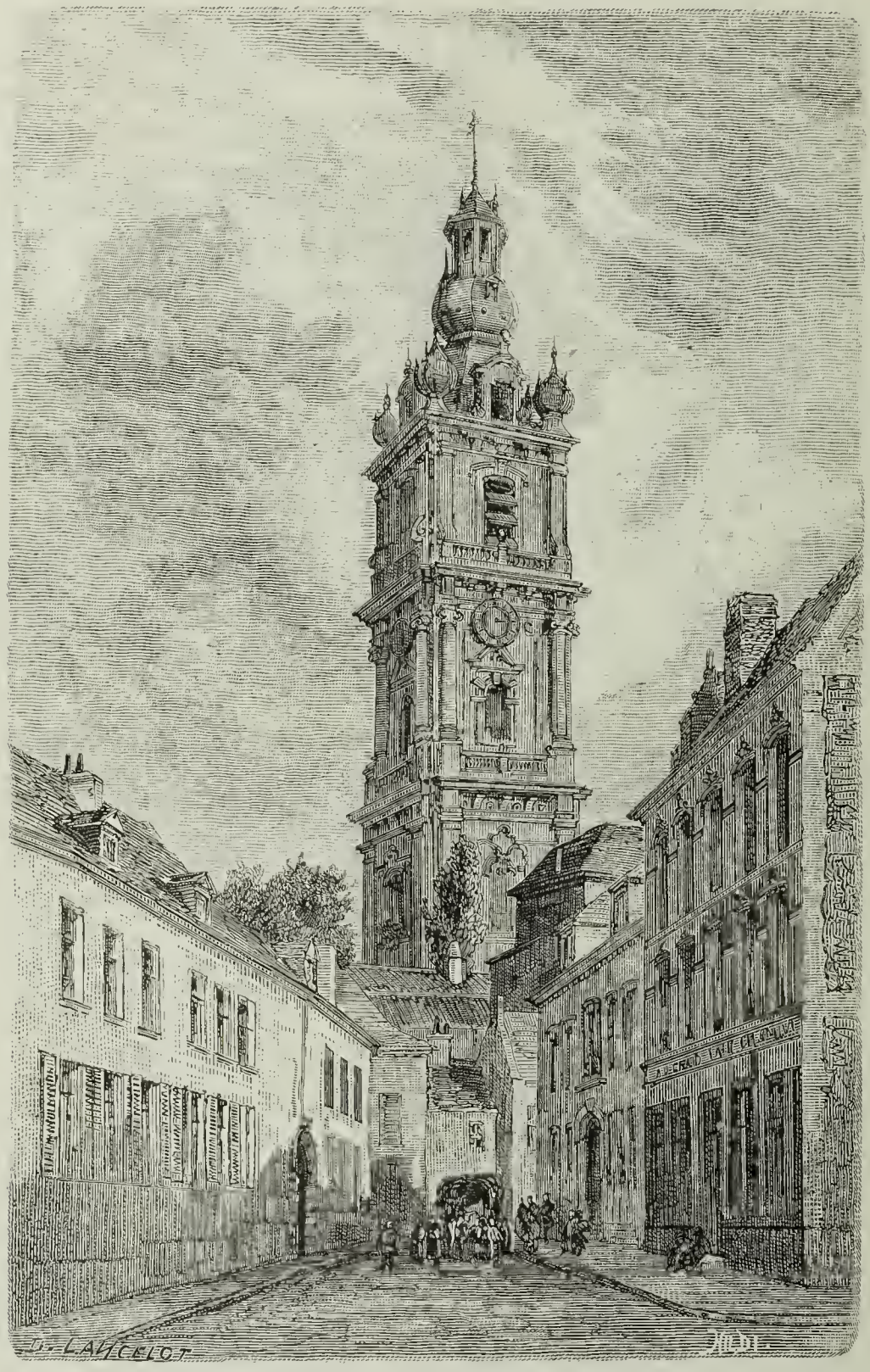
(Die Abbildungen nach Photographien.)

Verläßt man den Bahnhof von Mons, so sieht man vor sich eine breite Straße, welche bald enger wird, sich in scharfen Winkeln umbiegt, öfters keinen Bürgersteig besitzt und zuletzt auf einem großen Platze endet, an welchem sich das Rathhaus erhebt. Sie ist trotz ihrer Unregelmäßigkeit, ihrer Enge und ihrem schlechten Pflaster die Hauptarterie der Stadt, wo der Fremde am besten das Treiben der zu Lustbarkeiten so geneigten Bewohner beobachten kann; hier treiben sich die Müssiggänger umher und hier herrscht der größte Handelsverkehr, es ist die Straße der elegantesten Kaufläden und der buntesten Schaufenster. Hier strömt an Markt- und Kirmestagen aus der ganzen Landschaft Borinage die ungehobelte Masse von Fabrikarbeitern und Kohlenbergleuten zusammen und staut sich vor den farbenprächtigen Auslagen der Händler. Mons ist gleichsam die Hauptstadt dieser Leute, welche nur ein- oder zweimal im Jahre dorthin kommen, um sich einen Feiertag zu machen. Die Dreifaltigkeitskirmeß und die vierzehntägige Messe um den Tag der H. Barbara (4. December) — diese ist die Schutzpatronin Aller, die von einem unbußfertigen Tode bedroht sind, so besonders der Bergleute in den Schachten — sind die Hauptfesttage in Mons, nach welchen sich dort sogar die Zeitrechnung des niederen Volkes richtet, und die nicht nur von den Arbeitern tief drunten im Schooße der Erde, sondern auch von den unteren Schichten der städtischen Einwohnerschaft mit Sehnsucht erwartet werden. In den Buden, die überall an Straßenecken und auf dem Marktplatze errichtet werden, macht man alsdann, wie in Deutschland auch, seine Einkäufe und ergänzt die Geräthe der Wirthschaft, bewundert die Seiltänzer und Somnambulen u. s. w. Den Anfang des Festes macht eine, jedem Montois (Einwohner von Mons) theure Maskerade, der Kampf zwischen dem H. Georg und dem „Dudu“ oder Drachen, der innerhalb einer Einzäunung auf dem Großen Platze vor sich geht und durch einen Aufzug mit Begleitung von lustigen Masken eingeleitet wird. Der H. Georg wird gewöhnlich von einem Kavallerieunterofficier, der fest im Sattel sitzt, dargestellt; der Drache ist eine von einem Menschen getragene Hülle mit schuppigem Leibe, langem Schweife und gutmüthig-dummem Menschengesichte, unter welcher unten die Beine des Trägers hervorschauen. Aber das Volk hängt an diesem seit Jahrhunderten betriebenen Maskenscherze mit einer Zähigkeit, die fast einer besseren Sache würdig wäre. Kurze Zeit vor demselben findet alljährlich ein anderer Umzug statt, eine Procession mit dem „car d'or“, in welchem die ruhmreichen Reliquien der Heiligen Waudru (Walrade) ruhen, durch deren wunderbare Kraft der Tradition zufolge im Jahre 1349 die Stadt Mons von einer furchtbaren Pest befreit worden sein soll. Dann erscheint in einer Wolke von Weihrauch der „Goldene Wagen“, von etwas weltlichen Amoretten ringsum besetzt und auf hohen Rädern ruhend; er hat mit seinem weißgoldenen Nachen ganz die Gestalt der früheren Hofkutschen, in denen Infanten und Herzoginnen ihre Spazierfahrten machten. Oben thront der von Gold strahlende Reliquienschrein und zwölf prächtige Schimmel ziehen ihn. Das nöthige Beiwerk von Meßgewändern, Bannern, weiß gekleideten Mädchen u. s. w. fehlt natürlich nicht. An demselben Tage stellt auch die Kathedrale alle ihre Schätze aus, und um dem Feste noch höheren Glanz zu verleihen, senden die benachbarten Sprengel von Saint-Denis, Havré, Nimy, Ghlin und Hyon ihre schönsten Mädchen in reichem Silberschmucke herüber; letzterer ist meist Geschenk der in der ganzen Gegend zahlreich vorhandenen Ballspielgesellschaften. Der ganze gewaltige Aufzug mit seiner zahllosen Geistlichkeit, den Baldachinen, Tabernakeln, dem Golde, Edelgesteine und prachtvollen Stoffen ist wohl dazu angethan, in den Gemüthern der Zuschauer einen Eindruck von jener Allmacht zurückzulassen, welchen sich der Katholicismus ebensowohl im wallonischen Lande, als in Flandern zu bewahren verstanden hat.

Sind aber diese großen Festtage vorüber, so versinkt das Leben der Bewohner von Mons wieder in seine frühere Eintönigkeit; aber ihr Charakter, in welchem Witz, Munterkeit, starke Einbildungskraft und Spottsucht eine Hauptrolle spielen, hilft ihnen leicht über die langweiligen Stunden, deren es in einer Provinzialstadt nur allzu viele giebt, hinweg und läßt die Geister nicht, wie anderswo, unter der Last der Beschäftigungslosigkeit und Muße einschlummern und erliegen. In allen Ständen und besonders unter dem niederen Volke gedeiht hier der Spaßmacher von Beruf, dessen Witze und Eulenspiegeleien kein Ende nehmen und bei den Genossen dankbarster Aufnahme gewiß sind. Diese Eigenschaft, die lustigen Feste und Bälle, welche die Jugend von Mons bei Kirmessen und Jahrmärkten zu veranstalten versteht, üben eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der nächsten französischen Städte aus, mit denen ohnehin schon ein reger Handelsverkehr besteht. Und daraus sind zahlreiche Familienverbindungen entstanden, welche bei allem Nationalitätsgefühl, das den Bewohnern von Mons eigen ist, doch das Andenken an die Uebel, welche Frankreich zur Zeit Louis' XIV. und Turenne's diesem Lande zufügten, allmählich verwischt haben.

Mons ist heute eine Stadt von hübschem Aeußeren, wohnlich, ohne äußere Prahlerei und hält ihre Spazierwege, Parks und Häuser gut in Ordnung; letztere sind sauber und frisch gestrichen, aber man findet darunter ebenso wenig alte Wohngebäude, wie in der Stadt eine alte Aristokratie. Aber die Männer halten etwas auf eine gute Tafel und ganz besonders auf einen wohlgefüllten Weinkeller, und die Frauen auf Putz, Kleider, Koncerte und Theater. Jeder echte Montois sieht drei- oder viermal im Jahre eine lustige Gesellschaft an seinem Tische, der dann stets mit besonders

gewählten Speisen und Weinen beladen ist; Niemand versteht besser, als der Montois, über die Vorzüge der Traube zu reden und kennt die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln beim Lagern der Flasche genauer. Der wallonische Feinschmecker ist im Uebrigen raffinirter, als der viel verschlingende Bürger von Flandern; letzterer hält es mehr mit den Bordeauxweinen, gegen welche der Wallone eine gewisse Geringschätzung nicht unterdrücken kann; denn ihn befriedigen nur die aristokratischeren Gewächse Burgunds. Ja, böse Zungen wollen sogar behaupten, daß in vielen Familien die Kirmes das ganze Jahr hindurch dauert, und daß in solchen weder Mann noch Frau als Muster guter Haushälter dienen könnte; ebenso verbreitet ist in den unteren Klassen die Lust an Tanzvergnügungen und am langen Sitzen im Kaffeehause. Kurzum, das heutige Mons gewährt einen ganz anderen Anblick als das frühere, als jene kleine Stadt, wo

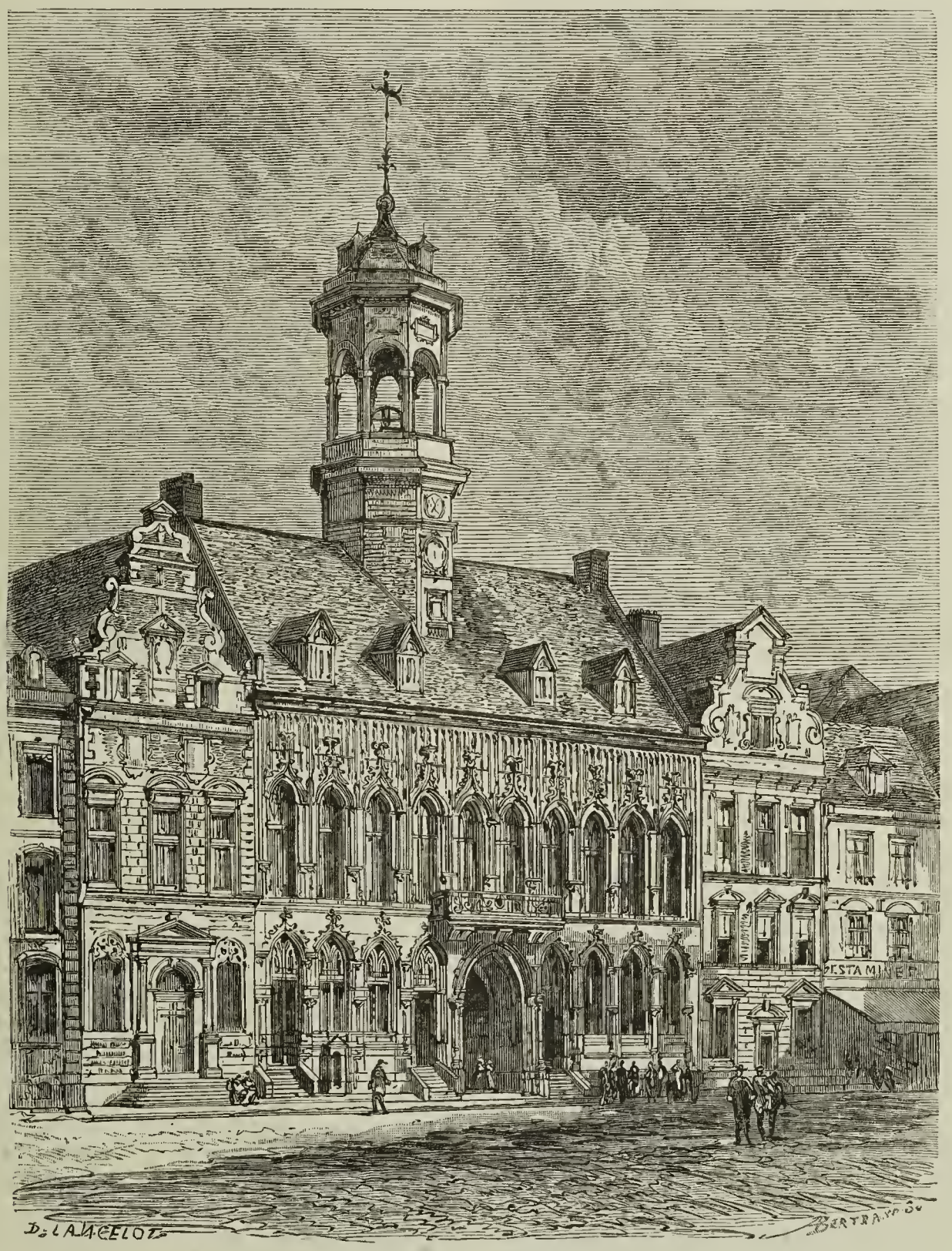


Das Schloß in Mons.

die Pariser Diligence umspannte, und welche mehr einem großen Flecken auf einem Hügel glich.

Dieser Hügel mit den alten rothen Dächern, die sich an seinen Abhängen über einander aufbauen und mit seinem Belfried ist noch heutigen Tages vorhanden, eine Art Oberstadt, an deren Fuße sich seitdem eine neue, regelmäßige, symmetrische Stadt mit prächtigen Façaden, großartigen Kollegiengebäuden und Spitälern, die im Verhältnisse zur Bevölkerung viel zu ausgedehnt erscheinen, gebildet hat. Aber trotzdem zögert Handel und Verkehr, in diese Neustadt hinabzusteigen und fühlt sich in den krummen engen Gassen in der Nähe des Marktplatzes der Oberstadt mehr zu Hause. Auch für das Auge des Reisenden giebt es dort oben mehr zu schauen als in den schnurgeraden, langweiligen Straßen des neuen Stadttheiles, obwohl von wirklich alten Gebäuden oben wenig erhalten ist; aber das Durcheinander von Dächern

in allen möglichen Abstufungen der rothen Farbe und die krummen, winkeligen Straßen, welche man von den Terrassen des Schlosses aus übersieht, lenken den Blick auf sich und ergötzen gerade durch ihre Unregelmäßigkeit. Dieses Schloß ist nebst Sainte-Waudru der höchste Punkt in Mons, darum weithin sichtbar selbst in diesem Lande des Fabrikrauches und eines der wenigen Bauwerke, welche sich in der Altstadt erhalten haben. Freilich datirt der Thurm nur etwa zwei Jahrhunderte zurück und ist darum wohl der jüngste unter allen den Belfrieden, die in flandrischen Landen zum Himmel emporragen. Von der eigentlichen Burg sind nur noch einige dicke Mauerreste eines der ursprünglichen Thore vorhanden. Den alten Thurm hat ein Brand vernichtet; dann errichtete Architekt Ledoulx den jetzigen, der auch schon vor etwa drei Jahrzehnten der Ausbesserung bedurfte. Er zeigt drei Stockwerke klassischen Stils, von einander getrennt



Rathhaus von Mons.

durch italienische Konsolen und Balustraden, und läuft in einen zwiebelförmigen Glockenthurm aus, den an den vier Ecken ebenso viele kleine zwiebelförmige Thürmchen umgeben. Drinnen sind die 36 Glocken des Glockenspieles von Mons untergebracht.

Das Rathhaus der Stadt stammt etwa aus jener Zeit, wo Alba, das unmenschliche Scheusal, in Mons wüthete; aber wie die anstoßenden Häuser, welche alles Alterthümliche verloren haben und sehr gewöhnlich und nüchtern aussehen, so hat auch dieses so viel Veränderungen erlitten, daß es ein Bürger aus jener Zeit schwerlich erkennen würde. Zu der, im zierlichsten Flamboyant-Stile gehaltenen Vorderseite paßt das einfache Dach mit seinen vier Luken ebenso wenig, als der störende Balkon über dem Hauptthore. Das prächtigste Gebäude von Mons ist jedoch die der H. Waudru geweihte Kathedrale, deren Inneres von ergreifender Größe

und Feierlichkeit ist, und die zu den edelsten Kirchenbauten des ganzen Landes zählt. Im scharfen Gegensatze zu den flandrischen Heiligthümern entbehrt sie fast gänzlich des reichen Schmuckes von Statuen und Bildern, nicht zum Nachtheile für die großartige Architektur, deren Schöpfer nicht mehr zu ermitteln ist. Denn Jean de Thuin, welchen man früher für den Erbauer gehalten hat, hat den angefangenen Bau nur zu Ende geführt.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation.

Von **Emil Jung.**

Est autem optimus aër, qui unicuique est nativus.

Jetzt, nachdem sich die Hochfluth kolonialer Begeisterung zu kühlerer Auffassung und Erwägung der realen Thatsachen beruhigt hat, darf man wohl darauf hoffen, daß demjenigen, welcher die Kehrseite des bisher in so anziehenden Farben gemalten Bildes zu zeigen unternimmt, der Vorwurf erspart bleibe, als wolle er den nach so vielen Richtungen hin wünschenswerthen und werthvollen Besitz unserer in Afrika und Australien erworbenen Territorien mäkelnd herunterseßen. Auch ist es vielleicht jetzt am leichtesten möglich, über die dort herrschenden Verhältnisse, namentlich die klimatischen, uns ein abschließendes Urtheil zu bilden, nachdem gerade in allerjüngster Zeit so viele Kundgebungen bewährter Forscher in unsere Hände gelangt sind. Aber da die Mehrzahl derselben theils in meist nur Fachkreisen zugänglichen Zeitschriften verstreut, theils in umfangreichen Werken unter anderem Materiale verborgen liegen, so dürfte eine Zusammenfassung und Nebeneinanderstellung der Thatsachen manchem Leser dieser Blätter wohl erwünscht erscheinen. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt dabei, daß ein langjähriger Aufenthalt auf außereuropäischer Erde, ein vielseitiger Meinungsaustausch mit Männern, welche dauernd auf den betreffenden oder ähnlich veranlagten überseeischen Gebieten thätig waren, endlich eine genaue Einsicht der einschlägigen Litteratur ihm das Gehör aller derer sichern werden, denen eine naturgemäße, dem deutschen Volke ersprießliche Entwickelung unseres neuen Kolonialbesitzes gleich ihm am Herzen liegt.

Nichts dürfte derselben aber schädlicher sein als überschwängliche Illusionen, nichts aber auch in unserer Zeit weniger entschuldbar. Haben wir doch die Erfahrungen verschiedener europäischer Völker, welche sie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sammelten, fertig vor uns liegen mit allen ihren vielfachen Versuchen und Fehlschlägen, Verlusten an Kapital und Menschenkraft und endlichem glücklichem Erfolge. Und giebt uns doch heute die mächtig vorgeschrittene Wissenschaft, die hoch entwickelte Technik, die Vervollkommnung des Handelsverkehrs in allen seinen Zweigen, endlich und nicht am wenigsten unsere hervorragende Stellung unter den Völkern der Erde, mehr wie es je einer Nation zu Theil wurde, die Macht, das Unsere so zu gestalten, daß es am schnellsten und am besten für uns nutzbringend werde.

Als vor mehreren Jahren die Frage: „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ dem deutschen Volke zugerufen wurde, da fand dieselbe, auch in ihrer zur Zeit noch unvollkommenen und mangelhaften Begründung, sofort in weitesten Kreisen lebhafte Bejahung. Aber woran man damals und auch später beständig dachte, ja was allein treibend für die ganze, sogleich entstandene Bewegung wurde, das war der Gedanke an Gebiete, in welche der mächtige deutsche Auswandererstrom, der gegenwärtig fast ausschließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute kommt, gelenkt werden könnte, an Länder, welche unseren Auswanderern nicht eine Verzichtleistung auf ihre nationale Sitte und Sprache auferlegten, welche auch eine Fortdauer wirthschaftlicher Interessengemeinschaft zwischen ihnen und uns ermöglichten. „Los von Nordamerika!“ Das war die Parole, welche man ausgab, indem man auf das südliche Brasilien und die Laplata-Staaten hinwies.

Als aber die deutsche Flagge an den Küsten West- und Ostafrikas, auf großen Inselgruppen Oceaniens gehißt wurde, da glaubte man schnell eine befriedigende Lösung der Auswandererfrage gefunden zu haben, denn nun schien es möglich, gleich den Portugiesen, Spaniern und Briten, die überschüssige Bevölkerung des Mutterlandes dessen Kolonialbesitzungen ohne weiteres zuzuführen. Die Freude über unsere überseeischen Erwerbungen hatte in dieser Erwartung allermeist ihren Grund und selbst sonst besonnene Männer stimmten in das verwerfende Urtheil mit ein, welches über die gefällt wurde, deren kühleres Temperament einem überschwänglichen Enthusiasmus nicht folgen wollte und tropische Gebiete nur für Tropennaturen passend erklärte.

Es ist zu verwundern, daß man sich da nicht an die von anderen Nationen in ihren tropischen Gebieten gemachten Erfahrungen hielt. Wir besitzen darüber ja bereits eine ganze Litteratur. Wir erinnern hier nur an die älteren Schriften von Boudin und Clemens, an das jüngst erschienene kleine Werk von Falkenstein, der vielen, in die verschiedensten Reiseberichte eingestreuten Bemerkungen gar nicht zu gedenken. Am deutlichsten, weil am verläßlichsten, sprechen aber die Ziffern, welche man den Beobachtungen bei französischen, englischen und niederländischen Kolonialarmeen verdankt. In den britischen Kolonien handelte man früher, wie anderwärts, nach dem Grundsatze, daß der menschliche Körper durch längeres Verweilen in gesundheitsschädlichen Lokalitäten gegen die verderblichen Einflüsse eines Tropenklimas abgehärtet und widerstandsfähig gemacht werde. Aber die Praxis erwies diese Lehre von einem allmählichen Akklimatisiren als eine gefährliche Täuschung. Von den in England geborenen Soldaten der Garnison auf Ceylon starben auf 1000 im ersten Jahre 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,2. In Jamaika stieg in demselben Verhältnisse und demselben Zeitraume die Sterblichkeit von 77 auf 93, in Guiana in 11 Jahren von 77 auf 140.

Erst als man den verhängnißvollen Irrthum erkannte und einen völligen Wechsel des Systems eintreten ließ, machte sich eine Besserung bemerkbar. Es war diese Aenderung ein Verdienst des englischen Obersten Tulloch und des französischen Militärarztes Boudin, welche unwiderleglich nachwiesen, daß der Mensch desto hinfälliger werde, je länger er in einem ungesunden Klima verbleibe, und daß

eine periodische Regeneration in klimatisch ihm besser zusagenden Gegenden zu seiner Erhaltung unbedingt nöthig sei. Tulloch berechnete die Zahl der Soldaten, welche in Ostindien seit Anfang des Jahrhunderts dem Klima erlagen, auf mindestens 150000, der Besitz von Algerien hat, nach den Angaben Picard's im gesetzgebenden Körper 1864, Frankreich nicht nur drei Milliarden Francs gekostet, sondern auch das Leben von 150000 braven Soldaten. Von diesen sind bloß 4000 vor dem Feinde gefallen; alle übrigen wurden durch mörderische Krankheiten dahingerafft.

Mit der Einführung des neuen Systems sank die erschreckende Sterblichkeitsziffer, welche für die Garnisonen aller englischen Kolonien im Durchschnitt 48,6 pro 1000 betragen hatte, schnell auf 24 und nach dem Annual Report of the Registrar General für 1872 sogar auf 15,4 pro 1000, immer noch eine sehr hohe Ziffer, wenn wir bedenken, daß bei der preußischen Armee die Sterblichkeit im Durchschnitte der Jahre nur auf 8,9 pro 1000 berechnet wird und daß die der Armee sich zuwendenden Individuen im kräftigsten und widerstandsfähigsten Mannesalter stehen. Darum hat man an der gefährlichen westafrikanischen Küste auch gänzlich von Verwendung englischer Soldaten abgesehen; man verwendet statt derselben heute nur noch mohammedanische Haussa. In Akkra, der Hauptstadt der Goldküstenkolonie, und in Lagos stehen nur ein paar englische Officiere, welche diese eingeborenen Truppen kommandiren.

Die Baseler Missionsgesellschaft ist seit 1828 an der Goldküste thätig und heute liegen von 65 insgesammt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf afrikanischer Erde begraben. Dabei schicken die Missionen nur solche Leute nach Afrika, welche erprobte Aerzte für kräftig genug erklärt haben, den Gefahren des Klimas zu trotzen.

Zöller, der doch selber öfters vom Fieber befallen wurde, und, als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen des perniciösen Fiebers auftraten, sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß er nach menschlicher Voraussicht bei einem nur sehr wenig verlängerten Aufenthalte verloren sein würde, behauptet, daß im Großen und Ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrika und seinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet sei. Als ein Beispiel dafür, daß bei vernünftiger Lebensweise die Fieberkeime das Leben nicht abzukürzen brauchen, führt er den schon seit 33 Jahren in Westafrika lebenden Bischof von Gabun an. Leider ist ein solches Beispiel doch gar zu selten. Wie viele ließen sich dagegen anführen, die „bei vernünftiger Lebensweise" in den kleinen stillen Friedhöfen begraben liegen, deren zahlreiche Grabhügel eine traurige Beredtsamkeit haben!

Stanley hat uns in seinem jüngsten Werke das Klima der Uferlandschaften des Congo als gar nicht so gefährlich geschildert. Erkrankungen und Todesfälle unter den Europäern schreibt er zumeist der mangelhaften Anpassung der Lebensweise an die veränderten Umstände zu und er ist mit seinem Tadel durchaus nicht zurückhaltend. Nach Pechuel-Lösche's, zuerst in Auszügen in der Gartenlaube, jetzt auch in Broschürenform veröffentlichten „Offenen Briefen an Herrn Stanley", deren gereizter Ton freilich hier und da einen Zweifel an ruhiger Objektivität aufkommen läßt, wären die Beamten gar nicht in der Lage gewesen, sich gegen die verderblichen Einwirkungen des Congoklimas zu schützen. Jedenfalls ist seinen Ausführungen nach das Klima in der That verderblich für Europäer. Er beruft sich da auf einen Bericht der politischen Agenten der nordamerikanischen Regierung bei dem Congostaate, welcher vor Kurzem in den sehr werthvollen United States Consular Reports erschienen ist. Dieser Bericht liegt vor uns und bestätigt nicht nur voll und ganz Pechuel-Lösche's Angaben, er vervollständigt dieselben noch in einer für den Congostaat keineswegs vortheilhaften Weise.

Tisdel, das ist der Name dieses Agenten, behauptet, daß von 600 weißen Männern, welche der Präsident der Internationalen Association für dieselbe in den letzten sechs Jahren anwarb, um in Afrika drei Jahre lang zu dienen, bisher nur fünf es ermöglicht haben, während ihrer vollen kontraktlich vereinbarten Zeit auf ihrem Posten auszuharren. Die Liste der Todten, so schreibt er, war auf meiner Marschroute (d. h. von der Küste bis Stanley Pool) wahrhaft schreckenerregend und die Internationale Association kann heute in Afrika höchstens 50 gesunde Männer aufweisen, überhaupt aber höchstens 120. Es war eine seltene Ausnahme, einmal einen gesunden Mann zu treffen. Auch das dem Küstenklima weit vorzuziehende Klima am Stanley Pool scheint ihm dieses Lob kaum zu verdienen; nach seiner Erfahrung ist zwischen dem einen und dem anderen nicht viel Unterschied.

Lieutenant Kund bezeichnet in den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland Stanley's Behauptung, die hohe Sterblichkeit sei wesentlich unrichtiger Lebensweise zuzuschreiben, namentlich der Unmäßigkeit im Genusse an Alkoholika, als durchaus unzutreffend. In den Stationen der amerikanischen Baptisten-Mission, wo alle Missionare Teatotaller, also die strengsten Mäßigkeitsapostel, sind, und in denen der englischen Baptisten-Mission, wo es die meisten sind, ist die Sterblichkeit gerade so groß wie in den Stationen der Association. Von den zehn englischen Missionaren, so schreibt er, starben in den letzten sechs Monaten vier; die amerikanischen hatten im letzten halben Jahre nur einen Todten, jedoch vorher eine große Zahl. Unter den Mitgliedern der Association beträgt nach Kund die Sterblichkeit 25 Proc. im Jahre. Sehr treffend hebt er hervor, daß dies alles Leute im kräftigsten Mannesalter und von durchaus gesunder Konstitution sind, denen nach menschlicher Voraussicht in Europa noch eine lange Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Wir haben schon hervorgehoben, daß nur ein bedingungsloses günstiges ärztliches Attest seinen Inhaber zur Annahme eines Missionspostens in Afrika berechtigt.

Stanley spricht sich dahin aus, daß das Innere weit gesunder sei als die Küstenstriche, daß ein großer Theil des Congobeckens mit einer Temperatur gesegnet sei, unter der jeder Europäer gedeihen und sich vermehren könne, in welcher Ansiedler jahrelang zu leben vermöchten. Lieutenant Kund tritt dem ganz entschieden entgegen. Wenn in den Missionen und bei der Association noch die Mittel vorhanden sind, die Leute gut zu ernähren, sie mit Arzneien zu versorgen und ihnen manchen Comfort zu gewähren, so kann dies bei etwaigen Ansiedlern nicht so der Fall sein, diese müssen daher dem Fieber noch zahlreicher zum Opfer fallen als andere Klassen. Stanley giebt den künftigen Bürgern des Congostaates den Rath, nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte eine dreimonatliche Erholung im nördlichen Europa zu suchen. Wie viele Ansiedler würden wohl die Mittel dazu aufbringen und sich für so lange Zeit von ihren Geschäften entfernen können?!

Kund fährt fort: es ist oft die Ansicht verbreitet, nur der Küstenstrich sei ungesund; das Innere, besonders die höher gelegenen Gegenden, seien gesunder. Dies trifft nicht zu. Die Küste ist am gesundesten, einmal durch den heilsamen Einfluß der Seebrise, das anerkannt beste Heilmittel für Fieberkranke, zum Anderen durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die stetige Verbindung mit

dem reichen Europa ermöglicht. Er bestätigt somit selbständig die Ansichten Tisdel's und Pechuel-Lösche's, von deren Ausführungen er zur Zeit keine Kenntniß haben konnte.

In voller Uebereinstimmung mit den Berichten Kund's stehen die des Dr. Wolff. „Wenn jemand", so schreibt derselbe aus San Salvador, „behauptet, daß das Klima am Congo gesund und die Leute, die dort krank werden, meist selbst Schuld an ihrem Tode seien, so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzutheilen. Daß von der Küste nach dem Stanley Pool das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier ein allgemein angenommener Erfahrungssatz." Von den Leuten, die mit Dr. Wolff gleichzeitig nach der Westküste Afrikas gegangen sind, liegen bereits viele unter der Erde, in San Salvador wurden sogar sämmtliche mitgenommene Loangos vom Fieber ergriffen.

Daß die Nigermündungen mit ihren Sümpfen und Schlamminseln ein sehr ungesundes Klima haben müssen, erscheint selbstverständlich, daß aber auch der Bennë nicht frei von Fieber ist, bestätigt uns abermals Flegel's letzter Bericht, worin er uns meldet, daß drei seiner Leute auf dem Dampfer „Heinrich Barth" fieberkrank seien und die Herren Dr. Semon und Dr. Gürich auf der Fahrt nach Loko am Bennë in so heftiger Weise am Fieber erkrankten, daß Flegel selber bei seiner Rückkehr zum Flusse es als seine Pflicht erkannte, ihnen zur Erhaltung ihres Lebens die sofortige Rückkehr nach Europa zu empfehlen und sie mit dem „Heinrich Barth" sogleich selbst nach Braß zurückzuführen. Beide sind inzwischen in sehr leidendem Zustande in Europa eingetroffen.

Nun hat man davon gesprochen, nach dem Muster der Engländer in Indien, der Holländer auf Java, an höher gelegenen Punkten Gesundheitsstationen zu errichten, zu welchen sich die vom Fieber Ergriffenen zurückziehen könnten, um ihren geschwächten Körper zu erneuter Arbeit zu stärken. In den beiden genannten Ländern hat man so außerordentlich glückliche Resultate erzielt. Die dortigen Gesundheitsstationen, malerisch gelegen, namentlich die, auf welche die eisigen Häupter des Himalaya herunterblicken, sind ganz dazu angethan, Körper wie Geist der Erkrankten zu regeneriren und mit neuer Spannkraft auszustatten. In der That hat man auch in Fernando Poo an so etwas bereits gedacht. In einer Höhe von 400 m hat die spanische Regierung das Sanitarium Basileh errichten lassen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebäude ist, zu dem man, falls der Gouverneur, wie das meistens ohne Schwierigkeit geschieht, die Benutzung gestattet, die nöthigen Lebensmittel selber bringen muß. Zöller bemerkt aber, daß ein an der Westküste der Insel lebender Missionar noch in 500 m Meereshöhe vom Fieber befallen wurde. Buchholz wurde auch in den höheren Lagen des Kamerungebirges das Fieber niemals gänzlich los. Die Beamten der Congo-Association begeben sich zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Mossamedes, dem, wie es scheint, einzigen gesunden Orte an der ganzen Küste Guineas. Nach alledem sind die Gesundheitsverhältnisse Westafrikas die denkbar schlechtesten. Wie es schon viele Opfer gefordert hat, wird es auch noch viele Menschenleben verschlingen, und dennoch sehen wir unseren dortigen Besitz ebenso wenig für werthlos an, als es die Völker anderer Länder thun, welche dort theils eine politische Oberhoheit ausüben, theils ohne dieselbe einen einträglichen und jährlich wachsenden Handel treiben, aber wir möchten diesen Besitz auf seinen wahren Werth taxirt sehen, um durch Verhinderung nutzloser Vergeudung von Kapital und Menschenkraft argen Enttäuschungen vorzubeugen, welche den an sich rühmenswerthen Eifer für koloniale Unternehmungen in unserem Volke nothwendig paralysiren müßten.

Tropische Länder können sich nur für tropische Kulturen und darum auch nur für Menschen eignen, welche in den Tropen ihre Heimath haben, ja wir sehen sogar, wie unter einem heißen Himmel geborene Menschen in ganz ähnlichen außerheimathlichen Gegenden nicht gedeihen wollen. Est autor optimus aër, qui unicuique est nativus. Nur durch die Mittel einer höheren Kultur, durch Befreiung von den rohen primitiven Verhältnissen, nur durch Lossagen von der harten Arbeit, zumal im Felde, unmittelbar unter den ungünstigen Einflüssen eines fremden Klimas, ist es dem Menschen möglich, in anderen Zonen zu gedeihen, welche sich von der seines Geburtslandes wesentlich unterscheiden. „Der Mensch ist ein Parasit der Erde. Und nicht nur der Erde, sondern in der Regel auch speciell eines Theiles der Erde, jenes Theiles, den er seine Heimath nennt. Reißt man ihn los vom Boden, darin er erwuchs, so hat er lange und schmerzensreiche Kämpfe zu bestehen, bis er in fremder Erde Wurzel faßt." Der steigende Verkehr, gefördert durch unablässig sich vervollkommnende Verkehrsmittel, arbeitet freilich fortwährend daran, die Wurzeln, die den Menschen an seine Heimath binden, mehr und mehr zu lockern, ihn aus einem Lokalthiere und Heimathsparasiten zum Kosmopoliten zu machen. Aber dennoch gelingt es dem Menschen nicht, überall eine neue Heimath zu finden. Allerdings zeigt sich der Kulturmensch zum Wechsel des Wohnortes weit mehr befähigt als der rohe Naturmensch, der sich auf fremder Erde immer körperlich und geistig fremd fühlen muß und, wie uns die Erfahrung lehrt, selbst unter anscheinend günstigeren Lebensbedingungen als die heimischen nie recht gedeihen will.

Afrika wird immer den einheimischen oder doch verwandten Rassen verbleiben. Wie viele Völker sind nicht in Aegypten eingezogen und haben dort ihre bleibenden Wohnplätze aufgeschlagen und doch ist das Nilland heute noch von demselben Menschenstamme bewohnt wie zu den ältesten Zeiten. Einen furchtbaren Kommentar liefert dazu das Faktum, daß von Mohammed Ali's neunzig Kindern nur fünf erhalten werden konnten.

Aber diese unumstößlichen Thatsachen sollen uns die Freude an unserem tropischen Besitze nicht verkümmern. Mag sich aus ihnen auch nicht ein zweites Indien, ein neues Java entwickeln, unter vorsichtiger und doch energischer, sorgfältig berechnender und doch muthvoll wagender Leitung können sie von großem Werthe für unser Volk werden. Auf diese Vortheile vielseitigster Art wollen wir hier nicht weiter eingehen, sie sind oft genug, auch von uns, hervorgehoben worden.

Aber die Heimath unserer Auswandererkolonien können sie nicht werden, ein „Neu-Deutschland über dem Meere", etwas Aehnliches, wie England es in Nordamerika, in Australien fand, vermögen sie unserem Volke nicht zu bieten. Und es ist erfreulich, daß in Erkenntniß dieser Wahrheit wiederum auf das Land hingewiesen wird, in dem das Deutschthum so wunderbar kräftig gediehen ist und noch weiter und besser gedeihen wird, wenn das Mutterland, nicht wie bisher, sich kalt von ihm abwendet, wenn es vielmehr voll und ganz die Vortheile erkennt, welche aus einer intensiven Kultivirung dieses Gebietes beiden Theilen wechselseitig zufließen müssen. Der außertropische Theil des südamerikanischen Kontinents bietet, das lehrt eine lange Erfahrung, wie kein anderes Land außerhalb Deutschlands die Bedingungen für eine verheißungsvolle Verwendung unserer überschüssigen Bevölkerung. Dieser Wahrheit,

deren Erkenntniß der Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin seit Jahren zu verbreiten suchte, welche der Westdeutsche Verein zu Düsseldorf dann gleichfalls auf seine Fahne schrieb, hat sich auch der Deutsche Kolonialverein nicht länger verschlossen und wir sehen nun, wie durch Begründung einer wohlfundirten Gesellschaft die lange ventilirte Frage endlich einer praktischen Lösung entgegensieht. Daß diese Lösung eine befriedigende sein wird, daran werden wir, angesichts der Namen, welche sich an ihre Spitze gestellt haben, durchaus nicht zweifeln dürfen.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien[1]).

I.

Oase Tschira, 80 Werst westlich von der Stadt Chotan, den 10. August 1885.

„Wir erreichten Ende Januar die Ufer des Lob-Nor-Sees und verbrachten hier beinahe zwei Monate, uns mit der Beobachtung der Zugvögel und dem Studium der Lebensweise der Eingeborenen beschäftigend. Letztere nahmen uns sehr freundlich auf und waren um vieles aufrichtiger, als bei unserem ersten Besuche im Jahre 1876, wo wir diese Gegend in Begleitung der Gefährten Jakub-Beg's von Kaschgar besuchten.

Die Bewohner der Ufer des Lob-Nor, deren Gesammtzahl sich auf gegen 400 Seelen beiderlei Geschlechts beläuft, wohnen in Rohrhütten, beschäftigen sich mit dem Fischfange und der Entenjagd, theilweise mit der Viehzucht, treiben etwas Ackerbau und werden regiert von Kuntschikan-Bek. Dieser prächtige Mensch erfreut sich der allgemeinen Liebe seiner Unterthanen, für die er wie ein leiblicher Vater sorgt. In Folge dessen lebt er auch in äußerster Dürftigkeit, nachdem die Chinesen durch verschiedene Erpressungen ihn seines Viehstandes und seiner Ersparnisse, sechs Kästchen Silber (etwa 800 Rubel), der Früchte seiner langjährigen Regierung des Landes, beraubt haben. Besonders gab es viel zu zahlen, wie Kuntschikan-Bek erzählt, für die Aufhebung des Befehls, Zöpfe zu tragen. Diese Neuerung erschreckte die Umwohner des Lob-Nor dermaßen, daß Kuntschikan-Bek eine Extrareise nach der Stadt Kurla unternahm, den Chinesen sein letztes Geld aushändigte und mit genauer Noth die Erlaubniß erflehte, den Kopf wie früher rasiren zu dürfen.

Dem äußeren Typus nach bilden die Bewohner der Ufer des Lob-Nor eine Mischung der mongolischen und türkischen Rasse. Ihre Vorfahren, die den Namen Kaurier führten, bewohnten ehemals die Stadt Lob, deren ausgedehnte Ruinen sich noch jetzt am Flusse Dschachansai-Darja, ungefähr 50 Werst südlich vom Lob-Nor, vorfinden. Die Stadt Lob wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zerstört[2]) und die Einwohnerschaft massakrirt. Nur einem kleinen Theile derselben gelang es, in den Dschungeln des Lob-Nor Zuflucht zu finden und leben die Nachkommen desselben noch heute dort; außerdem hat sich eine geringe Anzahl Familien in der Umgegend von Keria, Chotan und Aksu niedergelassen. Anfangs waren die Umwohner des Lob-Nor völlig isolirt und erst vor ungefähr 40 Jahren bei Errichtung der Kolonie Chotan, im Dorfe Tscharchalyk, begannen sie allmählich ein wenig Ackerbau zu treiben und den Zustand vollständiger Wildheit theilweise abzulegen.

Der späte Frühling dieses Jahres hielt den Massenzug der Wasservögel an den Lob-Nor einigermaßen auf, obwohl schon gegen Ende Januar sich kleine Schwärme Enten und Schwäne einstellten, die indessen bald verschwanden, vielleicht in Folge der wieder eingetretenen Kälte. Als dann aber die erste Wärme eintrat[1]), begann mit dem 12. Februar ein ununterbrochener Zuzug von Gänsen und Enten der verschiedensten Gattungen. Schwarm auf Schwarm zogen sie bald niedrig über dem Boden, bald hoch in den Lüften, alle aus Südwesten, aus der Umgegend von Chotan und Keria heran. Unter den Meridianen dieser Oasen ist Tibet am leichtesten zugänglich und den Vögeln aus Indien ist es leichter, ihren anstrengenden Flug über den hohen und kalten Bergrücken zu bewerkstelligen. Jahrhunderte lange Erfahrungen mögen jedenfalls den gefiederten Reisenden diesen leichteren, wenn auch weiteren Weg gewiesen haben.

Nachdem sie den Lob-Nor erreicht, senkten sich einige Zugschwärme eilig zur Rast auf das Eis, während andere am See entlang zogen, um aufgethaute Stellen zu finden. Letzterer gab es aber um Mitte Februar noch sehr wenig, so daß die Vögel sich unwillkürlich mit den schmalen Ritzen der hin und wieder aufgethauten Eisflächen begnügen mußten. Hier sammelten sich Schwärme, jeder aus mehreren tausend Vögeln bestehend, während kleinere Schaaren und einzelne Exemplare wie die Fliegen in den verschiedensten Richtungen sich über dem Schilfmeere tummelten. Dieser Ueberfluß an Wild, das zudem durchaus keine Furcht zeigte, war für den passionirten Jäger eine wahre Freude. Unsere täglichen Jagden lieferten außerordentliche Beute, ganze Säcke getödteter Gänse und Enten wurden nach unserem Lager geschleppt, die dann dem ganzen Detachement zur Nahrung dienten, wobei der über den Bedarf hinausgehende Rest den Bewohnern zufiel.

Diese ungeheure Menge von Vögeln verblieb am Lob-Nor bis in die zweite Hälfte des Februar. In den ersten Tagen des März begannen sie rasch gegen Norden fortzuziehen, so daß auch nicht der zehnte Theil am Platze verblieb. Zugleich begannen sich andere später ziehende Arten von Vögeln einzustellen, die ebenfalls ihre Sommerreise nach den freien Urwäldern Sibiriens antraten. In der zweiten Hälfte des Februar nahm die Frühlingswärme rasch zu, ungeachtet dessen ging der Tarim erst am 27. Fe-

---

[1]) Aus der „St. Petersburger Zeitung", 1885, Nr. 310 bis 313 und Nr. 316 bis 318. Vergl. des Reisenden vierten Brief „Globus", Bd. 48, S. 26.

[2]) Nach lokalen Ueberlieferungen fand die Zerstörung der Stadt Lob drei Jahre vor Annahme des mohammedanischen Glaubens seitens Togluk-Timur-Chan statt.

[1]) Die Umwohner des Lob-Nor verstehen die Naturerscheinungen genau zu beobachten. So versicherten sie uns, daß die Frühlingswärme eintreten würde, sobald der Februar-Mond durch das Sternbild des Orion gegangen, was sich thatsächlich erfüllte.

bruar [1]) auf und der Lob-Nor befreite sich erst von seiner Eisdecke um Mitte März, als die Mittagstemperatur im Schatten bereits die Höhe von + 30° C. erreichte. Gleichzeitig traten starke Stürme ein, die den ganzen Frühling bis in den Juni hinein währten und ausschließlich aus Nordosten aus den kälteren Gegenden der hochgelegenen Wüste Gobi wehten. Sie führten immer Staubwolken mit sich, die als dichter Nebel die Atmosphäre anfüllten. Dieser Staub blieb, nachdem das Sturmesrasen sich gelegt, so zu sagen in der Luft hängen und verdeckte den ganzen Horizont. Die Staubatmosphäre bildet überhaupt ein charakteristisches Zubehör des Tarim-Bassins; ein klarer blauer Himmel ist hier eine große Seltenheit. Dieser Staub ist übrigens, wenn auch nicht in solcher Menge, auch anderen Gegenden Mittelasiens eigenthümlich und bildet er nach dem Niedergange aus der Atmosphäre jenen eigenartigen, sehr fruchtbaren Boden, welcher unter dem Namen Löß bekannt ist und sich sporadisch auf einem ungeheuren Flächenraume zwischen dem Kaspischen Meere und dem Stillen Ocean niedersenkt.

Am 20. März verließen wir den Lob-Nor und nahmen unseren Weg über das Dorf Tscharchalyk nach der Oase Tschertschen, die vom Lob-Nor 373 Werst entfernt ist. Das letzte Drittel dieses Weges läuft oberhalb des Flusses Tschertschen-Darja, der seinen Lauf am Fuße der tibetanischen Gebirgskette beginnt. Dieses Gebirge umrahmt mit einer ununterbrochenen gigantischen Mauer das ganze tibetanische Hochland vom oberen Laufe des Huan-he (Hwang-ho) bis dicht an den Karakorum-Gebirgszug. In seinem östlichen Theile unter dem Namen Nan-Schan bekannt, heißt der mittlere Altyn-Tagh. Weiter südwestlich dagegen von den Quellen des Flusses Tschertschen hat die erwähnte Gebirgskette bei den Eingeborenen keinen bestimmten Namen und ich gab daher dem Theile, der zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria belegen ist, den Namen „Russisches Gebirge".

Den Boden der Wüste am Fuße des tibetanischen Gebirgsrückens bildet nacktes Kieselgeröll, an das sich Flugsand schließt, der dann die ganze ungeheure innere Ebene des Tarim-Bassins ausfüllt. Aus diesem Sande haben sich unregelmäßig zusammengewehte Hügelgruppen und Abhänge gebildet, die mit Höhlungen und Vertiefungen abwechseln. Hier giebts weder Wasser, noch irgend welche Vegetation oder thierisches Leben. Es müßte denn sein, daß irgendwo innerhalb der Sandebenen unterirdische Gewässer zu Tage treten und dann kleine Oasen bilden, doch sind diese Oertlichkeiten dem Menschen gänzlich unzugänglich.

Der Fluß Tschertschen-Darja nimmt seinen Weg am östlichen Rande der Sandwüste; ihm entlang lag, wie oben bemerkt, unser Weg. Entgegengesetzt den übrigen Flüssen des Tarim-Bassins, welche sich ein tiefes muldenförmiges Bett geschaffen haben, hat der Tschertschen nicht die genügende Kraft, um eine tiefe Rinne zu bilden und ergießt sich daher in einem breiten, oft Krümmungen bildenden Laufe über den beweglichen Sandboden. Die Strömung ist sehr stark, die Tiefe aber, mit Ausnahme von Bodensenkungen, unbedeutend; das Wasser ist sehr schmutzig. Dessen ungeachtet hat der genannte Fluß eine Menge Fische fünf verschiedener Arten, von denen eine eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 33 Pfund erreicht.

Die Ufer des Tschertschen bilden breite, mit ärmlicher Vegetation bestandene Streifen Landes. Von Bäumen kommt hier nur die verschiedenblätterige Pappel (Populus diversifolia, Schrenk) unter dem lokalen Namen „Tugrok" vor, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und eine Dicke von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser erreicht. Dieser Baum ist verkrüppelt und krumm, seine Rinde geborsten und hängt nicht selten herab, dabei immer mit einer dichten Lage Staub bedeckt; an den Bruchstellen krystallisirt statt des Baumsaftes ein Anflug von weißem Salze hervor. Von Sträuchern findet man am Tschertschen in Mengen die Tamariske, Myrikaceen und eine Art Salzkraut; weniger sind vertreten — Sanddorn (Hippophaës rhamnoides), Oleaster (Elaeagnus hortensis), Kendyr oder Feldgurke (Vincetoxicum sibiricum), Dshantak-Tamariske (Tamarix tatarica) und Süßholz (Glycyrrhiza echinata); Schilfrohr findet sich in Menge an den Ufern des Flusses, dagegen sahen wir von sonstigen Gewächsen nur hin und wieder verschiedene Kompositen, Traganth und wilden Spargel. Alle diese Sträucher und Gewächse sind mit einer dichten Staubschicht bedeckt, so daß man sie, ohne sich zu beschmutzen, nicht anrühren kann. Zudem ist der Boden zwischen dem Gestrüppe, wie auch in den Tugrok-Wäldern, kahler Lößlehm mit Sand, entweder mit einer salzhaltigen Kruste bedeckt, oder ganz lose wie Asche. Unter den Bäumen liegen Mengen vom Sturm abgebrochener Zweige und Haufen trockener Blätter, welche, wenn vom starken Winde in Bewegung gesetzt, klappern, als ob sie von Stein wären. Mit einem Worte, die hiesige Vegetation bietet ein unerfreuliches Bild selbst im Frühlinge — in der ersten Hälfte des April. Ungeachtet starker Hitze war fast kein Grün zu erblicken. Nur hin und wieder an feuchten Stellen sproßte das Schilfrohr empor und blühte unmerklich der Tugrok und Sanddorn. An Stelle der Blumen und Schmetterlinge krochen Skorpione umher und bei stillem Wetter schwärmten ganze Wolken kleiner Fliegen und Mücken. Nicht besser war es in der Atmosphäre. Hier erfüllte beständig ein dichter, von den häufigen Stürmen herangewehter Staub die Luft, verdunkelte den Horizont und ließ die näher liegenden Gegenstände in gelblich-grauer Färbung erscheinen. Zudem war der Himmel stets bewölkt und wenn die Sonne auch zuweilen hervorbrach, so erschien sie als matte, glanzlose Scheibe, deren fahle Strahlen dennoch unerträglich sengten.

Die Fauna am Tschertschen-Darja ist ebenso arm. Von größeren Thieren trafen wir die Antilope „Chara-Sult", Hirsche und Wildschweine in geringer Zahl an; außerdem kommen Wölfe, Füchse, Hasen und kleine Nagethiere vor. Die Vogelwelt ist am stärksten durch die dem Saksaul-Gestrüppe eigenthümlichen Holzhäher und Sperlinge, ferner durch folgende Arten: Specht, Grasmücke, Würger, Segler und Wiedehopf vertreten, nur selten fanden sich Fasanen. Wasservögel und Strandläufer waren im Flußbereiche wenig anzutreffen, weil es hier an Schilfseen mangelt und überhaupt keine geeigneten Rast-, Futter- und Brutplätze vorhanden sind. Ungeachtet dessen, daß wir uns mitten im Frühlinge befanden, hörte man höchst selten das Zwitschern irgend eines Vögelchens. Grabesruhe herrschte nicht nur in der seitab liegenden Sandwüste, sondern oft auch am Flußufer selbst.

Am 14. April erreichten wir die Oase Tschertschen, die in einer absoluten Höhe von 3800 Fuß, ungefähr 60 Werst vom Austritte des Tschertschen-Darja aus dem Gebirge an diesem belegen, gleich den anderen Oasen Central-Asiens eine kleine grüne Insel in der wilden Einöde bildet. Die ganze Oase enthält ungefähr 600 Höfe, die von gegen 3000 Seelen beiderlei Geschlechts bewohnt werden. Diese Ansiedelung ist erst vor 90 Jahren durch Emigranten aus Chotan, Keria, Aksu und Kaschgar gegründet worden. Die ersteren gehören dem Stamme der Matschin, die letzteren dem der Ardbül an. Beide unterscheiden sich dem

[1]) Im Jahre 1876 ging der Tarim in der Nähe des Lob-Nor am 4. Februar auf.

äußeren Typus nach ziemlich scharf von einander. Die Matschin, die alten Ureinwohner des östlichen Turkestan, bewohnen jetzt den südöstlichen Theil desselben von Tschertschen über Keria bis Chotan und die benachbarten Berge; eine kleine Zahl lebt auch in Jarkend. Die Ardbül wohnen nach Mittheilungen der Eingeborenen von Aksu bis Kaschgar inklusive. Oestlich von Aksu dagegen, in den Städten Boy, Kutscha und theilweise in Kurla lebt, nach denselben Quellen, der Stamm der Churassan, der den Traditionen zufolge noch zu Zeiten Alexander's von Macedonien aus Afghanistan eingewandert ist. Diesen Völkerschaften des östlichen Turkestan haben sich andere Stämme zugesellt, die zum größten Theil als Eroberer, seltener als Kaufleute und Kolonisten auftraten. Dergleichen waren im Alterthum die Uiguren, Chinesen, Araber, die die Lehre Mohammed's mitbrachten, die Mongolen und in neuerer Zeit — wieder Chinesen, Andshanen (Bewohner Khokands), Hindus, Afghanen u. A. Individuell konnten wir bisher nur die Matschin beobachten und von ihnen wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur anführen, daß dieser Volksstamm in seinem Typus eine Kreuzung mit mongolischem Blute zeigt, während die Ardbül, besonders die älteren Leute und Greise, den Juden sehr ähnlich sind, oder richtiger gesagt, eine Mischung der türkischen und semitischen Rasse vorstellen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Insel Ceylon ist bekanntlich in neuerer Zeit der Hauptproduktionsort für Chinarinden geworden. Man hat auch dort die zuerst in Java angewandte Methode eingeführt, daß man Pfropfreiser von besonders gehaltreichen Bäumen auf andere schnellwüchsige Arten pfropft. Die Produktion ist von 16000 Pfd. in 1874, wo der erste Export stattfand, innerhalb des verflossenen Decenniums auf 11678000 Pfd. gestiegen und würde im verflossenen Jahre noch erheblich größer gewesen sein, wenn nicht der jähe Preissturz in Folge der Ueberproduktion viele Pflanzer veranlaßt hätte, mit dem Schälen der Bäume einzuhalten. Neupflanzungen erscheinen bereits kaum noch rentabel. — In zweiter Linie kommt Java mit seinen ausgedehnten Pflanzungen hochprocentiger Cinchona Ledgeriana, die aber durchschnittlich noch jung sind und den Weltmarkt noch nicht sonderlich beeinflussen. Indien, Jamaika und Guatemala fallen noch weniger ins Gewicht, am wenigsten Bolivia, dessen natürliche Cinchonawaldungen, weil zu abgelegen, bei den heutigen Preisen nicht konkurriren können, während die seit Ende der siebziger Jahre angelegten Pflanzungen noch zu jung sind, um schon einen Ertrag zu liefern.

— Ed. Naumann, Ueber den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln. — Begleitworte zu den von der geologischen Aufnahme von Japan für den internationalen Geologen-Kongreß in Berlin bearbeiteten topographischen und geologischen Karten. (Berlin, Friedländer. 8°. 91 S.)

Mit unerhörter Schnelligkeit nähert sich Japan der Höhe der Civilisation. Noch vor kaum mehr als 30 Jahren war es selbst für den einzelnen Forscher absolut unzugänglich; heute besitzt es alle Errungenschaften unserer Kultur und seine Gelehrten beginnen, wenn auch meist noch von Europäern geleitet, tüchtig mitzuarbeiten am Werke der Wissenschaft. Unter der Leitung unseres Landsmannes Naumann haben die Arbeiten der geologischen Landesaufnahme bereits solche Fortschritte gemacht, daß es möglich war, nicht nur eine geologische Karte des Inselreiches zu entwerfen, sondern auch die Grundzüge einer Geschichte der Bildung des Landes aufzustellen, welche als Erläuterung zu jener Karte jetzt vorliegt. Sie zeigt Yesso nicht nur jetzt, sondern auch schon in der Urzeit von Japan sannistisch geschieden, Japan selbst durch eine tiefe grubenartige Senke, welche genau der größten Krümmung des Inselbogens entspricht und durch die Vulkane Fuji, Yatsugadake, Tateshina und andere Vulkane eingenommen wird, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt, welche ihre besondere Entwickelung genommen haben und, wie die Erdbeben zeigen, auch heute noch geologisch unabhängig von einander sind. Wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten müssen wir auf die Broschüre selbst verweisen. Ko.

Afrika.

— Georg Ebers, Cicerone durch das alte und neue Aegypten. (Ein Hand- und Lesebuch für Freunde des Nillandes. Deutsche Verlagsanstalt, 1885. 2 Bde.)

So viel Bücher auch über das Pharaonenland schon geschrieben worden sind, keines von ihnen verdient so sehr die Gunst des Publikums wie das vorliegende trotz seines etwas seltsamen Titels. Man mag über die Figuren von Ebers ägyptischem Romane streiten, mag sie moderne Deutsche in altägyptischer Maske nennen, über den Werth des vorliegenden Buches wird man wohl einig sein. Vor dem gewöhnlichen Reiseschriftsteller hat der Verfasser den Vorzug, daß er ein Aegyptologe ist, welcher den Stoff völlig beherrscht und selbst an der Erforschung des Landes mit gearbeitet hat, vor seinen gelehrten Genossen den noch erheblicheren, daß er den für das größere Publikum nöthigen Ton unbeschadet der Wissenschaft ganz vorzüglich zu treffen versteht. So führt er uns erst in das antike, dann in das moderne Alexandria und durch das Delta in das Land Gosen, dann nach Memphis mit seinen Pyramiden und seiner unvergleichlichen Todtenstadt, und dann wieder über den Nil herüber zur Perle des Orients, dem unvergleichlichen Kairo. Dort von Moschee zu Moschee wandernd erzählt er uns die Geschichte der verschiedenen Dynastien, die sich hier durch ihre Bauten verewigten, von dem Eroberer Amr an bis zu den letzten Mamelucken und dem Beginn der Türkenherrschaft, mit welcher die Blüthe der Stadt wie die Aegyptens hinwelkt. Der zweite Band entrollt uns die Neugestaltung des Landes unter Muhamed Ali, unter seinen Nachfolgern, unter denen im Gegensatz zur landläufigen Ansicht der Chediw Ismail besonders gelobt wird, und die Wiederentdeckung der Alterthümer, die Verdienste von Champollion, Mariette und Maspero, und das Museum von Bulāk. Aber nicht die alten Aegypter allein ziehen den Verfasser an, die Kapitel über die Universitätsmoschee el Azhar und über das moderne Volksleben in Kairo gehören zu den besten des ganzen Buches.

Von Kairo aus führt uns eine Dahabīje den Nil hinauf, vorüber an den Ruinenstätten von Medun, an den Grüften von Beni-Hasan, an Abydos und Dendera nach dem hundertthorigen Theben und seinen Wunderbauten,

an welche sich die Geschichte des alten Aegypten anknüpft, und dann weiter den Strom hinauf bis zum Fuße der Katarakten und der reizenden Insel Philae. Ueber den Todten werden die Lebenden nicht vergessen, das Leben der Fellachen, die Kultur des Landes werden mit unverkennbarer Liebe geschildert, und wenn der Leser am Ende des Buches anlangt, wird er wirklich, wie ihm der Verfasser in der Vorrede verheißt, sich zu Hause fühlen in diesem merkwürdigsten aller Länder. Ko.

— Die Baluba-Leute, welche die Wißmann'sche Expedition aus ihren Wohnsitzen am Lulua nach dem Congo begleiteten, werden unter Führung von Dr. Wolff auf dem, unlängst in Leopoldville angekommenen und zusammengesetzten Dampfer „Stanley" in ihre Heimath zurückgebracht werden. Lieutenant Wißmann befindet sich bereits auf der Rückreise nach Europa in Madeira.

— Seinen zahlreichen Freunden und Bekannten hat Ed. Robert Flegel ein hübsches Andenken übermacht in einer kleinen Broschüre, betitelt „Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten u. s. w." (Mit einem Porträt Flegel's und seiner beiden Haussa-Freunde. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1885.) Er giebt darin die wechselvolle Lebensgeschichte des ältesten seiner Begleiter, des Mai gasin baki, der es von kleinen Anfängen zu der hochangesehenen Stellung eines Karawanenleiters und Großkaufmanns gebracht hat, um dann in Folge des Erstarkens des englischen Handels auf dem Benuë wieder zu verarmen. Dann folgen allgemeine Angaben über die socialen Verhältnisse und den Charakter der Haussas und der Fuldes und schließlich Aufzeichnungen aus dem Tagebuche des jüngeren der beiden Begleiter. Die Haussas sind seßhafte Ackerbauer mit blühenden Städten, entwickelter Industrie und großem Handel; es sind Leute von untersetzter Gestalt, gedrungen, fleischig, von guter Muskulatur, dunkelfarben mit kurzem Wollhaar und von Negertypus; die Fuldes dagegen leben abgeschlossen als nomadisirende Hirten, ohne Handel und Industrie, tauschen ihre geringen Bedürfnisse gegen die Ueberschüsse der Erträge ihrer Heerden ein, indem sie in patriarchalischer Art unter einem Familienoberhaupte in größeren und kleineren Gruppen zusammenleben und sich bei zunehmender Vermehrung immer wieder trennen und absondern. Von Körper sind sie schlank und sehnig, hellfarben mit langem, weniger krausem Haare, von mehr kaukasischem Gesichtsausdrucke. Die Haussas sind im Allgemeinen klug und einsichtsvoll, tolerant in Glaubenssachen, muthig und männlich stolz, dem Lebensgenuß leicht ergeben und doch oft sehr mäßig, witzig, heiter, freigebig, gastfrei und herzlich gemüthvoll, aber auch streitsüchtig und leichtgläubig, zuweilen ebenso gedankenlos wie lügenhaft aufschneiderisch, selbstsüchtig, betrügerisch und eigenmächtig; Alter und Erfahrung wird hoch geachtet, dagegen ist das Familienleben oft locker. Die Fuldes sind dagegen verschlagen, schlau, weniger tolerant, voll Leidenschaft, oft hochmüthig und anmaßend, rachsüchtig und nachtragend, geizig, aber auch ernster und strenger, dankbar und treu zu ihrer Ueberzeugung haltend, oft selbst eine kleine ihnen erzeigte Wohlthat nicht vergessend, Ordnung und Gesetz achtend und aufrechthaltend, empfindsam, weich und friedliebend; das Familienleben erscheint sehr ausgebildet, und der Besitz wird auf die Kinder nach dem Rechte der Erstgeburt übertragen. Aber diese Gegensätze zwischen den einstigen Herren, den Haussas, und den seit Anfang dieses Jahrhunderts erst zur Macht gelangten Fuldes, haben sich heutigen Tages schon etwas verwischt. Flegel bezeichnet es heute fast als eine Unmöglichkeit, einen Haussa von reinem Blute herauszufinden unter dem Mischvolke mohammedanischen Glaubens, das sich Haussa nennt, und bei welchem sich Sprache und Sitte, und wohl auch viele Charaktereigenthümlichkeiten der Haussas fortgeflanzt haben. Es fließt ja fast das Blut aller Völker von den Gestaden des Indischen Oceans im Osten, des Mittelländischen Meeres im Norden und des Atlantischen im Westen und Südwesten, bis wenige Grade nördlich vom Aequator, also fast aller Völker bis nahe an das Congoufer im Süden, in ihren Adern. Aehnlich geht es mit den Herrschergeschlechtern der Fuldes und den Städtebewohnern — nur unter den nomadisirenden Fuldes giebt es noch manche Ausnahmen. — Die Gegensätze zwischen Haussa und Fulde bestehen wohl und sind auch für den Fremden leicht erkennbar; dennoch hat eine große Annäherung stattgefunden. — Den Schluß des hübschen Heftes machen einige Blätter aus Madugu dan Tambari's Tagebuche, die einen interessanten Einblick in das Geistesleben dieser Leute gewähren. Als Probe diene Folgendes: „Wir sahen das Haus des Besitzers der bedruckten Papiere (Berliner Tageblatt). Alles war mit Eisen geschrieben, das Eisen faltete auch das Papier, das Eisen warf das Papier, aber die das Papier aufhoben, waren Menschen. Es gab mehr als hundert Männer und Frauen in seinem Hause, welche arbeiteten. In einem Tage schreibt er auf diese Weise 2000 Bücher oder 10000! Es giebt Räume voll Papier, bedrucktes Papier, das ist sein Reichthum, sein Handel. Diese Arbeit hat in uns Staunen erweckt, es war kein Ende."

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem bereits am 29. November 1878 von den Oberhäuptlingen von Jaluit der dortige vorzügliche Hafen als Kohlenstation an das Deutsche Reich abgetreten worden war, wurde daselbst am 15. Oktober 1885 die deutsche Flagge gehißt und ebenso auf sämmtlichen wichtigen Plätzen der Marshall-Inseln (ihren Namen tragen sie von dem englischen Kapitän, der mit Gilbert zusammen 1788 fast ganz Ratak, d. h. die östliche Hälfte des Archipels auffand). Es sind im Ganzen 33 Inseln, welche von etwa 10000 als freundlich, gefällig und sanft geschilderten Mikronesiern bewohnt werden. Seit 1879 besteht auf Jaluit, der wichtigsten Insel, ein deutsches Konsulat; deutsche Interessen sind dort, sowie auf sieben anderen Inseln, durch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Firma Robertson und Hernsheim vertreten. Außerdem arbeiten dort eine neuseeländische, eine amerikanische und eine hawaiische Firma. Die Mission ist in den Händen der Boston Mission Society. Die „Hamburger Börsenhalle" theilt folgende Statistik für 1883 mit; unter den damals eingelaufenen 67 Schiffen befanden sich 39 deutsche, 3 englische, 7 amerikanische, 1 französisches, 1 dänisches, 5 hawaiische und 11 unter der 1878 kreirten Jaluit-Flagge. Der Exportwerth der Produkte, welcher sich seitdem gesteigert haben soll, belief sich auf 800000 bis 1000000 Mark.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Mons oder Bergen in Belgien. (Mit zwei Abbildungen.) — Emil Jung: Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 3. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 2.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die Mitglieder der Expedition mußten natürlich den größeren Theil ihrer Zeit der Beobachtung der verschiedenen Instrumente widmen, doch blieb auch noch einige Muße übrig für die Untersuchung des ja fast noch jungfräulichen Landes und die auch aus Gesundheitsrücksichten unbedingt nöthige Jagd. Diese war im Anfange wenigstens trotz des Mangels von Hunden nicht schwierig, denn das Wild war durchaus nicht scheu, und selten blieb eine Jagdexkursion ohne Beute. Allerdings war das Wild nicht sehr mannigfaltig und bestand fast ausschließlich in Wasservögeln, Gänsen, Enten, Kormoranen, Möven, die man bequemer aus dem Boote, als wie zu Lande erreichen konnte. Aber auf dem Hochplateau und in den 300 bis 400 m hohen Hügeln fanden sich auch einige schmackhafte Landvögel, eine Gans (Bernicla magellanica Gmel.) und ein kleines Rebhuhn (Attagis malouina s. falklandica), und tiefer unten am Rande der Moore, leider nur zu selten, zwei Schnepfenarten (Gallinago nobilis und Paraguiae). Haarwild fand sich kaum, die Jagd auf die spärlichen Pelzrobben hätte mehr Zeit erfordert, als den Forschern zur Verfügung stand, und die einzelnen Füchse, welche sich in den Waldungen der Umgegend fanden, waren ohne Hunde unmöglich zu jagen; doch gelang es, einige für das Museum in Schlingen zu fangen und dadurch gleichzeitig den kleinen Hühnerhof von gefährlichen Feinden zu befreien.

Fische waren in der Orangebai nichts weniger als selten, aber im Winter schienen sie gänzlich zu fehlen; im Sommer dagegen war das Angeln eine Lieblingsunterhaltung in den Mußestunden und man brauchte nur ein paar Schritte vom Ufer hinauszufahren, um ziemlich große und sehr wohlschmeckende Fische zu fangen. Die Matrosen lernten sie auch bald mit den Händen zwischen den Algen greifen. Die gemeinste Art war eine Notothenia. Reichere Ausbeute lieferte einige Wochen hindurch die Netzfischerei im tiefen Wasser, Merluccius Gayi Rich. wurde in großen Quantitäten gefangen und theils frisch verbraucht, theils eingesalzen. Die Beute wurde leider sehr geschmälert durch die Gefräßigkeit einer Lamprete, welche von ihren Mitgefangenen nur Kopf und Gräten übrig ließ. Auch einige große Krebse (Paralomis granulosus Lucas und Lithodes antarcticus Jaq. et Lucas) fanden sich mitunter im Netze, wurden aber nicht gegessen. Mit dem Winter verschwanden die Fische gänzlich; sie scheinen dann nördlich zu ziehen, denn im Beagle-Kanal findet man sie das ganze Jahr hindurch. Im Süßwasser fand sich nur selten eine kleine Art von Galaxias.

Viel Unterhaltung bot die Photographie. Man hatte zwei Apparate mitgenommen, einen Excursionsapparat und einen größeren, welcher auf der Station aufgestellt wurde. Nach und nach wurden fast sämmtliche Eingeborene der Umgegend aufgenommen, und sie machten nicht die geringsten Schwierigkeiten, selbst die kleinen Kinder ließen sich

durch den Apparat nicht im mindesten aus ihrer Ruhe bringen und hielten mit Erwachsenen, zu Gruppen vereinigt, besser Stand, als man von ihren europäischen Altersgenossen hätte erwarten können. So erhielt man eine ganze Anzahl in ethnographischer Hinsicht äußerst werthvoller Bilder, von denen wir unseren Lesern auch einige vorführen. Sie geben ein treueres Bild von den Feuerländern, als die sorgsamsten Messungen und Beschreibungen. Die Aufnahmen bei Excursionen boten freilich große Schwierigkeiten, denn von Wegen war keine Rede; dem Strande entlang hatte man mühsam über Felsentrümmer zu klettern, im Inneren war das Gestrüpp, ein wahrer Urwald en miniature, kaum zu durchbrechen, und gestattete mitunter dem Fuße durchaus nicht, den Boden zu berühren; anderswo lagen vermoderte Stämme, anscheinend noch ganz fest und mit Moos und Flechten besetzt, in die man beim Daraufstreten tief einbrach. Dazu kam, daß man sich überall vor den unpassirbaren Morästen hüten mußte, und so zogen die Forscher meistens vor, ihre Excursionen wenigstens theilweise zu Wasser zu machen, in einem Walboote, dessen Bemannung dann auch als Träger des Proviantes dienen konnte, denn auf die Unterstützung der Eingeborenen war in keiner Weise zu rechnen.

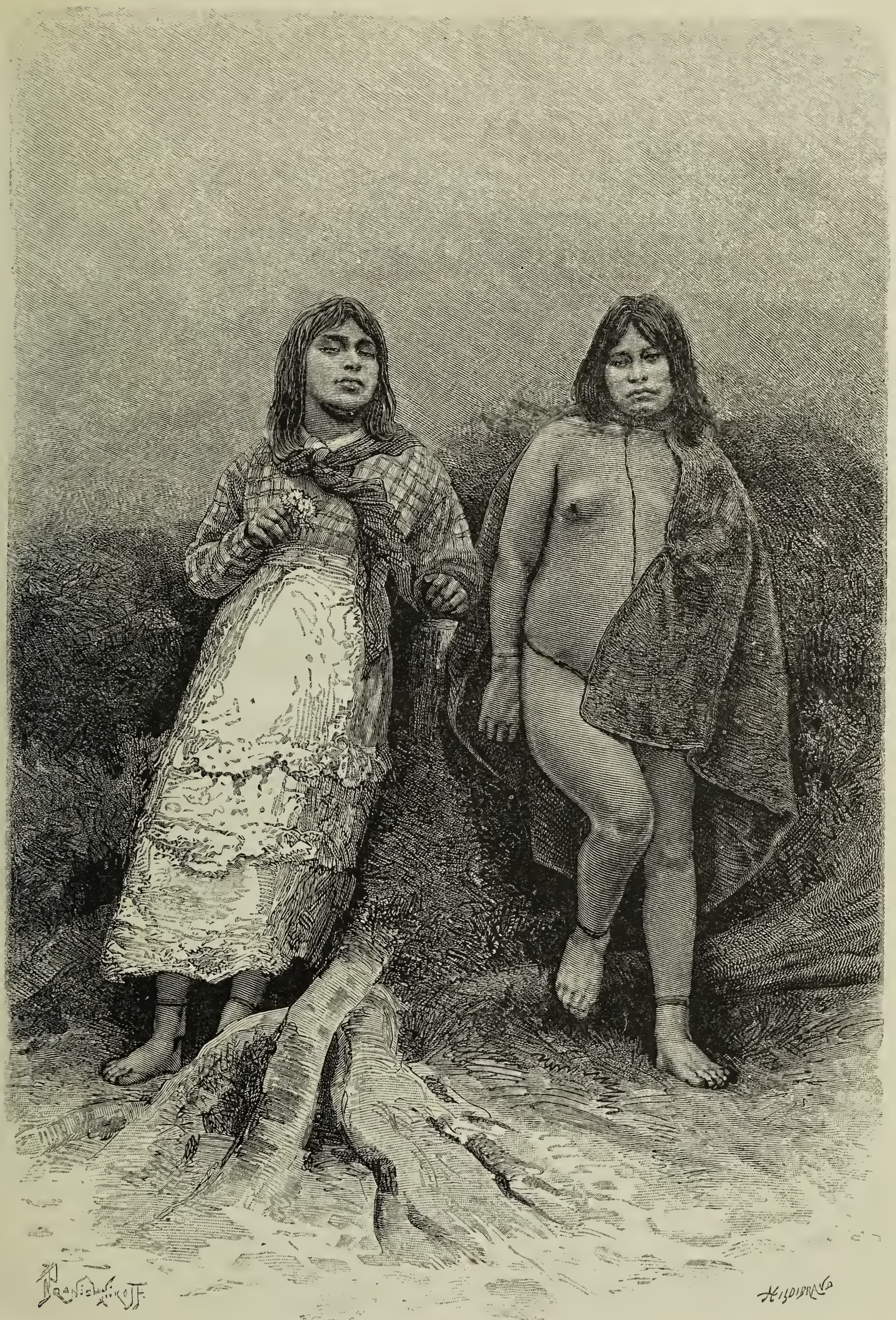
Trotz dieser Schwierigkeiten wurden die meisten Hügel der Hardy-Halbinsel und ein Theil der Insel Holst durchstreift. Eine der interessantesten Excursionen war die nach der Bourchier-Bai an der Westküste der Halbinsel, also schon im Stillen Ocean gelegen. Hyades mit zwei anderen

Kleine bekleidete Feuerländerin.

Altes Weib von Feuerland.

Mitgliedern der Expedition und zwei Trägern brach am 25. Januar schon Morgens um 5 Uhr auf; genau westlich marschirend, erreichten sie gegen 11 Uhr die entgegengesetzte Küste, ohne mehr als ca. 200 m Höhe überstiegen zu haben. Ein prächtiger Sandstrand dehnte sich unten aus, aber aus ihm hervor ragten verwitterte Balken und Planken, Reste eines gescheiterten Schiffes, wie man sie an den Küsten der Südspitze Amerikas nur zu häufig findet. Von Einwohnern keine Spur, die Landschaft großartig und wild, das Ufer fast überall senkrecht zu den unzähligen Buchten abfallend, die Steilhänge bedeckt von Buchengebüsch, welches der herrschende Wind gleichmäßig nach Osten gebogen hatte. Die meisten Buchten waren vom Meere her fast unzugänglich, aber den Betten der Wildströme entlang konnte man vom Lande aus leicht zu ihnen gelangen; schwerer war freilich das Wiederemporklettern, doch ging es ohne ernstlichen Unfall ab. Die Reisenden übernachteten, da sie kein Zelt mitgenommen, in einer nothdürftig aus Zweigen hergestellten Hütte, in welcher der Aufenthalt gerade nicht angenehm war, besonders da ein Feuer in ihr nicht angezündet werden konnte; doch war das Nachtlager immer noch viel angenehmer, als manche spätere Nacht, welche in den raucherfüllten Hütten der Feuerländer zugebracht werden mußte.

Am anderen Morgen wurde die Untersuchung der kleinen Buchten fortgesetzt und dabei noch verschiedene Schiffstrümmer, darunter auch solche ganz neuen Datums, gefunden; eine der Buchten, in welcher ein paar Austernfischer (Haematopus leucopus) erlegt wurden, wurde auf der Karte nach ihnen benannt.



Junge Feuerländerinnen.

Ein anderer Landausflug galt der Kette der Guerins oder Sentry boxes (Schilderhäuser), welche die Halbinsel Hardy der Länge nach durchzieht und in dem falschen Kap Horn ins Meer abstürzt. Es brauchte einen scharfen, fünfstündigen Marsch, um den 560 m hohen Gipfel der Kette, zugleich den höchsten Punkt in der Nachbarschaft der Orangebai, zu erreichen. Die Vegetation schwindet schon frühe, über 400 m Meereshöhe findet man nur noch einzelne zwerghafte Alpenpflanzen und verkümmerte Moose, sonst ist der Fels vollkommen kahl. Die Plateauflächen zwischen den von der Verwitterung von Sturm und Regen zerfressenen Gipfeln bestehen aus wild durch einander geworfenen Blöcken, die aussehen, als verdankten sie ihre Gestaltung irgend einer Naturkatastrophe, während sie doch zweifellos auch nur Produkte der durch den ewigen Sturm unterstützten Verwitterung sind. Die Temperatur hatte beim Abmarsche von der Station 6°, bei der Ankunft auf dem Gipfel 1,5° betragen und das Wetter war recht günstig, so daß die Reisenden sich mit den besten Hoffnungen an das Sammeln und Photographiren machten. Aber um 2 Uhr begannen plötzlich Regenböen mit zeitweisem Schneegestöber, das die Aussicht auf ein paar Schritte beschränkte und eine Fortsetzung der Aufnahmen unmöglich machte.

Doch die Reisenden gaben ihren Plan so leicht nicht auf. Während zwei der Naturforscher mit dem Träger nach der Station zurückkehrten, richteten sich Hyades und einer seiner Gefährten darauf ein, die Nacht oben zu verbringen und wo möglich gutes Wetter abzuwarten. Eine

Die Bergkette der Schilderhäuser (Sentry Boxes).

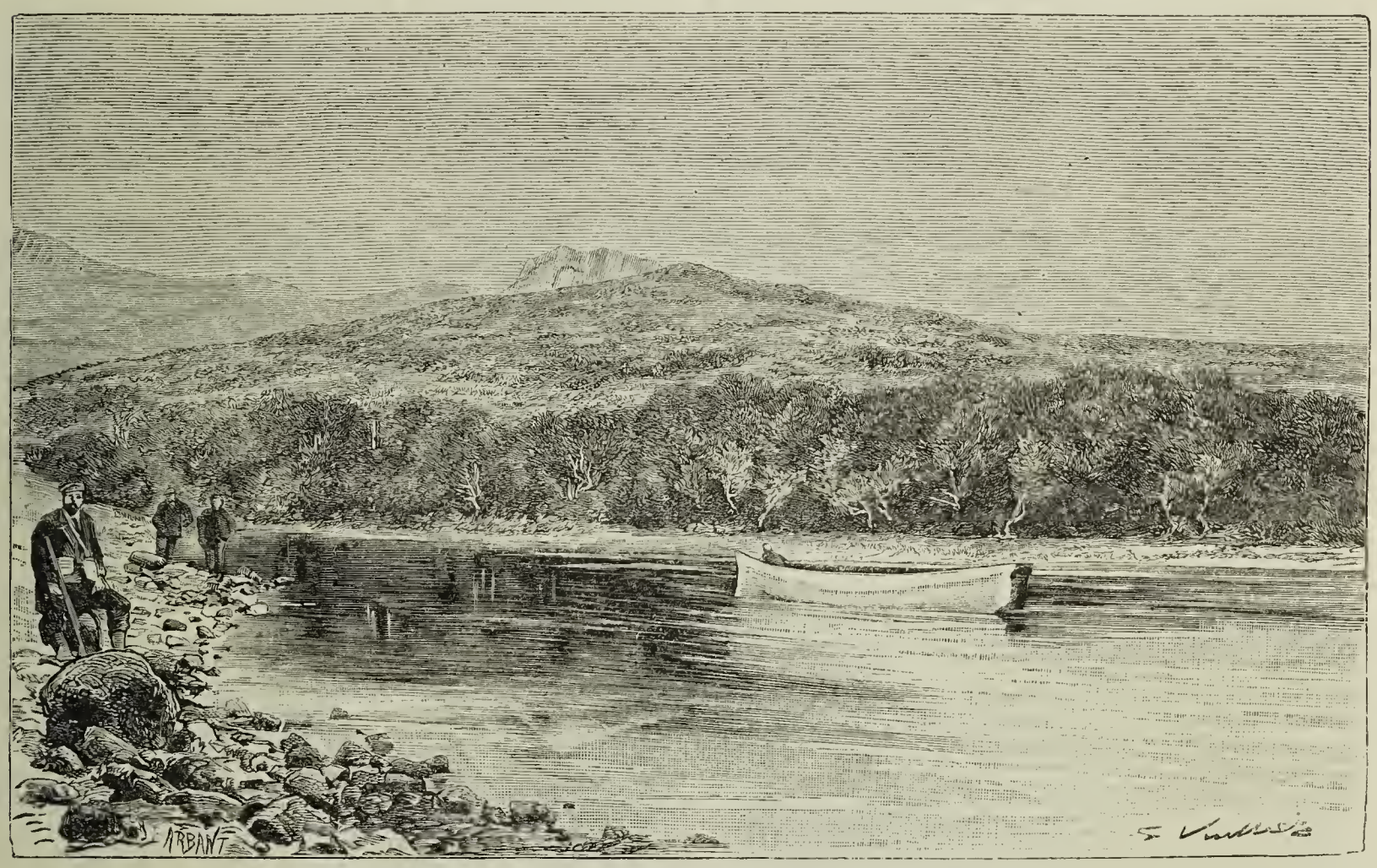
schmale Spalte zwischen zwei ungeheuren Blöcken wurde zum Nachtquartier ausersehen und der Rest des Abends dazu verwandt, um die zahlreichen Lücken und Spalten der Kluft mit Rasen und Erde auszustopfen, bis nur noch an der dem Winde abgewandten Seite ein schmaler Eingang übrig blieb. Einen Augenblick schien es, als sollte ihre Ausdauer belohnt werden; gegen 5 Uhr hellte sich das Wetter auf und sie konnten die spärlichen Alpenpflanzen der Umgebung sammeln und unter den Steinen eine ziemlich reiche Ausbeute an Insekten machen. Aber bald begannen Hagel und Schneesturm wieder und es blieb ihnen nichts übrig, als in das Nachtquartier zu kriechen und zu zweit in einen Mantel gewickelt, ohne Feuer den anderen Morgen abzuwarten. Die Temperatur fiel auf 2 bis 3° unter Null und die Reisenden begriffen nun, warum die Feuerländer in ihren Hütten lieber den Rauch als die Kälte ertragen. Aber die Umgebung bot nicht die geringste Spur von Feuerungsmaterial, und so blieb nichts übrig, als in Geduld den Anbruch des Tages abzuwarten, der zum Glück in diesen Breiten im Sommer schon früh erfolgt. Gegen 3 Uhr begann es hell zu werden, aber es schneite lustig weiter und war an keine Besserung zu denken. Bis um 8 Uhr hielten die beiden Forscher noch aus, dann entschlossen sie sich zum Rückmarsche. Als sie die Station zu Gesicht bekamen, zündeten sie ein kleines Feuer an und man verstand glücklicher Weise dort diese feuerländische Art des Telegraphirens; als sie am Strande anlangten, fanden sie ein Boot vor, das ihnen, die schwer mit den gesammelten Gesteinshandstücken beladen waren, den zweistündigen Marsch um die Cove-Bucht herum ersparte. Zum Glücke blieb die

kalte Nacht, die übrigens nicht die letzte im Freien zugebrachte war, ohne alle schädliche Folgen, wie denn überhaupt Erkältungen bei dieser Expedition so wenig beobachtet wurden, wie bei Polarreisen.

Von der großartigen Wildheit der Scenerie in der besuchten Bergkette giebt die Abbildung, nach einer von Hyades aufgenommenen Photographie angefertigt, eine schwache Vorstellung.

Andere, bequemere Excursionen wurden in dem Walboote der Station gemacht. Eine derselben mag als typisch hier genauer beschrieben werden. Sie wurde von zwei Mitgliedern der Expedition, dem Präparateur des Museums und vier Matrosen unternommen; ein Feuerländer Jonathan, welcher in der Mission und im Verkehre mit den Robbenjägern etwas Englisch gelernt hatte, ging als Führer und Dolmetscher mit; man wollte die Packsattelbai, den Tekinikasund und den Ponsonbysund erforschen und hatte für vier Tage Lebensmittel mitgenommen. Das Wetter war prächtig, das Meer still und glatt wie ein Spiegel. Schon um 11 Uhr war man an der Packsattelbai und frühstückte an einem kieseligen Flachufer gegenüber der gleichnamigen Insel. Dann ging es über die Tekinikabai hinüber; an allen günstigen Stellen wurde gelandet, um Handstücke vom Gestein zu schlagen, und am Abend wurde am Eingange des Ponsonbysundes, welchen die Eingeborenen Kanakushe nennen, am Fuße bewaldeter Hügel Nachtquartier genommen (siehe die fünfte Abbildung).

Früh am anderen Morgen traf man eine Pirogue mit Feuerländern; der eine Insasse hatte sich völlig schwarz bemalt, die anderen trugen wenigstens schwarze Striemen im Gesichte, und alle hatten oben auf dem Kopfe das Haar tonsurartig kurz abgeschnitten. Sie trauerten um die Frau des Booteigenthümers, die ein paar Tage früher gestorben war; der Gatte, Ufhtaradeka, war gern bereit, den



Das Walfischboot während eines Ausfluges.

Franzosen das Grab seiner Ehehälfte zu zeigen und stieg in das Boot über. Das Grab befand sich ganz nahe auf einer kleinen Insel; von einer verlassenen Hütte aus führte eine Art Fußsteig nach einer ein paar Meter höher gelegenen Stelle, wo in einer kleinen Einsenkung, von reicher Vegetation umgeben, der Boden nur aus Muscheltrümmern bestand, die man leicht mit der Hand wegräumen konnte (ob ein Kjökkenmödding?). Der Wittwer zeigte genau die Stelle, wo die Leiche lag, und da die Franzosen sie zu sehen wünschten, half er selbst den Boden wegräumen. In kaum 30 Centimeter Tiefe stieß man zuerst auf ein paar grüne Buchenzweige, dann auf ausgebreitete Rindenstücke, und unter diesen lag die Leiche in alte, europäische Kleider gehüllt und mit einer Schnur aus Seehundsfell umwunden. Ufhtaradeka löste dieselbe und nun sah man die auf dem Rücken liegende nackte Leiche eines ziemlich jungen Weibes, nur mit schmalen Bändern von Robbenhaut um die Knöchel, dem gewöhnlichen Schmucke der Feuerländerinnen, geziert.

Der Wittwer schien nichts weniger als untröstlich, und als die Franzosen ihm vorschlugen, ihnen die Leiche zu verkaufen, war er es gerne zufrieden und versprach sogar, sie selbst in seiner Pirogue nach der Station zu bringen. In demselben Augenblicke kamen noch ein paar Piroguen mit zahlreichen Insassen an, die eine geführt von einem stolz aussehenden Wilden, Athlinata, vor welchem Jonathan große Angst hatte, da er ein Hauptfremdenhasser und obendrein sein persönlicher Feind war. Die Forscher hielten es darum für gerathen, sich ins Walboot rückwärts zu concentriren, ohne den Versuch der Anknüpfung eines freundschaftlichen Verkehres zu machen. Sie kreuzten den Ponsonbysund, aber der heftige Nordwind erschwerte das weitere Vordringen, und Jonathan's Warnungen vor den Anschlägen seines Feindes bestimmten sie zur Umkehr.

An einem prachtvollen Sandstrande, in der später Courcelle-Seneuil genannten Bai am Ponsonbysunde, wurde in ein paar verlassenen Zweighütten eine köstliche Nacht zugebracht, freilich mit den Waffen in der Hand. Am Strande befanden sich ungewöhnlich stattliche Wälder, von Fußpfaden durchschnitten, welche die Eingeborenen beim Rindensuchen gebahnt hatten; hier ist ein Lieblingsplatz derselben. Noch üppiger war die Vegetation auf den metallreichen Felsen der Packsatteliusel, die am anderen Morgen besucht wurde. Ein Wintersrindenbaum (Drimys Winteri) hatte einen Meter über dem Boden reichlich zwei Meter Umfang. Das Nachtquartier wurde am Eingange des Tekinikasundes genommen, wo bei Lapasha auch ein von den Eingeborenen häufig besuchter Platz ist. Auch diesmal waren drei Hütten aufgeschlagen, fast verborgen in dem üppigen Gekraute; die Bewohner waren gute Bekannte, ihre Kinder spielten am Ufer mit den Blüthen einer prächtigen Senecio, die über einen Meter hoch wird. Am anderen Morgen zeitig waren die Reisenden wieder in der Station; ob der betrübte, schwarzgemalte Ufhtaradeka seine verstorbene Ehehälfte richtig dorthin abgeliefert hat, wird leider nicht berichtet.

Von der belgischen Küste.

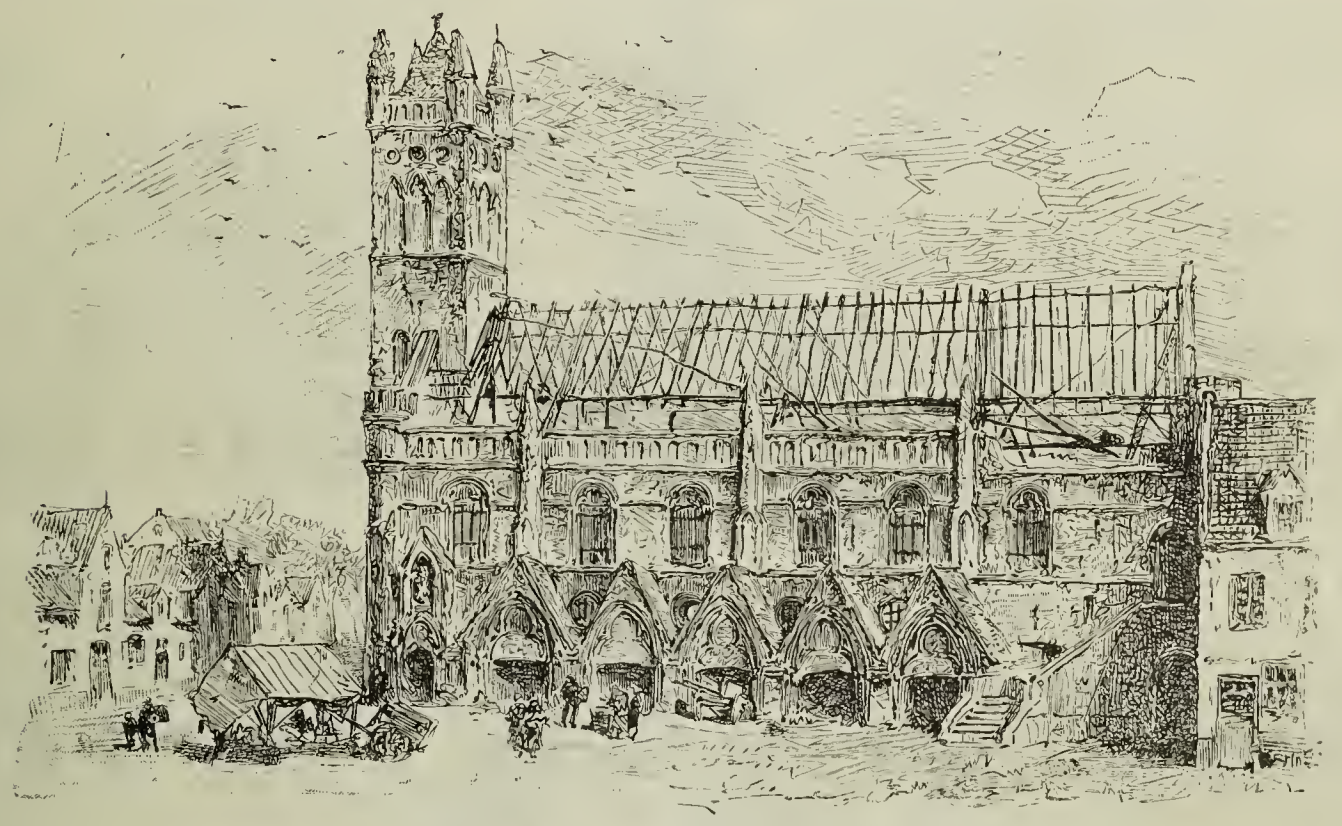
An dem nur 62 km langen, glatten Strande Belgiens hat das Meer eine zwiefache Rolle gespielt: während es, wie wir gesehen haben, bei Damme mit seinem Sande den Meeresarm Zwyn verstopft und so dem reichen Brügge seine Lebensader unterbunden hat, hat unweit davon seine Nähe anderen Ortschaften in kurzer Zeit zu ungeahnter Blüthe verholfen. Die Spekulation hat binnen dreißig Jahren das Aussehen dieses Küstenstriches ganz verändert. Bis

Der Hafendamm in Ostende.

dahin war nur Ostende ein viel besuchtes Seebad gewesen; nun aber that sich Blankenberghe, nördlich von Brügge, als solches auf und lockte zahlreiche Familien an, welchen Ostende zu belebt und zu theuer war, bis endlich das nahe der holländischen Grenze gelegene Heyst ihm Konkurrenz zu machen begann. Das Meer ist für diese Küstenstädte gleichsam eine Bank, in welcher sie in der Gewißheit, reiche Zinsen zu erhalten, ihre Kapitalien anlegen, und die Zahl Derer, die im Getriebe der Großstädte ihre Kräfte zu rasch verbrauchen und sie in der stärkenden Seeluft wieder auf-

frischen wollen, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Dazu entfalten diese Strandlandschaften mit ihrer etwas melancholischen Schönheit eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß die Leute zu Tausenden während der Saison nach Ostende und Blankenberghe strömen. Und wie Viele gehen außer jenen nach Nieupoort, la Panne, Middelkerke, Mariakerke und Heyst.

Von Heyst bis nach la Panne, den beiden Endpunkten der Küste, zieht sich eine ununterbrochene Kette von Dünen hin, deren Gipfel stellenweise eine nicht unbedeutende Höhe erreichen und eine treffliche Aussicht über die brandenden Wogen gewähren, so der Mont Blanc bei la Panne und der Hoogt Blekker bei Nieupoort. Eine dichte Vegetation, welche je nach der Oertlichkeit wechselt und alle Wunder der Strandflora entfaltet, verleiht diesen Sandhügeln einen eigenen Reiz. Dabei hat jeder Strand seine eigenthümliche Physiognomie, welche ihn von den anderen unterscheidet. Derjenige von Ostende gemahnt mit dem Gewirre von Balken seiner Hafendämme, welche weit in den Ocean hinein verlängert sind, an die zähmende Gewalt des Menschen; das Strenge, welches in den beiden parallelen Molen liegt, wird nur durch das Bunte der Häuser am Deiche gemildert. Blankenberghe mit seinem niedlichen, neuen Damme ist weniger großartig und mehr kokett, und das nahe Heyst, das erst vor Kurzem aus seiner Dunkelheit aufgetaucht und zum Leben erwacht ist, bietet noch die ganze Poesie eines ländlichen Aufenthaltes am Meere. Am anderen, westlichen Ende des belgischen Strandes liegt Bad Nieupoort, das die Wünschelruthe eines Millionärs von Tournai aus dem Dünensande hat entstehen lassen; eine von Viehweiden eingefaßte Chaussee verbindet es mit seiner Mutterstadt Nieupoort, welche einst eine der berühmten Städte Alt-Flanderns gewesen, heute aber tief gesunken und verfallen ist. Das Bad selbst besteht nur aus wenigen Villen und drei bis vier Gasthäusern und ist überaus still, und darin steht ihm die Stadt nur wenig nach. Nur stundenweise herrscht dort etwas Leben; so des Morgens, wenn die Kuhheerde durch die grasbewachsenen Straßen langsam auf die Weide zieht, vorbei bei den Hallen und ihrem Belfried, einem großartigen Ueberreste aus alter Zeit, der aus dem wie ein



Die Hallen von Nieupoort.

Kirchhof so stillen Orte aufragt, und längs der Umfassungsmauern am Fuße eines gewaltigen Thurmes aus der Feudalzeit, dessen Masse sonderbar gegen die Kleinlichkeit alles Uebrigen absticht, zu grasen beginnt. Was ist von den Tempelherren, die hier eine Kirche errichteten, übrig geblieben? Was erinnert noch an die acht Belagerungen, welche die im 15. und 16. Jahrhundert große Stadt auszuhalten hatte, was an den denkwürdigen Kampf der holländischen Verbündeten gegen den Erzherzog Albert, was an den hohen Ruf dieses Hafens, wo Schiffe für weite Fahrten ausgerüstet wurden? Nichts als einige Steinhaufen und Ruinen, an die sich irgend eine Legende knüpft. Aber an solche Erscheinungen gewöhnt sich der Reisende in Flandern nur gar zu rasch, so häufig treten sie ihm entgegen.

La Panne, der letzte und westlichste Badeort an der belgischen Küste, wird nur von wenigen Familien besucht, zu denen sich Sonntags ab und zu einige Ausflügler von Furnes und Dixmude gesellen. Aber sie stören die Einsamkeit nur wenig, und derjenige, welcher das Meer wirklich liebt, findet auch hier Vergnügen genug an dem weiten Ausblicke und der herrlichen Vegetation.

Hier und da drängen sich in einer Vertiefung zwischen den Dünen die niedrigen Dächer eines Fischerdorfes zusammen. In den Hausthüren sitzen Frauen mit brauner, aufgesprungener Gesichtshaut und flicken Netze; daneben werden Wiegen vom Winde geschaukelt, rauchen alte, von Wind und Wetter gelähmte Männer ihre kurze, schwarze Pfeife, wälzt sich ein Esel auf dem Boden. Um die Mittagsstunde steigt ein schmächtiges Rauchwölkchen aus dem Schornsteine auf und verbreitet sich der Geruch von gekochtem Fische oder von Kartoffeln mit Schmalz. Nach und nach kehren auch die Männer und jungen Burschen aus allen Richtungen der Windrose zurück, theils vom Meere, theils von den mageren Feldern, und eine Stunde lang pflegt alles, was Mensch heißt, der Ruhe, und in den öden Dünen bleibt nur der vielgeplagte Esel zurück, Gras und Disteln abweidend. Aber auch für den Menschen, so Mann wie Weib, ist das Leben hier voller Elend und Mühsal und verläuft in einem steten Kampfe mit dem Meere. Wenn

bei anbrechender Nacht die Männer in ihren Nußschalen zum Fischfange auf das offene Meer hinaussegeln, weiß ja keine unter den Müttern, Schwestern und Frauen, welche sie bis zum Strande begleiten, ob sie je wiederkommen werden. Und welch harte Arbeit wartet ihrer draußen bei Sturm und Wetter und Kälte, wenn ihre Kleider von Eis starren und das Salz in den Wunden, welche die Hände Aller aufzuweisen haben, frißt. Und wie so manches Mal fehlt bei der Heimkehr der eine oder andere, der über Bord gewaschen wurde, ohne daß es nur einer seiner Gefährten bemerkt hätte! Zu einer bestimmten Zeit des Jahres verlassen sämmtliche kräftigen Männer ihre Heimath und segeln, reichlich mit Lebensmitteln, Feuerung, Regenmänteln und Netzen versehen, auf den Heringsfang nach den Bänken von Neufundland. Wie bange und langsam verstreichen dann erst den Zurückgebliebenen die Tage und Wochen! So verläuft dieser Bevölkerung das Jahr von Anfang bis zu Ende unter Mühen, Kummer und Sorge. Klopft nicht der Tod an die Pforte, so thut es Krankheit oder Noth. Denn das Meer nährt seine Kinder nur schlecht und der Verdienst ist gering; die Zahl derjenigen Fischer, die ihr Alter in Ruhe zuzubringen vermögen, ist nur gering, und dreißig Jahre Fischfang bringen den kräftigsten Mann so herunter, daß er nur noch gut genug ist, eine Wiege zu schaukeln. Rheumatismus, Augenkrankheiten und Lähmungen sind die verbreitetsten Krankheiten.

Dem weiblichen Geschlechte ist kaum ein besseres Loos beschieden. Schon frühzeitig müssen die Mädchen auf den

Der Marktplatz von Veurne (Furnes).

Garnelenfang gehen und stundenlang bis zur Hälfte des Körpers im Salzwasser zubringen. In Heyst, Nieuport und la Panne sieht man sie in der Abenddämmerung aus den Dünen hervorkommen, gebeugt unter der Last der schweren Netze, mühsam mit den nackten rothen Beinen durch den Sand watend, und eine nach der anderen zu ihrer anstrengenden Arbeit in das Meer hinein gehen. In Coxcide besorgen die Männer, und zwar zu Pferde, das Geschäft des Krabben- und Sardinenfanges.

Einen Schritt von den Dünen landeinwärts, und man bewegt sich wieder auf historischem Boden. So hat la Panne seine ruhmreiche Zeit gehabt, so Veurne oder Furnes, einst eine stolze Kastellanei, in deren Bezirke wohl ein halbes Hundert reicher Dörfer lag. Von letzterem Orte hat sich wenigstens das prächtige Aeußere erhalten, wenn auch der Inhalt, das einstige Leben, dahin sind und über den stillen, todten Straßen der Hauch tiefsten Verfalles und vollständiger Resignation ausgegossen ist. Noch erhebt sich an einer Ecke des Hauptplatzes das verwitterte Mauerwerk des alten „Steen“ mit seinen Rund- und Spitzbogenfenstern; ferner das Rathhaus mit doppeltem Giebel, der stämmige Belfried gegenüber dem gewaltigen Chore von St. Walburg und anderes mehr. Die köstlichen, fein ausgebildeten Façaden mit Säulen und Balkonen in blühendem Renaissancestile und die zackigen Giebel erwecken die Vorstellung von einstigem großen Wohlstande und stellen einen Rahmen dar, in welchen die schaffende Phantasie sich unschwer das frühere rege Leben und Treiben hineinzudenken

vermag. Kirchen wie Privathäuser tragen das ihrige dazu bei, einen Schein von Blüthe und Wohlstand zu erwecken, der längst dahin ist. Aber nur einmal im Jahre, am letzten Sonntage des Juli, erwacht die Stadt aus ihrem Schlafe, wenn die Procession, welche das Leiden Christi zur Darstellung bringt, durch ihre Straßen zieht und römische Soldaten in Panzern und bunten Mänteln, Pharisäer in langen, schleppenden Gewändern, Apostel mit langen Haaren und in Fellkleidung, Christus selbst mit dem Kreuze auf der Schulter, aus dem Thore von St. Walburg heraustreten. Da erscheinen zuerst die Propheten, dann greuliche Masken, Pest, Krieg und Hungersnoth darstellend, dann der Stall in Bethlehem mit Joseph, Maria und dem Kinde, die vier Schäfer und drei Könige, Simeon, der Jesus in den Tempel trägt, die Flucht nach Aegypten und so fort bis zur Auferstehung — und alles in solcher Treue und Wirklichkeit, daß selbst das verhärtetste Gemüth ergriffen wird, das Grobe des Schauspiels vergißt und den Schrecknissen eines wirklichen Dramas beizuwohnen glaubt. Den Beschluß macht die Geistlichkeit in all ihrem Glanze mit dem heiligen Sakramente, und so zieht die Procession zwischen zwei gedrängten Reihen knieenden Volkes durch die ganze Stadt, indem jeder Theilnehmer im Charakter seiner Rolle spricht und sich mit seinen Gefährten unterhält, die Apostel unter einander, Herodes mit seiner Umgebung, Christus mit den Jüngern, und verschwindet zuletzt nach zahllosen Stationen in den Hallen der Kirche.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

II.

Eine Stadt, d. h. eine mit einer Mauer umgebene Ortschaft giebt's in der Tschertschen-Oase nicht. Es giebt nur einzelstehende Hütten, umgeben von Feldern und Gärten. In den letzteren gedeihen Aepfel, Pfirsiche, Aprikosen, der Maulbeerbaum, Pflaumen, Birnen und der Weinstock. Die Felder werden mit Weizen, Gerste, Reis, Mais, Bohnen, Tabak, Arbusen, Melonen, Möhren und zum kleinen Theil mit Baumwolle bestellt. Das Gesammtareal des kultivirten Bodens ist sehr klein, — ich glaube nicht mehr als 1000 bis 1500 Dessjatinen nach unserem Maße. Hier, wie überall in Central-Asien, sowie auch in ganz China, kann man die Felder, ihres Miniaturumfanges und der sorgfältigen Bearbeitung wegen, weit eher Gemüsegärten nennen, wozu allerdings der Ueberfluß an Arbeitskräften beiträgt. Bei der Anhäufung der Bevölkerung an einem Platze aber und dem Mangel an fließendem Wasser, dessen man unbedingt zur Fruchtbarmachung des hiesigen Bodens bedarf, baut jede Familie nur eben so viel, als sie zu ihrer eigenen Ernährung bedarf. Im besten Falle ist der Ueberfluß nicht groß; viel öfter dagegen tritt Mangel ein.

Dicht bei der jetzt bewohnten Tschertschen-Oase bemerkt man Spuren zweier alter Städte, von denen die älteste, nach den Erzählungen der Eingeborenen, vor ungefähr 3000 Jahren durch den Recken Rustem-Dagestan zerstört worden ist; die zweite neuere Stadt dagegen haben die Mongolen zu Ende des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vernichtet. Jetzt breitet sich an Stelle der beiden Städte die unfruchtbare, theilweise mit Löß- und Flugsandhaufen bedeckte Wüste aus; hin und wieder ragen Ueberreste von Hütten und Mauern hervor, liegen Scherben von Lehmgeschirr und an einzelnen Stellen auch menschliche Knochen umher. Die Eingeborenen finden Kupfer- und Goldmünzen, Silberbarren, goldene Verzierung der Kleidung, Edelsteine (Brillanten und Türkisen), Glasperlen, Schmiedeschlacken, Kupfergeschirre und was merkwürdig ist, in der älteren Stadt — Glasscherben; außerdem gewährt ihnen die neuere Stadt gebrannte Ziegel zu ihrem Gebrauche im Ueberfluß. Bei Ausgrabungen [1]) sodann findet man auch einzelne hölzerne Särge, in denselben haben sich die Leichen (unbalsamirt), dank der außerordentlichen Trockenheit des Bodens und der Luft, zuweilen sehr gut erhalten. Die männlichen Leichen zeigen einen sehr großen Wuchs und haben lange Haare; bei den weiblichen ist das Haar in ein oder zwei Zöpfe geflochten. Einst fand man ein Grabmal mit 12 männlichen Leichen in sitzender Stellung. Ein anderes Mal wurde in einem Sarge die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; bei derselben waren die Augen mit runden Goldplatten bedeckt und der Kopf vom Kinn zum Scheitel mit einem Goldreifen umwunden; der Körper war mit einem langen, aber engen wollenen (gänzlich vermoderten) Gewande bekleidet, das auf der Brust mit einigen goldenen Sternchen verziert war; die Füße waren nackt. Nicht nur die Leichen, sondern sogar das Holz der Särge hatte sich, wie man uns erzählte, so gut erhalten, daß die Einwohner von Tschertschen dasselbe zu kleinen Arbeiten gebrauchten. Zusammen mit den menschlichen Ueberresten findet man auch Knochen von Pferden und Schafen.

Die Tschertschener versicherten uns, daß man am ganzen mittleren Laufe des Tschertschen-Darja in einer Entfernung von 5 bis 15 Werst westlich von seinem jetzigen Bette Spuren alter Städte und Ansiedelungen finde. Endlich hörten wir ebenfalls in Tschertschen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Oase Keria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraume zwischen Chotan, Aksu und dem Lob-Nor einst 23 blühende Städte existirt hätten, die jetzt mit dem Sande der Wüste bedeckt sind.

Am Tschertschen, wie am Lob-Nor und ebenso auf unserem weiteren Wege begegnete uns die Bevölkerung außerordentlich freundlich. Andererseits bemühten sich die Chinesen auf alle mögliche Weise, im Geheimen unsere Reise zu hemmen. Sie verboten den Eingeborenen, uns Nahrungsmittel [1]) zu verkaufen und mit Führern zu versehen; versicherten ihnen, daß wir Räuber seien, mit den schlechtesten Hintergedanken unsere Reise unternehmen u. dgl.; mit einem Worte, bemühten sich auf alle Art und Weise uns zu verleumden. Aber, ungeachtet alles dessen

[1]) Die Einwohner Tschertschens machen ihre Nachgrabungen in dem Boden der alten Städte, oder sie halten ihre Nachforschungen nach starken Stürmen, die den Boden bis zu bedeutender Tiefe aufwühlen.

[1]) So hatte in der Oase Keria der Gouverneur (Amban) eine Bekanntmachung erlassen, daß man uns um keinen Preis etwas verkaufen dürfe. Unsere Antwort hierauf war, daß wir das uns Nothwendige mit Gewalt nehmen würden.

bewiesen uns die Eingeborenen ihre ganze Zuneigung und bemühten sich, uns nach Kräften zu dienen. Zu gleicher Zeit klagten sie bitter über ihr armseliges Leben und versicherten uns, daß sie insgesammt bereit seien, sich gegen ihre Unterdrücker, die Chinesen, zu erheben. Hiermit nicht genug, zu wiederholten Malen baten uns die Aeltesten der Oasenbewohner, sowie auch die der Gebirgsstämme um den Befehl, die Chinesen sofort zu vernichten. „Wir wünschen nichts weiter, als uns unter der Herrschaft Rußlands zu befinden", sagte man uns überall. „Wir wissen, welche Gerechtigkeit im russischen Turkestan herrscht. Bei uns aber kann jeder chinesische Beamte, ja jeder Soldat ungestraft schlagen, wen ihm beliebt, ihn seines Eigenthums, seiner Frau, seiner Kinder berauben. . . Man erhebt von uns unerschwingliche Abgaben. Wir sind nicht im Stande, solch eine Schmach länger zu ertragen. . . Wir können uns jeden Augenblick erheben; wir haben uns mit Waffen versorgt, die verborgen sind. Nur ein Uebel giebt's — wir haben kein Oberhaupt, keinen Anführer. Gebt uns, wenn auch nur einen einfachen Kosaken, mag er unser Kommandeur sein."

Solche Reden bekamen wir sehr oft zu hören.

Von Tschertschen nach Keria führen zwei Wege: der eine längs der Sandwüste, der andere am Fuße der Ausläufer des Tibetanischen Höhenzuges. Wir wählten den letzteren, obgleich uns hier größere Schwierigkeiten erwarteten. Unser Lohn bestand darin, daß wir, diesen Weg wählend, völlig unbekannte Gebirgsgegenden durchforschen konnten und unsere Kameele außerdem von der unerträglichen Hitze und den lästigen Insekten befreiten. Die zwei ersten Tagereisen waren die schwersten, da wir in einer Tour 87 Werst zurückzulegen hatten, ohne Wasser anzutreffen — von Tschertschen an bis zum Fuße des Tibetanischen Höhenzuges.

Der äußerste Gebirgskamm hat, wie bereits erwähnt, in diesem Theile keinen besonderen Namen und ich nannte ihn daher den „Russischen Gebirgskamm", ebenso wie ich einst auf der entgegengesetzten Seite Tibets mit demselben Namen einen See benannte, welchem der Gelbe Fluß entfließt.

Der neu entdeckte „Russische" Gebirgskamm bildet eine unmittelbare Verlängerung des Tokus-Doban, welcher seinerseits an den „Moskauer" Gebirgskamm stößt, welcher in Verbindung mit den Gebirgszügen Columbus, Marco Paolo, Burchan-Buddha u. a. den zweiten, inneren Schutzwall des Tibetanischen Hochplateaus bildet, nach der Seite des Zaidam-Thalkessels.

Der „Russische" Gebirgskamm zieht sich in der Richtung von Nord-Ost nach Süd-West hin, zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria, in einer Ausdehnung von 400 Werst. Auf der ganzen Strecke der Thalmulde des Tarim erhebt er sich in einer hohen steil ansteigenden Wand, die vielfach bis über die Region des ewigen Schnees ansteigt. Die größte Höhe erreicht der beschriebene Gebirgszug in seinem südwestlichen Ende. Hier ziehen sich mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitzen und Eisfelder in ununterbrochener Kette hin, über welcher, in der Nähe des Keria-Flusses, eine pyramidal geformte kolossale Bergkuppe sichtbar wird, die nach oberflächlicher Schätzung 22000 bis 23000 Fuß absoluter Höhe erreichen dürfte. Sie wurde „Berg des Zar-Befreiers" benannt.

Von den Schneegipfeln des erwähnten Gebirges stürzen Bäche hernieder, die sich in den Boden der Berglehne tiefe trancheenartige Rinnsale gewühlt haben und unten angelangt, in dem Triebsande der Wüste verschwinden. Das Gebirge bietet in dem Gürtel von 10000 bis 12000 Fuß absoluter Höhe erträgliche Weideplätze, auf welchen die Heerden der dort lebenden Matschin grasen.

Der Russische Gebirgszug ist ferner reich an Gold und dem Minerale „Ju-schi" (Nephrit), das in China sehr geschätzt wird. Aus diesem Gesteine werden dort die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände gefertigt: Tabaksdosen, Schüsselchen, Kästchen, Mundstücke und dergl. mehr. Nach dem Glauben der Bewohner Turkestans hat dieses Gestein auch besondere Zauberkräfte, indem ein daraus gefertigtes Armband auf den Arm eines Todten gestreift, den Leichnam vor Verwesung schützt. Reiche Leute lassen sich sogar ganze Kissen für ihre Gräber aus „Ju-schi" herstellen, weil sie glauben, die Kraft des Steines müsse dann noch stärker wirken.

Bequeme Pässe über den Russischen Höhenzug nach dem Tibet-Plateau giebt es nirgends, obwohl früher, wie es heißt, durch die Schlucht des Flusses Tolan Chadshi, in der Nähe des Masard (Grabmal) Untschelik-Paschim Wege geführt haben sollen. Dieses Grabmal der Schwester des Imam Dshafer-Sadik, eines der größten Heiligen in Ost-Turkestan, liegt fast in der Mitte der Längenausdehnung des Russischen Gebirgszuges und wird von vielen Wallfahrern besucht. Die Sage geht, Untschelik-Paschim habe sich verfolgt von den Bewohnern Matschins in die Berge geflüchtet und dort, wo sich jetzt die Moschee erhebt, mit dem Tuche einen Wink gegeben und da habe sich einer der Berge aufgethan und die heilige Jungfrau aufgenommen. Als sie eingetreten war, habe sich der Berg wieder geschlossen, aber so unglücklich, daß die Haarflechte der geretteten Heiligen im Spalte festgeklemmt wurde; das Ende der Flechte wird den Gläubigen auch jetzt noch im Fels bei der heiligen Stätte gezeigt. Ferner entspringt dem Berge an dieser Stelle eine Quelle, welche kleine Kalksteinchen von rother, gelber und weißer Farbe mit sich führt. Die Strenggläubigen halten diese Steinchen sehr hoch und nennen sie versteinerte Thränen der Jungfrau Untschelik-Paschim, welche immer noch in ihrem Berge weine über die Sündhaftigkeit der Menschen.

Nachdem wir von Tschertschen 397 Werst zurückgelegt hatten, kamen wir zur Oase Nija, welche am Flusse gleichen Namens, 50 Werst von dessen Austritt aus dem Gebirge, belegen ist. Die absolute Höhe der Ortschaft beträgt 4200 Fuß. Die Zahl der bewohnten Hütten beträgt 1000 bis 1200; sie liegen in Form vereinzelter Farmen zerstreut. Einmal binnen zehn Tagen wird ein Markt abgehalten, zu welchem sich Handeltreibende aus Keria einzufinden pflegen. Die Einwohner, vom Stamme Matschin, sind sehr verderbt durch die Nähe der Goldfelder von Sortschek, welche an demselben Nij-Darja, bei dessen Ausflusse aus dem Russischen Gebirgszuge, liegen.

Einen erfreulicheren Lagerplatz fanden wir in dem kleinen Dorfe Jasulgun, auf dem Wege nach Keria, wo wir einige Tage in Erwartung unseres schon in Tschertschen erkrankten Dolmetschers verbrachten. In Jasulgun ist ein vortrefflicher Teich eingerichtet, in welchem wir uns täglich mehrmals badeten, was uns in der großen Hitze, welche in jener Zeit (Ende Mai) bis auf + 37° C. im Schatten stieg, sehr erquickte. Die Einwohner von Jasulgun sind sehr gutherzig und zutraulich. Das Dorfleben präsentirte sich uns hier in seiner ganzen Einfachheit: die Kinder liefen nackt umher, plätscherten im Wasser und spielten im Sande umher, balgten sich auch wohl mitunter, kletterten wie die Affen behende an den Maulbeerbäumen empor, um die schon gereiften Beeren zu pflücken. Durch die Dorfstraße schwirrten die Schwalben, Spatzengezwitscher ließ sich vernehmen, hier Taubengirren, dort lautes Gackern einer Henne, die ihre ziependen Küchlein zusammenrief — mit einem Worte, man konnte sich in ein Dorf der Heimath versetzt

glauben; das Dorfleben hat eben hier im Allgemeinen dieselbe Staffage wie bei uns zu Hause, und auch die ländliche Bevölkerung ist viel besser geartet als die städtische.

Nach zwei Tagemärschen erreichten wir die Oase Keria, die größte, welche wir bis dahin zu Gesicht bekamen. Sie liegt 300 Fuß höher als die zwei Oasen des Nij-Darja und ist 870 Werst vom Lob-Nor entfernt. Der Fluß Keria-Darja, an welchem die Oase belegen ist, fließt vom tibetanischen Hochplateau herab und bei hohem Wasserstande fließt er noch etwa 200 Werst weit in nördlicher Richtung fort, wo er sich dann in der Sandwüste verliert.

Keria selbst zählt etwa 3000 Hütten; eine Stadt nach asiatischen Begriffen, d. h. eine von Lehmwällen umgebene Ortschaft, ist jedoch nicht vorhanden; ebenso sieht man sich auch nach eigentlichen Läden vergeblich um, von denen nur einige Kramläden existiren. Zweimal wöchentlich wird der Bazar abgehalten. Außer einheimischen Produkten gelangen auch viele russische Waaren, besonders Zeuge und zwar zu mäßigen Preisen auf den Markt, Kattune, Kumatsch, Tücher u. a., auch russischer Zucker (56 Kop. pro Pfund), Zündhölzchen u. a. m. Unser Geld, Scheine sowohl als auch silberne Scheidemünze, wird hier gleichfalls angenommen. Die übliche Münze ist hier, wie im ganzen Ost-Turkestan, das silberne Geldstück „Tenge", welches etwas größer als unser Silberzehner ist und dem Werthe von 30 „Pull" (eine Kupfermünze) entspricht [1]).

Chinesische Silberbarren (Jamba) zu etwa $4^1/_2$ Pfund werden gegen 1200 Tenge oder etwas darüber oder darunter gewechselt. Die Einwohner Kerias sind ebenso verdorben wie die von Nij. Sie arbeiten meist in den Goldbergwerken. Die Bodenkultur befriedigt nur das örtliche Bedürfniß. Gärten sieht man verhältnißmäßig selten; Seidenzucht und Baumwollbau sind unbedeutend. Gewerbthätigkeit wird fast gänzlich vermißt und aus dem Lande wird nichts exportirt als Gold.

Früher hatte Keria keine eigene Verwaltung und hing in dieser Beziehung ganz von Chotan ab. Neuerdings haben die Chinesen aus Keria einen besonderen Bezirk gemacht, der von der Regierung in Kaschgar abhängt. Dieser Bezirk erstreckt sich im Westen fast bis Chotan, im Nordosten bis zum Dorfe Tscharchalyk, in der Nähe des Lob-Nor, umfaßt ferner das Gebiet des Bergstammes Matschin. Im ganzen Bezirke Keria leben, wie man uns sagte, 10 000 bis 12 000 Familien.

Die Oasen Nij und Keria bilden den Anfang einer langen Kette ähnlicher Oasen, die sich mit verschiedenen Intervallen über Chotan und Jarkend bis nach Kaschgar hin und dann um den südlichen Abhang des Tiën-Schan herumzieht. Aussehen und Charakter dieser Oasen sind sich im Allgemeinen überall gleich. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Acker- und Gartenbau. Ueberfluß an Arbeitshänden, das warme Klima, die außerordentliche Fruchtbarkeit des aus einer Lößschicht bestehenden Bodens im Vereine mit ausreichender Bewässerung machten es möglich, daß der Ackerbau hier schon in den ältesten Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte. Der ewige Kampf mit der Noth hat die Menschen dort in der Kunst unterwiesen, zur Bewässerung des Bodens auf die vielfältigste Art Kanäle (Aryk) anzulegen; dieselben verzweigen sich wie Arterien und Venen in einem thierischen Körper und befruchten jeden Fleck des bearbeiteten Bodens. In einer für das ungewöhnte Auge ganz erstaunlichen Weise durchkreuzen und verzweigen sich diese Aryks über die Oase: bald führen sie neben einander her, jedoch in verschiedener Höhe, bald fließt das Wasser in hölzernen Rinnen, die über einander liegen, dahin, bald strömt es in ebensolchen Rinnen über die flachen Dächer und Hütten fort. Ueberall bringt hier das Wasser Leben, es tränkt nicht bloß den Boden, sondern befruchtet und erneuert ihn zugleich durch Löß-Schlamm, den es mit sich führt. Die Hauptkanäle, von denen sich die kleineren Nebenkanäle abzweigen, führen das Wasser oft aus dem viele Werst entfernten Flusse zur Stelle, da das Niveau des Flusses, wenn er die Oase durchströmt, viel niedriger liegt, als die von den Kanälen bewässerten Felder und Gärten.

Die Bearbeitung der Felder an und für sich ist ungemein sorgfältig. Das Erdreich wird dermaßen zerkleinert und zertheilt, daß auch nicht ein Ballen mehr nachbleibt; das ganze Feld wird dabei in kleine Beete eingetheilt, welche besäet werden, während die Furchen dazwischen mit Wasser angefüllt werden. Der Wirth, welcher darin ganz genau Bescheid weiß, bestimmt immer selbst, wann die Berieselung vorzunehmen, wann der Zufluß zu den Furchen abzuschließen ist. Die Felder haben gewöhnlich nur geringe Ausdehnung und sind terrassenförmig über einander angelegt, um die Berieselung zu vereinfachen. In Bezug auf die Nutznießung des Wassers wird strenge Reihenfolge beobachtet, worüber besondere Gemeindeälteste zu wachen haben. Reis wird auf den am niedrigsten gelegenen Feldern gesäet und diese stehen denn auch, wie die Getreideart es verlangt, fast beständig unter Wasser.

Zu jeder Hütte, zu jedem Gärtchen und Gemüsebeete, ja sogar zu jedem größeren Baume, wenn er vereinzelt dasteht, kurz überall hin sind Kanäle gezogen, die je nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden. Die Ränder des Aryk sind gewöhnlich mit Pappeln, Weiden, Oleaster und Maulbeerbäumen bepflanzt. Diese Bäume geben Schatten und dienen ferner als Brennmaterial. Man geht mit ihnen, wenn der Ausdruck gebraucht werden kann, auf das Zärtlichste um. Dafür gedeihen die Bäume aber auch rasch und üppig. Nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren giebt die Pappel einen zu Bauzwecken geeigneten Stamm und nach 30 bis 35 Jahren hat sie zwei Klafter im Umfang bei einer Höhe von 100 Fuß. Zu Brennholz fällt man die Bäume (Weide und Pappel) etwa zwei Faden vom Boden. Der Stumpf wird mit Lehm verschmiert, um das Austrocknen zu verhindern. Ein so gekappter Stamm treibt bald wieder frische Schößlinge, die sich rasch zu einer dichten hübschen Krone entfalten, besonders bei der Weide. Nur vertrocknete Bäume werden an der Wurzel gefällt.

In allen Oasen werden die Felder bestellt mit: Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse, Erbsen, Klee, Wassermelonen, Melonen, Tabak und Baumwolle; in den Gemüsegärten werden gezogen: Zwiebeln, Rettig, Radies, Möhren, Gurken, Kürbiß und Grünzeug für die Küche. In den Gärten wachsen Aprikosen- und Pfirsichbäume, Weinreben, Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Maulbeerbäume, und gedeihen Granaten und Wallnüsse; häufig befinden sich in den Gärten kleine Teiche, welche Bostan genannt werden, ebenso sind Theile der Gärten der Blumenzucht speciell gewidmet und man sieht in ihnen Rosen, Astern, Sammtblumen, Balsaminen und andere Blumen. — Im Allgemeinen sind die Felder der Oasen im Verhältniß zur Einwohnerzahl sehr klein. Ich nehme an, daß auf jede Familie, auf die man durchschnittlich fünf Personen rechnen kann, kaum volle zwei Dessjatinen kommen dürften. Diesem Mangel wird durch die hohen Ernteerträge des Getreides und andererseits durch die Mäßigkeit der Eingeborenen in der Nahrung die Wage gehalten; außerdem erntet hier Jedermann nur für sich

[1]) Westlich von Chotan wird dasselbe Tenge-Silberstück in 50 Pull umgewechselt.

selbst und zum Verkauf dürfte bei all' den vielen Familien kaum etwas übrig bleiben.

Die Gemüsegärten bei den Hütten sind von ergötzlicher Kleinheit, übrigens ist auch das Gemüse, welches darin gedeiht, nicht weit her. Unvergleichlich größer und ergiebiger sind die Fruchtgärten in denselben Oasen. Die Bäume werden äußerst sorgfältig behandelt, wachsen kräftig auf und geben vortreffliche Früchte. Schade bloß, daß die Früchte von den Eingeborenen schon vor der völligen Reife abgepflückt und die reifen Früchte auch unachtsam behandelt werden. Aprikosen, Pfirsiche und Trauben werden getrocknet. In dieser Form bilden die Früchte einen unerläßlichen Bestandtheil jedes „Dostar-Chan", d. h. jeder Bewirthung. Aepfel, Melonen und auch Trauben werden ebenso für den ganzen Winter frisch erhalten. Ueberhaupt bildet im Sommer frisches Obst, im Winter getrocknetes Obst einen Hauptbestandtheil der Nahrung bei den Bewohnern jenes Landstriches.

Ich setze nunmehr den Bericht über unsere Reise fort.

Die chinesischen Beamten, welche wir in Keria zuerst trafen, empfingen uns mit zur Schau getragener Ehrfurcht, handelten aber nach dem alten System, vor unseren Augen zu schmeicheln und hinterrücks im Stillen uns zu schaden. So befahl beispielsweise der Amban, als er in Erfahrung brachte, daß wir nach Tibet vordringen wollten, in den Pässen zwei Brücken zu zerstören und die Wege durch Steine zu verbarrikadiren. Gleichzeitig wurde dieser Amban durch unsere Ankunft dermaßen in Angst versetzt, indem er im Zusammenhange damit einen Aufstand der örtlichen Bevölkerung befürchtete, daß er den Einwohnern mit Gewalt alle vorhandenen Getreidevorräthe abnehmen und an einen Ort in acht Hütten zusammentragen, und, wie die Eingeborenen uns versicherten, diese Häuser mit Minen umgeben ließ. Sein Plan war dabei, im Falle einer Empörung die Minen und damit die Vorräthe in die Luft zu sprengen und die Aufständischen auf diese Weise der Lebensmittel zu entblößen. Mehrere Nächte nach einander verließ der Amban die Oase und übernachtete mit seiner Bedeckung in Zelten, weil er überrumpelt zu werden fürchtete. Vorher wurden den Eingeborenen in Keria ihre kleinen Handmesser, die sie im Gürtel zu tragen pflegen, abgenommen und die Spitzen davon abgeschlagen, um diese an und für sich schon ungefährliche Waffe noch unschädlicher zu machen [1]). Man könnte überhaupt mehrere Seiten mit den unsinnigen Machinationen füllen, durch welche die Chinesen ihre Feigheit an den Tag legten und sich selbst in den Augen der örtlichen Bevölkerung nur noch mehr diskreditirten.

[1]) Irgend eine Waffe bei sich zu tragen, ist den Eingeborenen im östlichen Turkestan verboten.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

I.

Ch. N. Seitdem sich die Dampfschiffahrt auf dem Amazonas und seinen Zuflüssen mit jedem Jahre mehr entwickelt, wird in den drei Staaten der Westküste von Südamerika, Ecuador, Peru und Bolivien, die Idee, den ganzen oder wenigstens den so bedeutenden Verkehr ihrer Hochplateaux — von demjenigen ihrer östlichen Provinzen verstände es sich von selbst — über diese Route zu leiten, sehr begünstigt und immer wieder aufs Neue angepriesen.

Ecuador baut seine Hoffnungen auf den Napo; Peru auf den Marañon, den Huallaga und den Ucayali; Bolivien auf den Purus, den Beni und den Mamoré, und außerdem, seit es ganz von der Küste des Stillen Oceans abgedrängt ist, auf die Eröffnung einer Verkehrsader über den Paraguay; letztere Route ist zwar schon seit lange das Objekt eines unermüdlichen Projektenmachers, das durch die Reise Thouar's auch in den Augen der Laien erhöhten Reiz gewonnen hat.

Man darf wohl behaupten, daß keines von den in dieser Hinsicht aufgetauchten Projekten praktische Resultate erzielen wird, insofern es sich darum handeln würde, den von Alters her auf der Pacificseite existirenden Verkehrslinien Konkurrenz zu machen. Die wichtigsten Verkehrs- und Produktionscentren — von den am Fuße der Ostseite der Anden liegenden abgesehen — liegen in relativ so geringer Entfernung von der Meeresküste, daß es für diese drei Länder stets vortheilhafter sein wird, ihre bisherigen Verbindungswege offen zu halten und die Summen, welche sie auf die Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande aufzuwenden beabsichtigen, wenn der Stand ihrer Finanzen ihnen je wieder solche Gedanken nahe legen sollte, in Eisenbahnbauten [1]) von der Pacificküste her anzulegen, statt in einem Systeme von Flußschiffahrt, das einer Menge periodisch sich wiederholender Hemmungen ausgesetzt ist und dennoch eine Reihe von Kanälen, Straßenbauten ꝛc. durch ungesundes und unwegsamstes Terrain erfordern würde, um an die gegebenen Verkehrscentren heranzugelangen. Diese Bemerkung bezweckt, gegen die beinahe allen, auch den gewissenhaftesten Forschern innewohnende Manie Verwahrung einzulegen, die Schwierigkeiten der von ihnen vorgeschlagenen neuen Handelsrouten stets als leicht überwindlich hinzustellen. Der Bahnbrecher neuer Handelsstraßen ergeht sich in der Regel in ebenso sanguinischen Spekulationen als der Bergmann [2]).

[1]) Sobald die gegenwärtigen politischen Wirren in Peru beigelegt sein werden, wird ein schon konstituirtes finanzielles Syndikat den Ausbau der Oroyabahn bis zum Cerro de Pasco (Silberbergwerke) in die Hand nehmen.

Dem argentinischen Kongreß ist am 3. August 1885 von einem gewissen Ed. Ziegler eine Petition um die Concession einer Eisenbahn vom Flußhafen „Espedicion" am Bermejo über Oran in der Provinz Salta bis nach Guiaca an der bolivianischen Grenze unterbreitet worden: 6 Proc. Zinsgarantie von Seite der argentinischen Republik. Bei der mißlichen Finanzlage dieses Landes, das sich in einer tollen Papier- und Goldkrisis befindet, hat der Vorschlag durchaus keine Aussicht auf Annahme.

[2]) Ed. Heath sagt beispielsweise in seinem Berichte über die Erforschung des Flusses Beni: „Diese Stromschnelle ist ein leicht zu überwindendes Hinderniß, wenn man einen 250 m langen Kanal mit drei Schleusen macht; dann ist der Strom auf 200 Leguas für $1^2/_3$ Varas tiefgehende Dampfer fahrbar bis zur Stromenge von Veo; diese kann mit 20 Mann und ein wenig Dynamit in einer Woche fahrbar gemacht werden

Heutzutage, wo auch in den entferntesten Ländern die konkurrirenden Verkehrsinstitute einander in der Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Kürze der Lieferungsfristen zu überbieten suchen, wo Dampfer selbst mit 40- und 50tägiger Reisezeit so zu sagen zu bestimmter Stunde eintreffen, kann sich der Handel nicht mit den von einer mehr oder minder starken Regensaison abhängigen Peripetien, wie sie bei einer Route über die Zuflüsse des Amazonas vorkommen, zufrieden geben.

Die Forschungen, die in den letztgenannten Gebieten aber — sei es auch, daß zu sanguinische Hoffnungen sich in einem absehbaren Zeitraume nicht erfüllen — unternommen werden, haben wenigstens das Verdienst, für die östlichen Theile jener Staaten von großem Nutzen zu sein, zur Erschließung ihrer mannigfaltigen Produkte anzuregen und dieselben, unabhängig vom westlichen Handelsverkehre, soweit es thunlich ist, über den Amazonas in direkte Verbindung mit dem Auslande zu bringen. Daß für die Geographie immer etwas dabei abfällt, ist selbstverständlich.

In einer im Laufe des Jahres 1885 erschienenen Abhandlung der Amazonas-Gesellschaft in Lima ist vom Madre de Dios noch als von einem Zuflusse (!) des Purus, welch letzteren William Chandleß seiner Zeit als einen zukünftigen Handelsweg für Peru bezeichnete, die Rede. Nun ist man aber vollständig darüber aufgeklärt, daß der Madre de Dios, der E. Heath zufolge bei seinem Eintritte in den Beni eine Breite von 716 m hat, mithin ein ganz gewaltiger Strom ist, mit dem Purus nichts zu schaffen hat. Es ist allerdings wahr, daß man stets der Meinung lebte, er stehe durch einen Arm oder natürlichen Kanal mit dem Purus in Verbindung. Die neueren Untersuchungen haben aber gezeigt, daß es ein für sich ganz selbständiger Flußlauf ist, welcher seine Gewässer in diejenigen des Beni ergießt, kurz vor dem Eintritte des letzteren in den Madeira.

Der Madre de Dios, dessen Quelle Rio Tono heißt, ist noch von keinem Europäer in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Die Schwierigkeit, seinen Lauf zu untersuchen, liegt an der feindseligen Haltung der an seinen Ufern sich aufhaltenden Indianerstämme. Die erste Nachricht über seinen selbständigen Lauf verdankte man den Dienern eines Peruaners, Namens Faustino Maldonado, welcher, sei es von einem abenteuerlichen Geiste getrieben oder aus einer anderen Ursache, nur von zwei Missionsindianern begleitet, in einem armseligen Boote seine Beschiffung wagte. Glücklich gelangte er in den Beni und von da in den Madeira. An einer der berüchtigten Stromschnellen zerschellte sein Boot und er ertrank. Die Diener konnten sich retten und durch sie erfuhr man die Einzelheiten der zur Thatsache gewordenen Beschiffung des Madre de Dios [1]). Es würde dies aber nicht hinreichen, um geographisch darauf zu fußen, wäre die Richtigkeit obiger Behauptungen betreffs Eintrittes des Madre de Dios in den Beni nicht durch einen Mann der Wissenschaft, durch Ed. Heath, bestätigt worden.

Ed. Heath, welcher das Departement Beni zum Gegenstande seiner Untersuchungen hauptsächlich in Bezug auf die Kautschukproduktion gemacht hat, widmete der Erforschung des Rio Beni in den Jahren 1880 und 1881 besondere Aufmerksamkeit.

Vor den von ihm angestellten Forschungen wurden alle Landesprodukte, die von der Montana in diesem Distrikte über den Amazonas nach Europa und den Vereinigten Staaten versandt werden sollten, den Beni abwärts nach dem unter 13° südl. Br. gelegenen Flußhafen Reyes gebracht und von dort quer über Land nach dem Mamoré (Distanz 64 Leguas) weiterbefördert, wo sie eingeschifft wurden. Der Grund, warum die Schiffahrt auf dem Beni an dieser Stelle unterbrochen wurde, lag in der Furcht vor den mordsüchtigen Indianern, welche den unteren Flußlauf des Beni unsicher machen sollten. Heath wagte sich in einem kleinen Boote den Fluß hinunter und überzeugte sich von der Grundlosigkeit dieser Befürchtungen; von gefährlichen Indianern keine Spur. Dagegen bewahrheitete sich seine Voraussetzung von dem Vorhandensein großer Wälder von Kautschukbäumen, und gleichzeitig konnte er sich über den Ausfluß des Madre de Dios, welchen er auf eine gewisse Entfernung hinauffuhr, vergewissern.

Seinen Notizen ist ferner Folgendes zu entnehmen:

Auf der linken Seite münden in den Rio Beni die Flüsse: Seguba, Tarene, Enaperera, Tequeje, Undumo, Madidi, Madre de Dios und Orton; auf der rechten Seite: der Rio Negro, Jenejoya, Jeneshuaya, Ivon und Tomas. Die Landungsplätze Tumupasa und Isiamas zeigen die Einmündungen der Flüsse Seguba und Tarene an. Vom Rio Madidi weiter abwärts wird die Zunahme der Gewässer des Beni fühlbar. Beim Zusammenfluß des Madre de Dios mit dem Beni haben diese Flüsse eine Breite von resp. 716,7 und 224 m. Eine Bank (Playa) theilt den Madre de Dios in zwei Arme, von welchen der südlichere 7,50 m Tiefe hat, wie die Mündung des Rio Beni [2]).

---

bis zu dem 30 Leguas weiter oben liegenden Huachi. Von hier bis Miguilla auf eine Entfernung von 20 Leguas erfolgt dann der Transport auf Flößen (flußaufwärts) und von Miguilla kann mit Leichtigkeit eine Eisenbahn längs des Flußlaufes Rio de la Paz — und mit Erstellung von 15 bis 20 Brücken bis auf das Hochplateau geführt werden." — „Allerdings", meint er, „derjenige Theil der Route, der am schwierigsten in gutem Zustande zu erhalten wäre, wäre die Bahn von Miguilla auf das Hochplateau (Stadt La Paz)." — Ed. Heath ist ein gewissenhafter Forscher, von den Bedingungen aber, welche bei Kunststraßen und Kanälen in dünnbevölkerten tropischen Gegenden in Betracht zu ziehen sind, von der Verzinsung der aufgewendeten Kapitalien, den Unterhaltungskosten und schließlich der Konkurrenzfähigkeit solcher Projekte scheint er sich keine Rechnung abgelegt zu haben. Heath geht bei seinen Vorschlägen von der Annahme aus, das seiner Zeit verkrachte Unternehmen des Oberst Church, die Stromschnellen des Madeira und Mamoré vermittels einer Eisenbahn zu umgehen, komme schließlich doch zu Stande; in der That läßt die brasilianische Regierung dieses Projekt mit Recht im Interesse ihrer Provinz Matto Grosso nicht fallen, sondern nimmt es soeben wieder auf, und schon ist die neue Picada abgesteckt.

[1]) Auszug aus einem Briefe des Padre Nicolas Armentia:

Arroyo de Ivon, 1. Januar 1885. . . . „D. José Buza machte im Jahre 1844 eine Reise an den Madre de Dios als Kommissär im Auftrage des Präfekten des Beni, D. Rafael de la Borda. Das Reisejournal wurde durch Florencio Callaú geführt und muß in den Archiven von Trinidad, der Hauptstadt des Beni, existiren. Sie waren von der Mündung des Mamoré an 28 Tage unterwegs und gelangten bis an den obersten Lauf (Cabeceras) in ihren wohlbemannten Booten. Man hatte ihnen die Weisung gegeben, den Beni zu erforschen und sich auf der rechtsuferigen Seite (d. h. des Flusses) zu halten; sie aber verstanden darunter „rechts" auf ihrem Wege flußaufwärts. Die Daten, die man dem 1881 in Reyes verstorbenen Florencio Callaú verdankt, scheinen auf die Guarayos zu passen, welche unter dem Namen Siriniris den oberen Theil des Madre de Dios bewohnen und die hier Guarayos genannt werden. Wäre es nur möglich, das Manuskript von Callaú wieder aufzufinden, welches ein wenig wahrheitsgetreuer ist als der Bericht über Faustino Maldonado, in welchem ich keine Spur von Wahrheit entdeckt habe, so sehr ihm auch Raimondi Bedeutung beilegt; jener Reisebericht wurde unzweifelhaft sehr willkürlich und nach den mündlichen Mittheilungen eines der Ueberlebenden abgefaßt. . . ."

[2]) Der Beni hat bei seiner Mündung eine Breite von 1000 m.

Zwischen den Flüssen Jenejoya und Jeneshuaya leben die Pacavaras-Indianer, im Ganzen vier Familien, zu 15 bis 18 Individuen jede. Gewöhnliche Statur; Hautfarbe weißer als diejenige der Indianer im Allgemeinen; durchlöcherte Ohren und Nasen; gute Physiognomie. Keines der Weiber ist häßlich; einige sind sehr schön. Intelligent und gutmüthiger als die anderen Wilden.

Beinahe alle Jahre kommen Araunas-Indianer, welche Anthropophagen sind und am Rio Mano (Madre de Dios) ihre Wohnsitze haben. Sie brauchen 19 Tage, um an den Beni zu kommen. Rechnet man zwei Leguas per Tag, so ist ihr Dorf 38 Leguas entfernt. Im Jahre 1879 verdingte sich einer für einen Monat und 1880 neun für zwei Monate. Ein Knabe, welchen Dr. Vaca Diez im Jahre 1878 kaufte, lernte das „Tacana", „Cayuaba" und Spanische mit Leichtigkeit; er ist unterwürfig, gehorsam und flink, wenn man ihm einen Auftrag giebt, und nützlich, um den Dolmetscher zu spielen, wenn seine Landsleute ihre Besuche machen: die Gewebe, welche sie bringen, zeugen von der Intelligenz, Geschicklichkeit und dem Fleiße ihrer Weiber. Sie sind von mittlerer Statur, häßlichem Gesicht und sehr dunkler Hautfarbe. Sie gehen nackt, und das lange Haar ist in Gewebe eingewickelt. Wer in ihre Hände fällt, hat auf sein Leben wohl Achtung zu geben. Ich glaube, daß es in ihrem Dorfe keine Stechfliegen giebt, da ihr Körper durch keine Flecken entstellt ist, während die Pacavaras oder Pacaguaras voll von Geschwüren und Schorfen sind, die von den Stichen der Tábanos und Maraisus bei Tag und der Mosquitos bei Nacht herrühren.

In einem Gespräche mit ihnen über die Flüsse Mano [1]) und Beni sagte Dr. Vaca, daß ich mich entschlossen hätte, den Beni bis zum Rio Mano hinabzufahren: — „Wie ist es möglich, daß Ihr an ein solches Unternehmen denkt, wenn wir, die wir Männer sind, es nicht thun können?" — „Warum seid Ihr Männer und ich nicht", fragte der Doktor. — „Weil wir sehen, daß Ihr bloß ein Weib habt, während der Untauglichste unter uns wenigstens deren vier besitzt."

Sie sagen, daß es unzählige Kautschukbäume (Siphonia elastica) in der Nähe ihres Dorfes giebt, was durch die Aufschließung von Estradas (eine Estrada = 100 Bäumen; je ein Arbeiter hat eine Estrada zu besorgen) auf eine Distanz von 7 Leguas nach jener Richtung hin bewiesen ist; man stieß dort auf die größesten und am dichtesten bei einander stehenden Bäume. Zwei Tage oberhalb des Madidi liegt die Mission Cabinas mit den Cabineños-Indianern. Ihre Zahl übersteigt 60 Seelen nicht.

Keiner der Stämme hat bis jetzt (1880) die Kautschuksammler belästigt; sie haben sich vielmehr entgegenkommend gezeigt.

Die geringe Scheuheit des Wildes und die Abwesenheit von Spuren oder Anzeichen von wilden Indianern unterhalb des Rio Jeneshuaya lassen mich vermuthen, daß sich in diesem Distrikte keine Wilden aufhalten. Außer dem Kautschuk giebt es arabischen Gummi, Kakao, sowie viele Mandelbäume (brasilianische Nüsse: Bartholetis excelse) vom Hafen Salinas-Reyes bis zum Madre de Dios und Vanille von Isiamas bis zum Rio Jenezoya und vielleicht weiter hinunter.

Tumupasa liegt an einem der Ausläufer der großen waldigen Gebirgsregion (Montaña), und der Blick, der über die Bäume hinweg, in nördlicher und östlicher Richtung nur dem Horizonte begegnet, vergleicht das ganze landschaftliche Bild einer ruhigen Meeresfläche.

Früh Morgens unterscheidet man über diesem Blättermeere den Lauf des Beni durch den vom Wasser aufsteigenden Nebel.

* * *

Der Erforscher des Purus, William Chandleß, fuhr 1865 dessen südlichen Zufluß, den schiffbaren Aquiry, hinauf bis 10° 52′ südl. Br. und 72° 16′ westl. L. v. Gr., in der Hoffnung, an den Madre de Dios zu gelangen. Er erreichte ihn nicht; aber bei weiterem Vordringen zu Lande stieß er in einer Entfernung von fünf Leguas auf ein Gewässer, das in südöstlicher Richtung floß und von dem man mit ziemlicher Sicherheit annimmt, daß es der Ursprung der Flüsse Merube (Meruri?) und Tuyú war, Zuflüsse des Madre de Dios, die in gleicher Richtung in ihn einmünden, so daß, wenn dieser Forscher vier oder fünf Leguas weiter vorgedrungen wäre (was er unglücklicher Weise unterließ), er wahrscheinlich den Punkt erreicht hätte, wo sie sich in den Madre de Dios ergießen.

Seine ganze Erforschungsreise hatte indeß das Gute, die Thatsache, welche man schon kannte, zu bestätigen: daß der Purus in seiner enormen Länge breit und tief genug ist, um die Schiffahrt zu begünstigen [1]), und daß er im Gegensatz zum Madeira und anderen Flüssen von Hindernissen, wie Klippen, Bänken und Stromschnellen, frei ist.

Auf Chandleß ist in der Erforschung des Purus der Nordamerikaner Azrael Piper gefolgt, der von der bolivianischen Regierung die Konzession zur Errichtung von Kolonien in den östlichen Regionen des Landes erhalten hatte. Zwei Mal befuhr Piper den Purus; das erste Mal 1871, das zweite Mal 1874. Seinen Angaben zufolge hat er an dessen Ufern ein über 300 Meilen sich erstreckendes Areal mit 3000 Kolonisten bevölkert. Hinsichtlich der Vortheile, welche die Schiffahrt auf dem Purus darbieten würde, stimmen seine Ansichten mit denjenigen seines Vorgängers Chandleß überein. In Betreff einer natürlichen Verbindung mit dem Madre de Dios versichert er, daß eine solche nicht existire, daß sich aber beide Flüsse auf eine große Strecke bedeutend nähern.

[1]) Der Madre de Dios wird bald mit dem indianischen Namen Amarumayo (Schlangenfluß, nach seinem sich schlängelnden Laufe), bald mit Manú oder Mano bezeichnet. Den Aquiri nennt der Padre Armentia bald Aquiry, bald Acre (Chandleß Acre); Andere schreiben wieder Acuari.

[1]) Doch wohl nur in der Regenzeit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Chr. Gruber, Das Münchener Becken. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Bayerns. — In „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" Bd. I, Heft 4.

Das Münchener Becken erscheint als eine Ausweitung

des Isarthales, wie sie alle bedeutenderen Flußthäler des Alpenvorlandes zeigen; es liegt genau an der Grenze der Moränenlandschaft. Charakteristisch sind die Moore und Haiden; erstere entstehen, wo die quartären Geröllschichten sich nicht mehr über den Spiegel des auf undurchlässigem Tertiär stehenden Grundwassers erheben, letztere, wenn die durchlässigen Geröllmassen so mächtig sind, daß das Grundwasser auf die Oberfläche keine Wirkung mehr ausübt. Unter den Mooren unterscheidet der Verfasser:

1. Thalflächenmoore, nördlich der Moränenlandschaft, je nach ihrer Entstehung in Quellen-, Stau-, und Infiltrationsmoore zerfallend.
2. Muldenmoore innerhalb der Moränenlandschaft, bald am Rande und den Ausgängen der Vorlandseen gelegen, bald Ueberbleibsel verschwundener Seen, entweder in Gletscherdepressionen oder nur in Moränenmulden.
3. Gebirgsmoore, die wieder verschieden sind, je nachdem sie an Hängen, auf Gipfeln und Plateaus, in abflußlosen Einsenkungen oder in der Thalsohle liegen.

Ko.

— Genieoberlieutenant Simon sprach kürzlich vor der Sektion Uto des Schweizerischen Alpenklubs über die Hochgebirgsaufnahmen der Expedition, welcher er im vergangenen Sommer angehört hatte. „Zwei Monate verwildert, abgesondert von der Kulturwelt, den behaglichen Komfort der gebildeten Europäer entbehrend, mitten im Herzen Europas in einer Stein- und Eiswüste ein halbes Eskimoleben führend, täglich zu neuen Strapazen gerüstet" — so schilderte er (nach der „Neuen Züricher Zeitung" vom 22. November 1885) das Leben eines Topographen, der oben im Hochgebirge Aufnahmen macht. Die interessanteste Aufgabe, welche die Expedition löste, zu der Oberlieutenant Simon gehörte, war wohl unstreitig die Besteigung der Jungfrau. In wilden Hängen stürzt diese Bergriesin nordwärts zu Thal; nicht so schroff, aber ebenso imposant dacht sie sich nach Süden ab; entsendet sie doch auf dieser Seite ihre Firnmassen in die Firnmulde des großen Aletschgletschers, des größten der Alpen, von dessen gewaltigen Eismassen man eine annähernde Vorstellung erhält, wenn man bedenkt, daß dieser einzige Gletscher, in Blöcke von den Dimensionen des eidgenössischen Polytechnikums zerlegt, genügen würde, um einen Viertheil des Aequators mit einem zusammenhängenden Eisgürtel zu umfassen. Am 14. Juli 1885 stieg die kleine Expedition in die Eisgefilde des großen Aletschgletschers bis zur Konkordienhütte hinauf; einige Tage darauf wurde der Gipfel der Jungfrau erstiegen, der aber kaum einer einzigen Person Raum zum Aufrechtstehen gewährt. „Wenn von hier aus Photographien aufgenommen werden sollen, so bleibt nichts übrig, als vom Gipfel so viel wegzunehmen, bis die Schnittfläche genügt, das Instrument aufzustellen. Die Enthauptung der Jungfrau wird beschlossen. Volle anderthalb Stunden lang wird aus Leibeskräften darauf los gehauen. Die Jungfrau ist etwa $1\frac{1}{2}$ m niedriger geworden. Das Instrument wird aufgestellt und nicht ohne seiltänzerische Evolutionen die ganze Hochgebirgsrundsicht in sechs Platten aufgenommen. Nach 1 Uhr Nachmittags wird der Rückweg angetreten. Vorsichtig geht es in den Stufen hinunter, über erweichte Schneebrücken und bodenlose Firnfelder. Erdrückend heiß, fast unausstehlich ist die von allen Seiten reflektirte Sonnengluth. Die Gesichtshaut wird vollständig geröstet. Aber trotz allen Anstrengungen werden noch mehrere Aufnahmen gemacht. Abends 8 Uhr trifft die Expedition ohne Unfall wieder in der Konkordiahütte ein. Am folgenden Tage wird der Trugberg erstiegen, jeder Tag bringt neue Aufgaben. Eine Menge Hochgebirgsgipfel wird mit dem Apparate besucht, auch das stolze Finsteraarhorn nicht verschont. In der Konkordia- und Oberaarhütte entwickelt sich ein gemüthliches Klubhüttenleben, bis diese Standquartiere endlich aufgegeben werden. Die Expedition siedelt ins Lötschenthal über und stürmt theils von Ried, theils von der Bietschhornhütte aus eine ganze Reihe von Punkten der Lötschenkette, bis der Umschlag der Witterung sie zur Heimkehr zwingt. Auf denjenigen, der sie lange ausschließlich bewohnt (so heißt es am Schlusse des interessanten Berichtes), übt doch die Hochwelt den Eindruck des wüsten, öden Gebirges aus. Nur im Kontraste wirkt sie bestrickend, und auch der Eindruck des Ueberwältigenden schwindet mehr und mehr, wenn wir uns wochenlang unausgesetzt darin aufhalten. Auch der Kitzel, Gefahren zu bestehen, verschwindet allmählich und der durch strengen Dienst, durch Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art hart mitgenommene Topograph freut sich, aus der Wildniß wieder in die Gegenden der menschlichen Kultur hinabzusteigen."

— Die schottische meteorologische Gesellschaft hat auf dem 4400′ hohen Ben Nevis ein meteorologisches Observatorium erbaut, welches mit dem am Meeresstrande in direkter Linie nur fünf englische Meilen entfernten Fort William zusammen interessante gleichzeitige Beobachtung der oberen und der unteren Luftschichten gestattet. Der Berg liegt recht mitten in der Bahn der nordatlantischen Stürme und da unser Wetter vorwiegend von den dort vorbeipassirenden Minimis abhängt, so haben die schottischen Beobachtungen ein sehr direktes Interesse auch für uns.

— Nach Woldemar Kaden's Büchern greift jeder Italienfahrer mit Erwartung; denn er ist sicher, Genuß und Belehrung bei diesem trefflichen Kenner italienischen Landes und Volkes zu finden. Er selbst spricht es in seinem neuesten Werke, „Neue Welschland-Bilder und Historien" (Leipzig, B. Elischer, 1886), aus, daß er jetzt das Volk Neapels besser verstehe, als vor einem Jahrzehnte, daß er tiefer in sein Wesen eingedrungen sei, als zuvor. Die zehn Artikel, welche er unter der Ueberschrift „Unterm Volke" zusammengefaßt hat, können auch Männern der Wissenschaft manches Neue enthüllen. Wir haben das ganze Buch mit großem Vergnügen gelesen.

Asien.

— Die russische Regierung hat für das Jahr 1886 255 500 Rubel angewiesen zu neuen geodätischen Aufnahmen in Ferghana, dem Usuri-Gebiete, Transkaspien und Finnland.

— Die Herren Dr. Bunge und Baron von Toll beabsichtigen für das nächste Jahr eine Expedition nach Neu-Sibirien, das seit 1823 nur von der unglücklichen Jeannette-Expedition wieder besucht worden ist. Nach den letzten Nachrichten (von Mitte Juli 1885) befanden sie sich im Gebiete der Jana (östlich der Lena), wo Dr. Bunge den östlichen Zufluß derselben, die Adytscha, Baron Toll die westlichen Dulgalach und Butintai erforschte und namentlich reiche geologische Ausbeute machte.

— Die Kohlenproduktion Japans hat nach den Angaben von Naumann in seinen Begleitworten zu der dem internationalen Kongreß in Berlin vorgelegten geologischen Karte des Inselreiches bereits einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen und macht selbst in den chinesischen Häfen der englischen Steinkohle siegreiche Konkurrenz. Obwohl die ältesten Kohlenflöze erst der Juraperiode angehören, zeigen die Kohlen doch vielfach die Charaktere der echten Steinkohle und selbst des Anthracits. Die Hauptflöze liegen in Kiushiu und in Yesso, also an den Endpunkten des Reiches. Im Jahre 1881 waren bereits 773 Gruben im Betriebe, von denen aber die meisten nur lokale Bedeutung hatten und zwei, Takashima und Miike, beide in Kiushiu gelegen, beinahe die Hälfte produciren. Beide liegen dicht am Meere; die Werke von Takashima reichen sogar unter den Meeresspiegel hinab und von den drei dazu gehörigen Flözen ist das oberste ersoffen, weil man in Folge ungenauer

Berechnung einen Stollen ins Meer hinein durchschlug. Takashima liegt auf einer kleinen Insel, nur acht Seemeilen von Nagasaki entfernt; die Werke gehören der großen Schiffahrtsgesellschaft Mitsubishi. — Miike liegt etwas weniger günstig, doch auch noch nahe der Küste, und seine Flöze sind ausgedehnter und weniger durch Verwerfungen gestört; das Werk ist Regierungseigenthum. — Die Kohlenschichten von Yesso sind ungleich bedeutender, als die südlicheren, aber sie liegen weiter im Inneren des Landes. Das Hauptwerk ist Poronai, dessen Kohle für die beste in Japan gilt; es ist neuerdings durch eine Eisenbahn mit dem Hafen von Otaru verbunden worden und versorgt besonders den Hafen von Hakodate. Die japanische Gesammtproduktion belief sich 1881 auf 888 706 Tonnen.

— Die deutsche, nun freilich wieder rückgängig gemachte Annexion der Karolinen-Inseln hat den Spaniern Angst eingeflößt, es könnte dem Deutschen Reiche einfallen, auch jene Theile der Mindanao-Küste, wo eingeborene mohammedanische Sultane und Dattos nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zur spanischen Krone stehen, zu okkupiren. Um einen neuerlichen Konflikt zu vermeiden, hat der Generalkapitän der Philippinen, Don Emilio Terrero, Ende September die an der Südspitze Mindanaos liegende Inselgruppe der Sarangani-Inseln militärisch besetzen lassen. Die einheimischen Namen der Inseln sind: Tumanao (Sarangani Este) und Balut (Sarangani Oeste). Auf der erstgenannten Insel, welche vier vortreffliche Häfen besitzt, ist das spanische Fort angelegt worden. Die Mauren (Mohammedaner) fügen sich willig in die neuen Verhältnisse. Balut hat schroffe Küsten und eine Menge von Schluchten aufzuweisen.

Afrika.

— Von namhaften Afrikareisenden sind jüngst zwei nach Europa zurückgekehrt: Savorgnan de Brazza nach Paris und Paul Reichard nach Wiesbaden resp. Berlin. Die topographischen Ergebnisse, welche letzterer dem Herausgeber dieses Blattes zur Veröffentlichung übergeben hat, zeichnen sich durch eine seltene Genauigkeit und Sorgfalt aus; leider werden diese umfangreichen Aufnahmen im Quellgebiete des Congo nicht durch astronomische Beobachtungen gestützt.

— Auf Seite 351 des 48. Bandes meldeten wir, daß die ganze Küste von Dahome, ja das ganze Reich unter portugiesischen Schutz gestellt worden sei. Eine Art Erklärung zu diesem Vorgange giebt H. Zöller (Die Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, II, S. 27), obwohl er das Ereigniß selbst gar nicht erwähnt, auch nichts davon wissen konnte, als er jene Zeilen schrieb. Auch schon vorher hatten die Portugiesen in Weida ein Besatzungsrecht, das aber in kläglicher Weise ausgeübt wurde, und welches der ganz unabhängige König von Dahome mehr als eine Ehrenbezeugung, denn als eine Verkürzung seiner Hoheitsrechte anzusehen schien. Doch meint Zöller, daß trotzdem die Portugiesen dort in größerem Ansehen stehen, als irgend eine andere europäische Macht. „Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benutzt sie als Spielball, aber die Thatsache, daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner anderen europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Kommandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich nothwendig erachtete Staffage zu allen größeren Festlichkeiten. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennutze des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsschwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie verstehen sich nicht auf das, was dem Neger zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hinwiederum verscherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrecht erhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Negern einerseits als diejenige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, andererseits als diejenige, welche am kräftigsten die Zuchtruthe zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo Jedermann vom Könige abwärts bis zum Händler über den entschwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meisten in Dahome ansässigen Portugiesen diese Anschauungsweise theilen, so ist damit ein Anknüpfungspunkt gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Forbes will den Versuch machen, den Gipfel des 13205 Fuß hohen Owen Stanley-Berges auf Neu-Guinea zu erreichen, auf Pfaden, die bis jetzt der Fuß keines weißen Mannes betreten hat; es ist seine Absicht, zunächst ein Lager 25 Meilen weit im Inneren des Landes gelegen, zu Sogeri, in der Nähe der vorliegenden Bergketten, aufzuschlagen. Im nächsten Frühjahr, wenn das Wetter besser ist, will er dann den Versuch machen, den höchsten Punkt zu erreichen. Er wird wohl einige Jahre in Neu-Guinea bleiben, da seine Frau ihm folgt und er mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist.

— Zwischen Großbritannien und Frankreich ist nach längeren Verhandlungen ein Vertrag geschlossen worden, wonach letzteres seine Ansprüche auf die Westküste von Neufundland aufgiebt und dafür in den endgültigen und vollen Besitz der beiden zu dem Societäts-Archipele (Inseln unter dem Winde) gehörigen Inseln Raiatea und Borabora gelangt.

Nordamerika.

— Bei Northborough in Massachussetts hat man zusammen mit Mastodonüberresten und offenbar gleichalterig mit denselben einen Menschenschädel gefunden, der Herrn F. W. Putnam übergeben wurde und von diesem beschrieben werden wird.

— Friedrich von Hellwald's Schilderung der Vereinigten Staaten „Amerika in Wort und Bild" ist noch vor Weihnachten mit der 65. Lieferung zu Ende gediehen und bildet, in zwei stattliche Prachtbände gebunden, eine Zierde jeder Bibliothek. Der zu den belesensten unter den populariſirenden Schriftstellern zählende Autor schildert mit bekannter Formengewandtheit uns die in Europa so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten, die Städte, die Menschen in ihrem Thun und Treiben, die Ureinwohner, Handel und Verkehr, das riesige Anwachsen der Union u. s. w., und in dem Bestreben, klare Vorstellungen zu erwecken, unterstützen ihn gegen 600 zum Theil prachtvolle Abbildungen. Eine Probe derselben brachte der „Globus" vor 2½ Jahren (Bd. 43, S. 303).

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Von der belgischen Küste. (Mit drei Abbildungen.) — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. II. — Die erste Erforschung des Madre de Dios. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 11. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 3.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ein Hauptstudienobjekt für die Expedition bildeten natürlich die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, über welche wir bis jetzt nur wenige und meistens auf flüchtige Beobachtungen gegründete Nachrichten hatten. Die Mittheilungen der Franzosen beziehen sich natürlich ausschließlich auf die Bewohner der Umgebung der Orangebai und lassen sowohl die Alakalufs der Westküste wie die Ona der Hauptinsel (man vergleiche hierüber den Bericht von Bridge über die Ethnographie des Feuerlandes in Bd. 47) ganz außer Betracht, da sie mit diesen in keinerlei Beziehungen gekommen sind. Der Stamm an der Orangebai, der südlichste der ganzen Welt, gehört zu der von Fitzroy als Tekinika bezeichneten Rasse, den Yahgans der englischen Missionare. Noch heute ist das, was die ersten Berichte, die bis 1715 hinaufreichen, über sie besagen, vollkommen zutreffend und die Reproduktion der Berichte würde genügen, wenn sie ein klein wenig detaillirter wären.

Es ist dem Feuerländer niemals eingefallen, in der Weise die Produkte seines Landes zum Schutze gegen die Witterung und zur Erhöhung der Bequemlichkeit zu verwenden, wie das z. B. der Eskimo im Norden thut. Sie haben keine Kleider, keine feste Wohnung, sie sammeln keinerlei Wintervorräthe. Eine um die Schultern geworfene Robbenhaut oder ein paar zusammengenähte Otternfelle können kaum eine Kleidung genannt werden, die Häuser sind rasch errichtete Zweighütten, die nach ein paar Tagen wieder verlassen werden und in denen sie, am Feuer niedergekauert, die Nacht verbringen, und die Nahrung muß jeder Tag bringen. Freilich ist von einer strengen Winterkälte hier keine Rede; die Mitteltemperatur beträgt zwar nur + 5°; sie übersteigt im Sommer nicht + 7,17° und fällt im Winter nicht unter + 3,56°, aber man begreift doch kaum, wie die Feuerländer unter diesen Bedingungen aushalten können.

Das Einzige, was man eigentlich eine Kleidung nennen kann, ist ein kaum handgroßer Lappen von Guanacofell, welchen die Frauen an einer um die Hüften laufenden Schnur befestigt tragen; ohne diese Mashakana zeigen sie sich niemals, aber sie genügt ihnen auch vollständig, obschon man durchaus nicht sagen kann, daß es ihnen an Schamhaftigkeit fehle. Auch die kleinen Kinder werden nicht besser gegen den Frost geschützt; um sie zu tragen, benutzt man ein Guanacofell, sonst sind sie vollständig nackt. Frauen und Mädchen sind übrigens durchaus nicht gleichgültig gegen ihr Aussehen und suchen ihre Gesichter durch Querstriche und Tupfen mit weißem Thon nach besten Kräften zu verschönern, wie unsere erste Abbildung zeigt.

Da die Feuerländer innerhalb eines bestimmten Bezirkes nomadisiren und niemals lange an derselben Stelle bleiben, machen sie sich mit der Erbauung ihrer Hütten keine großen Umstände. Wir geben auf S. 34 und 36 die Abbildungen von zwei solchen Hütten nach Photographien. Ein paar Stämme

werden in die Erde gesteckt mit den Spitzen gegen einander, die Zwischenräume einigermaßen mit Zweigen ausgefüllt und der Boden ganz roh geebnet; dann bringt man das in der Pirogue immer glimmende Feuer herein und die Hütte ist zum Bewohnen fertig. Nur dann und wann, wenn man länger an einem Platze bleiben will und gar zu schlechtes Wetter droht, baut man die Hütten größer und sorgfältiger, aber gar oft müssen auch ein paar zusammen-

Geschminkte Feuerländerinnen.

gesteckte Zweige am Fuße eines Felsens selbst bei schlechtem Wetter genügen. Natürlich schlafen sie auch auf der bloßen Erde, kaum daß sie sich die Mühe nehmen, ein paar Hände voll Gras und Kräuter zur Unterlage auszurupfen; eine Robbenhaut unter zu legen, erscheint ihnen schon als ein hoher Grad von Luxus und Verweichlichung.

Das Wunderbarste an den Feuerländern ist jedenfalls, daß sie niemals an eine Fürsorge für den nächsten Tag

Hütte im Walde.

denken. Und doch ist der Winter streng genug und die Zeiten sind gar nicht selten, in denen der Feuerländer weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausziehen und auch nicht einmal Muscheln an den von der Brandung gepeitschten Klippen ablesen kann. Läßt sie dann nicht der Zufall eine todte Robbe oder einen gestrandeten Walfisch am Ufer finden, so heißt es freilich fasten. Dann liegen sie unbeweglich in ihren Hütten um das qualmende Feuer und erheben sich nur, wenn frisches Brennholz geholt werden muß. Wird der Hunger zu heftig, so sammeln sie am

Strande die Wurzeln von Armeria magellanica und stopfen mit ihnen, die freilich kaum Nahrungsstoff enthalten, den knurrenden Magen voll. Zum Glücke dauern solche Schneestürme, die jede Bewegung draußen unmöglich machen, selten länger als drei bis vier Tage, und das läßt sich am Ende aushalten. Die Leute magern in solchen Fastenzeiten freilich rasch ab, aber bei genügender Nahrung erholen sie sich auch fast ebenso rasch wieder und sie können dann auch, wie alle Jägervölker, ganz überraschende Quantitäten Fleisch zu sich nehmen.

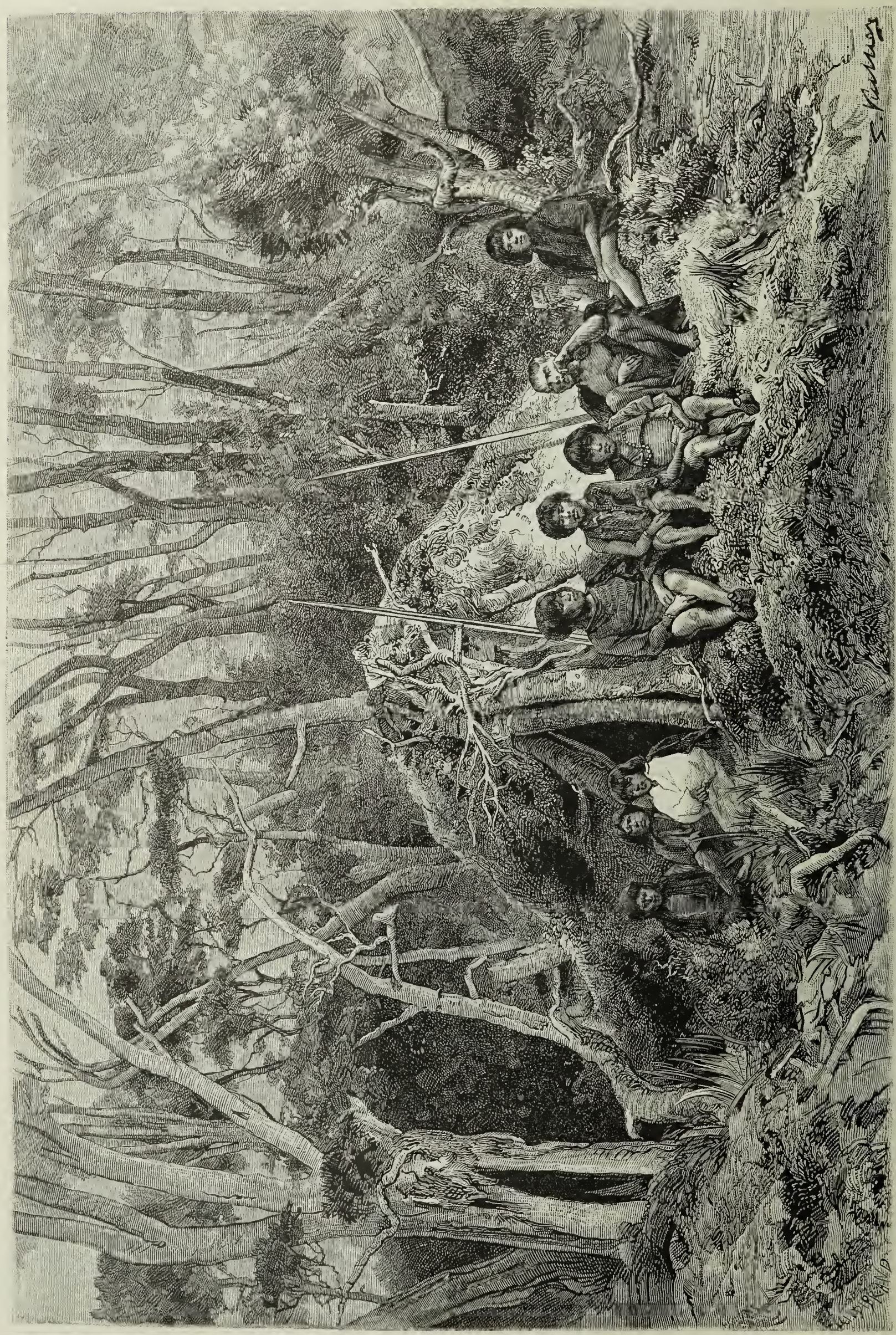
Die Erzählungen von gewohnheitsgemäßer Anthropophagie, wie sie seit den Reisen von Fitzroy und Darwin in allen Büchern spuken, und wie sie auch noch ganz neuerdings Dr. W. Schneider[1]) wiederholt, beruhen bekanntlich alle auf den Erzählungen der vom Kapitän Fitzroy nach England mitgenommenen jungen Feuerländer, welche der „Beagle“ nach ihrer Heimath zurück brachte. Diese erzählten, daß sie, wenn sie im Winter allzu arg vom Hunger geplagt würden, die alten Frauen, die doch unnütz wären, lieber schlachteten, als sie einen Hund opferten, denn „Hunde können Ottern fangen, alte Frauen nicht“. Die Schlachtopfer würden über das Feuer gehalten, bis sie erstickten, und dann kunstgerecht zerlegt. Darwin erfuhr noch, daß die bejammernswerthen alten Frauen in solchen Fällen manchmal in die Berge zu flüchten versuchten, aber von den Männern verfolgt und zurück geschleppt würden. An dieser ganzen Erzählung scheint kein wahres Wort zu sein; weder die seit fünfzehn Jahren im Feuerlande angesiedelten Missionare noch die französischen Forscher haben jemals einen solchen Fall von Anthropophagie konstatiren können, auch in längeren Hungerzeiten nicht, und auch die im Kampfe getödteten Feinde werden nicht aufgefressen. Die alten Frauen sind übrigens durchaus nicht so unnütz, wie obige Erzählung voraussetzt; ihre Erfahrung giebt ihnen einen entschiedenen Werth beim Beschaffen der Nahrungsmittel sowohl, wie bei den sonstigen Haushaltungsarbeiten, und gar nicht selten heirathen junge Leute lieber eine erfahrene ältere Frau, als ein junges, wenn auch hübscheres Mädchen. Aeltere Frauen, deren Männer gestorben sind, üben sogar ganz entschieden alle Rechte des Familienoberhauptes aus; auch wenn sie allein leben, haben sie immer ein paar Kinder oder Enkel bei sich, die ihnen unbedingt gehorsam sind. Auch die alten Männer erfreuen sich großen Einflusses und einer Art Verehrung. Zu einer Organisation über die Familie im engsten Sinne hinaus läßt aber der unbändige Unabhängigkeitstrieb die Feuerländer nicht kommen. Jeder ist auf sich selbst allein angewiesen und so existirt nicht einmal die patriarchalische Stammesform, wie bei anderen auf etwa gleicher Kulturstufe stehenden Völkern. Sobald der Sohn erwachsen ist, fühlt er sich völlig unabhängig von seinem Vater und ist bei der geringsten Ursache bereit, sich von ihm zu trennen und mit seiner Frau eine eigene Haushaltung zu beginnen. Indeß bleibt doch immer ein gewisser Zusammenhang und die Abkömmlinge eines Geschlechtes fühlen sich im Falle von Gefahren und Zwistigkeiten immer als zusammengehörig.

Feuerländerin mit ihrem Kinde.

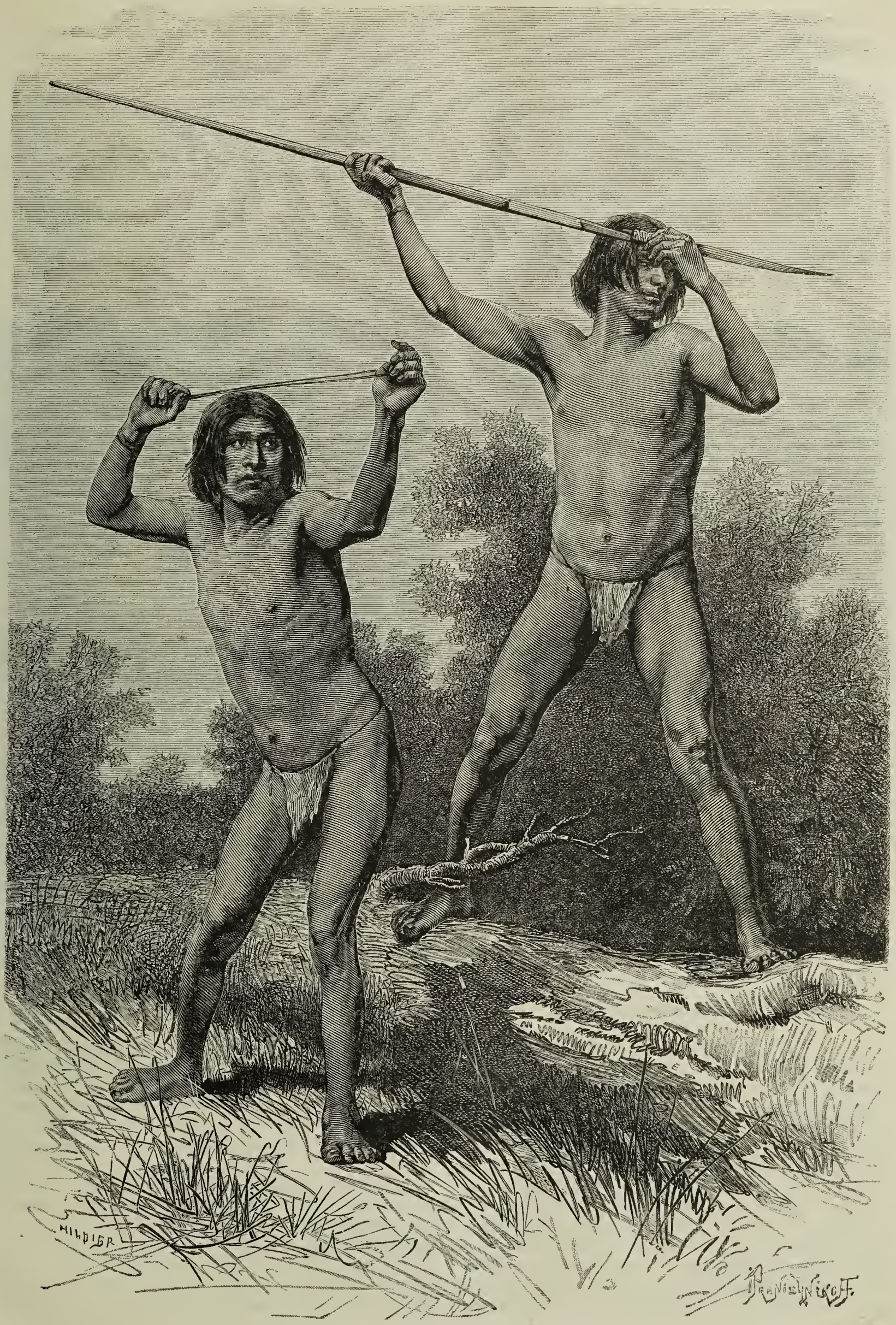
Innerhalb der Familie theilen sich Mann und Frau in die Arbeit. Den Männern fallen die eigentlich schweren Arbeiten zu; sie hauen das Brennholz und bringen es nach Hause, sie bauen die Hütten und konstruiren die Piroguen und sie betreiben die höhere Jagd. Diese gilt besonders den Robben, welche sie in den Piroguen verfolgen und mit den selbstgefertigten Harpunen erlegen, und den Ottern. Bei letzterer Jagd werden sie von ihren Hunden unterstützt, welche die Ottern in den Strandhöhlen aufsuchen und entweder sofort erwürgen oder den Jägern zutreiben. Zum Tödten der Vögel bedienen sie sich der Schlender, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind. Unser Bild S. 37 zeigt beide Waffen und ihre Anwendung.

Den Frauen fallen zunächst die eigentlichen — in diesem Falle beim Mangel von Häusern freilich uneigentlich so genannten — häuslichen Arbeiten zu; außerdem sammeln sie bei jeder Ebbe an den Felsen die Miesmuscheln und Schüsselschnecken, die einen wichtigen Theil der Nahrung bilden.

[1]) Die Naturvölker, Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Paderborn 1885.



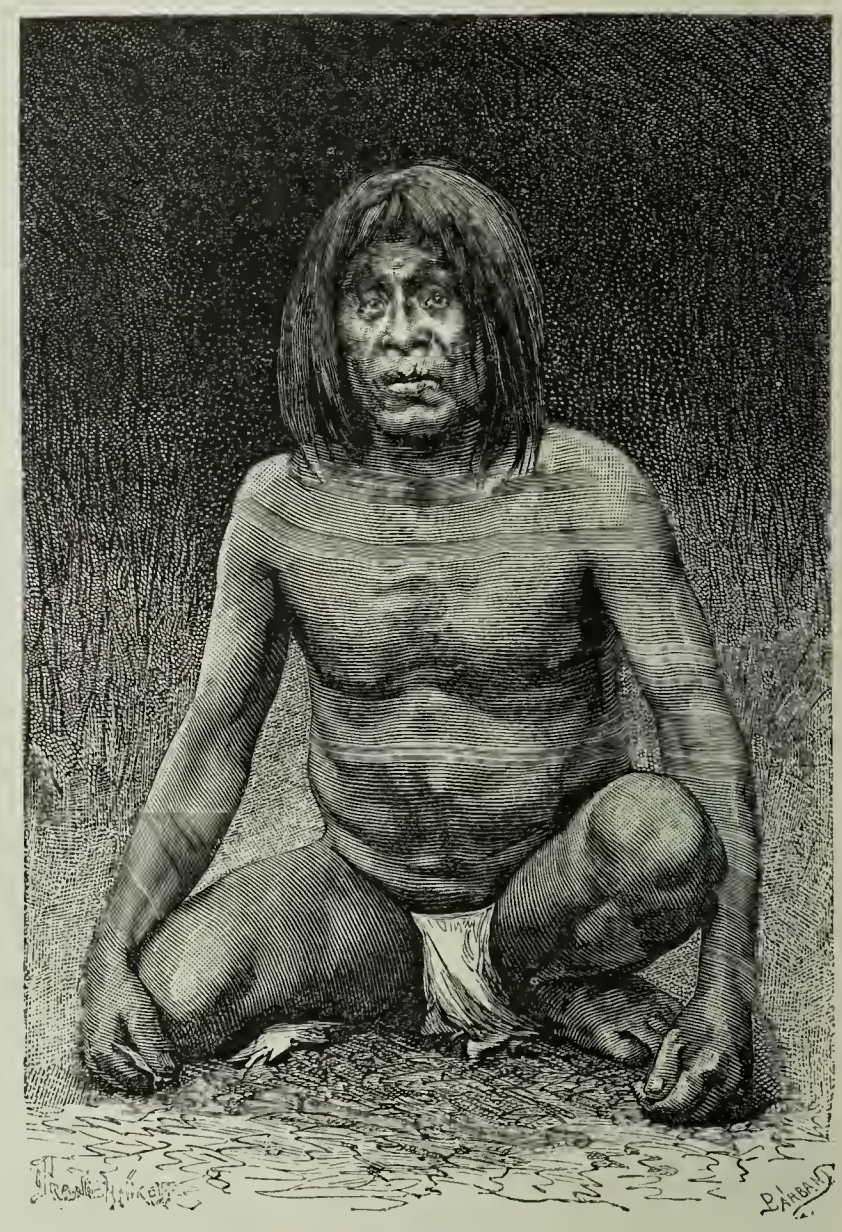
Hütte der Feuerländer.



Feuerländer mit Schleuder und Harpune.

Sie besorgen die Küche, unterhalten das Feuer und zünden es nöthigenfalls an; zu letzterem Zwecke schlagen sie zwei Schwefelkiese oder Eisenkiese an einander und fangen die Funken in trockenem Vogelflaum auf. Ferner holen sie das Wasser und flechten aus einer Binsenart (Juncus magellanicus) Körbe und die für die Pirogues nöthigen Stricke; auch die Armbänder und Halsbänder aus durchbohrten Muscheln werden von ihnen ausschließlich angefertigt. Ferner ist der Fischfang Sache der Frauen; sie angeln mit einem entsprechend geformten Stücke Muschelschale oder auch einfach mit einem Stückchen Fleische, das an die Leine gebunden ist, die rasch herausgezogen wird, ehe der Fisch den verschluckten Köder wieder von sich geben kann. Die Leinen werden theils aus getrocknetem Tang (Macrocystis pyrifera) angefertigt, theils aus Robbensehnen und durch einen angebundenen Stein versenkt. Die Frauen sammeln auch mit einer langen, vierzackigen Gabel die häufigen Seeigel und mit einer Art hölzernen Spatens die Chiton- und Schüsselschnecken von den vom Wasser überdeckten Felsen. Endlich hat in den Pirogues die Frau fast ausschließlich das Ruder zu führen. Es ist das gerade keine allzu anstrengende Arbeit, denn die Pirogues, ausschließlich aus der Rinde der birkenblätterigen Buche (Fagus betuloides) erbaut, sind von einer wunderbaren Leichtigkeit. Leider auch von einer ebenso geringen Dauerhaftigkeit. Im Allgemeinen nimmt man an, daß eine gute Pirogue nicht über ein halbes Jahr brauchbar bleibt, trotz aller Sorgfalt, welche Mann und Frau gemeinsam auf ihre Erhaltung

Feuerländerin, einen Kormoran rupfend.



Jakamusch.

verwenden. Es ist hauptsächlich die Aufgabe der Frau, diesen für die Existenz des Feuerländers ganz unentbehrlichen Gegenstand im Stande zu halten und stets sieht man sie beschäftigt, die Ritzen mit halbfaulen Zweigen zu kalfatern und die einzelnen Stücke zusammenzunähen. Der Verlust ihrer Pirogue macht eine Feuerländerfamilie für den Augenblick völlig hilflos, und wenn sie an einer einsamen Klippe Schiffbruch leiden und nicht zufällig von Anderen bemerkt werden, kommen sie in Gefahr, Hungers zu sterben.

Seltsamer Weise können wohl die Frauen schwimmen, die Männer aber nicht (? Red.). Die Frauen schwimmen meistens sehr gut, gehen aber nur dann ins Wasser, wenn sie müssen, z. B. um einen mit der Schleuder erlegten Vogel zu holen. Nur selten, bei relativ warmer Temperatur, hatten die Franzosen Gelegenheit, zu beobachten, daß die Feuerländerinnen auch zu ihrem Vergnügen ins Wasser sprangen und ohne einen bestimmten Zweck lustig darin herum spielten. Zu tauchen, wie öfter angegeben wird, schienen sie indeß nicht; zum Heraufholen der Muscheln und Seeigel haben sie, wie oben erwähnt, ein eigenes Instrument.

Mädchen und Knaben werden schon früh zur Theilnahme an den Arbeiten angehalten, übrigens aber sehr gut behandelt, wenn ihre Eltern auch nicht so zärtlich mit ihnen thun, wie in Europa.

Eine Spur von religiösen Vorstellungen haben die Franzosen bei den Feuerländern nicht entdecken können; den Missionaren ist es bekanntlich auch nicht besser gegangen.

Auch der Aberglaube ist nicht allzu arg. Sie vermeiden es möglichst, von ihren verstorbenen Vorfahren zu sprechen und sind namentlich nur sehr schwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich eine historische Ueberlieferung beinahe unmöglich macht. Ihren Kindern geben sie einen Namen erst, wenn sie etwa zwei Jahre alt sind und zu laufen anfangen; sie thun das, wie sie sagen, damit sie, wenn das Kind vorher stirbt, nicht einmal zufällig seinen Namen hören und dadurch an ihren Verlust erinnert werden. Gewöhnlich erhalten sie dann den Namen des Ortes, an welchem sie zur Welt gekommen sind. Verlust von Kindern wird überhaupt schwer empfunden, und nicht selten sahen die Franzosen die Mienen der Wilden sich verdüstern und die Frauen sogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen solchen Todesfall angespielt wurde. Sie tragen auch die äußeren Zeichen der Trauer, schwarze Bemalung des Körpers und auf dem Scheitel tonsurartig kurz geschorenes Haar, längere Zeit zur Schau. Vor dem Tode und den Leichen scheinen sie indeß nicht die geringste Scheu zu haben. Hyades hält es auch, ebenso wie die englischen Missionare, für völlig begründet, daß sie, wenn ein Sterbender das Bewußtsein verliert und zu röcheln beginnt, ihm die Kehle zudrücken und so den Todeskampf abkürzen. (Es ist das nicht nur in barbarischen Ländern üblich, auch in Deutschland giebt es Gegenden genug, in welchen man, wenn Jemand zu lange zu kämpfen hat, ihm das Kissen unter dem Kopfe hinwegzieht, um das Ende zu beschleunigen.)

Der einzige eigentliche Aberglaube ist der an die Existenz von Dämonen, welche sie Ualapatu nennen. Es sind dieselben, welche am Beagle-Kanal nach Bridge Catchpick heißen, unsichtbare, bösartige Wesen, die sich nur zeigen, um Unheil anzustiften. Wer sie sieht, ist verloren; öfter hört man ihre Stimme, welche der der Robbe gleicht, aber von den Feuerländern sofort unterschieden wird.

Glauben sie dieselbe in stiller Nacht gehört zu haben, so erfaßt sie eine wahnwitzige Angst, sie verrammeln sorgsam jede Oeffnung der Hütte und warten, die Waffen in der Hand, zitternd am Feuer den Morgen ab. Dann aber verlassen sie alsbald den Lagerplatz und flüchten nach einer anderen Insel. Gar oft folgt ihnen das Schreckgespenst auch dorthin und hetzt sie mehrere Nächte lang, bis sie endlich vor Erschöpfung in einen tiefen traumlosen Schlaf fallen. Der Ualapatu entspricht anscheinend in seinem Wesen ganz dem Loup-garou der französischen Bauern; der Werwolf der deutschen Märchen giebt dagegen nur eine sehr unvollständige Vorstellung von ihm.

Nach Fitzroy sollen die Feuerländer auch Zauberer und Medicinmänner haben; die Franzosen konnten nichts davon bemerken. Allerdings wird, wenn Jemand länger krank ist, ein Mann gerufen, der unter einigen seltsamen Gebräuchen ihm Hilfe bringen soll, aber derselbe beschränkt sich im Wesentlichen auf eine kunstgerechte Massage des Theiles, in welchem man den Sitz der Krankheit vermuthet. Der Jakamusch — unsere letzte Abbildung stellt einen solchen dar — hockt neben dem Kranken auf die Erde nieder und improvisirt zunächst unter furchtbarem Gesichterschneiden einen völlig unzusammenhängenden mißtönenden Gesang; dann beginnt er, immer singend, die Glieder zu drücken und zu kneten und hält nur zeitweise inne, um erst den Kranken und dann seine eigenen Hände anzublasen und diese gegen das Feuer zu schütteln. Schließlich schneidet er mit einer Muschel dem Patienten einen Büschel Haare ab und wirft sie ins Feuer; damit ist die Operation beendigt. Ein solcher Jakamusch ist übrigens ziemlich in jeder Familie und man schreibt ihm keinerlei übernatürliche Gewalt zu. Er ist meist ein älterer Mann, doch kommen auch jüngere vor und im Allgemeinen scheint das Familienoberhaupt diese Funktion auszuüben. Daher mag es auch gekommen sein, daß Fitzroy sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Zauberer einen großen Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausübten, was durchaus nicht der Fall ist. Der Jakamusch übt auch seine Kunst unentgeltlich aus, was ein Medicinmann von Handwerk nie thut. (Man vergleiche die Angaben von Bridge in Bd. 47, S. 332, der in dieser Hinsicht wesentlich anderer Ansicht scheint als die Franzosen.)

Die Eingeborenen an der Orangebai sind kleiner Statur, die Männer nicht über 1,58 m hoch, die Frauen nur 1,48 m. Die Hautfarbe ist ein helles Gelb. Die Züge sind grob, aber die gewöhnlich lebhaften und ausdrucksvollen Augen lassen die Physiognomien doch nicht unangenehm erscheinen. Brust und Hüften sind breit und gut entwickelt. Die Männer vertilgen sämmtliche Barthaare sorgsamst. Die Frauen zeichnen sich meist durch sehr plumpe Figur aus und sind nichts weniger als verführerisch.

Im längeren Verkehr mit den Franzosen legten die Feuerländer wohl nach und nach einen Theil ihrer ursprünglichen Scheu und Zurückhaltung ab, aber sie blieben durchaus ihren alten Sitten getreu und zeigten nicht die geringste Lust, etwas von den Fremden zu lernen. Nur zur Essenszeit kamen die benachbarten Familien regelmäßig und hockten vor dem Stationsgebäude nieder, um die Ueberbleibsel in Empfang zu nehmen. Eine besondere Vorliebe zeigten sie, wie solche Stämme gewöhnlich, für die leeren Konservenbüchsen, welche sie mit größtem Eifer zusammensuchten und in ihre Hütten schleppten. Die Bevölkerung wechselt übrigens ziemlich rasch; länger als zwei Monate hielt kaum eine Familie in der Nähe der Fremden aus, trotz der gebotenen Vortheile, es schien sie eine Art Heimweh nach ihrem herumschweifenden ungebundenen Leben zu ergreifen und sie verschwanden ohne Abschied, um alsbald durch andere ersetzt zu werden. Dreißig bis vierzig Individuen lagerten gewöhnlich in der Nähe der Station, und, als nach Verlauf der ersten paar Monate die Franzosen eine gewisse Anzahl der gebräuchlichsten Worte gelernt hatten, entwickelte sich mit denselben auch ein einigermaßen freundschaftliches Verhältniß. Einzelne ließen sich sogar zu Dienstleistungen herbei; halfen beim Wegebau und trugen Holz, doch schien ihnen das nicht recht zu gefallen und man konnte nie auf sie rechnen; große Ansprüche machten sie freilich auch nicht dafür und mit einigen Brocken Brot oder Zwieback waren sie jederzeit zufrieden. Nur einer oder zwei blieben der Station treu und entschlossen sich zu regelmäßigen Arbeiten.

Aber auch die fleißigsten Besucher brachten es, obschon sie sich ehrlich Mühe gaben, niemals dahin, die französischen Ausdrücke zu behalten; oui und chemise waren schließlich die einzigen Bereicherungen ihres Wortschatzes, für Brot behielten sie immer das englische bread bei. Uebrigens ist auch ihre Kenntniß des Englischen nicht weit her, über 15 bis 20 Worte hatte es keiner hinaus gebracht. Es ist das um so auffallender, als sie selbst eine wortreiche und gut ausgebildete Sprache haben, deren Wortschatz die Missionare auf mindestens 30 000 anschlagen. Am liebsten trieben sie sich in dem zoologischen Laboratorium herum, einem zum Theil auf abgefägten Baumstämmen in einiger Entfernung von den anderen Häusern errichteten Nothbau, den man aus Kistenbrettern hatte zusammennageln müssen, da er in dem ursprünglichen Programm nicht vorgesehen war. Hier, wo die hauptsächlichsten Beobachtungen und Messungen an ihnen vorgenommen wurden, gestattete man ihnen den ganzen Tag über Zutritt und

freie Bewegung und trotzdem kamen nicht die geringsten Diebereien vor. Die Feuerländer sind also in dieser Hinsicht entschieden besser als ihr Ruf.

Mit dem 1. September 1883 schlossen die officiellen Beobachtungen, die Sammlungen waren schon vorher eingepackt und an Bord gebracht worden und am 3. September lichtete die „Romanche" mit dem ganzen Personal an Bord die Anker und steuerte zunächst durch den Beagle-Kanal, dessen prachtvolle Gletscherscenerie sich nicht zum zweiten Male in der Welt findet, nach Punta-Arenas an der Magalhâesstraße und nach kurzem Aufenthalte daselbst direkt nach Cherbourg, das am 12. November erreicht wurde.

Damit schließen die Schilderungen des Dr. Hyades, welche, so interessant sie sind, doch eigentlich mehr Fragen aufwerfen als erschöpfend beantworten. Hoffentlich bleibt der officielle Bericht des Kapitän Martial [1]) nicht allzu lange aus und setzt uns in den Stand, unseren Lesern weitere Details über die südlichsten Bewohner der Erde zu geben.

---

[1]) Derselbe ist leider unlängst in Tongking, wo er eine Batterie befehligte, der Dysenterie erlegen.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

III. (Schluß.)

Da wir nach unserer Information die Unmöglichkeit einsahen, mit Kameelen nach Tibet zu gehen und unsere Kameele, welche von Urga an schwere Ballen geschleppt hatten, entkräftet waren, mußten wir uns entschließen, in Keria für die bevorstehende Exkursion auf das Hochplateau Tibet 30 Sammpferde zu miethen. Die überflüssige Bagage (d. h. die Sammlungen) wurde dem Chakim (Gouverneur) von Keria, einem Eingeborenen, in Verwahrung gegeben; die Kameele, 51 an der Zahl, aber wurden unter Bewachung von sechs Kosaken in der Nähe Kerias zur Weide zurückgelassen. Wir selbst, 15 Mann hoch, rückten, nur mit dem Nöthigsten ausgerüstet, von Keria nach Süden aus, in der Hoffnung, Tibet durch jene Schlucht zu erreichen, welche 1871 ein Pundit (ein in der Topographie unterwiesener Indier) von Ladok aus passirte. Jedoch unsere Hoffnung sollte zu Schanden werden. Die erwähnte Schlucht, durch welche der Fluß Kurab fließt, erwies sich, abgesehen von der Zerstörung der Brücke und der Bergpfade durch die Chinesen, für Saumpferde unzugänglich, besonders während des Sommers, wo alle Bergbäche angeschwollen sind; ein anderer Paß war nicht vorhanden. Wir mußten also, so leid es uns auch that, unser Vorhaben, den nordwestlichen Theil Tibets zu besuchen, aufgeben, und entschlossen uns kurz, statt dessen die Keria zunächst liegenden Gebirgszüge zu durchstreifen. Sie bilden eine unmittelbare Fortsetzung des „Russischen" Höhenzuges, und da die Eingeborenen ihnen keinen auf den gesammten Gebirgszug bezüglichen Namen beigelegt haben, sondern immer nur die einzelnen Schluchten und Bergkegel bezeichnen, so mußte ich wieder den Pathen spielen und taufte dieses Gebirge denn auf den Namen Keria-Gebirgszug. Dieser Gebirgskamm erstreckt sich von Ost nach West 160 Werst weit, zwischen den Flüssen Keria und Jurun-Kasch; letzterer trennt diesen Kamm von den Gebirgszügen, die sich bis zum Karakorum weiter hinziehen. Der Keria-Gebirgskamm stellt sich dem Auge als eine hohe, plötzlich steil ansteigende Gebirgswand dar, die auf der ganzen Längenausdehnung über die Schneegrenze hinausragt. Mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen treten sogar in abzweigenden Kämmen bis zur äußersten Seite der Gebirgswand vor und überhaupt besitzt die Schneeregion dort eine große Ausdehnung. Besonders hervorragende Spitzen haben wir nicht bemerkt, obwohl sich hier und da über der Gesammtmasse des schneebedeckten Kolosses höhere Gruppen erheben, die wahrscheinlich 20000 Fuß absoluter Höhe übersteigen. Zu unserem Leidwesen hatten wir keine Möglichkeit, trigonometrische Höhenmessungen vorzunehmen oder die Höhe barometrisch zu bestimmen. An Beidem wurden wir durch den fortwährenden starken Regen verhindert, welcher während der 25 Tage, die wir in der höheren Zone des Keria-Gebirges zubrachten, unaufhörlich niederströmte. Diese Regenzeit wird wahrscheinlich durch die Monsune des Indischen Oceans bewirkt und dauert während der drei Sommermonate, doch tritt der Regen am heftigsten im Juli auf. Diese Regenperiode ist Ursache der großen Zahl von Gletschern in den Bergen, denen viele Bäche entspringen; am Fuße des Gebirges bilden sich die Oasen an diesen Flüssen. Eine andere Folge der Sommerregen erblickt man in dem ausgezeichneten Weidelande auf den unteren Stufen des Gebirges in einer absoluten Höhe von 9000 bis 12000 Fuß. Auf den Matten dieses Gürtels weiden große Heerden zartwolliger Schafe. Je weiter nach dem Norden, desto schwächer tritt die Regenzeit auf, und es ist wahrscheinlich, daß nur ein geringer Theil des Regens bis zu den Höhenzügen des centralen Kuen-Luen getragen wird.

Ungeachtet der ergiebigen Bewässerung durch den Regen während des Sommers ist der Keria-Gebirgszug ungemein arm in Bezug auf die Flora und ihre Vielfältigkeit, man sieht weder Wälder noch Buschwerk. Größere Thiere trifft man auch nicht an, mit Ausnahme der Bergschafe (Kuku-Joschok) auf den Felsabhängen; von der gefiederten Welt bemerkt man bloß Geier in größerer Zahl und Riesen-Berghühner (Megaloperdix). Den Grund einer solchen Armuth des organischen Lebens hat man wohl einerseits in dem scharfen Kontraste zwischen der trockenen und heißen Wüste und den mächtigen kalten Bergen, die auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengerückt sind, und andererseits in der ungewöhnlichen Steilheit der Bergwand zu suchen, bei welcher schon zwischen den einzelnen schmalen vertikalen Gürteln große Unterschiede in der Temperatur und Bewässerung zu Tage treten. Die unterste Grenze der Gletscher des Nordabhanges des Keria-Gebirgszuges befindet sich, nach der Analogie mit dem Sa-Glisuß-Nan-Schan zu schließen, vermuthlich auf einer absoluten Höhe von 15500 bis 16000 Fuß. Auf dem Südabhange desselben Gebirges, welcher sicher kürzer und von topographisch sanfterem Charakter ist, dürfte die Schneegrenze 500 bis 1000 Fuß höher liegen.

Während unseres Aufenthaltes im Keria-Gebirge konnten wir d[illegible]ortigen südlichen Matschin-Stamm genugsam

kennen lernen und hatten ferner auch Gelegenheit, einen anderen kleinen aber hochinteressanten Volksstamm — die Polu — zu studiren.

Das Dorf dieser Polu, welches nur aus 50 Höfen besteht, liegt am Flusse Kurab, fünf Werst oberhalb seiner Mündung in den Keria, in einer Höhe von 8000 Fuß. Die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ruht in den Händen des durch Wahl bestimmten Aksakal. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Sie gehören zu der mohammedanischen Sekte der Sunniten. Nach ihrem Herkommen sind die Polu Tibetaner und der Ueberlieferung nach aus folgender Ursache nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte verschlagen worden:

Im westlichen Tibet herrschte vor Zeiten der Brauch, einen Kaiser zu wählen und ihn dann nach Ablauf einer zehnjährigen Regierung, gleichviel, ob er nun ein schlechter oder guter Regent war, zu tödten. Einer dieser Kaiser, Chatam geheißen, floh kurz vor Ablauf der Regentschaft und des ihn damit erwartenden Schicksals mit dreihundert Anhängern außer Landes und gründete eine kleine Kolonie am oberen Laufe des Keria, also auf dem tibetanischen Plateau. Diese Niederlassung wurde aber bald darauf von den Mongolen überfallen und die Bewohner niedergemacht. Nur Chatam selbst rettete sich mit seiner Frau, seinem Sohne und zweien seiner nächsten Umgebung. Diese Flüchtlinge verfolgten den Lauf des Keria über die Ausläufer des tibetanischen Hochlandes hinaus und gründeten, sich mit den Frauen des Stammes Matschin verehelichend, die jetzige Niederlassung Polu, wo jetzt schon die achte Generation nach den ersten Ansiedlern lebt.

Die Bewohner von Polu zeigen, wie die übrigen Stämme in Ost-Turkestan, ein buntes Gemisch von physiognomischen Typen. Vorherrschend ist der Typus des Matschin-Stammes vertreten, nur selten erinnert Einer oder der Andere an die Tibetaner. Die Sprache haben sie auch mit dem Matschin-Stamme gemeinsam. Der örtliche Häuptling sagte uns, daß fast gar keine tibetanischen Worte in ihrer Sprache beibehalten seien. In Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und Kleidung unterscheiden sich die Bewohner Polus ebenfalls nicht vom Matschin-Stamme.

Mit der Schilderung des letzteren will ich diesen Brief abschließen.

Ich erwähnte früher bereits, daß die Angehörigen des Matschin-Stammes sich für das Urvolk von Ost-Turkestan ansehen. Sie bevölkern jetzt den südöstlichen Theil des Landes und leben sowohl in den Oasen als auch in den Bergen. In den Bergbewohnern hat sich der ursprüngliche Typus reiner erhalten. In den Oasen, besonders in den größeren, sowie in den Städten haben sie sich mit dem Stamme Ardbül und anderen eingewanderten Völkerschaften von Ost-Turkestan vermengt. Die Gesammtzahl der Matschin ist nicht bestimmbar. Im Keriagebiete zählt man, wie gesagt, etwa 10000 bis 12000 Familien.

Die Berg-Matschin, oder wie sie sich wohl auch nennen, „Maltscha", bewohnen den Russischen und Keria-Höhenzug und den Karanga-Tag [1]). Im Keria-Gebirge (soweit dieses zum Keria-Gebiete gehört) leben etwa 2000 Matschin-Familien. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, in geringerem Maße treiben sie auch Ackerbau. Ihrem Aeußeren nach bekunden diese reiner erhaltenen Matschin eine Vermischung der mongolischen und arischen Rasse, mit überwiegendem Einflusse der letzteren. Ihre Backenknochen treten merklich hervor, die Nase ist am unteren Ende abgestumpft, obgleich das Nasenbein nicht, wie bei den echten Mongolen, eingedrückt ist; der Bartwuchs ist besonders an den Backen und an der Oberlippe schwach; die Augen sind groß und nicht schräg geschlitzt; der Kopf zeigt eine eckige, hinten abgeplattete Schädelbildung mit meist flacher Stirn; die Lippen sind wulstig; der Wuchs von geringer, höchstens mittlerer Höhe, der Körperbau schwächlich; die Haut ist dunkel gefärbt, wenigstens nicht heller als bei den Mongolen. Obgleich Augen und Haare meist die schwarze Farbe besitzen, so findet man doch hier und da, und zwar an einigen Punkten sogar häufig, bei den Männern (ob bei Frauen auch, weiß ich nicht) blaue oder graue Augen und kastanienbraune, röthliche, zuweilen sogar ganz blonde Haare [1]).

Die Männer rasiren das Kopfhaar und lassen den Kinn- und Backenbart stehen. Die Mädchen tragen ihr Haar in vier bis sechs Flechten (zwei am Hinterkopfe und je zwei an den Schläfen), je nach der Fülle des Haarwuchses. Diese Haartracht behalten sie auch nach der Verheirathung bis zur Schwangerschaft bei; von da ab tragen die Frauen nur zwei Flechten am Hinterkopfe. Manche legen sich kleine Locken an den Schläfen ein oder schneiden ihre Stirnhaare kurz und tragen einen Schopf auf der Stirn wie unsere Modedamen. Die Frauen der Bergbewohner besitzen kein einnehmendes Aeußere, in den Oasen trifft man dagegen recht hübsche Gesichter.

Das gemeinsame Kleidungsstück der beiden Geschlechter bildet der Chalat, welchen die Männer an den Hüften umgürtet, die Frauen offen tragen, und Beinkleider bilden die Untergewänder. Als Fußbekleidung dienen Stiefel, welche den unserigen ähnlich sind. Der Kopf wird im Winter und Sommer mit Schaffellmützen bedeckt. Den Turban haben wir bei den Männern im Gebirge nicht bemerkt, und auch die Frauen benutzen den Schleier nur selten.

In den Oasen leben die Angehörigen des Matschin-Stammes in Lehmhütten, in den Bergen legen sie ihre Erdhütten in den dicken Lößschichten an. Solche Wohnräume sind bequem und billig hergestellt und haben den großen Vorzug, im Winter warm zu halten und im Sommer kühl zu sein.

So anspruchslos der Berg-Matschin in Bezug auf seine Wohnung ist, so einfach und schlicht ist auch seine Einrichtung und seine Speise. Die letztere besteht hauptsächlich in Weizen-, Gersten- oder Maisbrod, welches im Sommer mit Milch, im Winter mit Thee gegessen wird; Fleisch ist eine Seltenheit. Die Bewohner der Oasen sind wählerischer in Bezug auf die Nahrungsmittel, die Speisen sind bei ihnen besser und verschiedenartiger. Einen wichtigen Artikel für die Küche bilden dort Obst und Gemüse, ferner Reis und Thee. Auf den Märkten wird Schaffleisch feilgeboten, woraus die Bewohner sich ihr Lieblingsgericht, Plow, zubereiten; man kocht dort auch verschiedene Suppen und verfertigt kleine Fleischpasteten, die Pilmeni genannt werden; Wohlhabendere essen Hühner, Enten und die Eier derselben. In der Zubereitung der Speisen und in Bezug auf die Geräthe wird große Sauberkeit beobachtet.

---

[1]) Unter diesem Namen versteht man das Grenzgebirge südlich von Keria. Zur Bequemlichkeit der geographischen Terminologie könnte, meiner Ansicht nach, die Bezeichnung Karanga-Tag auf den ganzen mit ewigem Schnee bedeckten Höhenzug angewandt werden, welcher sich als Verlängerung des Keria-Gebirges vom Flusse Jurun-Kasch hinzieht und den äußersten westlichen Theil des Kuen-Luen bildet.

[1]) Ich halte dies für ein sehr wichtiges Faktum. Bilden die Matschin vielleicht die direkten Nachkommen jener blauäugigen, rothhaarigen Bewohner des östlichen Turkestan, welche den chinesischen Chroniken zufolge unter dem Namen der Saken und Göten bis zum Beginne unserer Aera dort lebten?

Die Bergbewohner treiben, wie erwähnt, hauptsächlich Viehzucht, an erster Stelle Schafzucht. Es giebt zwei Arten: die eine, mit grobhaarigem Felle, nennt man Kyltschak, die andere, feinwollige, Gyrde. Die ersteren trifft man vorwiegend im russischen Höhenzuge, die Gyrde im Keriagebirge. Sie geben ausgezeichnete Felle. Auch Ziegen werden gezüchtet und geben eine feine Wolle. Hornvieh ist selten, da es in den letzten Jahren durch Seuchen decimirt wurde. Esel, welche als Pack- und Reitthiere dienen, giebt es in großer Zahl. Die Pferde sind nicht groß, aber von reinem Geblüt; ihre Zahl ist jedoch klein, weil die Chinesen sie vor einigen Jahren aus Furcht vor einem Aufstande der Eingeborenen massenhaft vertilgten. Die Vertilgung der Pferde, erzählte man uns, wurde auf eine ganz barbarische Weise ausgeführt. Die Chinesen konfiscirten die Pferde, tödteten sie dann aber nicht gleich, sondern quälten sie zu Tode, indem sie sie im Winter in dem Flusse schwemmten und bei Frost mit Wasser begossen. Auf diese Weise wurden Tausende der nützlichen Thiere, an denen das östliche Turkestan so wie so nicht allzu reich ist, nutzlos hingemordet.

Unter den Charaktereigenschaften der Matschin fällt zunächst ihre schreckliche Schwatzhaftigkeit auf, in welcher die Männer, wie es scheint, noch mehr leisten als die Frauen. Dann ist ferner allen Angehörigen des Matschinstammes Feigheit und Leichtfertigkeit gemeinsam. Gesang, Musik und Tanz bilden ihr Hauptvergnügen, sogar in den wildesten Schluchten des Gebirges.

„Es ist ein wahres Glück, daß der Branntwein diesem Volke unbekannt ist, sonst würde es ganz den Kopf verlieren", sagten unsere Kosaken, um den Hang der Matschin zu leichtfertigem Leben zu bezeichnen. Geldgierig und gehörig faul sind die Eingeborenen übrigens auch, und wie überhaupt alle Asiaten, unsittlich. Einen hübschen Zug im Charakter des Volkes bildet dagegen die Liebe zu den Kindern und der Verwandten unter einander. In der Noth hilft Jeder dem Anderen. Diebstahl ist, in den Bergen wenigstens, sehr selten. Obgleich man die Bergbewohner im Allgemeinen nicht gerade ein laues Volk nennen kann, so zeichnen sich die Frauen dieses Stammes dennoch durch viel größere Lebhaftigkeit und Arbeitsamkeit vor den Männern aus. Sie haben die ganze Wirthschaft und Kindererziehung auf den Schultern. Die Kinder werden sehr lange, zwei, ja sogar drei Jahre gesäugt, bis sie gehen und gut sprechen können. Der Matschin hat gewöhnlich nur eine Frau, selten zwei oder drei; doch werden die Frauen oft gewechselt, da die Scheidung sehr wenig Umstände macht. Man trifft Frauen, welche den sechsten oder siebenten Mann haben, sehr häufig. Bei zwei oder drei Männern ist fast jede Frau gewesen. Die Ehen werden im frühen Alter, im 12. bis 15. Lebensjahre, geschlossen. Die Männer heirathen ebenfalls im Alter von etwa 15 Jahren. Geschiedene Eheleute können am nächsten Tage wieder neue Ehen eingehen. Nahe Blutsverwandtschaft, auch im zweiten Gliede, bildet kein Hinderniß; so können ein Onkel seine Nichte, ein Neffe seine Tante und Bruderkinder einander ehelichen. Nur die allernächsten Blutsverwandten, d. h. Brüder und Schwestern vom selben Elternpaare dürfen keine Ehe mit einander schließen. Die Hochzeitsgebräuche sind die bei den Mohammedanern allgemein üblichen; eine große Bewirthung ist nicht Sitte, so daß die Hochzeiten nicht viel kosten. Die Bestattung der Verstorbenen geschieht ebenfalls nach mohammedanischem Brauche. Einen Unterschied finden wir nur in der Sitte, daß die nächsten Angehörigen der Todten 40 Tage auf dem Grabe des Verstorbenen leben müssen. Dieser Brauch wird aber nur theilweise erfüllt. Am Donnerstag jeder Woche besuchen die Angehörigen die Gräber der Ihrigen und senden zu ihnen Gebete um ihre Hilfe in diesem Leben [1]). Es werden zugleich Speisen auf den Gräbern zurückgelassen, die später gewöhnlich den Armen zu gute kommen.

Alle Matschin gehören zur Sekte der Sunniten; in religiösen Dingen sind sie nichts weniger als fanatisch. Die Sprache unterscheidet sich, sogar bei den Bergbewohnern, nur wenig von dem allgemeinen Idiom im östlichen Turkestan. Unser Dolmetscher aus Kuldscha machte sich überall leicht verständlich, obwohl er behauptet, daß in der Sprache des Matschin-Stammes Worte vorkämen, die den Bewohnern von Kuldscha fremd sind.

Anfangs August traten wir aus dem Keria-Gebirge auf den Weg nach Chotan heraus und in die Oase Tschira ein. Von dort sandten wir nach den in Keria zurückgelassenen Effekten und Kameelen. Dieser Tage treffen diese Sachen bei uns ein und wir ziehen dann über Chotan, den Lauf des Flusses Chotan hinab nach Aksu und weiter über den Tiën-Schan hinaus in das heimische Gebiet, das wir vermuthlich gegen Ende Oktober erreichen werden.

---

[1]) Wir finden hier also den Kultus der Vergötterung der Vorfahren.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

II. (Schluß.)

Verschiedene Reisende haben es unternommen, den Madre de Dios zu untersuchen. Der bedeutendste von ihnen war der Lieutenant der nordamerikanischen Marine, Gibbon, der aber — flußabwärts — nur bis 12° 30′ südl. Br. und 70° 26′ westl. L. von Greenwich gelangte. Nach ihm versuchten es die Reisenden Marcha'nd, Goherin und Ign. Loyola Bantista, welcher bis 11° 30′ südl. Br. und 70° (?) westl. L. vordrang, da, wo der Madre de Dios die Flüsse Piñipiñi und Marcapata in sich aufnimmt. Alle diese Forscher versichern, daß er so mächtig und zur Schiffahrt geeignet sei, wie der Purus und der Beni.

Bevor wir zu dem knappen, der bolivianischen Regierung im Laufe des Jahres 1885 erstatteten Berichte des Padre Armentia übergehen — die Veröffentlichung seines Tagebuches ist in Aussicht gestellt — möge hier eine kurze Mittheilung über die Erforschung des Madre de Dios durch den noch jetzt lebenden Ign. Loyola Bantista folgen, welchen Schreiber dieses persönlich sehr genau kannte. Mit dem Worte „Erforschung" ist zu viel gesagt, denn wie alle früheren Expeditionen scheiterte die seinige an der feindseligen Haltung der Chunchos [1]). Auch Bautista hielt, wie es bis vor Kurzem nicht anders sein konnte, den Madre de Dios für den Oberlauf des Purus.

[1]) Chuncho ist der Name, mit welchem die wilden Indianer im Allgemeinen bezeichnet werden. — „Chunchos, Barbaren, Wilde" sind im Spanischen synonyme Ausdrücke.

„Die Reise wurde im Jahre 1856 von Cuzco aus angetreten. Von dort nach Paucartambo sind es 12 Leguas, von da nach dem Dorfe Challabamba vier, und eine weitere nach der Hacienda von Ocobamba. An diesem Punkte fragte mich mein Gefährte Juan B. San Miguel, der jeden Fuß Landes in der Montaña kannte, ob ich den so ersehnten Fluß zu sehen wünsche, bevor wir an seinen Ufern anlangten, und da ich mich damit einverstanden erklärte, so brachen wir am anderen Morgen sehr früh auf, um bei Tagesanbruch oben in der Cordillera zu sein, bevor die dichten Nebel aus den Thälern aufstiegen. In der That gelang es uns, den Fluß zu sehen, wie er sich in der Ferne wie ein silbernes Band auf dunkelgrünem Grunde dahinschlängelte.

Von unserem Aussichtspunkte hatten wir mehr als drei Leguas auf einem abscheulichen Wege, wenn ein Pfad im Bette eines an Wasserfällen und Wirbeln reichen Gebirgsbaches den Namen Weg verdient, hinabzuklettern, um an den Chirimayo (kalter Fluß) zu gelangen, wo wir die Nacht unter einer Hütte verbrachten, welche die Regierung kurz zuvor hatte errichten lassen. Am folgenden Tage passirten wir den Yanamayo (schwarzer Fluß), die Hacienda Guadalupe und machten dann auf der Hacienda La Cueva Halt, die ihren Namen von einem ungeheuren, auf der linken Seite des Weges liegenden Felsblocke hat, der einen hohlen Raum zeigt. Für den zurückgelegten Weg rechnet man sechs Leguas.

Von hier aus fängt die eigentlich wilde Region an, weil die Chunchos bis hierher kommen; hier auch nimmt der Fluß seinen großen Namen Tono an. Nicht weit davon passirten wir über eine Brücke auf das rechte Ufer, und, nachdem wir die Flüßchen Yanatai und Mujillo hinter uns hatten, kamen wir an einen Abstieg, wo der Gebirgsweg aufhört und die große Ebene anfängt, die mit $2^1/_2$ m hohem Graswuchse bedeckt ist. Früher waren hier die Kulturen der Haciendas Santa Cruz und Guairapata, die sich bis gegen San Miguel erstreckten, einer Hacienda, wo man schon seit manchen Tagen auf uns wartete. Es war dies der Punkt, von welchem aus die zweite Etappe in Angriff genommen werden sollte. Mit den am vorigen Tage zurückgelegten sechs Leguas zählt man 34 Leguas von Cuzco. Die Freude, welche uns der Gedanke verursachte, den Ort erreicht zu haben, der in der Folge unser einziger Stützpunkt und Nothanker zu sein hatte, wurde wenige Stunden später durch ein trauriges Ereigniß getrübt. Zwei unserer Begleiter, die Nordamerikaner Denis und Jacobs, Schiffszimmerleute und Arbeiter beim Baue der peruanischen Fregatte „Amazonas“, welche die Arbeiten bei den für die Expedition anzufertigenden Booten leiten sollten, beabsichtigten, am gleichen Abend einen großen Spaziergang um die Kokapflanzungen herum zu machen. Der Mayordomo der Hacienda, F. Dueñas, ein Eingeborener von riesenhafter Statur und Stärke — der Schrecken der Chunchos, denn keinem, der in seine Hände fiel, schenkte er das Leben, wie auch er zuletzt ihren Pfeilen erlag — rieth ihnen, sich nicht unbewaffnet hinauszuwagen, weil, wie ihm nicht entgangen sei, die Chunchada seit Tagen einen Angriff auf die Hacienda plane; daß sie daher wahrscheinlich angegriffen würden, wenn sie sich allein und ohne Waffen zeigten; allein die beiden Männer hielten es für überflüssig, auf seine wohlgemeinten Worte zu hören und begaben sich hinweg, um dem Tode in den Rachen zu laufen, der am Saume des Waldes ihrer wartete. Die lauernden Wilden ließen sie auf Pfeilschußweite herankommen, und als eine Ahnung der sie bedrohenden Gefahr in ihnen auftauchte, war es zur Flucht zu spät. Von unzähligen Pfeilen durchbohrt fielen sie nach wenigen Schritten, wie wir am folgenden Tage sahen; denn in der Nacht war es nicht mehr möglich, sie aufzufinden, so sehr wir uns auch darum bemühten, und nur zu richtig erwies sich die vom Mayordomo ausgesprochene Ueberzeugung: daß uns nichts übrig bleibe, als Gott für ihr Seelenheil zu bitten. Dies geschah, als wir sie hereinbrachten, begruben und das Zeichen der Christen auf ihrem Grabe aufpflanzten.

Wenige Tage nachher, nachdem die Recua [1]), welche Werkzeuge und Lebensmittel brachte, eingetroffen war, setzten wir uns in Marsch für die zweite Etappe. Von San Miguel marschirten wir fünf Leguas bis zum Encuentro (Sammelplatze), wie wir den Zusammenfluß der Flüsse Tono und Cosñipata [2]) nennen, nachdem wir die verlassenen Haciendas Chaupimayo und Munaipata hinter uns gelassen und die Flüsse Hospital und Inpurqui gekreuzt hatten. Das Terrain war ein wenig sumpfig, weil der Weg bei geringem Falle neben dem rechten Ufer des Tono dahinführt. Nachdem das Lager auf einer Playa aufgeschlagen war, versuchten wir eine Brücke über den Tono zu schlagen, was uns nach einigen Tagen an einer schmalen Stelle seines Laufes gelang, und über welche wir dann an das zweite Encuentro kamen, welches der Zusammenfluß mit dem Rio Piñipiñi ist, wo zwischen den Höhen gleichen Namens seine Gewässer aus einer senkrechten Schlucht herausströmen. Das gegenüberliegende Ufer ist eine Ebene, welche sich am Horizonte verliert; der Strom breitet sich aus und umfluthet wunderlich gestaltete Inseln. Von Osten her bringen verschiedene Flüsse ihren Tribut; besonders der große Marcapata oder Inambari, und von dem Punkte an, wo er sich in den Tono ergießt, wird dem Flusse der so berühmte und ersehnte Name Madre de Dios beigelegt; den ausgedehnten Ebenen aber derjenige der Pampas del Sacramento. Am folgenden Tage kreuzten wir den Strom unter tausend Mühen auf einem kleinen Floße.

Die Tiger (Jaguare) sind auf den bewaldeten Anhöhen von Piñipiñi, den letzten, die man sieht, sehr häufig; besonders bei Nacht verräth das furchterregende Brüllen ihre Anwesenheit.

Weithin konnte das Auge die Ufer verfolgen, an welchen sich die Wilden aufhalten, deren Boote wir auf dem Flusse wie schwarze Punkte ab- und zufahren sahen, an welche wir aber nicht heranzukommen vermochten, obwohl wir so weit hinabzogen, als es die kurze Zeit und die von uns mitgenommenen spärlichen Rationen erlaubten. Wir kehrten mit Bedauern um, obschon mit der Gewißheit, uns einige Tage später an der Stelle zu befinden, die wir, als zum Bauplatze von zwei Fahrzeugen passend, von Weitem in Augenschein genommen hatten. Leider sollte diese Hoffnung nie verwirklicht werden. Die von uns zurückgelegte Distanz berechne ich auf fünf Leguas.

Am folgenden Tage, nachdem wir auf das rechte Ufer des Tono übergegangen waren, wo sich unser Lager befand, riß der Strom bei seinem ersten Anschwellen, das eine Höhe von wenigstens 12 Fuß erreichte, die Brücke weg. Es bewies das, daß wir nicht mehr an Brücken denken durften; deshalb schritten wir zum Baue eines Bootes, wofür wir einen dicken Baum fällten, der eine Meile von unserem Lager entfernt stand und aus dessen Stamme wir ein Stück

---

[1]) Trupp beladener Maulthiere oder Esel.

[2]) 17 Jahre später scheiterte am gleichen Cosñipata eine Expedition, die von dem, einer der besten peruanischen Familien angehörigen Präfekten von Cuzco geleitet war. Wegweiser derselben war wiederum der früher erwähnte Juan B. San Miguel. Der Präfekt und zwei seiner Begleiter verloren dabei das Leben.

von 12 m Länge und $2^1/_2$ m Durchmesser schnitten. Diese Aufgabe beschäftigte uns vier Tage.

Nach 14 Tagen war das Boot fertig, der Weg zum Flusse geebnet, die Walzen zugeschnitten und alles vorbereitet, um es am folgenden Tage ins Wasser zu bringen, die Reise flußabwärts fortzusetzen und zu erforschen, ob sich in der Flußenge Schnellen oder Abstürze befänden, welche sich der Beschiffung in den Weg stellen könnten. Aus diesem Grunde traten die beim Baue beschäftigten Leute um 2 Uhr den Heimweg an, statt Abends, wie an den vorhergehenden Tagen. Eine Fügung des Himmels! Denn als wir in die Nähe des Lagers kamen, stießen wir auf die Chunchos, die uns von verschiedenen Seiten anfielen. Ihr Angriff war so plötzlich und so gut ausgeführt, daß wir unterlegen wären, wenn wir unsere Kaltblütigkeit verloren hätten. Glücklicher Weise dauerte das Gefecht kaum eine halbe Stunde. Die Chunchos waren nämlich selbst überrascht worden, als sie, uns an der Arbeit wähnend, das schlecht bewachte Lager überrumpeln wollten. Als sie ihren Häuptling, der einen Schuß in den Kopf erhielt, fallen sahen, flohen sie. Der einzige Todte, den wir hatten, war unser Gefährte Albert, welchen ein von jenem Häuptlinge abgeschossener Pfeil durchbohrt hatte.

Acht Weiber, die zu unserer Gesellschaft gehörten, hatten sich im Lager vor Schrecken auf einen Haufen zusammengepfercht, und wenige Augenblicke später wären sie den Pfeilen der Wilden unfehlbar zum Opfer gefallen, wenn ich mich nicht ihrer angenommen und sie unter einem Dickicht geborgen hätte, was mich bei der grenzenlosen Verwirrung nicht wenig Mühe kostete. Wären die Wilden in diesem Momente vorgegangen, so hätten sie leiches Spiel mit uns gehabt. Bis zum Einbruche der Nacht belästigten sie uns mit ihren Pfeilen, die wir indeß von Weitem kommen sahen und vermeiden konnten. Wir waren bloß 18 Männer und hatten wahrscheinlich den ganzen Guachipaire-Stamm und noch vielleicht andere auf dem Halse gehabt. Der Nordamerikaner Hach, der als Kapitän fungirte, stellte Schildwachen aus und ließ die Feuer löschen. In großer Unruhe und Besorgniß verbrachten wir die Nacht. Bei Tagesanbruch erfolgte ein neuer Angriff, der schnell zurückgewiesen wurde, und bei dem ihnen, den Blutspuren nach zu urtheilen, Verluste zugefügt worden waren.

Die Mehrzahl der Theilnehmer beschloß, weil auch die Lebensmittel zu mangeln anfingen, den Rückzug nach der Hacienda San Miguel anzutreten, der aber mehr einer Flucht glich. Verschiedene Gegenstände, Werkzeuge, Taue u. s. w. wurden vergraben, um sie später abzuholen.

Auf der Hacienda warteten wir nun mit Sehnsucht auf die Ankunft einer Recua, die uns unter der Bewachung von 12 weiteren Theilnehmern an der Expedition den Rest der benöthigten Lebensmittel und Geräthschaften zuzuführen hatte, denn es war ein solcher Mangel eingetreten, daß der Mayordomo und seine Leute beinahe selbst nichts mehr zu essen hatten und allen Vögeln, die sich in der Nachbarschaft blicken ließen, nachgestellt wurde. Aus dieser trüben Situation, wobei Leute manchmal einen ganzen Tag nichts über die Lippen brachten und wildwachsende Früchte gute Beute waren, erlöste uns endlich das Eintreffen der angekündigten Vorräthe.

Sechzehn Tage waren vergangen, seitdem wir uns zurückgezogen hatten, und allgemein war die Frage, was aus unserem Boote geworden sei; aber Niemand verspürte Lust, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen. Eines Morgens weckte mich Juan B. San Miguel bei Tagesgrauen und schlug mir vor, nach dem Boote zu sehen. Wir waren vier, die sich trotz der Abmahnungen unserer nordamerikanischen Gefährten auf den Weg machten. Unter Vermeidung jedes unnöthigen Geräusches schritten wir dahin und langten um 10 Uhr bei dem Boote an, welches die Chunchos nicht berührt hatten, das aber in Folge der Sonnenhitze und weil es nicht bedeckt gewesen, an vielen Stellen gesprungen war. Dem Ufer des Cosñipata entlang gehend kamen wir beim Encuentro an, wo sich ein unerwarteter Anblick darbot: die beim Rückzuge verschütteten Mais- und Gerstenkörner, Bohnen u. s. w. hatten gekeimt und die Pflanzen eine Höhe von 30 bis 40 cm erreicht!

Auf dem längs der Ufer des Toro erfolgenden Heimwege bedrohten uns die Chunchos von der Insel der Pavas (Enten) aus, so daß wir alle Kräfte zusammenrafften, um möglichst schnell aus ihrem Bereiche zu kommen; allein erst spät Abends langten wir erschöpft und abgehetzt auf der Hacienda an.

Während zweier langer Monate führten wir in Folge der eingerissenen Unentschlossenheit ein beinahe unthätiges Leben, das nur einmal durch einen Zug nach der Hacienda Cosñipata unterbrochen wurde — bei einem Ueberfalle durch die Chunchos hatten drei ihrer Bewohner das Leben verloren — als eines Morgens, ich war gerade im Begriff, mich mit einer englischen Lektion von Ollendorf abzuquälen, von der Pampa ein gewaltiger Lärm herüberschallte. Die Chunchos waren in Sicht! Die literarische Methode bei Seite zu werfen und nach preußischem Systeme [1]) vorzugehen, war eins. Wir marschirten in ausgebreiteter Linie mit einer Miniaturkanone im Centrum. Resultat: acht Gefangene einschließlich einer Chuncha und ihres Säuglings. In dem nun abgehaltenen Kriegsrathe kamen in Betreff unserer unfreiwilligen Gäste drei Vorschläge zur Sprache: 1. Todesstrafe als Repressalie für den Mord unserer drei Gefährten, 2. sie nach Paucartambo zu bringen, 3. sie gut zu behandeln, damit sie einen Waffenstillstand versprächen, der uns erlaubte, unbelästigt zum Madre de Dios hinab zu gelangen. Dieser letzte Vorschlag überwog und demgemäß schenkten wir ihnen allerlei Kram, Messer und eine Pfeife, deren abscheulich quikender Ton sich wenige Nächte später, man könnte sagen, über uns lustig machte und, vom Walde aus herausfordernd, uns die Nachtruhe raubte, ohne zu rechnen, daß wir, in unseren Hoffnungen auf ihr Versprechen gänzlich enttäuscht, uns die Wilden mit Flintenschüssen vom Leibe halten mußten.

Anfangs August theilte mir der Unterpräfekt mit, die Regierung könne sich nicht weiter mit dem Unternehmen befassen, da sie die Revolution in Arequipa zu bekämpfen habe. So war denn das Schicksal der Expedition besiegelt. Den schon früher fahnenflüchtig Gewordenen folgend, traten wir die Heimreise an; zwei Nordamerikaner jedoch, Willis und Guilmore, entschlossen sich zum Bleiben, und ihnen wurde die Aufsicht über die der aufgelösten „Sociedad Exploradora del Madre de Dios“ angehörigen Gegenstände und Geräthschaften übertragen.“

* * *

Dem Padre Armentia war es endlich vorbehalten, den Windungen des mysteriösen Madre de Dios zu folgen, und zwar flußaufwärts, wie den einstweilen in knapper Fassung gebotenen Notizen zu entnehmen ist, welche sich hauptsächlich mit der Frage der an seinen Ufern zu errichtenden Missionen und der in Folge dessen eintretenden Verkehrserleichterungen beschäftigen:

---

[1]) Der Verfasser, ein Altspanier, hat diese Aufzeichnungen im Jahre 1873 niedergeschrieben.

Die Erforschung des Madre de Dios wurde in den Monaten Oktober und November 1884 ausgeführt. Der Punkt, von welchem aus die Kommission ihre Expedition antrat, war die Einmündung des Madre de Dios in den Beni unter 11° südl. Br. und 69° 40′ westl. L. v. Paris. Sie drang vor bis 12° 55′ südl. Br. und 71° 41′ westl. L. von Paris.

Der Madre de Dios bereitet der Schiffahrt keinerlei Hindernisse, weder bis zu dem Punkte, wo die Kommission ihren Uebergang zum Aquiry bewerkstelligte, noch bis zu dem Punkte, bis zu welchem sie überhaupt gelangt ist, denn wenn wir auch unter 12° 38′ südl. Br. und 71° 28′ westl. L. auf eine Stromschnelle gestoßen sind, so bietet doch diese Stromschnelle, davon abgesehen, daß sie viel weiter oben, als der Hafen liegt, von dem aus eine Verbindung (mit dem Aquiry) zu eröffnen wäre, eine bequeme Durchfahrt auf der linken Seite, wenigstens als die Kommission sie sah (12. und 14. November 1884), eine Zeit, zu welcher der Strom sich mindestens 6 m über den niedrigen Wasserstand erhebt. Wir glauben aber, daß man zu irgend einer Zeit auf dieser Seite passiren kann, wovon wir uns im August nächsten Jahres vergewissern werden, da wir gedenken, die Untersuchungen alsdann bis zur Mündung des Rio Tnambari auszudehnen. In jedem Falle verhindert diese Stromschnelle die Schiffahrt auf dem Madre de Dios nicht. Bolivien würde nur einen kleinen oder gar keinen Nutzen von einer Schiffahrt auf dem Oberlaufe dieses Stromes haben, während die Vortheile einer Dampfschiffahrt auf dem unteren Theile groß und augenscheinlich sind. Verbindet man den Madre de Dios mit dem Aquiry vermittels eines Schienenweges, so öffnet man dem Handel in diesen Regionen einen neuen Weg, hauptsächlich dem so wichtigen des Departements Beni und einem großen Theile der Provinz Caupolican, welche heutzutage ganz auf den Madeira angewiesen sind, wo das Fieber so viele Opfer fordert. Der Purus und der Aquiry sind, soweit das von ihnen durchströmte Terrain zu Bolivien gehört, von den anderen Theilen der Republik durch undurchdringliche Wälder getrennt und bloß eine Bahn, welche den Aquiry mit dem Madre de Dios verbindet, könnte sie in Berührung mit einander bringen.

Der Madre de Dios hat eine viel größere Wassermenge als der Beni, und wenn die Kommission darauf verzichtete, seine Tiefe zu untersuchen, so ist es, weil es ihr — davon abgesehen, daß der Fluß 6 m über dem gewöhnlichen Niveau stand — an Instrumenten gebrach, die zu diesem Zwecke tauglich gewesen wären; denn mit Stangen den Grund erreichen zu wollen, wäre zu dieser Jahreszeit vergebliches Bemühen gewesen. Seine Breite bewegt sich zwischen 300 und 2000 m; meistens beträgt sie 500 m. Der Aquiry hatte an dem Punkte, wo wir auf ihn stießen, eine Breite von 71 m im Minimum, und eine beträchtliche Tiefe, denn nahe am Ufer konnten wir mit $4^1/_2$ m langen Stangen keinen Grund finden; ein wenig unterhalb des Hafens Aguirre erhält er auf dem linken Ufer den Zufluß des nicht unbedeutenden Rio Ponte, und andere folgen, bis ein ansehnlicher und für die Schiffahrt sehr bequemer Fluß aus ihm wird. Wir halten daher die Möglichkeit der Schiffahrt auf dem Madre de Dios und Aquiry für über allen Zweifel erhaben. — Wird nun eine Bahn zwischen den beiden Flüssen ausführbar sein? — Die von der Kommission bei ihrem Uebergange zum Aquiry oder Manurini durchmessene Distanz war: drei Stunden bis zur Carpa (Obdach) Maru y Huarg, westliche Richtung; drei Stunden in nördlicher Richtung bis zur Carpa Codarg y Buda und zwei Stunden in nördlicher Richtung bis zum Flusse selbst. Es geht daraus hervor, daß, wenn wir drei Meilen per Stunde zurückgelegt haben (mehr kann man nicht rechnen, da wir im Walde marschirten und die Träger mit Betten, Lebensmitteln und Geschenken für die Wilden im Gewicht von zwei Arrobas [50 Pfd.] per Mann belastet waren), neun Meilen gegen Westen und fünfzehn gegen Norden durchmessen wurden. Das Terrain ist vorzüglich, sehr eben und ziemlich hoch gelegen, daher den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt. Am Madre de Dios muß die 200 m vom Flusse entfernte, 50 m hohe Abdachung des Plateaus erstiegen werden, das sich bis zum Aquiry hinzieht; bloß in der Mitte stößt man auf einige Bäche, deren größter nicht über 2 m breit und einen Fuß tief ist. Wenn man also, die Carpa Maru y Huarg bei Seite liegen lassend, vom Madre de Dios aus eine nordwestliche Richtung einschlägt, so reducirt sich der Weg auf die gewiß unbedeutende Entfernung von 17 (englischen?) Meilen.

Sobald die Kautschuksammler am Beni und Madre de Dios von dieser Entdeckung Kunde hatten, faßten sie neuen Muth, dessen sie bei ihrer darnieder liegenden Industrie sehr bedürftig sind. Die Schiffahrt auf dem Mamoré müßte aber derjenigen auf dem Beni und Madre de Dios die Hand reichen, vermittels eines bequemen Weges von der Stromschnelle Guajara merin am Mamoré bis zur Stromschnelle Esperanza am Beni, Punkte, die bloß 11 Leguas von einander entfernt sind. Von den Kautschuk-Industriellen ist zwar dort neuerdings ein Pfad eröffnet worden.

Ueber die Stämme, welche sich in den betreffenden Regionen aufhalten, haben wir Folgendes zu berichten: Die Pacaguaras wohnen vom Madre de Dios bis zum Purus; von 11° südl. Br. und 70° westl. L. an. Sie haben ihre eigene Sprache. Wir erfuhren nicht, daß sie sich in dieser Region in erklecklicher Anzahl aufhalten, folglich verdienen sie für den Augenblick wenig Aufmerksamkeit. Von 70° an wohnen ferner an beiden Ufern des Madre de Dios und am Aquiry und Purus eine Menge Araonas- und Cavinas-Stämme, welche ein und dieselbe Sprache sprechen, gleiche Gewohnheiten haben und selbst in vielen Stämmen vermischt leben. Gegen 72° westl. L. und zwischen den Graden 12 und 13 südl. Br. wohnen die Toromonas, welche die gleiche Sprache wie die Araonas (Araunas) und die Cavinas sprechen, die mit einigen Unterschieden die gleiche wie diejenige der Briameños und Tumupaseños (Leute von Briama und Tumupasa) ist. Diese letzteren leben auf dem zwischen dem Madre de Dios und dem Madidi liegenden Territorium, am Fuße der Höhen der Kordilleren von Carabaya (??).

Die Unterwerfung (reduccion) dieser Stämme würde der Regierung einige Opfer auferlegen, um die Missionare mit Allem zu unterstützen, was einem Werke von so hoher Bedeutung förderlich wäre; die Ergebnisse würden die Kosten aber hundertfältig decken.

Die Industriellen, die sich mit der Kautschukgewinnung abgeben, können bloß dadurch die Wilden bei guter Laune erhalten, daß sie ihnen fortwährend Beile, Messer, Kleidungsstücke u. s. w. zum Geschenk machen.

Ohne Unterlaß werden die Baracken von einer Menge von Wilden heimgesucht, deren ganze Unterhaltung sich darauf beschränkt, „hacha (Beil), cuchillo (Messer), camisa (Hemd)!!“ zu rufen; und wegen ihrer eigenen Sicherheit und derjenigen ihrer Interessen sehen sich die Industriellen genöthigt, jene mit diesen Artikeln zu versehen, was nicht geringe Ausgaben und beträchtlichen Schaden verursacht, da es vorkommt, daß in den Baracken nicht einmal mehr das

zur Arbeit nöthige Geräth übrig bleibt. Es ist dies in Betracht zu ziehen, wenn die Regierung die so drückende Abgabe von fünf Pesos auf jede Estrada von 100 Bäumen durchführen will.

Die Zahl der Arawaks und Cavinas, von welchen die Kommission Kenntniß genommen hat, beläuft sich auf einige 30 Stammhäuptlinge, deren jeder 15 bis 30 Familien unter sich hat; selten mehr. Die Zahl der unbekannten Stämme ist aber bedeutend größer. Auch die Zahl der Toromonas ist größer. Neben diesen letzteren wohnen die grimmigen Guarayos, welche sich an den Abhängen der Höhen im Quellengebiete des Madre de Dios aufhalten, Stämme, bei welchen ein aus ihrer Unterwerfung entspringendes günstiges Resultat zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört.

Kürzere Mittheilungen.

Lindsay's Forschungsreise in Australien.

Mr. David Lindsay hat eine neue Forschungsreise durch Central-Australien unternommen. Derselbe bekleidete Jahre lang eine hervorragende Stellung im Vermessungsamte der Kolonie Süd-Australien und leitete im Jahre 1883 (s. „Globus" XLV, S. 79) eine Expedition, welche die Regierung zur Erforschung des wenig bekannten „Arnheim Land" an der Nordküste von Australien ausgesandt hatte. Seine jetzige Reise wird von Hergott Springs, der Endstation der von Port Augusta an der Spitze des Spencer-Golfs auslaufenden Nordbahn, ausgehen, und sich über Charlotte Waters (25° 55′ südl. Br. und 135° 54′ östlich v. Gr.) nördlich nach dem in den Mc Donnell Ranges entspringenden Finke R. fortsetzen. Es ist dies der längste Fluß im centralen Australien. Man kennt von seinem oberen Laufe 450 englische Meilen, weiß aber von seiner Mündung, oder wie er zuletzt verlaufen mag, noch nichts. Lindsay wird diese Frage zur Lösung zu bringen suchen und überhaupt das große, zur Zeit völlig unbekannte Gebiet zwischen 25° und 27° 40′ südl. Br. und 135° und 137° östl. L. Gr. nach allen Richtungen hin erforschen. Es waltet dabei noch ein ganz besonderes Interesse: die Vermuthung, daß dort die seit dem Jahre 1848 verschollene Expedition Dr. Leichhardt's ihren Untergang gefunden habe. Sie stützt sich auf folgende Momente. Vor Jahren unternahm der nunmehr verstorbene Mr. Jarvis, welcher ein großes Schäfereiwesen am Mount Margaret (westlich vom Lake Eyre) verwaltete, einen Ausflug nach Norden, um nach guten Weideplätzen mit Wasser zu suchen. Er entdeckte dabei den Macumba Creek, welcher nördlich in den Lake Eyre mündet, und stieß weiter nördlich auf einen stark fließenden Fluß mit salzigem Wasser, den die dortigen Eingeborenen „Tirreawah" nannten. Ein erwachsener Mann unter ihnen erzählte dem Mr. Jarvis, daß zur Zeit, als er noch ein piccaninny (kleiner Knabe) gewesen, eine Anzahl weißer Männer mit Ochsen, Pferden und Ziegen von Osten her gekommen seien. Die Eingeborenen hätten sich anfänglich vor ihnen gefürchtet, wären ihnen aber gefolgt und hätten sie, als sie über den Tirreawah schwimmen wollten, angegriffen. Sie hätten dann das Vieh noch von einem Stamme der Eingeborenen zum anderen getrieben, bis sie nach einander Alle todt gewesen. Dieser Tirreawah-Fluß kann nun aber kein anderer sein, als der jetzt so benannte Finke. Die Möglichkeit, daß man in dortiger Gegend den Dr. Leichhardt noch lebend antreffen werde, bleibt wohl auf alle Fälle ausgeschlossen, ganz abgesehen von seinem Alter, welches jetzt 80 Jahre zählen würde. — Ferner fällt ins Gewicht, daß man auf der ganzen Länge des Ueberlandtelegraphen von Port Augusta durch Central-Australien bis Port Darwin an der Nordküste, der seit 14 Jahren in Betrieb ist und dessen Gebiet seitdem mit Abweichungen nach rechts und links vielfach bereist worden ist, auch nicht auf die geringste Spur der Leichhardt-Expedition gestoßen ist. Es erscheint daher höchst unwahrscheinlich, daß Leichhardt diese Linie passirt hat. Sein entferntestes Lager wurde bisher am Thomson oder Aromac im westlichen Queensland unter ungefähr 25° südl. Br. aufgefunden. Die Reise sollte auf Perth zu, die Hauptstadt der Kolonie West-Australien, verlaufen, und wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegt der Finke, vom Thomson aus, in dieser Richtung. Dies sind die Gründe, welche den Schauplatz des Unterganges der Leichhardt-Expedition in der Nähe des Finke wenigstens vermuthen lassen.

Wenn Mr. Lindsay den unteren Lauf des Finke festgestellt und das oben bezeichnete unbekannte Gebiet erforscht hat, wird er nordöstlich auf den Herbert-River zureisen und hier ausgedehnte Vermessungen verschiedener Schäfereianwesen ausführen, dann seine Forschungen in der Richtung auf den in den Golf of Carpentaria mündenden Mac Arthur fortsetzen und zuletzt auch an diesem Flusse weitere Vermessungen vornehmen. Die ganze Länge der Reise, von Hergott Springs ab gerechnet, wird ungefähr 2500 englische Meilen (4023 km) bemessen. Die dem Mr. Lindsay eigene Unerschrockenheit und Energie bürgen dafür, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Die Kosten der Expedition bestreitet er größtentheils aus eigenen Mitteln. Ihn begleiten sieben Personen, darunter auch ein Photograph, und für den Transport dienen zehn Kameele. Man sieht in Australien dem Ausgange mit größter Spannung entgegen.

Auf besondere Empfehlung des bekannten Regierungsbotanikers Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne wurde noch in letzter Stunde von Seiten der südaustralischen Regierung Lieutenant Hermann Dietrich als Botaniker der Expedition beigegeben. Derselbe war früher Lieutenant in der preußischen reitenden Artillerie. Später führte er ein abenteuerliches Leben in vieler Herren Länder, besuchte die Türkei, Kleinasien, Aegypten, den Sudan, Abessinien u. s. w. und lebt zur Zeit in Melbourne in intimem Verkehre mit Baron von Müller.

Mr. Lindsay nimmt viel Sämereien und auch Pflanzen mit auf die Reise, welche ihm Baron von Müller eingehändigt hat, damit er sie an geeigneten Orten dem Erdboden übergebe. Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Eine eigene Specialität unter den Reisenden vertritt der englische Geistliche Henry Lansdell, welcher in den letzten Jahren Sibirien, Russisch-Turkestan, Kuldscha, Buchara und Chiwa durchreist hat; sein Reisezweck ist hauptsächlich die Vertheilung von religiösen Druckschriften, Bibeln u. s. w. in Gefängnissen, Spitälern und ähnlichen öffentlichen Anstalten. Daneben hat er allerdings ein offenes Auge, besonders für die Vegetation und die Thierwelt, und da er mit einer Fülle der besten Empfehlungen versehen war, so hatte er Gelegenheit, Vieles zu sehen, zu erfahren und zu sammeln, was Anderen vielleicht weniger zugänglich gewesen wäre. Seine letzte Reise führte von London über Jekaterinburg nach Omsk, Semipalatinsk, Sergiopol, Kuldscha, Wernoje, Taschkend, Chokand, Samarkand, Buchara, Chiwa, Krasnowodsk, Baku und zurück nach London, war 19400 km lang und wurde in kaum einem halben Jahre zurückgelegt. Sein Buch ist jetzt in deutscher Uebersetzung (von H. von Wobeser) unter dem Titel „Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw" in drei Bänden, denen noch ein wissenschaftlicher Anhang über Fauna und Flora von Russisch-Turkestan nebst Bibliographie folgen wird, bei F. Hirt und Sohn in Leipzig erschienen. (Mit Karte, Photographie des Verfassers und ca. 70 Abbildungen, Preis 20 Mk.) Es ist keine fortlaufende Schilderung seiner Erlebnisse, sondern die Reise des Verfassers bildet gleichsam nur den Faden, an welchem eine große Menge wissenschaftlicher Daten, die der Autor aus Originalwerken, durch Erkundigungen und von Behörden zu sammeln verstanden hat, aufgereiht sind. Jegliche Seite des öffentlichen und privaten Lebens erhält so seine Beleuchtung durch statistische Angaben, Geschichte, wie Ethnographie, Fauna und Flora, Militärwesen und Verwaltung, Schulwesen, Krankheiten, Spitäler, Handel und Verkehr u. s. w., und so kann das Werk demjenigen, welcher den schildernden Theil vielleicht nur einmal liest, auch späterhin als Nachschlagebuch zu mehr wissenschaftlichen Zwecken dienen.

— Als im Jahre 1883 die Koreanische Gesandtschaft aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, wurde auf Befehl des Königs eine sogenannte „Amerikanische Farm" angelegt. Nach einer Mittheilung des amerikanischen Geschäftsträgers in Söul befindet sich dieselbe in vollem Aufblühen; im vergangenen Jahre hat man dort vielen Samen gewonnen und an dreihundert verschiedene Orte vertheilt, während die nöthigen Anweisungen für die Behandlung ertheilt und mit Erfolg benutzt wurden. Die Hausthiere, welche auf der amerikanischen Farm gehalten werden, sind von „Kalifornischer Vollblut-Rasse".

— Die japanische Regierung wird zwölf Frauen nach Frankreich schicken, damit sie dort die Landessprache studiren und dieselbe dann in ihrem Vaterlande lehren. Die Dauer ihres Aufenthaltes ist auf drei Jahre festgesetzt.

— Bei dem holländischen Minister der Kolonien ist darauf angetragen worden, fortan auch chinesische Dolmetscher in der Provinz Knang-Tung ausbilden zu lassen, deren Sprache von den Chinesen, welche sich außerhalb Java niedergelassen, hauptsächlich gesprochen wird. Wahrscheinlich wird der Bitte entsprochen werden.

— Seit längerer Zeit werden die östlichen Inseln des malayischen Archipels von amerikanischen Freibeutern beunruhigt, welche die Vorgänge aus dem Stillen Ocean (Menschenraub), wie es scheint, dorthin verlegen wollen. Trotzdem die holländischen Kriegsschiffe in den von ihnen heimgesuchten Gewässern kreuzen, ist es noch nicht geglückt, einen derselben auf frischer That zu ertappen.

Afrika.

— Die Direktion des Suez-Kanals hat sich entschlossen, probeweise die nächtliche Benutzung des Kanals zwischen Port Said und Kilometer 54 den Kriegsschiffen und Post-Dampfern, welche elektrisches Licht führen, zu erlauben. Um die Schiffahrt zu erleichtern, hat die Gesellschaft ihrerseits alle Stationen in diesem Theile des Kanals mit einem festen Lichte, welches 9 km weit sichtbar ist, versehen, um den Schiffen als Zeichen zu dienen; auch ist ein vollständiges Signalsystem organisirt, um die Verbindung mit den Schiffen auch bei Nacht unterhalten zu können. Wenn der Versuch glückt, soll er auch auf den übrigen Theil des Kanals, sowie auf andere Schiffe ausgedehnt werden; im Falle des Gelingens würde der Verkehr im Kanale eine große Erleichterung erfahren.

— Albinismus in Westafrika. Zu interessanten Studien — schreibt H. Zöller (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, III, S. 81) — würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus" genannten Entfärbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerksamkeit der berufsmäßigen Ethnologen und Anthropologen ganz besonders auf die eigenthümliche Thatsache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man sich, von Westen oder von Südosten kommend, den Niger-Mündungen nähert, beständig zunimmt, bis schließlich im Niger-Delta selbst die blaßhäutigen und blaßhaarigen Menschen einen gar nicht unbedeutenden Bruchtheil der Gesammtbevölkerung darstellen. Auch scheint die Stärke der Hautentfärbung in direktem Zusammenhange mit ihrer Häufigkeit zu stehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebietes und von Camerun doch immer noch eine dunkele oder wenigstens stark ins Röthliche schimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta solche sah, deren Farbe von derjenigen gesunder Deutschen, Engländer oder Schweden nicht zu unterscheiden gewesen sein würde. Der Gesichtsausdruck der afrikanischen Albinos ist ebenso wie derjenige der europäischen nicht gerade angenehm. Die Züge haben etwas Verkniffenes und Greisenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meistens etwas unnatürliche Farbe des Haares noch vermehrt wird. Uebrigens scheint es beinahe, als ob in den Bergen, wo die meisten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Röthliche spielende Hautfarbe besäßen.

— Die Hoffnung, den Aepyornis maximus noch lebend in Madagaskar aufzufinden, ist nach einer Mittheilung von Grandidier an die Akademie in Paris sehr gering, da das seither noch unbekannte Innere des südlichen Madagaskar sich als ein baumloses Steppenland herausgestellt hat, in welchem ein Vogel von dieser Größe nicht hätte unbemerkt bleiben können. Auch finden sich die Eier nicht dort, sondern in dem Dünengebiete an der Südküste zwischen Kap Ste. Marie und Machikora, wo sie im Dünensande begraben liegen und manchmal durch die Abspülung bei schwerem Regen herausgewaschen werden. Daß der Vogel aber noch nicht allzu lange ausgestorben sein kann, beweist der Umstand, daß sich mit den Eiern zusammen die Gehäuse von heute noch auf Madagaskar lebenden Schneckenarten, zum Theile mit noch erhaltener Färbung, finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Für die holländische Neu-Guinea-Expedition hat die zweite Kammer der General-Staaten anstatt der geforderten 25000 Gulden nur 10000 bewilligt; man fürchtete, daß politische Zwecke mit derselben verbunden seien. Wie es scheint, wird der Minister noch einen Versuch machen, die Bewilligung weiterer Mittel für die Expedition zu erlangen.

— Nach kaiserlicher Bestimmung sind in dem deutschen Antheile von Neu-Guinea und Umgegend folgende Namensänderungen vorgenommen worden: ein auf der Nordostküste von Kaiser-Wilhelms-Land, nordwestlich von Port Konstantine entdeckter Hafen und eine Bucht in der Nähe desselben sind „Friedrich-Wilhelms-Hafen", bezw. „Prinz-Heinrich-Hafen", ein östlich vom Kap de la Torre entdeckter großer schiffbarer Fluß „Kaiserin-Augusta-Fluß", der Berg Beantemps-Beaupré auf der Gazellen-Halbinsel „Varzin", das bisherige Neu-Irland, „Neu-Mecklenburg", die Gruppe Duke of York „Neu-Lauenburg" und Neu-Britannien „Neu-Pommern" getauft worden.

Nordamerika.

— Alpheus Hyatt hat mit der Yacht „Arethusa" eine sehr erfolgreiche Fahrt längs der Küsten von Neufundland und Labrador gemacht. An der nur von einzelnen Fischern bewohnten Westküste Neufundlands wurden massenhaft wohlerhaltene Versteinerungen von Cephalopoden gefunden, darunter Formen, welche ein neues Licht auf die Entwickelung der einzelnen Gruppen werfen. Eine recente Hebung längs der Küste, sowie an Labrador, an Anticosti und den Mingan-Inseln, war unverkennbar.

— Die verheerenden Ueberschwemmungen im Mississippigebiete und die Möglichkeit ihrer Verhütung beschäftigen neuerdings wieder vielfach die betreffenden Kreise der Vereinigten Staaten. In einem sehr lesenswerthen Artikel in der Decembernummer des „American Naturalist" macht Ballou darauf aufmerksam, daß sich das von Norden nach Süden verlaufende Mississippithal und das von Ost nach West laufende Ohiothal diametral verschieden verhalten. In ersterem besteht Hochwasser von Frühjahr bis Mitte Juni, aber da die Schneeschmelze nur langsam von Süden nach Norden vorschreitet, wird die Fluth verhältnißmäßig nicht so hoch, obschon sie durch ihre lange Dauer Schaden genug thun kann. Ganz anders der Ohio. Da fast sein ganzes Thal unter demselben Breitengrade liegt, erfolgt nicht nur die Schneeschmelze fast in seinem gesammten Flußgebiete zu gleicher Zeit, sondern auch die atmosphärischen Vorgänge, welche in einer gewissen Beziehung zum Stande der Sonne stehen, dauernde Regengüsse, Wolkenbrüche, Tornados, betreffen es meist in seiner ganzen Ausdehnung, und so entstehen jene entsetzlichen Fluthen, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen haben. Die Vereinigten Staaten haben für Schutzbauten schon über 500 Millionen Dollars ausgegeben, die von Privaten erlittenen Schäden belaufen sich bereits auf mehr als das Doppelte dieser Summe. Die furchtbarsten Schäden entstehen durch die Eisgänge und Stauungen; um diesen abzuhelfen, sind alle Snagboote, die zur Beseitigung der Snags, der festsitzenden Baumstämme, unterhalten werden, mit Dynamitpatronen ausgerüstet. Um die Fluthen zu verhüten, ist bis jetzt wenig Ernstliches geschehen, die bezüglichen Vorschläge sind im Kongreß begraben worden. Jetzt dringt aber die Presse darauf, den Schaden an der Wurzel anzufassen und durch Wiederaufforstung, sowie durch Anlage von Teichen, Seen und kleinen Wasserreservoirs in den Quellthälern den Abfluß des Wassers zu verlangsamen.

Oceane.

— Eine Meervergiftung. Ueber einen merkwürdigen Vorgang, welcher für die Lehre von der Entwickelung der Korallenriffe nicht unwichtig ist, berichtet Forbes in seinem interessanten Buche: A Naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago. Im Jahre 1876 wurden die Keeling-Inseln von einem furchtbaren Orkane heimgesucht, welcher von dem auf der Insel wohnenden Mr. G. C. Roß genau beobachtet wurde. Der Sturm begann am 28. Januar, zum Glück durch rasches Fallen des Barometers so lange vorher angemeldet, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden konnten. Das Meer stieg so furchtbar, daß es bis 150 Yards einwärts der Hochwassermarke vordrang; der Barometer fiel auf 26½", kein Gegenstand, der höher als 1 bis 2' über dem Boden emporragte, blieb aufrecht und die Menschen konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich in den Vertiefungen des Bodens platt niederlegten. Am Strande wurden mächtige Korallenblöcke abgebrochen und hoch über die Hochwassermarke hinaufgeschleudert. Sechsunddreißig Stunden später bemerkte man in der Lagune zwischen den nördlichen Enden von Neu-Selima und Gooseberry Island eine schwarze Färbung des Meerwassers, welche aus der Tiefe aufstieg und sich über den größeren Theil der Innenlagune, soweit ihr nicht die Strömungen Halt geboten, verbreitete; ungefähr vierzehn Tage lang stiegen immer neue dunkle Wassermassen auf und verbreiteten einen penetranten Geruch nach faulen Eiern. Binnen 24 Stunden war im Bereiche der Färbung alles Leben vernichtet, die Muscheln und Korallen starben ab und todte Fische wurden in solchen Massen ans Land geworfen, daß die Eingeborenen drei Wochen lang zu arbeiten hatten, um sie wegzuschaffen und zu vergraben. Forbes besuchte die Insel im Jahre 1878. Noch waren die Spuren des Orkans kaum zum geringsten Theile verwischt und in der ganzen Osthälfte der Lagune kaum eine Spur von Leben zu finden. Die Korallen lagen todt und waren bis auf die Stämme herunter zerfressen, auch die Muschelschalen waren arg zerfressen. Nur hier und da sah man einen Fisch und ganz am Rande des Verwüstungsgebietes einzelne neue Kolonien von Madrepora und Porites. — Bekanntlich hat Darwin bei seinem Besuche 1836 in derselben Lagune ein ähnliches Verwüstungsfeld vorgefunden und glaubte es durch ein Sinken des Wasserspiegels, veranlaßt durch die Schließung verschiedener Zuflußkanäle, erklären zu müssen; aber vielleicht handelte es sich damals um ein ganz ähnliches Vergiftungsphänomen, bedingt vielleicht durch ein Erdbeben, das zwei Jahre früher stattgefunden. Auch für die Katastrophe von 1876 nimmt er ein Erdbeben an, das im Toben des Orkans übersehen worden sei. Es könnte aber vielleicht auch das Ausströmen des Schwefelwasserstoffgases bedingt gewesen sein durch den abnorm niederen Luftdruck, welcher das im Boden enthaltene, durch die Zersetzung der organischen Stoffe entstandene Gas zum Ausströmen brachte. Ko.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. III. (Schluß.) (Mit sieben Abbildungen.) — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. III. (Schluß.) — Die erste Erforschung des Madre de Dios. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Lindsay's Forschungsreise in Australien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 16. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

I.

Zu Anfang 1880 wurde Dr. P. Reis als Marinearzt nach Saïgon geschickt und benutzte während dieses und des folgenden Jahres seine dienstfreie Zeit zu verschiedenen Ausflügen in das Gebiet der wilden Moïs, wobei er sich der Unterstützung des damaligen Gouverneurs von Französisch-Cochinchina, Lemyre de Vilers, zu erfreuen hatte. Es gelang, mit diesen unabhängigen Stämmen im Nordosten der Kolonie freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, so daß schließlich einer der ersten Häuptlinge derselben, Patao, im Januar 1881 nach Saïgon kam und um den Schutz der französischen Regierung bat. Unter Patao's Führung und in Begleitung des Lieutenants Septans, der die Routenaufnahmen zu machen hatte, brach Reis zu Anfang Februar von Neuem auf, durchwanderte während dreier Monate das weite, wellige Plateau unter dem 12. Breitengrade, drang bis an die Quellen des Donnaï vor und kehrte längs desselben nach Cochinchina zurück. Als er dann im April 1882 zur Erholung nach Frankreich zurückkehrte, erhielt er in Folge seiner bisher erreichten Resultate vom Unterrichtsminister den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise in Hinterindien, zu welcher er sich nach Kräften vorbereitete. Als specielleres Ziel derselben wurde nach reiflicher Ueberlegung und im Einverständnisse mit dem Gouverneur von Cochinchina und dem Reisenden Dr. Harmand, damals Konsul in Bangkok, das Reich Luang-Prabang am mittleren Mekong ausersehen, wohin sich Reis auf dem Mekong-Strome begeben wollte. Zu Begleitern erwählte er einen Dolmetsch für Siamesisch und Französisch, den jungen Nô, einen zweiten für Annamitisch und Französisch, Phnôc mit Namen, und zwei eingeborene Milizsoldaten, welchen ihre Waffen belassen wurden; alle vier sind von der 19 Monate währenden Reise gesund zurückgekehrt. Das Gepäck, Munition, Waaren zu Geschenken u. s. w. war in 40 kleinen Kisten, jede von etwa 30 kg, verpackt; Lebensmittel befanden sich nur wenig darunter, da der Reisende wußte, daß er doch sehr bald genöthigt sein würde, ganz nach Landessitte zu leben.

Am 12. December reiste die kleine Gesellschaft von Saïgon auf dem Kanonenboote „Eclair" nach Phnompenh ab, wo er seine mexikanischen Piaster in Tikals und Silberbarren umwechselte. Eine solche Silberbarre wiegt 383 g, gilt etwa 15 Piaster und ist die einzige Münze, welche in ganz Indochina leichten Cours hat. Am 19. December verließ der „Eclair" Phnompenh und am 23. trat Reis auf drei Barken, welche der Gouverneur von Kratieh geliefert hatte, die weitere Fahrt stromaufwärts an, nachdem er sich von den letzten Landsleuten und Freunden, die ihn bis dorthin begleitet, verabschiedet hatte.

Auf seine Mekong-Fahrt, welche der zu früh gestorbene François Garnier so trefflich geschildert hat, auf das stete Ankämpfen gegen die Stromschnellen, das tägliche Lagern am Ufer, die Empfänge bei den laotischen Gouverneuren und den stets wechselnden Anblick des majestätischen Stromes, der von den Hochebenen Tibets bis zu den Niederungen Cochinchinas Asien durchströmt, geht Reis nicht näher ein; am 15. Januar langte er in Bassak, seiner ersten wahrhaften Etappe in Laos, an.

Die Provinz, oder richtiger das Königreich Bassak, bildet den mächtigsten Staat von Unter-Laos, bei dessen Herrscher die früheren französischen Expeditionen unter Doudart de

Lagrée und Dr. Harmand den besten Eindruck hinterlassen haben. Ihrem Nachfolger Neis half der König nach Kräften bei seinen Ausflügen in die umliegenden Berge und zu den schönen Chmer-Ruinen von Wat Phu, wo er einige Tage damit zubrachte, den Plan derselben aufzunehmen. Er bewohnte, wie seine Vorgänger, das Gemeindehaus oder die Sala, deren Fuß der Strom bei Hochwasser bespült, während sie sich jetzt mehr als 15 m über dessen Spiegel erhob. Aber trotz der Freundlichkeit, welche ihm der König bewies, bemerkte der Reisende doch bald, daß er im Lande nicht beliebt war; was ihn verdächtig machte, war der Umstand, daß der König und die hohen Beamten im Besitze zahlreicher annamitischer Sklaven sich befanden und fürchteten, daß Neis dieselben als seine halben Landsleute befreien würde. Der König hatte ihm freilich versichert, daß es in seinem ganzen Reiche keinen einzigen annamitischen Sklaven gebe; aber des Reisenden Begleiter hatten solche bemerkt, und bald traf er auch selbst mit denselben zusammen; zuletzt verging kein Abend, ohne daß er den Besuch eines oder mehrerer dieser Unglücklichen erhalten hätte. Die meisten derselben werden von den Chas (wilde Gebirgsstämme) an den Grenzen Annams gefangen genommen; auch die kleine Truppe von Elephantenjägern, welche der König von Bassak auf dem Plateau der Bolovens unterhält, soll nebenbei den Fang von Annamiten betreiben. Ein erwachsener Annamit gilt in Bassak vier Silberbarren, während man für einen Chas oder einen laotischen Sklaven nur die Hälfte löst; annamitische Frauen gelten eine bis vier Barren. Diese Leute betonten stets den Umstand, daß Frankreich eigentlich der Herr Annams, also Neis ihr Vater sei, und baten ihn, sie unter seinen Schutz zu nehmen und zu befreien, und da Frankreich den Bewohnern Cochinchinas bereits das

Wilde Moïs.

Stimmrecht und durch Gesetz vom Januar 1881 sogar das Recht, französische Bürger werden zu können, verliehen hat, so wird es sich, sobald es wirklich Herr von Annam geworden ist, auch schwer der Pflicht entziehen können, diese Sklaven zu befreien. Neis ist der Ansicht, daß dies mit etwas Geduld, viel Geschicklichkeit und wenig Geld auch dereinst möglich sein wird.

Aber dieser Verkehr mit den Sklaven blieb nicht unbemerkt; der König machte zwar gute Miene zum bösen Spiele und bat den Reisenden um allerhand Dienste, ließ seine Kranken von ihm besuchen, seine Uhren ausbessern und sich photographiren; aber er war doch gar nicht böse, als derselbe am 9. Februar seine Reise stromaufwärts weiter fortsetzte. Während derselben machte es Neis große Freude, die peinliche Genauigkeit der von F. Garnier und Delaporte gemachten Stromaufnahme zu konstatiren; ihm blieb nur eine geringe Nachlese übrig, und er beeilte deshalb seine Fahrt so sehr wie möglich und blieb nur fünf Tage in Kemarat, dessen alter Gouverneur ihn weit gastlicher aufnahm, als der König von Bassak. Da derselbe bemerkte, daß der Reisende kein Gong besaß, so zwang er ihn, ein sehr schönes von ihm anzunehmen, indem er ihm versicherte, daß ein Mandarin niemals ohne ein solches Instrument reisen dürfe. Und er hatte Recht: sobald sich Neis in Zukunft einem Dorfe näherte, wo er Lebensmittel kaufen oder einige Hilfsruderer zur Ueberwindung einer Stromschnelle anwerben wollte, ließ er das Gong schlagen, worauf sofort der Dorfhäuptling und die Aeltesten erschienen und sich dem reisenden „Mandarinen" zur Verfügung stellten. Vorher hatte er oft eine kostbare Zeit damit verloren, daß er die Aeltesten durch einen Bootsmann und einen seiner Dolmetscher hatte suchen lassen müssen.

Als Neis in Ban-Muk anlangte, bemerkte er mit Verwunderung eine ziemlich große Anzahl kleiner Bambusflöße auf dem Strome herabtreiben, welche kleine kaum fußhohe Häuschen aus Bananenholz trugen. Diese waren mit Reis, Bananen und Stückchen Schweine- und Hühnerfleisch gefüllt und wurden von zahlreichen Raben begleitet, welche sich um diese Lebensmittel stritten. Die um die Bedeutung dieser Erscheinung befragten Laos antworteten: „Das ist ein böses Zeichen; am oberen Flusse herrscht eine ansteckende Krankheit, und diese Flöße tragen die Häuser der Pi (Geister), welche die Anwohner auf das Wasser gesetzt haben." Wenn nämlich in einem Dorfe eine Epidemie ausbricht, so errichtet man neben den Wohnungen der Kranken solche kleinen Häuser und füllt sie mit Lebensmitteln, um sie dann Abends, wenn nach dem Volksglauben der durch das Mahl angelockte Pi sich in dieser neuen Behausung eingerichtet hat, auf Bambusflöße zu setzen und mit dem Strome forttreiben zu lassen. Alle Krankheiten werden durch Pi oder Geister erzeugt, welche in den Bauch der Menschen fahren, und die man auf solche Weise los zu werden sucht.

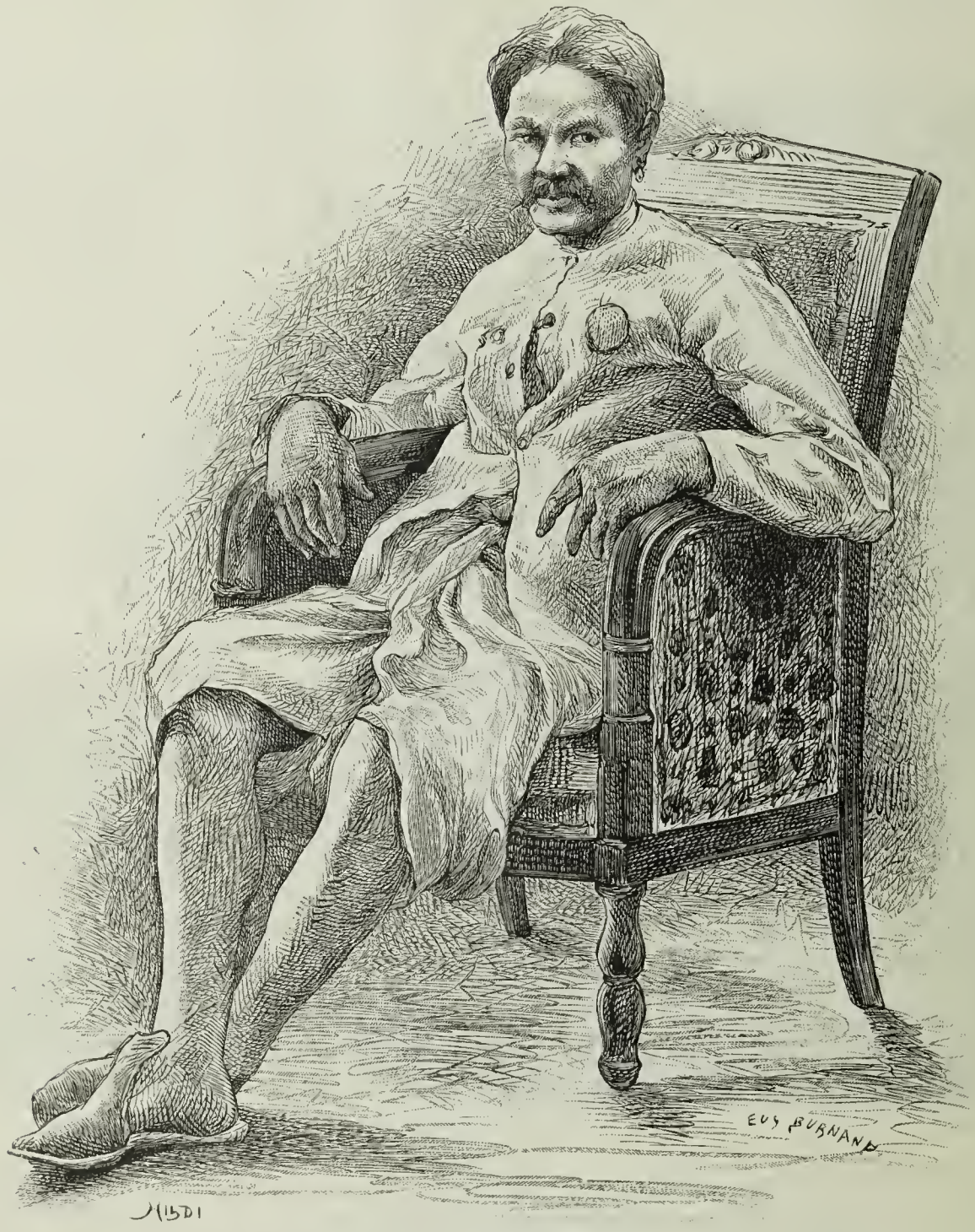
Einige Stunden später erhielt der Reisende den Beweis, daß die Befürchtungen der Laos richtig waren: an diesem Tage trieben drei, in Bambus gehüllte Leichen bei seinem Boote vorbei, und vor den am Ufer liegenden Dörfern hingen Bekanntmachungen auf Bambustafeln, welche alle Reisenden, Kaufleute oder Mandarinen benachrichtigten, daß das Dorf verseucht sei, und ihnen bei hoher Strafe

Sala in Bassak.

den Zutritt verboten. In Ban-Muk herrschte allgemeine Bestürzung; am selben Morgen waren dort schon fünf Menschen gestorben, so daß der Gouverneur, ein dicker, vor Furcht halb toller Mann, seinen Untergebenen befohlen hatte, die Kranken im Stiche zu lassen und sich in den Wäldern zu zerstreuen. Er bat den Reisenden, sich nicht aufzuhalten, sondern bis zu dem nächsten, nur 6 Stunden entfernten Möong (Provinzialhauptort) zu fahren, der von der Epidemie verschont sei. Neis besuchte einige Kranke und fand, daß er mitten in eine Choleraepidemie gerathen sei. Der nächste Provinzhauptort, Panokakolakum (früher Möong-Maï oder Neustadt), ein Dorf von etwa 30 Hütten, war zwar frei von der Seuche, in Penom aber, wo Neis am 9. März anlangte, herrschte sie wieder. Diese hübsche Stadt besitzt einen der schönsten Wat oder Pagoden im ganzen Laosgebiete und Straßen, die mit damals gerade blühenden Orangen-, Citronen-, Jasmin- und Plumeriabäumen eingefaßt sind. Für gewöhnlich kann man sich kaum einen heitereren Anblick denken, als den einer laotischen Stadt; die Bewohner sehen alle glücklich und zufrieden aus und verbringen einen guten Theil ihrer Zeit mit Lachen und Singen. Jetzt aber war alles öde und still; vor den meisten Häusern stand ein Pfahl, der einen umgekehrten Topf trug, ein trauriges Symbol, welches verkündet, daß man in dem betreffenden Hause keinen Reis mehr kocht. Darunter hängt ein großer Stern aus Bambu zum Zeichen, daß das Haus unrein ist. Was noch Kraft hatte, ist davongezogen, und neben den Sterbenden hat man nur

etwas gekochten Reis und eine Schale voll Wasser gestellt.

Nach langem Suchen fand Neis den Gouverneur in einem der zahlreichen kleinen Gebäude, welche die Pagode umgeben, wo er seine Zeit mit Beten hinbrachte. Es war demselben unmöglich, dem Reisenden sofort Ruderer zur Fortsetzung seiner Fahrt zu stellen; eine Räuberbande machte sich den Schrecken der Bevölkerung zu Nutzen, plünderte das Land und hatte mehrere Häuser von Penom, darunter auch das des Gouverneurs, niedergebrannt. Unter diesen Umständen mußte sich Neis zu einigen Tagen Wartens entschließen; er beruhigte den Gouverneur, schenkte ihm, da derselbe alle seine Waffen verloren hatte, ein Steinschloßgewehr nebst Munition, und machte Krankenbesuche, ohne indeß viel helfen zu können; nur bei zwei Töchtern des Gouverneurs erzielte er durch kräftiges Eingreifen eine Besserung. Den Einfluß, welchen er damit auf den Beamten gewann, suchte er dazu zu verwenden, daß man die Todten in Zukunft begrabe, anstatt sie in den Fluß zu werfen und dadurch die Seuche nur noch weiter zu verbreiten; aber das war vergebene Mühe. Stets erhielt er zur Antwort: „Das ist einmal so der Gebrauch; wir haben



Der König von Bassak.

die Cholera vom Oberlaufe des Stromes erhalten und schicken sie nun weiter hinab.“ Die Laos verbrennen nur die Leichen großer Mandarinen und begraben gewöhnlich alle anderen; aber jeder Todte, der an einer Epidemie gestorben ist, gleichviel ob Mandarin oder Bettler, wird in den Fluß geworfen, und ebenso die im Kindbett gestorbenen Frauen. Die Leiche wird zwischen Bambulatten gepackt und mit Rotang zusammengeschnürt, und das Ganze an einen dicken Bambu, der als Schwimmer dient, festgebunden. Jeden Morgen holen dazu bestimmte Leute die Leichen aus den Häusern, hüllen sie auf die beschriebene Weise ein, rudern sie in die Mitte des Stromes und werfen sie dort ins Wasser. Diese Sitte ist um so beklagenswerther, als die Eingeborenen nur Flußwasser trinken; zum Glücke fressen die stellenweise sehr zahlreichen Krokodile die Leichen ziemlich rasch auf, und Raben und Geier helfen ihnen dabei.

Nach vier Tagen waren die erforderlichen zwölf Ruderer aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht, und Neis konnte seine Reise fortsetzen. In Lakôn und Hutên war die Epidemie verschwunden, in Saniabury aber hatte sie dermaßen gewüthet, daß sämmtliche gesunde Einwohner sammt dem Gouverneur in die Wälder geflüchtet waren

Die Ufer des Mekong während der Cholera.

und nur Sterbende und Kranke zurückgelassen hatten. Da aber der nächste Möong, Pon-Pissay, mehr als zehn Tagereisen von Saniabury entfernt war, so konnte Reis unmöglich die Ruderer von Hutên gegen alle Landessitte zwingen, ihn dorthin zu bringen; wollte er also nicht seine Reise ganz aufgeben, so mußte er den Gouverneur finden und zwingen, ihm Ruderer und Boote zu stellen. Er sandte zu diesem Zwecke seinen Bootsführer aus, der nach zwei Stunden schon einen höheren Beamten herbeibrachte und den Besuch des Gouverneurs für den Abend ankündigte. Um sechs Uhr erschien derselbe und erhielt ein reiches Geschenk; außerdem aber ließ ihn Reis hart an, weil er seinen Posten verlassen, die Kranken ihrem Schicksale preisgegeben und die Cholera weiter verbreitet hatte, indem er die Leichen in den Fluß werfen ließ. Auf jeden Vorwurf antwortete der Gouverneur demüthig mit „Korâp", einem Worte, das man nur Höhergestellten gegenüber braucht, und zum Schlusse sagte er bloß: „Ich habe Furcht vor der Cholera." Zur Nacht kehrte er dann wieder in den Wald zurück, nachdem er versprochen hatte, Boote zu stellen und Ruderer für den nächsten Tag zusammenzubringen.

Schon an diesem Tage war Reis am Gallenfieber erkrankt; am nächsten (16. März) wurden auch seine Leute ergriffen; seine Eile, aus dieser so verpesteten und doch von Jasmin- und Orangenblüthenduft geschwängerten Luft fortzukommen, wurde immer größer. Zwei Tage darauf waren endlich zwei schöne Barken zur Stelle, um ihn nach Pon-Pissay zu bringen. Aber je mehr er sich dem großen Bogen, welchen der Mekong oberhalb des 18. Breitengrades nach Osten macht, näherte, desto öfter hörte er vom Lande der Phuöng und von leichten Straßen nach Annam hinüber sprechen und befragte darüber eifrig die Mandarinen, chinesischen Kaufleute und Reisenden. Aus dem Lande der Phuöng kommen nicht weit von einander drei schiffbare Zuflüsse des Mekong herab, der Hinbun, Pakkadin und Schau. Letzterer, weiter nach Norden gelegen, sollte den gewöhnlichen Weg in jenes geheimnißvolle Land abgeben. Da nun einerseits der Mekong-Lauf schon vollständig durch Garnier aufgenommen war,

Lager auf einer Sandbank.

andererseits der Fluß noch immerfort Leichen herabführte und Reis erwarten mußte, in Pon-Pissay wieder mit der Cholera zusammenzutreffen, so faßte er den Entschluß, den Mekong zu verlassen und quer durch unbekanntes Land Luang-Prabang zu erreichen. Seine Boote waren indessen für die Befahrung des Nam-Schau zu groß, und eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß man eigentlich nur in Provinzialhauptstädten Boote und Ruderer wechseln kann. Gegenüber der Mündung des Nam-Schau, in dem großen Dorfe Bun Kang (vgl. die Karte in der nächsten Nummer), machte er Halt, schlug sein Lager auf der großen Sandbank auf, welche während der trockenen Jahreszeit sich vor dem Dorfe bildet, und ließ sein Gong schlagen, um die Notablen zu benachrichtigen. Aber ehe dieselben erschienen, kam aus einem benachbarten Lager ein junger reich gekleideter, mit zahlreichen Ringen und goldenen Ohrgehängen geschmückter Lao, der sich als Sohn des Hatsaon (Mandarin zweiten Ranges unter dem Gouverneur) von Pon-Pissay vorstellte und überaus freundlich war. Ihm erzählte Reis seinen Plan, bat ihn, dem Gouverneur und seinem Vater ein Geschenk zu überbringen und gewann ihn dadurch dermaßen, daß der junge Mandarin ihm nicht nur kleinere Boote und Ruderer verschaffte, sondern auch einen großen Theil seines Gepäcks auf dem Mekong direkt nach Luang-Prabang zu befördern übernahm. So konnte der Reisende am 23. März Morgens seine Fahrt auf dem Nam-Schau antreten. Anfangs etwa 200 m breit und langsam fließend, wird derselbe bald schmaler und nimmt an Schnelligkeit zu. Ueberall fiel der Blick auf eine prächtige Vegetation; die Jagd, welche auf dem breiten Mekong fast unmöglich ist, wurde hier leicht, und das Aufnehmen des Stromlaufes, dort überflüssig, nahm hier die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden dauernd in Anspruch. Nach $6\frac{1}{2}$ stündiger langsamer Fahrt erreichte er den kleinen Möong Patsum, wo er die Boote und Ruderer wechseln mußte und in seiner Barke übernachtete, da der Ort keine Sala besitzt. Als er gegen Abend von einem Besuche beim Gouverneur zurückkehrte, stieg aus einem unweit davon liegenden Boote eine junge Frau von etwa 25 Jahren heraus, mit Geschmeiden behangen und in den Haaren Blumengewinde; ihr folgten

drei Dienerinnen, welche eine große, mit Blumen, Früchten, Cigarretten und Wachs bedeckte Platte trugen. Der Reisende empfing sie auf dem Vordertheile seines Bootes, während die Dienerinnen am Ufer blieben. Sie überreichte ihm ihre Geschenke und fragte dann, was er zu verkaufen habe; auf seine Antwort, daß er kein Kaufmann, sondern ein französischer Forschungsreisender sei, lachte sie und erwiderte: „Ich wußte wohl, daß Du kein Händler warst; sonst wäre ich nicht zuerst zu Dir gekommen und hätte Dir Geschenke gebracht; ich hörte das Gong bei Deiner Ankunft schlagen und sah, daß Du ein großer Mandarin bist.“ Dann erzählte sie ihm ihre Geschichte und gab ihm eine Menge werthvoller Auskünfte; sie war die Schwester des Königs der Phuöng und hieß Nansivaï.

Noch vor 12 Jahren war das Reich der Phuöng wohlhabend und blühend; seine Hauptstadt, Xieng Kuang, war groß, gut befestigt und der Marktplatz für die Bewohner des mittleren Laos-Gebietes, des Königreiches Luang-Prabang und eines Theiles von Annam. Eine Stadt Phuön oder Puön hat es aber nie gegeben. Gegen 1870 begannen die Einfälle der Hô oder chinesischen Räuber, welche zwischen Tongking und dem Reiche Luang-Prabang von Norden herabkamen, alljährlich weiter nach Süden vordrangen und das Land der Phuöng plünderten. Diese, von Natur wenig kriegerisch, wandten sich der Reihe nach an die Siamesen, nach Luang-Prabang und an Annam; denn allen drei Reichen gegenüber fühlten sie sich als Vasallen. Annam und Siam schickten zwar einige Truppen, welche aber das

Zusammenkunft mit der Schwester des Königs der Phuöngs.

Land verwüsteten, unter einander kämpften und es nicht hindern konnten, daß die Hô im Jahre 1874 die Hauptstadt Xieng Kuang eroberten. Bei einem Versuche, dieselbe wieder zu gewinnen, fiel bald darauf der König des Landes, und sein Sohn flüchtete sich erst nach Thathom, dann in eine Festung Möong Ngan an den Quellen des Nam-Schan; dort waren die Reste des Reiches der Phuöng zu finden. Seitdem brandschatzten die Hô das Land, und nur die königliche Familie und eine kleine Anzahl treu gebliebener Dörfer wagten noch Widerstand zu leisten. Ebenso wie der Vater Nansivaï's, war auch ihr Gemahl durch die Feigheit und Treulosigkeit seiner Begleiter den Hôs zum Opfer gefallen. Nansivaï bewunderte den Muth des Franzosen, in jenes Land vorzudringen, und theilte ihm mit, daß zwei Europäer mit großen Bärten und langen schwarzen Gewändern, wie die Annamiten — offenbar katholische Missionare — von Annam her vor etwa Jahresfrist nach Möong Ngan gekommen seien und dort wohnten; was sie beabsichtigten, wüßte man nicht. Zuerst war Neis durch diese Mittheilung etwas enttäuscht, da er nun nicht mehr der erste war, der Möong Ngan erreichte; bald aber gedachte er der wissenschaftlichen Vortheile, welche ihm der Verkehr mit jenen Missionaren bringen mußte; auch war ihre Anwesenheit ein guter Grund, um die Mandarinen längs des Flusses zum Stellen von Booten zu bewegen. Er beschenkte Nansivaï mit einigen Metern Goldborde und erwiderte am Abend ihren Besuch. Dabei erfuhr er noch, daß ein anderer ihrer Brüder unter dem Schutze des Königs von Siam am

Nam Schan einige Hundert flüchtiger Landsleute gesammelt und die stetig anwachsende Stadt Molican gegründet habe, als deren Gouverneur er fungirte. Dort mußte Neis vorbeikommen, um Möong Ngan zu erreichen, und darum versprach ihm Nanfiwaï, ihm am nächsten Morgen einen Brief an ihre Brüder mitzugeben. Der Reisende wollte jedenfalls weiter vordringen und die Hôs kennen lernen, wenn er auch jetzt schon ahnte, daß es ihm unmöglich sein würde, von Möong Ngan aus über Land Luang-Prabang zu erreichen.

Die Vegetation der Kanarischen Inseln[1]).

I.

F. M. Nachdem Bory de St. Vincent 1803 und A. v. Humboldt 1814 (Reise 1799) auf die Wichtigkeit des kleinen Gebietes des Kanarischen Archipels aufmerksam gemacht, hat dessen Flora durch Webb und Berthelot (1836 bis 1850) eine für die damalige Zeit glänzende Bearbeitung gefunden. Seitdem ist nur Fragmentarisches über diesen Gegenstand erschienen, und Herr Dr. Christ in Basel, dem das Glück eigener Untersuchung dieser wunderreichsten und liebreizendsten aller Floren zu Theil wurde, hat es daher unternommen, die Vegetation dieser Inseln eingehend zu schildern.

Die Gruppe der sieben Kanaren liegt unter 29° 25′ bis 27° 37′ nördl. Br. und 18° 10′ bis 13° 20′ westl. L. Greenwich. Die beiden flacheren, aber immerhin bis 850 m hohen Inseln Lanzerote und Fuerteventura treten bis auf 1° an den afrikanischen Kontinent heran und bilden mit den umliegenden Inseln eine Gruppe für sich, welche in nur schwachem Grade die Eigenartigkeit theilt, wie sie den fünf westlichen Inseln zukommt. Daher kann man eine kontinentale und eine oceanische Gruppe von Inseln unterscheiden. Letztere, die schon über 3° vom Festlande entfernt liegen, bestehen aus den Inselgebirgen Gran Canaria 1900 m, Tenerife 3700 m, Gomera 1330 m, Palma 2350 m und Hierro (Ferro) 1500 m. In gleicher Reihenfolge ist ihr Flächenraum nach Fritsch: 1641, 2025, 348, 671, 276 qkm, also im Ganzen etwa 90 geogr. Quadratmeilen, oder der Flächeninhalt des Kanton Wallis[2]). Am nächsten berühren sich, bis auf $^1/_5{}^0$, Tenerife und Gomera; sonst werden die Inseln durch Meeresarme von 1 bis 2° geschieden. Doch kann man vom Gipfel des Teyde auf Tenerife aus sämmtliche fünf Gebirgsinseln und bei günstigem Wetter selbst die zwei östlichen Inseln wahrnehmen.

Gegen Afrika hin besteht eine unterseeische Verbindung, welche mit den Inseln als eine Verlängerung der Atlaskette erscheint. Nach allen anderen Seiten sind die Seetiefen sehr groß (gegen die Azoren hin 2500 bis 3000 Faden). Die Uebereinstimmung der Lebewelt auf den Kanaren, den Azoren, Madeira und den Kap Verden ist daher nicht aus einer früheren Landverbindung zu erklären. Der ganze Aufbau der Inseln ist das Produkt einer unendlichen, seit unzähligen Jahrtausenden fortgesetzten Reihenfolge vulkanischer Aufschüttungen. Tuffe (Aschenausbrüche) wechseln mit Trachytbänken (Lavaströme) und die Ausbrüche dauern noch jetzt fort (zuletzt auf Lanzerote 1824). Die vulkanische Bildung haben die Kanaren mit den benachbarten Inselgruppen gemein, und sie werden auch mit diesen durch das Auftreten derselben endemischen Pflanzenarten zu einem Gebiet vereinigt, dessen Centrum sie bilden. Diese Uebereinstimmung überrascht besonders bei den Kap Verden, die bereits in den Tropen liegen. Sie ist nur durch die ausgleichenden Einflüsse der oceanischen Lage möglich. Nach Westen hin bildet der Ocean eine absolute Grenze für die Flora.

Auf den Kanaren weht fast das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Wintermonate, der Nordost-Passat, der, da er die Oberfläche des europäischen Kontinents nicht berührt, auch keine Keime organischen Lebens zu den Inseln führt. Der Südwest-Passat, der die höchsten Spitzen der Inseln berührt, kommt aus völlig oceanischen Gebieten, und nur der seltene Gluthwind aus der Sahara bringt vielfache Keime von Steppenpflanzen mit sich.

Zugvögel aus Norden berühren die Kanaren nicht, doch sind afrikanische Vögel ständige Bewohner der zwei östlichen Inseln und kommen vereinzelt auf allen übrigen vor.

Auch durch Meeresströmungen wird keine Verbindung von der alten Welt zu den Inseln hin hergestellt; der nach Südost sich abzweigende Ast des Golfstromes geht über Madeira zu den Kanaren, dann die afrikanische Küste entlang nach Süden und wendet sich schließlich über die Kap Verden hin nach Westen. Durch diesen Strom werden auch jetzt noch die seit Columbus bekannten Baumstämme und Samen der Antillen, sowie Theile der Meeresfauna der Küsten Centralamerikas bis nach Tenerife gebracht. Nur die zwei östlichen Inseln liegen theilweise außerhalb des Bereiches dieses Stromes, dessen konstant warmer Temperatur die Kanaren ihr gleichmäßig angenehmes Klima verdanken. Letzteres ist durch tiefere Wintertemperaturen von dem Klima tropischer Inseln unterschieden; auch fällt, im Gegensatz z. B. zu den Antillen, die tiefste Temperatur mit der Zeit der meisten Niederschläge zusammen, während die trockenere Zeit auch die wärmste ist. Die mittlere Jahrestemperatur ist auf Tenerife 21,5° C., die des kältesten Monats (Januar) 17,1° C., die des wärmsten (August) 25,4° C. Die Regenmenge betrug nach H. Honegger und F. v. Wyß in einigen Jahren von Oktober bis März 12,4 bis 16,9 par. Zoll, in anderen nur 5 bis 9,3 Zoll. Auf zwanzig Regentage des Jahres 1880/81 kamen 61 mit leichten Schauern und 284 regenlose Tage. Im Sommer herrscht in der Küstenregion großer Wassermangel und ohne den Wolkengürtel, mit denen der Passat die Berge umgiebt, würde die Vegetation im Sommer verdorren. In den oberen Bergschluchten, den Madres de agua, schlägt sich das Wasser nieder, und von dort führen unzählige Wasserleitungen, die Tajeas, hinunter zu den bebauten Abhängen. Hier speisen sie die Estanques, die Wasserbehälter, von welchen Gärten und Felder leben.

Der Boden ist im Allgemeinen arm und zu einer zusammenhängenden Pflanzendecke ungenügend, da die nähren-

---

[1]) Nach Dr. Christ, Vegetation und Flora der Kanarischen Inseln. Engler's Bot. Jahrbücher, Bd. VI, 1885, S. 458 bis 526.

[2]) Oder das doppelte des Flächeninhalts des Herzogthums Sachsen-Meiningen.

den Mineralien, die er enthält, wenig aufgeschlossen sind. Stets ist ein ansehnlicher Theil desselben nackt, so daß die dunkelen Basaltblöcke oder der eisenschwarze, schwere, schrotartige Grus völlig bloß liegen.

Die überall steil in das Meer abfallenden Küsten der Inseln werden rings von der Brandung umtost. Setzen wir den Fuß ans Land, so betreten wir in der Regel zunächst einen schmalen Streifen schwarzen, schweren, mit Lavabrocken vermengten Sandes. Eine unschöne, aber artenreiche Flora niederliegender Salz- und Sandpflanzen deckt die der Fluth entzogenen Stellen dieser Sande; einige endemische Pflanzen fallen uns zwischen den ubiquistischen Unkräutern auf. Zwei afrikanische Eispflanzen (Mesembryanthemum) bedecken besonders auf den östlichen Inseln dicht am Strande weite Strecken und die kanarische Tamariske, der westlichen Steppenflora Afrikas eigen, bildet lichte Bestände von oft hochstämmiger Entfaltung.

Sobald wir den festen Boden erreichen, treten uns zwar wohl Arten der Steppenflora des Orients und des nordwestlichen Afrika entgegen, aber diese Formen treten hinter sehr stattlichen endemischen Gestalten zurück, die gerade in ihren häufigsten Vertretern zu den bizarrsten Gestalten des Pflanzenreiches gehören. Neben dem Babo (Plocama pendula), einer strauchigen Rubiacee vom Habitus einer Casuarina, tritt hauptsächlich hervor die kanarische Wolfsmilch oder der Cardon (Euphorbia canariensis), ein vegetabilisches Ungeheuer, dessen armsdicke, vier- bis fünfkantige blattlose Säulen über Manneshöhe aus einer Wurzel in dichten Massen emporstarren. Die Gipfel der selten verzweigten stachlichten Stämme sind mit großen blutrothen Blüthen geziert. Wenn diese Pflanzenform auch nicht die Höhe ihrer kandelaberartig aufsteigenden afrikanischen Verwandten erreicht, so beherrscht sie doch durch ihr massenhaftes Auftreten völlig die Landschaft und prägt ihr den südafrikanischen Charakter auf.

Am zahlreichsten tritt unter den endemischen Sträuchern auf die Tabayba (Euphorbia Regis Jubae), baumartig und bis 7 m hoch, die Abhänge weithin überziehend; den trockensten Insellagen eigen ist die niedrige Euphorbia balsamifera, ausgezeichnet durch ihren milden Milchsaft (daher Tabayba dulce genannt); andere charakteristische Euphorbien sind E. aphylla, E. atropurpurea und E. Berthelotii. Alle diese Tabayba-Gebüsche bilden hellgrüne, blau bereifte halbkugelige Massen, die in Folge äußerst regelmäßiger Entwickelung wie beschnitten aussehen.

Mit den Euphorbien wetteifert eine Compositе, Kleinia neriifolia, an Häufigkeit und Masse. Das manushohe, quirlig verästelte Bäumchen trägt an den Spitzen der Zweige Rosetten fleischiger, lanzettlicher Blätter und kurzgestielte gelbe Blüthen. Etwa gleich häufig treten auf die hohen Büsche von Rumex Lunaria. Hinter diesen dominirenden Sträuchern der trockenen, warmen Abhänge treten die übrigen endemischen Strauchformen zurück. Einige Compositen, Labiaten ꝛc. fallen noch einigermaßen physiognomisch ins Gewicht. Selten, aber durch riesenhafte Rosette und über 2 m hohen Blüthenstand einzig dastehend ist der Arrebol (Echium simplex). Bemerkenswerth sind die zahlreichen Arten der Gattung Statice, die edlen Semprevivas de mar, welche die unzugänglichsten Klippen zieren und das Vollendetste darstellen, wozu sich diese an sich bescheidene Pflanzenform aufschwingen konnte. Mit ihren gewundenen Stämmen, ihren großen, saftgrünen Blattrosetten und halbmeterhohen Sträußen dichter, cyanblau, roth und weiß gescheckter Blüthen stehen sie physiognomisch im Gewächsreiche auf dem Range, den die Gruppe der papuanischen Paradiesvögel im Gebiete der Vogelwelt einnehmen. Die meisten der neun Arten sind auf eine einzige Insel, ja auf ein oder zwei Felsenvorgebirge oder Risse beschränkt.

Der braune Steinboden zwischen den geschilderten Gewächsen belebt sich nur während der feuchten Monate und des kurzen, ihnen folgenden Frühlings (Februar bis April) mit einem flüchtigen Anfluge von einjährigen oder doch nur zu dieser Zeit ausschlagenden Kräutern, von denen schon im Juli auch die letzten Halme und Stoppeln verschwinden. Sie gehören fast ausnahmslos den mediterranen oder ubiquistischen Unkräutern an, doch tragen einige tropische Einwanderer, wie die manushohe Nicotiana glauca, Ricinus communis in baumartigen, schenkeldicken Stämmen, dazu bei, dieser Flora ein stattliches Gepräge zu geben.

Die einzige, aber um so imposantere Baumgestalt dieser ersten, wärmsten und dürrsten Region ist die majestätische Palme der Kanaren (Phoenix Jubae Webb., Ph. canariensis hort.), welche zwar jetzt (neben der eigentlichen Dattelpalme, Phoenix dactylifera) vorwiegend in das Bereich der Kultur gezogen, immer aber noch vielfach wild zu finden ist. — Nicht zu vergessen ist noch die stengellose Aloë vulgaris Lam., welche an den Gestaden des Mittelmeeres vereinzelt vorkommt, auf den Kanaren aber völlig einheimisch erscheint.

Steigen wir hinauf in die feuchteren Regionen, so sind wir auch von neuen, saftvolleren Pflanzenformen umgeben. Wir befinden uns in der Zone einer Pflanzengruppe, welche sich nirgends in so großartiger Fülle entwickelt hat als hier. Es ist dies die Gattung Sempervivum, von der wir nicht weniger als 35 einheimische Arten unterscheiden können. Die fleischigen Blätter dieser „Berodes“ bilden meist Rosetten, zum Theil von riesiger Größe, einige stiellos, andere gestielt oder getragen von halbmanushohen, verzweigten Stämmen. Die Blüthenstände bilden öfters wahre Kandelaber und prangen in allen Farben. Die strickähnlichen Wurzeln dieser an dem kahlen Gesteine hängenden Pflanzen dringen tief in das Innere der Felsen ein und saugen das in den Spalten circulirende und capillar aspirirte Wasser auf.

Gleiche Standorte liebt der Drago oder Drachenbaum (Dracaena draco). Er ist ein indigenes Geschöpf der Barrancos, der Steilabfälle jener Schluchten, die von den Höhen der Erhebungskrater radial zur Küste laufen und die auf jeder Insel zu Hunderten zählen. Doch ist er über die ganze untere Region der Inseln verbreitet, zum Theil durch Kultur, denn seine Blätter dienen während der Dürre als Viehfutter. Seit der Riese von Orotava gefallen (1868), sind die Dragos von Realejo el alto und von Icod de los vinos die größten. Schacht fand an letzterem 1857 einen Umfang von 9,5 m in $2\frac{1}{2}$ m Höhe. Im März 1884 betrug nach einer Messung Dr. Christ's der Stammumfang 11,7 m. Hieraus geht hervor, daß der Baum in wenigen Jahren ungemein an Umfang zunimmt und daß man das Alter jener Kolosse überschätzt hat. Auch die glatte zarte Rinde und das lockere, feuchte Holz deuten auf ein rasch emporschießendes Gewächs. Das berühmte Drachenblut zeigt sich nur in äußerst geringer Menge bei Verwundungen der Rinde, so daß die größten Bäume kaum lothweise von diesem, aus dem indischen Calamus Draco in weit größerer Fülle zu gewinnenden Harze liefern.

Von den Sträuchern der Barrancoflora ist ein Riesenspargel (Asparagus scoparius), dessen bambuartige Stämme an den Knoten dicht mit Nadelblättern besetzt sind, bemerkenswerth. Höchst charakteristisch sind ferner zwei schöne Malvaceenbäumchen (Naraea und Saviñona), die milchsaftstrotzende Kanarina mit braunrothen Glockenblumen

und pfeilförmigen Blättern, der Gibalbero, ein riesiger Ruscus, die größte Liane der subtropischen Zone, mehrere Echium und Sonchus u. a. m.

Von den Farnen sind die edelsten das streng atlantische Adiantum reniforme mit kreisrunden Blättern auf schwarzglänzenden, elastischen Stielen und das herrliche, täuschend unseren Epheu nachahmende Asplenium Hemionitis, welches modernde Holz und feuchte Mauern bedeckt.

Die südeuropäischen Phanerogamen der Barrancoflora (Brombeeren, Dost, Hundszunge, Ritterspoin u. a.) bilden nur unwesentliche Bruchtheile im Vergleiche zu dem herrschenden Endemismus.

Die Blüthe aller dieser Gewächse der unteren Region beginnt mit dem März, wo sogar schon Pflanzen blühen, deren Verwandte bei uns zur späteren Sommerflora gehören.

Die Karolinen-Inseln.

Von Emil Metzger.

Historisches und Geographisches.

Trotzdem die in der Ueberschrift genannte Gruppe in den letzten Monaten vielfach besprochen worden ist und die über dieselben veröffentlichten Mittheilungen einen ansehnlichen Umfang erreicht haben, dürfte es nicht unwillkommen sein, wenn wir im Folgenden den Versuch machen, den Lesern des „Globus“ ein zusammenhängendes und vollständiges, aber möglichst gedrängtes Bild der genannten Inseln vorzulegen. Die drei Gruppen, in welche dieselben einschließlich der Palau-Inseln zerfallen, liegen nördlich von Neu-Guinea und südlich von den Ladronen, werden im Osten durch die gleichfalls zu Mikronesien gehörigen Marshall-Inseln begrenzt und dehnen sich nach Westen über mehr als dreißig Längengrade aus.

Wie Don Emilio Butrón, der als Kommandant des vielgenannten „Velasco“ die erwähnten Inseln im Frühjahr 1885 besuchte, in einem im Boletin de la Sociedad Geografica de Madrid [1]) veröffentlichten Aufsatze mittheilt, wird die Behauptung aufgestellt, daß ein Portugiese, Diego da Rocha, im Jahre 1525 die erste Nachricht über jene Gruppe gegeben habe; er nannte sie Islas Sequeira. Diese Jahreszahl, welche den Portugiesen die Priorität der Entdeckung sichern würde, scheint nicht richtig zu sein, obwohl Galvão, der 1527 nach Indien kam (später in Ternate), sie angiebt. Sein 1563 erschienenes Werk haben wir uns nicht verschaffen können, sind daher nur im Stande, aus zweiter Hand Näheres darüber zu berichten. P. A. Tiele, der, wenn wir nicht irren, zuerst auf den in Galvão's Angaben liegenden Widerspruch hingewiesen hat, sagt hierüber [2]) wörtlich im Text: 1527 schickte Menezes Diego da Rocha mit einer Fuste nach Mindanao und den umliegenden Inseln, um Lebensmittel zu suchen. Ein Sturm trieb das Schiff nach NO ab, wo man auf 9° und 10° nördl. Br. eine Inselgruppe entdeckte, die nach dem Steuermanne des Schiffes: Gomez de Sequeira, genannt wurde, und fügt in einer Anmerkung unter dem Text hinzu: Die Jahreszahl 1525 ist unrichtig, denn damals war Menezes noch kein „capitam de Maluco“. Coello [3]) giebt in einer vollständigen Uebersicht des Streites um die Karolinen 1526 als das Jahr der Entdeckung des Diego da Rocha an, und sagt, daß er diese Geschichte an anderer Stelle weiter behandeln werde. Peschel endlich, der den Diego da Rocha in seiner „Geschichte der Erdkunde“ [1]) gar nicht erwähnt, nennt den Alvaro de Saavedra als ihren ersten Entdecker. Derselbe hatte, von Mexiko kommend, 1527 bis 1528 den Großen Ocean gekreuzt und die Molukken erreicht [2]), worauf er von dort den Versuch machte, den Rückweg nach Osten anzutreten; er fuhr längs der Nordküste von Neu-Guinea und erreichte von da mit nordöstlichem Kurs unter 7° nördl. Br. die Karolinen-Gruppe; weiter aber als bis zum 14. Grade vermochte er seine Reise nicht fortzusetzen, er wurde durch Gegenwinde nach der Ostküste von Mindanao getrieben und kehrte von da nach Tidore zurück. Im Jahre 1529 versuchte er aufs Neue, auf östlichem Wege Mexiko zu erreichen, er berührte auch jetzt die Papua-Inseln und die Küste von Neu-Guinea (etwa unter 5° südl. Br.), dann schlug er nordöstliche Richtung ein, schnitt den Aequator und passirte einige Inseln der Karolinen, vielleicht auch solche der Marshall-Gruppe. Unter dem 27. Breitengrade starb er; seine Gefährten setzten die Reise bis zum 31. Grade fort, kehrten dann aber längs der Ladronen und Palau-Inseln nach Halmaheira zurück, wo sie im December ankamen. 14 Jahre später wird die Karolinen-Gruppe wieder in Verbindung mit der Reise des Rui Lopez de Villalobos erwähnt, der 1542 Ansiedler von Mexiko nach den Philippinen führen sollte; er durchschnitt die Inselkette und fand 280 Meilen weiter die Insel Lamotiork; 1564/65 berührte Miguel Lopez de Legaspi die Gruppe. Nachdem 1565 der Weg über den Großen Ocean nach der Westküste von Amerika, welcher diese Inseln nicht berührte, gefunden worden war, werden sie seltener genannt. Sir Francis Drake sah sie auf seiner berühmten Reise (1579); ebenso soll der Spanier Lorenzo de Barito [3]) und Quiros im Jahre 1595 einige hierher gehörige, unbewohnte Inseln erblickt haben. Ferner wurden, als 1626 die Flotte Nassau's die Spanier im Stillen Ocean verfolgte, zwei Inseln, Jap und Fais, entdeckt; 1636 wurden Schiffe auf der Reise von den Marianen nach Manila dorthin verschlagen. Im Jahre 1686 entdeckte Franzisco Lezcano [4]) eine große Insel, die

---

[1]) Tomo XIX, p. 23—32, 95—118, 138—163.

[2]) In Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie. 4. Serie, I, 1877, p. 413.

[3]) Boletin de la Soc. Geogr. de Madrid XIX, p. 220—269.

[1]) 2. Aufl., S. 352.

[2]) Wir geben diese Geschichte der Reise des Saavedra nach P. A. Tiele a. a. O.

[3]) Nach D. Emilio de Butrón, a. a. O. S. 25. Coello nennt D. Isabel Barreto die Wittwe des Alvaro Mendaña, den O. ersetzte.

[4]) So, und nicht Lezeano oder Lazeano, schreiben D. Emilio de Butrón und Coello wiederholt diesen Namen.

er zu Ehren des damals regierenden Königs Carlos II. (geb. 1661, regierte von 1665 bis 1700) Karolinen nannte (um dieselbe Zeit empfingen die Ladronen nach der Mutter dieses Fürsten, Maria von Oesterreich, der zweiten Gemahlin Philipp des IV., den Namen Marianen). Welches eigentlich die von ihm entdeckte Insel war, scheint schwer festzustellen; der Name wurde bald der ganzen Gruppe beigelegt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts finden wir diesen Namen der Inseln wiederholt in den Berichten spanischer Missionare genannt; über die Thätigkeit derselben und die von ihnen empfangenen Mittheilungen ist bereits in diesen Blättern [1]) berichtet worden.

Wir können die namentlich zu Ende des letzten Jahrhunderts nach und nach erfolgte Entdeckung einzelner Inseln hier füglich übergehen, da wir weiter unten, wenn wir die geographischen Verhältnisse der verschiedenen Gruppen besprechen, darauf eingehen müssen. Diese Entdeckungen blieben im Ganzen für die Wissenschaft ziemlich resultatlos und erst in diesem Jahrhundert können wir von einer wirklichen Untersuchung der Karolinen sprechen.

Es sind 1817 der russische Kapitän Kotzebue (unter seinen Begleitern befand sich Adalbert von Chamisso), 1819 der Franzose Freycinet an Bord der „Uranie", 1824 Kapitän Düperrey mit der „Coquille", 1826 d'Urmont d'Urville mit der „Astrolabe", 1828 endlich der russische Kapitän Lütke, welche die verschiedenen Theile der Inseln besucht und die Resultate ihrer Beobachtungen der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt haben. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre haben amerikanische Missionare hier ihre Thätigkeit eröffnet [2]), und wir verdanken ihnen manche interessante Mittheilungen. Ebenso haben die dauernden Niederlassungen deutscher, englischer und amerikanischer Häuser uns manchen werthvollen Bericht verschafft [3]). Endlich hat ein Deutscher, Professor Dr. Semper, Monate lang auf den Palau-Inseln zugebracht und seine Erfahrungen dem Publikum mitgetheilt [4]), während J. Kubary schon seit längerer Zeit da thätig ist und seine Erfahrungen in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat. Wir sind bei der Schreibung dieses Namens Semper gefolgt, der in einem im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichten, in seinem eben erwähnten Buche wieder abgedruckten Aufsatze die Meinung ausdrückt, daß derselbe europäischen Ursprungs sei und mit parau, Boot, in Verbindung stehe. Dagegen erklärt J. Kubary [5]), die Form P é l a u für die richtige und widerspricht der von Semper vertretenen Ableitung des Wortes ganz entschieden; seiner Ansicht nach hängt der Name mit dem Worte „pelu", Land, zusammen.

Seit zehn Jahren etwa ist der Verkehr reger geworden; es würde zu weit führen, hier auf Alles einzugehen, was über die Insel veröffentlicht ist; wir begnügen uns, an Bastian's „Inselgruppen in Oceanien" zu erinnern und die Reiseergebnisse der schwedischen Fregatte „Eugenie" (herausgegeben von Skogman), die Reise von Maxwell mit der „Emerald", besonders aber die von Dr. Finsch 1881 unternommene Expedition und deren Resultate zu erwähnen.

[1]) Bd. XLVIII, S. 299 u. f.

[2]) Siehe hierüber Burkhardt's Missions-Bibliothek IV, 2, S. 334 u. f. und Dr. Grundmann, Allgemeine Missionszeitschrift 1885. Beiblatt S. 81.

[3]) U. A. die Südsee-Erinnerungen von Franz Hernsheim, Berlin, A. Hofmann und Co.

[4]) Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von C. Semper, Brockhaus, 1873.

[5]) Ethnographische Beiträge zur Kenntniß der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft, von J. Kubary. Berlin, A. Asher u. Co., 1885, S. 33 u. f.

Die politischen Fragen, welche Veranlassung gegeben haben, daß die Karolinen in jüngster Zeit so oft genannt wurden, sind bekannt und gehören nicht weiter hierher.

Meinicke, dessen gründliche Arbeit [1]) wir zum Theile dem Folgenden zu Grunde legen, unterscheidet drei Gruppen, die östlichen Karolinen, den centralen und den westlichen Theil. Die westlichste Insel ist Tobi (131° 4′ östl. L.), die östlichste Kusaie (163° 6′ östl. L.), die nördlichste Ulidi (20° 6′ nördl. Br.), die südlichste Mapia (0° 55′ nördl. Br. [2]), und, wenn man von letzterer, geographisch zu Neu-Guinea gehöriger Insel absieht, Greenwich (1° 3′ nördl. Br.). Der größte Theil dieser Inseln sind flache Korallen- und meistentheils Lagunen-Inseln, die sich gruppenweise auf demselben Riffe erheben, ferner fünf hohe Inseln mit vulkanischem Gesteine, die jedoch ebenfalls von Korallenriffen umgeben sind, und endlich eine gehobene Insel mit Madreporenkalk (Fais). Einer dunklen, von Hernsheim (a. a. O. S. 28) mitgetheilten Ueberlieferung zufolge hat Yap einmal im Norden mit einem großen, großen Lande in Verbindung gestanden. Während eines Erdbebens soll das Meer aus seinem Bette getreten, Bäume entwurzelt und Häuser emporgerissen haben. Viele Menschen sollen von den Wogen verschlungen worden sein. Kanoes, die nach Norden fuhren, das große Land zu suchen, haben nur Inseln gefunden, die später auch verschwunden sind.

Damals sei Palau von helleren, den Japleuten vollkommen gleichenden Menschen bewohnt gewesen, von Süden jedoch seien dunkle, nackte, kraushaarige Menschen gekommen. Sie hätten sich auf Palau festgesetzt und nach und nach die Ureinwohner, deren Frauen sie sich aneigneten, unterjocht und zu Sklaven gemacht. Die Spuren der Ureinwohner seien jetzt noch in Kiangel, der nördlichsten Spitze der Palau-Insel, zu finden, wo in abhängiger Stellung ein kleiner Stamm lebe, dessen Mitglieder in Hautfarbe sowohl wie in Kopfbildung von den Eingeborenen Japs sich nicht unterscheiden lassen.

Nach Semper zeigen die westlichen Inseln die deutlichsten Spuren ganz junger Hebungen, einige Details in Bezug auf bestimmte Inseln werden wir weiter unten mittheilen.

Wie im Allgemeinen bei den Inseln des Großen Oceans werden Vegetation und Fauna nach Westen hin reicher an Formen, wiewohl der Pflanzenwuchs überall einen lieblichen Eindruck macht. Farne herrschen vor, verschiedene Palmenarten sind häufig, die Bergwälder bestehen meist nur aus wenigen Baumarten. Auf den hohen Inseln bedeckt ein Saum von Rhizophoren die Küstenlinie, dann folgt ein Gürtel angebauten Landes mit seinen Fruchtbäumen und endlich die Bergwälder. Ein ganz anderes Bild geben die niedrigen Lagunen-Inseln, deren Vegetation im Vergleiche mit den hohen Inseln arm erscheint, aber immerhin viel reicher ist, als die der Inseln im östlichen Theile des Stillen Oceans. Landthiere, soweit sie nicht von Weißen eingeführt sind, kommen selten vor, fehlen mit Ausnahme des fliegenden Hundes und der Ratte ganz, Hausthiere sind in geringer Zahl importirt, nur auf Ponape scheint eine eigenthümliche Hundeart einheimisch zu sein; wilde Hühner nehmen unter der ebenfalls spärlich vertretenen Vogelwelt eine wichtige Stelle ein; Reptilien kommen vor, Krokodile sollen bis Palau verbreitet sein; Insekten und Käfer sind schlecht vertreten, dagegen sind die Inseln reich an Seethieren, worunter Delphine, Kaschelot und Dugong, ferner Holothurien.

Was das Klima und die Strömungen betrifft, macht

[1]) Die Inseln des Stillen Oceans, eine geographische Monographie von Professor Dr. Karl Meinicke, Leipzig 1875.

[2]) Meinicke giebt irrthümlich 55′ südl. Br.

Emilio de Butrón folgende Angaben (die er während seines kurzen Aufenthaltes zum Theile von den Ansiedlern empfangen hat): Auf Jap wechselt der Strom im NO-Monsun, da er nach SW und nach WSW umsetzt; seine Stärke hängt von der Stärke des Monsun ab, vermindert sich jedoch mit der Entfernung von der Küste von Samar, sie beträgt etwa ein bis zwei Meilen per Stunde. Im SW-Monsun richtet er sich nach NO und nimmt, je mehr er sich den Karolinen nähert, eine immer östlichere Richtung an; die Geschwindigkeit ist geringer als im NO-Monsun. Letzterer tritt im September oder Oktober ein, je kräftiger er ist, desto östlicher wird die Richtung des Stromes. Der SW-Monsun setzt im Juni oder Juli ein.

Im Januar und Februar herrscht frischer ONO vor, im März fallen heftige Böen ein, der Monsun verliert an Kraft; im Juni und Juli kann man noch beinahe zur Hälfte auf schönes Wetter rechnen; im darauf folgenden Monate fangen die Stürme an und herrschen bald vor; wiewohl sie da, wo sie entstehen, nicht gefährlich sind, werden sie es weiterhin auf offenem Meere. Juni, Juli und August werden als die eigentliche Regenzeit betrachtet; die Stürme halten bis zu Ende Oktober, manchmal noch länger an, gegen Ende des Jahres kommen die Böen mehr aus Osten. Im NO-Monsun erheben sich auf Jap fortwährend Böen mit viel Wind und wenig Regen; im Allgemeinen empfindet man die Feuchtigkeit in dieser Jahreszeit wenig, die Verdampfung ist gering, kein Thau fällt; dagegen tritt im SW-Monsun an ruhigen Tagen starker Thau ein und die Feuchtigkeit wird sehr empfunden. Das Barometermaximum während des Aufenthaltes des „Velasco“ in Jap betrug 761 bis 764 mm, das Minimum 759 bis 761 mm; letzteres entsprach den starken Böen aus ONO. Die höchste Temperatur betrug 29 bis 30°, die niedrigste 23 bis 25°; der Thermometer mit nasser Kugel wies einen Grad weniger. Die Tiden sind regelmäßig, der Niveauunterschied des höchsten und des niedrigsten Wassers bei den höchsten Tiden ist $5^1/_2{}'$ engl. Man hat bemerkt — und die Beobachtung wird durch Eingeborene und Europäer bestätigt — daß im NO-Monsun die Ebbe in der Nacht stärker als bei Tage ist; das Entgegengesetzte findet im SW-Monsun statt. Nur sehr selten und in großen Zwischenräumen kommen schwache Erdbeben vor, die Eingeborenen betrachten sie als Strafe der Gottheit. Das Klima der Palau-Inseln stimmt im Allgemeinen mit dem Japs überein, die Temperatur ist nach den Beobachtungen des „Velasco“ etwas höher, der Barometerstand 762 bis 764 mm, das Maximum wurde bei heftigen Böen aus Norden beobachtet; der Unterschied der Tiden beträgt 1,60 m bei Tage und 1,25 m bei Nacht, in den Syzygien soll derselbe sogar 1,65 m erreichen.

Ueber das Klima im Allgemeinen kann noch mitgetheilt werden, daß dasselbe ein tropisches ist, allein nicht ganz die Regelmäßigkeit eines solchen besitzt; im Allgemeinen sollen namentlich die niedrigen Inseln gesund sein; über die hohen Inseln sind die Ansichten getheilt. Nach Meinicke ist der NO-Wind, der im östlichen und centralen Theile vom November bis März weht, der Passat des Oceans, dessen südliche Grenze im April nach Norden zurücktritt, wodurch die veränderlichen, ostwestlichen Winde, welche die beiden Passate trennen, hier eintreten. Dieser Wechsel der Windrichtungen hat zweifellos dazu beigetragen, die Karoliner zu Seeleuten zu machen; er erklärt auch, weshalb ihre Boote ebenso häufig nach Osten wie nach Westen verschlagen werden.

Wie schon erwähnt, unterscheidet man drei Gruppen, welche durch die Straßen zwischen Ngatik und Lukunor auf 155° östl. L. Gow, und zwischen Ulie und Sorok Sorst auf 142° ö. L. von einander getrennt werden. Wir folgen bei der Beschreibung derselben auch hinsichtlich der Namen Meinicke [1]).

Der ganze Raum, den die Inseln einnehmen, kommt etwa dem Theile Europas an Oberfläche gleich, welcher durch die Breitenkreise der Alpen und der nördlichsten Grenze des Deutschen Reiches begrenzt wird und dessen Ausdehnung von Westen nach Osten dem Abstande von der Westküste Frankreichs bis ins Schwarze Meer hinein entsprechen würde. Auf diesem ungeheuren Raume ist die große Zahl der Inseln vertheilt, deren Gesammtoberfläche nicht ganz 1500 qkm beträgt, also die Größe des Herzogthums Altenburg nur wenig übertrifft.

A. Die östlichen Karolinen bestehen aus den zwei hohen Inseln Kusaie und Ponape und fünf kleineren Lagunen-Inseln.

Kusaie, im Jahre 1804 entdeckt, ist die östlichste aller Karolinen unter 163° 6′ ö. L., 5° 19′ südl. Br., und besitzt etwa 6 Meilen Umfang. Das Innere ist bergig mit stark eingeschnittenen Schluchten, das Gestein besteht zum größten Theile aus an der Oberfläche verwittertem Basalt, an der Küste kommt auch Korallenkalkstein vor. Die üppige Vegetation macht die Insel höchst anmuthig. Franz Hernsheim beschreibt die Landung da folgendermaßen: „Die weit auslaufende Spitze des Riffes ward glücklich umsegelt, wir liefen nun vor dem Winde in den Hafen ein und gingen einige Kabellängen vom Ufer zu Anker. Dicht vor uns am sandigen Strande liegt das Dorf Lela. Nur die hohen Gipfel der Pandanendächer überragen das saftige Grün des Bananenwaldes, darüber breiten die beweglichen Wipfel der Kokospalme ihren kühlenden Schirm und heben sich mit ihrer gelblichen Färbung scharf von dem Hintergrunde ab, den der bis oben bewaldete, 2000 Fuß hohe Mount Crozer bildet. Den Vordergrund der lieblichen Landschaft beleben roth bemalte, das ruhige Wasser durchschneidende Canoes und die am Strande versammelten Einwohner in ihren bunten Kattunjacken.“ Die Insel besteht eigentlich aus zwei Halbinseln; dieselben sind durch einen $^1/_2$ Meile breiten Isthmus, welcher die Höhe von 106 m erreicht, mit einander verbunden. Die vorliegenden Korallenriffe bilden zwei Häfen, der beste, der für den Rest eines submarinen Kraters gehalten wird, an der Nordseite; an ihm das Dorf Lela, von dem eben die Rede war; an der Südwestseite liegt der Coquille-Hafen, der ebenfalls ziemlich brauchbar ist. Auch an der Südseite befindet sich in dem Riffe noch ein kleiner Kanal.

Wir übergehen die kleineren Inseln, deren Aufzählung nur ermüdend sein würde, und hinsichtlich derer wir auf Meinicke verweisen können, um einige Worte über Ponape, die größte und bedeutendste aller Karolineninseln, beizufügen. Sie soll schon 1595 von Quiros entdeckt worden sein; später aber, wiewohl häufig von Walfischfahrern besucht, ist sie ganz vergessen und erst von Lütke gewissermaßen neu aufgefunden worden; ihm wenigstens verdanken wir die nähere Bekanntschaft mit derselben. Die Form der Insel ist viereckig, die Länge beträgt 4 bis 5, der Umfang 15 bis 20 Meilen, der Inhalt gegen 6 bis 7 Quadratmeilen. Das Innere ist gebirgig, die höchsten Gipfel erreichen 800 bis 900 m und fallen meist sanft ab; das Gestein besteht aus olivin- und augithaltigem Basalt,

---

[1]) In Bezug auf die Namen herrscht große Verwirrung, siehe über dieselbe außer Meinicke, die Zusammenstellung derselben bei Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker V, 2. Abtheilung, XVI.

der an der Küste von einem breiten Gürtel von Madreporen-Kalkstein umgeben ist. Die weit vorliegenden Korallenriffe bilden geräumige, selbst für größere Schiffe brauchbare Häfen. Dichter Wald bedeckt mit wenig Ausnahmen die ganze Insel, nur die Küstenlinie wird von einem Mangrovesaume umschlossen.

Früher besaß die Insel als Hauptstation, auf welcher sich die Seefahrer mit Lebensmitteln versehen konnten, eine gewisse Bedeutung; später ist sie wichtig geworden als Centralstation der amerikanischen Mission, welche sich seit 1852 hier niedergelassen hat. Anfänglich stießen die Missionare auf entschiedenen Widerstand; die Eingeborenen waren von einigen dort lebenden Weißen, Engländern und Amerikanern, gegen dieselben aufgehetzt worden, und als eine furchtbare Pockenepidemie bald nach Ankunft derselben einen großen Theil der Bevölkerung wegraffte, geriethen die Missionare häufig in Lebensgefahr. Sie wendeten sich daher mehr den umliegenden Inseln zu, bis endlich 1863 sich wieder ein amerikanischer Missionar auf der Insel niederließ, welcher zu seinem Erstaunen eine kleine Christengemeinde vorfand, die sogar eine Kirche erbaut hatte [1]).

B. Die centralen Karolinen liegen zwischen 155° und 142° östl. L.; sie bestehen aus 30 Inseln, von denen nur eine Gruppe, Ruk, hoch ist. In dem Inneren der großen Lagune, welche von vielen Korallenbänken durchschnitten wird, deren einige kleine Inseln bilden, erheben sich dort zehn bis zwölf bergige Inseln, nicht übermäßig hoch und auch hier erblickt man hinter dem Mangrovesaume den prächtigen Tropenwald auf den von vielen Bächen durchschnittenen Hügeln. Um das Ganze hin zieht sich ein großes Barriereriff, auf dem etwa 50 Riffinseln zerstreut liegen, und welches von zahllosen Kanälen durchschnitten ist. Unter den Inseln ist die größte und höchste Tol, welche am westlichsten liegt (7° 21′ nördl. Br., 151° 36′ östl. L.). Sie hat fünf, Zuckerhüten ähnliche Gipfel. Weiter wäre hier zu nennen die Lukunor- (auch Mortlock-) Gruppe; sie zählt drei nahe bei einander liegende, durch tiefe Kanäle von einander getrennte Lagunen-inseln, auf deren Riffen über 90 Inseln und Inselchen liegen sollen. Mit ihrer reichen Vegetation von Palmen und Brotfruchtbäumen gehören sie nach der Beschreibung der amerikanischen Missionare [2]) zu den lieblichsten des ganzen Archipels. Auch von hier aus hat die Mission sich über die umliegenden Inseln verbreitet. Indem wir auch hier hinsichtlich der kleineren Inseln auf Meinicke verweisen müssen, wenden wir uns zur dritten Gruppe.

C. Die westlichen Karolinen zwischen 131° und 142° östl. L. Hierher gehören außer den hohen Inseln Jap und Palau noch 11 niedrige Inseln. Jap ist wahrscheinlich im Jahre 1625 von Schapenham entdeckt, und später von Lezcano Karolina benannt worden; die Insel liegt unter 90° 35′ nördl. Br. und 138° 8′ östl. L., ist von N. nach S. etwa 2½ Meilen lang und von O. nach W. 2 Meilen breit; die Oberfläche beträgt etwa 4 Quadratmeilen. Eigenthümlich ist es, daß der Insel der Urwald gänzlich fehlt, er wird aber durch üppige Haine von Palmen und Fruchtbäumen ersetzt, welche dem herrlichen Landschaftsbilde einen ganz eigenthümlichen Charakter aufprägen. Zwei Halbinseln mit Bergen von mäßiger Höhe sind durch eine schmale Landenge verbunden. Die nördlichste Spitze wird von einem kleinen Gebirgslande eingenommen, dessen vulkanisches, tuffartiges Gestein sich mehr als 400 m hoch erhebt; dasselbe ist mit Gestrüpp und Gras bedeckt, während der südliche Theil sich nach dem Isthmus hin ganz sanft abflacht; diese Abhänge sind fruchtbar und gut bebaut. Der Name dieser Halbinsel ist Rul. Die östliche Halbinsel (Tomil) hat ein ebenfalls bloß mit Gebüsch bedecktes Hochland, welches sich bis zur Höhe von etwa 200 m erhebt; dasselbe wird von einer etwa ½ Meile breiten, sehr fruchtbaren und angebauten Küstenebene eingefaßt; der Zugang zu der Insel ist nicht gerade bequem, nur an wenigen Stellen durchbrechen Kanäle das etwa ½ Meile breite Küstenriff, welches das Ganze umschließt.

Von allen Inseln des Archipels ist wohl Palau am meisten genannt worden. Nachdem dieselbe vermuthlich von Villalobos im Jahre 1543 entdeckt worden war, verscholl sie wieder, bis ihr Name durch den Schiffbruch, den Kapitän Wilson dort im Jahre 1783 litt, sowie seinen längeren Aufenthalt daselbst, auch in Europa bekannt wurde. Später hat sich, wie schon erwähnt, Professor Semper Monate lang dort aufgehalten und Kubary die Gruppe lange zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Die Gruppe dehnt sich über eine Oberfläche von 16 bis 18 Quadratmeilen aus, ist 25 Meilen lang und 4 bis 8 Meilen breit; große und gefährliche Riffe machen die Inseln ziemlich unzugänglich und erstrecken sich weit nach N. hin. Die bedeutendste Insel ist Korror; zu derselben führt eine enge an manchen Stellen nur 50 m breite Passage, welche die Schiffe nur mit größter Vorsicht benutzen können, während die Boote bei Hochwasser über das Riff weggehen; Hügel von vorherrschend vulkanischem Gestein erheben sich im Inneren; nördlich und südlich von derselben liegen noch verschiedene andere Inseln, die sich durch die eigenthümliche Struktur ihrer Berge von allen anderen Karolineninseln unterscheiden; im südlichen Theile bestehen sie nur aus Madreporenkalkstein, der bis zu ansehnlicher Höhe gehoben ist, während im nördlichen und mittleren Theile vulkanisches Gestein denselben durchbrochen und sich bis zu ansehnlicher Höhe aufgethürmt hat, nach Semper besteht es aus Trachyt und basaltischer Lava. Durch Auflösung des vulkanischen Gesteins hat sich ein sehr fruchtbarer Boden gebildet, der eine üppige Vegetation trägt; auch die Kalkfelsen tragen schöne Wälder, während der Strand mit Mangroven bedeckt ist. Einzelne Berge der Gruppe erheben sich bis zu 2000 Fuß Höhe.

Unter den zu den westlichen Karolinen gehörigen Inseln möge noch Fais erwähnt sein (9° 46′ nördl. Br., 140° 46′ östl. L.), eine Insel, welche in ihrer Bildung ganz von allen anderen Inseln abweicht. Die steilen, manchmal senkrechten Kalkwände erheben sich bis zu 100 Fuß über der Meeresfläche und werden durch eine nach dem Inneren etwas vertiefte Ebene abgeschlossen, welche an Stelle einer früheren Lagune getreten zu sein scheint; die steilen Wände sind von einem schmalen, mit Kokosbäumen bewachsenen Strande umgeben, um den sich wieder ein Küstenriff hinzieht. Endlich sei doch die Insel Mapia erwähnt, die von Meinicke noch zu den Karolinen gerechnet wird. Sie liegt unter 0° 55′ nördl. Br. [1]), 134° 21′ östl. L. Es werden jedoch durch den Sultan von Tidore und Namens desselben von den Holländern Hoheitsrechte da ausgeübt und die Insel ist in den letzten Jahren wiederholt von holländischen Schiffen besucht worden, weshalb wir hier einige Notizen nach diesen Angaben [2]) folgen lassen.

Die Gruppe besteht aus fünf Inseln, wovon die größten

---

[1]) Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Beiblatt S. 85.
[2]) Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Beiblatt S. 86.

[1]) Nicht, wie Meinicke irrthümlich angiebt, südl. Br.
[2]) Nach de Hollander, Handleiding bij de beoefening der Land en Volkenkunde II, 4. druk 1884, p. 437.

mit Fruchtbäumen bedeckt sind, die zwei kleinsten sind nur Sandbänke; die Bevölkerung, die 1860 bis auf 10 Personen abgenommen hatte, scheint seitdem wieder zugenommen zu haben; 1879 hatten sich hier ein Engländer und ein Deutscher niedergelassen, die im Dienste eines auf Jap lebenden Engländers standen und etwa 60 Arbeiter mit dem Sammeln von Kopra beschäftigten. Die Bevölkerung ist ganz von den Papuas verschieden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China.

Am Eröffnungsabend (16. November 1885) der Wintersaison der Royal Geogr. Society hatte der durch seine Reisen in Hinterindien bekannte Holt S. Hallett das in der Ueberschrift genannte Thema zum Gegenstande seines Vortrages gemacht.

Der Gedankengang desselben war etwa folgender:

Seit etwa 30 Jahren ist es das Bestreben der Handelswelt und der Politik gewesen, einen englischen Handel mit dem südwestlichen China ins Leben zu rufen und zu entwickeln. Allerlei Vorschläge wurden zu diesem Zwecke gemacht und, wie es sich mit Rücksicht auf den damaligen Zustand des geographischen Wissens leicht erklären läßt, suchten alle ihr Ziel längs des Laufes der hinterindischen Gewässer zu erreichen. Genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen Flußgebieten hat gleichwohl gezeigt, daß auf diesem Wege keine brauchbare Handelsstraße gefunden werden kann. Zuletzt noch haben die Franzosen den Rothen Fluß ins Auge gefaßt und die Hoffnung, längs desselben das Ziel zu erreichen, hat vielleicht mit dazu beigetragen, sie in Tongking so große Opfer bringen zu lassen. Es war vergebens; es war unmöglich mit Booten, die mehr als vier Tonnen faßten, vorzudringen und mit kleineren Fahrzeugen konnte dies auch nur vom November bis zum März geschehen. Der Plan, den man dann ins Auge faßte, im Flußthale eine Eisenbahn anzulegen, erwies sich auch als unausführbar und ebenso verflog alle Hoffnung, den Mekong zu diesem Zwecke zu benutzen. Das sogenannte Indochina zerfällt in drei Theile, den westlichen, welcher vom Irawadi, Sitang und Salwen durchflossen wird, die in den Meerbusen von Bengalen münden, den mittleren mit dem Mekong und Menam, die ihre Gewässer dem Busen von Siam zuführen, und den östlichen, dessen Flußgebiet zum Golfe von Tongking gehört. Der centrale Theil wird von Britisch-Birma durch eine Bergkette getrennt, die ihren Ursprung in dem östlichen Plateau von Tibet hat, sich durch die Halbinsel Malakka hinzieht und endlich an deren Spitze endet. Der niedrigste Punkt dieser Höhenkette, welcher in der Nähe von Mulmein liegt, bildet eine sehr geeignete Uebergangsstelle für eine Eisenbahn, um von Birma her das centrale Indochina und die südwestlichen Provinzen Chinas zu erreichen. Das heiße und feuchte Klima hier erzeugen eine Vegetation von einer Ueppigkeit, welche der keines anderen Tropenlandes nachsteht, und machen diesen Theil der Erde zu einem fruchtbaren Garten, dem fruchtbarsten vielleicht, den man in Asien finden kann. Die Deltas des Irawadi, des Menam und Mekong erzeugen reiche Reisernten, die weiten Ebenen am oberen Laufe dieser Flüsse, die Hochflächen der Schanstaaten sind von einer wunderbaren Fruchtbarkeit und ihre Erzeugnisse sind sehr mannigfaltig: Cerealien, Thee, Baumwolle, Indigo, kurz alle Produkte des tropischen Marktes, Früchte der verschiedensten Art gedeihen hier. Ausgedehnte Wälder bedecken ganze Landstriche und in ihnen findet man Nutzhölzer der besten Arten in größter Auswahl; dazwischen dehnen sich weite Prärien mit herrlichem Grase aus, auf welchen Elephanten, Pferde und Hausthiere reichliches Futter finden. Die Dörfer gleichen blühenden Gärten. Im Westen des Sitang sind die Berge sehr metallreich und eine gründliche Untersuchung durch Fachmänner würde sich reichlich bezahlt machen. Die Völkerstämme, die dort wohnen, gehören größtentheils zu dem tibetanischen und chinesischen Zweige des Mongolenstammes, die aus dem östlichen Tibet und aus China dorthin gezogen sind; viele andere Elemente sind denselben jedoch beigemischt, Turki, Malayen, Polynesier, Kolarier und Negritos; ja auch Menschen kaukasischer Abstammung sollen da gefunden werden. Das Klima des zwischen zwei Oceanen gelegenen Theiles des Landes ist namentlich in den Deltaniederungen heiß und feucht, die Nächte sind aber des reichen Thaufalles wegen kühler als in den Niederungen Indiens. Die Atmosphäre ist selbst in den Schanstaaten noch in hohem Grade mit Wassertheilen geschwängert, daher herrschen dort endemische Krankheiten, Fieber und Dysenterie.

Die größte beobachtete Temperatur betrug Mittags im Schatten 102° F. (38⁸/₉° C.), die niedrigste 73° F. (22⁷/₉° C.) Morgens bei Tagesanbruch. In Saigon beträgt der Temperaturunterschied nie mehr als 13° F. (7²/₉° C.).

Seit vier Jahren hat Holt Hallett mit Colquhoun die Eisenbahnfrage in Bezug auf Hinterindien studirt. Es ergab sich, daß es unmöglich sein würde, von Kalkutta aus eine dem Meeresufer folgende Eisenbahn nach Rangun anzulegen, wenn man nicht Ausgaben auf sich nehmen wollte, die sich nie durch den zu erwartenden Gewinn bezahlt machen könnten. Nachdem sie mehrere Richtungen untersucht hatten, kamen sie schließlich zu der Ueberzeugung, daß die gewünschte Verbindung zwischen Indien und China die Bergkette bei Mulmein zu überschreiten haben würde. Von diesem Punkte führen verschiedene Wege in die siamesischen Schanstaaten, und die Berge, welche zwischen Irawadi und Salwen liegen, werden so vermieden werden können.

Es ergab sich endlich, daß entweder eine Eisenbahn quer über die Berge geführt werden könne über Maing Loongyee, wobei nur der Uebergang über eine Kette nöthig wäre, oder aber, wenn diese Linie zu schwierig sein sollte, könnte die Eisenbahn über die zwei Bergketten geführt werden, welche zwischen Mulmein und der im nördlichen Siam am Mehping-Flusse gelegenen Stadt Raheng liegen. Die Paßhöhen in der letzteren Richtung sind niedriger als an jeder anderen Stelle im Norden oder Süden und betragen nur 1600 und 2287 Fuß über der Meeresfläche. Myawaddi, die englische Grenzstadt, welche zwischen beiden sich befindet, hat 630 Fuß Seehöhe, so daß also die totalen Höhenunterschiede noch um diesen Betrag sich erniedrigen. Von Kiang Hsen würde die Eisenbahn durch die Ebene, welche sich am Mekong bis Kiang Hung hinzieht, verlängert werden und hier den Fluß auf einer Brücke überschreiten. Kiang Hung liegt 50 engl. Meilen von Sunar, einer großen Garnisonstadt und wichtigem Handelsentrepot an der Südwestgrenze von China. Hier mußte sich dann das chinesische Eisenbahnsystem anschließen.

Die birmanischen Schanstaaten, soweit sie östlich vom Salwen liegen, sollen 1 bis 1½ Millionen Einwohner, die siamesischen Schanstaaten 2½ Millionen und das südlich gelegene Thal des Menam 3½ Millionen Einwohner haben.

Die Schans, welche in jener Gegend leben, sind civilisirt, frei vom Kastenwesen, fleißig und energisch, gastfrei und offen gegen Fremde, für Freihandel gestimmt und sehr geschickte Kleinhändler. Weithin durch das englische und unabhängige Birma bis nach Yünnan findet man sie mit ihren Waaren in den abgelegensten Gegenden, wo sie Handel treiben. Die Bergstämme sind ein eifriges, braves Volk, welches mit den Schanstämmen auf bestem Fuße lebt, ausgezeichnete Ackerbauer, Viehzüchter und Handwerker, Schmiede und Berglente. Die Leute sind so civilisirt, daß der Chief Commissioner in Britisch-Birma die Versicherung geben konnte, Reisende seien dort ganz sicher, eine Schutzwache sei nur bis zur englischen Grenze nöthig. Bei seinen Untersuchungen wurde Holt Hallett von den Eingeborenen unterstützt; sie sprachen den Wunsch aus, eine bessere Handelsverbindung zu bekommen, und verpflichteten sich, bei dem Baue einer Eisenbahn jede mögliche Hilfe zu leisten. Während seiner ganzen Reise wurde Holt Hallett keine Stunde nutzlos aufgehalten, Führer und Transportmittel wurden stets bereitwillig und pünktlich geliefert, ohne daß irgendwie ein Versuch gemacht wäre, ihn zu übervortheilen.

Auch bei seinen ethnologischen Forschungen leisteten ihm die Häuptlinge sehr gute Dienste. Er fand, daß zwei scharf unterschiedene Rassen von Lua (Lawa) da lebten; eine, welche als „Baw Lua" bezeichnet wird, schien die autochthone Rasse des Landes zu sein. Man findet sie besonders in dem Maing Loongyee-Thal und auf den anstoßenden Bergen und Hochebenen; den eingezogenen Erkundigungen nach besitzen sie 29 Dörfer. Ihre Zahl wurde auf 9000 geschätzt; außerdem sollen 15000 Karens dort leben, von denen 10000, wie es heißt, zu einem wilden, uncivilisirten Bergstamme gehören. Der andere Stamm sind die Kiang Tung Lua, bei den Birmanen als „Kopfabschneider" bekannt. Sie kamen von den Hochebenen im Nordwesten von Kiang Tung und sind eine viel kräftigere Rasse als die Baw Luas, denen sie weder in der Sprache noch äußerlich gleichen.

Zwischen Kiang Chong und Luang Prabang auf dem linken Ufer des Mekong werden Städte und Dörfer von verschiedenen Stämmen bewohnt: Kamuks, Kameits, Kors, Karens und Schans. Die ersten beiden leben in besonderen Dörfern, haben verschiedene Sprachen, gleichen sich aber im Aeußeren und in der Figur. Sie gehören zu der Zwergrasse von Indochina; ihre Länge übersteigt 4 Fuß 9 Zoll nicht. Unter birmanischen Beamten arbeiten sie in den Teak-Wäldern. Sie sind gut gebaut, haben ein angenehmes Aeußere, gerade Augen und unterscheiden sich sehr von den Bergstämmen des westlichen Indochina. Sie scheinen ein gutes, leicht zu behandelndes Temperament zu besitzen, arbeiten eifrig und sind ausgezeichnete Arbeiter, Holzfäller und Elephantentreiber.

Die landschaftliche Scenerie der Schan-Staaten wird als schön und abwechselungsreich beschrieben. Die weiten, gut angebauten Ebenen sind durch Reihen Fruchtbäume regelmäßig abgetheilt, Abwechselung bieten die Dörfer, die wie Inseln aus der Ebene emportauchen.

Die Seitenlinie der Eisenbahn, welche die Siam-China-Eisenbahn mit dem Seehafen Mulmein verbinden soll, würde die eben genannte Stadt mit 50000 an einem, Raheng mit 20000 Seelen am anderen Ende haben. In Raheng würde sie den Handel von China, den Schan-Staaten und Siam aufnehmen. Die Hauptlinie würde 481 Städte und Dörfer berühren und in Bangkok (500000 Seelen) enden; das andere Ende würde sich in Kiang Hsen nur 190 Meilen von der chinesischen Grenze befinden, einer Stadt, welche in einer jetzt wieder angebauten großen Ebene liegt. Die Linie würde auf 4 Tagereisen Entfernung (à 12 englische Meilen) an Muang Nan, auf 3½ an Muang Peh, auf 3 an Lapun und auf nicht ganz 4 an Zimme vorbeigehen. Der Fluß zwischen Kiang Hsen und Luang Prabang ist schiffbar. Die Eisenbahn würde also nicht nur den von ihr durchschnittenen Schan-Staaten, sondern auch den benachbarten Staaten nützen, nach denen man später Seitenlinien eröffnen könnte.

Diejenigen kommerciellen Korporationen, welche die Forschungsreise Holt Hallett's unterstützt haben, haben sich dafür ausgesprochen, daß die Eisenbahn dort ein praktisches Unternehmen von der höchsten Bedeutung sei, und Holt Hallett sowohl als Colquhoun sehen in dem Bau derselben die Verbindung der beiden bevölkertsten Reiche der Erde, gleichzeitig aber auch die Eröffnung eines weiten Gebietes für den englischen Handel.

Colquhoun fügte dem noch einige Worte bei, in denen er namentlich die Leistungen Holt Hallett's hervorhob. Letzterer hat zu Boot und zu Elephant etwa 1500 Meilen Weges aufgenommen, 2500 Meilen erforscht. Die Lage der zu beiden Seiten seiner Route gelegenen Berge hat er bestimmt, geologische Untersuchungen vorgenommen, Thermometer und Aneroide abgelesen, den Kochpunkt bestimmt und sonstige Messungen ausgeführt; wohl hat seine Gesundheit sehr gelitten, aber um diesen Preis hat unsere Kenntniß von Indochina viele Bereicherungen erfahren.

Die Aussichten des Panama-Kanales.

Ueber den Panama-Kanal und die Aussichten auf seine Vollendung dringen neuerdings sehr ungünstige Nachrichten in die Welt, welche mit den zeitweise von Lesseps gegebenen officiellen Berichten in ebenso schroffem Widerspruche stehen, wie die Broschüre von Pechuël-Lösche mit dem Buche Stanley's. Ein neuerdings erschienenes Werk von J. C. Rodrigues (The Panama Canal: its history, its political aspects and financial difficulties) hält es sogar für angezeigt, sich jetzt schon ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, welche Stellung die Vereinigten Staaten einzunehmen haben werden, wenn nach dem bevorstehenden Bankerott der Panama-Gesellschaft Frankreich die Vollendung des Kanals in die Hand nehmen sollte.

Nach Rodrigues ist ein schnellerer Fortschritt der Arbeiten zwar oftmals in Aussicht gestellt, aber nie erreicht worden; statt der versprochenen zwei Millionen Kubikmeter monatlich hat die bewegte Erdmasse nie über 800000 cbm im Monate betragen und das gesammte Arbeitsresultat war bis zum Mai 1885 erst 12376000 cbm. Das wäre zwar den ursprünglichen Berechnungen von Lesseps gegenüber immerhin schon über ein Viertel der gesammten zu bewegenden Erdmasse, aber diese ist leider während der Arbeit in einer sehr eigenthümlichen Weise gewachsen; an die Stelle der von Lesseps ursprünglich angenommenen 46 Millionen Kubikmeter sind erst 75 Millionen getreten und dann sogar 120 Millionen, und viele Ingenieure behaupten, daß auch diese ungeheure Summe noch hinter der Wahrheit zurückbleibe. Die ausgeführten Arbeiten schrumpfen also auf ein Zehntel des Ganzen zusammen, und dabei liegen sie fast ausschließlich in der Ebene, im Alluvialboden, wo man mit den Excavatoren arbeiten konnte und auf keine nennenswerthen Terrainschwierigkeiten stieß. Die beiden riesigen Felsdurchschnitte, von denen der von Culebra an der Oberfläche 20 Fuß breit werden muß, sind noch kaum angefangen, und Niemand kann sagen, welche Schwierigkeiten man in größerer Tiefe zu erwarten hat. Die Hauptschwierigkeit aber, die Ablenkung des Oberlaufes des Rio Chagres, ist noch nicht einmal in theoretischer Hinsicht befriedigend gelöst. Der Kanal muß diesen Fluß, welcher in der Regenzeit mitunter nach einem Gusse um 40 Fuß anschwillt und kolossale Massen von Schlamm und Kies mit sich führt, 29mal kreuzen. Um ihn unschädlich zu machen, will man ihn an der obersten Kreuzung, bei Gamboa, durch einen Damm von einer Meile

Länge und 150 bis 200 Fuß Höhe aufstauen und so einen See von sechs Milliarden Kubikmeter Inhalt schaffen, aus dem das Wasser nach und nach durch verschiedene Kanäle abläuft. Für gewöhnliche Regengüsse mag das ausreichen, auch wenn sie binnen ein paar Stunden 5½ Zoll Wasser bringen, wie das öfter vorkommt; wie aber, wenn ein paar solcher Sturzregen rasch hinter einander kommen? Und wie will man die eingeschwemmten Kiesmassen, welche das Seebett in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausfüllen müssen, ohne ungeheure und dauernde Kosten wegschaffen? Auch der Rio Grande, der 11mal, und der Rio Obispo, der 17mal vom Kanale gekreuzt wird, bieten große Schwierigkeiten, aber sie lassen sich in neuen Betten ganz vom Kanale ableiten; der Chagres dagegen bildet eine immerwährende Gefahr, auch wenn es vorübergehend gelingen sollte, ihn zu bändigen.

Das Schlimmste ist aber der Kostenpunkt. Lesseps hat die Gesammtkosten ursprünglich auf 658 Millionen Franken veranschlagt, dann aber den Voranschlag auf 530 Millionen ermäßigt. Die internationale Kommission, welche den Isthmus 1880 besuchte, hat die Summe schon auf 845 Millionen erhöht und gegenwärtig stellt sich die Rechnung folgendermaßen.

Lesseps hat erhalten:

50 Proc. des Aktienkapitals	147 500 000	Frcs.
Anlehen von 1882	125 000 000	„
„ „ 1883	300 000 000	„
„ „ 1884	193 692 500	„
	766 192 500	Frcs.

Er verlangt außerdem noch ein Lotterieanlehen von 600 Millionen und die Einzahlung des restirenden Aktienkapitals mit 147½ Millionen, veranschlagt also selbst die Kosten auf über 1500 Millionen, aber Rodrigues weist nach, daß das unmöglich genügen könne. Lesseps will den Kanal in sechs Jahren vollenden, aber die Ingenieure bezweifeln, ob zwölf Jahre genügen, und in Amerika ist man allgemein der Ansicht, daß das Unternehmen überhaupt nicht durchgeführt werden könne.

So lange Ferdinand von Lesseps lebt, wird es seinem in der Wahl der Mittel nicht allzu wählerischen Genie und dem Prestige, das er in Frankreich besitzt, wohl gelingen, die zur Fortführung nöthigen Mittel aufzutreiben, aber er hat im November seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und wenn er die Augen schließt, wird der Krach unabwendbar sein.

Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Brieflichen Nachrichten zufolge, die am 16. December von der Insel Réunion in Paris eintrafen, hat der Kapitän des „Bonrsaint" im Namen Frankreichs mit dem Sultan der Insel Groß-Comoro einen Schutzherrschaftsvertrag abgeschlossen.

— Frankreich hat mit Madagascar (d. h. dem Reiche der Hova) Frieden geschlossen und zwar keinen unvortheilhaften; es wird Madagascar nach außen vertreten, darf die Bucht von Diego Suarez besetzen und erhält 10 Millionen Francs Entschädigung, bis zu deren Zahlung es den Hafen Tamatave besetzt halten wird. In Antananarivo wird ein französischer Ministerresident mit Eskorte sich ständig aufhalten und als officieller Vermittler zwischen der Hova-Königin und den fremden Mächten dienen.

Oceane.

— Im Golf von Mexiko hat man wieder, wie „Science" meldet, ungeheure Massen von todten Fischen angetroffen, die Meilen weit die Oberfläche bedeckten. Aehnliche Beobachtungen wurden seit 1844 mehrfach gemacht, so 1854, 1878, 1879 und 1880. Hier kann nicht die Rede davon sein, daß Stürme die kalten Wassermassen der Tiefe in wärmere Regionen hineingetrieben haben, wie das 1880/81 an der Atlantischen Küste geschah, wo die tropischen Formen des Golfstromgebietes, z. B. der Tile-fish (Lopholatilus chamaeleonticeps) völlig vertilgt wurden. Die einzige Möglichkeit wäre eine Vergiftung des Wassers durch aus dem Boden ausbrechende Gase, wie sie mehrfach, wenn auch noch nicht im Golf von Mexiko, beobachtet worden ist.

— Der Weg von Amerika nach China um Kap Horn ist neuerdings durch Kapitän Rob. B. Forbes in einer dem hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten eingereichten Denkschrift empfohlen worden. Er kommt zu dem Resultate, daß Schiffe, welche amerikanische Häfen vom August bis November verlassen und in China während des Nordost-Monsuns ankommen, die Reise längs des Weges um Kap Horn schneller zurücklegen können. Die vom hydrographischen Amte angestellten Untersuchungen beweisen, soweit sie schon abgeschlossen sind, daß die Reise um Kap Horn nach China in 15 Tagen weniger als die Reise nördlich um Australien herum gemacht werden kann, wogegen der Zeitgewinn gegen die Reise südlich um Australien gar 25 Tage betragen würde.

— In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 16. November 1885 sprach P. Bert über die Resultate eines Versuches, welcher Strömungen des Atlantischen Oceans zum Gegenstande hatte. Derselbe bestand darin, daß auf einer Breite von 70 Seemeilen nördlich von den Azoren eine Menge schwimmender Körper, welche einen in mehreren Sprachen abgefaßten Fragebogen enthalten, dem Meere übergeben wurden. Wer einen solchen Schwimmer findet, wird ersucht, dem französischen Konsul im nächsten Orte den eingeschlossenen und ausgefüllten Fragebogen zu übermitteln (sogenannte Flaschenpost). Drei dieser Apparate, welche im Juli dem Meere übergeben worden sind, hat man in den östlichen Azoren wiedergefunden; sie haben eine südöstliche Richtung eingeschlagen, anstatt der nordwestlichen, welche man vermuthet hatte. Ehe man daraus Schlüsse zieht, werden natürlich weitere Fragebogen abgewartet werden müssen.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Vegetation der Kanarischen Inseln. I. — Emil Metzger: Die Karolinen-Inseln. Historisches und Geographisches. — Kürzere Mittheilungen: Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China. — Die Aussichten des Panama-Kanales. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 24. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

II.

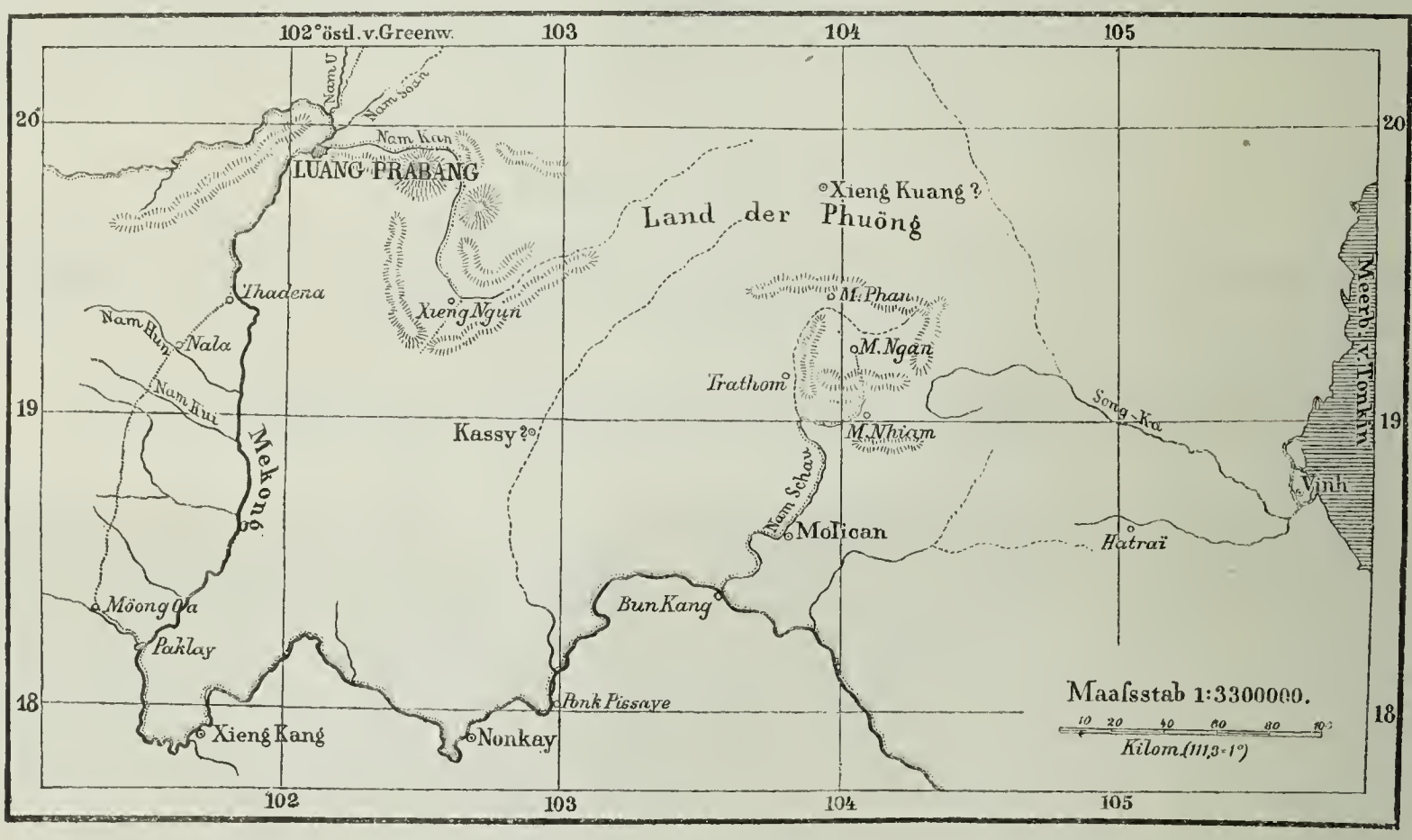
Am folgenden Morgen setzte Neis, von dem Gouverneur von Patsum mit den Booten und Ruderern und von der Königstochter Nausivaï mit dem versprochenen Schreiben versehen, seine Fahrt den Nam-Schan aufwärts fort. Die Tagereise war lang und anstrengend; die Stromschnellen waren nicht gefährlich, aber die Strömung überall reißend und das Thermometer stieg Nachmittags auf 32°. Eine Plage, welcher der Reisende bis dahin in Indochina noch nicht begegnet war, wenigstens nicht in solcher Menge, die Bremsen, stürzten sich in Wolken auf die Barken und versetzten den Menschen böse Stiche; sobald die Sonne unterging, verschwanden sie und wurden von Muskitos ersetzt. An Vögeln und Affen, darunter auch einige weiße Gibbons, war kein Mangel. Wenn man sich Molican nähert, wird das Land bergiger, und in der Ferne zeigen sich die hohen Randberge des Hochlandes der Phuöng. Dörfer sind selten, aber die Vegetation an den Ufern von solcher Ueppigkeit, daß man vor lauter Schlingpflanzen und grünem Laube nicht den Erdboden sehen kann.

In dem zu Molican wohnenden Bruder Nausivaï's fand Neis einen feigen und durch Opiumgenuß erkrankten Menschen, der vor den räuberischen Hôs in beständiger Furcht lebte, aber doch sein Möglichstes that, ihm die erforderlichen vier kleinen Boote und die schwer zu beschaffenden Ruderer zu stellen. Oberhalb Molican ist der Fluß, der lange Zeit eine Breite von etwa 60 m behält, fortwährend zwischen felsigen, mit hohen Bäumen bewachsenen Ufern eingeschlossen. Täglich mußten drei bis vier mehr oder minder gefährliche Stromschnellen passirt werden. Ist dieselbe sehr gefährlich, so machen alle vier Barken Halt und werden entladen, worauf die ganze Bemannung sich zusammenthut, um sie einzeln hinaufzubringen. Vorher aber richtet der Führer des Bootes an den Pi oder Geist der Schnelle ein Gebet und bringt ihm ein Opfer dar, zu welchem Zwecke er von jeder Mahlzeit ein wenig Reis und Fleisch aufbewahrt und davon in das Wasser wirft. Dann erst kann er getrosten Muthes passiren. Besonders gefährlich sind diese Stromschnellen bei der Thalfahrt.

Am 31. März gegen 4 Uhr erreichte man eine Stelle, wo der Nam-Schan sich aus zwei fast gleich großen Quellflüssen bildet: der eine kommt von Norden, fließt bei Trathom vorbei und hat seine Quellen unweit von Möong Ngau, welches das Ziel von Neis' Reise war. Es ist der eigentliche Nam-Schan. Der andere von Osten kommende heißt nach einem Dorfe Nam Nhiam und ist etwas kleiner. Da Trathom nach Angabe der Ruderer fast verlassen und dort keine Träger zu finden sein sollten, so beschloß Neis, sich nach Möong Nhiam zu begeben. Am nächsten Tage erreichte er bald nach Mittag den Fuß der hohen Berge, die er schon seit einigen Tagen erblickt hatte, und zugleich das Ende der Schiffbarkeit. Die Notabeln des nahen Dorfes Nhiam wurden von der Ankunft des Reisenden benachrichtigt und versprachen, für ihn bis zum nächsten Tage eine Sala zu errichten und ihn nach Möong Ngau zu führen. So verbrachte Neis am Ufer des Flusses eine schlechte Nacht, deren Ruhe durch Muskitos und das Erscheinen eines Tigers gestört wurde, während seine Ruderer aus Molican in ihrer Angst vor den Hôs es so eilig hatten, daß sie noch am selben Abend die Rückfahrt antraten, obwohl die Nacht dunkel war. Später erfuhr Neis, daß eine Barke in einer

Stromschnelle gescheitert und ihre zwei Ruderer ertrunken seien. „Sie hatten solche Eile zu entfliehen, daß sie sich nicht einmal die Zeit nahmen, dem Pi dieser Stromschnelle vor der Durchfahrt ein Opfer zu bringen", schloß der Lao, welcher dem Reisenden davon erzählte, seine Trauerbotschaft.

Am nächsten Morgen begab sich Neis, von dem Thiao Möong (Stadthaupt) und den Notabeln geführt, nach dem nur eine Viertelstunde entfernten Dorfe Nhiam, welches am Nam Kim liegt. Es war zu jener Zeit (1883) nur etwa ein Jahr alt und bestand aus etwa 30 großen, regelmäßig gebauten Häusern; gegründet wurde es vom Atgna Tho, einem der Brüder des Phuöng-Königs, liegt im Mittelpunkte einer weiten, ringsum, mit Ausnahme des Südostens, von hohen Bergen umgebenen Ebene und besaß damals noch keine Gräben oder Pallisaden. Ueberall, ausgenommen im Norden, begann keine hundert Meter von den letzten Häusern entfernt der Wald. Getrennt vom Dorfe und auf dem jenseitigen Flußufer hatte man für den Reisenden eine Laubhütte errichtet, was Neis für ein Zeichen des Mißtrauens hielt. Hier befand er sich nicht mehr im Königreiche Siam; die Leute konnten seinen Paß aus Bangkok schon nicht mehr lesen, obwohl die Schrift und besonders die Sprache der Phöong sich sehr wenig von derjenigen der Siamesen unterscheidet. Aber der Paß hätte ihm auch wenig genutzt, denn die meisten Bewohner des Dorfes, Männer wie Weiber, befanden sich damals gerade an einer entfernten Stelle des Waldes, um durch Abholzen Platz für Reispflanzungen zu schaffen. In Folge dessen konnte das Stadthaupt nur ein Dutzend Träger zur Stelle bringen, während deren bei dem gebirgigen Wege nach Möong Ngan mindestens 50 erforderlich gewesen wären. Neis entschloß sich deshalb rasch, das meiste Gepäck zurückzulassen und nur mit dem Nothwendigsten am folgenden Morgen weiter zu marschiren. Auch Lastthiere und selbst Büffel gab es in Möong Nhiam nicht; auch wäre der Weg über die Berge für sie nicht gangbar, denn stellenweise muß



Das Land der Phuöng.

man sich der Hände bedienen, um vorwärts zu kommen, oder Hunderte von Metern weit tief gebückt, fast auf allen Vieren unter einer dichten Laube von abgestorbenen und vom Sturme herabgerissenen Bambus hinkriechen.

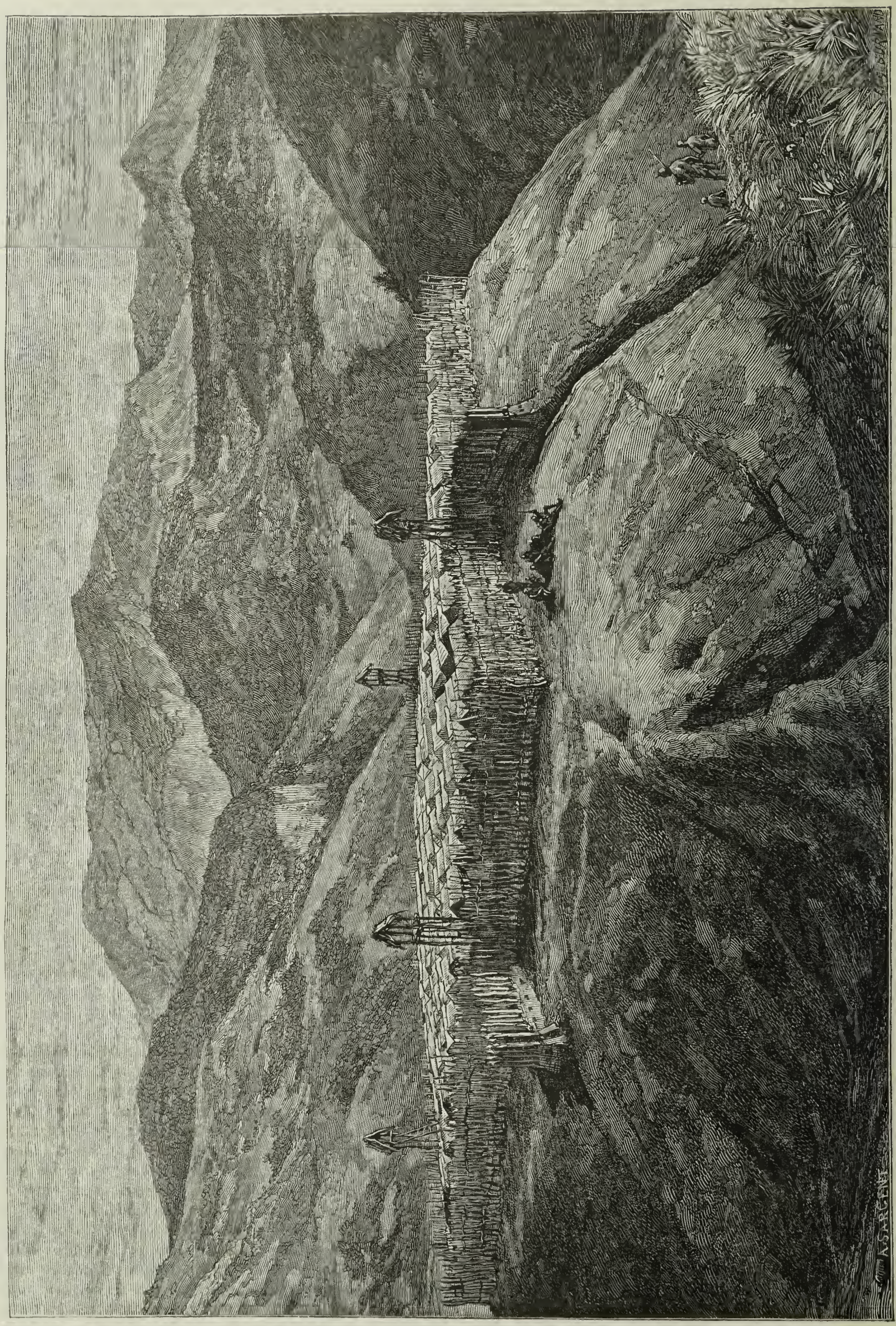
Seit vier Monaten war Neis nicht zu Fuße marschirt; stets war er im Boote gereist und hatte ganze Tage nach Landessitte mit untergeschlagenen Beinen und, um leichter aus dem Fahrzeuge kommen zu können, mit nackten Füßen auf einer Matte sitzend zugebracht. Jetzt zog er starke Jagdschuhe an und setzte sich mit wahrem Behagen an die Spitze seines kleinen Trupps. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr war der Fuß der Berge erreicht und nun ging es längs des Nam Phöa, eines Hauptzuflusses des Nam Nhiam, oft auch in dessen Bette aufwärts, ein äußerst beschwerlicher Marsch, zu dessen Annehmlichkeiten die zahlreichen Bremsen und die drückende Hitze nicht gerade beitrugen. Sobald man aber den Wald betrat, machte man mit zwei anderen Plagegeistern, den Muskitos und den in ganz Indochina verbreiteten kleinen Blutegeln, welche unter den, den Boden bedeckenden feuchten Blättern leben, Bekanntschaft. Letztere dringen überall durch die Oeffnungen der Kleidung ein und verursachen, wenn sie zahlreich sind und immer wieder an derselben Stelle saugen, schmerzende und schwer heilende Wunden. Alles das trug dazu bei, daß nur eine kurze Tagereise zurückgelegt wurde und man bald nach 2 Uhr, als erst eine Höhe von 400 m über der Ebene von Möong Nhiam erreicht war, zum Nachtlager Halt machte. Ueberhaupt darf man bei Reisen in jenen Ländern auf die Leistungen des Nachmittags nicht allzuviel rechnen. Die Laos brechen gern vor Tagesanfang auf, aber machen auch frühzeitig Halt, und so eilig man es auch haben mag, so muß man doch stets mindestens eine Stunde vor Sonnenuntergang Halt machen, damit die Leute Zeit haben, Aeste abzuschlagen, daraus Hütten zu errichten und genug trockenes Holz zu sammeln, um die ganze Nacht hindurch mehrere Feuer zur Fernhaltung der Tiger und Panther unterhalten zu können.

Am nächsten Tage (4. März) wurde um 6 Uhr Morgens wieder aufgebrochen, ohne Unterbrechung bis $11\frac{1}{2}$ Uhr

marschirt und dann Reis für drei Mahlzeiten gekocht. Da man hier den Nam Phöa verließ und bis zum Gipfel des Gebirges kein Wasser mehr antraf, so mußte sich jeder mit einem Bambu, der zwei bis drei Liter Wasser für die nächste Abend- und Morgenmahlzeit enthielt, beladen. Am Nachmittage wurde dann noch $3^1/_2$ Stunden lang bergauf geklettert; im Ganzen war man dem Stande des Barometers zufolge an diesem Tage 900 m gestiegen. Die Temperatur erschien ihnen sehr frisch; am Tage vorher stand das Thermometer Abends auf 28^0, heute nur auf 15^0. Auch das Aussehen des Waldes hat sich geändert; Palmen und wilde Bananen, aus deren großen Blättern sich so leicht undurchdringliche Schutzdächer herstellen lassen, haben Harzbäumen Platz gemacht, so daß man sich mit kleineren Zweigen begnügen mußte, und ein in der ersten Hälfte der Nacht niedergehendes Unwetter die Reisenden arg durchnässte. Am nächsten Morgen befand man sich nach zweistündigem Steigen in der Nähe des Gipfels, wo gefrühstückt wurde, und Neis die prächtige Landschaft zu seinen Füßen bewunderte. Er befand sich in einem wahren Chaos von Bergen, und zwar in einem nach Südwesten sich öffnenden Passe. Im Osten stiegen die Berge noch mehrere Hunderte von Metern höher an, während das Thal des Nam Phöa, das er eben verlassen hatte, einer tiefen Schlucht glich. Die höchsten Gipfel waren mit Nadelholz, Fichten, Tannen und Lärchen, bedeckt, während im Thale eine tropische Vegetation, Bambu, Lianen und spanisches Rohr, wucherte. Eine Stunde später erreichte man den Gipfel, der etwa 2000 m über dem

Möong Nhiam.

Meeresspiegel und 1800 m über Möong Nhiam liegt. Der Abstieg ging rasch und leicht von Statten; um 10 Uhr traf man auf den ersten Bach, der nordwestlich zum Nam-Schan fließt, und zwei Stunden später, nachdem man nur ca. 600 m hinabgestiegen war, betrat man ein weites, welliges, von Bäumen entblößtes Plateau, auf welchem eine ziemlich große Zahl von Dörfern sich zeigte. Hier blieb der Reisende mit seinen Begleitern zurück und legte etwas bessere Kleidung an, während der Führer voranging, um die Behörden des Gebietes von seiner Ankunft zu verständigen. Nach einiger Zeit setzte auch er sich wieder in Bewegung, indem er in regelmäßigen Zwischenräumen das Gong schlagen ließ und ab und zu seinen Revolver oder seine Flinte abfeuerte. Noch vor dem ersten Dorfe begegnete ihm das Stadthaupt, das in Abwesenheit des Königs kommandirte, und geleitete ihn in sein Dorf, das von der Stadt Möong Ngan nach 3 km entfernt war. Vergebens versuchte Neis ihm dort den Zweck seiner Reise klar zu machen; das Stadthaupt kam nicht über die Vermuthung hinweg, daß er dieselben Zwecke verfolgte, wie die in Möong Ngan bereits anwesenden Missionare, deren Ziele ihm freilich ebenso wenig bekannt waren. Immerhin versprach er, das in Möong Nhiam zurückgebliebene Gepäck holen zu lassen und sein Möglichstes zu thun, daß Neis zu Lande nach Luang Prabang gelangen könnte; inzwischen sollte derselbe in der Citadelle Möong Ngan gegenüber jenen Missionaren wohnen. Es ist das eine kleine, von einer doppelten Umzäunung umgebene Festung, die auf einem



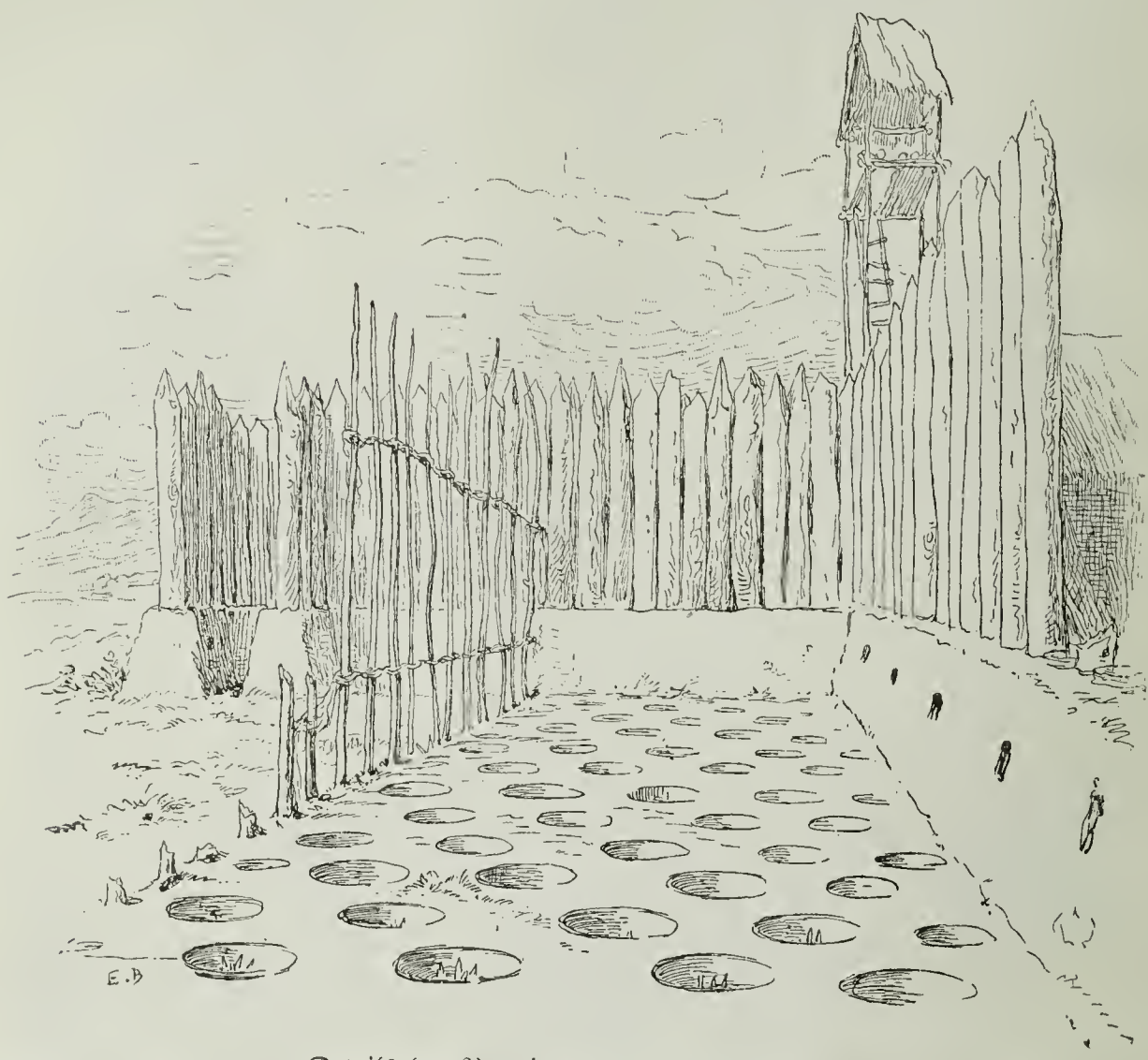
Die Festung Möong Ngan.

ziemlich steil abfallenden Hügel liegt. Außen zieht sich ein einfacher Bambuzaun hin, dann folgt ein mit spanischen Reitern besetzter Raum, und dahinter ein starker, von Schießlöchern durchbohrter Damm, der von einer starken Pallisade aus Baumstämmen gekrönt ist. Ueber den Thoren sind Balkone angebracht und neben denselben je ein kleines vorgeschobenes Werk. Die „Stadt" besteht aus etwa 200 strohgedeckten Bambuhütten, die in Nichts den sonstigen Laos-Häusern glichen; sie sind weder über dem Erdboden erhöht, noch haben sie einen Fußboden aus Bambu, und ein einfaches Geflecht längs der Wand dient gleichzeitig als Sitz, Bett und Tisch. Eine solche Hütte wurde auch dem Reisenden angewiesen, der gleich darauf die Missionare aufsuchte, deren Anwesenheit weder Kirche, noch Kapelle, nicht einmal ein Kreuz verrieth. Diese Mission war 18 Monate vorher von den Patres Blank und Sastre

Hütte der Missionare in Möong Ngan.

gegründet worden und steht unter dem Bischofe von Vinh in Annam. Sechs Monate später war noch P. Condrey hinzugekommen, während Blank nach Annam zurückkehrte. Natürlich war die Begegnung eine sehr herzliche, und Neis empfing von seinen Landsleuten reiche Belehrung. Sie bestätigten ihm die Mittheilungen Nansivaï's. Im Falle, daß die Hôs angriffen, sagten sie, könnte das Land von Möong Ngan nicht auf die Treue der zahlreichen, ihm untergebenen Khas rechnen; denn der Vicekönig (Thiao Kanti) und dessen Familie hätten sich diese armen Leute ganz entfremdet, indem sie alljährlich mehrere Familien derselben in die Sklaverei verkauften, und zwar gegen Opium an Birmanen. Die Mandarinen fürchteten, daß die Missionare sie anzeigen könnten, und hielten ihr Treiben geheim, legten ihnen aber alle möglichen Hindernisse in den Weg und suchten ihnen den Aufenthalt im Lande nach Kräften zu verleiden. Selbst ihren eigenen Landsleuten, den Phuöng, liehen der Vicekönig und seine Mandarinen

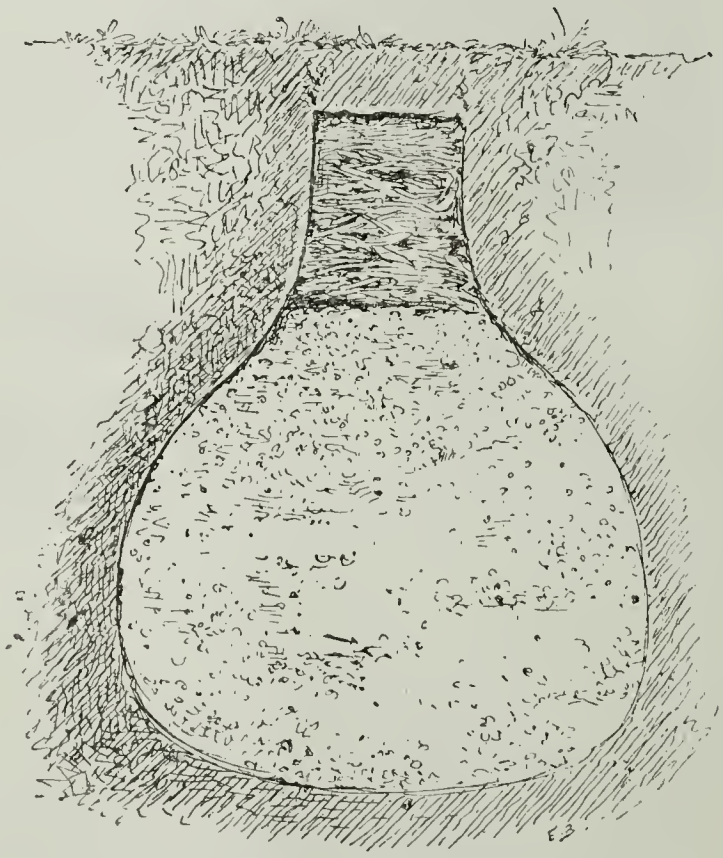
Geld gegen hohe Zinsen und verkauften die säumigen Schuldner an die Birmanen; öfters hätten sie, die Missionare, solche ausgelöst. Darum besäßen sie zwar unter dem niederen Volke manchen Freund, aber von den Großen



Details der Befestigung von Möong Ngan.

würden sie gefürchtet und gehaßt. Im Ganzen führten sie ein elendes Leben, hätten noch keinen Proselyten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hôs ausgesetzten Lande keine dauernde Niederlassung zu gründen. Vor wenigen Tagen sei der Vicekönig nach Vinh in Annam gereist, um Hilfe zu holen; aber die Missionare wußten, daß damals die Beziehungen Annams zu Frankreich so gespannt waren, daß ersteres wohl kaum Lust verspüren würde, einem entfernten Vasallen zu helfen.

Die nächste Zeit benutzte Reis, sich auszuruhen und seinen durch Insektenstiche arg mitgenommenen Beinen Zeit zur Heilung zu gönnen. Lebensmittel waren bei den Phuöng selten und theuer; Vieh wollte Niemand aufziehen aus Furcht, daß es ihm die Hôs fortnähmen, in den kleinen Bächen giebt es nur wenig Fische, und Hühner und Schweine sind dort seltener als sonst im Laos-Lande. Dafür halten sich die Phuöng an allerlei Reptilien und Insekten schadlos und schätzen besonders eine große Art Mistkäfer. Um den Reis vor den Hôs zu schützen, verwahrt man ihn in Silos, welche den in Algerien üblichen durchaus gleichen. Es sind das Höhlungen im Thonboden von der Form eines Kürbis und etwa $2^1/_2$ m Tiefe; die obere Oeffnung ist nur $^1/_2$ m im Durchmesser groß. Da hinein wird der Reis geschüttet und erst mit Stroh und dann mit Lehm bedeckt; darüber kommt dann der vorher sorgsam ausgestochene Rasen zu liegen, so daß jede Spur des Verstecks sich bald verwischt. Die Stelle desselben merken sich die Einwohner durch die Richtung auf Bäume oder sonstige Wahrzeichen.



Durchschnitt eines Silo.

Nach fünf Tagen der Ruhe vermochte Reis wieder zu gehen und durchwanderte in Gesellschaft der Missionare das ganze Plateau von Möong Ngan. Auf demselben gab es einst mächtige Heerden von Ochsen, Büffeln und Pferden, von denen nur wenige Hundert Ochsen und etwa 20 Pferde übrig geblieben waren. Die Vegetation ist nicht tropisch; von den

Bäumen, die für die Dörfer Hinterindiens sonst charakteristisch sind, den Kokos- und Arekapalmen, findet sich nichts, und auch die Banane ist nur durch einige kümmerliche Exemplare vertreten. Während des Aufenthaltes des Reisenden hielt sich die Temperatur zwischen 15° und 25° und fast täglich fiel Regen. Eichen, namentlich solche mit süßen Früchten, sind nicht selten; ferner finden sich große wilde Apfelbäume, Weinstöcke und Himbeersträucher. Den Boden bedeckt Rasen und Moos, eine Seltenheit in diesen Breiten Hinterindiens, und in Masse giebt es Ranunculaceen, Kompositen und Lippenblüthler, welche an den Ufern des Mekong verhältnißmäßig selten sind. So eignete sich das Land gut zu einem Sanitarium, wenn es dort nicht acht Monate im Jahre regnete und der benachbarte Wald das Fieber begünstigte.

Am 13. März kamen Khas-Träger mit dem größten Theile des Gepäckes von Möong Nhiam an; aber trotzdem sie Reis reichlich bezahlte, wollte sich doch keiner von ihnen dazu verstehen, nochmals dahin zurück zu kehren und die zurückgebliebenen sechs Kisten zu holen. Die Mandarinen mußten aus einem anderen Khas-Dorfe die erforderlichen Leute requiriren. Wenigstens war Reis nun im Besitze seines Theodoliten und seines photographischen Apparates und konnte die Breite seines Aufenthaltsortes bestimmen und einige Ansichten aufnehmen. In diesem Augenblicke wurde jedoch die Lage drohend: was seit Jahresfrist schon wiederholt fälschlich gemeldet worden war, erfüllte sich jetzt wirklich, die Hôs waren von ihrer Hauptstadt Xieng-Kuang ausgezogen, hatten den vier Stunden von Möong Ngan entfernt gelegenen festen Platz Möong Ghan durch List genommen und bedrohten Möong Ngan. Die Missionare und Reis beschlossen alsbald, den Versuch zu wagen und den Platz gegen die schlecht bewaffneten und mit wenig Munition versehenen Hôs zu halten, und die Mandarinen versprachen dazu alle nur mögliche Hilfe. Man veranlaßte die Bewohner der umliegenden Dörfer, in der Citadelle Zuflucht zu suchen und sich für sechs Tage mit Reis zu versehen, Frauen und Kinder mußten Wasser hineinschleppen, die Heerden wurden in die Nähe getrieben, Kundschafter ausgeschickt, die Pallisaden ausgebessert und zahlreiche spanische Reiter gelegt. Gegen Abend aber kamen zwei böse Nachrichten: von Thathom her nahte eine andere Bande Hôs, und die Khas Puthang, welche man während des Tages zur Hilfeleistung aufgefordert hatte, hatten sich gegen Möong Ngan empört und mit den chinesischen Räubern verbündet. Die erschreckten Notabeln baten nun unseren Reisenden, den Oberbefehl in der Stadt zu übernehmen, und dieser willigte auch zunächst für die Nacht ein; aber diese eine Nacht genügte, um die Unmöglichkeit einer Vertheidigung darzuthun. Ohne Unterlaß machte Reis bis 2 Uhr Morgens die Runde, aber stets fand er die Wachtposten eingeschlafen oder von ihrer Stelle weggelaufen, und wenn er sie auch mit Schlägen aufweckte, so ging doch, sobald er den Rücken drehte, das alte Spiel von Neuem an. Von den Notabeln aber betheiligte sich kein einziger am Wachtdienste; wie gewöhnlich verbrachten sie einen guten Theil der Nacht mit Opiumrauchen. Da gab Reis die Sache auf; er entschloß sich, sein Gepäck im Stiche zu lassen und nach dem Mekong zurück zu kehren, während die Missionare sich nach Annam zu flüchten beschlossen. Reis schaffte all sein Gepäck, seine Sammlungen, seinen photographischen Apparat, seine Platten u. s. w. in das Haus der Missionare, und diese hefteten ein Plakat an die Thür des Inhaltes, daß Alles Eigenthum französischer Mandarine sei. Natürlich haben sie nie etwas davon wieder gesehen. Reis und seine Leute nahmen nichts mit sich, als ihre Decken, Reis für vier Tage, die Waffen nebst etwas Munition, den Theodolit, die Tagebücher, das Silber und einige Kleider. Alles Uebrige blieb zurück, leider auch aus Vergeßlichkeit ein Chronometer und eine Uniformmütze. Dann marschirten sie langsam davon, beladen, wie nur Leute sein können, die um jedes Stück trauern, das sie nicht mitzuschleppen vermögen.

Die Vegetation der Kanarischen Inseln.

II. (Schluß.)

Humboldt äußerte sich entzückt über die mit Reben bepflanzten Abhänge, die Myrthen und Cypressen und die mit Blüthen bedeckten Orangenbäume. Heute entragt wohl noch die Palme, einzeln auch die Cypresse, dem felsigen Boden, aber die schönen Orangengruppen, und vor allem die hohen Rebengewinde sind geopfert. Statt dessen starren die Terrassen weithin von Kaktuspflanzen, welche das Substrat der Cochenillezucht bilden. 30 Jahre lang war dieser Erwerbszweig lukrativ, aber mit der Erfindung der Anilinfarben sanken die Preise rasch auf die Hälfte, und schließlich auf nominelle, die Kosten nicht deckende Ansätze. Heute liegen noch Hunderte von Centnern unverkauft in London. Der Uebergang zu einer anderen Bodenkultur erscheint schwierig, da große Kapitalien dazu nöthig sind. Es wäre wirklich an der Zeit, daß das Mutterland den heimgesuchten Inseln mit etwas Anderem, als Verfassungsänderungen und Nachschüben neuer Beamten bei jedem Ministerwechsel aufhülfe.

Der zur Cochenillekultur verwendete Kaktus ist stets die Tunera, die Opuntia Tuna Miller. Zur Ueberwinterung des Coccus, welche in den wärmsten Distrikten der Inseln bewerkstelligt wird, dient nach Schacht eine stark haarige Kaktusart, auf welcher die Insekten besser haften.

Von Cerealien ꝛc. werden angebaut Mais, Gerste, Weizen, Ackerbohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Pisang, welch letzterer trefflich gedeiht; ferner Bataten und die Name (Colocasia antiquorum). Selten ist Roggen und noch seltener Zuckerrohr, welches roh genossen wird. Getreide und Hülsenfrüchte dienen zur Bereitung des Gofio, eines groben Mehles aus stark gerösteten Körnern, welches, mit Salz vermischt, die nie fehlende Tunke zu Kartoffeln und Salzfisch bildet. Sie ist sehr nahrhaft, da die kleberhaltige Schale der Körner nicht entfernt ist. Eine andere Nahrung, außer gelegentlichem Obste oder Gemüse, kennt der arme und genügsame Kanarier nicht.

Als Kulturbäume sind am verbreitetsten Pfirsiche, die in der verlängerten und früh beginnenden Blüthenzeit eine seltsame Anpassung an das Klima darthun. Seltener sind Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen und Aepfel, doch liefern besonders die beiden ersteren treffliche

Früchte. Unübertrefflich sind die Feigen, ein ursprüngliches Gewächs der Kanaren. Im Museum von Las Palmas sind trockene Feigen aus den Felsengräbern der Isleta vorhanden, welche dieselbe Kleinheit der Urrasse zeigen, wie die Gerste und die Aepfel aus unseren Pfahlbauten der Steinzeit von Robenhausen. Auf den Tuffhügeln der Kanaria ob Las Palmas dehnen sich auch noch weite und schöne Weinanlagen aus. Die Lese findet nicht vor September und Oktober statt. Der Wein auf Gran Canaria ist ein sehr dunkler und milder Rothwein, der auf West-Tenerife ist weiß oder bernsteinfarben und sehr stark, aber selten das edle Aroma des Madeira bietend, den er jedoch zuweilen noch übertrifft. Der Export ist gleich Null.

Oelbäume werden nur auf der Canaria gehegt und nicht zur Oelbereitung benutzt; sie sind von riesiger Größe. Auch die Pinie wird hier gehegt. Diese orientalischen Kulturpflanzen geben der Gegend hinter Las Palmas de Gran Canaria ein klassisches Gepräge.

Unter dem Namen Tagasaste wird ein herrlich duftender, weißblühender Cytisus kultivirt, der aus der oberen Region der Inseln stammt und ein ausgezeichnetes Grünfutter für Hausthiere bildet. Gleichfalls als Futterpflanzen dienen der Orobal (Withania aristata) und der Hediondo (Bosia Yerva mora).

Von tropischen Obstarten wird außer dem Pisang nur sparsam einiges angepflanzt. Die tropischen Bäume blühen sämmtlich im ersten Frühlinge und reifen ihre Früchte vom August bis Herbst.

Der berühmte Jardin de Acclimatacion del Durazno bei Orotava ist unter der Leitung des Dr. Benitez de Lugo und dem eifrigen Betriebe des Gärtners H. Wildpret zu einer ebenso schönen als nutzbringenden Anstalt geworden. Es wird von dort aus ein beträchtlicher Handel mit Sämereien unterhalten.

Treten wir nun in die zweite Region, die des Wolkengürtels, ein, wo selbst im Sommer täglich oder fast täglich der dichte tiefgraue und häufig nässende Nebel hängt. Die Temperatur wird um mehrere Grade kühler und die Erde deckt sich mit einem grünen Anhauche von Moosen und Farnen. Wir sind im Gebiete des Lorbeerwaldes, der sich fast stets in den Schluchten, seltener an den offenen Abhängen erhalten hat. Letztere sind mit Buschwerk bedeckt, bestehend aus drei dominirenden Arten, dem Brezo (Erica arborea), der Haya (Myrica Faya) und dem Adlerfarn. Der Wurzelstock des letzteren ist reich an Stärkemehl, welches unter dem Namen Batatas de Helecho häufig zur Bereitung des Gofio dient. Diese Standorte bieten der schönen, morgenrothen Frühlingsblume der Kanaren, der Tussilago, die willkommenste Stätte. Es sind dies mehrere Arten der Gattung Senecio, Gruppe Pericallis; sie sind es, welche der Gartenkunst die Stammpflanzen der tausendfach variirenden Cinerarien lieferten.

Der Feldbau geht bis 800 m hinauf, seltener bis 1000 m, namentlich auf Tenerife, wo sich wegen des weiteren Raumes die einzigen größeren in europäischer Weise bestellten Ackerfelder befinden, deren Weizensaaten auf dem schweren, rothen Thon herrlich stehen. Neben unseren europäischen Obstbäumen ist namentlich die Kastanie angepflanzt, welche stattliche Haine bildet.

Als Bäume des Hochwaldes stehen Laurineen in erster Linie, nämlich Persea indica, der Viñatigo; Laurus canariensis, der Loro oder Laurel; Oreodaphne foetens, der Til (wörtlich Linde), welcher bis 10 m Umfang erreicht; endlich Phoebe barbusana, der Barbusano, die schönste dieser Laurineen, mit myrthenartigen Blättern von wunderbarem Spiegelglanze. Die grünlichen Blüthen aller dieser Bäume sind klein und unansehnlich, die Früchte sind schwarze Beeren.

Zwischen diese wichtigsten Bäume des Hochwaldes mischen sich stachellose Ilex-Bäume, Erica arborea, ein stets gewundener Baum mit spitzem Wipfel; der hohe Aderno (Heberdenia excelsa); der botanisch merkwürdige Mocan (Visnea Mocanera) u. A. Sehr selten taucht der wundervolle Madroño auf (Arbutus canariensis) mit orangegelber Rinde, silberweißen Blätterbüscheln und pfirsichgroßen, goldgelben, reizend chagrinirten, eßbaren Beeren. Hohe Brombeergehege, ein Wegdorn, ein riesiger Schneeball u. A. bilden das Unterholz. Nur am Boden, nicht an den Stämmen, kriecht ein Epheu herum. Zahlreiche Farne decken in überquellender Fülle den Boden, darunter vor allen die mächtige Woodwardia mit oft 3 m langen und 1 m breiten Wedeln. Die Physiognomie dieses Waldes ist groß, sein Eindruck auf das Gemüth überwältigend. Denn in ungewohnter Höhe wölbt sich das dunkele Lorbeerlaub, durch welches nur ganz vereinzelte Sonnenstrahlen hereinfallen; ein tiefer, eigenthümlich grüner Schatten herrscht im Grunde, der Allem, auch den Gesichtern der Menschen, eine fahle Farbe verleiht.

Plötzlich verändert sich der Ausdruck der Landschaft, wenn wir die Bestände von Pinus canariensis, die Pinares, erreichen, welche von 1100 m an die trockenen Böschungen bewohnen und einzeln über 2000 m hoch hinaufsteigen. Die kanarische Fichte, der Tea der Spanier, zeichnet sich durch konischen, bis zur Erde reich beasteten Wuchs aus und macht einen imposanten Eindruck. Wenn die schlanken Stämme im Winde rauschen, wenn sie sich dunkel abheben von der winterlichen Schneeregion des Teyde, so ist das Bild zugleich ein alpines und ein durch ungewohnte Größe des Pflanzenwuchses fremdartiges von unvergleichlicher Stimmung, das ähnlich wohl nur in den Anden Mexikos wiederkehrt. Prachtvolles Unterholz breitet sich unter den Fichten aus, darunter zwei Cistus mit großen Blüthen, die sich zu einer harzduftenden Macchia am Fuße der Nadelbäume mischen. Eine historische Baumart, Juniperus Cedrus, ein mächtiger Hochstamm, ist heute so viel als ausgerottet. Schon die kanarische Urbevölkerung bediente sich mit Vorliebe seines Holzes. Herr Christ bekam keinen zu Gesicht, doch soll der Baum an einigen Stellen der Cañada noch vorkommen.

Tenerife allein hat einen subalpinen Gürtel, eine Zone von Sträuchern über dem Walde. Es sind die halbkugeligen Besensträucher der Retama blanca (Spartium supranubium L. fil., Spartocytisus nubigenus Webb.), welche die Einöden bedecken, bis zu einer Höhe von 2800 m. Im Mai erscheinen die kleinen Blätter mit den weißen und röthlichen Blüthen, aus denen sich die aufgeblasene, mit einem Knall aufspringende Hülse entwickelt; doch schon im Juli sind Blätter, Blüthen und Früchte gänzlich verschwunden. Nur ganz sparsam sind zwischen diesen Retamasträuchern andere Pflanzen zu finden. — Von einer Alpenflora ist so wenig die Rede als sonst auf vulkanischen, isolirten Gipfeln.

Wollen wir besondere Höhenregionen auf den Kanaren unterscheiden, so sind es die folgenden drei, schon von Berthelot und Webb bezeichneten, welche den drei sich über einander legenden Klimaten entsprechen:

1. Die Strandregion, bei 700 m.
2. Die Wolkenregion, von 700 bis 1000 m, begreift die Höhenlage, wo in der Regel die Passatwolke lagert.
3. Die Gipfelregion, die Region über den Wolken, welche allein auf Tenerife zur vollen Geltung kommt.

Im zweiten Theile seiner Arbeit giebt Dr. Christ eine specielle Untersuchung der Florenbestandtheile der Kanaren. Er beziffert die Gesammtzahl der Arten der Gefäßpflanzen auf 1226. Davon sind 420 Arten eingewandert, größtentheils aus Südeuropa, zum Theil aber auch aus den Tropen. Wirklich einschließlich sind sonach 806 Arten, von denen 414, also 50 Proc., endemisch sind, ein äußerst hoher Procentsatz, wenn man die Nähe Afrikas berücksichtigt. Ein ähnliches Verhältniß zeigt fast nur noch die Insel Sokotra. Doch erstreckt sich der Endemismus der Kanaren auch auf die benachbarten Archipele. Der größere Theil der Kanarenflora schließt sich an Grisebach's Mittelmeerflora und Boissier's Orientflora an. Unter den Kanarenpflanzen exotischer Verwandtschaft bildet die südafrikanische, richtiger altafrikanische Flora das wichtigste Kontingent. Diese muß in früheren Zeiten das ganze Gebiet des afrikanischen Kontinents umfaßt haben und bildet ohne allen Zweifel den ältesten Bestandtheil der Kanarenflora. Die unterseeische Verbindung mit dem Kontinent deutet darauf, daß der Uebergang von Formen auf die Inseln wesentlich erleichtert war. Das Centrum dieser afrikanischen Flora, welche jetzt das ferne Kapland darstellt, ist früher wahrscheinlich das äquatoriale Afrika gewesen; es spricht dafür auch das Vorkommen abessinischer Hochlandspflanzen auf dem Kamerungebirge, die unmöglich über die heutigen, hochtropischen Ländermassen des inneren Afrika hin eingewandert sein können. Die Insel Sokotra, welche ebenso wie die Kanaren eine überraschend große Anzahl abessinisch-südafrikanischer Arten zeigt, hat mit der dürren, felsigen Küstenregion der Kanaren die größte Analogie. Während das innere Afrika allmählich durch die süd-asiatischen Einwanderer angefüllt wurde, hat sich mithin an den Rändern die alte Flora in namhaftem Belange erhalten. Wenn nun die allgemeine, alte Ausstrahlung der Atlantischen Flora von den Kanaren nach Norden ging, wie die abnehmenden Zahlen der Madeira- und der Azorenflora beweisen, so ist in neuerer Zeit, seit der Herrschaft des Golfstromes, deutlich ein Transport in dessen Richtung, also von den Azoren nach Madeira und von Madeira nach den Kanaren und speciell nach der Kette von Anaga, dem nördlichen Vorgebirge von Tenerife, zu spüren.

Die in der Vorzeit nach den Kanaren gelangten kontinentalen Formen änderten vorwiegend in einer bestimmten Richtung und nach einem einheitlichen Plane ab. Derselbe äußert sich in der Verlängerung und Verdickung des Stammes und der Bildung von Blattrosetten. Hierin erkennen wir deutlich die Einwirkung des Klimas: die Gleichmäßigkeit der Temperatur erlaubt fortwährendes Wachsen des Stammes, und doch ist die Trockenheit groß genug, um die reiche Laubentfaltung zu hindern und die Pflanzen zur Bildung schmaler, dicht beisammen stehender und sich gegenseitig schützender Blätter zu veranlassen. — Die Endemen sind dem Boden aufs Genaueste angepaßt und Grisebach's Ansicht, daß die endemische Kanarenpflanze dem Aussterben verfallen sei, ist unbegründet.

Kritische Bemerkungen zu L. Haneuse's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo.

Von **W. Mönkemeyer.**

Die Ausführungen des Lieutenant L. Haneuse über sein Projekt, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 393), dürften für Jemand, der nicht Gelegenheit hatte, die thatsächlichen Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren, viel für sich haben. Die Sachlage gestaltet sich jedoch ganz anders, wenn man die Boden- und Wasserverhältnisse, Klima- und Arbeiterfrage den wahren Umständen gemäß erwägt.

L. Haneuse spricht vom jungfräulichen Boden am Congo und Viele vor ihm haben die bewundernswerthe Fruchtbarkeit nicht genug loben können. Wenn man während der nassen Zeit das Congogebiet besucht, so wird man wohl an die englischen Gefilde erinnert, wo sich grüne Wiesen weithin erstrecken und das Auge wohlgefällig auf den einzelnen Baumgruppen ruht. Während der trockenen Jahreszeit jedoch werden die grünen Steppen am Congo von den sengenden Strahlen der Sonne braun gebrannt, schlaff hängen die Blätter der Sträucher herab, und selbst die Oelpalme mit ihren versengten Wedeln macht nur einen trübseligen Eindruck.

Wirklich kennen lernen und beurtheilen kann die Bodenverhältnisse nur, wer selbst mit dem Spaten und der Hacke in der Hand versucht hat, den Boden zu bearbeiten, selbst gesäet und geerntet hat. In Bd. 48, S. 331 dieser Zeitschrift ist meine Ansicht über die dortigen Bodenverhältnisse ausgesprochen worden. L. Haneuse schlägt als geeigneten Ansiedelungspunkt z. B. das Thal bei Boma vor. Ich kenne diese Gegend genau und habe mich über die Bodenverhältnisse dieses Thales durch Versuche belehrt. Es gehört ja zu den noch am meisten begünstigten Stellen des unteren Congogebietes; doch sind die Bodenverhältnisse noch nicht günstig genug, um zur Anlage einer Ackerbaukolonie empfohlen zu werden und besonders ist es der Wassermangel, der einem solchen Projekte widerspricht. Zwar windet sich dort ein kleiner Bach durch das enge Thal, der Krokodilfluß; doch hat er in seinem oberen Laufe während der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser und liegt außerdem sehr tief, so daß es äußerst schwierig und kostspielig sein würde, das Wasser mittels Vorrichtungen zum Pumpen auf die höher gelegenen etwaigen Kulturflächen zu bringen. Bohrversuche nach Wasser, die dort angestellt wurden, blieben erfolglos.

L. Haneuse schlägt vor, zum Anfange 12 Mann zu engagiren, um sein Projekt auszuführen, und könnte man mit der Art und Weise der Uebersiedelung und Installirung der Leute ganz einverstanden sein. Er schlägt ferner vor, 150 Schwarze für die Bearbeitung des Bodens anzuwerben. Das ist jedoch nicht so leicht gethan, denn die Arbeiterfrage ist sehr schwierig zu lösen, worüber ich mich in Heft 22 der Kolonialzeitung von 1885 näher ausgesprochen habe; auch ist zu bemerken, daß der Kostenanschlag in Bezug auf Lohn für die schwarzen Arbeiter viel zu niedrig angesetzt ist. Nach meinem Dafürhalten dürften 21 600 Francs statt 7200 Francs nicht zu hoch gegriffen sein. Der ge-

wöhnliche Lohnsatz für einen Arbeiter pro Monat beträgt, niedrig angesetzt, für die dortigen Verhältnisse vier Stücken Zeug, à ca. 3 Francs = 12 Francs oder 144 Francs pro Jahr für einen Mann, 21 600 Francs für 150 Mann in einem Jahre, oder 14 400 Francs mehr, als der Kostenanschlag besagt.

Ueber den Gegenstand des Anbaues hat Haneuse nur wenig gesagt, wenigstens finden sich unter seinen vorgeschlagenen Kulturpflanzen nur wenige, die für den europäischen Markt Wichtigkeit hätten, denn die dort eventuell gezogenen Gemüse, Bananen, Mango ꝛc. würden nur zur theilweisen Ernährung der Kolonisten selbst Werth haben, die Kultur der Erdnuß, des Manihok und des Maises, welche von den Eingeborenen selbst ihrem Bedürfnisse entsprechend gebaut werden, wirft keinen Verdienst ab, Getreide wird schon aus klimatischen Gründen nicht gedeihen und für Kaffee und Kakao ist der Boden zu schlecht und nicht tiefgründig genug. Auch trocknet die Erde während der trockenen Zeit dermaßen aus in Folge des Mangels an Baumvegetation, daß etwaige Plantagen schon in Folge von Trockenheit und Mangel an Schatten zu Grunde gehen würden. Ebenso hätte der Reis wenig Aussicht auf Gedeihen; bis heute noch wird der sämmtliche Reis, der an die Arbeiter als Kost vertheilt wird, aus Europa bezogen, wodurch sich die Ernährung der Leute sehr theuer stellt. Haneuse denkt nun so viel Manihok, Mais ꝛc. anzupflanzen, daß die Beköstigung der Arbeiter dadurch bestritten werden könnte. Aber was würde denn von den kleinen Thälern im unteren Congo-Gebiete zur Kultur von Handelspflanzen übrig bleiben, wenn allein für 150 Mann Manihok und Mais gebaut werden soll?

Hat der Plantagenbau aus den angeführten Gründen keine Aussichten in diesen Gebieten, so hat der Verkauf von besseren Nutzhölzern nach Europa und geschnittenen Bohlen zum Häuserbau dort schon deshalb keine Aussicht, weil von Boma bis Stanley-Pool kein nennenswerther Wald vorkommt und die ziemlich verbreiteten Affenbrotbäume in Folge der schwammigen Beschaffenheit des Holzes nicht zu verwerthen sind, gar nicht zu erwähnen des Mangels an Wagen und der Schwierigkeiten, welche sich dem Transporte gefällter Bäume auf dem so ungünstigen Terrain entgegenstellen würden. Als Beispiel für die Holzarmuth dieser Gegenden will ich nur anführen, daß ich genöthigt war, in Boma Tag für Tag zwei Mann zu beschäftigen, um das wenige Brennholz für die Küche zu suchen. Sie fanden auch das nicht mehr, und blieb nichts Anderes übrig, als das Brennholz aus den Mangrovewäldern bei Ponta de Lenha zu beziehen und bezahlten wir für 1000 Splitter 20 Francs.

Die bisherigen Versuche im Plantagenbau haben nur ungünstige Resultate ergeben und von dem Versuche auf Veranlassung des holländischen Hauses, Kaffeeplantagen auf der großen Insel bei Boma zu errichten, ist Berichten neueren Datums zu Folge dasselbe ungünstige Resultat zu verzeichnen und deshalb die Kultur wieder aufgegeben worden. Doch die Viehzucht! Haneuse sagt selbst, daß die Fouragefrage noch zu lösen ist, aber wie, sagt er nicht. Jedenfalls würde sich die Einrichtung der Viehzucht nur auf die Verpflegung der Kolonisten beschränken. Wir sehen also, daß sich Haneuse's Projekt, bei Lichte besehen, als völlig hinfällig erweist; doch ehe ich meine kritischen Bemerkungen schließe, will ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, den Haneuse völlig übergangen hat. Wie ist das Klima? Wird der Ansiedler demselben auf die Dauer Widerstand leisten können?

Nach den bisher gemachten Erfahrungen kann man nur mit „Nein!“ antworten. Man bedenke, daß von circa 500 Weißen, welche im Dienste der Association waren, nur circa sechs ihre kontraktliche Zeit von drei Jahren haben aushalten können. Außerdem spricht die Annahme des Gesuches der Aerzte der Association, in Folge der vielen Verluste an Menschen die kontraktliche Zeit von drei auf zwei Jahre herabzusetzen, am besten für die dortigen ungünstigen klimatischen Verhältnisse. Man kann also mit Bestimmtheit behaupten, daß eine Ausführung des Haneuse'schen Projektes, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten, niemals von Erfolg gekrönt sein kann.

Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon).

Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens von **F. Blumentritt.**

Sr. Trullens hat in dem Boletin der Sociedad filipina de Amigos del Pais eine interessante Abhandlung über die Guinanes der luzonischen Provinz Abra veröffentlicht, deren wissenswerthen Inhalt ich hier mit Weglassung einzelner verfehlter oder überflüssiger Partien mittheile. Die Einleitung kann ich füglich übergehen, denn sie offenbart jene liebenswürdige Naivetät ethnographischer Unkenntniß, die das Erbtheil der meisten spanischen Autoren zu sein scheint, die über die Philippinen schreiben. Man traut seinen Augen nicht, wenn man da liest: die Igorrotenstämme des nördlichen Luzon seien Mischlinge, in deren Adern europäisches (kaukasisches), malayisches und chinesisches Blut rolle. Trullens ist aber einsichtig genug, am Schlusse seiner Einleitung zu gestehen, daß man eben über die Abstammung der Igorroten nichts Sicheres wüßte. So abenteuerlich also der spanische Officier seine Abhandlung eröffnet, ebenso nüchtern und einfach theilt er seine eigenen Beobachtungen mit, die er während seiner Dienstzeit in den Grenzposten der Provinz Abra anzustellen hinreichend Gelegenheit hatte. Ich werde mir die Freiheit nehmen, wo es passend erscheint, meine Bemerkungen beizufügen.

Die unabhängigen Guinanen der Provinz Abra wohnen in armseligen Hütten, die sie an recht versteckten Plätzen errichten, um so besser vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu sein. Als Baumaterial dient Holz, Rohr (auch Bambu) und Congogras. Sie kennen die Säge noch nicht, sie fällen deshalb mit ihrer liua[1]) genannten Axt einen großen Baum und hauen aus ihm den Balken von gewünschten Dimensionen heraus. Mehrere solche vereinzelte Hütten (Ranchos) bilden dann ein Dorf, die sogenannte Rancheria. Wie alle Stämme der Philippinen nähren auch sie sich vorzugsweise von Reis, den sie fleißig anbauen und von

[1]) Von anderen Autoren auch liva, ligua, aliva genannt.

dem sie zwei Ernten jährlich erzielen. Außerdem bauen sie Camote (Convolvulus Batatas) und einige Knollengewächse an. Man findet bei ihnen auch Zuckerrohranpflanzungen, doch verdanken diese ihre Existenz nicht etwa dem Handelstriebe, auch wird kein Zucker aus dem Rohre gewonnen, man kultivirt vielmehr diese Pflanze nur aus dem Grunde, um daraus einen Branntwein, den básІ [1]) zu erzeugen, welcher das Lieblingsgetränk der Guinanen bildet. Als Hausthiere besitzen sie Hunde, Carabaos (Kerabau-Büffel), Schweine und Hühner; alle diese Thiere werden schlecht gehalten und gepflegt; ihr Fleisch, auch jenes der Hunde, wird nur bei festlichen Anlässen genossen, weil eben ihre Heerden nur wenig zahlreich sind. Das Bedürfniß nach Fleischnahrung wird durch Jagd oder Fischfang, besonders aber durch Viehraub und Diebstahl befriedigt, unter dem besonders die Viehbesitzer der ebenen Theile der Provinz schwer zu leiden haben.

Obwohl das Klima ihrer bergigen Heimath an rauhen Wettertagen nicht arm ist, so entbehren sie doch, von Jugend auf abgehärtet, einer ausgiebigen Bekleidung, indem sie sich mit einem einfachen Lendenschurze begnügen. Dieser wird aus Baumrinde hergestellt und zwar in zwei Größen, dem kleineren baag [2]) für die Männer und dem caïn für die Weiber. Die kleinen Kinder laufen ganz nackt herum. Die Männer tragen als Kopfbedeckung jenes zierlich geflochtene Hutkörbchen, das in der Weltreise von Dr. Hans Meyer S. 515 abgebildet worden ist; diese eigenartige Mütze führt den Namen cal-logón oder sublon. Die Frauen schlingen um den Hals viele Schnüre, an welche Glas-, Stein- oder Beinkügelchen gereiht sind, ferner lieben sie Ohrgehänge aus Kupferreifen und sonstigen Schmuck von Kupfer oder Muscheln. Sowohl Männer wie Weiber zieren ihren Körper, insbesondere Brust und Arme, mit graziösen, ornamentalen Zeichnungen, indem sie die Haut aufstechen und in die Wunde den Saft des Zuckerrohres einspritzen.

Die Guinanen sind zwar sehr kriegslustige Leute, doch fehlt ihnen der Muth der Europäer und Japanen, weshalb sie dem Kampfe Mann gegen Mann sorglich aus dem Wege gehen. Sie ziehen es vor, durch Ueberrumpelung oder vom Hinterhalte aus den Feind unschädlich zu machen, was ihnen um so leichter fällt, als das Buschdickicht und zerklüftete Terrain ein unbemerktes Heranschleichen an den Feind gestattet. An letzteren ist kein Mangel, denn unter ihnen herrscht der grausame Brauch der Blutrache und da nicht nur der Mörder und seine Familie, sondern auch die ganze Rancheria desselben der Vendetta anheimfällt, so nimmt das Morden kein Ende. Manchmal verbünden sich zwei oder mehr Rancherías, um eine dritte zu überfallen. In diesem Falle wird nichts geschont, alle Bewohner des unglücklichen Dorfes werden niedergemetzelt, die vorhandenen Lebensmittelvorräthe und das Vieh weggeschleppt, die Hütten niedergebrannt, die Felder verwüstet, die Fruchtbäume gefällt, so daß nichts als verkohlte Balken und verödete Felder an die ehemalige Niederlassung erinnern, während die Sieger die abgeschlagenen Köpfe der getödteten Feinde als Trophäen nach Hause bringen, um dort eines jener Siegesfeste zu feiern, von denen weiter unten berichtet werden soll. Diese ihre Kampfweise macht sie regulären Truppen sehr gefährlich; diese sehen sich plötzlich von Wurfspießen umschwirrt und ehe sie in das Dickicht eindringen, um den versteckten Feind zu fassen, hat dieser längst die Flucht ergriffen. Auf diese Weise kann oft ein einziger Krieger eine ganze Abtheilung spanischer Soldaten zum Besten halten und mehrere von ihnen verwunden, während es ihm gelingt, trotz der Remingtongewehre seiner Gegner zu entkommen [1]). Wenn aber einer Bande solcher Kopfjäger jeder Rückzug abgeschnitten ist, dann wissen sie sich auch mit dem Muthe der Verzweiflung zu vertheidigen, denn sie ziehen den Tod dem Verluste der Freiheit ohne Zögern vor. Für diese Söhne der Bergwildniß ist auch die Kerkerluft unerträglich; Lieutenant Trullens fand, daß die meisten gefangenen Igorroten nach kurzer Zeit schon zu kränkeln begannen und rasch dahinstarben. Es ist dies nicht etwa die Folge einer mangelhaften Ventilation oder ungenügenden Nahrung, im Gegentheil: in ihren schmutzigen, russigen Hütten, in deren von Gestank und Ungeziefer erfüllten Räumen der Europäer nicht auszuhalten vermag, athmen sie jedenfalls eine viel verdorbenere Luft, als in den geräumigen Tribunales der christlichen Pueblos von Abra; es ist nur der Verlust der ungebundenen Freiheit, der sie tödtet, vielleicht auch glauben sie, daß ihrer ein gräßlicher Martertod harre.

Lieutenant Trullens behauptet, sie besäßen keine Religion, sondern nur abergläubische Bräuche, d. h. er kennt keine „Götter“ der Guinanen und weiß nicht, daß der „Aberglauben“ der Heiden eben ein Bestandtheil ihrer Religion ist. Von ihren Göttern sprechen eben die philippinischen Malayen den Spaniern gegenüber nicht gerne; denn es giebt unter den Spaniern Bigotte und Atheisten, erstere suchen die Heiden sofort zu bekehren, wodurch letztere zurückhaltend werden, die Atheisten pflegen aber die armen Teufel zu verspotten, was Niemandem angenehm ist, am allerwenigsten dem Malayen, dessen Ehrgefühl zu leicht zu verletzen ist. So sind denn die Spanier leicht geneigt, den heidnischen Eingeborenen ohne Weiteres jede Religion abzusprechen.

Was Trullens über die „abergläubischen“ Bräuche der Guinanen berichtet, ist insofern interessant, als aus dem Mitgetheilten ein weiteres Beweismaterial für die Behauptung hergestellt werden kann, daß die religiösen Vorstellungen der philippinischen Malayen im Großen und Ganzen dieselben sind. So gilt dies gleich für das Vogel-Augurium. Ein Guinane, der von einer Ranchería aufbricht, um eine zweite zu besuchen, wird selbst in dem Falle, daß er nach mehrstündiger Wanderung schon in der unmittelbaren Nähe seines Reisezieles angelangt ist, sofort umkehren, wenn das kleine Suiit genannte Vögelchen klagende Weisen singt. Der Suiit nämlich singt zwei Melodien, die eine mit schmetternden, jubilirenden Trillern, die andere mit langgezogenen klagenden Tönen. Hört der Guinane die erste Weise, so setzt er fröhlich und wohlgemuth seine Reise fort, denn er wird dann liebevolle Aufnahme bei seinen Gastfreunden finden und im Falle feindlichen Angriffes heil und unversehrt zu den Seinen zurückkehren; singt aber der Suiit seinen Trauergesang, dann gilt es schleunig umzukehren, denn sonst geht Alles, was man zu unternehmen beabsichtigt, schief, oder er findet bei der Heimkehr seine Lieben krank oder todt. Ein ähnliches Augurium wird in anderen Theilen der Insel Luzon dem vielleicht mit dem Suiit identischen Vögelchen Tictic zugeschrieben, während auf der Insel Mindanao die Taubenspecies Limoco oder Limocon dieselbe Rolle spielt.

---

[1]) Man findet auch die Form básig vor.

[2]) Im Spanischen bahaque.

[1]) Die Spanier, welche in den Ländern der Igorroten nur kleine Militärposten von 15 bis 20 Mann eingeborener Infanteriesoldaten und Gendarmen besitzen, pflegen im Kriegsfalle, die Fehden der Igorroten benutzend, sich mit Igorroten-Hilfstruppen zu versehen, welche den Feind aufspüren und zum Stehen bringen.

Gehen mehrere Igorroten zusammen und niest einer von ihnen, so hocken sich wie auf Kommando seine Begleiter blitzschnell auf die Fersen nieder und verharren in dieser den Malayen eigenthümlichen Ruhelage ungefähr eine Minute; thäten sie dies nicht, so würde der Marsch dann irgendwo eine unliebsame Verzögerung erfahren oder sonst etwas Widriges ihnen zustoßen.

Wenn ein Guinane krank wird, so strömen, kaum daß die Nachricht sich verbreitet hat, selbst aus entfernten Rancherías, alle Freunde, Bekannten und Verwandten des Erkrankten nach seiner Hütte, um ihn zu besuchen. Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß bei allen Igorroten die Verwandtschaft bis in die entferntesten Glieder eng zusammenhängt, welche schöne Sitte aber auch bei Blutfehden die Kriege nie enden läßt, indem, je ausgebreiteter die Sippe ist, desto hartnäckiger jeder Versöhnungsversuch des Gegners zurückgewiesen wird. Zur Heilung wird, wie auch bei anderen Stämmen des Indischen Archipels, eine Priesterin oder, wenn wir es auf gut deutsch nennen wollen, eine Hexe gerufen. In jedem Dorfe giebt es nämlich mindestens ein altes Weib, das vorgiebt, im Besitze übernatürlicher Zauberkräfte zu sein, Kranke heilen und in die Zukunft schauen zu können. Die Zauberin erscheint nun in der Hütte des Patienten und verlangt je nach dem Grade der Krankheit oder des Reichthumes des Leidenden ein Opferthier: Schwein oder Huhn. Umgeben von den Familienangehörigen und der Schaar der herbeigeeilten Gäste schlachtet die Priesterin das Thier und forscht nun in den Eingeweiden nach gewissen Flecken, aus deren Gestalt ꝛc. sie ersieht, ob der Kranke genesen wird oder sterben muß. Diese merkwürdige Diagnose wird von den Umstehenden mit großer Verwunderung und naiver Glaubensfestigkeit vernommen. Ist die Diagnose günstig, so folgt der Cañao. Mit dem Worte cañao bezeichnen die Igorroten von Abra, Bontoc und Lepanto, also nicht allein die Guinanen, alle Festlichkeiten, Bräuche und Ceremonien, welche einen religiösen, oder wie Trullens will, einen abergläubischen Hintergrund haben. Trullens meint sogar, daß dieses Wort auch jene Bedeutung besäße, welche unserem: „Göttliche Vorsehung“ innewohnt. Sei dem, wie ihm wolle, gewiß ist, daß man im Allgemeinen unter Cañao einen Festschmaus mit Gesang und Tanz versteht, der nicht zu privatem Zwecke arrangirt wurde, sondern eine Art religiösen Kultus vorstellt. Das Cañaofest reducirt sich vorzüglich auf ein übermäßiges Essen und Trinken; zu letzterem wird der erwähnte Reisbranntwein, básІ, verwendet, dem in einer solchen Weise zugesprochen wird, daß die meisten Festgenossen sich vollständig, ja bis zur Sinnlosigkeit, berauschen. Der hierbei aufgeführte Tanz wird entweder nur von Männern oder nur von Weibern, bisweilen auch von beiden Geschlechtern vereint producirt. Als Musikinstrumente dienen kupferne Becken, welche von Männern mit Faustschlägen bearbeitet werden und zwar zählt man gegen 140 Schläge auf die Minute. Der Höllenlärm, welchen dieses gainza genannte Instrument hervorbringt, verursacht gewöhnlich einen Rückfall bei dem Kranken, denn die ganze Scene spielt sich vor der Hütte des Leidenden ab; es ist, als ob fünf bis sechs Kupferschmiede wie wüthend dreinhämmerten. Der Tanz selbst besteht aus Gliederverrenkungen, Springen und besessenem Umhertoben. Diese Festlichkeit währt je nach dem Ansehen und Heerdenbesitz des Leidenden acht, zehn, fünfzehn bis zwanzig und noch mehr Tage. Wird der Kranke gesund, so sagen die Guinanen, daß das Cañaofest allein ihn gerettet hätte. Ist der Tod eingetreten, so wird ebenfalls ein Cañao veranstaltet, der aber nur drei Tage währt. Diesem Trauer-Cañao präsidirt der Todte selbst, der an einem Bambugerüste, das von der Hüttendecke herabhängt, befestigt ist. Hierauf wird der Leichnam unter der Hütte begraben, denn die Häuser der Guinanen stehen, wie bei allen Malayen, auf Pfählen, so daß zwischen der Erde und dem Boden der Hütte ein freier Zwischenraum bleibt; mitunter wird der Körper des Entseelten auch neben der Hütte, jedenfalls so nahe als möglich, begraben. Dieselben Festlichkeiten finden bei Geburten und Hochzeiten statt, ebenso, wenn eine Bande Kopfjäger als Sieger heimkehrt. In letzterem Falle werden die heimgeschleppten, abgeschlagenen Feindesköpfe auf Pflöcke gespießt, worauf man um sie herumtanzt und selbe mit Schimpfworten, Flüchen und Verhöhnungen überschüttet.

Die Häuptlinge, welche immer durch Reichthum sich auszeichnen, werden in ihrer Macht bedeutend durch den Einfluß der alten Leute eingeschränkt, welche bei Hochzeiten, innerhalb der Rancherías, Friedens- und Freundschafts-Verträgen, Kriegsansagen um Rath befragt werden, so daß sie eigentlich de facto die Leiter der Ranchería sind und den Häuptlingen nur mehr die Führung im Kriege obliegt. Ihre Offensivwaffen bestehen aus der Lanze (tubay) und der breiten Axt (liua), mit der sie dem Feinde den Kopf abschlagen, als Defensivwaffe dient der Schild, calasag genannt. Unbewaffnet verläßt kein Guinane seine Behausung, da er stets gefaßt sein muß, einem Kopfjäger zu begegnen. Um das Heranschleichen der letzteren an ihre Hütten zu erschweren, stecken sie Rohrsplitter und zugespitzte Holzpflöcke in das Gras, damit der Feind seinen durch keinen Schuh geschützten Fuß sich durchbohre.

Die Bemerkungen des spanischen Autors über die Sprache der Guinanen sind naiv: nach seiner Meinung besteht die (so sagt er) wortarme Sprache aus einem verdorbenen Ilocano [1]), welchem Worte aus anderen Igorrotendialekten beigesellt sind; demnach würden die Guinanen gar kein eigenes Idiom, sondern ein Kauderwälsch sprechen, was aber nach dem von Hans Meyer publicirten Vocabular nicht der Fall ist.

---

[1]) Das Ilocano ist jener malayische Dialekt, welcher in den Provinzen Ilócos Norte, Ilócos Sur, Unión und in den größeren Ansiedelungen der Provinz Abra selbst gesprochen wird. Vielleicht sprechen die Guinanen im Verkehre mit den Spaniern und Ilocanen eine Art Lengua general, die von Trullens für das eigentliche Idiom dieses Igorroten-Stammes genommen wurde.

Kürzere Mittheilungen.

Botanische Erforschung der Chilenischen Anden.

Dr. R. A. Philippi, Professor der Botanik in Santiago, schreibt unterm 21. August 1885 an Sir Joseph Hooker:

„Mein Sohn machte im Sommer eine Reise von 110 Tagen von Copiapo nach dem Flusse Camarones, der jetzigen Grenze zwischen Chili und Peru. Er ging zuerst von Copiapo nach Antofagasta de la Sierra (26° 5′ lat., 27° 20′ long., 3570 m über dem Meere), wo etwa 60 bis 100 Leute wohnten, und von da (fast immer auf dem hohen Tafellande der Wüste in einer Höhe von 3500 bis 4200 m) nach Huasco de Tarapaca, von wo er in die Pampa del Tamarugal hinabstieg. Die Reise dehnte sich über acht Breitengrade aus. Dieses hohe Tafelland ist fast ein einziges Bett trachytischer Lava, über welches eine Anzahl erloschener Vulkane zerstreut sind, von denen drei höher sind als der Chimboraſſo, nämlich der Llullaillaco, 6600 m (ich war vor 21 Jahren an seinem westlichen Fuße); der Tuniza, 6540 m und der Pular, 6500 m. Es finden sich viele große Salzseen, von denen mehrere ganz trocken sind. Die Vegetation ist in diesem östlichen Theile der Wüste nicht so spärlich, wie in dem westlichen, den ich früher besucht hatte, wahrscheinlich in Folge eines schwachen Einflusses des Passates, und die Wasserplätze sind zahlreicher und näher bei einander.

Ueber 400 Pflanzenarten wurden heimgebracht, von denen die Hälfte noch nicht beschrieben ist. Unter ihnen ist eine Polylepis (baum- oder strauchartige Gewächse aus der Familie der Rosaceen), die nur in einer Quebrada gefunden wurde, und Pilostyles Berterii, eine parasitische Pflanze, die zu derselben Familie wie Rafflesia gehört und in einer Höhe von 3700 m gefunden wurde! — natürlich auf einer Adesmia (Bäume oder Sträucher, zu den Leguminosen gehörig). Die drei Arten von Farnen sind: Pellaea ternifolia, Cheilanthes micropterus und ein schöner Cincinnalis, welcher neu zu sein scheint. Die zahlreichste Familie sind natürlich die Compositen mit 94 Arten; von Gräsern fanden sich 42, von Leguminosen 28 bis 29, von Verbenaceen 15, Solaneen 28, Chenopodiaceen 15 Arten. Unter diesen Pflanzen sind neun neue Gattungen. Einige sind sehr merkwürdig, wie eine Verbenacee, die in kleinen, halbkugeligen Büschen wächst und das Aussehen einer Composite hat, mit sitzenden Blüthen und Federkelch, der aus dem tief eingeschnittenen und mit langen Wimpern besetzten Kelche (calyx) besteht. („Nature.")

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Schneller als sonst ist dem letzten deutschen Geographentage die Ausgabe seiner Verhandlungen gefolgt; die „Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885". Herausgegeben von Dr. H. Michow in Hamburg. (Mit zwei Karten. Berlin, D. Reimer, 4 Mk.) sind schon Anfangs November 1885 erschienen. Den größten Theil des Jahrganges nehmen die Vorträge ein, und unter diesen wieder diejenigen über antarktische Forschung, über welche Neumayer, Ratzel, Penck und Peters sprachen. Natürlich nahm auch Afrika seinen Platz in den Verhandlungen ein. Interessant ist der Vortrag von W. Westendarp über den Elfenbeinreichthum Afrikas; die Ostküste lieferte in den Jahren 1879 bis 1883 durchschnittlich jährlich 564 000 kg, die Westküste 284 000 kg, zusammen 848 000 kg im Werthe von 15 bis 17 Millionen Mark. Dies ergiebt, den Verbrauch für Afrika selber nicht gerechnet, ca. 65 000 getödtete Elephanten im Jahre (H. Zöller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, IV, S. 167, ist dagegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der größere Theil des in den Handel gelangenden Elfenbeins nicht von getödteten, sondern von gestorbenen Elephanten herrührt). Westendarp hofft, daß es noch gelingen wird, das edle Thier vor der völligen Ausrottung zu bewahren und es zu zähmen. — Clauß sprach über die Schingú-Expedition, Boas über die Eskimos des Baffinlandes, Michow über das Bekanntwerden Rußlands in vor-Herberstein'scher Zeit, Rhode über Ortsnamen u. s. w. Aus den Verhandlungen ist als besonders erfreulich hervorzuheben, daß der Geographentag der Herstellung eines fortlaufenden geographischen Repertoriums in Form knapper, objektiver Referate sein Interesse zuwenden wird. Seine nächste Versammlung wird in Dresden stattfinden.

— Mit Bezug auf das Verschwinden des färöischen Felsens Munken (s. „Globus", Bd. 48, S. 285) theilen die Proc. R. G. S. vom December 1885 noch folgenden Brief des Admiral C. Irminger mit, den wir zur Ergänzung hier folgen lassen: Auf die Nachricht, daß ein Theil des „Munken" eingefallen sei, erhielt Kapitän F. Irminger, der in diesem Jahre die Island- und Färöer-Station befehligt, vom Marine-Minister den Auftrag, den „Munken" zu untersuchen, und lasse ich hierbei das Resultat seiner Untersuchungen folgen. Der Felsen liegt etwa 3½ Seemeilen von der südlichsten Spitze von Suderö. Ein Theil des „Munken" ist eingestürzt; aber doch beträgt die Höhe des Felsens noch etwa 30 Fuß über der Meeresfläche und kann derselbe von dem 18 Fuß über dem Wasserspiegel sich befindenden Auge auf etwa 11 Seemeilen gesehen werden. Die drei flachen Felsen, die nordöstlich vom „Munken" liegen (sie heißen „Fleserne"), erheben sich etwa 16 Fuß über das Meer. „Munken" liegt auf 61° 22,5′ nördl. Br. und 6° 45,5′ westl. L. Gr.

— Nach fast 58jähriger Arbeit ist in diesem Sommer die Regulirung der Besitzverhältnisse in dem Küstenlande von Norrbotten in Schweden vollendet worden, eine Arbeit, die dem Staate viele Millionen Kronen gekostet hat. Außer den großen praktischen Vortheilen für den Staat und die betreffenden Kommunen, unter anderen durch die Beschaffung eines concisen Grundbuches, sind auch bedeutende wissenschaftliche Resultate gewonnen worden. Durch die Vermessungen dieses Küstenstriches von circa 20 (schwedischen) Meilen Länge und durchschnittlich 12 Meilen Breite, oder im Ganzen circa 240 Quadratmeilen, ist das Material zu einem vollständigen Kartenwerke

im Maßstabe theils von 1 : 4000, theils von 1 : 8000 beschafft worden. Auch das ökonomische Kartenwerk von Schweden (zu agronomischen und statistischen Zwecken) ist um diesen Küstenstrich bereichert worden.

Asien.

— Unlängst ist das erste Stück der großen sibirischen Eisenbahn, die 135 km lange Strecke Jekaterinburg-Kamyschlow, eröffnet worden; die Strecke bis Tjumen (201 km) soll bald folgen. In Tjumen wird die Bahn das weite Netz schiffbarer sibirischer Ströme erreicht haben.

— Der große Nachtheil, welchen die Einfuhr von Anilinfarben der Textilindustrie Persiens zugefügt hat, veranlaßte die persische Regierung vor einigen Jahren, jenen Import zu verbieten. Die Folge davon war, daß nun die Einfuhr von Garn, das mit Anilin gefärbt war, bedeutend zunahm, so daß jenes Verbot das Uebel nicht milderte. In Folge dessen hat nun die persische Regierung die Einfuhr von mit Anilin gefärbtem Garne gänzlich untersagt. (In neueren Reisewerken findet man fast stets dieselben Klagen über den Verfall der berühmten persischen Teppichweberei in Folge der Verwendung von Anilinfarben.)

— Ueber die Besetzung von Port Hamilton (südlich von Korea) durch die Engländer und seine Bedeutung bringt „The Chamber of Commerce Journal“ (Bd. IV, Nr. 46) folgende Angaben. Die Besetzung geschah in aller Stille und plötzlich im vergangenen Mai; sie wurde durch das Erscheinen russischer Kriegsschiffe in der Nachbarschaft zu einer Zeit, als gerade mit dem koreanischen Premierminister wegen der Erwerbung des Platzes unterhandelt wurde, beschleunigt. Nach dem Hissen der britischen Flagge wurden die Unterhandlungen fortgesetzt, der Kauf abgeschlossen und bei einem Schanghaier Bankhause eine gewisse Summe für die koreanische Regierung eingezahlt. Der Hafen ist also regelrecht erworben worden. England fühlte schon lange, daß es bei der wachsenden Bedeutung des russischen Hafens Wladiwostok — der noch vor 15 Jahren eine Einöde war und jetzt das Sebastopol des Ostens ist — irgend einen Hafen in den chinesischen Gewässern nördlich von Hongkong als Kohlenstation haben müßte. Wladiwostok war früher eine ständige Bedrohung sowohl für den englischen Handel in jenen Meeren, als auch für Vancouver, die vertheidigungsloseste aller englischen Kolonien. Im Kriegsfalle würden natürlich die japanischen und chinesischen Häfen für neutral erklärt werden; läßt man nun Port Hamilton außer Anschlag, so würde eine Flotte, welche von Hongkong zur Blockade von Wladiwostok ausgesandt wird, dort erst anlangen, nachdem ihr Kohlenvorrath ganz erschöpft wäre. Diese Ueberlegung hat hauptsächlich zur Besetzung von Port Hamilton geführt, welches nur eine Tagereise von Takashima, der großen japanischen Kohlenmine (vergl. oben S. 31), und drei von Wladiwostok entfernt ist. Außerdem ist das Klima von Port Hamilton so angenehm — es gleicht demjenigen von Madeira — daß es wahrscheinlich in Zukunft die sommerliche Station der englischen Flotte werden wird; telegraphische Verbindung mit Hongkong ist bereits hergestellt. Ob Port Hamilton auch ein Handelsplatz von Bedeutung werden wird, hängt von der noch etwas entfernten Möglichkeit ab, Korea dem britischen Handel zu erschließen. (Obendrein ist man jetzt etwas davon zurückgekommen, vom koreanischen Handel viel zu erhoffen.)

Afrika.

— Am 24. December 1885 hat in Brüssel seitens der Regierung des Congo-Staates und dreier Vertreter der „Congo Railway Company“ in Manchester, Hutton, Mackinnon und H. Stanley, die Unterzeichnung eines Vertrages stattgefunden, wodurch der „Company“ die Concession zur Erbauung einer Eisenbahn längs der Livingstone-Fälle des Congo ertheilt wird. Dieselbe will nun zunächst durch Subskription in den Hauptstädten der 14 an der Berliner Konferenz betheiligten Reiche 1 bis 2 Millionen Pfd. St. aufbringen. „Es ist etwas sonderbar, — schreibt der Brüsseler Times-Korrespondent dazu — daß man für diese Bahn Geld aufzutreiben sucht, bald mittels einer Lotterie in Frankreich, bald durch Interessirung englischer Kapitalisten, während Belgien, verhältnißmäßig das reichste Land in Europa, sich von etwas gänzlich fern hält, was als ein sehr gewinnreiches Unternehmen dargestellt wird.“ — Noch verdächtiger wird die Sache dadurch, daß H. Stanley den scharfen Angriffen Pechuel-Lösche's gegenüber vollkommen schweigt. Er wird wohl eben nichts zu antworten haben.

— Die Befahrung der beiden südlichen Congo-Zuflüsse, Lulongo und Uruki, welche der Missionar George Grenfell unlängst in Begleitung von Lieutenant von François ausgeführt hat, hat die Hydrographie des südlichen Congo-Beckens bedeutend aufgehellt. Es liegen darüber ein Brief Grenfell's in der „Mail“ vom 25. December 1885 und Mittheilungen in „Le Mouvement Géographique“ (1885, Nr. 28) vor. Zuerst befuhr Grenfell den Lulongo, welcher etwa 50 engl. Meilen nördlich des Aequators in den Congo mündet. Zu seinem großen Erstaunen kam der Fluß stets von Osten her, fast durch vier Längengrade hindurch, und als er 350 engl. Meilen weit auf ihm vorgedrungen war, befand er sich noch immer nördlich vom Aequator (während man bisher geglaubt hatte, dieser Fluß habe eine süd-nördliche Richtung). Die Bevölkerung empfing ihn freundlich; sie sitzt in drei großen Centren, welche von einander durch weite Strecken unbewohnten Landes getrennt sind: 40 Miles vom Congo entfernt die Stadt des Lulongo-Stammes, welcher starken Handel in Sklaven und Elfenbein treibt; etwa 100 Miles weiter die Stadt Masumba am Zusammenflusse des Maringa und Lopori, welche den Lulongo bilden, und wieder 100 Miles weiter am Maringa, dem südlicheren der beiden Flüsse, die weiter zerstreuten, zum großen Theil auf Pfählen errichteten Ansiedelungen der Maringa. Weiterhin wurde das Land immer flacher und schließlich hinderten Gras und umgestürzte Bäume die Weiterfahrt. Masumba dagegen liegt 20 bis 50 Fuß über dem Flusse, hat sehr freundliche Bewohner und scheint für eine Missionsstation vorzüglich geeignet zu sein. — Nachdem der Congo wieder erreicht war, fuhr man denselben hinab und in den 7 Miles nördlich vom Aequator mündenden Schwarzen Fluß oder Uruki hinein. Dieser wurde noch weiter aufwärts befahren als der Lulongo, und wieder war Grenfell überrascht, daß er auf eine Entfernung von nahezu 400 Miles (4⅓ Längengrade) eine fast rein östliche Richtung innehielt. 130 Miles vom Congo aufwärts, in Bumbimbeh, waren die Eingeborenen freundlich, weiterhin aber sehr wild und schossen sofort eine Masse Pfeile ab, ließen sich aber öfters zuletzt in Unterhandlungen und Verkehr ein. So lange der Strom breit genug war, daß der sich in der Mitte haltende Dampfer nicht getroffen wurde, kümmerte man sich um das Schießen wenig; als er aber schmaler wurde und 3 bis 4 Fuß lange Pfeile mit eiserner Spitze auf fast 200 Yards Entfernung das Dach des Dampfers durchbohrten, kehrte man schleunig um, was die Wilden mit Freudengeheul begrüßten. Dieselben gehörten offenbar einem sehr weitverbreiteten Stamme an. Auch den südlichen Zufluß des Uruki, Bosari, befuhr man auf eine Strecke von über 100 Miles. Mehrfach wurde übrigens der Dampfer auf der Rückfahrt von Leuten, die sich zuerst zurückhaltend benommen hatten, freundlich empfangen. Wiederholt traf man auf die von Stanley erwähnten Batwa-Zwerge, welche über ein weites Gebiet zwischen dem mächtigen Balolo-Volke zerstreut wohnen. Die Sprache des letzteren wurde überall längs der mehr als 800 Miles langen neubefahrenen Wasserstraßen, wie auch früher am Lomami, gehört, ein Umstand, der dem Vor-

dringen der Missionare in dieses südliche Congo-Becken entschieden günstig ist.

— Rasch hat Hugo Zöller den vierten und letzten Band seines Reisewerkes „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste" den vorangegangenen drei (vergl. „Globus", Bd 48, S. 382) folgen lassen. Derselbe behandelt das südliche Camerun-Gebiet, Gabun und das französische Kolonialreich in Westafrika und den unteren Congo. Südlich vom Camerun-Delta hat der Reisende mit Ausnahme des unteren Moanja-Flusses nur die Küste kennen gelernt, an welcher fast ausschließlich deutscher Handel vertreten ist; freilich hat Frankreich an vielen Stellen sein Protektorat erklärt, so daß an jenen Gestaden deutsche und französische Gebietstheile wechseln, „wie auf einer Klaviatur die Tasten" (vergl. die folgende Notiz). Hier liegt Groß-Batanga, der größte Elfenbeinmarkt im ganzen Camerun-Lande. Aehnlich, wie an der englischen Goldküste, so spielt auch am Gabun der deutsche Handel die hervorragendste Rolle, trotz der lästigen Zollplackereien seitens der Franzosen. — Interessant und für spätere Zeiten wichtig ist die Ansicht Zöller's, daß von dieser Küste aus sich vielleicht ein Vordringen in das unbekannte Gebiet zwischen Congo und Schari ermöglichen läßt; ob die nach der Küste zu vordringenden Fan, über welche manche Nachrichten von ihm beigebracht werden, dem Hindernisse bereiten würden, scheint ihm nicht von vornherein als sicher festzustehen. Ueberhaupt sind es nur die durch den Handelsverkehr verwöhnten Küstenstämme, welche sich dem Eindringen der Europäer widersetzen; mit den landeinwärts wohnenden Völkern scheint ein viel leichteres Auskommen zu sein, z. B. mit den Bakoko am Moanja-Flusse. „Daß die Bakoko — schreibt Zöller S. 36 — trotz ihrer angenehmen Umgangsformen in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel wilder und ursprünglicher sind als die Küstenstämme, kann kaum bezweifelt werden. Aber auch bei ihnen traf ich Anzeichen einer eigenartigen Kultur, die den Küstenstämmen fehlt oder abhanden gekommen ist, wie ich genau das Gleiche auch schon im Togo-Gebiete beobachtet hatte. Mir sind trotz ihrer größeren Wildheit und Ursprünglichkeit diese Binnenlandsstämme sehr viel sympathischer gewesen als die Küstenbewohner. Obwohl sie, wie so ziemlich alle wilden und halbwilden Völker, unzuverlässig und falsch sind, so findet man doch weit mehr Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und eigene Gewerbe als an der Küste. Auch fehlt jener Bettlerstolz, den die durch den Handel beeinflußten Küstenbewohner in so unangenehmer Weise zur Schau tragen." — Den Schluß machen Auseinandersetzungen über den Congo-Staat, und Zöller's Urtheil lautet ebenso ungünstig, wie dasjenige von Pechuel-Lösche, wenn es auch nicht in so drastische Worte gekleidet ist. Deutscher Handel ist dort fast gar nicht vertreten (S. 171); aber zwei Arten von Geschäftsleuten könnten nach Zöller's Ansicht dort, wie in ganz Westafrika, prosperiren: Eismaschinenfabrikanten und Photographen (S. 107, 108). Als Kuriosum sei noch auf das günstige Urtheil hingewiesen (S. 10), welches die in Westafrika lebenden Deutschen über die dort wirkenden französischen katholischen Missionare fällen. — Und zum Schlusse einen Passus von S. 149: „Was ist die schönste Negerin im Vergleiche zu einer von der Natur nicht ganz vernachlässigten Europäerin! Was sind die kahlen Berge des Congo im Vergleiche zu den rebenumkleideten, burggekrönten, vom Hauche der Geschichte umwehten Hügeln des Rheinstromes!" Ganz recht!! Das ist der springende Punkt bei der ganzen modernen Afrika-Forschung! „Vom Hauche der Geschichte umweht" ist in Afrika, abgesehen vom Nordrande, nichts, rein gar nichts; selbst für Geologen und Zoologen ist nach Schweinfurth's Behauptung (s. die Vorrede zu Bd. 2 von Zöller's Reisebeschreibung) dort wenig zu holen. O, käme doch bald die Zeit, wo sich das Interesse der Welt wieder mehr den unerschöpflichen Ländern des Mittelmeerbeckens zuwendete! Wie wird die Zukunft über unser Jahrhundert urtheilen, welches das Congobecken mit Blut und Geld düngte und Kleinasien verrotten ließ?

— Die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich in Betreff der Küste zwischen der (spanischen) Corisco-Bai (1° nördl. Br.) und Camerun haben durch Unterzeichnung eines Protokolls am 24. December 1885 ihren Abschluß gefunden. Es war südlich von 3° nördl. Br. an verschiedenen Stellen das deutsche Protektorat erklärt worden, so namentlich in den Gebieten Criby, Campo-Fluß, Awuni, Batta-Land und nördlich vom Benito-Flusse, in Ikaka's Gebiet und in Italamanga, deren jedes vom vorhergehenden durch einen französischen Gebietsstreifen getrennt war. Zeitungsnachrichten zufolge ist nun der Anspruch Frankreichs auf obengenannte Gebiete anerkannt worden, so daß die Grenze zwischen deutschem und französischem Kolonialbesitz etwa auf 3° nördl. Br. fiele. Das Deutsche Reich behält südlich von Camerun also die Landschaften Malimba, Klein-Batanga und Plantation (vielleicht auch noch Criby, worüber weitere Nachrichten abzuwarten sind).

Australien.

— Unter den australischen Kolonien war bisher West-Australien die einzige, wo kein Gold gefunden worden. Zwei sogenannte prospecting parties unter Führung von Hall und Slattery haben jetzt im Kimberley-Distrikte, und zwar nördlich von Lennard R., einem Nebenflusse des in 17°32′ südl. Br. und 123°37′ östl. v. Gr. mündenden Fitzroy, bis zum Sturt Creek hin Gold entdeckt. Sie brachten 16 Unzen des feinsten Goldes, im Werthe von 4 Pfd. St. 2 sh. 6 d. pro Unze, mit sich und waren zur Rückkehr gezwungen, weil ihnen die Lebensmittel ausgingen. Die Gegend liegt ungefähr 600 km von Derby, wie der an der Mündung des Fitzroy jetzt angelegte Seehafen des Kimberley-Distriktes heißt.

— In Folge der Ueberfüllung mit Arbeitern aller Art hat nun auch die Regierung von Neu-Süd-Wales die unterstützte Einwanderung aus Europa eingestellt. Nur Dienstmädchen soll noch fernerhin freie Fahrt nach dieser Kolonie gewährt werden. Queensland und West-Australien sind zur Zeit die einzigen unter den australischen Kolonien, welche Einwanderer, theils ganz frei, theils mit Unterstützung, aus Europa einführen.

— Es werden am 26. Januar 1888 hundert Jahre, daß der Anfang zur australischen Kolonisation, und zwar dort, wo jetzt Sydney liegt, gemacht wurde. Zur Erinnerung an dieses wichtige Ereigniß wird jetzt in Sydney eine Stadthalle von immensem Umfange und höchster Eleganz gebaut, welche den Namen „Centennial Hall" führen und am 26. Januar 1888 eingeweiht werden soll. Dieselbe wird 166½ Fuß (englisch) lang, 85 Fuß breit und 65 Fuß hoch und einen Flächenraum von 14152 Quadratfuß bedecken. Es werden darin 5000 Menschen bequem Platz finden. Die Halle wird damit eine der größten, wenn nicht die größte der Erde werden und z. B. die Exeter Hall, die St. James Hall und das House of Lords in London an Umfang weit übertreffen.

— Die Goldfelder in der an Gold früher so reichen Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1884 nur noch einen Ertrag von 778618 Unzen (1623 weniger als im Vorjahre) im Werthe von 314472 Pfd. St. Es waren 28430 Personen, darunter 5359 Chinesen, mit der Arbeit auf Gold beschäftigt. Seit 1851, dem Jahre der Entdeckung der Goldfelder, bis Ende 1884 wurden insgesammt 53023985 Unzen oder 1623 Tonnen Gold im Werthe von 212095940 Pfd. St. gefunden. Dies repräsentirt einen soliden Würfel von je 14 Fuß Seitenlänge. Den tiefsten Schacht hatte bisher die Magdala Mining Company in Stawell (2515 engl. Fuß) gesenkt. Nachdem die Gesellschaft 100000 Pfd. St. ohne

irgend welchen Ertrag darauf verausgabt, ist die Mine jetzt als werthlos aufgegeben worden.

Nordamerika.

— Die Phylloxera greift in Californien immer mehr um sich und zwingt zu energischen Vertilgungsmaßregeln. Im vorigen Jahre machten Versuche eines Apothekers J. A. Bauer in San Francisco großes Aufsehen, da sie zu beweisen schienen, daß metallisches Quecksilber dem Boden beigemischt die Reblänse tödte und die Ansiedelung von neuen ein für allemal verhindere, ohne der Rebe zu schaden. Das Mittel wurde in großem Maßstabe angewandt, doch meistens ohne Erfolg. Die Versuche in der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Berkeley haben nach einer Mittheilung des Direktors Hilgard an „Science" ergeben, daß der anscheinende Mißerfolg nur durch die Natur des Bodens bedingt wird. In Sandboden war der Erfolg vollständig. Der Thonboden scheint aber die Fähigkeit zu besitzen, Quecksilberdämpfe bis zu einem gewissen Sättigungsgrade zu binden und so unwirksam zu machen. Erhitzt man das Gemenge von Erde und Quecksilber aber, ehe man es an die Reben bringt, in der Sommersonne oder auf künstlichem Wege für einige Stunden auf 49° C., so sättigt sich der Boden rasch mit Quecksilberdämpfen und das Mittel wird dadurch ebenso wirksam in Thonboden wie in Sandboden. Hilgard hat sich überzeugt, daß, wenn man eine Mischung von Erde und verriebenem Quecksilber an die Wurzel einer befallenen Rebe bringt, alle Reblänse binnen 20 bis 30 Stunden todt oder sterbend sind. Ko.

— Einen alten originellen Fehler, der sich von einer Karte zur anderen schleppt, berichtigt die neueste Nummer von „Science". Auf allen amerikanischen Specialkarten, selbst auf denen des U. St. Engineer Office und des General Land Office, figurirt nahe der Westgrenze von Colorado am White River eine ganz isolirte Stadt unter dem Namen Golden City, seltener als Goblin City. Der Name Goblin City wurde lange vor dem Beginn der Besiedelung im Westen von dem Befehlshaber einer Militärexpedition, die vom Fort Bridger in Wyoming nach Fort Massachusetts in Colorado ging, einer verwitterten Felspartie beigelegt, die wie eine zerfallene Stadt aussah, und auf seiner Karte eingetragen. Seitdem liegt die Stadt in der Einöde auf jeder Karte und hat nur ihren Namen allmählich von Goblin in Goldin und schließlich Golden City geändert.

— Ueber eine interessante Art des Begrabens bei den früheren Küstenbewohnern von Florida berichtet Walker in dem (jetzt erst erschienenen) Smithsonian Report for 1883. Zwischen ausgedehnten Muschelhaufen und anderen Spuren früherer Ansiedelungen finden sich hier Vertiefungen, deren Boden mit einer zusammenhängenden festen Schlackenschicht ausgefüllt sind; durchbricht man sie, so findet man darunter ein einfach in den Sand eingebettetes Skelet. Die Bestattung erfolgte jedenfalls in der Art, daß man über der Leiche eine Sandschicht aufhäufte und auf dieser eine Art Scheiterhaufen aus Fichtenholz und Austernschalen gemischt errichtete und anzündete. Der gebrannte Kalk der Austernschalen verschmilzt dann mit dem Pech des kienigen Fichtenholzes und dem Sande zu einem schlackenartigen Cement, welcher das Grab so wirksam schützt, wie eine große Steinplatte, die in Florida nicht zu beschaffen ist. Man hat diese Bestattungsmethode nur auf einem kleinen Bezirke in der Umgebung der Bai von Pensacola angewandt gefunden, und es ist von Interesse, daß auf denselben Bezirk auch die rohen Nachahmungen von Thier- und Menschenköpfen in Thon beschränkt sind, die man neuerdings gefunden hat.

Polargebiete.

— Zum Fang im Polarmeere und auf Spitzbergen sind 1885 von Tromsö in Norwegen 30 Schiffe von zusammen 1464 Tons Tragfähigkeit und mit 317 Mann Besatzung ausgerüstet worden. Von diesen Schiffen sind zwei kleinere gestrandet, jedoch wurde die Mannschaft und ein Theil des Fanges geborgen. Vier Schiffe haben ausschließlich die Bankfischerei betrieben, die übrigen theils Robbenfang und theils die Jagd auf Spitzbergen. Die ganze Ausbeute, wesentlich geringer als im Vorjahre, betrug: 623 hl Leber vom Haa (Scymnus borealis), 325 Walrosse, 2474 große und 2466 kleine Robben, 177 Weißfische, 44 Eisbären, 303 Renthiere, 774 kg Eiderdaunen und 12 Stück Botlenose; der Werth ist ca. 121 600 Kronen. Im Jahre 1884 wurden 24 Schiffe von 1134 Tons Tragfähigkeit und mit 249 Mann Besatzung von Tromsö expedirt, und betrug der Werth des Fanges ca. 194 900 Kronen.

Vermischtes.

— W. Schneider, die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. — Erster Theil. (Paderborn und Münster 1885. 8°. 310 S.) Eine Tendenzschrift, bestimmt zu beweisen, daß die Naturvölker weder Unschuldsengel, noch Teufel, noch weniger aber zu den Affen hinüberführende Zwischenstufen seien und daß das einzige Heil für sie in ihrer schleunigen Christianisirung liege. Das Buch ist übrigens geschickt und mit großer Sachkenntniß und Belesenheit geschrieben und wird auch dem, der mit der Tendenz des Verfassers durchaus nicht einverstanden ist, manches Interessante bieten. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich zunächst mit der ethnographischen Stellung der Naturvölker im Allgemeinen und mit dem Nachweise, daß auch die angeblich niedersten Menschenrassen schon Menschen und keine Anthropoiden sind, was freilich Niemand im Ernste bestreiten dürfte. Die weiteren Kapitel stellen dann die Angaben zahlreicher Reisenden über die Charaktereigenthümlichkeiten und das Aeußere der „Wilden", über Kannibalismus, Menschenopfer, Hexenglauben, über die Stellung des Weibes und die Sittlichkeitsverhältnisse dar. Etwas mehr Kritik den Angaben älterer Reisender gegenüber wäre hier und da am Platze gewesen; die Feuerländer werden z. B. als Menschenfresser aufgeführt und ebenso mancher andere Stamm, dem nur die Bosheit der Nachbaren dergleichen nachsagte. Der Charakter für das ganze Buch liegt aber in den Worten: „Philosophia quaerit, religio possidet veritatem."

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Die Vegetation der Kanarischen Inseln. II. (Schluß.) — W. Mönkemeyer: Kritische Bemerkungen zu L. Hanense's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo. — F. Blumentritt: Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon). Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens. — Kürzere Mittheilungen: Botanische Erforschung der Chilenischen Anden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 30. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

III.

Die Flucht des Dr. Reis und der Missionare nach Süden ging nur langsam und unter großen Hindernissen von Statten. Reis litt seit dem Morgen an Gallenfieber, und kaum begannen sie den Aufstieg in das Gebirge, als ein heftiges Unwetter losbrach und sie zwang, unter einem Felsen Zuflucht zu suchen, wo der Reisende die Besinnung verlor. Am nächsten Tage (17. April) erreichten sie den Gipfel und drei Tage später nach vielen Strapazen, Insektenplagen und Entbehrungen Möong Nhiam; diese vier Tage sind die einzigen während der ganzen Reise, an welchen Reis seine meteorologischen Beobachtungen unterbrechen mußte. In Möong Nhiam fand er noch vier von seinen schwersten Kisten wieder, welche glücklicher Weise noch nicht nach Möong Ngan geschafft worden waren. Das Dorf war fast verlassen, da seine Bewohner mit aller ihrer Habe vor den heranahenden Hôs in die Berge geflüchtet waren. Der Thiao Möong (Stadthaupt) war nicht zu finden, denn ihm hatte die Frau des Atgna Tho (Bruder des Königs der Phuöng), die in Abwesenheit ihres Mannes den Befehl über die Ortschaft übernommen hatte, ihre Kinder und Kostbarkeiten anvertraut, und er mußte zu ihrer Bewachung im Walde bleiben. Dies theilte sie ihm selbst mit, als sie Abends mit einem Theile der Bewohner von Möong Nhiam in die Ortschaft einzog. Das war nicht mehr dieselbe, durch Opiumgenuß abgestumpfte Frau, wie sie Reis einige Tage zuvor hatte kennen gelernt; in Folge der Gefahr hatte sie die Energie, die den Frauen ihrer Rasse eigenthümlich ist, wieder gewonnen und gab mit viel Bestimmtheit und kaltem Blute ihre Befehle. Dem Reisenden sind die Frauen im Laos-Lande stets viel tapferer vorgekommen als ihre Männer.

Da die Hôs jeden Augenblick anlangen konnten, so galt es, sich zu eilen. Dazu brauchten die Missionare, welche in südöstlicher Richtung nach Annam zurückkehren wollten, mindestens zwei Leute, um den erforderlichen Reisvorrath für acht Tage zu tragen, während Reis zwei Männer und ein Boot nöthig hatte, um den Nam Schan hinabfahren zu können. Nur mit Gewalt konnten sie sich den erforderlichen Reis verschaffen; dann gelang es Reis, der im Bette des Flusses selbst entlang watete, unter Bambus versteckt eine Barke aufzufinden, während die Missionare zwei Träger für sich und zwei Ruderer für ihn anwarben. Drei Stunden genügten, das Boot in Stand zu setzen und es von außen mit Bambus zu bekleiden; dann trennten sich die drei Landsleute und unser Reisender fuhr den Fluß, den er erst vor Kurzem hinaufgefahren war, wieder hinab, was ziemlich glücklich von Statten ging. Zweimal wurde das Boot allerdings in Stromschnellen mit Wasser angefüllt, aber jedesmal blieb es Dank der Bambusbekleidung flott. In solchen Kataraкten, wo das Fahrzeug wie ein Pfeil zwischen den das Flußbett erfüllenden riesigen Felsblöcken dahinschießt, bedarf es von Seiten der Ruderer einer Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit ohne Gleichen. Reis hatte keine Geschenke mehr zu vergeben und besaß kein Gong mehr, um seine Ankunft anzuzeigen, aber dennoch wurde er bei seiner Thalfahrt überall, wo er sich aufhielt, mit großer Freundlichkeit empfangen und erhielt von den Eingeborenen Fische, Eier und Früchte zum Geschenke. Am 25. April

verweilte er in Molican, wo er die Königstochter Nansivaï wiedertraf, die nach dem Falle von Möong Ngan sich dort bei ihrem jungen Bruder niederzulassen gedachte. Dort wohnte er auch dem Feste bei, welches alljährlich zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes gefeiert wird, und bei welchem die Buddhastatuen gebadet werden oder zu trinken erhalten. Abends betheiligt sich die ganze Bevölkerung an der Festesfreude, die Frauen tragen Blumenkränze im Haare, die jungen Männer und Mädchen begießen sich gegenseitig mit Kübeln Wassers und die ganze Nacht hindurch ertönen lustige Lieder und endloses Lachen. Wer hätte bei solchem Treiben vermuthen können, daß wenige Tagereisen davon die Stammesgenossen dieser Leute von unerbittlichen Feinden aus ihren Sitzen verjagt und niedergemetzelt wurden?

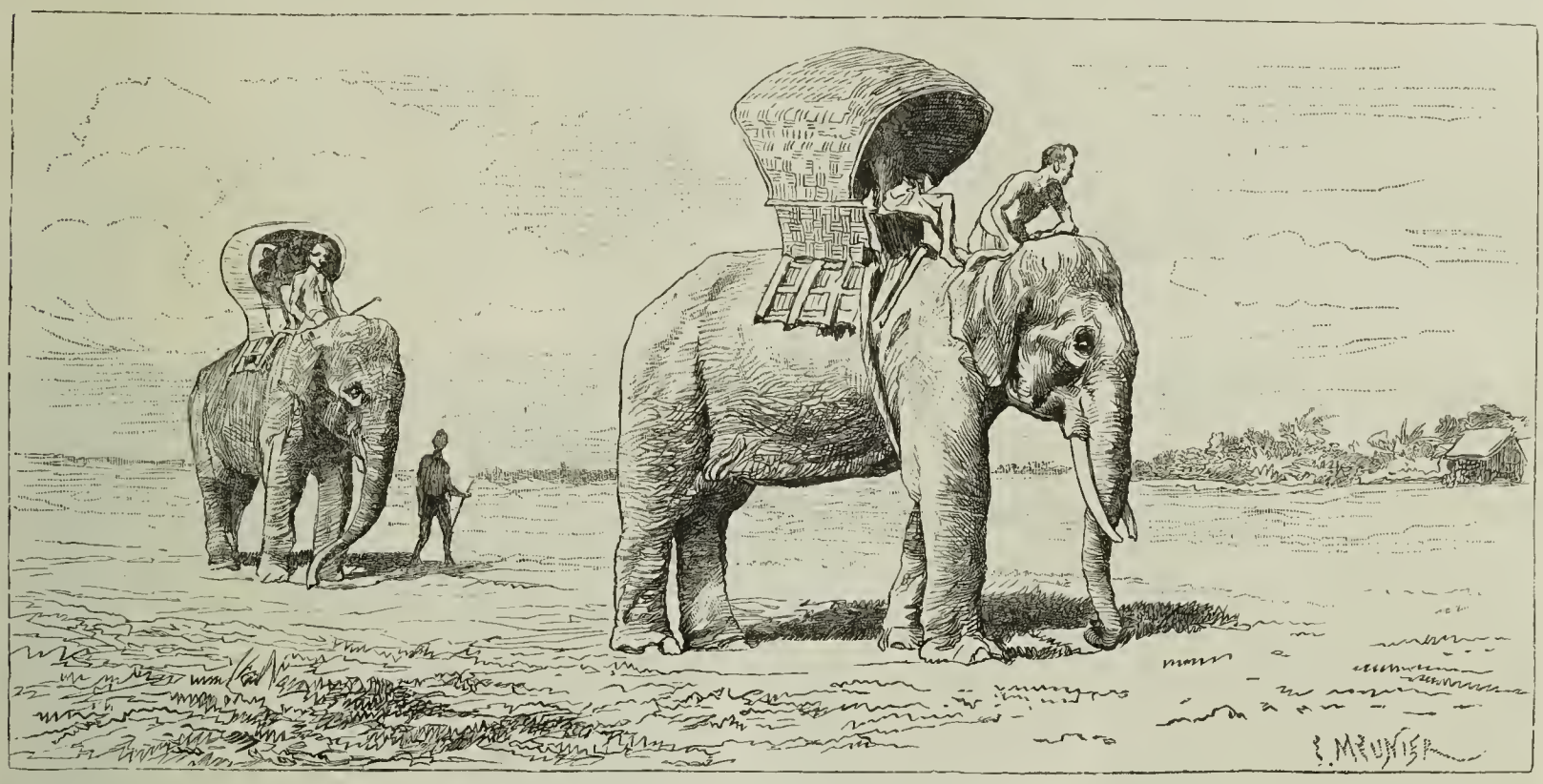
Am 27. April endlich befand sich Reis wieder in Bun Kang gegenüber dem Einflusse des Nam Schan in den Mekong; die Kenntniß, welche er sich vom Lande der Phuöng verschafft hatte, hatte er theuer genug bezahlt, aber dennoch freute er sich der bei dieser Reise gewonnenen Ergebnisse.

Nun fuhr Reis, wie vor ihm der Kommandant de Lagrée, den Mekong hinauf und erreichte am ersten Mai Pou Pissay. Dort war die Cholera verschwunden. Ihr war auch der dortige Gouverneur zum Opfer gefallen, in Folge dessen die Mandarinen, welche dem Reisenden großen Einfluß bei dem Könige in Bangkok beimaßen, einer nach dem anderen kamen und um seine Fürsprache behufs Erlangung der Gouverneurstelle baten. Diesen Umstand benutzte Reis,

Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan.

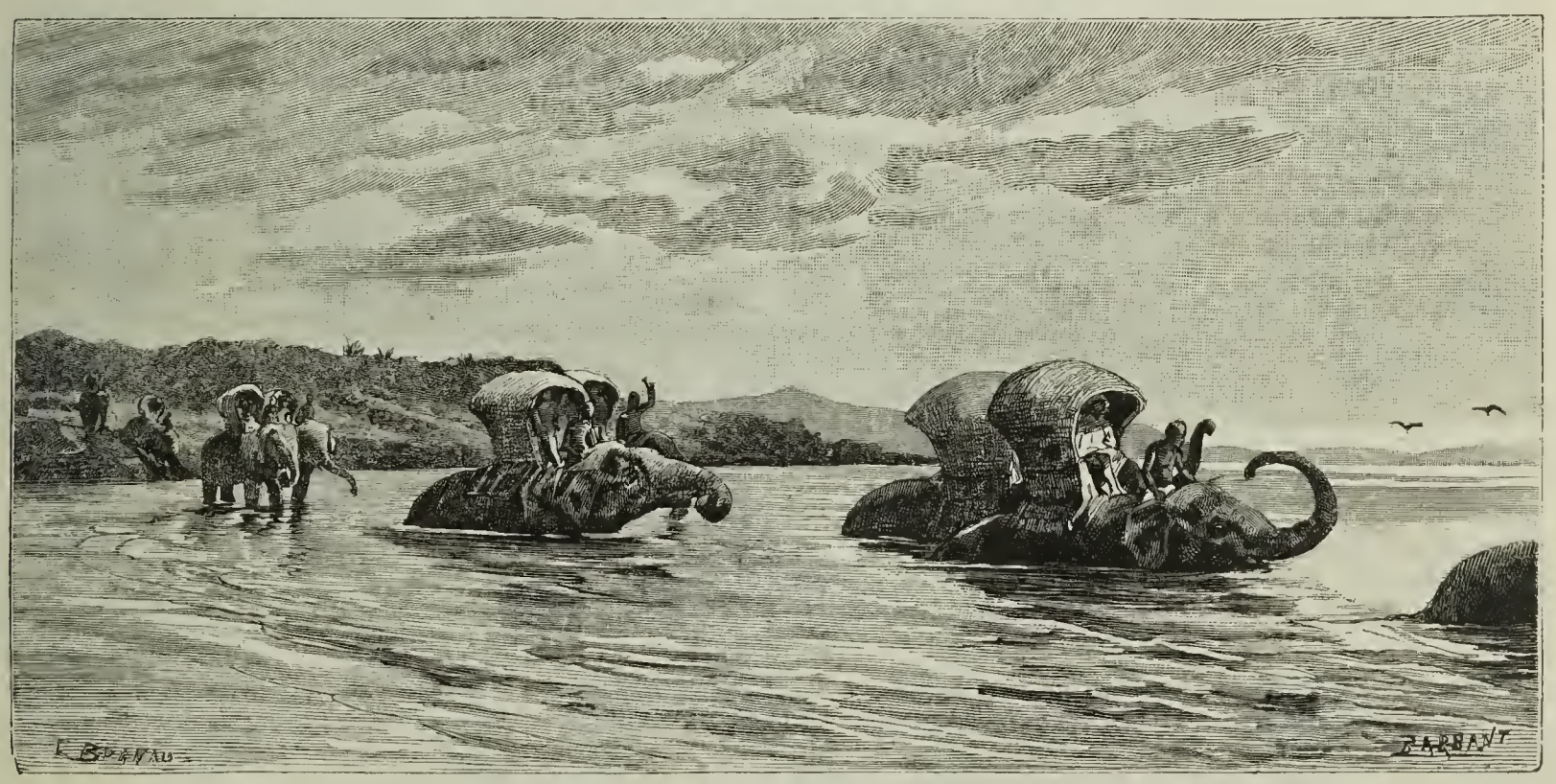
um sich sofort Boote und Ruderer zu verschaffen und gleich am folgenden Morgen seine Fahrt fortzusetzen; denn in Pou Pissay gab es weder einen Markt, noch chinesische oder birmanische Kaufleute, bei denen er sich hätte von Neuem mit Matten, Geschirr u. s. w., was alles er in Möong Ngan hatte zurücklassen müssen, versehen können. Der nächste bedeutendere Ort Nonkay ist dagegen der größte Markt im Laos-Gebiete mit zahlreichen chinesischen und birmanischen Kaufleuten, welche europäische und chinesische Waaren, die fast alle von Bangkok kommen, feil halten. Dort hatten die Beamten bereits von dem Mißgeschicke des Reisenden im Lande der Phuöng gehört und fürchteten, dafür verantwortlich gemacht zu werden, weshalb ihm der blinde Gouverneur Ersatz für seine Verluste in Silber oder in Gegenständen anbot. Dies wies er zurück, nahm aber Einladungen zum Essen oder die reichlichen Sendungen von zubereiteten Speisen an, welche ihm täglich von mehreren Seiten zugingen; die Küche der reichen Laos ist ebenso complicirt, wie die chinesische und, wenn man sich daran gewöhnt hat, durchaus nicht zu verachten, namentlich in dem Falle des Reisenden, der ja längere Zeit hindurch nur von Reis gelebt hatte. Als dieser dann am dritten Tage seines Aufenthaltes am Fieber erkrankte, ließ der Gouverneur sogar in sämmtlichen Pagoden der Stadt die Nacht hindurch die Priester wachen und beten, um den bösen Geist des Fiebers zu vertreiben. Welch' ein Gegensatz zu den kurz zuvor überstandenen Strapazen und Widerwärtigkeiten im Lande der Phuöng! Trotz des

Drängens des Gouverneurs setzte Reis seine Reise bald fort; denn die Regenzeit begann schon und Luang Prabang, wo er seinen Instruktionen gemäß überwintern sollte, war nur durch eine mehr als einmonatliche Reise zu erreichen. Drei Tage verwandte er noch auf einen Besuch der Ruinen von Vien-Schan, der alten Hauptstadt des mittleren Laos-Landes, dann fuhr er weiter stromauf und erreichte nach Ueberwindung zahlreicher und besonders



Laotische Elephanten mit ihrem Reitzeuge.

gefährlicher Stromschnellen die Stadt Xieng Kang, die dort liegt, wo der Mekong-Strom der Stadt Bangkok sich am meisten nähert. Man hat deshalb schon daran gedacht, dort die geplante Eisenbahn von Bangkok nach dem Mekong enden zu lassen; leider aber liegt Xieng Kang in einer armen und spärlich bevölkerten Gegend, dann ist gerade dort, oberhalb wie unterhalb der Stadt, der Mekong, der überhaupt nur als eine ziemlich schlechte Handelsstraße gelten kann, besonders schwer zu befahren, und drittens würde die Eisenbahn in einer Sackgasse enden. Denn



Uebergang über den Nam Hun.

man könnte sie weder nordwärts nach Luang Prabang fortsetzen, wo ihr eine Bergwildniß Halt geböte, noch ostwärts nach dem reichen Gebiete von Nonkay, wo zahlreiche Zuflüsse des Mekong und besonders tiefe Sümpfe der Erbauung eines Schienenweges bedeutende Hindernisse bereiten würden.

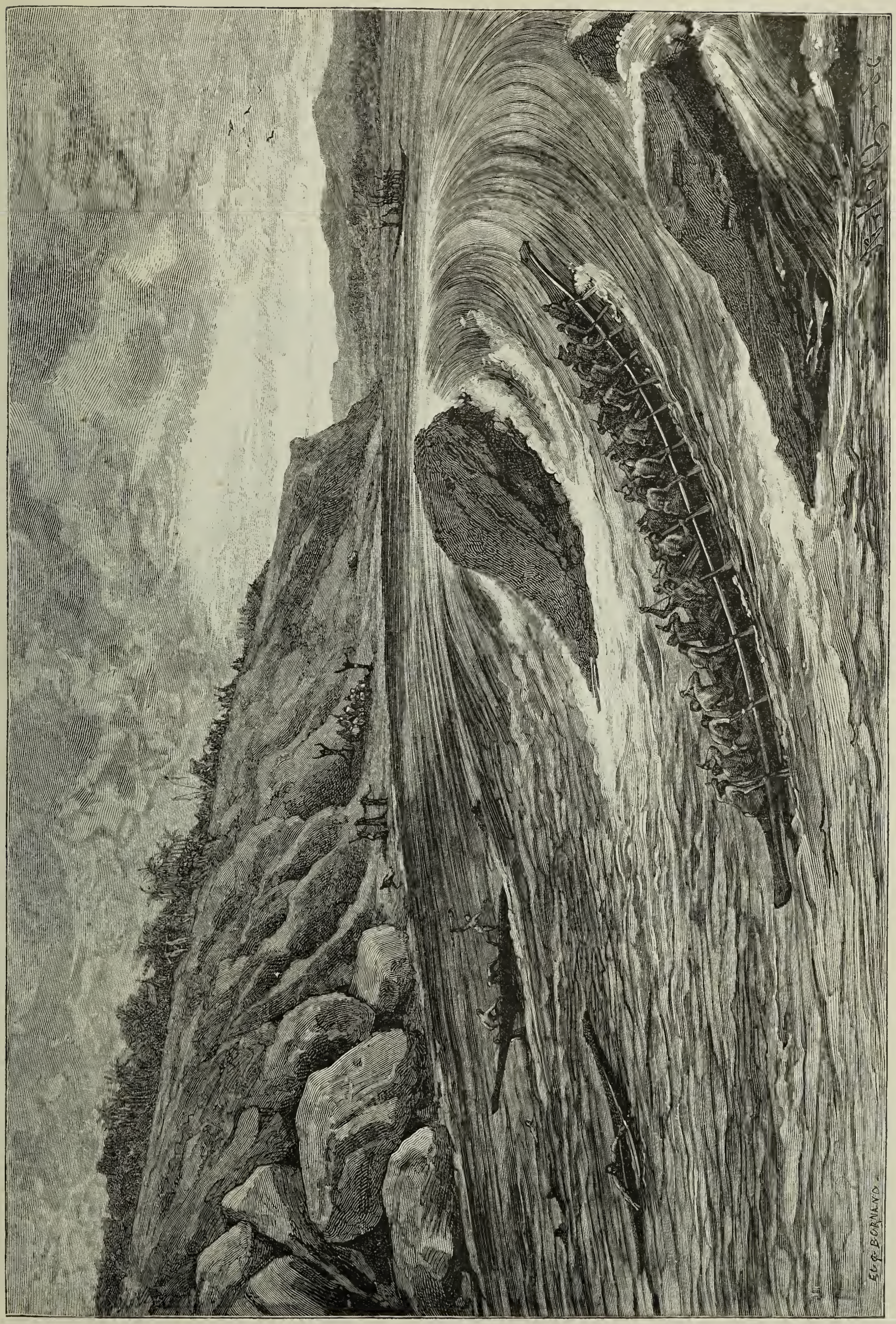
Drei Tagereisen oberhalb Xieng Kang liegt Paklay; dort verließ Reis den Mekong, ging eine Tagereise weit in

nordnordöstlicher Richtung nach Möong Da und ritt von da nordwestlich über Land nach Luang Prabang, eine Reise, die vor ihm nur sein Landsmann Monhot gemacht, jedoch nur sehr unvollkommen beschrieben hatte. Die Wasserscheide zwischen Menam und Mekong ist dort sehr hoch, und von ihr ziehen sich die Berge bis an das Ufer des Mekong hinab, so daß der Weg beständig bergauf und bergab führt. Zwischen den Bergausläufern fließen zahlreiche Zuflüsse des Mekong nach Osten, bald zwischen Höhen eingeschlossen, bald sich durch lachende, mit zahlreichen Dörfern besetzte Thäler schlängelnd. Diese Dörfer waren reinlicher und die Häuser größer als sonst im Laos-Lande; die Bewohner sind stattlicher und besser gebaut, die Frauen hübscher; leider ist aber der Kropf häufig. Das ganze Gebiet wurde vor kaum zwei oder drei Generationen von Schwarzbauch-Laos (Lao Kôn Dâm) bevölkert, welche durch einen Einfall der Birmanen aus dem Lande nördlich von Xieng Mai vertrieben worden waren. Die eigenthümliche Sitte, welcher sie ihren Namen verdanken, haben sie beibehalten: jeder Mann vom fünfzehnten Jahre an läßt sich von den Knien bis zum Bauchnabel hinauf tatuiren. Wie alle Laos, sprechen sie ein leicht verändertes Siamesisch. Da die Dörfer längs der Flüsse liegen, so trifft man, wenn man dem Mekong parallel reist und die Nebenthäler quer schneidet, täglich nur auf eins oder zwei. Jedes Dorf besitzt eine Anzahl Elephanten, die aber alle klein und schlecht abgerichtet sind; denn wenn die Bewohner schöne Elephanten fangen und gut abrichten oder kleine Thiere aufziehen, so werden die-

Des Reisenden Hütte in Luang Prabang.

selben entweder bald verkauft oder ihnen für den Hof in Luang Prabang oder Bangkok weggenommen. In Folge dieses Umstandes, sowie der sehr schlechten Wege war die Reise nach Luang Prabang eine äußerst ermüdende; den ganzen Tag saß der Reisende in seinem engen, nothdürftig befestigten Käfig, mitunter bis 13 Stunden hinter einander, und bequemte sich nur in den dringendsten Fällen zum Absteigen. Nur hin und wieder genoß er eine schöne Aussicht von der Höhe eines Berges aus oder erfreute sich, wenn er stundenlang in dem Bette eines kleinen Flusses entlang ritt, an der dichten Laubwölbung, welche denselben einfaßte und beschattete. Oft aber mußte er die sumpfigen Niederungen durchziehen, wo die Vegetation unbedingte Herrin ist, von wo selbst die Vögel sich zurückziehen und der starke Duft der Aroid und Orchideen nur allzu sehr an das drohende Fieber erinnert. Abends fand er in den Dörfern der Schwarzbäuche freundliche Aufnahme; da seine Leute stets zu ermüdet waren, ließ er nicht für sich kochen, sondern aß von den scharf gepfefferten, einheimischen Gerichten, unter denen in Fett gebratene Seidenraupen-Puppen und eine Art großer, im Sande der Flüsse lebender Grillen glücklicher Weise nicht allzu oft vorkamen. Diese Gastfreundschaft wurde gewährt, ohne daß die Leute dafür Bezahlung nehmen wollten.

Allmählich begann die Regenzeit mit ganzer Kraft, so daß die Zuflüsse des Mekong schwer furthbar wurden. Einmal sogar, beim Kreuzen des Nam Hun, verloren die Elephanten den Boden unter den Füßen und mußten etwa

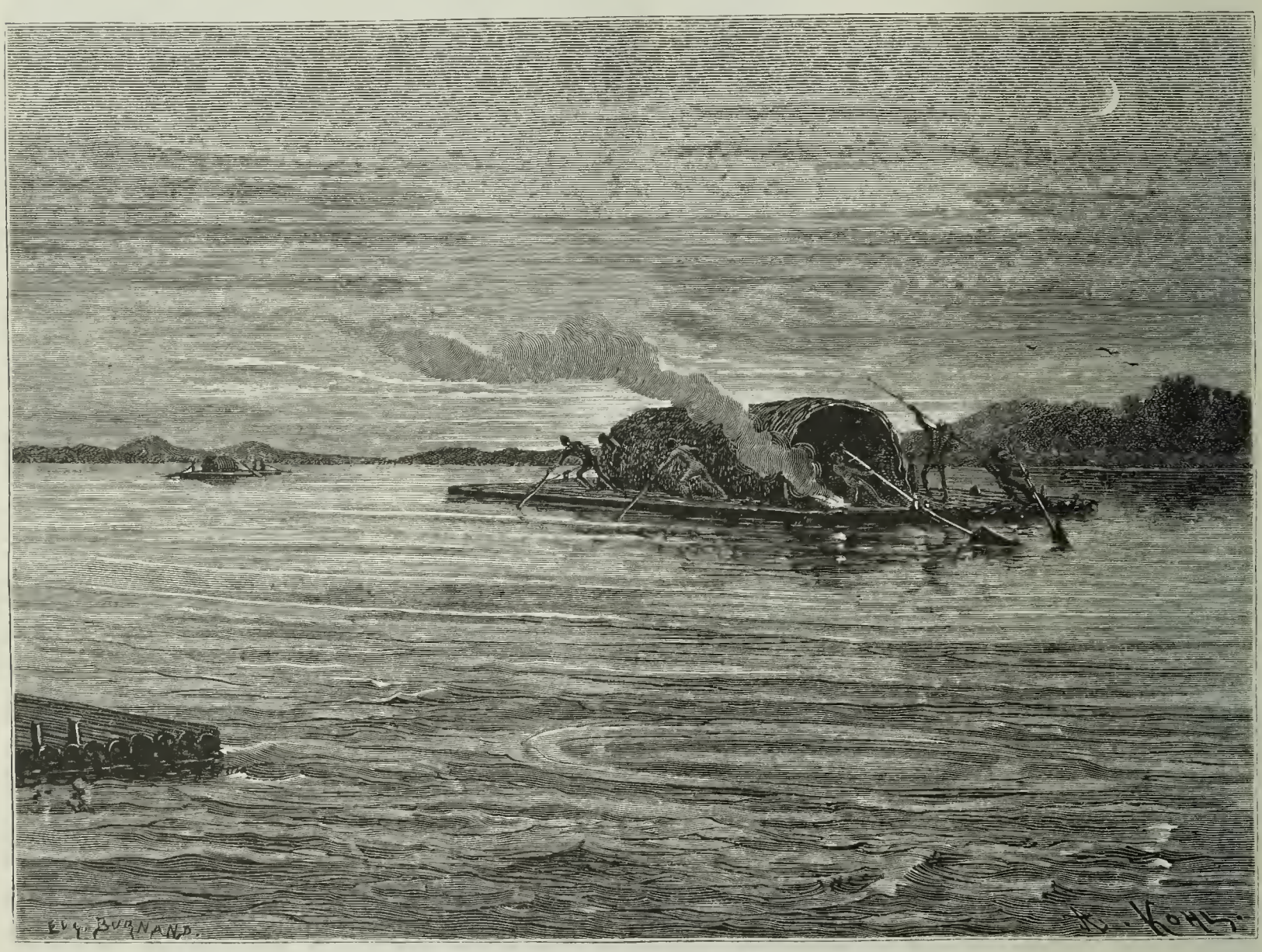


Wettrudern in Xieng Ngun.

20 m weit eine starke Strömung, die sie mit sich fortzureißen drohte, durchschwimmen. Nach 10 Tagen war der Mekong wieder beim Dorfe Thadena erreicht, von wo die Reise mit Booten fortgesetzt werden konnte. Am 8. Juni 1883 traf Neis in Luang Prabang ein.

Vom Flusse aus oder von der Spitze des kleinen Hügels im Mittelpunkte der Stadt gesehen, erscheint sie als ein entzückender Aufenthalt; aus einem wahren Walde von Kokos- und Arekapalmen tauchen die Häuser und zahlreichen Pagoden mit ihren spitzen, vergoldeten Dächern auf. Aber in der Regenzeit versinkt man tief in schwarzem, stinkendem Kothe. Die Festungsmauer mag früher wohl 50 000 Einwohner umschlossen haben, wie Pallegoix für das Jahr 1830 angiebt; jetzt ist die Zahl auf etwa 20 000 gesunken. Immerhin ist aber die Umgebung stark bevölkert und allmorgendlich strömen auf dem Markte nicht weniger als 5000 bis 6000 Menschen zusammen.

Neis erhielt sofort eine alte Pagode im Mittelpunkte der Stadt, an deren Stelle später ein eigenes für ihn errichtetes Haus trat, zur Wohnung angewiesen und wurde noch am selben Nachmittage von dem guten alten Könige empfangen. Im Ganzen blieb er acht Monate dort und konnte das Leben und die Sitten der Laos in aller Muße studiren; aber trotz des Entgegenkommens des Königs und der Mandarinen gehörte diese Zeit doch zu der schwersten während seiner ganzen Reise. Denn wenige Tage nach



Bambusflöße.

seiner Ankunft wurde er vom Waldfieber ergriffen, das ihn während der ganzen Regenzeit nicht wieder verließ und häufig zur Arbeit vollkommen unfähig machte.

Endlich kehrte zu Anfang Oktober das schöne Wetter wieder und mit der Sonne stellte sich auch Gesundheit ein; das Fieber verschwand und die Kräfte kehrten rasch wieder, so daß er beschloß, den bei Luang Prabang mündenden, von Osten kommenden Nam Kan zu erforschen. Er nahm nur den jungen Nô als Begleiter und wenig Gepäck mit, während alles Uebrige zurückblieb; auf Befehl des Königs begleitete ihn der alte Mandarin Synkerk mit dreien seiner Söhne, und am 11. Oktober fuhren sie in zwei leichten Barken ab, welche leicht 4 bis 5 km in der Stunde gegen den Strom zurücklegen konnten. Am ersten Tage ging alles gut; nur mußte dem angeblichen Gebrauche gemäß in jedem Dorfe gehalten werden, um die Ruderer zu wechseln. Aber schon am zweiten Tage bemerkte Neis, daß Synkerk unter dem Vorgeben, daß die Dörfer den Fremden und seine Begleiter ernähren müßten, überall Lebensmittel requirirte und in solcher Weise genug Reis u. s. w. einsammelte, um mit seiner ganzen Familie ein Jahr lang leben zu können. In Folge dessen ging die Reise nur langsam von statten und täglich wurden vom frühen Morgen bis zum Abend nur fünf oder sechs Stunden wirklich gefahren. Bald aber riß dem Franzosen die Geduld und nur durch die Drohung, nach Luang Prabang zurückkehren und sich beim Könige beschweren zu wollen, erlangte er von dem Mandarinen das Versprechen, in Zukunft schneller fahren zu wollen.

Nach etwa 20 km östlicher Fahrt biegt der Nam Kan

um; er entspringt im Lande der Phnöng unweit von dem Plateau, auf welchem die Quellen des Nam Schan, Nam Ngun u. s. w. liegen, fließt zuerst gegen Südwesten, dann nach Norden und zuletzt nach Westen. Die Schiffahrt auf ihm ist ähnlich wie auf dem Nam Schan, nur daß das Land bevölkerter ist und die Dörfer einander näher liegen. Die Laos besitzen wenig Reisfelder, treiben dabei nur wenig Handel und Fischfang, führen ein ziemlich faules, sorgloses Leben, und es geht ihnen trotz der hohen Steuern ganz gut. Sie wohnen nur längs der schiffbaren Wasserläufe; alles übrige Land haben die Khas besetzt, welche Reis, Baumwolle und Stocklack in Menge erzeugen und theils als Tribut, theils im Austausche gegen Gewebe und Ackergeräthe den Laos bringen. — Da die Dörfer sehr wenig Felder besitzen, so beginnt dicht hinter ihnen wieder der Wald, so daß die Ufer des Nam Kau ebenso malerisch sind, wie diejenigen des Nam Schan; oft kann man sich 100 Stunden von jeder Civilisation entfernt glauben und erreicht dennoch wenige Minuten später ein wichtiges Dorf.

Die Dörfer besitzen keine Sala, wohl aber meist sehr hübsche Pagoden; in letzteren aber zu übernachten, dazu wollte sich der alte Synkerk, der ein guter Buddhist zu sein vorgab, nicht verstehen, ebenso wenig wie er litt, daß man Hühner schlachtete oder innerhalb der Pagoden Fleisch aß.

Fünf Tage nach Antritt der Reise erreichte man das große Dorf Pakkan gegenüber dem Distriktshauptorte Xieng Ngun, der etwa 100 km von Luang Prabang entfernt ist. Weiter zu gehen weigerte sich der Synkerk, obwohl der Fluß noch schiffbar war; weiter aufwärts, sagte er, würden die Dörfer selten und der König hätte verboten, Reis weiter vordringen zu lassen. So richtete er sich in Pakkan häuslich ein und maß eine große Anzahl von Khas aus der Umgegend. Zu dieser Zeit wurde gerade in Xieng Ngun das Wasserfest gefeiert, wobei dem Reisenden der beste Platz angewiesen wurde. Mehrere Tausend Personen waren dazu von allen Seiten zusammengeströmt, um ihre Geschenke bei den Pagoden abzuliefern und dem Wettrudern zuzusehen. Die Geschenke bestanden in Silber, in Wachs, das kunstvoll in die Form von Blumen gebracht war, und in Baumwolle in Gestalt von Schweinen, Büffeln, Pferden und Elephanten, deren inneres Gerüst aus Bambu hergestellt war. Dafür empfangen die Gläubigen von den Priestern einen Segen in Form einer Quittung, einem Stückchen Bambu, auf welchem ihre Geschenke verzeichnet stehen. Auch Reis hatte Wachsblumen und Kerzen geopfert und erhielt seine Quittung vom Oberpriester selbst, was ihm einige Rupien kostete; denn wie überall auf Erden leben auch hier die Pfaffen vom Altar. Für das übrige Volk werden die Bambutäfelchen, mehrere Hundert an Zahl, in wirrem Durcheinander in große Körbe gethan und von einer Estrade auf den Platz vor der Pagode hinabgeschüttet; dann kostet es ein stundenlanges Suchen, ehe jeder sein Amulet gefunden hat.

Die Regatten finden in einer großen Stromschnelle statt, welche für nicht allzu schwer beladene Boote, die am Ufer entlang gezogen werden, nicht sonderlich gefährlich, aber mit Rudern sehr schwer zu überwinden sind. Die Regatta-Boote sind 25 bis 35 m lang und tragen 40 bis 60 Ruderer. Von 15 Barken erreichten nur 6 beim ersten Anlauf den Anfang der Stromschnelle, während alle anderen zurückgeworfen wurden und einige sogar scheiterten, ohne daß sich das Volk viel um die Verunglückten kümmerte, die auch fast sämmtlich heil das Ufer erreichten.

Von Pakkan aus besuchte Reis die Khas Thië in den nahen Bergen und überzeugte sich dort durch Messungen, daß diese Wilden von den Moïs an der Grenze Französisch-Cochinchinas körperlich nur sehr wenig verschieden sind. Häuser, Geräthe, Waffen, Sitten und Gebräuche sind hier wie dort dieselben. Hier wie dort muß der Reisende bei der Ankunft in einem Dorfe durch einen Strohhalm gegohrenes Reisbier trinken. Der Dorfhäuptling sagt zuerst mit zusammengelegten Händen dem Ankömmling einen Willkommen, dann saugt er von dem ziemlich widerlichen Getränke etwas ein und bietet es noch zwei oder drei jungen Leuten und darauf erst dem Fremden an. Denn es herrscht der Aberglaube, daß, wer vor dem Fremden trinkt, auch vor ihm sterben muß; und deshalb sichert jener Gebrauch dem Fremden ein langes Leben.

Um nach Luang Prabang zurückzukehren, sollte sich Reis nicht der Boote, sondern eines großen Bambu-Floßes bedienen, auf welchem man ihm ein regelrechtes Haus errichtete. Diese Arbeit dauerte mehrere Tage, so daß er erst am 25. Oktober die Rückreise antreten konnte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von **Emil Metzger.**

I.

Die Karolinier sind ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikronesier, sagt Meinicke (Die Inseln des Stillen Oceans, II, 365). Denn es wird auf den Inseln nicht eine Sprache gesprochen, sondern deren sechs verschiedene (Kusaie; Ponape; eine Sprache in den kleinen und centralen Inseln; zwei auf Yap und Palau; die sechste endlich, die samoanische, in Nukuwor).

Friedrich Müller sagt in seinem „Grundriß der Sprachwissenschaft“ II, 2, S. 68: „Von den melanesischen Sprachen sind außer dem Viti näher bekannt: C. Die Sprache der Karolinen; wenigstens ist dies nach den, zwar sehr dürftigen, Mittheilungen, die C. Semper von der Sprache der westlichen Karolinen, der sogenannten Palau-Insel, giebt, sehr wahrscheinlich.“ Ueber die Stammesverhältnisse sagt der genannte Forscher u. A. (a. a. O. S. 160): „Die Melanesier stehen sprachlich zwischen den Polynesiern und Malayen und bilden die zweite Schicht, welche auf die erste Schicht, die Polynesier, beim Auszuge aus der malayo-polynesischen Urheimath gefolgt ist.“ Wenn wir aber die Sprache nicht als ausschließliches Kriterium der Stammverwandtschaft aufstellen und auch andere Faktoren mitstimmen lassen wollen, dürfte auf Grund der Berichte derjenigen neueren Reisenden, welche aus längerer Anschauung urtheilen, sich eine starke Vermischung zwischen

verschiedenen Rassen, Malayen, Papuas, Polynesiern und Mikronesiern, wenn man letztere als besondere Rasse gelten lassen will, ergeben, und um über die Stellung der Karolinier endgültig urtheilen zu können, müßte man zunächst die Verhältnisse der genannten Stammrassen und ihren Einfluß auf erstere feststellen, eine ziemlich unfruchtbare Aufgabe, die wir für jetzt lieber ruhen lassen wollen. Wir beschäftigen uns also im Folgenden möglichst mit dem rein Thatsächlichen. Die Zahl der Bewohner wird sehr verschieden angegeben; Meinicke glaubt dieselbe auf etwa 25 000 annehmen zu können, von denen in Kusaie 700, in Ponape 2000, in Ruk 5000, in Jap 2500, in Palau 6000, in den niedrigen Inseln gegen 9000 leben. A. R. Wallace (Australasia) giebt ihre Zahl auf 28 000 bis 30 000 Seelen an; ähnlich Dr. E. Jung (im Handbuche zu Andree's Handatlas). Hernsheim giebt in seinen „Südsee-Erinnerungen" die Zahl der Bewohner von Jap allein zu 10 000 an, während D. Emilio de Butrón hiersür einmal 1500, einmal 2000 nennt. Die höchsten Angaben ergeben für den ganzen Archipel eine Bevölkerung von 50 000 Seelen. Letzteres scheint entschieden zu hoch gegriffen, und wir möchten glauben, daß die Bevölkerung kaum mehr als 28 000 Seelen betragen kann, um so mehr, als sie notorisch im Aussterben begriffen ist. So sagt Hernsheim über Kusaie (a. a. O. S. 55): „Im Jahre 1855 sollen hier noch 1100 Seelen gelebt haben, heute ist die Zahl der Bewohner schon unter 400 gesunken. Von Seuchen und ansteckenden Krankheiten ist hier nichts bekannt und vor Allem ist keine Spur jener Gebrechen zu finden, mit deren Verbreitung man immer wieder die armen Walfischfänger beschuldigen hört." Weiterhin deutet er als Möglichkeit an, daß die trotz der Mission in höchster Blüthe stehende Unzucht hierzu sehr viel beiträgt. Eine andere Erklärung für die Abnahme der Bevölkerung der Palau-Insel (in einem Jahrhundert von 50 000 auf höchstens 10 000[1]) giebt Semper („Die Palau-Inseln im Stillen Ocean", S. 354). Er sieht die Ursache darin, daß der Kampf ums Dasein diesen Menschen zu leicht geworden sei, seitdem sie die Bekanntschaft der Weißen und der von denselben mitgebrachten Hilfsmittel gemacht haben. Früher verfertigten sie mit unsäglicher Anstrengung wunderbare Gegenstände, die sie heute noch anstaunen, aber nicht mehr herstellen können. „Mit den Beilen und Waffen aus Stein", sagt er, „haben wir ihnen das einzige Mittel genommen, sich des schädlichen Einflusses ihrer natürlichen Faulheit und Indolenz zu erwehren. Das Eisen des Europäers folgte zu rasch auf den Stein des Wilden, so mußte der vorgebliche Segen sie hinsiechen lassen an Seele und Leib." Es ist interessant, auch die Ansicht Kubary's, der speciell die Palau-Gruppe behandelt, hierüber zu hören. Er sieht nicht, wie die Eingeborenen, in dem „Tretr", der häufig mit gefährlichen Komplikationen verbundenen Influenza, die Hauptursache der ungeheuren Sterblichkeit. (43 Erwachsene, 15 Kinder gegen 7 Geburten in 13 Gemeinden im Verlaufe eines Jahres.) Die Ursache liegt mehr in der Unfruchtbarkeit der Frauen, ihrer Unzucht während der Jugendjahre und den abnormen ehelichen Verhältnissen (a. a. O. S. 146 u. f.).

Wo auch die Weißen mit ihnen in Berührung getreten sind, sie haben gutherzige und freundliche Menschen in ihnen gefunden; an wem die Schuld gelegen, wenn es zu Streitigkeiten gekommen, dürfte für den, welcher mit dem Gebahren weißer Seeleute im Stillen Ocean bekannt ist, in den meisten Fällen nicht zweifelhaft sein. Daß natürlich da, wo sie längere Zeit mit Europäern Umgang gehabt haben, sich mancher ungünstige Zug entwickelt hat[1]), kann nicht auffallen und ist eine natürliche Folge der Verhältnisse. Man findet manches Widersprechende sowohl an Charaktereigenschaften als an Aeußerungen ihrer Thätigkeit bei ihnen vereinigt. Trotz ihrer Unbesorgtheit und ihres Hanges zum freien Lebensgenuß sind sie schlaue Händler, denen es auf einen kleinen Betrug nicht ankommt; wiewohl sie in mancher Beziehung, wie in dem Baue der Boote und Häuser, eine hohe Kunstfertigkeit erreicht haben, sind sie in anderer Beziehung, z. B. was den Gebrauch von Kleidern und Hausrath betrifft, im Allgemeinen zurückgeblieben. Sie scheinen eben, soweit sich nicht noch von ihren Vorfahren her ein Rest von Energie in einzelnen Fällen erhalten hat, apatisch in ihrem Paradiese dahinzuleben; auch körperlich, sagt Hernsheim (a. a. O. S. 54), sind diese Menschen, denen es doch an reichlicher guter Nahrung nicht fehlt, klein und schmächtig und sehen aus, als ahnten sie ihr bevorstehendes Ende. Auch in ihrem Benehmen zeigt sich etwas von höherer Entwickelung. Das Wort Mugul im Gegensatze zu Tokoi (schlechter und guter Gebrauch) spielt eine große Rolle, und sie beugen sich diesen Begriffen unbedingt. Während sie in ihren Handlungen in mancher Beziehung recht frei sind, beobachten sie äußerlich die Sitte und würden es als einen schweren Verstoß betrachten, die von derselben vorgeschriebenen Formen zu verletzen.

Daß sie, wenigstens vereinzelt, eine sehr große Intelligenz besitzen, scheint nach dem, was Semper S. 110 über seinen treuen Begleiter Arakalulh erzählt, unzweifelhaft. „Einen besseren Schüler, als ich in ihm hatte, wünsche ich nie zu unterrichten", heißt es da, „denn für ihn ging kein Wort verloren." Es gelang ihm, Verständniß für die Bedeutung der Sammlungen Semper's, ja für europäische Zustände in ihrem Zusammenhange zu erwecken. Aehnliches wird übrigens auch von anderen Naturvölkern berichtet, wenn sich Europäer, welche die Befähigung besaßen, auf den Gedankengang jener einzugehen, eingehend mit ihnen beschäftigten.

Wenden wir uns zu den körperlichen Eigenschaften der Karolinier.

Sie sind durchschnittlich von mittlerer Größe, gut und kräftig, zuweilen selbst schön gebaut. Schwarze Augen leuchten freundlich aus den manchmal schönen Gesichtern der Frauen; leichter Bartwuchs umrahmt zuweilen die Gesichter der Männer. Ueber die Farbe der Haut sind die Berichte nicht gleichlautend; nach Einigen ist es ein ins Kupferrothe übergehendes Gelb, nach Anderen sehen sie mehr den Bewohnern Javas ähnlich. Die von Hernsheim mitgetheilten Illustrationen zeigen große Unterschiede in der Hautfarbe; die Bewohner von Palau sind im Allgemeinen dunkler, die von Ponape und Kusaie heller. Daß in dieser Beziehung sich infolge von Kleidung und Gebräuchen (z. B. dem Einreiben mit Oel und Kurkuma), sowie durch die vielfachen Hautkrankheiten (Schuppenkrankheit oder Ichthyosis, Ringwurm), ganz abgesehen von der natürlichen Färbung, gewisse Unterschiede entwickeln, die auf die Beurtheilung der Farbe nicht ohne Einfluß bleiben, ist leicht erklärlich.

Das Bild, welches verschiedene Besucher von den Bewohnern verschiedener Gruppen geben, zeigt häufig große Abweichungen (s. Waitz-Gerland, Antropologie der Naturvölker V, 2, S. 47 u. f.). Ob es sich hier um generelle

[1]) J. Kubary, „Ethnogr. Beiträge zur Kenntniß der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft", Heft I (Berlin, A. Asher u. Co., 1885), nennt 5000 als Maximum.

[1]) Dr. Grundemann in „Allgem. Miss.-Zeitschr." (1885, Beiblatt 5, S. 81 bis 88) spricht namentlich von Trunksucht und gesteigerter Unsittlichkeit.

Unterschiede handelt oder ob dieselben nur auf subjektive Auffassung der Besucher zurückzuführen sind, ist natürlich sehr schwer zu entscheiden; fast möchte man geneigt sein, letzteres anzunehmen. Es ist nämlich im Anfange schwer, Unterschiede bei einer fremden Rasse zu machen, und so geschieht es leicht, daß eine einzelne Persönlichkeit als Typus des Ganzen genommen wird, die eigentlich keinen Anspruch darauf hat.

Die Nahrung der Karoliner ist im Allgemeinen vegetabilisch; Brodfrucht, Kokos und Taro sind die Hauptbestandtheile, die sie auch zu schmackhaften Gerichten zu verbinden verstehen; im Falle der Noth müssen auch andere Erzeugnisse des Pflanzenreiches den Hunger befriedigen. Von animalischer Nahrung werden namentlich Fische, Schildkröten und Muscheln benutzt, Vierfüßler seltener; bei einem Liebesmahle kommen wohl auch saftige Braten auf den Tisch. Bei der Begegnung der Herrscher werden oft 100 Schweine und Hunde geschlachtet (Hernsheim a. a. O. S. 72) und dies muß später durch den Gast erwidert werden. Auf manchen Inseln werden Fische und Fleischspeisen geräuchert. Der Gebrauch des Salzes scheint noch wenig bekannt zu sein. Von Genußmitteln ist der Tabak jetzt allgemein verbreitet; Betel wird im Palau-Archipel in derselben Weise wie auf den malayischen Inseln gekaut; die nöthigen Ingredienzien führen die Bewohner stets bei sich.

Wasser und die sogenannte Milch der Kokosnüsse sind die gewöhnlichen Getränke, doch verstehen sie es auch, stärkeren Stoff aus Palmwein und Kawa zu bereiten. Letztere wird jedoch nicht gekaut, sondern etwas reinlicher behandelt. Die abgeschnittenen und angefeuchteten Wurzeln werden mit einer Muschel gereinigt, auf einem großen flachen Steine zerklopft und mit Wasser begossen, dann in eine Basthülle eingewickelt und mit den Händen ausgepreßt. Der Saft wird in einer Kokosnuß kredenzt. Uebrigens scheint das Gebiet der Kawa auf die östlichen Inseln und auf besondere Feierlichkeiten beschränkt zu sein.

Die Mahlzeiten finden nicht regelmäßig statt. Das Feuer wird durch das Reiben zweier Holzstücke entzündet; gekocht wird häufig auf heißen Steinen in Erdlöchern, wobei man den Braten mit Sand bedeckt, auf dem dann ein Feuer entzündet wird; andere Methoden, namentlich auch der Gebrauch von Töpfen, dringt von Westen her immer mehr ein. Die Kochgeschäfte werden im Allgemeinen durch die Frauen besorgt; nur in Palau beschäftigen sich die Männer damit; selbst der europäische Einsiedler, dessen Haushaltung Hernsheim beschreibt, betrieb dort seine Küchenangelegenheiten eigenhändig.

Die Kleidung ist vielfach noch recht primitiv, in einzelnen Theilen der Gruppe fehlt sie, was die Männer betrifft, beinahe ganz. Das National-Kostüm ist ein Schamgürtel für die Männer, ein oben und unten etwas kurz ausgefallenes Grasröckchen für die Frauen, woraus sich dann vollendetere und reich verzierte Formen entwickelt haben. Im Osten und auf den Inseln der mittleren Gruppe kommt auch eine Art Mantel mit einem Loche für den Kopf vor, scheint jedoch nur bei höheren Ständen im Gebrauche zu sein.

Mit den Europäern sind auch verschiedene neue Moden eingezogen. Auf Ponape tragen die Männer über der Lendenbinde häufig noch einen Rock von einheimischer Fabrikation; die Frauen bedienen sich eines Tuches nach Art des malayischen Sarongs. Auch europäische Stoffe werden verarbeitet, zum Theile nach selbst erfundenen Formen, zum Theile nach dem Muster alter abgelegter Kleider, die auf einzelnen Inseln recht gesucht zu sein scheinen. Die Einen erscheinen in einem abgelegten rothen oder blauen Hemde, die Anderen zwängen sich in eine Uniform. Die Bekehrten vertauschen die Nationaltracht mit weißer Hose, schwarzem Rocke und Strohhute, nicht gerade zum Vortheile ihrer Erscheinung.

Das Haar wird meist lang getragen, in Knoten vorn oder zur Seite aufgebunden, mit Federn und Blumen reich geschmückt; Kämme sollen nach Butrón das Zeichen der Freien sein. Der Bart wird auf den östlichen Inseln sorgfältig entfernt. Die Ohren sind (nicht selten zweimal) durchbohrt und in denselben werden allerlei Schmucksachen, zuweilen auch Cigarren ꝛc. getragen. Auch Halsschmuck und Armbänder aus Blättern, Blumen und Muscheln sind häufig; ähnliche Ringe werden um die Füße getragen und in dieser Beziehung ein gewisser Luxus entwickelt. Auf den westlichen Inseln wird auch die Nasenscheidewand durchbohrt und geschmückt. Hier und da werden die Zähne schwarz gefärbt und läßt man die Fingernägel wachsen. Die Tatuirung ist bei den Vornehmen sehr vollständig; weniger sieht man sie bei den Frauen und bei den Sklaven kommt sie gar nicht vor. Frauen führen sie mit Fischgräten oder den Nadeln von Koniferen aus; auch kleine erhabene Narben, die auf Nacken und Schultern der Frauen durch Einschnitte in die Haut und Beizen der Wunden hervorgebracht werden, gelten in einzelnen Gegenden als Zierde. Die Frauen bemalen sich auch Wangen, Stirn, ja das ganze Gesicht, ferner Busen und Arme mit glänzender Farbe.

Die Wohnungen sind in verschiedener Form und Art, im Allgemeinen jedoch mit Geschick und sehr zierlich gebaut. Gewöhnlich bestehen sie aus hölzernen Pfosten; die Wände sind aus Rohrgeflecht gebildet, doch kommen auch Steinwände, wie auf Kusaie, vor. Zum Theile stehen die Häuser auf dem Boden, zum Theile auf Steinplatten; auf Tobi kommen Häuser mit zwei Stockwerken vor. Manchmal werden die zum Hause gehörigen, für Frauen zum Schlafen oder Essen bestimmten Nebengebäude mit einer Mauer umgeben; auf einzelnen Inseln kennt man eine besondere Küche, Magazine ꝛc. neben dem Hause. Die Dächer werden mit den Blättern der Kokospalme oder des Pandanus gedeckt. Die Einrichtung derselben ist sehr einfach, Tische, Bänke und Bett sind beinahe ganz unbekannt. Kleine Kisten, Stangen mit Zacken dienen, um Speisen und Geräthschaften gegen Ungeziefer zu schützen. Hernsheim spricht von einem, für ähnlichen Gebrauch bestimmten Holzgerüste, dessen Gebrauch nur dem Könige und seinem Bruder erlaubt ist (a. a. O. S. 54).

Die Häuser, zu Dörfern vereinigt, liegen im Schatten der Fruchtbäume, und zwar auf den hohen Inseln regelmäßig an der Küste. In denselben findet man an einigen Orten die Ueberreste von großartigen Steinbauten. Die Straßen sind auf vielen Inseln gepflastert, die Dörfer mit Steinmauern umgeben. Alle Inseln besitzen große, für Berathungen und Versammlungen bestimmte Häuser, in denen hier und da für die Häuptlinge ein besonderer Schlafplatz reservirt ist. Ebenso giebt es gemeinschaftliche Häuser, in denen die unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechtes die Nacht zubringen; auch dienen manche als Klubhäuser und zeichnen sich dann durch Malerei und Schnitzerei — gleichfalls Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit — aus.

Der Landbau wird im Allgemeinen ziemlich nachlässig betrieben, nur Yap macht eine Ausnahme. Das einzige Werkzeug zur Bearbeitung der Felder ist ein hölzerner, spitzer Spaten. Wenn sie auch hier und da Hausthiere halten, ist doch von eigentlicher Viehzucht keine Rede; dagegen sind sie dem Fischfange sehr ergeben und haben darin

eine große Kunstfertigkeit erreicht. Sie gebrauchen dazu allerlei Netze und Reusen, die auf den Meeresgrund gelegt werden, Leinen und Haken von verschiedener Form, Speere, mit denen sie auch den Fang bei Nacht betreiben. Auch suchen sie Fische in Räume zu jagen, die durch Dämme und Zäune abgeschlossen sind. Manchmal werden die Fische durch auf das Wasser geworfene Substanzen betäubt, so daß sie an der Oberfläche treiben und mit den Händen gegriffen werden können. Die Frauen unterstützen die Männer kräftig bei dem Fischfange. In Palau ist die Lagune unter die einzelnen Ortschaften vertheilt und die Fischzüge geben im Allgemeinen zu allerlei Festlichkeiten Veranlassung.

Am merkwürdigsten sind die Bewohner und zwar nicht nur die der niedrigen Inseln als Seefahrer. „Wie die Möven mitunter halb fliegend auf den Spitzen der Wellen zu ruhen scheinen, dennoch aber das schnellste Schiff weit hinter sich lassen", sagt Semper, „so flogen die leichten Kanoes über das Meer dahin." Wenn eines der Boote umschlug, kümmert sich Niemand darum; bald ist es wieder aufgerichtet und seines Wassers entledigt. Dem Schiffbaue liegen hauptsächlich die Bewohner der niedrigen Inseln ob; die Boote, welche sie bauen, sind auffallend zierlich. Als Basis dient dem ganzen Baue ein ausgehöhlter Baumstamm; auf demselben erhebt sich ein Bretterbau, dessen Fugen gut verdichtet sind. Die Form des Bootes ist hinten und vorn gleich, so daß sie nicht zu wenden brauchen. Das Holzwerk ist oft bemalt oder zierlich geschnitzt. Auf der einen Seite ist der Ausleger angebracht, auf der anderen die Plattform mit schützendem Dache. Der Mast ist beweglich mit großem dreieckigem Segel und daneben bedienen sie sich der Ruder. Löffelartige Instrumente dienen zum Ausschöpfen des Wassers. Anker werden nicht gebraucht. Wenn man sich der Fahrzeuge nicht bedient, läßt man sie unter Schuppen am Strande liegen. Die Schnelligkeit derselben beträgt zwei bis drei Meilen (wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, deutsche Meilen gemeint sind, ist die Schnelligkeit sehr groß) in der Stunde, selbst mehr. Weil sie nicht zu wenden brauchen, bleibt natürlich immer diefelbe Seite Luvseite, was ihrer Schnelligkeit zu Gute kommt.

Es sind jedoch nicht nur die Eigenschaften ihrer Schiffe, sondern auch ihre eigenen Fähigkeiten, welche die Karolinier mit zu den ersten Seeleuten des Stillen Oceans machen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir die „Medos" (Segelkarten) und die nautischen Kenntnisse der dortigen Seefahrer hervorheben wollten; wir verweisen auf den höchst interessanten Aufsatz von A. Schück [1]), der alles hierher Gehörige eingehend untersucht. Wenn wir uns hier nur auf das rein Thatsächliche beschränken, können wir sagen: Sie machen weite Reisen, wobei sie sich nach den Sternen richten, wagen es (auf Jap), die ungeheuren Steine, die sie so sehr hoch schätzen, mit ihren schwachen Fahrzeugen weit über den Stillen Ocean zu führen; mit allen umliegenden Gruppen sind sie in Verbindung getreten. Daß sie von der Lage derselben wenigstens ziemlich richtige Ansichten besaßen, hat schon Cantova berichtet. Wenn sie weite Fahrten zu machen beabsichtigen, halten sie alle ihre Boote nach Möglichkeit in einer geraden Linie, um die Wahrscheinlichkeit, das Land, welches sie erreichen wollen, zu erblicken, auf diese Weise zu erhöhen. Auch auf den hohen Inseln hat man Boote, wiewohl auf Jap z. B. das Holz fehlt; in Kusaie haben die Fahrzeuge weder Segel noch Mast. Von Palau aus werden keine Seereisen unternommen; man hat jedoch drei Arten von Booten dort, von denen die größten sich der Segel bedienen, die kleinsten mit Bambusstangen fortbewegt werden; Doppelboote werden auf den Karolinen nirgends gefunden.

Auf allen Inseln versteht man es, aus Bananenfasern und einer Art Hibiscus Zeuge zu weben; der Webestuhl ist einfach, die Konstruktion so, wie sie nirgends in Oceanien im Gebrauche ist. Die Stoffe werden meist mit Kurkuma gelb gefärbt. Die Fabrikation eines einfachen Artikels, der Lendenbinden, die noch trotz der Missionare unter der europäischen Kleidung getragen werden, beschreibt Hernsheim (a. a. O. 43, Aufenthalt auf Kusaie) folgendermaßen: Sie werden aus der Faser der wilden Banane hergestellt, die in Salzwasser aufgeweicht, den starken, gelbglänzenden Faden liefert. Zunächst werden die ungefähr zwei Ellen langen, roth, gelb oder braun gefärbten Fäden mit sogenannten Weberknoten an einander geknüpft und die übrbleibenden Enden mit einer Muschel abgeschnitten, die man mittels einer Krebsscheere scharf erhält.

Das Mädchen kauert zu dieser Arbeit auf der Erde (dabei sind die Unterschenkel auswärts neben die Oberschenkel gelegt) und läßt den Faden mit wunderbarer Geschwindigkeit durch die Finger gleiten. Auf einem eigenthümlich geformten und manchmal mit hübschen Mustern verzierten Stocke wird nun die Kette hergestellt. An einem kleinen, in gleichmäßige Abschnitte eingetheilten Gestellchen wird die Länge der verschiedenen Fäden abgemessen, die dann abermals an einander geknüpft und um kleine in dem Bocke steckende Pflöcke geschlungen werden. Die fertige Kette wird über zwei Bretter geschlagen, deren eines an der Wand des Hauses und das andere an einem Leibgürtel der Weberin befestigt ist. Mit falzbeinartigen Stücken Holz oder Knochen werden die Fäden gehoben und gesenkt, so daß die lange flache Nadel mit dem Einschlagefaden durchgeschoben werden kann. Die Binde ist meist dunkel und beide Enden mit hellfarbigen Mustern versehen.

Wie in so vielen Gegenden hat aber auch hier der Gebrauch europäischer Erzeugnisse der einheimischen Industrie Abbruch gethan.

Flechtwerk aus Gras und Pandanusblättern dient zu Matten, besonders aber zu Körben, deren eine Art sie immer unter dem Arme mit sich führen. Zu Stricken werden Kokosfasern verarbeitet, Segel werden von Pandanusblättern verfertigt. Aus der Kopra pressen sie, nachdem sie dieselben zerrieben, mit den Händen das Oel. Auf Palau verstehen sie die Verfertigung irdener Töpfe, die jetzt allerdings meistens durch unsere verdrängt werden.

Ihre Geräthschaften werden wohl gegenwärtig, soweit es schneidende oder trennende Werkzeuge sind, größtentheils importirt und namentlich spanische Eisenwaaren haben die einheimischen Erzeugnisse beinahe ganz verdrängt; 1783 dagegen fand man auf den Palau-Inseln eine einzige eiserne Axt. Alle derartigen Geräthschaften wurden gewöhnlich aus Muscheln, seltener — selbst auf den vulkanischen Inseln — aus Stein verfertigt. Außerdem wird Schildpatt und Holz zum Schmuck, zu kleinen hübsch bemalten Kisten und zur Verzierung von Flechtwerk verwendet.

Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Karolinier, die sich auf sehr wenig Kleidungsstücke und Geräthe beschränken, sehr viel Zeit und geistige Anstrengung auf die Verzierung derselben verwendet haben.

Eins der merkwürdigsten Erzeugnisse dieser Inseln ist aber das Geld, dessen sich die Bewohner bedienen. Am ausführlichsten berichten Kurbary und Semper über die Arten desselben, welche auf den Palau-Inseln gebraucht werden. Dasselbe be-

[1]) Tijdschr. Nederl. Aardr. Genootsch. 2. Serie, Deel I. Afdeelg. Meer uitgebreide Artikeln S. 226.

steht aus Steinen, Glasscherben, Stücken von Porzellan ꝛc. Sie haben sieben verschiedene Klassen desselben, deren Werth durch die Größe und Beschaffenheit bedingt wird. Von der ersten Sorte, Brack genannt, giebt es nur wenige Stücke auf der ganzen Insel; diese sowie die beiden nächsten scheinen nur den Fürsten zu gehören und kommen nie unter das gewöhnliche Volk. Die anderen vier Arten gehören dem allgemeinen Verkehre an und der Werth der kleinsten, wie es scheint, immer eines weißen oder grünen Glasstückes, genügt kaum, um eine Hand voll Bananen zu kaufen. Alle haben gewöhnlich ein cylindrisches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geldstück, sei es am Halse oder in dem Körbchen, zu befestigen. Natürlich fehlt es von Seiten handeltreibender Seeleute nicht an Versuchen, dies Geld nachzumachen; doch mißlingen dieselben meistens. Die Eingeborenen besitzen die Gabe, das echte von dem unechten zu unterscheiden und beim Abschlusse eines Geschäftes wird das Geld genau besehen und berochen. Die Eingeborenen behaupten, dasselbe sei göttlichen Ursprunges und erzählen darüber sonderbare Sagen. Abgesehen hiervon haftet an jedem der kostbaren Geldstücke eine eigene, oft blutige Geschichte.

Eines recht unbequemen Geldes bedienen sich die Bewohner von Jap; vor den Häusern der begüterten Vornehmen sieht man eine Art großer gelber Mühlsteine; die größten sollen bis 9 Fuß Durchmesser und an der Axe bis zu 15 Zoll Dicke haben. Dieselben repräsentiren einen ungeheuren Werth. Die Eingeborenen holen dieselben von der Palau-Insel. Zu diesem Zwecke ziehen bei günstigem Winde 40 bis 50 Eingeborene in einem halben Dutzend Kanoes vertheilt aus. Wenn das Ziel der Reise glücklich erreicht und der Fürst des Landes durch Geschenke zufrieden gestellt ist, beginnt die Arbeit des Steinhauens, die einige Monate dauert; jedenfalls müssen die Arbeiter so lange ausharren, bis der Monsun die Rückreise gestattet. Außer dem Riesengelde werden dann für den täglichen Verkehr auch kleine Stücke hergestellt; die größten Stücke erhalten ihren hohen Werth wohl durch den schwierigen Transport, bei dem schon manches Kanoe mit der theuren Last den Untergang fand. Sind die Steine aber glücklich in die Heimath gelangt, so werden sie im Triumph vor der Wohnung des Häuptlings aufgestellt; eingehauene Zeichen verkünden der Nachwelt, wer den Stein bearbeitet und wer ihn nach Jap gebracht hat. Diese Steine stellen einen ungeheuren Werth dar. In neuerer Zeit scheint übrigens auch wirkliches Geld vorzukommen, während im Tauschhandel mit Europäern namentlich dem Tabak eine bevorzugte Stelle eingeräumt wird.

Es hat seine besondere Schwierigkeit, über die religiösen Vorstellungen der Karolinier etwas allgemein Gültiges zu sagen; einestheils sind nämlich die Berichte an sich ziemlich dürftig, dann liegen sie auch nur aus einzelnen Gegenden vor und es ist darum schwer zu entscheiden, ob verschiedenartige Berichte mehr in der Auffassung der Berichterstatter begründet sind oder aber, ob sie wirklich in von einander abweichenden Ansichten der verschiedenen Völkerschaften ihren Ursprung haben. Wir lassen zunächst einzelne dieser Berichte folgen: D. Emilio de Butrón sagt über die Eingeborenen von Jap: Es scheint, daß sie die Gottheit Machi-Machi nennen; nach dem, was man aus ihren dunklen Mittheilungen schließen kann, ist die Macht derselben sehr groß, aber sie ist sehr grausam und verursacht alle Unfälle, die der Mensch zu erleiden hat. Da jedoch der Zorn der Gottheit durch Verbrechen und Vergehen hervorgerufen wird, welche die Stämme gemeinschaftlich begehen, so darf man sagen, daß ihre Lehren doch eine gewisse Moral enthalten. Sie haben keine Bilder, wohl aber gewisse Vorstellungen von einzelnen Eigenschaften ihres Gottes; z. B. dürfen die Zweige oder Stämme des Baletebaumes nicht abgerissen oder beschädigt werden. Die Officiere des „Velasco“ besuchten eines Tages das einzige gottesdienstliche Gebäude, von dem die Eingeborenen erzählten. Nachdem sie lange ihren Weg durch den Wald fortgesetzt hatten, kamen sie an eine Lichtung, in deren Mitte sich eine Hütte in Gestalt einer dreieckigen Pyramide erhob, welche das abgenommene Dach eines kleinen Gebäudes zu sein schien und der Quere nach in drei ganz leere Räume getheilt war. Auf einer Seite desselben befand sich ein schwerer Stein von unregelmäßiger Form, auf der anderen ein Haufen, gebildet aus den Schalen der Kokosnüsse, welche von einem mit der Bewachung des Heiligthums beauftragten Einsiedler verbraucht worden waren. Der Mann war gehenkt worden, weil er Theilnehmer eines bei einem Europäer, der sich auf Jap niedergelassen hatte, ausgeführten Bandendiebstahls gewesen war. Unter dem erwähnten Steine befindet sich keine Höhlung und auch sonst ist nichts an ihm zu bewundern; es heißt, wenn die Könige das Volk züchtigen wollen, werden sie den Stein aufheben und in demselben Augenblick wird die Erde erzittern und das Meer sich bis zu den Dörfern erheben. Wenn ein Erdbeben eintritt, blasen sie auf einer Muschel, um den Zorn der Götter zu versöhnen; aber keiner wagt es, sich dem eingezäunten Heiligthume zu nähern oder gar den Stein aufzuheben, und die Führer, welche die Officiere begleiteten, gaben Zeichen der abergläubischsten Furcht. Zur Seite dieses Steines befindet sich der heilige Baletebaum. Die Einwohner glauben an die Unsterblichkeit der Seele; die Geister der Bösen gehen nach der Palau-Insel, um Geld zu suchen, gewöhnlich aber gehen sie bei Nacht in den angrenzenden Wäldern um; die bei der Geburt gestorbenen Frauen kehren ebenfalls bei Nacht zu ihren Hütten zurück, wo sie mit vielem Lärm Thüren und Fenster in Bewegung setzen.

Meinicke's Urtheil über Religion im Allgemeinen läßt sich etwa in folgenden Worten zusammenfassen: Sie unterscheiden höhere und niedere Gottheiten; von ersteren kennen die Bewohner der centralen Inseln drei, Vater, Sohn und Enkel; von einigen auf den größeren Inseln verehrten Göttern weiß man nichts Näheres. Die niederen Götter sind offenbar aus dem Ahnenkultus hervorgegangen und tragen verschiedene Namen. Bilder der Götter werden nirgendwo erwähnt, ausgenommen auf Tobi und Nukuwor, dagegen soll der Glaube allgemein sein, daß die Götter zu Zeiten Thiere und Menschen, ja selbst leblose Gegenstände zum Aufenthaltsorte wählen. Eigentliche Tempel, und zwar für die beiden Geschlechter besonders, bestehen in verschiedener Form auf einzelnen Inseln.

Wie übrigens Semper berichtet, findet man in Palau eine eigenthümliche Erscheinung: ein Jeder hat da sein Kalid (geheiligten Gegenstand), welches mit dem Totem der Indianer identisch ist; er läßt es dahingestellt, ob dies ein Erbstück der Vorfahren ist oder auch mit den Anschauungen über das Seelenleben nach dem Tode zusammenhängt. Was er darüber sagt (S. 87 u. f.), verdient Aufmerksamkeit.

Priester giebt es auf allen Inseln, zuweilen auch Priesterinnen. Sie leiten den Gottesdienst, hauptsächlich auch das Befragen der Orakel. Zuweilen liegt die Priesterwürde in der Hand der Häuptlinge; Opfer, namentlich an Lebensmitteln und Blumen, werden auf einem Altar niedergelegt, der Gottesdienst nach einem gewissen Formular gehalten. Vielfach oder meistens giebt eine besondere Ver-

anlassung Gelegenheit zur Ausübung des Gottesdienstes; aber es giebt auch wirkliche vorher festgesetzte Feste, die Monate dauern (wie auf Jap und Morilen). Während dieser Zeit treten gewisse Beschränkungen ein, z. B. darf auf Ruk während derselben kein Boot ein Segel führen. Tänze spielen bei solchen Gelegenheiten eine große Rolle. Unangenehme Ereignisse sucht man durch Beschwörung zu verhüten, doch bedient man sich derselben auch, um Anderen zu schaden.

Der Glaube an das Tabu (Tapu) ist ebenso wie bei den Polynesiern vorhanden; am meisten scheint es mit den auf die Fortpflanzung bezüglichen Vorgängen in Verbindung gebracht zu werden. Häufig damit verwechselt wird — wiewohl es uns nicht identisch hiermit zu sein scheint — das Blul, welches der Häuptling ausspricht (Semper, S. 99), sei es, um zu strafen, sei es aus weiser Sorgfalt. Der Glaube an ein künftiges Leben ist alt und verbreitet; die Ansichten über den Aufenthalt der Seelen sind jedoch sehr getheilt, bald wohnen dieselben in der Luft, bald in einem von tiefen Gräben umringten Lande.

Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln.

(Bericht des Grafen **Robert Pandolfini.**[1])

Es ist bekannt, daß die Galápagos-Inseln sich zu beiden Seiten des Aequators ungefähr 90 Seemeilen weit ausdehnen, von der Küste von Amerika 600 Meilen weit entfernt sind und in politischer Beziehung zu Ecuador gehören. Von Spaniern entdeckt, wurden sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Zufluchts- und Versammlungsort für die Seeräuber, welche jene Gewässer heimsuchten, eine Folge ihrer sicheren und wenig bekannten Lage, des Reichthums und der Fruchtbarkeit ihres Bodens.

Die wichtigsten sind: Albemarle, Chatham, Charles, Indefatigable, James und Narbourough, abgesehen von einer ganzen Reihe von kleineren Inseln und Inselchen. Die Namen sind englisch und rühren wohl von den Seeräubern her, welche sie oft besucht haben. Die hydrographische Aufnahme derselben wurde besonders von Fitzroy gemacht, der sie mit dem „Beagle“ 1835 besuchte. Albemarle, die größte Insel der Gruppe, ist 60 Meilen lang und 15 Meilen breit, die höchste Spitze liegt 1400 m über dem Meere. Alle diese Inseln sind von vulkanischer Formation; Darwin schätzt die Zahl der Krater auf 2000. Obwohl die Inseln beinahe unter dem Aequator gelegen sind, ist die Hitze nicht übermäßig und nicht so erstickend, wie in Mittelamerika, weil man, sobald man nur ein wenig über den Meeresspiegel ansteigt, durch eine luftige Brise erfrischt wird. Unter diesen Umständen ist der Gesundheitszustand ein sehr guter, was schon daraus hervorgeht, daß die Bemannung des italienischen Schiffes „Vettor Pisani“, welche während ihres dortigen Aufenthaltes Anstrengungen und Strapazen ausgesetzt war, sich vollkommen wohl fühlte.

Der Anblick, den die Inseln bieten, ist sehr freundlich; es ist nicht nur die Abwechslung von Farben, welche das Auge überrascht, sondern auch die bald ebene, bald gebirgige Configuration der Gruppe. Nahe am Strande ist die Vegetation niedrig und verkümmert, aber über 300 Fuß Höhe hinaus wird sie um so reizender und gleicht keiner Tropenvegetation, sondern derjenigen einer gemäßigten Zone; man könnte sich eher in Italien als unter dem Aequator wähnen. Ueber die Höhe von 700 bis 800 Fuß hinaus verschwinden die Bäume beinahe vollständig, um ausgedehnten Weiden Platz zu machen, wo in voller Freiheit Hunderte von Rindern, Eseln und Pferden herumlaufen; dieselben sind auf den Inseln nicht einheimisch, sondern gelegentlich eines Colonisationsversuches in kleiner Anzahl dorthin verpflanzt worden.

Wenn die Fauna auch nicht reich ist, ist sie doch sehr charakteristisch; einige sonderbare Reptile, Amblyrhynchus cristatus und A. Demartii, die erste eine Wasser-, die zweite eine Landeidechse, die von Darwin beschrieben sind, einige Vogelspecies, meist zu den Passeres gehörig, deren Farben nicht gar zu lebhaft sind, viele Seevögel an der Küste, worunter zahlreiche Pelikane, gehören zu derselben. In früherer Zeit waren die Landschildkröten (Testudo indica vel elephantopus) eine große Hilfsquelle für die Inseln, indem sie eine sehr gute Nahrung lieferten und ein Gewicht bis zu 150 Pfund erreichten; ihnen verdankt die Gruppe auch den Namen. Die Thiere sind in Folge der fortwährenden Jagd, die man auf sie gemacht hat, beinahe verschwunden; Fische giebt es im Ueberflusse und es war leicht, in wenigen Stunden die ganze Mannschaft des „Vettor Pisani“ damit zu versehen. Alle Inseln haben viel Wasser (größtentheils Regenwasser), was mit eine Ursache ihrer Fruchtbarkeit ist.

Der „Vettor Pisani“, der am 12. März 1884 von Panama abgegangen war, erreichte die Galápagos am 21., und der Kommandant, welcher mit dem Gründer der kleinen Kolonie auf Chatham, Herrn Cobos, Verbindungen anknüpfen wollte, warf in der Nähe der genannten Insel Anker. Am folgenden Morgen machte sich eine kleine Expedition auf den Marsch, um diesen Herrn aufzusuchen und brachte ihn Abends mit an Bord. Auf seinen Rath ankerte man am 23. März in Porto Chico, der vermessen und „Porto Vettor Pisani“ genannt wurde. Während die hydrographischen Arbeiten vorgenommen wurden, machte sich ein Theil der Officiere in Begleitung des Eigenthümers zu Pferde auf, um sein Gut zu besuchen. Unterwegs hatte man Gelegenheit, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern; viele Photographien wurden aufgenommen, und gegen Abend kehrten die Officiere an Bord zurück. Die Boote, welche bei der Aufnahme beschäftigt gewesen waren, brachten eine Menge mit dem Ruder erschlagener Robben mit, deren Leber und Gehirn gegessen und sehr gut gefunden wurden. Am 25. März ging das Schiff in einer kleinen Bai der Insel Charles oder Floreana vor Anker, die in früherer Zeit die Verbindung der Strafkolonie Floreana mit dem Meere vermittelte. Einige Worte über diese Kolonie mögen hier folgen.

Der Herr Villamil aus Guayaquil machte im Jahre 1832 der Regierung von Ecuador den Vorschlag, Heerden

[1]) Aus dem Augustheft 1885 des Bolettino della Societá Geografica Italiana.

auf die Galápagos einzuführen, wenn ihm der Besitz der Weiden und der Nachkommen seiner Heerden bewilligt würde. Die Regierung nahm den Vorschlag an; Herr Villamil brachte Rinder, Pferde, Esel und Schweine auf die Inseln, und die Thiere vermehrten sich in Folge der guten Weide und des zuträglichen Klimas sehr bedeutend. Der Besitzer hatte bei seinen Besuchen ihre Fruchtbarkeit erkannt; er schlug nun vor, auf „Charles“ eine Strafkolonie zu gründen, die unter dem Namen „Floreana“ ins Leben trat. Man fing an, Ackerbau zu treiben und alles schien einen bedeutenden Erfolg zu versprechen, aber vielleicht aus Mangel an Disciplin verfiel die Kolonie nach einigen Jahren, die Sträflinge verließen sie nach einander und Villamil, der große Verluste erlitten hatte, blieb auf dem Festlande. Gleichwohl wurde die Insel nicht ganz verlassen; sie gewährte vielmehr im Jahre 1861 einem neuen Robinson Crusoe ein Asyl. Cobos erzählte die Geschichte dieses Mannes, den er „den Alten“ nannte, in folgender Weise: Er kam mit einer gewissen „Kompagnie Clarke“ auf die Insel, um Vortheil aus den zahlreichen Heerden zu ziehen und hatte sein kleines Kapital dabei eingelegt; als die Kompagnie die Insel verließ, ließ man ihn dort, man weiß nicht, aus welchem Grunde, mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln zurück. Er gründete in einer Höhle, die er mit den ihm gelassenen Hilfsmitteln vervollkommnete, ein Heim; die italienischen Officiere fanden dort mit unvollkommenen Instrumenten aus dem Steine gehauen einen Sitz, einen Feuerherd und ein Bett. Dieser Mann hat während seines sechsjährigen Aufenthaltes von Kräutern, Früchten, und auch, wie die Knochen beweisen, von jungen Kälbern gelebt; hier und da im Inneren fand man noch einige Faßreifen, deren er sich vermuthlich für gewisse Arbeiten bedient hatte. Cobos traf ihn, als er die Insel besuchte; später kehrte „der Alte“ nach seinem Vaterlande, Kalifornien, zurück.

Man blieb den ganzen 26. März auf diesem Ankerplatze und machte Ausflüge auf der Insel; von der Niederlassung fanden sich nur noch wenige Ueberreste, dagegen trifft man die Spuren der Kolonisten noch in den vielen Fruchtbäumen. In einer großen Schlucht, deren Grund mit Wiese bedeckt zu sein schien, sah man viele Pferde und Esel, welche bei der Ankunft der Besucher schnell flüchteten. Der Anblick der Landschaft war herrlich, die verschiedensten Schattirungen von Grün fügen sich da zu einem Ganzen und nach dem erquickenden Regen, der allerdings das Gehen auf dem Grase ziemlich beschwerlich macht, athmet man die balsamische Luft in vollen Zügen; die Scene wurde belebt von kleinen Vögelchen, die zum Theil in schönen Farben prangten und so zahm waren, daß man sie mit einem Stocke hätte treffen können. So wanderte man einige Kilometer durch eine prächtige Landschaft.

Am 27. März ging man nach der Insel „Indefatigable“, um in der Conway-Bai zu ankern, wo man bis zum 29. blieb. Während dieser Zeit ging ein Boot nach der Duncan-Insel, um Schildkröten zu fangen, konnte jedoch, obschon verschiedene, die man bis auf 80 Pfund schätzte, gesehen wurden, keine erbeuten. Der Berichterstatter ging am Tage nach der Ankunft ans Land, um zu jagen, und erlegte einige Enten, einige kleine Rebhühner und Seevögel, die in großer Zahl vorhanden und durchaus nicht scheu waren; sie ließen sich beinahe mit der Hand greifen.

In der Nähe des Meeres ist Alles voller Klippen, die Eisenschlacken gleichen und, wenn man darüber geht, einen metallischen Ton von sich geben; sowohl durch die Unregelmäßigkeit des Terrains als durch die scharfen Kanten der Steine wird das Gehen dort ziemlich anstrengend. Er erblickte eine ungeheure Menge von riesengroßen Kaktus, die auch auf den anderen Inseln gesehen wurden, und viele Rhizophoren, die bei dem Eintreten der Fluth ganz im Wasser stehen; in der Nähe der Küste fand er kleine Lachen, wohin die Vögel in großer Menge kommen, um ihren Durst zu löschen. In der Nähe derselben und im Allgemeinen in der Nähe der Küste ist die Zahl der Stechfliegen eine solche, daß man beim Landen von Wolken solcher Thiere, welche dem Besucher sehr unangenehme Stiche beibringen, überfallen wird. Er konnte nicht ins Innere der Insel vordringen; denn es bestand kein Weg und des gebirgigen Bodens wegen würde der Marsch mühsam gewesen sein und zu lange gedauert haben; doch hörte er von Cobos, daß diese Insel die fruchtbarste und wasserreichste der Gruppe sei.

Am 29. März ging man nach dem Hafen „Vettor Pisani“ zurück, wo man in den Vormittagsstunden am 30. ankam, die hydrographischen Arbeiten vollendete und das Schiff verproviantirte; man kaufte die Ochsen um 50 Francs per Stück, auch einige andere Lebensmittel wurden von der Hacienda Cobos erstanden; der Berichterstatter brachte dort noch einen Tag zu und sammelte noch einige Nachrichten über die Niederlassung, die wir gleich mittheilen wollen; am 31. nahm man Abschied von der Insel und ihren Bewohnern.

Manuel Cobos kam im Jahre 1865 nach den Galápagos-Inseln, um die damals im Ueberflusse dort vorkommende Rochelia zu sammeln. Er machte diese Spekulation zusammen mit Monroy, und in den Jahren 1865 bis 1869 wurden 20 000 Centner der werthvollen Pflanze ausgeführt. Die Rochelia ist eine Schmarotzerpflanze von aschgrauer Farbe, nach Art eines Strauches, deren cylindrische Zweige von der Stärke eines Bindfadens aus der Wurzel hervorkommen; die Pflanze wächst auf Bäumen und Sträuchern, auch auf Steinen in trockener und salzhaltiger Gegend, wie an der Meeresküste. In geeigneter Weise mit Alkalien behandelt giebt sie einen geschätzten Farbstoff von violetter Farbe. In Guayaquil wird der Centner (46 kg) für 9 bis 10 Pesos (à 4,20 Francs) verkauft; in Europa beträgt der Werth der Tonne 45 bis 55 Pfd. St. Cobos und Monroy hatten für jenes Unternehmen 120 bis 130 Leute, zwei Goeletten von 60 und 15 Tonnen und vier große Boote in ihrem Dienste.

Im Anfange brachte ihnen ihr Unternehmen sehr großen Gewinn, da keine Abgaben an die Regierung auf denselben drückten, aber später verlangte die Regierung 4000 Pesos pro Jahr und der Ertrag verminderte sich bedeutend. Doch hat Cobos bei jenem Unternehmen nach seiner eigenen Angabe im Laufe von vier Jahren 70 000 Pesos gewonnen. Cobos, ein energischer Mann, hatte jedoch während jener Zeit sich schon nach anderen Einnahmequellen umgesehen. 1867 gründete er auf Chatham eine kleine Kolonie, wo er Geschäfte mit den Häuten der Thiere machte, welche in großer Zahl über die Insel verbreitet waren und die, wie schon erwähnt, Villamil dort eingeführt hatte. Da Letzterem nach seinem mit der Regierung von Ecuador abgeschlossenen Vertrage die Heerden gehörten, so mußte Cobos mit ihm ein Uebereinkommen abschließen, auf Grund dessen er ihm für jedes getödtete Thier 5 Pesos bezahlen sollte. Da aber das Geschäft größtentheils eine Vertrauenssache war, begreift man, daß aus demselben leicht Streitigkeiten und Unregelmäßigkeiten entstehen konnten.

Cobos, der, nachdem die Rochelia beinahe von der Insel verschwunden war, kein Interesse mehr hatte, dort zu bleiben, begab sich 1869 nach Kalifornien, wo er sich bis Ende 1879 aufhielt; er reiste in dieser Zeit in den Vereinigten

Staaten umher, wo er sich größere Bildung und mehr Weltkenntniß erwarb. 1879 kehrte er mit mehr als 100 Mann nach Chatham zurück, um dort eine Kolonie zu gründen und in großem Maßstabe Handel mit den Erzeugnissen der Heerden zu betreiben; das ganze Jahr 1879 wurde durch die Vorbereitungen dazu in Anspruch genommen.

Eines Tages sah er jedoch zufällig, daß eine Zuckerrohrpflanze, die von einem seiner Leute dorthin gebracht worden war, sich zu ganz außerordentlicher Größe entwickelt hatte. Er kam daher auf den Gedanken, daß das Anpflanzen von Zuckerrohr dort Aussicht auf Erfolg haben müsse, und, nachdem er einige Proben gemacht hatte, deren Ergebniß befriedigend war, entschloß er sich, der Viehzucht zu entsagen, um sich ganz und gar dem Ackerbaue zu widmen.

Dies ist der Ursprung der von Herrn Cobos gegründeten Hacienda, die nur sehr wenig mit den Musterwirthschaften, die man in Italien kennt, gemein hat; der Unterschied liegt nicht nur darin, daß man ganz andere Gegenstände anbaut, sondern auch in der ganz abweichenden Organisation des Arbeiterpersonals. Folgendes möge zur Erläuterung dienen: Wenn der Reisende von seinem Schiffe an Land geht, sieht er zunächst eine kleine Hütte, in der Segel- und Fischereigeräth aufbewahrt wird; von hier steigt mit mäßiger Erhebung eine wenige Meter breite Straße an. Wenn er derselben, die kaum genügenden Raum für einen bespannten Ochsenwagen bietet, einige Kilometer weit folgt und ein Gebüsch von nicht sehr hohen Sträuchern erreicht hat, gelangt er auf eine Hochfläche, auf deren höchstem Punkte sich ein festungsähnliches Holzhaus erhebt, welches von einem Dutzend Hütten umgeben ist. Dieses Haus ist die Wohnung von Cobos und sein Vorrathshaus, von wo er mit seinen Wächtern die mit Zuckerrohr bepflanzten Ländereien ganz übersieht. Der lachende Anblick der Felder, der des Meeres auf der einen Seite und der Bergweiden auf der anderen, die frische und reine Luft, welche man da athmet, machen jenen Aufenthalt wunderschön und erinnern den Besucher an die lachenden Gefilde Italiens. Das Haus wurde von Cobos im Jahre 1880 erbaut und er hat es auch noch nicht verlassen, obwohl seine Arbeiter oder Peones, wie sie hier genannt werden, unzufrieden mit der mühsamen Arbeit und dem ihnen bezahlten Lohne, Anschläge auf sein Leben geschmiedet hatten; auch hieß es kurz vor der Ankunft des „Vettor Pisani“, er habe auf die Nachricht, daß sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet habe, fünf als die Häupter derselben bezeichnete Personen erschießen lassen. Dieses summarische Verfahren, welches, wie einige Ackerbauer dem Berichterstatter mittheilten, durch Eifersucht in Liebessachen veranlaßt worden war, kam zu Ohren der Regierung von Ecuador, welche angeblich Cobos eine nachdrückliche Warnung zukommen ließ.

Das Hauptprodukt der Hacienda ist das Zuckerrohr, aus dem Melasse verfertigt wird, die Cobos nach Guayaquil schickt, wo man sie zu Zucker verarbeitet. Außerdem erzeugt er mittels zweier Retorten „Aguardiente“, eine Art Branntwein, das Produkt, welches ihm am Meisten einträgt.

Er besitzt augenblicklich 60 Cuadras Feld (Cuadra ist ein Quadrat von 100 Varas à 0,84 m Seite), die mit Zuckerrohr bepflanzt sind. Jede Cuadra Zuckerrohr giebt 35 bis 45 Boticas Alkohol, deren jede zu Guayaquil 10 bis 12 Pesos gilt. Er pflanzt das Rohr mit zwei Varas Distanz; es könnte dieser Abstand aber wie in Pern auf 1,5 Varas beschränkt und dadurch ein bei weitem höherer Ertrag erzielt werden, wenn nicht etwa der größere Raum auch zu einer kräftigeren Entwickelung beiträgt. Der erste Schnitt findet nach 18 Monaten, der zweite ein Jahr später, der dritte nach weiteren 10 Monaten statt; was die weiteren Schnitte betrifft, so besitzt man noch keine Erfahrung, da (damals) kaum drei Jahre vergangen waren, seitdem er das Unternehmen angefangen hatte.

Zur Zeit der Anwesenheit des „Vettor Pisani“ befanden sich 61 Arbeiter dort, außerdem 27 zu denselben gehörige Frauen; sie wurden folgendermaßen behandelt: Wenn Cobos zu Guayaquil eine Person traf, die sich drückender Schulden wegen in Geldverlegenheit befand, gab er ihr einen Vorschuß von etwa 100 Pesos, um sich aus der Verlegenheit zu retten und nahm sie dann mit sich, unter der Verpflichtung, den Vorschuß durch ihre Arbeit abzuverdienen. Einmal auf der Hacienda angekommen, empfangen die unverheiratheten Leute volle Verpflegung und monatlich 12 Pesos. Der verheirathete Mann erhält 20 Pesos, hat eine Hütte für sich, zwei Pfund Fleisch täglich, 12 Pfund Yuca (Maniok) und zwei Sapayos wöchentlich. Alle Nahrungsmittel gehören zu dem Monopole, welches Cobos besitzt. Er verkauft sie seinen Arbeitern zu einem von ihm selbst festgesetzten Preise. Dieses System, wie despotisch es auch sein, zu wie viel Mißbräuchen es auch Veranlassung geben möge, herrscht doch in Südamerika ziemlich allgemein und verschafft den Hacienda-Besitzern große Vortheile.

Die Arbeit wird jeden Morgen vertheilt; um $^3/_4$6 Uhr ruft eine Glocke die Arbeiter zur Wohnung des Herrn, welcher Jedem die Arbeit zutheilt; um 6 Uhr auf ein zweites Glockenzeichen begiebt sich Jeder an die ihm angewiesene Stelle, wo er um $6^1/_4$ Uhr eingetroffen sein muß. Von 11 bis 1 Uhr ist Essenszeit und Ruhepause und von 1 bis 5 Uhr wird wieder gearbeitet; hiernach zieht sich Jeder nach seiner eigenen Wohnung zurück. Anfang und Ende der Arbeit wird durch Glockenzeichen bekannt gemacht.

Außer dem mit Zuckerrohr bepflanzten Boden besitzt Cobos 580 Cuadras eingezäunte Weide, auf welchen die schon gezähmten Thiere, Rinder, Pferde und Esel und endlich alle wilden Heerden, im Ganzen etwa 8000 bis 10 000 Rinder, 1000 Esel und eine Menge Schweine untergebracht sind. Verschiedene Nährpflanzen, Yuca (Manioca), Camote (Batata edulis), Otoy (Caladium esculentum), große Bataten, welche in Scheiben geschnitten, das Brod ersetzen, und Bohnen, welche in weniger als drei Monaten reifen, werden kultivirt; auch sind verschiedene Fruchtarten angepflanzt worden. Die Insel liefert viel und gutes Brenn- und Bauholz; zu bemerken wäre besonders eine Art Holz auf Albemarle, Javoncillo genannt, dessen Rinde die Seife ersetzen kann.

Die Ausfuhr der Kolonie besteht in Aguardiente, Melasse, Leder, verschiedenen Sorten Bataten und Kalk. Letzteren findet man auf der Insel; nachdem er gebrannt ist, wird er in Guayaquil zu 8 bis 10 Realen (à 0,42 Francs) per Centner von 46 kg verkauft. Ferner hat Cobos auf Chatham eine rothe Erde gefunden, die, mit etwas Leinöl angerieben, eine ausgezeichnete Farbe giebt, und eine Steinart, welche pulverisirt als Cement dient. Von der Insel James (Santiago) holt er das Salz, welches sich in der Nähe des Meeres absetzt und nicht nur als Lebensbedürfniß, sondern auch für die Behandlung der Häute sehr wichtig ist.

Aus Allem geht hervor, daß Herrn Cobos nichts fehlt, aus der Insel eine große Besitzung zu machen, welche mit der Zeit einen bedeutenden Ertrag liefern kann, besonders wenn die Verbindung mit der Küste häufiger und sicherer wird. Jetzt wird dieselbe nur mittels einer einzigen, Cobos gehörigen Goelette bewerkstelligt, welche seine Produkte nach Guayaquil befördert.

Zum Schlusse mögen einige Worte über die meteorologischen Bedingungen der Gruppe folgen, die auf von Cobos

gemachten Beobachtungen beruhen. Vom April bis Januar herrschen Südwinde, die häufig nach Südost und Südwest umschlagen, und vom Januar bis April schwache Südwest- und Ostwinde. Die trockene Jahreszeit umfaßt die Monate November, December und Januar; vom Januar bis April folgt eine Periode mit nicht regelmäßigem Regen, und die eigentliche Regenzeit tritt vom April bis November ein. Die Durchschnittstemperatur der Periode von Januar bis April beträgt im Hause von Cobos 26°, an der Küste 28 bis 30°, vom April bis Januar 19° resp. 24° am Strande. Manuel Cobos ist ein schöner, hochgewachsener und kräftiger Mann von 45 Jahren, wie es scheint; er hatte einen schweren Kampf im Leben durchzukämpfen und hat ihn mit Ruhm ausgefochten; sein Benehmen ist gewinnend, und er war seinen Gästen gegenüber sehr höflich und gastfrei. Obwohl seine Hacienda erst kurze Zeit besteht, ist sie sehr gut eingerichtet und zeigt in Allem die Thätigkeit ihres Besitzers und die gute Ueberlegung, mit welcher er seine Maßregeln getroffen hat. Wenn sich mehr Menschen von der Art des Herrn Cobos fänden, könnte die Galápagos-Gruppe sehr großen Vortheil abwerfen, und es würde dies um so wichtiger sein, als die (freilich erst in unsicherer Zukunft erfolgende) Eröffnung des Panama-Kanales ihr eine erhöhte Bedeutung geben wird. Dort wäre es für unternehmende und muthvolle Leute leicht, sich nicht nur eine gewinnbringende, sondern auch eine nützliche Zukunft zu eröffnen, die gewiß weniger unsicher als manche andere wäre.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 1. Januar wurde in Rangun eine große Parade der dort stehenden Truppen abgehalten und dabei in Anwesenheit zahlreicher Eingeborenen eine Proklamation des Vicekönigs von Indien, Earl of Dufferin, verlesen, worin Namens der Königin und Kaiserin die Einverleibung Ober-Birmas in das Britische Reich ausgesprochen wurde. Ein Reich von etwa 450000 qkm Umfang und 3½ bis 4 Millionen Einwohnern wurde damit gewonnen, die größte Landerwerbung, welche Groß-Britannien seit der Annexion des Pendschab gemacht hat, vollzogen und britisches Gebiet grenzt jetzt auf einer weiten und leicht zugänglichen Strecke an China, während die Grenze im Himalaya für den Verkehr die größten Schwierigkeiten bot. Aber gerade China macht geltend, daß Birma sein Vasall sei und das wird auch von englischer Seite zugegeben („Mail" vom 4. Januar 1886). Noch 1875 sandte Birma eine Gesandtschaft mit Tribut nach Peking, während umgekehrt die chinesischen Gesandten untergeordnete Beamte waren, die lediglich der Gouverneur der Provinz Jünnan abordnete, nicht der Pekinger Hof. Nun wird aber eine Ausnutzung des Erworbenen, Schaffung eines Handelsverkehrs u. s. w. durch England nicht möglich sein ohne Mitwirkung Chinas, welche nicht ohne eine genügende Entschädigung zu erlangen ist; daher die Zeitungsnachrichten von einer eventuellen Abtretung des nördlichen Birma nebst Bhamo an China. Auch im Osten und Südosten sind die Grenzen der neuen Erwerbung einstweilen noch unbestimmt genug, da die dortigen Schan sowohl an Birma, wie an Siam Tribut zu zahlen gewohnt sind. Hier wird sich vielleicht auch Frankreich eine Handhabe bieten, um die Scharte auszuwetzen, welche ihm die englische Annexion Birmas unmittelbar nach dem Augenblicke schlug, in welchem es sich einen großen Einfluß auf Birma gesichert zu haben glaubte (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 270). — Den größten Vortheil von der Annexion werden zunächst die Birmanen selbst haben, insofern ihre despotische Regierung gestürzt wurde und gesichertere Zustände einkehren werden. Dann aber ist das Land so reich an Cerealien, Wäldern mit werthvollen Nutzhölzern, Mineralien u. s. w., daß sein Handel sich ansehnlich entwickeln wird; unter seinen Produkten werden genannt über 100 Arten Reis, Mais, Hirse, Weizen, Tabak, Senf, Indigo, Baumwolle, Thee, Früchte, Gummi, Kautschuk, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Antimon, Wismuth, Kohle, Petroleum, Salz, Jade, Marmor, Salpeter, Bernstein, Magneteisen, Edelsteine u. s. w. Um diese Schätze, deren Vorhandensein gut bezeugt ist, heben zu können, wird es sich für die Engländer vor Allem darum handeln, die Dacoits (Räuberbanden) zu beseitigen und sich mit den Grenznachbaren, China an der Spitze, gut zu stellen.

Afrika.

— Ein Werk, das bisher vollständig fehlte, eine Kulturgeschichte Aegyptens, hat uns Professor Adolf Erman in seinem „Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum" (Bd. 1, Tübingen 1885, H. Laupp'sche Buchhandlung, 8 Mk.) geschenkt. Es ist ein geistreich und unterhaltend geschriebenes Buch, zu welchem der Autor den Stoff selbst aus den Denkmälern und Papyrus gesammelt hat, da es an Vorarbeiten fast ganz fehlte, und stets fühlt der Leser sich den Ergebnissen einer Forschung gegenüber, die auf dem sicheren Boden kritischer, philologisch-historischer Methode arbeitet. Für wissenschaftliche Benutzer des Buches sind zahlreiche Belegstellen unter dem Texte bestimmt; wir glauben, daß z. B. der vergleichende Ethnologe in ihnen ein vortreffliches Hilfsmittel zu seinen Studien erhalten hat. Höchst lehrreich sind auch die zahlreichen Abbildungen, die mehr als gewöhnlich dem Zwecke entsprechen, das gedruckte Wort zu erläutern. Die speciellen Themata, welche der erste Band abhandelt, sind der König und sein Hofstaat, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen, denen einleitende Kapitel über das Land, das Volk und die Geschichte vorausgehen. Obwohl der Verfasser von letzteren sagt, daß sie seiner eigentlichen Aufgabe fernlägen, so gehören sie doch mit zu den anziehendsten. Wir geben hier wieder, wie sich Erman den Charakter der alten Aegypter denkt (S. 58). „Sie erscheinen uns als ein verständiges Volk mit praktischem Sinne und großer Energie, aber von auffallendem Mangel an dichterischer Phantasie, recht als ein Volk von Bauern, wie es in dieses Land schweren Ackerbaues hineingehört." Es sei uns noch gestattet, die Schilderung anzuführen, die ein gründlicher Kenner Aegyptens (Bädeker, Unterägypten, S. 47) von seinen heutigen Bewohnern entworfen hat; sie bezieht sich nur auf die niederen Stände, aber diese sind es ja auch allein, bei denen das natürliche Wesen des Volkes unbefangen zum Ausdrucke gelangt. „Der ägyptische Bauer", sagt er, „ist namentlich in den jüngeren Jahren erstaunlich gelehrig, klug und rührig. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elasticität des Geistes, die ihn als Knaben so liebenswürdig und vielversprechend erscheinen läßt, durch Noth und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen mit dem Danaidenkruge. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene

Piaster bleibt selten sein Eigenthum und er muß die Früchte seiner Arbeit den Mächtigen seines Landes überlassen. So wird sein Charakter der Sinnesart eines begabten, aber mit Härte erzogenen Kindes ähnlich, welches, wenn es heranwächst, begreifen muß, daß es ausgebeutet wird. Dieses von Natur muntere Geschlecht, das in der harten Arbeit des Lebens seine Freudigkeit einbüßt und eigensinnig und verstockt wird, das wird auch das Bild sein, das das alte Volk einem unbefangenen Beschauer gewährte."

— Bischof Hannington, von dessen Abreise nach dem Victoria Nyanza auf S. 175 des vorigen Bandes berichtet wurde, ist Nachrichten aus Zanzibar zufolge auf Befehl des Königs von Uganda ergriffen worden, und es soll der geheime Befehl zu seiner Hinrichtung ertheilt worden sein. Das erweckt schlimme Befürchtungen für den ebenfalls nach Uganda reisenden Dr. Fischer.

— Von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist eine Expedition unter Dr. Schmidt und Arnold Elz zu geologischen Untersuchungen nach dem Kilima-Ndscharo-Gebiete abgesendet worden.

— Nachdem der Konsul der Vereinigten Staaten Tisdel sich über die Aussichten des Congo-Staates sehr ungünstig ausgesprochen hatte, hat seine Regierung einen zweiten Vertreter, den Marinelieutenant Taunt, ausgeschickt, welcher bis zu den Stanley-Fällen vorgedrungen ist und über den mittleren Lauf des Stromes („das Innere des Congo-Staates" wäre zu viel gesagt) sich sehr günstig äußert, sowohl was das Klima und die Landesprodukte, als auch das Verhalten der Eingeborenen u. s. w. betrifft. Sollten sich aber auch seine Angaben bestätigen, so wäre doch immer noch die weite Entfernung der fruchtbareren Gebiete von der Küste und die Livingstone-Fälle im unteren Congo Hindernisse genug, um eine Entwickelung ziemlich unmöglich zu machen, ganz abgesehen davon, daß absolut kein Europäer in Innerafrika landwirthschaftliche Arbeiten auf die Dauer zu verrichten im Stande ist.

— Die hochinteressante Trommelsprache der Cameruu-Neger ist nach Dr. Buchner's vorläufigen Schlüssen vielleicht die größte geistige Leistung nicht nur der Negerrasse, sondern aller halbwilden Völker überhaupt. Sie ist von der Dualla-Sprache gänzlich verschieden und scheint eine Art von Silbensprache zu sein. Was H. Zöller über sie in Erfahrung gebracht hat, ist Folgendes (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, Bd. III, S. 55): „Auffallender Weise haben diese Neger es in Lautsignalen weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Vermittels langer und kurzer Trommellaute können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mittheilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch solche Trommeltöne von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft hinüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserem Militär üblichen, sondern stellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittels deren man nicht nur einige genau bestimmte Befehle, sondern Alles und Jedes berichten kann. Von keinem anderen Volke der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verständigungsart erfunden hätte. Auch am Congo kennt man Hornsignale, durch die sich gar Mancherlei mittheilen läßt; aber so viel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Camerun-Gebiete das Signalwesen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden. Wenn ich mit Eingeborenen aus dem unteren Camerun-Gebiete landeinwärts reiste, war es mir stets angenehm, durch ihre Kenntniß der Trommelsprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald theilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde Jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. — Die Trommelsprache muß gleich jeder anderen Sprache erlernt werden, und es giebt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Jim Equalla von Dido-Stadt, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint, daß die meisten Männer, aber von den Frauen bloß eine Minderzahl sich auf die Trommelsprache verstehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das Merkwürdigste ist, daß diese seltsame Signalsprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingeborenen Händlern, die sich in Gegenwart eines die Dualla-Sprache verstehenden Europäers unter einander verständigen wollen, ziemlich häufig geschehen soll. Auf Dualla heißt Wasser Madiba, aber in der Trommelsprache heißt es, soweit mein Gehör zum Verständniß ausreichte, To-ku-lo-o-ku. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommelsprache bedient, bloß zwei Töne, allerdings sehr modificirbare Töne, besitzt, so müssen die Worte der Trommelsprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommelsprache im Großen und Ganzen für jenes Gebiet, in dem sie überhaupt bekannt ist, eine und die nämliche zu sein scheint, so giebt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe, und die es mit sich bringen, daß sich dort bloß gewisse Gruppen von Dörfern unter einander verständigen können."

Südamerika.

— Die Aktiengesellschaft für deutsche Ansiedelung in Südamerika, „Hermann", hat in S. Feliciano in der Provinz Rio Grande do Sul fünf Quadratleguas (ca. 21 000 Hektar) zu sehr billigem Preise erworben und läßt jetzt dort Verkehrswege herstellen, das Land vermessen und die ersten Einrichtungen zur Aufnahme von Auswanderern treffen. Im Januar 1886 geht ein Beamter zur definitiven Organisation der Kolonie hinüber, welcher man ohne Weiteres ein ungleich besseres Prognostikon stellen kann, als Neu-Guinea und Camerun, Angra Pequena und Ostafrika. Denn in diesen vier Ländern wird nun und nimmer ein Deutscher auf die Dauer leben können, in Südbrasilien aber vermag er zu gedeihen.

— Wie aus Buenos Ayres gemeldet wird, ist Thouar am 17. Oktober nach dem Pilcomayo, dessen Schiffbarkeit er untersuchen soll, aufgebrochen, nachdem er beinahe einen Monat in Asuncion zuzubringen genöthigt war, um die erforderlichen Transportmittel, 50 Pferde, 18 Ochsen und 10 Maulthiere anzuschaffen. Die Indianer scheinen kriegerisch gestimmt zu sein, weshalb ihn eine Eskorte von 25 Mann nebst 3 Officieren begleitet.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Die Bewohner der Karolinen. I. — Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln. (Bericht des Grafen Robert Pandolfini.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 7. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

IV.

Im Dorfe Ban Pak Hôn, wo Reis am Abend des 25. Oktober Halt machte, hörte er das Rauschen der Fälle des Nam Se, bei welchen er bei der Hinreise vorbei gefahren war. Der Dorfhäuptling zeigte ihm einen hohen Berg und sagte ihm, daß der Nam Se aus einer Spalte auf dessen Gipfel herauskomme, die nicht weniger als 300 bis 400 m groß sei. Schäumend sprudele das Wasser aus einer Art Krater hervor; ein Dorf der Khas Phuthang liege auf dem Berge, und dessen Bewohner tränken das stark mineralhaltige Wasser dieser Quelle. Da der Häuptling von Ban Pak Hôn aber nicht zu bewegen war, den Reisenden nach jenem Dorfe zu begleiten und dieser auch keinen ganzen Tag für den Ausflug opfern wollte, so gab er denselben auf, beschloß aber am nächsten Morgen zu Fuß die Fälle zu besuchen und beauftragte den Synkerk, ihn in deren Nähe mit dem Floße zu erwarten. In zwanzig Minuten erreichte er auf einem Wege, der hoch über dem Nam Kan hinführt, den Nam Se, welcher vom Gipfel des Berges über eine außerordentlich steile Wand in einer Reihe von Kaskaden herabfällt und dabei ein betäubendes Geräusch hervorbringt. Eine dichte Vegetation entzieht den oberen Theil des Falles dem Auge; aber 30 m über seinem unteren Ende, wo sich seine Wasser mit denen des Nam Kan vereinigen, kann man eine natürliche Brücke in Gestalt eines Baumstammes betreten und von dort einen wahrhaft großartigen Anblick genießen. Das Wasser breitet sich am Abhange des Berges zwischen den Felsen über mehr als 100 m aus; die Mitte des Falles bildet eine Wassermasse von 15 bis 20 m Breite, welche in fünf oder sechs Absätzen in den ruhigen, ringsum eingeschlossenen Nam Kan sich hinabwälzt. Das ganze Bett des Nam Se, Felsen, Baumstämme und Zweige sind mit einer dicken Schicht blendendweißer Kalkkonkretionen bedeckt. Das Wasser ist klar, etwas wärmer als dasjenige des Nam Kan und hat einen sehr ausgesprochenen alkalischen Geschmack; seine Masse ist groß genug, um denjenigen des Nam Kan-Wassers weiter unterhalb sehr zu verändern. Leute, welche dieses Wasser trinken, sollen niemals vom Kropfe befallen werden. Während der trockenen Jahreszeit, gegen Ende Januar, versiegt die Quelle, der Krater klafft und der Fluß vertrocknet; dann müssen die Khas zum Nam Kan hinabsteigen, um sich mit Wasser zu versehen. Einige Zeit nach den ersten Regengüssen, gegen den Beginn des Juli hin, hört man im Inneren des Berges heftige Detonationen und brausend ergießt sich wieder Wasser aus dem Krater, mitunter Zweige und Fische mit sich führend, die oft sehr groß und von derselben Art sind, wie diejenigen im Nam Kan. Nach Angabe der Laos hätten dieselben den gleichen eigenthümlichen unangenehmen Geschmack, wie das Wasser des Nam Se.

Seitdem der Reisende zum ersten Male bei dem Wasserfalle vorbei gefahren war, hatte der Nam Se schon an Größe abgenommen; auch der Nam Kan sank rasch, und überall waren jetzt die Laos beschäftigt, Fischzäune zu errichten, welche der Bootsfahrt sehr hinderlich sind. Dieselben befinden sich gewöhnlich unterhalb von Stromschnellen und haben nur in der Mitte des Stromes eine Oeffnung, um Boote hindurch zu lassen. Ein solches Wehr wird von riesigen Dreifüßen gehalten, bestehend aus drei tief in den Grund eingerammten Pfählen, welche an ihrem oberen Ende fest durch Rotang zusammengebunden sind; innerhalb

Wasserfall des Nam Se.

dieser Dreifüße ist ein mit schweren Steinen belastetes Brett eingefügt, wodurch der ganze Zaun mehr Festigkeit erhält und weniger leicht von der Strömung hinweggeführt werden kann. Zwischen den Dreifüßen wird ein einfaches Flechtwerk aus Bambu angebracht und in demselben Reusen, welche bei tiefem Wasser und geringer Strömung von gewaltiger Größe sind und nicht weniger als $1^1/_2$ bis 2 m Durchmesser haben. Alljährlich werden diese Fischwehre während der Regenzeit vom Wasser fortgeführt; aber sobald die Flüsse wieder zu sinken anfangen, versammeln sich die Dorfbewohner, um sie wieder herzustellen und neue Reusen zu flechten. Die während der trockenen Jahreszeit gefangenen Fische werden gesalzen, geräuchert und unter den verschiedenen Familien vertheilt, während ein Theil zum Bezahlen der Steuern dient. Die beiden Dreifüße, welche in der Mitte des Flusses zu beiden Seiten der Durchfahrt stehen, werden mit Zweigen oder einer Art Besen von zerfasertem Bambu gekrönt und zeigen so schon von Weitem den stromabkommenden Booten und Flößen den richtigen Weg; diese müssen aber mit großer Genauigkeit gelenkt werden, um nicht an den Fischzäunen Schiffbruch zu leiden.

Am 26. Oktober passirte der Reisende die gefährliche Stromschnelle Keng Nun, unweit deren das Grab des französischen Reisenden Mouhot liegt; aber er besuchte es diesmal nicht, da sein schweres Floß an dieser Stelle nur sehr schwer anzuhalten gewesen wäre, und da er schnell nach Luang Prabang zurückkehren wollte, wo er Briefe aus der Heimath vorzufinden hoffte und nach seinen zurückgelassenen Leuten und Sachen zu sehen begierig war. Die Fahrt über die Stromschnelle Keng Nun wäre dem Floße fast verhängnißvoll geworden; denn gerade dort, wo die Strömung am reißendsten war, stieß es auf einen Felsen und das Wasser begann darüber hinwegzuspülen. Aber zum Glücke war es nicht zerbrochen, und nach einem unfreiwilligen Bade und mit durchnäßtem Gepäcke kam man wieder frei. Am 27. Oktober war Luang Prabang wieder erreicht.

Fischfangzaun im Nam Kan.

Reis hatte seinen Aufenthalt am oberen Nam Kan benutzt, um einige Lebensmittel einzukaufen, da namentlich die Produkte dort viel billiger waren, als in Luang Prabang. Dieselben bestanden in einem Schweine, Geflügel, gesalzenen Eiern und einigen Kilogrammen Tabak für seine Leute. Das Alles hatte er dem Thasean von Xieng Ngun übergeben, welchen er gelegentlich des herannahenden großen Wasserfestes auf eine Woche zu sich eingeladen hatte. Einige Tage später schiffte sich derselbe auf einem großen Floße ein, welches seine schönsten Sachen, die Lebensmittel des Reisenden und eine ganze Ladung von jener adstringirenden Rinde trug, welche die Laos mit Betel zusammen kauen. Mit dieser Rinde wird viel Handel getrieben, und so besaß auch der Thasean davon für nicht weniger als 100 Tikal, die er in Luang Prabang zu verkaufen gedachte. Als er nun die Schnelle Keng Nun passirte, dieselbe, wo Reis beinahe zu Schaden gekommen wäre, scheiterte sein Floß und der arme Thasean verlor alle seine Waare. Fast wäre er noch selber ertrunken, als er das von Reis gekaufte Schwein retten wollte, und so erschien er denn in einem ziemlich jämmerlichen Aufzuge vor dem Reisenden, laut weinend und dabei das Schwein führend, das nicht weniger laut schrie.

In Luang Prabang angekommen, fand Reis Nachrichten aus Frankreich und Bangkok; man theilte ihm mit, daß er nicht versuchen sollte, nach Tongking vorzudringen und sich der chinesischen Grenze zu sehr zu nähern. Zugleich hatte der König von Siam auf Bitten des Gouverneurs von Cochinchina und des Konsuls in Bangkok an den König von Luang Prabang den Befehl gesandt, über die Sicherheit des Reisenden zu wachen.

Von den Hôs waren schlechte Nachrichten eingelaufen; sie hielten noch immer das Land der Phuöng und das ganze Land im Westen von Tongking besetzt. Dasselbe wird von Laos bewohnt und war noch vor wenigen Jahren in kleine Fürstenthümer getheilt, welche von Luang Prabang und Tongking zugleich abhingen; es lieferte allein alles Benzoëharz und den meisten Stocklack, der von Luang Prabang auf den Markt von Bangkok kommt. Die nördlichsten Fürstenthümer hielten sich auch für Unterthanen Chinas und zahlten dergestalt einen dreifachen Tribut, was freilich nicht hinderte, daß sie unaufhörlich von chinesischen Räuber-

banden, eben jenen Hôs, geplündert und verwüstet wurden. Trotzdem erklärte Neis, den Nam U nach Norden hinauffahren zu wollen, beklagte sich bitter über die Abkürzung der Reise auf dem Nam Kan und erreichte es, daß ihm der König versprach, nach der Feier des Wasserfestes in Luang Prabang die nöthigen Anordnungen für eine Forschungsreise auf dem Nam U zu treffen.

Vom 12. bis 17. November wurde in Luang Prabang das Wasserfest mit ungewohntem Glanze gefeiert; nach Aussagen der Mandarinen war es seit mehr als 10 Jahren nicht so schön gewesen. Am dritten Tage war das Gefolge des Königs wahrhaft imposant, denn es bestand aus mehr als 10000 Menschen verschiedener Rasse, die aus allen Theilen des Königreichs zusammengeströmt waren. Der König hatte dem Reisenden einen Platz neben sich angewiesen und hielt mit seiner Freude nicht zurück, als er sah, wie Neis sich Notizen machte. Wiederholt fragte er ihn, ob er beabsichtige, in Frankreich von dem Glanze des Festes in Luang Prabang zu erzählen, und das wurde ihm auch versprochen. Doch soll es nicht an dieser Stelle geschehen; denn viele Seiten würden dazu nicht genügen. Vier Tage lang wohnte Neis von Morgen bis Abend Regatten, Schifferstechen, Scheinkämpfen, Theatervorstellungen, Feuerwerken ꝛc. bei; alle diese Veranstaltungen, die von Tänzen und Musik der verschiedenen Völkerschaften des Reiches, Schwarz- und Weißbäuchen, Thaï Nöa, Lös und Khas, begleitet wurden, waren von großer Verschiedenheit und wahrhafter Originalität. Nach Beendigung des Festes ließ Neis dem Könige

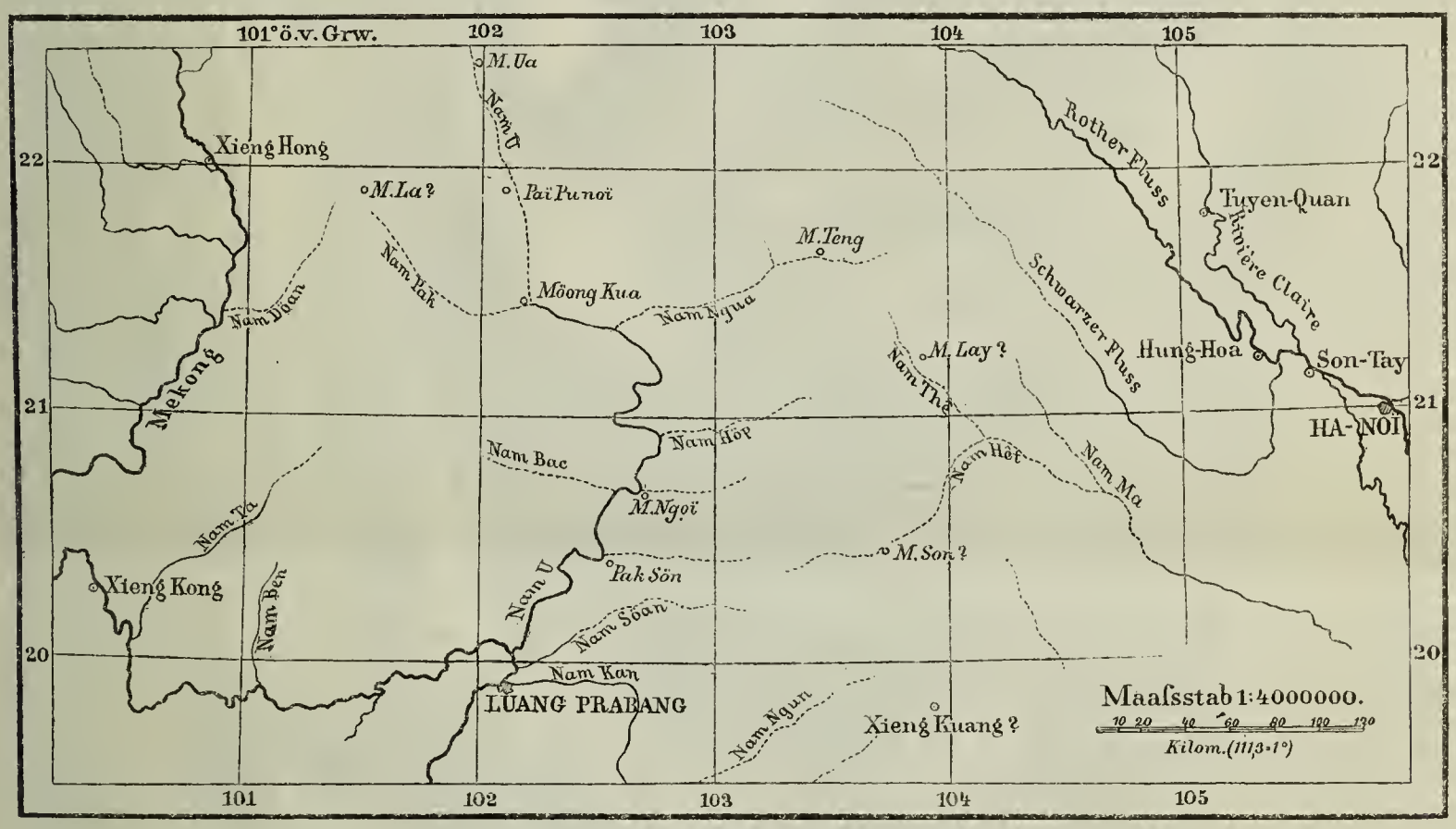
Lager im Thore einer Pagode.

einige Tage Ruhe und dann begab er sich zu ihm, um ihm zu erklären, daß er mit Ungeduld den Augenblick der Abreise nach dem Nam U erwarte. Diesmal wies er die Begleitung des Synkerk zurück und wählte einen höher stehenden, dabei aber jüngeren Mandarinen, den Phya Hokong, zu seinem Gefährten, auf welchen er einen größeren Einfluß ausüben zu können hoffen durfte. Der König seinerseits ertheilte Befehle, daß Neis nur in jedem Bezirkshauptorte die Ruderer zu wechseln brauchte. Den größten Theil seines Gepäckes ließ er unter der Obhut von Phuoc und Thoï zurück, während Long und der kleine Nô ihn begleiteten.

Am 26. November bald nach Mittag erfolgte die Abreise den Mekong aufwärts; vier Stunden später wurde an der Mündung eines ziemlich ansehnlichen Zuflusses, des Nam Söan, beim Dorfe Pak Söan, Halt gemacht. An dieser Stelle, einer der malerischesten am Mekong, erweitert sich der Strom beträchtlich und umfließt eine reizende Insel, auf welcher sich im Schatten von Zucker- und Kokospalmen eine niedliche Pagode erhebt. Der östliche Arm des Mekong wird fast vollständig durch eine Felsbank versperrt, welche man überwinden muß, wenn man in den Nam Söan einlaufen will. Wenn man sich nicht in Pak Söan aufzuhalten braucht, so benutzt man den westlichen Arm und bemerkt alsdann die Mündung des Zuflusses nicht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Mission de Lagrée, deren Arbeiten sonst so ausgezeichnet sind, den Nam Söan kaum erwähnt, während Neis ihn für ein sehr ansehnliches Gewässer hält. Es kommt von Osten, ist für Pirogen mehr als acht Tagereisen weit schiffbar und fließt

durch eine bevölkerte, handeltreibende Gegend. Vielleicht wird es in einer nicht zu fernen Zukunft eine Handelsstraße zwischen Tongking und den oberen Laos-Gebieten abgeben. Neis bedauert sehr, daß es ihm nicht möglich war, denselben näher zu erforschen; denn jedesmal, wenn er bei Pak Söan vorbeikam — und das war im Ganzen dreimal — sah er zahlreiche mit Landesprodukten beladene Flöße aus demselben herauskommen.

Am nächsten Tage erreichte er Pak U an der Mündung des Nam U und besuchte zwei schöne Höhlen gegenüber derselben. Eine derselben ist schon von Francis Garnier beschrieben worden; die andere, die etwas schwerer zugänglich ist, befindet sich etwa 50 m höher im Abhange des Berges. Der Eingang zu ihr, welcher zwischen zwei gewaltigen pfeilerartigen Stalaktiten liegt, wird durch eine Thür verschlossen; zuerst betritt man einen weiten, 40 m langen und 7 m breiten Gang, dessen Wölbung nach innen immer höher wird; der Boden ist ziemlich eben und die Wände sind mit Stalaktiten bedeckt. Dann erreicht man eine geräumige Kammer von 30 m Tiefe, deren Decke trotz sechs brennender Kerzen nicht zu erblicken war. Ueberall, zu ebener Erde, in den Spalten des Felsens und auf einer erhöhten Plattform, die einen Altar bildet, sind Buddhabilder von allen Formen und Größen aufgestellt, die größten aus Ziegelsteinen und Mörtel bestehend, die anderen aus Holz, Bronze oder Silber. Die Temperatur in dieser Höhle war köstlich, so daß Neis eine Zeit lang darin verweilte und sich damit belustigte, dem Echo seiner Stimme zu lauschen; wahrscheinlich blieb er aber zu lange darin, da er Abends bei seiner Ankunft in Pak U einen heftigen Fieberanfall bekam. Der Phya Hokong und der Thasean von Pak U aber erklärten, daß einer der Pi (Geister) der Grotte dem Reisenden in den Leib gefahren sei, um ihn für sein Singen zu bestrafen, und deshalb begaben sich beide am nächsten Morgen wiederum nach der Höhle, um den erzürnten Pi durch das Opfer eines Huhnes und gekochten Reises zu besänftigen. Dank

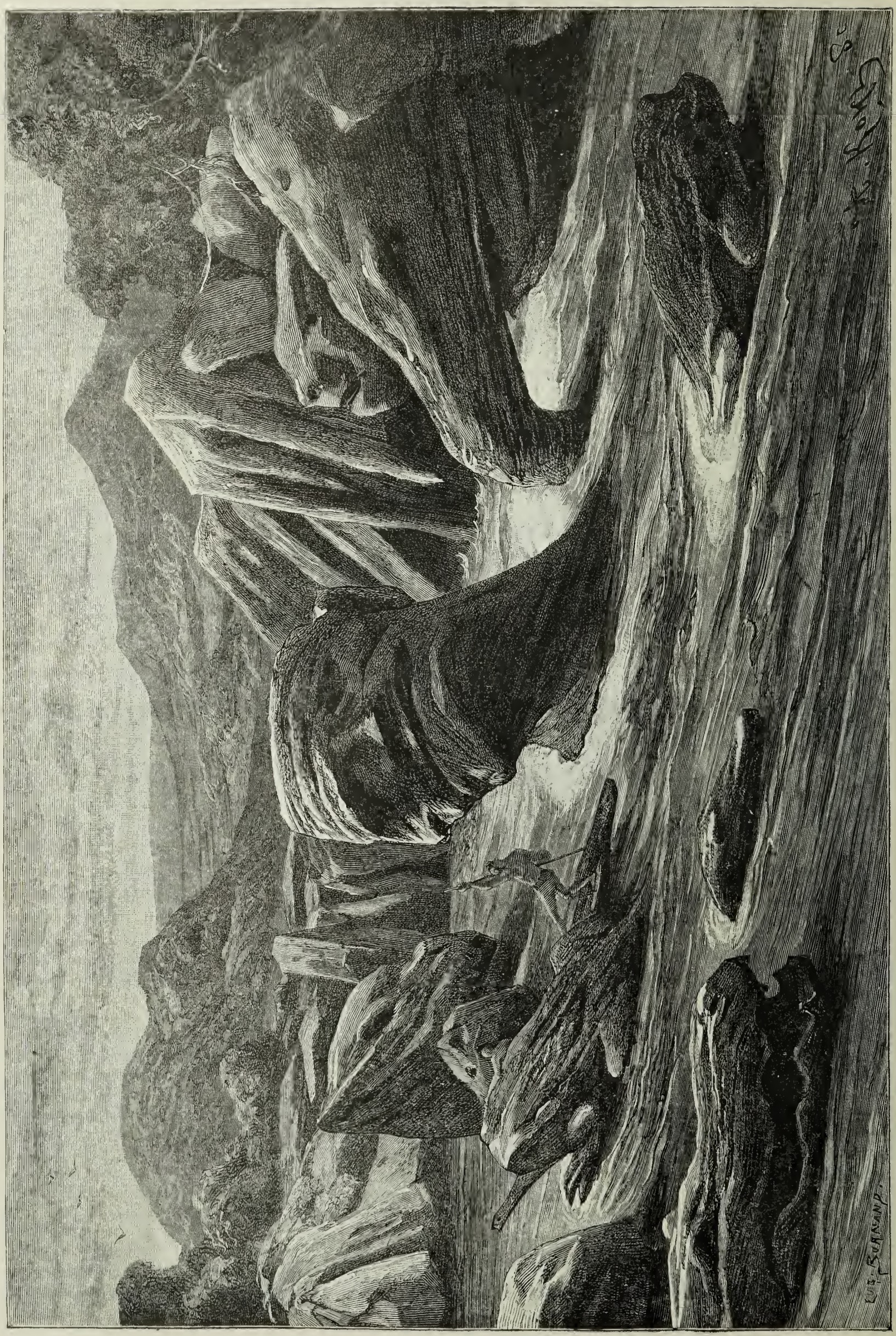


Karte des Nam U.

diesem Beginnen und wahrscheinlich auch einer ordentlichen Dosis Chinin konnte Neis gegen Mittag seine Reise auf dem Nam U fortsetzen.

Bei seiner Mündung fließt derselbe zwischen steilen Ufern, die sich am rechten Ufer zu mehr als 200 m Höhe erheben. Das Wasser ist ruhig, schwärzlich, nicht sehr breit und fließt langsam, so daß man diesen Mekong-Zufluß für unansehnlich halten möchte, wenn man nicht seine große Tiefe in Anschlag bringt. Aber einige Kilometer weiterhin wird der Fluß breiter, sein Bett wird von Felsblöcken erfüllt, die Strömung schneller und die Wassermasse ist derartig, daß man sich noch auf dem Mekong zu befinden glauben könnte. De Lagrée hatte bekanntlich die Wichtigkeit des Flusses erkannt und beschlossen, auf ihm nach China vorzudringen; nur auf Bitten seines Begleiters Francis Garnier gab er diesen Plan mit Bedauern auf und setzte seine Fahrt auf dem Mekong fort, der vom commerciellen Standpunkte aus vielleicht weniger interessant war, dessen Erforschung ihm aber von seiner Regierung vorgeschrieben worden war.

Ungeachtet einiger Stromschnellen legte Neis am 28. November eine gute Tagereise zurück; die Dörfer liegen hier ziemlich weit von einander entfernt. Die Nacht wurde auf einer Sandbank zugebracht. Fast der ganze nächste Vormittag verstrich damit, den Keng Luang, einen großen, aus zwei Fällen mit einem dazwischen liegenden Wasserbecken bestehenden Katarakt, zu passiren. Bei jedem Falle mußten die Boote vollständig entladen und dann von den Leuten eines nach dem anderen mühsam hindurch geschleppt werden. Der Fluß fließt hier zwischen felsigen Ufern und sein Bett ist mit großen zerklüfteten Felsen von höchst malerischem Aussehen bestreut. Bald nach Mittag erreichte man die weniger gefährliche Stromschnelle Keng Phe. Hier schien es dem Reisenden, als wenn alle Felsen, die aus dem Wasser hervorragten, kyklopischen rohen Thiergestalten glichen; aber er schrieb dies einer Einbildung zu. Er hatte die vorhergehenden Tage heftige Fieberanfälle gehabt und unterwegs während großer Hitze unablässig gearbeitet, um von dem großen, noch nie von einem Europäer besuchten Wasserlaufe eine möglichst genaue Aufnahme herzustellen. So war sein Geist wohl nicht in normalem Zustande, und seine Einbildungskraft hatte ihm so sonderbare



Ausgehauene Felsen im Nam U.

Formen vorgespiegelt, wie man auch öfters, wenn man bei Sonnenuntergang die Wolken am Horizonte betrachtet, Silhouetten von Personen und Fabelthieren zu erkennen glaubt. Reis nahm sich also zusammen und verdoppelte seine Aufmerksamkeit: aber nein, es waren wirklich Skulpturen, die er vor Augen hatte, die Umrisse der Felsen ließen deutlich die Spuren von menschlicher Arbeit erkennen. Man hatte die zufällige Form der Klippen benutzt, um einheimische, sowie auch phantastische Thiere, sehr viel seltener menschliche Figuren herzustellen. Mit Erstaunen sah er während des ganzen Restes des Tages, d. h. auf einer Entfernung von mehr als 12 km, Tausende von Felsen zu den verschiedensten Figuren ausgearbeitet. Meist erschien die Thiergestalt von ferne gesehen am deutlichsten, während sich beim Näherkommen die Umrisse mehr und mehr verwischten und man zuletzt nur mit Mühe in dem rohen Felsen die Skulptur wiederzuerkennen vermochte, welche man wenige Minuten vorher noch genau unterschied. Die Künstler hatten offenbar beständig das Bestreben, ihre Arbeit zu verstecken, so daß es den Anschein hatte, als hätten die Felsen von jeher so ausgesehen. In den letzten Wochen war das Wasser gesunken, so daß die meisten Skulpturen über seine Oberfläche hervorragten, während andere noch völlig davon bedeckt waren. Bei allen, deren Augen nicht durch ein Loch dargestellt waren, waren dieselben vor Kurzem erst mit Weiß oder Roth angemalt worden, aber gleichfalls in einer Weise, daß diese rohe Nachhilfe durchaus natürlich und zufällig erschien. Wo weißer Kalk zum Malen des Auges benutzt worden war, hatte man ihm die Form von Vogelmist gegeben, und rothe Augen erzielte man durch eine ausgespuckte Prime Betel.

Reis fragte seine Ruderer um Auskunft, die ihm ganz keck erwiderten, daß sie nichts Ungewöhnliches zu sehen vermöchten; aber ihr verlegenes Benehmen und ihre bestürzten Mienen, als der Reisende in sie drang, bewiesen demselben, daß sie wohl begriffen, was er meinte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von **Emil Metzger.**

II. (Schluß.)

Haben wir bisher die Eigenschaften der Karolinier im Allgemeinen besprochen, so wenden wir uns jetzt zu denjenigen Zügen, welche speciell im socialen Leben zur Geltung kommen und zu den Einrichtungen des letzteren selbst. Es ist namentlich Kubary, der in seinem kürzlich erschienenen und oben schon erwähnten Werke über die Palau-Inseln dieselben sehr eingehend besprochen und damit alle anderen Mittheilungen in den Hintergrund gedrängt hat; leider ist es nicht möglich, von dem reichen Inhalte einen auch nur einigermaßen vollständigen Auszug zu geben, so daß wir den Leser auf jene Abhandlung selbst verweisen müssen. Wir folgen derselben jedoch im Nachstehenden, was die Palau-Inseln betrifft, ausschließlich, da er die von Semper mitgetheilten Ansichten wiederholt berichtigt [1]), und fügen über die anderen Inseln noch das Wichtigste bei, was zum Theil Kubary selbst mittheilt, zum Theil aus anderen Quellen stammt.

Die Dorfgemeinschaft bildet auch einen politischen Staat; die ältesten männlichen Familienhäupter bilden die Rupaks, die Frauen die Rupakeldils. Die übrigen Mitglieder bilden das Volk, welches, Männer und Frauen besonders, in einzelne Vereine, die Kaldebekels, getheilt wird. Die Familie, nicht nur auf Palau, sondern auf allen Inseln, mit Ausnahme von Yap, umfaßt nur die Nachkommenschaft der Frauen, die als mit einander verwandt betrachtet wird, und sich nicht mit einander vermischen darf, dagegen darf dieselbe sich mit der Familie des Mannes verheirathen. Eine solche Familie wird durch den ältesten Mann, Obokul genannt, repräsentirt, sein Wohnhaus, Blay a dny, wird zum Centrum des ganzen Familienlebens. Wie nun aus den einzelnen Blay die Gemeinde entstand, konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Zeit Beziehungen zwischen den Gemeinden sich bildeten, so daß sich die Gemeinden um eine andere hin zu scheinbar komplicirten Staaten vereinigten. Die Weiterentwickelung derselben konnte jedoch nicht durch Eroberungen geschehen, sie hing nur von der Fruchtbarkeit der Frauen ab; besonders jedoch ist zu bemerken, daß es immer nur eine Verbindung von Gemeinden, kein Staat mit centralisirter Regierung war, was sich so bilden konnte.

Aus diesen wenigen Worten schon ergiebt sich die Bedeutung, welche der Frau im Haushalte der Karolinier zukommt. Wenn die Frauen des Stammes aussterben, muß auch der Stamm aus der Gesellschaft verschwinden; die Frauen sind „Mütter des Stammes"; demgemäß hat jede Familie eine weibliche Gottheit, in jedem Dorfe findet man außerdem den männlichen Landesgott. Natürlich haben die ältesten Frauen des Blay einen sehr großen Einfluß. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß der Titel in der Familie nicht immer regelmäßig vererbt wird. Es sei noch bemerkt, daß in den höchsten Familien die Gewohnheit besteht, den „Obokul", der etwa zu lange regiert, gewaltsam bei Seite zu schaffen.

Der Obokul ist der einzige des ganzen Stammes, der eigentlich vollkommen eingerichtet ist und seine Familie bei sich hat; die anderen Männer sind nach der Reihenfolge der Mütter geordnet und durch den Tod der Vordermänner steigen sie im Stamme auf, bis sie selbst Obokuls werden.

Bis zu dieser Zeit leben sie theils im Hause ihres Obokuls (der sich dieselben jedoch nach Möglichkeit vom Halse zu halten sucht), oder mit der weiblichen Linie. So finden wir im Allgemeinen nur die ältesten und jüngsten weiblichen Familienmitglieder für gewöhnlich im Hause, die männlichen Mitglieder kommen nur über Tag, die Nächte bringen sie in den Bays zu, über die wir gleich sprechen werden. Um diese Einrichtung richtig würdigen zu können, muß man die Palau'sche Ehe und die voreheliche Zeit des weiblichen Lebens etwas näher kennen lernen. Das kleine Mädchen geht der Mutter zur Hand, die seine Reife ungeduldig erwartet und dieselbe künstlich beschleunigt. Hat das Mädchen

[1]) Kubary setzt ausführlich auseinander, worin die Irrthümer Semper's bestanden haben sollen.

nun die nöthige Instruktion empfangen, so sucht es sobald als möglich einmal, aber auch nur einmal, mit jedem zahlungsfähigen Manne der Gemeinde vertrauten Verkehr zu haben, wobei jedoch der äußere Schein um so leichter gewahrt wird, als es hier sich nicht um sinnliche Ausschreitungen, sondern um die Befriedigung der durch die Sitte anerkannten Habsucht der Eltern handelt.

Nachdem das Mädchen einmal so eingeweiht ist, kann es entweder als Armengol in die Fremde gehen, oder einen Blolóbol mitmachen, oder endlich einen Mann nehmen.

Das Armengol ist eine Sitte, die nur auf Yap und Palau bekannt zu sein scheint. Das Mädchen geht in das „Bay“ eines fremden Dorfes, wobei sie nominell einem bestimmten Manne gehört und dafür bezahlt wird.

Sie hat eine gewisse Freiheit, sich mit anderen Männern einzulassen, kann jedoch nicht dazu gezwungen werden. Die eigentliche Bedeutung gewinnt diese Sitte jedoch erst dadurch, daß sie dort sich mit dem aus dem Familienhause verbannten politischen Leben der Männer bekannt macht.

Bei dem Blolóbol gehen sämmtliche junge Frauen einer Gemeinde nach einem anderen Orte und werden da Armengol, wofür sie schließlich ein ansehnliches Stück Geld empfangen, welches in der Heimath durch die Häuptlinge vertheilt wird.

Doch kommt es auch vor, daß eine junge Frau sich vorher verheirathet, was allerdings keine besondere Ceremonie erfordert. Es dauert daher auch gewöhnlich ziemlich lange, bis ein Mann dauernd verheirathet ist, und das geschieht schließlich gewöhnlich mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung; ist dieselbe ansehnlich), so sucht er eine Frau, die dem Hauswesen in entsprechender Weise vorzustehen im Stande ist. Ueberhaupt, so abstoßend das eben Erwähnte für unsere Begriffe auch sein mag, läßt es sich nicht leugnen, daß die Frau häufig trotz aller vorangegangenen Ereignisse dauernde Zuneigung einzuflößen im Stande ist und dieselbe auch verdient.

Auf allen Karolineninseln, mit einer einzigen Ausnahme, erben die Kinder den Stand der Mutter und gehören ihr ganz und gar; die Erben des Mannes sind also nicht die leiblichen Kinder, sondern die ältesten Neffen und Vettern, d. h. die männliche Nachkommenschaft der Tante von Mutterseite und der Schwestern. Der vermuthliche Erbe leitet auch vorkommenden Falles die Trauerfeierlichkeiten.

Im Allgemeinen besteht eine Trennung des Volkes in Vornehme und Geringe, wozu auf manchen Inseln auch noch Sklaven kommen. Die Unterschiede, die in den einzelnen Klassen gemacht werden, sind ziemlich groß. Häuptlinge und niederer Adel werden so sehr von einander getrennt, daß nur selten Heirathen zwischen diesen beiden Ständen stattfinden; nie geschieht es zwischen Adeligen und Gemeinen. Grundeigenthum scheint jedoch auf manchen Inseln allen Freien zuzukommen, während auf anderen Inseln „die kleinen Leute“, das eigentliche Volk, dem Adel gegenüber zu stehen und von jedem Grundbesitze ausgeschlossen zu sein scheinen. Der Bericht des „Velasco“ kennt auf Yap nur zwei Klassen, die der Freien und Sklaven, letztere stammen vermuthlich von den im Kriege mit anderen Inseln gemachten Gefangenen ab. Die Söhne von Sklaven stehen in dem gleichen Verhältnisse, die Arbeit derselben gehört dem Herrn; in der Palau-Gruppe besteht nach derselben Quelle keine Sklaverei.

Die verschiedenen Stände unterscheiden sich durch äußere Zeichen in der Kleidung, namentlich aber an den Booten; jeder beweist dem über ihm Stehenden die größte Ehrfurcht, verbeugt sich vor ihm bis zur Erde, nähert sich ihm nur kriechend, darf ihn beim Sprechen nicht ansehen und unterbricht jedes Geschäft, wenn er vorbeigeht; auf den centralen Inseln ergreift der Geringere Hand und Fuß des Höherstehenden und streicht damit über das eigene Gesicht; nie darf er vor einem solchen aufrecht stehen. Wie oben schon erwähnt, ist der Staat — und zwar nicht nur auf den Palau-Inseln — vielfach identisch mit der Dorfgemeinschaft; doch findet man auch andere Zustände: Kusaie bildet einen Staat, dessen Fürst über zwölf Häuptlinge regiert, die alle auf Lela wohnen; der niedere Adel lebt in den Dörfern, deren Leitung ihm anvertraut ist. In Ponape bestehen fünf Staaten, jeder mit einem Könige und einer bestimmten Zahl von Häuptlingen, die eine ganz bestimmte Rangordnung haben und nach Umständen, sobald eine Vakanz eintritt, in eine höhere Stelle aufrücken, bis sie endlich möglicher Weise die Königswürde erlangen. Daneben aber besteht auch eine ganze Reihe von niederen Häuptlingen, gewissermaßen dii minorum gentium, die nie zur höchsten Würde gelangen können. In Yap ist die Auflösung wohl am weitesten vorgeschritten; schon zu Chamisso's Zeiten gab es da 46 Distrikte, Meinicke giebt ihre Zahl auf 56, Hernsheim auf 67, D. Emilio de Butrón auf einige 80 an. Nach dem Berichte des „Velasco“ giebt es in Palau (wie oben schon nach Kubary's Mittheilungen erwähnt ist) eine große Anzahl von Staaten, doch unter den Königen sind zwei, Abadul in Korror und Araclay in Artingol, die einflußreichsten, die anderen stehen zu ihnen in einem gewissen Feudalverhältnisse. Die Stände treten sich scharf getrennt entgegen; die Könige mit dem Adel regieren, doch neben dem Adel, der zur Berathschlagung hinzugezogen wird, und neben dem Könige hat der Acalid, eine Art Augur oder Oberpriester, einen großen Einfluß. Wie es scheint, will sich jedoch die Staatsgewalt von der geistlichen emancipiren, wenigstens hat sich in Korror der König Abadul seit dem Tode des Alcalid, welcher vor einigen Jahren stattgefunden hat, der Ernennung eines neuen widersetzt.

Wir übergehen die mannigfachen Unterordnungen, die man in den Stämmen findet, über welche namentlich Kubary sehr ausführlich berichtet, um nur noch zu erwähnen, daß auch bei den Frauen eine gewisse Ordnung besteht, die durch weibliche Häuptlinge überwacht wird. Dieselben führen ein strenges Regiment und sind eine Macht, mit welcher die männlichen Häuptlinge sehr rechnen müssen. Uebrigens ist die Herrschaft der Häuptlinge durchaus nicht als absolut zu betrachten, wenigstens nicht in den Kaldebekels, den Clanschaften, die fest zusammenhalten. Die Mitglieder derselben stehen unter einander auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und behandeln einander sehr rücksichtsvoll, wie denn die Sitte in mancher Beziehung recht streng ist; z. B. ist eine Schlägerei beinahe ganz unbekannt, die Berührung des Körpers, selbst das Bespritzen mit Wasser beim Rudern wird übel genommen. Das gegenseitige Anrennen auf öffentlichem Wege wird ernstlich gerügt und das Umbiegen um eine Ecke mit besonderer Sorgfalt behandelt. Nie wird ein Mensch dies thun, ohne erst eine bestimmte Formel auszurufen und die Antwort abzuwarten. Ferner darf der Name der Frau eines Anderen nicht genannt werden; überhaupt wird dem weiblichen Theile der Bevölkerung gegenüber viel Rücksicht genommen. Nächst den Frauen wird das einem Anderen gehörige, allen Karoliniern eigenthümliche Körbchen am meisten respektirt.

Daß es unter den angedeuteten Verhältniffen mit ihren vielfachen Verbindungen und Beschränkungen trotz des friedlichen Charakters der Karolinier doch leicht zu Streitigkeiten kommt, ist erklärlich, obwohl manche der Inseln kaum im Besitze von Waffen zu sein scheinen. An Stelle der offenen Kämpfe sind vielfach Raubzüge und heimliche Ueberfälle

getreten; die Kriegsbeute wird im Triumphe heimgebracht und da ausgestellt; der Kopf eines Feindes ist sehr willkommen. In Ponape wird der Friede durch Uebersendung einiger Kawawurzeln angeboten. Als Wasse dient die Schleuder aus Kokosfaser, welche die Karolinier gewöhnlich um den Kopf tragen und die sie sehr geschickt zu gebrauchen verstehen, dann Lanzen von Kokosholz mit Spitzen von hartem Holze, Haifischzähnen, Knochen, ferner leichte Wurfspieße; auf Jap kam auch eine Art Bumerang vor. Jetzt treten häufig auch europäische Waffen, allerdings von sehr schlechter Beschaffenheit, auf.

Nachdem wir oben schon der Armengol ꝛc. gedacht haben, insofern sie auf das Volksleben im Ganzen Einfluß ausüben, mögen hier noch einige Mittheilungen über die Ehe ꝛc. folgen. Im Allgemeinen herrscht bei den Karoliniern die Polygamie; die Zahl der Frauen ist durch die Mittel des Einzelnen beschränkt; die erste Frau scheint die folgenden, welche eine Verstärkung der Arbeitskraft bilden, gar nicht ungern zu sehen. Da, wie schon erwähnt, die Heirath im Allgemeinen nur stattfindet, um eine Haushaltung zu begründen, so spielen Geschenke bei der Werbung eine große Rolle. Die Verwandtschafts- und Stammverhältnisse legen der Ehe kein Hinderniß in den Weg, auch Geschwisterehen sollen vorkommen. Die Ehescheidungen sind leicht; die Frau wird besser gehalten als auf den meisten Inseln des polynesischen Archipels. Wenn Meinicke sagt, daß die Ehe heilig gehalten wird, so scheint er sich darin zu täuschen; denn allem Anscheine nach werden die Bays auch von den verheiratheten Männern besucht und, wie Semper berichtet, sind die Frauen verpflichtet, die dort befindlichen Mädchen zu bedienen. Auch die verheirathete Frau kennt nach der Behauptung Butrón's die Keuschheit nicht als Tugend, sondern ist nur insofern keusch, als sie sich als das Eigenthum eines Mannes betrachtet; wenn er ihr befiehlt, sich einem anderen Manne hinzugeben, wird sie dem Befehle keinen Widerstand entgegensetzen. Giebt sie sich in Abwesenheit des Mannes einem Anderen hin, so erzählt sie es gewöhnlich dem ersteren selbst, der sich nur dann an dem Liebhaber zu rächen sucht, wenn derselbe seiner Ansicht nach nicht freigebig genug gewesen ist. Die Frauen in den „Großen Häusern" müssen immer aus fremdem Stamme sein. Der Preis für ein Mädchen, welches ein Karolinier in ein solches Haus führen will, ist höher, als wenn er sie zu seiner Gattin zu machen beabsichtigt; ebenso bezahlt er einen höheren Preis, wenn er eine Armengol zur Frau erwählt.

Wird die Frau schwanger, so geht sie in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht mehr mit zur Feldarbeit; sie gebärt (Jap) auf dem Boden sitzend. Dann nimmt sie ein Bad im Meere und zieht sich einige Tage lang in ein besonderes Haus zurück, in welches kein Mann eintreten darf. Auch zur Zeit der Katamenien ziehen die Frauen sich zurück; ob während dieser Zeit besondere Gebräuche, z. B. Abwaschungen, beobachtet werden, ist nicht bekannt. Beiläufig bemerkt, scheinen sie mit dem Wasser, so weit es zur Reinigung des Körpers verwendet werden sollte, auf sehr gespanntem Fuße zu stehen.

Die erste Entbindung einer Frau giebt, auf Palau wenigstens, der ganzen Gemeinde Veranlassung zu Festlichkeiten; die Frauen des eigenen Dorfes und die der benachbarten Gemeinden kommen mit Geschenken, wogegen sie bewirthet werden. Dem Kinde wird durch den Vater ein Name gegeben. Bleibt die Ehe kinderlos, so sucht die Frau das Kind einer stammverwandten Frau zu adoptiren; ganz fremde Kinder werden nie adoptirt.

Die Weise der Bestattung ist auf den verschiedenen Inseln, in den Grundzügen wenigstens, ziemlich ähnlich [1]). Die Todten werden gewaschen, mit Oel und Kurkuma eingerieben, die Haare geschmückt, dann die Leichen in Matten eingehüllt und in einem Boote oder Sarge ausgestellt. Vornehme werden dann begraben. Auf einzelnen Inseln wird nach einer gewissen Zeit die Leiche wieder aufgenommen und in einem besonderen Theile des Hafens versenkt. Bei sehr vornehmen Personen wird das Grab mit einem Steinwalle umgeben; auf Ponape wird das Grab eines Mannes mit einem Ruder, das einer Frau mit einer Spindel geziert. In Ulie werden die Todten verbrannt, die gewöhnlichen Leute auf Brettern oder in kleinen Booten dem Meere übergeben, welches sie nach dem Volksglauben der anderen Welt zuführt. In Tobi geschieht dies auch mit Greisen und Schwerkranken; nur kleine Kinder werden hier begraben, da sie noch nicht im Stande sind die Boote zu führen. Auf den Palau-Inseln wird die Leiche womöglich von der Schwester oder der Frau gewaschen, und dann, wie oben angegeben, behandelt und ausgestellt. Im Todtenhause, welches taor geworden ist, darf nicht gekocht werden. Zu den Trauergebräuchen gehören laute, heftige Klagen, namentlich der Frauen, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche, aber auch Tänze, Scheingefechte, namentlich aber Plünderung des Eigenthumes des Todten.

Die Vergnügungen, die bei den Karoliniern sehr beliebt sind, werden meistens der Jugend überlassen; der Name ist auf den Palau-Inseln bezeichnend: „Wandeln beim Mondenscheine." So lange die Nächte nämlich dunkel sind, fürchtet man sich, die Hütte zu verlassen; aber mit dem Mondscheine ändert sich die Scene. Beinahe auf allen Inseln nehmen beide Geschlechter an den Tänzen theil, die auch bei religiösen Festen aufgeführt werden; zuweilen gehen dieselben in mimische Vorstellungen über. Als einzige Begleitung dient beinahe überall der Gesang. Die Lieder sind in Strophen eingetheilt; dieselben sind theils volksthümlich in der Sprache des Landes, theils aber, wie Kriegslieder und Trauergesänge, in fremdem Idiom. Das Ende jeder Strophe wird durch wildes Schreien oder starkes Klatschen auf die Arme, auf Brust und Schenkel angedeutet. In Ponape findet man eine mit der Nase geblasene Bambusflöte und eine Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogenen Stücke Holz; auf allen Inseln ist die Muscheltrompete sowohl im Kriege als auch bei religiösen Festen im Gebrauch. Wie es bei einem solchen Feste zugeht, beschreibt u. A. Hernsheim recht lebendig (a. a. O. S. 34). Langsam und gravitätisch beginnt der Tanz, wird aber immer lebhafter; immer schneller bilden sich wechselnde Gruppen von Tänzerinnen, welche die kleinen Stöckchen, deren sie sich anfangs nach Art der Kastagnetten bedienten, mit schweren Bambusstöcken vertauschen, die sie laut dröhnend an einander schlagen. Immer toller wird das Treiben, welches sich jedoch streng im Takte bewegt, bis endlich die alten Weiber mit gekrümmtem Rücken und hängendem Kopfe sich auch in die Reihe der Tanzenden stellen, bald aber so lebhaft und beweglich werden, daß sie es den Jüngsten gleichthun, ja sie häufig übertreffen.

Einen anderen Tanz beschreibt der Bericht des „Velasco". Fünf Männer, mit dem Kriegsgürtel geziert, stellten sich in eine Reihe; dann setzte sich derjenige, dessen

[1]) In jüngster Zeit hat Kubary in den „Originalmittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der Königl. Museen zu Berlin" (1885) sehr interessante Mittheilungen über die Bestattung auf den Palau-Inseln gemacht.

Gesang den Tanz begleiten sollte, zur Seite nieder; auf ein Zeichen fing die einförmige, nicht unangenehme Musik an. Hierbei wurden Pausen gemacht, um die gleiche Dauer der Strophen zu markiren; die anderen folgten dem Takte, als ob sie von einer und derselben Feder bewegt würden, und führten, ohne sich von der Stelle zu bewegen, die gleichen Bewegungen aus. Es waren Drehungen zur Rechten und zur Linken, Kniebeugungen, Erhebungen der Arme, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten, alles mit sehr abwechselnder Mimik. Eine der charakteristischsten Figuren des Tanzes bestand darin, daß sie ein Bein an die Stirn brachten, während sie gleichzeitig den Körper mit Leichtigkeit herunterbogen. Der rechte Arm war soweit ausgestreckt, daß er mit dem Rücken der Hand den Boden berührte, dann richteten sie sich wieder mit großer Feierlichkeit auf und nahmen eine würdevolle Haltung an. Bei dem Niederbeugen und Wiederaufrichten werden die Bewegungen der Hand mit bewundernswürdiger Vollendung gemacht, und von sprechenden Blicken begleitet, und in ähnlicher Weise werden alle Figuren des Tanzes ausgeführt.

Die nationale Art des Grüßens, das in ganz Polynesien übliche Nasenreiben, scheint durch europäischen Einfluß etwas in den Hintergrund gedrängt worden zu sein; auch andere polynesische Gebräuche treten noch hier und da auf; z. B. das Vertauschen der Namen und Preisgeben der Frau an den Gastfreund.

Da die Karolinier im Allgemeinen viel freie Zeit haben, kennen sie verschiedene Spiele; die Knaben üben sich im Speerwerfen auf dem Strande oder im Korallensischen. Andere Spiele sind das Ziehen an einem langen Tau oder starken Lianenstengel, das Vertheidigen eines in die Erde gepflanzten Stockes, den die andere Partei zu erobern sucht. Wer hierbei von einem Angehörigen der Gegenpartei auch nur mit der Hand berührt wird, muß aus dem Spiele austreten. Versteckenspielen, Fangen von Arekanüssen und Ballschlagen sind beliebt, ebenso ein Spiel, wobei sich eine Menschenkette bildet, von deren Ende sich Einzelne loslösen, welche dann, unter der Kette einander verfolgend, durchschlüpfen, um sich am Ende der Kette wieder anzuschließen. Bei einem anderen Spiele steigen Einzelne auf die Schultern ihrer Freunde und suchen sich gegenseitig herabzustürzen; mit einem Worte, es herrscht hierbei große Mannigfaltigkeit; auch Hahnenkämpfe kommen auf den centralen Inseln vor.

Die Karolinier ruhen in verschiedenen Stellungen aus, sie hocken oder sitzen auf den untergeschlagenen gekreuzten Beinen. Ueber die Haltung der Frauen beim Weben ist oben bereits gesprochen worden. Der Art, wie sie die Kokosbäume besteigen, möge, wiewohl sie nicht etwa dieser Gruppe eigenthümlich ist, gedacht sein; es geschieht dies, indem sie die Füße mit einem Stricke zusammenbinden, der ihnen an dem Stamme einigen Halt gewährt; dabei werden die Hüften so weit wie möglich vom Stamme zurückgebogen, so daß sie eigentlich nach unseren Begriffen nicht klettern, sondern den Stamm gewissermaßen ersteigen.

Um sich unter einander Mittheilungen zu schicken, bedienen sie sich häufig geknoteter Taue.

Die größte Eigenthümlichkeit, welche die Inseln dem Forscher bieten, sind die Ueberreste einer lange vergangenen Zeit, die man auf einzelnen derselben antrifft, und die bis jetzt noch dem Ethnographen als ein ungelöstes Räthsel vorliegen. In Kusaie findet man hohe Basaltmauern, die sprechenden Ueberlieferungen, daß die Inseln einmal von einem kräftigeren und intelligenteren Menschenschlage bewohnt und stärker bevölkert gewesen sein müssen. Hernsheim theilt mit, daß sie gleich hinter dem Dorfe ihren Anfang nehmen und fast die ganze Insel bedecken; er sah solche Mauern bis zu 30 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß dick. Der untere Theil besteht aus abgerundeten Basaltstücken, deren Gewicht er auf 4000 bis 5000 Pfund schätzt; meist umschließen sie unregelmäßige Vierecke, zu denen große, halb verschüttete Oeffnungen den Zugang gewähren; im Inneren findet man prächtige, gewaltige Brotfruchtbäume, der Boden ist häufig mit flachen Steinen gepflastert. Schmale Gräben umziehen die Mauern und münden in breite Kanäle, die zur Zeit der Fluth befahrbar sind und mit dem Hafen in Verbindung stehen.

Hernsheim hält dieselben für Vertheidigungswerke, hinter die man sich zu Zeiten der Gefahr zurückzog. Wie diese Riesenblöcke dorthin gekommen, bleibt ein Räthsel; ob man sie auf Flößen transportirte, ob quer über die Insel jetzt verschwundene Wege durch den Urwald führten, wird wohl nie entschieden werden. Ueber die Werke auf Ponape hat Kubary schon 1874 berichtet; die ganze Insel ist von seichten Kanälen, den ehemaligen Verkehrsstraßen, durchzogen, welche auch zu den von Kubary so benannten Königsgräbern führen.

Das Fundament reicht bis an die Wasserstraße und bedeckt eine viereckige Fläche von mehreren hundert Fuß. Die Außenmauer, in der ein gewaltiges Portal einen Zugang zu dem Inneren eröffnet, ist über dreißig Fuß hoch und zehn Fuß dick; dahinter liegt ein Graben und eine zweite schwächere Mauer, an ihrer inneren Seite befindet sich bis zur halben Höhe ein breiter Wall. In dem inneren Raume erblickt man eine Steinzelle, in die man nur durch eine schmale Spalte gelangen kann. Basaltsäulen in horizontaler Lage bilden das Dach, der Boden besteht aus leichtem Sande und Gerölle. Kubary hat zuerst den Eingang entdeckt und dort reichliche Funde von Knochen, Schädeln und Werkzeugen gemacht; demgemäß hat er alle diese Bauten für Gräber erklärt; Hernsheim widerspricht dem, er glaubt sicher, daß diese Bauten zunächst zu Vertheidigungszwecken errichtet wurden. Ein anderer Besucher, der amerikanische Kapitän Herendeen, der über Ponape in „Science“ berichtete, erzählt, daß beinahe alle kleine Inseln in dem Schiffahrtskanale von fünf bis sechs Fuß hohen Steinwällen umgeben waren, welche niedrige Häuser von Stein umschlossen. Es fiel ihm besonders auf, daß alle diese Wälle mehr als einen Fuß tief im Wasser standen, und er schließt hieraus auf ein Sinken der Inseln. Auch hier, wie auf anderen Inseln, hat sich bei den Eingeborenen gar keine Ueberlieferung über diese Bauten erhalten, sie sind einmal da, und das genügt ihnen vollständig. Manche haben in diesen Ruinen spanische Bauten finden wollen [1]; allerdings spricht Manches für eine vorübergehende Niederlassung der Spanier, es scheinen jedoch innere Gründe der Vermuthung, daß sie diese Bauten aufgeführt, und zwar so aufgeführt, wie es geschehen, im Wege zu stehen. Uebrigens wird auch von anderen Arten heiliger Plätze gesprochen, die nach polynesischem Muster gebaut zu sein scheinen, z. B. ein ungeheurer Erdhaufen auf Ponape, 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch, eine Viertelmeile lang erwähnt. Auch auf Palau und anderen Inseln findet man derartige Ruinen.

Einigermaßen mit diesen Ueberlieferungen in Verbindung zu stehen scheinen die gut unterhaltenen Steinwege und Einfriedigungen, die man auf einzelnen Inseln antrifft.

Auch die Gemeindehäuser erinnern in Manchem an eine verschwundene oder doch im Verschwinden begriffene Kunstfertigkeit. Dieselben sind wohl hundert Fuß lang, vierzig bis fünfzig Fuß breit; fußdicke Planken, die auf die Kante

[1] Siehe Näheres bei Waitz-Gerland V, 2, 72 f.

gestellt sind, tragen das schwere Dach. Eingekerbte Pfosten erleichtern das Hineinklettern, gemalte Reliefschnitzereien zieren die Wände; in mancher Beziehung ist die Zeichnung treu und korrekt. Auch die Querbalken im Inneren der Häuser sind verziert und bemalt. Daß die Karolinier nächst den Marshall-Insulanern die geschicktesten Seefahrer des Stillen Oceans sind, ist oben schon erwähnt worden; wir möchten hier noch einen Augenblick bei den wirthschaftlichen Folgen dieser Eigenschaft stehen bleiben.

Zunächst findet ein reger Austausch der einheimischen Produkte statt, namentlich aber verkehren schon lange Zeit europäische Schiffe, welche den Stillen Ocean besuchen und zum Theil uebenher einen bedeutenden Tauschhandel treiben. Die Karolinier selbst haben schon vor etwa hundert Jahren einen regelmäßigen Verkehr mit den Ladronen eröffnet, durch welchen sie sich ebenfalls manche Bedürfnisse zu verschaffen wissen.

In Folge des Verkehrs von Europäern, namentlich jedoch in Folge des hohen Werthes, welchen die Kopra jetzt besitzt, ist es zu festen Niederlassungen europäischer Kaufleute gekommen. Der „Velasco“ fand zu Anfang 1885 folgende Niederlassungen: 1. Hernsheim und Co. mit Stationen auf Ulidi (O.), Ponape, Palau und Jap (Vertreter Herr Robert Friedlaender); 2. Handels- und Plantagengesellschaft mit Stationen auf beinahe allen Hauptinseln der Karolinengruppe. 3. David O. Keef, ein Irländer, englischer Unterthan; handelt auf Jap, Palau und Davids (Mapia). 4. Holcomob, Amerikaner, handelt für eigene Rechnung auf den Karolinen und Palau. 1884 kamen 23 Schiffe mit 4500 Tonnen an.

Außerdem findet man natürlich auf der ganzen Gruppe seit längerer Zeit schon einige Weiße, namentlich Engländer und Amerikaner, die häufig von Walfischfängern zurückgeblieben oder durch widrige Schicksale dorthin verschlagen waren; ihre Zahl ist nicht festzustellen, vermuthlich aber, wenn man ihre Abkömmlinge mitrechnet, größer, als man im ersten Augenblicke anzunehmen geneigt sein dürfte. Mit Bezug auf diese Menschenklasse scheint die strengere Aufsicht, welche in neuerer Zeit in den Gewässern des Großen Oceans geübt wird, ganz besonders freudig begrüßt werden zu müssen.

Wir haben oben schon davon gesprochen, daß die amerikanischen Missionen, von Hawai ausgehend, auf den Karolinen ein Arbeitsfeld gefunden haben; über die Wirksamkeit und den Erfolg derselben wird sehr verschieden geurtheilt; Kaufleute und Missionare stehen eben sich gewöhnlich scharf gegenüber; namentlich mit Hülfe der eingeborenen Missionare scheint man jedoch ziemlich gute Resultate erzielt zu haben.

Wir nehmen hiermit Abschied von den Karoliniern, ohne natürlich irgend welche Ansprüche zu machen, den Stoff erschöpft zu haben.

Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend.

Von Prof. Dr. A. Nehring.

In der Nähe des Dorfes Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt wurde auf dem Gypsberge des Herrn Gutsbesitzers A. Bergling, welcher mir schon so viele wissenschaftlich wichtige Funde geliefert hat[1]), kürzlich wiederum ein interessanter Fund zu Tage gefördert und der Wissenschaft zugänglich gemacht. Man stieß nämlich bei Erdarbeiten auf Reste eines prähistorischen Grabes und fand neben den stark verwitterten Skelettheilen eines unverbrannten menschlichen Leichnams als Beigaben etwa 112 durchbohrte Hundezähne, zwei wohlverzierte Schalen einer jetzt nur in Südeuropa lebenden Flußmuschel (Unio sinuatus[2]), zwei Stücke eines leicht brennbaren Harzes, die Scherben von einem oder mehreren Thongefäßen und einen kleinen, stark oxydirten Bronzering, welcher etwa als Fingerschmuck geeignet erscheinen könnte.

Die Hundezähne rühren von einem Halsbande oder dergleichen her; sie wurden reihenweise neben einander gefunden und sind sämmtlich in ihrem Wurzeltheile quer durchbohrt, offenbar zu dem Zwecke, um sie auf eine Schnur aufreihen zu können. Man hat nur die Eckzähne und die äußeren oberen Schneidezähne zur Herstellung dieses Halsbandes benutzt; die Zahl der Eckzähne beträgt etwa 80, die der Schneidezähne über 30 Stück. Man kann hiernach berechnen, daß mindestens 20 Hunde ihre Zähne zu diesem prähistorischen Collier hergegeben haben. Die Größe der Zähne ist eine sehr gleichmäßige; sie scheinen alle von einer Rasse herzurühren, welche ungefähr die Größe eines heutigen Hühnerhundes gehabt haben dürfte.

Die verzierten Muschelschalen haben vielleicht als medaillonartige Schlußstücke des Halsbandes gedient; wenigstens zeigt die eine Schale in der Mitte ein rundliches Loch, welches zum Durchziehen einer Schnur geeignet sein würde. Die Außenseite der Schalen ist mit einer sehr sorgsam und zierlich aus Punktreihen hergestellten Verzierung ausgestattet, welche darauf hindeutet, daß der Verfertiger nicht ohne einen gewissen Kunstsinn war.

Sehr interessant ist der Umstand, daß diese verzierten Schalenstücke nicht von einer in Norddeutschland einheimischen Muschel, sondern, wie schon oben hervorgehoben wurde, von einer südeuropäischen Art herrühren. Unio sinuatus soll freilich angeblich auch im Oberrhein vorkommen; doch wird dieses von namhaften Conchyliologen, wie Clessin, bezweifelt[1]). Sicher bekannt ist sie heutzutage nur aus kalkreichen größeren Flüssen Südeuropas, und man darf annehmen, daß in der prähistorischen Zeit hier und da Exemplare dieser Muschel, welche sich wegen ihrer Größe und Dickschaligkeit zur Herstellung von Schmuckfachen besonders eignete, im Wege des Tauschhandels ihren Weg bis nach Norddeutschland gefunden haben. Daß sie früher etwa in der Gegend von Magdeburg lebend vorgekommen sei, läßt sich kaum annehmen.

Wie Herr Prof. v. Martens angiebt[2]), sind Exemplare

[1]) Vergl. z. B. Archiv f. Anthropologie, Bd. X, S. 364 ff.; XI, S. 1 ff.

[2]) Die Bestimmung rührt von Herrn Professor E. von Martens her.

[1]) Clessin, Deutsche Exkursions-Mollusken-Fauna, Nürnberg 1876, S. 451.

[2]) E. v. Martens, Die Weich- und Schalthiere, 1883, S. 193.

des Unio sinuatus hier und da in den Rheingegenden zusammen mit römischen Alterthümern konstatirt worden, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß diese Muschel ehemals in den Rheingegenden verbreitet gewesen sei. Doch möchte ich, ehe nicht das Vorkommen von Schalen in Flußbetten und alluvialen Ablagerungen zweifellos nachgewiesen ist, lieber an einen Import aus Südeuropa denken; denn man sieht nicht recht ein, warum Unio sinuatus seit der Römerzeit im Rheinlande ausgestorben sein sollte, falls er damals wirklich dort einheimisch gewesen wäre.

Die Verwendung von Hunde- und sonstigen Raubthierzähnen zur Herstellung von Halsketten, Armbändern und ähnlichen Schmucksachen ist schon mehrfach bei prähistorischen Grabfunden konstatirt worden. Sehr ähnlich und auch dem Fundorte nach nicht weit abliegend ist der Fund von Tangermünde, den Herr Geh. Rath Virchow vor einiger Zeit besprochen hat[1]).

Man fand nämlich auf dem interessanten Gräberfelde, welches südwestlich von der Stadt Tangermünde (in der Altmark) gelegen ist und im Wesentlichen der neolithischen Zeit angehört, in einem Grabe neben den Skeletttheilen eines jungen Mannes 130 durchbohrte Raubthierzähne, welche theils in der Nähe des einen Handgelenks (dicht bei einem bronzenen Armbande) lagen, theils aber in der Gegend der Lendenwirbel gelegen haben sollen. Von diesen Zähnen sind neun Stück in die Hände des Herrn Geh. Rath Virchow gekommen und in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Jahrgang 1884, S. 118) abgebildet worden, nachdem ich sie zoologisch bestimmt hatte. Die Mehrzahl der Zähne, das zugehörige Bronze-Armband, sowie mehrere andere wichtige Objekte aus dem betreffenden Grabe hat mein Kollege, Herr Prof. Dr. Gruner, acquirirt und der ihm unterstellten Abtheilung des Königl. landwirthschaftl. Museums[2]) übergeben.

Nachdem ich auch die letzterwähnten Raubthierzähne in diesen Tagen untersucht habe, kann ich jetzt konstatiren, daß der Tangermünder Fund viel mannigfaltiger ist, als der von Westeregeln. Die Mehrzahl der Zähne von Tangermünde gehört zwar auch dem Haushunde an, aber daneben sind auch andere Thiere, wie Wolf, Fuchs, Wildkatze, Dachs vertreten. Außerdem ist zu bemerken, daß der Verfertiger nicht ausschließlich Eck- und Schneidezähne, sondern auch Backenzähne, besonders die kleinen, kegelförmigen, vordersten Lückzähne und die Reißzähne der Hunde, benutzt hat. Die kleinsten Zähne, von denen 16 erhalten sind, waren zur Herstellung eines Armbandes verwendet; sie lagen nahe bei dem stark verwitterten Bronze-Armbande und zeigen in Folge dessen eine intensiv grüne Kupferoxydfärbung.

Die größeren Zähne des Tangermünder Fundes (meistens Eckzähne) sollen nach der bestimmten Versicherung meines Kollegen Gruner nicht in der Hals- oder Brustgegend des Skelettes, sondern in der Gegend der Lendenwirbel gefunden sein; sie sollen deshalb nicht von einer Halskette, sondern von einem Gürtel herrühren. Im Allgemeinen erscheint eine solche Ausschmückung des Gürtels mit Raubthierzähnen weniger plausibel, als ihre Verwendung zu Halsketten, Armbändern und Ohrgehängen; denn eine Reihe durchbohrter Raubthierzähne muß frei baumeln oder doch möglichst beweglich aufgereiht sein, um recht zur Geltung zu kommen. Auch würden die Zähne an einem straff angezogenen Gürtel vermuthlich leicht verletzt werden. Dennoch will ich die Angabe meines Herrn Kollegen nicht in Zweifel ziehen, da sie auf einer exakten Beobachtung zu beruhen scheint[1]).

Ueber die Lage der Hundezähne in dem Grabe von Westeregeln ist mir leider keine bestimmte Mittheilung zugegangen; doch sind sie zum Theil noch in situ erhalten und man kann deutlich erkennen, daß sie dicht aneinander gereiht zur Ablagerung gekommen sind. Ich möchte vorläufig annehmen, daß sie von einer Halskette und nicht etwa von einem Gürtel herrühren. Vielleicht haben die Schneidezähne für sich ein Armband, die Eckzähne für sich allein die Halskette gebildet.

Die Sitte, aus Raubthierzähnen und speciell aus den Eckzähnen von Hunden Halsketten, Armbänder und ähnliche Schmucksachen zu verfertigen, beschränkt sich keineswegs auf die prähistorische Zeit. Sie findet sich bekanntlich noch jetzt bei vielen Naturvölkern. So z. B. erwähnt Dr. Langkavel (Hamburg) in einem kürzlich veröffentlichten, interessanten Aufsatze über „Die Hunde des malayischen Archipels und der Südsee-Inseln“, daß die Igorroten Halsbänder und Ohrgehänge aus den Fangzähnen von Hunden tragen, ebenso wie die Bewohner der in der Torresstraße gelegenen Inseln[2]).

Auch bei uns in Europa haben sich Spuren dieser Sitte erhalten, indem Jäger und Jagdliebhaber ihre Uhrketten gern mit Hirschhaken, Wolfs- und Eberzähnen, mit Adlerkrallen u. dgl. schmücken. Ja, es scheint neuerdings diese Liebhaberei für Berloques aus Thierzähnen ꝛc. unter dem Einflusse der anthropologischen Studien sich mehr und mehr wieder auszubreiten und selbst bei den Damen Anklang zu finden, wie denn ja überhaupt in unserer Zeit viele durch anthropologische Ausgrabungen zu Tage geförderte Schmucksachen (Schliemann'sche Sammlung!) auf den modernen Geschmack bei Herstellung ähnlicher Objekte maßgebend geworden sind. Es ist das ein früher wohl kaum geahnter Einfluß der Wissenschaft auf die Mode! Vielleicht werden demnächst auch Halsketten aus Raubthierzähnen wieder modern! Dieselben dürften gar nicht übel aussehen, falls die Zähne sorgfältig ausgewählt, geschmackvoll zusammengestellt und zierlich in Silber oder Gold gefaßt würden.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß der Gräberfund von Westeregeln durch die Güte des Herrn A. Bergling, der ich schon so viele interessante Objekte aus der Gegend von Westeregeln verdanke, in meinen Besitz gelangt ist und daher leicht mit den entsprechenden Stücken des Tangermünder Gräberfeldes verglichen werden kann.

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, 1884, Sitzungsber. S. 118. Die Gesammtzahl der betreffenden Zähne ist etwas größer, als Virchow angiebt; sie beträgt nicht 104, sondern mindestens 130.

[2]) In der Königl. landwirthschaftl. Hochschule zu Berlin.

[1]) Sie beruht allerdings nicht auf Autopsie meines Herrn Kollegen, sondern auf der Aussage derer, welche die Ausgrabung gemacht haben.

[2]) Neue Deutsche Jagd-Zeitung vom 12. December 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der grönländischen Westküste.

W. F. Wie in den Vorjahren ist auch im vergangenen Sommer die Untersuchung der Westküste von Grönland fortgesetzt worden. Die Expedition, welche Ende März von Kopenhagen abging, bestand aus dem Marinepremierlieutenant Jensen, als Chef, dem Marinepremierlieutenant C. Ryder und dem Mediciner Sören Hansen. Die Aufgabe war, das Land zwischen dem südlichen Strömfjord und dem Godthaabsfjord zu vermessen und zu kartiren und im Uebrigen verschiedene Untersuchungen und Beobachtungen bezüglich der Naturverhältnisse in dieser Gegend anzustellen. Die Untersuchungsarbeiten umfaßten ein Gebiet von ungefähr 400 Quadratmeilen. In diesem Jahre waren zum ersten Male auch anthropologische Untersuchungen im Programme aufgenommen und ein besonderes Interesse knüpfte sich an die zahlreichen nordischen Ruinen im Inneren des Godthaabsfjord, der „Westerbygd" der isländischen Sagen.

Die Expedition kam Ende April in Godthaab an und begann, insoweit das noch ganz winterliche Wetter es gestattete, sofort die Arbeit. Zum Zwecke von Vermessungen wurde unter Anderem eine sehr beschwerliche Besteigung des „Store Malene", eines südlich von Godthaab belegenen hohen Gebirgskegels, unternommen. Anfangs Mai begab sich die Expedition nach der Kolonie Sukkertoppen. Da das Wetter inzwischen etwas besser geworden war, so konnten hier mehrere Ausflüge nach den in der Nähe belegenen kleinen Inseln unternommen werden, um eine Karte über die Einfahrt zum Hafen der Kolonie zu vervollständigen, welche die Officiere des Kriegsschooners „Fylla" im vorigen Sommer aufgenommen hatten. Sukkertoppen ist in jeder Beziehung die beste aller dänischen Kolonien in Grönland und die Eingeborenen erfreuen sich hier eines materiellen und intellektuellen Wohlseins wie auf keiner anderen Stelle. Für Rechnung des Kolonieverwalters wird hier von vielen tüchtigen Fängern eine einträgliche Lachsfischerei betrieben; fast alle Häuser der Grönländer sind in sehr gutem Zustande und viele derselben aus Holz aufgeführt. Die Bevölkerung ist durchgehends reinlich und gut gekleidet.

Als Supplement zu den anthropologischen Untersuchungen wurden in beiden Kolonien viele statistische Daten (namentlich Auszüge aus den Kirchenbüchern) zur Aufklärung über die Sterblichkeitsverhältnisse ꝛc. gesammelt. Da das Wetter endlich gut geworden und das bestellte Frauenboot angekommen war, so konnte die Expedition schließlich am 27. Mai ihre eigentliche Reise antreten.

Von Sukkertoppen ging die Fahrt zuerst ostwärts und dann nordwärts, aber überall gestattete das Eis noch nicht, bis zu den innersten Punkten der Fjorde vorzudringen. Ihren nördlichsten Punkt erreichte die Expedition bei der Mündung des südlichen Strömsjord; unterwegs waren die kleinen Handelsplätze Agpamiut, ein sehr schmutziges Nest, und Kangamiut besucht worden. Specieller untersucht wurde auf dieser Strecke namentlich der Evighedsfjord, der reich an großartigen Prospekten ist; mehrere Gebirgsstöcke, von denen aber keiner über 2000 Fuß hoch war, wurden bestiegen. Die Expedition wandte sich nun wieder südwärts, ging um die Insel herum, auf welcher Sukkertoppen belegen ist, und nach kurzem Aufenthalte nach Godthaab. Zwischen beiden Kolonien gehen viele größere und kleinere Fjorde in das Innere des Landes hinein; alle diese Fjorde sind von der Expedition untersucht worden. Der größte derselben ist der südliche Isortok, dessen Untersuchung des schlechten Wetters und anderer Schwierigkeiten wegen drei Wochen in Anspruch nahm, dafür aber gute Aufklärung über die Verbreitung des Inlandseises gab. Von dem Inneren der Fjorde aus wurden mehrere Landreisen unternommen. Die üppige Vegetation des endlich begonnenen Sommers ließ die Fjordlandschaften in voller Pracht erscheinen und fesselte alle Aufmerksamkeit, während dagegen die geologischen Verhältnisse nur wenig Interessantes darboten, indem die Berge fast ausschließlich aus Gneis in verschiedenen Formen bestanden. Ein anderer größerer Fjord, der Fiskefjord, zeichnet sich besonders durch seine äußerst unregelmäßige Form aus und demnächst auch dadurch, daß er im Gegensatze zu der allgemeinen Regel steht, nach welcher alle Fjorde an der Westküste von Grönland in nordöstlicher Richtung ins Land hineingehen. Das Land zwischen diesem Fjorde und dem Godthaabsfjorde ist verhältnißmäßig eben und flach, aber sehr reich an kleinen Seen.

Anfangs August erreichte die Expedition Godthaab und ging dann, nachdem das Frauenboot gewechselt worden war, am 8. August in den großen und vielverzweigten Godthaabsfjord hinein. Trotz des Treibeises im Inneren des Fjordes glückte es doch, im Laufe von ungefähr fünf Wochen fast alle Buchten und Winkel des Fjordes zu untersuchen. Die zahlreichen, aber unbedeutenden Ruinen aus der Zeit der alten Nordländer wurden eingehend untersucht, vermessen und abgebildet, auch wurden kleinere Ausgrabungen vorgenommen. Diese Arbeiten der Expedition sind mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden geringen Mittel und die kurze Zeit als wirklich bedeutende zu bezeichnen. Vom Inneren des Ujaragsuit, des nördlichsten Armes des Fjord, wo sich die größten Ruinen vorfinden, wurde ein längerer Ausflug ins Innere des Landes bis zum Rande des Inlandseises unternommen; dann wandte sich die Expedition nordwärts, um einen sehr großen Binnensee zu besuchen. Das Frauenboot und alle Bagage mußte zu diesem Zwecke gegen eine halbe Meile über Land getragen werden, da die Mündung des Sees in den Fjord einen Wasserfall mit reißender Strömung bildet. Hierdurch wurde es möglich, die ausgedehnten und beinahe unzugänglichen Theile des Küstenlandes zu kartiren und die Grenzen des Inlandseises, welches hier einen großen Gletscher bis zum Meere vorschiebt, zu bestimmen. Nachdem noch bei dem Handelsplatze Kornok ein 4050 Fuß hoher Berg bestiegen worden war, theilte sich die Expedition, indem Lieutenant Jensen und Kandidat Hansen südwärts gingen, um die zahlreichen Ruinen am südlichsten Arme des Fjordes zu untersuchen, und Lieutenant Ryder die Untersuchung des sogenannten „Nordlandes" übernahm. Auf diese Weise glückte es, das ganze Terrain zu bereisen und zu kartiren.

Am 21. September verließ die Expedition Godthaab und kam nebst ihren bedeutenden wissenschaftlichen Sammlungen nach schneller Reise mit dem Barkschiffe „Thorwaldsen" Mitte Oktober wieder in Kopenhagen an.

Nachschrift. Nach einer uns aus Kopenhagen zugehenden Mittheilung wird beabsichtigt, die Untersuchungen an der Westküste von Grönland im nächsten Jahre fortzusetzen und eine Expedition nach dem nördlichsten Theile der Küste, also nach dem Distrikte Upernivik, abgehen zu lassen. Es ist noch nicht entschieden, ob diese Expedition dort überwintern soll; dies würde nothwendig sein, wenn dieselbe mit den grönländischen Handelsschiffen reisen würde, welche nur einmal jährlich und zwar im Spätsommer Upernivik anlaufen. Um indessen einer zwecklosen Ueberwinterung zu entgehen,

hat man daran gedacht, die Expedition mit einem der schottischen Walerdampfer reisen zu lassen, welche gewöhnlich zeitig im Frühjahre absegeln. Eine bestimmte Entscheidung ist aber noch nicht getroffen. Wenn einige geographische Zeitschriften von einer größeren Expedition nach der Ostküste berichten, so ist diese Meldung ebenso verfrüht wie diejenige, welche von einer bevorstehenden dänischen Polarexpedition via Karisches Meer zu berichten weiß.

Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill.

Wir haben S. 144 des vorigen Bandes berichtet, daß die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne eine Expedition unter Leitung des Kapitän H. E. Everill ausgeschickt hatte, welche den Westen des englischen Neu-Guinea erforschen sollte. Am 8. November 1885 traf nun in Sydney die Trauerkunde ein, daß die ganze aus acht Europäern und einigen Malayen bestehende Gesellschaft von den als blutdürstig bekannten Eingeborenen am Fly River ermordet worden sei. Die Nachricht, anfänglich angezweifelt, erschien dann doch glaubwürdig. Es ward auf Thursday Island, dem Hauptorte in der Torresstraße, schleunigst eine zweite Expedition mit einem Kostenaufwande von 350 Pfd. St. ausgerüstet, welche am 15. November in dem Kutter „Wild Duck" nach dem Fly R. abging, um über das Schicksal der Everill-Expedition Nachforschungen anzustellen. Gleichzeitig beorderte zur Unterstützung der Commodore der in Sydney stationirten englischen Südseeflottille, Admiral George Tryon, zwei Kanonenboote nach dem Fly. Da meldete plötzlich der Telegraph von Cooktown aus, einer Hafenstadt im nördlichen Queensland, daß die Expedition am 20. November auf Thursday Island und am 23. in Cooktown glücklich angelangt sei. Das Gerücht von der Ermordung war dadurch entstanden, daß die Reisenden am oberen Fly einen heftigen Angriff von Seiten der Eingeborenen abzuwehren hatten. Die beiden Eingeborenen, welche die Expedition begleiteten, waren dann, aus Angst vor weiteren Anfällen, in der nächsten Nacht heimlich in einem Kanoe entwichen und hatten bei ihrer Rückkehr nach Bomptou Island, westlich von der Mündung des Fly, verbreitet, daß die ganze Gesellschaft ermordet worden sei.

In Thursday Island ließ man die Malayen, welche für den Dienst der Gesellschaft engagirt gewesen, zurück, damit sie mit dem nächsten Postdampfer nach Batavia heimkehrten. Ebenso ward von dort sofort ein Schiff abgeschickt, welches die nachgesandte Hilfs-Expedition zurückbeordern sollte.

Ueber den Erfolg der Everill-Expedition liegt uns zur Zeit folgender Bericht vor. Man fuhr den Fly R. ungefähr 640 km hinauf und gelangte ins deutsche Neu-Guinea. Nach den ersten 480 km gerieth der Dampfer „Bonito" auf eine Sandbank und blieb dort acht Wochen fest liegen. Während dieser Zeit fuhr man in einem Boote noch etwa 150 km weiter hinauf. Das dem Fly anliegende Land war flach und von geringem Werthe. Dichtester Dschungel war häufig, so dicht, daß die, welche gelandet waren, sich den Tag über nur zwei englische Meilen weit durcharbeiten konnten. Man wurde eines hohen unbekannten Berges ansichtig, dessen Spitze in Schnee eingehüllt war. Das auf den Karten als Arthur Gordon Range bezeichnete Gebirge existirt gar nicht; es breiten sich in dortiger Gegend nur Ebenen aus. Man vermuthet nach Norden zu eine sehr hohe Gebirgskette, in welcher eine bedeutende Wasserscheide liegt, und glaubt, daß das centrale Hochgebirge, von dem man bisher annahm, daß es von Osten nach Westen laufe, vielmehr von Nord nach Süd streiche. Als man den Fly 240 km hinaufgefahren war, wurde die Strömung sehr reißend und der Lauf des Dampfers durch entwurzelte Baumstämme häufig gehemmt. Ungefähr 300 km von der Mündung des Fly entdeckte man einen von Nordost herkommenden Nebenfluß, welcher ziemlich ebenso bedeutend war, wie der Fly selber. Er wurde, zu Ehren des Präsidenten der Geographical Society of Australasia, Sir Strickland River benannt. Von hier ab begann die eigentliche Forschung. Der „Bonito" fuhr den Strickland 480 km hinauf. An dem entferntesten Punkte war er bei einer Tiefe von 4½ bis 5½ m noch 550 m breit. Es kamen aber viele Sandbänke vor, auf denen der „Bonito" oft genug festsaß, wodurch immer sehr unangenehme Störungen veranlaßt wurden. Seine Ufer waren auf den ersten 32 km modrig und schlammig, dann trat jedoch eine außerordentliche Konglomeratbildung von Muscheln, Korallen und Flint auf. Auf häufigen Landexcursionen machte man werthvolle Sammlungen, bestehend aus 200 Vögeln, 1000 Pflanzen und einer großen Anzahl von Insekten, namentlich Käfern. Die Tabakspflanze ist in Neu-Guinea einheimisch, und die Sagopalme und andere Palmenarten existiren in großer Menge. Die Flora war bis zur Einmündung des Strickland eine unbestimmte. Von da ab wurde sie auf 32 km mit ihren Eukalypten u. s. w. eine australische, dann aber nahm sie den malayischen Charakter an und ward, je weiter man hinaufkam, immer mehr tropisch. Was das Klima anlangt, so war die Hitze zwar nicht ungewöhnlich hoch, allein sie ermattete und entkräftete, da sie fortwährend dieselbe blieb und sich nie durch Brisen abkühlte. Die Reisenden hatten viel vom Fieber zu leiden, und der begleitende Arzt Dr. Bernays war durch seine Patienten vollauf beschäftigt. Häufiger und heftiger als die Europäer wurden die Malayen vom Fieber befallen, von denen auch einer starb. Eine sehr böse Plage für Alle waren der Ausschlag und die Beulen, mit denen sie behaftet wurden. Jeder geringste Riß in der Haut, jede Wunde im Fleische führte zu den schmerzhaftesten Geschwüren, welche die davon Betroffenen so entkräfteten, daß sie schwere Arbeiten nicht mehr verrichten konnten.

Angriffe von Seiten der Eingeborenen kamen öfters vor. Pfeile und Speere wurden von ihnen in Masse auf den Dampfer geschossen und geworfen, allein sie reichten nicht zu. Einmal erschienen die feindlichen Eingeborenen in voller Schlachtordnung, aber das Pfeifen der Dampfmaschine verjagte sie. Doch wirkte dies Mittel nicht immer, so daß man einige Male der Schießwaffen sich bedienen mußte.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Karolinen-Angelegenheit" hat noch im vergangenen Jahre ihre Erledigung gefunden. Am 22. Oktober 1885 schlug der Papst als Vermittler Folgendes vor: 1) Anerkennung der Souveränität Spaniens über die Karolinen- und Palaos-Inseln. 2) Um diese Souveränität wirksam zu machen, verpflichtet sich die spanische Regierung, auf den genannten Inselgruppen sobald wie möglich eine geordnete Verwaltung einzurichten, mit einer Macht, welche stark genug ist, um die Ordnung und die erworbenen Rechte zu gewährleisten. 3) Spanien gewährt Deutschland volle und ganze

Freiheit des Handels, der Schiffahrt und der Fischerei auf diesen Inseln, wie auch das Recht, daselbst eine Schiffs- und Kohlenstation zu errichten. 4) Ebenso wird Deutschland die Freiheit zugesichert, Plantagen auf diesen Inseln anzulegen und landwirthschaftliche Niederlassungen in derselben Weise wie spanische Unterthanen zu errichten. Am 17. December wurde diese Vermittelung durch ein Protokoll, das durch die Vertreter beider Mächte beim Vatican unterzeichnet wurde, angenommen; in demselben wurden u. A. als Grenzen des Karolinen- und Palaos-Archipels der Aequator und der 11. Grad nördl. Br., sowie der 133. und 164. Grad östl. L. Gr. bestimmt. — Schließlich hat auch England die Souveränität Spaniens über die Karolinen anerkannt, und zwar durch ein in Madrid am 8. Januar 1886 unterzeichnetes Protokoll, worin England dieselben Handelsvortheile, wie dem Deutschen Reiche zugestanden werden.

— Eine neue Insel ist zwischen Californien und den Samoa-Inseln gefunden worden, offenbar durch eine neue vulkanische Erhebung entstanden, da sie nahe dem gewöhnlichen Schiffswege liegt und unbedingt früher hätte gesehen werden müssen. Der Dampfer „Janet Nicol" näherte sich ihr auf etwa anderthalb englische Meilen und konnte den Krater genau erkennen; die Höhe der Insel betrug etwa 250 Fuß und ringsum war sehr tiefes Wasser. Die neue Insel liegt etwa unter $20^0\,28'$ südl. Br. und $175^0\,21'$ westl. L., etwa 40 Miles von den Tonga-Inseln nach Viti zu.

(Science.)

Nordamerika.

— Mächtige und außerordentliche Lagerstätten von Silbererz sind unweit Port Arthur in Ontario gefunden worden.

— Im verflossenen Jahre wurden in den Vereinigten Staaten 3113 englische Meilen neuer Eisenbahnen gebaut, hauptsächlich in den südlichen Staaten und in dem Gebiete westlich vom Missouri.

— Die Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten der Union soll nach neueren statistischen Erhebungen größer sein, als die der Weißen und den Zuwachs an Negergeburten übertreffen. Sechs Städte haben ihre Todesfall-Statistik für beide Rassen besonders geführt, und dabei ergaben sich für je 1000 Einwohner

	Todesfälle von Weißen	Todesfälle von Schwarzen
in Louisville	24,04	34,76
„ Washington . . .	17,80	35,45
„ Richmond	19,12	31,95
„ Baltimore	22,71	37,61
„ New Orleans . .	25,41	35,61
„ Charleston	23,78	45

Auch die Sterblichkeit unter jungen Negerkindern ist viel stärker, als unter den weißen. Man erklärt das durch die bessere Ernährung und Pflege der letzteren; aber in einem Theile Virginias, wo beide Rassen in derselben Weise neben einander leben, sollen die Todesfälle unter den Schwarzen unverhältnißmäßig häufiger sein.

— Ueber die sogenannten Cold waves, die gefürchteten Fröste, welche Nordamerika von Zeit zu Zeit überziehen und mitunter bis tief in die wärmeren Staaten hinein vordringen, giebt Lieutenant Woodruff in Signal Service Note XXIII einen interessanten Bericht. Sie kommen auf dem amerikanischen Gebiete fast ausnahmslos zuerst in Helena, Montana, zur Beobachtung, schlagen aber dann dreierlei verschiedene Bahnen ein; sie gehen nämlich entweder direkt östlich über die großen Seen und durch Neu-England und werden dann südlich vom Ohio-Thale nicht mehr empfunden; — oder sie breiten sich südöstlich über das ganze Land aus; — oder sie ziehen endlich direkt südlich den Mississippi hinunter bis nach Texas und wenden sich dann östlich und schließlich nordöstlich über die Atlantischen Staaten. Die Fröste der zweiten Klasse sind häufiger als die der beiden anderen zusammengenommen. Sie erreichen das 880 Miles entfernte Omaha gewöhnlich in 8 bis 16 Stunden, St. Louis (1030 Miles) in 24 bis 32, Galveston und Nashville (1600 Miles) in 24 bis 40 Stunden, Buffalo (1750 Miles) in 24 bis 48, Washington (1953 Miles) in 32 bis 56 Stunden. Sie hängen offenbar mit Stürmen zusammen und folgen im Wesentlichen denselben Bahnen, ihre Vorhermeldung trifft darum ungefähr auf dieselben Schwierigkeiten, wie bei diesen auch; fast immer gehen sie mit abnorm hohem Luftdrucke zusammen. (Science.)

Südamerika.

— Ueber die Buschneger in Surinam machte Professor Martin der Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam folgende Mittheilungen:

Die Zugänge zu den gewöhnlich etwas entfernt vom Flusse gelegenen Dörfern werden durch Oeffnungen im Urwalde angedeutet und durch sogenannte Kifungas geschützt. Es sind dies zwei senkrechte Stangen mit einer Querlatte, an welcher Palmblätter befestigt sind; ein rohes Götzenbild steht darunter als Wächter des Dorfes. Letzteres besteht aus vielen unordentlich umherliegenden Hütten von Palmblättern, die jedoch, ebenso wie die Straßen, sehr reinlich gehalten werden. Außerdem giebt es in jedem Dorfe noch einige Hütten für die Götter, deren mehrere gewöhnlich in einem Raume zusammen sind, vor welchem „Medicinen" (Erde, Pflanzen und Wild) niedergelegt werden. Bei den Buschnegern besteht das Patriarchat. Dieselben tatuiren sich Gesicht, Arme und Beine, auch den Körper (nach Art eines Gürtels um die Taille), namentlich aber lieben sie allerlei Schmuck: bunte Tücher, Glasperlen, eiserne und kupferne Ringe und solche von Stroh um Hände und Füße. Andere Schmucksachen haben auch die Bedeutung von Amulets. Die Frauen liegen dem Landbaue ob, die Männer der Jagd, wobei sie sich ausgezeichneter Hinterlader bedienen, die sie wie eine Pistole abfeuern; Fische werden gewöhnlich mit Pfeil und Bogen geschossen. Die Neger haben jedoch durchaus kein ausgesprochenes Bedürfniß nach Fleisch und können sich wochenlang mit Kassave ernähren. Doch essen sie alles, was die Jagd nur liefert, Thiere, Fische, Eier, sogar in verdorbenem Zustande. Es ist unmöglich, durch ihre Wälder Verkehr zu unterhalten, denn Wege giebt es nicht; mit den Weißen kommen sie wenig in Berührung, ebenso wenig mit den südlich wohnenden Indianern. Sie bringen Bäume aus den Wäldern mit Flößen nach der Stadt, doch da der Lohn verhältnißmäßig schlecht ist, nimmt diese Industrie mehr und mehr ab. Je mehr man sich dem oberen Laufe des Flusses nähert, desto schwerer verständlich wird die Sprache der Buschneger, welche viele portugiesische und französische Worte aufgenommen hat.

— Der Linnean Society legte kürzlich Herr John Ball eine Abhandlung vor über die Flora der peruanischen Anden, nebst Bemerkungen über die Geschichte und den Ursprung der Andenflora. Die Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf den westlichen Abhang der Cordilleren. Aus den angelegten Sammlungen und anderen Anzeichen kann man ersehen, daß die Grenze der alpinen Vegetation, soweit die untersuchte Gegend von Peru in Betracht kommt, von den früheren Forschern zu niedrig angegeben wurde. In vorliegendem Falle kann kein ernstlicher Irrthum in Bezug auf die Höhen vorhanden sein, da sie sich auf die Messungen der Eisenbahn-Ingenieure gründen. Die Erklärung für die verhältnißmäßig hohe Ausdehnung der temperirten Flora hängt von den eigenthümlichen klimatischen Bedingungen ab. Regen fällt nur sparsam, die Nächte sind kalt, aber Frost ist kaum bekannt; wohingegen in der östlichen Plateauregion Stürme, starker Schnee und Fröste häufig sind. Die Vege-

tation der besuchten Region theilt Herr Ball in eine subtropische trockene Zone von der Küste bis 8000 Fuß, eine temperirte Zone bis 12500 Fuß und eine alpine Zone bis 17000 Fuß über dem Meeresspiegel. Was das Verhältniß anbetrifft, in welchem die natürlichen Pflanzenfamilien in der Andenflora auftreten, so machen die Kompositen nahezu ein Viertel der sämmtlichen Arten aus, die Gräser ein Achtel, die Scrophularineen ein Zwanzigstel, während Cruciferen, Caryophylleen und Leguminosen mit je einem Dreißigstel des Ganzen vertreten sind. Auffällig ist die Abwesenheit der Sauergräser (Cyperaceen); ein bemerkenswerther Zug ist die Anwesenheit von vier Dickblattgewächsen (Crassulaceen). In Bezug auf das Verhältniß der endemischen Gattungen und Arten erscheint die Andenflora als eine der eigenartigsten der Welt. Herr Ball stimmt denjenigen bei, welche es für wahrscheinlich halten, daß die Südpolarländer einen großen Inselarchipel bilden, und er ist geneigt, in diese Gegenden den Ursprung der antarktischen Typen der südamerikanischen Flora zu verlegen.

Vermischtes.

— S. Günther. Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie. Zwei Bände. Stuttgart bei Ferd. Enke. 1884 und 1885. Dem ersten 1884 erschienenen Bande, welcher auf 418 Seiten in drei Abtheilungen die kosmische Stellung der Erde, die allgemeinen mathematischen und physikalischen Verhältnisse des Erdkörpers mit einem Abschnitte über die Graphik im Dienste der physischen Erdkunde und schließlich die Geophysik im engeren Sinne nebst dynamischer Geologie behandelt, ist 1885 der zweite und umfangreichere von 670 Seiten mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen gefolgt. In den Abtheilungen 4 bis 9 werden besprochen: die magnetischen und elektrischen Kräfte, die Atmosphärologie, die Oceanographie und oceanische Physik, die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Land und Meer, das Festland mit seiner Süßwasserbedeckung und mehr in der Form eines kurzen Anhanges die Biologie und die physische Erdkunde in der Wechselwirkung. Ein näheres Eingehen auf Eintheilung und Gliederung des reichen Stoffes verbietet der Raum. Hier möge es genügen, kurz darauf hinzuweisen, daß ein ungeheures Beobachtungsmaterial bewältigt worden ist, von einem Autor, den ein gründliches mathematisch-physikalisches Wissen, ein klares und doch mildes Urtheil und eine staunenswerthe Litteraturkenntniß auszeichnen. Schon die oft überraschend reichen litterarischen Nachweise werden das Buch auf lange Zeit hinaus zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle diejenigen machen, die sich für ein ernstes Studium der reichhaltigen und vielverzweigten Wissenschaft vorbereiten oder für ein Specialfach derselben eine Orientirung wünschen. Die Entwickelung der einzelnen Disciplinen zeigt sehr oft einen feinen historischen Takt, die Kritik offenbart stets das Bestreben des gereiften Mannes nach möglichster Objektivität. Es ist beneidenswerth, wie Günther oft selbst an verfehlten und gescheiterten Versuchen diese oder jene gute Seite herauszufinden weiß. Die Forderung der Vollständigkeit ist in hohem Maße erfüllt. Referent hätte in einigen Abschnitten (z. B. 7 und 8, die hinter 3 seiner Ansicht nach zurückstehen) diesem oder jenem Passus eine andere Fassung gewünscht; so vermißt er in allen für das Ostseegebiet wichtigen Fragen die fundamentale Arbeit von Berendt über das „Kurische Haff", für die sogenannten Hebungserscheinungen im Mittelmeergebiete Partsch's in Petermann's Mittheilungen veröffentlichte, methodisch wie sachlich bedeutungsvolle Studie über die tunesischen Küsten. Hier und da möchte ich Jemandem statt des Ehrensessels im ersten Range einen bescheidenen Platz im Parquet anweisen — stehe aber davon ab, da dies, ohne zu verletzen, nur bei eingehender Diskussion geschehen könnte; überdies nimmt mir der Respekt vor Günther's Werke als Ganzem die Feder aus der Hand.

Trotz der schweren Ladung fährt das Schiff flott dahin. Das Lehrbuch, der wissenschaftliche Canon, der natürlich keine sogenannte Unterhaltungslektüre gewähren kann, ist gut lesbar und angenehm geschrieben. Nur ganz sporadisch begegnet man einem Ausdrucke, der (z. B. das „emporgekräuselt" für nive penitente Güßfeldt's) zu einer falschen Vorstellung über die Genesis des Objektes führen könnte, auch Druckfehler (z. B. Bd. II, S. 380, Pegel statt Pregel) sind mir äußerst selten begegnet. Als ein ganz besonderes Verdienst rechne ich es dem Verfasser an, daß er der Versuchung, neue Wortbildungen zu schaffen, standhaft ausgewichen ist. Daß dieselben nöthig werden können und, wie z. B. „Transgression" und „Abrasion", mit Dank zu acceptiren sind, weiß ich, aber die Reaktion gegen die überreichlichen Geschenke ist dankenswerth.

Von allen vorhandenen und vielen guten Lehrbüchern über physische Geographie nähert sich das Günther'sche seinem Wesen nach am meisten demjenigen von B. Studer. Ich wünsche demselben neben dem Guthe-Wagner und H. Kiepert's „Alte Geographie" einen Platz — nicht im Repositorium! — sondern auf dem Arbeitspulte der Jünger der geographischen Wissenschaften. Da für manche Studenten-Kasse die 25 Mk. wohl zu stark ins Budget greifen, werden freilich Universitäts- und Seminarbibliotheken öfter aushelfen müssen. Das Buch eignet sich aber nicht allein für Studirende, sondern im hohen Grade für diejenigen, welche „studirt haben" und sollte in keiner Bibliothek einer höheren Lehranstalt vermißt werden. P. L.

— Um mit den ausländischen deutschen evangelischen Gemeinden Verkehr anzuknüpfen und ihnen eine Verbindung mit der deutschen Heimath, unter Umständen für ihre kirchlichen und Schulinteressen Unterstützung zu gewähren, ist vor einiger Zeit ein Verein unter dem Namen „Diaspora-Konferenz" gegründet worden. Das Protokoll über die letzte Jahresversammlung (Protokoll über die am 8. und 10. September 1885 zu Eisenach abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Konferenz) giebt lebendige Bilder aus den deutschen Gemeinden in allen Welttheilen. Prof. Dr. Reinicke führt in die deutsche Gemeinde von Jerusalem, Dr. Borchard entwirft ein Bild von Australien, und im Uebrigen geben Auszüge aus der Korrespondenz und statistische Uebersichten Nachricht. Die Bestrebungen für die deutsche Kirche und Schule im Auslande, über welche hier berichtet wird, stehen im innigsten Zusammenhange mit den Bestrebungen für die deutsche Kolonisation und verdienen auch in dieser Beziehung Beachtung und Theilnahme.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. IV. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Emil Metzger: Die Bewohner der Karolinen. II. (Schluß.) — Prof. Dr. A. Nehring: Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend. — Kürzere Mittheilungen: Die Untersuchung der grönländischen Westküste. — Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill. — Aus allen Erdtheilen: Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 12. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 8.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

V.

Nachmittags wurde das Erstaunen des Reisenden noch größer; jetzt waren es nicht mehr bloß Felsen, sondern die Bäume am Ufer, das sandige Ufer selbst und seine Grasbedeckung, welche die sonderbarsten Thiergestalten zeigten. Und diese Arbeiten konnten nicht früher entstanden sein, als nach dem Ende der letzten Regenzeit. Ungebogene und mit Rotang festgebundene Zweige, Pfähle und lange Bambus, welche das Laub nicht immer ganz verhüllte, hatten dazu gedient, den Bäumen am Ufer die gewünschte Form zu geben. Nachfragen bei den Eingeborenen blieben unbeantwortet oder erschreckten dieselben; so forschte denn der Reisende bei dem ihn begleitenden Mandarinen, dem Phya Hokong, nach, führte ihn Abends an den Fluß und zeigte ihm kaum 100 m entfernt eine merkwürdige Gruppe von sieben Menschen in unanständiger Stellung; aber der Mandarin erklärte nur, er sehe zwar menschliche Figuren, aber die habe Buddha geschaffen, und die Hand der Menschen habe dabei nichts zu thun gehabt. Nun zeigte ihm Reis am gegenüberliegenden Ufer einen aus dem Rasen ausgeschnittenen Affen, unweit davon einen aus drei Bäumen gebildeten Elephanten und einen Büffel und fragte ihn, ob Buddha auch diese seit der letzten Regenzeit geschaffen und die Stützen und Bänder angebracht habe, um den Bäumen die Form von Thieren zu verleihen. Da gerieth der Phya Hokong in Aufregung und bat, ihn nicht weiter zu fragen, denn es brächte Unglück, von diesen Dingen zu sprechen, versprach auch, einige Tage später, wenn man diese Gegend verlassen habe, Auskunft zu geben. Zugleich zeigte er ihm im Nordosten einen Berg, den Pu Xan (Elephantenberg), der ziemlich genau die Gestalt eines liegenden Elephanten zeigt. Da derselbe nun 250 bis 300 m hoch und mehr als 1 km lang ist, so hat ihm offenbar Menschenhand seine Form nicht gegeben, wenn auch die Waldblöße, welche das Auge darstellt, von Seiten der Eingeborenen künstliche Nachhilfe erfährt. Vielleicht hat dieser Berg die Eingeborenen auf den Gedanken gebracht, die wunderlich gestalteten Felsen im Flusse weiter auszuarbeiten.

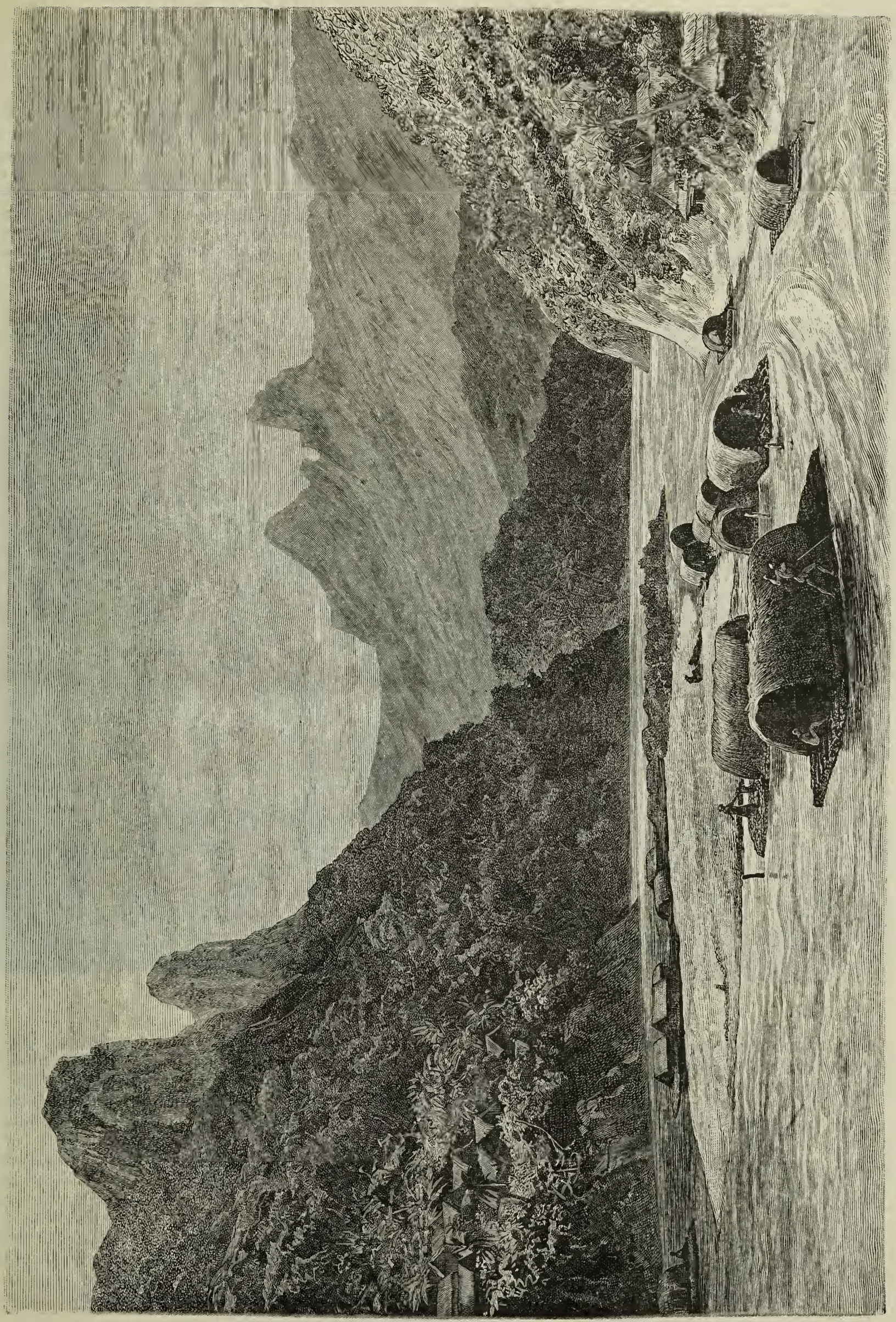
Uebrigens erhielt der Reisende auch später die gewünschte Auskunft nicht und erfuhr nur, daß die Priester die Bäume zustutzen und alljährlich bei Gelegenheit des Wasserfestes die Augen anmalen. Auch der alte König von Luang Prabang und sein Arzt, der oberste Priester, wußten nichts über den Ursprung der Bilder; nur das behaupteten sie, daß dieselben nicht von den Laos herrühren, sondern vielleicht von Birmanen, Annamiten oder Chinesen. Letzterer Ansicht neigt auch Reis zu, wenn er auch sonst am ganzen Nam U keine chinesischen Denkmäler gefunden hat.

Am 30. November Mittags erreichte man das aus 50 bis 60 reinlichen, gut gebauten Häusern bestehende Pak Sön, das zur Hälfte von seinen Einwohnern verlassen war, obwohl die Hôs noch nicht bis in diese Gegend vorgedrungen waren. Bei den Talapoins (Priestern) der Pagode, die zum Theil dem Wasserfeste in der Hauptstadt beigewohnt und den Reisenden dort zur Seite des Königs hatten sitzen sehen, fand er freundliche Aufnahme und erhielt von ihnen die besten Früchte, Tabak und Thee. Letzterer ist jetzt in Luang Prabang schwer zu bekommen, da die Karawanen, welche noch vor Kurzem jährlich zwei oder drei Male aus Jünnan ihn brachten, sich aus Furcht vor den Hôs nicht mehr in das Gebiet östlich des Nam U wagen.

Am 2. December wurde die Fahrt von Pak Sön aus fortgesetzt; nun wurden die Ufer und die begrenzenden Berge höher und es traten wieder roh skulpirte Felsen auf, die aber nur schlechte Kopien oder Karrikaturen der zuerst gesehenen waren, und bei denen die Arbeiter sich keine Mühe gegeben hatten, ihre Nachhilfe zu verbergen; auch war ihre Zahl bei Weitem nicht so groß und sie waren ebenso gut aus der Ferne, wie in der Nähe zu erkennen. An diesem und dem folgenden Tage fuhr man durch eine wenig bewohnte Gegend und traf nur auf einige Dörfer von Lös, die sich hierher geflüchtet hatten; am 4. December aber lagen die laotischen Dörfer näher bei einander. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde der Fluß breiter und weniger tief; er breitet sich hier zwischen hohen, dicht bewaldeten Bergen seeartig aus und wird in der Mitte durch eine breite Sandbank in zwei Arme getheilt. Zahlreiche Barken

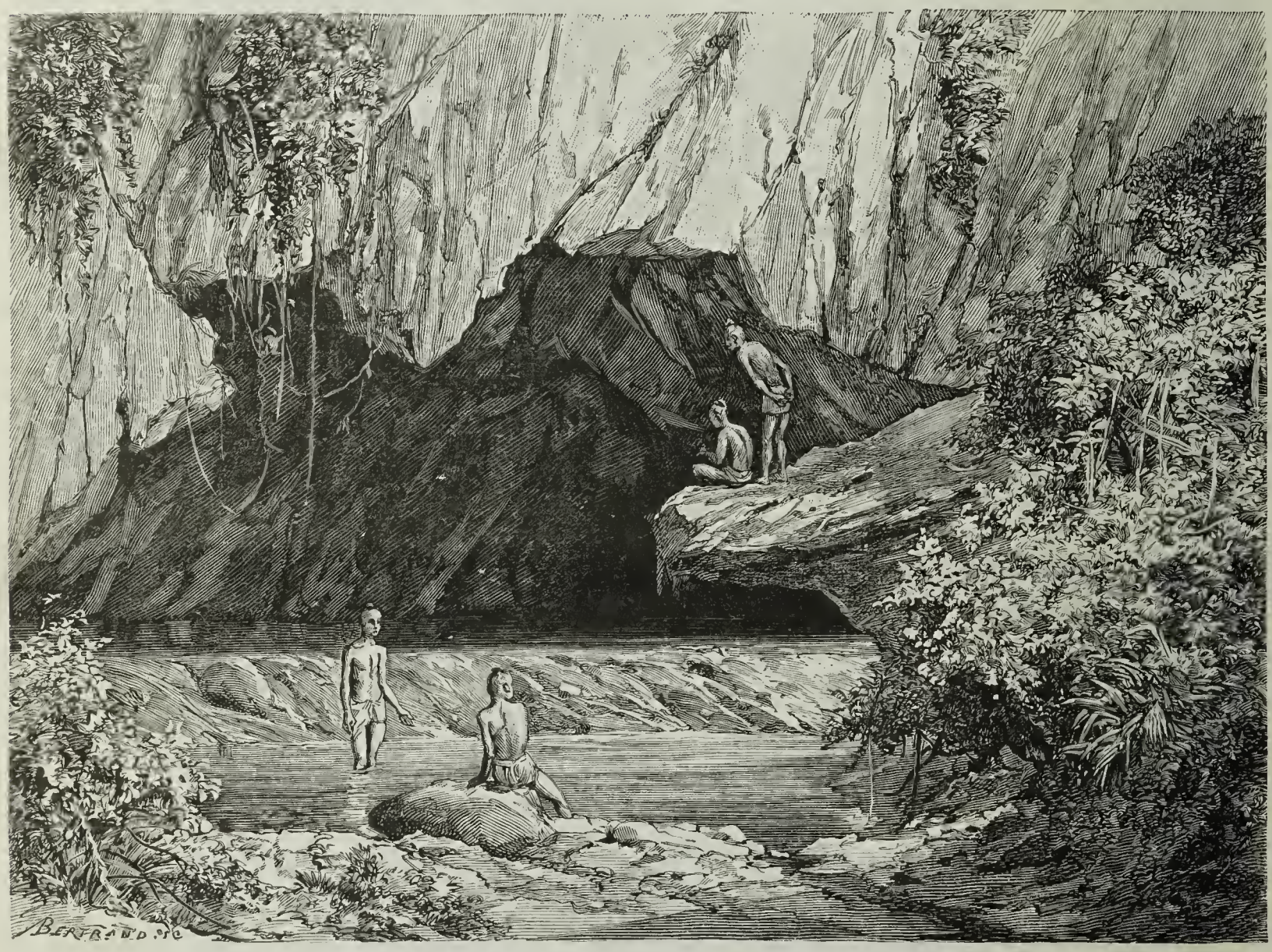
In Gestalt von Thieren bearbeitete Bäume.

und Flöße lagen dort vor Anker und verriethen die Nähe einer größeren Ansiedelung. Hier lag Möong Ngoi, wo Neis dem Möong Kran einen Brief des Königs zu übergeben hatte. Dieser Mandarin war hierher gesandt worden, um die Bewegungen der Hôs zu überwachen, die Anwohner des Flusses in ihren Wohnsitzen festzuhalten und den bewaffneten Widerstand zu organisiren. Aber der Mandarin war ein kranker, furchtsamer Greis, der seit seiner Ankunft noch nicht zweimal an Land gegangen war, sondern auf einem Floße mitten im Strome wohnte und sich bereit hielt, auf die erste Nachricht vom Anrücken der Hôs das Rotangtau, das sein Schiff festhielt, zu durchschneiden und sich den Fluß hinabtreiben zu lassen. Alles, was er bisher gethan hatte, bestand darin, daß er die Bewohner veranlaßt hatte, seinem Beispiele zu folgen; daher die Menge von Booten und Flößen auf dem Strome. Bei



Möong Ngoï.

Tage gingen die Einwohner von Möong Ngoï auf dem Lande ihren Beschäftigungen nach, zur Nacht kehrten sie auf ihre Flöße zurück, wo sie ihre beste Habe bereits untergebracht hatten. Sie waren entschlossen, im ersten Augenblicke der Gefahr ihre Stadt zu verlassen und nach Süden auszuwandern; dabei schauten sie alle sorglos und heiter darein. Denn im Süden fehlt es nicht an fruchtbarem Lande und ein laotisches Haus ist rasch aufgebaut; zudem ist eine neue Kolonie während der ersten paar Jahre von Steuern befreit. Höchstens, daß einige alte Weiber oder ein paar Priester wehmüthig nach der verlassenen Pagode zurück blicken, oder mancher Familienvater bedauernd auf die frisch gepflanzten Areka- und Kokospalmen. Diese vollkommene Sorglosigkeit, Heiterkeit und Zufriedenheit ist einer der besten Charakterzüge der Laos, der auch seinen guten Einfluß auf Reisende, die sich unter ihnen bewegen, nicht zu verfehlen pflegt. Da der Möong Kran durch den Brief des Königs angewiesen wurde, den Reisenden im Falle drohender Gefahr nicht weiter vordringen zu lassen, so wollte er, für seinen Kopf fürchtend, dessen Weiterreise nicht gestatten und schlug ihm Ausflüge in die nächsten Berge vor. Als aber Dr. Reis ihn von einem gefährlichen Bruchleiden kurirte, wagte er nicht mehr, seinen Forderungen zu widersprechen und nach langen Verhandlungen willigte er ein, den Reisenden weiter fahren zu lassen, da ein junger Mandarin aus Luang Prabang mit zwei Booten voll Bewaffneter voranzufahren und den Weg zu rekognosciren versprach. Die sechs Tage, welche diese Ver-



Die Grotte Tam Krung.

handlungen dauerten, benutzte Reis zu Ausflügen in die umliegenden Gebirge und mehrere merkwürdige, ganz in Pagoden umgewandelte Höhlen. Eine derselben, die Grotte Tam Krung, einige Kilometer von Möong Ngoï entfernt gelegen, enthält eine klare Quelle von mehreren Metern Tiefe, deren Wasser so durchsichtig ist, daß man am Grunde und in den Felsritzen deutlich große, schwarze Fische erblicken kann. Dieselben gelten für Zauberer, und noch niemals soll es geglückt sein, einen derselben zu fangen. Ein kleines Wasserbecken vor der Grotte dient als Bad und auch als Versammlungsort der Frauen von Möong Ngoï. Auch glaubt man, daß in der Grotte ein weiblicher Pi wohnt, welcher junge verheirathete Männer entführt und einige Zeit in einer unterirdischen Höhle bei sich behält. Wenn dann der Mann nach ein paar Tagen wieder nach Hause zurückkehrt, so vermag er nicht zu erzählen, oder will es vielleicht nur nicht, wie er inzwischen gelebt hat.

Ebenso wie am Nam Kan maß Reis auch in Möong Ngoï und dessen Umgebung zahlreiche Khas, die sich weder in ihrem Körper, noch in ihrer Kleidung, in Sitten oder sonstwie von den Moïs im südlichen Indochina unterschieden. Auch zwölf Individuen vom Stamme der Maos traf er, echte Chinesen, die erst seit drei oder vier Generationen im Lande angesiedelt sind; sie haben die chinesische Sprache und Schrift sich bewahrt, tragen auch den Zopf, aber nicht geflochten. Sie wohnen auf den hohen Bergen östlich von Möong Ngoï; ein zweiter Stamm von derselben Rasse wohnt im Lande der Phuöng, in den Bergen nordöstlich von Möong

Ngan. An beiden Orten leben sie mit den räuberischen Hôs, wie mit den Annamiten und Laos in friedlichen Beziehungen, gelten als gute Nachbaren und sind überdies schwer anzugreifen. Sie bauen viel Mohn und überschwemmen das ganze Land mit ihrem schlechten und billigen Opium; das zukünftige Opiummonopol in Tongking wird sie zu gefährlichen Schmugglern machen. Auch die Jagd betreiben sie, und alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder, sind im Besitze von Flinten, die sie selbst herstellen. Sie verstehen es, Eisen zu schmelzen, in Barren zu gießen und Flintenläufe zu bohren, deren Stange und Pfanne sehr primitiv sind. Diesen Lauf laden sie zur Hälfte mit selbstverfertigtem Pulver und unmittelbar auf dasselbe setzen sie ohne Anwendung eines Pfropfens mittels eines Ladestockes einen Pfeil, bestehend aus einem kurzen Stück Bambu mit einer eisernen, beinernen oder steinernen Spitze. Dieser sehr unvollkommenen Waffe sollen sie sich nach Angabe der Laos mit großem Geschicke bedienen.

Die zwölf Maos, welche nach Möong Ngoï gekommen waren, hielten sich übrigens dort nur wenige Stunden auf und entflohen, sobald sie sich in aller Eile ihrer Waaren entledigt hatten. Die Laos erzählten lachend, dies sei geschehen, weil sie die Frösche hätten quaken hören, und nun würden sie mehrere Monate lang nicht mehr an die Ufer des Nam U zurückkehren, um nicht diesen für sie entsetzlichen Ton hören zu müssen. Sie sind völlig überzeugt, daß das Froschgeschrei ihnen Unglück bringt, und daß der Ort, wo sie es hören, für sie tödtlich sei; in ihren Bergen

Markt der Khas.

giebt es keine Frösche, und an den Nam U steigen sie nur in der Mitte der trockensten Jahreszeit hinab, wenn sie sicher sind, kein Gequake zu hören. Denselben Aberglauben sollen die Phnöng haben, welche gleichfalls ein Hochplateau bewohnen; es kommt in demselben nur die ganz natürliche Furcht der Bergbewohner vor den während der Regenzeit ungesunden Thälern zum Ausdrucke, denn nur während der Regenzeit lassen sich die Frösche hören.

Am 11. December Mittags konnte Neis seine Fahrt nach Norden mit zwei leichten Barken, der einen für ihn, der anderen für den Phya Hokong, fortsetzen. Oberhalb Möong Ngoï fließt der Strom zwischen steilen Felsen hin, in deren Höhlungen Pis und noch bösere chinesische Geister, Arak mit Namen, hausen; Neis mußte hier das Versprechen abgeben, keinen Schuß abzufeuern, der die Geister erzürnen würde. Eine dieser Grotten, welche mehr als 30 m über dem Flusse sich in der senkrechten Felswand befindet, enthält mehrere Buddhastatuen, von denen man kaum begreift, wie man sie an ihren Platz hat bringen können.

Das Land ist hier gut bevölkert, aber viele Dörfer waren schon verlassen. Alle diese Gebirge, so wild sie auch aussehen, ernähren eine zahlreiche Bevölkerung von Khas, die stets an den Bächen sitzen. An den Mündungen derselben, auf der Sandbank, welche sich dort in der trockenen Jahreszeit bildet, errichten die Laos von Möong Ngoï, Möong Sön und selbst von Luang Prabang einen „Markt" für die Khas; sie bringen Zeuge, Ackerbaugeräthe, lackirte Holzwaaren und Reisbranntwein herbei, fügen aus Bambus

große Flöße zusammen und warten auf die Khas, welche ihnen dafür Reis, Baumwolle, Seide, Tabak, adstringirende Rinde und Stocklack bringen. An einem einzigen solchen Marktplatze zählte Neis zehn Flöße, deren jedes bereits mit drei bis vier Tonnen solcher Produkte beladen war, namentlich mit Baumwolle und Stocklack, jener Ausschwitzung verschiedener Bäume und Sträucher in Folge des Stiches der Lackschildlaus (Coccus Lacca Kerr.). Die Laos gewinnen aus dem Lacke zunächst eine schöne rothe Farbe und führen dann das wenig gereinigte Harz über Bangkok zumeist nach China aus, wo es zum größten Theile zum Kalfatern der Dschunken verbraucht wird. Nur ein kleiner Theil wird weiter gereinigt und giebt dann eine bessere Sorte Lack.

Ab und zu waren auch Dörfer der Lös zu bemerken, kenntlich an der eigenthümlichen Form der Häuser, deren Dach über eine große Veranda weit vorspringt. An solchen Dörfern wollte der Phya Hokong niemals anlegen. Die Lös sind in Folge von Kriegen aus der Gegend von Xieng-Tong nach dem Königreiche Luang Prabang ausgewandert, wo sie fast keine Steuern zahlen und vom Frohndienste verschont sind. Körperlich scheinen sie sich nicht von den Laos zu unterscheiden, aber wohl in der Tracht; sie tragen nicht das Languti (Schärpe), sondern eine Weste und Hose von blauer Baumwolle. Sie haben auch am Nam U Rinderheerden eingeführt, die aber nur als Lastthiere dienen, nicht zur Nahrung.

Am 12. December wurde die Mündung des Nam Höp passirt, der drei Tagereisen weit aufwärts schiffbar ist und

Zusammentreffen mit den Paï Pu Noï.

vielleicht auch einen guten Weg nach Tongking abgiebt. Der Nam Ngna, bei welchem man am folgenden Tage vorbeifuhr, ist sogar neun Tagereisen weit bis Möong Tong, das sich aber schon im Besitze der Hös befindet, zu befahren; durch sein Thal waren dieselben schon wiederholt auf ihren Plünderungszügen zum Nam U hinabgestiegen. Noch am selben Tage erreichte Neis die Stadt Möong Kua an der Einmündung des von Westen her kommenden Nam Pak. Von dort an ist der Nam U nach Angabe der Laos noch sechs Wochen weit schiffbar, eine Strecke, die ein Europäer trotz der zahlreichen Stromschnellen vielleicht in weniger als der Hälfte zurücklegen würde. Jedenfalls ersieht man daraus die Bedeutung des Nam U als eines Handelsweges. In diesen Ländern werden die Transportmittel noch sehr lange Zeit dieselben bleiben, wie sie jetzt sind: Pirogen, Flöße, Lastochsen und in gewissen Fällen Elephanten. Die Erbauung von Eisenbahnen wäre in dem Bergwirrwarr des nördlichen Indochina ebenso schwierig wie kostspielig, und die Verbesserung der Wasserwege wird ein schwer erfüllbarer Wunsch bleiben. Und ist die Produktion und der Verbrauch Jünnans wirklich so groß, daß er eine in Xieng Maï oder Hanoï beginnende Eisenbahn rechtfertigen würde? Und ist es wirklich der Mangel an Verbindungswegen, welcher hier den Handelsverkehr hindert und nicht vielmehr die ewige Feindschaft zwischen den einzelnen Stämmen, die Räuberei und die Wegezölle?

Möong Kua, malerisch am Zusammenflusse beider großen Wasserläufe, auf einem Hügel und am Fuße eines Berges

gelegen, war noch vor einigen Jahren eine große reiche Stadt, wohin Ochsenkarawanen der Hôs vom oberen Mekong, Kaufleute vom oberen Nam U, zahlreiche Khas u. A. kamen. Jetzt aber war die Hälfte der Bevölkerung nach dem Mekong geflohen, die Karawanen waren ausgeblieben und es lagen dort nur wenige Flöße mit Waaren vor Anker.

Inzwischen war es kälter geworden und in der Nacht des 14. December fiel das Thermometer auf 11° C. Abends, als Neis zitternd bei seinem Feuer saß, stiegen aus einer benachbarten Barke sechs Männer, warm in wollene Gewänder gekleidet, und näherten sich ihm, um ihn zu begrüßen; es waren Pai Pu Noï, welche in den hohen Gebirgen am Einflusse des Nam Leang, acht Tagereisen oberhalb Möong Kua, wohnen. Sie verstehen laotisch, aber sprechen eine eigene Sprache, sind von Luang Prabang abhängig und befanden sich gerade auf der Reise dorthin, um ihren Tribut abzuliefern. Namentlich mit der chinesischen Provinz Jünnan stehen sie in Handelsverbindung und beziehen von dort Salz und chinesische Stoffe. Ihr Anführer plauderte lange mit Neis, zeichnete ihm eine Karte des oberen Nam U, der ihm sehr gut bekannt war, und schenkte ihm ein Pfund Thee, den der Reisende schon mehrere Monate lang hatte entbehren müssen.

Nachdem Neis am folgenden Tage die Breite von Möong Kua bestimmt hatte, gab er den Bitten seiner Mandarinen nach und trat am 15. December die Rückfahrt an, welche rasch von statten ging. In der Nacht des 24. traf er wieder in Luang Prabang ein.

Hier erfuhr er den Ausbruch des Krieges in Tongking, wodurch ihm jede Möglichkeit, nach diesem Lande vorzudringen, abgeschnitten wurde. Seine Instruktionen, die ihm immerhin große Freiheit ließen, lauteten dahin, auf dem Rückwege, wenn die Straßen nach China und Tongking versperrt sein sollten, der Route Mouhot's zwischen Luang Prabang und Bangkok zu folgen. Dann aber hätte er seinen eigenen Weg bis Paklaye zurückmachen müssen. Andererseits hatte er seit seiner Ankunft in Luang Prabang viel von der großen Stadt Xieng Maï sprechen hören; von dort her kamen alle europäischen Waaren, welche auf dem Markte von Luang Prabang und im ganzen oberen Laos-Lande verkauft wurden. Die Engländer sollten dort sogar wegen der kommerciellen Wichtigkeit des Ortes einen Konsul einsetzen wollen. Deshalb hielt es Neis für richtig, über diese noch ziemlich unbekannte Stadt heimzukehren und er änderte demgemäß seinen Reiseplan.

Eine Reise nach dem Taß-Busen.

Von **de Dobbeler.**

I.

Während der Reise auf einem der von Tjumenj nach Tomsk fahrenden Passagierdampfschiffe machte ich in der Nähe von Tobolsk die Bekanntschaft eines Herrn Funk, welcher mit seinem eigenen Dampfschiffe nach der Mündung der Flüsse Taß und Purr fahren wollte, um dort seine Faktorei mit Waaren für den Tauschhandel mit den Samojeden zu versehen und seine Fischereien zu vergrößern. Es bot sich mir die beste Gelegenheit, den Norden Westsibiriens kennen zu lernen und gern nahm ich das Anerbieten dieses Herrn an, mit ihm zu fahren.

Am 11. Juli 1884 gingen wir an Bord des nach dem Taß-Busen bestimmten Schraubendampfschiffes, einem Schoner mit zwei Masten, welcher eine große, mit Holz beladene Barke im Schlepptau führte. Am 12. Juli war Samarow und nach einem Aufenthalte an diesem Orte am 14. Juli Mittags die Mündung des Irtisch in den Ob erreicht. Am 16. Juli wurde bei Berjosow (Berefow) angelegt und am 18. Juli Nachmittags befand sich das Schiff neben Obdorsk. Die Fahrt war bisher bei schönem Wetter und günstigem Winde vor sich gegangen und wenig unterbrochen worden. Rechts war der Ob von einem hohen, bewaldeten Steilufer, links von flachen, mit Weidenbäumen bewachsenen Ebenen begrenzt. Größere Inseln waren nicht selten, flache, im frischesten Grün prangende Eilande. Am Ufer bemerkten wir einige von Ostjaken bewohnte Orte, das nördlichste Kloster dieser Gegenden, Kondinskoe, und den Kirchort Kuschewatskoe. Hin und wieder kamen Ostjaken in ihren kleinen zierlichen Booten, welche sie ausgezeichnet zu führen verstehen, ans Dampfschiff gefahren, um Brot gegen Fische einzutauschen.

Bei Obdorsk mag die Breite des Ob etwa 10 bis 12 km betragen. Der ruhig dahin fließende Riesenstrom und die hier nahe liegenden schneebedeckten Uralberge bieten gemeinsam ein selten großartiges Bild.

Am 19. Juli begannen schon einige, später häufig wiederkehrende Unterbrechungen und Unglücksfälle der Reise, zu denen gehörte, daß das Bugsirtau sich in der Schraube des Dampfschiffes verwickelte, die Anker in der Strömung nicht halten wollten, Schoner und Barke hart an einander geriethen und daß die eine Schraube des Dampfschiffes beschädigt wurde. Ganz besondere Schwierigkeiten machte es aber, inmitten der Obinseln und anfänglich im Obschen Meerbusen genügend tiefes Fahrwasser zu finden.

Nachdem schon am 21. Juli der Obsche Meerbusen erreicht worden war, mußte das Schiff zurückkehren, damit an einem geeigneten Orte eine Reparatur der Schraube vorgenommen werden konnte. Diese Arbeit begann am 24. Juli, wurde aber schon am folgenden Tage durch ein Gewitter, welchem ein heftiger, zwei Tage und Nächte dauernder Nordwestwind folgte, unterbrochen. Am 28. Juli war die Schraube reparirt, die Barke wurde zurückgelassen und unser Schoner hoch mit Holz beladen. Da auch vierzig Menschen, größtentheils Fischer, auf diesem nur 110 Fuß langen und 21 Fuß breiten Schiffe Platz finden mußten, so war der Raum sehr beschränkt. Bald nach der Weiterfahrt gerieth das Schiff zweimal auf den Grund, welches eine zwei Tage und zwei Nächte währende, mühevolle Arbeit zur Folge hatte.

Die Ob-Inseln, welche ich während dieser Zeit nach allen Richtungen durchstreift hatte, waren sehr flach, mit hohem Grase und Gebüsch, hauptsächlich Weidenbüschen bedeckt; überall stand Wasser, welches bald flach, bald tiefer werdend kleinere oder größere Teiche bildete; überall war der Uebergang vom flachen zum tiefen Wasser allmählich

und der Grund fest, nicht sumpfig. An Pflanzen fand ich etwa vier verschiedene Arten Weiden, zur Carexfamilie gehörige Gräser, Schachtelhalme, Kuhblumen, Vergißmeinnicht, auf trockenen Stellen Glockenblumen, Nelken und Wicken. Belebt waren die Inseln von wilden Schwänen, Möven, Uferschnepfen, sowie von unzähligen wilden Gänsen und Enten. Auch die furchtbarste Plage Sibiriens, die Mücken, lernte ich hier kennen; ihre Anzahl und die von ihnen bereiteten Qualen sind nicht zu beschreiben, sondern müssen empfunden werden.

Am 30. Juli Nachmittags war der Obsche Meerbusen zum zweiten Male erreicht und wurde neben Jambasalee, einer großen Fischerei, Anker geworfen. Der folgende Tag verging mit fortwährendem Hin- und Herfahren auf einer großen Sandbank, das Schiff ging 8 Fuß tief und das Fahrwasser war überall nur $8^1/_2$ bis 9 Fuß. Um 12 Uhr Nachts ging das Schiff endlich bei 12 Fuß Tiefe vor Anker; eben zur rechten Zeit, weil ein immer heftiger werdender Nordwestwind, welcher zwei Tage und zwei Nächte dauerte, unfehlbar unseren Untergang herbeigeführt hätte.

Am 3. August und in der folgenden Nacht ununterbrochene Reise beim schönsten Wetter; am 4. August wurden an der Ostküste große Eismassen bemerkt und daher die Westküste aufgesucht und dort geankert. Wir befanden uns, wie sich später ergab, dem Taß-Busen gegenüber. Zwischen den wenigen, am Ufer befindlichen Eisschollen tauchten hin und wieder Seehunde auf, in einiger Entfernung vom Strande fanden wir ein samojedisches Todtenlager.

Während des folgenden Tages blieb der Schoner vor Anker; am 6. August herrschte ein heftiger Nordwestwind und das Schiff wurde vom Treibeise eingeschlossen; es gelang erst nach ununterbrochenen anstrengenden Arbeiten, Abends dem Eise zu entkommen und bei einem entsetzlichen Schwanken des kiellosen Fahrzeuges die Mitte des Meerbusens zu erreichen, um dort an einer eisfreien Stelle zu ankern. Am 7. August Abends Fortsetzung der Reise; am folgenden Tage zwang ein dichter Nebel zu langsamem Fahren, und als sich derselbe zertheilt hatte, wurde bemerkt, daß der ganze Meerbusen vor uns mit Treibeis bedeckt war und deshalb die Rückfahrt beschlossen. Während derselben entdeckten wir den im Nebel nicht beachteten Taß-Busen und erreichten Abends diese eisfreie und geschützt liegende Bucht. Weil auch hier das wenig bekannte und theilweise sehr flache Fahrwasser Schwierigkeiten machte, so konnte das Hochland Nachodka, welches den Mündungen des Taß und Purr gegenüber liegt, erst am 11. August erreicht werden. Die Zeit bis zum 21. August verging mit Ab- und Umladen der Waaren, sowie mit den beschwerlichsten Versuchen, den Purr hinaufzufahren. Am 22. August trat das Schiff seine Rückfahrt nach Tobolsk und Tjumenj an; es war das erste Dampfschiff gewesen, welches den Taß-Busen hinaufgefahren war und die Mündungen der Flüsse Taß und Purr aufgesucht hatte.

Da sich mir die beste Gelegenheit bot, das Leben und Treiben der Samojeden kennen zu lernen, so hatte ich beschlossen, hier zu bleiben und später im December mit den vom Taß-Busen nach Surgut gehenden Renthierkarawanen zurückzukehren.

Der Ort, welcher mir bis zum 2. December, also über ein Vierteljahr, zum Aufenthalte dienen sollte, lag an einem kleinen, aber tiefen Arme des Purr, in einiger Entfernung von der Mündung des Flusses. Es war dieses ein Haupthandelsplatz der Samojeden, welche im Herbste mit Renthieren hierher kamen, und es hatten deshalb Herr Funk und ein Engländer Herr Wardropper hier ihre Waarenniederlage. Die Waaren des ersteren befanden sich hauptsächlich auf einem Segelschoner, weniger in dem am Ufer befindlichen kleinen Blockhause, die Waaren des Herrn Wardropper in einem geräumigeren Blockhause und in einem Schuppen. Der Handelsplatz oder die Faktorei hatte also zwei Blockhäuser, einen mit Waaren beladenen Schoner, einen Schuppen und ein Samojedenzelt. Das größte der Blockhäuser war $8^1/_2$ m lang, etwas über 4 m breit und $2^1/_2$ m hoch. Diese Gebäude und das eben so kleine Blockhaus eines am Taß angesiedelten Russen Mamejeff waren die einzigen in einem Umkreise von Hunderten von Meilen.

Wichtiger als der Handel mit den Samojeden, welche gegen Fische und Pelzwerk das ihnen nöthige Mehl, Brot, Salz, Tabak und Tuch eintauschten, sind die am Taß und Purr befindlichen Fischereien. Die Fischerei beginnt Anfangs Juli, wenn sich an den Seiten der Flüsse, theilweise auf dem Eise, etwas Wasser bildet; es werden zuerst Hechte und andere Süßwasserfische gefangen. Bald darauf wandern auch die Fische aus dem Nördlichen Eismeere und dem Obschen Meerbusen nach den Mündungen der Flüsse, aber die Haupternte der Fischerei beginnt erst dann, wenn das Eis aus dem Ob- und Taß-Busen fort ist und den Luft bedürfenden Weißwalen, den russischen Delphinen, nicht mehr im Wege steht. Diese beweglichen, mit Rauschen und Brausen aus dem Norden daher kommenden Thiere sind es hauptsächlich, welche die Fischschaaren, besonders die phlegmatischen Störe, in die Flüsse hineinjagen. Es werden alsdann enorme Quantitäten Fische, hauptsächlich Störe, Sterlette, Njelma, Sirock, Mokfun, Sjeld, Nalim (Quappe) ꝛc. gefangen. Die Fische werden eingesalzen, von den Samojeden getrocknet und im Herbst mit einem oder zwei Segelschiffen nach Tobolsk gebracht. Ein großer Theil Störe und Sterlette wird in Teichen aufbewahrt, um später, wie die im Herbst gefangenen Fische, im gefrorenen Zustande mit Renthierkarawanen nach Surgut transportirt zu werden; von Surgut werden sie mit Pferden nach Tobolsk und anderen sibirischen Städten gebracht und in den russischen Fastenzeiten consumirt. Es wird noch bis December unter dem Eise gefischt und erst dann damit aufgehört, wenn das Eis zu stark wird.

Es bot sich mir die Gelegenheit gerade in der schönsten Zeit, in der ersten Hälfte des September, größere Fahrten mit dem Boote zu machen, den Purr und den Taß mehrere Meilen weit hinaufzufahren und Nachodka aufzusuchen. Der Anfang September ist deshalb schön, weil die Tage hell und warm sind (am 31. August + 19° R. in der Sonne), aber schon einzelne schwache Nachtfröste eintreten, welche die Mücken lähmen; ich machte die Bemerkung, daß diese Plagegeister bei + 6° R. noch sehr in Bewegung und recht lästig, bei + 4° R. aber nicht mehr zu bemerken sind.

Taß und Purr haben, abgesehen von der verschiedenen Größe, viel Aehnlichkeit mit dem Ob und kann das von den Ob-Inseln Gesagte im Wesentlichen auch von den Niederungen und Inseln dieser Flüsse gelten.

Am Ufer des Purr und des Taß-Busens lagen häufig 20 bis 30 Fuß hohe Hügel, aus Humuserde bestehend, welche auf Eisschollen aus den Tundren hierhergekommen sind und an die erratischen Blöcke erinnern. Der Lärchenbaum ist der einzige hier vorkommende hochstämmige Baum, welcher aber eine beträchtliche Stärke und Höhe erreicht und in der Nähe der Flüsse nicht unbedeutende Wälder bildet. Auffallend war an manchen Orten die große Menge wilder Rosen, welche trotz einiger Nachtfröste noch in schöner Blüthe standen.

Die Bootfahrten nahmen 14 Tage in Anspruch; es mußte in Samojedenzelten, in Erdhütten russischer Fischer

oder im Boote übernachtet werden: als wir am 14. September vom Taß zurückkamen und durch den Taßbusen fuhren, schwammen schon kleine Eisschollen in demselben und in der folgenden Nacht fiel Schnee.

Nachdem ein großer Theil der samojedischen Hirten aus dem Norden zurückgekehrt und sich am Taß und Purr versammelt hatte, machte ich am 25. Oktober meine erste Fahrt mit Renthieren zu dem schon erwähnten, am Taß wohnenden Russen Mamejeff und kehrte am 31. Oktober nach der Faktorei zurück. Im November entwickelte sich in der Faktorei ein sehr reges Leben; neben einem lebhaften Handel mit den immer zahlreicher ankommenden Samojeden mußten die Renthierkarawanen nach Surgut expedirt werden. Die Fische wurden gewogen, auf Schlitten gepackt und, nachdem auf diese Weise eine genügende Anzahl Schlitten beladen war, setzte sich die erste Karawane in Bewegung, dieser folgte nach mehreren Tagen die zweite, nach längerer oder kürzerer Zeit die dritte, die vierte ꝛc. Die Renthiere für die Karawanen werden von den wohlhabenden Samojeden geliefert, welche dann dieselben auch führen.

Nach den angegebenen größeren und einigen kleineren Exkursionen blieb ich fast immer in der Faktorei; leider war es mir nicht möglich, einen gut erhaltenen Mammuth aufzusuchen, welcher in einiger Entfernung von Nachodka lag. Der Aufenthalt am Purr wurde, je mehr er sich seinem Ende näherte, um so unangenehmer; die kleinen Gebäude waren von Waaren, von russischen Fischern und Samojeden überfüllt. Die ewige Fischspeise, welche roh oder gekocht genossen werden mußte, wurde mir ganz zuwider und fürchtete ich deshalb, am Skorbut zu erkranken; auch wurde davon gesprochen, daß unter den Samojeden die Pocken herrschten. Außerdem entstanden Streitigkeiten zwischen Russen und Samojeden, welche in Folge der Verschiedenheit der Sprache und besonders durch die Furchtsamkeit eines russischen Fischers fast zu einem Kampfe geführt hätten. Alle diese Unannehmlichkeiten störten mich aber wenig in meiner Beschäftigung, welche darin bestand, Wind und Wetter zu beobachten, die Temperatur der Luft und anfänglich die des Wassers zu messen und zu notiren und mit vieler Mühe und Kosten ein samojedisches Wörterbuch herzustellen. Dasjenige, was ich über die Religion und die Sitten, über das Leben und Treiben der Samojeden in Erfahrung bringen konnte, gebe ich in einem folgenden Aufsatze wieder.

Am 2. December wurde die Reise nach Surgut angetreten; der Weg führte über eine der kältesten, wildesten und menschenleersten Flächen des nördlichen Asiens. Die Länge des Weges wurde mir auf 1100 Werst (1 Werst = $1^1/_{16}$ km) angegeben und stimmt diese Angabe mit der Berechnung, wenn man annimmt, daß die Renthiere während längerer Reisen 7 Werst in der Stunde zurücklegen.

Unsere Karawane war eine kleine, rasch gehende, welche dem Russen Mamejeff gehörte und nur Personen, keine Waare beförderte; sie war die letzte, welche von der Faktorei nach Surgut ging, aber alle übrigen Karawanen überholte. Es reisten mit derselben der Russe Mamejeff, der Engländer H. Wardropper, zwei Dolmetscher, ein Ostjake und eine Samojedenfamilie, bestehend aus zwei erwachsenen Samojeden, einer Frau, einem Knaben und einem kleinen Kinde; ein Zelt und Lebensmittel wurden mitgeführt.

An den ersten beiden Tagen mißlang die Abreise, weil beim Abschiede zu reichlich Branntwein genossen worden war; fast sämmtliche Führer fielen von ihren Schlitten in den Schnee und mit mir rasten die Renthiere ungelenkt über die Schneefläche. Es gelang mir mit äußerster Anstrengung, mich im Schlitten zu halten und nach einer weiten, ziellosen Fahrt die Renthiere anzuhalten. Nachdem Russen, Samojeden und Ostjaken ihren Rausch im Schnee ausgeschlafen hatten und später auch die Renthiere bis auf wenige wiedergefunden und eingefangen waren, konnte am dritten Tage, dem 4. December, die Reise fortgesetzt werden.

Wir fuhren bis Surgut entweder auf Flüssen, deren Ufer dicht bewaldet waren, über öde, nur mit Zwergsträuchern bewachsene Hochebenen oder über Seen und Sümpfe. Die einzigsten Thiere, welche ich während der ganzen Reise sah, waren eine Schneeeule, ein Bussard und ein paar Krähen; das Wild wandert ebenfalls im Winter nach Süden oder zieht sich in die dichtesten Wälder zurück, welche in großer Zahl und Ausdehnung vorhanden sind. Wölfe folgen wohl den Karawanen, aber selten wird es gelingen, einen derselben auch nur zu sehen.

Am 4. December fuhren wir ununterbrochen 12 Stunden, anfänglich auf dem Purr, dann auf einem Nebenfluß desselben, dem Tabbiiha oder Sandfluß; am folgenden Tage ebenfalls auf dem Tabbiiha. Der 6. December war ein Ruhetag; es kamen viele Samojeden nach unserem Zelte, sie zogen ebenfalls mit ihren Karavanen südlich oder nach Obdorsk. Am 7. und 8. December rasche Fahrten bei schönem, stillem Wetter; zwischen den Lärchenbäumen sah ich einzelne Exemplare dichter, mit grünen Nadeln versehener Tannen und hin und wieder eine Birke. Am 9. December wehte eine heftiger Südwestwind, Schneegestöber herrschte und die Temperatur der Luft war nur — 2° R. Wir befanden uns auf einer baumlosen Hochebene; wunderbar ist es, wie die Samojeden beim Schneegestöber und in dunkler Nacht auf weiten Ebenen, wo kein Baum, kein Hügel ihnen als Zeichen dienen kann, immer den Weg zu finden wissen. Oft sah ich nach meinem Kompaß und immer mußte ich bemerken, daß sie dieselbe Richtung einhielten; kein Russe oder Fremder, und wenn er während seines ganzen Lebens in diesen Gegenden gewohnt hat, wird ohne einen Samojeden oder Ostjaken eine solche Fahrt wagen oder durchführen können.

Am 10. December Ruhetag, am 11. eine langsame Fahrt, weil der Schnee hoch und weich war. Am 12., 13. und 14. December ununterbrochene Fahrten bei schönem Wetter; wir passirten die Wasserscheide der Flüsse Nadim und Purr, ferner sah ich nach langer Zeit zwei allein liegende, mäßig hohe Berge, Tündela, und einen kleinen, vollkommen kreisrunden See, welcher mit einem gleichmäßigen, etwa 20 bis 30 Fuß hohen Wall umgeben war, dieser letztere war im Osten etwas durchbrochen; später kamen diese runden Seen noch häufiger vor, wenn auch nicht so regelmäßig geformt. Wir trafen die schönsten aus Tannen, Fichten, Kiefern und Birken bestehenden Wälder. Tannen und Fichten zeigten die verschiedensten Formen, dunkelgrüne Säulen, Kegel, Pyramiden; zwischen ihnen ragten nur noch einzelne Exemplare des nadellosen Lärchenbaumes, Ruinen gleich, hoch empor.

Der 15. December war ein Ruhetag; ein heftiger Südwestwind wehte und ein Schneegestöber herrschte, die Temperatur der Luft war nur — 4° R. Es wurde ein Renthier geschlachtet und von den Samojeden theilweise roh verzehrt; Renthierfleisch wie Fische werden in Streifen geschnitten, diese in den Mund gesteckt und vor dem Munde mit dem Messer abgeschnitten. Da es das schlechteste Wetter war, so saß ich während des ganzen Tages im Zelte und in Gedanken hieran möchte es Zeit sein, etwas über die Art und Weise unseres Reisens zu erwähnen.

Das Antlitz der Erde von Eduard Süß.

(Bd. I, Tempsky u. Freitag, Prag und Leipzig 1885.)

In einem stattlichen Bande von 778 Seiten in Lexikonoktav hat die erste Hälfte von Süß' „Antlitz der Erde" ihren Abschluß gefunden. Gestützt auf ein erstaunlich reiches, bis in die jüngste Zeit mit Sorgfalt und kritischem Blicke geprüftes, geologisches Beobachtungsmaterial, unternimmt es der berühmte Wiener Geologe, die horizontale und vertikale Gliederung der Erdoberfläche genetisch zu erklären. Wenn die Schule der Alexander v. Humboldt und Leopold von Buch in jedem Gebirge nach denjenigen Massen forschte, welche die Hebung desselben hervorgebracht hatten, wenn man von bestimmten, sich dokumentirenden Hebungsrichtungen zu sprechen gewohnt war, so giebt es nach Süß Hebungen — weder plötzliche, noch säkulare — überhaupt nicht! Diese Anschauung ist keine plötzlich und unvermittelt auftretende Caprice eines neuerungssüchtigen, verwegen konstruirenden Theoretikers. Die Gebirgsfaltungen des Schweizer Jura mußten bei dem gänzlichen Mangel eruptiver Gesteine ihren ersten wissenschaftlichen Erforscher schon vor 50 Jahren zu einem Gegner der Anschauung machen, nach der man in jedem Gebirge das Resultat einer Erhebung sah. Die Theorie einer Fältelung, gestützt durch geschickte Experimentalversuche, gewann Boden und trat auch bei den durch die Faltensysteme der Alleghanys angeregten amerikanischen Forschern, wie z. B. dem bekannten Geologen Dana, in den Vordergrund. Hatte man für die den Jura faltende Kraft den Ursprung noch in der Erhebung der Alpen gesucht, so zeigten die geologischen Specialuntersuchungen in der Schweiz, z. B. an den durch einander gekneteten Schichten von Trias und Gneis beim Finsteraarhorn und der Jungfrau, daß wir es auch hier mit den durch Erosion zerschnittenen Trümmern zusammengeschobener Faltungen zu thun haben. 1875 erschien die Aufsehen erregende kleine Schrift von Süß „Die Entstehung der Alpen", in welcher seine Theorie, daß Faltungen und Senkungen die beiden, die Oberflächengestalt des Alpengebietes bedingenden Vorgänge seien, zum ersten Male begründet ward. Die gemeinsame Ursache für beide Vorgänge ist die allmählich fortschreitende Erkaltung der Erde, die nothwendiger Weise eine Volumenverminderung bedingt. Der Proceß geht nicht ganz gleichmäßig vor sich, da die erkaltete Oberfläche sich nicht gleichmäßig dem verkleinerten Volumen anschmiegen kann. Wäre sie stark genug, der allgewaltig wirkenden Schwere zu widerstehen, so müßten unter ihr weite Hohlräume entstehen und zuletzt eine völlige Trennung von dem Erdkerne erfolgen. Statt dessen sucht sich die Erdrinde dem Erdkerne stets anzupassen, Stellen geringeren Widerstandes werden unter der furchtbaren Wirkung der radial wirkenden Schwerkraft in Runzeln und Falten gelegt, große Platten und Schollen lösen sich und sinken schneller als ihre Umgebungen in die Tiefe. „Die sichtbaren Dislocationen — heißt es S. 143 — in dem Felsgerüste der Erde sind das Ergebniß von Bewegungen, welche aus der Verringerung des Volumens unseres Planeten hervorgehen. Die durch diesen Vorgang erzeugten Spannungen zeigen das Bestreben, sich in tangentiale und in radiale Spannungen, und dabei in horizontale (d. i. schiebende und faltende) und in verticale (d. i. senkende) Bewegungen zu zerlegen." Es sind, wie an einzelnen Dislocationen nachgewiesen wird, Schollen Hunderte und Tausende von Metern gesunken. Einbrüche sind es, in denen sich die Oceane gesammelt haben, so daß die Kontinente hervortraten aus dem das ursprüngliche Sphäroid bedeckenden Wassermantel, Faltungen, welchen die großen Kettengebirge der Erde ihre Entstehung verdanken. Die vulkanischen Vorgänge sind nur Nebenerscheinungen, Anzeichen der „vorübergehenden Oeffnung kleiner Fugen".

Der Zusammenbruch des alternden Erdballes setzt sich fort. Erdbeben und seismische Fluthen gemahnen uns an denselben. Die Vorgänge sind aber in der Gegenwart entschieden von geringeren Veränderungen begleitet als in früheren Epochen, obschon vor einem Quietismus in der Geologie gewarnt werden muß. Süß beginnt damit, in Kapitel I. aus einander zu setzen, wie die Ueberlieferungen der Sintfluth sich in erster Linie als Erscheinungen einer das untere Mesopotamien heimsuchenden seismischen Fluth darstellen. Besonders in der ältesten Form, im Izdubarepos, ist die Darstellung durchaus der Lokalität angepaßt. Mit einer Erdbebenfluth, bei der die „Brunnen der Tiefe" sich öffnen, d. h. die Grundwässer der Niederung hervorbrechen, verbanden sich vielleicht die Wirkungen eines im Indischen Ocean vorrückenden Cyclons. Nach einem Hinweise, wie sich die Berichte der Genesis als jüngere und binnenländisch gefärbte Darstellungen dokumentiren, werden Vorgänge aus der jüngsten Zeit, die als Senkung interpretirte Ueberfluthung des Ran of Katch und Cyclonenfluthen an Bengalens Küste als erläuternde Beispiele herangezogen. Im zweiten Kapitel werden einzelne an Erschütterungen reiche Gebiete genauer besprochen und dargelegt, daß der Beweis für wirkliche Erhebungen chilenischer Küstengebiete keineswegs als erbracht gelten könne. Nachdem in dem besonders wichtigen dritten Kapitel die Dislokationen und die durch vereinigte radiale und tangentiale Bewegung hervorgerufenen und oft sehr verwickelten Erscheinungen besprochen sind, wendet sich der Verfasser im vierten Kapitel speciell zu den Vulkanen. Er bespricht in äußerst fesselnder Weise die verschiedenen Typen, welche von den unter unseren Augen sich bildenden Kegeln bis zu den durch die Denudation zerstörten Vulkanruinen zu verfolgen sind. Oft sind nur noch Batolithen übrig geblieben, d. h. Massen, die in feurig flüssigem Zustande nie bis an die Oberfläche gedrungen sind. Im fünften Kapitel werden die Erdbeben behandelt. Wenn Hoernes 1878 bei seiner Eintheilung besonders die tektonischen Erdbeben ausschied, so verfolgt Süß die Erscheinungen noch mehr ins Einzelne, indem er betont (S. 228), daß es ebenso viele Arten von tektonischen oder Dislocationsbeben geben müsse, als es Gruppen von Dislocationen giebt.

Wir müssen es uns versagen, hier des Näheren auf die specielle Eintheilung einzugehen und können auch nur ganz summarisch auf den zweiten Theil hinweisen, der speciell die Gebirge der Erde behandelt. So weit wie geologische

Forschungen vorliegen, zieht der Verfasser die orographische Gestaltung in den Kreis seiner Darstellung. In den ersten fünf Abschnitten, welche Alpen, Karpathen und Mittelmeergebiete behandeln, bewegt sich Süß vornehmlich auf altem, wohl vertrautem Arbeitsfelde; dem südlichen Afrika, Vorderindien und den centralasiatischen Hochgebirgen sind Abschnitt 6 und 7 gewidmet, während der 8., oft durch kühne Kombinationen überraschend, die „Beziehungen der Alpen zu den asiatischen Gebirgen“ enthüllt. Für die drei, dem amerikanischen Kontinente gewidmeten Abschnitte lieferten die Specialaufnahmen der Vereinigten Staaten und die zahlreichen, wenn leider auch noch immer lückenhaften Forschungen europäischer Reisenden das Beobachtungsmaterial. Als besonders interessant möge hier die Besprechung der „Cordillere der Antillen“ hervorgehoben werden.

Ich habe das Buch bei der Lektüre jedes einzelnen Abschnittes stets mit einem Gefühle des größten Respektes aus der Hand gelegt, selbst dann, wenn sich mir bei der Behandlung einzelner und theilweise speciell bekannter Gebiete eine zweifelnde Frage aufdrängte. Hier will ich mich begnügen, auf Süß' eigene Worte (S. 142) hinzuweisen: „Die Einzelheiten der Vorgänge durch genaue Prüfung und Vergleichung einzelner Fälle zu ermitteln, ist die Aufgabe der nächsten Jahre. Jede genaue Untersuchung des Wesens irgend einer bestimmten Dislokation .... gewinnt hierdurch erhöhtes Interesse, und dankbar wendet man sich dem großen Schatze älterer Beobachtungen von Neuem zu.“

Das Buch ist von einem eminenten Geologen geschrieben, aber stets im Hinblicke auf die großen Fragen der physikalischen Geographie. Ich möchte es die erste wirkliche Morphologie der Erdoberfläche nennen. Bei der Klarheit und Präcision der Sprache wird es auch den nur mit den Elementen der Geologie vertrauten Lehrer zu fesseln und zu fördern vermögen. Alle diejenigen, welche sich für die großen Fragen der physikalischen Erdkunde interessiren, auch wissenschaftlich gebildete Touristen und Alpinisten seien auf dasselbe verwiesen. Das einzige, was hier und da störend auffällt und unschwer hätte vermieden werden können, ist die Verschiedenheit der angeführten Maße; man begegnet Meilen (ohne besondere Charakterisirung) und Kilometern, Metern und Fußen. Die Ausstattung mit 48 Textbildern, zwei Vollbildern und vier Karten in Farbendruck ist eine vortreffliche, der Druck vorzüglich, so daß sich schon dieser erste Band, der in sich ein Ganzes bildet, als Gabe auf den Tisch eines gebildeten Naturfreundes empfiehlt. Auf den zweiten Band, welcher die für den Geographen so hoch interessanten „Veränderungen der Oberflächengestalt des Meeres“ und nach einer Zusammenfassung aller Einzelresultate die Veränderungen der Landfaunen seit der Tertiärzeit behandeln wird, dürfen wir mit Recht gespannt sein und wünschen demselben eine baldige Vollendung. P. L.

Die Karánkawa-Indianer.

Von **Albert S. Gatschet** in Washington.

Obwohl die Karánkawa-Indianer in der amerikanischen Kolonialgeschichte und in der Lokalgeschichte von Texas nicht selten erwähnt und beschrieben werden, so ist doch wenig über sie bekannt, was von ethnologischem Werthe wäre. Sie werden als kühne und muthige Krieger von bedeutender Körpergröße geschildert, als Anthropophagen und als unerbittliche Feinde der spanischen Kolonisten; die Bedeutung ihres Stammesnamens ist unbekannt, und es trägt denselben noch ein Flüßchen, das von Norden her der Matagorda-Bai zuströmt.

In der merkwürdigen Beschreibung des südlichen Texas, die uns der abenteuernde Alvar Nuñez Cabeça de Vaca unter dem Titel „Naufragios“ hinterlassen hat [1]), werden zwar mehrere Stämme erwähnt, die in dortiger Gegend gelebt haben müssen, doch läßt sich keiner derselben sicher mit den Karánkawa identificiren. Etwa 150 Jahre nach ihm erwähnt sie indeß Joutel, ein Begleiter von Rob. Cavelier de la Salle auf dessen letztem Entdeckungszuge (1687), unter dem Namen Koïenkahé, Koienkahe, Korenkake als im Norden (d. h. Nordosten) des Maligne-Flusses lebend [2]), worunter vermuthlich der Guadeloupe-Fluß zu verstehen ist. Während seines Aufenthaltes an der St. Louis-Bai hatte C. de la Salle den Clamcoët-Indianern ihre Kähne eigenmächtig weggenommen, um damit eine Explorationsfahrt auf einem der dortigen Flüsse auszuführen. Er kehrte alsdann nach dem Mississippi zurück, und sobald diese Indianer von seiner Ermordung hörten, fielen sie über die zurückgebliebenen 20 Franzosen beiderlei Geschlechts her und machten sie bis auf Wenige, die entrinnen konnten, nieder [1]). Daß die Namen Clamcoët und Karánkawa identisch sind, und daß ersterer noch genauer zu dem unten zu erwähnenden Karánkawa stimmt, werden unsere Leser leicht einsehen.

Im 18. Jahrhundert dehnten die Spanier von Mexiko aus ihre Herrschaft auch über Texas, und verwalteten das Land von zwei militärisch beschützten Posten aus: San Antonio de Bejar und Nacogdoches. Sie richteten auch einige Missionen zur Civilisirung der Indianer ein, hauptsächlich im Süden der Provinz, und die „Carancahuazes“ werden damals oft als eine wilde Horde von Barbaren im Küstenstriche erwähnt. In den texanischen Staatsarchiven, die ich im December 1884 zu konsultiren Gelegenheit fand, finden sich Stellen wie (zum Jahre 1793): „Es ist unmöglich, die Küstenindianer, genannt Carancahuazes, zum Christenthume zu bekehren, wegen ihrer engen Freundschaft mit den Lipans (Apaches).“ „Eine neue Besatzung muß am Coloradoflusse angelegt werden, um die Carancahuas im Zaume zu halten.“ Der Ort Refugio, oder Nuestra Señora de Refugio, wo die übrigen Karánkawa damals unter der Aufsicht des Missionars Garza lebten, liegt in der Mitte zwischen Corpus Christi und Victoria, ungefähr unter 28° 20′ nördl. Br. Wenigstens ein Theil des Stammes war also damals schon christianisirt. Ein mexikanisches Dokument von 1828 meldet, daß 100 Familien

[1]) Abgedruckt in Barcía, Historiadores.

[2]) P. Margry, Découvertes III, 288, 289. B. F. French, Historical Collections of Louisiana, I, 134 ff.

[1]) P. Margry, Découvertes III, p. 613, 614.

der Caraucahuazes und Cujanos (?) vom Hafen von Corpus Christi sich nordöstlich bis zum Ausflusse des Colorado-flusses vorfänden und den Kolonisten nicht selten lästig würden.

Wie alle übrigen Stämme des mittleren Texas waren auch die Karánkawa Menschenfresser [1]); diese Thatsache ist durch die älteren Autoren so wohl bezeugt, daß gar kein Zweifel dagegen erhoben werden kann. Dies war wohl auch der Anlaß, daß die Sprache der Karánkawa als ein Dialekt des Atákapa von Louisiana, gesprochen am Bayou Tèche, Mermentau- und Calcasieu-Flusse, angesehen wurde. Denn da beide Völker als Anthropophagen bekannt waren, so konnte sich das Chá'hta-Wort hátak-ápa (hátak Mensch, ápa essen) leicht auf beide ausdehnen und in Folge dessen beide als eines Stammes und einer Sprache betrachtet werden. Untenstehende Liste von Karánkawa-Wörtern macht einen solchen Zusammenhang höchst unwahrscheinlich.

Seit dem Schlusse des Revolutionskrieges (1783), besonders aber seit 1810 begann die thatkräftige Rasse der Angloamerikaner nach Texas vorzudringen und als sie im Osten und Süden an Volkszahl erstarkt war, hatte auch für die Diebes- und Mordgelüste der Karánkawa-Indianer die letzte Stunde geschlagen. Kolonisten, die unter der Leitung von Stephen Austin standen, hatten sich einmal zur Erforschung der Umgebung von ihrer Ansiedelung entfernt; die Karánkawa benutzten den Moment, um über die Zurückgebliebenen herzufallen, sie zu berauben und vier unter ihnen zu tödten. Austin brach an der Spitze einer Kolonne auf, drängte die Angreifer in die Enge und massakrirte etwa die Hälfte des Stammes, so daß die Uebrigen sich bei La Bahia auf Gnade oder Ungnade ergaben. Sie wurden unter dem Versprechen freigelassen, sich nie wieder östlich vom La Vacafluss zu zeigen. Die Ueberreste derselben konnten jedoch das Stehlen nicht lassen und geriethen so in Konflikt mit den spanischen Ansiedlern, welche sie wieder über den La Vaca zurücktrieben. Sie fanden hierauf Zuflucht bei den Amerikanern, denen sie hinfort als Arbeiter und Knechte dienten [2]).

Mühlenpfordt beschreibt sie in seinem „Freistaate Texas" I, S. 120 als schön- und hochgewachsen, mit Adlernasen, niedriger Stirn und hervorstehenden Backenknochen ausgestattet, tatuirt; als wohlbewaffnete, trotzige Feinde der Comanches und zwischen Goliad (oder La Bahia) und Arangaso angesiedelt. Den Namen schreibt er Caranchuhuas und Caraucowasos. — Die letzte Nachweisung, die ich über diesen Stamm aufzufinden im Stande war, ist die, daß sie von Cortina, dem Lokalhaupte von Matamoros, im Jahre 1858 wegen Räubereien gezüchtigt und westlich über den Rio Grande befördert wurden. Wenn heutzutage noch Individuen des Stammes am Leben sind, so dürften sie am ehesten im Staate Tamaulipas oder auf Padre Island, einer langen Nehrung nördlich von Matamoros, angetroffen werden. Im verflossenen Jahrhundert galt als einer ihrer Nachbarstämme der Stamm der Mayeyes, oder Malleyes, Mayes, der bei San Antonio und an der St. Bernard-Bai erwähnt wird. Diese Indianer waren ebenfalls den mexikanischen Ansiedlern feindlich gesinnt und sollen „neben dem Atákapa noch eine ihnen eigene Sprache" gesprochen haben. Lieutenant Uhde erwähnt außerdem noch bei San Antonio die erloschenen Stämme der Pacaos, Payseyas, Orejones, Pallalat, Cuyanes; zwischen Nuecesfluß und Rio Grande die Tortugas, Siapanes, Pampopas, Pacarujas, Ocanes, Nazonis (S. 121).

Als ich im September 1884 die Tónkawe-Indianer in Shackleford County, im nordwestlichen Texas, besuchte und ihre Sprache studirte, fand ich zwei Personen unter ihnen, die in ihrer Jugend mit den Karánkawa zusammen gelebt hatten. Einer derselben, ein Greis von 75 Jahren, sah sie ums Jahr 1835 unweit des Unterlaufes des Rio Grande, etwa 20 Hütten bewohnend, barfüßig, von kräftigem Körperbaue und unter dem Namen Kéles oder „Ringer, Ringkämpfer" den Tónkawe bekannt, da sie sich in dieser athletischen Kunst besonders auszeichneten. Er sprach den Namen mit m aus: Karámkawa, wie er ihn von den Mexikanern gehört hatte. Im südlichen Texas waren ihm außerdem noch drei barfuß einhergehende Stämme zu Gesicht gekommen: die Minai, südöstlich von der Hauptstadt Austin, in 25 Hütten oder Zeltdächern; die Carrizos, am unteren Rio Grande mit fünf Hütten; die Hanáme oder Chaimáme, ebendaselbst, mit zehn Hütten.

Die Minai sind die Bidai, Bidayos, Bidaes der mexikanischen Dokumente, die noch vor 40 Jahren am Trinityflusse lebten, und deren Namen das Caddo-Wort bidai, Gebüsch, Strauch, darstellt. Die Carrizos leben noch jetzt friedlich bei Reynosa, auf der mexikanischen Seite des Rio Grande; ihr Name ist spanisch und bezeichnet ein Rohrdickicht. Uhde (Länder am unteren Rio Bravo. 1861) hat ein kleines Wortverzeichniß ihrer Sprache geliefert; sie sind auch unter dem Namen Cometrudos bekannt. In ihrer Nähe wohnten die obigen Hanáma oder Charimames, wohl identisch mit den Cotomames der dortigen Gegend. Mein Tónkawe-Informant kannte zwei Wörter ihrer Sprache: himiyána, Wasser; himiána tsáyi! reiche mir Wasser! — Ein Lipan-Apache theilte mir mit, daß sein Volk die Karánkawa: Nda kun-dadéhe, „Leute, die ins Wasser gehen", benannte.

Die Wörter aus der bis jetzt noch völlig unbekannten Karánkawa-Sprache, an die der lebensmüde Greis sich noch erinnern konnte, lauten wie folgt:

ewē! komm her!
gaχiamétĕt upāt, vor langer Zeit redete, sprach ich.
hókso, Alligator.
húmhe, Feuer.
káhe, Tabak; ka-swénas, Cigarrette.
koláme, Bratpfanne; Zuber aus Eisenblech.
kwa ma, schwarzes Pferd (kwa aus spanischem caballo).
kwan péka, weißes Pferd.
kwó-om! nein!
χankíniktam! laufe, komm eilends her!
napénai pátsim, ich sage, rede.
napénai naχĕruaχa pára, ich bin sehr erzürnt.
upāt, emphatisch; upá-ā-āt, vor langer Zeit.
ushiníktam, ein kleiner Mann.

Der zweite Informant war eine blinde Frau, wohl ebenso betagt, wie jener alte Mann. Man behauptete, sie habe längere Zeit mit einem Karánkawa-Indianer zusammengelebt; ihre Angaben bestätigen mehrere der obigen Wortbedeutungen:

ewé-e! komm! komm geschwind!
háka! setze dich! tchakwamé! setze dich hier!
ka-as waná! komm her!
χankéye, rennen, laufen, eilen.
tapshewá, Schwein.
wána! gehe weg! oder: wir wollen gehen!

Die Qualität und der geringe Umfang dieser Wortliste macht Vergleichungen schwierig. Nichts darunter scheint

[1]) Vergl. Prof. C. Buschmann, Spuren der aztekischen Sprache, S. 428, 429; in Verhdl. d. Kgl. Akad. d. Wissensch., Berlin, 1854.

[2]) Buschmann, a. a. O. (nach Mrs. M. Holley).

mit Tónkawe, Apache, Caddo, Comanche oder Atákapa überein zu stimmen; dagegen lassen sich einige unbestimmte Anklänge an das Coahuilteco (oder Texano), das vor hundert Jahren zu beiden Seiten des unteren Rio Grande gesprochen wurde und uns in Garcia's Catechismus (Querétaro, 1760) erhalten ist, herausfinden. Vermehren sich diese Anklänge durch spätere Forschung, so wird die Affinität beider Sprachen zur Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit:

upāt längst; Coahuilteco: apa, damals, zur Zeit.
na-pénai ich; na- ich.
gaχi- in gaχiamétĕt, ich sprach; aχlé sprechen.
kwó-om! nein! óχua, aχām, yaχám, nicht.

Kürzere Mittheilungen.

Hochzeitsbräuche der Zambalen (Luzón).

Nach dem Folklore de Zambales.

Wenn ein lediger Zambale sich um die Hand eines Mädchens bewirbt, so muß er, falls die Eltern der Braut die Partie für angemessen erachten, in das Haus seiner Auserwählten übersiedeln, um hier Knechtesdienste zu leisten. Er muß Holz spalten, Wasser zutragen, Feldarbeiten verrichten, überhaupt jedem Befehle seines Schwiegervaters gegenüber unbedingten Gehorsam an den Tag legen; denn zeigt er irgendwie Ungehorsam, Nachlässigkeit oder Ungeschick, so weist ihm der Vater der Braut die Thür, ja bei seiner Rückübersiedelung wird ihm oft eine Musikkapelle beigegeben, um den Effekt zu erhöhen. Die heutigen Zambalen erklären sich diesen Probedienst, indem sie behaupten, der Vater des Mädchens wolle sich überzeugen, ob sein zukünftiger Schwiegersohn auch die Tugenden eines braven Ehemannes, Sparsamkeit, Geduld und Bescheidenheit, besäße. Thatsächlich aber ist dieser Brauch ein Rudiment einer alten Sitte aus der heidnischen Zeit. Damals nämlich wurden im eigenen Clan die Ehen durch Kauf abgeschlossen; war der Ehestandskandidat nicht in der Lage, den geforderten Preis ganz oder theilweise zu erlegen, so mußte er eine entsprechende Zeit hindurch seinem Schwiegervater so lange als Sklave dienen, bis die schuldige Summe durch seine Arbeit getilgt war. Diese Brautstands-Sklaverei warf übrigens keinen Makel auf den einst freien Mann. Als die Spanier ins Land kamen und ihre Mönche die Zambalen zum Christenthum bekehrt hatten, hörte das Kaufen der Braut auf, dagegen wurde es allgemein, daß alle, also auch die Reichen, eine im voraus bestimmte Zeit hindurch bei dem Vater der Braut zu dienen hatten. So blieb die Sitte bis auf den heutigen Tag, obwohl die Pfarrer dagegen eifern, da naturgemäß die Brautleute, wenn sie unter einem Dache wohnen, leicht zu Ungebührlichkeiten verleitet werden. Ist der Probedienst zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, so wird der Tag der Hochzeit festgesetzt, deren Kosten die Eltern zu tragen haben. In der letzten Woche vor der Hochzeit darf der Bräutigam nicht zu Pferde steigen, sonst droht ihm ein Unglück, das überhaupt gern in den letzten Tagen des Junggesellenstandes sich einzustellen pflegt, weshalb auch der Ehestandskandidat in dieser Zeit nie ohne einen Gefährten ausgehen soll. Es ist ihm auch verwehrt, saure Früchte zu genießen, weil sonst seine zu erwartenden Kinder viel von Bauchschmerzen zu leiden hätten. Am Vorabende der Hochzeit begeben sich die Brautleute unter Begleitung alter Weiber zum nächsten Flusse, um dort ein Bad zu nehmen. Bevor sie ins Wasser steigen, nehmen die Weiber ein irdenes Gefäß voll Gogo (ein Seifenkraut), und indem einige von ihnen den Brautleuten die Köpfe gehörig einseifen, singen die Anderen, begleitet von den Tönen des Cotibeng, einer fünfsaitigen Guitarre, einige Verse, deren Inhalt ungefähr folgender ist: „O du Gogo! wir pflücken dich, um damit die Köpfe der Brautleute einzusalben, auf daß ihr Haar ewig gut duften möchte." Darauf badet sich das Paar und kehrt dann in das Haus der Braut zurück. Diese Sitte scheint nichts anderes als ein Theil der alten heidnischen Hochzeitsceremonien zu sein, wofür besonders die Begleitung durch alte Weiber und deren Gesang spricht, denn bei den alten Zambalen bestand der Priesterstand vorzugsweise aus alten Weibern. Der Trauungsakt in der Kirche spielt sich ohne besondere Ceremonien ab. Desto geräuschvoller geht es am Nachmittage zu. Um ein Uhr herum erscheinen zehn Jünglinge, welche einen Mörser umringen, in welchem noch unenthülster Reis aufgehäuft ist; die Gesellen beginnen nun den Reis durch Stampfen von der Hülse zu befreien, wobei sie zugleich eine Art Scheingefecht aufführen, das den Namen Panag-guiguintong führt. Der Reis selbst soll bei der Hochzeitstafel Verwendung finden. Während jene Männer Reis stampfen und den Panag-guiguintong zur Ausführung bringen, werden sie von den alten Weibern nach den Klängen des Cotibeng umtanzt. Auch hier haben wir es mit dem Rudiment eines alten Cultusaktes zu thun, denn bei den Hochzeitsfesten der philippinischen Heiden spielte einerseits der über die Brautleute gestreute Reis eine wichtige Rolle, andererseits riefen die Priesterinnen (alte Weiber) unter tanzartigen Gesten die Anitos, d. h. die Seelen der abgeschiedenen Ahnen, an, um ihren Segen zu dem neuen Ehebunde zu erflehen. Diese Sitte hat sich demgemäß in ihrer äußeren Form so ziemlich erhalten, dagegen hat der Brauch, blutige Opfer, bestehend in Schweinen und Hühnern, zu bringen, vollständig aufgehört. Ist der Reis fertig gestampft, so ist damit auch der Panag-guiguintong, der vielleicht den Kampf gegen feindliche Dämone darstellen soll, zu Ende. Die ganze Gesellschaft, die eifrig dem Basi, d. h. Reisbranntwein, zugesprochen hat, steigt nun die Leiter hinauf, um in den Festsaal sich zu begeben. Denn die hier geschilderten Scenen fanden vor dem Hause statt, das wie alle philippinischen Hütten auf Pfählen steht, so daß man in das Innere nur vermittels einer Leiter (die oft nur ein eingekerbter Baumstamm ist) gelangen kann. Hier wird nun von Alt und Jung getanzt; man huldigt diesem Vergnügen mit einem besonderen Eifer, da sonst die zu erhoffenden Kinder des jungen Paares stumm zur Welt kämen. Damit sind die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

F. Blumentritt.

Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten.

F. M. Die Kultur der Zuckerhirse (Sorghum saccharatum Pers.) zum Zwecke der Zuckergewinnung hat neuerdings in den Vereinigten Staaten bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Der „Nordd. Allg. Ztg." gingen vor einiger Zeit einige Angaben darüber zu, welche dieser Industrie ein sehr ungünstiges Prognostikon stellten. Die folgenden Mittheilungen entnehmen wir dem „Journal de Pharmacie et de Chimie" vom 1. Dec. 1885.

Man kennt zahlreiche Varietäten der Zuckerhirse. Im Norden gedeiht am besten der „Early amber", welcher von Vilmorin in Amerika eingeführt wurde. Von der Breite von Chicago bis zu derjenigen von St. Louis können zwei

andere Varietäten kultivirt werden: der „Liberian" und der „Chinese". In der Breite von St. Louis und weiter südlich kommt noch der „Honduras" hinzu. Der Early amber und der Liberian reifen in 90 bis 100 Tagen, Chinese und Honduras brauchen nur drei Wochen. Der Zuckergehalt ist dagegen nur wenig verschieden.

Am meisten eignet sich für den Anbau der Zuckerhirse ein reicher, tiefer, sandhaltiger Thonboden, der auf sandigem oder kiesigem Untergrunde ruht. Wo der Mais gedeiht, gedeiht auch das Sorghum; tüchtige Drainage ist nothwendig. (In dem Eingangs erwähnten Zeitungsberichte heißt es dagegen: „ . . . die Fröste, welche dem Mais nicht schaden, machen unter Umständen das Sorghumrohr für die Zuckerfabrikation unbrauchbar. . . ")

Da die Wurzeln sehr lang sind und sich tief in den Boden einsenken, so verlangt derselbe eine sehr sorgfältige Vorbereitung. Es ist gut, ihn ein Jahr vor der Bebauung zu düngen, oder, wenn dies nicht möglich ist, sehr koncentrirten Dünger oder Kompost nebst Superphosphat zu benutzen. In dem Sorghum wird, wie in der Runkelrübe, die Zuckerbildung durch Phosphorsäure befördert.

Die Aussaat erfolgt zu Anfang Mai oder Ende April, die Ernte Anfang September, d. h. zu der Zeit, wo die Körner die Konsistenz einer weichen Paste anzunehmen beginnen. Vor dem Schnitte werden die Halme gewöhnlich entblättert. Ein Acre gut kultivirten Sorghums ergiebt 12 bis 15 Tonnen entblätterter und dekapitirter Halme, d. h. 26 904 bis 33 630 kg auf den Hektar, und 5 Scheffel Korn, d. h. 4 Hektoliter 35 Liter auf den Hektar.

In den Farmen werden die Halme dem Drucke der Zuckerrohrwalzen ausgesetzt und der Saft wird in Siedekesseln erhitzt und mit Kalk geklärt. Nach dem Abschäumen dampft man ihn dann gewöhnlich auf 38° B. ein. In dieser Syrupform kommt er sodann in den Handel. Eine Tonne Halme giebt 12½ bis 15 Gallonen Syrup (d. h. 5,24 bis 6,28 Liter Syrup pro 100 kg Halme).

Die Gewinnung des Zuckers aus dem Syrup ist nicht so leicht wie beim Zuckerrohr, da die dem Rohrzucker beigemengten anderen Zuckerarten und fremden Substanzen die Krystallisation erschweren. Meistens kommt das Pressionsverfahren in Anwendung, doch hat Herr H. W. Wiley unter Leitung des Kommissars für das Ackerbauwesen, Herrn Dr. Loring, 1883 auch die Diffusionsmethode eingeführt. Dieselbe ergiebt einen um 24 Proc. höheren Betrag an Zucker.

Die Zuckerhirse ist mehr eine Alkohol- als eine Zuckerpflanze, da die 2 bis 3 Proc. unkrystallisirbaren Zuckers die Krystallisation hemmen, bei der Gährung aber alle Zuckerarten sich in gleicher Weise betheiligen.

Nach Prof. Collier hat die häufige Erfolglosigkeit der Krystallisationsversuche folgende Ursachen: 1) Die Unreife des Sorghum zur Zeit, wo es gesammelt und verarbeitet wird. 2) Den Umstand, daß die Halme erst lange nach dem Einsammeln verarbeitet werden. Dagegen wird das beste Resultat erhalten, wenn das reife Sorghum an demselben Tage verarbeitet wird, wo es gesammelt wurde. 3) Die unvollkommenen Methoden der Klärung. Wiley empfiehlt einen Ueberschuß von Kalk mit darauffolgender Einleitung von Kohlensäure.

Das Sorghumkorn bildet ein schätzbares Viehfutter. Sein Ertrag variirt zwischen 2½ und 4 Scheffel per Tonne Sorghum (9,90 bis 15,52 Liter per 100 kg). Die Bagasse (das ausgepreßte Stroh) läßt sich gut zur Papierbereitung verwerthen. Als Dünger benutzt, giebt sie dem Boden einen Theil dessen wieder zurück, was die Pflanze ihm während ihres Wachsthums entzogen hatte. In den Ländern, wo Brennmaterial theuer ist, kann die Bagasse vortheilhaft zur Heizung der Kessel benutzt werden.

Die Erfolge, welche man mit der Sorghumzuckerproduktion in New-Jersey und Illinois erzielt hat, widerlegen die Zweifel, welche über die Möglichkeit einer Produktion in großem Maßstabe gehegt wurden. Die Zuckerhirse kann vielleicht dem südlichen Frankreich, das durch die Reblaus so schwer geprüft wurde, zu Hilfe kommen. Es würde dies eine Kulturpflanze mehr sein, die zu seiner Verfügung steht. Man kann in der That die Zahl der kultivirten Pflanzen nicht genug vermehren, indem man so die Gefahren vermeidet, welche eine einzelne Kultur mit sich führen kann, wenn ein Schmarotzer oder eine andere Ursache sie vernichtet.

(Um die Verschiedenheit der Ansichten über die Rentabilität dieser Industrie zu illustriren, geben wir im Folgenden noch eine in dem erwähnten Aufsatze der „N. A. Z." mitgetheilte Stelle aus dem von der „Shiping and Commercial List" im Anfange dieses Jahres veröffentlichten Zuckerberichte für das Jahr 1884 wieder. Es heißt da:

„In den im Betriebe stehenden Fabriken wurden im letzten Jahre nicht mehr als eine Million Pfund Zucker hergestellt, welcher Betrag im Vergleich zu dem Jahresverbrauche des Landes von ungefähr 1 200 000 Tonnen in kommerzieller Hinsicht bedeutungslos ist. Die Frage der Zuckerbereitung aus Sorghum ist daher nur eine wissenschaftliche Grille."

Schließlich sei noch erwähnt, daß zufolge einem in dem Berichte des Departements of Agriculture für 1884 abgedruckten Schreiben des Verwalters der Zuckerfabrik zu Rio Grande, N. J., dort vom 10. September bis 14. November 1883 6 795 811 Tonnen Sorghumrohr verarbeitet, und daß daraus 282 711 Pfd. Zucker und etwa 55 000 Gallonen Melasse gewonnen wurden; der durchschnittliche Zuckergehalt (krystallisirter Zucker) war 9,75.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Deutschlands Seeverkehr. Das Kaiserliche Statistische Amt veröffentlicht eingehende Angaben über den Seeverkehr in den deutschen Hafenplätzen und die Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1884. Der gesammte Seeverkehr des Deutschen Reiches zu Handelszwecken stellte sich im Jahre 1884 auf 120 548 angekommene und abgegangene Schiffe mit 20 408 717 Reg.-Tons, gegenüber 113 966 Schiffen mit 18 858 548 Reg.-Tons im Vorjahre. Es ergiebt dies eine Zunahme des Seeverkehrs für das Jahr 1884 um 6582 Schiffe und 1 550 169 Reg.-Tons Raumgehalt. An dieser Zunahme ist nach der Zahl der Schiffe der Verkehr der Segler mit 925, derjenige der Dampfer mit 5657 Schiffen betheiligt, während die Zunahme des Tonnengehaltes fast lediglich auf Rechnung des Dampferverkehrs kommt. Derselbe hat sich um 1 547 373 Reg.-Tons vergrößert, wogegen die Vermehrung des Seglerverkehrs nur 2796 Reg.-Tons betrug. In Bezug auf die drei Hauptverkehrsrichtungen ergiebt die Vergleichung mit den entsprechenden Zahlen des Vorjahres folgende Resultate: Es vergrößerte sich 1) der Verkehr der deutschen Häfen unter sich um 6278 Schiffe und 391 243 Reg.-Tons, 2) der Verkehr mit außerdeutschen europäischen Häfen um 408 Schiffe und 959 177 Reg.-Tons; dagegen zeigte 3) der Verkehr mit außereuropäischen Häfen nur im Raumgehalte eine Steigerung

um 199749 Reg.-Tons, während in der Zahl der Schiffe eine Abnahme um 104 eingetreten ist. Bezüglich der Zunahme des Verkehrs der deutschen Häfen unter sich muß bemerkt werden, daß dieselbe fast zur Hälfte auf die Steigerung des Wattenverkehrs (hauptsächlich Fährverkehrs) zwischen den ostfriesischen Häfen und zwischen den Häfen an der Westküste von Schleswig-Holstein zurückzuführen ist. Von der Gesammtzahl der ein- und ausgegangenen Schiffe waren 65,8 Proc. Segelschiffe und 34,2 Proc. Dampfschiffe, und von je 100 Reg.-Tons der verkehrenden Schiffe kommen auf Segelschiffe 24,9 Proc., auf Dampfschiffe 75,1 Proc. Der Flagge nach waren darunter 74 Proc. deutsche und 26 Proc. fremde Schiffe; in Bezug auf den Tonnengehalt stellt sich das Verhältniß der deutschen Schiffe zu denen fremder Nationalität wie 49 : 51. Den bei weitem bedeutendsten Seeverkehr unter den deutschen Häfen hat sowohl der Zahl als dem Raumgehalte der ein- und ausgegangenen Schiffe nach Hamburg, demnächst folgen nach der Gesammtzahl der verkehrenden Schiffe die Häfen Stettin, Kiel, Norderney (fast nur Watten- und Fährverkehr), Lübeck und Neufahrwasser (Danzig), nach dem Raumgehalte sämmtlicher verkehrenden Schiffe dagegen Stettin, Bremerhafen, Neufahrwasser, Kiel und Lübeck. Die Gesammtzahl der von deutschen Schiffen gemachten Seereisen betrug im Jahre 1884 66711 und der entsprechende Tonnengehalt 17017557 Reg.-Tons; dies ergiebt im Vergleiche mit den im Jahre 1883 nachgewiesenen Reisen eine Zunahme in der Zahl der Seereisen um 3259 und eine Vergrößerung des Gesammtraumgehaltes um 1421659 Reg.-Tons. Werden die in Ballast oder leer fahrenden Schiffe (zusammen 14447) außer Betracht gelassen und nur die beladenen Schiffe berücksichtigt, so belief sich im Jahre 1884 die Zahl der Reisen deutscher Schiffe zwischen deutschen Häfen auf 27393 mit 1248219 Reg.-Tons (25196 Reisen und 1102628 Reg.-Tons im Vorjahre), vom Auslande nach deutschen Häfen auf 8160 mit 3253998 Reg.-Tons (7819 Reisen und 2879746 Reg.-Tons im Vorjahre), von deutschen Häfen nach dem Auslande auf 7273 mit 2745020 Reg.-Tons (7672 Reisen und 2614693 Reg.-Tons im Vorjahre) und zwischen außerdeutschen Häfen auf 9438 mit 7268837 Reg.-Tons (8976 Reisen und 6573845 Reg.-Tons im Vorjahre). Dabei ist selbstverständlich jedes Schiff so oft gezählt, als es die betreffende Reise machte. („Allg. Z.")

— Die Bevölkerung der Dobrudscha beträgt nach officieller Angabe 150600 Seelen, was der englische Vicekonsul Cumberbatch aber für zu hoch hält. Es finden sich darunter circa 40000 Rumänen, 27000 Tataren, über 20000 Türken, 29830 Bulgaren. Der Rest besteht hauptsächlich aus Russen, Griechen, Juden, Armeniern und Deutschen. Von letzteren giebt es noch 3071.

— Dr. L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen. (Mit einer Karte. — In Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, Bd. 13.) Nicht weniger als sechs Völkerstämme bewohnen das langgestreckte Alpengebiet vom Genfer See bis nach Pontebba; von 100 Alpenbewohnern sind 34 deutsch, 26 italienisch, 25 französisch, 10 slovenisch, 2,2 furlanisch und 0,5 romanisch. Die verworrene Grenze zwischen den Deutschen und den anderen Stämmen zu verfolgen und die Bedingungen ihrer auffallendsten Eigenthümlichkeiten, des Hinübergreifens über die Wasserscheide und der Bildung deutscher Sprachinseln am Südhange der Alpen, für jeden einzelnen Fall zu erklären, ist der Zweck des vorliegenden Heftchens und es wird demselben gerecht. Die Deutschen am Südabhange des Monterosa hält Neumann für von Norden her eingewandert (sie sind im 12. und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus dem Oberwallis eingewandert, s. H. Breßlau in Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 16, S. 173 ff.), die im Rousberge für Nachkommen der Goten, die in den sieben und den dreizehn Gemeinden für die Reste verschiedener Völkerstämme aus der Völkerwanderung. Ihrer Verwelschung scheint durch die Bemühungen des Deutschen Schulvereins wirksam Einhalt gethan zu werden. Ko.

Asien.

— Die englische Mission unter Oberst Lockhart (s. „Globus", Bd. 48, S. 13) ist aus Tschitral nach Gilghit zurückgekehrt, um dort zu überwintern. Sie ist nicht weit in Kafiristan eingedrungen, fand aber daselbst freundliche Aufnahme.

— Aus dem malayischen Archipel laufen wiederholt Berichte über vulkanische Thätigkeit ein: auf der kleinen Insel Andunara, nordöstlich von Flores, deren Krater seit Menschengedenken kein Zeichen von Thätigkeit gegeben hatte, sind die unterirdischen Kräfte zu neuem Leben erwacht. Auch der Bromo (O. Java) hat die Nachbarschaft in Schrecken versetzt; nachdem einige Zeit ein heftiges unterirdisches Getöse vernommen worden war, erhob sich eine starke Rauchwolke, welche einige Zeit lang den Kampf mit dem starken Südwinde siegreich aufnahm und sich trotz desselben beinahe senkrecht zu bedeutender Höhe erhob. Weithin war der Boden mit Asche bedeckt. Nach späteren Berichten hat sich die neue Oeffnung des Bromo vergrößert und der Rauch ist stärker geworden.

Afrika.

— Lieutenant Wißmann ist von Madeira direkt nach dem Congo zurückgekehrt, um weitere Reisen in das Gebiet nordöstlich von Luluaburg auszuführen. Auch Stanley wird sich wiederum dorthin begeben, aber nicht mehr als Generalgouverneur, sondern als Vertreter der Gesellschaft, welche die Congo-Eisenbahn zu bauen beabsichtigt.

— Dem „Journal des Débats" zufolge ist als Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiete im südlichen Camerun die Mündung des Campo-Flusses (2° 22′ nördl. Br.) bestimmt worden, so daß außer den schon früher (s. oben S. 79) aufgezählten Landschaften auch Criby, Groß-Batanga und Campo-Fluß-Gebiet an Deutschland kämen. Landeinwärts soll sich die Grenzlinie bis 12° 40′ östl. L. Paris (gleich 15° Gr.) erstrecken. Das Deutsche Reich ist ferner von Frankreich im Besitze von Togoland einschließlich Klein-Povo und Porto Seguro anerkannt worden, während an Frankreich Ague, Abanage und Groß-Povo fallen und Deutschland seine Ansprüche auf den Dubreka-Fluß aufgiebt.

Australien.

— Eine Föderation der australischen Kolonien Victoria, Queensland, Westaustralien und der Insel Tasmanien kam endlich am 9. December 1885 zu Stande. Der Federal Council wird seine erste Versammlung am 25. Januar 1886 in Hobart, der Hauptstadt der Kolonie Tasmanien, abhalten. Die Mutter-Kolonien Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland wollen nicht beitreten. Südaustralien ist noch nicht schlüssig. Viel scheint aus dieser Föderation vorläufig nicht zu werden, ohne Zollverein kann sie auch nicht viel Werth haben.

— Der Stand der Kolonie Westaustralien, welche mit ihren 45898 deutschen Quadratmeilen die größte unter den Kolonien des australischen Kontinents ist, war am Schlusse des Jahres 1884 folgender: Die Bevölkerung zählte 32958 (+ 1258); die Revenue des Jahres belief sich auf 366472 Pf. St. (+ 49753 Pf. St.), die Ausgaben auf 291306 Pf. St. (+ 50740 Pf. St.); der Import bewerthete 521167 Pf. St. (+ 4320 Pf. St.), der Export 405693 Pf. St. (— 41317 Pf. St. gegen das Vorjahr). Zu den wichtigsten Exportartikeln zählten Wolle mit 249255 Pf. St. (+ 23976 Pf. St.), Nutzhölzer mit 68936 (— 10824 Pf. St.), Sandelholz mit 20960 Pf. St. (— 35290 Pf. St.) und Perlen und Perlmuscheln mit 23812 Pf. St. (— 25688 Pf. St. gegen das

Vorjahr). Unter Kultur befanden sich erst 18184 ha und davon standen 11902 ha unter Weizen und lieferten eine ausnahmsweise reiche Ernte. Für Weidezwecke waren 233673 englische Meilen Kornland in Pacht gegeben. Die öffentliche Schuld betrug 765000 Pf. St. (+ 154000 Pf. St.) oder 23 Pf. 4 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Es waren, wie im Vorjahre, an Eisenbahnen 115 englische Meilen (darunter 60 Meilen Privat-Trambahnen) in Betrieb und 68 noch in Bau begriffen.

— Das Northern Territory bildet, wie bekannt, den nördlichen Theil der Kolonie Südaustralien. Es umfaßt einen Flächeninhalt von 24626 deutschen Quadratmeilen, wovon aber bis Ende 1884 erst 394465 Acres oder 159600 ha in Privatbesitz übergegangen waren. Es wurde vor 21 Jahren der Kolonie Südaustralien einverleibt und hat dieser bis Juli 1884 bereits 1467300 Pf. St. gekostet, ohne dafür ein Aequivalent eingebracht zu haben. Die Fortschritte, welche es bisher gemacht hat, sind nicht von Bedeutung. Die Bevölkerung belief sich am 1. Januar 1881 auf 717, 1882 auf 745, 1883 auf 417, 1884 auf 519 und 1885 auf 603. Zu diesen 603 gehörten 71 Regierungs- und 61 Telegraphenbeamte, so daß also nur 471 Kolonisten, meistens Chinesen, übrig blieben. Der Viehstapel zählte annähernd 100000 Rinder, 5000 Pferde und 30000 Schafe. Der Import des Jahres 1884 bewerthete 140229 Pf. St. und der Export 90536 Pf. St. Letzterer bestand in 21675 Unzen Gold zu 77935 Pf. St., in 40½ Tonnen Perlmuscheln zu 5898 Pf. St., in 18½ Tonnen Zinnerz zu 798 Pf. St., in 9 Tonnen Trepang zu 420 Pf. St. u. s. w. Die Revenue des Jahres belief sich auf nur 21719 Pf. St. Im Centrum des australischen Kontinents liegt ein großer, zum Northern Territory gehöriger Strich Landes, welcher bei Alice Springs, einer Telegraphenstation in 23° 40′ südl. Br. und 133° 53′ östlich von Gr., beginnt und auf Hunderte von englischen Meilen sich nach Norden zu erstreckt, und wo 20 Millionen Schafe sich gut nähren könnten. Der dortige jährliche Regenfall beträgt 12 bis 14 englische Zoll und die Hitze ist eine trockene, also gerade so, wie es Merinoschafe haben wollen. Aber die Bejagung dieses großen Areals mit Schafen läßt sich nicht eher ausführen, als bis die transkontinentale Eisenbahn, welche von Adelaide aus bis Hergott Springs in 29° 35′ südl. Br. und 137° 35′ östlich von Gr. in Betrieb ist, jene Gegend erreicht hat. Darüber wird aber bei den jetzigen sehr schlechten Finanzen der Kolonie Südaustralien noch eine lange Reihe von Jahren vergehen. — Die Zucker- und auch Kaffeeplantagen, mit deren Anlegung man einen Versuch gemacht hat, haben zu keinem günstigen Resultate geführt und sind, nachdem große Summen darauf verloren wurden, wieder eingegangen.

Nordamerika.

— In „Nature" (Nr. 845, S. 221) macht Henry Gannett darauf aufmerksam, daß die angebliche Entdeckung der Mississippi-Quelle durch Capt. Glazier (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 128) eitel Schwindel ist. Die Gegend, wo der sogenannte Glazier-See, eben jene Quelle, liegt, ist seit Jahren wohl bekannt und gut untersucht, der betreffende See selbst schon 1876 vom General Land Office genau aufgenommen, in die Karte gebracht und als „Elk Lake" bezeichnet worden, während die Glazier'sche Skizze in hohem Grade ungenau ist. Sowohl Eisenbahnen als auch Anban sind schon bis in die Nähe des Sees vorgedrungen, und es ist heutigen Tages keineswegs mehr eine so gefährliche Reise, wie sie Glazier ausgeführt haben will, erforderlich, um zum Elk Lake zu gelangen.

— Dr. Miles Rock hat bei der genaueren Vermessung der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala im Becken des Rio Lagartero, eines Nebenflusses des Chiapas, Reste ehemaliger Ansiedelungen gefunden, welche auf eine ehemals dichte Bevölkerung hindeuten. Die Gegend ist heute ein völlig unbewohntes dürres Felsland, von dem jede Spur von Humus hinweggespült ist; es scheint, als ob sie nach langem Kampfe gegen die ungünstigen Naturverhältnisse verlassen worden sei, denn es finden sich überall Terrassen und Mauern, welche der Abschwemmung wehren sollten. Von den Ansiedelungen sind nach dem von Dr. Rock in der Sitzung der Anthropological Society in Washington am 1. December 1885 erstatteten Berichte nur die Fundamente und die über dem Boden hervorragenden Plateformen übrig geblieben; die Mauern bestanden wahrscheinlich aus Luftziegeln. Er hält diese Ansiedelungen für erheblich älter als die berühmten Städterninen in Yucatan.

Vermischtes.

— Nach den Mittheilungen von „Veritas" folgen die Flotten der verschiedenen Länder einander, was den Tonnengehalt der Dampfschiffe betrifft, in folgender Ordnung: England, Frankreich, Deutschland, Vereinigte Staaten, Spanien, Niederlande, Italien, Rußland, Norwegen 2c. Wenn man den Tonnengehalt der Segelschiffe zu Grunde legt, würde die Reihenfolge sein: England, Vereinigte Staaten, Norwegen, Deutschland, Italien, Frankreich, Rußland, Spanien, Schweden, Niederlande u. s. w.

— A. Firmin, De l'égalité des raees humaines. Anthropologié positive. (Paris, Pichon, 1885. 688 Seiten. 8°.) Ein Buch, das besonderes Interesse beansprucht, weil es ein Vollblutneger ist, welcher gegen die Lehre von der Inferiorität der schwarzen Rasse auftritt. Der Verfasser ist in Haiti geboren, Advokat, und war eine Zeit lang Schulinspektor in Kap Haïtien und dann Vertreter seiner Heimath in Caracas. Sein Buch ist sehr gewandt und geistvoll geschrieben und zeugt von einer umfassenden Gelehrsamkeit. Man mag über seine historischen Beweise denken, wie man will, man mag nicht damit einverstanden sein können, daß der Verfasser die alten Aegypter und mit ihnen sämmtliche Hamiten, wie Champollion, zu der schwarzen Rasse rechnet, daß er selbst Buddha und die ganze indische Dravidabevölkerung eben dahin zieht — er hätte auch auf die alten Kuschiten in Südarabien und Mesopotamien zurückgreifen können — man mag seine Berichte über den Aufschwung von Haiti für optimistisch gefärbt ansehen, jedenfalls ist das Buch selbst ein schwerwiegendes Zeugniß dafür, daß die äthiopische Rasse auch tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen fähig ist und daß die Kaukasier durchaus nicht berechtigt sind, ihnen jede Möglichkeit einer höheren Kulturentwickelung abzusprechen. Das Buch ist dem Vaterlande des Verfassers gewidmet und aus der schwungvollen Vorrede spricht ein glühender Patriotismus, verbunden mit sehr gesunden Ansichten über das, was der schönen Antilleninsel und ihren Bewohnern Noth thut. Ko.

Inhalt: Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande. V. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeler: Eine Reise nach dem Taß-Busen. I. — Das Antlitz der Erde von Eduard Süß. — Albert S. Gatschet: Die Karánkawa-Indianer. — Kürzere Mittheilungen: Hochzeitsbräuche der Zambalen (Luzón). Von F. Blumentritt. — Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 19. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 9.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande.

VI. (Schluß.)

Am 25. Januar 1884 gegen Mittag schiffte sich Reis in Luang Prabang ein, um zunächst den Mekong ein Stück aufwärts zu fahren. Oft hatte er während der letzten acht Monate sich auf den Augenblick gefreut, wo er den verpesteten Ort endgültig würde verlassen können, und nun geschah es doch nicht ohne Bedauern und nach einem wehmüthigen Abschiede von dem alten Könige. Nicht alles, was er unternommen hatte, war glücklich ausgeschlagen, und seine Rückreise durch Siam war mehr ein Rückzug, eine halbe Niederlage, denn es war ihm nicht geglückt, zwischen Tongking und Ober-Laos einen neuen Weg zu eröffnen. Auch seine Leute sahen die Stunde der Abreise ohne Enthusiasmus herannahen; denn sie konnten nicht begreifen, wie sie nach Annam zurückkehren sollten, indem sie demselben den Rücken kehrten und stromauf fuhren. 16 Tage lang folgte Reis ohne anzuhalten der Route des Kommandanten de Lagrée, bis zur Stadt Xieng Kong, die nicht mehr zum Königreiche Luang Prabang, sondern zur Provinz Möong Nan gehört. Der Mekong fließt hier fast gerade von Westen nach Osten und bildet zahlreiche Stromschnellen, Dörfer sind selten, namentlich am südlichen Ufer, wo in den hohen Bergen hauptsächlich Khas zu wohnen scheinen. Am 8. Februar erreichte man gegen 9 Uhr Morgens das Dorf Pak Ta unweit der Grenzen von Luang Prabang, das am Einflusse des großen Nam Ta liegt, welcher selbst während der trockenen Jahreszeit mindestens 12 Tagereisen weit aufwärts zu befahren ist. Reis traf dort einen kleinen, ihm von Luang Prabang her bekannten Mandarinen, der im Auftrage des Königs dort 100 Männer requiriren sollte; 30 sollten noch an demselben Tage mit ihm abreisen. In Folge dessen mußte Reis einen Tag warten, ehe er die erforderlichen Ruderer erhalten konnte, und er verbrachte die Zeit, indem er den Vorbereitungen zur Abreise der Leute zuschaute. Fünf oder sechs ältere Männer begleiteten dieselben als Anführer, alle übrigen waren etwa 20 bis 25 Jahre alt. Sie schienen sich ruhig in ihr Geschick zu ergeben und schieden ohne Enthusiasmus und ohne Bedauern. Die ganze Familie, Frauen, Schwestern, Bräute, begleiteten sie und trugen ihr ziemlich umfangreiches Gepäck. Jeder Mann nahm außer der Flinte, reichlicher Munition und dem Säbel noch eine Matte, eine kleine Matratze und Lebensmittel für mehrere Tage mit. Weder lärmende Freude seitens der in den Krieg Ziehenden, noch Wehklagen seitens der Frauen und Verwandten war zu bemerken. Die Laos küssen sich nicht öffentlich und die Frauen reichen ihren Männern nicht einmal die Hand zum Abschiede; alles vollzog sich in größter Ruhe. Als alles Gepäck, Bananen und sonstige Früchte, auch etwas Reisbranntwein, eingeladen worden war, sprach der Mandarin mit ernster Stimme ein Gebet, worin er die Gottheit bat, daß jeder Mann nach vollbrachter Pflicht in seine Heimath zurückkehren möge, und dann erfolgte in voller Stille die Abfahrt. Erst mitten auf dem Flusse schossen alle Krieger ihre Flinten los und stimmten dann einen monotonen Gesang an, den die weichen, harmonischen Töne der laotischen Leierkasten begleiteten. Es wollte Reis scheinen, als ob Leute, die so in den Kampf gegen die gefürchteten Hôs zogen, wohl im Stande wären, unter tüchtigen Anführern sich wacker zu schlagen.

Am Morgen des 10. Februar erreichte man Xieng Kong, das sehr an Bassak erinnert; die Stadt war einst

befestigt, aber an der Flußseite ist jede Spur der früheren Werke verschwunden, während auf der Landseite noch ziemlich ansehnliche Reste von Mauern und Gräben sich erhalten haben. Nach viertägigem Aufenthalte ging es weiter nach Xieng Haï, wo die Landreise mit Elephanten angetreten werden sollte. Das ganze Gebiet, einst fruchtbar und bevölkert, ist der Schauplatz langer Kämpfe zwischen Birmanen und Siamesen gewesen und liegt darum heutigen Tages fast wüst; zwei Tage dauerte es, ehe der Reisende das erste Dorf traf. Am 17. lief er in den Nam Kok oder Mekok, einen von Westen kommenden, rechten Zufluß des Mekong, ein, dessen Mündung nicht weniger als 500 m breit ist. Einige Kilometer am Mekong aufwärts lag ein großes Dorf mit zahlreichen Areka- und Kokospalmen, Xieng Sen, welches de Lagrée im Jahre 1867 in Ruinen gefunden hatte. Zahlreiche dort verankerte Boote legten Zeugniß dafür ab, daß der Ort im Aufblühen begriffen war; es residirt dort ein vom Könige von Xieng Maï eingesetzter Gouverneur, dessen Bezirk das linke Ufer des Mekok und einen großen Strich Landes am linken Mekong-Ufer umfaßt.

Die Schiffahrt auf dem Nam Kok ist leicht und angenehm; das klare, durchsichtige Wasser des Stromes fließt über Sand dahin, durch eine weite, fast unbewohnte Ebene, die bald mit Teak-Wäldern, den ersten, welche Reis im Laos-Lande traf, bald mit hohem Gestrüppe bedeckt ist; letzteres scheint die Stelle ehemaliger Reisfelder einzunehmen und ist überreich an Wild jeglicher Art. Nur einzelne Pirogen und

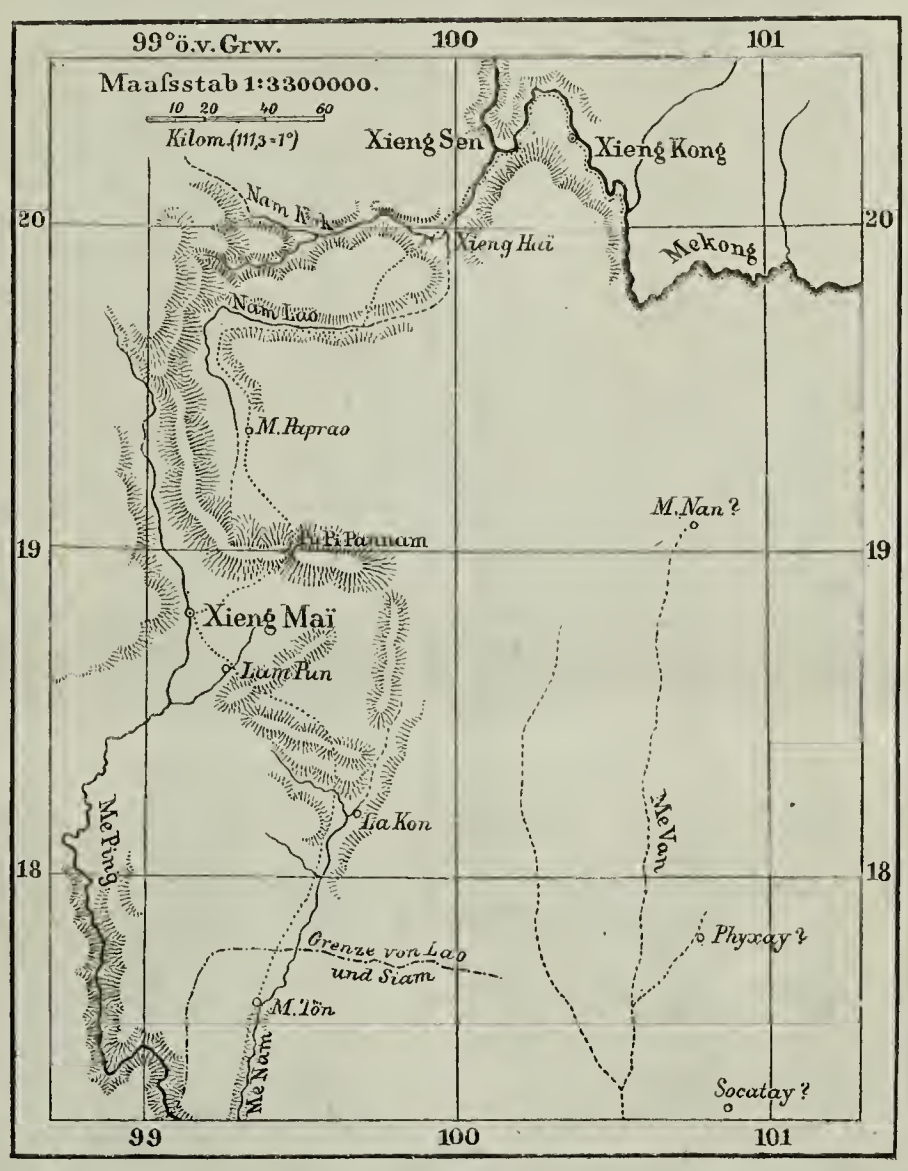
Abreise der Männer von Pak Ta.

Fischzänne, die man ab und zu traf, bewiesen, daß das Land nicht ganz unbewohnt war; die Einwohner, häufigen feindlichen Einfällen ausgesetzt, haben nur ihre Dörfer vorsichtiger Weise ein bis zwei Tagereisen vom Flusse entfernt erbaut.

Xieng Haï, wo Reis am 20. anlangte, zeigen die neuesten Karten noch als Trümmerstätte; aber es ist eine ziemlich gut befestigte Stadt, deren nur hier und da verfallene Mauern freilich viel zerstörte Pagoden und große Gärten umschließen. Der dortige Markt ist ziemlich reich versehen und wird jeden Morgen von 300 bis 500 Personen besucht; sonst aber ist es dort etwas öde. Man sieht viel umherstreichende Hunde und nur ab und zu einen Elephanten, der einen Teakstamm schleppt. Beim Gouverneur fand der Reisende freundliche Aufnahme und derselbe versprach ihm, sobald als möglich die nöthigen Elephanten zu stellen. Auch der Umpahat oder Unter-Gouverneur bemühte sich eifrig um den Reisenden, verließ ihn während seines ganzen Aufenthaltes nicht, verschaffte ihm Pferde, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und gab ihm jede gewünschte Auskunft. Uebrigens ist der Umpahat eine wichtige Person, welcher die gesammte Rechtspflege obliegt. Xieng Haï ist von der Hauptstadt Xieng Maï so weit entfernt und die Wege zwischen beiden sind so schlecht, daß dem Könige nichts Anderes übrig blieb, als seinem Gouverneur, resp. dessen Unter-Gouverneur, in der Justizpflege völlig freie Hand zu lassen. Das Gefängniß der Stadt ist in der Regel leer; denn auf schwere Diebstähle steht Todesstrafe, welche der

Umpahat sofort eigenhändig und mit großer Geschicklichkeit vollzieht, und minder schwere Vergehen werden mit dem spanischen Rohre bestraft.

Eine der gewöhnlichsten Waaren auf dem Markte von Xieng Haï ist der Mian, welchen alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, anstatt des Betels der übrigen Indochinesen kauen. Es ist das das Blatt des Thees, das am selben Tage, wo es gepflückt worden ist, mit Dampf gekocht wird und dadurch dieselbe Konsistenz wie unsere Suppengemüse erhält. Die Blätter werden in hohle Bambus gefüllt und stark zusammengepreßt, wo sie eine Art Gährung durchmachen und nach acht Tagen zum Gebrauche fertig sind; nach zwei oder drei Monaten höchstens sind sie verfault. Um davon eine Prime zu machen, nimmt man drei bis vier Blätter, thut eine Priese Salz dazwischen, rollt das Ganze zu einer Kugel zusammen und schiebt dieselbe zwischen Backe und Zahnfleisch, wo sie etwa eine Stunde liegen bleibt. Man kaut weder dabei, noch spuckt man; unzuträglich ist nur die Entstellung des Gesichts und für Anfänger die schmerzhafte Ermüdung, welche durch das Ausdehnen der Backenmuskeln hervorgerufen wird; wer der Sitte zu viel huldigt, bezahlt es mit einer leichten Geschwulst der Ohrspeicheldrüse. Xieng Haï ist von Theewäldern umgeben, deren Produkt sehr aromatisch sein soll; aber die Einwohner trocknen es nicht, sie verbrauchen oder verkaufen alles in Form von Mian, der von allen Schwarzbäuchen, Birmanen, Ngius und Karen leidenschaftlich konsumirt wird. Auch reisende Europäer finden diesen Genuß sehr angenehm, sobald sie sich daran gewöhnen können, eine so große Kugel im Munde zu behalten; denn er vertreibt Hunger und Durst, giebt dem schlechtesten Wasser einen guten Geschmack und hat eine sehr anregende Wirkung auf das Gehirn. Wenn man nicht daran gewöhnt ist, so haben eine oder zwei Primen Mian dieselbe Wirkung, wie ein paar Tassen starken Kaffees: sie vertreiben den Schlaf, erregen die Einbildungskraft und erzeugen heitere Gedanken. Vielleicht war es der Genuß von Mian, welcher unserem Reisenden das Land der Schwarzbäuche im besten Lichte erscheinen ließ.



Dr. Neis' Rückreise.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit, was bei den Laos selten vorkommt, fanden sich am 23. Februar sieben genügend große Elephanten, fünf für Neis und seine Begleiter, zwei für das Gepäck, ein, und am Nachmittage trat man die Reise nach der Hauptstadt an.

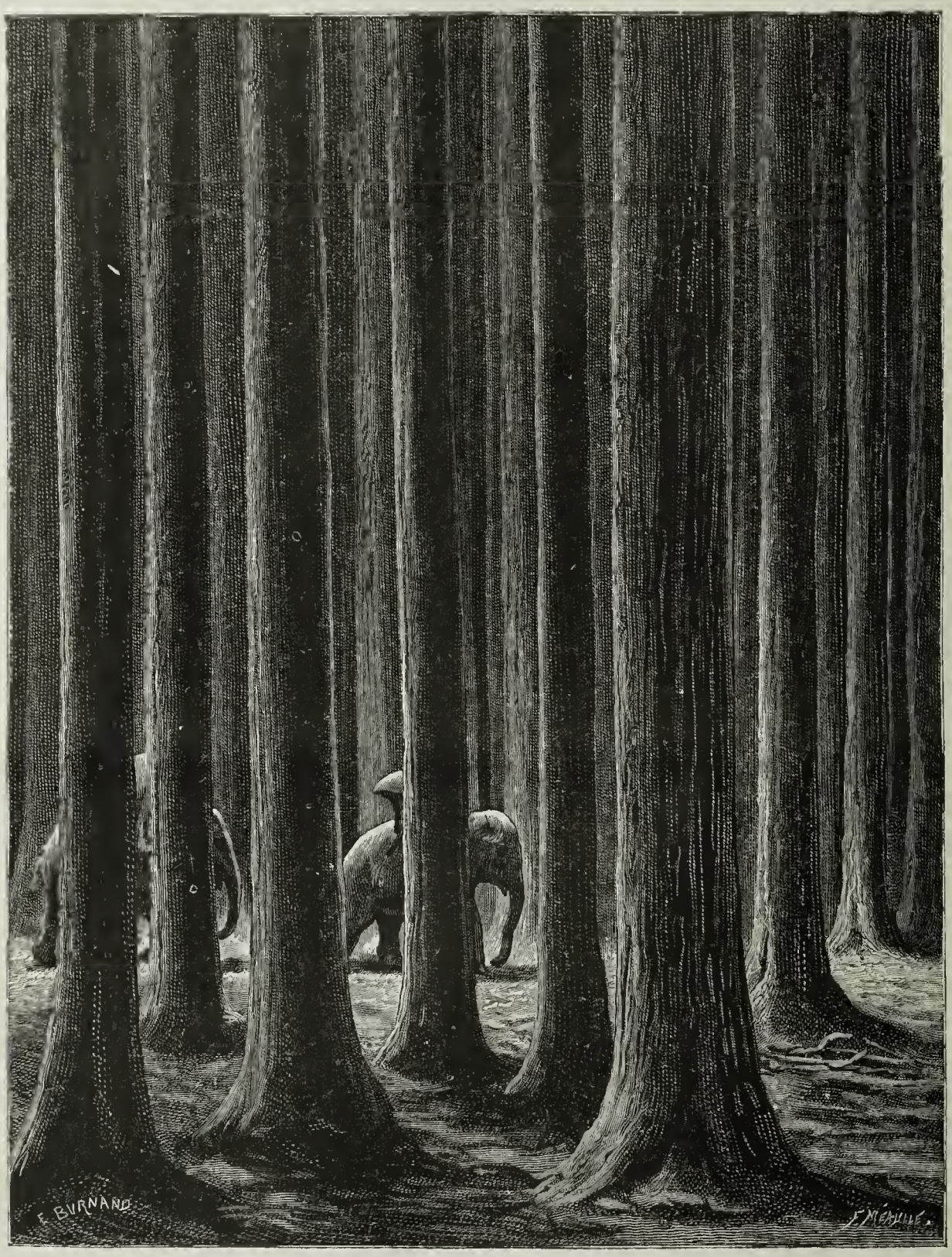
Vier Tage lang ging es in südwestlicher Richtung am Nam Lao, einem ansehnlichen rechten Zuflusse des Nam Kok, entlang durch ein hügeliges, mit reichen Dörfern und theilweise mit prächtigen Teak-Wäldern bedecktes Land. Letztere unterscheiden sich von allen anderen Wäldern, die der Reisende bis dahin in Hinterindien gesehen hatte. Verschwunden ist das unentwirrbare Durcheinander von Lianen und Rotang des Urwaldes, wo die verschiedensten Baumarten durch einander gemischt sind, der Anblick bei jedem Schritte wechselt und das Auge selten ein paar hundert Meter weit vorauszudringen vermag; im Teak-Walde dagegen erscheint alles so regelmäßig, als wäre er von Menschenhand gepflanzt worden. Die gewaltigen Stämme steigen senkrecht 30 m und mehr empor, ehe sie einen Zweig zur Seite schicken, und alsdann breitet sich das Laubwerk horizontal aus und bildet ein dichtes, ununterbrochenes Dach: man reist in diesen Wäldern wie zwischen den Säulen eines riesenhaften Tempels. Die breiten, schweren, glänzenden Blätter, die man dort zu Lande zu haltbaren Dächern verwendet, fallen alljährlich ab und bedecken den Boden, so daß kein Strauch, kein Grashalm in solchen Wäldern wächst, was ihnen ein ganz eigenthümliches Ansehen verleiht.

Leider können die im Gebiete des Mekong vorhandenen Wälder weder jetzt, noch in der Zukunft ausgebeutet werden, denn die Wasserscheide zwischen Mekong und Menam ist zu hoch, um die Stämme dort hinüberzuschaffen, und dieselben auf dem Mekong nach Phnompenh hinabzuflößen, ist vollends unausführbar. Nur wenn sich Europäer später im oberen Laos-Lande und besonders in Luang Prabang niederlassen sollten, könnten sie aus diesen Wäldern Nutzen ziehen.

Am 27. gelangte Neis auf ein fruchtbares Plateau, das der obere Nam Lao durchströmt, ritt zwei Stunden lang durch schöne Reisfelder und erreichte dann Möong Paprao, wo die Elephanten gewechselt werden sollten, zur größten Freude seines Kornaks, eines jungen intelligenten Menschen, der untröstlich war, seine Frau so lange Zeit nicht wiedersehen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Schwarzbauch-Laos sehr von den Weißbäuchigen; denn letztere trennen sich leicht von ihren Frauen und halten sich, reich geworden, deren mehrere. Bei den Schwarzbäuchen huldigen dagegen nur die Mandarinen der Polygamie; unter dem Volke ist die Frau die absolute Herrin, während der Mann arbeiten und herbeischaffen muß. Wenn er sich verheirathet, so tritt er in die Familie seiner Frau ein, muß derselben eine bestimmte Summe Geldes zahlen, und alles,

was er von nun an verdient, gehört seiner Frau oder vielmehr seiner Schwiegermutter, welche das Oberhaupt der Familie bildet. Beim Tode derselben erbt die Frau nebst ihren Schwestern; alsdann kann sich der Ehemann von der Familie seiner Frau trennen und ein Haus für sich beziehen, aber seine Frau bleibt darum doch die einzige Eigenthümerin und Verwalterin des Vermögens. Ein Mann, der sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, ist, wenn er seine Frau verloren, im Alter von seinen Töchtern und Schwiegertöchtern abhängig. Diese merkwürdigen Zustände sind wohl nicht durch ein geschriebenes Gesetz geregelt, sondern lediglich die Folge des sanften, schwachen Charakters dieser gutmüthigen Menschen, welche Thränen vergießen, wenn sie sich auf einige Tage von ihren Frauen trennen müssen.

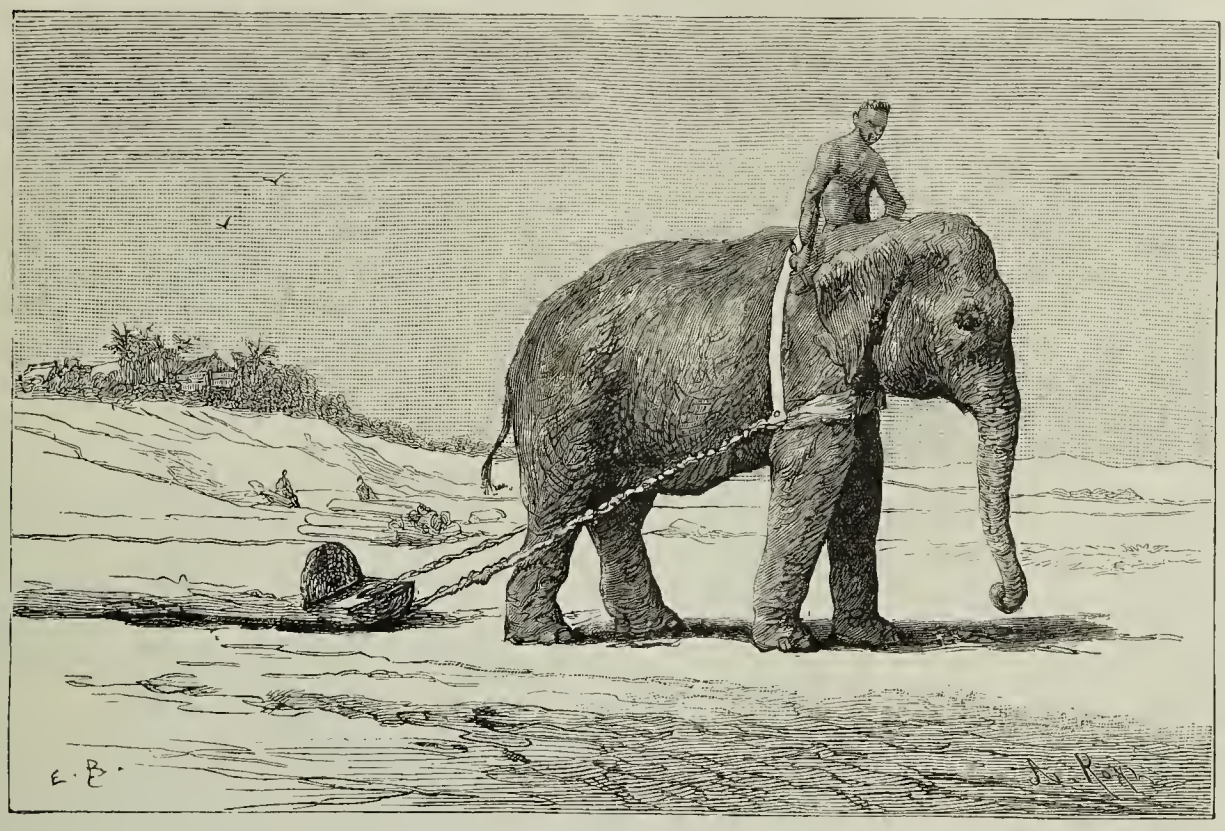
Möong Paprao ist eine Festung mit Gräben, Erdwällen und starken Palissaden, die aber nur von wenigen hundert



Wald von Teakbäumen.

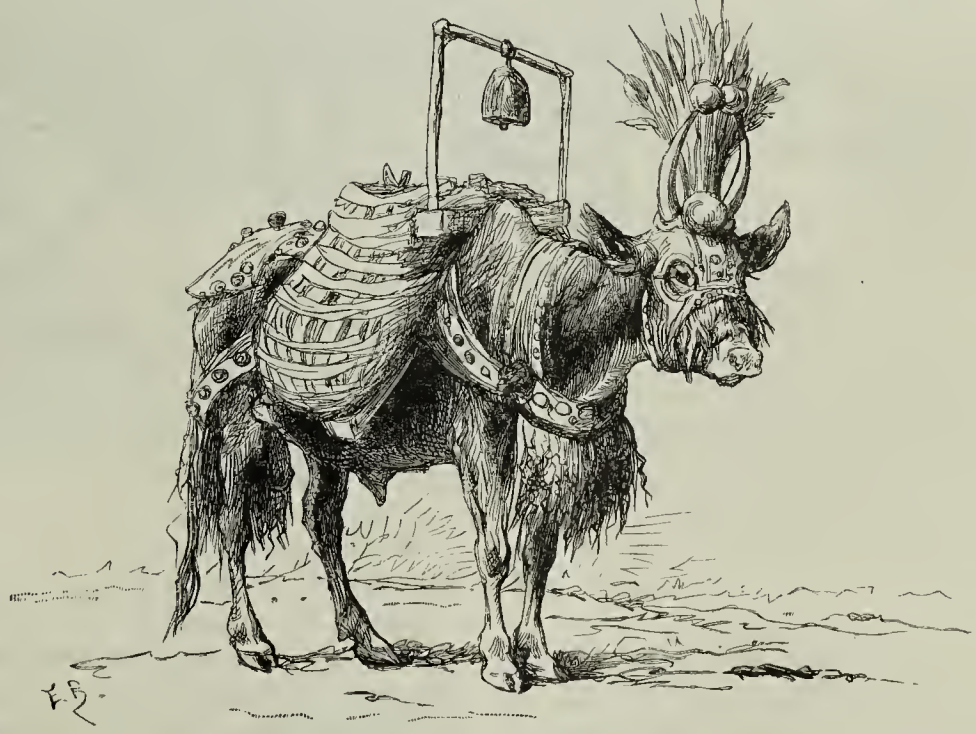
Menschen bewohnt ist. Dabei ist es ein wichtiger Straßenknotenpunkt, wo alltäglich während der trockenen Zeit mehrere hundert Lastthiere durchpassirten. Diejenigen, welche nach Xieng Maï gehen, sind meist mit Baumwolle beladen; die, welche von dort kommen, bringen Salz, Arekanüsse, Zeuge und einige europäische Waaren. Jede Karawane besteht aus Abtheilungen von 10 bis 12 Stieren, die von zwei Männern oder öfters von einer Familie, Frau, Mann und mehreren Kindern, geführt werden. Vor der ganzen Karawane schreitet ein ausgewählter und schön geputzter Stier; derselbe trägt eine Art bunten Stirnschmuckes; seine Hörner sind mit rothem Stoffe überzogen und tragen an der Spitze wollene oder seidene Kugeln; zwischen denselben erhebt sich ein Strauß von Pfauenfedern und über der Ladung auf seinem Rücken hängt eine Glocke, die schon von Weitem das Nahen der Karawane ankündigt. Ebenso wird jede Abtheilung der Karawane von einem weniger reich geschmückten, aber eine Glocke tragenden Stiere angeführt.

Diese Thiere, die sehr sanft zu sein scheinen, tragen nur 30 bis 40 Kilo; mit Tagesanbruch brechen sie auf und machen gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags an einem Bache Halt. Die Kaufleute müssen es sehr eilig haben, wenn dann noch Nachmittags marschirt werden sollte. Die Thiere werden alsbald abgeladen und weiden, bis sie bei Einbruch der Nacht zum Schutze gegen wilde Thiere in ein, aus ihren Lasten hergestelltes Gehege getrieben werden.



Elephant, einen Teakstamm schleppend.

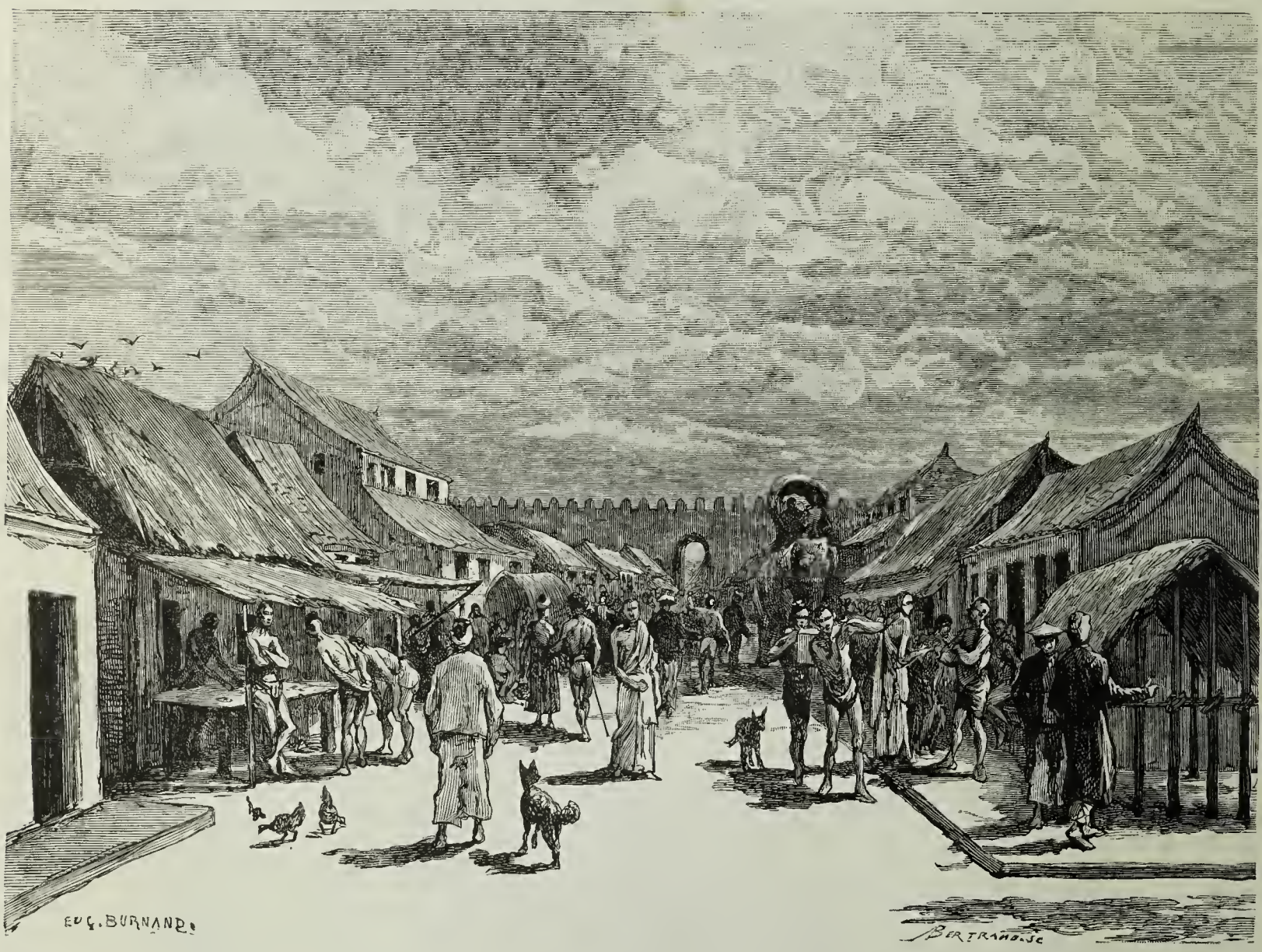
Am 28. setzte Neis seine Reise fort und begann am 29. den Aufstieg auf das Gebirge, welches hier die Scheide zwischen den Zuflüssen des Mekong und des Menam bildet. Um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags lagerte er an der Quelle des letzten Baches, der zum Mekong fließt, etwa 900 m über dem Meere; die Vegetation hatte sich hier vollständig verändert: der Teakbaum war verschwunden und dafür traten große Bäume der gemäßigten Zone auf, darunter Birken und verschiedene Koniferen, auch zahlreiche Cycas und in der Ebene nicht vorkommende Baumfarne. Vorüberreisende stecken oftmals diese Wälder in Brand, um das Gestrüpp zu vertilgen, den Weg dadurch gangbarer zu machen und Verstecke für die Tiger längs der begangenen Straße zu zerstören. Mitunter aber geräth ein großer harzhaltiger Baum ganz und gar in Flammen und brennt dann mehrere Tage lang, indem er die Vorübergehenden mit Funken und brennenden Zweigen überschüttet und die Elephanten in Schrecken setzt. Ueberhaupt sind diese Thiere sehr furchtsamer Natur; so oft sich eine nahende Ochsen- oder Maulthierkarawane durch Klingeln ankündigte, mußte man mit den Elephanten seitab biegen, um ihnen den ungewohnten Anblick zu entziehen, und kurz vor Xieng Maï jagten zwei Reiter durch ihr bloßes Erscheinen sämmtliche Elephanten in die wildeste Flucht. Am 1. März wurde der Weg zusehends schwieriger; wie ein Gesims zieht er sich am Abhange der Berge über tiefen Schluchten hin und bietet den Elephanten kaum Raum genug, die Füße zu setzen. Diese marschirten denn auch mit einer verzweifelten Langsamkeit, untersuchten den Boden mit dem Rüssel, machten dann erst einen Schritt vorwärts und sondirten von Neuem, ehe sie einen anderen Fuß nachzogen. So brauchte man, um einen Kilometer zurückzulegen, eine Stunde! Bei Ochsenkarawanen kommen an dieser Stelle öfters Unglücksfälle vor, obwohl man Vorkehrungen trifft, um das Begegnen zweier Trupps zu vermeiden.



Leitochse einer Karawane.

Dieser Paß trägt den charakteristischen Namen Doë oder Pu Pi Pannam, d. h. Berg des Geistes, welcher die Wasser scheidet. Es ist ein weiblicher Geist, dem man zuvor ein Opfer bringen muß, ehe man den Paß überschreitet; darum sind alle Zugänge bedeckt mit Holzklötzen von allen Größen,

welche in roher Weise Phallen darstellen, durch welche sich die Reisenden die Gunst der Göttin zu erkaufen suchen. Um 8 Uhr befand man sich auf dem höchsten Punkte, circa 950 m über dem Meere, und wenige Minuten später erblickte man am Grunde einer tiefen Schlucht einen zum Menam fließenden Bach, den Mekuong, einen Zufluß des zum Menam gehenden Meping. Den Rest des Tages ging es langsam bergab, zuweilen auch wieder bergauf. Zwischen 700 und 600 m traten wieder Teak-Wälder auf. Bald nach Mittag des nächsten Tages erreichte man dann die weite Ebene, in welcher Xieng Maï liegt, hatte dort den schon erwähnten Unfall mit den scheu gewordenen Elephanten zu bestehen und legte die letzten 20 km bis zur Hauptstadt, die fortgesetzt durch Reisfelder und bei einzelnen Gärten vorbeiführen, zu Fuße zurück, weil man nicht wagte, die Elephanten nochmals dem ungewohnten Anblicke eines Pferdes preiszugeben. Es war bereits dunkel, als Neis um $6^1/_2$ Uhr vor der Stadt am linken Ufer des Meping ankam; da am selben Morgen ein Theil der etwa 100 m langen Holzbrücke, welche über den Fluß führt, unter einer Ochsenkarawane zusammengebrochen war, so mußte er denselben durchwaten, um die Vorstadt zu erreichen. Dieselbe besteht aus einigen gemauerten Chinesenhäusern und zahlreichen birmanischen und chinesischen Läden, so daß man $^3/_4$ Stunden braucht, um die Entfernung vom Flusse bis zu der ersten Mauer der befestigten Stadt zurückzulegen. 100 m weiterhin folgt eine zweite und 1 km weiter wieder eine solche Doppelmauer. Zahlreiche schöne Pagoden und



Die Stadt Xieng Maï.

weite Gärten, in denen Holzhäuser liegen, füllen den größten Theil des Inneren; mitten drinnen, 2 km von der inneren Mauer entfernt, befindet sich der Palast des Königs. So wurde es $7^1/_2$ Uhr, ehe Neis am Tribunal anlangte und sein Unterkommen fand.

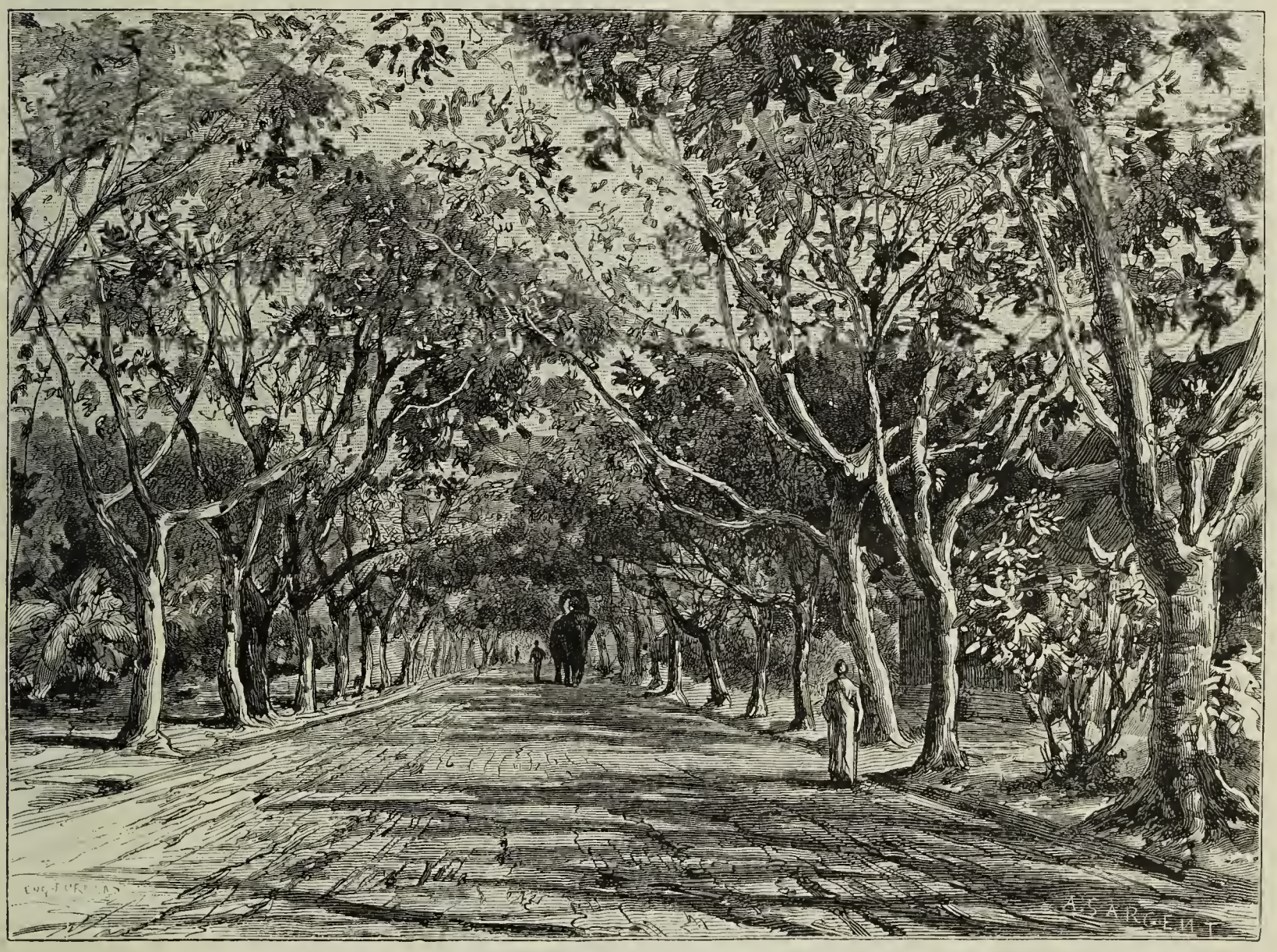
Die Aufnahme seitens des Königs war eine freundliche; es ist ein alter, schlauer und intelligenter Mann, der es vortrefflich versteht, den Dummen zu spielen, wenn es ihm unbequem ist zu antworten. Der König von Siam unterhält dort drei Residenten, um ihn und das Vordringen der Engländer zu überwachen; denn letztere gewinnen hier täglich mehr Boden. Ein einziges englisches Haus zahlt dem Könige von Xieng Maï jährlich 40 000 Pf. St. für die Ausbeutung der Teak-Wälder, und während der Anwesenheit des Dr. Neis wurde ein zweites derartiges Geschäft abgeschlossen. Auch scheint eine starke Ausfuhr von Rindvieh nach Moulmein stattzufinden.

Allmorgendlich besuchte Neis den Markt, welcher in der Hauptstraße der Stadt zwischen dem ersten Thore und dem Königspalaste abgehalten wird, und auf welchem sich mehr als 10 000 Menschen der verschiedensten Stämme, Laos, Birmanen, Karen, Ngius und Chinesen, zusammenfinden, um alle möglichen Produkte, Lebensmittel, Stoffe, Waffen und Schmuckgegenstände zu kaufen und zu verkaufen. Die häufigste und wichtigste Handelswaare aber scheinen Blumen zu sein; alle Frauen, selbst die ärmsten, tragen Blumen in den Ohren und Haaren, und ebensowenig verschmähen junge Leute und selbst Männer in reiferen Jahren diesen Schmuck.

Da Neis, mittellos wie er war, bei dem habsüchtigen Könige von Xieng Maï keine Unterstützung fand, so nahm

er zu den siamesischen Residenten seine Zuflucht, welche ihm riethen, zu Lande über Lampun zu reisen und ihm einige Träger und Elephanten für das Gepäck verschafften. So konnte er am Nachmittage des 16. März zu Fuße, wie er gekommen war, die Stadt verlassen. Seine Route folgte zu einem großen Theile einer schönen Chaussee von mehr als 50 m Breite, die von großen Bäumen beschattet und von zahlreichen, gut gehaltenen Pagoden eingefaßt wird. Dieselbe ist wahrscheinlich ein Werk der Birmanen, aber heute vielfach verfallen und beschädigt. Am zweiten Tage erreichte Neis Lampun, eine kleine befestigte Stadt am Ufer des Nam Kuang, eines kleinen Zuflusses des Meping, wo ein direkt von Bangkok abhängiger Gouverneur sitzt, ein kleiner, alter, häßlicher Mann ohne Bart, Haare und Zähne, der den höchsten Respekt vor dem Barte des Reisenden hatte und auf sein Bitten die reichlich ausgenutzte Erlaubniß erhielt, mit seiner Hand durch denselben fahren zu dürfen; er besaß auch einige Diener, die er in seiner ganzen Provinz zusammengesucht hatte, und die einen, für die dortigen Verhältnisse ansehnlichen Bartwuchs besaßen.

Drei weitere Marschtage durch ein mit Teakwäldern bedecktes Hügelland brachten Neis nach La Kon, der früheren Hauptstadt der Schwarzbäuche, die noch heute bedeutend ist und in ihrem Gebiete riesige Teakwälder besitzt, welche von Birmanen und theilweise schon von englischen Häusern ausgebeutet werden; letztere lassen sich ihre Con-



Straße von Xieng Maï nach Lam Pun.

cessionen von Jahr zu Jahr mehr erweitern. Der dortige Hafen enthält Hunderte von Barken, die zu dieser Jahreszeit, wo die Schiffahrt fast ganz unterbrochen ist, fast alle auf dem Trockenen liegen. Dieselben sind größer und bequemer, als die aus einem Baumstamme ausgehöhlten laotischen Pirogen, haben mehrere Kajüten und meist auch ein Segel, das aber nur bei Wind von hinten zu gebrauchen ist. Eine solche Barke miethete Neis und trat damit am 25. März seine lange und oft schwierige Fahrt von La Kon nach Bangkok an. Der Me Van besitzt nämlich zahlreiche Sandbänke, und zudem erschweren große Flöße von Teakholz während der trockenen Jahreszeit die Schiffahrt; seine Ufer sind wenig bewohnt, so daß Neis während 13 Reisetagen nur auf eine einzige bedeutende Stadt, Möong Tön, traf und es schwierig fand, sich Lebensmittel zu verschaffen. Drei Tage lang mußten er und seine Begleiter nach Art der Eingeborenen, wenn dieselben keinen Reis haben, sich von Bambussamen ernähren. Sehr häufig dagegen waren birmanische Holzhauer, welche die Teakwälder ausbeuten; in Folge ihrer Anwesenheit sind in der Umgegend von Möong Tön Fälle von Piraterie häufig. Am 7. April fuhr man in den Nam Ping ein, dessen Ufer mit ihren zahlreichen Dörfern und Pagoden, Reisfeldern und Palmenpflanzungen ein ungleich belebteres Bild darbieten. Am 8. April wurde die Stadt Raheng passirt, am 19. der eigentliche Menam erreicht, am 25. genoß Neis die herzliche Gastfreundschaft der katholischen Mission in Ajuthia und besuchte die Trümmer der ehemaligen Haupt-

stadt Siams und am 27. April Morgens landete er bei dem französischen Konsulate in Bangkok, womit diese Reise ihr Ende erreichte. Reis ließ ihr dann noch einen Besuch der Ruinen von Angkor folgen und durchzog zu Fuß das

Floß von Teakbäumen.

ganze Siam von Westen nach Osten. Am 1. Juni 1884 langte er dann wieder in Phnompenh, der Hauptstadt Cambodjas, an, welche er am 19. November 1882 verlassen hatte.

Eine Reise nach dem Taß-Busen.

Von **de Dobbeler.**

II. (Schluß.)

Am Abend war es eine Hauptsache, eine gute Moosweide zu finden, wurde diese nicht getroffen, so konnte die Fahrt bis in die Nacht dauern; gewöhnlich fuhren wir aber in der letzten Zeit nur $8^1/_2$ Stunden am Tage, diese aber, mit Ausnahme einer Pause von drei Minuten, ununterbrochen. War Abends ein günstiger Platz gefunden, so wurden die Renthiere gleich ausgespannt und das Zelt aufgeschlagen.

Im Inneren des Zeltes war natürlich Schnee, auf diesen wurden die Bretter, ein paar Matten und Felle, sowie eine eiserne Platte für das Feuer gelegt; nur unter der letzteren thaute der Schnee auf und die frisch und schön aussehende Renthierflechte kam zum Vorschein. Eine der ersten Verrichtungen war, Feuer anzuzünden und einen großen, mit Schnee gefüllten Kessel darüber zu hängen, um Wasser zu erhalten; war dieses in genügender Menge vorhanden, so wurde gekocht und dann die aus Fischen und Renthierfleisch bestehende Mahlzeit gehalten; nach derselben wurde Thee getrunken und ein paar Pfeifen Tabak geraucht. Es mußte alles dieses in halbliegender Stellung besorgt werden, weil das Zelt dicht mit Rauch gefüllt und nur einige Fuß hoch über dem Boden frische Luft war. Die Samojedenfrau hatte unterdessen mit ihrem Kinde zu thun; das kleine Mädchen mußte den ganzen Tag in der von mir schon beschriebenen Wiege liegen und nur am Abend wurde es herausgenommen, um am Feuer erwärmt zu werden.

Wenn mit diesen Verrichtungen ein paar Stunden hingebracht waren, so legten sich alle zur Ruhe nieder, um mit dem allmählichen Verlöschen des Feuers einer nach dem anderen einzuschlafen.

Die Renthiere mußten während der Nacht ihr Moos (Flechte) aus dem oft hohen Schnee scharren, fressen und ausruhen. Sie entfernen sich nicht sehr weit von dem Zelte, weil sie Furcht vor den Wölfen haben; wenn Wölfe kommen, so laufen die Renthiere nach dem Zelte und um dasselbe herum, versuchen auch wohl ins Zelt einzudringen; der größeren Sicherheit wegen wachten aber der Ostjake oder einer der Samojeden bei der Heerde.

Zwischen 5 und 6 Uhr Morgens wurde im Zelte Feuer angezündet, dann Thee getrunken, rohe Fische, Fischfett und etwas Brot gegessen; diese und die Abendmahlzeit waren die einzigen am Tage. Nach dem Morgenbrote mußte das Zelt abgebrochen und dieses sowie die übrigen Sachen auf den Schlitten verpackt werden. Hierauf wurde die Renthierheerde mit den Hunden in die Nähe des Zeltes getrieben und von ein paar Männern, welche einen langen Riemen (Lasso) straff angespannt hielten, erwartet; sobald die ersten Renthiere an den Riemen kamen, standen sie still, ein Halbkreis wurde gebildet und die noch nachfolgenden in die Oeffnung getrieben. Andere Männer gingen zwischen die nun zusammengedrängt stehenden Renthiere, faßten je ein oder zwei derselben um den Hals und führten sie zum Schlitten, um sie anzuspannen. Oft geschah es auch, daß einige Renthiere über den Riemen hinwegsprangen und mit dem Lasso eingefangen werden mußten; einige Male gelang auch dieses nicht und ein paar solcher Wildfänge liefen dann den ganzen Tag lose neben der Karawane her und machten die eingespannten Thiere scheu. Nie habe ich aber gesehen, daß die Samojeden oder Ostjaken ihre Renthiere schlecht behandelten, etwa mit den Füßen stießen oder schlugen.

Bis 9 Uhr Morgens war gewöhnlich die Arbeit des Zusammentreibens, Einfangens und Anspannens der Renthiere vollendet und um diese Zeit setzte sich die Karawane in Bewegung.

Am 16. und 17. December fuhren wir über baumlose Schneeflächen, am 18. wurde diese Einförmigkeit durch drei mäßig hohe Berge, Perkussiedi, auf welchen die Samojeden opfern, unterbrochen. Der 19. December war ein Ruhetag; es war der erste recht kalte Tag, — 28° R. Am 20. December passirten wir mehrere Flüsse, welche von schönen Wäldern umgeben waren; der bedeutendste derselben hieß Jangiha oder Mammuthfluß; später fuhren wir durch eine mit 10 bis 20 Fuß hohen Hügeln dicht besäete Gegend und trafen am Abend einen Teufelsaltar.

Der 21. December war zwar ein kalter, aber heller und windstiller Tag. Morgens 9 Uhr waren — 27° R. Der Sonnenaufgang um 9 Uhr 45 Min. nach meiner Uhr war besonders schön; es schien, als loderten mächtige Flammen am Himmel empor, dann bildeten sich zu beiden Seiten der Sonne zwei Nebensonnen, welche von der in der Mitte stehenden nur durch ihre Größe zu unterscheiden waren. Als die Nebensonnen verschwunden waren, war der Schein der Sonne heute wie an anderen Tagen so matt, daß man sie, trotz des unbewölkten Himmels, stundenlang betrachten konnte, ohne geblendet zu werden. Sie ging nach meiner Uhr um 2 Uhr 15 Min. unter, das Abendroth war aber noch bis 6 Uhr und später zu sehen. Es folgte eine schöne sternklare, aber kalte Nacht; erstes Mondviertel. Am 22. December zeigte mein Quecksilberthermometer — 30° R. Leider hatte ich nur diesen Thermometer und konnte daher später die Kältegrade nicht regelmäßig messen.

Nachdem wir in den letzten Tagen und am 23. December über öde, baumlose Flächen gefahren waren, trafen wir am Abend einen der heiligsten Orte der Samojeden, den von herrlichen, schlanken Bäumen umrahmten Nuiha oder Gottesfluß. Am Ufer lagen drei, etwa $2^1/_2$ bis 3 m hohe Hügel von Renthierschädeln; die weitere Umgebung des Flusses war eine wilde Waldpartie; ich sah Bäume von außerordentlicher Stärke. Am 24. December wurde das Zelt mit der Samojedenfamilie und einem Dolmetscher zurückgelassen und es mußte deshalb während der folgenden Nacht der Schlitten oder der Schnee als Lagerstätte dienen. Der 25. December, der letzte Tag unserer Reise mit Renthieren, war verhältnißmäßig warm, das Wetter herrlich, die Gegend eine schöne Waldlandschaft und die Fahrt eine sehr rasche; die Sonne war eben untergegangen, als wir in Surgut ankamen.

Die Einwohner Surguts sind größtentheils Nachkommen der von Jermak nach Sibirien geführten und später von der russischen Regierung dahin gesandten Kosaken. Sie treiben Handel, Viehzucht und den Anbau von Kartoffeln, Erbsen und Bohnen, da die Zone des Getreidebaues erst südlicher beginnt. Es befindet sich in Surgut eine Kirche und eine kleine Kaserne mit einigen Soldaten und einem Officier, auch einige Verbannte leben dort. Während meines elftägigen Aufenthaltes herrschte sibirische Kälte, die Kälte betrug selten oder gar nicht weniger als — 30° R.; am 1. Januar 1885 waren — 36° R., am folgenden Tage über — 40° R. Auch während der Reise von Surgut nach Tobolsk waren zwischen — 30° und — 40° R. und darüber, welches ich später in Tobolsk bestätigt hörte.

Am 5. Januar 1885 Abends wurde die Reise nach Tjumenj angetreten. Herr Wardropper, mein Dolmetscher und ich mit meinen Sachen fuhren in einem großen Schlitten. Die Fahrt wurde jetzt mit Pferden fortgesetzt und hatten wir bis Tobolsk inklusive 19 Stationen, welche durchschnittlich 50 Werst von einander lagen, zuweilen weniger, zuweilen mehr, so daß die Entfernung von einer Station zur anderen 60 Werst und darüber betragen konnte. Nur die sibirischen Pferde können solche Entfernungen in der Kälte, dem Schnee, auf gar keinen oder den schlechtesten Wegen im raschen Tempo zurücklegen. Wie in Rußland wird ununterbrochen von einer Station zur anderen gefahren, auf jeder Station die Pferde gewechselt; während aber in den mehr bevölkerten Theilen Rußlands die Stationen 20, höchstens 30 Werst von einander entfernt sind, kann die Entfernung derselben in Sibirien 70 und mehr Werst betragen. Die Schnelligkeit der kleinen russischen Pferde ist bekannt, sie legen mit dem Schlitten auf guten Wegen drei bis vier Meilen in der Stunde zurück, die sibirischen Pferde übertreffen sie noch, besonders an Ausdauer.

Diese nun folgende Reise war ungleich beschwerlicher und anstrengender, als die mit Renthieren gemachte und die während derselben herrschende Kälte war ungleich härter und strenger wie bisher. Unser Schlitten war mit den Sachen und mit uns überfüllt, wir hatten kaum neben einander Platz. Herr Wardropper mußte unter allen Umständen so rasch wie möglich nach Tjumenj und ich wollte und mußte mich mit meinem Dolmetscher ihm anschließen. Waren früher die vorsichtigen Samojeden und Ostjaken unsere Führer gewesen, welche bedächtig die besten Wege aufsuchten und die leichten kleinen Schlitten auf der Schneefläche dahin gleiten ließen, wie Schiffe auf unbewegtem Meere, so waren unsere Führer jetzt Russen, Russen mit

ihren Wahlsprüchen: „Wie Gott will.“ „Es kommt auf den Versuch an.“ „Es muß biegen oder brechen“; Russen mit ihrem ungestümen Vorgehen, sobald sie ein bestimmtes Ziel erreichen wollen.

Der schlechten Wege halber werden drei Pferde in einer Linie vor einander gespannt; dieses macht das Lenken derselben sehr beschwerlich und hatte man bisher kaum ein Wort des Antreibens während des ganzen Tages gehört, so ruht die Zunge des russischen Rosselenkers, des Jämtschik, keinen Augenblick. „He, meine Täubchen, ich habe ein Trinkgeld nöthig und deshalb müßt ihr laufen; juch! juch! Wenn ihr nicht laufen wollt, so wartet lange, ehe ihr wieder Futter bekommt; nu! nu! Teufel, Dummköpfe, euch sollen alle die Wölfe holen.“ Dann pfeift er und springt vom Bocke, welcher aus einem einzigen schmalen Brette besteht, herunter, läuft in seinem Pelze, im Schnee und eisiger Kälte, nach dem an der Spitze gehenden Pferde, schlägt dieses mit der kurzen Peitsche, hierauf das zweite und dann das dritte. Die Pferde nehmen einen Anlauf und der Schlitten rast an dem Jämtschik vorbei, dieser läuft hinterher und hat den Schlitten bald eingeholt, er schwingt sich auf das als Bock dienende Brett, legt sich auf den Rücken, klatscht in die Hände, ruft juch! juch! und dasselbe Schelten und Antreiben beginnt von Neuem.

Der Schlitten wird unterdessen von einer Seite zur anderen geschleudert, bald scheint er nach rechts, bald wieder nach links umfallen zu wollen; die an den Seiten befindlichen Stößer oder Stoßleisten verhindern dieses zwar einigermaßen, machen aber die Bewegungen um so empfindlicher, bald erhält man Stöße von der Seite, bald wieder von unten, dann wird man von den Mitreisenden zusammengedrückt und dann wieder wird man selbst auf diese geschleudert, und endlich giebt es am ganzen Körper keine Stelle mehr, die nicht gestoßen oder gedrückt wäre. Glücklicher Weise milderte die dicke Pelzbekleidung etwas diese Unannehmlichkeiten, aber sie sind auch nicht die einzigsten. Am Wege ist eine nicht unbedeutende Vertiefung des Bodens, der Jämtschik hat zu viel mit den Pferden zu thun, um sie zu bemerken, oder es ist auch schon dunkel geworden, der Schlitten kommt an dieselbe und einen Moment später hat er sich umgekehrt; die Reisenden liegen unter dem Schlitten oder daneben, die Sachen auf dem Reisenden oder im Schnee. Schon hat während des ganzen Tages das Gesicht in Folge der Kälte geschmerzt, als würde es mit tausend Nadeln zerstochen, jetzt müssen auch die Hände und Finger der Kälte preisgegeben werden, der Schlitten muß wieder aufgerichtet, die Sachen, welche in der Dunkelheit kaum alle zu finden sind, müssen gesucht und verpackt werden. Hiermit haben die Leiden noch kein Ende; wir fahren am hellen Tage und erreichen das steile Ufer eines Flusses; unser Schlitten ist stark, aber ob er den Fall aufs Eis vertragen kann, ist noch eine Frage. Diese Frage stellt sich der Jämtschik nicht, sondern er denkt: „Es kommt auf den Versuch an“, und hinunter fliegen Pferde und Schlitten. — Der Versuch ist nicht gelungen, sondern der Schlitten ist gebrochen und der eine Reisende hinkt, der zweite reibt sich die Schultern, während sich der dritte den Kopf hält. Wir sind ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Stationen angekommen, die eine wie die andere ist ein paar Meilen entfernt und der Jämtschik muß auf einem Pferde zurückreiten, um ein Beil und andere Werkzeuge zu holen, welche zum Repariren des Schlittens nothwendig sind. Die Reisenden klagen indessen über die in Folge des Falles hervorgerufenen Schmerzen, über die sibirische Kälte, reiben sich Nase und Wangen und halten die Pferde. Der Jämtschik kommt nach längerer Zeit zurück und reparirt den Schlitten nothdürftig, aber die eine abgebrochene Stoßleiste ist nicht genügend zu befestigen und der Schlitten balancirt nicht. Wenn auch deshalb und wegen der eingetretenen Finsterniß langsam und vorsichtig gefahren wird, so werden die Reisenden dennoch gezwungen, den schon genügend bekannten Schnee noch ein halbes Dutzend Mal gründlich zu untersuchen, ehe sie todtmüde und ermattet die nächste Station erreichen.

In dieser Schilderung ist nichts übertrieben, alles ist im vollsten Maße während dieser Reise von mir selbst erlebt.

Wenn auch Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle vorkommen, so hat doch das etwas ungestüme Vorgehen sowohl seitens der Reisenden wie seitens der Jämtschike seine Berechtigung und liegt in der Natur der Sache; wollte man jede Nacht schlafen, überhaupt mit Bequemlichkeit reisen und wollten die Jämtschike ihre Pferde schonen, wie viel Zeit würde man dann gebrauchen, um die großen Entfernungen zu überwinden; eine Reise von Surgut nach Tjumenj könnte Monate dauern.

Beobachtungen irgend welcher Art konnten auf dieser Fahrt wenig gemacht werden, die physischen Kräfte waren zu sehr in Anspruch genommen und die Kälte zu intensiv. Das Gesicht schmerzte aufs Empfindlichste, auf der Wange und der Nase erfror die Haut und bildeten sich große Blasen; unsere Samojeden-Pelzbekleidung war da, wo sie unmittelbar das Gesicht berührte und am Halse feucht, während sich überall in den das Gesicht umrahmenden Fellhaaren Eiszapfen bildeten. Die Nase sondert bei der strengen Kälte fortwährend Flüssigkeit ab und der Gebrauch eines Taschentuches ist nicht allein beschwerlich, sondern man reibt auch mit demselben die Haut wund. Versuchte man das Gesicht durch Tücher zu schützen, so waren Gesicht und Tücher bald so feucht und naß, daß sie wieder entfernt werden mußten; hatte man die Augen geschlossen gehabt, so mußte man sie zuvor mit dem Finger reiben, um sie wieder öffnen zu können. Es ist fast unmöglich, in diesen Gegenden und während der Reisen einen Bart zu tragen. Samojeden und Ostjaken rupfen ihre Barthaare aus, die Russen rasiren den Bart im Winter, tragen ihn aber im Sommer.

In unaufhaltsamer Eile ging es Tag und Nacht über Schneeflächen, durch Wälder, über und auf eis- und schneebedeckten Flüssen dahin. Die Stationen waren größtentheils in russischen Häusern, nur die vierte und fünfte in den Häusern ansässiger, Viehzucht treibender Ostjaken und später eine im Hause eines Tartaren. Die Gebäude in den sibirischen Dörfern und Ansiedelungen sind geräumiger wie in Rußland und im Inneren zwar einfach, aber recht gut eingerichtet und mit zweckentsprechenden Oefen versehen. Sogar in dem Hause eines Ostjaken, welches als Poststation diente, fand ich ein Zimmer, dessen Wände mit Zeug drapirt waren und welches mit Fußdecken, Tischdecken, einer Uhr, Papier, Feder und Dinte ausgestattet war. Zwischen der sechsten und siebenten Station in der Nähe Samarows passirten wir während der Nacht die hohen, bewaldeten Irtischufer-Berge. Nach der zehnten Station wurden die Wege merklich besser und die oben angedeuteten Unannehmlichkeiten, Unterbrechungen und Unglücksfälle hörten auf, nur war die Kälte noch ebenso quälend wie bisher.

Am 12. Januar 4 Uhr Nachmittags kamen wir bei der neunzehnten Station in Tobolsk an, blieben aber nur einige Stunden dort und fuhren Abends 9 Uhr nach Tjumenj weiter. Wir hatten eine der großen sibirischen Straßen erreicht, die Stationen lagen hier nahe bei einander und der Weg war ein ausgezeichneter; die Pferde wurden nicht

mehr vor einander, sondern neben einander gespannt (Troika). Am 13. Januar war das Wetter so schön, daß wir das Gesicht nicht mehr mit Tüchern zu bedecken brauchten; am Wege zeigte sich viel Wild, besonders viel Birkhühner, welche uns so nahe herankommen ließen, daß wir ein paar Mal versuchten, sie mit der Pistole zu erlegen. In der folgenden Nacht um $2^1/_2$ Uhr kamen wir in Tjumenj an, ich blieb hier eine kurze Zeit und setzte dann meine Rückreise fort, um nach einem Aufenthalte in verschiedenen Theilen Rußlands während des Winters und folgenden Sommers im September nach Deutschland zurück zu kehren.

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

I.

E. J. Von allen ostasiatischen Ländern hat Korea am längsten sich gegen fremde Einflüsse abgeschlossen und zwar nicht allein gegen die westlichen Barbaren, auch gegen die seiner eigenen geographischen wie ethnographischen Natur nahe verwandten Nachbarreiche China und Japan. Mit beiden trat Korea zwar wiederholt in nähere Verbindung, doch immer nur der Noth gehorchend; sobald es ihm gestattet wurde, dem eigenen Triebe zu folgen, zog es die scheidenden Grenzen nur um so strenger und fester. So ist es gekommen, daß erst die allerletzten Jahre uns eine etwas genauere Kenntniß des Landes verschafft haben, indem erst jetzt es Europäern möglich wurde, das Innere zu bereisen, ja die koreanische Regierung hat in jüngster Zeit sogar selbst die Hand zur Erforschung des Landes geboten. In ihrem Auftrage bereiste ein deutscher Geologe sämmtliche Provinzen des Reiches, um nach Lagerstätten von Kohlen zu forschen.

Und doch war Korea den Arabern, welche ihre kühnen Fahrten ostwärts selbst bis zu den entlegenen Küsten Nordostasiens ausdehnten, schon im achten und neunten Jahrhundert sehr wohl bekannt; der längere Aufenthalt, welchen ihre Schiffe in den Haupthäfen nahmen, erlaubte ihnen, auch gewisse Kenntnisse von den ferneren Gebieten zu sammeln, aber all diese Kenntnisse gingen verloren, als sie ihre Handelsbeziehungen mit Ostasien einstellten. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird Korea wiederum genannt.

Damals waren die unternehmenden Holländer bis nach Japan vorgedrungen und so kam es, daß im Jahre 1653 das holländische Schiff „Sparwer“ (Sperber) an der Küste von Quelpart Schiffbruch litt. Nach dem koreanischen Gesetze, welches den Fremden den Zutritt zum Lande streng untersagte und Schiffbrüchige festhielt, damit keinerlei Kunde in die Außenwelt gelangen könne, wurden die 36 der See entronnenen Holländer nach der Hauptstadt Kingkitaro, dem jetzigen Söul, fortgeschleppt und dreizehn Jahre lang in verschiedenen Diensten, besonders als Soldaten, verwandt, wobei man sie bald in diesen, bald in jenen Distrikt verschickte. Im Jahre 1667 gelang es endlich einem Theile dieser Gefangenen, von der Südküste nach Nagasaki und von dort nach Holland zu entkommen. Unter ihnen befand sich der Schiffsschreiber Hamel, welcher nach seiner Rückkehr einen Bericht seiner Erlebnisse und Beobachtungen verfaßte und 1668 in Rotterdam durch den Druck veröffentlichte. Es erging ihm damit wie Marco Polo und manchem anderen Reisenden jener Zeit; man schenkte seinem Berichte, den man für eitel Aufschneiderei ansah, keinen Glauben, doch haben neueste Forschungen seine Wahrhaftigkeit voll und ganz erwiesen.

Korea wurde zu jener Zeit und auch noch lange nachher als eine Insel angesehen. Es erscheint als solche zuerst auf der Karte, welche Ruysbroek, Ludwig's des Heiligen Gesandter, von der Mongolenresidenz Karakorum zurückbrachte, wo er dieselbe von den gleichfalls dort anwesenden Abgeordneten des koreanischen Herrschers empfangen hatte, und diese Inselform wurde auch später beibehalten; auf den Karten von Mercator, Ortelius und Sanson figurirt Korea noch immer in dieser Gestalt. Erst die 1732 von d'Anville ausgeführte Bearbeitung einer in Korea selbst angefertigten Karte des Landes gab uns ein getreueres Bild. Diese Karte war eine Kopie des Originals, welches im königlichen Palaste zu Söul hing. Der Kaiser Kanghi hatte eine Gesandtschaft mit einem Mandarinen der mathematischen Hochschule zu Peking nach Söul entsandt, um, wie von anderen Theilen seines ausgedehnten Reiches, auch von Korea eine möglichst genaue topographische Aufnahme zu erhalten. Die Gesandtschaft brachte eine in kleinerem Maßstabe gehaltene Karte nach Peking zurück, wo die damals dort anwesenden französischen Missionare sich beeilten, ein Duplikat anzufertigen und dasselbe nach Paris zu entsenden. Diese d'Anville'sche Karte blieb lange Zeit die Grundlage für alle später erscheinenden, denn von jetzt ab waren französische, englische und russische Seefahrer unausgesetzt thätig, das, was noch sehr im Argen lag, die Feststellung der Küstenumrisse, mit möglichster Genauigkeit zu bewirken. Eine eingehende Darstellung dieser erfolgreichen Unternehmungen bis in die neueste Zeit hat uns ein erschöpfender Aufsatz in Petermann's Mittheilungen für 1883 gegeben, dieselben brachten auch 1884 die augenblicklich beste Karte von Korea, gezeichnet mit Benutzung der neuesten Küstenaufnahmen nach einer im Jahre 1875 vom Kriegsministerium zu Tokio herausgegebenen und von E. Satow übersetzten Vorlage.

Die Nachrichten über die älteste Geschichte Koreas, ja über seine Geschichte überhaupt bis in die allerneueste Zeit herein, sind höchst unsicher. Was wir davon wissen, verdanken wir Klaproth, Siebold, Dallet, Pfizmaier, welche aus chinesischen und japanischen Quellen schöpften; Oppert hat in seinem vor einigen Jahren erschienenen Werke, dem ersten, welches nach längerer Zeit über das „verschlossene Land“ erschien, die verschiedenen, oft von einander abweichenden Berichte zusammengestellt, Richthofen hat uns beschrieben, was er von der Grenze sah und erfuhr. Aber erst seit der Eröffnung des Landes nach Abschluß von Verträgen mit Japan, Amerika, Deutschland, England, Rußland, Italien wurde ein tieferes Eindringen in das Land möglich. Noch 1875 konnte ein Japaner nur unter der Verhüllung eines Trauernden von Tshushima aus nach Fusan und von dort bis zu dem befestigten Lager von Taiku gelangen. Aber 1882 machte der englische Vicekonsul Carles, dann auch

J. C. Hall und H. A. C. Bonnar Reisen von Söul ins Innere, der erste legte seine Beobachtungen in englischen Blaubüchern nieder; die beiden anderen veröffentlichten die ihrigen in den Transactions of the Asiatic Society, of Japan. Eine werthvolle Ergänzung fanden diese Berichte durch die „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asiens“, in deren 31. und 33. Hefte P. Mayet, welcher im Oktober 1883 den Generalkonsul Zappe nach Söul begleitete, seine in Korea gewonnenen Eindrücke niederlegt. Endlich hat Dr. Gottschee 1884 eine größere, $5^1/_2$ Monate dauernde, Reise ausgeführt, um Nachforschungen nach Kohlenlagern zu machen, und dabei sämmtliche acht Provinzen durchzogen. Auf diesen Quellen und den Berichten der genannten Reisenden, sowie auf Mittheilungen des Deutschen Handelsarchivs und der österreichischen Konsulatsberichte fußt die nachfolgende Darstellung.

Die ersten staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen verdankt Korea der Einwanderung chinesischer Stämme in den nördlichen Theil der Halbinsel.

Die hier in der Folge herrschende chinesische Dynastie hielt sich unter 41 Königen, welche die Oberherrlichkeit des chinesischen Kaisers anerkannten, bis zum Jahre 108 unserer Zeitrechnung, da brachte eine Revolution Korea unter die unmittelbare Herrschaft Chinas, von dem es eine Provinz wurde. Indeß währte das Verhältniß nur wenig mehr als 60 Jahre, denn schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung stieg ein Häuptling des Stammes der Outsu, welcher das Land im Nordosten zwischen dem Gebirge und dem Japanischen Meere inne hatte, auf das Han-kang nieder und bemächtigte sich des Landes, das danach den Namen Koraï, chinesisch ausgesprochen Kao-li, empfing, zugleich bildeten sich im Süden der Halbinsel zwei andere kleine Königreiche, im Südosten am Japanischen Meere Sin-ra, am Gelben Meere im Südwesten Pe-tsi. Alle drei erkannten die Oberherrlichkeit Chinas an, das, namentlich in Koraï, seine Autorität zu wiederholten Malen geltend machte und dieses 668 sogar in eine chinesische Provinz verwandelte; nur ein Theil des Volkes wußte in dem Waldgebirge von Liao-tung seine Unabhängigkeit zu wahren. Hier bildete sich das kleine Reich Po-haï, das in der Folge sich bis zum Flusse Liao-ho ausdehnte. Aber es dauerte mehr als zwei Jahrhunderte, ehe es den Bewohnern von Koraï gelang, das ihnen auferlegte, widerwillig getragene Joch abzuschütteln und nicht allein bewirkten sie das nun in gründlichster Weise, sie dehnten ihre Eroberungen auch nach Süden aus und vereinigten nach der 935 erfolgten Unterwerfung von Sin-ra und Pe-tsi die ganze Halbinsel unter einem Scepter. Von hier ab gilt der Name Koraï, von den Europäern in Korea umgestaltet, in politischer und geographischer Beziehung für das ganze uns heute unter dieser Bezeichnung bekannte Gebiet.

Diese unabhängige Stellung wußte sich das neue Königreich bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu bewahren; als aber 1392 die alte Dynastie durch eine Revolution gestürzt wurde, stellte sich der neue König aus Dank für den Beistand, welchen ihm der chinesische Kaiser Taitsu gegen Japan geleistet hatte, unter die Oberhoheit Chinas, der an alte Feindseligkeiten erinnernde alte Name Koraï wurde in Tschausien umgeändert und dieser ist bis heute der officielle Name des Königreichs geblieben.

Man darf aber nicht daran denken, daß der Kaiser von China wirklich irgend welche Macht über Korea erlangte. Mit diesem eingegangenen Verhältnisse hörten nur die vorher sehr häufigen räuberischen Einfälle der Koreaner in die mantschurisch-chinesischen Gebiete auf, die man allein durch die kostspielige Aufbietung unmerisch überlegener chinesischer Streitkräfte hatte zurückweisen können. Nun schlossen beide Länder einen Vertrag, wonach ein neutrales Grenzgebiet eine trennende Scheide bilden sollte. Dieser auch heute noch bestehende Strich hat eine Breite von 50 bis 90 km und umfaßt theils bergiges, theils sehr fruchtbares, aber völlig unbewohntes Land. Denn die darauf befindlichen zahlreichen Dörfer und Städte wurden sämmtlich zerstört und der Verkehr zwischen beiden Nationen auf das Kao-li-mön, d. i. das Thor von Korea, beschränkt. Dieses Kao-li-mön, zwei Meilen östlich von dem großen chinesischen Handelsplatze Fong-whang-tschin gelegen, ist weiter nichts als ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Daran schließen sich westlich einige Gasthäuser und Hotels garnis und die Waarenhäuser der Chinesen, östlich die Waarenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Dreimal im Jahre, im dritten, fünften und neunten Monate, in unserem April, Juni und Oktober, findet hier eine Messe statt, zu welcher einer gewissen Anzahl von Koreanern ohne Waffen und ohne ihre Frauen zu kommen gestattet ist. Außerdem dürfen nur Gesandtschaften und der Briefbote diese Straße passiren. Die Koreaner bringen zum Verkaufe nach dem Kao-li-mön Rindshäute, Felle von Füchsen, Mardern, wilden Katzen, Panthern und Tigern, Papier von vorzüglicher Beschaffenheit, Blei, Trepang und Seide und kaufen von den Chinesen billige Baumwollzeuge und Pfeffer. Der Handel geschieht im ersten und fünften Monate auf Kredit, im neunten müssen alle Zahlungen in abgewogenem Silber gemacht werden. Nach dem letzten Tage des Meßmonates wurde jeder Koreaner auf chinesischem Gebiete und jeder in Korea betroffene Chinese mit dem Tode bestraft. Jegliche Ansiedelung auf dem neutralen Gebiete ist strengstens untersagt und nur 5 bis 6 km weit dürfen die Ansiedler auf beiden Seiten hineingehen, um ihr Vieh zu weiden, Holz zu schlagen oder Gras zu sammeln. Chinesische Beamte halten beständig Wache am Kao-li-mön, dasselbe thun koreanische Beamte da, wo der Weg ihre Grenze passirt. So wurden die beiden Völker wirksamer getrennt als es eine chinesische Mauer vermocht hätte.

Dadurch sicherte sich der kleine Vasallenstaat gegen die Gefahr der Ueberschwemmung durch einen chinesischen Menschenstrom, denn auch der Verkehr zur See war bei Todesstrafe verboten. Die Natur hatte übrigens bereits das Ihrige gethan, durch Verflachung des Meeres an der China gegenüberliegenden koreanischen Westküste diesen Verkehr möglichst zu erschweren.

Und es ist den Koreanern in der That möglich gewesen, bis in die allerjüngste Zeit hinein sich gegen das Ausland streng abzuschließen und voll und ganz den Namen eines Einsiedlervolkes sich zu verdienen. Denn die Invasionen Chinas, noch mehr Japans, vor etwa zwei Jahrhunderten und später zu Zeiten innerer Zerrüttung, waren stets von vorübergehender Dauer, nach welcher sich die fremden Eindringlinge immer wieder zurückziehen mußten.

Doch behielt Japan die Insel Tshushima, die früher Korea zugehört hatte, sowie das Recht, in Tongnai unweit des Chosan-Hafens an der Südostküste, wo später das heutige Fusan entstand, eine Garnison zu unterhalten, welche aber, da sie auf einen bestimmten, von der übrigen Stadt durch eine Mauer abgeschlossenen Raum beschränkt war und unter eine sehr scharfe Kontrolle der koreanischen Beamten gestellt wurde, mehr wie eine in Gefangenschaft gerathene feindliche Truppe erschien. Die Koreaner geben für die Anwesenheit dieser japanischen Besatzung eine merkwürdige

Erklärung. Sie behaupten nämlich, Japan sei so arm, daß es seine Bewohner nicht zu ernähren vermöge, Korea habe daher aus reinem Mitleide jenen 300 Mann gestattet, im Lande zu bleiben. Wie Oppert angiebt, sind die Koreaner von der Richtigkeit dieser Angabe durchaus überzeugt. Eine weitere Bestimmung der Friedensbedingungen, die jährliche Lieferung von 300 000 Säcken Reis von Seiten Koreas an Japan, hörte schon nach einigen Jahren auf erfüllt zu werden.

Bei der letzten Invasion Koreas durch Japan, welche im Jahre 1597 stattfand, war das letztere unter seinem Taikun Fidejosi überall siegreich gewesen. Sein 130 000 Mann starkes Heer hatte die vereinigten Armeen Koreas und Chinas durchweg geschlagen und er bereitete sich eben vor, den Krieg in China selbst hinein zu tragen, als ihn der Tod ereilte. Die darauf entstehende Verwirrung und das Ausbleiben aller Unterstützung vom Mutterlande hatte die gänzliche Auflösung des japanischen Heeres zur Folge, dessen kleinster Theil nach Hause zurückkehrte, während die Hauptmasse sich zerstreute und unter die Einwohner des Landes mischte, bei denen Alle freundliche Aufnahme fanden. Diese Japaner adoptirten durchaus die Gewohnheiten und die Sprache der Koreaner, doch beeinflußten sie die letztere so, daß im Süden, wo sie ihren Aufenthalt nahmen, ein besonderer, noch heute deutlich erkennbarer Dialekt entstand.

Seit dieser Zeit blieb zwischen beiden Ländern von Tshushima aus ein unbedeutender und unsicherer, weil nicht gesetzlich geschützter Verkehr bestehen, der erst durch den am 27. Februar 1876 zu Söul erfolgten Abschluß eines Handelsvertrages zwischen beiden Ländern auf sichere Basis gestellt wurde. Dieser Handelsvertrag, welcher Japan das Recht konsularischer Vertretung sicherte, kam indeß zum praktischen Ausdrucke erst 1879, indem in diesem Jahre der Hafen Fusan an der Südküste wirklich dem japanischen Handel geöffnet wurde. Dasselbe geschah im nächsten Jahre mit Gensan an der Ostküste und 1882 mit Chemulpo, dem Hafen der Hauptstadt, an der Westküste. Ein japanischer Ministerresident hatte allerdings schon 1877 in Söul seinen Wohnsitz genommen.

Nach dem Vorgange Japans knüpften bald auch Europa und Amerika nähere Beziehungen mit Korea an. Versuche waren schon früher gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Korea hatte durchaus keine Lust, den Barbaren gegenüber zu Zugeständnissen sich herabzulassen, welche es nur widerwillig einem seiner beiden nächsten Nachbaren eingeräumt hatte. Als einige heimlich ins Land gekommene französische Missionare hingerichtet wurden, machte eine französische Flottenabtheilung den vergeblichen Versuch, auf der Westseite zu landen, aber als bald darauf China von England und Frankreich so tief gedemüthigt wurde, war Korea aus Furcht vor einem gleichen Schicksale gern bereit, den westlichen Mächten alle möglichen Concessionen zu machen. Der Bischof Berneux, damals an der Spitze der bereits ziemlich starken katholischen Mission in Korea, benutzte diese Gelegenheit leider ebenso wenig als die 1865 bei dem Erscheinen eines russischen Kriegsschiffes sich bietende. Denn als dieses die Forderung stellte, daß Korea einen Handelsvertrag mit Rußland abschließen solle und der koreanische König den Bischof ersuchen ließ, die Russen zum Aufgeben dieser Forderung zu bewegen, wogegen den Katholiken die weitgehendsten Rechte zugestanden werden sollten, verweigerte der Bischof seine Mitwirkung. So schrieb man denn die bald darauf erfolgende Abfahrt des russischen Schiffes, das nichts erreicht hatte, der Furcht vor der koreanischen Macht zu, die Ueberhebung der Koreaner wuchs ins Ungemessene und als ein neuer Regent den Thron bestieg, mußte nicht nur das Haupt des Bischofs und das von acht seiner Genossen fallen, jeder Verkehr mit dem Auslande wurde auch mit den allerstrengsten Strafen bedroht.

Neue Nahrung fand die koreanische Ueberhebung, als eine von Kanton entsandte französische Flotte unter dem Admiral Roze, welche großsprecherisch den König mit Absetzung bedrohte, nach schwerem Verluste sich unverrichteter Sache zurückzog. Einer amerikanischen Fregatte, welche das Schicksal eines gestrandeten amerikanischen Schuners erkunden wollte, wurde befohlen, die koreanischen Küsten zu verlassen, falls sie nicht das Schicksal der Franzosen theilen wolle. Freilich lernte ihr Befehlshaber den Inhalt der ihm zugesandten Epistel erst durch einen Dolmetscher in Tschifu kennen, aber die Koreaner waren fest überzeugt, daß die Fremden ihren Drohungen gewichen seien. Ein Wechsel der Personen auf dem Throne und damit ein völliger Umschwung der Anschauungen in den leitenden Kreisen, namentlich aber die verdienstliche Thätigkeit unseres schnell zu großem Einflusse gelangenden Landsmannes v. Möllendorff, der lange einen Ministerposten am Hofe von Söul bekleidete, verschafften endlich weiterblickenden Rathschlägen Gehör.

Die japanischen Verträge verhalfen Europa zur Zulassung unter ähnlichen Bedingungen. Zuerst schloß Korea mit den Vereinigten Staaten von Amerika am 5. Mai 1882 einen Freundschafts- und Handelsvertrag, am 26. November 1883 folgte ein gleicher Abschluß mit Deutschland und England und am 26. Juni 1884 kamen mit Italien, am 7. Juli desselben Jahres mit Rußland Verträge zu Stande, die identisch sind mit den mit Deutschland und England vereinbarten.

Die gegenwärtig dem auswärtigen Handel eröffneten Häfen sind in historischer Reihenfolge Fusan, Gensan und Chemulpo. Fusan oder Pusan, der Haupthafen der Provinz Kiung-Sang, liegt unter 35° 6′ 6″ nördl. Br. und 129° 3′ 2″ östl. L. von Greenw. am Hafen Chosan etwas östlich von der Mündung des Yongsan, des wichtigsten Flusses des Reiches. Die koreanische Stadt, welche etwa 2000 Einwohner zählt, ist 5 km von der japanischen Niederlassung entfernt. Letztere, 1883 von 1780 Japanern, ferner von drei Chinesen, sechs Engländern, einem Holländer und einem Italiener bewohnt, ist regelmäßig angelegt, rein und gut gehalten und steht unter der Kontrolle des japanischen Konsuls mit der Beihilfe einer freigewählten Municipalität. Für die fremde Niederlassung ist gesondert von der japanischen eine Viertelstunde Weges nördlich ein Platz an einer Stelle gewählt worden, wo der Hafen am wenigsten Strom und Seegang zeigt. Der Ankergrund in 0,5 bis 0,8 km Entfernung von der Küste hat 4 bis 5 und in 1,2 km Entfernung 6 Faden Tiefe. Da die Lage eine äußerst vortheilhafte ist, so entstand bei den Japanern in Fusan eine sehr große Besorgniß, daß ihre eigene Niederlassung unter der Konkurrenz der neuen Fremden leiden werde, und die dortige Handelskammer hat daher bereits im December 1883 dem japanischen Gesandten in Söul ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, einen Theil ihrer Niederlassung den Fremden zu überweisen. Der von den Japanern benutzte Theil des Hafens ist nicht so gut wie der der Fremden; gegen jede von draußen kommende See geschützt, ist er den im Winter heftig wehenden Nordostwinden ausgesetzt, wodurch ein so starker Seegang verursacht wird, daß kleine vor Anker liegende Schiffe demselben nicht Stand halten würden, wäre der Hafen nicht durch eine kleine Mole geschützt, innerhalb welcher das Wasser etwa 2 Faden Tiefe hat.

Die dortige japanische Niederlassung ist übrigens schon sehr alt; sie datirt bis ins 16. Jahrhundert zurück, bis zu

den zwei Invasionen Japans in Korea. Es entspann sich seit der Zeit ein zwar nicht bedeutender, aber doch regelmäßiger Handelsverkehr zwischen diesem Posten und dem Mutterlande über die halbwegs zwischen beiden liegenden Tshushima-Inseln. Nach dem zwischen Korea und Japan 1875 abgeschlossenen Handelsvertrage wurde Fusan der Haupthandelshafen des Landes; es war bis dahin mit Kaoli-mön an der chinesischen Grenze eines der beiden Thore, durch welche die ausländischen Waaren ins Land kamen, und von wo aus sie dann über das Innere vertheilt wurden.

Gensan oder Yuensan, auch Wönsan genannt, liegt an der Ostküste Koreas an der Südseite einer halbmondförmig ins Land eindringenden Bucht, vor welche allerdings eine Anzahl von Inseln vorgelagert ist, die aber dennoch bei Oststürmen das Eindringen eines beträchtlichen Seeganges nicht hindern können. Ein solcher entsteht auch bei stürmischem Wetter im Hafen selber, da dessen Ausdehnung von Ost nach West wie von Nord nach Süd etwa 16 km beträgt. Daher konnte auch ein sonst für eine Niederlassung vorzüglich geeigneter Platz am südlichen Ende des Hafens von den Japanern nicht gewählt werden, da dort während der Wintermonate durch die dann vorherrschenden Nordstürme ein gewaltiger Seegang entsteht. Der jetzige Hafen ist gut, leicht zugänglich, tief genug und hat auch guten Ankergrund, doch friert in strengen Wintern die Bucht weit hinaus bis zur Insel Tschang-dock-do zu; zuweilen bleibt sie jedoch auch ganz eisfrei.

Leider hat man die japanische Niederlassung auf niedrigem und sumpfigem Terrain angelegt, während ein gleich dahinter liegender, 100 bis 130 m hoher Hügel einen weit besseren Platz abgegeben hätte. Daher stellen sich im Frühling und Frühsommer häufig Krankheiten ein, und wenige japanische Ansiedler sind dem Wechselfieber entgangen; ebenso ist Kakke, eine andere malariaartige Krankheit, ganz allgemein. Um so eher waren die hier ansässigen japanischen Kaufleute nach der Eröffnung von Chemulpo bereit, dorthin überzusiedeln, so daß Ende 1883 hier nur noch 200 Japaner lebten und außer ihnen von Fremden noch vier Deutsche, ein Engländer und ein Oesterreicher. Es ging Gensan nun gerade so, wie es vorher Fusan ergangen war, als ihm durch Eröffnung eines zweiten Hafens ein Rival erstand.

Chemulpo an der Westküste hat den großen Vortheil, durch seine Lage den Seehafen für den auswärtigen Handel der Hauptstadt zu bilden, dem bei Weitem wichtigsten commerciellen Centrum des Landes. Chemulpo ist auf dem Flußwege etwa 100, auf dem Landwege etwa 42 km von Söul entfernt, und liegt an dem südlichen Mündungsarme des Hauflusses ganz nahe an der Stelle, wohin Seefahrzeuge gelangen können. Indessen finden doch nur vier bis fünf kleine Dampfer unter 4 m Tiefgang genügenden Ankergrund bei der Stadt selber und zwar auch nur bei Hochfluth, die mit einer Schnelligkeit von drei Knoten in der Stunde wie ein Mühlgraben hereinbricht und sich ebenso schnell wieder zurück zieht. Dann werden an der ganzen Westküste Tausende von Quadratmeilen Schlammbodens freigelegt und so ein Zusammenhang zwischen den zahllosen Inseln hergestellt, welche die Küste dicht besäumen. Die eigentliche Rhede liegt daher fast zwei Seemeilen vom Lande entfernt. Nimmt man nun noch hinzu, daß es bei dem hellen Frühlings- und Herbstwetter viel Luftspiegelung giebt, daß in den Sommermonaten dichte Nebel überwiegen und daß sich im Winter eine starke Eiskruste an der Küste bildet, so wird man gestehen müssen, daß die Schwierigkeiten für die Schiffahrt nicht gering sind. Dennoch hat sich mit der am 1. Januar 1883 erfolgten Eröffnung des Hafens für Japan hier sehr schnell ein Verkehr entwickelt, der sehr bald den der beiden anderen Vertragshäfen in den Schatten stellte. Es befinden sich in der Stadt gegenwärtig 400 Japaner, in deren Händen fast der ganze Handel ruht; die 72 hier wohnenden Chinesen treiben nur Kleinhandel, im Uebrigen setzt sich die Zahl der Fremden zusammen aus drei Deutschen, vier Russen und je einem Engländer, Franzosen, Italiener.

Natürlich bietet das über Nacht emporgewachsene Chemulpo keinen sehr angenehmen Anblick. „Der allgemeine Eindruck dieses Platzes", sagt der englische Vicekonsul Carles, „setzt sich zusammen aus Schmutz, Mißbehagen und unvollendeter Arbeit." Unter den vielen primitiven Lehmbauten ist das Haus des japanischen Konsuls das einzige, welches, im europäischen Stile erbaut, mäßigen Ansprüchen genügt.

Fast der gesammte Einfuhrhandel Chemulpos ist in den Händen der Japaner, welche zum größten Theile seit Eröffnung des Hafens von Fusan hierher übersiedelten, indessen sind die importirten Waaren fast ausschließlich europäischer, insbesondere englischer Provenienz. Im Jahre 1883 wurden Waaren für 1 193 460 mexikanische Dollars (der Münze, in welcher der Zoll erhoben wird) eingeführt, wovon über die Hälfte auf Kupfer entfiel; sonst sind noch Blei, Zink, Shirtings, Lawas, Bronze, Maschinen, Anilinfarben und Seidenwaaren aus Japan nennenswerth. Von der Ausfuhr nach fremden Häfen, welche 432 168 mexikanische Dollars betrug, entfielen 128 767 Dollars auf Gold, 133 963 Dollars auf Silber, 59 936 Dollars auf Bohnen, der Rest auf Rinderhäute, Ginseng, Kupfergeld, Gallnüsse, Reis u. a.

Kürzere Mittheilungen.

Todten- und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen.

Ein alter australischer „Buschmann", welcher viele Jahre das Leben und Treiben der Eingeborenen im Inneren Australiens beobachtet hat, macht darüber in einem Melbourner Journale interessante Mittheilungen.

Gar manche Gebräuche unter den Eingeborenen Australiens, heißt es, gleichen den altjüdischen, und der Gedanke liegt nahe, daß einst einer der verlorenen Stämme Israels nach Australien gewandert sei (!!). Die alten Juden thaten sich in Sack und Asche, wenn sie um ihre Todten trauerten. Die schwarzen Weiber Australiens beschmieren sich Kopf und Gesicht mit lehmigem Thon und Asche und gehen mit dieser Schmiere so lange, bis sie sich ohne Gebrauch von Wasser von selber abgelöst hat — ja sie waschen sich während dieser Zeit überhaupt nicht. Außerdem verwunden und verunstalten sie sich mit Muschelschalen den Körper, und jeden Abend besuchen sie die Grabstätte, wo sie jammern und wehklagen.

Die Art und Weise der Bestattung der Verstorbenen, welche vor den Weißen möglichst geheim gehalten wird, ist in den verschiedenen Gegenden verschieden. Am unteren Murray bei Swan Hill (35° 20′ südl. Br. und 143° 33′ östl. v. Gr.) und am unteren Murrumbidgee im südwestlichen Neu-Süd-Wales bauen die Eingeborenen aus der Borke von Eukalyptenbäumen eine Art Todtenhaus oder Hütte, genannt gunyah, machen darin ein Grab, welches sie mit Gras ausfüllen und legen den Leichnam ohne weitere Bedeckung darauf. Hierauf verschließen sie das gunyah sorgfältig, umzäunen es und sorgen dafür, daß die Innenseite des Zaunes rein und sauber gehalten ist. Kein Unkraut darf dort aufkommen, bis die Leiche zum Skelet geworden. Dann wird das Gebein in aller Stille fortgebracht, aber was damit weiter geschieht, weiß wohl kein Weißer. „Ich habe wenigstens", bemerkt unser Engländer, „trotz aller Nachforschung nichts darüber erfahren können." Das gunyah, welches übrigens nie zum zweiten Male als Leichenhaus dienen darf, verliert nun seine Heiligkeit und verfällt.

In den Wide Bay- und Burnett-Distrikten der Kolonie Queensland findet die Bestattung auf den oberen Aesten eines Baumes statt, wo aus Stäben eine Art Plattform, wie ein Adlernest, hergestellt wird. Auf dieser Bahre wird der Leichnam mit Stricken aus geflochtenem Grase festgebunden, frei und offen hingelegt und, den Elementen und Vögeln ausgesetzt, bald zum Skelet.

In manchen Gegenden Australiens werden die Leichen in hohle Bäume gesteckt, in anderen wieder in einem tiefen Loche in sitzender Stellung, mit Speer und sonstigen Waffen zur Seite, begraben. Aber überall trauern die Weiber eine Zeit lang, besuchen die Gräber regelmäßig und jammern sich dort aus.

Die Pharmakopöe der Aerzte unter den Eingeborenen ist eine sehr beschränkte. Sie setzen mehr Vertrauen in die Natur als in Arznei. Zauberei spielt in der Behandlung der Patienten immer eine Hauptrolle. Bei großen Fleischwunden verwenden sie Erde, welche oft erneuert wird, und dies bewährt sich in vielen Fällen vortrefflich. Die Wunden rühren meistens aus Kämpfen her und wurden durch mehr oder weniger vergiftete Waffen verursacht. Die Erde scheint das Gift zu absorbiren und auch Fäulniß im Fleische zu verhüten. In Gegenden, wo der merkwürdige einheimische Kirschbaum (Exocarpus cupressiformis) vorkommt, werden die Blätter desselben, angeblich mit gutem Erfolge, zu Umschlägen bei Wunden benutzt. Von der Heilkraft der Eukalypten scheint den Eingeborenen nichts bekannt zu sein. Nur einmal sah unser Gewährsmann, wie eine Frau ihr krankes Kind dem Rauche brennender Eukalyptenblätter aussetzte.

Wenn die Eingeborenen am unteren Murray glauben, daß ein Individuum eines anderen Stammes bösen Einfluß auf sie ausübt und dadurch namentlich den Tod eines ihrer Angehörigen verursacht habe, so senden sie bei dunkler Nachtzeit einen ihrer Leute aus, den Betreffenden zu erwürgen. Es geschieht dies mittels eines, aus einer elastischen Faser angefertigten, sehr festen und drei Fuß langen Strickes. Derselbe hat in der Mitte eine Schlinge, welche dem Schlafenden behutsam um den Hals gelegt wird, und an beiden Enden ist ein Knochenstück vom Kängeruh als Handgriff zum Zuziehen befestigt. Wochenlang wird oft ein solcher Mordversuch immer von Neuem wiederholt, bis sich endlich einmal eine günstige Gelegenheit darbietet, sich unbemerkt ins Lager zu schleichen. In wenigen Minuten ist dann die Strangulation ausgeführt, die Schlinge wird zurückgezogen und der Mörder entflieht. H. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einem in der „Allg. Z." auszugsweise mitgetheilten Vortrage des Geh. Raths Dr. Hardegg in der Geographischen Gesellschaft zu Karlsruhe zufolge ist die Bevölkerungszunahme im Großherzogthum Baden in den letzten fünf Jahren eine überraschend geringe gewesen; sie betrug nur etwa 28000 Seelen, während der Geburtsüberschuß etwa 84000 betrug. Ueber 50000 Personen müssen theils in überseeische, theils in andere deutsche oder europäische Länder ausgewandert sein. Die eigentlich ländlichen Bezirke haben abgenommen, nur bei den größeren Städten nebst Umgebung und in den industriellen Thälern des Schwarzwaldes mit Einschluß des Wiesenthales ergiebt sich eine Zunahme. Außer den Bezirken Konstanz und Pfullendorf, bei denen die Zunahme unbedeutend ist, hat im Oberlande bis nach Lörrach und Triberg hin alles abgenommen, die Bodensee-Gegend, das Höhgau, die Baar, das Plateau und der Südabhang des Schwarzwaldes, am meisten der Bezirk Bonndorf. Ferner haben abgenommen die Weinbaubezirke Müllheim und Staufen, der Kaiserstuhl, in höherem Grade auch der Odenwald und das Bauland, mit einziger Ausnahme des Bezirks Tauberbischofsheim. Aehnliche Ergebnisse haben sich auch in Württemberg herausgestellt, wo die Anzahl der Auswanderer auf 83000 berechnet wird.

— Unter dem Titel „Original-Mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin" giebt die Verwaltung derselben seit Kurzem eine neue Zeitschrift heraus (Berlin, W. Spemann; ein Jahrgang von vier Heften 16 Mark), welche bestimmt ist, über die reichen Schätze und die unter Bastian's unvergleichlicher Leitung fortwährend in Menge zuwachsenden Neuerwerbungen jener Sammlungen Rechenschaft abzulegen. Wir begrüßen die neue Veröffentlichung, deren erstes Heft dem Andenken Nachtigal's gewidmet ist, gleichsam als Vorläufer der Wiedereröffnung der Ethnologischen Abtheilung, welche nach langer Zeit des Geschlossenseins in dem neuen Prachtgebäude des Museums für Völkerkunde ihre Reichthümer bald zur Schau und zur Benutzung stellen wird. Das vorliegende Heft enthält die Verzeichnisse der Sammlungen von Dr. Nachtigal's Reisen und von der Oster-Insel, eine schon früher im „Globus" erwähnte Mittheilung Kubary's über Todtenbestattung auf den Palau-Inseln, eine solche über die Reise des Sammlers Rohde in Matto Grasso und dortige Indianerstämme, das Verzeichniß einer taoistischen Bildersammlung (von Dr. Grube), Notizen zur lamaistischen Ikonographie (von Dr. Grünwedel) und ein von Bischof Thiel zusammengestelltes Vokabular aus Costarica. Die Mittheilungen von Rohde, Grube und Grünwedel werden durch vier Tafeln illustrirt.

— Oskar Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Nach der vom Verfasser umgearbeiteten zweiten Auflage übersetzt von C. Appel. (Mit 190 Holzschnitten, Berlin, G. Reimer, 1885. 8°. 198 S. 6 Mk.) Der Autor hält an der Eintheilung der nordischen prähistorischen Zeit in die drei Zeitalter streng fest und theilt sein Buch danach ein; ebenso verficht er energisch die Rasseneinheit der Bewohner Schwedens, natürlich mit Ausnahme der Lappen, die schon im Steinzeitalter in den Norden zurückgedrängt wurden, und den nordischen Ursprung der mei-

sten in Schweden gefundenen Kunstgegenstände. Die Darstellung ist flüssig und übersichtlich, die Uebersetzung gut und die Ausstattung für den billigen Preis eine ausgezeichnete. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewählt und lassen in der Ausführung nichts zu wünschen übrig. Das Buch ist darum auch weiteren Kreisen, als den speciellen Fachleuten, sehr zu empfehlen. Ko.

Asien.

— Staatsrath Gustav Radde wird am 2. Februar von Tiflis abreisen, um an der Spitze einer naturwissenschaftlichen Expedition Nord-Chorassan zu erforschen. Radde selbst vertritt die Zoologie der höheren Thiere und die Botanik, Dr. Walter die der niederen Thiere, Kontschin die Geologie; außerdem begleiten zwei Präparatoren die Expedition, welche Ende August über Meschhed und Teheran heimzukehren hofft. („A. Z.")

— Afghanistan und seine Nachbarländer. Von Dr. Hermann Roskoschny. (Leipzig, Greßner u. Schramm.) — In zwei stattlichen, reich illustrirten Bänden, die nun abgeschlossen vorliegen, bietet der Verfasser eine auf den neuesten Schriften über Afghanistan beruhende Schilderung dieses hochinteressanten Gebirgslandes. Die afghanische Frage ist zwar augenblicklich in ein ruhiges Fahrwasser geleitet, aber eine endgiltige Lösung derselben ist durch die neuesten Vereinbarungen zwischen England und Rußland nicht herbeigeführt worden. England sucht die Nordgrenze Indiens so rasch als möglich gegen einen Angriff von Norden her zu befestigen, und im kaspischen Gebiete wird mit fieberhafter Hast an der Vollendung einer Eisenbahn gearbeitet, welche Rußland ermöglichen wird, in wenigen Tagen große Truppenmassen in der Nähe von Herat zusammenzuziehen. Unter solchen Umständen bleibt Roskoschny's Buch das Interesse, welches es bei seinem Erscheinen erweckte, voraussichtlich noch lange gewahrt, und wir können es allen bestens empfehlen, welche Afghanistan nebst seinen englischen und russischen Grenzgebieten näher kennen lernen wollen.

Afrika.

— In London hat sich, L'Afrique explorée zufolge, eine Gesellschaft gebildet, welche den Produkten Algeriens Absatz auf dem englischen Markte erschließen will, und zwar durch Errichtung einer direkten Dampferlinie, deren schnellgehende und zugleich bequem für den Personentransport eingerichtete Dampfer zweimal monatlich zwischen Algier und London verkehren und unterwegs Oran, Cadiz und Lissabon anlaufen sollen.

— Der Congostaat hat mit der portugiesischen Gesellschaft Empreza Nacionale in Lissabon einen Kontrakt auf fünf Jahre geschlossen, wonach letztere monatlich einen Postdampfer und vierteljährlich ein Transportschiff zwischen Antwerpen und dem unteren Congo laufen läßt. Die Schiffe sollen Lissabon, Madeira, St. Vincent, die Prinzen-Insel, St. Thomas, Banana, Boma, Ambriz, Loanda, Benguela und Mossamedes anlaufen.

— Das Dampfboot „Stanley" mit Gouverneur de Winton, Dr. Leslie, Dr. Wolff und den Baluba-Eingeborenen der Wißmann'schen Expedition an Bord, ist den Kassai ohne Hindernisse bis zur Mündung des Lulua hinaufgefahren; daselbst wurde eine Station angelegt und dem Engländer Bateman unterstellt. Darauf kehrte der Dampfer nach Leopoldville zurück, um alsbald den Lieutenant Van Gèle nach der Station an den Stanleyfällen zu bringen.

— Dolisie, Mitglied der Mission in Französisch-Westafrika, erforscht jetzt den von Greufell entdeckten großen Congo-Zufluß Ubangi, und auch Jacques de Brazza sucht auf einer, dem Ubangi parallelen Route in jenes unbekannte Gebiet zwischen Congo, Ogowe, Benue und Schari einzudringen.

Inseln des Stillen Oceans.

— In einem Briefe an die Londoner Geographische Gesellschaft theilt H. O. Forbes unter dem 4. Oktober 1885 mit, daß er am 31. August in Port Moresby angekommen ist. Nachdem er in Sogeri (s. S. 32 dieses Bandes) ein Depot angelegt und die Ausrüstung seiner Begleiter vollendet hatte, brach er am 25. September in Begleitung der Herrn Hennessy, Andersson und Lopez mit zwei Amboinesen und 21 javanischen Kulis nach der Owen Stanley-Kette auf. Dagegen meldet das Scot. Geogr. Magaz.: Ein Brief des Herrn H. O. Forbes vom 6. Oktober berichtet seine Ankunft in Sogeri (Sogeré) nach einem neuntägigen Marsche. Seine Expedition bestand aus 80 eingeborenen Trägern und den Leuten, welche er mitgebracht hatte.

Nordamerika.

— Die englischen und kanadischen Ingenieure, welche im Oktober 1885 von britischen und kanadischen Unternehmern abgesandt wurden, um die Route der projektirten Eisenbahn von Winnipeg nach der Hudsonsbai zu vermessen, sind nach Winnipeg zurückgekehrt und berichten, daß die Route völlig ausführbar ist und daß die Eisenbahn leicht hergestellt werden könne.

— Der „Moniteur Official" giebt folgende Schätzung in runden Zahlen von dem jährlichen Handel der verschiedenen Häfen Centralamerikas: Belsize (Honduras) 1500000 Dollars; Livingstone (Guatemala) 750000 Dollars; Puerto Cortez (Honduras) 1000000 Dollars; Truxillo (Honduras) 400000 Dollars; Island Ports (Honduras) 300000 Dollars; Gracias (Nicaragua) 250000 Dollars; Bluefields Corn Islands (Nicaragua) 3000000 Dollars; Greytown (Nicaragua) 500000 Dollars; Port Limon (Costa Rica) 750000 Dollars; zusammen 8450000 Dollars.

— Am 15. September 1885 hat die Regierung der Republik Guatemala den Freihafen Ocos eröffnet. Alle fremden Waaren, welche dort importirt und für den Verbrauch innerhalb des Bezirkes des Hafens bestimmt sind, sind zollfrei, der Verkauf von fremden Weinen und Spirituosen daselbst frei von fiskalischen Taxen. Privatpersonen ist die Einfuhr folgender Gegenstände untersagt: Maschinen zum Münzprägen, Eisen- und Bleikugeln, Flinten, Kanonen, obscöne Photographien, Dynamit und Pulver. Hafenabgaben werden nicht erhoben.

Inhalt: Dr. P. Reis' Reise im oberen Laos-Lande. VI. (Schluß.) (Mit sieben Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Eine Reise nach dem Taß-Busen. II. (Schluß.) — E. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. I. — Kürzere Mittheilungen: Todten- und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. Januar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VII [1]).

Ko. Wir haben den Reisenden in Gelidi verlassen, wo er, nach der Plünderung seiner Karawane am Afgoï durch die Wadan, mehr als Gefangener wie als Gast von dem Sultan Omar Jussuf zurückgehalten wurde. Vorläufig war an kein Weiterreisen zu denken, Révoil ergab sich mit Geduld in sein Schicksal und benutzte die erzwungene Muße zu naturwissenschaftlichen Sammlungen am Ufer des Web und zu einem gründlichen Studium seiner Wirthe. Freilich war er auch dabei nichts weniger als Herr seiner Bewegungen und durfte nicht einmal seine Hütte verlassen, ohne vorgängige Verhandlung mit dem Sultan und ohne die Begleitung einiger Wächter, welche dafür zu sorgen hatten, daß er seine Exkursionen nicht zu weit ausdehnte.

Alle Versuche, eine Aenderung herbeizuführen, erwiesen sich vergeblich. Der Scheich gab vor, nur die besten Absichten zu haben, aber die Gemüther seien noch nicht genügend beruhigt und die Stämme, deren Gebiet die Expedition auf dem Wege nach dem oberen Dschub zu durchziehen habe, besonders die Ellaï und die Dafit, würden von seinen Gegnern, den Chefs der Bimals, aufgehetzt, die Karawane zu überfallen und auszuplündern. Dagegen war nichts zu machen, Révoil verzichtete vorläufig auf weitere Ausflüge und begnügte sich, die Vögel zu erlegen, welche sich auf einem nahe seiner Hütte stehenden Brustbeerenbaume niederließen. Aus Rücksicht auf seine Wirthe durfte er noch nicht einmal das Fleisch derselben genießen, so angenehm auch eine kleine Abwechselung in der Nahrung gewesen wäre, die knapp genug war. Sie wurde zwar von der Frau des Sultans geliefert, bestand aber Tag für Tag nur aus demselben schrecklichen Durrahbrei, dem auch die Kochkunst des getreuen Julian nichts abgewinnen konnte, und bisweilen etwas Milch. Nur ganz selten gab es ein Stück Fleisch, denn eine furchtbare Seuche decimirte die Rinderheerden der Gobron und nur selten entschlossen sie sich, ein gesundes Stück Vieh zu schlachten. Dabei schwebte dem Reisenden beständig das Schicksal des unglücklichen Kinzelbach vor, über das er hier das Genaueste erfahren konnte.

Kinzelbach — Révoil schreibt hartnäckig Kingelbach — hatte Gelidi auf einem Nachtmarsche glücklich erreicht, nur begleitet von zwei Kameelen und den vier Leuten, die ihm Achmed Jussuf, der damalige Scheich der Gobron, gesandt hatte. Er beging aber die Unvorsichtigkeit, bedeutende Geschenke zu machen und einen seiner Führer viel Geld sehen zu lassen, und so ließ ihm der Sultan bald vergiftete Milch beibringen, deren Folgen sich sofort zeigten. Achmed ließ den Sterbenden auf ein Kameel laden und nach Mogduschu bringen, das er aber nicht mehr lebend erreichte; der Gouverneur ließ ihn neben dem Thurme Abd-el Aziz (siehe „Globus", Bd. XLVII, S. 340) begraben.

Die einzige Hoffnung des Reisenden beruhte auf dem Stolze Omar Jussuf's, der ihm und dem Sultan von Zanzibar gegenüber sich verpflichtet hatte, ihn sicher nach Ganane am Dschub zu bringen, und er unterließ es nicht,

[1]) Vergl. den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus", Bd. XLVII, S. 289, 305, 321, 337, 353 u. 369.

ihn möglichst oft von dieser Seite zu fassen. Auch der Gouverneur von Mogduschu, Scheich Sala, schrieb immer dringendere Briefe, und als die Antworten stets ausweichend lauteten, sandte er endlich zwei seiner Tarsche, d. h. Soldaten, die gleichzeitig als Postboten dienen und, wenn die Schiffahrt behindert ist, mitunter die Depeschen zu Lande bis nach Zanzibar bringen. Diese Boten hatten Befehl, eine ausführliche Antwort sowie Briefe des Reisenden direkt nach Zanzibar zu Said Bargasch zu bringen. Omar Jussuf nahm die Botschaft seines „mächtigen Bruders" mit gebührender Ehrfurcht entgegen, berief seine Verwandten zusammen und sandte die Nachricht nach Zanzibar, daß die Karawane unbedingt am zweiten Tage nach Beendigung des Ramadan aufbrechen werde.

Révoil wußte wohl, wessen er sich von seinem biederen Wirthe, dessen Leute, wie er unter der Hand erfuhr, gerade so gut an der Plünderung theilgenommen hatten wie die anderen, zu versehen hatte und mußte befürchten, daß den Boten, wenn er ihnen Briefe mitgäbe, unterwegs etwas Menschliches begegnen könne; er ließ ihnen also durch den getreuen Julian die Briefe in ihre Westen einnähen und stellte ihnen einen guten Bakschisch im französischen Konsulate in Zanzibar in Aussicht. Dann ging er aber zu Omar Jussuf und erklärte ihm großartig, er habe unbedingtes Vertrauen in seine Versprechungen und verzichte darauf, sich über Vergangenes bei Said Bargasch zu beklagen. Dafür fordere er aber auch volle Freiheit in seiner Bewegung in der Umgegend, und diese Forderung unterstützte er durch die Ueberreichung einer Rolle mit fünfzig Piastern. Ja er verstand sich sogar dazu, einen Brief an den Gouverneur von Mogduschu zu schreiben, welcher den Scheich völlig entschuldigte und die Abreise auf den 6. Juli festsetzte. Die Gobron schienen es diesmal wirklich ehrlich zu meinen und der Reisende rüstete sich ernstlich zum Aufbruche und reducirte, um die Habgier der Somali nicht zu wecken, sein Gepäck auf das unbedingt Nothwendige.

Haartrachten von Hochzeitsgästen in Gelidi. (Theilweise nach Photographien.)

Mittlerweile benutzte er die gewonnene größere Freiheit, um sich im Dorfe und seiner Umgebung umzusehen, während Julian, der sich mit den Somali nicht zu stellen wußte, das Haus hütete. Von besonderem Nutzen war ihm der Araber Kassadi, welcher, mit einer Eingeborenen verheirathet, einen kleinen Handel in einem unmittelbar am Ufer des Web gelegenen Häuschen betrieb und Dank seiner höheren Bildung einen bedeutenden Einfluß, besonders im Quartier Rareïle, genoß. In seiner Begleitung konnte Révoil verschiedenen Festlichkeiten beiwohnen und sogar Skizzen davon aufnehmen. Eine derselben, einen Hochzeitstanz, stellt unsere erste Abbildung dar. Er wurde ausschließlich von Männern ausgeführt, welche sich dazu in der wunderbarsten Weise frisirt hatten. Die Abbildungen zeigen aber nur die Form der Frisur, die Haare schimmerten, Dank der mit Krapp und verschiedenen anderen Farbstoffen versetzten Pomade aus Ulbokörnern, in allen Regenbogenfarben, und darüber erhob sich malerisch eine weiße Straußenfeder. Eine Frisur, welche der Reisende genau messen konnte, hatte einen Durchmesser von 67 Centimeter.

Das Haus Kassadi's war ziemlich hoch gelegen, so daß Révoil seinen photographischen Apparat, welcher der Plün-

derung glücklich entgangen war, aufstellen und die Umgebung aufnehmen konnte. Das sonderbare dreibeinige Instrument erregte zwar großes Aufsehen und mancherlei Besorgnisse, und besonders ein Bruder des Sultans suchte die Leute aufzuhetzen; trotzdem gelang es, ein Dutzend Momentbilder anzufertigen. Weniger Erfolg hatten die naturhistorischen Bestrebungen. Von Pflanzen war in dem von Natur unfruchtbaren, durch eine furchtbare Trockenheit heimgesuchten Boden wenig genug zu finden, und die Jugend des Dorfes, obschon durchtrieben genug, hatte gar keine Lust, sich zum Sammeln verwenden zu lassen.

Eine Zeit lang schien es, als wolle der Sultan wirklich Ernst machen mit den Reisevorbereitungen; es wurden auch eine Anzahl der geraubten Lastthiere wieder herbeigeschafft, aber in so traurigem Zustande, daß man sie zur Erholung erst eine Zeit lang auf die Weide schicken mußte. Der Rest war aber nicht zu beschaffen, obschon Omar Jussuf fast täglich Berathungen veranstaltete, zu welchen wohlgemerkt der Reisende die Kaffeekirschen, den Syrup und das Maismehl bezahlen mußte. Ohne ein solches Traktement konnte nun einmal keine Versammlung abgehalten werden und die Art und Weise, wie die Somalis den Kaffee zum Genusse zubereiten, verdient wohl eine genauere Beschreibung.

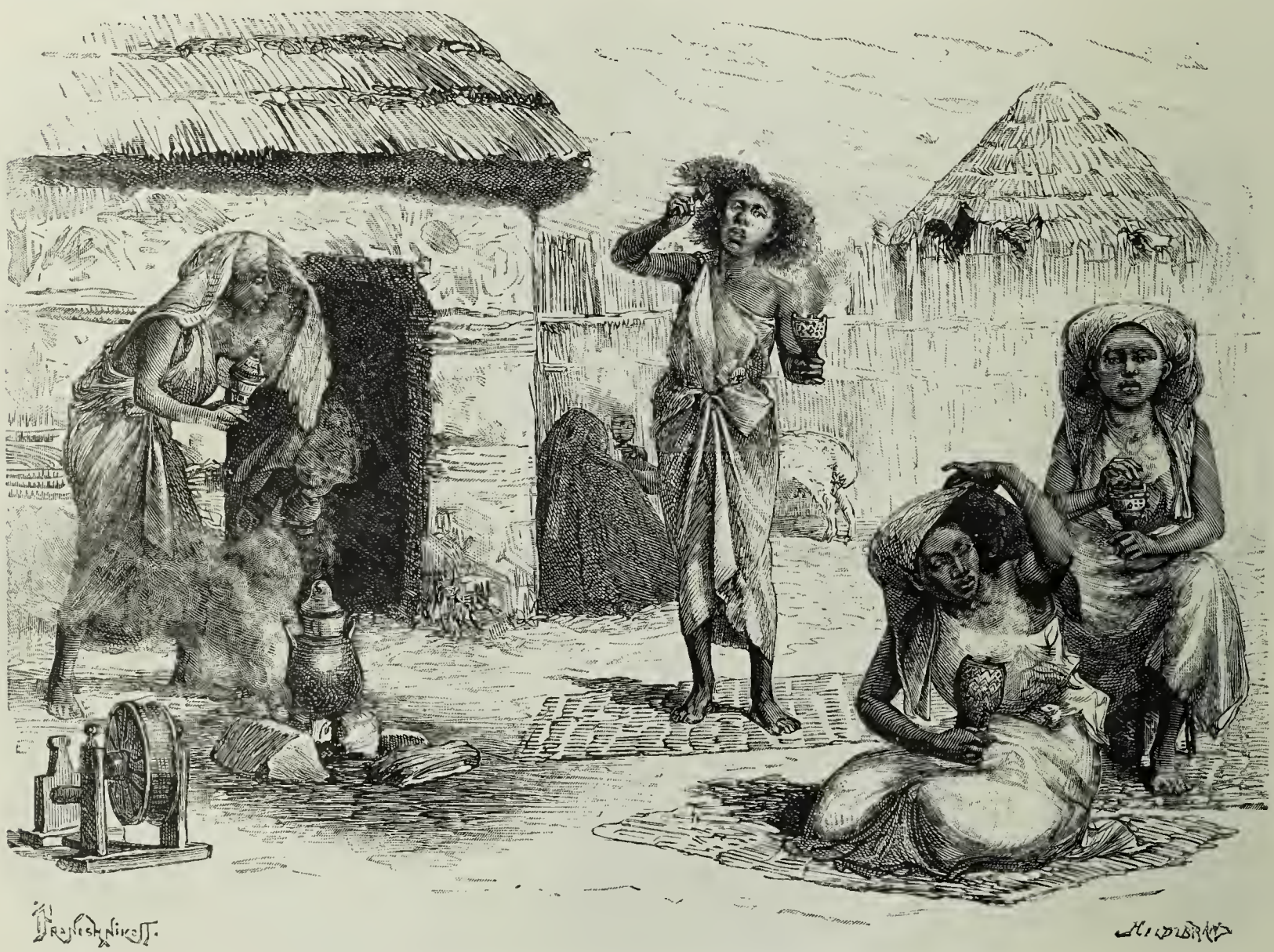
Alle diese Stämme, welche das Heimathland des Kaffeebaumes bewohnen, sind in hohem Grade auf den Genuß seiner Frucht erpicht und betrachten sie als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel, aber sie bereiten weder Kaffee in unserer Weise durch einen Aufguß von kochendem Wasser

Einreiben mit Kaffee. (Theilweise nach Photographien.)

auf die gebrannten Bohnen, noch stellen sie in der arabischen Weise aus dem getrockneten Fruchtfleische den theeartigen Kisr dar. Ihre Bereitungsart ist vielmehr folgende. In einem Topfe wird zunächst Sesamöl oder Butter bis zum Sieden erhitzt; jede Familie hat dazu einen eigenen Topf, den man ausschließlich zu diesem Zwecke verwendet, damit ja nichts von dem köstlichen Aroma verloren geht. In das kochende Fett wirft man die Kaffeekirschen, die man zuvor zerbissen hat, damit es besser eindringen kann; dann setzt man einen genau schließenden Deckel auf und läßt die Kirschen eine Zeit lang schmoren. Mittlerweile haben die Gäste Platz genommen, ihre spärliche Bekleidung als schmalen Ring um die Lenden gewickelt, und der Inhalt des Topfes wird in eine Holzschüssel gegossen und circulirt. Jeder Anwesende nimmt einen Löffel voll des parfümirten Oeles und gießt ihn sich in die rechte Hand; mit der linken beginnt er dann zunächst seine Ohren und seine Nase einzusalben, dann reibt er den Rest auf seinen Körper ein, und einer hilft dem anderen die Stellen zu reiben, die er nicht selbst erreichen kann. Unser Bild stellt eine solche groteske Scene dar. Mittlerweile ist die Schüssel wieder zu der Frau zurückgelangt, welche das Kohlenfeuer mit einem Palmblatte unterhalten hat, sie übergießt nun die geschmorten Kirschen mit frischer, geschmolzener Butter und mit Bienenhonig (malep schine), oder noch lieber mit dem Safte des Zuckerrohres (malep kassab), und nun ist das Gericht fertig. Jeder Gast füllt sich die rechte Hand, die als Tasse dienen muß, mit diesem Leckerbissen, mit der

linken[1]) holt er aus einer anderen Schüssel den gekochten Dingo (Mais), der die gewöhnliche Nahrung bildet, und tunkt das Fett damit aus. Um diese Leckerei giebt der Somali alles Andere hin; auch die Frauen sind sehr begierig darauf, doch kommt meist wenig genug davon an sie. Dafür haben die Schönen die Räucherungen mit wohlriechendem Holze, einem Hauptprodukte des Landes, welches arme Beduinenstämme aus dem Inneren auf die Märkte bringen. Unser drittes Bild zeigt die Frauen bei der Anwendung dieser Räucherungen, denen übrigens auch die Männer nicht abgeneigt sind. Die Mischung der betreffenden Hölzer und Rinden nennt man Unzo. Noch beliebter, aber freilich auch kostspieliger, sind die feineren Wohlgerüche, welche die arabischen Händler importiren, Weihrauch, Benzoëharz, Sandelholz und ein Gemenge von Rosen und Chrysanthemumblättern, aus welchen die Frauen eine Paste machen, mit der sie sich schminken. Ein gelber Strich über die Stirn, beiderseits nach dem Backenknochen herabgekrümmt, gehört unbedingt zur Toilette, ebenso das Schwärzen der Augenlider mit Rohöl; aber die Henna scheint unbekannt, wenigstens erwähnt sie Révoil nicht.

Seit die Sklavenausfuhr aufgehört hat, bilden auch in Gelidi die Abösch, die Nachkommen der Freigelassenen, die Hauptmasse der Bevölkerung, aber gerade sie sind es, welche die Sklaven am allergrausamsten behandeln. Die Unglücklichen sind fast ausnahmslos mit Fesseln belastet, zwei schwere Knöchelringe, welche durch eine Eisenstange verbunden sind; sie werden ihnen auch bei der Arbeit nicht abgenommen



Somali-Frauen, sich räuchernd.

und nur durch einen Strick, mit welchem sie die Mittelstange am Gürtel befestigen, können sie sich die Bewegung überhaupt erleichtern. Ihre Nahrung besteht dabei fast nur in rohem Mais und sie schätzen sich glücklich, wenn sie etwas gekochte Durrah bekommen können. Ihre Zahl hat seit der Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste sehr abgenommen, doch werden immer noch einige aus dem Gallalande über Ganane eingeführt und man rechnet bei größeren Geschäften immer noch nach Sklaven (andon), die 120 bis 150 Maria-Theresia-Thaler werth sind. Zu Sklavenräuberei im Großen haben die Bewohner von Gelidi im Allgemeinen keine Gelegenheit mehr; aber im Kleinen dauert der Menschenraub immer noch fort und ist die Quelle ewiger Stammesfehden.

Immerhin war das, was die Sklaven in Gelidi auszustehen hatten, noch gering, verglichen mit den schauderhaften Martern, von welchen Sklaven der Mombelin am oberen Web zu berichten wußten. Diese Teufel in Menschengestalt quälen namentlich die bei einem Fluchtversuche Ertappten in einer so raffinirten Weise, daß die Feder sich sträubt, es wiederzugeben, und daß man gern glaubt, daß ihre Sklaven sich häufig selbst den Tod geben, unfähig, die Qualen länger zu ertragen.

Die Wirkung, welche Révoil's Explosionskugeln schon bei seinem ersten Ausfluge längs des Web auf die Krokodile hervorbrachte, veranlaßte die Somalis, ihn zu holen, sobald sich eins dieser gefräßigen und für ihre Waffen fast unerreich-

[1]) Beim Araber gilt es für einen hohen Grad von Unschicklichkeit, die linke Hand beim Essen zu gebrauchen.

baren Ungeheuer am Ufer sonnte. Der Reisende folgte der Einladung jedesmal mit Freuden, trug aber Sorge, niemals den ihm vom Scheich gezogenen Rayon zu überschreiten und niemals ohne einige Begleiter zu gehen. Trotzdem fehlte es ihm nicht an recht unangenehmen Abenteuern. Einmal stieß er ganz unerwartet, als er einen prachtvollen weißen Reiher aus einem Rohrdickicht holen wollte, auf ein riesiges Krokodil, vor dessen Angriff er sich nur durch einen raschen Seitensprung retten konnte. Ein andermal kam er nicht so gut durch, obschon der Gegner weit weniger gefährlich war. Er hatte einen großen Schreiadler (Falco vocifer) von einem Baume herabgeschossen und zwei Abôsch, denen er einen Piaster versprochen, holten den angeschossenen Vogel aus dem Wasser und brachten ihn, ihn sorgsam an den beiden Flügelenden haltend. Der Reisende, begierig, den zum erstenmal erbeuteten Vogel zu erhalten, ehe ihm das Blut den weißen Kragen besudelte, sprang herzu und ergriff ihn mit der rechten Hand am Halse, während die linke noch das Gewehr hielt. Sofort ließen die Eingeborenen los und der Vogel schlug seine Krallen in Révoil's Arm und verletzte ihn schwer. Dieser durfte sein Gewehr nicht loslassen, da es ihm die Begleiter sonst sofort gestohlen hätten, er mußte es also zwischen die Beine nehmen und mit der freigewordenen Hand den wehrhaften Vogel zu erwürgen suchen. Der Kampf dauerte fast zehn Minuten, die Somalis sprangen währenddem wie verrückt um Révoil herum und wollten sich ausschütten vor Lachen.

Auch Reibereien mit den Eingeborenen ließen sich selbst

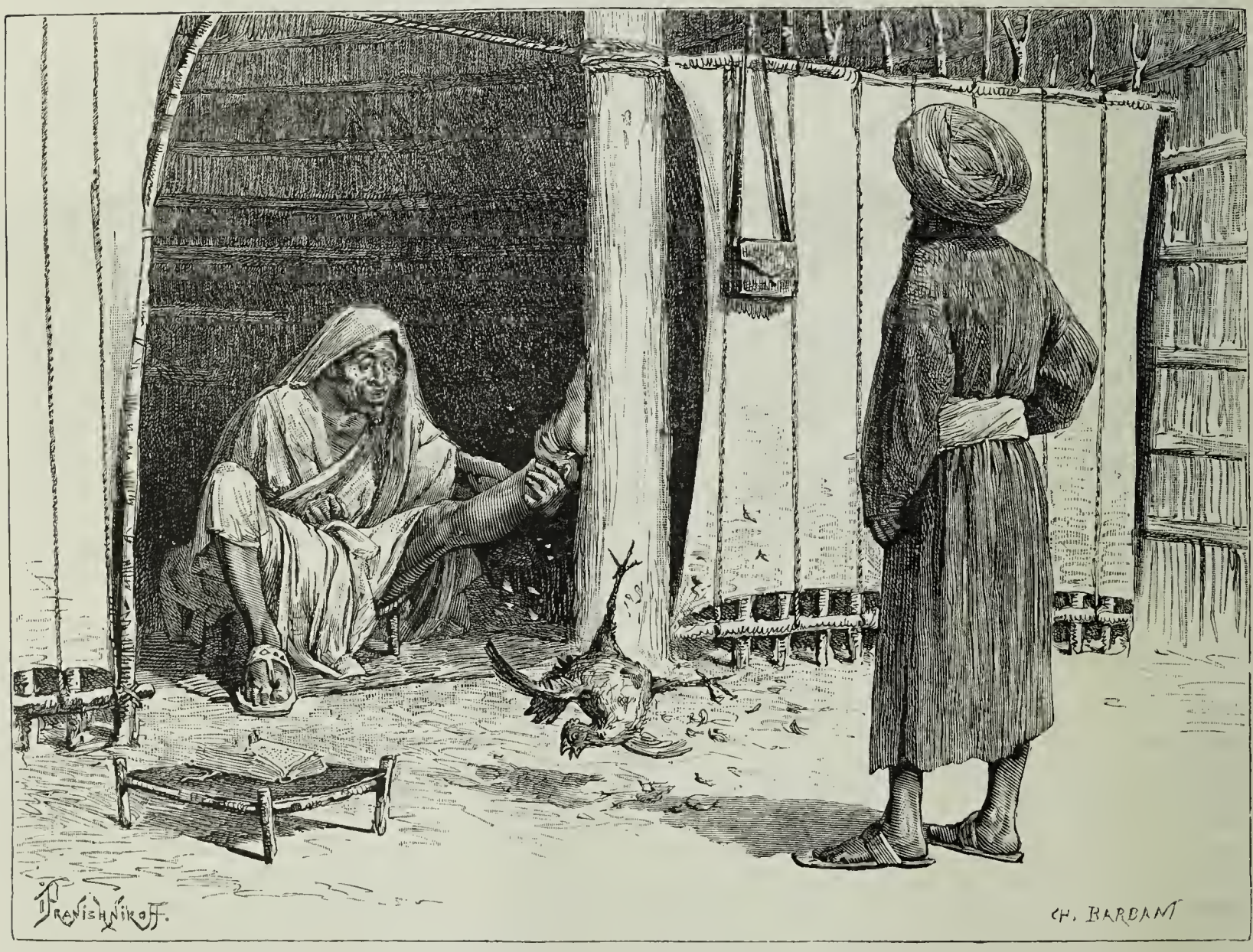
Gefesselte Sklaven, vom Felde heimkehrend. (Nach Photographien.)

bei der größten Vorsicht nicht ganz vermeiden. Einmal ging Révoil mit einigen Kindern dem Flusse entlang und kam zufällig an einer Stelle vorbei, wo ein eingeborener Fleischer seine Waaren aufgehängt hatte. Dieser, dem die Nähe eines Ungläubigen nicht gefiel, faßte ihn am Arme und riß ihn zurück, in den Augen der Somalis eine schwere Beleidigung. Der Reisende ertrug sie in Geduld und schritt achselzuckend weiter, aber der Somali sprang mit geschwungener Lanze auf ihn zu und wich erst zurück, als Révoil sein gefürchtetes Gewehr auf ihn anschlug. Andere sprangen dazwischen und die beiden Streitenden wurden sofort vor den Scheich geführt, der auch einen Beweis seiner hohen Gerechtigkeitsliebe ablegte, denn er verurtheilte Révoil, seinem Angreifer 24 Pfund Kaffee als Strafe zu bezahlen.

Nachdem eine solche Prämie auf jede Beleidigung gesetzt war, schränkte der Reisende natürlich seine Exkursionen ein. Bald sollten aber neue schwere Sorgen kommen. Der bestimmte Reisetermin nahte heran, aber von ernstlichen Vorbereitungen war nichts zu merken; die Lastthiere wurden nicht herbeigeschafft und Omar Jussuf hatte auf alles Drängen nur die eine Antwort: „Beruhige dich, das ist meine Sache." Der Ramadan ging zu Ende, der Beiram (Id) kam mit unendlichen Betteleien und Erpressungen, aber von Abreise war keine Rede. Endlich kam es zum Bruche und 12 Tage lang hielt sich Révoil in seinem Hause eingeschlossen, ohne dem Sultan seine Aufwartung zu machen. Die Alten der Gobron brachten eine Versöhnung zu Stande und die Abreise sollte nun unbedingt stattfinden, sobald die

Ernte vorüber sei. Aber nun trat der Sultan mit einer neuen Forderung hervor. Révoil hatte, um größere Vögel ohne Verletzung des Gefieders zu tödten, sich öfter des Sublimats bedient; nun verlangte Omar von diesem Gifte

Streit mit einem Fleischhändler.



Scheich Omar verlangt Gift von Révoil.

und ließ den Reisenden nicht im Zweifel darüber, daß er vollkommen in seiner Gewalt sei. Hier konnte nur List helfen. Eine Blechdose mit doppeltkohlensaurem Natron mußte die Stelle des Giftes vertreten, und eine kleine Dosis

Sublimat wurde geschickt als Probe davon einem unglückseligen Huhne beigebracht und that ihre Wirkung, und der Sultan war mit dem Natron zufrieden.

Mitten in die Festlichkeiten des Id hinein fiel eine beängstigende Naturerscheinung: die Sonne stand einen ganzen Tag hindurch roth und strahlenlos am Himmel, ein untrüglicher Vorbote kommenden Unheils für das ohnehin schon durch die Rinderseuche und lange Trockenheit, sowie durch die Unmasse körnerfressender Vögel, welche sich nicht aus den Feldern verscheuchen lassen wollten, schwer betroffene Land. Zitternd lagen die abergläubischen Beduinen auf dem Marktplatze und beteten unablässig ihren Rosenkranz, die Somalis liefen zum Scheich und zu dem fremden Reisenden, um seine Ansicht zu hören, und Révoil faßte eine schwache Hoffnung, Nutzen aus der allgemeinen Furcht ziehen zu können.

Die Unruhe dauerte noch fort, als eine Karawane der Ugadin anlangte und Nachrichten vom Kriege im Sudan und dem Scheich eine Botschaft des Stammes des Scheich Ballial brachte. Révoil hatte schon öfter von dieser fanatischen Sekte gehört, aber er konnte auch jetzt nichts Genaueres über sie in Erfahrung bringen. Nur ein alter Mann wußte ihm mitzutheilen, daß sie ihre Moscheen mit Vorliebe unter hohen Bäumen errichteten und von diesen aus die Gläubigen zum Gebete riefen. Die Botschaft schien sich indessen nicht auf ihn zu beziehen, wenigstens erfuhr er nichts davon.

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

II. (Schluß.)

Die Handelsentwickelung Koreas in den sieben Jahren seit Eröffnung Fusans ist derart gewesen, daß sich dort der Handel zuerst koncentrirte; nach Eröffnung Gensans gab Fusan einen Theil seines Verkehrs an jenes ab, das nahezu eine gleiche Bedeutung erreichte. Beide Häfen wurden aber sehr empfindlich durch die im Juni 1882 stattfindende Eröffnung Chemulpos beeinträchtigt. Der Handel mit dem Auslande nahm dabei aber in außerordentlicher Weise zu. Im Jahre 1877 bis 1878 hatte der Gesammthandel nur 348 092 Papier-Yen betragen, war aber 1883 bereits auf 3 683 000 Papier-Yen gestiegen. Hierbei ist bemerkenswerth, daß Gold und Silber nicht als Geld, sondern als Landesprodukte und Waaren betrachtet worden sind; von Gold wurde 1883 für 1 220 355, von Silber für 88 875 Papier-Yen ausgeführt.

Ist nun aber der Handel in dieser so befriedigenden Weise gestiegen, so bleibt doch eine bedeutende Zunahme desselben in nächster Zeit sehr unwahrscheinlich. Korea ist unzweifelhaft ein armes Land, nicht weil seine natürlichen Hilfsquellen unbedeutend sind, denn nach allem, was wir wissen, erscheint der Boden von großer Fruchtbarkeit und vielseitigem Reichthume noch ungehobener Schätze, und die Bewohner sind ein begabtes Volk, das nur der schwere Druck eines kurzsichtigen Despotismus in seiner Entwickelung gehemmt, ja von einem ehemals eingenommenen höheren Standpunkte tief hinabgedrückt hat. Früher die Lehrmeister der Japaner in mancherlei Künsten und Gewerben, stehen heute die Koreaner tief unter ihren ehemaligen Schülern. Die Rollen haben gewechselt. Heute scheinen die Koreaner fast ganz ohne eigene Industrie zu sein; auch die schlechten Verkehrswege haben das Ihrige gethan, so daß nur eine Kleinfabrikation und ein Kleinhandel sich erhalten konnten.

Alle Berichterstatter, in jüngster Zeit auch Dr. Gottschee, welcher sämmtliche acht Provinzen des Königreichs besuchte, stimmen darin überein, daß die koreanischen Straßen die denkbar schlechtesten sind. Brücken über die Flüsse giebt es nur an sehr wenigen Stellen; zuweilen sind Fähren vorhanden, meist aber ist das Flußbett zu durchwaten. Daher ist der Verkehr periodisch gänzlich unterbrochen, wenn mit Eintritt des warmen Wetters die Flüsse über ihre Ufer hinaustreten. Die Straßen sind, ganz wie der Charakter des Bodens sich darstellt, ohne irgend welche Bedeckung durch Steine, dennoch aber officiell in drei Klassen getheilt, je nachdem sie 6 bis 10 m breit und mit Wassergräben an der Seite versehen sind, oder $2^1/_2$ bis 3 m und ohne Wassergräben oder endlich nur Saum- und Fußpfade darstellen. Von der ersten Klasse giebt es sechs Straßen, sämmtlich von Söul ausgehend, von denen zwei sich nach Norden wenden, die eine über Wönsan zum Tumen und der russischen Grenze, die andere zum Yalukiang und der chinesischen Grenze, während sich die übrigen, darunter als die wichtigste die nach Fusan führende, südwärts ziehen. Fusan und Söul sind die beiden einzigen Plätze, in denen drei oder mehr Straßen zusammentreffen.

Der Verkehr auf diesen Straßen wird fast ausschließlich auf den Rücken von Pferden oder Menschen bewerkstelligt. Für Staatskuriere und reisende Beamten besteht eine Posteinrichtung mit 40 Distrikten, ein jeder unter einem Tsalpeng oder Postinspektor und 471 Stationen unter je einem Postmeister, der über Postleibeigene für den Dienst als Sänftenträger, Führer, Briefboten und über 5400 Pferde verfügt. In neuester Zeit soll aber in Söul ein modernes Postamt eingerichtet und der Beitritt Koreas zum Weltpostvereine beschlossen worden sein. Die Gepäckstücke werden nach Griffis durch eine Gilde von Trägern befördert, welche an 10 000 Seelen (es sind auch Frauen darunter) zählt, aufs Strengste organisirt und nach dem Bedürfnisse der Provinzen auf diese vertheilt ist und nur dem von ihr selbst erwählten Haupte und eigenen Gesetzen gehorcht. Fast ganz unabhängig wissen diese Träger ihre Forderungen stets durch gemeinsame Verweigerung ihrer Dienste durchzusetzen, so daß zeitweilig in einem ganzen Distrikte eine Verkehrsstockung eintreten kann.

Diese höchst primitive, an afrikanische Zustände erinnernde Art der Beförderung ist in Korea fast die einzige. Nur auf den Kwandunyang hinab nach Fusan und den Hanfluß aufwärts vom Meere nach Söul ersetzt die Wasserfahrt den beschwerlichen Landdienst.

Auch von China wurden alle Waaren über Land gebracht, bis 1882 auch diesem Reiche gestattet wurde, an dem bis dahin gänzlich verbotenen Seeverkehre Theil zu nehmen, was nothwendig den chinesischen Ueberlandhandel auf das Schwerste schädigen mußte. Korea ist gegenwärtig in ziemlich regem überseeischem Verkehre mit China und Japan.

Die Firma Jardine, Matheson u. Co. läßt monatlich zweimal einen Dampfer von Schanghai nach Nagasaki, Fusan und Chemulpo laufen, die japanische Mitsu-Bishi-Gesellschaft expedirt monatlich zwei Dampfer von Kobe aus, den einen über Nagasaki, Fusan, Gensan, Wladiwostock und zurück, den anderen über Nagasaki, Tshushima-Insel, Fusan, Chemulpo und zurück. Außerdem läßt die China Merchants Steam Navigation Co. von Schanghai einzelne geöffnete Häfen in unregelmäßigen Zeiträumen anlaufen. Dadurch hat der Schiffsverkehr in kurzer Zeit ein ganz verändertes Gesicht erhalten; während in den geöffneten Häfen Fusan und Gensan 1879 noch 644 nach japanischer Art gebaute Dschunken und Boote von 7533 Tonnen verkehrten, zählte man 1883 nur noch 180 japanische Schiffe und Dschunken von 3058 Tonnen. Und in derselben Zeit war die Zahl der nach europäischer Art gebauten Schiffe von 41 auf 314, ihr Tonnengehalt von 7258 auf 58522 gestiegen. Es vermehrte sich also im Zeitraume dieser drei Jahre der Verkehr der Schiffe europäischer Bauart um das Achtfache, während derjenige der Schiffe japanischer Bauart weit unter die Hälfte sank.

Im December 1883 wurde in Fusan von Japan aus ein Telegraphenkabel gelandet und dort ein königlich koreanisches Telegraphenbureau eröffnet. Sonst besteht in Korea von Alters her ein optisches Telegraphensystem mittels Rauch und Feuer auf den Bergen, das früher namentlich zur Meldung nahender Piratenschiffe Verwendung fand.

Diese Piratenwirthschaft hat nun wohl so ziemlich aufgehört, allein der Handel findet im Lande immer noch Störungen genug, die recht unter den Augen der koreanischen Beamten stattfinden, ja von diesen selber ausgehen. Sagt man doch von dem am längsten eröffneten Hafen Fusan, daß nur dann die Landleute ihre Vorräthe zum Verkaufe anzubringen geneigt sind, wenn ein japanisches Kriegsschiff im Hafen ankert und daß nach seinem Verschwinden sofort aller Verkehr ein Ende nimmt. Und in Gensan sind Räubereien und Einbrüche auf der Tagesordnung, obschon die gegenwärtige Regierung sehr energisch gegen Diebstahl und Erpressungen vorgeht. So führte die britische Gesandtschaft ihr Weg an den angekohlten Leichnamen einer Schaar von 15 enthaupteten Brandstiftern vorbei, so berichteten vor Kurzem japanische Korrespondenten von der Hinrichtung einer 40 Mann zählenden Räuberbande mit der stumpfen Säge und so schrieb „Jiji Shimpo“, eine japanische Zeitung, daß der Gouverneur der Provinz Tschung-tschöng-do und ein anderer hoher Beamter zur Strafe für Bestechung abgesetzt und tüchtig durchgepeitscht worden seien. Dennoch klagen die Japaner, daß die niederen Beamten selbst bei den unbedeutendsten Geschäften allerlei „Black Mail“ erheben. Dadurch und durch die Furcht der Behörden, es könnte in Folge des Exports von Cerealien im Lande selber Getreidemangel entstehen, wird beispielsweise der Reishandel außerordentlich erschwert, so daß die Reisbauern, wie einer der englischen Parliamentary Reports mittheilt, die Quantitäten, welche sie verkaufen wollen, in ganz kleinen Partien in die japanischen Faktoreien einzuschmuggeln gezwungen sind. Daraus ist es auch wohl erklärlich, daß die Koreaner es nicht zu einer Reisbörse gebracht haben, während die Japaner eine solche bereits von Alters her besitzen, und daß es auch nicht einmal Getreidegroßhändler giebt.

Das sind einige der Hindernisse, welche dem Handel gegenwärtig entgegenstehen. Ein weiteres ist die unsichere Zahlungsfähigkeit der koreanischen Kaufleute, so daß die Japaner bisher sich gescheut haben, Kreditverkehr zu pflegen und sich nur auf den Baarverkehr eingelassen haben. Die Geldverhältnisse sind aber sehr unbefriedigend. Gold- und Silbergeld giebt es in Korea gar nicht.

Das umlaufende Geld ist das denkbar schlechteste. Das erklärt sich aus der bis vor Kurzem üblichen Verpachtung des Münzregals an einen „Ring“ angesehener Familien. Auch hatte jedes Ministerium seine eigenen Münzen. Geprägt oder vielmehr gegossen wurden die in China und Japan üblichen Käschstücke, in Korea Pun genannt, runde Münzen mit einem viereckigen Loche in der Mitte, zu drei Viertel aus Kupfer, zu einem Viertel aus Blei, von denen früher 480 auf einen Dollar gingen, die aber so versälscht wurden, daß Ende 1883 in der Hauptstadt nicht weniger als 1250 einen Dollar galten. Es circuliren meist große Fünf-Käsch-Stücke, die zu großen Rollen auf Strohseile gezogen werden. Solche Rollen repräsentiren einen äußerst geringen Werth bei sehr großem Gewichte, so daß, um Beträge von 150 bis 200 Mark in der Stadt zum Einkaufe zu verwenden, man sich von ein bis zwei Lastträgern begleiten lassen muß. In Gensan hat man noch große Ein-Käsch-Stücke, von denen 500 den Werth eines Dollars repräsentiren. Natürlich ist dieses Geld für die Begleichung größerer Beträge ganz ungeeignet, man bedient sich dazu des Rohgoldes und der aus China importirten Silberbarren, meist im Gewicht von 20 Täl. Die vor einiger Zeit gegossenen Silbermünzen, mit einem blauen Emaillefleck auf der Rückseite, sind jetzt gänzlich aus dem Verkehre verschwunden; es wurden höchstens für 20000 Dollars Stücke ausgeprägt und diese flossen schnell nach Japan ab, wo sie sofort umgeschmolzen wurden. Uebrigens war früher für die Koreaner Reis Geld, wie aus den noch jetzt im Handel gebräuchlichen Ausdrücken ersichtlich ist.

In China bestehen von Alters her zahlreiche Banken und Bankiers, ebenso ist das Bankwesen in Japan, namentlich in neuester Zeit unter dem Einflusse Europas und Amerikas, sehr vollständig entwickelt, in Korea gab es bislang derartige Finanzanstalten gar nicht. Gelegentlich geben Kaufleute Anweisungen auf einander, indeß können solche Anweisungen nur an der Stelle zu Geld gemacht werden, auf die sie gezogen sind. Und diese Geschäfte sind noch dazu fast durchaus beschränkt auf die Händler in Söul und Aichiu, jenem Grenzorte, an welchem der chinesisch-koreanische Tauschhandel dreimal jährlich stattfindet. In allerneuester Zeit hat aber die japanische „Erste Nationalbank“, welche 1876 mit einem Kapitale von 1500000 Yen gegründet wurde, es unternommen, in den offenen Häfen Koreas Bankfilialen zu errichten.

Die Koreaner, wie wir sie heute sehen, sind ein Mischvolk, das aber, nachdem sich die Mischung vollzogen, Jahrhunderte lang von allen fremden Einflüssen sich mit peinlichster Sorgfalt freigehalten hat. Den Norden der Halbinsel scheinen anfänglich die in der Geschichte Hochasiens zu wiederholten Malen auftretenden Sien-pi bewohnt zu haben, während im Süden das Volk der Han saß, das sich in drei Zweige spaltete: die Ma-Han, die Pian-Han und die Schin-Han. Die Han hatten eine andere Sprache wie die Sian-pi und glichen den Japanern im Aeußeren wie in Sitten und Gebräuchen. Wie schon erwähnt, sollen im 12. Jahrhundert chinesische Stämme von Norden her eingewandert sein. Jedenfalls erinnert die Physiognomie der heutigen Koreaner weit mehr an die der Japaner als an die der Chinesen, aber auch von jenen sind sie vortheilhaft verschieden, sie sind größer und hübscher als die japanischen Männer. Sie sind stark aussehend, gut geformt, mittlerer Statur und von regelmäßigen Gesichtszügen; die Gesichtsfarbe ist gelb, das Haar schwarz, die Nase nicht so abgestumpft wie bei Chinesen und Japanern, die Augen sind

wie bei allen mongolischen Rassen, mandelförmig, aber die Augenbrauen stehen mehr in gerader Linie, auch tritt das Kinn mehr hervor. Der Bartwuchs, der bei den meisten dünn und lang ist, beginnt schon im Alter von 20 bis 22 Jahren, während bei einem 35jährigen Chinesen nur selten der erste Flaum zu sehen ist. Dagegen ist das Haupthaar nicht von der üppigen Länge, wie man es bei Chinesen sieht. Die Unverheiratheten theilen es in der Mitte und flechten es in einen Zopf, was den jungen Burschen ein ganz mädchenhaftes Aussehen giebt. Wenn sie heirathen, was gewöhnlich im Alter von 19 bis 20 Jahren geschieht, scheeren sie eine Tonsur in der Mitte und binden das Haar in einen wohlgepflegten Knoten zusammen. Ein feines schwarzes Gittergeflecht aus einem starken Binsengewächse (nicht Draht oder Pferdehaar, wie gewöhnlich angegeben wird) schützt den Knoten, welcher mit einem schwarzen Bande um Stirn und Hinterkopf befestigt ist [1]). Auf dem Gitter sitzt ein breitkrämpiger Hut mit kleiner Mütze, ganz aus demselben feinen netzartigen Geflechte bestehend, und durch eine Perlenschnur unter dem Kinne befestigt. Richthofen bemerkt, daß, wenn man sich einmal mit der Form des Hutes versöhnt hat, derselbe sogar elegant erscheine. Neben jenen mongolischen Physiognomien begegnet man aber auch solchen von rein kaukasischem Typus, also europäisch geformter gerader Nase, geradestehenden blauen Augen und hellfarbigem Haar, wie denn Richthofen selber von den Chinesen für einen Koreaner gehalten wurde.

Neben diesem Typus ist noch ein zweiter, weit weniger schöner vertreten. Während bei den Angehörigen des ersteren der Kopf lang ist, die schmale Stirn etwas zurücktritt und bei schlankem, elegantem Wuchse die Formen schön sind, haben die des zweiten breite runde Köpfe mit Stumpfnasen und sehr hervortretenden breiten Backenknochen, die Falte des oberen Augenlides hängt weit herab, das Haar wächst tief in die breite niedrige Stirn, der Körper ist kurz, breit und plump. Auch in seiner fast militärischen Haltung kontrastirt der erste Typus vortheilhaft gegen das plumpe Wesen des zweiten.

Was den Charakter der Koreaner anlangt, so unterscheidet sich derselbe sehr vortheilhaft von dem ihrer Nachbaren, der Chinesen. Der schon citirte Forscher bemerkte bei ihnen mehr Anstandsgefühl, einen mehr männlichen und offenen Charakter, die Leute waren von großer, dabei aber nicht so aufdringlicher Wißbegier und zugleich besaßen sie trotz der langen Isolirung des Landes eine größere Kenntniß der übrigen Welt. Der kalte, nüchterne Verstand herrscht nicht so vor wie bei den Chinesen, es offenbart sich bei ihnen in Rede und Geberde sofort ein Gemüthsleben, das unsere Theilnahme erregt. Leider aber ist in Folge der strengen Abschließung gegen die Außenwelt, noch mehr aber in Folge des absolutistischen Druckes, der Jahrhunderte hindurch auf dem Volke gelastet hat, der Koreaner lethargisch und grenzenlos apatisch geworden, zu einem ostasiatischen Lazarone, der nur an das Heute denkt. Er producirt nur genug, um seine eigenen bescheidenen Bedürfnisse und die Forderungen der Regierung oder der um ihn wohnenden Beamten zu befriedigen. Denn diese sind immer auf der Lauer, ihm durch alle erdenklichen Chikanen das zu entreißen, was er zu seines Leibes Nothdurft und Nahrung nicht ganz unbedingt nöthig hat. Die außerordentliche Armuth des von der Natur so reich bedachten Landes ist daher sehr erklärlich. Nach dem bisherigen Systeme, das ihn Jahrhunderte hindurch beherrschte, denkt der Koreaner daher auch an eine Hebung seiner materiellen Lage durchaus nicht, obschon die mineral- und waldreichen Berge und die fruchtbringenden Ebenen, obschon ein mildes, aber regenerirendes Klima verbunden mit ausreichender Fleischnahrung ihm Impuls und Ausdauer zur Verfolgung höherer Ziele seines irdischen Daseins geben sollten.

Ehe wir indessen auf seine Thätigkeit eingehen, wollen wir versuchen, das Bild des äußeren Koreaners zu vervollständigen. Eine Eigenschaft, durch welche sich der Koreaner vor allen ihn umgebenden Nationen, ja vor den meisten europäischen, auszeichnet, ist eine, wenigstens bei den besseren Ständen, in der Kleidung sich zeigende skrupulöse Reinlichkeit. Weiße chinesische Schuhe, weiße Strümpfe, eine weiße weite Hose, die über die Knöchel zusammengebunden wird, eine kurze weiße Jacke und ein bis an die Knöchel reichendes schlafrockartiges Obergewand von ganz leichtem, weichem Zeuge, das vorn überfällt und auf der rechten Seite zusammengebunden wird, dies ist die allgemeine Kleidung. Die Stoffe sind gut gewebt aus der Faser einer nesselartigen Pflanze und daher schön glänzend. Ueber diesem weißen Gewande tragen die Beamten einen eleganten Ueberwurf aus lose gewebtem hellblauem Seidenzeug, wovon ihre Gesammtheit im Volksmunde „die blaue Wolke“ heißt. Kinder gehen häufig rosenfarbig, Vornehme violett, Soldaten und Polizisten dunkelblau und Frauen in grünen, die ganze Gestalt umhüllenden Mänteln. Die niedrigen Klassen tragen ein grobes gelbliches Zeug, die Winterkleider werden wattirt, als Fußbekleidung dienen Stroh- oder Wergsandalen, deren Sohlen aus roher Haut gefertigt sind.

Das koreanische Luxusbedürfniß hat sich in Folge des Verbotes von Gold und Silber ausschließlich der Kleidung zugewandt; jedem Berichterstatter über Korea ist der Kontrast zwischen den reich in Seide gekleideten Hausbesitzern und ärmlichen Wohnungen aufgefallen. Die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt in Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt sind. Die besseren Häuser haben Steinfundamente mit Aushöhlungen am Grunde für das Feuer zum Erwärmen der Zimmer während der kalten Jahreszeit. Die Wände sind aus Holzrahmen hergestellt und mit dichtfaserigem Papiere überklebt, das Dach ist auf dem Lande mit Stroh, in der Hauptstadt mit Ziegeln gedeckt. Fast alle sind einstöckig, nicht viel über 3 m hoch und zum großen Theile, selbst in Söul, im letzten Stadium des Verfalles. Die nur meterhohen Schornsteine gehen nach der Straße, und wenn am Abend Feuer angemacht wird, liegen dichte Rauchwolken über den Straßen und erfüllen die engen Räume, in denen die Familien zusammengedrängt leben.

Die Häuser der Vornehmen, auf weiten, von Mauern umschlossenen Plätzen erbaut, sind zwar größer, aber nicht viel besser; Papier spielt hier als Bekleidung des Fußbodens, der Wände, als Thüren und Schirme eine große Rolle. Die weiten Plätze sind öde, durch keinen Garten verschönt. Einen solchen besitzt nur der König, dessen Palastgebäude mit großem Exercierplatze, Teichen ꝛc. einen Raum von 2,6 qkm bedecken. Eine mehr als 12 m hohe Mauer faßt den ganzen Komplex ein, drei Thore führen durch dieselbe, aber der Zutritt ist Europäern kaum gestattet.

In die Stadt Söul selber führen vier Thore, welche Inschriften in chinesischen Buchstaben tragen. Das Ostthor heißt das Thor des Wohlwollens, das Südthor Thor der Höflichkeit, das Westthor Thor der Gerechtigkeit. Wo sich die vom Ost- zum Westthore und vom Nord- zum Südthore laufenden Straßen schneiden, steht ein quadratischer, roth und grün bemalter Holzbau, der Tschongkak, dessen Glocke, die einzige der Stadt, Morgens um 1 Uhr und Abends um 9 Uhr mit einem Holzhammer angeschlagen wird und das Zeichen zum Oeffnen resp. zum Schließen der Stadtthore

[1]) Richthofen in der Zeitschrift der G. f. E. 1870.

giebt. Nur vor Beamten werden die geschlossenen Thore geöffnet.

Außer jenen beiden Straßen giebt es noch eine Hauptstraße, welche gleichfalls von Wagen benutzt werden kann, die übrigen sind schmal und in einem kaum beschreibbaren Zustande. In der Mitte der Straße läuft oft ein kleiner dicklehmiger Bach und auf jeder Seite sind fortlaufende Pfützen, nach denen hin sich die Latrinen der Häuser öffnen; Dunghaufen nehmen oft über die Hälfte des Weges ein und vor der langen Reihe geschwärzter armseliger Häuser liegen Hunde-, Pferde- und Ochsenschädel umher. Und dabei erzählte man Bonar, welcher diese Schilderung giebt, daß etwa einen Monat vor seiner Ankunft die Straßen gereinigt wären.

Die Bevölkerung der Hauptstadt wird verschieden auf 120000 bis 240000 Seelen geschätzt, anscheinend recht ruhige, ordentliche Menschen, deren Hauptbeschäftigung in Plaudern und Rauchen zu bestehen scheint. Rauchen ist das einzige Vergnügen der Koreaner; an irgend welchen Unterhaltungen, Theatern oder dergl., wie sie die Chinesen und Japaner lieben, fehlt es vollständig. Es mangelt auch an dem Handelsgeiste, welcher jene beiden Völker kennzeichnet; die Läden der Hauptstadt sind in ihrem Aeußeren ebenso ärmlich wie die Waaren, welche sie bergen. Die besten derselben sind fremden Ursprungs, denn die koreanische Industrie, die namentlich in Porcellan und Metall, jetzt auf die Japaner übergegangen, früher so hoch stand, ist heute fast ganz ausgestorben; als einheimische Industrie-Artikel sind nur noch Seide, Papier, Matten, Fächer, Dachziegel, Tabak und Bürsten erwähnenswerth.

Ist aber auch durch Druck, Mißwirthschaft und Erpressungen des Königs und seiner Beamten der Unternehmungsgeist erlahmt, so steht doch die geistige Bildung des Volkes immer noch auf gleicher Stufe mit der seiner Nachbaren. Das niedere Volk kann durchweg die Landessprache lesen und schreiben; dafür sorgen zahlreiche Schulen, sämmtlich Privatanstalten. Wer aber Anspruch auf Bildung machen will, muß Chinesisch betrieben haben; nur in dieser Sprache werden die schriftlichen Aufsätze der Staatsprüfungen abgefaßt; nur diese Sprache wollen die vornehmen Stände kennen. Die Sprache der Koreaner gleicht in ihrem Satzbaue dem mantschurischen und japanischen, weicht aber in allem Anderen von diesen Idiomen vollständig ab. Das koreanische Alphabet (Wonmon) hat 191 Buchstaben, doch bedient man sich meist chinesischer mit Hinzufügung von koreanischen.

Eine Kunst steht aber noch in hoher Blüthe, das ist die Buchdruckerkunst. Unter allen ostasiatischen Ländern hat Korea in der Buchdruckerei, bei welcher man meist Metalltypen verwendet, die höchste Stufe erreicht, so daß jeder chinesische Literat eine koreanische Ausgabe der „vier Bücher“ und „fünf Klassiker“ der chinesischen Philosophen als die vorzüglichste, sowohl was Ausstattung und Druck als auch Preis betrifft, für seine Bibliothek zu erwerben trachtet. Die Koreaner kannten die Buchdruckerkunst schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts; noch cirkulirt ein von dem damaligen Könige Thaitschong Kongthyong gethaner Ausspruch: „Wer regieren will, muß mit Büchern vertraut sein.“

Mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs Li-Fin, des 28. Fürsten der herrschenden Dynastie, scheint für Korea eine neue Blüthe anbrechen zu sollen. Er ist der im Lande vorhandenen Fortschrittspartei, welche mit dem Auslande nähere Verbindungen anknüpfen will, geneigt, und der von einer anderen Partei diesen Bestrebungen entgegengebrachte Widerstand ist gebrochen. Seitdem hat eine europäische Macht nach der anderen Zutritt erlangt. Aber der König und seine dem Fortschritte zugeneigten Rathgeber sind nicht gewillt, daß die Einführung der fremden Civilisation als ein Vorspiel zur Annahme einer europäischen Verfassung angesehen werde. Der König von Korea ist immer unumschränkter Monarch gewesen, viel mehr als die chinesischen und japanischen Herrscher. Kein mächtiger Adel konnte hier die Gewalten des Monarchen beschränken. Darum bezeichnete der König in einer vor Abschluß der Verträge mit England und Deutschland gehaltenen Ansprache eine Einführung europäischer Verfassungsformen als undenkbar. „Nichts“, sagte er, „wäre unvernünftiger. Civilisation bezweckt die Bereicherung eines Landes und die Aufrechterhaltung des internationalen Verkehrs auf dem Fuße der Gleichheit. Um unser Land in den Bereich der Civilisation zu bringen, müssen wir dahin streben, die alten nationalen Principien aufrecht zu erhalten und die europäischen Künste erwerben, müssen wir die klassischen Lehren des Konfucius beobachten und europäische Erfindungen einführen.“

Aber der König ist nicht allmächtig; die den Fremden abgeneigte Partei ist zurückgedrängt, keineswegs vernichtet. Und doch würde Korea gerade in engerer Verbindung mit Europa eine Garantie für seine Unabhängigkeit finden. Zwar ist das Vasallenverhältniß Koreas zu China ein rein nominelles, aber China würde dies Verhältniß gern in ein engeres umgestaltet sehen. Jetzt sendet der König nach altem Herkommen jährlich zwei Gesandtschaften an den Hof von Peking mit einem Tribut, der in einer gewissen Quantität Papier und 800 Ochsen besteht, welche letztere an die Mandarinen in Fong-whang-tschin abgeliefert und von diesen und deren Soldaten verspeist werden. Dafür empfängt der koreanische Herrscher einen chinesischen Staatskalender und in bestimmten Intervallen geht von Peking eine Gesandtschaft an den Hof von Söul, um Geld als Gegengeschenk für den Tribut zu überbringen. Nach ostasiatischem Begriff ist damit ein Verhältniß zwischen Souverän und Vasallen konstatirt. Japan hat dasselbe indeß durch seine Verträge durchbrochen, die europäischen Mächte und Nordamerika sind ihm darin nachgefolgt. Es ist schwer denkbar, daß China, wollte es die Beziehungen straffer spannen, etwas Anderes erreichen würde als einen völligen Bruch derselben.

Ein sehr begehrenswerthes Objekt erscheint Korea augenblicklich nicht; das der Halbinsel Italien (ohne die Inseln) an Umfang einigermaßen nachstehende, von $10^1/_2$ Millionen (nach Gottschee von einigen Millionen mehr) bewohnte Land ist gegenwärtig äußerst arm und wenig konsumtionsfähig. Es wird einer Hebung der bestehenden Hilfsquellen und Erschließung neuer bedürfen, um Korea zu einem lohnenden Absatzgebiete europäischer Industrie zu machen, aber jeder Schritt zur Förderung des Landes wird mit äußerster Vorsicht gethan werden müssen, damit nicht der nie ganz ruhende Haß des Fremden abermals entfacht, alles mühsam Errungene vielleicht durch einen heftigen Ausbruch nationaler Eifersucht zerstört und die Entwickelung des Landes wiederum auf lange Zeit hin in Frage gestellt werde.

Die Goajira-Halbinsel.

Im Decemberheft der Proceedings Royal Geographical Society berichtet Herr F. A. Simons über das Gebiet der Halbinsel Goajira (Colombia) und deren Bewohner. Auf Dreiviertel ihres Umfanges vom Meere bespült, wird das Land im Südwesten von dem Staate Magdalena durch natürliche Grenzen, den Rio Rancheria mit den daran stoßenden Ausläufern der Sierra Nevada, sowie die Berge von Oca getrennt. Ueber den Besitz eines Theiles dieses Gebietes haben Colombia und Venezuela sich gestritten und die Entscheidung dem Könige von Spanien überlassen; sein Schiedsspruch ist noch nicht veröffentlicht. Von der Geschichte der Bewohner ist nur wenig bekannt; trotzdem die Halbinsel eine gewisse Rolle in der Entdeckungsgeschichte spielt, wird sie von den älteren Chronisten nur wenig genannt und über die Indianer findet man erst Mittheilungen in der „Floresta de Santa Vela“ des de la Rosa (1739), die mit allen darin enthaltenen Irrthümern auch in die neueren Berichte übergegangen sind. Es scheint sicher, daß sie nicht die Autochthonen des Landes sind; sie selbst haben Ueberlieferungen über ihre Einwanderung und wissen die Dorfruinen, welche die früheren Bewohner hinterlassen haben, nachzuweisen.

Etwa die Hälfte der Halbinsel besteht aus Bergland, die andere, im Südwesten gelegene Hälfte, bildet eine weite, fruchtbare Fläche. Das Bergland zerfällt in drei parallele Ketten, welche durch dazwischen liegende Ebenen getrennt sind, die bedeutendste derselben ist die östlichste. Die höchsten Spitzen erheben sich bis zu 2400 bis 2600 Fuß Höhe und sind bis etwa 500 Fuß unter dem Gipfel bewohnt. Die Vegetation ist derjenigen ähnlich, welche man auf der Sierra Nevada in der Höhe von 6000 Fuß antrifft und die Temperatur, welche Simons dort antraf, sehr niedrig, nur 65° F. um Mittag. Die mittlere Kette erhebt sich nur an wenigen Punkten über 1500 Fuß; auch hier trifft man zwei hervorragende Gipfel; die Höhe des nördlichen, des Numa, den Simons mit Mühe bestieg, wurde auf 1950 Fuß bestimmt, die des südlichen, 15 Meilen entfernten Gipfels Guajarepa beträgt nicht über 2200 Fuß. Die westlichste Kette, die von der vorigen durch ein vielfach gewundenes Thal, welches an der engsten Stelle etwa sechs Meilen weit ist, getrennt wird, ist die bedeutendste; die einzelnen Berge werden auf allen Seiten von zahlreichen scharfen Rücken flankirt. Die höchste Felsenmasse, Yuripiche, erreicht die Höhe von 2800 Fuß.

Eigentliche Flüsse giebt es in der Goajira nicht. In allen Richtungen wird das Land von flachen Rinnen durchschnitten, welche sich in dem trockenen Sande gebildet haben; durch diese wird während der Regenzeit das Wasser ebenso schnell abgeleitet, wie es fällt; selbst in den bedeutendsten Bergen bildet sich kein Strom, der die Regenzeit überdauerte, die nur etwa vier Monate anhält. Die Indianer verschaffen sich Wasser, indem sie entweder etwa 30 oder 40 Fuß tiefe Brunnen mit vieler Mühe graben und für den Gebrauch herrichten oder aber, indem sie das Regenwasser in großen, natürlichen oder künstlich angelegten Vertiefungen sammeln.

Die Küste hat Ueberfluß an Ankerplätzen und Baien, die jedoch keine große Bedeutung besitzen; am wichtigsten ist der Hafen von Cojoro, der als der zukünftige Hafen von Maracaybo betrachtet wird, mit welchem Orte er durch eine Eisenbahn, die nur geringe technische Schwierigkeiten bietet, zu verbinden sein würde.

Die Halbinsel wird von einem einzigen Indianerstamme bewohnt, der sich jedoch in viele Familien, ähnlich den Clans der Schotten, theilt. Jede dieser Familien nimmt für jeden ihrer Angehörigen gegen alle Feinde Partei. Der Besitz giebt bei ihnen großen Einfluß; eigentliche Häuptlinge besitzen die Goajiras nicht, sie erkennen den reichsten Stammgenossen als Oberhaupt oder, um den von den Spaniern eingeführten Namen zu gebrauchen, Korporal an und erwarten Schutz und Hilfe von ihm. Ein arm geborener Indianer kann übrigens durch selbst erworbenen Reichthum nie zu Ansehen und Macht kommen, wohl aber seine Kinder, wenn es ihm glückt, sich durch Heirath mit den Vornehmen seines Landes zu verbinden. Jede Familie führt außer ihrem eigenen Namen noch den ihres Wappenthieres, ja manchmal nehmen die unbedeutenden Stämme noch das Wappenthier eines mächtigeren Clans hinzu, um sich des Schutzes desselben zu versichern.

Es giebt jetzt einige 30 Clans bei den Goajiras, von 22 giebt Simons die Namen an. Im Allgemeinen werden nur die Heerden als wirklicher Reichthum geschätzt, Ackerbau nicht hoch geachtet. Da die Goajiras in fortwährendem Zwiste und Streit leben, würden ganze Clans bald verarmen und erlöschen, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchten, ihren Besitz und ihre Heerden über verschiedene Gegenden zu vertheilen. Wasser- und Futtermangel zwingt sie zu einem Nomadenleben und dies ist die Ursache, daß sie keine Häuser bauen; bei Manchen aber findet man trotz ihres herumschweifenden Lebens eine Vorliebe für gewisse Gegenden.

Wir übergehen die Aufzählung der verschiedenen Clans und bemerken nur, daß die „Cocinas“, deren Namen man öfter begegnet, keinen besonderen Stamm bilden; mit diesem Worte werden die heimathlosen Indianer bezeichnet, welche eines Verbrechens wegen von ihrem Clan verstoßen sind und sich nun zu Banden zusammengerottet haben, um ihr gesetzloses Leben mit größerer Sicherheit fortführen zu können. Sie liegen nicht nur mit den ruhigen Bewohnern des Landes, sondern auch mit den anderen Banden in fortwährendem Streite, nur das Recht des Stärksten gilt.

Ihr bevorzugtes Gebiet ist die Cojorokette, von wo sie ihre Raubzüge auch nach anderen Theilen des Landes machen.

Wie schon erwähnt, bauen die Goajira-Indianer keine eigentlichen Häuser; selbst ihre besten Ranchos sind sehr einfach und in kurzer Zeit eingerichtet. Ein gutes Dach, mit dem gespaltenen Mark einer großen Euphorbia gedeckt, ist der wichtigste Bestandtheil desselben; übrigens dient der Rancho selten als Schlafplatz; die Hängematten werden an zahlreichen, zu diesem Zwecke eingerammten Stangen befestigt; oft schlafen zwei oder drei Indianer in einer derselben. Weiterhin findet man andere Stangen, an denen die Thiere festgebunden werden, und ein kleiner Stall für Schafe oder Ziegen gehört nothwendiger Weise zum Besitzthume einer gut geordneten Familie. Der Platz für einen Rancho wird sehr sorgfältig ausgewählt; Dörfer findet man nicht, wohl aber siedeln sich einige Familien nahe bei einander, etwa auf Schußweite von einander entfernt, an.

Einer der Ranchos wird an erhöhter Stelle erbaut, um das Land zu übersehen und die Annäherung Fremder zeitig beobachten zu können. Der bedeutendste Ort ist Paraguaipoa, die neue Militärkolonie Venezuelas, die etwa 50 Häuser zählt und eine Besatzung von 30 Mann hat. Die Bevölkerung des Landes wird auf 20000, höchstens auf 25000 Seelen angeschlagen.

Ihre Sitten und Gewohnheiten, sowie ihre alten, eigenthümlichen Gesetze verdienen Aufmerksamkeit. Die Beschreibung derselben eröffnet Simons mit der wenig schmeichelhaften Bemerkung, daß sie, wie alle Indianer, sehr viel Leistungsfähigkeit im Betteln, Stehlen und Trinken besitzen. Zu diesen drei Lastern kommt noch ein viertes: sie verlangen Blutgeld, und dies ist die Hauptursache ihrer Streitigkeiten und Fehden, eine fortwährende Gefahr für Indianer und Europäer; daß er dies auch ein „Laster" nennt, ist begründet in der Art, wie die bezüglichen Gesetze Anwendung finden.

Einmal nämlich betrachten die Indianer alle weißen Männer als zu einer großen Familie gehörig, so daß sie einen jeden verantwortlich machen für Thaten, die ein anderer Weißer vielleicht an einem Meilen weit entfernten Orte begangen hat; es ist die Familie von mütterlicher Seite, welche das Blutgeld zu fordern hat. Außerdem aber ist die Sache sehr verwickelt und einige Beispiele werden vielleicht die Sache deutlicher machen, als eine lange Auseinandersetzung. Wenn ein Indianer sich selbst verletzt, d. h. sich zufällig mit einer Waffe verwundet, einen Arm oder ein Bein bricht, so muß er an die Familie von mütterlicher Seite Blutgeld zahlen. Die Familie von väterlicher Seite fordert ein nicht so hohes Schmerzensgeld, ja sogar die Freunde kommen, um Entschädigung für den Kummer zu verlangen, den ihnen der Anblick des verwundeten Freundes bereitet hat. Wenn der Patient nicht Vermögen genug besitzt, allen Anforderungen zu genügen, bettelt er sich den Betrag zusammen. Noch merkwürdiger ist ein anderer Fall. Wenn irgend ein Indianer sich ein Reitthier leiht, durch dasselbe abgeworfen und irgendwie beschädigt wird, so verlangt seine Familie von Demjenigen, welcher das Pferd verliehen hat, eine Entschädigung. Wie weit die Haftpflicht sich erstreckt, möge man aus folgendem Beispiele entnehmen. Wenn etwa durch den Genuß von Rum ein Unheil angerichtet wird, sind alle Rumverkäufer verantwortlich. Simons erzählt ein Beispiel, welches in dieser Hinsicht sehr bezeichnend ist: ein Händler trat ihm zeitweilig einen Diener ab, bat ihn aber, dem Manne keine Getränke zukommen zu lassen, da er sonst für den etwaigen Schaden verantwortlich gewesen sein würde. Gefährlich ist es auch, einen Indianer bei seinem wirklichen Namen zu nennen; einen Todten in Gegenwart seiner Verwandten zu nennen, wird unter Umständen mit dem Tode bestraft, wenn sich die Sache zufällig im Rancho des Verstorbenen zuträgt und Onkel oder Neffe desselben anwesend sind. Wenn zufällig ein Kind während der Zeit stirbt, wo es sich unter der ausschließlichen Obhut des Vaters oder der Mutter befindet, hat diejenige Hälfte des Ehepaares, welche nicht dabei gegenwärtig war, von der anderen Hälfte Blutgeld zu fordern.

Auch in anderer Beziehung kann man eigenthümliche Gewohnheiten beobachten; ein junges Mädchen, welches sich der Mannbarkeit nähert, wird in eine kleine Hütte eingeschlossen; aller Schmuck, alle Kleidung, mit Ausnahme eines einzigen Gewandes, wird ihm abgenommen und man reicht ihr nur sehr magere, hauptsächlich vegetabilische Nahrung; bei armen Leuten dauert diese Abschließung einige Wochen, bei reichen dagegen manchmal Jahre lang.

Wiewohl die Heirath ein reines Handelsgeschäft ist, werden die Frauen doch sehr geehrt, und für jede gewaltthätige Handlung gegen seine Gattin ist der Mann den Verwandten derselben verantwortlich; im Falle der Mann stirbt, fällt die Wittwe gewöhnlich dem jüngsten Bruder zu. Die Tochter eines Häuptlings wird mit 12 bis 300 Pfd. St. erkauft. Ein Sterbefall giebt zu großen Festlichkeiten Veranlassung; wohlhabende Leute werden gewöhnlich in dem Rancho, wo sie geboren sind, beerdigt, Reiche gar zweimal. Die ganze Nacht durch werden Feuer zum Gebrauche des Todten gebrannt; zwei Indianer, die sich zum ersten Male nach dem Ableben eines Verwandten begegnen, müssen wenigstens eine Viertelstunde lang ihre Trauer durch lautes Weinen beweisen. Wenn sie einander begegnen, beobachten sie bei Abstattung des Grußes weitläufige und genau vorgeschriebene Formalitäten; wird ein Fremder, der zu einem Rancho kommt, nicht angeredet, so ist dies ein Beweis, daß er nicht willkommen ist und er verläßt den Ort sofort. Die Eltern nehmen den Namen des ältesten Kindes an, dem für den Vater fushi, für die Mutter ni vorgesetzt wird.

Der Anzug der Goajiras ist sehr einfach und wohl dem ähnlich, den ihre Voreltern vor 300 Jahren trugen; er beschränkt sich auf die nothdürftigsten Hüllen; nur das Haar wird mit einem schönen Schmucke aus Stroh, Wolle oder Federn verziert. Die Frauen sind jetzt ausschließlich in importirten Kattun gekleidet, schmücken sich auch, namentlich mit Punas, Oberärmeln aus Perlen gemacht; nach der ersten Entbindung werden diefelben abgelegt. Zu bemerken wären noch durchbohrte Steine, die zu „Tuma" genannten Halsbändern verarbeitet werden; diese Art Steine wird nur in prähistorischen Gräbern gefunden.

Als Waffen dienen Bogen und Pfeile neben Hinterladern. Nie verläßt der Indianer den Rancho unbewaffnet. Sie haben drei Arten von Pfeilen: stumpfe, um Vögel zu tödten, scharfe, mit einer Spitze aus hartem Holz oder Eifen und endlich Pfeile mit lose befestigter, etwa zwei Zoll langer, stark vergifteter Spitze. Als Gift dienen verfaulte thierische Stoffe, die gekocht werden; die hiermit bereiteten Pfeile werden durch einen Ueberzug gegen den Einfluß der Witterung geschützt. Das Gift behält seine Wirkung etwa neun Monate lang. Der Tod erfolgt in drei bis zwölf Tagen und ist ziemlich sicher, wenn die Spitze nicht aus der Wunde entfernt und letztere ausgebrannt werden kann.

Eine Grammatik der wohllautenden Sprache wurde 1878 von Raphael Caledon in Paris herausgegeben; sie enthält aber in Folge der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte viele Druckfehler.

Kürzere Mittheilungen.

J. Audebert's Reisen in Madagascar.

Entgegnung[1]).

Wenn ich so spät auf eine Beschuldigung der Missionare Sibree und Dahle im „Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ Nr. 8 antworte, so geschieht es, weil ich selbst es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, überhaupt zu antworten; ich folge daher lediglich dem Wunsche des Herausgebers dieses Blattes.

Ich habe im Auftrage des königl. Niederländischen Reichsmuseums vom Mai 1875 bis September 1881 eine Forschungsreise nach dem noch unbekannten Inneren Madagascars unternommen und dabei Manches im Leben und Wirken der Missionare bemerkt, welches ich der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Fern davon, die vielfachen Verdienste derselben verkleinern zu wollen, fand ich doch, daß dieselben vielfach ihren Berufskreis überschreiten und zur Förderung politischer oder gar persönlicher Interessen mißbrauchen.

Daher nun stammt der große Zorn der Missionare gegen mich und sie wollen mich dadurch strafen, daß sie einfach meine Reisen ins Innere der Insel leugnen, daß sie meine Berichte für unwahr, für erfunden erklären und das Alles seltsamer Weise damit begründen, daß ich ihnen ganz unbekannt sei.

Sollte letzteres zufällig der Fall sein, so würde es nur um so klarer beweisen, wie eifersüchtig und ängstlich diese Herren darüber wachen, daß dort nichts geschieht, was sich ihrem Einflusse entzieht.

Ich werde es kaum nöthig haben, den Gegenbeweis für meine Anwesenheit im Inneren der Insel zu erbringen. Alle dort herum lebenden Händler wissen davon genug zu erzählen. Beredter dafür sprechen meine großen glänzenden Sammlungen im Leydener Museum, sowie mein Briefwechsel mit dem Direktor desselben. Jedes Stück der Sammlung trägt genau Datum und Fundort und an der Hand dieser sicheren Führer läßt sich leicht mein ganzer Weg verfolgen.

Im Uebrigen sind die Behauptungen der Missionare viel weniger geeignet, mich zu verdächtigen, als vielmehr dazu angethan, diese selbst lächerlich zu machen.

Wie können die Herren behaupten, Madagascar so genau zu kennen, daß sie jeden Flecken, jeden Fluß, jedes Thier und jede Pflanze mit Namen nennen wollen, wo doch noch die größere Hälfte desselben ganz unbekannt ist und ich allein an siebzehn neue Thierarten entdeckte! Wie können sie, die sich allein auf das Hovagebiet beschränken und höchst selten sich der Beschwerde einer Reise aussetzen, wie können sie meine Ausführungen begeifern, wenn ihnen jede Kenntniß, jedes Urtheil in dem betreffenden Fache fehlt!? Ueberzeugen wir uns selbst.

So führt Sibree in seinem viel gepriesenen Buche „Madagascar“, deutsche Uebersetzung (Leipzig 1881), S. 57 unter den Vögeln Madagascars unter anderen folgende an: Pirole (?), Kuckucke und andere (!) Würger, Mandelkrähen (?), Birkhühner (?), Pfauen (?), Flamingo und Störche (?).

Mir ist es unbegreiflich, wo Herr Sibree seine zoologischen Entdeckungen gemacht hat, wenn nicht in seiner eigenen Einbildung, denn von den genannten Vögeln finden wir zwar einige Flamingo als Strichvögel aus Afrika zuweilen an der Westküste Madagascars, wo Herr Sibree wahrscheinlich nie gewesen ist; auch leben daselbst Kuckucke, die aber nicht zu den Würgern gehören, welche daselbst heimisch sind, von allen übrigen ist daselbst aber nie und nirgends eine Spur beobachtet worden. Sollte etwa Herr Sibree seine Studien in einem alten englischen Bilderbuche oder gar am Inhalt der von ihm mitgeführten Konservenbüchsen gemacht haben? Eben dahin gehören auch die Märchen von den „unzweifelhaft giftigen Schlangen“ u. s. w. Aehnliche gröbliche Irrthümer und Entstellungen, ob aus Unwissenheit, ob aus leichtfertiger Oberflächlichkeit entstanden, ist gleich, schmücken das ganze Buch und machen es für den Kenner ganz werthlos; außerdem aber geben sie einen sprechenden Beweis für die Genauigkeit der wissenschaftlichen Schilderungen jener ehrenwerthen Männer.

In welchem Sinne diese Ehrenhaftigkeit aufzufassen ist, darin sind, glaube ich, fast alle Schriftsteller über Madagascar einig. Lassen wir, um eine kurze Probe zu geben, die bekannte Ida Pfeifer (Reise nach Madagascar, S. 71) sprechen:

„Daß auch englische Missionare, wenn es sich darum handelt, irgend etwas durchzusetzen, verstehen, Wahrheit und Aufrichtigkeit bei Seite zu setzen“ — — —. Ferner:

„Die ganze Reise des Missionars Ellis bestand, wie meine Leser sehen werden, aus einem Gewebe von Unwahrheiten, um nicht Lügen zu sagen, und Erfindungen u. s. w.“

Nach diesen kurzen Ausführungen über Charakter und wissenschaftliche Genauigkeit der englischen Missionare bemerke ich nur noch, daß ich fernere Angriffe derselben vollständig übersehen werde, weil ich dieselben einfach keiner Antwort für werth halte.

Mich führten keine andere Ziele nach Madagascar als die Liebe zur Wissenschaft. Ich diente nicht als bezahlter Söldner selbstsüchtigen und politischen Zwecken, war nicht genöthigt, Gott und Religion zu mißbrauchen zur Erlangung einer gemächlichen Existenz. Daß aber dies Handwerk ein Monopol gewähren sollte zur Erforschung fremder Länder und zur Entdeckung neuer Völkerstämme, dagegen verwahre ich mich mit aller Kraft. Ich habe für meine Forschungen mein Leben, meine Gesundheit und meine höchsten Güter eingesetzt; wie schwer ich gelitten habe in langen sieben Jahren, weiß nur ich allein. Welche Gründe sollten mich bewegen, die Wahrheit zu verletzen? Märchen zu dichten überlasse ich denen, welche Grund haben, die Wahrheit zu fürchten.

Schloß la haute Bévoye bei Metz im Januar 1886.

J. Audebert.

[1]) In Nr. VIII der von Rev. James Sibree und Rev. R. Baron herausgegebenen Zeitschrift „The Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ (Christmas 1884) hat der Rev. L. Dahle einen Artikel „Geographical Fictious with regard to Madagascar“ veröffentlicht, in welchem er den Aufsatz J. Audebert's „Im Lande der Voilakertra auf Madagascar“ („Globus“, Bd. 42, S. 295, 312, 328 und 343) als eine Fälschung, die Reisen Audebert's für erlogen erklärt. Keiner der dortigen Missionare hätte je von Audebert oder von einem Volksstamme der Voilakertra gehört, und die Angaben Audebert's wären theilweise erfunden. Auf unsere Aufforderung hat Herr J. Audebert, leider etwas spät, obige Entgegnung uns zugehen lassen.

Die Buren von Humpata.

Ueber die Buren in den portugiesischen Besitzungen und den Ort ihrer Niederlassung, Humpata, macht der Begleiter des verstorbenen D. D. Veth, Herr P. J. van der Kellen, in „Het Nieuws van den Dag“ interessante Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen.

Humpata liegt in einer weiten, anscheinend fruchtbaren Ebene, die von Nordosten bis Nordwesten durch hohes Gebirge begrenzt wird, sich aber nach Süden soweit erstreckt, wie das Auge nur reicht. Dicht am Fuße der Berge liegen die Wohnungen der Buren; letztere tragen in ihrem Aeußeren den wohlbekannten Typus des Transvaal-Buren. Ein breiter Hut beschattet die kräftigen, von vollem Barte umrahmten Gesichter der Männer; man sieht ihnen an, daß sie voller Muth und Kraft sind. Ihr Anzug besteht aus schwerem Sammet. Die Kleidung der Frauen ist derjenigen der holländischen Bäuerinnen ziemlich gleich. Die Röcke sind gewöhnlich von violettem Kattun, der Kopf ist mit einer weißen Mütze bedeckt, die am Sonntage mit Blumen geschmückt wird. Die Schuhe, sogenannte Feldschuhe, oft von recht hübscher Form, werden aus selbstgegerbtem Leder verfertigt, dessen Qualität Manches zu wünschen übrig läßt; sie halten gewöhnlich nicht länger als etwa drei Monate.

Die Häuser sind aus rothem Lehm erbaut, und mit Gras oder Rohr gedeckt, sie enthalten selten mehr als zwei Zimmer. Hier herrscht die ganze holländische Reinlichkeit (Herr van der Kellen weist die Klage des Herrn von Dankelmann über Unreinlichkeit der Häuser zurück); allerdings wird, um den Staub zu vermeiden, der Flur mit Kuhmist überstrichen, wodurch er eine gleichmäßige Farbe bekommt, ohne daß in Folge dessen ein unangenehmer Geruch zu bemerken wäre. Die Möbel sind gewöhnlich einfach, doch geschmackvoll, Tische und Stühle aus dunkelbraunem, manchmal mit Elfenbein oder Knochen eingelegtem Holze verfertigt.

Diese Buren leben sehr freundschaftlich unter einander, sie schließen sich enge an einander, wie es bei Menschen, die so viel Freude und so viel Leid mit einander getheilt haben, nicht anders sein kann, während sie mit den Portugiesen nicht auf dem besten Fuße stehen, da letztere, welche das Monopol des Handels besitzen, ihnen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse die übertriebensten Preise abfordern. Auch sind beide Stämme, was Charakter und Denkungsart betrifft, zu sehr von einander verschieden, und die Kluft wird wohl durch die Gewohnheit der Portugiesen, mit eingeborenen Frauen Verbindungen einzugehen, noch sehr erweitert. Ebenso trägt der strenge Calvinismus der Buren, den sie allerdings nicht äußerlich zur Schau tragen, dazu bei, eine Annäherung zu erschweren.

In Humpata hat die portugiesische Regierung einen Kommandanten angestellt, dem jedoch die Buren in ihren eigenen Angelegenheiten nicht unterstellt sind. Sie selbst haben auch einen sogenannten Kommandanten, etwa dem Bürgermeister zu vergleichen, der mit dem Landdrost (gleichzeitig Sekretär, Notar und Beamter des Standesamtes) und dem „Veldkornett" (Befehlshaber der zu Felde ziehenden Macht) ihre Gemeindesachen leitet.

Die Feier einer Hochzeit wird folgendermaßen beschrieben:

Alle Theilnehmer erwarten im Hause des Landdrosten die Ankunft des Bräutigams und der Braut; mit zwei Buren, die als Zeugen auftreten sollten, saß der Beamte in schwarzem Anzuge hinter einem Tische, auf welchem Bibel, Formularbuch und einige Papiere lagen. Vor dem Tische standen zwei Schemel zum Niederknien; der Boden war mit Antilopenfellen bedeckt. Die Ankunft des Brautzuges wurde durch einen Gewehrschuß angekündigt; der Bräutigam erschien in schwarzem Anzuge, die Braut in weißem, mit rothen Bändern verziertem Kleide, begleitet von den Eltern, Brautführern und Brautführerinnen. Hierauf wurden die Verlobten um Namen, Geburtsort, Alter ꝛc. befragt und ihnen dann das Trauungsformular vorgelesen; danach wurde ein langes Gebet gesprochen, welches das Brautpaar knieend anhörte, worauf der Landdrost sprach: „Ich nehme die Anwesenden als Zeugen, daß diese Heirath gesetzlich und heilig geschlossen ist." Er drückte dann allen Anwesenden die Hand; zum Schluß der Feierlichkeit wurde ein Psalm gesungen. Das Fest wurde bis zum Morgen mit Branntweintrinken und Tanzen gefeiert.

Ihren Unterhalt gewinnen die Buren durch Ackerbau, Jagd und Transportdienste. Jedermann pflanzt Korn zu eigenem Bedarf. Die Jagd liefert den Bedarf an Fleisch, das Wild wird jedoch in dieser Gegend schon selten, so daß sie weite Züge machen müssen, um es zu finden. In der Gegend des Cunene bringt die Elephantenjagd häufig großen Verdienst. Auch die Jagd auf das merkwürdiger Weise hier „Seekuh" genannte Nilpferd wird eifrig betrieben; der Speck desselben wird als ein Leckerbissen betrachtet, welcher sowohl seiner Dicke als seines angenehmen Geschmackes wegen dem Schweinespeck bei Weitem vorgezogen wird. Die Haut dieser Thiere wird zu Peitschen verarbeitet, deren sich die Buren bei dem Treiben ihrer Ochsenwagen bedienen.

Das Besorgen von Transporten für portugiesische Kaufleute könnte für die Buren sehr großen Vortheil abwerfen, wenn die Gegend nur für das Vieh mehr geeignet wäre. In Folge der großen Sterblichkeit unter demselben geht beinahe der ganze Ertrag der Transporte verloren. Allerdings wird ein Transport von Mossamedes nach Humpata mit 20 bis 30 Pfd. St. bezahlt, meist jedoch hat man das mit dem Verluste von vier bis fünf Ochsen im Werthe von 3 bis 4 Pfd. St. per Stück zu erkaufen. In Humpata selbst ist es unmöglich, Ochsen zu halten, man muß sie drei bis vier Tagereisen weit nach der Ebene schicken; in Humpata herrschen Lungenkrankheiten, Milzbrand und Gallenkrankheiten, so daß das Leben der Ochsen stets bedroht wird. Die Schafe und Böcke der Buren sind hier ganz ausgestorben, ebenso die Pferde. Es scheint beinahe unmöglich, hier Vieh zu ziehen. 70 Proc. der jungen Thiere sterben, ehe sie einen Monat alt sind. Das Futter taugt nichts und das Klima ist rauh. Ein kalter Wind streicht häufig über die Ebenen und in der Nacht hat man Frost.

In Folge der an ihrem Viehstande erlittenen Verluste sind die Buren sehr verarmt; nur fünf oder sechs derselben erfreuen sich noch eines ziemlichen Wohlstandes, aber die anderen leben in schlechten Verhältnissen, einzelne haben noch fünf oder sechs Ochsen, aber keine Kühe oder anderes Vieh, so daß sie jetzt erst in Verbindung mit anderen denselben Lohn verdienen können, den sie früher allein verdient haben.

Darum wurde schon im Juli 1884 eine von der portugiesischen Regierung unterstützte Kommission in nordöstlicher Richtung ausgeschickt, welche den Auftrag hatte, für die übrig gebliebenen Buren — ein Theil war nach Transvaal zurückgekehrt — eine besser zur Niederlassung geeignete Gegend aufzusuchen. Man fand einen solchen Landstrich am anderen Ufer des Cunene, wo die Neger viel Vieh besaßen. Die Regierung hat nun im vergangenen Jahre Maßregeln getroffen, ihre Ansprüche auf jene Gegend durch Erbauung eines Forts zu begründen. Ueber den weiteren Fortgang des Unternehmens fehlten bei Abgang des Briefes (Juli 1885) nähere Nachrichten. Wird ein besseres Land gefunden, so werden die Buren ohne Zweifel dorthin ziehen und dann würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach großen Zuzug aus Transvaal haben, da sich dort schon eine Kommission zur Leitung eines derartigen Unternehmens gebildet hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die berühmte Kabeljau-Fischerei bei den Lofoten entnimmt „The Chambre of Commerce Journal“ (V, Nr. 47) einem Berichte des norwegischen Regierungsaufsehers der Fischereien Folgendes. Die Hauptsaison für die Fischerei dauert etwa drei Monate, nämlich von Mitte Januar bis Mitte April. Die Anzahl der dabei beschäftigten Boote betrug:

	1882	1883	1884	1885
Mitte Januar	300	900	200	500
Anfang Februar	1669	3800	1900	2200
Mitte Februar	2850	6200	4100	4500
Anfang März	5933	7100	6100	5800
Mitte März	6542	7800	6600	6000
Ende März	6139	6600	6000	5500
Ende der ersten Aprilwoche . .	4278	4200	3000	3000
Mitte April	2300	2500	450	1200

In Folge dieser Fischereien strömen bei den Lofoten vielerlei Händler, Handwerker u. s. w. zusammen. So zählte man am 16. März 1885 daselbst 274 verschiedene Kaufleute, 27 Uhrmacher, 3 Gold- und Silberschmiede, 65 andere Handwerker, 12 Photographen, 131 Arbeiter, 41 Fischspalter, 186 Hauptkäufer, 35 Speisewirthe, 31 Musikanten, 12 Künstler und 29 Männer ohne bestimmte Beschäftigung. In der letzten Saison wurden bis zum 14. April 26½ Millionen Stück Kabeljau gefangen, wovon 21⁹/₁₀ Millionen eingesalzen und 5³/₁₀ Millionen zum Trocknen aufgehängt wurden. Das Gesammtgewicht der gefangenen Fische belief sich auf circa 12 Millionen Kilogramm. Die Preise waren beträchtlich niedriger als im vorhergehenden Jahre (15,20 Kronen gegen 24,40 Kr. — für welches Quantum, wird nicht gesagt), eine Folge der starken Konkurrenz französischer Fischer, welche ihr Gewerbe bei Island und auf den Bänken von Neufundland ausüben. Darum hält es der Fischerei-Inspektor für unbedingt nothwendig, für die Erträge der Lofotenfischerei neue Absatzmärkte zu suchen und schlägt vor, die Fische in gefrorenem Zustande nach England zu senden, wo sie zu der betreffenden Zeit kaum auf störende Konkurrenz stoßen würden.

— Die russische Regierung thut alles, was in ihren Kräften steht, um die Häfen am Schwarzen und Asowschen Meere zu verbessern und sie für die Ausfuhr des Getreides und der Kohlen aus den Gebieten am Kuban und Don geeignet zu machen. Für einen neuen Hafen in Mariupol sind 3 590 000 Rubel angewiesen und der Bau soll 1888 vollendet werden; in Nowo Rossisk sind für denselben Zweck 4½ Millionen Rubel und sieben Jahre Bauzeit in Aussicht genommen. Ebenso soll die russische Kauffahrteiflotte auf dem Schwarzen Meere rasch vermehrt werden; gegenwärtig sind in England fünf große Dampfschiffe für die freiwillige Flotte im Bau und es soll damit noch 1885 eine regelmäßige Linie nach Central- und Südamerika, sowie nach China eröffnet werden.

— Charles Rabot, bekannt durch seine Arbeiten am Gletscher Svartisen, hat im vergangenen Jahre die Halbinsel Kola bereist und daselbst überraschende Entdeckungen gemacht. Das Reisen ist daselbst sehr schwierig wegen der Sümpfe, der wenigen Einwohner und der Länge des Winters, welcher fast neun Monate dauert. Da obendrein ein Theil der besseren Jahreszeit wegen der Mückenplage zum Reisen nicht zu verwenden ist, so bleiben kaum zwei Monate übrig, wo man verkehren kann. Zweimal hat Rabot die Halbinsel in nordsüdlicher Richtung gekreuzt, theils zu Fuß, theils im Boote. Das Land ist sehr einförmig, mit Wäldern und großen Seen und Sümpfen bedeckt; großartig ist dagegen die Landschaft am flachen, inselreichen Imandra-See, an dessen östlichem Ufer das Gebirge Umbdek zu nicht weniger als 1000 m Höhe (auf General von Tillo's Karte der Höhen des europäischen Rußland ist westlich vom Imandra-See eine Höhe von 431 Saschen oder 920 m eingetragen) ansteigt. Dasselbe, in der Höhe von über 900 m mit Flecken ewigen Schnees bedeckt, ist nächst dem Kaukasus das höchste Gebirge des europäischen Rußland, dabei äußerst wild und öde. Von seinem Gipfel entdeckte Rabot zahlreiche, tief einschneidende und bisher unbekannte Buchten, welche dem Imandra-See ein ganz anderes Aussehen verleihen, als er jetzt auf den Karten besitzt. Vom Imandra ging Rabot zum Weißen Meere und dann durch die Gegenden westlich des Imandra zurück zum Nördlichen Eismeere, wobei er dort, wo die russischen Karten Ebenen angeben, auf drei Gebirgsketten stieß, welche von einander durch weite, mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedeckte Senkungen getrennt sind. Nach seiner Ansicht ist der Osten des russischen Lappland keineswegs ein ebenes Land, sondern mit Bergen bedeckt, deren Höhe 1000 m übersteigt.

— Im Jahre 1884 belief sich der „Kammer“ (vom 14. November 1885) zufolge die Gesammtausfuhr Salonikis auf 42 Millonen, die Gesammteinfuhr auf 33½ Millionen Franken. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel waren Korn (circa 900 000 Quintals), Tabak (4 250 000 Quintals), Schafwolle, Baumwolle, Häute und Holz. An der Einfuhr waren betheiligt England mit 10 053 000 Frcs., Oesterreich-Ungarn mit 9 309 000 Frcs., Schweiz mit 4 350 000 Frcs., Frankreich mit 2 474 000 Frcs., Deutschland mit 1 625 000 Frcs. und Italien mit 1 073 000 Frcs.

Asien.

— Unseren Lesern hat H. Vambéry im Bande 46 des „Globus“ (S. 331 ff. und 345 ff.) unter dem Titel „Der neueste centralasiatische Reisende“ Herrn Heinrich Moser's Ritt und Fahrt durch Russisch-Turkestan, Buchara, Chiwa, das Turkmenenland und Nordpersien geschildert und am Schlusse auf den in Aussicht stehenden ausführlicheren Bericht des erfahrenen Reisenden erwartungsvoll hingewiesen. Dieser ist jetzt unter dem Titel „A travers l'Asie Centrale. La Steppe Kirghize — Le Turkestan Russe — Boukhara — Khiva — Le Pays des Turcomans et la Perse. Impressions de Voyage par Henri Moser“ (Paris, Librairie Plon, 1886) in einem wahren Prachtbande erschienen. Moser reiste als Tourist und Jäger; streng wissenschaftliche, namentlich geographische Forschungen hat er nicht angestellt. Aber was er bietet, sind Schilderungen der Zustände in den durchreisten Ländern von großer Lebenswahrheit und packender Gewalt, der Bewohner und ihres Treibens, von Jagderlebnissen und Empfängen bei Hofe u. s. w., alles aufs Prächtigste durch über 170 vorzügliche Abbildungen illustrirt, die zumeist auf seinen eigenen photographischen Aufnahmen (vergl. S. 189 f.)

beruhen. Uns sind aus jenen Ländern keine besseren Bilder bekannt, als die des Moser'schen Buches; wir halten sie für naturgetreuer und charakteristischer als die Wereschtschagin'schen und freuen uns immer von Neuem an ihrer Fülle, Vielseitigkeit und Vollendung. Man vergleiche nur S. 289 die Falkenjagd in der Wüste, S. 297 Karawane in der Wüste, S. 301 Lager in der Wüste, S. 333 Türkmenische Festung, S. 361 Eberjagd, S. 373 Argalijagd, S. 385 Kurdische Festung, wie vorzüglich darin der Charakter der türkmenischen Steppe und des persischen Grenzgebirges zum Ausdruck kommt. Wie stimmungsvoll sind andererseits die Bilder vom Amu Darja S. 213, 217, 220, 225. Aus dem vielseitigen Inhalte, der in seinen Hauptumrissen unseren Lesern ja bereits bekannt ist, werden wir in nächster Zeit einige interessante Daten mittheilen.

— Das Pane- und Bisa-Stromgebiet. Unter diesem Titel veröffentlicht die Niederl. Geogr. Gesellschaft in der zweiten Abtheilung ihrer Werke (Meer uitgebreide Artikeln) den ersten Theil einer sehr wichtigen Arbeit des Herrn J. B. Neumann, eines Regierungsbeamten auf Sumatra, welche von einer Karte im Maßstabe von 1 : 200 000 begleitet wird. Dieselbe ist in den Jahren 1878 bis 1884 durch den Autor neben seinen Amtsgeschäften verfertigt worden und beruht ganz auf eigenen Aufnahmen. Wenn der Natur der Sache nach die Karte auch nicht als vollkommen genau bezeichnet werden kann, so erweitert sie doch unsere Bekanntschaft mit demjenigen Theile von Sumatra, den sie umfaßt, um ein bedeutendes, wie eine Vergleichung mit anderen Karten zeigt, und es wäre zu wünschen, daß das von Herrn J. B. Neumann gegebene Beispiel häufige Nachahmung fände. Der dazu gehörige Text ist breit angelegt; in dem vorliegenden ersten Theile wird auf 133 Seiten die geographische Beschreibung incl. Klima und Erzeugnisse aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu Ende gebracht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist jedoch viel ausgedehnter: er will eine Studie über die Battaländer und ihre Bewohner im Allgemeinen liefern, und beabsichtigt, dem ersten Theile noch weitere Abschnitte über die Geschichte, die Ethnographie und die Gebräuche (Adats) der Battas folgen zu lassen. Er glaubt dadurch sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntniß dieses merkwürdigen Volksstammes beitragen zu können, wiewohl der Natur der Sache nach Manches in seinen Mittheilungen ungenau und unvollständig sein muß. „Um dies zu vermeiden", sagt er, „hätte ich immer unter der Bevölkerung leben und mich ihren Gesetzen unterwerfen müssen; ich wäre gezwungen gewesen, jeden Rassenunterschied aufzugeben. Ohne meine Stellung aufzuopfern, konnte ich das nicht thun." Diese Worte scheinen bezeichnend für den Inhalt des Ganzen; wer solche Ansichten hat, wird in dem, was er geliefert hat, nach dem Richtigen streben, wenn er es auch nicht erreichen kann; und das ist viel werth.

Wir hoffen nach vollständigem Erscheinen weitere Mittheilungen aus dieser interessanten Arbeit machen zu können.

Afrika.

— E. Pechuël-Lösche, Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete. (Vortrag in der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Straßburg. — Straßburg, Trübner 1885. 8°. 31 S.) Pechuël-Lösche's Vortrag hat überall solches Aufsehen erregt und ist in der Tagespresse so vielfach behandelt worden, daß wir uns ein genaueres Eingehen auf die von ihm aufgestellten Grundsätze füglich ersparen können. Der Verfasser steht der Kolonialpolitik bekanntlich nichts weniger als feindlich gegenüber; er nimmt an, daß die Zahl der dem Tropenklima erliegenden Deutschen nicht größer werden würde, als jetzt auch, wo sie in fremdem Dienste zu Grunde gehen, aber er zerstört unbarmherzig die Mythe von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Tropenländer und speciell Innerafrikas und die Hoffnung, daß der Neger jemals arbeiten werde ohne Zwang. Er will freilich nur „den verständigen Zwang, der die Schulkinder, die zur Verlotterung neigenden Angehörigen eines Kulturstaates an ihre Pflichten bindet"; aber er wird schwerlich dem Vorwurfe entgehen, daß er die Sklaverei predige, wenigstens seitens der empfindsamen gegenwärtigen Leiter der Antisklavereibewegung, welche die armen Negerkinder mit Strümpfen und Taschentüchern versorgen möchten. Soll der Neger in unserem Sinne civilisirt werden, so geht das nicht ohne Zwang, und zwar nicht ohne ernstlichen Zwang; die Sklaverei wird er sich nur sehr schwer, die Vielweiberei nie nehmen lassen. Aber sind wir denn überhaupt berechtigt, dem „schwarzen Bruder", der sich in seiner gegenwärtigen Finsterniß ganz wohl fühlt, so ohne Weiteres die zweifelhaften Segnungen unserer Civilisation aufzudrängen? Ko.

— Ein Brief von Robert Flegel, datirt 24. Oktober 1885, meldet, daß derselbe damals mit der Errichtung des ersten deutschen Stationsgebäudes in Bakundi beschäftigt war. Der Ort liegt 190 m hoch am Tarabba, einem südlichen Zuflusse des Benuë, und etwa 75 km von der Mündung des Tarabba, welcher noch etwa 50 km weiter hinauf schiffbar ist, entfernt. Ringsum erheben sich Berge von 300 bis 450 m relativer Höhe und etwa 30 bis 40 km südlich von Bakundi beginnt das im Gendero und Hossere Tadim gipfelnde Bergland, welches Flegel vornehmlich zu seinem Arbeitsfelde erlesen hat.

— Der Kommandant Combes ist vom Niger zurückgekehrt mit einem Vertrage, welcher die Landschaft Bure unter französischen Schutz stellt. Dieselbe soll reich an Gold sein, liegt am Niger, wo der Tomkisso in denselben einmündet (circa $11\frac{1}{3}^0$ nördl. Br.), und enthält die Quellen des Bachoy, des einen der beiden großen Quellströme des Senegal. So hat Frankreich bereits an drei Punkten des Niger festen Fuß gefaßt: in Bure, in Bamaku und in dem kleinen Fort Kulikoro, 70 km unterhalb Bamakus. — Auffallend ist, daß das kleine Kanonenboot, welches auf dem Niger schwimmt und denselben theilweise untersucht hat, auseinandergenommen und nach dem Senegal transportirt werden soll. Als Grund dafür werden angegeben die Gefahren, welche einerseits durch Stromschnellen zwischen Bamaku und Kulikoro, andererseits von den Banden Samory's, des eifrigen Gegners des französischen Vordringens im westlichen Sudan, drohen.

— Die Eisenbahn am oberen Senegal ist auf der 54 km langen Strecke von Les Kayes (900 km von St. Louis entfernt) bis Diamu vollendet und wird seit Anfang December 1885 zum großen Erstaunen der Eingeborenen täglich von zwei Zügen befahren, die freilich zu den 54 km fünf Stunden Zeit gebrauchen. Die Bureaus und Magazine sollen von dem heißen und ungesunden Les Kayes nach Diamu verlegt werden. Von dort ist die Bahn bis Bafulabe, 90 km weit, im Bau begriffen. — An der vollständigen telegraphischen Verbindung von St. Louis mit Bamaku am Niger fehlt jetzt nur noch die 97 km lange Strecke Matam-Bakel.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — E. Jung: Die gegenwärtigen Zustände von Korea. II. (Schluß.) — Die Goajira-Halbinsel. — Kürzere Mittheilungen: J. Audebert's Reisen in Madagascar. Entgegnung. — Die Buren von Humpata. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 31. Januar 1886.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 11.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

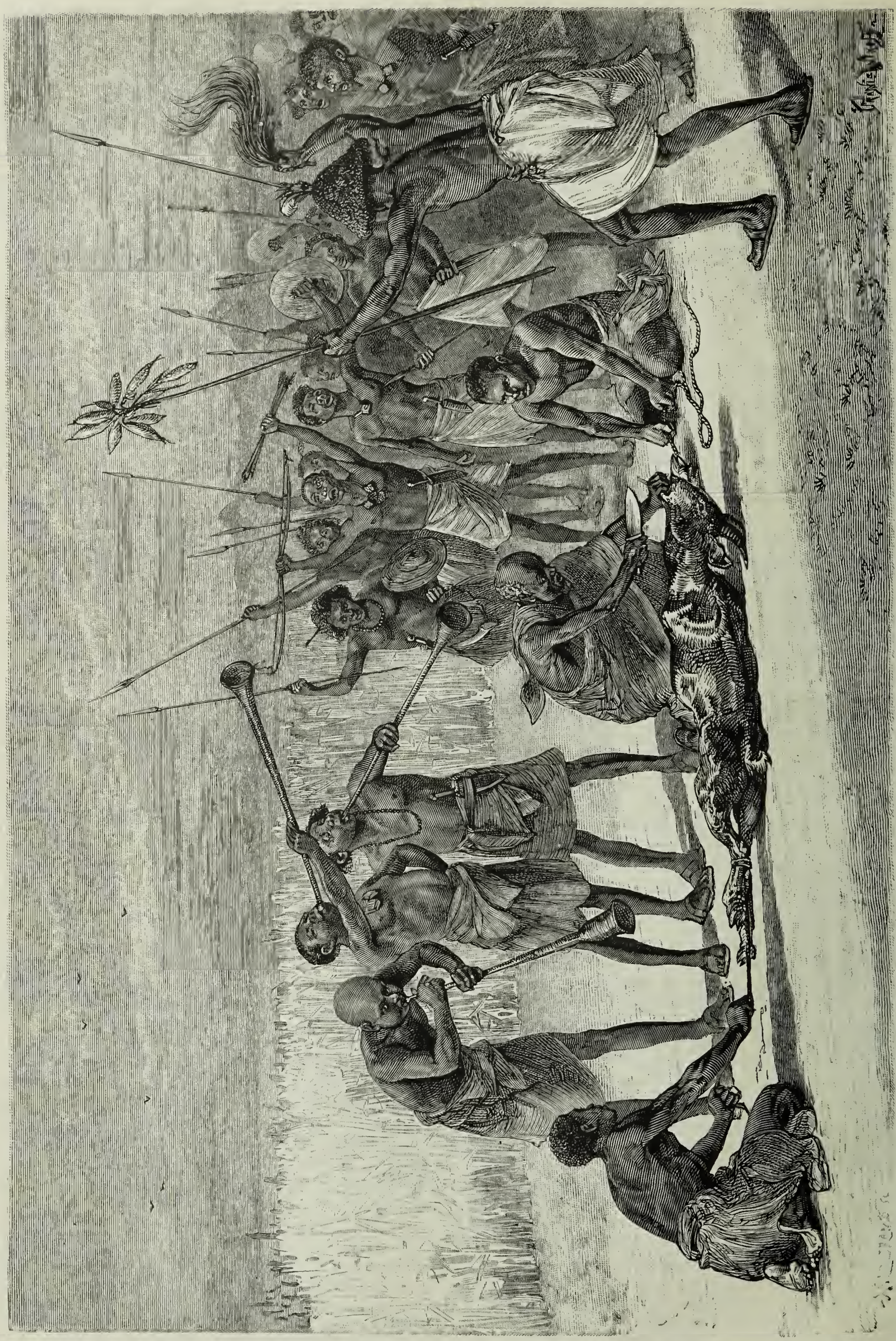
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

Ko. Am 19. August wurde mit großem Gepränge das Fest des Reyrus begangen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ergriffen die Männer ihre Waffen, ordneten sich in ihre verschiedenen Abtheilungen und zogen aus zur Fantasia. Zunächst durchzog jede Abtheilung ihr Quartier und führte einen Lab auf, wie Révoil ihn gelegentlich seines Aufenthaltes in Mogduschu beschrieben hat; dann zogen sie hinaus in die Ebene hinter der Wohnung des Sultans, ganz nahe seiner Hütte, stellten sich in Schlachtlinie auf und führten Scheingefechte aus bis gegen Sonnenuntergang; ihre langen Holztrompeten gaben dazu die Signale. Im Augenblicke aber, wo die sinkende Sonne den Horizont berührte und die Ebene mit ihren letzten Strahlen vergoldete, sammelte sich die ganze Menge um einen Greis, welcher langsam auf einen auf der Erde liegenden Bock zuschritt und diesen abschlachtete.

Das war die eigentliche Eröffnung des Festes; wildes Jubelgeschrei erschallte und ringsum bildeten sich Gruppen von Tänzern; Sängerbanden, aus Männern und jungen Mädchen bestehend, zogen von Haus zu Haus und suchten durch Lobgesänge auf die Einwohner ein möglichst großes Geschenk zu entlocken. Auch vor dem Hause der Reisenden hielten sie an; als diese sich aber durch alles Lob nicht rühren ließen, änderten sie die Weise und stellten ihnen die tröstliche Perspektive, daß man ihnen auf dem Wege nach Ganane den Hals abschneiden werde.

Während der Festlichkeiten kam Hadsch Ali, der in Zanzibar engagirte Karawanenführer, von Mörka zurück. Sein Benehmen war schon von Mogduschu an im höchsten Grade verdächtig gewesen und der Reisende zog vor, ihn ohne lange Verhandlungen zu verabschieden. Als Bitten nichts halfen, entfernte er sich unter Drohungen. Gleichzeitig kam aber eine Botschaft von den Dafit, sie würden der Karawane den Durchzug nur dann gestatten, wenn Hadsch Ali, der früher auf ihrem Gebiete einen Raubmord begangen und diesen noch nicht gesühnt hatte, nicht dabei wäre. Das war natürlich ein mehr als genügender Grund, ihn nicht wieder zu Gnaden anzunehmen, und Révoil that wohl daran, denn es stellte sich schließlich heraus, daß er völlig vom Scheich Aues, dem Mokaddem der Kadriya und früheren Schiffsgenossen Révoil's, erkauft war. Diese Sekte tritt hier in enger Verbindung mit den Sunssi auf und erweist sich ebenso fanatisch gegen die Europäer im Allgemeinen und die Franzosen, die sie auch in Algerien erbittert bekämpft, im Besonderen, aber sie ist nicht, wie Révoil meint, ein Zweig derselben, denn ihre Gründung durch den großen Abd-el-Kadr el Ghilani von Bagdad ist gegen 600 Jahre älter. Allerdings ist es neuerdings dem überlegenen Geiste Sidi Mohammed el Mahdi ben Ali es-Sennussi, des Sohnes ihres Stifters, gelungen, einen bestimmenden Einfluß auf fast alle anderen Sekten (oder richtiger Brüderschaften) zu gewinnen und namentlich die Kadriya sich dienstbar zu machen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen. Jedenfalls erwies die Feindschaft ihres Mokaddem sich für die französischen Reisenden verhängnißvoll, denn die Kadriya haben



Scene bei dem Feste Id Neyrus in Gelidi. (Theilweise nach Photographien.)

nicht nur überall an der Küste, sondern auch weit ins Innere hinein ihre Sanyas und sind die einzige Macht, welche wirklichen Einfluß auf die Somalis hat.

Omar Jussuf ersann immer neue Gründe, um Geld von dem Reisenden zu erpressen, und wenn dieser sich weigerte, schreckte er auch vor Drohungen nicht zurück. Dabei war er nicht einmal im Stande, die geraubten Kameele zurück zu schaffen; die auf der anderen Seite des Flusses wohnenden Wadan besonders, welche den Haupttheil davon in Händen hatten, spotteten seiner Drohungen wie seiner guten Worte, und trotz des bestimmten Versprechens, daß die Abreise zwischen dem 25. und 30. September erfolgen solle, sanken die Hoffnungen des Reisenden immer tiefer.

Einige Unterhaltung boten die Märkte, doch ermüdete das ewige Einerlei, und nur dann und wann brachte die Versteigerung eines geraubten Sklaven einige Abwechselung. Zur Zeit, wo die Karawanen von den Ellaï und den Armedo ankamen, entstand ein kleiner Markt für Töpferwaaren und Holzschnitzereien, auf welchem Beduinen ihre Produkte anfertigten und verkauften. Trotz ihrer primitiven Werkzeuge erzeugten diese Leute manche Gegenstände, denen man Schönheit und eine gewisse Eleganz nicht absprechen konnte; die beiden beigegebenen Abbildungen zeigen sie bei der Arbeit und eine kleine Auswahl ihrer Erzeugnisse. Besonders zeichnete sich ein Arbeiter aus, dem man auch in Europa das Prädikat eines Künstlers schwerlich versagt hätte. Nur mit Hilfe eines durchlöcherten Brettes drehte

Beduinen beim Topfmachen und Schüsselschnitzen. (Nach Photographien.)

er aus freier Hand die prächtigsten Vasen und Kochtöpfe, und verzierte sie mit Hilfe eines Spatels, dessen plattes Ende zugleich zum Glätten diente. Die fertigen Töpfe wurden an der Sonne getrocknet und dann gebrannt, und zwar in der glühenden Asche von Maisstengeln; eine Frau besorgte das Geschäft und tauchte die noch heißen Töpfe in die Abkochung einer Baumrinde, wodurch sie eine angenehme kastanienbraune Färbung erhielten. Die Holzschneider arbeiteten nur mit Axt und Messer; ihre Produkte konnten nur in seltenen Fällen mit denen der Töpfer wetteifern.

Die Festlichkeiten des Id Neyrus, der gleichzeitig als Erntefest zu gelten scheint, dauerten längere Zeit; ein Dorf nach dem anderen hielt seinen feierlichen Lab. Von besonderem Interesse war ein Tanz der Abösch, der dienenden Klasse in Belguri, an welchem Männer und Frauen theilnahmen. Révoil wollte sich denselben auch ansehen, aber kaum hatten ihn die Tänzerinnen bemerkt, als sie ihm so ausschließlich ihre Aufmerksamkeit widmeten, daß er es vorzog, sich unter dem Gelächter der Somalis möglichst rasch wieder zu entfernen.

Omar Jussuf hatte sich nach dem Empfange der letzten hundert Piaster feierlich verpflichtet, kein Geld mehr zu verlangen und hielt dieses Versprechen auch volle 14 Tage; dann forderte er aber gleich 1000 Piaster auf einmal und erklärte rundweg, er kümmere sich weder um den Sultan von Zanzibar noch um seinen Gouverneur, er allein sei Herr in Gelidi, und wenn Révoil nicht augenblicklich zahle, werde er ihn nicht abreisen lassen. Das war zu arg; der Reisende wandte, ohne ein Wort zu erwidern, dem Sultan den Rücken, entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen

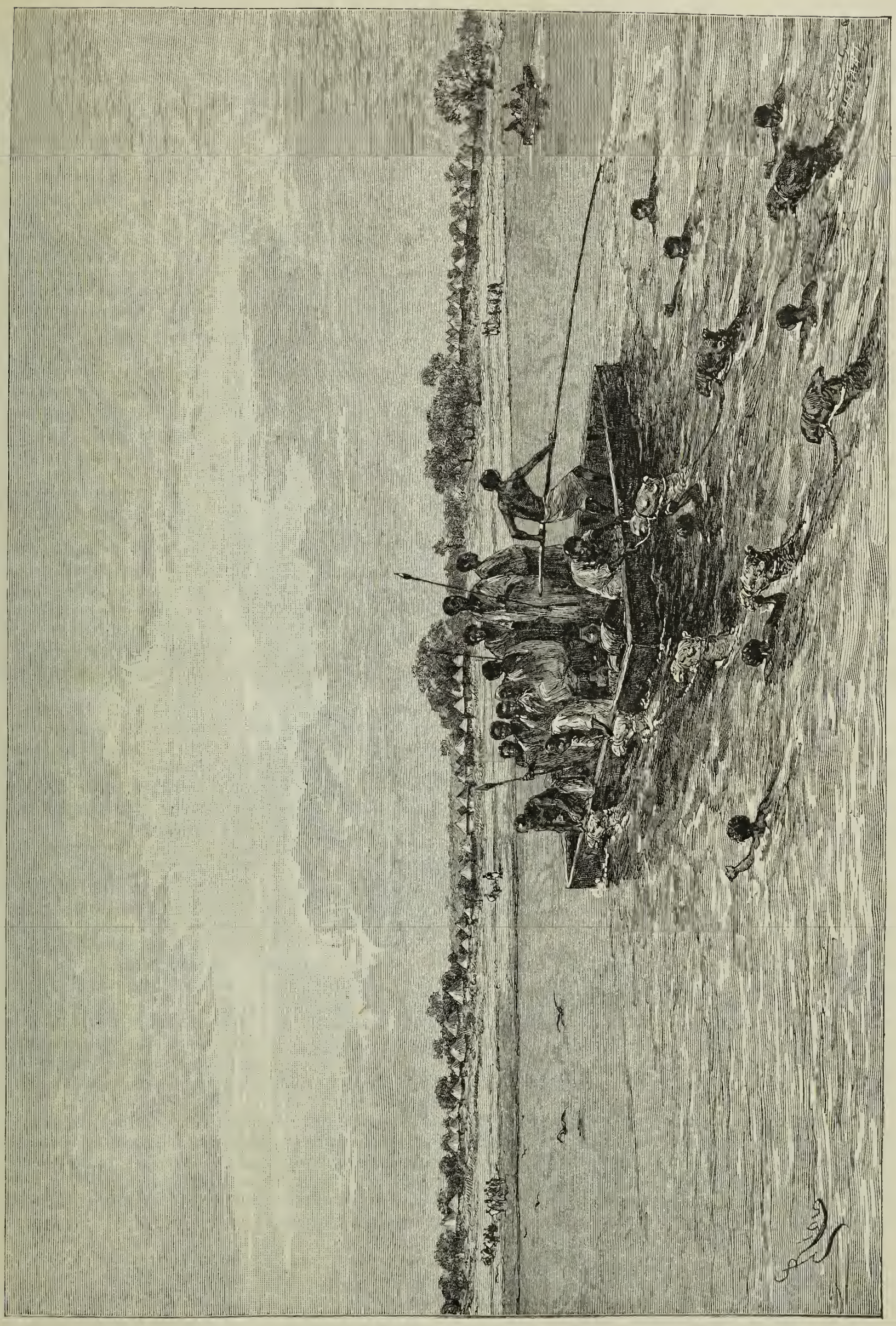
zu lassen. Osman Hadsch Ibrahim und Abdi Abdikero, denen er die unverschämte Forderung mittheilte, riethen ihm, sich nicht darum zu kümmern und versprachen, dem Sultan Vorstellungen zu machen und nöthigenfalls selbst eine Karawane für Révoil zusammenzubringen. Ihre Verwendung schien einigen Eindruck zu machen. Omar Jussuf gab wieder gute Worte und machte Versprechungen, und der Reisende faßte wieder Hoffnung. Auch ein Brief des Gouverneurs, dem er durch einen zuverlässigen arabischen Händler genaue Nachrichten über seine Lage hatte zukommen lassen, rieth ihm, auszuharren, da die Gobrons ihn schon, um das Gespött der anderen Stämme zu vermeiden, nach Ganane bringen müßten, nachdem sie es einmal versprochen. Aber der Brief schloß mit der Warnung: „Gieb Acht auf Deine Lebensmittel", verständlich genug für Jemand, der Kinzelbach's trauriges Schicksal so genau kannte.

Der Kurier von Mogduschu brachte inzwischen die Nachricht, daß ein französisches Schiff auf der Rhede ankere, und zwar dieselbe „Emile-Héloïse", welche unseren Reisenden drei Jahre früher zu den Somali Medschurtin gebracht hatte. Es kam von Zanzibar und brachte einen Brief vom dortigen Sultan Said Bargasch, welcher den Somali-Sultan in einige Unruhe versetzte. Révoil benutzte diesen Umstand, um wenigstens die bisher gemachten Sammlungen in Sicherheit zu bringen. Er versprach dem Sultan, unter der Bedingung, daß er sich feierlich verpflichte, seine Versprechungen endlich zu erfüllen, einen arabischen Brief

Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe. (Nach den Originalen gezeichnet.)

nach Zanzibar zu schreiben, der ihn völlig entschuldige, mit dem Briefe müßten aber seine Kisten mit den Sammlungen nach Mogduschu gebracht und dem französischen Schiffe übergeben werden. Der Sultan griff mit beiden Händen zu, die Sammlungen wurden dem freundlichen Abdi Abdikero anvertraut und dieser lieferte sie pünktlich ab und brachte auch die Briefe für den Reisenden zurück.

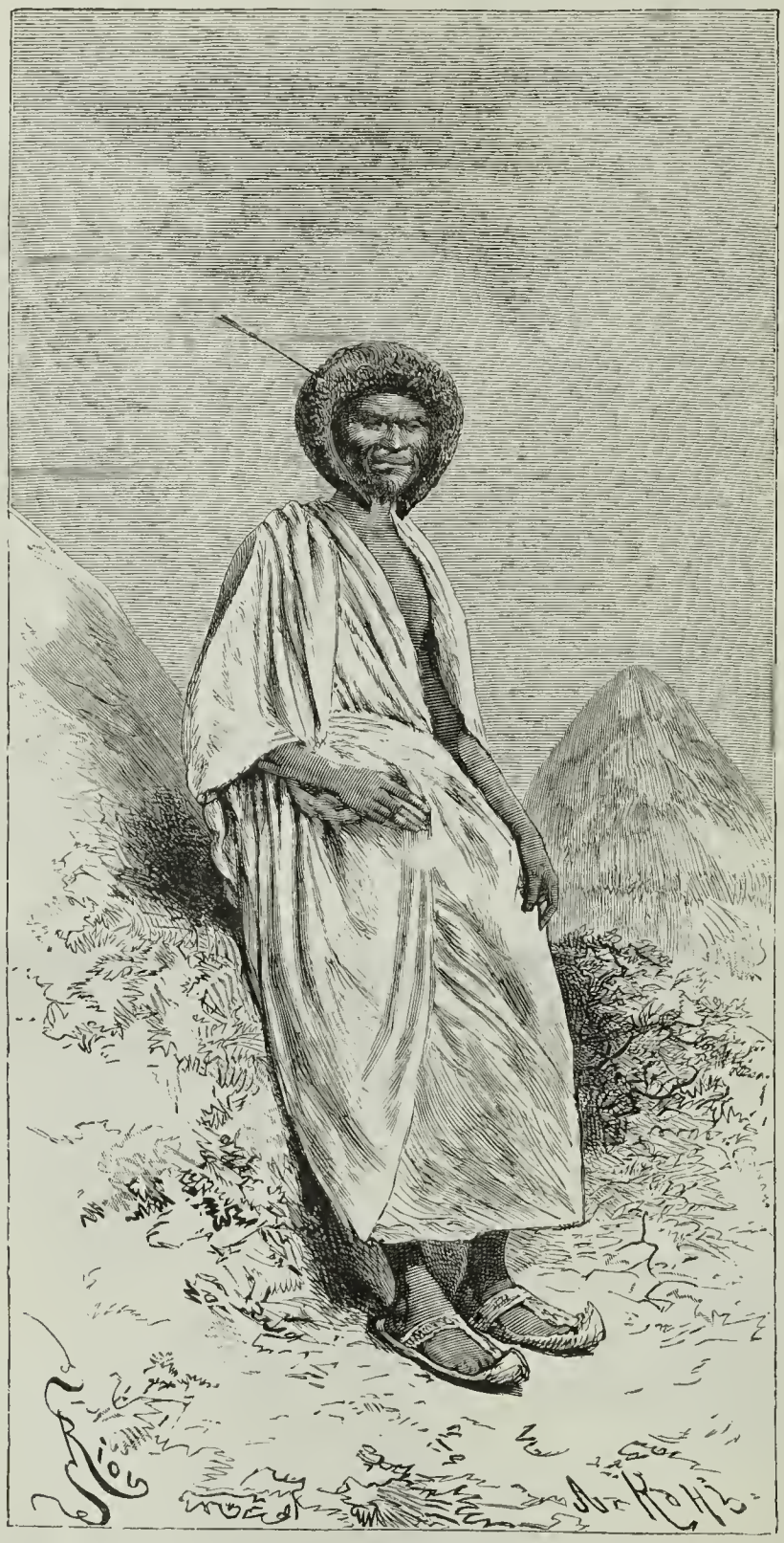
Unter diesen war ein Schreiben von Henri Duveyrier, das den Reisenden aufs Eindringlichste vor den Machinationen der Snussi warnte und ihm anrieth, sich, wenn irgend möglich, mit dieser mächtigen Bruderschaft auf guten Fuß zu stellen. Dazu war es nun freilich zu spät, aber Révoil wollte wenigstens die Gelegenheit benutzen, sich zu überzeugen, ob Omar Jussuf in Verbindung mit diesen Fanatikern stände. Dazu prägte er sich den Koranvers ein, der den Snussi als Dhikre, als Lieblingsgebet, dient und benutzte die erste Gelegenheit, um ihn vor dem Sultan als einen ihm an diesen aufgetragenen Gruß eines Freundes zu recitiren. Der Sultan fuhr auf und wollte unbedingt den Brief sehen, mußte sich aber mit einem französischen begnügen; nachher verwahrte er sich entschieden dagegen, daß er ein Affiliirter der Snussi sei, er gehöre zu den Anhängern des Scheich Hansar (ob Hansal, dessen Anhänger auch in Algerien ziemlich verbreitet sind?). Jedenfalls kannte er aber die Snussi und stand in Beziehungen zu ihnen; eine wirkliche Sauya derselben scheint aber in Gelidi nicht zu existiren und es scheint fast, als überließen sie die Agitation im Somalilande ganz den Dienern Abd-el-Kader's.



Eine Karawane setzt bei Gelibi über den Webi.

So lange das französische Schiff in der Nähe war, erwies sich Omar Jussuf ungemein nachgiebig und gefällig und stellte auch keinerlei neue Anforderungen. Révoil hatte während der Zeit Gelegenheit, in einer Nacht mit zwei Kugeln seines Gras-Gewehres zwei prachtvolle Flußpferde zu erlegen (hier Ghier genannt), die mit einer ganzen Heerde sich innerhalb des Stadtgebietes herumtrieben; er war über das Resultat seiner beiden Schüsse kaum weniger verwundert als die Somalis, welche es sich nicht nehmen ließen, daß das Fett, womit die Patronen eingeschmiert waren, ein tödtliches Gift enthalte, ein Glaube, bei dem der Reisende sie gern beließ. Die Haut des einen Thieres wurde an der Sonne getrocknet und dann auf das französische Schiff geschafft, aber sie mußte in drei Stücke geschnitten werden, von denen jedes eine volle Kameelladung abgab.

Der Tag der Abreise nahte; da überraschte der edle Omar seinen Gast mit dem Geständnisse, daß das ihm übergebene Geld verbraucht sei und daß er noch weiterer 400 Piaster bedürfe. Révoil erbot sich, ihm statt derselben 1000 auszahlen zu lassen, sobald er Ganane erreicht habe, aber der hinterlistige Somali hütete sich wohl, darauf einzugehen, und bestand auf Baarzahlung. Auch Osman Hadsch Ibrahim und sein Bruder Shibrail traten mit neuen Forderungen hervor und der Reisende mußte sich überzeugen, daß es gerade dieses edle Brüderpaar war, welches den Sultan zu immer neuen Anforderungen aufstachelte und Alles that, um seine Weiterreise zu hintertreiben. So kam auch der 29. September heran, und von der Abreise war keine Rede.



Ein Gogowin. (Nach einer Photographie.)

Noch einmal schien ihm ein günstigerer Stern zu lächeln. Eine aus Gesserkudeh und Ellai bestehende Karawane kam von Ganane durch Gelidi auf dem Marsche nach Mogduschu, wohin sie eine für den Scheich Mumen bestimmte schwere Ladung Elfenbein bringen sollte. Révoil benutzte den Aufenthalt, den sie machen mußten, um ihre Kameele über den Fluß zu bringen, um sich mit ihnen in Verbindung zu setzen und gab ihnen Empfehlungen an den Gouverneur von Mogduschu und an seinen Freund Salem mit, diese zugleich auffordernd, Alles aufzubieten, um ihm den Anschluß an die zurückkehrende Karawane zu ermöglichen.

Der Uebergang der Karawane über den Web war äußerst malerisch. Der Fluß ist zu tief, um durchwatet zu werden; Waaren und Menschen werden darum auf viereckige prahmartige Fahrzeuge geladen und mit Hilfe von Stangen und Seilen hinüber befördert, während die Kameele, mit Stricken an das Fahrzeug befestigt und von Schwimmern geleitet, hinüberschwimmen müssen. Vor den Krokodilen scheint man dabei keine sonderliche Angst zu haben, sie scheuen den Lärm und das Geräusch.

Von besonderem Interesse waren dem Reisenden die Gogowin der Karawane, die in Ganane die Abösch von Gelidi vertreten, also Sklaven und Freigelassene der herrschenden Somali; einen derselben mit seinem seltsamen Haarputze stellt unsere letzte Abbildung dar. Die Chefs waren viel freundlicher gegen den Franzosen als die Gobron und versprachen bei ihrer bald bevorstehenden Rückkehr weiter mit ihm zu verhandeln.

Die Zwischenzeit benutzte Révoil, um noch einmal ernstlich mit Omar Jussuf zu verhandeln. Neue Geldforderungen waren seine Antwort und er zeigte sich unerbittlich. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und schließlich gab der Reisende nach und opferte noch einmal 400 Piaster, wofür er die Zusicherung erhielt, daß die Abreise nun ganz bestimmt stattfinden werde. „Der Weg nach Ganane ist mit Dornen besetzt, die unter grünen Blättern verborgen sind; mein Bruder hat sie entfernt, einen nach dem anderen, du wirst auf Blumen wandeln und nichts empfinden als ihren Duft", so lautete die trostreiche Versicherung, mit welcher der Bruder des Sultans sich verabschiedete, nachdem er das Geld empfangen.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

I.

Die Samojeden gehören zu einer Unterabtheilung der mongolischen Völker, die südlich von diesem Volke wohnenden zahlreicheren Ostjaken aber werden den Finnen, einer anderen Unterabtheilung der mongolischen Rasse, zugezählt. Jedenfalls hat die Sprache der Ostjaken mit der Sprache der Esthen, des finnischen Volkes in den Ostseeprovinzen, unverkennbare Aehnlichkeit. Einschalten möchte ich hier, daß die Esthen zu den Finnen im engeren Sinne, die Ostjaken zu den ugrischen Finnen gehören. Wenn man aber von einem mongolischen Typus sprechen will, so kann ich versichern, daß dieser bei den Ostjaken ungleich stärker ausgebildet ist als bei den Samojeden. Die Ostjaken haben eine kleine Statur, die bekannte mongolische Gesichtsform und sind sich unter einander sehr ähnlich. Das Gegentheil ist bei den Samojeden der Fall; zwar hat auch ein großer Theil dieses Volkes einen ausgeprägt mongolischen Typus, welcher sich allein schon daraus erklären läßt, daß die Ostjaken nicht nur ihre Grenznachbaren sind, sondern auch in großer Anzahl unter ihnen wohnen, mit ihnen zusammen ihren Erwerbszweigen obliegen und aus diesen Gründen sehr viele Mischheirathen stattfinden. In früheren Zeiten, noch vor fünfzig Jahren, mögen die damals räuberischen Samojeden sich vielfach der ostjakischen Weiber mit Gewalt bemächtigt haben. Trotzdem ist, wie erwähnt, ein bedeutender Unterschied zwischen den Samojeden und Ostjaken bemerkbar und im Allgemeinen ist der mongolische Typus bei den Samojeden entschieden nicht so ausgebildet, wie bei den Ostjaken; im Gegentheil, wohl über die Hälfte der Samojeden erinnert mehr an die kaukasische als an die mongolische Rasse. Sie sind vielfach von mehr als mittlerer Größe, kräftig gebaut, haben oft ovale, fein geschnittene Gesichtsformen und vielfach helle Hautfarbe und helles Haar. Während sich die Ostjaken einander sehr ähnlich sehen, so findet man gerade unter den Samojeden Typen, welche auffallend an die verschiedensten Völker erinnern. Ich sah einen Mann, welcher einem Dänen (Normannen) sprechend ähnlich sah, eine Frau, welche vollkommen einer Jüdin glich, einen Mann, welcher mit seiner Figur, dem hübschen, vollkommen ovalen Gesichte und der gebogenen Nase, dem schönsten Polen den Rang streitig machen konnte. Daß nicht wenige Samojeden den Russen ähnlich sehen, ist leicht erklärlich. Ich sah ein Paar Brüder, von denen der eine ein Repräsentant der mongolischen, der andere mit demselben Rechte ein Repräsentant der kaukasischen Rasse sein konnte. Die Samojeden scheinen nicht, wie die meisten anderen im hohen Norden wohnenden Völker, aus dem Osten in ihre gegenwärtigen Wohnsitze gekommen zu sein, sondern aus dem Süden fortwährend durch andere Völker nach Norden verdrängt, zuletzt während Jermak's Eroberungen die äußerste Grenze erreicht zu haben.

Die Sprache der Samojeden ist, soviel ich darüber erfahren konnte, vollkommen verschieden von denen der umwohnenden Völker und erhält sich auch, weil fast kein Samojede sich die Mühe giebt, eine andere Sprache als die seinige zu lernen, während die mit ihnen in Berührung kommenden Ostjaken, Syranen und Russen aus Handels- und anderen Interessen das Samojedische kennen müssen. Dagegen scheinen die Samojeden viel von den Sitten und von der heidnischen Religion der Ostjaken angenommen zu haben.

Die Bekleidung der Samojeden ist fast ganz aus Renthierfellen hergestellt; andere Felle werden wenig, und, wenn es geschieht, hauptsächlich zu Verzierungen verwandt. Die Bekleidung der Männer besteht:

1) Aus dem Malz, welcher den ganzen Körper bis zu den Füßen bedeckt. Es ist dieses ein weites Gewand, welches, überall fest zugenäht, über den Kopf gezogen werden muß. Die Haare der Felle befinden sich nach innen. Unten an den Füßen ist ein 35 bis 40 cm breiter Saum von Hundefellen angebracht, mit den Haaren nach außen. Dieser Saum ist schwer und schließt gut an. Mit dem Malz verbunden und fest an denselben angenäht ist: a) die Kapuze, welche den Kopf eng umschließen und nur einen Theil der Stirn, Augen, Nase und Mund freilassen muß; sie wird auf oder unter dem Kinne festgeschnürt; b) die Fausthandschuhe, welche ebenfalls an den Malz angenäht sind, doch so, daß unter dem Handgelenke sich noch eine genügend große Oeffnung befindet, um die Hand hinauszubringen. Hat man die Hände in den Handschuhen und biegt sie etwas nach innen, so ist diese Oeffnung geschlossen.

2) Um den Malz wird der 7 cm breite, mit blanken Knöpfen besetzte Ledergürtel geschnallt. An diesem ist vermittels messingener Kettchen die hölzerne oder messingene Messerscheide mit dem nie fehlenden starken, geraden Messer und eine kleine Tasche befestigt.

3) Ist es nicht sehr kalt, so wird über den Malz die Parka gezogen, ein Gewand, welches ebenso geformt, aber nicht so lang wie der Malz ist, eine Kapuze, aber keine Handschuhe hat und aus den kurzhaarigen Fellen junger Renthiere hergestellt wird. Die Haare dieser Felle befinden sich außen. Vielfach ist die Parka mit anderen Fellen, hauptsächlich Biberfellen, verziert.

4) Statt der Parka wird aber häufiger ein Malzüberzug von verschiedenfarbigem, besonders rothem und braunem Tuche getragen.

5) Im Winter wird über den Malz der Guß gezogen, ein der Parka ähnliches, langes, bis zu den Füßen reichendes Gewand, aber aus starken langhaarigen Renthierfellen hergestellt und mit einer den Kopf eng umschließenden, nur das Gesicht freilassenden Kapuze versehen. Es befinden sich am Gusse keine Handschuhe und er muß, wie der Malz und die Parka, über den Kopf gezogen werden. Die Haare der Felle sind nach außen gekehrt.

6) Die Fußbekleidung der Samojeden besteht: a) aus den inneren, bis über die Kniee reichenden, eng anschließenden Pelzstiefeln mit nach innen gekehrten Fellhaaren. Ueber diese werden b) die noch etwas längeren äußeren Pelzstiefel gezogen, bei denen die Fellhaare nach außen gekehrt sind. Letztere sind von den Fellen der Renthierkälber gemacht, haben eine ansprechende Form und sind

hübsch mit verschiedenfarbigen Fellen verziert. Zu den Sohlen wird die an den Füßen der Renthiere befindliche, langhaarige Haut benutzt. Als Unterzeug tragen die Samojeden nur eine sehr kurze, nicht bis zu den Knieen reichende Lederhose.

Die Frauen tragen diese und die Fußbekleidung wie die Männer; die äußeren Pelzstiefel der Frauen zeichnen sich durch eigene Verzierungen aus. Im Uebrigen ist ihre Bekleidung viel einfacher; sie tragen ein einziges langes dickes Kleid, Panuü, welches nicht, wie das der Männer, über den Kopf gezogen wird, sondern unseren Pelzen ähnlich, vorn geöffnet werden kann. Dieses Kleid schließt fest an und hat keine Kapuze und keine Handschuhe. Die Renthierfelle, aus denen dasselbe besteht, sind doppelt so an einander genäht, daß sich die Haare derselben innen und außen befinden.

Zu der Frauenbekleidung gehören endlich noch die Handschuhe und die Mütze, Saur, welche auch aus zusammengelegten Fellen besteht, so daß die Fellhaare nach innen und nach außen gerichtet sind; sie ist, wie die Pelzstiefel, mit verschiedenfarbigen Fellen und Tuch verziert. So weit die Mütze das Gesicht umrahmt, ist sie mit Fuchsschwänzen gesäumt und läßt, fest unter dem Kinne zugebunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Die Mütze bedeckt noch einen Theil der Schultern und ist hier mit Perlenschnüren, Messingkettchen und Messingfiguren versehen, welche bis zur Taille herabhängen und oft ein ganz beträchtliches Gewicht haben. Der schwere Messingschmuck bewirkt zugleich, daß die Kappe fest auf dem Kopfe sitzt und der Wind keinen Eingang findet.

Die Kinder sind ebenso gekleidet wie die Erwachsenen. Die Pelzbekleidung verliert mit der Zeit die Haare und solche älteren Lederkleider werden in den wenigen warmen Tagen im Sommer getragen. Bevor die Felle zu Kleidungsstücken verwandt werden, werden dieselben lange gerieben; an einander genäht werden sie mit Faden, welche aus den zähen Sehnen der Renthiere hergestellt sind.

Als Schmuck dienen messingene Fingerringe, welche Männer und Frauen in großer Anzahl tragen, ferner Ohrringe und die langen, vielfach verzierten Haarflechten der Frauen. Die Samojeden lieben, wie alle Völker, das Seltene, und weil vollkommen weiße Renthiere seltener und hübsch sind, so verwenden die Männer die Felle derselben gern zum Gusse; dieses Kleidungsstück wird in der Regel außerhalb des Zeltes gelassen und daher nicht vom Rauche geschwärzt. Besondere Sorgfalt wird auch auf die Herstellung der Parka verwandt; man nimmt hierzu möglichst weiße Felle junger Renthiere und verziert sie mit Biberfellen, welche mit großen Kosten angeschafft werden müssen, weil die Biber in diesen Gegenden nicht heimisch und am Ob wohl ausgerottet sind. Großen Werth legen die Männer ferner auf ihre Gürtel, und ich habe einige wirklich schöne Exemplare gesehen, wofür bis 20 Renthiere gezahlt wurden. Ebenso werden Messerscheiden mit gutem Messer und hübsche kleine Taschen, welche, wie die Messerscheiden, am Gürtel befestigt werden, hoch geschätzt. Auch die mit schwarzen, rothen und braunen Streifen versehenen Pelzstiefel sind ansprechend. Während die viel außerhalb des Zeltes lebenden Männer zu ihren Pelzen hellfarbige Felle vorziehen, so wählen die Frauen zu ihrer Bekleidung Felle von dunkeler Farbe, weil sie sich fast immer im Zelte aufhalten und ihre Kleider dem dort befindlichen Rauche ausgesetzt sind. Fast schwarze Renthierfelle sind ebenfalls selten und werden daher, als die werthvollsten, von den Frauen gern zu Kleidern verwandt.

Besondere Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre Haarflechten. Indem sie die ausgekämmten Haare wieder benutzen und mit braunen und rothen Bändern einflechten, verlängern sie ihre Zöpfe fast bis zu den Füßen. Am Hinterkopfe sind die beiden Flechten durch eine Perlenstickerei verbunden; neben der Taille verbinden sie zwei in einem mäßigen Bogen herabhängende Messingkettchen, dann weiter in regelmäßigen Entfernungen sind die Flechten noch zweimal in ähnlicher Weise durch je zwei Perlenschnüre verbunden. Ueberall da, wo die Doppelkettchen und Doppelschnüre befestigt sind, finden sich kleine Messingfiguren. Die Haarflechten der wohlhabenden Samojedinnen sind außer der Perlenstickerei mit zwei Messingkettchen, vier Perlenschnüren von großen Perlen verschiedener Farbe und mit sechs Messing- oder Bronzefiguren versehen.

Die Samojeden wandern während ihres ganzen Lebens und alles Ihrige tragen sie mit sich. Ihre größeren Gegenstände, gleichsam ihr Haus und Hof mit Allem, was dazu gehört, sind das Zelt, der Schlitten und das Boot, ihre Hausthiere, das Renthier und der Hund. Ihre Werkzeuge, mit welchen sie alle ihre Gegenstände verfertigen, sind das Messer, das Beil und die Nadel. Diese Werkzeuge selbst, sowie der in ihrem Besitze befindliche Kessel oder andere wenige, aus Eisen hergestellte Dinge kommen durch Handel zu ihnen oder werden, außer der Nadel, von ostjakischen Schmieden gemacht.

Bretter schneiden die Samojeden selbst, indem sie einen Baumstamm spalten oder, wenn dieser nicht zu stark ist, von beiden Seiten so lange behauen, bis das Brett fertig ist. Wenn auch Zeit dazu gehört, so wird dasjenige, was sie verfertigen, immer gut sein. Löcher bohren sie geschickt mit dem Messer; als Hobel benutzen sie ein eingekerbtes Stück Holz, indem sie das Messer in die Kerbe legen.

Die Wohnung der Samojeden ist das Zelt; gewöhnlich werden etwa 25 bis 30 starke Holzstangen so zusammengestellt, daß sie einen Kegel bilden, welcher an seiner Basis 5 bis $5^1/_2$ m im Durchmesser und eine Höhe von 3 bis $3^1/_4$ m hat. Die über diese Stangen gelegte Bedeckung besteht während des langen, von keinem Thauwetter oder Regen unterbrochenen Winters aus vier großen Renthierfelldecken und zwar aus zwei inneren, welche in der Regel die Haare verloren haben und durch Rauch geschwärzt sind, und zwei äußeren, welche aus starken, mit Haaren versehenen Fellen gemacht sind. Diese werden vermittels Stangen auf das Gerüst gelegt und mit langen Riemen befestigt. Die aufgelegten Decken lassen oben eine etwa 75 cm im Durchmesser habende Oeffnung, damit der Rauch entweichen kann, und berühren auch nicht ganz den Boden. Die hierdurch unten entstehende, etwa 10 cm breite Lücke wird dadurch geschlossen und dicht gemacht, daß ringsherum einige Fuß hoch Schnee an das Zelt geschaufelt wird, was außerdem zur Befestigung desselben beiträgt. So lange noch, oder sobald hin und wieder Thauwetter und Regen eintritt, werden die äußeren Felldecken entfernt und die inneren allein verwandt. Während des kurzen Sommers werden auch diese abgenommen und durch eine Bedeckung aus eigens dazu präparirter Birkenrinde ersetzt.

Der Eingang in das Zelt wird dadurch hergestellt, daß zwei Stangen etwas weiter von einander stehen. Er wird von der Zeltdecke bedeckt und es wird diese beim Hinein- oder Hinausgehen einfach auf- und zugeschlagen. Tritt man in das Zelt, so ist vom Eingange in gerader Linie bis zur anderen Seite ein 75 cm breiter Raum. In der Mitte desselben befindet sich der Feuerplatz, vor demselben liegt etwas Holz, hinter demselben stehen ein paar eiserne Kessel, dahinter einige hölzerne Kasten. Zu beiden Seiten des mittleren Raumes, also rechts und links vom Eingange aus, liegen Bretter, drei auf jeder Seite, hinter den Brettern

aus Weiden geflochtene Matten, auf diesen wiederum Matten von getrocknetem, starkhalmigem, langem Grase und hierauf Felle; hinter denselben, ringsherum an den Wänden des Zeltes, liegen ebenfalls Felle, Kleidungsstücke, Kissen, Pelzsäcke, unseren Reisetaschen ähnlich, und sonstige Dinge. Ueber dem Feuerplatze sind in entsprechender Höhe zwei horizontal liegende, einen spitzen Winkel bildende Stangen angebracht. An denselben werden Fische getrocknet und der mit mehreren Löchern versehene Kesselhaken vermittels eines Querholzes aufgehängt. Beleuchtet wird das Zelt am Tage durch die an der Spitze befindliche Oeffnung, Abends durch das in der Mitte brennende Feuer.

Wohlhabende Samojeden haben größere Zelte, statt 30 werden 50 Zeltstangen zusammengestellt, selten aber mehr. Das Anfertigen der Zeltdecken, das Aufstellen und Abnehmen des Zeltes, alle Verrichtungen innerhalb desselben, wie Feueranzünden, Kochen ꝛc. ist ausschließlich Sache der Frauen. Wird ein Zelt für längere Zeit aufgeschlagen und im Inneren eingerichtet, so nimmt dieses vier bis fünf Stunden in Anspruch, während der Wanderung etwa ein bis zwei Stunden. So klein der Raum, welchen das Zelt bietet, erscheinen mag, so finden doch, wenn nöthig, zwei Familien reichlich in demselben Platz. Der größte Theil der Sachen und Geräthe befindet sich außerhalb des Zeltes, fest auf Schlitten verpackt. Im Sommer werden über diese mit Kleidungsstücken und anderen Dingen beladenen Schlitten häufig Decken von dicker Fischhaut gedeckt, um sie gegen Regen zu schützen.

Eigenthümlich, klein und zierlich sind die Schlitten der Samojeden gebaut. Kaum sollte man glauben, daß damit, wie es der Fall ist, beträchtliche Lasten fortgeschafft werden können, aber alles an denselben ist zweckmäßig und durch Jahrhundert lange Erfahrung gebildet. Die auf dem Boden ruhenden Schleifen sind vorn stark nach oben gebogen und nur hier direkt verbunden. Auf der hinteren Hälfte der Schleifen befinden sich vertikal stehende Hölzer, kleinen Säulen ähnlich, welche den oberen Theil des Schlittens tragen. Dieser ist je nach den Gebrauchszwecken verschieden.

1) Der einfachste Schlitten ist der Schlitten zum Transporte des Zeltes. Die Säulen desselben sind unterhalb der auf ihnen ruhenden, mit den Schleifen parallel laufenden Hölzer einfach durch Querhölzer verbunden, auf welche zuerst die Zeltstangen und dann das übrige zum Zelte Gehörige gelegt wird. Zum Transporte eines Zeltes sind zwei solcher Schlitten nothwendig. Das Beladen derselben geschieht nach genau bestimmten Regeln.

2) Beim Waarenschlitten liegen auf den die Säulen verbindenden Querhölzern feine, aber starke Bretter; auf diese werden die Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Felle ꝛc. gepackt und mit Riemen festgeschnürt. Die von mir früher erwähnten, von der Faktorei aus expedirten Karawanen bestanden aus diesen Schlitten; jeder derselben wurde von zwei Renthieren gezogen und mit 10 Pud, also 328 unserer Pfunde, beladen; doch können für kürzere Entfernungen wohl gegen 500 Pfund verpackt werden.

3) Besonders zierlich, aber fest und stark ist der Männerschlitten gebaut. Auf den die Säulen verbindenden Querhölzern ist ein Sitzplatz mit sehr niedrigen Lehnen angebracht. Derselbe ist so klein, daß man kaum begreifen kann, wie ein Mann, selbst mit untergeschlagenen Beinen, darin Platz finden kann. In diesem Schlitten, von drei guten Renthieren gezogen, kann der Samojede mit außerordentlicher Schnelligkeit die größten Entfernungen überwinden, 20 Werst, also beinahe drei Meilen in einer Stunde zurücklegen und es ist mir versichert worden, daß sie auf einer baumlosen Ebene einen Fuchs einholen und durch Schläge tödten.

4) Etwas länger und höher und mit einem verhältnißmäßig größeren Sitzplatze versehen ist der Frauenschlitten, welcher den Frauen und kleinen Kindern während der Wanderungen dient. Der Sitzplatz dieses Schlittens wird vermittels Felle warm und weich gemacht. Außerdem ist in demselben eine Decke, wenn möglich Tuchdecke, so befestigt und angebracht, daß dieselbe nach allen Seiten aufgeschlagen werden kann. Während der Fahrt dient diese Decke zum Schutze gegen den Wind; sie wird an der dem Winde ausgesetzten Seite in die Höhe gezogen und durch eine hölzerne Stütze gehalten.

Die Schlitten werden auch im Sommer, wenn kein Schnee liegt, zum Transporte der Sachen verwandt; einen Wagen wird man ebenso wenig wie ein Haus im Besitze eines Samojeden in Sibirien finden.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von A. Freiherr von Hammerstein.

I.

Die sämmtlichen Inseln des Busens von Guinea sind mit dem Camerun-Gebirge in derselben Zeit der Erdoberflächengestaltung entstanden, in der Zeit der basaltischen vulkanischen Eruptionen; sie sind Basaltgebirge, die größtentheils aus einer mehr oder weniger festen, durch Auswitterung der Feldspathgemengtheile oft porösen Basaltlava bestehen, aber auch bisweilen in größerer Ausdehnung jene Tuff- und Wackebildungen zeigen, die als Reibungskonglomerate aus der Zeit der vulkanischen Thätigkeit von lockeren Gefügen zu festen, in feuerflüssiger Umbildung stark gerötheten Thonschichten übergehen.

Die auf diesem Gebirge im Laufe der Jahrtausende entstandenen Verwitterungsböden sind durch den starken, dunkel färbenden Augitgemengtheil des Gesteins reich an Kalk- und Magnesiasalzen, durch ewige Humusansammlung sehr stoffreich und trotz etwas hohen Thongehaltes locker, was durch die kleinen scharfkantigen Felsstücke noch vermehrt wird, die demselben in Menge beigemischt sind und vielfach so zu Tage stehen, daß das Gehen selbst auf getretenen Pfaden außerordentlich erschwert wird. Die Böden des Camerun-Gebirges schienen mir fast überall noch etwas fruchtbarer zu sein, als die Fernando Poos und der am Aequator gelegenen Insel San Thomé, auf denen bereits Plantagen bestehen, deren Erfahrungen für Camerun als bewährte Vorschriften unbedingte Geltung haben.

Monte Café, die größte Farm der Insel San Thomé, wird von einem Deutschen verwaltet, dessen Frau, eine Deutsch sprechende Portugiesin, für alle Besucher eine

liebenswürdige Wirthin ist. Ein breiter, von schattenspendenden Bäumen eingefaßter Fahrweg führt in Windungen sich dem Gebirge anschließend hinauf zur Hauptfarm, die inmitten der ausgedehnten Pflanzungen gelegen ist. Vor großen, aus gebrannten Thonplatten hergestellten Flächen zum Kaffeetrocknen stehen die Gebäude auf flachem Bergvorsprunge, die Gegend beherrschend.

Von der langen, nach der Seeseite gelegenen Veranda, der „Piassa“ des großen Wohnhauses, schweift der Blick aus stolzer Höhe frei hinaus in die unten liegende Welt über das schöne, weite, blaue Meer, dessen ferner Horizont gewöhnlich durch leichte Wolkenschichten mit dem unendlichen, von glänzendem Lichte durchstrahlten Himmelsraume verschmolzen ist. Solches Licht, solche Farben, solche Unermeßlichkeit kann unsere Sonne nicht spenden. Tief unten erheben sich die Gestade der Insel in mannigfaltiger Form aus dem weißen Gischt der brandenden Wellen, die flacheren, bewachsenen Höhenzüge fallen plötzlich ab, die Felsenhänge und schrofferen Berge sind wie abgebrochen und an überhängenden oder steil ansteigenden Wänden, zerrissenen Klippen und Riffen, an seltsamen Felsformen und Grotten ist die Küste sehr reich. Weit zur Rechten liegt an flachem, hell scheinendem Strandstreifen halbmondförmig ausgedehnt die Stadt. Die weißen Häuser, die wenigen Schiffe in der Bucht, die das umfassende, vollständig grün bekleidete Land bildet, alles ist so klein, so niedlich von hier oben und nimmt nur einen so kleinen Fleck ein in dem unermeßlichen Raume.

Das Land ist von sehr verschiedenartiger Gestaltung. Theils ist es weiter und flacher, mit etwas breiteren Thälern und erhebt sich in großen, unregelmäßigen Terrassen, theils fallen scharfgratige Rücken bis ins Meer hinaus. Dazwischen erheben sich überall einzelne größere und kleinere Bergkegel, liegen in ihren Umrissen deutlich erkennbar verfallene Krater, und zahlreiche Schluchten mit zerklüfteten Felsenhängen fallen schnell zu Thal. In diesen Formen erhebt sich die ganze Insel zu einem massigen Gebirgsstocke, den nur eine großartige, frühere vulkanische Thätigkeit geschaffen haben kann; jetzt aber ist Alles überkleidet vom üppigsten Pflanzenwuchs. Durch eine gleichmäßige Decke hellen Grüns kennzeichnen sich Flächen hohen, dichten Grases. Andersfarbig sind die Kulturgelände, die mit Kaffee- und Kakaobüschen, mit Pisang- und Bananenstauden gemischt bestanden sind und von einzeln stehenden Bäumen und noch einzelneren außerordentlich hohen Palmen leicht beschattet sind, auf deren glatten, dünnen, langen Stämmen die kleine runde Krone träumerisch sich neigt, charakteristische Wahrzeichen tropischer Gegend. Alles Uebrige deckt der Urwald in üppiger Entwickelung. Von ihm eingerahmt, von bewaldeten Bergen enger eingeschlossen, endet dieses Stück Welt in dem 2000 m hohen Pik, der höchsten Erhebung, dem mächtigsten aller erloschenen Vulkane.

Ganz auffallend ist diesem Inselgebirge das unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Camerun-Gebirge gleich. Wenn man seine Hänge durchklettert, fällt das in jeder Beziehung ebenso auf, als an einem Punkte, wo der üppige Urwald und stets über mannshoch wuchernde Pflanzenwuchs eine ähnliche, noch großartigere Aussicht bietet wie von Monte Café. Die Hütte der schwedischen Jäger in Mapanja auf dem Südhange ist so gelegen, und wenn man von hier aus das noch weit mächtigere und bis über die doppelte Höhe sich erhebende, fast die des Montblanc erreichende Gebirge, das Meer, das flußdurchzogene Flachland überblickt und mit San Thomé und Fernando Poo vergleicht, gewinnt man die Ueberzeugung, daß nur der bislang fehlende Schutz die Europäer, die dies Gebiet kannten, abhielt, es zu bebauen. Haben doch schon manche Portugiesen auf den Pflanzungen von San Thomé sich Reichthümer erworben und erwerben sich nun das Verdienst, deren Zinsen in Lissabon unter die Menschen zu bringen. Und das müßten doch Deutsche in Camerun auch können.

Das Klima ist ebenfalls fast ganz dasselbe, wie das von San Thomé. Durch Messungen in Mapanja, 700 m über dem Meere, habe ich die meteorologischen Beobachtungen von Monte Café als fast ganz gleiche festgestellt. Die Temperatur ist das ganze Jahr und Tag und Nacht hindurch eine außerordentlich gleichmäßige und angenehme. Sie schwankte zwischen 17° und 27° C. Die Durchschnittstemperatur beträgt also in Reaumurgraden 17 bis 18.

Die Gebirgsketten, die ich im Inneren des Wurilandes im Camerun-Gebiete den Horizont begrenzen sah, sind nach ihrer Form zweifellos gleichfalls basaltisch. In fernerer Zukunft wird man auch in ihnen Pflanzungen begründen.

Monte Café liegt 690 m über dem Meere. Seine horizontale Entfernung vom Meere ist 9 km. Das Klima ist ein sehr angenehmes und besonders gesund. Fieber, wenigstens das klimatische Fieber, welches auch unten in der Stadt sehr stark herrscht, scheint man hier nicht zu kennen. Nur die Feuchtigkeit der Luft ist eine ziemlich hohe, jedenfalls aber wohl nicht höher als in den unteren Regionen. Die Wolken legen sich allerdings regelmäßig tief in und an die Berge und hüllen noch unterhalb Monte Café oft einen großen Theil des Tages alles in Nebel. Die Nächte sind immer klar. Die Luft ist ungeheuer leicht, wie der niedrige Barometerstand zeigt. Die geringen Regenmengen werden durch reichlichen Thau ausgeglichen. Zur besseren Beurtheilung gebe ich eine Tabelle von Monatsdurchschnitten der meteorologischen Beobachtung, die ich aus den Büchern ausgezogen habe:

Monat 1884	Barometer mm	Hygrometer Proc.	Regenhöhe mm	Schattenthermometer Celsius Maximum	Minimum	Mitt. 11 Uhr
August	709,9	81,55	22,48	24,45	17,40	22,36
September . . .	710,1	84,60	82,47	24,86	17,57	22,32
Oktober	708,7	85,10	365,04	24,75	17,51	23,48
November	708,6	82,77	214,99	26,37	17,67	24,39
December	708,3	82,27	233,86	27,18	17,71	24,86
Januar 1885 . .	708,8	81,29	170,30	26,70	17,44	24,60
Februar	708,3	80,43	19,61	27,13	17,48	25,42

Beim Hygrometer ist die Sättigung der Luft mit Wasserdampf = 100 angenommen. Die Zahlen geben also die Procente der Sättigung und zeigen einen hohen, gleichbleibenden Feuchtigkeitsgehalt, der sich empfindlich bemerkbar macht dadurch, daß er alle Sachen so leicht verdirbt. Die Regenhöhe ist die Summe des im ganzen Monat gefallenen. Der August zeigt das Ende der Trockenzeit, der Februar die kleine Trockenzeit. Im März hatten wir bis zum 23. schon wieder 150 mm und nachdem heftige Regengüsse. Das Thermometer ist ein hunderttheiliges, 5 Grad sind also gleich 4 Grad R. Der Wind ist mit Ausnahme einzelner Gewitterwinde immer nur ein sanft fächelnder. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit wird zwischen 10 und 20 km in der Stunde liegen und ist vielfach noch geringer. Unsere Stürme aber kennt man nicht.

Die Jahreszeiten sind bei ganz gleicher Breitenlage auch ganz dieselben wie in Gabun, nämlich die der südlichen Erdhälfte; Camerun hat dagegen die der nördlichen. Während die Sonne sich am Wendekreise des Krebses befindet, also in unserem Sommer, den Monaten Juni, Juli und August, herrscht die kühlere Trockenzeit. Außerdem giebt es während des südlichen Standes eine kleine Trockenzeit, im Uebrigen herrscht die Regenzeit, die heiße. Die Uebergänge sind allmähliche. Die Verschiedenheiten in den häufigen Niederschlägen sind hier am Aequator aber bedeutend größer, als wenige Grade nördlicher, als z. B. in Batanga.

Ueber den Wohngebäuden am Hofe liegen die vom Wasser getriebenen Mühl- und Stampfwerke, in denen die Kaffeebohnen von ihren Hüllen befreit werden. Die großen Trockentennen sind mit dicken Lagen Kaffeebeeren bedeckt, und jeden Mittag und Abend schleppen die Arbeiter in der Erntezeit in Säcken mehr und mehr heran. In ihrer Mitte steht ein langes, glasbedachtes Gebäude, in dem die Kakaobohnen getrocknet werden, die gegen Regen sehr empfindlich sind und vorher einen Gährungsproceß durchmachen müssen, der viel Aufmerksamkeit erfordert.

Auf dem Hange über diesen Anlagen liegen große Gärten, in denen Ziergewächse, Früchte, Gemüse und Nutzpflanzen in großer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung sorgsam gepflegt und gezogen werden, sogar große Erdbeerfelder sind darin, und ein junger Apfelbaum hatte gerade die ersten Früchte getragen. Namentlich aber werden hier Versuche gemacht mit tropischen Kulturgewächsen, wie Vanille, schwarzem Pfeffer, Zimmetrinde, Kampfer, Indigo, Muskat, den verschiedenen Arten der Chininrinde, Gummibäumen u. s. w. Ein portugiesischer Gärtner leitet die Arbeiten und führt selbst die feineren aus.

Die weitaus meisten Kulturflächen von Monte Café und seinen Vorwerken sind mit dem gewöhnlichen Kaffee (Coffea arabica) bestanden. In einer Meereshöhe zwischen 600 und 900 m gedeiht er am besten. Die Pflanzungen sind meistens schon etwa 20 Jahre alt, und wo sie gut gediehen sind, stehen die Büsche oft ganz geschlossen, dicht belaubt. Sie sind unbeschnitten aufgewachsen. Ihre hängenden, vielen kleinen Zweige tragen in den Achseln der kirschblattähnlichen Blätter reichliche grüne und reife, rothe Beeren, die eifrig gepflückt werden müssen, weil sie sehr schnell abfallen oder von einer Rüsselkäferlarve ausgefressen werden. Gut gehaltene Wege, theils breite Fahr-, theils schmale Fußwege, führen überall hin. Alle Fahrwege sind mit Ananas zu beiden Seiten eingefaßt. Ab und an steht daran ein übervoll blühender Azaleenbusch und als lästiges Unkraut wuchern in den Pflanzungen die rothblühenden Cannas.

Der größte Theil der Böden von Monte Café ist schon lange ausgebeutet, ohne irgend welchen Ersatz zu bekommen und giebt immer noch recht gute Erträge. Auf den Graten und an den schroffen Felsenhängen wächst in einem Korbe voll dieses Bodens auf und zwischen den nackten Felsen der Kaffee sehr gut, besser aber noch, wie auch die anderen Kulturgewächse, in flacheren, etwas frischeren Niederungen mit etwas tiefgründigerem Boden, wenn er auch dort fast überall zwischen Felsgerölle steht. Schlechter ist der Standort auf abgerundeten Rücken, wo sich keine Feuchtigkeit hält und die Sonne den ganzen Tag von allen Seiten wirkt. Dort sieht man denn auch viele ausgepflanzte Lücken. Ueberall aber wuchern die Unkräuter mächtig und erfordern viel Arbeit.

Westlich von Monte Café, etwa 800 m über dem Meere, liegt das Vorwerk Bemposte. Dort werden die Kaffeeenthülsungs-, Reinigungs- und Sortirapparate durch eine Dampfmaschine getrieben. Ein Franzose leitet diese Einrichtung; seine Frau und seine munteren Knaben befinden sich sehr wohl in diesem noch etwas kühleren Klima.

Tiefer, in ungefähr 600 m Höhe, liegt das Vorwerk Novo Destino und noch tiefer, unter Monte Café, das Vorwerk San Francisco. Beide haben vorwiegend Kakao, der in großblätterigeren Büschen wächst. In ganz eigenthümlicher Weise erscheinen die kleinen, unscheinbaren Blüthen desselben an den dickeren Zweigen und Stämmen und dort hängen dann die gerieften, länglichen, in der Reife goldgelben Fruchtbehälter, in der gedrängt in saftiger, fleischiger Masse die braunen, großbohnigen Samen sind, welche die violette Kakaomasse als Endosperm enthalten. Der Kakao wird stärker und regelmäßig mit schattenspendenden Pisangs und Bananen gemischt. In diesen tieferen Lagen gedeiht auch die Vanille schon recht gut, die ziemlich viel Wärme verlangt. Es ist eine sehr einfache, fleischige Schlingpflanze, die von der katholischen Mission eingeführt wurde und von dem deutschen Verwalter stark vermehrt wird und zwar durch Stecklinge. Ihre Befruchtung geschieht auf künstliche Weise, ist aber nicht schwierig. Ich sah sie recht voll tragend mit den hängenden, langen, dünnen Früchten, die so wohlriechend sind und ein so wohlschmeckendes Gewürz bilden, welches hohe Preise hat.

Wie alle Vegetation sind hier in den unteren Bergen die Urwaldpartien auch von einer Ueppigkeit, wie ich sie noch nicht gesehen habe.

So arm wie diese Pflanzenwelt an wirklichen Straucharten ist, so reich ist sie an Baumarten. Wohl 150 verschiedene Hölzer mag der Wald aufweisen, die aber nur zum geringen Theile nutzbar sind. Feine Nutzhölzer, wie Ebenholz, Mahagoni, Grenadille, Santelholz, die sich zum Exporte eigneten, scheinen nicht vorhanden zu sein. Verschiedene Bauhölzer, sogar mäßige Tischlerhölzer, vor allem auch recht gute Bretterhölzer sind aber genügend darunter und werden gefällt und an Ort und Stelle mit der Hand zersägt, denn Stämme können nicht weit fortgeschafft werden, weil alles von Menschen getragen werden muß. Eine viel intensivere Ausbeutung, vor allem die Anwendung von Maschinen, scheint aber vor der Hand unvortheilhaft, weil man nur die einzelnen Stämme herausplänkern kann, die weitaus größte Menge aber als unbrauchbar stehen lassen muß. Trotzdem aber freute ich mich, in der Hinsicht manchen praktischen Rathschlag geben zu können, denn alles wird noch in sehr primitiver Weise betrieben.

Die mit Kaffee und Kakao bebauten Flächen von Monte Café betragen ungefähr 840 ha. Welche Ausdehnung dieselben in diesen Bergen und bei den zwischenliegenden Urwäldern haben, mag man sich denken. Das den Besitzern von Monte Café gehörige Terrain ist aber unendlich größer. Es erstreckt sich über das Gebirge hinüber und auf der anderen Seite der Insel bis ans Meer, wo ein sehr langer Strich Küste dazu gehört. Nur die Nordost-Seite und die Südspitze der Insel sind bis jetzt bebaut, weil an den übrigen jeder Verkehr und jede Absatzgelegenheit mangelt. An Kaffee werden auf Monte Café jährlich etwa 300 000 kg geerntet, und die Kakaoernte rechnet man nach drei Jahren auf 180 000 kg zu bringen.

Außerdem befinden sich in 1200 m Höhe und darüber in den Bergen zwei kleine Vorwerke, auf denen Chininrinde gezogen wird. Etwa 70 ha sind jetzt dort bebaut. Die Kultur derselben ist noch nicht lange eingeführt und verspricht, selbst wenn durch vermehrtes Angebot die hohen Preise des Chinins noch mehr fallen sollten, hohe Erträge. Von den vielen Arten gedeiht am besten die sehr gehaltreiche

Cinchona succirubra, die im Großen ausschließlich angepflanzt wird. Die Vermehrung geschieht auf ziemlich kunstvolle Weise durch Senkreiser. Die jungen Pflanzen werden im Quadratverbande in gut vorbereitete Löcher gesetzt. Die erste Rinde von siebenjährigen Stämmen ist in einer benachbarten Pflanzung bereits gewonnen. Ich glaube, daß es möglich sein wird, diese Rindengewinnung ganz ähnlich unserem Eichenschälwaldbetriebe zu gestalten.

Die Santoninfabrikation in Turkestan.

Ueber die Gewinnung des als Wurmmittel bekannten Santonins in der Stadt Tschimkent enthält ein Vortrag, den Professor Flückiger auf der letzten Naturforscher-Versammlung hielt, und den wir im „Archiv der Pharmacie" veröffentlicht finden, sehr interessante Mittheilungen.

Die Artemisia, in deren Blüthenköpfchen (Wurmsamen, Zittwersamen) das Santonin enthalten ist, scheint in sehr großer Verbreitung in den ungeheuren Steppengebieten einheimisch zu sein, welche man nur sehr ungefähr durch den 40. und 50. Breitengrad und den 80. und 65. Meridian östl. L. Greenw. umgrenzen mag. Doch ist sie nicht auf die freie Steppe beschränkt. In ganz ungeheurer Menge wächst sie im Gebiete des Arys, welcher sich etwa unter 68° 20′ östl. L. in den Syr-Darja ergießt. Nur wenig südlich von der Mündung liegen die Ruinen der Stadt Otrar, welche nach den italienischen Handelsbüchern des 14. Jahrhunderts an einer der großen innerasiatischen Handelsstraßen lag, auf welchen die blühenden italienischen Handelsrepubliken den merkwürdigen Verkehr mit dem fernsten Osten betrieben. Damals mag also wahrscheinlich der Wurmsamen schon aus dieser Gegend von den Venetianern, Florentinern und Genuesen geholt worden sein und zwar bildete er bereits einen so bedeutenden Posten, daß er z. B. nicht nur Wurmsamen, Semi da vermi, sondern schlechtweg Sämlein, Semenzina, Sementina, hieß, woraus die Benennung Semen linae im medicinisch-pharmaceutischen Latein entstand.

Die Steppe östlich vom Syr-Darja nähert sich ostwärts allmählich dem Gebirgsrande des Kara Tau, Ala Tau, Talas Tau und wie die Ketten alle heißen, welche in nicht allzu weitem Abstande den Gebirgswinkel bilden, in dessen Oeffnung, an einem Nebenflusse des Arys, die 1865 von den Russen eroberte Stadt Tschimkent (Torfstadt) in $59^1/_2{}^0$ östl. L. und 42° nördl. Br. mit ihren ungefähr 6000 Einwohnern liegt.

In der Gegend von Tschimkent wächst die Artemisia in solcher Ueppigkeit, das bisher, hauptsächlich aus diesem Bezirke, alljährlich 1 000 000 bis 1 600 000 kg der abgestreiften Blüthenköpfchen, Flores linae, nach Westen ausgeführt wurden, um auf Santonin verarbeitet zu werden. Gegen diese ausgedehnten Länder Turkestans, welche nun beinahe vollständig von Rußland unterworfen sind, strebt schon längst das centralrussische Eisenbahnnetz und hat sich denselben bereits bis auf die verhältnißmäßig geringe Entfernung von ungefähr 10 Breitengraden genähert.

Zur Beförderung der Droge stehen bloß Kameele zur Verfügung; jedes Thier vermag nur ungefähr 300 kg zu bewältigen und die 3000 Werst Entfernung bis Orenburg, der letzten Eisenbahnstation, in 75 bis 90 Tagen zurückzulegen. Es war daher ein wohl gerechtfertigter Plan, nicht ferner 98 Proc. unnützes Rohmaterial nach Europa zu schleppen, um 2 Proc. Santonin zu gewinnen, sondern die Fabrikation dieses Stoffes nach Asien zu verlegen. Nachdem bereits in Folge der von Joh. Diedr. Bieber in Hamburg ausgegangenen Anregung 1883 von H. Mauer u. Co. in Orenburg eine Santoninfabrik angelegt worden war, ging denn auch Ende 1884 die russische Firma Iwanow u. Sfawinkow in Taschkent noch einen Schritt weiter, indem sie die Einrichtung einer Santoninfabrik in Tschimkent selbst unternahm. Diese wurde dem Muster der Bieber'schen Fabrik in Hamburg nachgebildet, indem man die Maschinen von den Gebrüdern Burgdorf in Altona ausführen ließ. Herr Ingenieur L. W. Knapp besorgte 1884 die Aufstellung derselben in Tschimkent und leitet nunmehr den Betrieb.

Die Droge erreicht in der zweiten Hälfte Juli und im August ihre Reife, d. h. den höchsten Santoningehalt, wie bekannt, unmittelbar vor dem Aufblühen. Die Kirgisen sammeln dieselbe und liefern sie, bis zu 10 000 kg täglich, meist im September an die Fabrik ab. Hier wird die Waare auf großen Böden aufgespeichert und nach und nach, gewöhnlich 5000 bis 7500 kg im Tage, verarbeitet. Die vielen russischen Feiertage drücken die durchschnittliche Zahl der Arbeitstage im Monat auf 20 herab.

Die schwierige Beschaffung des Brennmaterials wurde vorerst größtentheils dadurch überwunden, daß man zu diesem Zwecke den gesammten Abfall der Wurmsamenpflanze herbeizieht. Auch soll demnächst die Salzsäure, deren man sich zur Abscheidung des Santonins bedient, an Ort und Stelle geliefert werden, wie es bereits in Betreff des Weingeistes der Fall ist. So wird denn diese Fabrik im Stande sein, zunächst ungefähr 600 000 kg Rohmaterial im Jahre zu bewältigen und mindestens 12 000 kg Santonin zu liefern; 9000 kg des letzteren haben schon Hamburg erreicht, nach einer Herrn Professor Flückiger vorgelegten Probe zu urtheilen, in völlig tadelloser Beschaffenheit. Das Haus schätzt den jährlichen Gesammtbedarf der Welt auf 20 000 bis 30 000 kg und wird sehr bald in der Lage sein, denselben vollständig decken zu können.

Der gegenwärtige Preis des Santonins aus Tschimkent, 18 Mark das Kilogramm, in Hamburg genommen, wird es den europäischen Fabriken unmöglich machen, ihre Arbeit fortzusetzen; nur derjenigen in New-York kann dieses noch gelingen, so lange sie durch den unsinnigen Schutzzoll von sechs Dollars auf das Kilogramm geborgen bleibt.

Es dürfte als eine interessante Thatsache betrachtet werden, daß auch die in Südfrankreich, Korsika, Oberitalien und den Abruzzen einheimische Artemisia gallica Willd. Santonin enthält. Man sieht also, wie merkwürdig richtig der Instinkt der alten gallischen, aus Caesar bekannten Santones oder Santoni zwischen der Gironde und der unteren Charente an der französischen Westküste gewesen ist. Wie Dioscorides und Plinius berichten, benutzten sie die bei ihnen wachsende Artemisia als Wurmmittel. Auch in Turkestan wird der Gebrauch des Wurmsamens vermuthlich uralt sein.

Nekrologe.

— Der Tod D. Ramon Jordana's (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 346) hat sich nicht bestätigt. Derselbe lebt jetzt in Madrid.

— In Hanoï (Tongking) starb gegen Ende des Jahres 1885 der Hauptmann Piétri im Alter von 33 Jahren. Er wurde bekannt durch seine Theilnahme an der Mission Gallieni 1879, mit welcher er alle Strapazen und die lange Gefangenschaft im Dorfe Nango am Niger durchmachte, sowie an der Expedition unter Borgnis-Desbordes, welche zur Besetzung von Bamaku am Niger führte. Später schrieb er „L'histoire de la conquête du Niger" und „Les Français au Niger".

— Léon Guiral, welcher im Auftrage des französischen Unterrichtsministers den westafrikanischen Fluß Benito bereiste (s. „Globus", Bd. 48, S. 143), ist am 25. November 1885 in Gabun den Folgen seiner Anstrengungen erlegen. Er war erst 28 Jahre alt.

— Im Alter von 75 Jahren starb am 29. November 1885 in Kairo der Astronom Mahmud-Pascha el-Falaki, welcher sich durch verschiedene astronomische und topographische Arbeiten über sein Heimathland auch in Europa einen Namen gemacht hat, z. B. durch seine Ausgrabungen und Aufnahmen der Reste des antiken Alexandria und der Mareotis, und seine Karte von Unterägypten (1 : 200000; 1876 mit arabischer Schrift bei Brockhaus in Leipzig erschienen als erste derartige Originalarbeit). Der Oberägypten umfassende Theil seiner Aufnahmen ist noch Manuskript.

— Am 30. November 1885 starb in Rom der 1805 daselbst geborene Professor Giuseppe Ponzi, welcher seit 1866 an der römischen Universität Geologie lehrte. Auf seinen sorgfältigen Aufnahmen des Tiberbeckens beruhten die ersten geologischen Karten dieses Gebietes.

— Dr. med. Hermann Heinrich Ploß, praktischer Arzt, starb am 11. December 1885 im 67. Lebensjahre in Leipzig. Er ist der Verfasser der ethnologisch wichtigen Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker"; „Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt"; „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" (vergl. „Globus" Bd. 46, S. 318).

— Sir Arthur Phayre, englischer Generallieutenant, geboren 7. Mai 1812 in Shrewsbury, gestorben in Bray bei Dublin 15. December 1885. Er ging bereits im 17. Lebensjahre als Kadet nach Indien; 1852 wurde er als Kapitän mit der Verwaltung der eben annektirten Provinz Pegu betraut, die er 10 Jahre lang mit großer Umsicht und ebenso vielem Erfolge ausübte; 1862 wurde er an die Spitze von ganz Britisch-Barma gestellt und blieb dort bis 1867. Der Aufschwung, welchen das einst blühende und dann so herabgekommene Land unter seiner Verwaltung nahm, ist lediglich sein Verdienst. Britisch-Barma besaß 1863 an Einwohnern 2491136, 1881 dagegen 3736771 und 1884 schätzungsweise 4334000; 1853/54 brachte es 531792 Pfd. St. an Steuer, 1883/84 2850036 und der Handelsumsatz ist von 1643131 Pfd. St. im Jahre 1853/54 auf 10418097 in 1882/83 gestiegen. 1855, 1862 und 1866 ging Phayre als Gesandter nach der Hauptstadt Barmas; dann kehrte er nach Europa zurück. 1869 bis 1870 bereiste er Vorderindien, die chinesischen Häfen, Japan und Nordamerika; 1874 bis 1878 war er Gouverneur von Mauritius. Das „Journal" und die „Proceedings der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen" enthalten zahlreiche Abhandlungen von ihm über Arakan und Britisch-Barma; selbstständige Werke schrieb er über die Münzen und die Geschichte dieser Länder.

— Kapitän Sir Frederick J. O. Evans, 1874 bis 1884 Hydrograph der englischen Marine, geboren 1815, gestorben 20. December 1885. Er trat 1828 in die Marine, wo er sein Hauptverdienst bei Küstenaufnahmen sich erwarb, so 1833 bis 1836 auf dem „Thunder" am Demarara-Flusse, in Mittelamerika und auf den Bahama-Bänken, 1841 und folgende Jahre auf der „Fly" in der Torres-Straße und Nordaustralien, dann in England, 1847 bis 1850 an den Küsten von Neuseeland. Nachdem er sich während des Krimkrieges in der Ostsee ausgezeichnet, leistete er seit 1855 Bedeutendes in der Lehre von den Kompasablenkungen in eisernen Schiffen und arbeitete viel an den Wind- und Strömungskarten der Oceane, sowie an einer Eiskarte der südlichen Hemisphäre mit, welche viel zur Sicherheit der schnellen Schiffsreisen beigetragen haben.

— In St. Petersburg starb unlängst der Orientalist Zacharow, Professor des Mandschu an der dortigen Universität, der vor etwa drei Jahrzehnten als Missionar nach China ging und später, im Jahre 1860, wegen seiner Kenntniß des Chinesischen und Mandschu bei der Grenzabsteckung zwischen Rußland und China eine wichtige Rolle spielte. Bei dieser Gelegenheit arbeitete er eine große Karte der Grenzgebiete aus, die aber nur im verkleinerten Maßstabe herausgegeben worden ist. 1875 ließ er ein mandschu-russisches Wörterbuch erscheinen; ein mandschu-chinesisch-russisches hatte er vor seinem Tode fast vollendet.

— Arnold von Lasaulx, seit 1880 ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie in Bonn, geboren zu Castellaun, im Kreise Simmern 18. Juli 1839, gestorben am 25. Januar 1886 zu Bonn. Außer zahlreichen petrographischen und mineralogischen Abhandlungen schrieb er über die Erdbeben von Herzogenrath am 22. Oktober 1873 und 24. Juni 1877, „Ueber vulkanische Kraft"; „Aus Irland"; „Sicilien, ein geographisches Charakterbild"; „Der Aetna", nach Sartorius von Waltershausen's hinterlassenen Manuskripten bearbeitet, vollendet und herausgegeben.

— Eine Depesche aus Zanzibar vom 12. Februar bestätigt die Hinrichtung des Bischofs Hannington (s. oben S. 96). Derselbe wurde mit seinen 50 Begleitern in der Landschaft Usoga (am Nordufer des Victoria Njanza) von einer marodirenden Schaar von Waganda's gefangen genommen, und acht Tage später traf der Befehl des Königs von Uganda ein, alle hinzurichten. Nur vieren seiner Leute gelang es, zu entfliehen; zwei davon waren Augenzeugen der Ermordung und befinden sich jetzt in Zanzibar.

Kürzere Mittheilungen.

Die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw.

Ueber die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw finden wir in H. Moser's „A travers l'Asie Centrale" einige interessante Angaben. Für die Tekke selbst haben die schönen Zeiten der Alamane (Raubzüge) für immer ein Ende genommen, und das Volk befindet sich im Niedergange. Ein früherer Anführer dieser Raubzüge erklärte dem Reisenden (S. 334): „Wir haben den Chan von Chiwa, den Emir von Buchara und den Schah von Persien bekämpft und sind stets siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen, und noch heutigen Tages, so sehr wir geschwächt sind, könnten wir Teheran erobern, wenn man uns gewähren ließe. Rußland hat mit seinen Kanonen drei Jahre gebraucht, um uns zu unterwerfen; wir können nicht vergessen, daß es unsere Väter und unsere tapfersten Krieger getödtet hat; aber wir werden ihm ehrenhaft dienen, denn wir achten es als einen tapferen und loyalen Sieger. England aber hat uns 12 Jahre lang zum Kampfe gehetzt, hat alles versprochen und nichts gehalten; wir verabscheuen es." Die große Zahl der Frauen und die Unthätigkeit der Männer hat auf die männliche Bevölkerung einen schlechten Einfluß ausgeübt; Branntwein und Opium, früher unbekannt, fordern schon ihre Opfer, und wenn die russischen Behörden nicht ernstlich dagegen einschreiten, wird in wenigen Jahren die alte turkmenische Ehrenhaftigkeit dahin sein, wird Tekke und Dieb dasselbe bedeuten.

Mit getheilten Gefühlen nimmt die längs der persischen Grenze zu deren Schutze angesiedelte kurdische Bevölkerung den neuen Zustand der Dinge auf: der gemeine Mann freut sich, daß der ewige Kriegszustand aufgehört hat und wünscht nichts sehnlicher, als russischer Unterthan zu werden, während die Chane viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Früher, wo ihrer der Schah zum Schutze der Grenze bedurfte, waren sie ziemlich unabhängig, lachten der von Teheran kommenden Befehle und zahlten keinen Tribut, weil sie alle ihre Einkünfte zur Erhaltung ihrer Reiterschaaren nöthig zu haben erklärten. Seitdem aber die turkmenischen Räubereien aufgehört haben, hat der Schah auch die Zügel straffer anziehen können, die vorher fast unabhängigen Chane sind zu einfachen Provinz-Gouverneuren geworden und werden von persischen Agenten überwacht. Sie sind also mit der Nachbarschaft des nordischen Eroberers wenig zufrieden (S. 367).

Um so mehr ist es aber die Bevölkerung der Provinz Chorassan. Heute verkehren auf der großen Straße zwischen Meschhed und Teheran zahlreiche Karawanen fast ohne Bedeckung; aber noch zu Ende der siebziger Jahre zogen monatlich deren nur zwei des Weges, welche von einer Batterie und einem Bataillon Infanterie begleitet wurden, da zwischen Schahrud und Meschhed die Turkmenen häufig Angriffe machten. Hornisten wurden auf die im Vorterrain liegenden Hügel geschickt, um durch ihre Fanfaren die Räuber zu erschrecken; wenn aber unglücklicher Weise das keinen Erfolg hatte, so warfen beim Erscheinen eines einzelnen turkmenischen Reiters die braven persischen Soldaten ihre Waffen fort, versteckten sich, platt auf dem Bauche liegend, im Sande und erwarteten ihr Geschick. Darin hat sich seit der Besetzung Achals durch die Russen viel geändert. Die Bevölkerung hat wieder Muth gefaßt, der Ackerbau breitet sich aus und überall, selbst außerhalb der festen Umwallungen, entstehen neue Häuser. Neue Kanäle werden gebaut, alte, auf deren Spuren man überall stößt, werden gereinigt und in Stand gesetzt, Brachfelder umgebrochen. Früher gab es kein Feld, welches nicht einen kleinen konischen Thurm als Zufluchtsort für seinen Besitzer gehabt hätte. Der Zugang zu demselben war so groß, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte, und sobald sich ein Reiter zeigte, verkroch sich der Bauer in demselben. Allmählich verschwinden nun diese Thürme. In Teheran wurde Moser mitgetheilt, daß allein in Chorassan sich die Steuern seitdem um ein Fünftel gehoben haben. Die Beamten aber schimpfen auf das civilisatorische Werk der Russen: als die russische Gesandtschaft in Teheran dem früheren Minister des Auswärtigen die Rückkehr der persischen Sklaven aus der turkmenischen Gefangenschaft anzeigte, stellte sich derselbe höchst erstaunt darüber, da er keinen Befehl seines Schah kannte, der diese Rückgabe gut hieß! (S. 390 ff.) Und welche Leiden brachten die turkmenischen Alamane für die seßhafte Bevölkerung mit sich! Moser konnte Beispiele davon noch kennen lernen, als er am linken, zu Buchara gehörigen, den Turkmenen ausgesetzten Amu-Ufer zwischen Tschardschui und Dihnau entlang zog (S. 206). Das Land war gut angebaut, namentlich mit Baumwolle; aber je weiter er nach Norden kam, desto schmaler wurde der bestellte Streifen. Ohne die beständige Furcht vor turkmenischen Raubzügen könnte dies eines der glücklichsten und reichsten Gebiete der Welt sein. Aber welcher Zustand herrscht hier! Es giebt dort keine Dörfer in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern jeder Bauer hat sein Haus auf seinem Felde errichtet, so daß die Ortschaften weit zerstreut sind und z. B. Dihnau 22 Werst lang ist. Bazar und Festung bilden den Mittelpunkt eines solchen Kischlak. Jedes Haus bildet eine kleine Festung für sich, und die Häuser der Reichen sind sogar mit Thürmen versehen, auf welchen Wachtposten Ausschau halten. Sobald sich ein Alaman zeigt, ertönt das Alarmzeichen, worauf die Bewohner sofort ihre Heerden heimtreiben und die Hofthore schließen; dann machen die Männer ihre langen Luntenflinten fertig und setzen sich in Vertheidigungszustand. Die Turkmenen aber, welche keine Zeit haben, eine regelrechte Belagerung durchzuführen, nehmen nur das fort, was nicht vertheidigt wird. Die zahlreichen kleinen Festungen geben der Landschaft ein sehr merkwürdiges Aussehen.

Wer wird nach obigen Mittheilungen noch anstehen, dem Vordringen der Russen in Turkmenien jedes Verdienst abzusprechen?

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den schrecklichen Plagegeist Südrußlands, die Wander-Heuschrecke, schreibt Prof. K. Lindeman in Moskau, der seit drei Jahren jeden Sommer die von den Thieren befallenen Provinzen bereist, Folgendes an die Redaktion der „Entomologischen Nachrichten". „Ich habe mich überzeugt, daß die Heuschrecken nicht eigentlich Steppenbewohner sind, sondern vorzüglich und ursprünglich die mit Arundo donax (Pfeilrohr), Scirpus sp. (Binsen) 2c. dicht besetzten niederen Gegenden der Ufer der Flüsse bewohnen, wo ihre eigentliche Heimath ist, von wo aus sie die Steppen besliegen

und heimsuchen. Die Wander-Heuschrecke ist meiner Ansicht nach ein ganz exquisites Sumpfthier. Ihre Eier bleiben lebensfähig, selbst wenn die von ihnen besetzte Gegend Monate lang im Frühjahre vom Wasser der Flüsse bedeckt wird. Die Larven im dritten Kleide sind roth gezeichnet, weil diese Färbung in der Sumpflandschaft, in der sie zu Hause sind, nützlich ist. Eine Gruppe rother Heuschreckenlarven, auf Grasspitzen sitzend, macht ganz den Eindruck einer Gruppe rother, ährentragender Scirpus lacustris. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß ich selbst zuweilen aus der Ferne nicht gleich entscheiden konnte, ob die rothen Flecken in einem Sumpfe eine Kolonie von Heuschrecken seien oder eine Gruppe genannter Pflanzen."

— Vor zwei Jahren zeigten wir im „Globus" (Bd. 45, S. 126) die ersten zwei Hefte des Bilderwerkes von Severin Falkmann „I östra Finland" („Im östlichen Finland." Helsingfors) an. Jetzt ist mit zwei weiteren Heften, welche 30 Tafeln enthalten, der erste Band zum Abschlusse gebracht; der Fortgang des verdienstlichen Werkes scheint zu beweisen, daß dasselbe den gewünschten Anklang gefunden hat. Auch die vorliegenden Tafeln bringen zahlreiche Gesichtstypen und Trachten, zum Theil in Farbendruck, und eine Anzahl interessanter Landschaftsbilder, welche eine gute Vorstellung von der charakteristischen, landschaftlichen Schönheit von Ostfinland geben, z. B. von dem Imatra, dem bedeutendsten Wasserfalle Europas, und dem eine halbe Meile unterhalb desselben befindlichen Vallinkoski, gleichfalls eines Falles des Vuoksen. Falkmann faßt seine Objekte mehr vom malerischen als vom ethnographischen Standpunkte auf; aber er versteht es trefflich, überall das Charakteristische herauszufinden. Seine Hefte bieten ein außerordentlich reiches Material an Trachten, Geräthen, Baulichkeiten u. s. w. und leisten auch der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst, indem sie das Gedächtniß einer, wie Falkmann in der Einleitung hervorhebt, sichtbar im Untergehen begriffenen Kultur festhalten. Wir möchten diese Hefte der Theilnahme aller Ethnographen warm empfehlen.

Asien.

— W. Merk, politischer Beamter bei der Afghanischen Grenz-Kommission, spricht in einem Briefe vom 9. Oktober aus Herat an Prof. A. Vambery über einen kleinen Stamm, der sich Mogul nennt und, etwa 500 Familien stark, in der Nähe von Herat lebt. Diese Moguls oder richtiger Mongolen sind nach Angabe alter Schriftsteller Reste der Armee Dschengis-Chans, welche Mongolisch sprachen. Als Vambery selbst in Herat war, wurde ihm erzählt, daß sie Kohlenbrenner seien und in einem Thale nordöstlich von Herat wohnten. Aber bisher war es keinem Europäer geglückt, diese Leute persönlich kennen zu lernen. Mr. Merk hat nun an Vambery ein Wörterverzeichniß dieser Moguls gesandt, aus welchem hervorgeht, daß sie zum Stamme der Chalka, dem ersten des ganzen Mongolenvolkes, gehören. Es ist wunderbar, wie dieser kleine Bruchtheil länger als sechs Jahrhunderte hindurch sich unter den umwohnenden anderen Völkern hat erhalten können, zumal wenn man bedenkt, daß die Masse der Hezaren, welche physisch ganz zu den Mongolen gehören, seit lange schon ihre Sprache aufgegeben haben und ausschließlich Persisch sprechen.

— General J. T. Walker, der frühere General-Aufnehmer von Indien, weist in der Februar-Nummer der Proceedings R. G. S. nach, daß der höchste bisher gemessene Berg auf Erden (29 002 Fuß), welcher 1856 von Oberst Waugh den Namen Mount Everest empfing, nicht den einheimischen Namen Gaurisankar führt, wie Hermann von Schlagintweit irrthümlich behauptet hat. Der einheimische Name des Mount (nicht Mount) Everest, wenn ein solcher überhaupt existirt, ist bis heutigen Tages nicht ermittelt, und somit muß dem Berge bis auf Weiteres der Name Mount Everest verbleiben. Der Berg, welchen Schlagintweit fälschlich für den Everest hielt, ist vielmehr der 27 799 Fuß hohe, südöstlich vom Everest gelegene Makalu gewesen, während er von seinem Standpunkte bei Katmandu aus den Everest gar nicht hat sehen können.

— Gegen Ende 1885 ist mit dem Erscheinen der Tafeln 13 bis 26 die erste Abtheilung des F. von Richthofen'schen „Atlas von China" (Berlin, D. Reimer), welche das nördliche China umfaßt, vollendet worden; die neuen Tafeln, jede in doppelter Ausführung, orographisch und geologisch, umfassen einen breiten Streifen, der im Norden mit der mongolischen Hochebene am Anguli-nor beginnt und sich nach Südwesten bis in die Provinz Sz'-tschwan hinzieht. Es liegt damit die Hälfte jenes hochwichtigen Kartenwerkes vor, welches unstreitig das vornehmste und großartigste aller augenblicklich im Privatverlage erscheinenden genannt werden muß.

Afrika.

— Im Jahre 1884 unternahm W. Montagu Kerr eine Reise von der Kapstadt durch das Matabele- und Maschonaland zum Zambesi und von da nach dem Njassa-See, auf welcher er manche bisher unbekannte Strecken durchzogen und aufgenommen hat. Aus dem Vortrage, welchen er darüber der R. Geogr. Soc. in London gehalten hat (Proceed. February 1886), und der sich daran schließenden Diskussion erhellt zunächst, daß das jüngst von England annektirte Betschuanenland auf ihn keinen günstigen Eindruck gemacht hat; es ist kein Gebiet für Einwanderer, besitzt keine perennirenden Flüsse und wird sich auch schwer durch Reservoirs und Rieselanlagen verbessern und bewässern lassen. Nach seinen Erfahrungen, die ja auch von anderen Seiten bestätigt werden, wird das nördliche Betschuanenland, sowie die Gebiete am Njassa-See und Schire von Jahr zu Jahr trockener. Jäger, welche seit Jahren jene Länder kennen, müssen jetzt in trockenen Strombetten nach Wasser graben, wo sie es früher schöpfen konnten. Der Njassa-See steht jetzt um mehrere Fuß niedriger als 1859, wo ihn Livingstone entdeckte; ebenso nimmt der Schire und der von ihm durchflossene Pamalombe-See jährlich an Wassermenge ab. Aber ob wir es hier mit einer andauernden oder nur vorübergehenden Erscheinung zu thun haben, ist erst noch zu entscheiden. — Des Weiteren ist zu erwähnen, daß die Missionsstation Livingstonia am Kap Maclear (Südende des Njassa-Sees) vorläufig aufgegeben ist, und zwar wegen ihrer ungesunden Lage. Den ganzen Tag über glüht während der heißen Jahreszeit die Sonne auf die nackten Felsen ringsum und Nachts strahlen dieselben die Hitze wieder aus, so daß die Missionare erst gegen Morgen etwas Schlaf finden konnten und verschiedene erkrankten und dem Fieber erlagen. Man hat deshalb die Station nach Bandawe, etwa in der Mitte der Westküste des Sees gelegen, verlegt, hofft aber, sie wenigstens während der kühlen Jahreszeit wieder mit Missionaren besetzen zu können. — Ein nicht minder trauriges Bild bietet die portugiesische Stadt Tete, Hauptstadt einer Provinz, welche unweit westlich von Senna beginnt und bis acht Tagereisen westlich von Zumbo, dem obersten portugiesischen Posten am Zambesi, sich erstreckt. Als Livingstone das im Jahre 1740 gegründete Tete passirte, war es eine lebhafte Stadt; unter ihrer handeltreibenden Bevölkerung, welche die Straßen erfüllte und von den Schwarzen Elfenbein, Gold und Sklaven eintauschte, befanden sich viele Europäer, zumeist Portugiesen. Jetzt herrscht dort Schweigen und Einsamkeit; zu beiden Seiten sieht man die zerfallenden Ruinen von Häusern, die einst von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und vielfach wuchern Indigo und andere Bäume auf früher bebauten Plätzen. Es leben dort etwa noch 30 Europäer und trauern über die verschwundenen guten Zeiten. Der Elephant hat sich weit ins Innere zurückgezogen, und wenn auch alljährlich Tausende von Jägern mit Steinschloßgewehren und Speeren Tete verlassen, so bringen sie doch nur wenig Elfenbein nach

Hause, und ihre Ausbeute vermindert sich von Jahr zu Jahr. Die alte Kirche ist eingestürzt, und heute müssen die Jesuiten für ihre kleine Heerde in einer elenden Hütte Gottesdienst abhalten. Die Hitze ist in Tete ungemein drückend, namentlich während der Regenzeit, und das Fieber besonders beim Wechsel der Jahreszeit am schlimmsten.

— Die Regierung des Congo-Staates läßt angeblich an verschiedenen Stellen des großen Stromes Aufnahmen machen; so arbeitet Lieutenant Massari an dem rechten Congo-Ufer zwischen den Mündungen der Flüsse Alima und Ubangi. Eine topographische Abtheilung unter Lieutenant Jnughers hat Banana vollständig aufgenommen und arbeitet nun an der Strecke Banana-Boma resp. Boma-Vivi. Der Schwede Hakanson hat eine Karte des Gebietes zwischen Mvinda (oberhalb Vivi) und der Station Jsangila entworfen.

— Frankreich hat sich bekanntlich im Friedensvertrage mit den Howas auf Madagaskar die Umgegend der Bai von Diego Suarez abtreten lassen und zwar auf 1½ Meilen Entfernung nach Süden und Westen und auf vier Meilen nach Nordosten. Die Bai, von den Eingeborenen Antouboka genannt, schneidet etwas südlich von der Nordspitze Madagaskars tief und mit vielen Verzweigungen in deren Ostküste ein; sie soll eine schöne Rhede enthalten und für den Fall einer Unterbrechung des Verkehrs auf dem Suezkanale eine wichtige strategische Lage besitzen.

Jnseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Kompagnie hat unter Leitung des Astronomen Dr. Karl Schrader eine auf zwei Jahre Dauer berechnete Expedition nach Kaiser-Wilhelm-Land abgehen lassen. Den Leiter, welcher früher der deutschen Polarstation auf Süd-Georgien vorstand und zuletzt Assistent der Hamburger Sternwarte war, begleiten Dr. Hollrung als Botaniker und Dr. Schneider als Geologe. Sie gehen über Queensland nach dem Finsch-Hafen, wo sie ihre Träger anwerben werden, deren Stamm die bereits im vorigen Sommer nach Neu-Guinea beförderten Malayen aus Soerabaja bilden sollen. Auch die Errichtung meteorologischer Stationen ist geplant.

— Die französischen Besitzungen im Stillen Oceane umfassen nach einem Berichte des Marineministers an den Präsidenten der Republik (d. d. 28. December 1885) die Gesellschaftsinseln, deren größte Tahiti mit der Hauptstadt Papeete ist, die Niedrigen oder Tuamotu-Jnseln, den Tubuai-Archipel, Rapa, die Marquesas- und Gambier-Jnseln. Sie haben zusammen eine Bevölkerung von etwa 25000 Einwohnern und ihr Budget für 1885 balancirt mit 1038240 Franken. Rapa, die Marquesas- und Gambier-Jnseln waren direkt annektirt worden, so daß ihre Bewohner französische Unterthanen wurden; die anderen Jnselgruppen dagegen, welche das Reich Pomares bildeten, wurden 1842 nur unter französischen Schutz gestellt und erst 1880 zu Kolonien erklärt. Damals trat an die Stelle des Kommandanten, welcher Frankreich am Hofe Pomares vertrat, ein Gouverneur, welchem ein Direktor des Jnneren, ein Chef des Gerichtswesens und ein Verwaltungsrath zur Seite standen. Letzterer berieth das Budget und schrieb die Steuern und Zölle aus. Jetzt haben die Einwohner jener Archipele um Errichtung eines Generalraths (conseil général) und um eine regelrecht von der Regierung des Mutterlandes eingesetzte Verwaltung gebeten, und diesem Wunsche soll entsprochen werden, so daß in Zukunft die französischen Kolonien Oceaniens sich derselben liberalen Einrichtungen erfreuen werden, wie die anderen überseeischen Besitzungen.

Nordamerika.

— Die Historical Society zu Winnipeg hat der Kanadischen Regierung vorgeschlagen, die bedeutenden alten Mounds, welche in neuerer Zeit im Nordwesten gefunden worden sind, wissenschaftlich untersuchen zu lassen, ein Vorschlag, der durch die Presse des Landes mit Sympathie aufgenommen worden ist. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß diese „Mounds" bald unter dem Pflnge der Farmer verschwunden sein werden, und daß, wenn dieser Fall einmal eintritt, man das beste Mittel verliert, um die Frage über die Herkunft der Mound-Builders zu entscheiden.

— Anfangs Februar hat der Senat der Vereinigten Staaten ein Gesetz angenommen, welches das jetzige Territorium Dakota unter dem 46. Breitengrade in zwei Hälften theilt, deren südliche unter dem alten Namen als 39. Staat in die Union aufgenommen werden, während die nördliche ein neues Territorium Lincoln bilden soll. Die Bill geht nun an das Repräsentantenhaus, wo ihr voraussichtlich Seitens der Demokraten Opposition gemacht werden wird.

— Die Nordamerikaner gehen jetzt ernstlich daran, die großen Quantitäten von Alkalien nutzbar zu machen, welche die Seen der westlichen Gebirgsbecken enthalten. Aus den Sodaseen von Wadsworth in Nevada gehen schon bedeutende Quantitäten Soda nach San Francisco. Auch Mono Lake und Owens Lake sind durch Eisenbahnen aufgeschlossen; der erstere allein enthält nach einer ungefähren Vermessung über 200 Millionen Tonnen Salze (Chlorkalium, Chlornatrium, kohlensaures und schwefelsaures Natron). Die Chlorkaliumseen im südlichen Oregon werden noch von keiner Eisenbahn berührt; sie enthalten circa 26 Tausendstel Salze, davon fünf Siebentel Chlorkali, und dabei ist Abert Lake allein 15 Miles lang und fünf breit. Der große Salzsee in Utah enthält beinahe 150 Tausendstel feste Salze und kann unendliche Mengen von Kochsalz und schwefelsaures Natron liefern; letzteres läßt sich im Winter sehr bequem gewinnen, da es sich ausscheidet, sobald die Luft über dem See sich stark abkühlt; der See beginnt dann sich zu trüben und bei zunehmender Kälte — man hat schon — 20° F. = — 25° R. am See beobachtet — werden Tausende von Tonnen Salz ans Ufer geworfen. Jst einmal die Mormonenherrschaft beseitigt, so wird man auch diesen Schatz nicht mehr lange unbenutzt lassen.

Südamerika.

— Die Thouar'sche Expedition nach dem Pilcomayo (siehe oben S. 96) ist schon beendet. Nach Berichten vom Anfang December folgte sie dem rechten argentinischen Ufer des Flusses, hatte mehrere Zusammenstöße mit feindlichen Jndianern und setzte, nachdem sie 80 Leguas zu Lande zurückgelegt hatte, ihre Reise auf selbstgezimmerten Booten fort. Anfangs December wurden die „Bañados" unweit der bolivianischen Grenze erreicht, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und Sümpfe bildet; dieses Gebiet hat Thouar aufgenommen, ebenso wie die schon früher von ihm besuchten Stromschnellen (s. Abbildung „Globus" Bd. 48, S. 53), welche nach seiner Ansicht für die Schiffahrt kein Hinderniß bieten.

Jnhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeler: Die Samojeden. I. — A. Freiherr von Hammerstein: Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Cameron-Gebiete. I. — Die Santoninfabrikation in Turkestan. — Nekrologe. — Kürzere Mittheilungen: Die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Jnseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

Ko. Am 10. Oktober kamen die Gesserkudeh und Ellaï zurück und setzten sich, ihrem Versprechen getreu, sofort mit dem Reisenden, dem der geizige Sultan gern ihre Bewirthung überließ, in Verbindung. Besonders der Chef der Gesserkudeh — unsere Abbildung zeigt einen seiner Untergebenen nach einer Photographie — benahm sich sehr freundlich; der Gouverneur und Salem hatten ihn völlig gewonnen und er stellte Révoil den besten Empfang bei seinem Sultan und Empfehlungen desselben an dessen Nachbar und intimen Freund, den Chef der Galla Arrusi, in Aussicht. Die einzige Schwierigkeit liege in der Passage des Gebietes der Rahuin, das Gelidi von dem der Ellaï von Ganane trennt; dann könne man ohne alle Schwierigkeit zu den Gallas und mit einer ihrer regelmäßigen Karawanen nach dem großen Marktplatze Harrar gelangen. Endlich schienen alle Schwierigkeiten beseitigt, auch Omar Jussuf stimmte zu und verlangte nur noch einen kurzen Aufschub bis nach dem großen Beiram, dessen Feier binnen wenigen Tagen beginnen sollte. Er forderte sogar die Fremden auf, ihre Karawane, die vorläufig bei Meriri, etwas weiter unten am Web, lagerte, nach Gelidi zurückzuführen, um von dort gemeinsam aufzubrechen.

Die Stunde der Erlösung schien endlich zu schlagen; Révoil kaufte gern einen prächtigen Stier und den größten Hammel zum Abschiedsmahle für seine Eskorte; dabei sollte der Vertrag nach Somalisitte auf den Koran beschworen werden. In aller Eile wurden mit Julian die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Madi Nur, der ehemalige Heizer der Messagerie-Dampfer, der als Diener fungiren sollte, war mit dem empfangenen Vorschusse durchgebrannt; an seiner Stelle wurde Shuma engagirt, ein Suaheli und ehemaliger Soldat des Sultans von Zanzibar, der als solcher die Kämpfe gegen Mirambo mitgemacht hatte und das Arabische wie die Somalisprache gleich gut verstand; er hatte Révoil's Aufmerksamkeit durch seine Güte gegen die armen Sklaven erweckt, denen er, ganz abweichend von den Somalis, im Stillen allerlei Wohlthaten erwies.

Auch Révoil begrüßte den Anbruch des großen Beiram mit einigen Freudenschüssen und besuchte pflichtschuldigst die Moschee von Nareïle. Aber seine Frömmigkeit sollte ihm nicht helfen; die Gobrons versammelten sich bei ihrem Scheich und beriethen über seine Abreise, aber sie konnten sich nicht einigen und hoben die Versammlung auf, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu sein. Dann kam der Kameelhirte und verlangte sein Festgeschenk, und da er die geforderten 10 Piaster nicht erhielt, führte er seine Thiere vor das Haus des Reisenden und kündigte seinen Dienst auf. Es blieb nichts übrig, als nachzugeben. Aber das Schlimmste kam erst. Ali Abdikero führte einen ehemaligen Sklaven des Sultans Achmed Jussuf herbei, der von dem biederen Shibraïl als Helfer bei dem Mordplane engagirt worden war, den er alsbald nach dem Aufbruche der Karawane ins Werk zu setzen beabsichtigte; er selbst und sein Bruder Osman Hadschi wollten die Todesstreiche führen und an der Spitze der ganzen Verschwörung stand Mude Jussuf, der Bruder des Sultans. Révoil wollte alsbald den Sultan

benachrichtigen, aber in demselben Augenblicke ließ ihn dieser rufen und theilte ihm mit, sein Bruder wie seine sämmtlichen Verwandten wollten die Abreise nicht dulden, er habe sich mit ihnen entzweit und werde nun, obschon er seit 10 Jahren seine Hütte nicht verlassen habe, selbst zu Esel steigen und die Karawane führen. Auch seine Frau führte eine pathetische Scene auf, in welcher sie nochmals die beiden Franzosen für ihre Kinder erklärte, und soweit schien Alles wieder gut.

Aber nun gab es wieder Konflikte zwischen den Bewohnern von Gelidi und denen von Mereri, wo die Karawane vorläufig einquartiert war, und wieder wurden endlose Verhandlungen nöthig, die den Aufbruch verhinderten. So verging wieder eine Woche und Révoil konnte sie nicht anders hinbringen, als indem er mit einem Somali, der für den besten Bogenschützen im Lande galt, auf die Jagd ging. Von demselben wurde folgende romantische Geschichte erzählt. Als er jung war, lebte am Web ein Somali-

Ein Gesserkudeh. (Nach einer Photographie.)

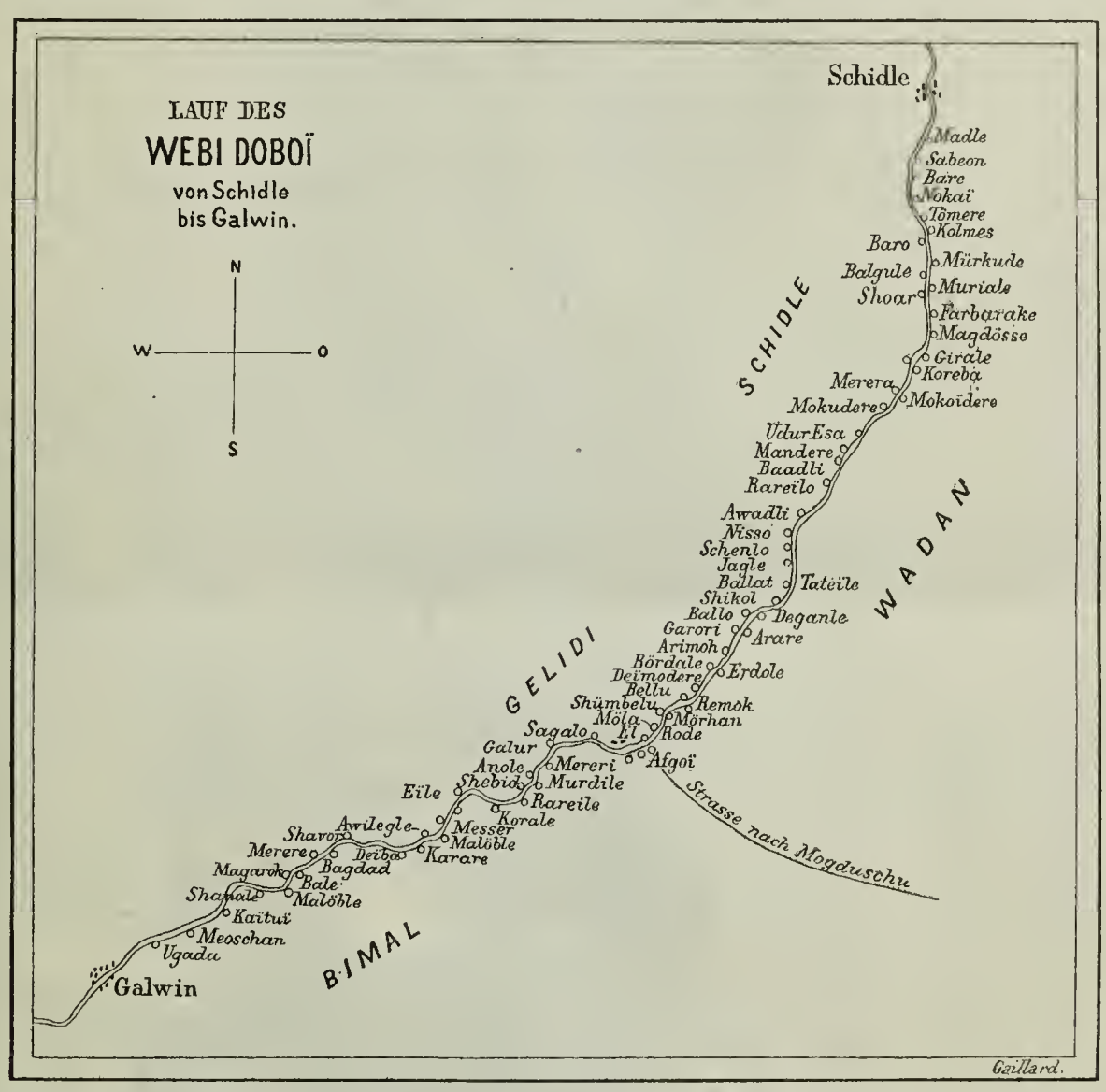
Der beste Bogenschütze von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß die gesammte Jugend von Gelidi sich um sie bewarb. Sie versprach endlich ihre Hand Demjenigen, der mit demselben Pfeile die Pfote und das Ohr einer Gazelle treffen könne. Révoil's Führer unternahm es, das Unmögliche möglich zu machen. Aus einem Hinterhalte schoß er einen Pfeil auf eine Gazelle ab, so daß er sie nur ganz leicht am Ohre streifte, und als sie die Pfote hob, um das Insekt, von dem sie sich gestochen glaubte, zu verjagen, sandte er den zweiten Pfeil, nagelte damit die Pfote und das Ohr an den Kopf und gewann so die Helena des Somalilandes. Jedenfalls war er ein ganz vorzüglicher Schütze und Révoil hatte ihm manchen seltenen Vogel zu danken; nur zur Jagd auf die Marabuts ließ er sich nicht verwenden, es wäre ihm eine Schande gewesen, einen dieser für unrein geltenden Vögel zu tödten, die im Dorfe häufig genug waren und dort etwas Straßenpolizei ausübten. Révoil erlebte übrigens bei einem dieser Ausflüge ein Abenteuer mit einem gereizten Wespen-

schwarme, das in seiner Art noch unangenehmer war, als das mit dem Schreiadler, und ihn für ein paar Tage an jeder Thätigkeit verhinderte.

Ein heftiger, zweitägiger Gewittersturm mit sintfluthartigem Regen kündigte den Beginn der Regenzeit an; Gelidi verwandelte sich in einen großen Morast, in dessen lehmigem Boden Menschen und Thiere kaum vorwärts kommen konnten. Der Web wurde in wenigen Stunden zu einem gewaltigen Strome, der Bäume in großer Menge mit sich führte; das ganze Quartier el-Rode wurde durch einen von der Höhe herabstürzenden Wildbach überschwemmt und von seinem vieljährigen Schmutze gereinigt. Die Somalis jubelten und begrüßten die Befeuchtung ihrer Felder mit Tänzen, wenn auch nicht in so lärmender Weise, wie ihre Landsleute in Mörka.

Révoil war weniger erfreut, denn während der Regenzeit konnte man kaum an die Bildung einer Karawane denken; der ganze Boden bis nach Dafit ist Thonboden, in welchem ein beladenes Kameel bei diesem Wetter unmöglich fortkommen konnte. Trotzdem hielt der Scheich daran fest, daß wenigstens ein Theil der Karawane unter Abdi Abdikero und Hali Hamed mit den Waaren aufbrechen sollte, während der Reisende mit nur wenigen Lastthieren, aber einer guten Eskorte, kurz darauf folgen würde. Vorläufig war er aber durch das schauderhafte Wetter auf die nächste Umgebung seiner Hütte beschränkt und auf die Gesellschaft seines getreuen Julian, der nunmehr seit vier Monaten die Wohnung nur dreimal auf ganz kurze Zeit verlassen hatte. Er lebte in stetem Kampfe mit der durchtriebenen Jugend, welche Löcher in die Hüttenwände bohrte und der besonders die Spiritusflammen unter der Kaffeemaschine immer neues Staunen abnöthigte. Ihre Berichte



erweckten bei den Somalis den Argwohn, daß Julian in seiner Abgeschiedenheit sich mit Goldmacherei beschäftige, und gar nicht selten kamen Einzelne und wollten um jeden Preis diese Kunst erlernen; dem Sultan gab das Gerücht natürlich wieder Anlaß zu neuen Erpressungen.

War die Jagd nach außen abgeschnitten, so wurde sie im Hause dafür um so besser; ungeheure Ratten nisteten im Dachstroh, Tausendfüße und Spinnen waren zuthunlicher, als den Reisenden lieb war, und eines Morgens fand Julian im Laboratorium sogar eine prächtige Viper, die natürlich bald in ein großes Glasgefäß wanderte, das schon verschiedene Artgenossen enthielt.

Einige Unterhaltung bot eine benachbarte, von einem Kameele getriebene Sesammühle, in welcher Omar Jussuf das nöthige Oel bereiten ließ; sie war, wie unsere Abbildung zeigt, von derselben Konstruktion, wie die früher in Mogduschu beschriebene. Die nöthigen Sesamvorräthe waren in den nächsten Hütten aufgespeichert, während Mais und Durrah, wie immer bei den Somalis, in unterirdischen Höhlungen (Silos, hier Defra genannt) aufbewahrt wurden; um die Körner vor der Berührung mit den Lehmwänden zu schützen, kleidet man diese Höhlen sorgfältig mit Rohr aus. Sie ziehen natürlich eine Masse wühlender Nagethiere an und unter diesen fand Révoil zu seiner freudigen Ueberraschung als das häufigste den fast verschollenen Heterocephalus glaber Rüppel, von dem bisher nur das einzige im Frankfurter Museum aufbewahrte Originalexemplar bekannt war. Das Thierchen, das wir in halber Lebensgröße abbilden, fand sich in Unmenge in den Höfen des Dorfes, es führt, wie der Maulwurf, ein vollständig unterirdisches Leben und verräth sich nur durch die überall aufgeworfenen Haufen, die fast wie das Modell eines Vulkankraters aussehen. Von den Somalijungen lernten die Reisenden bald, wie man die Thierchen zu fangen hat; sie

Sesam-Mühle. (Nach einer Photographie.)

lauerten ihnen, mit einer langen spießartigen Nadel bewaffnet, auf, wenn sie einen neuen Haufen aufwarfen, und durchbohrten sie mit einem geschickten Stoße [1]).

Der 24. Oktober kam und noch immer war kein Anfang zur Ausrüstung der Karawane gemacht. Von Ganane kam ein Verwandter des dortigen Scheichs, Eden Asseno, um sich zur Verfügung des Reisenden zu stellen, aber nun weigerte sich Abdi Abdikero, mit der Karawane allein vorauszugehen. Jetzt änderte Révoil seine Taktik. Mit aller Bestimmtheit erklärte er dem Sultan, daß er, wenn nicht bis zum 30. Oktober der Aufbruch erfolge, auf die Reise überhaupt verzichte. Er werde dann Julian mit allem Gepäck nach Mogduschu zurückschicken, selbst aber Gelidi nicht eher verlassen, als bis er den letzten Heller, den der Sultan ihm abgepreßt, wieder zurückerhalten habe. Aber auch das half nicht viel, doch wurden die Aeltesten der verschiedenen Stämme von Gelidi zu einer neuen Berathung zusammenberufen. Alle sahen ein, daß die Gelidis sich gegenüber den Somalis von Hamarwin und Mogduschu lächerlich machen würden, wenn sie den Reisenden nicht nach Ganane führen könnten, nachdem sie einmal die Verpflichtung übernommen, und sie erkannten auch an, daß die beiden Fremden sich durchaus richtig benommen und den Aman nicht ein einziges Mal verletzt hätten. Also entschloß man sich, zunächst einmal den Dafit und den Ellaï je einen Stier zu senden und freien Durchzug für die Karawane zu verlangen; für die Alten in Ganane wurden zwei Kameelladungen Stoffe als Geschenk in Aussicht genommen. Omar

Koranschule.

Jussuf, dessen Eigenliebe durch die Stichelreden seiner Stammesgenossen schwer gekränkt war, schwur, daß er seine Gastfreunde bis nach Armedo oder Bur Heibi begleiten und dort bleiben würde, bis er sie sicher in den Händen von Osman Asseno in Ganane wisse. Noch in derselben Sitzung schrieb er einen Brief an Salem und den Gouverneur von Mogduschu und verlangte von ihm vier Soldaten als Ehrengarde und zwei Fäßchen Pulver, um im Namen des Sultans von Zanzibar die nöthigen Ehrensalven abgeben zu können; dann gab er dem Kameelhirten den gemessenen Befehl, die Thiere für den 3. November bereit zu halten.

Omar Jussuf hatte nun, wo seine Eigenliebe so sehr ins Spiel kam, den besten Willen, aber es kamen noch Unannehmlichkeiten genug. Eines der besten Lastthiere wurde gestohlen, was allein schon wieder einen Aufschub von ein paar Tagen veranlaßte; dann verlangte der Scheich, daß Révoil die beiden Ladungen Stoffe bezahlen solle, die er zum Geschenke für Osman Asseno in Ganane bestimmt hatte; endlich betrieb Osman Hadschi Ibrahim ganz offen die Bildung einer Bande, welche die Karawane plündern und die Reisenden tödten sollte. Die meisten Somalis erklärten sich zwar gegen ihn und schließlich wurde er gezwungen, seine Hetzpredigten in den Moscheen einzustellen,

[1]) Ziemlich gleichzeitig mit Révoil hat auch der englische Reisende Lord Philipps das Thier im centralen Somalilande bei Ogadein aufgefunden und beschreibt die Art, in welcher es stößt, genauer; es wird von den dortigen Somalis Farumfer genannt und in derselben Weise gefangen wie in Gelidi.

aber immerhin fand er Anhänger genug. Besonders schloß sich ihm Hamed Ugan an, der dem Bruder des Sultans zürnte, weil er ihn von der Eskorte des Reisenden beim Zuge von Mogduschu nach Gelidi ausgeschlossen hatte; um diesen zu ärgern, wollte er den Reisenden tödten, und hatte sogar geschworen, seine Frau zu verstoßen, wenn er den Reisenden nicht mit eigener Hand niederstieße. Trotzdem hatte er mit Révoil in Gelidi ganz freundlich verkehrt; aber nun gewannen die Hetzereien des fanatischen Hadschi wieder Einfluß auf ihn. — Dagegen versöhnte sich Révoil wieder mit Hamed und Shibraïl Musa, welche das oben erwähnte Attentat gegen ihn geplant hatten, und besuchte den letzteren sogar in seiner Wohnung in Belguri.

Heterocephalus glaber. (Halbe natürliche Größe.)

Auf dem Wege dahin konnte Révoil eine Koranschule besichtigen, welche der Lehrer, Malöm von den Somalis genannt, unter freiem Himmel abhielt; das Verfahren war natürlich ganz wie in anderen mohammedanischen Ländern auch; als Tafeln dienten Bretter, auf welche die zu lernenden Koranverse geschrieben wurden. — Derselbe Gang gab ihm Gelegenheit, dem Begräbnisse eines angesehenen Alten beizuwohnen. Die Leiche, in ein weißes Leinentuch eingenäht, lag auf einer Tragbahre, die ebenfalls mit einem weißen Tuche bedeckt war. Den Boden hatte man mit Rinderhäuten bedeckt, welche von den Lagerstätten der Nachbaren entlehnt waren. Neben der Leiche stand aufrecht der Malöm und rühmte das Leben und die Heldenthaten des Verstorbenen, während das Trauergefolge auf der Erde kauerte und Schafe und Ziegen munter unter ihnen herumliefen; die Vorübergehenden spuckten mehrmals auf den Katafalk. Nach Beendigung seiner Rede sprach der Malöm die nöthigen Gebete und das Begräbniß erfolgte ganz in derselben Weise, wie in anderen mohammedanischen Ländern auch.

Trotz der Versöhnung dauerten aber die Reibereien der verschiedenen Parteien in Gelidi fort, und selten endeten die Berathungen anders, als daß eine Partei im Zorne und mit Drohungen gegen die Schützlinge der Anderen die Wohnung des Sultans verließ. Die Kosten der Zusammenkünfte mußte natürlich Révoil tragen.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

II.

In der Regel werden drei Renthiere vor den Schlitten gespannt, und da denselben nicht, wie den Pferden, Gebisse ins Maul gelegt werden können, so dienen statt dessen aus Bein geschnitzte und mit Riemen fest am Kopfe gehaltene Lenker. Unmittelbar gelenkt wird nur das links gehende Ren mit einem einfachen langen Lenkriemen. Das zweite Ren ist an dem Bauchgurte des ersten, das dritte an dem des zweiten befestigt. Aus diesem Grunde und weil die Zugriemen beweglich in Ringen liegen, welche vorn am Schlitten befestigt sind, bleibt immer ein Ren etwas hinter dem anderen zurück. Das stärkste Thier voran, bilden die übrigen mit diesem eine schräge Linie, was sehr gut aussieht. Die Lehrer dieser Völker waren die Natur und die Erfahrung; wie die Zugvögel in der Luft, so fliegen sie mit ihren Renthieren über die Schneeebenen.

Unentbehrlich bei Führung der Renthiere ist ferner ein sehr langer Speer, dessen stärkeres unteres Ende mit einer starken Eisenspitze versehen ist und dessen schwächeres oberes Ende einen mäßig großen Knopf trägt. Die Eisenspitze dient zum Schutze gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe. Beim Lenken und Antreiben hat der Samojede diesen Speer unter dem Arme in der Hand, so daß die eiserne Spitze desselben sich hinter seinem Rücken befindet, während er mit dem auf dem Speere befindlichen Knopfe die Renthiere stößt und kitzelt und ihnen denselben bald von der einen, bald von der anderen Seite zeigt. Gut eingeübte Renthiere sollen still stehen, sobald der Führer den Speer zur Erde wirft; hilft dieses nicht, so wird der Lenkriemen stark nach links gezogen, oft so stark, daß das Leitren zu Boden fällt.

Wenn Fische oder andere Waaren in großer Menge transportirt, also Karawanen gebildet werden, so gehen diese verhältnißmäßig langsam und es werden alsdann nur zwei Renthiere vor den Schlitten gespannt. Vor andere Schlitten werden auch hin und wieder vier, ja fünf gespannt, aber nicht mehr.

Die von den Samojeden selbst gemachten Böte haben eine Länge von 4 bis $5\frac{3}{4}$ m und in der Mitte eine Breite von 60 bis 85 cm. Sie werden nach beiden Enden allmählich und gleichmäßig schmäler. Die Samojeden verfertigen dieselben entweder aus einem Stücke, wenn sich ein passend starker Baum dazu findet, oder die Böte bestehen aus drei Theilen, nämlich dem unteren, auf dem Wasser ruhenden und aus einem Baumstamme gehauenen Boden, und den beiden, etwa 36 cm hohen Borten, welche vermittels durch Löcher gezogener zäher Baumwurzeln oder Weidengerten und Harz fest und wasserdicht mit dem Boden verbunden werden. Jedes Boot ist fein gearbeitet, der

Boden 2 cm, die Wände 1 cm stark. Im Inneren sind keine Sitze, wohl aber vier bis sechs Querhölzer, welche etwas unter den Kanten des Bootes eingelassen und durch kleine Holzpflöcke befestigt, dazu dienen, demselben eine größere Festigkeit zu geben. Entstehen Spalten im Boote, so werden diese ebenfalls mit Weidenzweigen oder Baumwurzeln dicht gemacht, so daß ein altes Boot oft wie zusammengenäht aussieht. Am besten kann man sich ein Bild von diesen Böten machen, wenn man eine Erbsenschote aus einander biegt und derselben durch kleine, zwischen die beiden Schalen gestellte Holzstäbchen die Form eines Bootes giebt.

Die Ruder sind entweder einfache, mit einer länglichen, etwas gebogenen Ruderschaufel versehene, oder Doppelruder mit zwei kurzen Schaufeln und den schon bekannteren Eskimorudern ähnlich.

Schon einmal habe ich erwähnt, wie geschickt die Samojeden mit diesen kleinen, zierlichen Böten umzugehen wissen, sie oft schwer beladen und mit ihnen einem nicht unbedeutenden Wellenschlage Trotz bieten können. Beim Rudern liegen sie mit den Knieen auf einem Weidenbündel und bewegen das Ruder von einer Seite zur anderen. Derjenige, welcher mit diesen Böten nicht umzugehen versteht und sich hineinwagt, wird bald ein unfreiwilliges Bad nehmen. Findet man bei den Samojeden größere Segelböte, so haben sie dieselben von den Russen erhalten.

Schon früher erwähnte ich, daß dieses Volk nur das Messer, das Beil und die Nadel als Werkzeuge gebraucht. An ihrem Zelte, an ihren Schlitten und Böten wird man keinen eisernen Nagel, nichts durch Leim verbunden finden. Alles bekommt schon durch die Art und Weise, wie es in einander gefügt wird, Halt, und wo nachgeholfen werden muß, geschieht dieses durch kleine Holzpflöcke. Den Samojeden kommt hierbei das außerordentlich feste, zähe und biegsame Holz des dort befindlichen Lärchenbaumes sehr zu Hilfe.

Die zu den Zelten gehörigen Stangen und Bretter, die Schlitten, Böte und Ruder sind aus Holz hergestellt. Der Knopf auf der Speerstange, die vorn am Schlitten befestigten Doppelringe, in welchen die Zugriemen liegen, sind entweder aus Holz oder aus Bein geschnitzt. Die am Kopfe liegenden, zum Zaume gehörigen Lenker sind immer aus Bein hergestellt. Es werden hierzu Renthierknochen, Mammuthknochen, Mammuthzähne und Walroßzähne genommen. Die Riemen am Renthiergeschirre sind von der Haut des wilden Renthieres, des Walrosses, der Delphine und anderer Thiere. Der Halsgurt ist aus den noch mit Haaren versehenen Fellen des Eisbären, des braunen Bären oder anderem hierzu passenden Materiale gemacht. Die Bauchgurte bestehen fast immer aus gegerbtem Rindleder, welches durch Handel erworben wird.

Vor den Männerschlitten eines wohlhabenden Samojeden werden vor allen Dingen drei ausgezeichnete Renthiere gespannt. Die an den Zäumen derselben befindlichen Lenker sind theilweise aus Mammuthzähnen hübsch geschnitzt und gefärbt. Die Zaumriemen sind mit langen, roth, braun oder gelb gefärbten Lederfransen geschmückt. Die Halsgurten bestehen aus dem mit langen weißen Haaren versehenen Felle des Eisbären. Die aus gegerbtem Rindleder hergestellten Bauchgurte sind mit Messingknöpfen verziert; an der des Leitrenthieres befindet sich ein Haken, in welchem der Lenkriemen liegt. Verbunden sind die Renthiere durch blanke Messingketten. Die Doppelringe am Schlitten und der Knopf auf der Speerstange sind aus den elfenbeinliefernden Zähnen des Walrosses geschnitzt. Auf dem Schlitten liegt ein schneeweißes Renthierfell und an der Seite desselben hängt im ledernen Gewehrhalter ein Gewehr.

Die Samojeden besitzen außer dem Renthiere und dem Hunde kein anderes gezähmtes Thier. Es ist bekannt, wie unentbehrlich den nordischen Völkern das Renthier ist; weil aber schon viel darüber geschrieben worden, erwähne ich möglichst wenig.

Die verschnittenen Thiere, welche, wie unter den Rindern die Ochsen, einen großen Theil der Renthierheerden bilden und zur Arbeit, besonders zum Ziehen schwererer Lasten gebraucht werden, sind die größten und ruhigsten. Diese Thiere haben von der Schnauzenspitze bis zum Schwanze eine Länge von 1 m 87 cm und vom Boden bis zum Geweihe eine Höhe von 1 m 20 cm. Das Geweih ist 62 cm hoch, also beträgt die Höhe vom Boden bis zur Spitze des Geweihes 1 m 82 cm. Das Geweih derselben ist zwar sehr groß und hat oft 20 Enden, aber es ist selten hübsch und regelmäßig. Die männlichen Renthiere, welche in geringer Anzahl gehalten werden, sind ein wenig kleiner, aber natürlich viel lebendiger und geschmeidiger. Besonders hübsch sind die weiblichen Renthiere; sie sind bedeutend kleiner als das beschriebene, aber ungemein beweglich und ausdauernd, auch ihr Geweih ist zwar klein, aber sehr regelmäßig und fest. Wenn die Samojeden das Alter eines Rens bestimmen wollen, so sehen sie nach den Zähnen.

Die Hunde der Samojeden sind kleine, muntere und gelehrige Thiere. Sie werden niemals zum Ziehen benutzt, sondern dienen hauptsächlich zum Hüten und Zusammentreiben der Renthiere und werden auch ihres Felles wegen gehalten. Ihre Länge beträgt 67 cm, ihre Höhe 38 cm, wenige sind größer oder kleiner. Ihre Farbe ist hellgelb, selten schwarz oder schwarz und weiß. Diese Hunde werden, wenn sie den Fischern gehören, nur mit rohen Fischen ernährt. Sie bellen viel; die Tollwuth kommt, wenn auch selten, im Sommer wie im Winter unter ihnen vor.

Die Erwerbszweige der Samojeden sind ausschließlich Renthierzucht, Jagd und Fischerei. Wenn auch jeder Samojede Hirt, Jäger und Fischer in einer Person ist, so beschäftigen sich doch die wohlhabenden mehr mit Renthierzucht, die ärmeren mehr mit Jagd und Fischerei und das Ziel aller wird immer sein, Besitzer von möglichst vielen Renthieren zu werden. Das Ren ist ihr Hauptgut, ihr Kapital, und sie berechnen auch alles in Renthierwerthen.

Das Klima und die Nahrungssorge zwingt die Menschen und die meisten dort lebenden Thiere zu beständigen Wanderungen. Der Hirt hat fortwährend mit seiner Heerde zu thun, er muß sie dahin führen, wo die beste Weide, hauptsächlich das beste Renthiermoos (Flechte), ist und zieht im Frühjahr und Sommer mit ihr von Süd nach Nord, im Herbst und Winter von Nord nach Süd. Beständig muß er auf sie achten, sie zusammenhalten, sie gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe, schützen. Im leichten Schlitten mit den schnellsten Renthieren umfährt er die Heerde; mit dem langen Lasso fängt er die widerspenstigen und jungen Thiere ein und lehrt sie und gewöhnt sie daran, den Schlitten zu ziehen. Der von ihm gebrauchte Lasso ist 21 m lang und von starken Riemen fest und künstlich geflochten; an dem einen Ende desselben ist ein aus Knochen geschnitzter Doppelring befestigt, vermittels dessen die Schlinge hergestellt wird. Die Speise der Hirten ist Renthierfleisch, die Milch dieser Thiere benutzen sie sehr selten.

Der samojedische Jäger folgt dem ebenfalls hin und her wandernden Wilde. Er besitzt wohl ein altes, mit Feuersteinschloß versehenes Gewehr, sehr selten ein Perkussionsgewehr. Er verfolgt die Fährte der wilden Renthiere; sieht oder vermuthet er solche in einiger Entfernung, so legt er sich auf den Schnee nieder und kriecht langsam und mit

Ausdauer so nahe wie möglich heran. Hierbei bedient er sich eines Brettes, welches er vorhält, um sich zu verdecken. Dieses Brett hat ein halbmondförmiges Loch, durch welches der Jäger das Wild beobachtet und, sobald er nahe genug herangekommen ist, das Gewehr legt, um zu schießen. Immer wird auch ein Bogen im Besitze des Jägers sein und fehlt ihm das Gewehr, welches häufig der Fall ist, oder hat er keine Munition mehr, so muß Bogen und Pfeil allein genügen; kleineres Wild wird ausschließlich nur mit letzterer Waffe erlegt. Der Bogen der Samojeden ist über 2 m lang, groß und stark, er ist in der Mitte, da wo der Pfeil aufgelegt wird, ein wenig nach innen gebogen und mit starker Sehne versehen. Die 80 cm langen Pfeile sind aus Holz gemacht, ziemlich stark und da, wo sie auf der Sehne liegen, mit einer Kerbe und drei mäßig langen Federstreifen versehen. Die Pfeilspitzen werden entweder, wie die schon beschriebenen eisernen Speerspitzen, in ostjakischen Schmieden gemacht oder die Samojeden schnitzen sie aus starken Knochen; sie sind entweder spitz oder gabelförmig getheilt; letzteres geschieht, um die Felle der Pelzthiere weniger zu beschädigen und um die Pfeile nicht zu verlieren. Zwar habe ich erwähnt, daß zu den Schlitten und Böten, also zu den größeren Gegenständen, kein Leim verwandt wird, zu kleineren Gegenständen wird aber ein aus Fischblasen verfertigter Leim benutzt. Es ist der Bogen mit ganz feinem Birkenbast beklebt und erhält dadurch ein Aussehen, als sei er polirt, ebenso sind die Pfeile da, wo die Kerbe ist, und da, wo die Pfeilspitze eingefügt ist, mit feinem Birkenbast umwunden und beklebt. Daß der Bogen keine ungefährliche Waffe ist, mag folgende Thatsache erklären. Vor etwa 40 Jahren wollte eine Samojedenschaar unter ihren Anführern Wauju und Pani Obdorsk stürmen. Sie probirten vorher ihre Bogen und Pfeile und brachten es dahin, daß sie mit denselben aus ziemlicher Entfernung, trotz dicker, doppelter Pelzbekleidung, einen Menschen tödten konnten. Der Anschlag auf Obdorsk wurde damals verrathen und im Keime erstickt.

Außer Bogen und Pfeil verfertigen die Samojeden eine große Anzahl der verschiedensten Fallen. Eine dieser Fallen besteht aus einem zu diesem Zwecke hergestellten Bogen; die Sehne desselben wird durch ein hierzu passendes Holz gespannt gehalten. An dem letzteren ist eine Schnur befestigt, welche in einiger Entfernung über die Fährte des Wildes gezogen wird. Berührt das Wild die Schnur, so fällt das die Sehne haltende Holz zurück und der Bogen schleudert den Pfeil mit außerordentlicher Kraft. Daß zu dem Stellen der Fallen viele Kunstgriffe und Kenntnisse gehören, welche durch Erfahrung gesammelt werden müssen, wird jeder Jäger wissen.

Zur Jagd der Samojeden gehört in erster Reihe das wilde Renthier, der braune Bär, der Vielfraß, der Wolf, welcher oft eine außerordentliche Größe hat, wie die von mir gesehenen Felle zeigten; besonders aber die Füchse, wie der weiße Eisfuchs, welcher jung die grau aussehenden Krestovatikbälge liefert; auch sah ich schwarze und blaue Eisfuchsbälge; dann der gewöhnliche rothe Fuchs und mit ihm der echte Schwarzfuchs; das Fell des letzteren kann einen Werth bis zu 1000 Rubel haben, die Samojeden erhalten im Tauschhandel aber höchstens 60 Rubel. In großen Mengen wird das, das Grauwerk liefernde Eichhörnchen sowie weiße Hasen erlegt. Im Sommer leben an den Flüssen und Seen wilde Schwäne, eine ungeheure Anzahl Gänse und Enten verschiedener Arten; vielfach vorkommend und wenig scheu ist der rothkehlige Taucher, von den Russen Gagar genannt, und die Uferschnepfe. Häufig von mir bemerkt wurden ferner nur eine Art großer schöner Möven (Larus affinis), der Rauhfußbussard, die Schneeeule, Schneehühner und Krähen (Nebelkrähen); unter den kleinen Vögeln fällt namentlich die in großer Anzahl vorkommende Uferschwalbe auf. In unserer Faktorei hatte sich ein Sperling angesiedelt; der alte Junggeselle mußte es aber mit dem Tode büßen, daß er seine nördlichste Verbreitungsgrenze (Beresow) überschritten und sich in das Reich der Samojeden gewagt hatte, welche eben alles tödten, was sie bekommen können. Der Sperling war H. Robert zuerst am Taß begegnet und war dann mit nach der Faktorei am Purr gezogen.

Erzählt wurde mir, daß es oft viele Mäuse gebe, wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse und eines der Ratze ähnlichen, im Wasser lebenden Thieres; unsere Hummel sah ich selbst und das Innere der Blockhäuser war angefüllt mit „Preußen“, wie sie die Russen nannten, und welche dieselbe Stelle vertraten, wie bei uns die Schwaben; harmlose, außerordentlich furchtsame und die Wärme ungemein liebende Thiere.

Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeere auf der Samojedenhalbinsel; der Mündung des Taß-Busen gegenüber fanden wir ein Todtenlager; sicher ist, daß die Samojeden weit nördlich vom Taß-Busen ihre Renthiere weiden lassen, und sie erzählten von dem Fischreichthume im Gyda-Busen. Unter den Samojeden war mir ein hübsch gewachsener, gewandter tüchtiger Jäger bekannt, welcher gut russisch sprach; der Reichthum desselben bestand in einem sehr guten Gewehre, welches er von einem Kapitän (Nielsen), dem er behilflich gewesen war, geschenkt bekommen hatte. Er schoß damit Delphine (der Weißwal, die Belucha oder der Delphin der Russen); er sowie andere samojedische Jäger streiften weit nach Norden, und dann gehört zur Jagd derselben auch der Eisbär, das Walroß und der Seehund. Die Samojeden ziehen im Winter südlich bis Surgut, sie treffen dann den Elch, auch wohl Zobel und Hermelin, Auer-, Birk- und Haselhühner. Von Zobel und Hermelin habe ich wenig gehört, nur ein einziges Zobelfell gesehen; sie sind im Süden Sibiriens häufiger.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von **A. Freiherr von Hammerstein.**

II. (Schluß.)

Alle diese Kulturen und Leistungen sind nun an der ganzen Westküste viel schlechter möglich als in den portugiesischen Kolonien. Die Erfolge, die Soyaux in Heranziehung der Eingeborenen veröffentlicht hat, hat er thatsächlich nicht gehabt, denn ich habe seine verantwortlichen, eigenhändigen Berichte gelesen, in denen er seine übeln Erfahrungen in der Hinsicht schildert und versichert, nie mehr einen Eingeborenen zur Arbeit nehmen zu können.

Und wenn Hübbe-Schleiden in seinem Buche „Aethiopien“ sagt, daß in seinem sogenannten Aethiopien, nämlich Aequatorialafrika, das Angebot der Negerarbeit unbeschränkt sei, will ich nicht das veröffentlichen, was er selbst mit seinen Negerarbeitern erfahren hat.

Unter der Anregung und Fortbildung der portugiesischen Regierung hat sich dagegen ein System gebildet, das ich als segensreich bezeichnen muß, nicht nur für den Arbeitgeber, sondern auch für den Neger. Es ist als „moderne Sklaverei“ verschrieen, aber ganz grundlos durch Philanthropen, die die Neger Afrikas ebenso wenig kennen, wie einen Segen der Arbeit, wie das u. A. auch der erfahrene Reisende Dr. Falkenstein und neuerdings viele Andere treffend nachweisen. Die Leute sind in ihrer Heimath, in Angola, Benguela und Loango, Sklaven, d. h. wirkliche, darbende, geschundene Sklaven. Unter der Aufsicht der portugiesischen Regierung werden sie gekauft, erhalten einen Kontrakt auf sieben Jahre, nach deren Ablauf sie die Freiheit haben. Ein Handel damit ist ausgeschlossen. Arbeitsleistung, Nahrung, Kleidung, Lohn und Wohnung sind in guten Verhältnissen vorgeschrieben und die Regierung achtet in San Thomé genau auf die Ausführung der Bedingungen, wie sie hier außerdem durch Wegebau, Förderung von Handel, Landbebauung und Kultur sehr thätig und anregend wirkt.

Auf diese Weise sind in der Kolonie San Thomé und Principe viele Tausende von Männern und Weibern mit den nöthigen Kinderschaaren beschäftigt. Dieselben werden fast durchweg streng in Reinlichkeit und Ordnung gehalten, sie bekommen reichliche Nahrung und haben in Anbetracht des für sie kühlen Klimas gute Wohnungen und je einen Strohsack und eine wollene Decke als Bett. Sie wissen, wofür sie arbeiten, und sind sehr zufrieden. Wer sich die Freiheit und ein hübsches Verdientes erarbeitet hat, bleibt meistens in diesem Verhältnisse oder kehrt bald in dasselbe zurück, nie aber geht er heimwärts, sondern siedelt sich sonst auf San Thomé an, wo die vielen auf diese Weise entstandenen, kleinen freien Negerfamilien ein angenehmes oder gar faules Dasein sorgenlos führen und durch Arbeit zu Menschen geworden, auch das Christenthum wirklich in sich aufnehmen. Das ist keine Sklaverei, das ist praktische Mission. Das sind segensreiche Einrichtungen, die ja auch ihre Ausartungen und Ausnahmen zeigen, aber solche können durch die vernünftige Leitung einer starken Regierung auch fast ganz vermieden werden.

Für das an der Küste und im Flußgebiete der Kolonie Camerun weit ausgedehntere Flachland habe ich an anderer Stelle gleichfalls nachgewiesen, daß für die Bebauung günstige, fruchtbare Böden in guter Lage reichlich vorhanden sind; die Urwälder auf dem Granitboden Batangas, das Flußgebiet des Mungo und die Niederungen zwischen dem Camerun-Gebirge und den Rumbibergen bieten solche ganz besonders. Für sie ist an Erfahrungen durch ein rein deutsches Unternehmen reichlich gesammelt, um mit dem Landanbaue durch Handelsgewächse in ihnen zu beginnen, sobald die Negerarbeiterfrage gelöst sein wird. Dieses Unternehmen ist die Sibange-Farm.

Die Kaffeepflanzung „Sibange-Farm“ ist ein Unternehmen der Firma Woermann und liegt etwa 7 km ostnordöstlich von Gabun, dem Hauptorte der gleichnamigen französischen Kolonie, und ungefähr südlich von dem südlichsten Zipfel der Mundabucht.

Das Terrain ist ein hügeliges, erhebt sich aber nur in einzelnen steilen Bergkuppen höher als 40 m über die Meereshöhe. Das Gebirge besteht vorwiegend aus einem grauen, stark thonigen, dickschieferigen, feinkörnigen, kalkhaltigen Sandsteine, die Kuppen und etwas höheren Hügel sind von dem den Laterit kennzeichnenden porösen, schlackigen, thonigen Rotheisensteine, dem man an der ganzen Westküste so viel begegnet. Das Klima hat ihn aber hier mit einer dickeren Verwitterungsschicht, einem zugleich auch an organischen Stoffen reichen Boden bedeckt.

Die ganze Gegend trägt weit und breit üppigen Urwald, in dem mächtige Baumriesen auftreten. Mit Axt und Feuer ist nur ein kleiner Theil des angekauften Terrains davon gelichtet und angebaut. Herr Soyaux, das frühere botanische Mitglied der Loango-Expedition, hatte im Auftrage der Firma Woermann die Anlage der Farm übernommen, im Jahre 1879 damit begonnen, und bis 1884 hat er dort mit reichlichen Geldmitteln zahlreiche Versuche angestellt.

Die freigeschlagenen, runden Kuppen und die sich etwas flacher abdachenden, längeren Hügel sind mit Liberiakaffee bepflanzt. In geraden, 10 Fuß entfernten Reihen im Quadratverbande bedecken die breiten, niedrigen Kronen der kleinen, einige Jahre alten Bäumchen schon einen großen Theil des Bodens, auf dem es so viel Arbeit kostet, die zahlreichen, schnell und mächtig emporschießenden Unkräuter und Gräser nieder zu halten und zu entfernen. Die regelmäßigen, großblätterig und dunkel begrünten Pflanzungen auf freiem Boden sind wohlthuend anzusehen inmitten der schrankenlosen Wildniß und des auffallenden Fehlens aller geraden Linien, der hauptsächlichsten Marken kulturmenschlicher Thätigkeit.

Die Bäumchen stehen freilich auf einem einzigen geraden Stamme, aber sie werden buschartig breit und niedrig gehalten, damit alle Zweige leicht bepflückt und beschnitten werden können.

Bei den schon tragenden Bäumen sitzen die Beeren dicht gedrängt um und in den Blattachseln und ziehen die Zweige durch ihr Gewicht herunter. Zwischen denselben und an anderen Stellen des Baumes blühen zeitweise im Uebermaße die radförmigen, spitz- und fleischigblätterigen, einen kleinen Trichter bildenden Blüthen, deren blendendes Weiß in seiner Fülle scharf absticht gegen die Blätter, und die einen betäubenden, süßlichen Geruch ausströmen, der angenehm ist, aber in der Nähe und länger genossen Kopfschmerzen verursacht.

Die jungen Pflanzungen sehen noch weniger regelmäßig aus. Das junge Unkraut schießt wieder durch das vertrocknete, abgehackte. Die Stöcke, mit denen die jungen Pflanzen bezeichnet sind, und der ungehackte, bloßgelegte Boden zeigen freilich schon von fern die andauernde Pflege, aber die angebrannten und trockenen, oft hohen Stümpfe der früheren, stärkeren Waldbäume und die wegen zu großen Umfanges zuweilen liegen gebliebenen Stämme sind noch frischer und treten auch mehr hervor, weil kein Grün sie verdeckt.

Zwischen diesen kleinen Hügeln liegen scharf einfallende, schmale Thäler, Ravinen, die mit freigeschlagen, aber nicht zur Anpflanzung benutzt sind und in denen in der Regenzeit kleine Bäche entlang fließen. Ueber das Gewirr von Stämmen und Blöcken in ihnen hat sich ein dichtes Blattwerk gezogen, aus dem die Köpfe der jungen Urwaldherrscher sich schon wieder erheben. Nur die Oelpalmen sind erhalten und stehen einzeln und gruppenweise schlank und hoch darüber. Seit sie von dem Schatten der Laubbäume befreit sind, tragen sie reichliche Früchte.

Die Kaffeefelder schließen sich in etwas langgestreckter Form an einander und sind rings umschlossen vom Urwalde, zwischen dessen hellgrauen Stämmen und Aesten der durch den seitlichen Freihieb Licht erhaltende Unterwuchs sich so

entwickelt hat, daß auch, wenn man dicht davor steht, nirgends zu erkennen ist, wo ein Stamm ungefähr dem Boden entspringt, und bei der sehr verschiedenen Höhe und Form der durch einander wachsenden Baumkronen und überall rankenden Schlinggewächse die Terraingestaltung nur nach größeren Hügeln und tieferen Thälern beurtheilt werden kann.

Die Wege sind von Herrn Schran angelegt, der fünf Jahre am Congo mit Erfolg thätig gewesen ist und die Vermessung und Kartirung der Farm und ihrer Umgegend ausgeführt hat. Sie sind schmal, nur für einzeln gehende Thiere und für Fußgänger berechnet, und doch in Anlage und Unterhaltung kostspielig genug. Das erhöhte Planum und die Gräben müssen von dem auch auf den langen Urwaldstrecken wuchernden Pflanzenwuchse freigehalten werden, und die Regengüsse richten große Verheerungen an. Die Brücken sind von guten europäischen Bohlen gebaut, die auf Eisenschienen ruhen.

An dem Wege, der nach Gabun führt, sind im Urwalde, wo derselbe nicht mehr zum Woermann'schen Besitze gehört, schon verschiedene Negeransiedelungen entstanden, und alle Eingeborenen in weitem Umkreise benutzen nicht mehr ihre gewundenen Pfade über Berg und Thal mit oft großen Umwegen. Sie konnten ja auch im Urwalde niemals die Richtung sicher verfolgen und die besten Stellen suchen, dazu gehören Kompaß, Nivellirinstrument und Bussole. Wie schwer es aber ist, auch damit die beste Lage eines Weges zu bestimmen, kann man nur beurtheilen, wenn man den Urwald kennt, in dem weit und breit auch auf kurze Entfernungen kein freier Blick zu gewinnen ist. „Wenn Du diesen Weg gesehen hättest, ehe er da war!" sagt irgend ein praktischer Engländer. Jetzt wandert und reitet man bequem und mit Vergnügen darauf durch die übrigens unveränderte Wildniß des Urwaldes. Die Hauptrichtung, in der die Farm von Gabun aus liegt, wurde seiner Zeit durch Raketen bestimmt, die man auf derselben steigen ließ, und die von einem vor Gabun liegenden Dampfer gepeilt wurden.

Ziemlich in der Mitte der Felder auf einem Hügel, von dem aus man die meisten übrigen übersehen kann, stehen die Gebäude der Farm. Zwei leichte Bretterhäuser auf gemauerten Pfeilern mit leichten, weit überfallenden Dächern, welche die ringsum laufende Veranda noch mit beschatten, enthalten die luftigen, hübsch ausgestatteten Wohnräume der Weißen. Namentlich das kleinere mit seinem weiß gestrichenen Dache und seinem braunen Holzwerke sieht sehr freundlich aus. Das größere, in dem Herr Soyaux mit seiner Frau gewohnt hat, steht jetzt leer.

Vor den Häusern sind kleine Gärten angelegt, in denen einheimische Gewächse und europäische Pflanzen gedeihen. In dem etwas entfernteren Gemüsegarten werden Gurken, Erbsen, Kohl, Salat, Radiese u. s. w. nebst einigen tropischen Früchten gezogen. Alles das wächst bei sorgfältiger Pflege und stets frisch bezogener Saat gut. Der Hang vor dem Hause ist mit dem gegenüberliegenden zusammen zu einem Weideplatze mit Stacheldraht eingefriedigt. Ein Maulesel und drei tropische, hellfarbige Esel, wie sie in Senegambien sehr häufig sind, mit einem einzigen schwarzen Striche über dem Widerriste, weiden darin mit einigen der schmucken, kleinen afrikanischen Rinder und einem Stamme der spärlich behaarten Schafe, die nur Fleisch erzeugen.

Hinter den Wohnhäusern ist eine Kegelbahn und eine Anzahl kleinerer Häuser, die Küche und die Geflügelhäuser in einer großen Drahtgittereinfriedigung, in der Puter, Hühner und Enten gezüchtet werden. Neben den Wohnhäusern ist ein Waarenhaus, in dem die schwarzen Arbeiter ihre täglichen Lebensmittelrationen, ihre Kleidung u. s. w. erhalten, die Wohnung des schwarzen Aufsehers und ein großer offener Arbeitsschuppen. Zwischen ihnen wird zur Erntezeit der Kaffee auf freiem Platze getrocknet, bearbeitet und verlesen.

Alle Häuser stehen auf Pfeilern und haben einfache Wände von Brettern oder Wellblech. Ueberall muß der Luftzug ungehindert durchstreichen können, weshalb auch die freie Lage auf dem Hügel besonders vortheilhaft ist. Die hohe Feuchtigkeit in Verbindung mit der großen Wärme verderben sonst alles schnell. Ueberall müssen ferner die Ungeziefer, die Ratten, Ameisen, Termiten, Schlupfwespen, Schwaben u. s. w. nachdrücklich verfolgt werden können. — Sehr viel Arbeit erfordert der Gras- und Unkrautwuchs auf allen Hof- und Wegflächen. Täglich sitzt eine Anzahl der Schwarzen dabei, ihn mit dem Kutlaß, dem Universalinstrumente, einem hirschfängerartigen, breiten, an der Spitze gebogenen Buschmesser, abzuhauen.

Den erwähnten gegenüberliegenden Hügel krönt ein großes, eisernes Lagerhaus. An seinem seitlichen Abhange stehen die Häuser der Arbeiter, die verglichen mit den Hütten der Eingeborenen in jeder Beziehung viel besser sind. Die Arbeiter, deren etwas über 60 dort beschäftigt sind, stammen fast alle aus der Gegend von Kabinda nördlich vom Congo. Die Arbeit, die sie leisten, ist für den guten Lebensunterhalt, die Kleidung und Bezahlung, die sie erhalten, sehr gering, vor Allem aber gar nicht mit dem zu vergleichen, was ein deutscher Arbeiter arbeiten nennt. Dazu kommt, daß diese Leute immer nur ein oder zwei Jahre bleiben, um dann ihre Ersparnisse in der Heimath unterzubringen und so auch noch die Ueberfahrten und schwierigen Ersatzverschaffungen neben dem fortwährenden Anlernen und Kräftigen durch gute Lebensmittel die Arbeit sehr vertheuern. Die Versuche, die Herr Soyaux gemacht hat, die dortigen Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen, sind alle gescheitert.

Ein solches Unternehmen, wie es die Sibangefarm ist, konnte eben nur Jemand wie Herr Woermann unterhalten, der die Verhältnisse kennt und über das nöthige Kapital verfügt. Durch die Anlage dieser einzigen Pflanzung an der ganzen Küste zwischen Angola und Liberia hat er sich ein großes Verdienst erworben, indem er Erfahrungen gesammelt hat, die allen Denen zugute kommen können, die beabsichtigen, an der Westküste Afrikas Aehnliches zu unternehmen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Erfahrungen so viel gekostet haben, daß Herr Woermann nicht von vornherein einen Mann hinausfandte, der neben Kenntnissen und Thatkraft auch Praxis in der Bewirthschaftung und Verständniß für die Lebensbedingungen einer Pflanze, für Pflanzung und Bodenbearbeitung gehabt hätte. Bei allem Fleiße ging das alles Herrn Soyaux leider ab. Er war ein Gärtner, aber als solcher auch nur ein Systematiker der Botanik, wie seine vorzüglichen Sammlungen zeigen. Aus seinen landwirthschaftlichen Schöpfungen aber kann man doch reichliche Erfahrungen ziehen, um ähnliche Unternehmungen als unrentabel zu bestimmen oder mit sicherer Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikte.

Der Norden der Kolonie Westaustralien war bis 1879 ein unbekanntes Land. In diesem Jahre unternahm Alexander Forrest die erste Forschungsreise durch dies große Gebiet. Sie ging von der Mündung des Fitzroy (King Sound, in 17° 32′ südl. Br. und 123° 37′ östl. von Gr.) aus und endete in Port Darwin an der Nordküste. Forrest hatte glänzende Entdeckungen gemacht. Seine Reise führte ihn über herrliches, durch zahlreiche Flüsse bewässertes Weideland von beträchtlichem Umfange. Das große Nordgebiet erhielt dann den Namen Kimberley-Distrikt nach dem damaligen Kolonialminister Englands, dem Earl of Kimberley. Es begreift den Theil der Kolonie, welcher nördlich von 19° 30′ südl. Br. liegt und einen Flächeninhalt von ungefähr 134 000 englischen oder 6302 deutschen Quadratmeilen umfaßt. Am Schlusse des Jahres 1884 waren davon bereits 62 084 resp. 2920 von Squattern zu Viehweiden in Pacht genommen. Der Viehstapel an den Flüssen Fitzroy und Lennard zählte 46 839 Schafe, 960 Rinder und 287 Pferde und hat sich im Jahre 1885 erheblich vermehrt. Außerdem waren auf den Weideflächen am Ord R. jenseits der Wasserscheide, welche zu den vorzüglichsten in ganz Australien gehören sollen, große Heerden Rinder von Queensland aus eingetroffen. Die von den Squattern zu zahlende jährliche Rente beträgt 10 sh für je 1000 Acres oder 405 ha. Der Ankauf von Land, aber nicht unter 200 Acres oder 81 ha, ist auf 10 sh pro Acre oder 40 bis 46 Ar festgesetzt. Am östlichen Ufer des King Sound ist jetzt in 17° 18′ südl. Br. und 123° 41′ östl. v. Gr. eine Hafenstadt, Derby genannt, angelegt worden, wo auch der Polizeimagistrat des Distriktes residirt. Man hielt bisher das Klima für ein gesundes, allein die neuesten Nachrichten besagen, daß Europäer, wenigstens an den Flüssen Fitzroy und Lennard, fast ohne Ausnahme vom Fieber zu leiden haben. Man glaubt indeß, daß sich das Klima auf dem höheren Inlande als ein besseres erweisen werde. Eine geradezu furchtbare Plage sollen die Moskitos sein. Aus diesen Gründen hält es schwer, Europäer für dortige Dienste zu engagiren, es sei denn unter Gewährung exorbitanter Löhne. Wie es scheint, wird man wohl die Eingeborenen, welche lenksam und gelehrig sind, zu Arbeiten verwenden können.

Der Regierungsgeologe der Kolonie Westaustralien, Mr. Edward T. Hardman, hat im Jahre 1884 den Theil des Kimberley-Distriktes, welcher zwischen 16° 35′ und 18° 30′ südl. Br. und zwischen 122° 10′ und 126° 50′ östl. von Gr. sich ausbreitet, genau erforscht und kartographisch dargestellt, und dann auch den, welcher, jenseits der Wasserscheide, zwischen 16° 40′ und 19° südl. Br. und zwischen 126° 70′ und 129° 30′ östl. von Gr. liegt. Wir geben aus seinem Berichte einen kurzen Auszug, zunächst aus dem ersten Theile seiner Reise.

Das hier in Frage kommende Gebiet umfaßt 12 800 englische oder 602 deutsche Quadratmeilen. Es ist eine große wellige, von der Küste ab nur allmählich (am Fuße der King Leopold Ranges zu 300 engl. Fuß oder 92 m) ansteigende Ebene, welche durch einzelne Gebirgszüge und zahlreiche isolirte Höhen unterbrochen wird. Im Norden, Nordosten und Osten wird sie durch fast kontinuirliche Höhenzüge begrenzt, die sich in Form eines Quadranten von Port Usborne in 16° 38′ südl. Br. und 123° 28′ östl. von Gr. bis zu den Quellen des Margaret R. in 18° 14′ südl. Br. und 126° 22′ östl. von Gr. in der Länge von ungefähr 270 engl. Meilen oder 435 km hinziehen und in den King Leopold Ranges gipfeln.

Die Leopold Ranges erstrecken sich zwischen 17° und 18° 30′ südl. Br. von Nordnordwest nach Südsüdost und steigen 1500 bis 2000 engl. Fuß (457 bis 610 m) an. Da Peaks, wie Mount Krauß in 18° 20′ südl. Br. und 126° 7′ östl. von Gr., wenig vorkommen, so erscheinen sie wie ein Tafelland oder Plateau. Sie sind auf der Westseite abschüssig, zum Theil jäh abfallend, und bilden die eigentliche Wasserscheide. Alle Flüsse von Bedeutung entspringen dort.

Nächst den Leopold Ranges zählen zu den wichtigeren Gebirgen: die St. Georges Ranges südlich vom Fitzroy R. in 18° 40′ südl. Br. und 125° östl. von Gr. mit Mount Tuckfield, 910, und Mount Dukes Dome, 870 Fuß; das Grant Range nördlich vom Fitzroy, in 18° 4′ südl. Br. und 124° 7′ östl. von Gr., 1010 Fuß; westlich davon Mount Anderson, 900 Fuß; das Napier Range in 17° 20′ südl. Br. und 124° 45′ östl. von Gr., 400 Fuß; das Usborne Range in 16° 37′ südl. Br. und 123° 40′ östl. von Gr., bis 600 Fuß; das Oscar Range in 18° südl. Br. und 125° 30′ östl. von Gr., 400 Fuß; und das Geikie Range in 18° 5′ südl. Br. und 125° 45′ östl. von Gr., 200 Fuß.

Das Land wird durch Flüsse und Wasserlöcher reichlich bewässert. Der bedeutendste Fluß ist der Fitzroy, welcher in den Leopold Ranges in 17° 40′ südl. Br. und 126° östl. von Gr. entspringt und nach einem halbkreisförmigen Laufe in der Länge von 250 engl. Meilen oder 402 km in den King Sound mündet. Sein Bett erweitert sich auffälliger Weise, je weiter die Entfernung von der Mündung, und erreicht allmählich eine Breite von 600 bis 700 m. Aus dieser Konfiguration des Flusses resultiren die großen Ueberschwemmungen in der Regenzeit auf den anliegenden Alluvialflächen, indem die Masse Wasser, welche in dem breiten Bette des oberen Flusses herabstürzt, in dem verengten in seinem Laufe gehemmt wird. Die Ufer des Fitzroy sind an vielen Stellen hoch und steil, 30 bis 40 Fuß ist nicht ungewöhnlich, ja 110 engl. Meilen von der Mündung steigen sie 50 Fuß an. In 18° 22′ südl. Br. und 125° 18′ östl. von Gr. bildet der Fluß eine große Insel, Alexander Island benannt, und in der Nähe seiner Mündung eine zweite.

Ein starker Nebenfluß des Fitzroy ist der im Süden der Leopold Ranges entspringende Margaret, mit dem sich wieder der Mary R. verbindet. Der Margaret fällt in 18° 9′ südl. Br. und 125° 40′ östl. von Gr. in den Fitzroy, und auch sein Bett erweitert sich aufwärts. Wenngleich beide Flüsse in der Regenzeit kolossale Massen Wasser fortwälzen, so vermindert sich doch der Fitzroy in der trockenen Saison zu einem schwach dahin fließenden Bächlein, und der Margaret liegt dann auf längeren Strecken ganz trocken oder zeigt nur hier und dort Wasserlöcher.

Ein zweiter nicht unbedeutender Fluß ist der Lennard. Er entspringt im Norden der Leopold Ranges in der Nähe von Mount Eliza in 17° 18′ südl. Br. und 125° 12′ östl. von Gr., fließt durch das Napier Range und theilt sich in 17° 22′ südl. Br. und 124° 20′ östl. von Gr. deltaartig in zwei Arme, den nördlichen Meda und den südlichen May, welche beide, 10 engl. Meilen von einander entfernt, in die Stokes Bay des King Sound münden. Ungleich dem Fitzroy erweitert sich sein Bett nach der Mündung zu, seine Ufer sind nicht hoch und auch die Fluthen in der Regenzeit weniger heftig. Seine Länge beträgt ungefähr 120 engl. Meilen oder 193 km.

Ein dritter Fluß von einiger Bedeutung ist der Keightley mit seinen Nebenflüssen Robinson und Townsend, welcher von Norden kommend ebenfalls in die Stokes Bay fällt.

Geringere Wasserläufe sind der Trent, welcher in 16° 35′ südl. Br. und 123° 38′ östl. von Gr. in Port Usborne mündet; der Stewart ebenfalls dort; der Logue, welcher sich in den Dünen an der Mündung des Fitzroy verliert; der Fraser, welcher mit dem Fitzroy zusammen mündet, und der Brooking, welcher im Oscar Range entspringt und dem oberen Fitzroy zufließt, sich aber verliert, ehe er ihn erreicht.

Kleine Landseen, wie Lake Joscelin westlich vom Mount Wynne, und Toupfaunen, in denen das Wasser oft permanent ist, kommen häufig vor.

Zu Seiten der Flüsse haben die Fluthen lehmige und zum Theil sandige Massen in der Breite von 3 bis 10, ja an den Flüssen Lennard, May und Meda bis 30 engl. Meilen und mit einer Tiefe bis 30 Fuß abgelagert. Dies Alluvium, welches sich zu Weiden vorzüglich eignet, hat einen ungefähren Umfang von 3355 englischen oder 158 deutschen Quadratmeilen.

Die zweite Forschungsreise Hardman's bezieht sich auf den östlich von den King Leopold Ranges und zwischen 16° 40′ und 19° südl. Br. und 126° 30′ und 129° 30′ östl. von Gr. liegenden Theil, im Umfange von 10000 englischen oder 470½ deutschen Quadratmeilen. Die Leopold Ranges, in denen so viele Flüsse von Bedeutung ihren Ursprung nehmen, bilden die von Nordnordwest nach Südsüdost streichende Wasserscheide. Sie liegt vornehmlich dort, wo in 18° 16′ südl. Br. und 127° 37′ östl. von Gr. und 8 km südlich von dem 675 m hohen Mount Barrett [1]) die Wasser des Ord nach Osten und die des Margaret nach Westen laufen, macht sich aber kaum bemerkbar, da das Land von der Meeresküste ab nur allmählich ansteigt. Mr. Hardman überschritt sie in der Höhe von 404 bis 427 m über dem Meeresspiegel.

Der Ord ist der wichtigste Fluß im Kimberley-Distrikte. Er fließt anfänglich in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung, bis er in den Cambridge-Golf, einen vorzüglichen Hafen an der Nordküste, mündet. Der Ord wurde im Jahre 1879 durch Alexander Forrest entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der Kolonie Westaustralien, Sir Harry Ord, benannt. Wegen Krankheiten unter seinen Reisegefährten und wegen Mangels an Lebensmitteln konnte Forrest damals den Fluß nicht weiter verfolgen. Im Jahre 1885 erforschte Mr. W. J. O'Donnell den Ord von da ab, wo Mr. Forrest gezwungen war, ihn zu verlassen, bis zu seiner Mündung in den Cambridge-Golf in der Nähe von Quoin Hill in 15° 18′ südl. Br. und 128° 8′ östl. von Gr. und entwarf eine Karte von seinem Laufe. Es war dies eine Länge von 362 km. Der Ord zeigt an seiner Mündung eine Breite von ziemlich 5 km, verengt sich aber 16 km aufwärts, bis wohin er mit Booten befahren werden kann, auf 30 bis 50 m. Im Durchschnitte läßt sich die Breite seines Bettes auf 240 m bestimmen. An manchen Stellen erweitert es sich auf 1000 m, während es auch wieder, wo der Fluß sich durch rauhes gebirgiges Terrain zu zwängen hat, sehr schmal wird. Namentlich vom östlichen Ufer ab dehnt sich Alluvialland in der Weite von oft 25 bis 32 km und mit dem vorzüglichsten chokolatfarbigen und dunkelbraunen Boden im ganzen Kimberley-Distrikte aus. Das von den Schäfereibesitzern so hoch geschätzte Mitchell Graß (Astrebla elymoides) wächst hier in großer Menge.

Zu den Nebenflüssen des Ord zählt an erster Stelle der Elvire, so benannt nach der Gattin des Explorers und jetzigen Kronlandministers der Kolonie Westaustralien, Mr. John Forrest. Der Elvire entspringt 14 km südlich von dem vorerwähnten Mount Barrett und etwa 8 km vom Kamme der Wasserscheide. Er beginnt als ein schmales, unbedeutendes Bächlein, aber schon nach einer Entfernung von 11 km erweitert sich sein Bett zu dem eines Flusses. Nach einem östlichen Laufe von 32 km windet er sich im Albert-Edward Range durch eine tiefe, enge und nur in der trockenen Saison passirbare wilde Schlucht, deren Wände aus metamorphischen Felsen 100 bis 150 m über dem Bette ansteigen. Hierauf läuft er ungefähr 64 km über größtentheils fruchtbare, aber durch bis 18 m tiefe Senkungen im Erdboden, Billabongs genannt, häufig unterbrochene Alluvialflächen hin, die sich in der Breite von mehreren Kilometern, bis sie durch Sand- und Kalksteinfelsen abgesperrt werden, zu Seiten der Ufer ausbreiten. Zuletzt fällt er in den Panton R., welcher nach einem weiteren Laufe von 32 km wieder in den Ord mündet. Dies ist die Auffassung des Regierungsfeldmessers Harry F. Johnston [1]), der diesen Fluß im Jahre 1884 entdeckte und benannte. Mr. Hardman dagegen ist anderer Ansicht. Er hält den Elvire, welcher von seinen Quellen ab bis zur Verbindung mit dem Panton eine Länge von 105 km hat, für den oberen Ord, und den sogenannten oberen nordwestlichen Ord des Mr. Johnston mit einer Länge von 72 km sowohl, wie den im Ganzen 64 km langen Panton nur für Nebenflüsse des Ord. Der letztere würde nach dieser Annahme, welche die richtige zu sein scheint, eine Gesammtlänge von ungefähr 600 km erhalten.

Der von Westen herkommende Panton fließt ziemlich parallel mit dem Elvire. Sein rauhes und schwer zugängliches Bett führt durch metamorphische Felsen, welche aus Gneis und Schiefern, mit Quarz durchsetzt, bestehen.

Ein anderer wichtiger Nebenfluß des Ord ist der Negri, ebenfalls von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckt und nach dem Baron Negri in Turin benannt. Der Lauf dieses Flusses ist erst bis 5 km südöstlich von dem 394 m hohen Mount Napier, auf dem östlich vom Elvire R. gelegenen und vorzüglich begrasten Antrim-Tafellande mit basaltischem Boden, bekannt. Auf 64 km fließt er nordnordwestlich, dann wendet er sich westlich und fällt, 209 km südlich vom Cambridge-Golf, in 17° 3′ südl. Br. und 128° 45′ östl. von Gr. in den Ord. Der Negri hat, wie die meisten Flüsse dieses Distriktes, ein weites und sandiges Bett von oft 100 bis 120 m Breite und wird größtentheils von hohen Ufern mit tiefem Alluvium, unter welchem Sandstein, Schiefer und Kalkstein lagern, eingeschlossen. In der trockenen Jahreszeit zeigen sich in ihm nur hier und dort Löcher mit gutem Wasser. An der Stelle, wo er in den Ord mündet, wird aber das Wasser völlig salzig und dicke Inkrustationen bedecken den Rand der Felsen. Gute Weideflächen breiten sich an den Ufern aus.

Der Negri wird durch mehrere Creeks gespeist. Einer davon dürfte wahrscheinlich die Fortsetzung des Stirling Creek in dem zur Kolonie Südaustralien gehörigen Northern Territory sein. Ein anderer, welcher nordwestlich von dem 22 km östlich von der südaustralischen Grenze isolirt gelegenen und abgeplatteten Mount Panton, 350 m, herkommt, wurde Nelson Creek benannt.

Andere in den Ord einfallende kleinere Wasserläufe sind die von Süden herfließenden Nicholson, Linacre und Forrest, deren Quellen zur Zeit noch unerforscht sind. Sie münden, kurz vor der Mündung des Panton und in geringer Entfernung von einander, in den Ord. Der bedeutendste unter ihnen ist der Nicholson, welcher eine Länge von ungefähr 40 km zu haben scheint.

An den Ufern des Ord und seiner Nebenflüsse entlang gewahrt man fast durchweg eine sehr üppige Vegetation. Unter den vielen Akazienbäumen zeichnet sich die schöne

---

[1]) Mount Barrett ist, so viel die Forschung bisher ergeben, der zweithöchste Berg im Kimberley-Distrikte. Der höchste ist der 64 km westlich davon gelegene Mount Malcolm mit wenigstens 765 m.

[1]) Crown Lands and Surveys of Western Australia for the year 1884, p. 18 bis 20.

White Acacia von beträchtlichem Umfange und mit prachtvollen Schmetterlingsblumen aus. Die Cajeputbäume (Melaleuca Cajeputi) erreichen öfters eine kolossale Höhe. Eine bis 20 m hohe prachtvolle Fächerpalme wächst am Elvire, und ein dortiges Thal, in welchem man auf ein herrliches Wäldchen dieser Palme stieß, benannte man Palm Valley. Der Water Pandanus oder Screw Pine, sowie eine kleinere Art Bambusrohr sind am Ord sehr verbreitet. Am Negri fand man ein dem Zuckerrohre sehr ähnliches Gewächs. Der Calubar, ein dem Eucalyptus rostrata oder Red Gum gleichender Baum, war an den Nebenflüssen des Ord sehr allgemein.

Die Gebirgsformation ist östlich von den Leopold Ranges eine viel komplicirtere und dabei rauhere und wildere als auf der westlichen Seite. Mr. Hardman handelt darüber ziemlich ausführlich und giebt den Höhenzügen und Bergen ihre Namen. Am südöstlichen Rande der Leopold Ranges ziehen sich nach Nordost langgestreckt die Mueller Ranges, deren höchste Punkte in Mount Huxley, 568 m, Mount Ball, 575 m, und Mount Malcolm, 765 m, liegen; nach Süden das Haughton Range; nach Nordwest das Albert-Edward Range, ein hohes Sandsteingebirge; und nach Südost, ungefähr 16 km von den Leopold Ranges, das Lubbock Range ꝛc. Eine 80 km weit nach Nordost sich ausdehnende Hügelreihe wurde Mc. Clintock Ranges und eine 40 km westlich davon gelegene und stark abgeplattete Kette Ramsay Range benannt. In 18° 16′ südl. Br. und 127° 37′ liegt der schon aus weiter Ferne sichtbare Mount Barrett, 675 m. Von demselben laufen mehrere Hügelreihen aus, unter denen die südwestliche, 475 m, die bedeutendste ist. Ungefähr 25 km östlich vom Mount Barrett erhebt sich in der Richtung nach Nordost ein ziemlich hohes, zur Zeit noch unbenanntes Gebirge.

Auf der östlichen Seite der Leopold Ranges begegnete man nur wenigen Eingeborenen. Sie bedrohten wiederholt Mr. Hardman und dessen Begleiter, fühlten sich aber zum Angriffe zu schwach. Sie scheinen für den Dienst der Weißen wenig verwendbar zu sein. Am Lubbock Range waren die Männer beschnitten und die Frauen hatten durch ihre durchbohrten Nasenknorpel Stückchen Holz gesteckt. Ihre Todten, in Baumrinde eingehüllt, schleppen sie lange Zeit mit sich herum, bis sie zu Mumien eingetrocknet sind, und placiren sie dann in hohlen Felsen, auf Bäumen oder auf der Spitze von Nestern der weißen Ameise.

Die größte Hitze erfuhr man im September und Oktober, wo das Thermometer im Schatten auf 40,5° C. stieg, während im Juli der Höhepunkt sich nur auf 22° C. belief.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Name des einstigen polnischen Fürstenthums Kujavien soll in demjenigen eines neu zu bildenden preußischen Kreises wieder aufleben, und zwar als Süd-Kujavien für die südliche Hälfte des bisherigen Kreises Inowrazlaw. Derselbe gehört seinem Areale (165 228 ha), wie seiner Bevölkerung (ca. 90 000 Einwohner) nach zu den größten der Monarchie, ist zum größeren Theile von Polen bewohnt und grenzt auf einer Strecke von mehr als 80 km an Rußland. Dies, sowie der Umstand, daß sich in den letzten Jahren im Kreise Inowrazlaw bedeutende Industriezweige entwickelt haben, lassen seine Theilung in zwei Kreise erwünscht erscheinen. Der Sitz des neuen Landrathsamtes soll Strelno werden.

— Das württembergische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat bei den betheiligten Staaten eine Vereinbarung zu gemeinschaftlicher und gleichmäßiger Vornahme der Tiefenmessungen des Bodensees und Herstellung einer Bodenseekarte in Anregung gebracht und damit den Vorschlag verbunden, in Friedrichshafen eine Kommission von Sachverständigen zusammentreten zu lassen, welche den Auftrag erhielte, über Umfang und Methode der auszuführenden Arbeiten, sowie über die Zeit der Ausführung eine Verständigung zu treffen. Der schweizerische Bundesrath hat seine Bereitwilligkeit erklärt, diese Kommission zu beschicken und hat diese Anregung begrüßt, um so mehr, als schweizerischerseits der Haupttheil der Arbeit bereits ausgeführt ist.

— Seit 1879 hat sich die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina um 15 Proc., von 1 158 440 auf 1 336 101 Seelen im Jahre 1885 vermehrt. Fast alle Bewohner sind von südslavischer (serbokroatischer) Herkunft und Sprache; der Religion nach zerfallen sie aber 1885 in 492 710 Mohammedaner, 571 250 orthodoxe Griechen, 265 788 römische Katholiken (vom griechischen und lateinischen Ritus), 5805 Juden und 548 Anhänger verschiedener Bekenntnisse.

— In einer langen Abhandlung über Capri in der „Allgemeinen Zeitung“ kommt Dr. Reinhold Schöner auch darauf zu sprechen (1886 Nr. 41, Beilage), daß die blaue Grotte in Tiberius' Zeit keinen Ruf besessen hat, daß kein antiker Schriftsteller sie erwähnt, während sie den Alten doch offenbar bekannt war, wie die Spuren ihrer Benutzung, Reste künstlicher Anlagen augenscheinlich darthun. Es muß ihr eben damals der von uns jetzt bewunderte Lichteffekt gefehlt haben, der bekanntlich auf der geringen Weite des Grotteneinganges beruht. Mancherlei Anzeichen sprechen nun dafür, daß der Nordrand der Insel, in welchem die Grotte sich befindet, zur Zeit des Tiberius um etwa 6 m höher als heute aus dem Meere emporstieg, daß er im Laufe der folgenden Jahrhunderte sich um nahezu 11 m senkte und daß er in der neueren Zeit wieder um fast 5 m sich gehoben hat. Den heutigen Zugang zur Grotte bildet ein ca. 1 m breites, 2 m hohes Loch in der Felswand, das aber nur um 1,07 m über den Wasserspiegel emporragt. Nur 1½ m unterhalb und seitlich dieses Loches nimmt man eine andere gewölbte Oeffnung wahr, welche 15 m tief reicht und 12 m breit ist. Es ist also klar, daß zu der Zeit, in welcher der Wasserspiegel um 6 m tiefer lag, der Eingang nicht durch das kleinere Loch, sondern durch die große Bogenöffnung gebildet wurde, deren jetzt 2,40 m unter dem Wasserspiegel befindliche Wölbung damals 3,60 m über denselben lag. Das Licht konnte demnach frei eindringen und keine außergewöhnliche Wirkung hervorbringen. — Nahezu 5 m über dem jetzigen Meeresniveau sieht man an den Wänden der Grotte eine Reihe von Aushöhlungen, die nur durch das Wasser hervorgebracht sein können. Die Insel muß also in nachantiker Zeit um 5 m tiefer als heute, um 11 m tiefer als im Alterthume im Wasser gestanden und diese Lage Jahrhunderte lang behalten haben. Während dieser Zeit konnte man, da auch der heutige Eingang an 4 m unter Wasser lag, von der Existenz der Grotte keine Kenntniß haben, und in der That wird ihrer vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht Erwähnung gethan (zuerst 1607 in Capaccio's Geschichte von Neapel).

Asien.

— Unter dem Titel „Nordenskiöld's Vegafahrt um Asien und Europa" (Leipzig, F. A. Brockhaus) hat E. Erman im engen Anschlusse an des Reisenden größeres Werk eine zusammenhängende kürzere Beschreibung jener epochemachenden Reise verfaßt, welche sich an ein größeres Publikum wendet. Nordenskiöld's eigener Bericht ist vielfach durch weit ausholende Kapitel über die früheren Nordostfahrten und die Schilderung der Naturverhältnisse in den Polarländern der alten Welt unterbrochen, ist keine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne; eine solche zu geben, war E. Erman's Bestreben.

— Ney Elias, bekannt durch seine Reise in der Mongolei, hat soeben eine Erforschungsreise längs des oberen Oxus, durch Schignan und Koschan nach Badakschan, vollendet; er fand überall gute Aufnahme.

— Ueber den Rückgang und die zunehmende Versandung der bucharischen Provinz Karakul (südwestlich von der Stadt Buchara) berichtet H. Moser in „A travers l'Asie Centrale" S. 193 Folgendes. Das Land ist zum Theil gut angebaut, aber bei großer Hitze fehlt es an Wasser. In Folge davon, daß sich am mittleren Zerawschan, der jetzt in russischem Besitze ist, der Ackerbau ausbreitet, erhält die Provinz Karakul als die letzte, bis wohin die Wasser des Flusses gelangen, nur wenig davon; die Bewässerungsgräben versanden und zahlreiche Einwohner verlassen ihre Wohnungen, um anderwärts fruchtbareren Boden zu suchen. Einst, als der Zerawschan noch ganz in Buchara floß, hätte so etwas nicht vorkommen können, da die Verwaltung der Aryks (Kanäle) überall auf gerechte Vertheilung des Wassers hielt. Heute können sich die Anwohner des Unterlaufes des Flusses nur bei ihrem Emir beschweren, welcher die Klagen periodisch den Behörden in Samarkand übermittelt, wo sie keine Berücksichtigung finden. Denn dort wird in Folge des sich ausdehnenden Ackerbaues jetzt mehr Wasser verbraucht, natürlich auf Kosten der Provinz Karakul, die dergestalt zu einer langsam fortschreitenden, aber sicheren Versandung verurtheilt ist.

— Ueber die Bedeutung der Zinnausbeute in dem britischen Schutzstaate Perak (Halbinsel Malakka) macht der französische Ingenieur Errington de la Croix, der das Land wiederholt bereist hat, im „Bulletin" der Pariser geographischen Gesellschaft (1885, S. 394 ff.) interessante Angaben. 1876 wurden 2054 Tonnen Zinn producirt, 1882 schon 7149, 1884 aber 10272. Zu dieser raschen Entwickelung hat namentlich die Vollendung des Port Weld und der von dort nach Thaïpeng führenden Eisenbahn beigetragen. Letzterer Ort selbst, vor wenigen Jahren noch ein Haufen elender Hütten, hat bereits ein ganz civilisirtes Aussehen gewonnen, besitzt breite, von Baumreihen und Ziegelhäusern eingefaßte Straßen und ist der Mittelpunkt zahlreicher, nach allen Richtungen ausstrahlender Straßen. Heute fließen die Einnahmen des Staates fast ganz aus der Steuer auf das Zinn, das zudem nicht an seinen ursprünglichen Lagerstätten, sondern nur aus dem Alluvium gewonnen wird; von Ackerbau ist noch wenig die Rede, und gerade der Bergbau ist es, der demselben schadet; denn sobald die Zinnlager erschöpft sind, so ziehen die Arbeiter davon und lassen weite Strecken umgewühlten, sterilen Bodens zurück, die für den Anbau ganz ungeeignet sind. Neuerdings hat nun die Regierung der Straits Settlements nach langen Verhandlungen die Aufhebung des Gesetzes erlangt, welches die Ausfuhr von tamulischen Kulis untersagt, und erhofft von diesem Erfolge den Anbruch einer neuen Zeit für Perak, das bald einen hohen Platz unter den Ackerbauländern einzunehmen bestimmt ist. Auch die topographische und geologische Erforschung und Aufnahme des Landes läßt sich die Regierung sehr angelegen sein; die Küsten werden vermessen, die Flora untersucht, meteorologische Stationen sind angelegt und in Thaïpeng ein naturwissenschaftliches Museum eröffnet worden. — Als Errington de la Croix die Mine von Salak besuchte, mußte er sich den abergläubischen Forderungen der dortigen Chinesen unterwerfen, d. h. seine Schuhe ausziehen und den Sonnenschirm schließen, da diese beiden Dinge die Eigenschaft besitzen sollten, die das Erz im Schooße der Erde bewachenden guten Geister zu verjagen. Ein Chinese, gegen welchen der Reisende äußerte, daß diese für Europäer sehr unbequeme Maßregel vielleicht nur den Zweck hätte, indiscrete Besucher fern zu halten, versicherte ihm, daß dieser Glaube keineswegs chinesischen, sondern malayischen Ursprunges sei. Die Zinnminen gehörten einst den Radschahs des Landes, und die Eingeborenen glauben, daß die Metalle unter dem Schutze von Geistern (Antu) stehen, welche tief verletzt werden, sobald man das Erz mit Schuhen tritt, nicht anständig bekleidet ist oder einen offenen Sonnenschirm in der Hand hält. Dann verläßt der Geist sofort die Grube und nimmt alles Zinn mit sich hinweg. Diesen Aberglauben haben die einwandernden Chinesen respektiren müssen und haben ihn sich dermaßen zu eigen gemacht, daß sie den Geistern einen eigenen Kultus weihen. Vor jeder Grube steht ein kleiner Altar, auf welchem sie den Geistern Früchte und Thee opfern und Petarden losbrennen.

— Von Potanin's Expedition, über welche wir zuletzt im vorigen Bande S. 80 berichteten, sind inzwischen mehrere Berichte in St. Petersburg eingelaufen. Er ist nach Kukuchoto gegangen, hat Anfangs August 1884 südwestlich von dieser Stadt den Hwang-ho überschritten, durchkreuzte die Landschaft Ordos, welche den großen nördlichen Bogen des Hwang-ho einnimmt, setzte ein zweites Mal über denselben Strom und traf Anfangs November in Lan-tschou-fu ein. Während des Winters machte Potanin ethnologische Studien bei den Saloren und Schorongol-Mongolen im Westen, während der Naturforscher Berezowski sich nach Süden zur Wasserscheide zwischen den Gebieten des Hwang-ho und Jangtze-kiang wandte. Am 15. April 1885 begab sich die wieder vereinigte Expedition nach dem aus Prshewalski's Reisen bekannten Si-ning-fu, zog von dort im Mai südwärts, überstieg einen 3660 m hohen Paß und traf am 6. Mai in Gni-dui (2290 m hoch am Hwang-ho gelegen) ein. Dann ging es in südsüdöstlicher Richtung in den Grenzbezirken zwischen Kansu und Tibet über drei Hochplateaus und die dazwischen liegenden Thäler nach Min-tschou (in der Provinz Kansu) und weiter südwärts über die Wasserscheide in das Gebiet des schon dem Jang-tze-kiang tributären Pai-shui. Von der, an demselben gelegenen Stadt Gi-gu-hsien ist Potanin's letzter Brief (vom 2. Juli 1885) datirt. — Wo der etwa 35 deutsche Meilen lange Pai-shui sich mit dem Tsiën-shui vereinigt, liegt die Stadt Tschan-hwa-hsien, welche früher von Baron Richthofen und Graf Szechenyi passirt worden ist.

Afrika.

— Teisserenc de Bort hat bei seinen Forschungen im Ighargar südlich von Tuggurt gefunden, daß die Versandung dieses Gebietes durch die kolossalen Sanddünen auf dem Ostufer erst in neuerer Zeit erfolgt ist. Die Tuareg machen die Gegend bis nach Bîr-es-Suf hin immer noch unsicher und der Reisende fand diesen wichtigen Punkt verlassen. Weiter östlich ist seit der Unterwerfung der Worghamma und der Uled Jacub Ruhe geschafft. Der Reisende gelangte über Rhurd-Rumed, wo er die unverkennbaren Spuren eines einen Kilometer langen Süßwassersees antraf, glücklich nach Gabes.

— Herr Ruire, der bekanntlich in dem See Kelbia bei Kairuan (Tunesien) den Palus Tritonis der Alten gefunden zu haben glaubt, hat seine Untersuchungen mit Unterstützung der französischen Regierung auch im vorigen Jahre fortgesetzt und glaubt nun auch den alten phönizischen Hafen am Eingange des Sees gefunden zu haben. Eine Bestätigung bleibt allerdings abzuwarten.

— Die Mailänder Gesellschaft für commercielle Erforschung Afrikas plant eine neue Expedition nach Zeila und

Umgebung, an deren Spitze Graf Peter Porro stehen wird. — Eine andere italienische Expedition, die der Herren Capucci und Cicognani nach Schoa, ist gleich zu Anfang auf Hindernisse gestoßen. Ende August vorigen Jahres erreichte sie die Hauptstadt des Sultans von Aussa, der für freien Durchzug von ihr 3000 Mariatheresiathaler erpressen wollte, so daß nach langwierigen Verhandlungen Capucci nach Assab zurückkehrte, um das Geld zu holen. Nachher gelang es, den Sultan mit weniger als der Hälfte zufrieden zu stellen und die Reise fortzusetzen. — In Godscham (Süd-Abessinien) hat Graf A. Salimbeni die Temscha, die durch den Birr dem Blauen Nil tributär ist (nicht diesen letzteren selbst, wie der „Globus" Bd. 47, S. 384 berichtete), mit einer dreibogigen Brücke von 4 m Breite und 38 m Länge überspannt. Es ist das die erste, welche seit der Zeit der Portugiesen in Abessinien erbaut worden ist; sie wurde im December 1884 begonnen und im folgenden März vollendet, wird von den Einheimischen als Wunderwerk angestaunt und hat den König Johannes höchlich zufriedengestellt.

— Von dem durch seine Reisewerke über Algerien und Montenegro bekannten früheren Pastor Dr. B. Schwarz aus Freiberg, welcher in diesem Winter, irren wir nicht, im Auftrage des Reichskanzleramtes eine Reise in die Hinterlande von Camerun unternahm, erhält der „Dresdener Anzeiger" folgende Mittheilung vom 27. Januar 1886. „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen über eine Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Camerun, die ich geführt habe, und die allgemeines Interesse finden dürfte, eine vorläufige kurze Notiz zugehen zu lassen. Ich traf über Hamburg Anfangs November vorigen Jahres in Camerun ein und brach bald darauf schon an der Spitze von einigen 40 Bakwiri-Trägern (aus dem Camerun-Gebirge) von Viktoria aus nach dem Inneren auf, dabei die von Zöller nur erkundete, aber noch von keinem Europäer in ihrer ganzen Länge durchmessene große Handelsstraße nach dem Calabar-Flusse einhaltend. Ueber die Flanken des imposanten Camerun-Piks und ihre gesunden, von reicher Tropenfülle umgebenen großen Dörfer kam ich so nach Bakunduland, an die Grenze des bisher bekannten Gebietes, wo ich leider den mir beigesellten Begleiter, Gardelieutenant von Prittwitz-Gaffron, der stark am Fieber litt, zurücksenden mußte. Ich selbst drang von da weiter ostwärts in eine von Rogozinski wohl erstrebte, aber bislang noch von keinem weißen Manne erreichte, von den auf ihre Handelsprivilegien sehr eifersüchtigen Völkern auch streng bewachte Gegend ein, betreffs derer sich die wenigen vorhandenen Karten denn auch ganz falsch erwiesen. Durch endlose, an Elephanten, Gummi-Lianen und wildem Kaffee reiche Urwälder kam ich nach Ueberschreitung des Cumba-Flusses in das an menschenüberfüllten Städten reiche Gebiet von Bafoe, woher die Küstenvölker ihre Sklaven, Oel und Elfenbein beziehen, eine ebenso landschaftlich reizende, als relativ kultivirte Hochebene. Hier wohnen die Ackerbau und selbst Viehzucht treibenden Bafarami, die bisher der Welt nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Es gelang mir, hier ein gut Stück gegen Osten vorzurücken, doch verhinderte mich schließlich ein Angriff durch 500 bewaffnete Neger, den bereits ganz nahen oberen Calabar zu erreichen. Mittelst mehrtägiger Kanoefahrt auf dem ganzen Mungo kam ich darauf glücklich wieder an die Küste. Ich hoffe, durch eine spätere größere Veröffentlichung einiges Licht in die bisher so wenig bekannten und vielfach schief beurtheilten Verhältnisse der Hinterländer unserer neuen Kolonie zu bringen. Mit herzlichem Gruß Ihr ergebenster Dr. B. Schwarz."

Australien.

— Ueber die Forschungsreise, welche Mr. David Lindsay in Begleitung von fünf Europäern am 26. Oktober 1885 antrat (vergl. oben, S. 46), sind jetzt die ersten Nachrichten eingegangen. Die Gesellschaft war am Finke River angelangt und befand sich ohne Ausnahme wohl. Ihre erste Aufgabe, den Verlauf dieses Flusses kartographisch zu bestimmen, sowie nach Spuren des verschollenen Dr. Leichhardt zu forschen, hatte sie beendet. Mr. Lindsay sandte, seiner Zusage gemäß, einen kurzen Bericht nach Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55′ südl. Br. und 135° 34′ östl. von Gr., von wo derselbe nach Adelaide telegraphirt wurde. Sein Inhalt ist dieser. „Ich habe mit großer Sorgfalt den Lauf des Finke verfolgt und fand, daß er sich in den Sandhügeln, welche ostnordöstlich von Dalhousie, in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östl. von Gr. liegen, verliert. Bei heftigen Regenfluthen jedoch fließen seine Wasser dem Spring Creek Flat und dann dem Macumba River zu und breiten sich zuletzt über einer immensen, mit Eucalyptus hemiphloia (box-tree) bestandenen Ebene aus. Das Land am Finke zeigt einen vorzüglichen Graswuchs und Wasser ist in zahlreichen Löchern hinreichend vorhanden. Irgend welche Spuren von Leichhardt aufzufinden, ist uns nicht gelungen. In der stark bewaldeten Gegend konnten wir unmöglich sämmtliche Bäume untersuchen, ob sich eine Inschrift des Dr. Leichhardt daran befinde."

Dagegen meldet der „Melbourne Argus", daß der Kameeltreiber Billoch, früherer Begleiter des Mr. Mc. Intyre auf seiner Forschungsreise im Jahre 1866, am 10. Januar 1886 von Cloncurry aus ein Telegramm an Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne eingesandt habe, besagend, daß er die Ueberbleibsel der Dr. Leichhardt-Expedition aufgefunden habe. Cloncurry, im nördlichen Queenslande (20° 40′ südl. Br. und 140° 35′ östl. von Gr.), ist ein Ort mit 250 Seelen im Centrum eines Kupferminen-Distriktes. Weitere Nachrichten fehlen. Henry Greffrath.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie die „Colonies and India" berichten, hat Dr. Haacke, der wissenschaftliche Begleiter der Everill'schen Neu-Guinea-Expedition, seinen Reisebericht veröffentlicht. Die wissenschaftlichen Resultate sind wohl nicht so wichtig, wie man erwartet hatte, besitzen aber immerhin großen Werth und die Fachleute, welche die zoologische und botanische Sammlung der Expedition besichtigt haben, waren durch den Reichthum derselben angenehm überrascht. Daß die Expedition, wenn man die Sache vom geographischen Standpunkte betrachtet, gewissermaßen Schiffbruch gelitten, muß verschiedenen widrigen Umständen zugeschrieben werden. Die Jahreszeit war ungünstig für die Erforschung des Airdflusses und Kapt. Everill war mehr oder weniger gezwungen, schon erforschten Boden wieder zu betreten. Dr. Haacke's Urtheil über das Land als Weideland ist ganz entschieden ungünstig und, wie es scheint, ist diese Ansicht sehr begründet. Wenn die Expedition ihr Ziel auch nicht erreicht hat, nimmt sie doch ihre Stelle in der Geschichte von Neu-Guinea ein.

— Ueber den neuen Vulkan in der Tongagruppe bringt „Science" einen Bericht des Premiers Mr. Baker, der mit seiner Familie und einigen Mitgliedern der englischen Kolonie in Tonga die Stelle besuchte. Der Bericht ist leider ein Muster, wie man eine solche Erscheinung nicht schildert; über den Ausbruch wird eigentlich nur gesagt, daß er „an awful grand sight" sei. Die Expedition konnte sich der Ausbruchsstelle bei prächtigem Wetter bis auf 1½ bis 2 Miles nähern; alle 1 bis 2 Minuten erfolgte ein Ausbruch, aber die neue Insel war so von Dampfwolken umgeben, daß man nichts Genaueres erkennen konnte. Doch ließ sich ihre Größe auf 2 bis 3 Miles, ihre Höhe auf ca. 60 Fuß schätzen. Sie liegt auf der Südostecke des Culebra-Riffes der Karte von 1865; die genaue Position wird angegeben mit 20° 21′ südl. Br. und 175° 28′ westl. L. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses merkwürdige Phänomen nicht ohne wissenschaftliche Beobachtung vorüberginge.

Nordamerika.

— Die Kommission zur Untersuchung der projektirten Eisenbahnlinie von dem Nordostende des Winnipeg-Sees zur Hudsonsbai ist am 17. Januar nach Winipeg zurückgekehrt (vgl. oben S. 144). Sie hat die Reise in Kanoes angetreten, fror aber mit denselben schon im Oktober ein und mußte von da an Schlitten, von Menschen gezogen, als Transportmittel benutzen. Erst Anfang November schlossen sich auch die größeren Seen; am 30. November wurde York Factory, die Endstation, erreicht. Major Jarvis fand für einen Eisenbahnbau nirgends ernstliche Schwierigkeiten und überall genügend Bauholz; das Land ist beinahe ganz eben aus Sand und Kies gebildet; an der Mündung des Nelson-River findet sich ein ausgezeichneter Platz für die Endstation. Die ganze Linie würde 310 Miles lang werden.

— Nach einer Statistik von Dr. Poole ist die Sterblichkeit unter den Negern und Mulatten in Washington fast doppelt so stark, wie unter den Weißen; die schlimmsten Monate für sie sind, wie für die Weißen, die Sommermonate. Im Februar übertrifft die Zahl ihrer Todesfälle die der doppelt so starken weißen Bevölkerung.

Südamerika.

— Ueber die bisherigen Reisen des Dr. ten Kate in Surinam (vgl. „Globus" Bd. 48, S. 16) theilte Prinz Roland Bonaparte in der Sitzung der Soc. de Geogr. de Paris am 22. Januar u. a. Folgendes mit. Nachdem der Reisende einige Studien in Paramaribo gemacht hatte, wo er am 13. Juni angekommen war, begab er sich nach dem oberen Para, wo er Indianerdörfer besuchte und einige alte Bekannte von der Ausstellung in Amsterdam (1883) antraf. Hierauf ging er nach den wenig besuchten Ufern der oberen Cottica und des Patamaca, wo Buschneger und Indianer aufgesucht und reiche zoologische Sammlungen angelegt wurden. Die mühseligen Untersuchungen in der Nähe von Coronie ergaben keinen bedeutenden Erfolg; von dort wurde die Reise nach dem oberen Saramacca zum weiteren Studium der Buschneger (Beku- und Musinga-Stamm) fortgesetzt. Ten Kate konnte hier einige Messungen vornehmen; die Bevölkerung hat jedoch schon viel von ihrer ethnographischen Bedeutung verloren. Am 10. September trat er eine zweite Reise an, welche 78 Tage dauerte; am 11. schon traf er am Cappename ein Lager von Indianern, die mit Negern gemischt sind und in Surinam Karbugros genannt werden. Sie geben sich selbst für Kariben aus, zeigen aber eine sonderbare Mischung des Indianer- und Negercharakters und, da es glückte, viele Messungen vorzunehmen, darf man vielleicht von dort wichtige Resultate erwarten. Weiter wurden verschiedene Indianerdörfer besucht; unter den dort wohnenden Stämmen sind die Arrowaks hervorzuheben, die allerdings noch manche alte Einrichtungen, welche an das Clanwesen erinnern, bewahren, in ethnographischer Beziehung aber viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben. Beinahe die ganze Bevölkerung wurde hier gemessen. Der Reisende wendete sich nun mit wenigen Begleitern nach dem oberen Nikerie, wo er bis zum dritten Wasserfall gelangte. Da die Gegend sehr bewaldet und ganz unbewohnt ist, und er überdies mit Fieberanfällen zu kämpfen hatte, kehrte er am 7. Oktober nach Arrowak zurück, von wo er am 12. über den unteren Nikerie den Rückweg antrat, um noch den Korantin (Corentyne) zu besuchen; nachdem die Reise einmal wegen Krankheit unterbrochen worden war, kam er am 22. nach Oreala, der englischen Missionsstation. Er reiste über Land nach Georgetown, von wo er am 27. November wieder Paramaribo erreichte. Am 1. December hatte er bereits 106 verschiedenen Stämmen angehörige Individuen vollständig gemessen.

Vermischtes.

— Dr. Gustav Warneck. Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XI, 3 u. 4. Heilbronn, Gebr. Henninger.)

So wenig wir von unserem Standpunkte aus uns mit der Tendenz der vorliegenden Schrift, welche durch den Titel ja genügend scharf bezeichnet ist, einverstanden erklären können, so gestehen wir doch gerne zu, daß sie sehr vieles Beachtenswerthe enthält und empfehlen sie unseren Kolonialfanatikern sehr dringend zur Lektüre. Der Verfasser bestreitet, daß unsere neuen Erwerbungen überhaupt Kolonien genannt werden können, da sie zum Kolonisiren absolut ungeeignet sind. Wir sind also unbedingt auf die Kräfte der Eingeborenen angewiesen und in der richtigen Erziehung dieser Kräfte besteht unser ganzes koloniales Problem. Der Autor reißt den Menschenfreunden, die nur Kolonien wollen, um sich an einer großen Civilisationsaufgabe zu betheiligen, die Maske mit aller Entschiedenheit ab; nicht um die Civilisirung des Negers gilt es den meisten, sondern um Handelsvortheile für uns; das Besitzrecht des Eingeborenen kommt durchaus nicht in Frage, und noch weniger, ob ihm unsere Besitzergreifung nützt; aber die einzige Rechtfertigung für die Besitznahme würde darin bestehen, daß der Besitznehmende auch wirklich zum Wohlthäter der Eingeborenen wird. Der Verfasser verlangt also Schutz der Eingeborenen gegen die Vergewaltigung durch die Weißen, ihre Erziehung und natürlich ihre Christianisirung, und zwar durch den strenggläubigen positiven Protestantismus. Ob letzterer sich wirklich für den Neger eignet? Für die Schule verlangt Verfasser nur Biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, und zwar ausschließlich in der Muttersprache. Seine Wünsche gegenüber der Kolonialregierung faßt er in drei Bitten zusammen. 1. Unterstützung der als solche ganz unabhängig bleibenden Missionsgesellschaften durch Gewährung freier Fahrt, unentgeltliche Hergabe von Grund und Boden für die Stationen, und Uebernahme der Druckkosten für sprachliche Arbeiten; 2. Anstellung nur positiv gläubiger Beamter oder wenigstens keiner Gegner der Missionen und 3. Unterdrückung des Schnapshandels. Letzterem wenigstens können wir uns nur entschieden anschließen, denn das Beispiel der mohammedanischen Gebiete in Ostafrika beweist, daß es ohne Schnaps auch geht. Zwei weitere Bitten an den Großhandel, mehr Geld für die Missionen und Anstellung nur solcher junger Leute, die sich zu einem christlichen Lebenswandel verpflichten, werden schwerlich Beachtung finden, aber einer anderen möchten wir ernstlich die Erfüllung wünschen, obschon ihre Adresse, „der christliche Adel deutscher Nation", als ein seltsamer Anachronismus erscheint; sie fordert die Errichtung von Musterwirthschaften und Industrieschulen; wollen die Missionare sich ernstlich diesem Zwecke widmen, so wird ihnen Unterstützung, wenn auch nicht vom Johanniterorden aus, nicht fehlen. Ko.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samojeden. II. — A. Freiherr von Hammerstein: Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikte. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 17. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 13.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

X.

Ko. Am 4. Oktober war der Stier für die Bewohner von Dasit immer noch nicht abgesandt, ein Beweis, daß der Abmarsch noch nicht erfolgen werde. Von allen Seiten liefen jetzt Beschwerden ein, daß man von den Summen, welche der Sultan dem Reisenden abgepreßt, nichts erhalten habe und deshalb der Karawane entgegentreten werde. Aber der Reisende ließ sich nicht einschüchtern und erklärte, er werde nöthigenfalls allein, mit seiner Flagge umgürtet und nur einen Rumo — das Holzstückchen, mit welchem die Somali ihre Zähne abreiben — in der Hand, den Marsch zu den Dasits antreten und wolle sehen, ob die Somalis ihren Eid halten würden oder nicht. Wie eine Ironie fügte es sich, daß gerade zu dieser Zeit ein eingeborener Barde erschien und auf dem Platze vor den Hütten des Reisenden und des Sultans dessen Lob und dann auch das des Reisenden anstimmte. Révoil ließ ihn ungerührt singen, so lange er wollte; dem Sultan wurde es zu arg, er sandte zu dem Franzosen und ließ ihn auffordern, dem Sänger durch ein Geschenk den Mund zu stopfen, aber der Franzose blieb diesmal hartnäckig und Omar Jussuf mußte den Ruhm seiner Ahnen selbst bezahlen.

Aber die schweren Sturzregen dauerten fort und nun rückte der Sultan ganz offen mit dem Vorschlage heraus, den Abmarsch noch um 14 Tage zu verschieben. Révoil bestand natürlich auf der sofortigen Abreise; wieder begannen endlose Verhandlungen, aber endlich siegte seine Beharrlichkeit. Freilich mußte er die beiden Ballen Zeug für Ganane übernehmen und noch zwei weitere für den Chef der Gesserkudehs, aber doch nur unter der Bedingung, daß er mit der Leistung seiner Eskorte bei der Ankunft in Ganane zufrieden sei und daß die Gesserkudehs schriftlich auf alle weiteren Ansprüche verzichteten. Das einzige Tröstliche war, daß der Sultan sowohl Eden Asseno, den Abgesandten von Ganane, als auch die Ellaï, welche sich der Eskorte anschließen sollten, in Gelidi zurück behielt.

Nur die Lieblingsfrau des Sultans blieb den beiden Reisenden immer gleich günstig gesinnt; fast täglich kam sie, ihnen Nachricht zu bringen und sie zu trösten, und sehr häufig nahm sie Révoil mit in ihr Haus, wo sich immer eine zahlreiche Gesellschaft von Somali-Damen befand. Er hatte hier Gelegenheit, alle möglichen Kulturstudien zu machen; die Frauen waren mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt, die eine kardätschte Baumwolle, die andere verspann sie, eine dritte stieß Kaffee, wieder eine andere verfertigte eine Kalebasse oder machte Butter, und zwei Sklavinnen drehten die Mühle, um den in einem Mörser enthülsten Mais zu mahlen. (Man vergleiche die Abbildung.) Aber die Zusammenkünfte hatten noch in einer anderen Beziehung großen Werth für den Reisenden; von den Frauen erfuhr er ganz genau, was in den einzelnen Stämmen vorging und was die einflußreichsten Leute planten, und er bezahlte darum gern den Kaffee und den Honig, die zur Bewirthung nöthig waren.

Endlich am 9. November konnte der Opferstier geschlachtet werden; den Hammel hatte Omar Jussuf längst annektirt. Die Theilnehmer an der Karawane waren

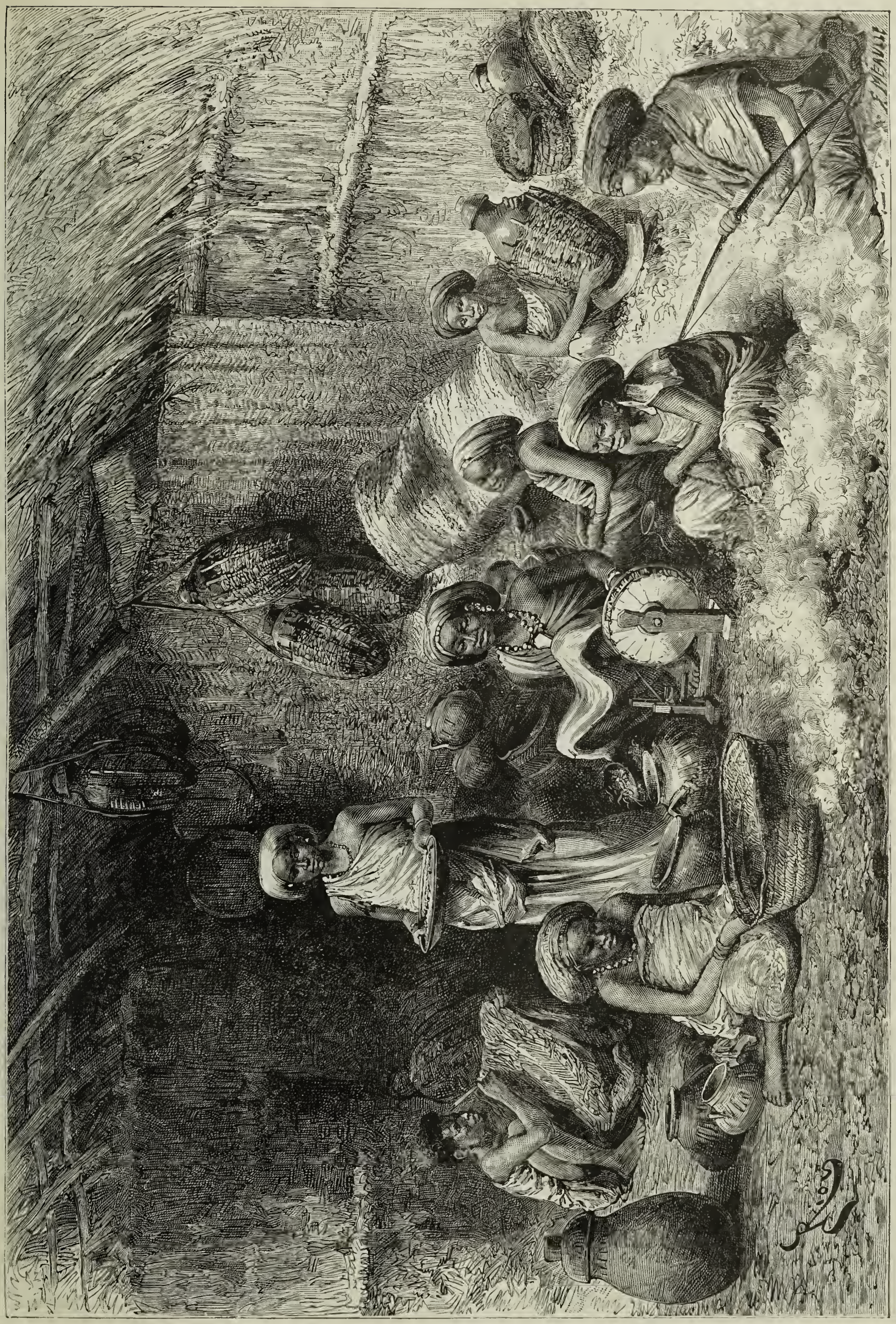
sämmtlich zum Gastmahle geladen, den Anderen wurden in das Blut getauchte Zweige ins Haus gesandt. Eine Gesandtschaft aus Bullo, einem etwa zwei Stunden von Gelidi am Wege gelegenen Dorfe, störte die Festfreude mit der Erklärung, ihr Dorf, obschon zu Gelidi gehörig, habe nichts von dem gezahlten Gelde erhalten und sie würden der Karawane den Weg versperren. Aber Omar Jussuf erklärte ihnen von oben herab, daß er ihre Drohungen verachte und unbekümmert durch das Feld hinter Belguri marschiren werde, und die anwesenden Wadans und Gobrons fuhren auf und drohten, sie allein würden 500 Bewaffnete aufbringen, die Handad sollten sich nur ganz ruhig halten. Das Mahl wurde gehalten, das Gebet gesprochen, am folgenden Tage sollten die Theilnehmer ihren feierlichen Eid leisten. Aber nun kamen die vom Abschiedsessen ausgeschlossenen Gobrons und begannen Streit, und schließlich schien es zu einem allgemeinen Kampfe kommen zu sollen.

Wieder gelang es, die Streitenden zu beschwichtigen, und am 13. November wurde endlich das Signal zum Abmarsche gegeben. Die Kameele wurden herbeigetrieben, aber die besten fehlten natürlich; der Hirte hatte sie, entgegen dem ausdrücklichen Verbote, vermiethet und die Miether dachten nicht daran, sie zurückzugeben. Die beiden Europäer waren allein, die in Mogduschu gemietheten Leute weigerten sich angesichts der gefährlichen Situation zu kommen, auch Shuma erklärte, daß er nicht weiter als nach Ganane mitgehen werde. Um 10 Uhr ist noch kein Kameel beladen, kein Mann von der Eskorte da. Umsonst befiehlt und

Ein Somali-Barde.

droht Omar Jussuf von seiner Hütte aus; Niemand gehorcht ihm, und schließlich wird der Aufbruch wieder um einen Tag hinausgeschoben. Wieder erhoben sich alle möglichen Anstände, aber diesmal drang Révoil durch. Noch im letzten Augenblicke hatte Shuma, durch Osman Hadschi eingeschüchtert, seinen Dienst aufgekündigt, aber merkwürdiger Weise den erhaltenen Vorschuß zurückerstattet. Auch verschiedene Lastthiere fehlten und der Sultan selbst erklärte, er werde erst am Abend nachkommen; nur die Wadan waren auf dem Platze und schwuren dem Reisenden unbedingte Treue; dafür solle er ihnen nachher bei Said Bargasch Verzeihung für die Ermordung des Hadsch Indi auswirken. Die Frauen klammerten sich an ihn und wollten ihn zurückhalten, da er in sein Verderben ziehe, aber mit einem fatalistischen „Kof end Allah" wies er sie zurück. Seine Flagge hatte er Niemand übergeben wollen, sondern sie als Schärpe um den Leib gewickelt und Dolch und Revolver hineingesteckt. Zehn Schüsse rasch hinter einander aus seinem Gras-Gewehre gaben das Zeichen, dann setzten er und Julian sich mit der Karawane in Bewegung, geleitet von dem gefälligen Araber Omar Kassadi. Es erweckte freilich kein besonderes Vertrauen, daß Hadschi Osman und Shibrail Musa, die Révoil zu seiner Ueberraschung unter seiner Begleitung gesehen hatte, mit Ostentation weggingen, als das Reisegebet angestimmt wurde, aber sein Entschluß stand fest.

Beim Gros der Karawane sah er zu seiner Ueberraschung Madi Nur, den wortbrüchigen ehemaligen Heizer, der, wie er erklärte, von Murdile gekommen war, um wieder in seine Dienste zu treten. Sonst waren es meist unbekannte

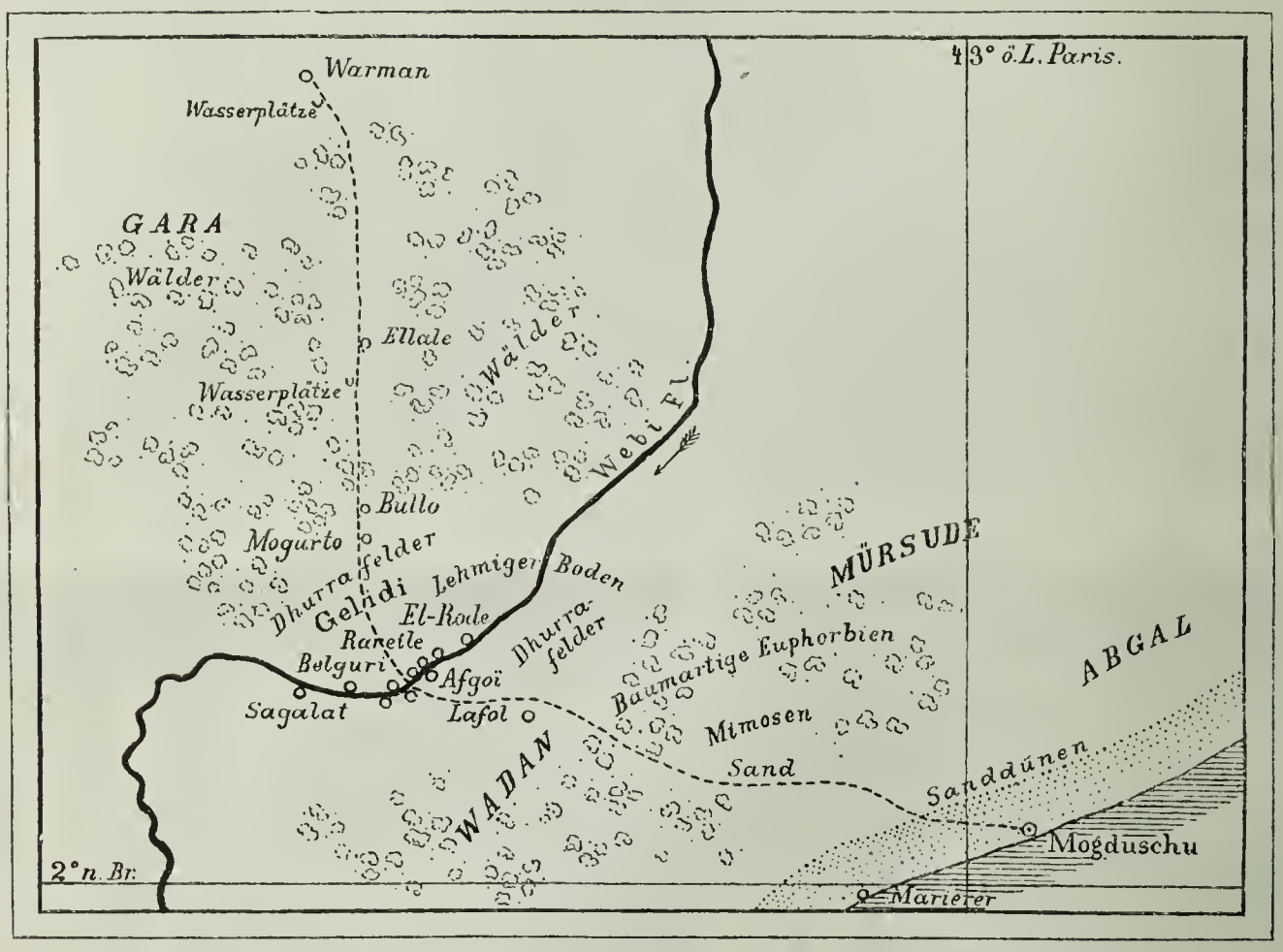


Ein Nachmittag bei der Lieblingsfrau des Scheichs der Gobron. (Theilweise nach Photographien.)

Gesichter, unter ihnen viele Abösch, aber nur auffallend wenig Somali. Im Ganzen waren es 95 Männer und 22 Lastthiere, die sich nun in Marsch setzten, Révoil mit Kompaß und Notizbuch in der Hand an der Spitze. Die beiden Dörfer der feindlichen Haudad wurden nach einem zweistündigen Marsche erreicht und auf einem kleinen Umwege umgangen. Einige Kilometer weiter gelangte man an eine Stelle, die heute noch Lafo galla, „die Gallaknochen", heißt; sie bezeichnet das Schlachtfeld, auf welchem die Galla Arrusi in ihrem Siegeslaufe gehemmt und von den Somali nach dem Nordwesten zurück getrieben wurden. Hier stieß Mude Jussuf, der Bruder des Sultans, zu ihnen und übernahm das Kommando; er versicherte nochmals, daß sein Bruder in der Nacht nachkommen werde.

Der Weg wurde nun immer beschwerlicher. Beinahe $5^1/_2$ Stunden lang wand sich die Karawane im Gänsemarsche durch ein Dickicht, wo die Dornen ihre Kleider zerrissen, während eine glühende Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte. Es war unmöglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten, trotzdem wurde ohne ernstlichen Unfall die Lichtung von Belgab erreicht, wo am Rande einiger Regenlachen ein paar Beduinenfamilien mit ihren Heerden lagerten. Jeder eilte, seinen Durst zu löschen, dann wurde unter einer lichten Akaziengruppe das Lager aufgeschlagen. Umsonst drang Révoil darauf, daß alle Waarenballen zu einem Walle um sein Lager vereinigt würden; jeder Treiber lud ab, wo es ihm beliebte, und die Kameele zerstreuten sich und stillten ihren Hunger an den jungen Baumtrieben.

Nun verlangte die Eskorte ihren Kaffee, aber umsonst suchte man nach den beiden mitgenommenen Ballen; sie waren verschwunden mit dem Kameele, das sie trug, und mit zwei Abösch der Wadan, welche es führten. Leider befanden sich auf dem Kameele auch die Arzneikiste und eine Kiste mit Waffen, ein Verlust, den Révoil sehr schwer



Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi nach Warman. (Maßstab 1 : 100 000.)

empfand. Auch von den Begleitern fehlten gegen 30, unter ihnen auch Madi Nur, und man sollte bald erfahren, warum.

Noch schimpften und klagten die Männer um den gestohlenen Kaffee, da erschallte aus dem Dickicht das gellende, trillernde Geschrei, das die Frauen ausstoßen, wenn Gefahr droht und die Krieger zu den Waffen greifen. Zwei Beduinenfrauen kamen auf die Karawane zugestürzt, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, hatten die Somalis Lanze und Schild ergriffen, und die Alten, Abdi Abdikero und den Araber Omar Kassadi an der Spitze, schaarten sich um die beiden Franzosen, welche sich natürlich auch schußfertig gemacht hatten.

Die Frauen meldeten, daß etwa 200 Somalis aus Gelidi unter Anführung der Häuptlinge von el-Rode heranrückten, um die Karawane anzugreifen. Im Nu waren die Kameele zusammen getrieben, das Gepäck auf einen Haufen vereinigt und die Eskorte im Halbkreise darum aufgestellt; die beiden Franzosen mit einigen Leuten nahmen ihre Stellung auf den Waarenballen, aber die Alten gingen zunächst dem Feinde entgegen und versuchten mit ihm zu unterhandeln. Mude Jussuf benahm sich dabei so verdächtig, daß Révoil mit seinem Begleiter sich etwas abseits stellte mit der Drohung, Jeden niederzuschießen, der das Gepäck anrühre. Doch sollte es nicht zum Aeußersten kommen. Die Leute von el-Rode waren besonders deshalb beleidigt, weil der Sultan sie von der Eskorte ausgeschlossen hatte; sie ließen darum mit sich reden und stellten schließlich nur die Forderung, daß die Karawane auch 12 der Ihrigen als Begleiter mitnähme. Als dies angenommen wurde, zogen sie sich etwas zurück, blieben aber in der Nähe gelagert.

Das erregte neues Bedenken, denn man mußte erwarten, daß die anderen Stämme von Gelidi, sobald sie den Aufbruch der Leute von el-Rode erfuhren, alsbald nacheilen würden, um ihre bei der Karawane befindlichen Angehörigen

zu schützen; dann wäre aber ein allgemeiner Kampf unvermeidlich gewesen. Wohl oder übel entschloß man sich also, den Lagerplatz trotz der allgemeinen Ermattung und der späten Stunde noch zu verlassen und weiter zu marschiren; die Kameele werden so rasch wie möglich beladen und von Neuem dringt man auf einem kaum den Namen verdienenden Pfade in den Wald ein. Bald geht die Sonne unter und die Nacht bricht herein. Der Weg wird immer schlechter, die Dornen der Büsche reißen die Kleider vom Leibe und bohren sich in das Fleisch, alle Augenblicke kommt eine sumpfige Lache, in deren Thonboden man bis an die Knie einsinkt. Die Lastthiere weigern sich, weiter zu gehen, auch die Menschen können kaum mehr, aber die Führer drängen immer weiter, trotz der prächtigsten Lagerplätze, an denen man vorbei kommt, sie wollen um jeden Preis Warman erreichen, wo Einwohner von Gelidi mit ihren Heerden lagern, und mit blutenden Füßen müssen die Reisenden sich mitschleppen.

$4^1/_2$ Stunden dauerte der schauderhafte Marsch auf einem Gazellenpfade durch den nachtdunklen Wald; die Kameele legen sich nieder und verweigern das Wiederaufstehen, alles ist auf den Tod erschöpft, da wird endlich Warman erreicht. Die Kameele werfen sich nieder und sind selbst zum Fressen zu müde; die Ballen bleiben neben ihnen liegen, umsonst bemüht sich Révoil, sie in Ordnung zu bringen. Aber nun verlangte die Eskorte nach Nahrung. Révoil hatte darauf gerechnet, daß man an allen Lagerstellen Fleisch, Durrah, Milch, Honig und Fett haben könne; er hatte darum nur für sich zwei Ballen Reis und einen kleinen Ballen Zucker mitgenommen, die in Nothfällen dienen sollten. Aber die Eskorte hatte diese Leckerbissen gewittert und verlangte stürmisch deren Herausgabe. Er legte die Frage dem Rathe der Alten vor; auch sie stimmten dafür und die Ballen wurden geöffnet. Natürlich wollten die guten Leute von Warman sich die Gelegenheit, umsonst zu solchen Leckerbissen zu kommen, auch nicht entgehen lassen; hätte nicht der getreue Araber Kassadi die Rolle eines Fouriers übernommen, so wäre der ganze Vorrath bei der ersten Vertheilung daraufgegangen.

Beduine, seine Kameele bewachend.

Nun schrie man nach Kochgeschirr. Révoil hatte sein Bestes gethan, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, zwei Kameele waren ausschließlich mit Geschirren beladen worden, aber du lieber Gott, wie hatten die Aeste und Sträucher den Vorrath bei dem Nachtmarsche zugerichtet! Fast nur Scherben waren noch vorhanden, und um die wenigen ganz gebliebenen Töpfe zankten sich die einzelnen Clans, von denen jeder eine Kochgesellschaft für sich bilden wollte. Auch die Abösch wollten nicht mit den Sklaven zusammen kochen und essen, kurzum, es entstand ein ganz unbeschreiblicher Wirrwarr. Mude Inssuf saß mittlerweile ruhig auf seiner Matte, und ließ die Dinge gehen wie sie wollten; zum Schlusse nahm er dem Reisenden noch sein Bett und seine Decke ab, da er als Bruder des Sultans nicht, wie die Anderen, auf einer Matte auf dem Boden zu schlafen brauche. Révoil stellte ihm vor, daß die Karawane solche Märsche nicht aushalten könne; er lächelte nur ironisch und meinte, das ginge ihn nichts an.

Endlich trat Ruhe ein, jeder bettete sich, so gut er konnte, und auch die Reisenden lagerten sich auf ein paar Matten. Abdi, Omar Kassadi, Hamed Ugan und Eden Asseno hatten die Wache bei ihnen übernommen, das Gebet wurde gesprochen, es wurde allmählich still. Wie in Leintücher gehüllte Leichen lagen die Somalis am Boden, nur die Wächter bei den Kameelen standen aufrecht auf ihre Lanzen gestützt und summten ihre monotone Weise, welche die wiederkäuenden Kameele mit ihrem eigenthümlichen Grunzen begleiteten. Kein Schlaf kam in die Augen der Reisenden. Wohl hatten sie nun endlich Gelidi im Rücken, aber wie weit konnten sie unter solchen Umständen kommen? Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die ganze Ausrüstung verloren gehen werde; aber würde man selbst mit diesem Opfer Ganane erreichen? Die Nacht wollte kein Ende nehmen; es war kalt und feucht und das schwache Feuer genügte nicht, die Frierenden zu erwärmen. Umsonst wartete man auf Omar Inssuf, der bestimmt versprochen hatte, hier zur Karawane zu stoßen; ein paar Schüsse, die man in der Entfernung hörte, weckten die Vermuthung, daß er auf einem anderen Wege direkt nach Dasit geritten sei, aber ein paar Beduinen, die bei Tagesanbruch von dort kamen, zerstörten diese Hoffnung und brachten auch sonst sehr unbefriedigende Nachrichten.

Dasit ist ein Dorf wie Gelidi, und ebenso aus verschiedenen Clans zusammengesetzt. Seine Bewohner schienen in zwei Parteien gespalten. Die einen, durch fanatische Predigten und geheime Einflüsse aufgehetzt, wollten der Karawane unter allen Umständen den Durchmarsch wehren, die anderen ihn gestatten, aber nur unter unmäßig harten Bedingungen. Die Alten hofften auf die Ankunft des Sultans, um Verhandlungen anzuknüpfen, aber er kam nicht. Es hätte ganz gut in seiner Macht gestanden, die

Révoil's Zelt und Geleitmannschaft.

Eine Karawane holt Wasser bei Warman. (Zum Theil nach Photographien.)

Gegner zur Ruhe zu bringen, denn wenn die Dasit auch zweifellos die Macht hatten, den Weg zu sperren, so durften sie doch nicht wagen, das zu thun, denn die Gobron und Wadan konnten ihnen zur Vergeltung ebenso gut den Weg nach Mogduschu und den einträglichen Handel mit der Küste sperren. Aber Omar kam nicht, und so gingen vier der Aeltesten der Karawane nach Dasit, um die Verhandlungen einzuleiten.

Jedenfalls mußte man sich darauf richten, den ganzen Tag hier liegen zu bleiben, und Mude Jussuf traf wenigstens einige Anstalten, Ordnung in dem umgebenden Chaos zu schaffen und das Lager zu sichern. Auch Révoil ließ sein Reisezelt an der Stelle, wo er übernachtet hatte, aufschlagen, um sich wenigstens einigermaßen vor den Sonnenstrahlen zu schützen und wartete bei einer Tasse Thee den Augenblick ab, wo in dem benachbarten Moôr oder Viehparke der Beduinen die Kühe gemolken würden. Seine Leute hatten sich mittlerweile für ein paar Maß Reis von den Beduinen Kaffee eingetauscht und gaben sich ihrem gewohnten Genusse in der oben beschriebenen Weise hin.

Warman ist, wie Belgab, eine Lichtung in dem ausgedehnten Walde, welche eine vortreffliche Weide bietet. Die Vegetation, ohne gerade übermäßig üppig zu sein, zeigte doch schon den wohlthätigen Einfluß der Regen; die Sträucher bedeckten sich mit Blumen und die zerstreuten, mit Lianen überwucherten Baumgruppen sahen wie grüne Inseln in einem Meere von Grün aus. Beduinen vom Stamme der Gares hockten gruppenweise herum und schienen in wichtige Berathungen vertieft. Der Moôr lag ganz nahe an dem Lager der Karawane und die Reisenden gingen hin, um sich selbst die Milch melken zu lassen; sie hatten, an Kinzelbach's Schicksal denkend, das schon in Gelidi immer gethan, um so mehr natürlich hier in der Wildniß.

Unmittelbar neben dem Moôre befand sich ein großer Teich, der noch Wasser führte, am Anfange der Regenzeit eine solche Seltenheit in dieser Gegend, daß selbst die Leute von Dasit kamen, um hier Wasser zu holen. Von Frauen geleitet, zogen ganze Karawanen von Kameelen herbei, jedes mit vier großen Wassergefäßen beladen, welche durch Körbe vor dem Zerbrechen geschützt waren. Unsere Abbildung zeigt eine solche Wasserkarawane.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

III.

Wenn im Frühjahr Menschen, Vierfüßler und Vögel ihre Wanderung nach dem Norden, die Fische in der entgegengesetzten Richtung ihre Wanderung vom Nördlichen Eismeere nach dem Süden antreten und in die Flüsse eindringen, wenn auf diesen und auf den großen Landseen das Eis verschwindet, dann übergiebt der größte Theil der Jäger seine wenigen Renthiere einem Hirten, welcher sie zu den Moosweiden im Norden führt und der Jäger selbst siedelt sich in der Nähe der Landseen, hauptsächlich aber in der Nähe der Flüsse an, um das Jägerleben mit dem des Fischers zu vertauschen. Es beginnt damit die Zeit ihrer Ernte. Die Jagd allein kann sie selten ernähren, sondern die während des Sommers getrockneten oder später hart gefrorenen Fische müssen die Vorräthe für den Winter bilden. Mit ihren Böten suchen sie geeignete Stellen zum Fischfange auf und stundenlang bis zu den Hüften im eiskalten Wasser stehend, stellen sie ihre Netze. Letztere werden von den Samojeden aus Bast und anderem ihnen zu Gebote stehenden Materiale gemacht, häufiger aber, und sobald es ihnen möglich ist, verschaffen sie sich durch Handel Hanfschnüre. Die zu den Netzen nöthigen langen Seile und starken Schnüre flechten sie in den Flußniederungen immer aus Weiden mit großer Geschicklichkeit; dieselben sind überall gleich stark und nicht die geringste Unregelmäßigkeit ist wahrzunehmen.

Wenn auch von den Mücken gepeinigt, so haben die Samojeden im Sommer doch nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen; die Flüsse liefern reichlich Fische und auch das an denselben befindliche Flugwild wird viel erlegt.

Wenn im Herbste das Eis die Flüsse und Seen zu bedecken beginnt und einiger Schnee gefallen ist, so hört auch die Fischerei allmählich auf; der Samojede zieht seine Böte ans Land, um sie an einem geeigneten Orte zu verwahren, oder er packt sie, wie die übrigen Fischereigeräthe, auf einen Schlitten, um alles mit sich zu nehmen. Alle im Winter nothwendigen Sachen, wie Winterbekleidung, Schlitten, Renthiergeschirr, Bogen, Fallen ꝛc. werden reparirt und in Stand gesetzt und die langsam aus dem Norden zurückkommenden Renthierheerden erwartet. Endlich erscheinen diese, gewöhnlich dann, wenn das Eis der Flüsse sicher ist, und die Fischer können die ihnen gehörigen Thiere in Empfang nehmen. Aber es vergeht noch eine längere Zeit, ehe sie ihre Zelte abnehmen, dieselben, wie alle übrigen Sachen, auf Schlitten verpacken und nun je nachdem, wo und wie ihr Wohnort ist, sich einer dem anderen anschließen, um in großen Karawanen dem Süden entgegen zu wandern, die dortigen Wälder aufzusuchen und wieder ihrer Winterbeschäftigung, der Jagd, obzuliegen. Haben sie einen guten Fischfang und eine gute Jagd gehabt, so suchen sie, wie die wohlhabenden Hirten, Obdorsk und Surgut oder andere, an der Renthiergrenze gelegene russische Ansiedelungen auf, um gegen Fische und Felle Waaren einzutauschen. Die Reisen gehen gewöhnlich langsam; die Samojeden lassen unterwegs da, wo sie viel Moos finden, ihre Renthiere weiden, welche, wie bekannt, während des ganzen Winters ihr Futter selbst suchen, indem sie mit ihren Klauen den Schnee fortscharren und die darunter befindliche Renthierflechte treffen. Außerdem wird während der Wanderung auch die Jagd nicht vergessen.

Aber nicht immer verlaufen die Dinge in der eben beschriebenen Weise; häufig, wenn der Fischer auf die Ankunft seiner Renthiere wartet, wird ihm die Nachricht zu Theil, daß sie sämmtlich einer Seuche erlegen sind, sein ganzes Vermögen verloren ist. Nach einer solchen Nachricht wird er „ssjangau!“ sagen, welches etwa „schade! wehe!“ bedeutet und ein eigenthümliches Schütteln oder Schaudern

feines Körpers folgen, ganz ähnlich dem, welches durch eine heftige Kälte erzeugt wird und auch von denselben Lauten begleitet ist. Weiter wird man aber keine Veränderung in seinem Gesichte wahrnehmen, keine Klagen von ihm hören. Er ist von früher Jugend her an die Wechselfälle gewöhnt, welche sein Klima und sein Leben mit sich bringen und, wie er nicht dankt, wenigstens nicht mit Worten, so klagt er auch nicht, bittet sehr selten und bettelt nie. Hat er noch etwas von einigem Werthe in Fellen oder Fischen, so tauscht er sich dafür ein paar Renthiere ein und sucht damit seinen Winteraufenthalt oder wenigstens einen für die Jagd günstigen Wald zu erreichen, oft aber muß er auch einen Dienst bei Wohlhabenderen aufsuchen.

Die Lebensweise der Samojeden ist außer der veränderten Beschäftigung im Winter und Sommer und während der Wanderungen dieselbe. Sie essen am Tage gar nicht oder nur sehr wenig, sondern halten am Abend eine große Mahlzeit, welche aber, wenn reichlich Nahrungsmittel vorhanden sind, ein paar Stunden dauert. Die Männer gehen am Tage auf die Jagd oder zum Fischfange, oder haben mit ihren Renthieren zu thun. Die Frauen sind immer im oder beim Zelte beschäftigt, um die Kleider und das Zelt in Ordnung zu halten, Holz zu holen, die Fische zu trocknen und auf die Kinder zu achten. Die kleinsten Kinder, die Säuglinge, liegen in einer 70 cm langen und in der Mitte etwa 40 cm breiten, ovalen Wiege, welche einer hölzernen Schachtel ohne Deckel ähnlich sieht. Die Ränder dieser Wiege sind etwa 13 cm hoch; an denselben ist ein Bügel angebracht, welcher niedergelegt und in die Höhe gezogen werden kann, um die Wiege mit Pelz oder Tüchern zu bedecken und das Kind im Winter gegen Kälte, im Sommer gegen Mücken zu schützen. Im Sommer in Tücher oder Leder, im Winter in Pelz gewickelt, ein kleines Kissen unter dem Kopfe, liegen die Samojedensäuglinge viele Stunden, oft den ganzen Tag in der Wiege, ohne ein einziges Mal herausgenommen zu werden. Damit sie einigermaßen trocken liegen, wird in ihre Windeln zerriebenes, altes, weiches (olmiges) Holz gelegt. Sehr früh müssen sich die Samojeden an Unannehmlichkeiten, Geduld und Ausdauer gewöhnen. Wenn nicht allzu strenge Kälte herrscht, werden die kleinen Kinder beim Abnehmen und Umbauen eines Zeltes halb bekleidet in den Schnee gesetzt. Sie schreien dann zwar, als wenn sie am Spieße stäken, aber bevor das neue Zelt nicht fertig ist, kümmert sich Niemand um sie. Wenn die Kinder anfangen zu gehen, bekommen sie dieselbe Kleidung, wie die Erwachsenen, sie laufen später aus freiem Willen in den Schnee und wälzen sich in demselben stundenlang mit dem größten Behagen. Sobald wie möglich helfen sie den Eltern bei ihren Beschäftigungen. Ich sah kleine, etwa sechsjährige Kinder, welche schon versuchten, Renthiere mit dem Lasso einzufangen und jedesmal, wenn sie warfen, der Länge nach auf den Schnee niederfielen.

Die individuelle Ausbildung des Samojeden ist nicht gering; er muß Zelte, Schlitten, Böte, Jagd- und Fischereigeräthe verfertigen, er muß Hirt, Fischer und Jäger sein und sich die tausenderlei Kunstgriffe und Kenntnisse aneignen, welche zu allem diesem nothwendig sind. Von Schulbildung ist natürlich keine Rede; nur zwei Samojeden habe ich gesehen, welche Russisch lesen und schreiben können; wenige lernen durch den Umgang mit den Russen Russisch zu sprechen. Dieses Volk hat außer der Erfahrung nur eine große Lehrerin, die strenge, aber oft so schöne nordische Natur. Sie hat sein Denken gebildet, sie bestimmt sein Thun und Handeln, sie ernährt ihn, aber sie straft auch hart und unerbittlich.

Der Himmel, welcher mit Sonne, Mond, Sternen, Kometen und dem Nordlichte in dieser Zone so oft auf das Großartigste, Wunderbarste und Herrlichste strahlt, der Himmel mit seinen Blitzen und dem Donner, machte den mächtigsten und tiefsten Eindruck auf die Samojeden und sie halten daher den Himmel für den höchsten Gott. Weil er ihnen Licht und Wärme spendet, so ist er auch ein guter Gott; groß und gut, und deshalb der beste. Um ihm möglichst nahe zu kommen, wird er besonders auf heiligen Bergen verehrt, aber auch in schönen und schön gelegenen Wäldern. Auch das Wasser, welches durch seine Kraft, Großartigkeit und Schönheit seinen Eindruck auf dieses Volk nicht verfehlte und ihm die Fische spendet, wird an heiligen Flüssen von ihm verehrt, besonders da, wo heftige Stromwirbel sind. Ueberhaupt an allen durch Schönheit oder ansprechende Lage ausgezeichneten Bergen, Wäldern, Flüssen und Seen verehren sie entweder ihren höchsten Gott, den Himmel, oder wie an den Stromwirbeln, auch das Wasser. Dieses war so zutreffend, daß, wenn ich während der Reise dachte, dieser Berg oder jener am See liegende Wald wird sicher von den Samojeden als heiliger Berg, heiliger Wald betrachtet, ich es in der Regel bestätigt fand. Ebenso macht aber auch alles Eigenthümliche, Wunderbare, Abnorme in der Natur seinen Eindruck; eine plötzliche Vertiefung des Bodens, ein kreisrunder, mit einem regelmäßigen Walle umgebener See, eine Gegend, welche mit lauter kleinen Hügeln dicht besäet ist und dergleichen mehr. Diesem Eindrucke des Seltsamen, Abnormen und dem jedem Menschen innewohnenden Egoismus verdankt auch sicher der Fetischdienst seine Entstehung. Während meiner Reise mit Renthieren nach Surgut sah ich häufig kleine, abgestorbene Bäumchen ohne Rinde und kleinere Zweige, welche durch Einfluß des Windes, Wetters und Bodens so abnorm gewachsen waren, daß sie Kreuze, Armleuchter, Buchstaben und andere schwer zu beschreibende Figuren bildeten und zwar so eigenthümlicher Art, wie ich sie nie

früher beobachtet habe. Wenn ich tagelang über die baumlosen Schneeebenen gefahren war, nichts als Himmel und Schnee gesehen hatte, beschäftigten diese Figuren meine Phantasie aufs Lebhafteste.

So mag es auch in früherer Zeit dem Samojeden ergangen sein. Wenn der in Farbenpracht leuchtende Himmel, das wirbelnde Wasser schon einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er zu verehren und anzubeten begann, so kann auch die abnorme, wunderbare Figur, welche ein alleinstehendes verkrüppeltes Bäumchen bietet, eine seltsame Figur, welche einzig und allein dasteht und grundverschieden von den unzähligen normal gewachsenen Bäumen ist, so kann auch diese leicht auf das Gemüth des Naturmenschen wirken. Der Egoismus bestimmt ihn, diese Figur allein zu behalten, im Walde zu verstecken und allein zu verehren. Später wird eine solche Sache zum Bedürfnisse und zur Gewohnheit, und findet er keine geeignete Figur, so schneidet und schnitzt er sie selbst; jeder Samojede hat einen solchen Fetisch.

Wenn im Sommer die ungeheuren Sümpfe des nördlichen Sibiriens Milliarden und abermals Milliarden von Mücken gebären, welche in Gemeinschaft mit anderen Insekten Menschen und Thiere aufs Furchtbarste quälen, wenn diesen Sümpfen die Keime ansteckender Krankheiten, der Epidemien und Seuchen entsteigen, denen die Samojeden selbst und ihr werthvollstes Gut, die Renthiere, letztere oft zu Tausenden, erliegen, so muß im Sumpfe dasjenige sein,

was den Samojeden feindlich entgegentritt, von den Sümpfen aus die ganze Erde durchdringt und Allem, was darauf ist, schadet. Aber die Erde spendet auch viel, sie giebt ihnen das Moos für die Renthiere, das Holz für ihre Zelte, Schlitten, Böte, Bogen und Pfeile und deshalb ist in ihrer Vorstellung Erde und Teufel nicht so mit einander verwebt wie Himmel und Gott. In ihrer Sprache heißt Himmel numm und Gott numm; die Erde heißt ja, aber der Teufel schsúdebü oder müleka. Der Teufel der Samojeden ist auch kein vollkommener Teufel, denn er ist nach ihrer Vorstellung versöhnlich.

Derjenige, welcher hauptsächlich mir über Religion und Sprache Aufschluß geben mußte, war ein alter Mann, dessen Vater zwar Ostjake, dessen Mutter aber Samojedin gewesen war, und welcher selbst während seines ganzen Lebens unter den Samojeden wohnte. Er war zwar dem Namen nach Christ, innerlich aber noch vollkommen Heide. Er war mit einer aus zwei Ostjakenfürstinnen, zwei Ostjaken, zwei Samojeden und zwei Läpinen bestehenden Deputation in Omsk gewesen, als sich der damalige Großfürst und Thronfolger von Rußland dort aufhielt, und hatte als samojedischer Dolmetscher fungirt. Sein heidnischer Name war Wossakotze, sein russischer Name Iwan. Es wurde mir von Allen versichert, daß er einer derjenigen wäre, welche sich am besten zu meinen Zwecken eigneten. Ich gebe das mir von ihm Gesagte im Folgenden wortgetreu wieder.

Die heidnische Religion der Samojeden und Ostjaken hat viel Aehnlichkeit; erstere sind noch Heiden, während die letzteren, wenigstens äußerlich, fast alle Christen sind. Die Samojeden glauben an einen höchsten Gott, den Himmel; dieser ist gut und thut ihnen deshalb kein Leid. Eine Person denken sie sich nicht im Himmel, sondern Gott ist der Himmel und der Himmel ist Gott; daher auch der Name numm für Gott und Himmel. Er wird besonders auf heiligen Bergen, deren es eine größere Anzahl giebt, verehrt. Jedesmal, wenn sie nach einer langen Reise einen solchen Berg betreten, schlachten sie auf demselben ein Renthier, verzehren es und hängen den Renthierkopf an einem dort befindlichen Baume auf, oder an einem in die Erde gesteckten Stocke, oder legen ihn einfach auf die Erde nieder; der Wohlhabende schlachtet sein bestes, der Arme oft sein einziges Renthier. Ebenfalls wird der erste gute Fisch beim Beginne der Fischerei im Frühjahr auf diesen Bergen verzehrt, und der Fischkopf wie der Renthierkopf dem höchsten Gott, dem Himmel, geweiht. Einige dieser Berge dürfen Frauen nicht betreten.

Die Samojeden verehren diesen Gott überhaupt jedesmal, wenn ein Renthier geschlachtet wird, wo sie sich auch befinden. Sie sehen dabei alle zum Himmel hinauf; vor dem Schlachten sagen sie: „Gott, wir haben es hergeführt;“ wenn sie die Schlinge umgelegt haben: „Siehst du auch, Gott, was wir thun?“ während des Tödtens rufen sie: „ooooohohoho“ oder „uuuuuhuhuhu“ in eigenthümlicher Weise; wenn sie das Renthier getödtet haben, sagen sie: „Gott, nimm dieses!“

Ferner verehren sie Gott dadurch, daß sie Gutes thun; wenn ein Reicher dem Armen ein Renthier schenkt, so hilft er damit Gott und Gott wird ihm wieder helfen. Sie verehren auch, wie schon erwähnt, das Wasser. Ein Stromwirbel ist von den Samojeden besonders besucht, in der Nähe desselben befindet sich ein Kasten, in welchen schöne Felle und andere Kostbarkeiten gelegt werden. Sie schlachten auch hier Renthiere, lassen das Blut derselben in den Fluß laufen und bitten für sich und für andere, welche viel auf dem Wasser fahren, daß ihnen dieses kein Leid zufüge.

Wenn sich auf einem Berge oder in einem Walde auffallende Vertiefungen des Bodens finden, so sagen die Samojeden, daß dort ein Gott geboren sein müsse. An einem solchen Orte schlachten sie besonders viel Renthiere und legen die Köpfe dort nieder, so daß oft 10 Fuß hohe Hügel von Renthierköpfen entstehen.

Wenn ein wohlhabender Samojede in die Nähe einer christlichen Kirche kommt, so weiht er auch dieser ein weißes Renthier, schöne Felle oder Geld.

Der Teufel der Samojeden befindet sich in der Erde, besonders in Sümpfen. Sie sagen: „Gott, der Himmel, wird uns kein Leid zufügen; wir sind aber an die Erde gebunden und werden vom Teufel belästigt.“ Auch für ihn sind Orte bestimmt, wo er Opfer erhält; in der Nähe von Sümpfen, dort, wo viele kleine Hügel neben einander liegen, und an anderen auffallenden Orten. Ich sah einen Teufelsaltar inmitten einer Gegend, welche viele Meilen weit mit etwa zimmerhohen Hügeln bedeckt war. Dieser Altar bestand aus einem über $2^1/_2$ m hohen Pfosten, auf welchem ein 2 m langer Balken horizontal lag; der letztere war mit etwa 20 cm langen Holzzacken, Zähnen ähnlich, versehen.

Der Teufel erhält von den Samojeden Opfer, damit er ihnen kein Leid zufügt. Beim Schlachten der Renthiere erhält er das Blut; wenn dieses auf die Erde fließt, so sagen sie zum Teufel: „Trink das Blut, aber belästige uns nicht.“ Wenn Epidemien, wie die Pocken, unter den Samojeden herrschen, so schlachten sie so viel Renthiere wie möglich, legen dieselben mit Haut und Haar auf die Erde und sagen zum Teufel: „Hier, nimm Alles, aber verschone uns fernerhin.“

Der Fetischdienst besteht darin, daß jeder Samojede entweder auf einem Berge oder häufiger in einem Walde seinen Götzen hat. Es ist dieses ein einfacher Stock, auf welchem ein Gesicht roh geschnitzt ist. Diesem Fetisch bringen sie alle möglichen Sachen, besonders gern Silbergeld; sie schlachten auch für ihn ein Renthier, bestreichen ihn mit dem Blute desselben und setzen ein Gefäß mit Fleisch vor ihm auf den Boden.

Die Priester der Samojeden, von ihnen selbst Tadibi, von den Russen Schamanen genannt, haben wohl nicht den bedeutenden Einfluß, welcher ihnen zugeschrieben wird. Sie gehören in der Regel den ärmeren Klassen an, sind selbst Jäger und Fischer, aber oft kluge Menschen, welche ihr Volk genau kennen. Der Schamane muß immer eine Trommel (pénser) besitzen; dieselbe hat entweder eine kreisrunde oder ovale Form, ist flach und von verschiedener, oft beträchtlicher Größe. Das Trommelfell besteht meistens aus Renthierhaut, welche straff über den 7 bis 9 cm hohen Rahmen gespannt ist, an letzterem sind zwei sich kreuzende Stäbe locker angebracht. An diesen Stäben wird die Trommel mit der linken Hand gehalten, während mit der rechten Hand der Trommelstock geführt wird. Letzterer ist mäßig lang und mit kurzhaarigem Felle überzogen. Die Trommel muß vor dem Gebrauche etwas erwärmt werden und hat dann einen dumpfen, aber starken und betäubenden Ton.

Sind Abends spät mehrere Samojeden versammelt und ist ein Schamane unter ihnen, so wird diesem gesagt, er möge Gott bitten, ihnen Gutes zu verleihen. Dann beginnt der Schamane zu trommeln und in eigenthümlicher Weise zu singen; in seinen Gesang stimmen auch die übrigen Samojeden mehr oder weniger ein. Der Schamane verbeugt sich hin und wieder vor jedem einzelnen der Anwesenden, um anzudeuten, daß er für sie bittet, und versetzt sich und die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. Während des

Trommelns tritt der Schamane mit Gott in Verbindung und spricht mit ihm. Gott sagt dann gewöhnlich, die Samojeden möchten ihm Renthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wenn sie diesem Gebote nachkämen, so würden sie mit ihren Renthieren Glück haben, ihnen eine gute Jagd, ein guter Fischfang und andere Annehmlichkeiten zu Theil werden.

Ob der Schamane immer ein Betrüger ist, möchte ich bezweifeln; wenn man weiß, wie demselben während des Trommelns der Schweiß aus allen Poren dringt, in welche fieberhafte Aufregung er sich selbst versetzt, und gesehen hat, wie elend und angegriffen er in den Tagen nach einem solchen Gottesdienste ist, so ist die Annahme wohl nicht unberechtigt, daß er selbst glaubt, mit Gott in Verbindung zu treten und sich selbst einbildet, Worte von ihm zu hören. Wenn man nicht hochmüthig auf diese armen Heiden herabsehen, sondern etwas in ihre Denkungsweise eingehen will, so muß man eingestehen, daß man durch ein solches Trommeln und Singen selbst aufgeregt werden kann.

Bemerkt habe ich schon, wie die in der Schneeebene alleinstehenden wunderbaren Figuren, welche abnorm gewachsene Bäume gebildet hatten, meine Phantasie beschäftigten; ebenso kann ich den Eindruck nicht vergessen, welchen der Teufelsaltar auf mich machte. In einem civilisirten Lande würde ich diese paar kunstlos an einander gefügten Hölzer für einen wunderlichen Wegweiser gehalten, ihn gesehen und wieder vergessen haben. Hier aber, nachdem ich auf meinem Wege wochenlang nichts von Menschenhand Geschaffenes getroffen hatte, machte der inmitten schneebedeckter Hügel stehende, am Fuße mit Blut bestrichene Teufelsaltar vielleicht ähnliche Gefühle in mir rege, wie in dem rohen heidnischen Samojeden, wenigstens die des Grauens; ich sah nur Zähne, nicht kunstlose Holzzacken, um so auffallender, weil mir vorher nichts von dieser Teufelsstätte gesagt worden war. Einen ähnlichen Eindruck hatte sie auf meinen Dolmetscher gemacht.

Die Kultur Europas, Griechenland, Italien und einen Theil der angrenzenden Länder ausgenommen, ist noch sehr jung. Nach dem nordwestlichen Deutschland kam das Christenthum vor etwa 1000 Jahren, im Norden und besonders im Osten verbreitete es sich noch viel später. Mit und durch das Christenthum entwickelte sich dann langsam die Kultur. Man weiß, wie lange noch diese Völker im Geheimen heidnischen Gebräuchen huldigten, wie schwer es der christlichen Kirche war, dieselben allmählich auszurotten und wie bis auf den heutigen Tag, wenigstens beim Landvolke vieler Gegenden, noch Anklänge daran zu finden sind. Die alten Sachsen im Norden Deutschlands hielten in ihren heiligen Wäldern ihren Gottesdienst ebenso mit der Trommel, wie heute die Samojeden. 600 bis 1000 Jahre gehörten unsere Voreltern dem Christenthume an, aber wie viele Tausende von Jahren mögen sie einem Heidenthume angehört haben, ähnlich dem der Samojeden. Es mag in den jungen Kulturvölkern noch viel zum Heidenthume Disponirendes liegen, welches beim Alleinsein in großen Wildnissen zum Bewußtsein kommt.

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batakssches Märchen.

Von **W. Ködding.**

I.

Vorbemerkung. Die Bataks auf Sumatra, ein kräftiger Volksstamm, unter dem die Rheinische Missionsgesellschaft seit 1861 eine segensreiche Missionsarbeit unterhält, gehören weder zu den rohen Naturvölkern, noch zu den sogenannten heidnischen Kulturvölkern; sie nehmen etwa eine Mittelstellung ein. Ihre Kultur ist Hinduischen Ursprunges und ist vor Jahrhunderten zu ihnen gekommen. Vieles spricht dafür, daß ehedem Kultur und politisches Leben bei ihnen auf einer höheren Stufe gestanden haben, als sie gegenwärtig stehen. Ein gewiß nicht zu unterschätzendes Kulturelement ist ihre eigenartige Schrift und Litteratur, obschon die letztere sehr arm ist und sich auf Zauberbücher, auf Baumbast geschrieben, beschränkt. Zu brieflichem Verkehre bedient man sich eines Stückes Bambu, in dessen feine weiche Rinde die Buchstaben mit einem eisernen Griffel oder spitzen Messer eingegraben werden. Auch die so sehr beliebten Erzählungen, Märchen, Fabeln, auch längere Räthsel, findet man oft auf Bambusstangen, bis zu 15 Fuß lang und mehr, eingegraben. Ein solches Märchen ist auch das unten folgende. Obschon es ein Märchen ist und zwar ein solches, das seinem Kerne nach in früher Zeit aus der Fremde zu den Bataks gekommen sein muß, so steht es doch auf dem Boden des Volkslebens oder besser, es ist so in dasselbe eingehüllt, daß es uns einen Blick in das Leben, Fühlen und Denken dieses Volkes gestattet und daher auch wohl ethnographisches Interesse hat. Wo es der Text bedarf, werden kurze Fußnoten Erläuterung geben.

Zu alten Zeiten, erzählt die Sage, lebte ein Mann, Radja Somongga, der hatte zwei Söhne: Si Adji panurat (= Fürst Schreiber) und Si Adji pamasa (= Fürst Leser). Eines Tages sprach der Vater zu seinem Aeltesten: „Gehe hin, mein Sohn, nimm (kaufe) dir eine Frau, denn deine Mutter und ich — wir werden beide alt.“ „Ach“, antwortete der, „ich mag noch nicht heirathen, laß zuerst meinen jüngeren Bruder heirathen.“ So wandte sich der Vater zu dem Jüngsten: „Nun Väterchen [1]), sprich, wolltest du wohl zuerst eine Frau nehmen?“ „Wie, Vater, ists nicht gegen alle Sitte, daß der Jüngere vor dem Aelteren heirathet?“ meinte dieser. „Nicht doch, Väterchen, es ist nichts Unerlaubtes dabei, wenn ihr beide einig seid.“ — Daraufhin machte Si Adji pamasa unter Paukenschlag auf der Dorfstraße bekannt: „Ihr alle, Männer dieses Dorfes!

[1]) Zärtliche Ansprache der Eltern an ihre Söhne; „Mütterchen“ an ihre Töchter. Großeltern reden ihre Enkel an mit Großväterchen und Großmütterchen. Uebrigens bedienen sich auch Fremde dieser Ansprachen unter einander.

daß euer keiner etwas Anderes vornehme für Morgen; wir wollen Morgen auf die Brautschau zu meinem Oheim [1]) in das Dorf Sonnenaufgang, ihr alle sollt mich begleiten!" Am folgenden Morgen ließ er durch seine Knechte Reis kochen, einen Büffel schlachten und dann die Männer seines Dorfes zusammenrufen. Nach dem Mahle sprach er: „Nun, ihr liebe Herren, ich habe euch zu mir geladen, damit wir jetzt aufbrechen zur Brautwerbung. Keiner von euch lasse sein Gewehr dahinten." — So brachen sie also auf. Allen voraus schritt der Brautwerber, Si Adji pamasa, in gravitätischer Haltung, die Arme zierlich schlenkernd. Als sie nicht mehr fern vom Ziele waren, machten sie Halt, zu ruhen und Betel zu nehmen. Si Adji pamasa aber schmückte sich mit Beinkleidern, die mit Goldborden besetzt waren, mit einem feinen, geblümten Gürtel zum Einstecken des Schwertes, mit dem Dolche Djangga ure [2]), der da klingt beim Einstecken und Ausziehen, mit einem Obergewande und Kopftuche aus feinem Stoffe. Nun ließ er die Gewehre losbrennen: Rupp, rapp, knallte es, wie beim Brennen des gekappten Bambu auf dem Acker [3]). Da kamen die Bewohner des Dorfes Sonnenaufgang in Bewegung; sie meinten, es zöge ein Feind heran, ihr Dorf zu bestürmen. Bald aber erkannten sie Si Adji pamasa. „O, mein Herr Adji pamasa, weshalb kommst du in solchem Aufzuge?" fragte ein Dorfältester. „Ich komme, mein Herr," antwortete dieser, „meinen Onkel zu besuchen; ich möchte mir seine Tochter zum Weibe nehmen." Also gingen sie ins Dorf hinein und traten in das Haus des Häuptlings Usuman. „Nun wohl, Adji pamasa, was ists, daß dich herführt? ihr kommt in großer Zahl, sehe ich." „Nichts anderes, lieber Onkel, als mir deine Gunst zu erbitten. Unsere Mutter wird alt und da hat sie mir aufgetragen, dich zu besuchen; du würdest mir wohl deine Tochter geben, meinte sie." „Wenn dem so ist, dann gieb nur Fleisch zum Mahle, damit wir die Sache fertig machen." So sprach Radja Usuman. Also gab Si Adji pamasa seinem Oheim Fleisch zum Mahle im Werthe von zwei Dollar und ward mit ihm einig über den zu zahlenden Brautpreis. Einen Theil desselben legte er in Gold in seines Oheims Hand, zum Zeichen, daß dessen Tochter seine Braut sei. Dann wurde ein für die Heimholung der Braut günstiger Tag gesucht und ward der siebente Tag als gut befunden. Si Adji pamasa machte nun in zwei Schnüre je sieben Knoten; eine derselben gab er seinem Oheim, die andere behielt er für sich und kehrte dann mit seinen Leuten in sein Dorf zurück.

Als nun die Knoten der Schnur bis auf einen gelöst waren, der bestimmte Tag also nahe gerückt war, schlug Si Adji pamasa die Pauke auf der Dorfstraße und rief: „Ihr alle, Dorfgenossen, daß morgen Niemand sonst ausgehe, der Termin ist gekommen, da wir nach meines Oheims Dorf müssen." Am anderen Morgen ließ er durch seine Mägde Reis kochen, schlachtete einen Büffel und lud alle Männer des Dorfes zum Essen. Nach dem Essen frug der Dorfälteste: „Was ist die Ursache, daß du uns ein Mahl mit Fleisch bereitest?" „Nichts, als daß ich jetzt gehe und ihr mir folgen möget zum Dorfe meines Oheims." .... Nachdem sie nun etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, kam ihnen ein Bote entgegen: „O mein Fürst Adji pamasa, kehre um: die Tochter des Fürsten, deine Braut — ist todt!" Also kehrten sie um, der Bräutigam schweren Herzens. Nach einiger Zeit ging letzterer abermals in seines Oheims Dorf und bat den Dorfältesten: „Gieb mir deine Tochter, ich bin sehr beschämt, so leer aus eurem Dorfe zurückgekehrt zu sein." „Warum sollte ich sie dir nicht geben, mein Herr?" antwortete der. Also aßen sie Fleisch, bestimmten den Brautpreis und suchten einen günstigen Tag, der wiederum auf den siebenten fiel. Es ging Alles wie zum ersten Male. Auch jetzt kam ihnen, als sie die Braut holen wollten, der Bote entgegen: „Kehret um, sie ist todt, die ihr holen wollt." So gings zu sieben Malen, nimmer kams zur Hochzeit. Da redete Si Adji pamasa mit seinem älteren Bruder: „Du, o Bruder, heirathe du zuerst. Mir ists nun so ergangen, das ist, scheints, mein Loos. Vielleicht gehts besser, wenn du heirathest." Also ging Si Adji panurat auf die Brautsuche, aber zur Hochzeit kams nicht; kurz vor derselben starb die Braut, zu sieben Malen. „Das ist nun so unser Schicksal, Brüderchen; was mag die Ursache davon sein?" so sprach der Aeltere zum Jüngeren. „Laß uns," sprach der, „erst den Zauberpriester [1]) holen und die Prophetin [1]) fragen, damit sie uns sagen, worinnen wir gefehlt haben." „Gut, so gehe und hole die Prophetin, daß wir sie ihr Orakel [1]) befragen und unser Schicksal erkunden lassen." Als nun die Prophetin zur Stelle war, ließ sie sich vernehmen: „Aus welcher Ursache, Adji panurat, hast du mich durch deinen jüngeren Bruder holen lassen?" „O Mütterchen, große Prophetin, damit du möchtest dein Orakel befragen." „Nun gut, Väterchen, aber ich kann nicht fragen ohne Musik." „So machen wir Paukenmusik!" sprach jener. So spielte also die Musik. Da tanzte die Prophetin ihre eigene Weise; sie bewegte ihre Arme auf ihre eigene Art: sie neigte sich zur Rechten — die Menge neigte sich; sie neigte sich zur Linken — die Menge ebenso; sie neigte sich vornüber — die Menge folgte ihr; sie bog sich rückwärts über — die Menge ebenso: so hinreißend war ihr Tanz. Dann wurde ihr Tanz hüpfend und trippelnd, wie wenn man mit Palmweine im Büffelhorne [2]) tanzt. Da fuhr in sie ein ihr Orakel, die Offenbarerin des Verborgenen, und ließ sich vernehmen: „Was ists, ihr Menschenkinder, daß ihr mich heibeirufst und mich einfahren laßt in meine Gefährtin, die mich trägt?" „O Fürstentochter, daß wir dich hergerufen, das ists: daß du uns offenbaren möchtest das Schicksal von Si Adji panurat und Si Adji pamasa; daß du uns offenbaren möchtest, was wir gefehlet haben nach der Meinung unseres Gottes, der da in Alles das rechte Maß bringt, der entstehen lässet und schaffet, der da segnet, der das Haupt rundet und den Schädel wölbt, der die Augen öffnet und das Ohr bohrt, der den Mund spaltet und die Kehle höhlt, der das Herz zusammenballt und die Leber ausbreitet, der die Eingeweide in einander flicht und die Finger, die zehn, trennt, der uns Menschen in diese Mittelwelt [3]) sendet. Ach, frage doch auch unsere Groß-

---

[1]) Alle Heirathen mit Frauen desselben Stammes sind verpönt. Die Verbindung des Sohnes der Schwester mit der Tochter des Bruders ist am erwünschtesten. Der Oheim hier ist also Mutters Bruder.

[2]) Ein gewisser Dolch von schlängelnder Form.

[3]) Beim Verbrennen des Gehölzes auf einem neu begonnenen Acker verursacht die Hitze das Zerplatzen der Bambuglieder, welches ein lebhaftes Geknatter hervorruft.

[1]) In schwierigen Lagen, wie hier, erholt man sich Raths bei den Geistern. Der Zauberpriester, Datu, ersieht aus Zeichen, welcherlei Opfer zu bringen, wie man sich dabei zu verhalten, an wen man sich etwa zu wenden habe.

Die Prophetin, Sibaso, ist eine Person, die einem gewissen Geiste oder überirdischen Wesen, djudjungan, — wofür ich „Orakel" gesetzt — als Medium dient. Das Uebrige ergiebt sich aus dem Texte.

[2]) Wie der Zauberpriester bei einigen Opfern zu thun pflegt.

[3]) Die Welt besteht aus drei Stockwerken: banua gindjang = Ober- oder Himmelswelt; banua tonga, die Mittel- oder Erdenwelt; banua toru, die Unterwelt.

väter (deren Geister) nach dem, was sie zu essen begehren; frage auch unsere eigenen [1]) Geister, damit ich ihnen gebe, was sie verlangen." So antwortete Si Adji panurat. Darauf die Prophetin: „Gut, Väterchen, bringe zuvor ein Santi [2])-Opfer: ein Hühnerei, Sirih, Zahnschwärze (eine Holzkohle) mit Oel, eine Blume, Reis mit Curcuma." Nachdem sie das Geforderte erhalten, rief sie: „O ihr Väterchen, Musikanten (Paukenschläger), macht nun Offenbarungsmusik, damit ich erfrage bei unseren Herren, den heiligen Göttern; damit ich erforsche beim Geiste unseres großen Festgebers, was sie begehren, damit wirs wissen. O ihr Musikanten, meine Genossen in diesem Dienste: daß ja nicht Disharmonie sei im Tone der Pauken, damit klar laute der Ausspruch der Fürstentochter, meines Orakels." Da klangen hell die Pauken und das Orakel ließ sich hören: „Höre, o Väterchen, Menschenkind, du mußt erlangen, sagt dein Geist, den geschickt redenden Vogel, dann wirst du glücklich sein." — „Gut, o Fürstentochter, möge es der Wille der Götter sein, daß unser Geist uns den redenden Vogel finden lasse." So sprach Adji panurat. „Frisch sei dein Geist, Väterchen! du wirst den Vogel finden, aber zuvor wirst du noch viel Ungemach zu erdulden haben." So schloß die Prophetin.

Am anderen Tage rüsteten sich die Brüder zur Reise. Mit Lebensmitteln und Feuerstahl und -stein versehen, brachen sie auf in den Urwald, um zu lauschen nach der Stimme des redenden Vogels. Aber die Zeit lief hin, sie lief in die Monden, sie lief ins Jahr — und immer hörten sie noch nichts. Eines Tages trafen sie auf einer weiten Fläche an einen Scheideweg. „Nun, was ist das, welchen Weg sollen wir nun einschlagen?" klagte Si Adji panurat. „Auch ich bin ganz irre," sprach der Andere, „laß uns erst ruhen und nachdenken. Auch unser Vorrath geht zu Ende, was fangen wir an?" Da erblickten sie in der Ferne eine Feldhütte, die suchten sie auf und übernachteten in derselben. Am Morgen sahen sie an der Thür der Hütte eine Schrift hängen: „Der Weg links für die Begu (Dämonen, Gespenster); der Weg rechts für die Menschen." So lautete die Schrift. Da überlegte Si Adji panurat bei sich selbst: „Wenn wir beide immer zusammenbleiben, dann werden wir den Vogel nimmer finden." So dachte er. Als sie nun wieder an den Scheideweg kamen, ließ er sich vernehmen: „Nun Brüderchen, folge du diesem Wege links, und ich folge dem rechts." — „O Bruder, daß wir uns doch nicht trennen! wie sollte ich den Weg finden; willst du mich wegwerfen?" So klagte Si Adji pamasa. „Nicht doch, Brüderchen, ein jeder von uns muß einen anderen Weg gehen, damit wir den redenden Vogel finden. Aber dies: wer ihn gefunden hat, kommt hierher und folgt dem Anderen auf seinem Wege, ihn zu suchen." „O Bruder, es ist wirklich dein Ernst, dich von mir zu trennen? nun dann, wie du willst! o ihr Geister, mein Bruder wirft mich weg!" „Es ist Ernst, Brüderchen, komm, laß uns theilen." Dann theilte er den Vorrath und das Feuerzeug, gab seinem Bruder die Hälfte und verfolgte dann seinen Weg, den Anderen am Scheidewege zurücklassend. Der aber klagte und weinte: „O, ihr Geister meiner Großväter und du, heiliger Sombaon [1]), ach, zeiget mir doch den redenden Vogel."

Si Adji panurat nun setzte seinen Weg fort und kam bald in das Dorf des Radja Tunggul di djudji (= Held im Spiele). Dort traf er die Leute eifrig am Spielen. „Warum kommst du her?" frug ihn der Häuptling. „Ich suche den redenden Vogel, mein Herr; ist der nicht hier zu finden?" „Ach was, redender Vogel! so was giebts hier nicht; aber komm her, laß uns spielen!" „Ja, spielen wir!" sagte jener, und so spielten sie. Da geschah es, daß Radja Tunggul di djudji alles, was er besaß, an Si Adji panurat verspielte, selbst alle seine Sklaven und alle im Blocke liegenden Spielschuldner, nur er, der Häuptling, seine Frau und Tochter waren noch frei. Da stieg er aus dem Sopo [2]), ging hinüber in sein Haus und warf sich verzweifelnd auf den Flur. „Warum doch, o Vater, stellst du dich diesmal so an?" frug seine Tochter. „O Mütterchen, wie viel schon meiner Gegner im Spiele gewesen sind, nie hat mich einer besiegt; aber dieser Adji panurat hat mich überwunden; nur du, deine Mutter und ich, wir sind noch frei." — „Und das beschwert dich so, Vater? Wird dir der morgende Tag nicht alles wieder zurückbringen? ruf ihn herein zum Essen!" so sprach sie. Am anderen Tage stiegen die Männer wieder in den Sopo zum Spiele, die Tochter des Häuptlings aber stieg hinauf auf den Balkon [3]) des Wohnhauses, gegenüber dem Sopo, und suchte durch Singen und Kokettiren die Aufmerksamkeit des Adji panurat auf sich zu ziehen. Dieser hatte sie bald entdeckt und hatte nun keine Augen mehr für das Spiel. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Fürst, spielen wir!" „Ja, spielen wir!" sagte jener. Aber o weh! was sein Gewinn gewesen, war bald seine Schuld geworden, denn bei dem Rollen der Würfel hingen doch seine Augen an der Tochter des Häuptlings. Bald hatte sichs so gewandt, daß er noch in Schuld blieb. Da hörten sie auf mit Spielen und rechneten. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Da nun die Sachen so liegen, o Adji panurat, — wo ist die Bezahlung deiner Schuld?" „Ich habe sie noch nicht," war die Antwort. „Nun, wenn dem so, stecke deine Hände nur in diese Schlinge," sagte jener. Also band er ihn und legte ihn in den Block und zwar unter die Leiter, die zum Sopo hinaufführte. „O weh! die Anderen, jetzt meine Gefährten, die du im Spiele überwunden, liegen oben im Sopo und mich allein legst du unter die Treppe?" „Ja so ists. Die Anderen zu überwinden, hat mir nicht viel Mühe gemacht, bei dir aber bin ich müde und matt geworden." Also lag Si Adji panurat im Blocke unter der Treppe.

---

[1]) Der Geist, tondi, bildet wohl die Persönlichkeit des Menschen, doch wird er auch als Schutzgeist angesehen, aber als ein sehr launischer. Er kann Segen und Unheil verursachen, auch vom Leibe getrennt existiren, was aber für den Menschen gefährlich ist. Heftige Begierden, Niedergeschlagenheit, Verwirrung, Krankheit, Mißerfolge u. s. w. werden zum Theile als Aeußerungen des tondi angesehen. Ihm muß wegen diesem Allem auch geopfert werden.

[2]) Sowohl Besänftigungs-, als Wunsch- oder Bittopfer. Ueberhimmlische Wesen, wie der hier eingefahrene Geist, erhalten nur vegetabilische, keine blutigen Opfer.

[1]) Ein höherer Geist, der seinen Wohnsitz in Hainen, alten Bäumen, Schluchten oder an sonst schauerlichen Orten hat, wo ihm auch geopfert wird. Er ist gleichsam der Beherrscher eines gewissen Distrikts.

[2]) Ein offenes Gebäude, gewöhnlich dem Wohnhause gegenüberstehend, zu allerlei öffentlichem Gebrauche.

[3]) Ein Ausbau unter dem über die Basis des Hauses vorspringenden Dachgiebel.

Die Lebensbedingungen der Lärche.

Es ist vielfach versucht worden, die Lärche (Larix europaea D. C.), welche wegen ihres vortrefflichen Holzes einer der geschätztesten Waldbäume ist, außerhalb ihres Heimathsgebietes anzupflanzen, doch sind die Versuche meist von geringem Erfolge gewesen. Ueber die Ursachen, welche das Gedeihen dieses Baumes befördern, gehen die Angaben der Forstmänner und Botaniker weit aus einander, ja widersprechen sich direkt. Herr Prof. Bühler in Zürich regt daher zu einer erneuten wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes an und macht selber den Anfang dazu mit einem im „Forstwissenschaftlichen Centralblatt“ (8. Jahrg. 1886, 1. Heft) erschienenen Aufsatze: „Streifzüge durch die Heimath der Lärche in der Schweiz.“

Das natürliche Verbreitungsgebiet der Lärche in der Schweiz erstreckt sich nach Bühler auf die Kantone Graubünden, Tessin, Wallis und die der Hochgebirgsregion angehörenden Theile von Waadt, Bern, Uri, St. Gallen und Appenzell. Dasselbe hat etwa 20 000 qkm Ausdehnung.

Die Lärche ist in der Schweiz deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie allein oder in Gesellschaft der Arve oder Zirbelkiefer (Pinus cembra) die Waldungen an der Baumgrenze bildet und bei den neuen Aufforstungen, welche in verschieden hohen Gebirgslagen im Gange sind, eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Nach Christ ist die obere Grenze der Lärche bei 2300 m, die untere bei 423 m gelegen. Die Jahrestemperatur an der unteren Grenze liegt zwischen 9° und 10° C. (doch 12° im unteren Tessin), an der oberen Grenze zwischen + 1,2° und — 1,0°. Da nun die Temperatur in der übrigen Schweiz und in Deutschland, das Rheinthal ausgenommen, 10° selten übersteigt, so ergiebt sich, daß in der Temperatur der Grund des schlechten Gedeihens der Lärche oder ihres Absterbens nicht gesucht werden kann. In Sils Maria, wo sich einer der schönsten Lärchenbestände findet, sinkt die Temperatur oft auf — 25°, in Castasegna und Martigny steigt sie auf 33° und mehr.

Weiter zeigt Bühler, daß die Regenmenge ohne Einfluß ist auf das Wachsthum der Lärche. Da, wo letztere am besten gedeiht, in Wallis und Engadin, beträgt die Regenmenge im Durchschnitte 60 cm; in Martigny, Sitten, Reckingen geht sie selten über 70 cm hinaus; in Bevers kann sie auf 49 cm sinken und steigt selten auf 80 cm. Sils Maria hat etwas mehr Regen, aber niemals über 90 cm. In Deutschland andererseits beträgt die Regenmenge 55 bis 75 cm und steigt in kleineren Gebieten bis 85 cm. Nur in der schwäbisch-bayerischen Hochebene wird auch dieser Betrag noch überstiegen.

Die Lärche gedeiht auf feuchtem Boden ebenso gut wie auf trockenem. Vielfach finden sich schöne Lärchenbestände längs der Flußufer. Doch tritt sie mit einer Ausnahme (am See von Silvaplana) nur an fließendem Wasser auf.

Was nun den Einfluß der Insolation betrifft, so hängt letztere von der Bewölkung ab. Der Grad der Bewölkung wird bekanntlich dadurch ausgedrückt, daß man den bewölkten Theil der Himmelsdecke in Zehnteln der ganzen Himmelsdecke anspricht. Im Verbreitungsgebiete der Lärche schwankt die Bewölkung zwischen 4,4 (Sitten) und 5,9 (Sargans). Nur in Gäbris geht sie über diese Grenze hinaus bis auf 6,5.

Dahingegen beträgt in der übrigen Schweiz die Bewölkung fast ausnahmslos 6,0 bis 7,0, steigt sogar auf 7,5. In Deutschland beträgt der Durchschnitt 6,5 bis 6,8. Recht deutlich treten die günstigeren Verhältnisse des Lärchengebietes hervor, wenn man die Zahl der heiteren Tage vergleicht. Es zeigt sich alsdann, daß in vielen Gegenden der Schweiz das Maximum der heiteren Tage hinter dem Minimum derselben im Lärchengebiete zurückbleibt, und daß auch in Deutschland (es liegen nur die Daten für Bayern vor) die Zahl der heiteren Tage bedeutend geringer ist als im Lärchengebiete.

Die allerdings nur für einen Zeitraum von drei Jahren vorliegenden Windbeobachtungen ergeben, daß die Zahl der Windstillen sich in den Lärchendistrikten im Allgemeinen ebenso stellt, wie in den übrigen schweizerischen Stationen. Doch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Intensität der Luftbewegung fast überall von 600 m an erheblich zunimmt, daß also bei demselben Betrage der Windstillen in den höheren Regionen der Luftwechsel viel stärker ist.

Die relative Feuchtigkeit übersteigt in den Lärchengebieten nicht 79 Proc. (in Martigny und Gäbris 72 Proc., in Castasegno sogar 64 Proc.), beträgt aber in der übrigen Schweiz meist 80 Proc. und steigt mehrfach auf 85 bis 87 Proc. In Deutschland sinkt sie selten unter 75 Proc., in Bayern beträgt sie meist 77 bis 79 Proc. In Folge dieser geringeren Luftfeuchtigkeit, sowie der stärkeren Bewegung der Luft und des geringeren Druckes im Gebirge, welche Faktoren alle die Transspiration erhöhen, kann die Lärche im Gebirge einen Wassergehalt ertragen, welcher ihr unter geringerer Verdunstung verderblich werden müßte.

Das Endergebniß der Untersuchung Bühler's ist folgendes: Der Faktor des Lichtes beherrscht das Wachsthum der Lärche. Die übrigen Faktoren mögen noch so günstig sein, sie gedeiht außerhalb ihrer Heimath nur, wenn sie möglichst viel Licht und genügenden Luftwechsel genießt, wenn sie also am Wald- und Bestandsrande, an Süd-, Ost- oder Westhängen im Einzelstande mit voll ausgebildeter Krone und stets vorwüchsig erzogen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den Ländern, für welche die Einfuhr deutscher Waaren die erste Stelle einnimmt, ist nach der „Allg. Z." vorzugsweise Norwegen zu nennen. Die Gesammteinfuhr aus Deutschland dahin stellte sich im Jahre 1884 auf 28,8 Proc., während England an der Einfuhr mit 26,5 Proc. und die übrigen exportirenden Staaten in weit geringerem Maße betheiligt waren. Der Gesammtwerth der Einfuhr aus Deutschland betrug 45 781 800 Kronen. Steinkohle wird fast ausschließlich von England geliefert. Auch in Metallartikeln genießt England noch eines erheblichen Uebergewichtes. In Lokomotiven und Maschinen hingegen kommt Deutschland dem britischen Mitbewerber schon sehr nahe; in Manufakturwaaren aus Spinnstoffen hat es England überholt, und Kolonialwaaren wurden dem Lande in weit überwiegender Menge aus Deutschland zugeführt, indem der deutsche Import sich hierin mit 9 132 000 Kronen, der englische nur mit 4 286 500 Kronen bewerthete. Die Zuckereinfuhr nach Norwegen belief sich in dem gedachten Jahre auf 4 776 500 Kronen, woran Deutschland mit nahezu der Hälfte, nämlich mit 2 224 900 Kronen, betheiligt war.

— Prof. Dr. F. Umlauft veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Die Alpen" (Wien, A. Hartleben) ein Handbuch der gesammten Alpenkunde, welches im Rahmen eines Kompendiums unser Wissen von diesem Gebirge nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung und die vielfachen Beziehungen des Menschen zu demselben darstellen wird. Die 15 Lieferungen, von denen drei bereits erschienen sind, werden behandeln die Grenzen, die Eintheilung, den vertikalen und geologischen Aufbau, die Topographie der Alpen, die Thäler, Flüsse, Seen, das Klima, Lawinen und Gletscher, Flora, Fauna, Ethnographie, Straßen und Eisenbahnen, die Alpenforschung, die Touristik, die Kurorte und die Kunst.

— Die Ersteigung des Canigu, des höchsten Gipfels der französischen Pyrenäen, war seither mit großen Schwierigkeiten verbunden und im obersten Theile sogar sehr gefährlich. Der Alpenklub von Roussillon hat im vergangenen Jahre mit Unterstützung des französischen Centralklubs Stufen in den Gipfelfelsen hauen lassen, so daß die höchste Spitze jetzt auch von Damen ohne sonderliche Gefahr erstiegen werden kann. Die Fernsicht vom Canigu ist bekanntlich eine der ausgedehntesten und umfaßt das ganze Gebiet von Marseille und Montpellier bis Toulouse.

— Verneau macht darauf aufmerksam (Revue d'Anthropologie 1886, p. 10), daß sich Schädel mit dem reinen Cro-Magnon-Typus nicht nur unter Basken, sondern auch in Almeria und in Andalusien und zwar in verhältnißmäßig neueren Gräbern finden. Es ist interessant, daß auch die Schädel von Roknia bei Hammam Meskhoutin in Nordafrika demselben Typus angehören, und daß der Kabylenstamm der Denhadja, der sich rühmt, von den Erbauern dieser Dolmen abzustammen, heute noch ganz dieselbe Schädelbildung zeigt.

Ko.

Asien.

— Ueber die Kirgisen giebt Dr. Seeland, Chefarzt der Provinz Semiretschensk, in der Revue d'Anthropologie 1886, p. 25 interessante Daten und Körpermessungen, sowohl über die echten Kara-Kirgisen, wie über die Kirgis-Kasaken, die nach seiner Ansicht unzweifelhaft nur zwei Zweige eines Stammes sind; der Kasakendialekt hat zwar den altaischen Charakter reiner bewahrt als der der schwarzen Kirgisen, aber beide Stämme können sich leicht mit einander verständigen. Ihre Gesammtzahl schätzt Seeland auf 1½ Millionen; in seiner Provinz wohnen 540 000, darunter 384 000 Kasaken. Die Messungen ergeben für die Frauen ein im Ganzen günstigeres Resultat als für die Männer und weisen sie einem höheren Typus zu.

— Ueber die giftige Spinne, den Karakurt der russischen Steppen, giebt Seeland, der Chefarzt der Provinz Semiretschensk, in der „Revue d'Anthropologie" (1886, p. 34), einige dankenswerthe neuere Daten. Die Spinne, die bekanntlich derselbe Lathrodectus tredecimguttatus ist, welcher am westlichen Mittelmeere als Malmignatte bekannt ist, ist kaum einen Centimeter lang, ganz schwarz und borstig; nach Köppen spinnt sie an trockenen Stellen am Boden ein starkes Netz, um ihre Hauptnahrung, die Heuschrecken, zu fangen. Ihr Biß gilt für schlimmer als der der Tarantel und des Skorpions; der Gebissene empfindet sofort einen heftigen Schmerz, bekommt starkes Fieber, Meteorismus des Unterleibes und meistens eine erhebliche Athemnoth. Die Erscheinungen dauern mindestens 8 bis 10 Tage und können, sich selbst überlassen, zum Tode führen, während bei zweckmäßiger Behandlung meistens Genesung eintritt, doch sind auch dann langwierige Nachkrankheiten, Lähmungen und chronische Entzündungen nicht selten; die Kirgisen behaupten, daß fast immer temporäre Impotenz eintrete. Ihre Behandlungsweise besteht in einem Kreuzschnitte über die Bißstelle mit nachfolgender Anwendung des nationalen Schröpfkopfes, eines Ochsenhornes mit durchbohrter Spitze, an welcher der Helfende saugt und dessen Oeffnung er dann mit einem an der Zunge befestigten Stückchen Wachs verschließt. Seeland hat selbst nie einen Gebissenen behandelt, aber von vier sicheren Fällen gehört, die alle in Genesung ausgingen. Pferde leiden mehr als die Menschen, doch auch von ihnen konnte der Verfasser nur zwei sichere Fälle in Erfahrung bringen, in welchen die gebissenen Thiere eine halbe Stunde nach dem Bisse verendeten. Von gebissenem Rindvieh spricht er nicht; jedenfalls scheinen seinen Daten gegenüber die Angaben Köppen's, daß in den Jahren 1838 und 1839 in Südrußland gegen 70 000 Stück Rindvieh durch den Karakurt getödtet worden, etwas übertrieben. Dagegen bestätigt er in vollem Umfange die Immunität der Schafe; schon die Ausdünstung eines Schaffelles soll die Spinne vertreiben, und wenn die Kirgisen an einer von ihr bevölkerten Stelle ein Lager schlagen wollen, treiben sie erst die Schafheerden ein paar Male über den Platz; die Schafe sollen die Spinne nicht nur zertreten, sondern auch mit Begierde fressen. Hier und da hält es der Kirgise sogar für nöthig, seine Jurte mit einem Wassergraben zu umgeben. Die Malmignatte gilt am vorderen Mittelmeere, obschon sie überall vorkommt, nur auf Korsika und Sardinien für giftig; weder an der Riviera, noch in Sicilien, noch in Nordafrika beachtet man sie.

Ko.

— Der gesuchteste Orden in Persien ist nach Henri Moser derjenige der Ehrenlegion. Warum? In Folge eines zwischen Frankreich und Persien abgeschlossenen Vertrages dürfen die Inhaber desselben nicht die Bastonnade erhalten, und das ist im Reiche des Schahs ein großer Vortheil.

— In welch furchtbarem Grade die Berri-Berri, jene endemische Krankheit, deren Hauptsymptome in Mattigkeit, vermindertem oder ganz aufgehobenem Gefühle der Extremitäten, Empfindung allgemeiner Erstarrung ꝛc. bestehen, in

der niederländisch-indischen Armee um sich greift, zeigt folgende, der „Indischen Militärzeitschrift“ entnommene Uebersicht. Es sind von Militärpersonen an Berri-Berri im

Jahre	unter Behandlung gekommen	gestorben	für untauglich erklärt worden
1867	—	—	—
1868	19	—	—
1869	135	13	—
1870	260	20	—
1871	819	57	—
1872	868	42	—
1873	408	23	—
1874	579	26	—
1875	776	24	—
1876	574	20	—
1877	1812	145	—
1878	2411	294	—
1879	3602	366	—
1880	3290	221	—
1881	3955	192	—
1882	3025	132	193
1883	3850	194	201
1884	5338	235	842

Die mitgetheilten Zahlen machen jede weitere Bemerkung überflüssig.

Afrika.

— Die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft soll durch mehrere Verträge im September und November vorigen Jahres das ganze Somali-Land von der englischen Grenze unweit Berbera an bis nach Warscheich (nördlich von Mogdnschu) unter ihre Oberherrlichkeit gebracht haben; es sind ihr das Handelsmonopol, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, Wäldern, Flüssen, Perlfischerei und auch die wesentlichsten Hoheitsrechte eingeräumt worden. Wer die Reisebeschreibungen von Haggenmacher, Révoil, James gelesen hat, kann über solche Ankündigungen nur lachen: giebt es denn im Somali-Lande überhaupt Jemanden, der solche Verträge abzuschließen berechtigt ist und die Macht dazu hat? Und was gedenkt man dort zu holen? Glaubt denn jene Gesellschaft wirklich, daß die Verhältnisse im Somali-Lande in Fachkreisen so wenig bekannt sind, daß sie solche thörichte Nachrichten sich verbreiten läßt? Ende November soll auch die Landschaft Uhehe, ferner Ubena (?), Mahenge u. s. w. für dieselbe Gesellschaft erworben worden sein. Uhehe liegt südwestlich von Usagara zu beiden Seiten des achten Breitengrades, hat Höhen von 6000 bis 7000 Fuß und ein rauheres Klima, eignet sich besonders zur Viehzucht und soll schon jetzt viel Felle exportiren. Uhehe ist in der That reich an Vieh, wie J. Thomson, der das Land zuerst durchzogen hat (1879), berichtet. „Als ein reines Hirtenvolk hängen sie (die Wahehe) in Bezug auf Nahrung fast gänzlich von ihrem Vieh ab, und die Männer geben sich nicht zu Feldarbeiten her. Sie melken jedoch ihre Kühe, wahrscheinlich, um nicht den Weibern die Milch zukommen zu lassen. Letztere trinken sie warm und heben den Rest auf, welcher besonders gepriesen wird, wenn er geronnen oder — wie sie sagen — reif geworden ist. Das Fleisch, welches sie genießen wird nur an der Oberfläche gewärmt und dann verschlungen. Sie haben weder Ziegen noch Hühner.“ Der „Globus“ wird übrigens in nächster Zeit bei der Schilderung von Viktor Giraud's Reisen nach dem innerafrikanischen Seengebiete Gelegenheit haben, seinen Lesern ausführlichere Nachrichten über die Wahehe und ihr Land mit Abbildungen vorzulegen.

— Dr. Fischer ist nach einem Marsche von 101 Tagen glücklich in Kagehi an der Südspitze des Viktoria Njanza angekommen und gedenkt von dort zu Schiffe sein nächstes Ziel, Uganda an der Nordküste des Sees, zu erreichen, da ihm der Weg längs dessen Westufer durch die Landschaft Karagwe in Folge übertriebener Tributforderungen so gut wie versperrt ist. Ueber die schwierigen Verhältnisse in Uganda, wo die Araber den jungen König Mauga gegen die Europäer aufgehetzt haben, ist Dr. Fischer zum Glücke unterrichtet, wenn er auch von Bischof Hannigton's Ermordung noch nichts zu wissen scheint. Man darf sich nicht verhehlen, daß Dr. Fischer jetzt vor einem überaus schwierigen und gefährlichen Abschnitte seines kühnen Unternehmens steht.

— Aus Südafrika kommt die Nachricht, daß Boern in das Maschona-Land „trekken“, wo ihnen Ländereien bis zum Zambesi hin überlassen worden sind. Eine andere Kolonie von Weißen, Engländern und Boern, ist kürzlich unter dem Namen Upingtonia im Ovambo-Lande — südlich vom mittleren Kunene, nördlich vom deutschen Schutzgebiete in Südwestafrika — entstanden.

— Für die österreichische Congo-Expedition unter Prof. Lenz, welche anfangs wegen Mangels an Trägern nicht recht vorwärts kam, haben sich die Aussichten nach den letzten Berichten (abgedruckt in „Mitth. der k. k. Geogr. Ges.“ in Wien Bd. 29, Nr. 1) sehr gebessert. Ein Brief des Herrn Baumann, aus Leopoldville vom 26. November 1885 datirt, meldet, daß sie nach etwa Monatsfrist von dem Dampfer „Le Stanley“ nach der Station an den Stanley-Fällen befördert worden und von Herrn Bohndorf als Delegirten des Congo-Staates begleitet werden sollten. Bohndorf, der langjährige Begleiter Dr. Junker's und Kenner des Njamnjam-Landes, wird als solcher für die Zwecke der Expedition voraussichtlich von großem Nutzen sein, wenn es derselben gelingen sollte, die Wasserscheide zwischen Nil und Congo von Süden her zu erreichen und festzustellen. — In den Briefen von Prof. Lenz ist uns besonders aufgefallen, daß viele der bisher auf den officiellen Karten angegebenen Stationen des Congo-Staates als aufgehoben bezeichnet werden, so die Station am Lufu-Flusse, so Banza Manteka, so Ngombe, deren Häuser sogar niedergebrannt werden mußten. Die einzige Station, welche Lenz auf dem rechten Congo-Ufer zwischen Ango-Ango und Ngombe passirte, war Lukunga. „Am oberen Congo — schreibt er a. a. O. S. 37 — sind auch fast alle Stationen aufgelöst worden; es besteht, so viel ich weiß, nur noch Leopoldville am Stanley-Pool, die Aequator-Station und die Fall-Station in der Nähe des Aruwimi. Es scheint, daß man alle verfügbaren Mittel für den unteren Congo verwenden will, wo die Verlegung der mit enormen Kosten errichteten Hauptstation Vivi natürlich viel Geld und Arbeitskraft erfordert; man will den Hauptort in der Gegend von Mboma anlegen; der Platz ist allerdings günstiger als der ganz unmögliche und schwer zugängliche Fels von Vivi, dagegen sind dort die sanitären Verhältnisse voraussichtlich weniger vortheilhaft.“ — Dieser Wechsel der Dinge, über welchen merkwürdiger Weise „Le Mouvement Géographique“ bisher kein Wort berichtet hat, ist außerordentlich auffallend. Hat doch das Brüsseler Blatt, die officielle Quelle über Angelegenheiten des Congo-Staates, in seiner Polemik gegen Pechuel-Lösche, Zöller, Tisdel und Andere selbst zugegeben, daß der untere Congo wenig werth sei, und immer auf den Oberlauf des Stromes als das wahre Eldorado hingewiesen — und nun diese Verlegung des Schwergewichtes an den ungesunden, armen und aussichtslosen Unterlauf! Dieses Schweigen über die veränderte

Politik! Sollte das vielleicht gar schon der Anfang vom Ende des neuen Staates sein?

Nordamerika.

— Ueber Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko berichtet Packard im „American Naturalist“ gelegentlich einer sehr interessanten Beschreibung einer Besteigung des Popocatepetl. Allenthalben im Umfange der Stadt Mexiko finden sich Moränen und beweisen, daß die Gletscher von den Vulkanen der Cordillere von Ahualco bis mindestens zu 9000 Fuß Meereshöhe herunterreichten. Die Quaternärseen der mexikanischen Hochebene verdankten offenbar den schmelzenden Eismassen ihre Entstehung. Deutliche Moränen und Blöcke mit Gletscherschliffen reichen aber längs der mexikanischen Eisenbahn bis nach Peñuella, drei Miles östlich von Cordova, und erreichen (nach Mittheilungen von Herrn Otto Finck) erst bei 2500 Fuß ihre untere Grenze. Das ganze Plateau zwischen Popocatepetl und Ixtaccihuatl war offenbar in der Eiszeit von einem förmlichen Eismeere erfüllt. Ein kleiner Gletscherrest hat sich in einer tiefen Schlucht erhalten, wo der zusammengewehte Schnee nach unten in Eis übergeht.

Südamerika.

— Surinamische Mittel gegen Schlangengift. In dem eben erschienenen ersten Hefte des 35. Theiles der Bijdragen tot de Indische Taal-, Land- en Volkenkunde ist ein höchst interessanter Aufsatz des Professors K. Martin über seine Reise auf dem oberen Surinam enthalten, dem wir folgende Mittheilung über Schlangengift und Gegengift auszugsweise entnehmen.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob es ein Gegengift gegen Schlangenbiß, vor Allem auch gegen den der Klapperschlange gäbe; folgender Beitrag möge daher eine Stelle finden. Am 1. Februar hatte ein Indianer auf Aruba eine Klapperschlange für uns gefangen, die wir mit einem kurz vorher erbeuteten Exemplare in einem mit Drahtgitter versehenen Kasten aufbewahrten. Am 28. März desselben Jahres wagte es ein hellfarbiger Mischling zu Paramaribo, eine der Schlangen aus dem Käfig zu nehmen. Das Thier, welches gewiß Zeit genug zur Giftansammlung gehabt hatte, biß ihn in die Hand, so daß das Blut hervortrat. Schon nach 10 Minuten begann die Hand zu schwellen und die Anschwellung hatte gegen Abend bedeutend zugenommen, die Zunge wurde dick, der Mann war während der Nacht sehr unruhig und brach dunkles Blut aus. Auch am folgenden Tage wurden noch ähnliche Erscheinungen beobachtet, am 30. klagte er über Leibschmerzen. Martin trat seine Reise nach dem Inneren an diesem Tage an und glaubte, daß er den Patienten nicht lebend wiedersehen würde. Dagegen hat dieser Mann wenige Tage später seine Arbeit wieder aufgenommen und nach der allgemeinen Meinung ist er durch ein ihm selbst bekanntes Gegenmittel gerettet worden.

Professor Martin sagt sehr richtig: Aus diesem Beispiele ergiebt sich entweder, daß das Gift der Klapperschlange — man erinnere sich, daß zur Ansammlung von Gift Zeit vorhanden war — nicht immer tödtlich ist, oder aber, daß es ein Gegenmittel giebt, welches wenigstens den ärgsten Folgen des Bisses, selbst einer Klapperschlange, vorzubeugen vermag.

In dem vorliegenden Falle hatte der Gebissene sich schon vor Jahren mit einem aus Pflanzenwurzeln bereiteten Präparate eingeimpft; als nun trotz seiner vermeintlichen Immunität die gebissene Stelle zu schwellen und andere drohende Erscheinungen einzutreten anfingen, impfte er sich aufs Neue, nahm auch innerlich Gegengift, weil, wie er glaubte, die frühere Einimpfung unwirsam geworden war; ferner aber war er damals krank und weniger widerstandsfähig, denn er hatte kurz vorher in den Goldfeldern bei einem Unwohlsein reines Quecksilber gebraucht und fühlte sich seitdem nicht wohl.

Sein Glaube, daß, wenn sein Körper nicht geschwächt gewesen wäre, die frühere Impfung genügt haben würde, ihm Immunität zu verleihen, ließ sich nicht erschüttern und sein Bruder erbot sich sogar, das Experiment zu wiederholen, während der andere Bruder noch als rettungslos verloren angesehen wurde.

Auf Carolina und Phaedra, zwei Pflanzungen, deren Einwohner als im Besitze von Gegenmitteln gegen Schlangenbisse befindlich bekannt sind, verwendet man als Arznei die Blätter und Wurzeln von drei Pflanzen, deren einheimische Namen auch einigen Weißen in Paramaribo bekannt sind, die sich also bestimmen lassen würden; denselben werden aber noch Köpfe giftiger Schlangen zugesetzt, die getrocknet und in einem eisernen Topfe verkohlt werden. Die Pflanzen werden nur getrocknet, zerkleinert und den Resten der Schlangen zugesetzt; die ganze Masse sieht dem Roggenbrode äußerlich ähnlich; die Besitzer des Geheimnisses führen stets einigen Vorrath bei sich und verkaufen ihn gegen hohe Preise. Dies Mittel wird weder eingeimpft noch als Präservativ gebraucht, sondern den bereits Gebissenen eingegeben. Es muß in Branntwein gelöst getrunken und in ähnlicher Auflösung auf die Wunde gelegt werden. Rigot, ein Neger und Besitzer eines Geheimmittels, unterbindet die Wunde noch, behauptet aber, daß diese Operation allein nicht genüge.

Professor Martin schließt seine Mittheilungen mit folgender, in jeder Hinsicht richtigen Bemerkung: „Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch von seinem Mittel, daß ich nach Allem, was ich erfahren habe, es als eine wünschenswerthe Aufgabe für einen Physiologen bezeichnen muß, die Wirkung desselben zu untersuchen. Es ist leicht zu erhalten und die lebenden Schlangen, welche sich jetzt im Thiergarten von Amsterdam befinden, könnten gewiß ohne Hinderniß zu Versuchen an Thieren verwendet werden. Wenn sich das Mittel als zuverlässig erweisen sollte, so würde daraus jedenfalls der größte Nutzen gezogen werden können; bis jetzt freilich muß es mit Zurückhaltung angenommen werden, da bekanntlich auch die Aristolochia Serpentaria L. früher als sicheres Gegenmittel gegen den Biß der Klapperschlange in Amerika galt und später die Nichtigkeit desselben zur Evidenz bewiesen worden ist.“

— Die Gebiete, welche die chilenischen Truppen im Jahre 1882 südlich von der Stadt Angol den Araukaniern abgenommen haben, sind in den folgenden Jahren mit 3726 europäischen Kolonisten, darunter 1975 Schweizern, 950 Deutschen, 605 Franzosen und 151 Basken besiedelt worden, denen es anscheinend gut geht. Eine Eisenbahn nach Valdivia ist im Bau. Die Einwanderer stehen übrigens unter chilenischen Beamten, die sich bemühen, ihre Untergebenen so rasch wie möglich zu Chilenen zu machen; Selbstverwaltung ist den Kolonisten nicht gestattet.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. X. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samojeden. III. — W. Ködding: Si Adji panurat und Si Adji pamasa. Ein Batakssches Märchen. I. — Die Lebensbedingungen der Lärche. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 24. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 14.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

Ko. Der Moôr oder Viehpark der Gares bestand aus länglichen Hütten, wie sie für diese Gegend des Somalilandes charakteristisch sind, während man am Kap Guardafui und am Golf von Aden runde hat. Sie waren ziemlich regelmäßig in Hufeisenform angeordnet und durch einen Zaun aus Dornen verbunden. Auf dem freien Platze in der Mitte lagerten Nachts die Schafe und Ziegen, während Kameele und Rinder an der offenen Seite des Hufeisens angepflöckt und von Sklaven, deren erbärmliche Hütten hier standen, bewacht wurden. In der Umgebung sah es traurig aus; bleichende Knochen bedeckten den Boden und Geier und Marabuts thaten sich an Kadavern gütlich. Die Viehseuche richtete auch hier ihre Verheerungen an. Trotzdem bestand die Heerde immer noch aus über 1000 Stück Rindvieh, das der gewöhnlichen ostafrikanischen Zeburasse angehört.

Als die Reisenden am Moôr ankamen, rannte die ganze Bevölkerung herbei, alle Hände streckten sich aus und von allen Lippen klang der Gruß: Eschma issi, „Gieb mir ein Geschenk". Abdi wußte, daß ein Mitglied seines Stammes hier bei den Gares lagere, und führte den Reisenden alsbald in dessen Hütte. Als sie den Mattenvorhang öffneten, sahen sie den edlen Mude Jussuf, der sich und die Bewohner mit den Révoil gestohlenen Provisionen traktirte. Der Bruder des Sultans kam aber durchaus nicht in Verlegenheit und hatte sogar die Großmuth, den Reisenden in aller Form zur Theilnahme am Essen einzuladen.

Das Gurgi, welches so niedrig war, daß man darin kaum aufrecht stehen konnte, bestand aus Rindshäuten, die über hölzerne Sprenkel gespannt waren; andere Häute bildeten den Boden und dienten der Familie als Lagerstatt. An den Wänden hingen Kalebassen mit Fett und anderen Nahrungsmitteln; von Mobilien war nichts zu sehen, als ein paar niedere Schemel. Die Milchkuh wurde vorgeführt; ein Kind hielt ihr ein Brett vor, über welches ein Stück Kalbshaut gespannt war, und während sie dieses leckte, ließ sie sich ruhig melken.

Mit der Milch ins Lager zurückkehrend, fand Révoil dasselbe von einer Menge Beduinen erfüllt, welche alle mit frühstücken wollten. Es war aber kaum noch für einen kleinen Theil der Karawane Geschirr vorhanden, und um das allgemeine Murren zu beschwichtigen, gab der Reisende schließlich sein eigenes Küchengeschirr her; er sah es dabei natürlich zum letzten Male.

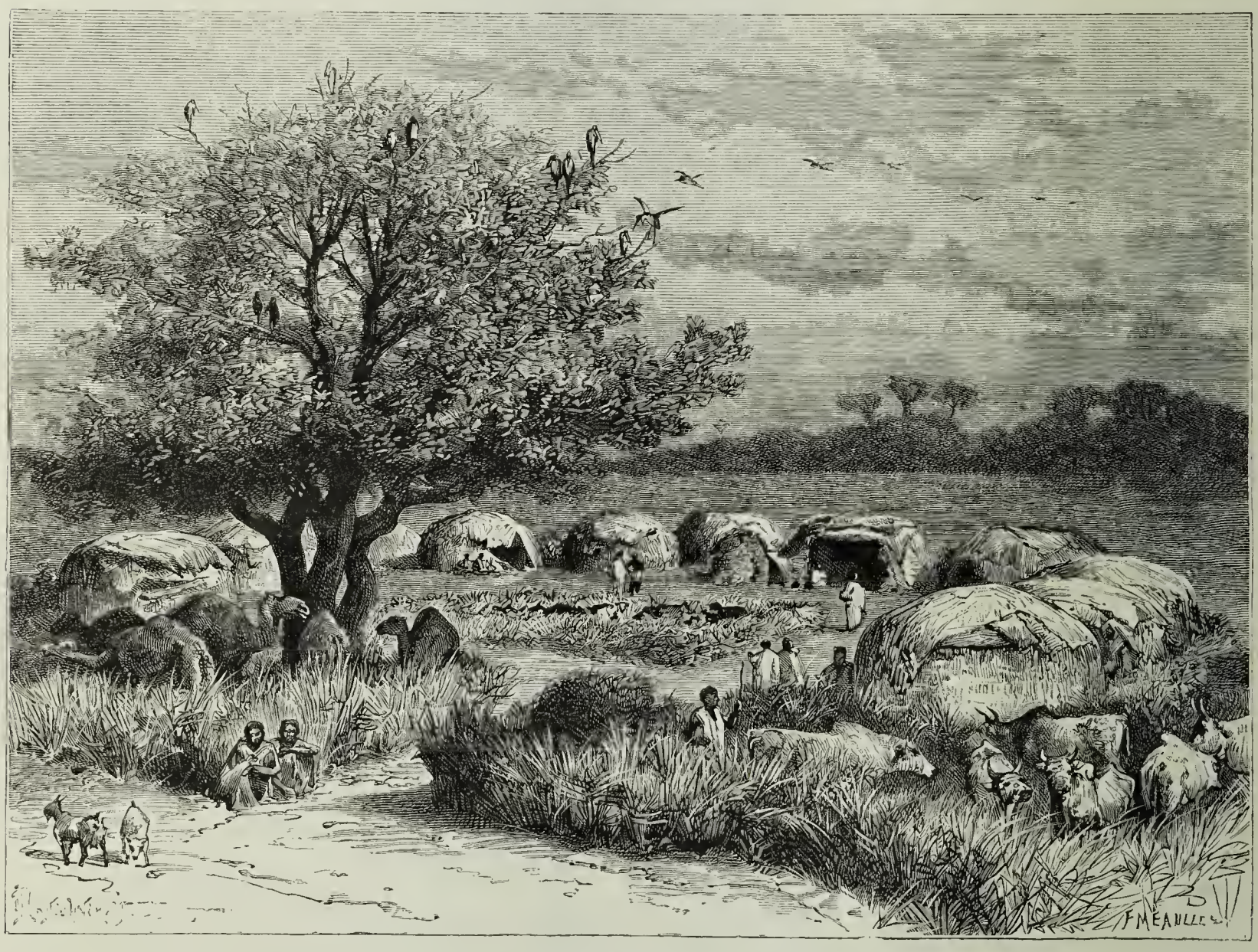
Nach und nach wurde die Haltung der Beduinen etwas bedenklich; ihre Zahl wurde immer größer und schließlich lagerten einige hundert Männer um die Karawane herum. Es wurde nöthig, die im Moôr zerstreuten Leute zusammen zu rufen, das Vieh zusammen zu treiben und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr der nach Dafit gegangenen Gesandten abzuwarten. Sie kamen erst gegen Mittag zurück und was sie meldeten, war wenig tröstlich. Omar Jussuf war natürlich nicht erschienen; fanatische Scheichs predigten in den Moscheen und erklärten jeden für einen Kafir (Ungläubigen), der die Weißen geleiten würde. Die weniger fanatische Partei verlangte für die Passage eben so

viel, wie der Reisende an den Sultan von Gelidi gezahlt habe, und sie wußten ganz genau, wie viel das war. Dieselbe Forderung stellten aber auch Bur Heïbi, Armedo, Beïdaua, kurz, alle auf der Route zu passirenden Dörfer.

Das waren keine günstige Aussichten. Der Abend nahte, die Haltung der Beduinen wurde immer drohender, noch war keine Nachricht vom Sultan da und sein Bruder entpuppte sich immer mehr als ein Feigling, der für seine eigene Haut fürchtete. Auch ein Theil der Eskorte verrieth nur zu deutlich, daß sie nur mitgezogen waren, um an der Plünderung theilzunehmen. Aber auch die Anderen gaben ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die Karawane schon am Ende ihrer Reise angelangt sei, und verschwendeten den Rest der Vorräthe so rasch wie möglich. Abdi dagegen und besonders Eden Affeno, der Abgesandte von Ganane, mit zwei Ellaïs erwiesen sich treu und hielten gute Wache.

Umsonst versuchten die Aeltesten, die Beduinen zum Abmarsche zu bewegen; sie blieben in der nächsten Nähe des Lagers und zündeten ihre Feuer an, noch ganz in der alten Weise, indem sie, wie unsere Abbildung zeigt, ein hartes Stück Holz auf einem weicheren rasch herumrieben.

Gegen 3 Uhr Morgens kam der Oberkameeltreiber mit ein paar Leuten aus Gelidi und brachte die definitive Nachricht, daß der Sultan nicht kommen werde; seine Familie lasse ihn nicht ziehen. Er habe übrigens einen Boten nach Dafit gesandt und werde auch ein paar Krieger zur Verstärkung der Karawane nachfolgen lassen.



Der Moôr Warman.

Noch einmal entschlossen sich die Aeltesten, vier Abgeordnete nach Dafit zu schicken und mit dem Gesandten des Scheichs noch einmal den Weg der Güte zu versuchen. Révoil gab ihnen unbeschränkte Vollmacht und ließ mittlerweile das Lager zur Vertheidigung herrichten. Die Waarenballen wurden ladungsweise angeordnet, in ein Hufeisen gelegt, dessen Inneres außer den Franzosen nur Mude Jussuf betreten durfte; ein paar Abösch bewachten den Eingang und ringsum lagerten die verschiedenen Clans der Eskorte mit ihren Kameelen. Diese sind in solchen Fällen die zuverlässigsten Schildwachen, denn beim geringsten verdächtigen Geräusche halten sie mit dem geräuschvollen Wiederkäuen inne, recken die Hälse und blasen die Nüstern auf; beobachtet man sie einigermaßen aufmerksam, so kann sich weder ein Feind noch ein wildes Thier unbemerkt dem Lager nähern.

Die Lage wurde immer unhaltbarer; die Vorräthe waren vergeudet, in Warman war keinerlei Getreide zu haben, man konnte unmöglich länger bleiben. Die Beduinen drohten mit einem Angriffe, wenn ihnen nicht sofort 500 Piaster oder zehn Ballen Kleiderstoff übergeben würden. Schon sprach man von einem schleunigen Rückzuge nach Gelidi, ohne die Rückkehr der Parlamentäre abzuwarten; da trafen etwa 30 Gelidis als Verstärkung ein, geführt von zwei nahen Verwandten von Abdi Abdikero. Sie brachten ein zurückgelassenes Kameel, die Arzneikiste und einen der gestohlenen Ballen, sowie die erfreuliche Nachricht, daß den Leuten von el-Rode eine exemplarische Strafe zu-

diktirt sei. Aber die Ermuthigung dauerte nicht lange; immer offener erhob die menterische Partei innerhalb der Eskorte ihr Haupt, und Drohungen gegen das Leben der Reisenden wurden offen ausgesprochen.

Wieder brach die Nacht herein; die beiden Franzosen waren, von ihren wenigen Getreuen bewacht, zum ersten Male fest eingeschlafen, da weckte sie ein Alarmruf und Alles eilte zu den Waffen. Aber es war kein Feind zu sehen und allmählich beruhigte man sich wieder. Erst am Morgen erfuhren sie, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten. Abdi und Abu Idu hatten die Wache und lagen nach Somaliweise anscheinend schlafend neben den Ballen, das Haupt mit dem Burnus verhüllt, als sie vier nackte Gestalten, drei Wadan und einen Mursude, an die Reisenden heranschleichen sahen. Schon hatten sie dieselben erreicht und einer hob eben den Dolch gegen Julian, als Abdi aufsprang und den Alarmruf ausstieß. Die Mörder sprangen zurück und waren im Nu unter den alarmirten Kriegern verschwunden. Sie blieben ungestraft, obwohl man sehr wohl wußte, wer sie gewesen, und Révoil mußte sich darauf gefaßt machen, daß das mißlungene Attentat sich bei der ersten Gelegenheit wiederholen würde.

Die Lage war im höchsten Grade kritisch. Noch einmal kam eine Verstärkung von Gelidi mit der Aufforderung vom Sultan, um jeden Preis nach Dasit vorzudringen und ihn dort zu erwarten. Aber das war leichter gesagt als gethan den drohenden Gares gegenüber und angesichts der Menterei in der eigenen Eskorte. Trotz der beiden Verstärkungen zählte die Karawane nur 70 Mann, der Rest war desertirt und außer den wenigen Getreuen waren fast nur diejenigen zurück geblieben, welche auf die Plünderung der Karawane spekulirten. Die Getreuen schaarten sich um

Wie man in Warman die Kühe melkt.

den Reisenden; es waren Alles in Allem 16, und nur die Furcht vor den Hinterladern der Europäer gewährte noch einigen Schutz.

Aber nun rückten gegen 80 Gares in guter Ordnung heran, geführt von einem Fanatiker, der in einer Hand den Koran, in der anderen Bogen und Pfeil hielt. Der Kampf schien unvermeidlich, da sprang Révoil über die Ballen und ging unbewaffnet den Feinden entgegen. Seine Kaltblütigkeit imponirte ihnen und sie erklärten ihm offen, nicht ihm gelte die feindliche Haltung, sondern den Leuten aus Gelidi, welche seine sämmtlichen Reichthümer für sich allein rauben wollten. Wieder begannen Verhandlungen, an denen auch ein paar Leute aus dem ganz nahen Dasit theilnahmen. Endlich einigte man sich dahin, daß der Reisende bei seiner Ankunft am Thore von Dasit zehn Ballen Zeug erlegen sollte, von denen die Gares die Hälfte zu beanspruchen hätten. Aber die Alten theilten Révoil sofort im Vertrauen mit, daß sie den Vertrag nur abgeschlossen hätten, um die Beduinen aus der Nähe des Lagers wegzuschaffen und die Flucht zu ermöglichen; von einem Weitermarsche könne keine Rede sein, aber auch die Eskorte dürfe erst im Momente des Aufbruches das Ziel erfahren, da sie entschlossen sei, den Reisenden unmittelbar vor Dasit zu tödten und alles zu plündern. Strengstes Geheimniß sei das einzige Mittel, sein Leben zu retten.

Also wurden alle Anstalten zum Uebernachten getroffen, aber um 10 Uhr gab Nûr Ali, der Aelteste der Somalis, plötzlich den Befehl, die Kameele zu beladen, die Karawane wurde formirt, so gut es ging, und dann erst wurde der Rückmarsch nach Gelidi verkündet. Die Leute murrten, aber man ließ ihnen keine Zeit zum Ueberlegen. Omar Jussuf hat es befohlen, damit mußten sie sich begnügen, die

Alten zogen selbst die Kameele fort und der Fluchtmarsch begann. Révoil mit seinen wenigen Treuen folgte in einiger Entfernung. Es war ein trauriger Marsch durch die Nacht und das Dickicht; nur große Eile konnte retten, wenn die Beduinen etwas merkten, war die Karawane verloren. Wo ein Lastthier stürzte oder ein Ballen herabfiel, warfen sich die Somalis wie die Geier darüber her und entflohen mit der Ladung ins Dickicht; Belgab wurde erreicht, aber noch war die Gefahr nicht überstanden; trotz ihrer Erschöpfung mußten sich die Reisenden weiter schleppen bis Lafo Galla. Dort hielt der Rest der Eskorte an und verlangte stürmisch Bezahlung, da sie von Omar Jussuf doch nichts bekommen würde, und Révoil mußte sich für ihre Bezahlung verbürgen.

Nach zwölfstündigem Marsche war Gelidi wieder erreicht; nur ein paar Araber beglückwünschten die Heimkehrenden und betrübten Herzens sammelte der Reisende die traurigen Ueberreste seiner Ausrüstung in seiner alten Wohnung, in welche er sich einschloß. Draußen heulte die Menge, die Knaben bombardirten das Haus mit Steinen, aber schließlich stürzte des Sultans Lieblingsfrau wie eine Furie aus ihrer Hütte und hieb mit einem langen Rohre so unbarmherzig auf die Menge ein, daß es ihr gelang, den Platz zu säubern und Ruhe zu schaffen.

Omar Jussuf war offenbar überrascht, die Reisenden wieder lebendig zu sehen, aber er traf alsbald die nöthigen Anstalten, um sich Said Bargasch gegenüber zu rechtfertigen, versprach, die Dafit für die Mißachtung seiner Autorität durch Sperrung des Weges zur Küste zu strafen und schlug schließlich vor, Révoil solle allein, mit nur einem Kameele und zehn auserwählten Leuten als Eskorte nach dem Dschub aufbrechen. Aber ein schwerer Fieberanfall bewies, daß Révoil's Kräfte erschöpft seien, und er sah wohl ein, daß ein neuer Versuch doch nur zu neuen Verlusten führen werde. Zwei Tage lag er im furchtbarsten Delirium und die Somali umtanzten seine Wohnung mit dem Freudenrufe: „Kukufa Hakim", „der Doktor stirbt". Aber seine gute Natur rettete ihn und er erholte sich rasch zur Freude des getreuen Julian, den ein Ohrabsceß während dieser Zeit beinahe rasend machte. Es galt, die Trümmer der Ausrüstung

Fenererzeugung durch Reiben zweier Hölzer.

zu retten und selbst mit heiler Haut nach Mogduschu zurück zu kommen, und dazu boten Abdi und Kassadi, die sich treu erwiesen, ihre Dienste an. Ganz unter der Hand wurde, wie sich Gelegenheit bot, eine Kameelladung nach der anderen zur Küste zurück spedirt, ohne daß die räuberischen Beduinen von Lafole es merkten. Omar Jussuf sah die Beute seinen Händen entgleiten, ohne daß er es hindern konnte; er und seine Frau, die früher so freundlich gegen die Reisenden gewesen, suchten zu erbetteln, was noch zu erhalten war, und die anderen Besucher stahlen, was sie konnten. Der Sultan verlangte unbedingt eine schriftliche Erklärung, daß Révoil seine letzten Vorschläge zurückgewiesen, und wollte ihm eine Eskorte von 150 Mann mitgeben, aber der Reisende hatte nicht Lust, das abzuwarten und entschloß sich zur heimlichen Flucht, auf der ihn nur Abdi Abdikero und Ali Hamed, sowie Shuma und ein Sklave begleiten sollten.

Am 10. December vereinigte er sich Abends mit Julian und seinen Getreuen im Hause des Arabers Kassadi und brach auf, von einigen Freunden bis über Afgoi hinaus begleitet, er selbst in Somalitracht mit Schild und Lanze, Julian im arabischen Burnus. Es hieß eilen, denn ein Sklave aus el-Rode hatte sie gesehen und drohte, seinen Clan zu ihrer Verfolgung zu wecken. Nach zwei Stunden war die gefährlichste Stelle, das Lager der Lafol, erreicht, aber es gelang, unbemerkt vorüber zu kommen; auch verschiedene Lager der Abgal und Mursude wurden glücklich passirt, und als der Morgen graute, lag Mogduschu vor den Geretteten, und das Haus unter den Palmen, das sie früher beherbergt, nahm sie wieder auf. Das Leben war gerettet, aber der Reiseplan trotz der aufgewandten großen Mittel völlig gescheitert; daß an eine Wiedererlangung der von Omar Jussuf erpreßten Summen nicht zu denken sei, davon mußten sie sich bald überzeugen.

Um sich einigermaßen zu zerstreuen, ging Révoil alsbald wieder an die gründliche Erforschung der Umgebung von Mogduschu, welche des Interessanten noch gar viel bot. Das Hamburger Schiff „Heros" ankerte gerade auf der Rhede und bot eine bequeme Gelegenheit zur Verschiffung der Sammlungen. Die Exkursionen durften freilich nicht

allzuweit ausgedehnt werden, denn wie gering die Autorität des Gouverneurs war, sollte sich bald zeigen. Ein Soldat, Mansur mit Namen, war dicht am Thore von vier Abgals, die ihn als Sklaven ins Innere schleppen wollten, angefallen worden und hatte, obschon nur mit einem alten Säbel bewaffnet, zwei seiner Angreifer zusammengehauen; darauf erhoben sich die Beduinen und der arme Mansur wurde für seine Tapferkeit in Ketten gelegt und die Abgals erhielten nach einer siebentägigen Blockade 250 Piaster Entschädigung. Said Bargasch, der Sultan von Zanzibar, ist eben in erster Linie Kaufmann und will den Frieden aufrecht erhalten wissen um jeden Preis. Auch bei einer Streitigkeit zwischen den beiden Quartieren der Stadt, die aus einer Kinderrauferei entstand und zu einer förmlichen Schlacht führte, zeigte der Gouverneur sich kläglich schwach, und so beschränkte Révoil seine Arbeiten auf die nächste Umgebung der Stadt.

Ganz besonders beschäftigte ihn die Erforschung des Bodens der alten Stadt, welche der neuen als Steinbruch dient. Gegen ein Trinkgeld brachten ihm die dort beschäftigten Sklaven, was sie von alten Resten fanden, und es gelang ihm, eine hübsche Sammlung von Töpferwaaren, farbigen Gläsern, Bronzen und dergleichen zusammen zu bringen. Auch ein indisches Götzenbild fand sich und ein leider zerbrochener Wasserkrug aus grüner Fayence, der ähnlich, welche man heute noch als Zeitun und Javaï

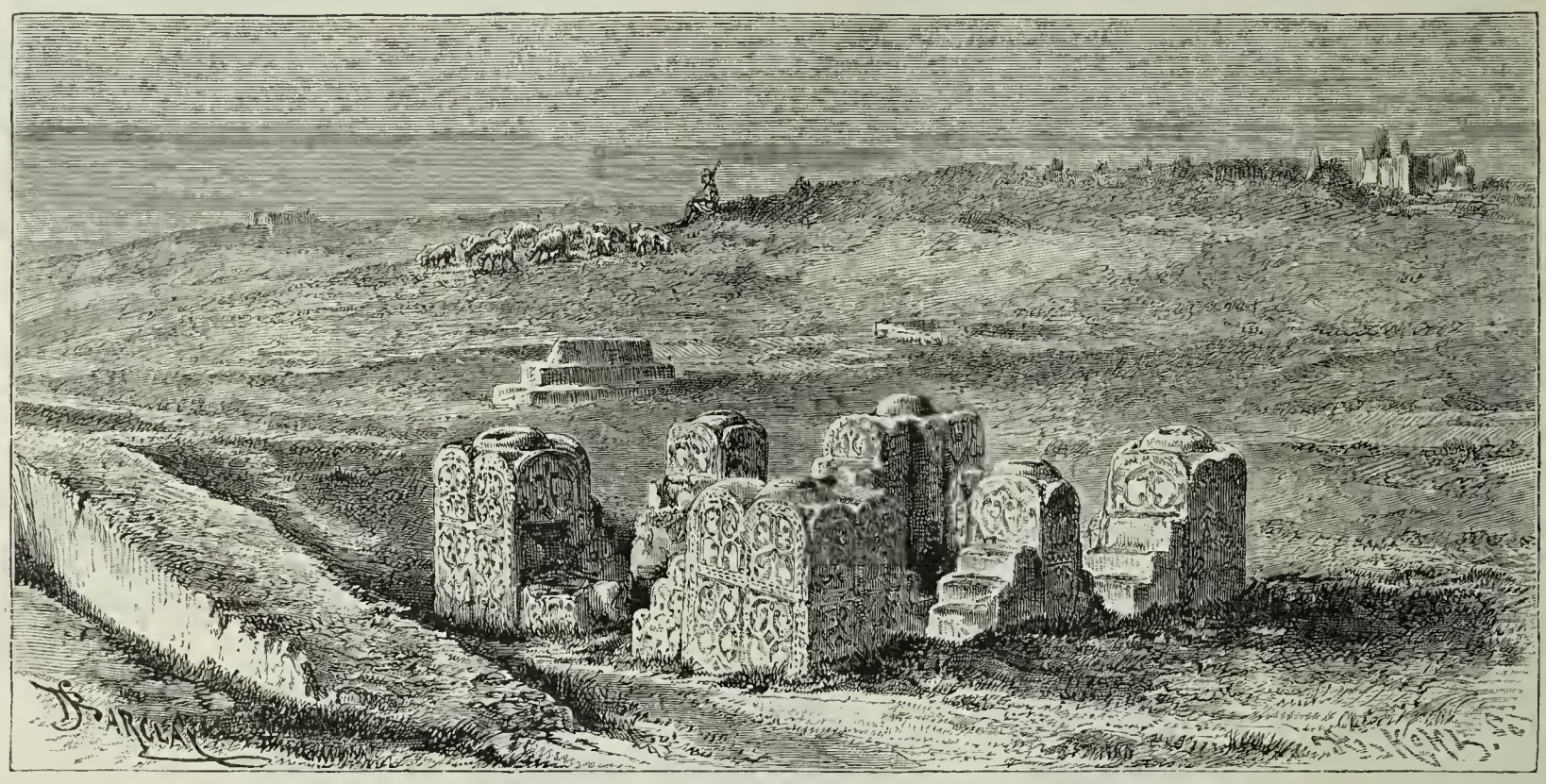
In Mogduschu gefundene Armbänder, Geschirre, Lampen u. s. w.

im Somalilande kennt. Auch einige chinesische Sapeken fanden sich und setzten Révoil in nicht geringes Erstaunen; er erfuhr aber später, daß Dr. Kirk in Zanzibar eine ganze Kollektion ähnlicher besitze, die sämmtlich in Monfia bei Omiloa gefunden wurden. Eine alte Verbindung mit China, allerdings wahrscheinlich durch Araber vermittelt, ist somit außer Zweifel. Die Gegenstände kamen mit Hilfe des „Heros“ glücklich nach Europa, und die beistehenden Zeichnungen von ihnen sind in Paris angefertigt.

Von dem früheren Glanze von Mogduschu zeugen außer dem Berichte des Ibn Batuta über seinen Empfang bei dem damaligen Sultan Abu Bekr ibn Abdallah ein paar vom Sande überwehte Mausoleen in den Hügeln von Bet Fras, von denen eines das Datum 645 der Hedschra trägt, also aus der Zeit des großen Fekker-Eddin stammt, dem die Erbauung der großen Moschee zu danken ist, deren Mihrab (Gebetnische) das Datum des April 1269 unserer Zeitrechnung trägt. Von den Gebräuchen, die Ibn Batuta schildert, hat sich noch Manches erhalten; die Stadt aber, die bis nach Canton hin Handel trieb, ist verweht und von den Gräbern, die zum Theil wundervolle, altarabische Arbeit zeigen, weiß Niemand mehr, welchen Heiligen oder Scheich sie bergen.

Die Bewohner von Mogduschu zeigten sich noch freundlicher, wie früher und waren stolz darauf, die Ungastlichkeit der Somalis von Gelidi wieder gut zu machen. Hadsch

Ali wagte es nicht, sich wieder in der Stadt zu zeigen, und der Scheich Anes hatte sich in die Sanya von Brawa zurückgezogen. Von seinen Freunden im Quartier Hamarwin konnte jetzt der Reisende die genaueste Auskunft



Reste von Gräbern auf den Hügeln von Bet-Fras. (Nach einer Photographie.)

über die gegen ihn gesponnenen Machinationen erhalten und sich überzeugen, daß nur die Nähe von Mogduschu sein Leben in Gelidi beschützt hatte, und daß er sicher verloren gewesen wäre, wenn er seine Reise noch einen oder

Höhlen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

zwei Tagemärsche weiter ins Innere fortgesetzt hätte. Die Hetzereien hatten auch durchaus noch nicht aufgehört, und er mußte einsehen, daß ein neues Unternehmen ihn dem sicheren Tode entgegenführen werde.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

IV. (Schluß.)

Etwas der Taufe Aehnliches haben die Samojeden nicht. Ihre Frauen kaufen sie von deren Eltern und geben dafür einige Renthiere bis zu vielen Hunderten; in der Regel haben sie eine Frau, nur die Wohlhabenderen haben mehrere. Ist ein Samojede sehr krank, so kommt der Schamane mit der Trommel; einestheils wird durch das Trommeln der Teufel gebannt, anderentheils bittet während desselben der Schamane Gott, daß er den Kranken gesund machen möge. Gott sagt dann durch den Schamanen, sie möchten Renthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wird der Kranke gesund, so hat Gott die Gabe gnädig aufgenommen, stirbt derselbe, so ist es die Schuld des Teufels. Die Leiche muß drei Tage unter einem Schlitten liegen und wird dann beigesetzt; es wird dabei zum Teufel gesagt: „Hier, nimm nun Alles und friß es.“ Da der Boden während des langen Winters hart gefroren ist und auch im Sommer die Erde theilweise nur $2^1/_2$ Fuß tief aufthaut, so machen die Samojeden ein etwa 8 Fuß langes, 4 bis $4^1/_2$ Fuß breites und 2 bis $2^1/_2$ Fuß hohes Todtenlager, von ihnen tinn genannt, aus Baumstämmen und Brettern. Im Inneren, auf dem Boden desselben, liegen quer $^1/_2$ Fuß starke, kurze Holzstämme, auf denselben Bretter und hierauf ruht, mit Birkenrinde bedeckt, der Todte. Die Seitenwände sind von behauenen Baumstämmen gemacht, welche die das Todtenlager am Kopf- und Fußende schließenden starken Bretter halten. Bedeckt wird dasselbe mit 8 Fuß langen und $^1/_2$ Fuß starken unbehauenen Baumstämmen. Etwa 6 Fuß hohe, aufrecht stehende starke Stangen sind unmittelbar an dem Todtenlager angebracht, gewöhnlich drei auf jeder Seite. Je zwei sich gegenüber stehende Stangen sind an der Spitze durch Querhölzer verbunden; sie dienen einestheils dazu, um dem tinn eine größere Festigkeit zu geben, anderentheils werden an denselben die Schädel der Renthiere aufgehängt, welche die Verwandten des Todten zu seinem Andenken schlachten. Beim Todtenlager, zu den Füßen des Todten, steht ein eiserner Kessel, in der Nähe desselben ein Schlitten. An denjenigen Orten, wo sich Samojeden längere Zeit aufhalten, wie an den Mündungen des Taß und Purr, giebt es Bestattungsplätze, welche fast immer auf Anhöhen liegen. In der Nähe russischer Niederlassungen müssen die Todtenlager im Sommer mit Erde bedeckt werden.

Die Samojeden sagen, mit dem Tode sei Alles vorbei; an eine Auferstehung irgend einer Art glauben sie nicht. Indeß möchte ich bemerken, daß früher vielleicht eine entgegengesetzte Ansicht bei ihnen geherrscht hat; denn in welcher Idee beruht der Ursprung ihrer Sitte, auf oder neben das Todtenlager einen Schlitten, einen Kessel oder andere zum Leben nothwendige Dinge zu legen, welche allerdings vorher unbrauchbar gemacht werden?

Wie erwähnt, liegt die Leiche vor der Bestattung drei Tage unter einem Schlitten. In diesen drei Tagen wird aus Fellen, besonders aber aus Tuch, eine etwa 50 cm hohe Puppe gemacht; dieselbe wird dann behandelt wie früher der Todte, im Zelte derselben Essen vorgesetzt ꝛc., sie wird in einem hierfür bestimmten kleinen Schlitten, wenn ein Mann gestorben war, vier Jahre lang, wenn eine Frau gestorben war, drei Jahre bei allen Wanderungen mitgeführt und nach Verlauf dieser Zeit zur Leiche gelegt.

So lange Verwandte eines Gestorbenen leben, fahren diese jedes Jahr nach dem Orte, wo derselbe ruht, schlachten dort ein Renthier und verzehren es zum Andenken an den Todten; arme Samojeden verspeisen dort Fische. Es unterbleibt dieses nur, wenn sie zu weit entfernt sind.

Für die Frauen, nicht für die Männer giebt es einige Verbote. Frauen und Mädchen dürfen während der Regel nicht über eine am Boden liegende Schnur gehen, sondern müssen die Schnur entweder über den Kopf heben oder darum hinweggehen; auch dürfen sie dann nicht auf einen Schlitten, ein erhöht liegendes Brett ꝛc. steigen. Hecht, Stör und Quappe dürfen die Frauen im Sommer nicht essen und auch nicht berühren, im Winter dagegen hört dieses Verbot auf. Ebenso dürfen die Frauen während der Regel überhaupt keine Fische essen. Haben sie aus Unvorsichtigkeit oder aus einem anderen Grunde gegen solche Verbote gehandelt, so sind sie sschabmaĭ, d. h. unrein geworden und müssen Räucherungen mit einem Pulver vornehmen, welches vom Biber gewonnen sein soll. Ob diese Verbote, deren es noch mehrere giebt, aus Gesundheitsrücksichten gegeben wurden oder dem Aberglauben zuzuschreiben sind, vermag ich nicht zu entscheiden; wahrscheinlich ist ihr Ursprung sowohl in jenen, wie in diesem begründet.

Wenn, zwar mit kolossaler Uebertreibung, gesagt wird, daß die Feuerländer in Südamerika nur das eine Wort pescheräh haben und sich mit diesem Worte unter einander verständigen, so erscheint es auch demjenigen, welcher zum ersten Male mit den Samojeden verkehrt, daß sie nur ssauwo, wŏĭwo und handam sagen, und er kommt deshalb leicht auf den Gedanken, ein in dieser Beziehung den Feuerländern ähnliches Volk vor sich zu haben. Diese Ansicht ändert sich aber, wenn man sich einige Zeit mit der samojedischen Sprache beschäftigt; man bemerkt dann, daß dieselbe nicht allein keinen geringen Wortreichthum, sondern auch eine nicht wenig komplicirte Grammatik besitzt; um so überraschender, wenn man die Kulturstufe und die nordische Heimath des Volkes in Betracht zieht. Es mögen hier ein paar Worte und Beispiele folgen:

Muu der Ast; wóje das Blut; tuu das Feuer; tóo der Flügel; tóo der See; ihá der Fluß; llŭ der Knochen; jă das Land, die Erde; jérŭ der Mond; hĕĭer die Sonne; ii das Wasser; pii die Nacht. Ich sehe mann mannijeo; du siehst puddre mannijerr; er sieht pudde mannijerrde ꝛc. Ich sah mann manneus ꝛc. Ich werde sehen man mantam ꝛc. Das Renthier tŭŭ. Der Kopf des Renthieres tŭŭoneiwo. (Der Kopf eiwo.) Das Moos ist dem Renthiere gut njada tŭŭnin ssauwa. Ich schlage das Renthier mann tŭŭem hadangu. Mein Renthier mann tŭŭni; dein Renthier puddre tŭŭrd; sein Renthier pudde tŭŭdŭ ꝛc. 1 ŏppŏĭ; 2 s schiddi; 3 năherr; 4 tí att; 5 ssámbelank; 6 matth; 7 ssí u; 8 sséttnjet; 9 hassaóju; 10 lússaju; 122 jürr kaddejangini

näherrjuntutus schiddi. Wie schon erwähnt, schreiben die Samojeden nicht, aber jeder Samojede hat sein Zeichen, welches allen Uebrigen mehr oder weniger bekannt ist; z. B.:

Mit diesen und ähnlichen Zeichen unterschreiben und zeichnen sie ihre Sachen, besonders ihre Renthiere. Wenn das Zeichnen der letzteren im Frühjahre geschieht und sie in der Form des Zeichens die Haare entfernen, so werden die neuwachsenden Haare beim hellfarbigen Renthiere dunkel, beim dunkelfarbigen dagegen hell und weiß.

Die Samojeden begrüßen sich zu jeder Tageszeit mit dem Worte „ándorro“, in der Regel unterbleibt aber die Begrüßung; häufiger sagen sie beim Scheiden „lákomboĭ ssójudi“, d. h. etwa: „Lebewohl, in kurzer Zeit ein Wiedersehen.“ Nach dem Essen bei einem Freunde oder Bekannten sagen sie „maleju“, d. h. ich bin satt. Ein Wort, um den Dank auszudrücken, haben sie nicht, wenn nicht das Wort maleju dafür gelten kann, denn da die Gastfreundschaft sehr gepflegt wird, so kann der Gast dem Gastgeber keine größere Anerkennung zollen, als daß er ihn versichert, er sei gesättigt. Beim Antreiben der Renthiere rufen die Samojeden ei, ei, ei, sss, das ei, ei, ei kurz und stark aus der Brust hervorstoßend. Doch habe ich auch, wenigstens von einem Ostjaken, unser norddeutsches hü gehört.

Die Samojeden haben keine Familiennamen, sondern nur Eigennamen und nennen, wenn sie der russischen Regierung einen Familiennamen angeben müssen, ihren Geburtsort oder denjenigen Ort, wo sie sich im Jahre längere Zeit aufhalten. Männernamen sind: Génua, Jerro, Wessená, Tahana, Attilo, Judi; Mädchennamen: Heĭju, Ssáda, Adju, Maĭssini, Anini, Neĭemoni. Mit der Verheirathung verlieren die Mädchen ihre Namen. Hat ein Mann mehrere Frauen, so heißt die älteste Pjudi, die zweite, dritte Tati; des Sohnes Weib heißt Mejaku.

Die Geographie und die Völkerkunde der Samojeden beschränkt sich auf ihr eigenes Land, welches aber jeder einzelne sehr genau kennt, und auf Kenntniß der umwohnenden Völker. Sie nennen sich selbst Hassaŭwo, ihr Land Mannejau, d. h. unser Land oder Hassĕaŭja; die Russen Lúzze, deren Land Luzzeja; die Ostjaken Habbi, deren Land Habbéija; die Syranen Nőssĕma, deren Land Nőssemoja; die Läpinen (mit den Wogulen verwandte Ostjaken) Ssítti, deren Land Ssittija; die Kamenen (westlich vom Ob wohnende Samojeden) Paĭkássaŭwo. Alle diejenigen, welche sie nicht in diese Völker einreihen können, nennen sie Jennsse, d. h. vom Jenissei.

Die Verfassung der Samojeden, so weit davon zu sprechen und so weit sie noch ursprünglich ist, beruht auf patriarchalischen Grundsätzen. Der älteste in der Familie ist deren Haupt; der Wohlhabendere und deshalb Mächtigere hat, wie überall, einen größeren Einfluß, doch sucht er sich mit den Aermeren gut zu stellen. Früher und auch jetzt noch hin und wieder übten sie ihre eigene Justiz; der Mörder wurde an dem Orte, wo er die That begangen, wieder erstochen oder ins Wasser geworfen. Indessen müssen sie jetzt größere Verbrecher der russischen Regierung abliefern, sowie auch von größeren Unglücksfällen Anzeige machen. Die Samojeden müssen ihre Gemeinde- oder Stammesvorsteher und deren Vorgesetzten, den Starschina, selbst wählen. Die Stelle der letzteren vertrat früher der Ostjakenfürst. Der Starschina schlichtet die meisten Händel unter den Samojeden. Er muß durch die Gemeinde- oder Stammesvorsteher (Staroſten) die Abgaben sammeln lassen und der Regierung in Obdorsk abliefern, sowie auch von den Geburten und Sterbefällen Anzeige machen. Zum Militärdienst sind die Samojeden nicht verpflichtet.

Geschichtliche Traditionen, Sagen und Märchen konnte ich nicht von den Samojeden erfahren; jedenfalls waren sie eines der wildesten, aber auch unglücklichsten Völker des Nordens. Die Russen nannten und nennen sie Samojeden, d. h. diejenigen, welche sich selbst essen, und noch vor einigen Jahren sollen sie während einer Hungersnoth ihre eigenen Kinder gegessen haben. Sie selbst nennen sich Hássaŭwo, d. h. diejenigen, für welche der Tod gut ist. Die älteren Leute wissen sich noch zu erinnern, daß die Samojeden in Banden von 50 bis 100 Mann, gut mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die umwohnenden Völker, besonders wenn diese beim Fischfange beschäftigt waren, überfielen und ihnen, wenn sie sich vertheidigten, alles, wenn sie sich nicht vertheidigten, nur die besten Fische fortnahmen.

Entgegengesetzt lauten die Schilderungen, welche man in jetziger Zeit hört und welche mir die mit ihnen verkehrenden Ausländer und die gebildeteren Russen von ihnen machten. Sie nannten sie ein harmloses, gutmüthiges Volk und lobten ihre Achtung vor fremdem Eigenthume, welche ich auch selbst mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn sie noch unverdorben sind, so werden die Samojeden nie das Eigenthum eines Anderen berühren. Die mit Sachen beladenen Schlitten stehen auf Bergen, während die Eigenthümer meilenweit entfernt sind; die russischen Kaufleute lassen ihre Waaren ebenso unter freiem Himmel liegen, und Niemand wird auch nur eine Kleinigkeit davon nehmen. Selbst ihre Sucht nach Branntwein, durch welchen sie sich oft, wenn sie ihn durch Handel erhalten können, vernichten, kann sie nicht verleiten, die Sachen und das Eigenthum Anderer zu durchsuchen. Wahrscheinlich hielten sie diese strengen Rechtlichkeitsgrundsätze in früheren Zeiten nur unter sich, während sie allen übrigen Völkern den Krieg erklärt hatten.

An Geschicklichkeit im Anfertigen von hübschen Gegenständen sind die umwohnenden Völker, wie die viel unter ihnen lebenden Ostjaken, den Samojeden überlegen, an Klugheit im Handel besonders aber die Syranen; die Samojeden sind Hirten, Jäger und Fischer. Trotz ihres im Allgemeinen phlegmatischen Temperamentes und ihrer auffallenden Ruhe sind sie Freunde von körperlichen Uebungen. Auf den Flüssen rudern sie gern um die Wette, sie ringen und spielen gern. So z. B. bekleidet ein Samojede seinen Leib oder auch nur seinen Kopf mit einer Thierhaut und kriecht auf allen Vieren herum, indem er die Bewegungen des betreffenden Thieres nachahmt; ein anderer schleicht vorsichtig hinterher, legt mit einem Bogen auf ihn an und schießt, natürlich ohne ihm zu schaden; der das wilde Renthier, den Wolf oder den Bären vorstellende Mann bricht zusammen, zuckt wie ein erlegtes Wild und bleibt scheinbar todt liegen. Die Zuschauer belustigen sich aufs beste bei einer solchen Vorstellung, lachen und rufen ihr ssaŭwa! ssaŭwa! d. h. gut! gut! Die Samojeden haben keine bestimmten Lieder, sondern sie besingen alles, was ihnen gerade auffällt, wie z. B. irgend etwas Erlebtes oder irgend eine Person; der Gesang ist sehr einförmig, eine Melodie wird man schwer erkennen können und es müssen mehr die Worte und der Sinn des Liedes sein, was auf die Zuhörer wirkt.

Einige Hirten bringen es zu bedeutender Wohlhabenheit, sie besitzen viele Tausende von Renthieren, schöne Felle und Geld; keinem dieser Wohlhabenden fällt es aber ein, in einer Stadt zu wohnen oder sich ein Haus zu bauen, sondern sie leben, wie ihre Väter, in Zelten und müssen so

leben, weil sie zum fortwährenden Wandern gezwungen sind. Aber sie machen wohl eine Reise nach Petersburg, um den Kaiser zu sehen. Einer derselben fuhr ganz bis Petersburg mit Renthieren. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes am Taß-Busen sah ich etwa fünf der wohlhabendsten Samojeden; diese haben ein mehr würdevolles Benehmen, sind auch höflicher als die übrigen. Sie machten bei der Begrüßung regelmäßig eine Verbeugung, während alle übrigen Samojeden nur vor ihrem Fürsten und vor ihrem Starschina sich verneigen. Einer derselben, welcher gut Russisch sprechen, lesen und schreiben konnte, wollte gerade in dieser Zeit mit seinem Bruder eine Reise nach Petersburg machen; er wollte aber Post und Eisenbahn benutzen und nicht mit Renthieren den ganzen Weg zurücklegen. Da sie reich an schönen Fellen, besonders schwarzen Fuchsfellen sind, so bringen sie solche dem Kaiser und erhalten entsprechende Gegengeschenke.

Die Gegend an der Mündung des Taß und Purr war ein Hauptsammelplatz der Samojeden, und deshalb boten sich mir einige sehr interessante und hübsche Bilder, besonders in der Zeit, als die Renthiere aus dem Norden zurückgekehrt und die meisten Samojeden dort versammelt waren, um sich zu ihrer Wanderung nach dem Süden vorzubereiten. Ich sah große Züge von Renthieren auf den Eisflächen des Taß und Purr vorüberkommen. Den von Renthieren gezogenen Schlitten mit Frauen und Kindern, Zelten und anderen Sachen folgten Renthierheerden, welche die Samojeden, den Lasso in der Hand und ihr ei, ei, ei, sss rufend, im leichten Männerschlitten umfuhren. So plötzlich, wie diese schönen Bilder erschienen, so rasch verschwanden sie auch wieder.

Von meiner ersten Fahrt mit Renthieren zurückkehrend, verweilte ich einige Stunden bei den Zelten des Starschina. Diese waren am Ufer des Taß gelegen, vor denselben, auf dem Eise des Flusses, standen gegen 100 Schlitten aller Art, beladene und unbeladene; ein paar dieser Schlitten waren sehr hübsch geschmückt und bequem eingerichtet, rings um den Sitzplatz und vor demselben war das Holz mit gelben Lederbändern umwunden, welche franzenartig herabhingen, im Inneren lagen Kisten mit Ueberzügen von rothem Tuche. Samojeden mit ihren Renthieren und Hunden waren in Menge versammelt, aber keine Frauen unter ihnen. Der Starschina, ein mittelgroßer, kräftiger Mann, den die Würde seines Amtes gut kleidete, war von einigen der einflußreichsten Samojeden umgeben. Die vor den Zelten Versammelten hatten Klagen und Fragen vorzubringen und nachdem der Starschina diese angehört hatte, ging er mit den ihn begleitenden Männern zurück, um sich zu berathen. Als er nach einiger Zeit wiederkam, entwickelte er bei seinen Urtheilen und Antworten entschiedenes Rednertalent, welches ich einestheils an der Betonung und der Art und Weise seines Sprechens, anderentheils an dem Eindrucke, welchen er auf die Zuhörer machte, bemerken konnte. Da noch keine strenge Kälte herrschte, so trugen die Samojeden nur den Malz mit der hübschen Parka oder den verschiedenfarbigen Tuchüberzügen. Durch diese Trachten bekam das ganze Bild einen eigenthümlich wilden Charakter, welcher aber sehr gemildert wurde durch die Ordnung, mit welcher die Klagen und Vertheidigungen vorgebracht wurden, und die Ruhe, mit welcher die Urtheile hingenommen wurden.

Nach Beendigung dieses Samojedengerichtes wurde die Rückfahrt fortgesetzt; wir passirten eine mit Zwergsträuchern bewachsene Hochebene; die Spitzen der Sträucher ragten noch aus dem Schnee hervor und färbten die Fläche mattgrau; in einem Thale standen Samojedenzelte, eine weidende Renthierheerde befand sich in deren Nähe. Spät Abends erreichten wir den Purr, die hohen, mit Schnee bedeckten Ufer desselben waren vom Monde beleuchtet; noch kurze Zeit auf dem Eise des Purr dahinfahrend, und die Faktorei mit den Blockhäusern und dem Waarenschiffe lag vor uns. Kalte, wilde, aber doch so wunderschöne Bilder!

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batakſches Märchen.

Von **W. Ködding.**

II. (Schluß.)

Was nun den Adji pamasa betrifft, so war der weiter gewandert auf dem Beguwege, fand aber den redenden Vogel nicht. Als er nun so dahin ging, fand er Rosenäpfel, von Begus gepflanzt. Die Bäume hingen voll der Früchte, und unter ihnen war die Erde damit bedeckt. Da ward sein Herz froh, denn er war hungrig. Er nahm von den unten liegenden, da riefs: „die nicht: nimm von denen, die oben sind, die sind besser.“ So stieg er hinauf und wollte pflücken, da riefs: „die nicht! nimm von denen, die unten liegen, die sind besser.“ „O Mutter! das ist nun wieder mein Loos. Stets das Entgegengesetzte sagts; es ist ein Begu.“ So sprach er in seinem Inneren und ging weiter. Da fand er zwei Brunnen, einen mit hellem, den anderen mit trübem Wasser. Er gedachte zu trinken und schöpfte aus dem hellen Brunnen. Aber siehe, das Wasser war trübe. Er sah nach dem anderen, das Wasser war hell. So schöpfte er da, aber plötzlich war dies trübe und das andere hell. So ging er siebenmal hin und her, immer trat das trübe Wasser an die Stelle des hellen. Nun ward ihm Angst und er verließ die Brunnen. Da fand er einen Büffel auf fetter Weide, aber der Büffel war mager; weiterhin sah er einen Büffel auf dürrer, steinigter Weide, und der war fett. „Nun, das sind mir Hundebüffel! der auf fetter Weide ist mager und der, welcher die Steine beleckt, ist fett, Büffel der Begus sinds, scheints.“ So sprach er bei sich selbst. Weiter wandernd kam er auf einen hohen Berg. Da sah er einen großen Banianbaum, unter dem es lichte und aufgeräumt war. Hier will ich übernachten, dachte er. Plötzlich ließ sich ein Eber hören: „Wer bist du, dessen Füße ich rascheln höre unter der Baniane? ob ich dich verderbe, ob ich dich verschlinge, ob ich dich fresse!“ „O Großväterchen, ich bins. Meinst du

mich fressen zu müssen, dann mach nur schnell, dann brauch ich dies Ungemach nicht länger zu dulden." „Wunder! das klingt ja wie deine Stimme, Adji pamasa; sag, was treibt dich her in diese Gefilde?" „O, mein Fürst! ich suche den redenden Vogel, was denkst du, werde ich ihn wohl noch finden?" „Getrost, Väterchen, du wirst ihn finden." Bald darauf begegnete er einem großen Bären, der sprach: „Wie kommst du hierher, mein Fürst?" „Großväterchen, ich suche den redenden Vogel; was dünkt dich, werde ich ihn wohl finden?" „Getrost, Adji pamasa, du wirst ihn finden." „Gut, Großvater, aber bitte, unterrichte mich erst in der Kunst des Bangemachens." Also unterrichtete ihn der Bär. Bald darauf begegnete ihm ein großer Affe, der unterrichtete ihn in seiner Kletterkunst. Dann traf er eine große giftige Schlange, die unterrichtete ihn in den schädlichen (heißen) Giften. Hierauf begegnete ihm ein großer Tiger, pongpang bala saribu (der Tausende aufhält), der stellte sich zuerst grimmig wie der Eber, lehrte ihn dann aber die Kunst des Springens, des Schwerttanzes und der Staunen und Verwirrung erregenden Rede. Endlich war er oben auf der Spitze des Berges angekommen. Da sah er die Hütte einer Göttertochter, der himmlischen Prinzessin Panuhati (Messerin) oder Panimbangi (Wägerin), welche den Odem der Menschen abmaß. Er sah sie immerzu messen und hörte sie zählen: eins, zwei, ... zehn; aber er sah nichts von dem, was sie gemessen. Da redete sie ihn an: „Nun, Adji pamasa, was führt dich her in unsere Gefilde?" „O, Großmütterchen, ich suche den redenden Vogel und kann ihn nicht finden; was dünkt dich, wird er mir noch werden?" „Aber es giebt hier einen solchen Vogel nicht, Väterchen", sprach Prinzessin Panimbangi. „O weh! aber was denkst du, werde ich ihn doch noch finden?" „Heil dir, sei frisch und getrost! du wirst ihn finden. Geh nur, Väterchen, geh!" „Gut, danke schön, Großmütterchen! tutú tutú (= wahr, wahr), ninna anduhur (= sagt die Turteltaube), tió tió (= helle, klar), ninna lote (= sagt die Wachtel): wahr sei, was du mir sagst, möge ichs nicht anders finden. Aber Großmütterchen, was du da gemessen hast, ich kanns nicht herauskriegen, was ists eigentlich?" „Nun sieh an! was bist du doch neugierig. Den Odem von Menschen und Vieh, wie sie auf Erden sind unter dem Himmel, messe ich. Hieraus kann man wissen, bis zu welchem Lebensalter ein Mensch kommt. Wenn des Odems so viel als ein Griff mit den Fingerspitzen, dann stirbt der Mensch im Mutterleibe; wenn eine Faust voll, dann kommt er ins Säuglingsalter, wenn ein bale (etwa $^1/_4$ Liter), bis zum Laufen u. s. w., wenn 8 Liter, dann sieht er Enkelsöhne und Enkeltöchter und stirbt alt und lebenssatt. Das ists Väterchen, was ich messe." Da bat Si Adji pamasa: „Bitte, messe meinen Odem." Da maß sie und zählte und er hörte, daß sie bis zehn zählte. — Danach nun setzte er seinen Weg fort und stieg den Berg, auf dem Himmelsluft wehte, hinab. Auf dem Wege traf er die Schlange Naganaga sipitu tanduk (= Schlange oder Drache mit sieben Hörnern oder Köpfen): „Wer macht das Geräusch auf dem Wege; ob ich dich verderbe, ob ich dich fresse!" „O, Großvater, wenn du mich fressen mußt, dann mach nur schnell!" „Sieh da, du bists, Adji pamasa! Was führt dich in diese Gefilde?" „Ich suche den redenden Vogel, den ich immer noch nicht finde." „Nun, wenn dem so, dann geh nur Väterchen, geh!" „Gut, Großvater, aber unterrichte mich erst in all deinen Künsten." „Wohl denn, nimm dies, diesen Schaffering, eine Leuchte in der Finsterniß, ein Stab auf schlüpferigem Pfade, Arznei gegen Durst am heißen Tage, Wegzehrung auf der Wanderschaft. Heil dir! sei gesegnet und getrost! du wirst den Vogel noch finden. Geh nur, Väterchen, geh!" — Endlich erreichte er den Fuß des Berges und dort fand er einen schönen großen Banianbaum; unter dem übernachtete er. Als er am Morgen erwachte, blickte er nach oben in den Baum, und in demselben Augenblicke spitzete Purti di bulan (= Prinzessin im Monde) nach unten und traf ihn gerade ins Gesicht. In demselben Augenblicke begegneten sich aber auch ihre Augen: da lachten sie beide und freuten sich im gegenseitigen Anschauen. „Warum bist du da unten, o, Adji pamasa, komm hier herauf!" so sprach Purti di bulan. „O, Fürstentochter, wie soll ich da hinaufkommen?!" Da ließ sie zwei ihrer Haupthaare hinab: „da hänge dich dran, o, mein Fürst!" So zog sie ihn nach oben. Alsobald gedachte sie daran, daß eben jetzt ihre Mutter, der Vogel Garuda [1]), ankommen müsse. So zerdrückte sie Adji pamasa in ihrer Hand zu einer Pfefferschote und steckte die zu anderen Kräutern und Blumen ins Haar. Kaum war sie damit fertig, da hörte sie schon das Rauschen der Flügel. Nun kam Garuda in die Hütte (auf dem Baume): „Hier riechts nach Menschen, Mütterchen!" sprach sie. „Wie, wo sollten Menschen herkommen, ich bin ja den ganzen Tag hier gewesen," sprach die Prinzessin. „Nicht so, Mütterchen, ich rieche Anderes. Sei nicht bange, laß mich den Menschen sehen; ists ein Weib, dann soll sie deine Schwester sein; ists ein Mann, dann soll er dein Mann werden. Sei nur getrost Mütterchen, ich fresse ihn nicht mehr." Da nahm Purti di bulan die Pfefferschote aus ihrem Haare, drückte sie in der Hand und Si Adji pamasa stand da. Da sprach der Vogel Garuda: „Nun Väterchen, wie heißest du?" „O, Großmutter, „„der seinen Namen nicht weiß [2])"", das ist mein Name." „Gut denn, Namenlos, diese meine Tochter soll dein sein." „Höre mich, Großmutter, ich kann nicht hier bleiben; ich suche den redenden Vogel in diesen Gefilden." „Ists das, was du suchst, dann sei getrost. Wir besuchen den Radja Sihomang [3]), der hat den Vogel gefunden." Da wurde Si Adji pamasa ruhig. Am folgenden Morgen kamen sie zu Radja Sihomang, und da sah er auf dem Balkon des Hauses den lange gesuchten Vogel, der gerade am Sprechen war: „Asaung simawang simawing mait mait, sali tutu ninna anduhur, sali tio ninna lote, mat mat [4])." Das war seine Rede. Da kam der Vogel Garuda: „Nun höre, mein Herr, Radja Sihomang! daß wir zu dir gekommen sind, es ist wegen dieses Vogels, Radja Somongga wünscht ihn. Dies hier ist sein Sohn Adji pamasa, den hat er gesandt, ihn zu holen." „Wenn dem so ist, dann nimm nur den Vogel," antwortete jener. Darauf kehrten sie zurück nach ihrem Baume und dort ließ Garuda den Adji pamasa Hochzeit machen mit Purti di bulan. Der aber, Si Adji pamasa, beschäftigte sich stets mit seinem Vogel. Am folgenden Morgen redete er: „Höre Mutter, ich kehre zurück, deine Tochter bleibe vorläufig hier. Wer weiß, wo mein Bruder jetzt herumirrt, nach Uebereinkommen aber muß ich jetzt gehen, ihn zu suchen." Da antwortete Garuda: „Steht die Sache so, dann geht nur Beide, aber hüte dich, daß du niemals meine Tochter weg-

---

[1]) Ein fabelhafter Vogel, etwa der Vogel Greif.

[2]) Der Batak (der heidnische) nennt nie seinen Namen, wenn man ihn danach fragt.

[3]) Homang, eine Art Buschgeister, die reiche Schätze hüten und je nachdem den Menschen günstig sein sollen. Im Aberglauben des Volkes haben sie etwa dieselbe Bedeutung, wie die Wichtelmännchen in gewissen Gegenden Deutschlands.

[4]) Der Sinn ist unverständlich. Die Worte bilden den Anfang einer Zauberformel.

wirfst. Uebrigens sei getrost, Väterchen, du wirst Glück haben.“ Da fingen sie an zu wandern und machten denselben Weg zurück, den Si Adji pamasa gekommen war, und so erreichten sie endlich die Hütte und den Scheideweg, wo sich die Brüder ehedem getrennt hatten. Nun brachte Si Adji pamasa seine Frau in die Hütte, drehte den Ring am Finger, hauchte ihn an und sprach: „Schaffe, daß sonst Niemand in diese Hütte kommt.“ Darauf ging er und folgte dem Wege rechts, den sein Bruder gegangen war. So kam er in das Dorf des Radja Tunggul di djudji und traf dort die Leute eifrig am Spielen. Da sah er die überwundenen Spieler rundum im Sopo im Blocke liegen, auch seinen Bruder unter der Treppe entdeckte er. „Warum doch, Freunde“, frug er, „liegt ihr alle hier im Blocke?“ „O, unser Fürst! wir haben verloren im Spiele und können nun nicht bezahlen,“ war die Antwort. Darauf ging er zu seinem Bruder und stellte sich fremd gegen ihn, denn er merkte, daß jener ihn nicht kannte: „Und du, Adji panurat, warum liegst du hier unter der Treppe?“ „O, mein Fürst! zuerst hatte er alles an mich verloren, dann aber ließ er seine Tochter auf den Balkon seines Hauses da drüben gehen, die verführte mich. So kams, daß ich nur sie sah und nicht mehr die rollenden Würfel beobachtete. Dann sagte er, daß ich Alles verloren und rechnete mir große Schuld.“ „So, so“, sagte Si Adji pamasa in seinem Herzen, „so ist also die Geschichte, wart';“ dann ging er hinauf in den Sopo. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Herr, laß uns spielen!“ „Wohl, frisch auf!“ sagte jener. So spielten sie. Bald hatte der Häuptling all sein Geld, seine Büffel und geknebelten Schuldner an Adji pamasa verloren. Da warf er sich verzweifelnd auf den Flur seines Hauses nieder. Seine Tochter aber tröstete ihn und gedachte mit ihren Verführungskünsten auch diesen Gegner ihres Vaters zu verwirren. Darum, als die Männer wieder im Sopo beim Spiele waren, stieg sie hinauf auf den Balkon und triebs da stark mit ihren Künsten, sie sang auch ihre Liedchen und machte ihre Stimme immer stärker, damit Si Adji pamasa sie hören möchte. Der aber that, als höre und sähe er nichts von ihr, und spielte immer weiter und trieb den Radja Tunggul di djudji in die Enge. Da kam Si Adji pamasa: „Nun, unser Fürst, wo ist deine Bezahlung?“ „Was ist zu thun“, sagte jener, „ich habe keine.“ „Nun, wenn dem so, dann gieb deine Tochter heraus.“ „Wenn du sie verlangst, gut, nimm sie hin.“ Also nahm Si Adji pamasa die Tochter des Häuptlings und gab sie seinem Bruder zur Frau.

Nun gingen sie zurück nach der Hütte, wo Purti di bulan zurückgeblieben war und von dort aus suchten sie den Weg nach ihrem Heimathsdorfe. Als sie so dahinwanderten, wurden sie durstig, da hörten sie in einer tiefen Schlucht Wasser rauschen. Die Brüder gingen hin, Wasser zu schöpfen. Sie machten einen Schöpfer aus Baumrinde und befestigten den an einer langen Ranke. „Nun Brüderchen, schöpfe!“ gebot der Aeltere dem Jüngeren. Als sich dieser nun vorbeugte und den Schöpfer hinabließ, stieß ihn jener von hinten, daß er hinabfiel. Er fiel aber auf einen vorspringenden Felsen und das rettete ihm das Leben. Si Adji panurat aber kehrte zurück zu den Frauen; er gedachte sie beide für sich nach Hause zu führen. „Wo ist dein jüngerer Bruder, Väterchen?“ frug Purti di bulan. „Was weiß ich!“ antwortete er. „Nun, wenn dem so, dann geht ihr nur. Was mich betrifft, ich gehe nicht. Dazu, ich höre eine Botschaft von Adji pamasa: er ist nicht todt. Wenn er aber auch durch irgendwen getödtet wäre, wollte ich mich doch von keinem Anderen freien lassen[1].“ So sprach Purti di bulan. Darauf gebot sie dem redenden Vogel: „Gehe, Vogel, suche ihn auf! wenn er wirklich gestorben ist, dann kehren wir zurück; lebt er aber noch, dann gieb ihm diesen Ring.“ Da flog der Vogel hin und trug den Ring. Er fand seinen Herrn am Felsenabhange, sitzend auf einem vorspringenden Steine. Da gab ihm der Vogel den Ring. Er steckte ihn an, drehte und hauchte ihn an und sprach: „Schaffe mir einen Weg nach oben!“ Alsobald hingen die starken Wurzeln eines Banianbaumes herab, an denen er hinaufklettern konnte. Sein Bruder aber und dessen Frau waren unterdessen weiter gegangen; so fand er nur noch seine Frau, Purti di bulan, und den redenden Vogel vor. Als sie nun immer so fortwanderten und des Weges nicht achteten, begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug einen Knittel in der Hand. „Woher des Weges, Schwager[2]?“ frug Si Adji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn!“ war die Antwort. „Aber Schwager, was trägst du denn da?“ „Ein Knittel ists, den man senden kann.“ „Wenn dem so ist, Schwager: diese meine Frau sei die deine, dein Knittel sei der meine!“ „Ja, wenn du so willst, Adji pamasa, da, hier mein Knittel.“ Also tauschten sie und es ging jeder seines Weges. Als sie sich den Rücken gewandt, befahl Adji pamasa: „O, mein Knittel, gehe hin und erschlage den, der soeben meine Frau mitgenommen!“ Da ging der Stecken und schlug den Begu, daß er starb. Nun gingen die beiden wieder zusammen. Bald begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug eine Fessel: „Woher des Weges, Schwager?“ frug Adji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn“, war die Antwort. „Aber was trägst du denn da?“ „Was ich trage? nun eine Fessel ists, die man senden kann, daß sie einem Feinde Hände und Füße binde.“ „Ah! bring her, ich kaufe sie. Diese meine Frau sei die deine, deine Fessel aber sei die meine.“ So tauschten sie und jeder ging seines Weges. Nachdem sie sich den Rücken gewandt, kam Si Adji pamasa: „Nun, Knittel und Fessel, geht, bindet und schlaget den, der soeben meine Frau mitnahm.“ Da gingen sie, banden und schlugen den Begu, daß er starb, und brachten Purti di bulan zu ihrem Manne zurück. Nun aber setzten sie ihren Weg fort und gelangten endlich in das heimathliche Dorf. Da erschrak Si Adji panurat und entfloh in den Wald. „O, Knittel,“ sprach Si Adji pamasa, „gehe hin, suche meinen Bruder, und wenn du ihn findest, bring ihn hierher. Wenn er nicht willig folgen will, dann stoße ihm den Kopf, aber tödte ihn nicht.“ Also ging der Knittel aus und suchte und fand den Flüchtling. Der wollte aber nicht folgen. Da bekam er Kopfnüsse, daß ihm Hören und Sehen verging, daß sich ihm Alles rumdrehte. Nun folgte er. Als er zu Hause angekommen, drehte Si Adji pamasa seinen Ring, hauchte ihn an und sprach: „Mache schnell meinen Bruder gesund, so, daß er sich ganz wohl fühlt.“ So wurde Si Adji panurat wieder gesund.

Nachdem nun Alles soweit war, holten sie abermals die Prophetin. „Wie nun, o große Prophetin, ists zu halten mit diesem redenden Vogel?“ sagte Si Adji pamasa. „Das machen wir so, Väterchen: wir thun ihn auf den Balkon deines Hauses, daß er dir sei ein Talisman, ein Familienerbstück, ein Glücksvogel.“ Da trug Si Adji pamasa den Vogel

---

[1]) Die zurückgebliebene Wittwe fällt dem Erben des Verstorbenen, gewöhnlich dem Bruder desselben, zu.

[2]) Mit Schwager redet man wohl einen Mann anderen Stammes an, dessen Schwester man heirathen könnte, resp. dürfte.

auf den Balkon und ließ ihn da singen: „Asaung simawang simawing maitmait, sali tutu ninna anduhur, sali tio, ninna lote, mat mat.“ Das waren stets die Worte des Vogels. Als nun die Dinge so lagen, da feierten sie Freudenfeste in dem Dorfe und waren froh und glücklich, o ihr Freunde [1])!

[1]) Sagt der Erzähler zu seinen Zuhörern.

Volksfeste in Spanisch-Galicien.

Nach dem Spanischen des J. Ortega Munilla.

Der Monat August ist für Galicien die Zeit der Freude, die Zeit der Lust und Fröhlichkeit. In jedem Theile der Provinz giebt es da Kirchenfeste und, da dieselben gewöhnlich eine Woche andauern, so hört die Lustbarkeit in jenem weltentlegenen Theile Spaniens nicht auf. Wenn man in der warmen Augustnacht zu Vigo zum Himmel blickt, dann sieht man im Norden, Süden und Osten die Raketen aufwärts schießen, sie künden an, daß ringsum der Wein in Strömen fließt und der Dudelsack und das Tamburin einander zu übertönen suchen.

Den Vorwand zu diesen Festen liefern die Gedenktage der zahlreichen Kapellen, Marterſäulen und Kirchen, welche an die Stelle der alten heidnischen Opferstätten getreten sind. In der vorchristlichen Aera gab es solcher geheiligten Opferplätze viele; die katholische Kirche verwandelte sie in christliche Gebetstätten, indem sie Gotteshäuser, große wie kleine Kapellen, Heiligenstatuen und Herrgottbilder dort erbauen oder setzen ließ und, da jedenfalls schon in jener Zeit der August den Dankfesten gewidmet war, die man den Gottheiten für die eingebrachte Ernte darbrachte, so hat auch hier in kluger Weise die katholische Kirche der alten Gewohnheit die Concession gemacht, zu Patronen der neuen christlichen Kultusstätten nur solche Heilige auszuwählen, deren Gedenktag in den gedachten Monat fällt. So brennen in den 31 Tagen des August Tausende von Kerzen und Kerzchen vor den braunen byzantinischen Heiligenbildern, welche getreu den alten Modellen nachgebildet wurden, bis auf den heutigen Tag. Diese leuchtenden Kerzen sind der Vorwand, welcher die Menge von fröhlichen Leuten zusammenbringt, denn bei all ihrer Frömmigkeit wollen sie nur ein klein wenig beten und desto mehr sich amüsiren.

Und in der That keine andere Jahreszeit lädt den Menschen so zu hohem Genusse ein, als der August Galiciens. Dieser Monat, der die Steppen Castiliens versengt und das vielbesungene Andalusien in einen Gluthofen verwandelt, prangt hier noch mit einem frischen und saftigen Grün. Das Farnkraut streckt seine ungebleichten Wedel dem Winde entgegen, der mit ihm spielt, und der Kastanienbaum zeigt unter dichtem Blätterschmucke die reichlichen, stachelbewehrten Früchte; die erst vor Kurzem eingeführten Eucalyptusbäume ragen in die Höhe empor, prächtig gedeihend in der feuchtwarmen Atmosphäre und dem fruchtbaren Boden der Küstenlandschaft, wo sie förmliche Wälder bilden, während die stolzen Umrisse der Küstenpinie den Maler reizen, zum Skizzenbuche zu greifen. Die Magnolie und die Kamelie haben hier eine zweite Heimath gefunden, in anderen Gegenden Spaniens muß man sie im Glashause ziehen oder doch wenigstens überwintern lassen, in Galicien aber wachsen sie beide im Freien und erreichen eine baumartige Größe, wie ja auch der Feigenbaum hier am prächtigsten gedeiht: seine Blätter sind größer, seine Früchte süßer als in anderen Theilen Iberiens. Mitten in dem Grün prangen die schneeigen Blüthen des Jasmin und die rothen Ranken der Weinrebe. Letztere läßt man nicht, wie in anderen spanischen Provinzen, auf der Erde dahinkriechen, sondern an Pfählen oder Steinsäulen emporklettern. Gleichwie das Feigen- oder Rebenblatt die erste Bekleidung der Menschen bildete, so hat hier das dichte Rebendach so manchem jungen Liebespaare den schützenden Thronhimmel zum ersten seligen Beisammensein geliefert.

Galicien ist ein Gebirgsland, in welches seine Fjorde (spanisch: Rias) tief einschneiden, von welchen aus man terrassenförmig das Land zu den Bergspitzen aufwärts steigen sieht: zu unterst erblickt das Auge nur smaragdgrüne Auen, auf welchen Heerden stattlicher Rinder grasen; die nächste Zone bilden ausgedehnte Maisfelder, deren leuchtende Kolben das Landschaftsbild angenehm beleben. Aus der Region der Maisfelder gelangt man in jene der Obstgärten: ausgedehnte Haine, ja Wälder von Kastanien-, Birn- und Pfirsich- sowie Aprikosenbäumen bilden den Uebergang zur vierten Zone des Maulbeerbaumes, der Steckrüben- und Bohnenfelder und der Gemüsegärten. Die Höhen der Gebirge krönt der majestätische, in dunkeln Farben düster prangende Nadelholzwald. Die Weinrebe hat in allen Zonen ihre Heimath gefunden, sie verschmähet weder die Gebirgslandschaft noch die Ebene. So zeigt sich uns die in Europa so wenig bekannte und noch weniger gewürdigte Lieblichkeit und Schöne der galicischen Landschaft.

Die Dekoration dieses anmuthigen Bildes wird von vereinzelt stehenden Hütten, Weilern und Dörfern und den Pfaden gebildet, welche den grünen Teppich durchkreuzen. Wie am schwarzblauen Nachthimmel die glitzernden Sterne prangen, so leuchten aus den Smaragdflächen der galicischen Auen die Bauernhäuser hervor. Wie Schwalbennester an der Mauer kleben niedrige, malerische Hütten an den Abhängen der Berge, während um die Waldecke uns der Thurm einer Dorfkirche entgegenwinkt. Von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf ziehen sich weißblinkende Pfade dahin, welche unzähligemal sich kreuzend ein wahres Labyrinth von Irrwegen dem fremden Wanderer zu sein scheinen. Auf diesen Wegen, die bald durch blumige Fluren, bald zwischen epheuumrankten Felsen dahin ziehen, eilt die junge Fischerin dahin, auf dem Haupte den runden Korb balancirend, der mit der silberschuppigen Beute des Meeres bedeckt ist, oder man erblickt die würdig einherschreitende Bauersfrau, die mit ihrem ruhigen Wesen und der erstaunlichen Körperfülle einen grellen Gegensatz zu dem hageren, unruhig blickenden Abogaduelo (Winkeladvokaten) bildet, der auf seinem abgetriebenen Gaule dem nächsten Orte einen Besuch abstatten will, um die Proceßlust eines seiner Klienten von Neuem aufzustacheln.

So ist die Landschaft beschaffen, in welcher der Gallego (Bewohner Galiciens) lebt und seine Feste feiert. Ein

solches Fest beginnt schon mit dem Morgengrauen. Als die ersten am Platze stellen sich Krämer und Weinschänker ein; letztere bringen den köstlichen Saft der Rebe in riesigen Thonkrügen von antiker Form, wie denn auch die zweiräderigen Karren, welche diese „Cubas" tragen, nach antiken Mustern gearbeitet zu sein scheinen. Die Eßwaarenhändler und Garköche bieten in der einladenden Nähe der „Weinquellen" Kuchen, Zuckergebäck, Aepfel, getrocknetes Obst, gesottene Muscheln, Langusten, Krebse, Krabben und Seefische aus, die alle ihre Käufer und Verehrer finden. Eine frohe Menge drängt sich um die Buden, bis die Glocken die Gläubigen zur Kirche rufen. Die grellen Farben der Weiberkleider könnten leicht den das Gotteshaus besuchenden Fremden in den Zustand des Hypnotismus versetzen. Der charakteristische Bestandtheil der Tracht der galicischen Bäuerinnen ist der Dengul, ein doppelfaltiger Kragen, der vom Halse bis zu dem Ellbogen reicht und den stets üppigen Busen den Augen der männlichen Jugend verhüllt. Außerdem trägt jedes Weib eine Sammetschürze von rundem Schnitte, mit bunten, glitzernden Stickereien. Die Mädchen und jungen Frauen sehen in diesen Kleidungsstücken reizend aus, wie denn die Galicierinnen sich nicht allein durch nette Gesichtszüge, sondern auch durch eine so reiche Entwickelung aller Reize ihres Geschlechtes auszeichnen, daß man unwillkürlich an Heine's „kolossale Weiblichkeit" erinnert wird.

Aus der Kirche geht es wieder zu den am Waldesrande sich hinziehenden Buden und nun beginnt ein Treiben, das nichts Christliches an sich hat, sondern an die fröhliche Ausgelassenheit lebenslustiger Heiden gemahnt, welche ein Doppelfest zu Ehren des Bacchus und der Venus feiern. Liebesschwüre und Küsse werden getauscht und bei den Klängen der Musik, besonders der nationalen Dudelsackpfeife, kreist in kommunistischer Weise der Weinbecher von einem Munde zum anderen. Die heidnische Lustbarkeit wird von dem Nahen der Procession unterbrochen, aber auch diese hat einen, wenn ich mich so ausdrücken darf, fidelen Anstrich. Dem eigentlichen Zuge voran führt eine Gruppe von Tänzern eine Art Schwertertanz oder Gefechtspantomime auf. Die Tänzer sind mit weißen Beinkleidern und Jacken bekleidet, den Leib umgürtet eine rothe oder violette Binde. Der Tänzergruppe folgt die Coca, welche an die „Tarasca" genannte Figur der Frohnleichnamszüge des übrigen Spaniens erinnert. Die Coca ist ein pappendeckelnes Ungeheuer, welches die Gestalt der Schildkröte mit jener der Fledermaus verbindet. Das Ungethüm schließt und öffnet den Rachen, Dank einem Mechanismus, den ein im Inneren hockender Knabe dirigirt. Die Coca ist stets von einer johlenden Schaar von Jungen umgeben. Diese nicht christliche Beigabe der kirchlichen Umzüge ist nicht in allen Dörfern und Theilen Galiciens dieselbe; die merkwürdigste hat die Procession des Kirchspieles Reboreda aufzuweisen. Sie verdient beschrieben zu werden, da sie jedenfalls ein Rudiment eines heidnischen Kultus ist. Unter dem Namen Penliñas werden kleine Mädchen (in dem Alter von acht Jahren) in Tüll und Geschmeide (besonders Armspangen) gehüllt, während man ihr Haar mit Blumen bedeckt. Eine robuste Tänzerin nimmt die Penliña auf die Schultern, mit ihr zwischen der Monstranz und dem Marien-Bildnisse [1]) tanzend. Während die Trägerin der Penliña herumhüpft, schneidet letztere Fratzen und macht höhnische Geberden, alles dies mit Bezugnahme auf die hinter ihr getragene Muttergottes-Statue. Die Penliña nimmt sogar Blumen aus ihrem Haare, zerpflückt sie und wirft sie der heiligen Jungfrau ins Antlitz, ja sie ballt die Fäustchen gegen das Bild und ahmt (immer graziöser Weise) alle Geberden und Ausdrücke des Hasses und der Furcht, ja der Verachtung nach.

Es gewährt einen ganz befremdenden Anblick in diesem streng katholischen Lande, in einem von Priestern geleiteten Kirchenzuge den Irrwisch von einer Penliña die von allen Katholiken und insbesondere von den Spaniern hochverehrte Madonna verhöhnen zu sehen. Man hat sich verschiedenartige Interpretationen dieses Tanzes zurechtgelegt; eine möge an dieser Stelle Platz finden: An einem bestimmten Tage des Jahres gestattet es die göttliche Vorsehung, daß die Fischer in den Netzen heidnische Nymphen finden. Einmal soll dies auch schon geglückt sein und die Fischer hätten dann die heidnischen Göttinnen gezwungen, vor dem Bildnisse der Jungfrau dem neuen Glauben zu huldigen. Die Penliñas sollen nun diese besiegten Nymphen und deren Haß und ohnmächtige Wuth gegen die Mutter des siegreichen Christengottes darstellen. F. Blumentritt.

[1]) In der Procession spielen die wichtigste Rolle: die Monstranz von einem Priester getragen und von einem Traghimmel überragt, dann die in festliche Kleider gehüllte Bildsäule der Madonna.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens.

Paul Mantegazza, der berühmte italienische Physiologe, unternahm im Winter 1881 auf 1882 zu ethnologischen Studien eine Reise durch Indien, welche ihn von Bombay nach Madras, in die Nilgiris zu den Todas, zurück nach Madras, Kalkutta, Sikkim, Benares und Lucknau führte. Sein populäres Reisewerk ist unter dem Titel „Indien" in deutscher Uebersetzung erschienen (Jena, H. Costenoble, 1885) und darf als ein Seitenstück zu Häckel's bekanntem Buche über Ceylon angesehen werden. Die ersten 12 Kapitel schildern in blühender, geistreicher Sprache die täglichen Erlebnisse, die letzten acht beschäftigen sich mit der Ethnologie Indiens, hinsichtlich deren er zu folgenden Resultaten (S. 229) kommt. Er unterscheidet in Indien folgende ethnische Typen:

1. „Die Hindu mit arischem Typus, wahrscheinlich Abkömmlinge von Ariern und nicht genau bestimmten Rassen, die Autochthonen und älter als diese sind. Für mich sind aber auch die Arier eine historische Mythe, in der sich das Wahre mit sehr viel Nebelhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrthümern verbindet. Treu dem alten, skeptischen, aber vorsichtigen Dogma, daß man beim Klassificiren der Rassen so viel wie möglich von ihrem Ursprunge absehen muß, behaupte ich mit großer Reserve, daß es in Indien eine große Masse Menschen mit arischem Typus und schwarzer oder sehr dunkler Haut giebt, aber füge auch gleich hinzu, daß die Wissenschaft heute noch nicht das nothwendige Material besitzt, um diesen Rassen ihren bestimmten anthropologischen Charakter zu ertheilen, ihre Grenzen zu bestimmen oder sie der ethnischen Analyse zu unterwerfen.

2. Die Hindu mit malayenähnlichem Typus, die besonders die Küste Malabar und den Süden Indiens bewohnen und welche neben schwarzer oder sehr dunkler Haut die kraniologischen und physiognomischen Kennzeichen der malayischen Rasse aufweisen.

3. Die Hindu mit semitischem Typus, die man im nördlichen Indien und den Nilgiri findet.

4. Die Mongolen mit sehr verschiedenen Spielarten, besonders in Sikkim.

5. Die Juden Indiens. In Malabar giebt es weiße und schwarze. Die ersteren bilden eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in Cochin, die anderen leben hier und da zerstreut, verstehen aber, wie die ersteren, die Bibel im hebräischen Texte zu lesen.

6. Die Parsen.

7. Die Muselmänner. Hier kann ich nicht mehr wissenschaftlich sprechen, weil es äußerst schwer ist, sie anthropologisch von den Hindu zu trennen, mit denen sie sich besonders durch ihre Polygamie vielfach gekreuzt haben. Vielleicht würde ein genaues Studium bestimmter Gebiete in Indien, besonders in Lucknau, Agra, Nizam, auch heute noch die Existenz mehr oder weniger reiner turanischer Rassen erkennen lassen. Jedenfalls ist es vorsichtiger, von Muselmännern als von einer turanischen oder skythischen Rasse zu sprechen. Auch Hunter bemerkt ganz richtig, daß heutigen Tages der Muselmann des Ganges-Delta sich ethnisch so sehr vom Afghanen unterscheidet, wie der Hindu der niederen Kasten desselben Deltas von dem Brahmanen.

8. Eine unendliche Zahl wilder Rassen, die man entweder als Ueberreste der alten autochthonen Völker ansehen kann oder die seit undenklichen Zeiten in Indien angesessen sind und sich rein erhalten haben oder zum Theil Bastarde geworden sind, weil sie sich mit den erobernden Rassen vermischt haben.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelheiten hinabzusteigen, würde riskiren, daß er genöthigt wäre, morgen schon seine eigenen Behauptungen widerrufen zu müssen.

Bei der Klassifikation der indischen Rassen muß man daher der Sprache, dem Grade der Civilisation und der Religion großes Mißtrauen entgegenbringen.

Als wir dem philologischen Kriterium folgten, haben wir das Kartenhaus der dravidischen Sprachen fabricirt, das vor den Thatsachen nicht bestehen konnte, und was die Civilisation betrifft, so giebt es verschiedene wilde Stämme, die von einer starken und auf dem Wege des Fortschrittes vorgeschrittenen Rasse umgeben, ohne eigenes Verdienst den Firniß einer gewissen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungeduldigen Forscher leicht täuschen kann, während andererseits intelligente und vielleicht bis zu einem gewissen Grade civilisirtere Menschen, die in Folge besonderer Zufälligkeiten zerstreut und isolirt lebten, in einen Zustand wilder Barbarei verfallen und darin bleiben konnten. In Bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, sie als Grundlage der Klassifikation anzunehmen. Die Christen werden heute von fast allen menschlichen Rassen gebildet und wer heute alle Menschen, die zu Mohammed schwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die schönste Verwirrung von der Welt hervorbringen, wenn er unter anderem die Arier mit den Turaniern und Mongolen vom reinsten Wasser zusammenstellen würde.

Was nun die Abstammung und Verwandtschaft der indischen Rassen betrifft, so glaube ich heute nur dies sagen zu können: Indien hat in den ältesten Zeiten Hunderte und vielleicht Tausende von Rassen besessen, die sich nach und nach aus eigener Kraft des Fortschrittes und großer, von außen gekommener Eroberungen einander genähert und zum Theil verschmolzen haben. In einem langen Laufe von Jahrhunderten haben sie schließlich eine in den großen Mittelpunkten homogene Masse gebildet, aus der hier und da in Folge des Atavismus die alten Typen hervorragen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß einige Stämme isolirt geblieben sind, weil dichte Wälder und hohe Berge sie getrennt haben, und diese geben uns noch heute eine Idee von dem, was Indien einst in der präarischen und prämuselmännischen Periode war. Wollten wir aber bestimmtere Dogmen annehmen oder in genauere Einzelheiten eindringen, so hieße das nicht eine Wissenschaft betreiben, sondern naive ethnologische Märchen schreiben."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zum Gedächtniß des 50jährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel hat die Leiterin desselben, Frl. J. Mestorf, ein handliches Bilderbuch „Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein" (Hamburg, O. Meißner, 1885) herausgegeben, welches auf 62 Tafeln 765 Abbildungen typischer prähistorischer Gegenstände in Photolithographie nach Federzeichnungen vereinigt. Die Originale derselben befinden sich zum größten Theil eben in Kiel. Von einer kurzen Vorrede eingeleitet, finden sich zuerst 17 Tafeln mit 149 Objekten aus der Steinzeit, Geräthe und Werkzeuge aus Flint, Hirschhorn, Knochen ꝛc. und Thongefäße mit oft schon recht reicher Verzierung; dann folgen 18 Tafeln mit 227 Objekten der Bronzezeit, prachtvollen Schwertern, Dolchen, Celten, Lanzenspitzen, Sicheln, Aexten, Messern, Sägen, Schmuckgegenständen, Kannen, Cisten, goldenen Geräthen, Urnen ꝛc.; endlich 27 Tafeln mit 399 Gegenständen aus der Eisenzeit, welche in Schleswig-Holstein im letzten, vielleicht auch schon in dem vorletzten Jahrhundert vor Chr. ihren Anfang nahm, und als deren letzte Repräsentanten eine Anzahl Silberdenare Karl's des Großen uns vorgeführt werden. Das Ganze ist ein vortreffliches Hilfs- und Nachschlagebuch, dem andere Provinzen Deutschlands recht bald Aehnliches an die Seite stellen sollten.

— Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat für das laufende Jahr folgende Preisaufgabe gestellt: Es soll eine möglichst vollständige Uebersicht und kritische Erörterung der Versuche gegeben werden, die Nationalitäten Europas, sei es durch wirkliche Volkszählung nach der Sprache, sei es durch anderweitige Schätzungen, numerisch festzustellen. Daran soll sich ein eigener Versuch, die Bevölkerung Europas etwa im Stande von 1880/81 nach den Nationalitäten zu gliedern, anschließen.

— Paul Rowinski, der bekannte Slavist und Reisende, ist kürzlich aus Montenegro nach St. Petersburg zurückgekehrt und hielt in der ethnographischen Abtheilung der k. russ. geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Weltanschauung der Montenegriner. Rowinski hat früher bereits das östliche Sibirien und das Amurland bereist und hat sich jetzt besonders dem Studium der slavischen Volksstämme gewidmet. („Oestliche Rundschau 1886, Nr. 6.")

Asien.

— Nach einer Mittheilung von Direktor Wild in St. Petersburg ist, wie Dr. von Dankelmann am 6. Februar in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erwähnte, an einem der kältesten Punkte Ostsibiriens, in Werchojansk an der Jana, auf Veranlassung eines der Mitglieder der Expedition nach den Neusibirischen Inseln, eine ältere Beobachtungsreihe (von 1869) mit geprüften, zuverlässigen Instrumenten wieder aufgenommen worden. Durch diese Beobachtungen an Alkoholthermometern im Januar 1885 sind Temperaturen bis zu — 68° C. herab konstatirt worden, Werthe, welche, auf die Angaben eines Luftthermometers reducirt, bis — 76° C. betragen. Der Januar hatte eine Mitteltemperatur von — 52,7° C. Das sind die tiefsten Kältegrade, die bis jetzt einigermaßen zuverlässig auf der Erde beobachtet worden und die um 5° niedriger sind als die Resultate der früheren Beobachtungsreihe, die aber ebenfalls bereits Werchojansk zum kältesten bekannten Punkte der Erde gestempelt hatten.

— Vom Frühlinge bis zum November 1885 hielten sich zwei junge Entomologen, Emberg und Hammerstroem, im Minussinsker Gebiete auf. Der ihnen von Seite der Universität Helsingfors gegebene Auftrag besteht in der Sammlung von Materialien zum Studium der Fauna der Wirbellosen des Minussinsker Gebietes. Die beiden Naturforscher haben sich zuerst mit den Sammlungen des Minussinsker Museums bekannt gemacht, dann Ausflüge in die Umgebung der Stadt unternommen und die finnische Kolonie Werchny Sustuk besucht. Dann begaben sie sich zum Dorfe Osnatschennoje, bestiegen das Gebirge Borus und durchzogen die Steppe bis Abakansk. Von hier begaben sie sich über die russische Grenze hinaus in das Thal des Kemtschik, folgten dem Flusse bis zu seiner Mündung in den Jenissei und fuhren schließlich auf dem Jenissei bis Osnatschennoje. Von Oktober bis November blieben die Reisenden in Minussinsk und suchten so viel als möglich die naturhistorischen Sammlungen des Minussinsker Museums kennen zu lernen und ihre eigene Kollektion zu ordnen. Im Ganzen haben sie 20 000 Exemplare von Insekten und gegen 300 Arten von Pflanzen, eine Anzahl Thier- und Vogelbälge, eine kleine Anzahl Reptilien und Fische gesammelt.

— Aus Albasin (am linken Ufer des Amur) schreibt man der Oestl. Rundschau (1886, Nr. 6): In Sheltuga, dem neu entdeckten Goldlager am rechten Ufer des Amur, befinden sich wieder gegen 3000 Menschen, denen auch trotz der ausgestellten chinesischen Wachen allerlei Vorräthe zugeführt werden; die Chinesen sind dabei auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Das Edelmetall zieht allerlei Volk an: man trifft hier Sträflinge aus Sachalin, Arbeiter von den sibirischen Goldwäschereien, entlassene Beamte, Kaufleute — alles verzweifeltes Volk. Trotz dieses zusammengelaufenen Gesindels war die Ordnung in Sheltuga bisher eine musterhafte, es wurde fast gar nicht gestohlen. Mit den Schuldigen wurde kurzer Prozeß gemacht, sie wurden unbarmherzig geprügelt, einige sogar aufgehängt. Dafür kann man in der Umgebung der Goldwäscherei sehr leicht angefallen und beraubt werden. Russen wie Orotschonen plündern und morden; die Rückreise aus Sheltuga ist deshalb sehr schwierig. — In der Nähe von Ignaschina am Amur liegen die Leichen der Erschlagenen; und ebenso treiben solche auf den Fluthen des Stromes. Das Gold in Sheltuga kauften anfangs Juden, später nach deren Verjagung russische Kaufleute. Viel Gold kommt auch in die Hände der Branntweinhändler, welche sich in großen Gesellschaften (Artelle) in der Nähe der Goldwäscherei eingenistet haben. Die Glieder der verschiedenen Artelle leben in Feindschaft unter einander; sie schlagen einander todt, um sich Gold und Branntwein zu rauben.

— Die Revue Scientifique zieht folgende Schlüsse aus den Aussagen, welche medicinische Experten kürzlich vor der betreffenden Kommission der französischen Kammer über das Klima von Tongking gemacht haben. Mit Cochinchina verglichen ist Tongking nicht ungesund; von September bis April herrscht dort regelrechter Frühling, aber von Mai bis Oktober ist die Hitze fast unerträglich. Abgesehen von den Bergen, welche von den Eingeborenen gefürchtet werden, und den Wäldern in der Nähe von Hunghoa giebt es keine tödtlichen Fieber, wie in Cochinchina, und ebenso keine gefährlichen Diarrhöen. Im Delta des Rothen Flusses ist das Klima in Folge von Anbau und Vegetation gesund. Zweifelhaft ist, ob die Cholera in Tongking endemisch ist; die letzte Epidemie scheint von den Peseadores-Inseln aus eingeschleppt worden zu sein und ergriff mehr die Eingeborenen als die Europäer. Häufig dagegen ist Sonnenstich. Truppen, welche bei ungenügender Verpflegung große Strapazen auszuhalten haben, sollen nicht über zwei Jahre lang im Lande bleiben; doch kann dieser Termin gelegentlich ohne Schaden auf drei bis vier Jahre verlängert werden. Kaufleute und Beamte dagegen dürfen getrost 15 bis 20 Jahre in Tongking verweilen.

— In Nr. 3 des „Journal of the Anthropological Institute“ giebt Abr. Hale interessante Notizen über die Waldstämme von Perak, insbesondere die Sakais. Sie wohnen auf dem linken Perak-Ufer, ihnen gegenüber die Semang, ebenfalls ein Aboriginer-Stamm, die mit ihnen in tödtlicher Feindschaft leben; von den Malayen werden beide zusammen als Orang-utan oder Orang-bukit bezeichnet. Man spricht auch noch von einer dritten, weiter im Inneren lebenden Völkerschaft, die noch im Steinzeitalter verharren soll, doch konnten weder Hale noch Morgan Genaueres darüber erfahren. Sie führen das Blasrohr mit vergifteten Pfeilen, deren Gift Thiere bis zur Größe des Siamang rasch tödtet, verstehen ausgezeichnet, Fallen für Thiere anzulegen, ernähren sich aber hauptsächlich von Vegetabilien. Einzelne Stämme kultiviren nur Hirse, die mit den Malayen verkehrenden auch Tapioca, Bataten und Zuckerrohr. Sie verstehen das Zinn aus dem Alluvialboden zu gewinnen und treiben mit diesem und den Waldprodukten einen lebhaften Tauschverkehr mit den Malayen. Die Sakais haben keinerlei Schiffahrt; die Semang bringen ihre Produkte auf Bambusflößen nach Kivala Kangsar, gehen aber zu Fuß zurück.

Afrika.

— Im „Journal of the Anthropological Institute“ bemüht sich Herr Dallas zu beweisen, daß die Berber zur Negerrasse oder, wie er sie nach seiner neuen Eintheilung nennt, zu den Aethochroi gehören. Der Hauptgrund ist freilich, daß die Amazirghen und die Scheluh weder zu den Mauren noch zu den Arabern gehören; also „sind wir genügend berechtigt, sie zu den true African races zu rechnen“. Der Herr Verfasser hat offenbar nie einen Berber oder eine Abbildung eines solchen gesehen.

— Die Warua, die Bewohner der großen Landschaft Urua am Lualaba, schildert Paul Reichard (s. Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 117) folgendermaßen. Es sind große kräftige Menschen, mit auffallend breiter Schulter und Brust, jedoch verhältnißmäßig kurzen Beinen, so daß man oft erstaunt, daß irgend einer, vom Sitzen aufgestanden, nicht viel größer ist. Die Hautfarbe ist dunkelbraun mit einem Schimmer ins Röthliche. Die Züge haben etwas Weibisches, die Augen sind leicht geschlitzt und sieht man viele schöne Physiognomien. Die Weiber haben, im Gegensatze zu den meisten anderen Stämmen, gut entwickelte Brüste. Auf die Frisur verwenden beide Geschlechter außerordentliche Sorgfalt. Die Kleidung ist aus Palmblätterfasern hergestellt und meist sehr geschmackvoll im Muster zusammengestellt, gelb, roth und schwarz gefärbt mit schöngeflochtenen Fransen, sowie schönen Wulsten und Puffchen an den Borden. Die Weiber tragen über dem Gesäße mit Einschluß der halben vorderen Oberschenkel ein spannenbreites

Stückchen Zeug. Vorn hängt eine spannenbreite Schürze mit sehr langen, weit bis unter die Knie reichende Fransen. Der ganze übrige Körper ist nackt. Die Männer tragen an einem breiten Riemen aus Büffelfell oder aus fingerdicken, aus Elephantensehnen zusammengedrehten Riemen, welche zu einem Gurte vereinigt sind, ebenfalls aus Palmfasern gewebte 40 bis 75 cm breite Lendentücher, welche oft bis zu 20 m lang sind und vorn zu einem riesigen Wulste zusammengerafft werden. Die Bewaffnung besteht aus leichten Speeren, welche jedoch eigentlich mehr zum Schmucke getragen werden, Schild und Bogen mit vergifteten Pfeilen. Letztere sind außerordentlich schlecht hergestellt. Beim Schießen halten sie den Pfeil 45^0 nach oben und überlassen das Treffen dem Zufall, indem sie auf Massenwirkung rechnen. Manche verstehen sehr heftig wirkendes Gift herzustellen, und es kommen häufig Todesfälle nach 15 bis 20 Minuten vor. Den großen breiten Schild halten sie beim Kampfe über den Kopf, um gegen die von oben kommenden Pfeile gesichert zu sein. — Die Warua sind Ackerbauer und pflanzen nur Mais und Gemüse, welche sie mit Palmöl zubereiten, die aber der Reisende ungenießbar fand; denn es schmeckten die Speisen genau so, als ob sie mit Seife zubereitet seien.

— Dr. Pechuël-Lösche, von Stanley in dessen letztem Reisewerke in unqualificirbarer Weise zuerst angegriffen, hatte demselben in seiner Broschüre „Herr Stanley und das Congo-Unternehmen" gebührend scharf geantwortet (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 366) und das Congo-Unternehmen grell beleuchtet. Entgegnungen blieben nicht aus, aber sie kamen nicht von dem allein dazu berufenen Stanley — er konnte offenbar nichts erwidern —, sondern namentlich von Herrn Wauters in „Le Mouvement Géographique" vom 24. Januar 1886, welcher einzelne Stellen aus Dr. Pechuël-Lösche's oben genannter Broschüre solchen aus früheren officiellen, nach Brüssel gesandten Berichten desselben gegenüberstellte, welche anscheinend eine weit günstigere Auffassung des Congo-Unternehmens seitens des Dr. Pechuël-Lösche erkennen ließen, denselben also in Widerspruch mit sich selbst setzten. Darauf hat derselbe nun in einer neuen Schrift „Herrn Stanley's Partisane und meine officiellen Berichte vom Congo-Lande" (Leipzig, 1886) geantwortet und darin aktenmäßig nachgewiesen, daß aus seinen früheren Berichten beschränkende Vorder- und Nachsätze fortgelassen, ganze wesentliche Abschnitte unterdrückt, Worte und Sätze falsch angeführt und so künstlich Widersprüche konstruirt worden sind — ein Verfahren, was ganz gewiß nicht geeignet ist, das ohnehin schwache Vertrauen in das jetzige Vorgehen der Leiter des Congo-Staates zu befestigen. Dr. Pechuël-Lösche verlangt vor Allem eine gründliche wissenschaftliche Durchforschung des Inneren, der Länder zwischen den großen Flußläufen, welche noch Jahrzehnte erfordern wird und bis heute noch nicht einmal angefangen worden ist. Erst dann wird es an der Zeit sein, an Eisenbahnbau zu denken. Bis dahin muß alles, was von dem fruchtbaren, elfenbeinreichen Inneren erzählt wird, als eitel Reclame mit Mißtrauen aufgenommen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Guppy giebt im „Journal of the Anthropological Institute" einen Bericht über die Messung einer größeren Anzahl Bewohner der Salomons-Inseln. Als mittlere Höhe ergab sich 1,025 m; also etwas mehr, als Meyer für die Papuas angiebt. Das Resultat von 100 Schädelmessungen ergab 29 dolichocephale, 52 mesocephale und 19 brachycephale, ein gerade nicht sonderlich belehrendes Resultat. Unter den kraushaarigen kommen auch schlichthaarige vor, aber Individuen mit hellerer Haut erwiesen sich bei genauerer Betrachtung als mit einer auf den Inseln sehr häufigen Hautkrankheit behaftet. Ein auffallender Unterschied besteht auf den größeren Inseln zwischen den Küstenstämmen und den Bewohnern des Inneren, die ungleich weiter in der Kultur zurück sind, sich aber anscheinend — Messungen konnten nicht vorgenommen werden — auch körperlich unterscheiden. „Buschmann" gilt an der Küste für ein schweres Schimpfwort. Wirklich buschig mit freien Zwischenräumen wachsendes Haar hat Guppy nie gesehen; die buschige Frisur vieler Männer ist ein Kunstprodukt.

Nordamerika.

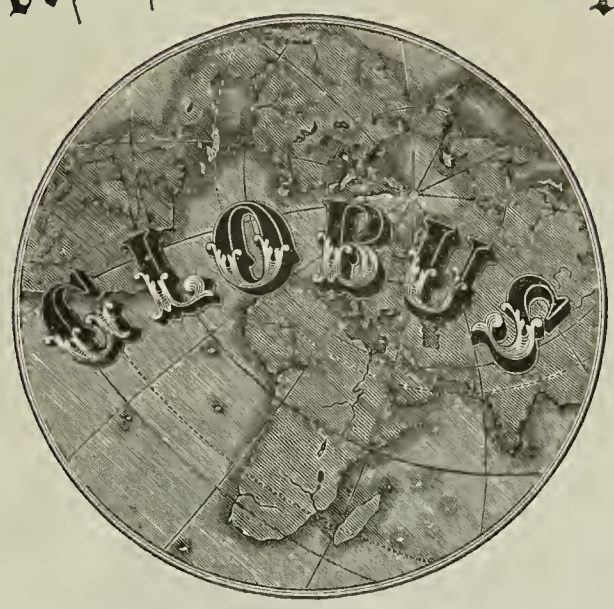
— Die Beweise, daß die Mounds bis in die neuere Zeit hinein errichtet wurden, häufen sich mehr und mehr. In der reichen Sammlung des Herrn A. G. Richmond in Canajoharie, N.-Y., befindet sich ein holländischer Steingutkrug mit der Inschrift 1630 aus einem Grabhügel. In einem anderen in Montgomery City fand sich eine europäische Thonpfeife mit dem Fabrikstempel H. G. und einer Krone darüber. Man braucht also nach einer ausgestorbenen Rasse von Mound-builders nicht mehr zu forschen, und auch die berüchtigten Elephant-pipes erscheinen in einem anderen Lichte. Vielleicht sind auch die seltenen Bernsteinperlen neueren Datums. Nr. 1 des „American Antiquarian", dem wir diese Notizen entnehmen, enthält eine Anzahl sehr interessanter Abbildungen indianischer Pfeifen in Thierform.

— Der Streit um die Echtheit der Davenport Tablets will in Nordamerika noch immer nicht zur Ruhe kommen. Bekanntlich handelt es sich um zwei Tafeln aus Kohlenschiefer, 8 bis 10 Fuß breit und 12 Fuß lang, welche 1877 in einem Grabhügel bei Davenport gefunden wurden und an beiden Seiten mit seltsamen Schriftzeichen und Bildern bedeckt sind. Die Hauptzeichnung stellt unverkennbar eine Leichenverbrennung dar. Die Davenport Akademie ließ natürlich den Fund seiner Wichtigkeit entsprechend sofort publiciren und hat seine Echtheit mit einem unendlichen Aufwande von Lokalpatriotismus gegen jeden Angreifer verfochten. Die amerikanischen Archäologen aber wurden sofort über die Figuren stutzig, welche ganz und gar nicht den Charakter sonstiger Abbildungen in den Mounds tragen, und fanden auch in dem Berichte der Akademie selbst Anhaltspunkte genug für die Annahme, daß der Hügel vorher schon geöffnet gewesen und die Akademie gründlich hereingefallen sei. Aber die Davenporter fanden Bundesgenossen, welche in den Hieroglyphen Spuren der Mexikaner, der Phönizier, der Normannen, schließlich auch der damals in die Mode kommenden Hittiter erkannten. Dem wirklichen Ursprunge am nächsten scheint aber Cyrus Thomas gekommen zu sein, welcher nahezu sämmtliche Zeichen auf einer Seite in Webster's Dictionary vorfand, welche die Schriftzeichen verschiedener Völker zusammenstellt. — Die Akademie hielt unentwegt an der Echtheit ihres Kleinods fest; leider hat aber der Verfertiger der ersten beiden Tafeln sich damit nicht begnügt und es sind neuerdings eine ganze Anzahl in derselben Weise beschriebener Steine zum Vorschein gekommen, so daß es selbst den Davenportern zu arg wird und außerhalb ihrer Stadt Jedermann überzeugt ist, daß sie einer argen Mystifikation zum Opfer gefallen sind. Ein redaktioneller Artikel in der Januarnummer des „American Antiquarian" spricht sich wenigstens dahin mit aller Entschiedenheit aus.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit sechs Abbildungen.) — de Dobbeler: Die Samojeden. IV. (Schluß.) — W. Ködding: Si Adji paunrat und Si Adji pamasa. Ein Batakisches Märchen. II. (Schluß.) — Volksfeste in Spanisch-Galicien. Von F. Blumentritt. — Kürzere Mittheilungen: Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 3. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun

1882 bis 1883.

XII.

Ko. Wenn die Regenzeit vorüber ist, ziehen sich die Beduinen mit ihren Heerden nach dem Meeresstrande, der um diese Zeit eine ausgezeichnete Weide bietet; sie lagern dann in einer Anzahl von Höhlen und Grotten, die dicht am Meere liegen und durch Einstürze in Folge einer Senkung des Bodens entstanden zu sein scheinen. Sie müssen früher eine sehr bedeutende Tiefe gehabt haben; jetzt hat sie der Flugsand zum Theil ausgefüllt, aber sie dringen immer noch ziemlich weit in die Felsen ein; die Decken werden von ungeheuren Säulen getragen.

Révoil untersuchte diese Höhlen sehr aufmerksam und es gelang ihm in der That, an den Felswänden Spuren von Menschenhand aufzufinden; ein Gewölbebogen mit geraden Pfeilern war, freilich in sehr rohen Umrissen, in den Fels geritzt. In einer ziemlich engen Kammer mit einer eingehauenen Nische zeigte der Boden sich ziemlich gut bearbeitet und Nachgrabungen in der aufgehäuften Masse von Sand und Fledermausexkrementen hätten wohl Erfolg versprochen. Aber bei dem Aberglauben der Küstenbewohner war daran nicht zu denken, ganz abgesehen von der Unsicherheit, welche den Gouverneur nöthigte, dem Reisenden selbst für diese kurze Wegstrecke einen Dschemadar mit 30 Mann Soldaten mitzugeben. Dieser Dschemadar, der gewöhnlich 25 Beludschen der Garnison unter seinen Befehlen hatte, war eine prächtige Figur, ein Mann voll Muth und Entschlossenheit und so sehr für Révoil eingenommen, daß er ihm öfter sagte, wenn er ein wahrer Muselmann sei und nicht bloß ein Schein-Rechtgläubiger, würde er ihm gerne seine Tochter zur Frau geben.

Mit ihm besuchten die Reisenden die Ruinen von Hamar-Hierir (Klein-Hamar), die ungefähr eine Stunde über die Höhlen hinaus am Wege nach Nemo liegen. Ein einziger schöner Bogen steht noch aufrecht. Die Trümmer stammen offenbar aus derselben Zeit, wie die übrigen Städteruinen, welche man der Küste entlang findet, also aus dem 14. Jahrhundert, der Herrschaft der Adschuranensultane, der Blüthezeit Ostafrikas. Révoil hätte gerne ältere gefunden, denn am Kap Guardafui und in seiner Umgebung glaubte er untrügliche Beweise ehemaliger Verbindungen mit Phönicien entdeckt zu haben, und, angespornt durch Dr. Hamy, wünschte er jetzt nachzuweisen, daß das Somaliland das Punt der Hieroglyphen sei, welches die Königin Atasou (Hatschepsu?), die Schwester und Vorgängerin des großen Thutmes III., durch ihre Flotten erobern ließ. Schon in Gelidi hatte er darauf geachtet und glaubte in Tracht und Haltung der Eingeborenen zahlreiche Analogien mit den Hieroglyphen von Dar el-Bachri gefunden zu haben. Die genauere Publikation bleibt abzuwarten, hoffentlich sind die Beweise zwingender, als der, welchen die beistehende Abbildung einer Somalifrau liefert. Die Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer Sphinx ist freilich auffallend genug, aber jede Nubierin mit in gleicher Weise umgeschlagenem Kopftuche wird dasselbe Bild bieten und es ist durchaus nicht nöthig, ja nicht einmal

wahrscheinlich, daß die Somalifrauen diese Tracht unter dem Einflusse einer ägyptischen Expedition, die doch sicher nur aus Männern bestand, angenommen haben. Von einer Kolonisation von Punt wissen aber die Hieroglyphen im Mausoleum der Hatschepsu durchaus nichts zu melden. Die deutschen Aegyptologen deuten Pun=t bekanntlich auf Südarabien und bestreiten entschieden die Ansicht von Mariette, daß es auch die Somaliküste mit umfasse.

Den Beduinen erschienen Révoil's Forschungen und Nachgrabungen sehr unheimlich, und eines Tages, als er die Steine eines Brunnens, an welchem die Abgals und andere Beduinen ihre Heerden tränkten, genauer untersuchte, machten sie einen direkten Angriff auf ihn, weil er ihre Brunnen verhexe und vergifte und Schuld an dem großen Viehsterben sei. Der Reisende hatte nur drei Mann Eskorte bei sich, doch hielten diese mit ihren Luntenflinten die Beduinen in Respekt und es gelang, unbeschädigt den Markt von Schingani zu erreichen.

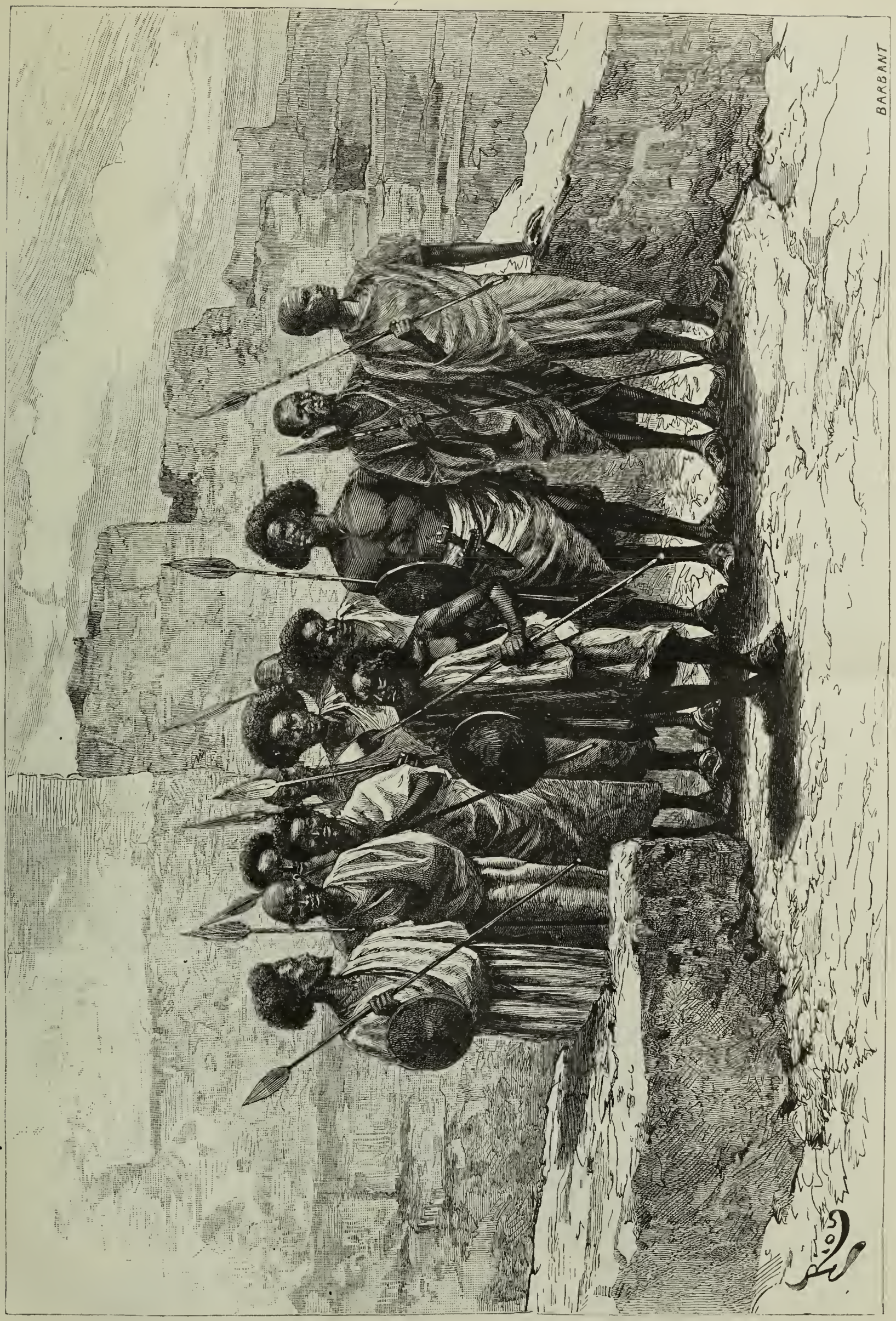
Am 16. Januar brach der schon oben erwähnte Kampf zwischen den beiden Quartieren von Mogduschu aus. Die Knaben aus Schingani und Hamarwin bekämpften sich schon seit längerer Zeit täglich mit Steinen; diesmal wurde die Sache ernsthafter, die Frauen erschienen auf den Dächern und feuerten durch ihr gellendes Juju die kleinen Kämpfer an; schließlich wurden ein paar schwer verwundet, es mischten sich auch Erwachsene ein und bald riefen die Alarmtrompeten die Krieger zum Kampfe. Es entspann sich eine förmliche Schlacht, welcher Révoil von seiner Dachterrasse aus ganz behaglich zusehen konnte. Umsonst suchten die Greise Frieden zu stiften, einer von ihnen wurde dabei sogar tödtlich verwundet und nun war kein Halten mehr. Der Gouverneur hatte seine Truppen in der Kasbah konsignirt und mengte sich nicht ein; er ließ auch die Franzosen bitten, sich ganz neutral zu halten. Die Leute von Schingani waren im Vortheile, denn ihr Scheich hatte einige Sklaven mit Luntenflinten bewaffnet, und vor den Kugeln haben die sonst so tapferen Somalis einen ganz ungeheuren Respekt. Hamarwin dagegen besaß nur ein Gewehr, das es Révoil verdankte. Die Nacht trennte schließlich die Kämpfenden, von denen 30 mehr oder weniger schwer verwundet waren und die Hilfe Révoil's in Anspruch nahmen.

Nun erst mischte sich der Gouverneur ein und verlangte vor Allem von jedem Quartiere, gewissermaßen als Kaution für die einzuleitenden Verhandlungen, vier Sklaven, die auch geliefert und vorläufig ins Gefängniß geworfen wurden. Dann begannen die Sühneversuche, aber sie rückten nur langsam voran und schließlich entschied man sich dahin, daß die Aeltesten den Monsun benutzen und nach Zanzibar fahren sollten, um Said Bargasch selbst die Angelegenheit vorzulegen. Am meisten Schwierigkeit bei der Aussöhnung machten die Etnaschar, die „Zwölf" von Hamarwin. Es ist das ursprünglich eine aus zwölf Mann bestehende Schutzwache, zu welcher jeder Clan einen Abösch stellt, und die stets die Bewegungen der Beduinen und der feindlichen Nachbarn zu überwachen hat; sie werden vom Quartiere unterhalten und erhalten von jedem geschlachteten Stück Vieh eine Keule; außerdem erpressen sie aber auch noch alle möglichen Geschenke, die man ihnen, da jeder ihre Streitlust fürchtet, selten zu verweigern wagt. Früher waren sie auch der Schrecken ihres heimathlichen Quartiers und begingen ungestraft alle möglichen Verbrechen; jetzt hält sie die Furcht vor dem Gouverneur und seinen Soldaten einigermaßen in Schranken. Es sind, wie unser nach einer Photographie gefertigter Holzschnitt zeigt, lauter große, kräftige Leute, mit Ausnahme ihres Führers, des kleinen gedrungenen Alten im Vordergrunde, der in Folge einer Schußwunde in der Hüfte hinkte, aber sich trotzdem rühmt, bei einem einzigen Kampfe zwischen den Somalis und der Garnison neun Menschen getödtet zu haben.

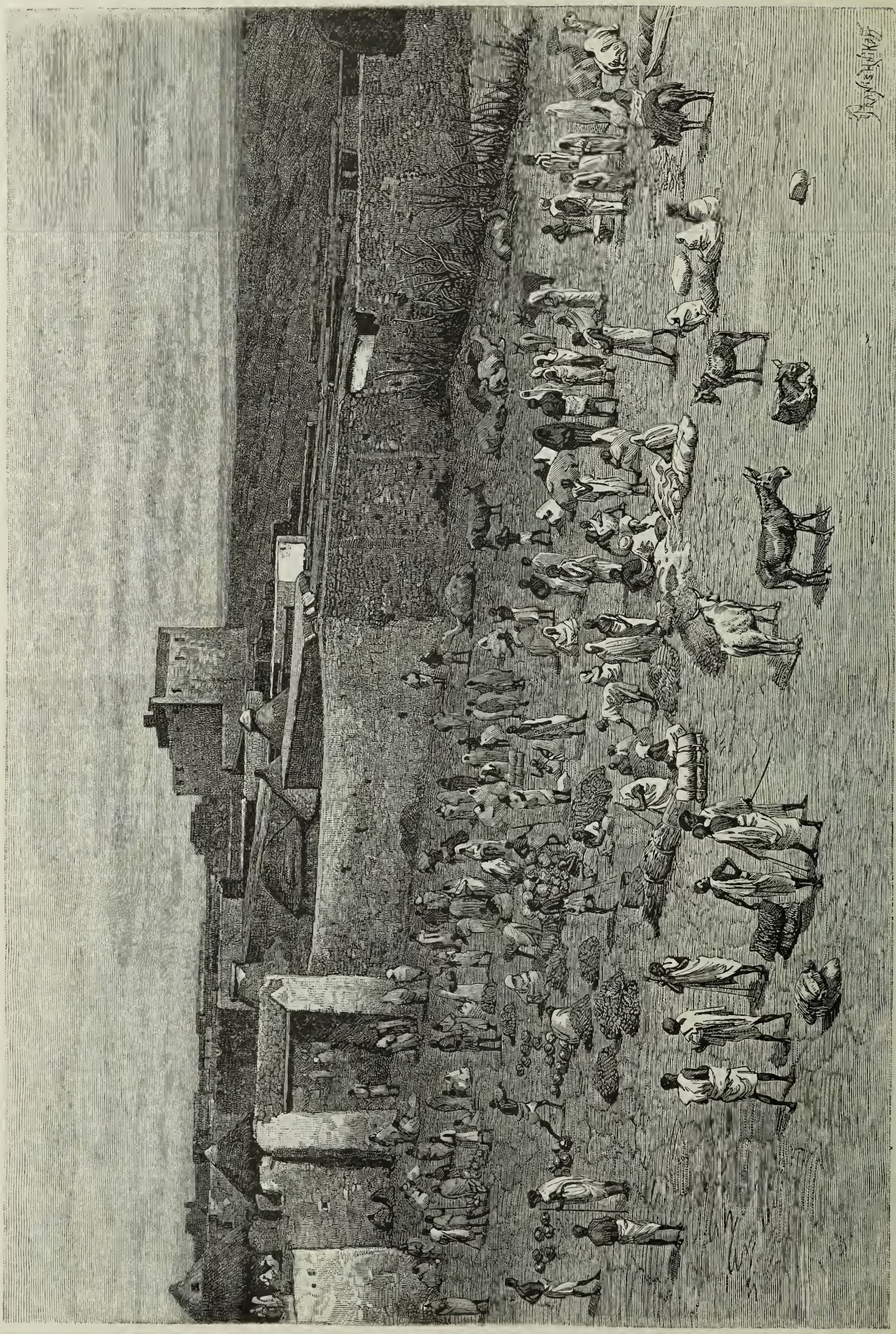
Kopfputz der Frauen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

In diese aufgeregte Zeit fiel das große Fest des Scheich Aues el=Garni, das Hauptfest von Mogduschu, welches mit einem großen Umzuge um die Moschee und einem feierlichen Lab begangen zu werden pflegt. Schon in gewöhnlichen Zeiten kommt es dabei leicht zum Blutvergießen, da jeder Clan den Vortritt beansprucht. Jedes Quartier feierte darum diesmal das Fest allein; die von Hamarwin waren dabei im Vortheile, denn die Moschee und das Heiligengrab liegen in ihrem Quartiere. Die Garnison war wieder streng in der Kasbah konsignirt, doch verlief der Tag ziemlich ruhig. Révoil hatte seinen photographischen Apparat mitgebracht und hoffte einige Aufnahmen machen zu können, aber die fanatische Menge wurde darüber so aufgeregt, daß er sich zurückziehen mußte.

Während Révoil sich in Mogduschu, so gut es ging, beschäftigte, sandte Omar Jussuf eine Botschaft nach der anderen, Scheich Hakim möge doch wieder zu ihm kommen, aber ganz allein, er wolle ihn dann sicher nach Ganane geleiten. Der Biedermann glaubte nämlich, verschiedenes Unheil, das die Gegend und seine Familie betroffen, sei die Folge eines von Révoil über ihn verhängten Fluches und nur dieser selbst könne die Wirkung seines „Uganga" wieder aufheben. Als eine besondere Strafe erschien es



Die Etnaschar von Mogdusch. (Nach Photographien.)



Marktplatz von Hamarwin. (Nach einer Photographie.)

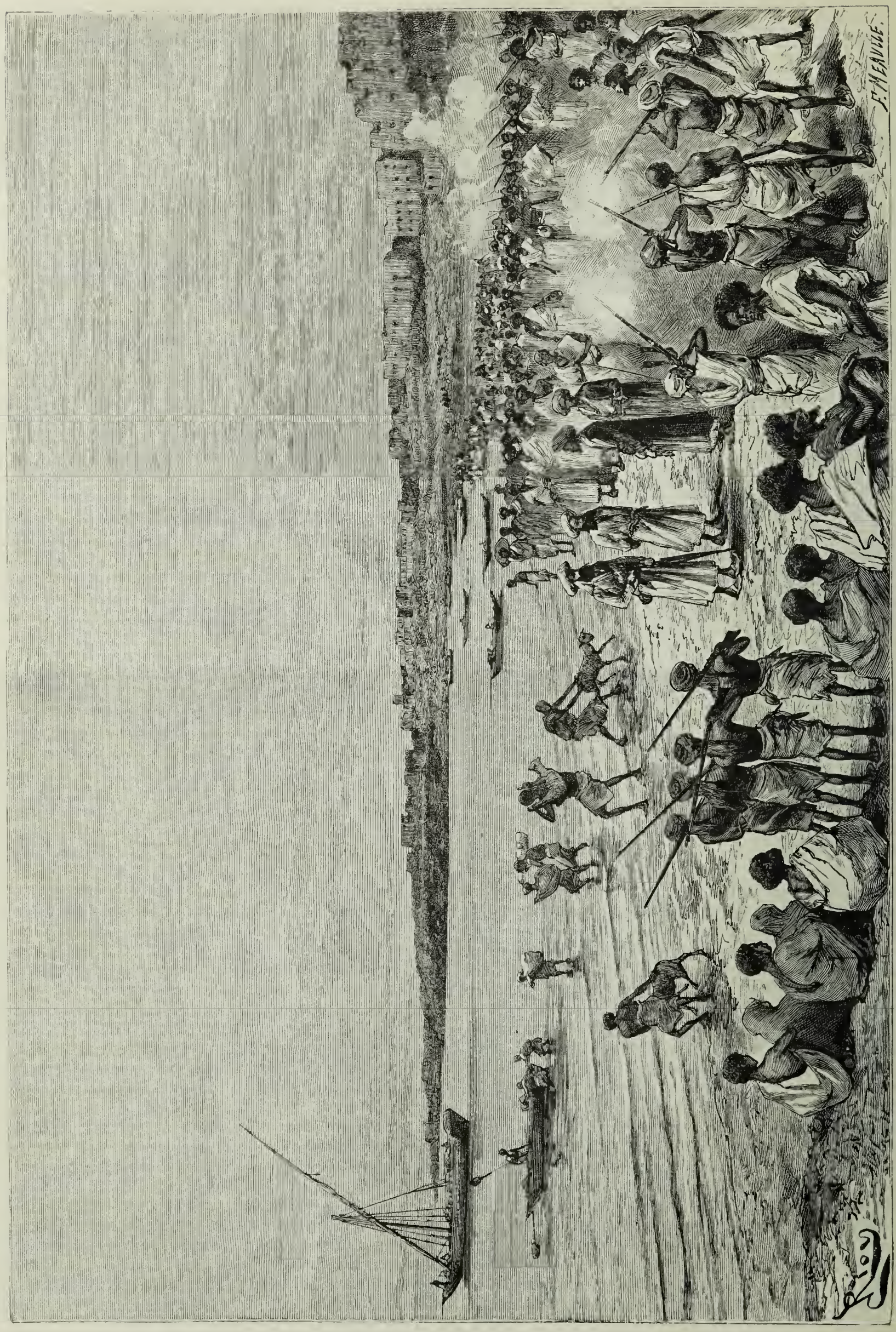
dem Sultan, daß in derselben Hütte, in welcher Révoil gewohnt, wenige Wochen nach seiner Abreise Mude Jussuf von einem seiner Spießgesellen tödtlich verwundet wurde. Die reichen Geschenke, mit denen Abdi und sein Bruder heimgekehrt waren, mochten auch mitwirken, aber der Reisende hütete sich wohl, noch einmal ohne Noth in diese Mausefalle zu gehen.

Uebrigens wurden auch in Mogduschu die Beduinen so unverschämt, daß sie dem Reisenden sein bestes Kameel vor dem Palaste des Gouverneurs wegholten; erst nach einer anstrengenden Jagd, bei welcher sich einige Hamarwin betheiligten, gelang es ihnen, den Raub wieder abzujagen. Seitdem mußte Révoil seine Forschungen auf die nächste Umgebung der Mauern beschränken und durfte sich nicht über Flintenschußweite vom Markte hinwegwagen. Der Markt selbst, von dem er eine Photographie aufnehmen konnte (vergl. das Bild), lieferte immer eine reiche Ausbeute an ethnographischen Gegenständen, mitunter auch an Naturalien. Einmal kam sogar ein schwarzschwänziger Adler (Aquila pygargos) lebend, wenn auch mit ausgerissenen Schwungfedern, zum Verkaufe und es gelang Révoil, ihn lebend nach Marseille und in den zoologischen Garten daselbst zu bringen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kraniometrie für die moderne Wissenschaft erlangt hat, war natürlich Révoil viel daran gelegen, Somalischädel zu erhalten, aber es hieß dabei sehr vorsichtig sein. Shuma, den er ganz in seine Dienste genommen hatte, wurde vorsichtig sondirt, und als es sich zeigte, daß seine Frömmigkeit ihn durchaus nicht abhielt, Geld auf jede mögliche Weise zu verdienen, theilte ihm Révoil offen seinen Wunsch mit, eine Anzahl Schädel zu erlangen. Shuma hegte indessen Bedenken, selbst die Herbeischaffung zu übernehmen, aber er war gerne behülflich, wenn Révoil selbst einen aushob, und schaffte schließlich ein paar Sklaven herbei, welche gerne für reichlicheres Material sorgten. Besonders einer derselben, Petito, der auch sonst ein guter Lieferant von naturwissenschaftlichen Gegenständen war, erwies sich sehr eifrig, und da die Friedhöfe dicht bei der Wohnung lagen und die Gräber von den Somalis nur ganz flach angelegt werden, sah sich der Reisende bald im Besitze einer prächtigen Sammlung unzweifelhafter Somalischädel. Einmal betheiligte er sich sogar, als Somali kostumirt, selbst an einer nächtlichen Expedition, die auch recht erfolgreich war. Aber kurz darauf jagte ihm Petito einen Schrecken ein, der ihn von weiteren Gräberberaubungen abstehen ließ.

Der Somali war ebenso abergläubisch wie geldgierig, und bald sah er sich zur Strafe für sein Verbrechen von bösen Dschin verfolgt und weigerte sich, noch weiter Schädel zu stehlen. Révoil verabschiedete ihn ärgerlich, und zu seinem Erstaunen sah er wenige Stunden später einen langen Zug frommer Männer, Mokaddem und Kadi an der Spitze, auf das Haus Petito's zuwandeln und darin verschwinden. Im Nu waren die Schädel in eine Kiste verborgen und alles bereit gemacht, um sie in dem alten Brunnen, der allen Unrath aufnahm, verschwinden zu lassen, sobald sich eine Gefahr zeige, aber es blieb Alles ruhig, und als am anderen Morgen Petito erschien, ergab es sich, daß er die Klerisei selbst in sein Haus berufen habe, um die bösen Geister zu bannen, die täglich frecher wurden, seine beiden schwarzen Hühner getödtet hatten und ihm sogar in Gestalt einer Schlange sichtbar erschienen waren. Das Geheimniß zu verrathen, hatte er sich wohl gehütet, denn, sagte er, mein Kopf wäre der erste, der dann gefallen wäre. Révoil hielt es indessen doch für angezeigt, das weitere Schädelsammeln aufzugeben und das zusammengebrachte Dutzend guter Exemplare in einer soliden Kiste und doppelt mit Rindshäuten umhüllt mit der nächsten Gelegenheit nach Zanzibar zu spediren. Ein Zufall, den jeder Matrose dieser unheimlichen Fracht zuschreiben wird, ließ das Schiff scheitern, ein noch seltsamerer führte aber die Kiste dem Reisenden auf seiner später zu beschreibenden Küstenfahrt nach Zanzibar wieder in die Hände und so gelangten die so mühsam zusammengebrachten Somalischädel doch noch an ihren Bestimmungsort, in die Schädelsammlung des Jardin des Plantes in Paris.

Der Nordostmonsun begann zu blasen und die Küstenschiffahrt in der Richtung nach Zanzibar wurde lebhafter. Die Pilgerschiffe kamen von Mekka zurück und meldeten die Niederlage der Engländer im Kampfe mit dem Mahdi bei Massaua und die Festsetzung der Franzosen in Obok. Erstere Nachricht erweckte große Freude, denn seit der Unterdrückung des Sklavenhandels sehen die Somalis in den Engländern ihre schlimmsten Feinde und jeder wünschte den Sieg des neuen Propheten, damit der „Handel", wie man hier kurzweg sagt, wieder frei werde. Aber auch sonst wurde der Fanatismus in jeder Weise geschürt. Fast mit jedem Schiffe kam einer oder der andere Scherif von Mekka nach Mogduschu, hielt sich dort höchstens 48 Stunden auf, um eine Karawane zusammen zu bringen und brach dann mit wehendem, grünem Banner nach dem Inneren auf, um die neue Kunde dorthin zu tragen und den Haß gegen die Ungläubigen zu predigen. Révoil konnte sich glücklich schätzen, noch vorher in Sicherheit gelangt zu sein, ehe ihm dasselbe Schicksal bereitet wurde, wie dem Baron von der Decken durch die Kablallahs, Haggenmacher durch die Dolhobanten und Kinzelbach durch seine ehemaligen Wirthe in Gelidi, bei deren unglücklichem Ende die Snussi oder vielleicht auch die Wahabiten sicher ihre Hand im Spiele hatten. Es scheint in der That, als suche sich der Islam für die in Europa erlittenen Verluste in Afrika zu entschädigen und als habe er den Schwerpunkt seiner Agitation dorthin verlegt. Für die Erforschung Innerafrikas ist das eine sehr ungünstige Vorbedeutung. Auch in Mogduschu konnte Révoil nun nicht mehr viel thun, und so entschloß er sich, einen kleinen Küstenfahrer zu miethen, um die Küste entlang zu fahren, an jedem zugänglichen Platze anzuhalten und die Umgegend möglichst zu erforschen. Die Zeit war freilich ziemlich knapp und es hieß sich sputen. Ein flachgehendes Fahrzeug, mit dem man unbesorgt in dem seichten Wasser zwischen den Inseln und der Küste vom Dschubdelta bis Lamo fahren konnte, war bald gefunden und gemiethet. Es war mit 12 Arabern von Shere in Südarabien bemannt und hatte eine Ladung Orseille von Warscheik und Mruti gebracht, wo diese Flechte in großer Menge wächst. Das Hintertheil war überdacht und konnte als Kajüte dienen. Bald war das geringe, noch vorhandene Gepäck eingeschifft, die Menagerie, bestehend aus dem Adler, einigen Geierpaaren und einer Anzahl Ratten, untergebracht und am 6. Februar war alles zur Abreise fertig. Ganz Mogduschu war auf den Beinen, der Gouverneur mit seinen Soldaten gab das feierliche Geleit zum Strande von Tschingani, wo die Barke ankerte, und die befreundeten Araber schleppten als Abschiedsgeschenk soviel Geflügel, Eier und selbst Hammel herbei, daß die Barke ganz voll davon war. Rasch wurde Abschied genommen, die Arme starker Sklaven ergriffen die Reisenden, um sie in die etwas entfernt ankernde Barke zu tragen, die Ehrensalve der Garnison krachte und dazwischen tönte das fi amen illah (Gott beschütze dich) der arabischen Freunde, welche ein Gefühl innerer Beruhigung empfanden, daß



Abfahrt von Mogdischu.

Révoil, noch ehe es zu spät geworden, seinen Plan, das verfluchte Land der Somali zu erforschen, aufgegeben hatte.

Ueber Révoil's weitere Erlebnisse werden wir unseren Lesern später berichten.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars **H. Brincker.**

I. Die Hottentotten.

Es ist neuerdings viel über Nama- und Damraland in Umlauf gesetzt, auch Manches, was von Missionaren stammt, die Jahre lang im Lande wohnen und mit allen Verhältnissen genau bekannt sind. Alle diese Schilderungen sind mit großer Vorsicht abgefaßt, in dem Bestreben, das möglichst Beste über Land und Leute zu sagen und den deutschen Kolonisationsinteressen nicht hinderlich zu sein. Auch der Verfasser dieser Zeilen möchte keinerlei Interessen schädigen, hält es aber für Pflicht, da er 22 Jahre im Lande wohnt, die nackte Wahrheit zu sagen und hofft damit Denjenigen einen Dienst zu thun, welchen die Aufgabe zufallen wird, sich mit den Verhältnissen dieser Länder und Völker künftig zu befassen.

Es sind rothe (gelbe) und schwarze Volksstämme, welche in diesen Ländern neben und unter einander wohnen. Zu den rothen gehören die Hottentotten und Buschmänner, zu den schwarzen die Damra und sonstige Zweige des Bantu-Stammes. Beide Volksstämme sind gänzlich verschieden, nicht bloß in Gestalt und Farbe, sondern auch in der Sprache. Die Sprache der Bantuvölker zeichnet sich aus durch ihre mannigfachen Vorsetzsilben, und die der Hottentotten durch ihre Schnalzlaute (clicks). Letztere nennen sich selbst natürlich nicht Hottentotte, sondern Nama und koi koin; Hottentotte ist ein wenig sympathischer Name, der aus dem alten holländischen Jargon herübergenommen ist. Die Namen der vielen einzelnen Hottentottenstämme, als Game ms, Kara gei-koi, Khao gei u. s. w., pflegen den Europäern völlig unbekannt zu bleiben. Bekannter sind die holländischen Namen Bondelzwarts, Veldschoendragers, Roode natie u. dgl. Vor 400 bis 500 Jahren waren diese Hottentotten ein verhältnißmäßig großes, ganz Südafrika bis zum 21. Grade südl. Br. (also auch das ganze Damraland) bewohnendes Geschlecht. Jetzt ist ihre Anzahl auf 40 000 bis 50 000 Seelen gesunken. Unablässige Fehden unter einander und mit den feindlichen Nachbarn haben sie fast gänzlich aufgerieben. Sie hatten und haben auch heute noch schöne Gaben und geistige Anlagen, aber eine unüberwindliche Neigung zur Bequemlichkeit und Scheu vor starker, wenigstens vor anhaltender Anstrengung haben ihr Emporkommen gehindert. In den Zeiten ihrer Kraft haben sie ein vom Norden hereindringendes schwarzes Volk, die Bergdamra, von denen später die Rede sein wird, unterjocht und zu ihren Knechten gemacht. Ehe sie den Gebrauch der Feuerwaffen lernten, brauchten die Hottentotten die Bergdamra zu großen Treibjagden. Denn damals war das Wild des Feldes so reichlich in diesen Ländern vorhanden, daß man es massenweise in große Fallgruben treiben konnte. Da hatte denn der Hottentotte reichlichen Vorrath für lange Zeit, konnte den Bauch nach Belieben füllen und danach sich bequem auf den Rücken legen, so wenig wie möglich denken und so viel wie möglich schlafen, oder aber der Dachapfeife zusprechen. (Dacha ist wilder Hanf.) Die Unsitte des Dacharauchens verdient hier eine besondere Erwähnung, weil sie auf die Hottentotten und ihre Knechte, die Bergdamra, die allerschlimmsten Wirkungen ausgeübt hat, schlimmere, als man geneigt ist, zu glauben und zuzugestehen. Vieles von dem, was wir gewöhnlich dem sanguinischen Wesen der Hottentotten zuschreiben, ihre ekstatischen Zustände, Divinationen, Träume, Gesichte werden wir auf Rechnung des Dacharauchens zu setzen haben. Heutigen Tages wird der wilde Hanf meist nur noch im Geheimen geraucht und von den Knechten an verborgenen Orten angebaut. Dagegen bringen jetzt Schiffe vom Kap her Dacha an die Küste des Namalandes, wie Schreiber dieses mit eigenen Augen gesehen hat. Die zerstörenden Wirkungen des Hanfrauchens sind vielleicht noch schlimmer als die des Opiumrauchens. Sie stumpfen nicht bloß den Geist ab und schwächen die Seelenkräfte, sondern sie verheeren die Leibes-, namentlich die Zeugungskräfte bei Männern und Frauen. Hierin und in den jetzt sich immer mehr verbreitenden venerischen Krankheiten liegt ein Hauptgrund des schnellen und unaufhaltsamen Verfalles des gesammten Hottentottengeschlechtes. Nur auf den Missionsstationen kann man wahrnehmen, wie dem allgemeinen Verderben einigermaßen Einhalt gethan und sowohl in sittlicher als in physischer Hinsicht ein segensreicher Einfluß auf die Stationsbewohner geübt wird. Freilich allzugroße Erwartungen darf man von der äußeren Umgestaltung des Volkslebens durch die Arbeit der Missionare nicht hegen. Das ist zweifellos, daß viele Hottentotten, nachdem sie die Predigt des Evangeliums im Glauben angenommen, getröstet und in seligem Frieden aus dieser Welt geschieden sind; auch das ist gewiß, daß mancher getaufte Hottentotte als Muster eines braven und echten Christen hingestellt werden kann; aber der äußere Zustand dieser Leute ist doch immer noch sehr mangelhaft geblieben. Auf den Missionsstationen sieht man wohl das Wohnhaus des Missionars und die Kirche, die er erbaut hat, seinen Garten u. s. w. in bester Ordnung, aber die Wohnungen der übrigen Stationsbewohner, ihre Gärten und Viehkraals, zeugen von wenig Nachahmungssinn und noch weniger Ordnungsliebe und Fleiß. Wo einmal, wie das öfter geschehen ist, eine Erweckungszeit über die Leute kam, wo geistliches Leben auf der Station herrschte, da fingen auch die Hände an, sich fleißiger zu rühren, und mancherlei nützliche Arbeiten wurden auf den Stationen begonnen. Aber wenn sich die Hochfluth der Begeisterung verlief, pflegte auch die natürliche Trägheit wieder in ihr Recht zu treten.

Aber nicht allein die Missionare haben an der Kultur des Hottentottengeschlechtes gearbeitet, sondern auch andere Weiße, die hinter den Missionaren her ins Land kamen und großentheils das wieder zerstörten, was die Missionare

erarbeitet hatten, nämlich die Händler. Diese herumziehenden Handelsleute, die über den Oranjefluß aus der Kapkolonie mit Branntwein und bunten Lappen in das Namaland kamen, haben viel zur Demoralisirung des Volkes beigetragen. Für den mit spanischem Pfeffer gewürzten Fusel, an den sie die rothen Leute gewöhnten, erzielten sie ungeheure Preise; für ein Liter Branntwein wurde ein Ochse oder eine Kuh gezahlt, oder auch acht Schafe oder Ziegen. Und diese Preise galten noch als reell. Außer an Branntwein wurden die Hottentotten von den Händlern besonders an Kaffee gewöhnt, der jetzt in fabelhaften Quantitäten im Lande verbraucht wird, und namentlich an Schießgewehre. Jetzt verstehen die rothen Männer bereits vortrefflich mit Gewehren umzugehen und sorgen dafür, ihre Gewehre allewege in gutem Zustande zu erhalten. Merkwürdiger Weise können sie aber nur dann einen guten Schuß thun, wenn sie sich auf ein Knie niederlassen und Gewehr und Arme aufs Knie stützen. Wenn sie in Gefechten diese Manipulation hinter einer Deckung ruhig vollbringen können, pflegen sie den unverhofft heranstürmenden Feinden beim ersten Anlaufe große Verluste beizubringen, hat aber der Feind ihnen ihre Kampfesweise abgelernt oder greift sie im offenen Felde an, dann richten sie selten etwas aus und laufen meist geraden Weges wieder zurück. Wie es scheint, haben sie schwache Arme, aber eine sehr entwickelte Muskelkraft in den Schenkeln.

Die Hottentotten sind ein Jägervolk, und lebten, wie schon gesagt, früher fast ausschließlich von der Jagd. Aber seit die Feuerwaffen in ihren Händen sind, ist alles Wild bis auf wenige Reste aus ihrem Lande verschwunden. Strauße und Großwild wird man jetzt in Namaland vergebens suchen. Weite Jagdzüge auf Monate lange Entfernung müssen jetzt in unbekannte Gegenden unternommen werden, wenn man noch Elephanten, Nashorn, Giraffe, Zebra oder Springböcke erbeuten will. Somit ist den Hottentotten ihr bisheriger Unterhalt so gut wie gänzlich abgeschnitten. Früher konnten sie sich für auf der Jagd erbeutetes Elfenbein, Straußenfedern u. dgl. von den weißen Handelsleuten Branntwein, Kaffee, Thee und allerlei buntes Flitterzeug und Schmucksachen kaufen, jetzt müssen sie Kuh, Ziege und Schaf dafür hingeben, und sind bereits an der Grenze völliger Entblößung. Denn mit Vieh umzugehen verstehen die Hottentotten nun einmal nicht. Unter ihren Händen mehrt sich das Vieh nicht, sondern geht zu Grunde. Während man von ihren Nachbaren, den schwarzen Damra, sagen kann: daß, wenn sie auch nur eine einzige Kuh behalten hätten, sie bald wieder im Besitz großer Heerden sein würden, heißt es umgekehrt von den Hottentotten, daß, wenn sie auch Tausende von Rindern erbeutet hätten, sie in kurzer Zeit wieder eben so arm sein würden wie zuvor. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben das bestätigt. Indeß muß man zur Entschuldigung des rothen Geschlechtes sagen, daß die Natur ihres Landes, des Namalandes, so wenig eine ordentliche Viehzucht wie regelrechten Ackerbau zuläßt.

Im ganzen Lande giebt es wenig permanente Quellen. Wenn man alle, die vorhanden sind, zusammenbringen könnte, würden sie noch nicht ausreichen, um ein mäßiges Bauerngut zu bewässern. Denn auf Regen ist nicht zu rechnen. Nur im Glücksfalle brechen bisweilen in den Monaten December bis Mai starke Gewitterregen über einige Landstriche herein. Da sprießt dann in wenigen Wochen eine herrliche Vegetation auf. Aber während der übrigen Monate fällt nirgends ein Tropfen vom Himmel. Das ganze Land ist dürr und fahl, glühend von einer fürchterlichen Bodenhitze, die unter dem alle Zeit klaren Himmel auch die Nächte unerträglich macht. Daß diese Verhältnisse sich bessern sollten, daran ist nicht zu denken. Vielmehr nimmt die geringe Regenmenge immer noch mehr ab, und der ganz regenlose, jeder Vegetation ermangelnde breite Küstenstrich wird immer breiter, die wenigen Quellen trocknen mehr und mehr aus, die sparsamen größeren Bäume im Lande, meist Akazien, sterben ab und haben keinen Nachwuchs. — Also wovon sollen die Eingeborenen leben? Es ist für einen Europäer unglaublich, mit wie wenig und mit was für Nahrung sie ihr Leben in diesen Ländern fristen müssen. Im Gehen, am Wege, wissen sie immer noch etwas Eßbares zu finden, ein Würzelchen, ein dürres Ränklein oder Knöllchen, eine kaum für einen Vogel genießbare trockene Beere, dann und wann eine Maus, Ratte oder Vogel. Das gilt als eine Tageskost. Der Europäer, wenn er auch so scharfe Augen hätte, um dergleichen kleine Dinge zu finden, würde doch bei solcher Kost verhungern. Leute, die noch Vieh besitzen, leben von der Milch, so lange sie vorhanden ist. Wenn aber die trockene heiße Zeit kommt und die Milch spärlich wird, dann wird sie mit Wasser verdünnt und der Hungerriemen um den Bauch wird täglich fester geschnürt. Wird aber ein Stück Vieh geschlachtet oder fällt es vor Hunger, dann dauert es kaum ein paar Tage, so ist Alles mit Stumpf und Stiel aufgezehrt.

Wie wir sehen, ist im Namalande keine Aussicht für die Eingeborenen, noch jemals wieder emporzukommen. Auch nicht, wenn Europäer ins Land kommen. Denn auch diese können ihnen keinerlei Erwerbszweige zuweisen, weil sie selbst keinen finden. Man hat zwar von ergiebigen Erzlagern geredet, aber auch diese finden sich im Groß-Namalande nicht.

Das Land ist eigentlich nur die nach dem Meere hin abfallende Fortsetzung der Kalihari-Wüste, bestehend aus Sand, Dünen und abgespültem Gerölle. Mit Ausnahme des vulkanartig gebildeten Grootbrockaros-Berges sieht man nichts als niedrige und kahle Tafelberge aus krystallinischem Sandsteine mit Quarzit und Gneis durchbrochen. Das sind keine Aussichten für Schatzgräber.

Ist es nun wohl zu verwundern, daß die Leute aus einem so armseligen Lande, wo sie mit ihren Angehörigen beständig am Hungertuche nagen müssen, sich hinwegsehnen nach einem reicheren Lande, wo es reichliche Nahrung, Milch und Fleisch giebt? Die echten Namahottentotten, das sogenannte rothe Volk, hätten es freilich nicht fertig gebracht; aber als die Orlamhottentotten, die bei den Europäern des Kaplandes Manches gelernt hatten und Pferde und Feuerwaffen mitbrachten, vor etwa einem halben Jahrhundert von den Grenzen der Kapkolonie hervorbrachen, die bereits ansässigen Hottentottenstämme zur Seite warfen, und durch sie hindurch bis nach der Nordgrenze des Landes zogen, gelang es dem klugen und unternehmenden Führer dieser Orlam, dem Jonker Africaner, das ganze Damraland mit seinem reichen Viehbesitze unter seine Herrschaft zu bringen. Etwa zwei Jahrzehnte residirte er auf Windhoek und war der unbestrittene Herrscher von Namaland und Damraland. Aber mit seinem Tode zerfiel sein Reich; die Hottentottenstämme wurden wieder auf das eigentliche Namaland beschränkt, und nur zwei kleinere Stämme finden sich jetzt noch im Norden, nämlich die Topenaar und die Zwartbooi.

Die Topenaar scheinen seit uralten Zeiten Bewohner des Flußgebietes Kuisib gewesen zu sein. Bei Flußgebiet ist hier natürlich nur an die trockenen Gräben oder Flußbetten zu denken, die sich bei starken Regengüssen im Osten bisweilen auf kurze Zeit mit Wasser füllen. Hier scheinen die Vorfahren der jetzigen Topenaar einst eine mächtige Bevölkerung gebildet zu haben, die bis ans Meer reichte

(an der Walfischbai) und die von Norden hervordrängenden schwarzen Stämme zu ihren Knechten machte. Später aber ist ihre Herrschaft in Verfall gerathen. Sie wurden dem vordringenden Jonker Africaner unterthan und ihre schwarzen Knechte wußten die Freiheit wieder zu gewinnen. Als im Jahre 1878 die Engländer sich der Walfischbai bemächtigten, wurden natürlich die Topenaar englische Unterthanen. Im Ganzen darf man wohl sagen, die englische Herrschaft war ihnen zum Segen. Sie wurden an Stetigkeit, Fleiß und Ordnung gewöhnt und etwas aus ihrer bettelhaften Armuth emporgehoben. Auch für ihre geistlichen Bedürfnisse wurde durch die Rheinischen Missionare gesorgt. Aber die Grenzen des englischen Walfischbai-Gebietes erstreckten sich nicht weit. Viele Topenaar blieben noch außerhalb. Die verbanden sich zum Theil mit den Zwartbooischen Orlamhottentotten und zogen mit ihnen nach dem Kaoko. Wir werden gleich weiter sehen, wer die Zwartbooi sind und fragen zuerst, was für eine Bewandtniß es hat mit dem Kaoko. Es ist das ein nordwärts von der Walfischbai bis fast an den Cunene sich hinziehendes Bergland, welches nur durch einen schmalen regenlosen Küstenstrich vom Meere getrennt ist. Flüsse und Bäche finden sich auch dort nicht, hingegen finden sich etwas mehr und stärkere Quellen. Wenn auch nicht für Bodenkultur, eignet sich das Land doch wohl für Viehzucht. Nach dem Cunene zu scheint etwas mehr Regen zu fallen; dort bleibt an manchen Stellen das Gras beständig grün. Aber wo in diesen Gegenden die Trockenheit aufhört und die Feuchtigkeit beginnt, da beginnen auch die Fieber. Früher wohnten schwarze Stämme im Kaoko. Als seit 1840 Jonker Africaner seine Herrschaft über diese entlegenen Gebiete ausdehnte, rottete er die schwarzen Bewohner fast vollständig aus. Der Rest floh nordwärts über den Cunene. So ist der Kaoko fast menschenleer geworden und die Topenaar mit den Zwartboois konnten sich in dem ausgemordeten Lande niederlassen.

Die Zwartbooi sind Orlamhottentotten, die unter ihrem Häuptlinge Zwartbooi zugleich mit den Leuten des Jonker Africaner von dem Süden des Namalandes nach dem Norden zogen und sich auf der Missionsstation Rehoboth (Anis) niederließen. Sie waren von jeher Rivalen und Neider des Jonker und hielten es beim Kampfe der schwarzen Bevölkerung gegen die Jonker'schen Unterthanen mit den Schwarzen, mußten deshalb ihren Wohnplatz Rehoboth in Namaland verlassen und ins Damraland an die Südgrenze des Kaokolandes ziehen. Dort ließen sie sich in Ameib am Erongogebirge nieder, fühlten sich aber in der Nachbarschaft der Schwarzen bald beengt und zogen weiter nordwärts in den Kaoko hinein. Dort trafen sie mit den Topenaar zusammen, machten mit ihnen Jagdausflüge und Beutezüge, und benutzten beim Wiederausbruche des Krieges zwischen den rothen und schwarzen Stämmen im Jahre 1880 die Gelegenheit, denn auch ihrerseits über die schwarzen Nachbaren herzufallen und sie ihrer Heerden zu berauben. Ihr Häuptling ist jetzt Petrus Zwartbooi, Häuptling der Topenaar Piet Heibib. Von diesen Häutlingen haben neuerdings die Agenten der Firma Lüderitz das ganze Kaokoland und die Küste bis Kap Frio für 150 Pfd. St. gekauft. Welches Recht sie dazu hatten, ist nach dem Gesagten leicht zu ermessen. Würde die deutsche Regierung solche Landkäufe wie diesen anerkennen, so würde sie damit auch die Art und Weise sanktioniren, wie die Topenaar in Zesfontein und die Zwartboois sich durch Raub und Mord in den Besitz des Landes gesetzt haben.

ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika[1]).

Kaum wird man unter allen Lesern des „Globus" einen einzigen finden, für den nicht die eingeborenen Bewohner Nordamerikas einmal von einem eigenthümlichen Nimbus umgeben gewesen sind; Rothhäute, Skalps und Waldläufer haben in der Phantasie der meisten von uns eine gewisse Rolle gespielt und ungern nur haben viele sich alte Erinnerungen durch die Resultate wissenschaftlicher Forschung trüben lassen. Und doch, indem wir diese Worte niederschreiben, fällt es uns wieder auf, wie unbedeutend, wie ungenügend erscheint uns doch gerade in Bezug auf die Eingeborenen Nordamerikas alle Menschenarbeit! Man sollte meinen, daß es für den, welcher die Gelegenheit dazu hat, leicht sein müsse, genaue, positive Nachrichten über ein fremdes Volk zu sammeln, aber gerade das Beispiel der Indianer Nordamerikas lehrt uns, daß dies seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Bald zum Himmel erhoben, bald unter das Thier hinuntergedrückt, treten dieselben in den neueren Beschreibungen auf und darum wagen wir es, einem der neuesten unter den wissenschaftlichen Reisenden das Wort zu ertheilen, dessen Ansicht wir zwar nicht als durchaus entscheidend hinstellen wollen, der wir aber eine hohe Bedeutung beimessen müssen. Dr. H. ten Kate hat sich für seine Thätigkeit ein ganz bestimmtes Feld ausgewählt, für welches er sich speciell vorbereitet hat, das der Anthropologie. Die Reise nach Nordamerika sollte gewissermaßen als Vorbereitung für spätere Untersuchungen gelten, die er theils schon unternommen (in Surinam), theils geplant hat (in Holländisch-Ostindien). Demnach ist auch das vorliegende Buch in gewissem Sinne eine Probearbeit und hat dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; während der Verfasser die Details für Fachzeitschriften bestimmt, beabsichtigt er in dem vorliegenden Werke eine Gesammtübersicht über die erhaltenen Resultate zu geben, die er in Verbindung mit der Beschreibung seiner Reisen dem Leser vorführt, ohne sich dabei viele Abschweifungen auf andere Gebiete zu erlauben.

Sein Besuch bei etwa 20 Stämmen in den Vereinigten Staaten und in Mexiko zeigte ihm, daß alle Indianer sich in einem gewissen Uebergangsstadium befinden und den ursprünglichen Charakter mehr und mehr verlieren. Die folgende Gruppirung, die er annimmt, ist ausschließlich auf die Uebereinstimmung der Lebensweise basirt: 1) Oestliche Indianer, die ganz oder zum größten Theil kultivirt sind; 2) Präriestämme, worunter er diejenigen versteht, welche an eine herumschweifende Lebensweise gewöhnt waren (Jagd auf Hochwild in den ausgedehnten Grasflächen), die sie zum Theil aufgegeben haben, um sich dem Ackerbaue und der

[1]) Reizen en onderzoekingen in Noord Amerika van Dr. H. F. C. ten Kate jr. (Met eene Kaart en twee uitslaande platen.) Leiden, E. J. Brill, 1885.

Viehzucht zu widmen. Es sind dies die Stämme, welche jetzt im südwestlichen Indianergebiete zusammengebracht sind; 3) die Papagos, Pimas und Yaquis in Arizona und West-Sonora; 4) die Stämme des Colorado-Thales und 5) die sogenannten Pueblo-Indianer in West-Mexiko und Arizona; die Zunis und Moquis in den einsamen Wüsten des nordwestlichen Arizona gehören zu den ursprünglichsten Indianerstämmen Nordamerikas.

Wir können dem Reisenden natürlich nicht auf seiner ganzen Reise folgen (er kam im November 1882 nach Amerika), sondern greifen nur verschiedene Stellen seiner Beschreibung heraus. Zu Weihnachten besuchte er die Indianerkolonie zu Isleta del Paso, deren Bewohner O. Löw zu den Tano rechnet; sie selbst nennen sich Tiwa. Diese Indianer, welche sich alle zur katholischen Religion bekennen, vermischten bei der Feier des Neujahrsfestes den Glauben der Väter und die neue Religion in eigenthümlicher Weise. Schon einige Tage vorher Mittags um 1 Uhr fing der Tanz unter großem Lärme an. Trommeln, Rasseln und Geschrei vereinigten sich zu einem ohrzerreißenden Getöse.

Etwa die Hälfte derselben scheinen von rein indianischem Blute zu sein; dieser Typus wird vorherrschend unter den bejahrten Leuten angetroffen; hohe schlanke Figur, scharfe Züge und eine gebogene Nase sind die Kennzeichen. Der andere Typus zeigt eine kleine gedrungene Gestalt, hat eine kleine gerade, manchmal etwas aufgestülpte Nase, deren Wurzel sehr tief liegt. Prognathismus des Unterkiefers wird häufig bemerkt. Bei beiden Typen findet man kleine braune Augen in verschiedenen Nüancen.

Der Ausdruck „Rothhaut" ist ganz unrichtig, die Indianer Nordamerikas sind ebenso wenig roth wie die Hindus, Malayen, Javanen oder Polynesier, sondern man kann alle Färbungen der genannten Rassen bei ihnen vertreten finden, ja viele Personen, unter anderem bei den Moqui- und Zuñi-Indianern, namentlich Frauen, sind heller als Süd-Europäer. ten Kate zufolge hat der Name Rothhaut sein Entstehen der Gewohnheit, das Gesicht mit rother Farbe zu bestreichen, zu verdanken.

Ihre Eigenthümlichkeiten haben diese Indianer größtentheils aufgegeben, nur tragen die Männer das Haar hinten in einem fest zusammengedrehten Zopfe. Von der genannten Niederlassung führte der Weg über die Sierra Madre; zu Deming, einem erst seit ein paar Jahren bestehenden, beinahe ausschließlich von Männern bewohnten Orte, brachte der Reisende einen einsamen Sylvesterabend zu und setzte am Neujahrstage 1883 seine Reise nach Tucson fort. Von da aus wurden die Papago-Indianer von San Xavier aufgesucht. Französische Missionare haben seit 1859 das Erbe der alten spanischen Mission, welche dort am Ende des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten gestiftet wurde, angetreten. Die Indianer sind wenig von der mexikanischen Landbevölkerung zu unterscheiden; dagegen stechen sie sehr günstig von ihren wilden, in der Umgegend wohnenden Stammverwandten ab. In den Reservationen selbst trifft man gewöhnlich nur einige hundert Papagos an; etwa $^{19}/_{20}$ der Angehörigen des Stammes haben sich in der Umgegend niedergelassen. Die amerikanische Regierung bekümmert sich wenig um das Schicksal der Leute und sie empfangen weder Lebensmittel noch Geschenke. Ihren Unterhalt erwerben sie durch eigenen Ackerbau und durch das Verkaufen des Ueberflusses, sowie des Holzes aus den Reservationen an die Europäer. Das Dorf in der Nähe von San Xavier besteht aus etwa 90 Wohnungen, wovon etwa die Hälfte in der alten Form, nämlich der eines stumpfen Bienenkorbes, gebaut war; mit beinahe rundem Grundrisse, einem kleinen bogenförmigen Eingange von etwa 1 m Höhe, der durch eine kleine, aus Zweigen geflochtene Thür abgeschlossen wird. Eine der Hütten, welche gemessen wurde, war 2,30 m hoch, 4,70 breit und 4,80 lang. Die übrigen sind aus Baumzweigen in viereckiger Form erbaut. Das Hausgeräth ist sehr einfach. Körbe und Töpfe eigener Fabrikation, Steine zum Mahlen des Maises und Kornes sind das gewöhnlich vorkommende Hausgeräth, daneben trifft man hölzerne Koffer und leinene Säcke und auch leere Blechbüchsen und zerbrochene Flaschen. Einer der vornehmsten Häuptlinge besitzt sogar einen Tisch, aber bis zu einem Bette hat er sich noch nicht aufgeschwungen. Mit den angrenzenden Blutsverwandten stehen sie auf dem Kriegsfuße und bis vor Kurzem noch sind sie Feinde der Weißen gewesen. Nicht ohne Mühe glückte es, einige Papagos zu bestimmen, sich den anthropologischen Messungen zu unterwerfen. Sie sind nicht nur Freunde von Tabak, sondern auch von geistigen Getränken, die sie sich trotz der strengen Strafe, mit welcher der Verkauf derselben an Indianer bedroht ist, zu verschaffen wissen. Diese Papagos besitzen zwei Begräbnißplätze; der eine ist für diejenigen bestimmt, welche das Christenthum bekennen, der andere für die, welche dem alten Gottesdienste treu geblieben sind. Die letzteren finden ihre letzte Ruhestätte zwischen den Gräbern ihrer Voreltern. Die Leiche wird in sitzende oder hockende Stellung gebracht und mit einem Steinwalle umgeben, der etwas höher als der Kopf aufgethürmt wird; hierauf werden starke Hölzer quer über die Höhlung gelegt und darauf mit Baumästen eingedeckt, auf welche zum Schlusse schwere Steine kommen. So sieht das Ganze einem Steinhaufen von 1 bis $1^1/_2$ m Höhe gleich. Manchmal findet man auf den Steinen eingekratzte Figuren, häufig zwischen den Gräbern Opfergaben für die Todten.

Wir wollen den Reisenden auf seinem Zuge durch die Halbinsel Kalifornien und durch Sonora nicht weiter begleiten und nur die Beschreibung der Pascóla, eines Tanzes der Yaquis, folgen lassen. Sie wird von einem einzelnen Manne, der ganz nackt ist und nur die Hüften mit einem Tuche umwickelt hat, zu den Tönen einer Violine und einer Flöte getanzt. Das Gesicht ist mit einer hölzernen Maske bedeckt, auf welcher weiße Figuren, darunter ein Kreuz auf schwarzem Grunde, angebracht sind. In der rechten Hand hat der Tänzer ein Sonagé, eine Art länglichen Tamburins, mit welchem er sich von Zeit zu Zeit auf die linke Hand schlägt; um die Knöchel trägt er die Teneboi, die bei der Bewegung der Füße ein leises Geräusch, nicht unähnlich dem der Klapperschlange, ertönen läßt. Sie besteht aus einer Schnur von dicht an einander gereihten Hülsen einer Saturnia-Art, in deren jede man ein kleines Steinchen gelegt hat. Der Tanz besteht hauptsächlich in starken Drehungen und Bewegungen des Körpers, ohne daß der Tänzer die Stelle verläßt; die Melodie des Gesanges scheint spanischen Ursprungs.

Bei den Yaquis, welche sich schon seit sehr langer Zeit in Kalifornien befinden, kann man zwei Typen unterscheiden, deren eine — hohe Gestalt, scharfe Züge, vorspringende Nase — an manche Indianer der Prärie erinnert; die andere zeigt kleinere, gedrungene Gestalt, breitere, gröbere Züge und oft eine gerade, einigermaßen platte Nase. Alle Yaquis sprechen Spanisch, was nicht auffallen kann, da sie seit langer Zeit unter dem Einflusse der spanischen Priester stehen und alle zum Katholicismus bekehrt sind; daher haben sie auch alle christliche Taufnamen neben einem Familiennamen, der häufig von einem Thiere oder einer Pflanze hergenommen ist.

Interessante Mittheilungen verdanken wir dem Aufenthalte in der Mohave- und Chemehueve-Agency

(Postbureau Parker) in Colorado, welche wie ein verlorener Posten der Civilisation in einer unendlichen Wüste liegt. Ein niedriges Gebäude von Adobe mit flachem Dache und Verandas ist auf allen Seiten von Nebengebäuden umringt und die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch einige Baumwollenbäume unterbrochen. Nach dem Berichte von 1882 waren 1026 Indianer, großentheils Mohaves, auf der Station anwesend. Die Hualapais, die vor einigen Jahren zur Niederlassung dort gezwungen wurden, haben nach Abzug der Truppen sofort ihre geliebten Berge wieder aufgesucht. Beide Stämme unterscheiden sich in ihrer Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Sprache von einander. 14 Chemehueve-Männer ließen sich, nachdem ihnen vorgeredet worden, daß die Regierung ihnen Hüte zu geben beabsichtige, messen; sie waren alle stark brachycephal. Viele von ihnen haben einen dünnen Schnurrbart, der nur in den Mundwinkeln stehen bleibt; die meisten haben das Haar abgeschnitten und tragen Hüte; von ihren Eigenthümlichkeiten haben sie in der Kleidung beinahe nichts mehr bewahrt. Schönes, beinahe wasserdichtes Flechtwerk und Töpferwaare, welche der der Yumas gleicht, gehören zu den Erzeugnissen ihrer Industrie.

Sie sind stark von der Kultur beleckt, die meisten sprechen etwas Spanisch und Englisch; zu den Dingen, die sie gewöhnlich zuerst von der europäischen Kultur annehmen, gehören auch die Spielkarten; als ten Kate ihren Häuptling aufsuchte, fand er denselben in Gesellschaft einiger Freunde mit roth bemaltem Gesichte, aber einem schwarzen Hute auf dem Kopfe beim Kartenspiele im „Schwitzhaus" (siehe unten).

Der Häuptling der Mohaves, ein Prachtexemplar eines Indianers, war 1,86 m hoch und wog 220 Pfund; auch die anderen Mitglieder seines Stammes, namentlich die jüngeren Frauen, zeichneten sich durch gute Körperbildung aus. Beide Stämme leben in Polygamie; bis zur Heirath genießen die jungen Mädchen vollkommene Freiheit. Halbblütige werden unter den Mohaves nicht angetroffen, da dieselben solchen Verbindungen entstammende Kinder sofort tödten; anders bei den Chemehueves, wo man viele Mestizen findet, während auch viele Frauen ihren Stamm verlassen, um in einem europäischen Lager zu leben. Bei den Mohaves werden die Kinder sehr lange gesäugt, wohl um die Zahl der Geburten zu vermindern. Von den vielen Mittheilungen, die ten Kate über diese Stämme macht, können wir nur Einzelnes hier anführen. Die Mohaves und Yumas reinigen sich ihr Kopfhaar durch Schlamm aus dem Flusse; das Haar wird losgemacht und ganz mit einer grauen, nassen Schlammmasse bedeckt, dann so hoch wie nur möglich aufgebunden und so einige Tage getragen, bis es ganz trocken ist. Darauf wird das Haar losgemacht, sorgfältig ausgebürstet und ist jetzt glänzend, schwärzer als je, und befreit von allen unwillkommenen Gästen; während der Reinigung sieht es aus, als ob es gepudert wäre.

Die in der Agency eröffnete Schule wird jetzt ziemlich häufig besucht, obwohl die Indianer im Anfange wenig geneigt waren, ihre Kinder dorthin zu schicken; manche derselben, Knaben in höherem Maße als Mädchen, zeigen gute Anlagen; einzelne Kinder sind auch musikalisch, und ein Mädchen zeigte Befähigung für bildende Künste.

Ihr Hausgeräth ist sehr einfach: einige Steine zum Zerreiben von Mais oder Waizen, ein hölzerner Mörser zum Quetschen der Mezquite-Bohnen, einige bemalte Töpfe und verschiedene Körbe ist alles, was man bei ihnen findet. Aus den Blättern einer Weidenart bereiten sie ein süßes Getränk. Eine Delikatesse, die sie aber nur selten bekommen, ist Mauleselfleisch für sie. Wiewohl sie keine eigentlichen Jäger sind, ist doch kein Thier vor ihren Nachstellungen sicher, sie jagen Kaninchen, Ratten und Springmäuse und essen dieselben vermuthlich auch; wegen Futtermangel halten sie verhältnißmäßig wenig Pferde und einzelne Kühe, daneben auch Hühner.

Ebenso wie die Yumas verbrennen die Mohaves ihre Leichen. Nach der Beschreibung des Arztes der Agency, Dr. C. C. Webb, wird über die Feierlichkeit Folgendes berichtet: Nachdem er mit einiger Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, derselben beizuwohnen, bemerkte er die von etwa 300 Indianern umringte Leiche, welche, ganz in Decken gehüllt, so daß man weder Kopf noch Gliedmaßen unterscheiden konnte, vor einer Hütte lag. Die Anwesenden traten etwa zum dritten Theile als Leidtragende im engeren Sinne auf, d. h. sie lagen platt ausgestreckt auf der Erde oder knieten und bewegten den Körper hin und her, oder erhoben in stehender Haltung die Arme über den Kopf, während sie anhaltend die Hände zusammenschlugen. Ein Mann hielt unter wilden Geberden eine Anrede an die versammelte Menge, die anderen umgaben die Scene in zwei Reihen geordnet; nach etwa einer Stunde nahmen sechs Mohaves die Leiche auf und trugen sie langsam nach dem Scheiterhaufen; die Leidtragenden folgten unter lauten Trauerklagen, die von heftigen Geberden begleitet waren. Am Scheiterhaufen wurde die Leiche dreimal emporgehoben und dann in eine Vertiefung flach auf den Rücken gelegt und mit Aesten bedeckt. Alle Anwesenden bildeten nun einen doppelten Kreis um den Holzstoß und bewegten sich dreimal um denselben; dann wurde er angezündet und, als das Feuer gut brannte, alles Eigenthum des Verstorbenen in die Flammen geworfen. Sein Reitpferd wurde dreimal um den brennenden Holzstoß geführt und darauf ihm die Halsadern geöffnet; man ließ es in der Nähe des Scheiterhaufens verbluten, um es dann gleichfalls auf demselben zu verbrennen. Während der ganzen Vorgänge wurden die Trauerklagen und die Bewegungen des Körpers fortgesetzt.

Die Needles, eine bekannte Berggruppe am linken Ufer des Colorado, werden von den Mohaves als der Aufenthaltsort der Geister betrachtet; sie genießen da ewige Jugend und erfreuen sich an saftreichen Wassermelonen. Ob auch die Asche der Verstorbenen dorthin gebracht wird, ist ungewiß, sicher aber ist es, daß die Lebenden sich von Zeit zu Zeit dorthin begeben, um Gaben für die Verstorbenen niederzulegen. Es war unmöglich, mehr über ihren Gottesdienst und ihre religiösen Vorstellungen zu erfahren, da sie durchaus nicht dazu zu bringen waren, derartige Fragen zu beantworten. Der Glaube an das „böse Auge" ist bei ihnen allgemein, viele Unschuldige sind demselben schon als Opfer gefallen.

Zur Heilung von Krankheiten bedienen sie sich hauptsächlich der Schwitzkuren und der Massage; die ersteren werden in einer besonderen Schwitzhütte vorgenommen, einem großen, halb unterirdischen Raume, der aus Aesten und Sand gebildet wird. In diesem Raume werden große Haufen Steine glühend gemacht und mit Wasser übergossen, so daß heißer Dampf den ganzen Raum erfüllt und bei dem Patienten sich ein ausgiebiger Schweiß einstellt; übrigens dient die „Schwitzhütte" nicht selten auch den Rathssitzungen des Stammes.

Beiläufig sei bemerkt, daß Fort Mohave, welches zu Dampfschiff erreicht wurde, wohl einer der heißesten Orte auf der Erde ist; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats beträgt 34,2° C.; 50° C. wurden mehrfach beobachtet und in der Nacht sinkt die Temperatur nur selten unter 32° C.

Aus dem Folgenden entnehmen wir einige Beiträge zur

Beurtheilung des Verhältnisses der Weißen zu den Indianern. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen wir nach San Carlos, heißt es. Das finstere, mürrische Gesicht des Regierungsagenten, Richter W., wurde noch mürrischer, als er den Empfehlungsbrief der Regierung empfing ..... Dieser Richter war der Typus des Indianeragenten im ungünstigsten Sinne: hartherzig, grob, hündisch gegen seine Untergebenen und gierig über alle Maßen. Er haßte und verachtete die Indianer mit allem Feuer seiner Yankeeseele und befand sich in dieser Hinsicht in schönster Uebereinstimmung mit dem Kolonel, der auch ein großer Gegner der Negeremancipation war. Der Richter war gleichzeitig Theilhaber an dem Trader's store, wo sein Schwiegersohn der Trader war. Was dies in einer Agency bedeutet, wo gleichzeitig Vorrathsmagazine von Waaren sich befinden, die für Rechnung der Regierung wöchentlich an die Indianer ausgetheilt werden, dürfte Jedem deutlich sein, der Professor Marsh's „A statement of Affairs at Red Cloud-Agency, made to the President of the U. S." gelesen hat.

In den San Carlos-Reservationen leben etwa 4000 Indianer, zu dreiviertel Apachen, Angehörige des Stammes, welcher den Weißen wohl am meisten bekannt ist, die sich stets durch ihre unzähmbare Art, durch Kampf und Raub bemerkbar gemacht haben. Vom eisigen Norden bis in die heiße Wüste von Mexiko haben sich diese paar Wilden immer kämpfend, immer wandernd, ausharrend im Glücke wie im Unglücke, einen Weg gebahnt und ihr Name wird fortleben, auch wenn der letzte derselben zu den glücklichen Jagdgebieten seiner Voreltern eingegangen ist.

Die Zeit der Romantik ist vorbei, die vormalige Wildniß des Westens ist auf ein Gebiet beschränkt, welches so klein ist, daß es den umherschweifenden Stämmen nicht einmal mehr genug Wild zur Nahrung liefern konnte, und diese buchstäblich gezwungen sind, das ihnen von der Regierung gebotene Gnadenbrot zu essen. Der stolze Sinn wurde nach und nach gebrochen und, wenn auch die Möglichkeit besteht, daß manche Zustände so gewesen sind, wie sie uns Cooper, Aimard, Ferry u. A. beschreiben, daß die Züge manches ihrer Helden der Wirklichkeit nachgebildet sind, man erwarte jetzt nichts mehr zu finden, was einen Hauch von Poesie trüge. ten Kate geht mit den Romanciers streng ins Gericht, soweit er seine eigenen Beobachtungen mit ihren Schilderungen vergleichen kann. Cooper bleibt also außer Betrachtung. Aimard ist seiner Ansicht nach, sowohl was die Beschreibung der Lokalitäten als die der Sitten betrifft, am unzuverlässigsten; am günstigsten urtheilt er über Mayne Reid.

Da nun, wie wir gesehen haben, unser Reisender gerade keine übertriebene Vorliebe für die „ritterlichen" Indianer zeigt und die Zustände überhaupt nüchtern genug auffaßt, so fällt das, was er über die Behandlung, die sie von Seiten der Amerikaner erfahren, mittheilt, um so schwerer ins Gewicht. Eine einzige Probe möge hier etwas verkürzt mitgetheilt werden [1]). Im Februar 1871 kam ein junger Apache-Häuptling mit einem Gefolge von 25 Indianern nach Camp Grant und gab seinen Entschluß zu erkennen, sich dort friedlich niederzulassen; der kommandirende Officier, Lieutenant Whitman, rieth dem Häuptlinge, sich nach den White Mountains zu begeben; dieser Vorschlag wurde jedoch zurückgewiesen; die Indianer wünschten im Lande ihrer Väter zu leben und zu sterben. Der Officier gab nun seine Zustimmung und bald befand sich in der Nähe von Camp Grant eine Indianerniederlassung, in welcher etwa 500 Apachen lebten. Der Lieutenant hatte sich an seine Vorgesetzten mit der Frage gewendet, was er mit den armen, nackten und hungerigen Indianern anfangen solle; nachdem er länger als sechs Wochen gewartet hatte, empfing er als einzige Antwort die Mittheilung, seine Frage sei nicht in der richtigen Form eingeschickt worden. Er hatte inzwischen den Indianern, soweit er es vermochte, geholfen und diese hatten sich durch kleine Dienstleistungen der Garnison nützlich zu machen gesucht. Am 30. April wurden sie durch eine Truppe Amerikaner und Mexikaner aus Tucson überfallen und, ehe Whitman dies verhindern konnte, größtentheils niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft weggeführt. Vergebens klagten die wenigen übrig gebliebenen Indianer, vergebens trat der amerikanische Officier für sie ein; er mußte bald nachher seinen Posten verlassen, er hatte wohl den Indianern zuviel Sympathie bezeigt. Ein Jahr später kam General Howard an den Ort der Katastrophe, die Indianer zeigten ihm die Gräber der Ermordeten, die Ueberreste ihres Lagers. Sie erzählten von ihrer Anhänglichkeit an Whitman, der ihnen so viel Gutes bewiesen, und baten um die Zurückberufung desselben; es war umsonst, der Lieutenant hatte seinen Abscheu vor dem Gemetzel zu deutlich gezeigt, „obwohl dasselbe durch hochgestellte und einflußreiche Personen im Territorium gebilligt worden war".

Vorgänge, wie der eben beschriebene zu Camp Grant, sagt Herr Manypenny, stehen durchaus nicht vereinzelt da. Expeditionen ähnlicher Art sind oft unternommen und mit ebenso unbarmherzigem und barbarischem Ergebnisse zu Ende geführt worden und Leute, welche in ihrem Wohnorte den Ton angaben, haben daran theilgenommen. Selbst die Gouverneure von Territorien haben Corps gebildet, um die Eingeborenen zu verfolgen und zu tödten, wo man sie fand, um ihre Dörfer zu vernichten, ihr Hab und Gut zur Kriegsbeute zu machen und für jeden indianischen Skalp eine Belohnung zu empfangen.

Haben wir in dem Bisherigen versucht, einige Proben von dem zu geben, was ten Kate in verschiedener Richtung seinen Lesern bietet, so liegt es uns noch ob, die wissenschaftlichen Resultate, die er erlangt hat, hier kurz zusammenzustellen. Er spricht sich mit einer gewissen Zurückhaltung und in vollkommener Erkenntniß der schon von Waitz hervorgehobenen Schwierigkeiten, bestimmte Rasseneigenthümlichkeiten der eingeborenen Amerikaner anzugeben, dahin aus, daß man unter der indianischen Bevölkerung des südwestlichen Theiles der Union und des nordwestlichen Theiles von Mexiko wenigstens fünf, anthropologisch scharf getrennte Haupttypen unterscheiden kann, welche alle zu der gelben oder mongoloiden [1]) Rasse gehören. Die Frage über die Abstammung der Indianer wünscht er offen zu lassen, weil er glaubt, daß noch nicht Material genug vorliegt, um das Schlußwort zu sprechen. Sehr viel läßt sich für die Theorie sagen, daß Amerika von Asien, Oceanien oder von Europa aus bevölkert ist, aber ebenso sprechen verschiedene Thatsachen dafür, daß wir es mit einer Bevölkerung von Autochthonen zu thun haben.

Weiter bemerkt ten Kate, daß die von ihm aufgestellten fünf Grundtypen und die durch Vermischung entstandenen Zwischenformen in sehr ungleichem Verhältnisse auf die verschiedenen Stämme vertheilt sind; nirgendwo jedoch trifft man einen Stamm an, der ein und denselben

---

[1]) Vergl. George W. Manypenny: Our Indian wards. Cincinnati, 1880.

[1]) ten Kate versteht hierunter die ursprünglichen Bewohner Amerikas, die Bevölkerung von Südost- und Ostasien, die Nordasiaten und ihre Verwandten in Nord- und Osteuropa, die Malaien und die Polynesier.

Typus zeigte. Unter denselben ist der „klassische Typus der Rothhaut“ mit vorspringender, stark gebogener Nase und eckigem Gesichte am weitesten verbreitet, scheint jedoch häufiger bei den Stämmen im Osten des Felsengebirges als bei denen, welche westlich von demselben wohnen, vorzukommen. Unter den Frauen der verschiedenen Stämme herrscht im Allgemeinen mehr typische Einheit, als unter den Männern; in einzelnen Stämmen findet sich zwischen Männern und Frauen größere Aehnlichkeit als bei anderen; im Allgemeinen tragen Frauen und Kinder der verschiedenen Stämme mehr mongolische Züge als die Männer. Diese anthropologischen Kennzeichen stehen mit dem Unterschiede der Sprache in keinem Zusammenhange. Wie es scheint, hat einmal im Süden der Halbinsel Kalifornien eine Rasse gelebt, die an die Rasse von Lagoa Santa, andererseits an die Melanesier erinnert[1]). Die Pueblo-Indianer sind nicht als Nachkommen der Azteken zu betrachten; sie bilden vom anthropologischen Standpunkte aus zum Theil eine der vortoltekischen Rassen, deren Typus wir bei den alten Moundbuilders, den Cliffdwellers und ähnlichen wiederfinden. Der Farbensinn der Indianer ist gut entwickelt, wiewohl ihnen gewöhnlich die Namen für manche Farben fehlen; abweichend von der durch andere Reisende ausgesprochenen Ansicht behauptet ten Kate, daß wenigstens einige der amerikanischen Sprachen ein Wort für den Kollektivbegriff „Farbe“ besitzen.

Hinsichtlich des Verschwindens der Rasseneigenthümlichkeiten sowie der Ursachen des Aussterbens der Indianer (nämlich durch Absorption) schließt er sich den wohl jetzt allgemein herrschenden Ansichten an. Im Ganzen scheint ihm die Ausnahmestellung der Indianer in den Vereinigten Staaten ungünstiger als ihr Zustand in Kanada zu sein, doch glaubt er, daß das System, welches in der Union befolgt wird, gute Früchte tragen könnte, wenn die nothwendigen Verbesserungen vorgenommen würden, wozu vor Allem größere Vorsicht bei der Wahl der Indianeragenten gehört.

Ueber das Aussterben der Indianer sprechend, schließt ten Kate sein Buch mit den Worten, welche ihm ein weiblicher Sachem bei den Irokesen über dies Thema gesagt hat: „O werther Bruder, vergieb mir, daß ich mich über einen Gegenstand verbreite, der mich immer traurig stimmt; es macht mich traurig zu wissen, daß mein Volk verschwindet, wie der Sommer in den stürmischen Winter übergeht!“

[1]) Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Zusammentreffen mit Botocuden.

Hr. Dr. Ehrenreich trug am 6. Februar 1886 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin über „Land und Leute am Rio Doce“ vor und schilderte dabei ein Zusammentreffen mit den Botocuden, die noch heute die unbestrittenen Herren eines großen Theiles des Rio Doce-Gebietes (zwischen 19° und 20° südl. Br.) sind, wie folgt (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 13, S. 105 ff.):

„Am 17. April vorigen Jahres befanden sich unsere Canoes an der Mündung des Rio das Pancas, als wir ein mit mächtigen Jacarandablöcken rechts und links beschwertes Boot gewahrten, in dem sich zwei völlig nackte Indianer befanden. Bei unserem Anblicke suchten sie sich zu entfernen, wurden jedoch zutraulicher, als unser Dolmetscher sie ansprach, ihnen etwas Tabak reichte und ihnen mittheilte, wir seien gekommen, um ihren Stammesbrüdern an den Stromschnellen des Flusses einen Besuch abzustatten. In Begleitung des bald gleichfalls anlangenden Holzsuchers, dem das Boot gehörte, fuhren wir das anmuthige, von prachtvoller Vegetation umsäumte Flüßchen hinauf zu den Ranchos, die an dem Wasserfalle des Flusses auf einer breiten Sandbank lagen. Hier erwartete uns der Häuptling dieser Tribus, der Njep-Njep, d. h. die Leute, die „hier“ sind, Namens Junuk. Bei einem Verkehre mit den Bugres bravos ertönt in solchem Falle in der Regel zuerst der Ruf: burung jakijam nuk, „wir sind heute nicht wild“. Doch hatten wir hier nichts zu fürchten, da einige unserer zahmen Indianer mit den Wilden verschwägert waren.

Der Chef begrüßte uns nach botocudischer Sitte, indem er Jeden umarmte, ihm dreimal mit der flachen Hand auf den Rücken klopfte und ihn leicht in die Höhe hob. Nun erschienen auch seine Leute, einige Zwanzig an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren sämmtlich absolut nackt und zeigten nicht einmal das sonst wohl an Stelle des klassischen Feigenblattes übliche Helikonien-Blattfutteral. Die Männer waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet, trugen den linken Unterarm mit Bast umwickelt und primitive Messer an einer Schnur um den Hals gebunden. Einige Männer, sowie mit einer Ausnahme die Frauen, hatten den Hinterkopf geschoren, alles Haar am übrigen Körper abrasirt, selbst die Augenwimpern abgeschnitten, was den Gesichtern einen eigenthümlich fremdartigen Ausdruck gab. Die Weiber trugen ihre Kinder in Bastschlingen auf dem Rücken, wobei die Hände jedes Kindes um den Hals der Mutter zusammengebunden waren. Uebrigens waren fast alle, namentlich die Männer, schöne elegante Gestalten von guten Körperformen, ohne jene übermäßige, fast thierische Entwickelung der Muskulatur, wie sie oft der Neger besitzt. Ihre Bewegungen zeigten jene natürliche Ungezwungenheit und Anmuth, wie sie der kleidertragende Kulturmensch längst verlernt hat. Glücklicher Weise trug keiner den barbarischen, entstellenden Nationalschmuck der großen Holzklötze in Lippe und Ohren. Dieser Gebrauch ist im Pancasgebiete im Verschwinden und nur noch bei wenigen Horden üblich, wogegen die feindlichen Wilden östlich von der Serra dos Aimorés diese Sitte noch allgemein haben. Ich sah diese Entstellung nur bei alten Leuten der Aldeamentos. Die Weiber zeigten an verschiedenen Stellen des Körpers spannenlange Narben von Schnittwunden, die ihnen von den Männern zur Strafe für mancherlei Vergehen gelegentlich beigebracht werden. Einen komischen Anblick gewährte es, als auf ein gegebenes Zeichen die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken in unser Boot sprangen und sich um die von uns mitgebrachten Abobras (kürbisartige Frucht) balgten und dieselben in ihren stark geflochtenen Imbirasäcken fortschafften. Wir theilten Lebensmittel unter die Wilden aus, und diese tanzten nun mit unseren mitgebrachten Indianern die ganze Nacht an unseren Feuern ihre von eintönigem Gesange begleiteten Ringtänze.

Oberhalb der Kaskaden lag die Hütte der Wilden, ein einfaches schräges Dach von Palmblättern auf einem Stangenrost, vorn und an der Seite mit Palmblättern zugestellt. Vor der Hütte hing ein langer Cipo von einem Baume herab,

an dessen unterem Ende eine Embiraschlinge angebracht war, die so eine Art Schaukel darstellte, bestimmt zu gymnastischen Uebungen für die Kinder. Letztere ergriffen bei unserer Annäherung sogleich die Flucht und wurden erst mit Mühe zurückgebracht, nachdem wir ihnen versichert hatten, daß wir nicht gekommen seien, um sie ihren Eltern abzukaufen. Die Holzsucher tauschen nämlich gern gegen Kessel und Messer Kinder ein, um sie in einer Art Halbsklaverei im Hause zu halten. Dieser leider sehr häufige Handel muß über kurz oder lang zu Streitigkeiten führen, die aus diesen Leuten schließlich erbitterte Feinde der Weißen machen.

Die vier Familien der Horde lagerten neben einander, durch ihre Feuer getrennt. Zum Anzünden der letzteren bedienten sie sich des altehrwürdigen, aus zwei Holzstäben bestehenden Feuerquirls, den ich von ihnen gegen ein paar Schachteln schwedischer Streichhölzer eintauschte. Auch ihre hübsch geflochtenen Bastsäcke, sowie Bogen und Pfeile handelten wir ihnen gegen Tabak, Messer und Angelhaken ab. Am dritten Tage verabschiedeten wir uns unter Darreichung einer Quantität Cachaça von unseren braunen Freunden, um nach dem Aldeament von Mutum zurückzukehren. Ein Verkehr mit den weiter westlich wohnenden Stämmen der Poshesha und Takruk Krak ist bei ihrer absolut feindlichen Haltung augenblicklich unmöglich. Noch vor drei bis vier Jahren bestand ein leidliches Verhältniß mit ihnen, als sie noch in der Nähe des Aldeaments von Mutum von Zeit zu Zeit erschienen. Nachdem es dort zu blutiger Fehde mit den daselbst angesiedelten zahmen Indianern gekommen war, haben sie sich nach Zerstörung des Aldeaments weiter in die Wälder zurückgezogen, wohin ihnen Niemand zu folgen wagt.

Dies Wenige möge genügen, um den außerordentlich niedrigen Kulturzustand dieser Leute zu charakterisiren. Auch ihre Tage sind, wie die so mancher Naturvölker, gezählt. Ertönt erst der Pfiff der Lokomotive und der Axtschlag fleißiger Kolonisten durch die schweigsamen Wildnisse des Rio Doce, so werden auch die Aimorés dahingehen, wie jenes unbekannte Volk, dessen Reliquien wir in Gestalt von Steininstrumenten, Topfscherben, ja ganzer Todtenurnen an verschiedenen Punkten des mittleren und unteren Stromlaufes unter der Erde antreffen, nur mit dem Unterschiede, daß wir von ihnen nicht einmal die Spuren ihres früheren Daseins mehr erkennen werden. Es spricht Manches dafür, daß jenes prähistorische Volk der weit verbreiteten Nation der Tupi angehörte, die, von Südwesten kommend, das ganze Litoral und einen großen Theil des Amazonas-Tieflandes bevölkerten. Im ganzen Verbreitungsgebiete der Tupis finden wir die nämlichen Artefacte, riesige Urnen oder Igaçabas und Steinwerkzeuge mannigfacher Art und rohe Pfeifen aus gebranntem Thone, alles Dinge, die den rohen Botocuden ursprünglich fremd waren."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, einer der menschenärmsten unter den 26 Staaten Deutschlands, besteht nach der „Allg. Ztg." außer einigen kleinen Landstädten fast nur aus großen adeligen Rittergütern und ebenso großen Pachthöfen des großherzoglichen Domaniums und kennt einen freien, wohlhäbigen Bauernstand, außer im Fürstenthum Ratzeburg, kaum dem Namen nach. In Folge davon ist es trotz seines im Allgemeinen sehr fruchtbaren Bodens und der günstigen geographischen Lage in der Nähe von Berlin und Stettin der schwächstbevölkerte Staat in ganz Deutschland; er zählt nur 34 Einwohner auf den Quadratkilometer und zudem hat sich diese ohnehin geringe Bevölkerung noch durch Auswanderung verringert. Während dieselbe in den Jahren 1875 bis 1880 um 4596 Seelen auf 100269 angewachsen ist, nahm sie von 1880 bis 1885 wieder ab und beträgt jetzt nur noch 98400. Diese Erscheinung steht in Deutschland einzig da.

— Nach Forschungen von Kinkelin, zu welchen die Aufschlüsse beim Frankfurter Hafenbau und der Mainkanalisirung Anlaß gaben, muß das ganze Tertiärgebiet östlich des Taunus als ein Senkungsfeld betrachtet werden, das in der Mitteloligocänzeit um 160 bis 300 m niedersank. Die Senkung hat weiter westlich noch bis in die späteren Perioden fortgedauert, auch treten sehr bedeutende Verwerfungen auf, die noch in der postpliocänen Zeit fortgedauert haben und deren Linien ganz den Rheinspalten entsprechen. Nördlich vom Main sind auf eine Strecke weit noch ganz moderne Senkungen nachzuweisen, welche das ältere Diluvium in gleiche Linie mit dem jüngeren gebracht haben. Die Senkungen hängen offenbar mit den miocänen Basaltausbrüchen zusammen. Von Frankfurt bis Hanau ist das Mainthal nur durch Erosion gebildet, dann bis Aschaffenburg ein zweites Senkungsfeld, das offenbar mit den Basaltergüssen von Großsteinheim in Beziehung steht. (Bericht Senckenb. Ges. 1885.)

— Ueber den Kanal durch den Isthmus von Korinth verbreitet Lloyd's Agent in Athen folgende Angaben. Derselbe wird oben 22 m, an den beiden Einfahrten 50 bis 60 m breit und 8 m tief werden. Gegenwärtig sind etwa 1000 Menschen mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt. Von den 12 Millionen Kubikfuß Erde, welche einer Berechnung zufolge ausgegraben werden müssen, sind bis jetzt 2½ Millionen ausgegraben, und nach der Weise, wie die Arbeiten jetzt betrieben werden, wird die Vollendung des Werkes noch fünf Jahre in Anspruch nehmen.

— In Rußland scheint man einem der „Allg. Ztg." zugegangenen Berichte nach die Kolonisirung des Nordens, namentlich der bisher von Norwegern und Engländern ausgebeuteten Murman-Küste, ernstlich in Angriff nehmen zu wollen. Ein im Ministerium des Inneren ausgearbeitetes Projekt bezweckt, dort und auf der Halbinsel Kola überhaupt die Ansiedelung von russischen Unterthanen, aber auch nur von solchen, unter sehr günstigen Bedingungen zu fördern; auch in den Wäldern des Gouvernements Archangel und eines Theiles des Gouvernements Wologda werden den Ansiedlern nach freier Wahl und kostenfrei Plätze angewiesen, welche sie binnen 10 Jahren, während welcher sie keinerlei Abgaben zu zahlen haben, urbar machen müssen. Bau- und Brennholz erhalten sie frei und 40 Jahre lang brauchen sie von dem urbar gemachten Lande keine Grundsteuer zu entrichten.

Asien.

— Mr. F. D. Rees, persischer Uebersetzer bei der Regierung in Madras, hat seinen vorjährigen Urlaub benutzt, um das bisher unbekannte bergige Gebiet zwischen Kazwin und Hamadan in Persien, den Karaghan-Distrikt, zu durchwandern, und zwar ohne seine amtlichen Empfehlungen vorzuzeigen. Denn dadurch hätte er das Volk, mit welchem er in näheren Verkehr treten wollte, nur abgeschreckt, da es alsdann genöthigt gewesen wäre, ihm ohne Entgelt alle seine Bedürfnisse zu liefern; darum bezahlte er, was er brauchte, und fand fast überall freundliche Aufnahme. Der höchste Punkt seiner Route lag 9700 Fuß, fast 3000 m, hoch. Das

Land ist weit fruchtbarer und bevölkerter als z. B. das Gebiet längs der großen Straße von Teheran nach Ispahan oder an den Ufern des Persischen Meerbusens; Rees ist geneigt, die Gesammtbevölkerung Persiens auf etwa 10 Millionen zu schätzen, während man sonst nur fünf bis sechs annimmt. — Höchst eigenthümlich ist die volksthümliche Ansicht der Perser über englische Zustände; sie glauben z. B., daß dort zwei Parteien, „Vig" und „Toori", beständig sich einander bekriegen, während die „Urnß" (Russen) viel vernünftiger regiert werden, nämlich durch einen Schah, der keinen Bürgerkrieg gestattet. Andererseits scheinen die Perser trotz oder vielleicht auch in Folge ihrer Unwissenheit den Europäern gegenüber besser gesinnt zu sein als die meisten Asiaten. Das Wort „Farangi" (Franke) in Persien hat nichts Verächtliches an sich, wie Feringhi in Indien. Dagegen sollte sich nie ein Europäer selbst als „Kafir" (Ungläubiger) bezeichnen; als Rees einmal im Scherze die Engländer so nannte, wurde ihm dies mit den Worten verwiesen: „Die Anhänger von Seiner Hoheit Jesus — Friede sei mit ihm! — sind nicht Kafirs. Warum wollt ihr euch eine Bezeichnung zulegen, die selbst eure Feinde euch nicht geben würden?" — Von dem herrlich gelegenen Hamadan mit seinen Weingärten, Fruchtbäumen, Weizenfeldern, rauschenden Bächen und seinem köstlichen Klima ritt Rees durch Kurdistan über Kermanschah nach Baghdad.

— Einem Berichte der Ostsibirischen Abtheilung der k. russischen geographischen Gesellschaft in Irkutzk („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 6) entnehmen wir über die Expeditionen des Jahres 1884 Folgendes: J. P. Dubrow hat eine Exkursion gemacht, um die Buräten bei Irkutzk und in Transbaikalien in ethnographischer Hinsicht zu untersuchen. Im abgelaufenen Jahre hat er aber nur die Buräten studirt. W. K. Slatkowsky hat die bereits 1883 begonnenen geologischen Forschungen in der Umgebung der Stadt Krasnojansk fortgesetzt; er hat den größten Theil des Bezirkes Krasnojansk und denjenigen Theil der westlichen Hälfte des Bezirkes von Kansk untersucht, welcher an der Moskauer Heerstraße liegt. — J. T. Sawenkow bereiste im Juni die Ufer des Flusses Mana, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Jenissei, bis zur Grenze der Bezirke von Kansk und Krasnojansk, um die daselbst an sieben Stellen befindlichen Inschriften zu kopiren. Außer den bereits im Jahre 1875 notirten Inschriften wurden noch zwei neue entdeckt. Weiter bereiste Sawenkow den Bezirk von Minussinsk und zwar besuchte er die Steppengegend an den Flüssen Askis, Kutenbulun und Uibat, welche in den Abakan, einen linksseitigen Zufluß des Jenissei, fallen. Hier besichtigte er viele Kurgane und Grabhügel, welche einst schon Gmelin beschrieben. Ein nicht allzu großer Kurgan wurde aufgegraben und ein Skelett mit verschiedenen kupfernen Gegenständen gefunden. Eine eingehendere, von Zeichnungen begleitete Beschreibung der Resultate wird folgen. Eine große Menge von Alterthümern, darunter 700 Steinwerkzeuge, sind gesammelt worden.

— Chinesische Strafe. Im Frühlinge 1885 wurden in Uljassutai (Mongolei) mehr als 30 Urjänchen, welche aus Kemtschik hingeführt waren, für Raub und Diebstahl hingerichtet: man schlug ihnen die Köpfe ab. Im August aber fand die Hinrichtung eines Urjänchen statt, der seine eigene Mutter ermordet hatte. Man verfuhr dabei folgendermaßen: Man entkleidete den Mörder, führte ihn zu einer Säule und band ihn mittels seines Zopfes und verschiedener Stricke fest an die Säule. Dann verstopfte man ihm den Mund durch Watte, welche mit Branntwein besenchtet war, indem man die Watte mittels zweier dünner Stäbchen hineinschob. Ebenso wurden beide Ohren und Nasenlöcher durch Watte verstopft. Dann packte der Henker die Stirnhaut mit einem eisernen Haken, schnitt hinein und löste einen Lappen ab, welchen er über die Augen deckte. Der Gehilfe des Henkers bestreute die blutende Stelle mit einem weißen Pulver, so daß die Blutung sofort stand. Weiter schnitt der Henker dem Schlachtopfer die Weichtheile der rechten, dann der linken Brust ab, die Wunden wurden abermals bestreut. Jetzt begann der Henker die Brust des Unglücklichen mit einer kleinen Lanze, aber nicht sehr tief, zu durchbohren — es schien das furchtbare Schmerzen zu verursachen. Der Unglückliche stöhnte, machte trotzdem, daß er gebunden war, heftige Bewegungen, so daß er sich den Zopf abriß. Dann schnitt der Henker dem Verurtheilten den Leib auf, so daß die Eingeweide vorfielen. Jetzt löste man die Banden, der Körper fiel und wand sich in Zuckungen — nun schlug man dem am Boden Liegenden den Kopf ab und packte denselben in einen Kasten, um ihn in die Heimath des Mörders zu schicken.

(„Oestl. Rundschau 1886, Nr. 4.")

Afrika.

— Die „Kolonialpol. Korr." macht folgende Mittheilungen über die Vorbereitungen der ostafrikanischen Gesellschaft für die Verwerthung des von ihr erworbenen Gebietes: In Zanzibar ist eine Station der Gesellschaft gegründet und eine geordnete Geschäftsführung eingerichtet worden. In Usagara sind zwei Stationen angelegt (die Simastation und Kiora). Mit der ersten ist eine Versuchsgärtnerei verbunden, die unter der Leitung des Gartentechnikers Schmidt und dessen Assistenten Liedtke steht; auf der zweiten ist eine Faktorei angelegt und der Ingenieur Rohde betreibt von dort aus die Vermessung und Aufnahme von Usagara. Eine dritte Station wird zur Zeit in Usaramo angelegt, zwei weitere im Kilimandscharogebiete, und eine sechste für das Usambarogebiet ist ebenfalls bereits hinausgeschickt. Daneben ist die Erforschung des Landes nach verschiedenen Gesichtspunkten hin in Angriff genommen. Im Kilimandscharogebiete arbeitet der Geologe Dr. Schmidt im Auftrage der Gesellschaft. In Usagara unternimmt der Gartentechniker Schmidt die nothwendigen Voruntersuchungen. Aus Somaliland hat Herr v. Anderten statistische Materialien und Mustersendungen beschafft. Mit den letzten Expeditionen ist eine Reihe von wissenschaftlichen Instrumenten hinausgegangen, welche ebenfalls zur Zeit bereits für die genaue Aufnahme und Bestimmung des Landes verwendet werden dürften. In dieser Richtung sollen von nun an die weiteren Arbeiten der Gesellschaft zunächst ausschließlich fortgesetzt werden.

— Das Neueste hier am Stanley Pool — schreibt Dr. O. Lenz aus Leopoldville, 16. December 1885 — ist, daß das holländische Handelshaus in Banana, das bedeutendste überhaupt in Südwest-Afrika, bei Kinchassa (am Südostufer des Pool) ein Stück Land erworben hat, um eine Faktorei resp. ein Waarendepot zu errichten. Mr. Greshoff aus Mboma war selbst hier, und die erste Karawane mit Gütern ist bereits unterwegs. Das Haus wird auch einen großen Dampfer heraufbefördern, um damit am oberen Congo und besonders an den Zuflüssen Einkäufe zu machen und Zweigfaktoreien anzulegen. Es ist dies der erste derartige Versuch, und bald werden die anderen Häuser an der Küste diesem Beispiele folgen müssen. Auch die englische Baptistenmission in Leopoldville verlegt ihre Niederlassung nach Kinchassa und man spricht davon, daß überhaupt die ganze Station Leopoldville dorthin verlegt werden soll. Es ist dort ein besserer Boden zur Anlage von Gärten und Plantagen; auch sind die Wasserverhältnisse für die Dampfer günstiger. Dagegen sind die eingeborenen Häuptlinge mit der Anlage von Faktoreien am Pool wenig zufrieden. Bisher wurde fast alles Elfenbein von den Bajansi-Leuten zu Ngaliema, dem Chef von Kintamo, gebracht. Dieser verkaufte es an die großen Händler Makitu, Pedro Congo und andere, und von da kam es erst in die Faktoreien am unteren Congo. Kommen nun die europäischen Kaufleute selbst nach dem Poole, bringen Dampfer herauf und kaufen das Elfenbein direkt von den Stämmen des Inneren, so sind die eingeborenen

Händler natürlicher Weise mehr oder weniger ruinirt. Das ist diesen Leuten auch vollständig klar; aber Lenz glaubt nicht, daß sie die Macht haben, in gewaltsamer Weise den Handel der Weißen zu stören, etwa durch Verweigerung von Trägern oder durch Angriffe auf die Trägerkarawanen; dazu ist die Furcht vor Bula Matadi (Stanley's Beiname, jetzt für den Congostaat gebraucht) doch zu groß.

— Am 5. März hat das englische Unterhaus den Vertrag mit der Eastern- und der brasilianischen Submarine-Telegraph-Company wegen Herstellung einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen St. Vincent und der Insel St. Jago, Bathurst an der Westküste von Afrika, Sierra Leone, Akkra, Lagos und der Nigermündung angenommen.

Australien.

— An den Ufern des in 15° 46′ südl. Br. und 136° 44′ östlich von Gr. in den Carpentaria-Golf einmündenden Mc Arthur R., welcher im Jahre 1883 durch Favenc, Crawford und Andere erforscht wurde, breitet sich schönes Weideland aus. Ein großer Theil desselben ist jetzt bereits von Squattern in Pacht genommen und mit Vieh bejagt worden. Die Regierung der Kolonie Südaustralien, zu deren Territorium das Gebiet des Mc Arthur gehört, hat im December 1885 in der Nähe der Mündung dieses Flusses, welcher ungefähr 40 km weit schiffbar ist, eine Stadt unter dem Namen Borraloola angelegt. Die Stadtparcellen wurden zu guten Preisen rasch verkauft, und man glaubt, daß der Ort schnell aufblühen werde.

— Den Niedergang der Kolonie Südaustralien konstatirt auch die starke Auswanderung von dort. Am Schlusse des Jahres 1885 belief sich die gesammte Bevölkerung erst auf 320 241 Seelen. Es trafen während des Jahres 1885 von auswärts 12 185 Personen (8469 männliche und 3716 weibliche) ein und 18 876 (12 903 männliche und 5973 weibliche) verließen die Kolonie. Dies bedeutet einen Verlust von 6691 Personen. An die Kolonie Viktoria gingen davon allein 5440 verloren. Dennoch steht es jetzt fest, daß am 20. Juni 1887 eine in Adelaide, der Hauptstadt, abzuhaltende internationale Weltausstellung eröffnet werden soll.

— Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne glaubt, daß die Gebeine, welche kürzlich der Kameeltreiber Billoch Night, ein Afghane, im nördlichen Queensland am Cloncurry River aufgefunden hat, wirklich die der verschollenen Leichhardt-Expedition seien. Im Jahre 1865 wurde in 20° südl. Br. in der Nähe des Flinders ein Baum mit den Initialen L. L. (Ludwig Leichhardt) entdeckt, sowie zwei Pferde angetroffen, welche zu jener Expedition gehört hatten. Wahrscheinlich, meint Baron von Müller, war es in dieser Gegend, westlich vom Cloncurry, wo die Reisegesellschaft ihren Untergang fand. Weitere Nachforschungen sind im Gange.

— Der Naturforscher Dr. von Lendenfeld bestieg Anfang Januar 1886 mit zwei Gefährten auf bisher unbekannten Pfaden den Mount Bogong in 36° 44′ südl. Br. und 147° 6′ östlich von Gr. Es ist dies der höchste Berg in der Kolonie Viktoria mit, wie Dr. von Lendenfeld konstatirte, 6508 engl. Fuß oder 1984 m. Die Besteigung nahm drei Tage in Anspruch, und man verblieb auf der Höhe einen ganzen Tag. Es wurden interessante geologische Beobachtungen gemacht und auch Spuren von Gletschern aufgefunden.

Südamerika.

— Der „National-Zeitung" wird aus Chile geschrieben, daß der bolivianische Kongreß am 26. Oktober 1885 die Summe von 256 462 Bolivianos (zu 4 Mark) für die Erbauung einer Fahrstraße von Sucre nach Puerto Pacheco, wo der Rio Pilcomayo schiffbar zu werden beginnt, angewiesen hat. Der Präsident Gregorio Pacheco hat sich an die Spitze der Truppen gestellt, welche seit einigen Monaten an dieser Straße arbeiten; nach Beendigung der Arbeit soll jeder Soldat oder Unterofficier 25 bis 40, jeder Lieutenant oder Hauptmann 60 bis 100, jeder höhere Officier 125 bis 300 ha des von der Straße durchschnittenen Landes angewiesen erhalten. Die Regierung der argentinischen Republik fördert das Unternehmen nach Kräften, da speciell Buenos Ayres durch diesen neuen Handelsweg sehr gewinnen würde.

— Mit Freuden ist die Thatsache zu begrüßen, daß sich in Santiago in Chile ein deutscher wissenschaftlicher Verein aufgethan hat, und daß derselbe die interessanteren Vorträge und Mittheilungen in seinen „Verhandlungen", von denen uns das erste Heft vorliegt, veröffentlichen will. Hoffen wir, daß darin auch die Erd- und Völkerkunde die ihr gebührenden Plätze einnehmen werden, Fächer, in denen Chile unter allen südamerikanischen Staaten fast das meiste (wir erinnern an das Anuario Hidrografica de la Marina de Chile) geleistet hat.

Der sechste deutsche Geographentag.

In den letzten Tagen der Osterwoche soll in Dresden der sechste deutsche Geographentag abgehalten und mit demselben eine Ausstellung der litterarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Erdkunde verbunden werden. Zur Ausstellung sollen gelangen:

1) Bezüglich der allgemeinen Geographie nur die Litteratur des letzten Jahres (1885 und 1886);

2) Die gesammte Litteratur über die deutschen Kolonien;

3) Geographische Lehrmittel aus dem letzten Jahre,

bei denen sich jedoch die Ausstellungskommission vorbehält, mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum, eventuell eine Auswahl zu treffen. — Die Ausstellung findet in den Räumen des Königl. Polytechnikums statt; für genügende Beaufsichtigung, Versicherung gegen Feuerschaden u. s. w. wird bestens gesorgt werden. Autoren bezw. Verleger, welche die Ausstellung beschicken wollen, werden gebeten, die auszustellenden Gegenstände unter der Aufschrift:

„Zur Ausstellung des sechsten deutschen Geographentages bestimmt"

in der Zeit vom 20. März bis 1. April an Karl Adler's Buchhandlung (A. Huhle) Dresden, portofrei gelangen zu lassen. Sorgfältige Verpackung und freie Rücksendung wird verbürgt.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XII. (Mit vier Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damralandes. I. — ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika. — Kürzere Mittheilungen: Ein Zusammentreffen mit Botocuden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Der sechste deutsche Geographentag. (Schluß der Redaktion: 11. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 16.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

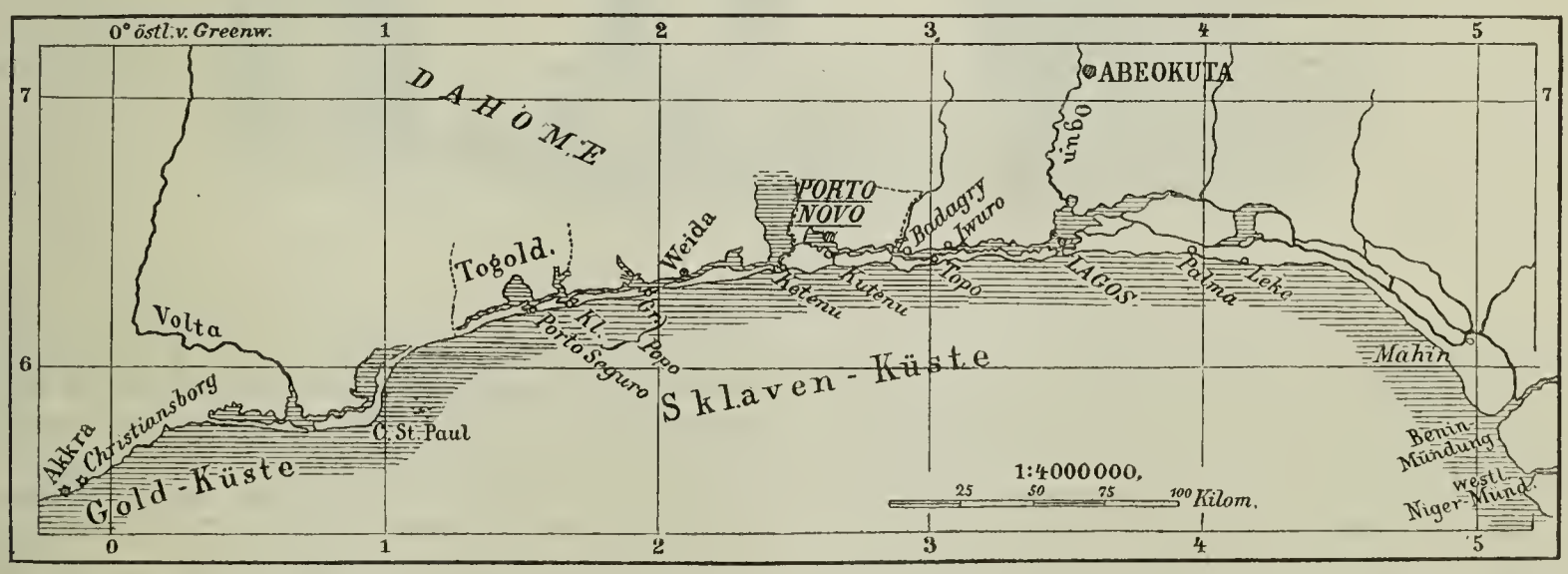
Porto Novo.

Von Dr. **Pauli.**

(Die Abbildungen nach Original-Photographien.)

Ueberall, wo wir in Afrika auf größere Negerstädte stoßen, ist ihr Entstehen entweder dem Einflusse der Europäer oder dem der Araber zuzuschreiben. Der Handelsgeist dieser beiden Völker und ihre Sucht nach Gewinn schuf jene Sammelpunkte, von denen heutzutage mehr und mehr afrikanische Produkte auf den Weltmarkt gebracht werden, während früher von dort ein lebhafter Export von schwarzem Menschenfleisch betrieben wurde.

So war seit alter Zeit für weiße und schwarze Händler Lagos ein sehr bekannter Sklavenmarkt; dieser Ort wird



in diesem Jahre als englische Kolonie sein 25jähriges Bestehen feiern. Vergeblich haben sich die Engländer bemüht, das im Norden etwa 100 km davon am Ogunflusse gelegene Abeokuta mit nahezu 100000 Einwohnern unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Vorläufig hat sich Abeokuta energisch der Einwirkung der Briten widersetzt und nur probeweise einigen Sendboten der englischen Episcopalkirche und Baptistenmission gestattet, dauernd dort Wohnung zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob Weiße existiren, die den „armen Schwarzen“ nicht durch Vergewaltigung zu knechten suchen würden. Denn der Küstenneger wittert in jedem Weißen mindestens einen Kaufmann,

der des Schwarzen Vortheile schmälern will, und der Neger des Inneren ist nur zu oft gewohnt, den Weißen für einen Sklavenhändler zu halten.

Ebenso wenig konnten die Engländer von Lagos aus ihre Macht auf das nach Westen in gleicher Entfernung liegende Porto Novo (2° 30′ östl. L. von Greenw.) ausdehnen, welches nach dem Eindringen des Islam unter einem Theile seiner Bewohner gleich Abeokuta große Fortschritte im Handel, stellenweise auch im Gewerbe zu verzeichnen hat. Das einzige, was sie im Januar 1852 zu Stande brachten, war ein Vertrag mit dem Könige und mit den Häuptlingen von Porto Novo betreffs der Sklavenausfuhr. Dadurch, daß in einem Artikel (§. 9) des Vertrages auch der Regierung Frankreichs ein gewisser Einfluß zugesichert war, ist es wohl gekommen, daß sich der jetzige König Tofah von Porto Novo entschloß, sich mit seinen Unterthanen 1884 der Oberhoheit der Franzosen zu unterstellen. Indessen ist, wie wir weiter unten sehen werden, dieser Umstand weder in Bezug auf Civilisation der Bewohner, noch für Frankreich selbst zur Zeit von großem Vortheile.

Porto Novo liegt nämlich nicht unmittelbar am Gestade des Atlantischen Oceans, sondern ist von demselben durch einen ca. eine halbe geographische Meile breiten Küstenstrich, sowie durch eine darauf folgende, dort etwa 1000 m breite Lagune getrennt. Den Küstensaum selbst mit dem Negerdorfe Ketenu beanspruchen die Engländer für sich — wie sie auch thatsächlich dort Zollbeamte mit dem nöthigen Schutze installirt haben, damit ein Einschmuggeln von Waaren in das Gebiet von Porto Novo verhindert werde.

Fetische.

Das gegenüber von Porto Novo am südlichen Ufer der Lagune befindliche Negerdorf Kutenu gehört den Franzosen; jedoch kann auch der Besitz dieses Ortes ihnen momentan wenig nützen, da derselbe mit dem Meere nur durch einen kaum passirbaren Creek in Verbindung steht, welcher englisches Gebiet durchzieht. Die englischen Steuerofficianten wachen aber mit Argusaugen.

Doch abgesehen davon droht den in Porto Novo wohnenden weißen Händlern beim direkten Löschen ihrer Waaren von See aus noch große Gefahr durch die eigenartige Brandung, die sogenannte Calema, da diese wegen einer schnellen Aufeinanderfolge und eines oft unberechenbaren Ueberstürzens der Wellenberge mit Recht gefürchtet ist.

Vom Volta-Flusse, der die Goldküste von der Sklavenküste trennt, bis weit über die Nigermündungen hinaus zum Croß-river, westlich vom Cameroonsgebirge, wird die ganze afrikanische Küste in Creeks, Aestuarien und Lagunen zerspalten. So zieht auch von Lagos nach Porto Novo parallel dem Meeresstrande in der Richtung von Osten nach Westen die oben erwähnte Lagune, welche im Süden durch den meist sumpfigen Landstrich mit oft undurchdringlichem Gestrüpp begrenzt wird.

Mir bot sich Gelegenheit, auf einem kleineren, sogenannten Brandsteamer, welcher nicht tiefer als acht Fuß ging, Mitte des Jahres 1885 die Fahrt von Lagos nach Porto Novo zu machen.

Auf beiden Lagunenufern finden sich Cocos- und Oelpalmen durch Wärme und Feuchtigkeit zu üppiger Vegetation gebracht, sowie feingefiederte, baumartige Farne, nur überragt von den Riesenleibern der Baumwollbäume, die in ihrer Vereinsamung Schildwachen gleichen. Auf dem nördlichen Ufer kommen noch zahlreiche Pisanghaine hinzu, welche, wie überall sonst, ein Produkt menschlicher Kultur sind. Größere und kleinere Negerdörfer heben sich malerisch von der immer grünen Landschaft ab. Vor allem wichtig ist der große Handelsplatz Iwuro, weil hier wöchentlich zweimal von den weiter im Inneren wohnenden Negern Palmkerne und Grundnüsse zum Verkaufe gebracht werden. Hier sind wir Mitte Weges nach Porto Novo hin. Nun zeigen sich auch Papyrusstengel am Strande. Doch erst zwischen Topo, einer unbedeutenden Missionsstation, und Badagry, dem englischen Grenzpunkte und der Douane gegen französisches Protektorat, säumen das Ufer neben Mangroven und vereinzelten Blattkeimern jene glatten, dreikantigen Stämme von fünf und mehr Meter Höhe ein. Heutzutage kann man den Papyrus nur noch ein Ueberbleibsel aus alter Zeit nennen. Traurig scheinen diese Cyperngräser mit ihren langfaserigen Wedeln, mit ihren ehrwürdigen Häuptern, welche Perrücken vergleichbar sind, die Unbrauchbarkeit, der sie in unserer Zeit anheim gefallen sind, zu beklagen, wenn eine sanfte Brise sie hin und her bewegt oder die von der Dampferschraube erzeugten Wasserwellen sie schwanken machen. Denn der Transport und die Verwerthung dieser „verlorenen Kinder“ würde sich von hier aus nach Versicherung europäischer Kaufleute eben so wenig lohnen, wie eine Ausnutzung der Baumwolle von den mächtigen und langlebigen Bombaxstämmen. Außerdem findet der Neger in dieser Zone der graziösen Palmen ein bequemes und leichtes Verdienst im Ansammeln von Palmöl und Palmkernen, während er die Mühe, das Mark der Cocosnüsse zu Copra zu verarbeiten, seinen Brüdern in Australien überläßt.

Fetischist.

Bevor wir nach 8 stündiger Fahrt Porto Novo erreichen, begegnen uns noch viele Canoes, deren primitive Segel nur wenig vom Winde geschwellt werden. Die größeren Fahrzeuge unter ihnen zeigen zwar die Form der kleineren, doch sind dieselben nicht wie diese aus einem Holzstamme angefertigt, sondern aus mehreren massigen Stücken zusammengesetzt, wodurch sie ein ungleich plumperes Aussehen erhalten. Am Ufer bei Porto Novo sieht man die Bevölkerung des Ortes vom Canoe aus angelnd oder, wie an anderen westafrikanischen Plätzen, durch Gatter den Fischfang betreiben.

Das Lagunenufer bei Porto Novo fällt nicht schroff zum Wasser ab, sondern nur allmählich wird ein Uebergang durch sumpfiges Terrain vermittelt. Das Festland besteht aus rothbraunem Thon- und Sandmergel von zelligem Gefüge und steigt weiter binnenlandes sanft an.

Abgesehen von den Gebäuden, die Europäern gehören, und zwei vom schwarzen Landeskönige Tofah bewohnten Häusern fallen die Hütten der Eingeborenen durch ihre Gleichmäßigkeit auf. Sie sind sämmtlich aus dichten, großen, rothbraunen Thonklumpen in Bogen- oder eckiger Form aufgeführt und von einem weit überstehenden, aus vielen Mattenlagen zusammengesetzten Dache geschützt. Fenster und Thüren sind äußerst einfache Holzklappen und finden sich in einem Hause nie zu mehreren.

Um sich gegen die zahlreichen Schaaren der mannigfaltigsten Ameisen und Termiten zu schützen, bestreichen die Schwarzen den unteren Theil der Außenwände und den Fußboden ihrer Behausung mit Kuhmist, so daß, falls sich einmal ein Sonnenstrahl in die Wohnung einzustehlen vermag, das verräucherte Dach doppelt düster und dunkel vom Grün des Bodens absticht. Man denke aber nicht, daß durch dies Verfahren, das des öfteren wiederholt werden muß im Jahre, Unsauberheit oder auch nur übler Geruch entstehe. Vielmehr ist dasselbe so wirksam, daß jene Insekten nunmehr auf die Umgebung der Hütten beschränkt sind und nun eine Beute der buntgezeichneten kleineren Eidechsen werden, deren ich an keinem anderen Orte der Westküste so viele sah.

Da ein Theil der Bewohner von Porto Novo sich zum Islam bekennt, existiren hier auch Moscheen und zwar fünf an der Zahl, welche vortheilhaft durch ihre größere Bauart von den anderen Häusern der Eingeborenen abweichen, aber auch schon durch einen Koranspruch in arabischer Sprache über der Thür und durch den Namen des Alufa, des zugehörigen Priesters, kenntlich sind. Das Innere der Moscheen bietet im Vergleiche mit denen im Oriente nichts Bedeutendes und Auffallendes, um so weniger, weil wir keine Versinnbildlichung des mohammedanischen Glaubens vorfinden. Grün ist die Farbe des Propheten, weshalb grüne Gläser und Vorhänge, grüne Ketten und Schnüre zur Dekoration seines Heiligthums beliebt sind. Doch bleibt der Raum immer ein öder, und eine düstere Monotonie wirkt ertödtend auf den Fremden ein. Ebenso wenig erbaulich ist es, schon lange vor Sonnenaufgang aus dem kleinen Thürmchen das Lärmen der Wächter jeder Moschee zu hören, wenn er gegen Osten sein Gebet herausschreit und dann nach allen Windrichtungen hin die Gläubigen mit lauter Stimme zur Andacht mahnt.

Die Mohammedaner gehören zum größten Theile zum Stamme der Yoruba; die übrigen sind Heiden und Fetischverehrer, wie die Popo und Ewe, deren eine Menge in Porto Novo wohnt, und deren Gebiet sich nach dem Königreiche Dahome, den Orten Groß- und Klein-Popo erstreckt. Die Einwohnerzahl der Stadt Porto Novo wird von dort ansässigen weißen Kaufleuten, welche ein bedeutendes Palmöl- und Kerngeschäft betreiben, auf 35 000 geschätzt. Für das stets etwas größere Lagos, das 1881 nach einem Census 37 452 Einwohner hatte, wird man, ohne fehl zu gehen, als Bevölkerungszahl jetzt 40 000 annehmen dürfen. Denn von 1871 bis 1881 hatte es sich um 8934 Personen vermehrt.

Natürlich lassen wir bei dieser Aufstellung die Nachbarschaft und die umliegenden Distrikte beider Städte außer Augen, denn mit diesen wies Lagos damals schon eine Bevölkerung von mehr als 75 000 Einwohnern auf.

Außer den etwa zwölf in Porto Novo aus Handelsinteressen wohnenden Weißen befinden sich hier noch die Mitglieder der englischen Baptisten- und einer französischen, katholischen Mission; die der letzteren rekrutiren sich aus mehreren romanischen Nationen. In ihren langen, weißen Gewändern — oft mit rothem Kreuze auf der Brust — den wenig kleidsamen Tropenhelm auf dem Haupte, einen wuchtigen Stock in der Hand, sind unter den Missionaren Gestalten, die, wie der Italiener Pater Carembo, als Gottesstreiter auf Weiße und Schwarze einen zweifelhaften Eindruck gemacht haben. Der Erfolg beider Missionen ist bislang nur ein geringer: Christenthum und Heidenthum, Mohammedanismus und Fetischismus stehen einander schroff gegenüber.

Der Fetisch wird von Einzelpersonen, oder von einer Familie, oder gar von einem ganzen Stamme, immer aber mit viel Singen und Lärmen angebetet. Durch Schläge glaubt der Einzelne seinen Fetisch zur Erfüllung eines Lieblingswunsches zu bringen. Pflanzen- oder Thierdienst, wie derselbe ja in dem benachbarten Königreiche Dahome in der Schlangenverehrung uns vielfach entgegentritt, habe ich in Porto Novo nicht beobachtet. Vielmehr besteht der Fetisch in einem Steine, Zahne oder Holzstücke, einer roh aus Metall geschmiedeten Figur oder ungeschickt aus Holz

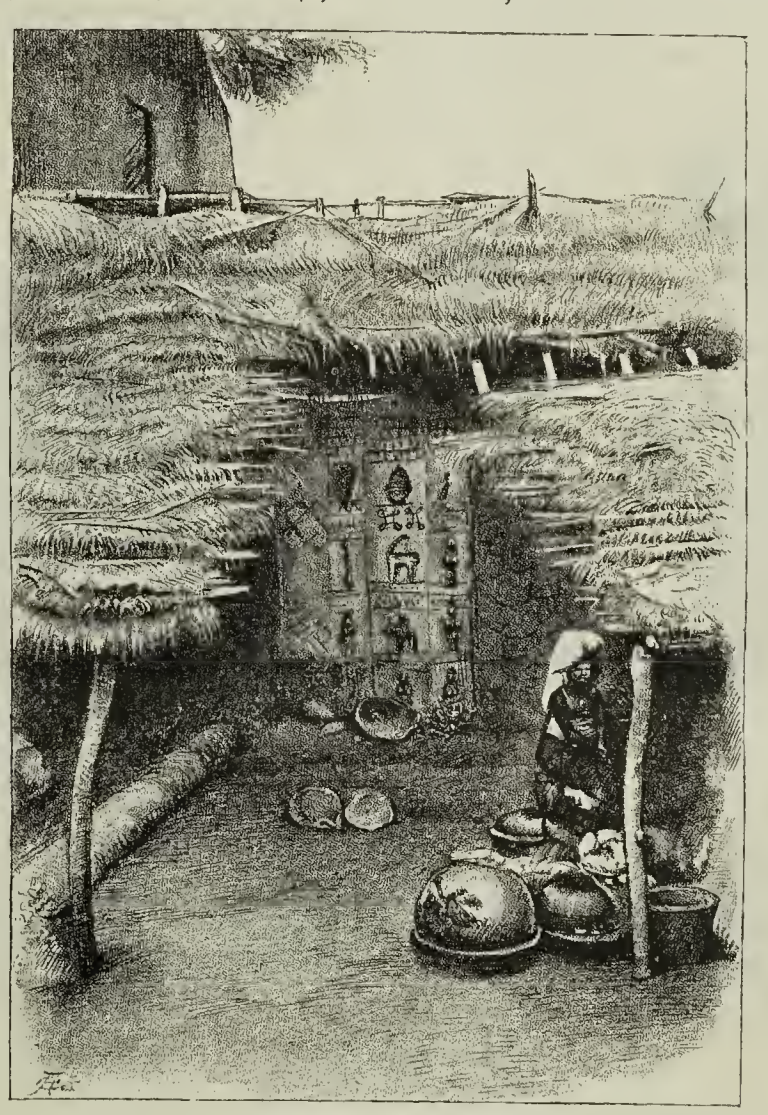
Der Caboshir (Distriktshäuptling) Mao mit seiner Familie.

geschnitzten Puppe. So hatte eine Familie, welcher der eine von jüngst geborenen Zwillingen gestorben war, aus Holz eine dem Verstorbenen natürlich möglichst wenig ähnelnde Gestalt mit größeren Gliedmaßen gezimmert. Von der guten Conservirung dieser Puppe, die dann von der Familie als Heiligthum verehrt wurde, glaubte man das Wohlergehen des lebenden Kindes von nun an abhängig. Doch auch von Seiten des ganzen Stammes findet auf größeren ablegenen Plätzen, woselbst Fetische in kleinen überdachten Hütten oder im Schutze der Bäume aufbewahrt werden, zu Ehren dieser ihrer selbsterdachten Gottheiten ein gemeinschaftlicher Dienst statt, welcher bei der wüsten Sinnlichkeit und wilden Phantasie der Neger häufig in blutigen Menschenopfern zur Erscheinung tritt. Erokasa ist der Name eines solchen Fetischplatzes bei Porto Novo.

Vom Könige selbst sollen oft ähnliche kannibalische Festlichkeiten noch bis vor Jahresfrist veranstaltet worden sein, wofür ein Beweis das zu solcher Zeit an die Weißen von ihm erlassene Verbot war, nicht aus ihrer Wohnung zu gehen. Der Europäer soll nämlich nicht über die bei jenen Festen verübten Grausamkeiten orientirt werden, obschon die im Graben vor der Stadt nach derartigen Orgien vorgefundenen, schrecklich entstellten Leichen beiderlei Geschlechtes deutlich genug nach Aussage der dortigen Europäer gesprochen haben. Unglücklichen Frauen, die durch das Verdikt von Fetischpriestern der Vehme anheim fielen, schnitt man bei solchen Gelegenheiten Nasen, Ohren und Brüste

ab und ließ sie dann erbarmungslos verbluten. Ein dem Hauptpalais des Königs gegenüber gelegenes Haus, dessen Seitenwände sehr defekt sind, zeigt uns viele Schädel von den auf diese Weise getödteten Personen oder Kriegsgefangenen. Männer spießt man auf zugespitzte Pfähle. So sah man noch zu meiner Zeit in gewissen Abständen am Ufer auf Pfählen, welche das Ufergebüsch weit überragten, sechs gebleichte Schädel im Winde wackeln, indessen die fehlenden Knochen herabgefallen und vom Lagunenschlamme verschwemmt waren.

Zur Zeit dieser Feste pflegte der König seinen mohammedanischen Unterthanen Geschenke von Rum zu machen, den dieselben trotz des Verbotes des Propheten recht gern genießen, in der Meinung, weit ab von seinem Grabe zu sein und ohne Sorge, etwa von den sieben Himmeln ausgeschlossen zu werden. Als ich einst einen mohammedanischen Neger aus dortiger Gegend auf sein Vergehen aufmerksam machte, antwortete derselbe wenigstens, Allah und Mohammed könnten nicht bis dorthin sehen.



Das Thor zum Königshause.

Bis zum Jahre 1877 unternahm der König von Dahome mit seinen Schaaren stets größere Raub-, Brand- und Plünderungszüge nach Abeokuta und Porto Novo. Für Abeokuta, das dadurch mit seiner starken Bevölkerung oft einer Hungersnoth nahe kam, sind die Engländer in der Weise eingetreten, daß sie auf Grund eines älteren Vertrages von 1852 dem Dahomekönige mit Blockade und Geldstrafen drohten, wenn er wieder Sklavenjagden und -Verkauf unternähme. Nun freilich nach der Küste zu und in der Richtung auf Abeokuta und englisches Gebiet hat sich der Herrscher der Amazonengarde nicht wieder sehen lassen, allein in den Razzias liegt für ihn ein zu großer Reiz, weshalb er mit König Tofah einen Compromiß geschlossen hat. Nach diesem veranstaltet das schwarz aussehende und schwarz planende Fürstenpaar gemeinschaftliche Ueberfälle nach Norden, indem sie unvermuthet über einen Stamm herfallen und neben der Erbeutung von Vieh und Plünderung des betreffenden Ortes sich möglichst vieler Gefangenen zu bemächtigen suchen. Bei diesen Razzias sichert sich natürlich der König des mächtigeren Reiches den Hauptantheil.

Es wird noch langer Zeit bedürfen, ehe Mächte von Kulturländern nach dieser Richtung hin Abhilfe schaffen können. Denn Sklavenhandel und, in engster Beziehung damit, die Vielweiberei sind zu tief in der Negernatur eingewurzelt, da das Weib für den Schwarzen hauptsächlich ein Sklave oder ein Lastthier ist, welche zu arbeiten haben, indessen der Mann den Müssiggänger spielt. Nach der Anzahl der Frauen und Sklaven wird der Reichthum und damit das Ansehen eines Schwarzen geschätzt. Eine Sitte oder ein Gebot in Porto Novo — wodurch natürlich der Polygamie Vorschub geleistet wird — besagt noch, daß ein Weib nach erfolgter Entbindung drei (Mond-) Jahre lang nicht von einem Manne berührt werden dürfe. Damit hängt es auch zusammen, daß die Kinder erst sehr spät, selten vor dem dritten Jahre entwöhnt werden.

Käuft sich ein Herr eine neue Frau, so wird dieselbe von den bisherigen Weibern gern aufgenommen, da diese ihnen bei ihrer Arbeit und bei ihren Diensten gegenüber dem gemeinsamen Manne Hilfe und Erleichterung bringt. Ebenso müssen wir bei dem Begriffe Sklaventhum von dem Begriffe abstrahiren, als ob zwischen Häuptling und Sklave ein sehr strenges Ceremoniell bestände und ständig der Sklaven Blut flösse. Beide Gebräuche der Porto Novo-Neger erscheinen uns stellenweise wohl mehr erschreckend, als sie in Wirklichkeit schrecklich sind.

Auch in anderen Sitten sollen sich die Herrscher von Dahome und Porto Novo gleichen. Viele ganz ähnliche Bestimmungen giebt es, die einem jeden von beiden durch Fetischpriester vorgeschrieben sind, und die von ihnen genau beobachtet werden müssen, da ihnen sonst die Gefahr der Verzauberung, respektive der Vergiftung droht. Denn durch diese Mittel wird von schlauen Zauberdoktoren der Aberglaube der Neger genährt, in Folge dessen Angst und Furcht vor übernatürlichen Mächten und Ursachen sich wie ein rother Faden durch das Thun und Treiben der Schwarzen zu Porto Novo zieht.

So lautet eine Vorschrift für den Amazonenfürsten, daß er das Meer nicht sehen dürfe, weil sonst seine Dynastie zusammenbrechen würde. Dem Könige Tofah, welcher ständig auf die Lagunen sehen muß, auch von einer seiner beiden Wohnungen auf das Atlantische Meer zu blicken vermag, ist es wenigstens verboten, in einem Schiffe oder Canoe zu fahren; er darf niemals festen Erdboden unter seinen Füßen verlieren, es sei denn, er besteige eine Hängematte, um mit großem Pompe und mit viel Gefolge in eines Weißen Faktorei als Besucher einzuziehen. Als seiner Zeit die Firma Gaiser aus Hamburg einen Dampfer „King Tofah“ taufte und derselbe vor Porto Novo landete, soll der König Tofah, trotz aller Verlockungen durch Speise und Trank an Bord des Schiffes, nicht zu bewegen gewesen sein, dasselbe zu betreten.

Wie schon erwähnt, besitzt der König Tofah in Porto Novo selbst zwei größere Gebäude, einen Sommer- und einen Winterpalast, wenn anders man für die Tropen die Regenzeit (Juli bis Oktober) mit unserem Winter identificiren darf. Seine Hauptwohnung ist das mitten in der Stadt gelegene von mir Sommerpalast genannte Haus, welches man zum Theil aus europäischen Materialien hergerichtet und mit Wellenblech gedeckt hat. Keinem der königlichen Unterthanen, selbst nicht den Priestern oder den

fünf Distriktshäuptlingen, die ich Ministern vergleichen möchte, ist es gestattet, sein Haus anders als mit Matten zu decken.

Das zweistöckige Königshaus liegt in der Ecke eines großen von einer Lehmmauer umgebenen Hofes, in welchen nur eine Thür hineinführt. Dieselbe ist höchst originell und interessant wegen ihrer Schnitzereien, weil letztere Thiere, Fetischfiguren, Arabesken als Reliefs darstellen.

Hier hält der König seinen aus 300 Weibern bestehenden Harem, durch dessen verweichlichendes Wohlleben er ebenso herabsinkt wie durch das Laster des Trunkes, dem er sehr ergeben ist.

Die ganze Stadt wird von einer mehr als manneshohen, zwei Fuß dicken Lehmmauer und von einem tiefen Graben umschlossen. Augenblicklich ist jenes Bauwerk sehr dem Verfalle nahe, doch nicht so, daß die zur Stadt Ein- und Auswandelnden einen anderen Weg nehmen könnten als den durch die Thore. Dieselben sind von Thorhütern besetzt, welche kontrolliren, wie viel Produkte des Königs Unterthanen zur Stadt und dann zum Verkaufe an europäische Kaufleute bringen. Haben die von dem einzelnen Schwarzen importirten Produkte eine gewisse Summe erreicht, so hat derselbe einen bestimmten Zins zu zahlen. Auf diese Weise sichert sich der König einen Theil seiner Einnahmen von seinen Untergebenen. Dazu kommen noch Abgaben von den dort angesiedelten Weißen, die der König dafür erhebt, daß sie in seiner Stadt Handel treiben dürfen. Von einem mir glaubwürdig erscheinenden Deutschen wurden seine so erzwungenen Revenüen auf mehr als 100 000 Mark jährlich geschätzt, zumal der König häufig genug in einer der dortigen sieben Faktoreien (drei deutsche, vier französische) erscheint und um Geschenke bittet.

Als Zeichen ihrer Würde tragen die Thorhüter und die sonstigen königlichen Diener, welche vor den Faktoreien auch den Einkauf an europäischen Waaren seitens der Schwarzen überwachen — um auch davon dem Könige einen Zoll zu

Frau vom Markte kommend.

Tamtamschläger.

sichern — eine Peitsche, einen Henkelstock oder einen derben Knüttel, welche alle durch Messingbeschlag oder Schnitzereien verziert und gekennzeichnet sind.

Ich habe den König nur aus der Entfernung gesehen, als die Untergebenen bei seinem Herannahen sich vor ihm auf die Erde warfen; in dieser Lage, ohne zu ihm aufzublicken, verharrten sie, bis der ganze Zug vorüber war. Nach den einstimmigen Aussagen verschiedener vertrauenswerther Europäer, wie auch nach den Aeußerungen Dr. Nachtigal's, ist König Tofah ein düsterer, reizbarer und grausamer afrikanischer Tyrann.

Als seiner Zeit Dr. Nachtigal von Lagos aus Porto Novo besuchte, um die Lage der dortigen deutschen Handelshäuser kennen zu lernen, erwartete König Tofah, daß jener erst feierlich anfragen würde, ob ihm der schwarze Fürst eine Audienz bewilligen würde. Das geschah aber nicht, sondern der deutsche Generalkonsul ging, da es gar nicht in seiner Absicht lag, den König kennen zu lernen, auf eine dringende Aufforderung des französischen Residenten mit letzterem zum Könige, der jedoch eine sehr wenig gnädige Miene bei der Visite zur Schau trug.

Dem französischen Residenten — damals einem Marineoffizier — steht eine kleinere Macht von 15 schwarzen Soldaten aus Senegambien zur Verfügung, ohne daß König Tofah viel Rücksicht auf jene Macht nimmt oder dieselbe bei Ausübung seiner Willkürlichkeiten fürchtet. Muß doch die schwarze französische Soldateska außerhalb der ummauerten Stadt kaserniren!

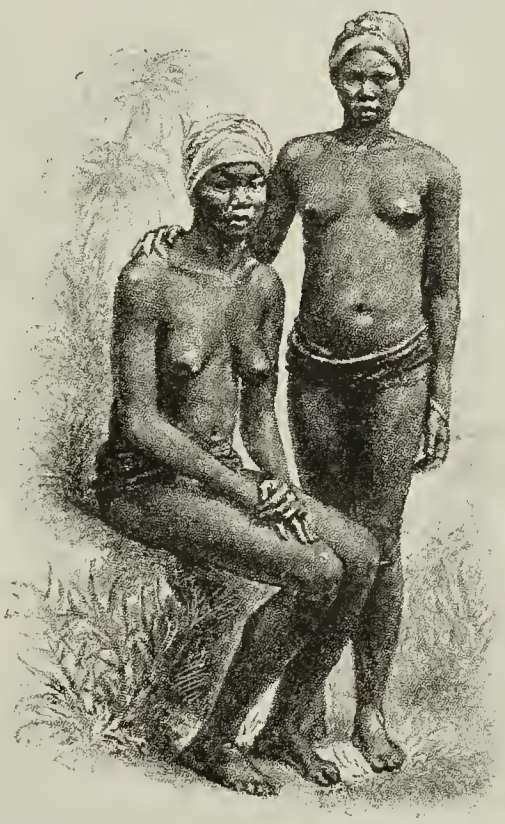
Nur der kommandirende Weiße hat seinen Sitz in der Stadt selbst, oft ein Spielball der Launen des Königs, welcher sich wohl bewußt ist, daß die Franzosen ihn nicht allzu schnell maßregeln können. Denn über Lagos werden die Engländer niemals ein französisches Kriegsschiff nach Porto Novo kommen lassen, andererseits kann durch den schmalen bei Ketenu fließenden Creek keine erhebliche Macht durch französische Landungstruppen auf einmal entfaltet werden. Da nun Frankreich bisher nicht mit dem nöthigen Nachdrucke seinen Besitz zu regieren vermag, so ist es ihm

unmöglich, der Selbstüberhebung und Barbarei von Seiten des Königs Tosah zu steuern. Dieser Uebelstand ist für die anderen dort von Geschäfts wegen weilenden Weißen, ganz besonders aber für die Deutschen sehr empfindlich. So hat der König einmal mehrere Wochen lang eine deutsche Faktorei für geschlossen erklärt, so daß in derselben weder eingekauft noch verkauft werden durfte.

Allein durch kühle und ruhige Ueberlegung gelang es einst einem deutschen Kaufmanne, sich vor der Unbill und den drohenden Schlägen des angetrunkenen Königs zu schützen und ihn ohne übele Folgen von sich fern zu halten, als Tosah ganz unvermuthet ankam und europäische Waaren zu erpressen suchte. Als bei dem dadurch verursachten Lärm ein Theil des herbeigeeilten königlichen Harems sah, wie der Weiße entschlossen schien, nicht nur sein Leben, sondern auch die geringste körperliche Mißhandlung in böser Weise an ihrem gemeinschaftlichen Herrn zu rächen, suchten sie ihren tobenden Gatten zu beschwichtigen und abzuführen, was ihrem vielzüngigen beredten Einflusse auch für dieses Mal gelang. Zur Verantwortung und Rechtfertigung wegen dieses „Palavers“ wurde König Tosah von französischer Seite nicht gezogen, weil das Protektorat damals zwar schon bestand, aber in Wirklichkeit noch nicht officiell erklärt war.

Von einem anderen Herrscher in Porto Novo, dem etwa in der Nacht eine Art Straßenpolizei obläge, haben mir glaubenswerthe Deutsche keine Angaben gemacht; auch habe ich während eines zweimaligen längeren Rundganges in der Stadt zu nächtlicher Stunde nichts von einem „König der Nacht“ bemerkt [1]).

Die Straßen der Stadt sind eng und schmutzig, bieten aber ebenso wie größere Marktplätze (welche denen des mittleren Sudan wie Bornu auffallend gleichen müssen) mit den einheimische Produkte und europäische Artikel feilhaltenden Weibern, mit den strickenden und flechtenden Männern, mit den feierlichen Begrüßungen der Mohammedaner ein buntes und bewegtes Bild.



Frauen mit Schnüren um den Hüften.

Der König allein gestattet sich außerhalb seiner Wohnung den Luxus europäischer Kleidung und einheimischer Holzsandalen oder gestickter Lederschuhe. Seine Unterthanen haben kurze, bis zum Knie reichende Hosen, schlagen ein großes Tuch über die Schultern und tragen auf dem Haupte eine Art Kappe oder Zipfelmütze, die, wenn man sie aus weißem Zeuge fertigte, der Kopfbedeckung unserer inländischen Köche oder Konditoren gleichen würde. Die Frauen gehen mehr oder weniger in Tücher eingehüllt, mit den verschiedensten Abwechselungen im Faltenwurfe. Gemeinsam ist ihnen allen das Tragen ihrer Säuglinge — oft auch dreijähriger Kinder —, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Frau festgehalten werden, so daß die Arme der letzteren ungehindert jegliche Arbeit verrichten können. Will das Kind trinken, so wird es etwas seitlich herumgeschoben.

Bei beiden Geschlechtern sind Fingerringe beliebt. Männer tragen mit besonderer Vorliebe um den Oberarm Ringe von Daumen-Dicke aus Glas, Thon oder Metall. Importirte Perlenketten sieht man seltener. Dagegen tragen Mann und Frau auf dem nackten Körper um die Hüften Perlenschnüre oder Schlangengerippe, auf Fäden gezogen, schmiegsame und elastische Ruthen, an denen allerlei Amulette, wie Leopardenzähne oder Krallen, Nüsse oder Holzstückchen verschiedener Form, als Schutzmittel gegen Krankheiten und Dämonen oder als Privatfetische hängen.

Männer schminken sich seltener als die Frauen unterhalb der unteren Augenlider in Centimeter-Breite mit einem Bleierze, das vom oberen Niger über Lagos gekommen ist und Tripo genannt wird. Von dem auch dort vorkommenden Moschusthiere nimmt man ein Stückchen Fell, um damit das pulverisirte Blei aufzutragen, wodurch man sich zugleich je nach Geschmack angenehm parfümirt. Alle diese Schmuckutensilien bewahrt man in Büchsen auf, die aus Ziegenfell hergestellt sind. Manchmal sieht diese Art der Färbung höchst interessant aus, da durch Anwendung derselben die dunkle Farbe der Regenbogenhaut (um die Pupille herum) sich von dem „Weißen des Auges“ noch mehr abhebt. Eine andere Art der Tatuirung wird wenig ausgeübt. Doch sieht man bei vielen Vertretern beider Geschlechter auf jeder Backe drei nach dem Mundwinkel hinziehende narbige Einschnitte. Die Träger dieser Zeichen gehören meist dem Stamme der Yoruba an, deren Idiom auch als das hauptsächlich gesprochene anzusehen ist. Als Umgangssprache mit den Weißen bedienen sich die bedeutenderen schwarzen Händler trotz der französischen Besitzergreifung des Englischen.

Bei einigen Bewohnern fanden sich auch längs des Rückgrats auf beiden Seiten quer und kreuzweise laufende Narben vor, welche durch Einreiben eines schwarzen Farbstoffes besonders hervortreten. Als Schmuck in den Ohren trägt das weibliche Geschlecht in den allmählich ausgeweiteten Ohrläppchen markstückgroße rothgefärbte Holzstückchen.

Die in Porto Novo gemischt wohnenden Stämme der Yoruba, Popo und Ewe sind von äußerst vortheilhaftem Wuchse: selten sind ihre Nasen hervorragend aufgestülpt oder haben sie platte Füße oder leiden an Wadenlosigkeit. Im Gegentheil, man findet eine Menge anziehender Gesichter, die auch von Intelligenz zeugen. Doch läßt bei ihnen die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Die männlichen Bekenner des Islam kleiden sich abweichend von der eben beschriebenen Tracht. Aeltere Mohammedaner pflegen sich das Haupt mit langen schmalen Tüchern turbanartig zu umwickeln, von denen eine Tour unter dem Kinne hindurchgeht. Am Oberkörper tragen sie faltenreiche Hemden mit weiten Aermeln. Das zu oberst getragene Gewand ist meist aus heimischem Zeuge angefertigt und auf der linken Brustseite mit zahlreichen Stickereien versehen, ebenso wie ihre Pluderhosen. Verschlungene Linien, Sterne und Arabesken werden meist als Muster gewählt und vorwiegend in Grün ausgestickt. An den Füßen tragen sie Lederschuhe oder Holzsandalen, welche beim Betreten einer Moschee abgelegt werden. Der Preis eines solchen mohammedanischen bestickten Anzuges beläuft sich auf mehr als 100 Mark.

Oft begegnet uns einzeln der schwarze Muselmann, nach Weise der Katholiken eine Art Rosenkranz an bunter Schnur

[1]) Von einem solchen berichtet H. Zöller in seinen „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Cameruu“ I, S. 66. Red.

durch die Finger ziehend, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß derselbe Suren aus dem Koran herleiert. Treffen geringere auf mächtigere Glaubensgenossen, so fallen sie in die Knie, beugen den Kopf bis zur Erde und eine endlos lange Unterhaltung beginnt mit einem untergebenen Gruße, der gnädigst erwidert wird. Bei bedeutend höher Stehenden ist die Ceremonie nur eine kurze. Sonst aber macht die Frage: „wie gehts deinen Kindern?“ den Anfang; es folgt die Erkundigung nach dem „ältesten Sohne“, im Speciellen nach den „Frauen“ und den „Viehheerden“. Hat der Fragende geendigt, so beginnt seitens des Gefragten das gleiche Spiel. In Bezug auf den Gruß der Weiber gegen ihre Glaubensbrüder glaube ich das Gleiche bemerkt zu haben; jedenfalls habe ich sie gegen höher gestellte Mohammedanerinnen, die ebenso wenig wie die Anderen verschleiert gehen, den Fußfall machen sehen.

Die Weißen betreiben hier nur Engros-Geschäfte, indem sie die üblichen und bekannten Waaren einführen, welche auf dem afrikanischen Markte für Landesprodukte gefordert werden. Unter sich sieht man die Schwarzen neben Streichhölzern, Thonwaaren (wie Teller, Pfeifen, Töpfen), Messer, Bindfaden, Tabak, Zeugen auch einheimische Sachen verkaufen: Erdnüsse, Mais, Yams, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr, geräucherte Fische; ferner selbst geflochtene Strohmützen und Basthüte mit einem kolossalen Rande, so daß sie sowohl als Regen-, als auch als Sonnenschirm sehr praktisch sind. Außerdem verfertigen sie aus dem Baste der Pisang oder Savannengräser sehr dauerhafte größere und kleinere Körbe, Matten und Decken, aus Palmrippen Stühle, aus Ziegenfellen große Fächer und Schuhe, welche geschmackvolle Stickereien aufweisen. Der in Porto Novo ansässige Weiße sucht wohl dann und wann derartig ethnographisch wichtige Dinge zu sammeln, aber als ein Handelszweig kann ein derartiger Kauf nicht bezeichnet werden.

Der Schwarze arbeitet auch aus Kupfer Fächer und Messer, welche mit subtilen Eingravirungen versehen sind oder auch ciselirt werden. Schmiedeten sie früher Ringe aus Silber, das aus dem nördlichen Inneren kam, so schmelzen sie heutzutage das von Weißen in ziemlicher Menge importirte englische Silbergeld in selbst gebrannten thönernen Gefäßen ein, schneiden in Holzstücke Rinnen, aus denen sie dann das ausgeflossene, kaum erstarrte Metall nehmen und zu Finger- oder Armringen verarbeiten. Aeußerst geschmackvoll sind die Ringe gerifft und verziert. Dabei bedienen sie sich der Säure zerschnittener Limonenscheiben, um durch Reiben eine Politur des Ganzen zu erzielen. In gleicher Weise stellen sie aus Kupfer, Bleierz oder einer Metallmischung ihre Fetischfiguren her.

Kann man in den Straßen von Porto Novo die Neger bei ihren einzelnen Beschäftigungen beobachten, die ihnen im kleinen Maße ein gewisses Verdienst sichern, so trifft man auf freieren Plätzen auch ihre Doktoren mit den vor ihnen auf Matten ausgebreiteten Instrumenten. Kleinere Messer, eiserne Spitzen, zum Schröpfen bestimmte kleine Hörnchen von Ziegen, Antilopen oder Gazellen, Schnüre, Kräuter und Tränkchen machen ihren medicinischen Apparat aus. Derselbe wird von der großen Menge und den Patienten, die sich an Ort und Stelle von ihnen behandeln lassen, mit Ehrfurcht angestaunt.

Weil an baarem Gelde das Silber dem Golde bei Weitem vorgezogen wird, so ist im Kleinhandel neben Silber große Nachfrage nach Kauri-Muscheln. Es werden diese kleinen, 2 cm langen, gelblichweißen Porzellanmuscheln der Kaurischnecke (Cypraea moneta) aus dem Indischen Oceane in Säcken von der Ostküste Afrikas auf dem Seewege um das Kap der guten Hoffnung herumgebracht. Solch ein importirter Sack Kauri, der 24000 Stück enthalten soll, kostet den Weißen in Porto Novo etwa 9 Mark. An diesem Orte werden aber 2000 Stück einer Mark gleich gerechnet, so daß der Kaufmann einen Reingewinn von 25 Proc. erzielt. 20000 Kauri machen einen kleineren Sack aus, welchen man in der Yorubasprache okekan nennt (oke, Sack, okian, einer).

2000 Kauri heißen	egbah	= 1	head
40 „	„ ogaji	= 1	string
200 „	„ igbawo	= 5	„

40 Kauri würden also einen Werth von zwei Pfennigen repräsentiren. Und doch sieht man oft um ein paar Kauri die Marktweiber feilschen! Ein anderes heiteres Bild kann man oft beobachten, wenn die Händlerinnen Abends bei einer Oellampe, deren Inhalt, dickflüssiges Palmöl, einen Docht von Baumwolle speist, ihren Tagesverdienst zusammenrechnen und mit Neid bei Anderen einen reichhaltigeren Erfolg wahrnehmen. Daß es dabei auch nicht an Weibergeschrei und Gekeife, Gezänk und Geschimpf fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden.

Hat Schachern und Handeln sein Ende erreicht, so suchen sich die Neger in Porto Novo durch Spiel und Tanz zu ergötzen. Klappernde Schellen, die um ausgehöhlte Calabassen gehängt sind, der einförmige Ton des Tamtam oder der laute Lärm einer größeren Trommel ermüden das Ohr des Europäers. Weiber habe ich nicht tanzen sehen; doch wird es in gleicher Weise der Fall sein, wie bei anderen Negerstämmen. Sehr beliebt ist ein Brettspiel, das von selten mehr als zwei Personen mit Nüssen, Kernen, Muscheln oder Steinchen gespielt wird. Aus weichem Holze schneidet man ein ca. 25 cm breites und $^3/_4$ m langes Brett, welches dann zu zwei Reihen mit je sechs faustgroßen Aushöhlungen versehen ist. Die Spieler setzen dann mehrere Steine in die ersten Löcher und scheinen sich dann analog unserem Damenbrettspiele zu schlagen zu suchen: doch vermag ich nicht genauer die Pointe des Spieles anzugeben.

Als Arbeiter für die Weißen werden in den Faktoreien auch in Porto Novo Krumeger von der liberianischen oder Pfefferküste verwendet, welche aber nach Jahresfrist ihrer Heimath wieder zueilen. Dahingegen haben sich aus Akkra und von der Goldküste einige Fanti angesiedelt, um sich durch Ausübung eines Handwerkes einen Verdienst zu erwerben. Einige sind mit Porto-Novo-Frauen verheirathet, andere haben sich aus ihrer Heimath ihre Weiber nachkommen lassen. Oft genug sind noch Mina, welche auch von der Goldküste stammen, beim Verladen der Schiffe thätig: ein Stamm, der ebenso schmutzig als träge ist, so daß bei eiliger Arbeit gar häufig noch Porto-Novo-Neger herangezogen werden müssen. Da es sich hierbei um Löschen von Waaren aus Europa und Laden von einheimischen Produkten handelt, die vom Lagunenufer zur Faktorei oder umgekehrt transportirt werden müssen, so haben der besseren Kontrolle wegen einige Faktoreien Münzen oder Marken mit ihrer Firma prägen lassen, deren einzelner Werth einer einzelnen Arbeitsleistung entspricht. Halbwüchsige Jungen und Frauen mit ihren Kindern drängen sich dann, um zuletzt die erworbenen Geldstücke entweder gegen Waaren und Kaurimuscheln einzutauschen, oder sie, da dieselben durchlöchert sind, auf Fäden zu ziehen und als Halsschmuck zu tragen.

Wie schon bemerkt, sind die Monate Juli bis Anfang Oktober die regnerischen, daher auch die kühlsten. Damit hängt auch die in diesen Monaten beobachtete größere Sterblichkeit der Schwarzen und die leichtere Disposition der Weißen zu Erkrankungen zusammen. Unerträglich

trocken und heiß soll es im December, Januar und Februar sein, wo Nachts ein heißer, Sand mit sich führender Wüstenwind, der Harmattan, und tagsüber nur eine unbedeutende Seebrise weht. Während meiner Anwesenheit in Porto Novo im Juli schwankte das Thermometer zwischen 26° und 31° C. Die dort ansässigen Weißen hatten meines Erachtens zumeist ein ungesundes, gelbliches Kolorit.

Außerhalb der Stadt Porto Novo sehen wir auf dem fetten körnigen Lehmboden Kulturgewächse üppig gedeihen. In großen Zügen sind die Vegetationsformen hier vor uns ausgebreitet. Zunächst bemerken wir Wiesen, auf denen verhältnißmäßig großes Rindvieh, viele Schafe und Ziegen weiden; weiter dem Inneren zu steigt der Boden allmählich an und weist schöne Palmenhaine auf, während im Hintergrunde der tropische Hochwald das Bild abschließt. Wie der Jäger in dem Schilfe der Lagunen auf reiche Beute an Wildenten rechnen kann, ganz abgesehen davon, daß er zum Schusse auf Krokodile kommen kann, die hier wegen des Fischreichthums der Lagune den Menschen weniger gefährlich sein sollen, so ist dem sicheren und vorsichtigen Schützen stets gute Jagd an Rebhühnern im Felde, an Wildtauben und Affen in den Palmenkronen, an scheuen Antilopen und flüchtigen Gazellen, listigen Buschkatzen und behenden Leoparden im Urwalde zu garantiren. Tagsüber sieht man auch an den Baumzweigen vereinzelt stehender Baumwoll- und Affenbrotbäume eine Unzahl fliegender Hunde hängen, die Nachts mit viel katzenähnlichem Geschrei in den Anpflanzungen der Pisangbestände oft großen Schaden thun.

Will man jedoch ein gutes Pelzwerk oder einen vollständigen Balg oder ein möglichst wenig lädirtes Skelett jener Thiere erlangen, so muß man immer selbst zum Gewehre greifen, da die Eingeborenen die Klauen, Hufe oder Krallen gern als Amulette und Fetische für sich selbst behalten und in roher Weise vom übrigen Körper trennen.

Während meiner Anwesenheit ereignete sich bei solch einem Jagdzuge leider ein unangenehmer Zwischenfall: Ein eifriger und ausgezeichneter Schütze deutscher Nationalität, der niemals ohne erhebliche Jagdtrophäen heimzukehren pflegte, war bei einem Ausfluge auf der Lagune seines Gewehres und Geldes, seiner Uhr und Beute (15 Enten) beraubt. Im schwankenden Canoe zwischen Schilf und Moor sah er sich plötzlich vielen Schwarzen gegenüber; er mußte, weil er allein war, der Uebermacht weichen und sich in sein Schicksal ergeben. Der französische Resident hat auf energisches Drängen der Deutschen die Hauptattentäter ausfindig zu machen gewußt und sie mit Schlägen angeblich bestraft, ohne daß König Tofah remonstrirt hätte. Auch wurde der Weiße wieder in den Besitz seines geraubten Eigenthumes gesetzt.

Aus all dem bisher von Porto Novo Bekannten können wir erkennen, daß nicht nur über den düsteren Wäldern und über dem geheimnißvollen Inneren Afrikas ein schwer durchdringlicher Schleier ruht, der Diebstahl, Raub und Mord verhüllt, sondern daß auch nahe der Küste gelegentlich alte Sitten der Eingeborenen zum Durchbruche kommen, welche abzuschaffen das Ziel aller civilisirten Nationen sein muß.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VII. [1])

Ko. Die Reisenden verließen Kairuan wieder in Begleitung der topographischen Brigade und unter der Eskorte einer Kompagnie, welche der unsichere Zustand im südlichen Tunesien noch nöthig machte. In einer guten Stunde erreichte die Kolonne das vollständig ausgetrocknete Bett des Uëd Zerud, welches die Kameele ohne große Schwierigkeit überschreiten, nur einige Tamarindenstämme und einige verkümmerte Oleanderbüsche deuten an, daß hier sonst Wasser fließt. Auf der anderen Seite geht es weiter durch den Buschwald, einer kaum erkennbaren Pfadspur folgend, durch völlig unbewohntes Land. Dann und wann erkennt man in der Ferne Mauerreste, aber wenn die Archäologen im Galopp hineilen, sind es die Trümmer irgend eines Gurbis oder eines Oekonomiegebäudes aus neuer Zeit. Gegen 2 Uhr wird der erste Lagerplatz erreicht, der Henschir Hadscheb el-Ainn, aber auch hier sind die Ruinen sehr unbedeutend, ein halbzerstörtes Mausoleum, halb ausgefüllte Wasserbehälter, weiterhin ein paar Mauerreste ohne erkennbare Form. Ein paar Quellen von geringer Wasserfülle und mit schwach salzigem Wasser haben der Stelle den Namen gegeben, der sich übrigens auch an einer nicht weit entfernten Lokalität an der Straße nach Gassa findet.

Am anderen Morgen geht es wieder durch die Einöde weiter, aber bald belohnt die Entdeckung einer wohlerhaltenen Römerstraße den Eifer der Reisenden. Es ist die alte Straße von Thysdrus (el-Dschem) nach Sicca Veneria (Kef) durch das Thal des Merdsch el-Lil, deren genauere Richtung bis heute noch unbekannt war. Man konnte ihr leider nicht folgen, sondern mußte sie gerade kreuzen. In geringer Entfernung davon war ein Brunnen ganz mit den Trümmern antiker Werkstücke gebaut, aber woher sie stammen mögen, blieb unklar, denn auf viele Stunden im Umkreise kennt man keine antike Trümmerstätte. Wenig weiter traf man ein ausgedehntes Kaktusdickicht, dessen reife Früchte den arabischen Theil der Karawane so sehr anzogen, daß man sie kaum weiter bringen konnte. Die Franzosen konnten sich mit der faden, körnerreichen Frucht nicht befreunden; man lernt sie, wie so manche andere südliche Speise, erst bei längerem Aufenthalte am Mittelmeere schätzen. Bei der Kubbah der Sidi bu-Ahmer Hadschela wurde auf einem mit Ruinen bedeckten, kleinen Plateau übernachtet; auch hier findet sich nichts Interessantes.

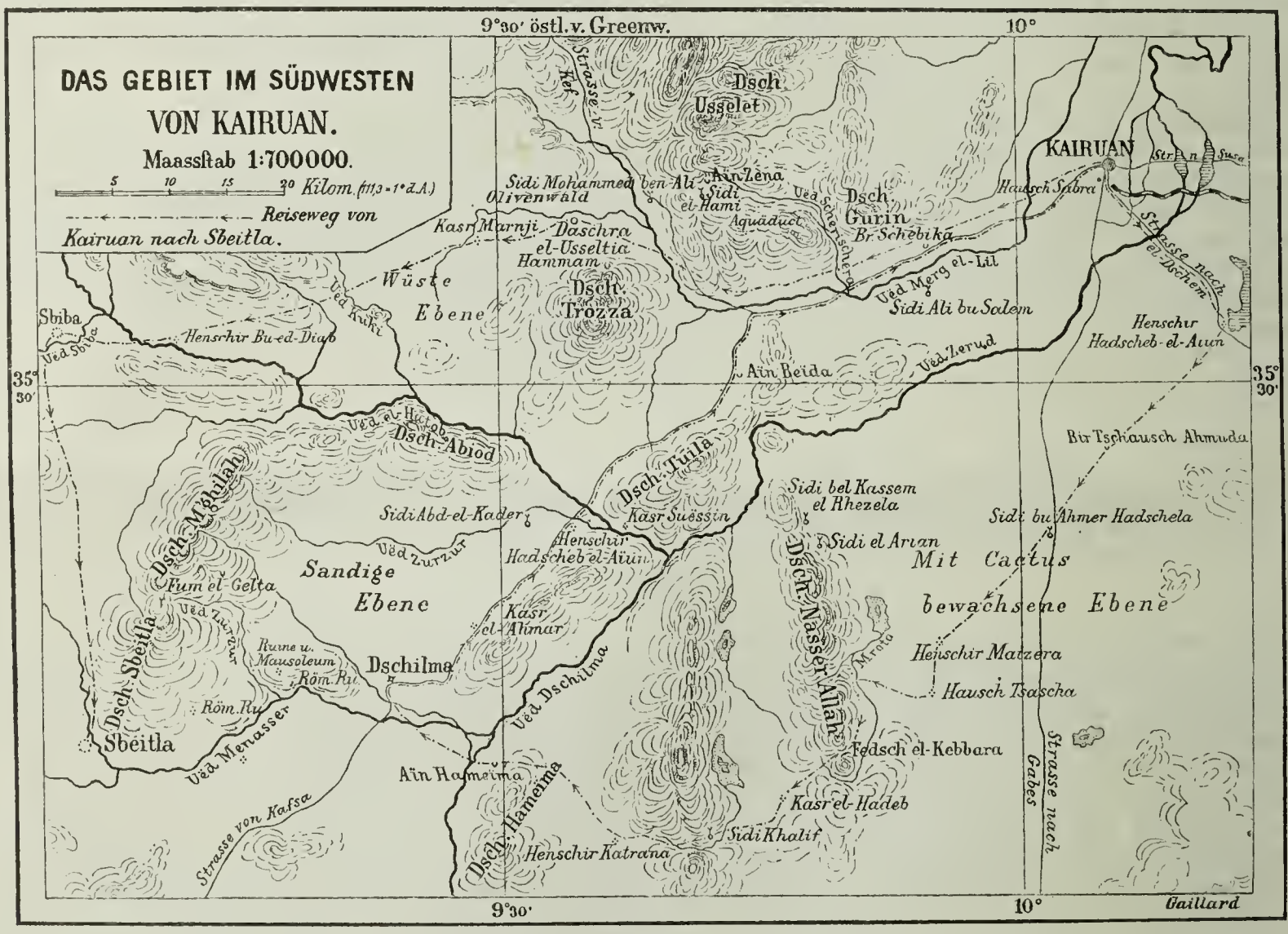
Der dritte Tag bringt nur eine ganz kurze Etappe zu einigen Oglets (Wasserlöchern), die man nicht eigentlich als Brunnen bezeichnen kann; es ist Nachts erheblich kalt und die Soldaten zünden gewaltige Feuer an, um sich zu erwärmen. Die Reisenden besuchen mit Ali und zwei Soldaten die nahegelegenen Trümmer der Sauya des Sidi Mohammed el-Gebiui und erkennen sie als die Reste einer christlichen Basilika aus der späteren Kaiserzeit mit einer dreifachen Apsis in Blockmauerwerk. Am anderen Morgen wird schon früh aufgebrochen und gegen 11 Uhr

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 48, S. 353.

das Reiseziel, der Henschir Maizera (Maïsra) erreicht, die Reste einer kleinen Festung, wahrscheinlich aus der Zeit der Vandalen oder Justinian's, mit einem noch wohlerhaltenen, 40 m tiefen Brunnen. Kaum ist das Zelt aufgeschlagen, so brechen die Reisenden schon wieder zu einem Ausfluge nach Süden auf, wo die Nekropole von Hausch-Tsascha zu einem Besuche lockt. Bald erkennen sie auch im Buschwalde die viereckigen Grabthürme, ganz ähnlich denen von Sidi el-Hani und Kasr Talga. Die meisten Mausoleen sind indeß Halbsäulen aus Blockwerk, welche der Länge nach auf einem Unterbaue von zwei oder drei Stufen liegen; sie sind längst ausgeplündert, aber genauere Nachgrabungen könnten unter Umständen doch noch gute Resultate ergeben. Dazwischen stehen aber auch viereckige, zweistöckige Denkmäler, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit einem dicken Stucke überzogen, aus welchem Pilaster, Nischen und andere Ornamente gebildet sind. Das untere Stockwerk enthält die Grabkammern, das obere eine Nische, in welcher früher die Bildsäule des Verstorbenen stand. 200 m entfernt liegen die Reste einer ausgedehnten Ansiedelung, eine rechteckige Umfassungsmauer, ein Wasserbassin und ein paar Brunnen; es ließ sich aber auch nicht die geringste Andeutung über die antiken Namen des Ortes entdecken.

Die folgende Etappe war Aïn Mrota am Fuße des gleichnamigen Berges, umgeben von ausgedehnten Kaktuspflanzungen, in denen ein paar Reiterhütten der Eingeborenen standen. Rechts vom Lager öffnet sich eine enge, schmale Schlucht, in welcher ein schwacher Faden salzigen Wassers floß; die Quelle liegt 2 km weiter oben im Gebirge, giebt aber augenblicklich so wenig Wasser, daß die Soldaten einen Damm aufwerfen müssen, um wenigstens die Thiere tränken zu können.

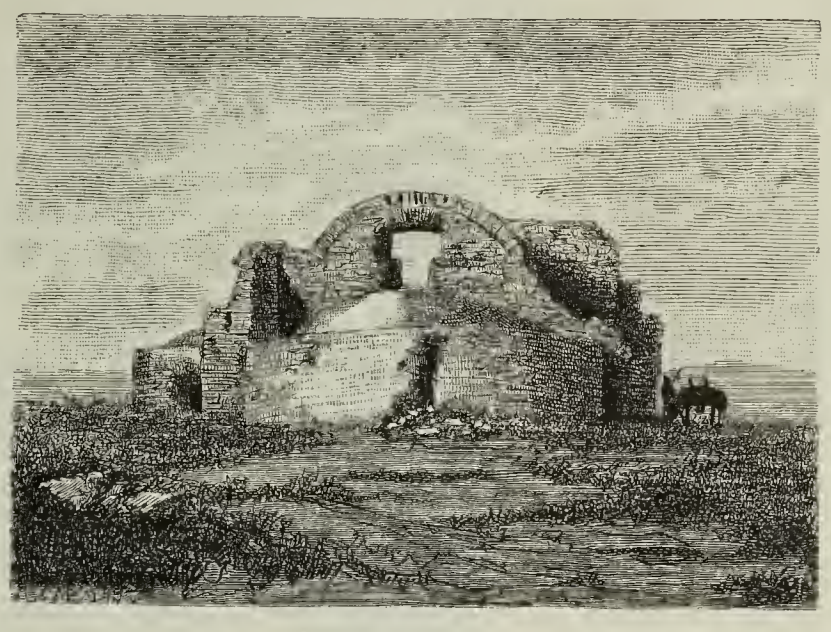
Hier wird Neujahr gefeiert und die fette Gans geschlachtet, welche die Reisenden schon seit Monastir mit sich



herumführen; die Soldaten erhalten eine Extralöhnung und wer Geld hat, kann von dem italienischen Händler, welcher der Kolonne seit Kairuan folgt, sogar alle möglichen Weine erhalten, die freilich sämmtlich aus einem Fasse stammen und von den der Chemie kundigen Mitgliedern der Expedition mit gelindem Schauder betrachtet werden. Auch die Araber, obschon ihr Jahr zu einer anderen Zeit beginnt, sind klug und civilisirt genug, um die Bedeutung des Festes zu begreifen, und verlangen mit solcher Ausdauer ihr „Etrennes", daß die Reisenden nicht umhin können, ihnen ein kleines Bakschisch zu bewilligen.

Die Lagerstätte bei Aïn Mrota lieferte einen prächtigen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Römer selbst die kleinsten Wasserfäden nutzbar zu machen verstanden, und erklärt, warum diese heute wüstenartigen Steppen einmal ein blühendes Kulturleben ernähren konnten, ohne daß die klimatischen Bedingungen damals andere waren als jetzt. Die Quelle, die freilich im Winter stärker sprudeln mag, wurde durch einen in den Felsen gehauenen Kanal zu einem Staudamme geführt, dessen aus Bruchsteinen aufgeführte und mit Blockwerk ausgekleidete Mauern noch aufrecht standen, und von hier aus führte eine Wasserleitung das gesammelte Wasser am Berghange hin bis zum Henschir el-Hamel und vielleicht sogar bis Hausch Tsascha. Alle Ravins auf dem Wege waren sorgsam überbrückt. Aehnliche Sammelbassins und kleine Leitungen findet man überall und man könnte nichts Besseres thun, als sie wieder in Stand setzen. Sie haben fungirt bis zum Einfalle der Vandalen oder wahrscheinlicher bis nach dem Untergange des Vandalenreiches, denn diese Eroberer hielten das Land im Stande. Erst als nach Belisar's Sieg die wilden Bergberber Herren wurden, brachen sie vom Dschebel Usselet herunter über diese

Ebenen herein und zerstörten alle Spuren der Kultur; dem Araber aber war die Steppenebene, die sich im Winter mit üppigem Grün bedeckte und seinen Heerden eine prächtige Weide bot, willkommener als Gärten und Fruchtgefilde, und so blieb das Land als Einöde liegen bis auf unsere Tage. Aber der Boden hat seine alte Fruchtbarkeit bewahrt und unter einer vernünftigen Regierung wird er wieder reiche Ernten bringen.



Sauya Sidi-Mohammed-el-Gebiui. (Nach einer Photographie.)

Am 3. Januar zog die Kolonne durch sich immer gleich bleibendes Land nach Fedsch el-Kebbara, wo sich eine Art natürlicher Cisterne befindet, und von da am folgenden Tage nach der Kubbah des Sidi Khalif. Hier beginnt ein wichtiges Defilé, zu dessen Vertheidigung schon die Byzantiner ein Schutzwerk errichtet hatten, dessen Trümmer noch erhalten sind. Die enge, steilwandige Schlucht wird von einem Bache durchrieselt, den dichtes Gebüsch verhüllte; ein paar hohe Palmen erinnerten an bessere Zeiten und dienten Schwärmen von kleinen Vögeln zum Aufenthalte. Aber auch dieser Bach führte magnesiahaltiges Wasser, und Suppe wie Kaffee wollten bei aller Geschicklichkeit des Kochs nicht sonderlich schmecken.

Am anderen Morgen wurde das Defilé durchzogen; der einzige Ausgang schlängelte sich in steilen Serpentinen am Abhange empor, so daß ihn kaum zwei Personen auf einmal passiren konnten. Doch gelang es, die gefährliche Stelle ohne jeden Unglücksfall zu überschreiten, und nach einer Stunde etwa befand sich die ganze Karawane auf dem Plateau, das sich langsam gegen eine ungeheure Ebene hin senkte. Aus dem Dickichte der dornigen Brustbeerbüsche blickten ein paar Mauertrümmer hervor und die beiden Archäologen ließen ihre Eskorte allein weiter ziehen und eilten einem hausartigen Gebäude zu, das sich bei genauerer Betrachtung als der Ueberrest eines Mausoleums erwies, an dessen Fuße noch die Trümmer einer schlecht gearbeiteten Statue lagen. Die übrigen Reste, welche von den Eingeborenen Henschir Katrana genannt werden, erwiesen sich als die Ruinen eines unbedeutenden Oekonomiehofes, und ziemlich enttäuscht kehrten die Reisenden zu ihrer Eskorte zurück, welche am Fuße des Dschebel Suder (oder Hameïma) über die völlig kahle Ebene dahinzog. Nur einmal brachten ein paar Gazellen etwas Leben in die Scene, aber sie waren verschwunden, ehe nur Jemand sein Gewehr schußfertig machen konnte.

Mausoleum in Hausch Tsascha. (Nach einer Photographie.)

Erst ziemlich spät wurde Aïn Hameïma, die einzige Quelle weit und breit, erreicht, deren Wasser zwar spärlich, aber doch endlich wieder einmal klar und süß war und an dem man sich zum ersten Male einmal wieder seit Wochen satt trinken konnte. Hier trennte sich die topographische Brigade von den beiden Archäologen und wandte sich südwärts, während Cagnat und Saladin dem französischen Lager zuritten, das in geringer Entfernung bei Dschilma aufgeschlagen war. Nur von ihren drei arabischen Dienern begleitet, passiren sie mit einiger Schwierigkeit den Schlammboden, welchen der ausgetrocknete Fluß hinterlassen hat, und streben einem Gebäude zu, das Ali für das Karavanserai von Dschilma erklärt, während es den Reisenden als die Ruine eines noch ziemlich wohl erhaltenen Tempels erscheint. Ein französischer Officier, der den Bau leitete, hat die originelle Idee gehabt, ihm eine antike Fronte zu geben, deren einzelne Architekturstücke von den Trümmerhaufen der Umgegend zusammengeholt sind; er hat aber den Schnitzer begangen, eine Säule in die Mitte des Fronton zu setzen, worüber dem Architekten natürlich die Haare zu Berge stehen.

Dschilma liegt nicht besonders interessant inmitten einer Ebene, welche nach Nordost vom Tuila und vom Trozza, nach Nordwest vom M'gilah begrenzt wird; Brustbeerbüsche erfüllen mit Ausnahme des von den Franzosen angelegten Gartens die ganze Umgegend, aber in allen Richtungen finden sich Mauerreste, die auf eine andere Beschaffenheit im Alterthume hindeuten. Eine ganze Woche durchstreifen die beiden Forscher, welche in dem noch unbenutzten Lazarethe ein gutes Quartier gefunden haben, die Umgebung, aber sie finden auch hier nur die Trümmer landwirthschaftlicher Gebäude, von denen aus vielleicht einst die ganze Domäne durch Sklaven bewirthschaftet wurde, nicht eine Spur von Ueberresten, die künstlerischen oder wissenschaftlichen Werth gehabt hätte. Sie wären darum gern nach dem nur einige zwanzig Kilometer entfernten Sbeitla aufgebrochen, dessen Erforschung auch auf ihrem Reiseprogramme stand, aber es war ihnen vorgeschrieben,

Die Nekropole von Hausch-Tfascha. (Nach einer Zeichnung von Saladin.)

möglichst das ganze Terrain zu erforschen, und sie mußten darum auf einem anderen Wege nach Kairuan zurück und von da durch rauhes und unkultivirtes Land nach Sbiba, wo die zu den Ausgrabungen nöthigen Vorrichtungen sie erwarteten. So brachen sie schon ganz früh am Morgen auf, um das 46 km entfernte Aïn Beïda zeitig zu erreichen; vier Spahis sicherten den nöthigen Respekt bei den Araberstämmen. Sie passiren die Trümmer einer kleinen byzantinischen Kirche, von den Arabern Kasr el-Ahmar, das rothe Schloß, genannt, dann einen förmlichen Wald wilder Oelbäume, die ersten Bäume wieder, seit sie Kairuan verlassen, und frühstücken an einer Quelle, die auch wieder Hadscheb el-Aïun heißt. Diese ist aber wasserreicher als ihre gleichnamige Schwester an der Straße nach el-Djem und giebt einem nie versiegenden Bache den Ursprung; Trümmer einer römischen Befestigung beweisen, daß sie schon im Alterthume von Bedeutung war. Auch hier standen wilde Oelbäume und das Land war weniger öde als in der Küstenebene; mehrfach traf man friedlich weidende Heerden mit ihren Hirten. Der Uëd Zurzur wird erreicht und bald nachher der Uëd Zerud, mit dem sich der erstere wenig unterhalb vereinigt; beide sind noch ganz wasserleer. Dann geht es weiter, immer dem Abhange des Tuila entlang, von dem unzählige Ravins herabziehen und den Pfad kreuzen, nur einmal sieht man die Reste eines unbedeutenden Römerforts, Kasr Suëssin, aber es bleibt keine Zeit zum Untersuchen, wenn man noch vor Nacht das Reiseziel erreichen will. Endlich erscheint das Gehölz von Kaktus und Oliven, hinter welchem das ersehnte Aïn Beïda liegt, und die Zelte werden am Rande eines Sumpfes aufgeschlagen, in welchem zahlreiche Frösche für Nachtmusik sorgen. Die Araber zünden ihr Feuer in einer antiken Cisterne an, die ihnen Schutz vor der kalten Nachtluft bietet.

Manche Autoren setzen Aïn Beïda an die Stelle von Aquae Regiae, aber die Ruinen scheinen den Reisenden denn doch nicht ausgedehnt genug für diese immerhin ziemlich bedeutende Stadt. Die Karawane bricht darum ziemlich früh auf, um bei guter Zeit das nur 24 km entfernte Kairuan zu erreichen. Bald bemerkt man, daß man sich bewohnteren Orten nähert; ein Arm des Merdsch el-Lil ist abgeleitet und bewässert einige Gerstenfelder, man begegnet einzelnen Arabern, ein todter Esel liegt am Wege, alles Sachen, die in der Wüste so leicht nicht vorkommen. Am Brunnen von Schebika wird ein kurzer Halt gemacht und gefrühstückt, eine Stunde später ist Kairuan erreicht. Indeß die Reisenden denken nicht daran, ihr altes Quartier diesmal auf längere Zeit zu beziehen; in aller Eile werden die nöthigsten Geschäfte besorgt und schon der andere Morgen sieht sie wieder bereit zum Aufbruche nach Sbiba.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars **H. Brincker**.

II. Die Buschmänner.

Die Buschmänner finden sich im Groß-Namalande nur vereinzelt und auch im Damralande nur in wenigen Familien, außer im Nordosten des Landes. Ihr Hauptwohnsitz ist die Kalihari-Wüste und der ganze wasserlose Distrikt, der sich zwischen Damraland und Ngami-See bis hoch hinauf nach Norden hinzieht. Hier fühlt sich der Buschmann in seinem Elemente. Wo es ein Europäer keine fünf Tage aushalten könnte, kann der Buschmann recht ungestört seines Lebens sich freuen. Wasser scheint er gar nicht zu bedürfen. Wenige feuchte Wurzeln, Ranken und Knollen genügen ihm; Vögel, Mäuse und sonstiges Gethier weiß er geschickt zu fangen und zur Nahrung zu bereiten, selbst Honig und allerlei Süßigkeit weiß er in der Wüste aufzuspüren. Ein Obdach hat er nicht und mag er nicht; frei schwärmt er in der Wüste umher, kaum daß er dann und wann in Erdhöhlen sich aufhält. Der Wüstenreisende gewahrt nirgend eine menschliche Wohnung, nirgend eine Spur menschlichen Daseins, und siehe, plötzlich sieht er sich umgeben von einer Anzahl Buschmänner, als wären sie unmittelbar aus der Erde hervorgekrochen. Klein, untersetzt mit vollen Formen, schmutzig, fast nackt, mit Bogen und vergifteten Pfeilen im Köcher erscheinen die Männer; die Frauen ausgezeichnet durch Häßlichkeit und wulstige Hinterbacken, ihre Kinder in Karossen (Fellen) auf dem Rücken tragend. Dem Fremden nähern sie sich vorsichtig und mißtrauisch. Auf seine Fragen geben sie nur ungenügende oder gar keine Antwort. Auch für die verlockendsten Geschenke verrathen sie nichts vom Zustande ihres Landes und ihrer Lebensweise, am wenigsten vom Wasser, wenn irgendwo in einer Felsspalte oder Schlucht etwas vorhanden sein sollte.

Die echten Buschmänner sprechen eine eigenthümliche gurgelnde und näselnde Sprache mit Schnalzlauten, die in der Kehle gebildet werden. Von der Namasprache ist sie sehr verschieden, denn ohne Dolmetscher versteht sie kein Namahottentotte. Doch soll in einigen Dialekten der Buschmannsprache sich manche Aehnlichkeit mit der Namasprache finden. Ein Europäer wird sie schwerlich lernen, eben um des Mißtrauens willen, welches ihm der Buschmann entgegen bringt. Gelingt es auch einmal einem Europäer, sich die Freundschaft eines Buschmannes zu erwerben, so wird er ihm zwar nach Kräften beistehen und ihm von seiner spärlichen Kost mittheilen, aber schwerlich wird er ihn in die Geheimnisse seiner Sprache einführen.

Es sind neuerdings im mittleren Afrika zwergartige, in Wäldern wohnende Menschen bekannt geworden, die sogenannten Batua, deren Anzahl noch nicht bestimmt werden kann. Diese Batua sind nach unserer Ansicht nichts anderes als Buschmänner. Wir halten die Buschmänner-Batua für die Ureinwohner des mittleren und südlichen Afrika. Nach ihnen kamen andere rothe Völker, die Hottentotten, und danach erst kamen die schwarzen Bantu-Völker. Alle diese Nationen sind vom Norden her nach dem Süden vorgerückt und haben alle ihre Zeit des Wachsthums, der Größe und des Verfalles gehabt. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie die schwarze als die stärkere Rasse nach und nach alle rothen Völker unterdrückt hat und noch ferner unterdrücken wird, bis sie selbst

durch das noch stärkere europäische Element zu Grunde gehen wird.

Unsere Länder haben nachweisbar die Eigenthümlichkeit, daß sie Gestalt und Form der Hausthiere und Küchenpflanzen in zunehmendem Maße verkleinern. Rinder, Esel, Ziegen, Schafe, wenn sie nicht immer wieder durch neu eingeführte fremde Gattungen aufgebessert (verbasterd) werden, verlieren von ihrer Größe und Triebkraft und werden zwergartig; dabei bleiben sie jedoch zähe und ausdauernd. Sämereien von Gartengewächsen müssen alle drei bis vier Jahre neu aus der Kapkolonie bezogen werden, sonst werden sie zu klein und die Pflanzen zu schwach und zwergartig. Mit den Menschen verhält es sich ebenso. Die Buschmänner sind im Laufe der Zeit zu halben Zwergen, aber zähe und ausdauernd geworden. Die Hottentotten sind auf dem Wege, dasselbe Schicksal der Verkleinerung zu erleiden; sie würden auch an Zähigkeit und Ausdauer zunehmen, wenn nicht die europäische Kultur ihnen Genüsse verschafft hätte, die das gerade Gegentheil bewirken. Auch die Bantuvölker werden diesem Schicksale nicht entgehen.

Der Gedanke liegt nahe und ist vielfach ausgesprochen, daß die Buschmänner oder Batua überhaupt gar kein selbstständiges Geschlecht, sondern nichts als herabgekommene Hottentottenstämme seien. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß einzelne arme Hottentotten mit ihren Familien ganz in die Art und Lebensweise der Buschmänner eingegangen und zu Buschmännern geworden sind. Auch das ist richtig, daß bei Kreuzungen zwischen Hottentotte und Buschmann die Kinder durchgängig die Buschmannsnatur an sich tragen. Im Uebrigen aber muß man sagen, daß die echten Buschmänner sich gänzlich von allem Verkehre mit anderen Völkerstämmen fern zu halten pflegen, was keineswegs auf eine nahe Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit schließen läßt. Wenn sich in der Buschmannsprache hier und da Aehnlichkeiten mit der Namasprache finden sollten, so ist das kein Beweis für die ursprüngliche Einheit beider Sprachen. Beide Sprachen haben gewiß lange Zeit unmittelbar neben einander bestanden und manches von einander herübergenommen. Uebrigens ist die Buschmannsprache noch zu wenig bekannt und wird auch wohl fürs erste nicht viel bekannter werden, um Bestimmtes darüber sagen zu können. Interessant wäre es zu wissen, ob zwischen der Sprache der Buschmänner in der Kalihari und ihren nördlichen Ausläufern und der Sprache der Batua im mittleren Afrika irgend welche Aehnlichkeit besteht, oder ob die Batua sich die Sprache der umwohnenden Bantuvölker angeeignet haben, ebenso wie die Bergdamra die Sprache der Hottentotten.

III. Die Bergdamra.

Die Bergdamra (auch wohl Schnutzdamra, und von den Nama Hau-Khoin! genannt) sind ein räthselhaftes Negervolk, jetzt nur noch höchstens 60 000 Seelen zählend, und von allen übrigen Bewohnern des Landes höchlich verachtet. Sie leben wie eine Art Paria mitten unter den Herero und den Hottentotten, sprechen die Hottentottensprache, wiewohl mit einem etwas fremden Accent, haben zum Theil auch die Sitten und Gebräuche der Hottentotten angenommen, dabei aber doch allerlei Eigenthümlichkeiten behalten. So z. B. ist bei ihnen das Abschneiden des halben kleinen Fingers der linken Hand allgemein; sie befassen sich mit allerlei Zauberkram, wovon die Hottentotten nichts wissen, geben kleine Mädchen von 8 bis 10 Jahren in die Ehe, haben äußerst lockere und unsittliche Familienverhältnisse und sind ungemein tief in Fleischlichkeit versunken. Das Laster des Hanfrauchens haben sie mit den Hottentotten gemein; ebenso auch die Unlust, sich mit Viehzucht zu beschäftigen; dagegen haben sie Neigung und Geschick zu Ackerbau und Bodenkultur. Nur können sie als ein verachtetes und gejagtes Geschlecht nirgend sich in Ruhe dem Landbau widmen.

Die Bergdamra scheinen zu den ursprünglichen Negerstämmen zu gehören, welche vor Alters diesen Theil von Südwest-Afrika bewohnten. Als dann später von Norden her und aus dem Inneren Afrikas heraus andere Negerstämme, die sogenannten Bantuvölker, nach dem Süden drängten, wurden die Bergdamra genöthigt, nach Westen und nach Süden auszuweichen. Dadurch geriethen sie in das Land und unter die Gewalt der Topenaar, die damals stark und mächtig gewesen zu sein scheinen. Die Topenaar, ein Hottentottenstamm, machten die Bergdamra zu ihren Knechten und gaben auch ihren Verwandten, den weiter südwärts wohnenden rothen Stämmen, Antheil an dem neugewonnenen Besitze. So kamen die Bergdamra truppweise und familienweise unter die Namahottentotten zu wohnen und waren für sie ein sehr willkommenes Dienstpersonal. Auf diese Weise zwischen lauter Hottentotten wohnend und ihnen unterthan, verloren die Bergdamra gänzlich ihre Negersprache und lernten dafür die Sprache ihrer Herren. Als dann später die Bantustämme immer weiter vorrückten und die Herrschaft der Topenaar und anderer rothen Stämme schwächten oder ganz überwältigten, benutzten auch die Bergdamra diese Gelegenheit, machten sich frei (doch nicht alle) und flohen in die unzugänglichen Berge an der Grenze des Nama- und Damralandes, und besonders zahlreich in die Berge und Schluchten des Kaokolandes, wo sie sich mit den Resten der Topenaar in den Besitz theilten. Von ihren Bergverstecken aus haben die Bergdamra fleißig die Gelegenheit benutzt zum Viehdiebstahle bei ihren rinderreichen schwarzen Nachbarn, den Herero. Dabei sind dann manche in deren Gefangenschaft und Knechtschaft gekommen, andere haben sich freiwillig als Knechte eingestellt, um den Genuß der Milch und der Abfälle von den Heerden zu haben, haben sich auch wohl mit armen Hererofrauen verbunden, wodurch ein verachtetes armseliges Geschlecht, die Ovatyimba, enstanden ist.

In der Zeit der Kämpfe zwischen den rothen und den schwarzen Völkern wußten die Bergdamra die Gelegenheit wohl auszunutzen. Wo ein Ueberfall gemacht, wo ein Beutezug angestellt wurde, waren sie bei der Hand, um hinter den Siegern her zu rauben und zu plündern. Besonders an den zahlreichen Viehheerden der Herero haben sie sich gütlich gethan. Zu Tausenden haben sie sie geschlachtet und ihren immer hungrigen Magen einmal gründlich füllen können, was sonst selten der Fall ist. — Gleichwohl haben die bereits christianisirten Herero ihnen hier und da ein ruhiges Wohnen auf ihren Stationen gestattet, und die Rheinischen Missionare haben nicht gesäumt, den Versuch zu machen, sie in kleinen Gemeinden zu sammeln. Auf der Station Otyimbingue ist dies bereits gelungen, und auf Okombahe hofft man eine noch größere Anzahl zusammenzubringen. Bei einer Neugestaltung des Landes durch die deutsche Schutzherrschaft werden die Bergdamra als Ureinwohner im Lande immerhin mit zu berücksichtigen sein.

IV. Ovaherero und Ovambandieru.

Daß die hier genannten Völker zu den schwarzen Bantustämmen gehören, erkennt man sogleich aus ihrem Namen. Die Vorsetzsilben Ova (bei anderen Völkern Ba, Wa, Ma 2c.)

bezeichnen den Plural. Man schreibt jetzt oft Herero, mit Weglassung des Ova, aber Mbandieru ebenfalls mit Weglassung des Ova zu schreiben, daran hat man sich noch nicht gewöhnt. Es ist schon gesagt worden, daß diese Bantustämme vor mehreren Jahrhunderten aus dem Inneren Afrikas hervorbrachen und dies Damraland in Besitz nahmen, indem sie die Bergdamra und die hinter ihnen sitzenden rothen Völker vertrieben. So ganz schnell ging es mit dieser Besitznahme nicht. Vom Kunene her rückten, wie es scheint, zuerst Ovambo (die hier nicht weiter in Betracht kommen), neben ihnen, weiter westlich, Ovambandieru, und hinter diesen Ovaherero in das Kaokoland. Aber dies gebirgige Land wurde ihnen bei ihrem Heerdenreichthum bald zu eng, deshalb zogen zuerst die Ovambandieru weiter nach Südosten und kamen in die Gegend des Nosob. Hier erging es ihnen übel. Hottentotten und Buschmänner fielen über sie her und rieben den größeren Theil des Stammes auf. Den Rest der Ovambandieru nahm der Orlamhäuptling Amraal bei sich auf, der auf Gobabis saß am Flußbette des Nosob. Amraal war ein verständiger Mann und ein getaufter Christ, und schaffte den schwarzen Fremdlingen Ruhe und Sicherheit unter seinem Volke. Als aber eine böse Seuche ihn und die Aeltesten seines Stammes schnell hinter einander weggerafft hatte, fielen die jüngeren Leute wiederum mit Mord und Raub über ihre Schützlinge her, so daß der Rest der Ovambandieru zu seinen früheren Genossen, den Ovaherero, zurückfloh.

Auch die Ovaherero hatten es im Kaokolande sauer gehabt, sich gegen die beständigen Angriffe und Räubereien der Bergdamra und der rothen Stämme zu wehren. Der größere Theil von ihnen war deshalb weiter südwärts in offeneres Land gezogen, wo sie für ihren Heerdenreichthum besseres Gras und bessere Quellen fanden. Die Bergdamra, um die Gelegenheit zum Viehdiebstahl nicht aus den Händen zu lassen, verfehlten nicht, ihnen auch dahin zu folgen und sich nach ihrer Gewohnheit in den schwer zugänglichen Bergschluchten festzusetzen, um von da aus bald diesen, bald jenen Viehposten der Herero zu überfallen und in die Berge zu treiben, wo man sie nicht leicht verfolgen konnte. Indeß die Herero kümmerten sich nicht viel um diese Viehdiebe. Sie schlugen sie todt, wo sie mit ihnen zusammentrafen, mochten sie gestohlen haben oder nicht. Es schien ihnen ebenso selbstverständlich, die Bergdamra todtzuschlagen, wie die Tiger und Wölfe, die in ihre Heerden einbrachen. Nun ist schon erzählt worden, wie die Herero, da sie weiter und weiter mit ihren Heerden nach dem Süden zogen, vor etwa 50 Jahren mit dem Orlamkapitän Jonker Afrikaner auf Windhoek zusammentrafen und von diesem vollständig besiegt, unterjocht und zu Knechten der Hottentotten gemacht wurden.

Von jetzt an pflegten und züchteten die Herero ihr Vieh nur für ihre rothen Unterdrücker, die sichs auf Kosten ihrer Untergebenen wohl sein ließen. Jonker ließ sich an dem gewonnenen Reichthume noch keineswegs genügen, sondern durchzog das Damraland nach allen Richtungen, schlachtete Menschen und Vieh aus bloßer Mordlust, drang auch in den Kaoko und vernichtete alle dort zurückgebliebenen Schwarzen. Dieser ganze Landestheil wurde förmlich ausgemordet. Ein Theil der Herero hatte sich bei diesen Raub- und Mordzügen ganz auf Seiten des Eroberers gestellt und sich vom Jonker als Spür- oder Bluthunde gegen die eigenen Stammesgenossen brauchen lassen. Es waren dies die Tyamuaha unter ihrem Häuptlinge, dem sogenannten Kopperfoot. Als Jonker gestorben war, waren es gerade diese Tyamuaha, welche sich zuerst gegen die Hottentottenherrschaft erhoben und unter Maharero, dem Sohne des Kopperfoot, ihre Freiheit wieder zu gewinnen suchten. An ihre Spitze trat damals ein Europäer, der Schwede Anderson, der schon viele Jahre im Lande weilte, als Forschungsreisender, als Handelsmann, als Industrieller und auf der Station Otyimbingue einige Gebäulichkeiten besaß für Waarenmagazine und zum Betriebe einer Wagenmacherei. Hierhin hatten sich die tyamuahaschen Herero mit ihrem Vieh geflüchtet, und hierhin verfolgten sie ihre bisherigen Herren, die Hottentotten. Dank der Hilfe Anderson's und einiger anderer Europäer wurden die Hottentotten geschlagen (Juni 1864). Sie zogen sich dann aus dem Damralande zurück, südwärts nach Windhoek und nach weiteren Niederlagen noch mehr südwärts nach Hatsamas und der alten Grenze des Namalandes. Der Kampf zwischen den rothen und schwarzen Stämmen dauerte dann noch fort bis zum Jahre 1870. Dann wurde unter Vermittelung des Missionars H. Hahn Friede geschlossen. Auffallender Weise und zum Aerger der Herero wurde damals Windhoek dem Sohne des Jonker als Wohnsitz eingeräumt. Er selbst und seine hottentottischen Bundesgenossen im Namalande hatten freilich ein noch viel größeres Stück des Damralandes begehrt, bis an den Flußlauf des Tsoaaub (Schwachaub), und auch jetzt erhebt Jan Jonker noch immer die gleiche Forderung. Die Herero dagegen kümmerten sich gar nicht um den Friedensschluß, sondern trieben ihre Viehheerden wie vor Zeiten weit über Windhoek hinaus bis nach Hatsamas. So blieb der Anlaß zum Streite bestehen und ebenso der tiefe Haß zwischen Nama und Damra, zwischen den rothen und den schwarzen Völkern. Ein friedliches Beieinanderwohnen der beiden Rassen erscheint fast als Unmöglichkeit. Vom Jahre 1880 bis 1885 war der Krieg zwischen ihnen wieder im vollen Gange. An 1000 Menschen mögen auf beiden Seiten in diesem Kriege gefallen sein. Besonders an den schlecht bewehrten Ovambandieru wurden von den Hottentotten schändliche Greuel verübt. Aber auch die Herero haben den Orlam mit gleicher Münze heimgezahlt. Diesen Dingen nun abzuhelfen und die nöthige Ruhe und Sicherheit im Lande zu schaffen, wird die nächste Aufgabe der deutschen Regierung sein. Vielleicht würde sie am besten thun, den streitigen, südlichen Theil des Damralandes, der seit fünf Jahren ganz unbewohnt ist, für neutrales Gebiet zu erklären, die beiden zunächst in Betracht kommenden Häuptlinge Maharero und Jan Jonker mit einer kleinen jährlichen Rente abzufinden und eine kleine Polizeimacht in das neutrale Gebiet, vielleicht in Windhoek, zu postiren. Die Bastards, von denen jetzt weiter geredet werden soll, würden sich vortrefflich zu Grenzpolizisten eignen, wenn sie unter deutsches Kommando gestellt würden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 13. Februar sind die Russen feierlich in das ihnen zugesprochene Pendschdeh eingerückt und haben dort ihre Behörden eingesetzt. Gleichzeitig wird gemeldet, daß eine Abtheilung von Saryk-Türkmenen, deren Gebiet an Afghanistan gefallen ist, nach russischem Gebiete ausgewandert ist.

— Bastian, A., Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipels. II. Timor und umliegende Inseln. Mit zwei Tafeln. Berlin 1885. LXXIV und 116 Seiten. Die zweite Lieferung von Bastian's Indonesien enthält außer einem 70 Seiten starken, rein philosophischen Vorworte (Metaphysische Prolegomena für die Psychologie als Naturwissenschaft) das auf Timor und Umgebung (Tanah-Papua, Rotti, Tenimber, Aaru und Key) bezügliche, theils selbst an Ort und Stelle erkundete, theils aus der Litteratur gesammelte Material. Ein unendlicher Reichthum verbürgter Thatsachen macht das Buch zu einer Fundgrube für den Arbeiter auf dem Gebiete der Völkerpsychologie, aber viele Leser wird es kaum finden. Freilich ist das auch nicht sein Zweck; „ne perlegant, sed ut quisque desiderabit aliquid, id tantum quaerat," mit diesem Citate aus Plinius verzichtet der Autor selbst darauf und bezeichnet scharf, was er mit seinem Buche will; etwas finden wird in den einzelnen Kapiteln und in den damit nur locker im Zusammenhange stehenden Anmerkungen wohl Jeder.

Afrika.

— Der Bericht über die Senckenbergische Gesellschaft für 1885 enthält die von Dr. H. Schmidt gehaltene Gedächtnißrede auf den verstorbenen Senior der Afrikareisenden Dr. E. Rüppell. Dieselbe bringt vieles seither unbekannte Material aus ungedruckten Quellen; die von Rüppell entworfenen Routenkarten sind in photolithographischer Nachbildung beigegeben.

— Houdas, O., Ethnographie de l'Algérie. (In „Bibliothèque ethnographique publiée sous la direction de M. Léon de Rosny." Vol. 5.) Ein kleines Büchlein in 12°, das, ohne wesentlich Neues zu bringen, das über die algerische Ethnographie Bekannte in übersichtlicher Form zusammenstellt. Wir machen auf es besonders deshalb aufmerksam, weil die darin enthaltenen Abbildungen eines Bergkabylen, eines Rifbewohners und eines Arabers mit die besten Typen dieser Rassen sind, die wir noch gesehen haben. Der Verfasser glaubt, unter den Berbern einen blonden und einen braunen Typus unterscheiden zu können, die nicht bloß in der Farbe der Haare verschieden sind; der blonde herrscht in Marokko vor. Ko.

— Die politischen Zeitungen enthalten ein Telegramm aus Kairo vom 15. März, wonach in „Gebetzey", einer „Ortschaft" an der Küste des Rothen Meeres, eine mächtige Petrolenmquelle entdeckt worden ist. Gemeint ist der Gebel Zeit (z als weiches s zu sprechen), d. h. eben „Oelberg", welcher der Südspitze der Sinai-Halbinsel gegenüberliegt und durch seine Erdölquellen schon lange bekannt ist.

— Ein englisches Kanonenboot unter Major Hunter, dem politischen Agenten in Aden, hat in Las Gori, einer Stadt an der Nordküste der Somali-Halbinsel in 48° 10′ östl. L. Gr., die englische Flagge gehißt. Las Gori liegt bereits an derjenigen Küste, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (vergl. oben S. 207) von den Sultanen der Somali erworben zu haben behauptet.

— Dr. Fischer berichtet vom 8. Januar vom Victoria Nyanza über Zanzibar, daß nach einem Briefe Dr. Schnitzler's (Emin-Bey) an den englischen Missionar Mackay — das Datum dieses Briefes wird leider nicht angegeben — die drei so lange vermißten Europäer, Dr. Junker, Dr. Schnitzler und der Italiener Casati sich wohlauf in der Nähe von Unjoro befänden, daß ihnen aber der Durchzug durch Unjoro verwehrt werde. — „In der Nähe von Unjoro", soll wohl bedeuten „an der Nordgrenze des Landes"; es ist das ein Reich im Norden und Nordwesten von Uganda (in welch letzterem sich englische Missionare und Jesuiten befinden). Im Norden wird es vom See Albert Nyanza und dem Somerset-Nil begrenzt.

— Lieutenant Wißmann hat nun leider doch seine neuen Reisen im südlichen Congobecken (vergl. oben S. 127) aufgeben müssen. Auf dem Wege von Vivi nach dem Stanley-Pool ist er ernstlich erkrankt und wird in Folge dessen nach Europa zurückkehren müssen.

— Die Lieutenants Kund und Tappenbeck, die am 9. August 1885 von Leopoldville am Stanley-Pool nach dem Inneren aufbrachen, sind nach der „N. Preuß. Ztg." am 29. Januar dieses Jahres daselbst wieder eingetroffen, Lieutenant Kund unfähig zu gehen, im Canoe liegend, in Folge einer Pfeilwunde. Sie haben den Kuango, Kassai, Sankura überschritten und sich dann an einem Flusse, der unterhalb des Sankura in den Kassai geht, Canoes gebaut. Den größten Theil ihres Weges hatten sie fortwährend Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen. Bei einem Ueberfalle durch Eingeborene hatten sie ihre Munition und Provisionen verloren. Diese Verluste und die Verwundung des Herrn Kund hatten sie zur Umkehr gezwungen.

Nordamerika.

— Die britische Regierung hat gegenwärtig eine Frage von großem Interesse in Erwägung, welche mit dem vorgeschlagenen Pacific-Postdienste und der Eröffnung einer neuen Route nach Ostasien in Verbindung steht. Falls die von der kanadischen Pacific-Eisenbahngesellschaft jetzt unterbreiteten Vorschläge angenommen werden, wird der Postdienst, welcher gegenwärtig über Suez zwischen England und Hongkong 34 bis 37 Tage, nach Schanghai 39 bis 42 Tage und nach Jokohama 43 bis 46 Tage in Anspruch nimmt, nur beziehungsweise 29½ bis 31½, 28 bis 30 und 24 bis 26 Tage erfordern. Ueberdies kann England im Falle eines Krieges und bei der Möglichkeit der Schließung des Suezkanals mit Sicherheit und schleunig Truppen nach Indien senden. In Verbindung mit obigem Plane besteht die Absicht, Halifax zu der größten britischen Flottenstation in Amerika zu machen.

Inhalt: Dr. Pauli: Porto Novo. (Mit sieben Abbildungen und einer Karte) — Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. VII. (Mit drei Abbildungen und einer Karte.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damaralandes. II. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

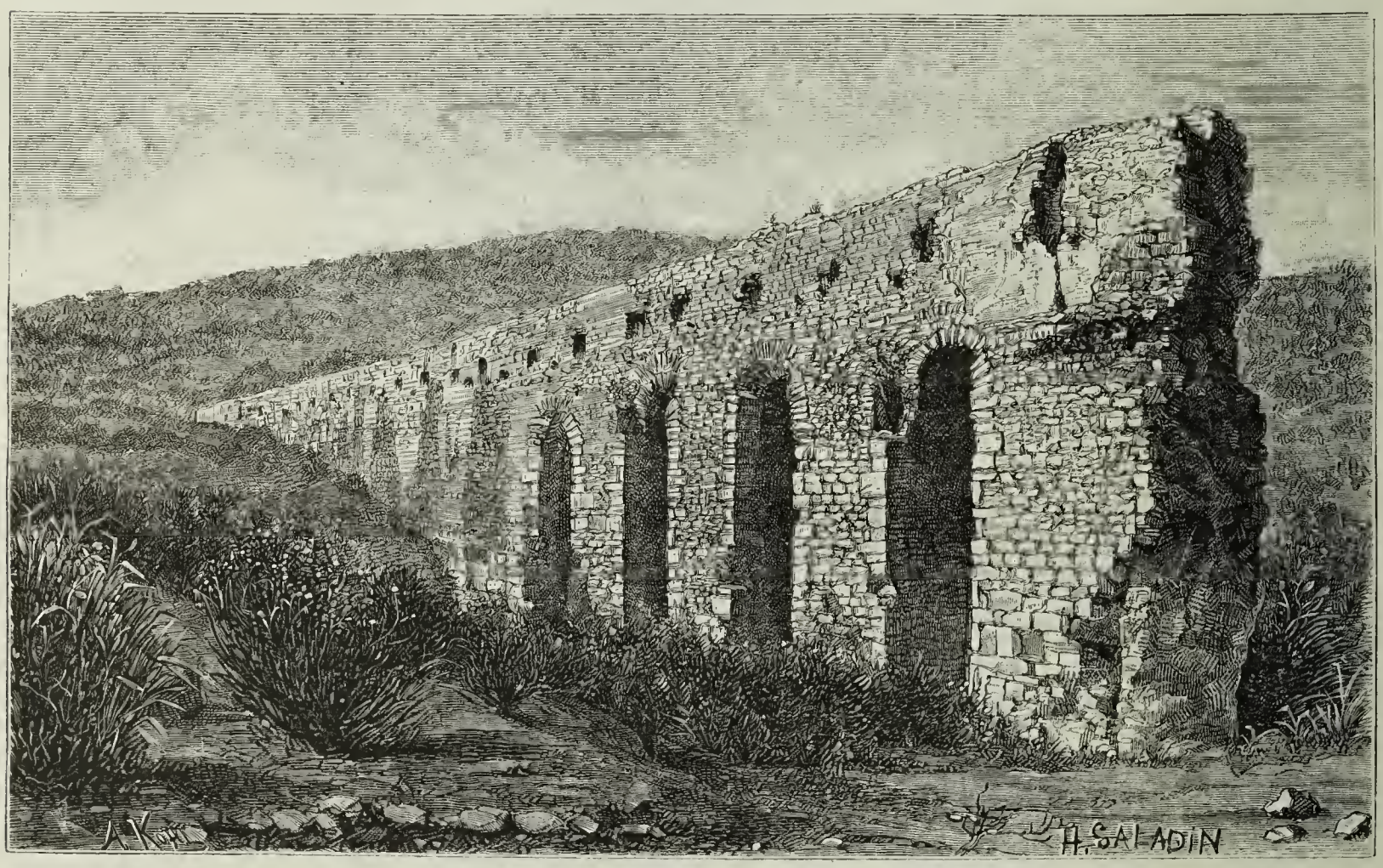
Ko. Zur Römerzeit führte eine vielbegangene Heerstraße von Susa am Meere nach Suses, dem heutigen Sbiba, und sie muß in der Nähe von Kairuan vorbeigekommen sein; sie wieder aufzufinden, war der Hauptgrund, welcher die Reisenden wieder in die heilige Stadt zurückgeführt hatte. Sie schlugen die Richtung an dem früher erwähnten Lusthause Dar Farik und seinen prächtigen Gärten vorüber nach den Bergen zu ein und erreichten gegen 11 Uhr den Fuß des Dschebel Gurin, des äußersten Ausläufers der gewaltigen Bergmasse des Dschebel Usselet. Hier bogen sie in ein seinem Fuße entlang laufendes Thälchen ein, welches von dem Wed Scherischera durchrieselt wird. Unter den Resten einer Wasserleitung wird der Frühstückshalt gemacht; vier mächtige Bogen überspannen das Bachbett und die Fortsetzung läßt sich etwa 3 km weit verfolgen. Es ist das ein Römerwerk, das, wenn auch nicht Kairuan, so doch die Ebene einst mit frischem Gebirgswasser versorgte und so gut erhalten ist, daß man ernstlich daran denkt, es wieder in Stand zu setzen und so der chronischen sommerlichen Wassersnoth der heiligen Stadt ein Ende zu machen. Die Quelle, welche damals das Wasser lieferte und es heute wieder liefern soll, heißt, wie der Bach, Aïn Scherischera; sie liegt einige Kilometer weiter oben und auf der ganzen Strecke sieht man die Spuren der alten Leitung, streckenweise sogar in den Felsen gehauen.

Den ganzen Tag hindurch geht es durch ein verwickeltes System von kleinen Thälern, und es wird Abend, ohne daß man Menschenspuren bemerkt. Indeß die Reisenden sind guten Muthes, denn der alte Tschausch (Polizeisoldat), den man ihnen in Kairuan als Führer mitgegeben, kennt das Land wie seine Tasche und scheint durchaus nicht geneigt, auf die abendliche Diffa (Mahlzeit) zu verzichten. Von Ruinen sieht man nur hier und da die Trümmer römischer Meiereien, die beweisen, daß auch dieses Bergland einst in seiner ganzen Ausdehnung besiedelt war. Heute begegnet man keinem Menschen, erst gegen Abend lenkt der Tschausch vom geraden Wege ab und bringt die Expedition zu einem ziemlich bedeutenden Araberduar. Sie wird freundlich aufgenommen, ein Zelt wird für die Leute errichtet, die Pferde können sich an Stroh und Gerste gütlich thun und die Eskorte nicht minder an dem Kuskussu, welcher in einer riesigen Holzschüssel aufgetragen wird.

Den Reisenden ist aber klar geworden, daß in diesem bebuschten Gewirre von Bergen und Thälern die Römerstraße ganz gewiß nicht zu suchen ist; sie stellen das dem Führer vor und er scheint sie auch zu begreifen. Am folgenden Morgen ändert er darum die Richtung und wendet sich dem Dschebel Trozza zu, dessen mächtiger Rücken schon längst zur Linken sichtbar ist. Der Pfad zieht sich durch ein endloses, langweiliges Dickicht von Lentisken und Thuja hin, in dem man stellenweise kaum weiter kann; aber nach und nach wird das Land flacher, man nähert sich wieder der Ebene. Der Wed Merg el-Lil, der hier das ganze Jahr hindurch Wasser führt, wird ohne alle Schwierigkeit überschritten, dann folgt man dem Fuße des Trozza. In halber Höhe wird eine große Felsspalte sichtbar; nach Angabe des Führers führt sie in eine geräumige Höhle, welche das ganze Jahr hindurch mit Wasserdampf erfüllt ist und die man darum Hammam (Bad) nennt.

Der Dschebel Trozza erhebt sich ziemlich isolirt in der Ebene und kann darum nördlich wie südlich umgangen werden. Die Karawane schlägt die erstere Richtung ein und zieht zwei Stunden lang auf einem Araberpfade am steilen Berghange längs einer tiefen Schlucht dahin; dann steigt sie in bequemer Senkung hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf zum kleinen Berberdorfe Daschra el-Ussseltia. Dasselbe liegt äußerst romantisch, fast auf einer Insel, denn eine tiefe Schlucht umzieht es auch auf der anderen Seite und, wenn in der Regenzeit beide Wildbäche Wasser führen, sind die Einwohner ganz von der Außenwelt abgeschlossen. Daß die Einwohner Berber sind, beweist nicht nur der Name ihres Dorfes (Daschra bedeutet ein Dorf aus festen Steinhäusern im Gegensatze zum Duar, dem Zeltdorfe), sondern auch eine ebenso einfache wie sinnreiche Oelpresse, deren Konstruktion sicher vorrömisch ist. Unsere Abbildung giebt eine gute Vorstellung davon. Ein Baumstamm ist mit seinem einen Ende an einem zwischen zwei Bäumen befestigten Querbalken festgemacht, das andere Ende ist frei und kann durch Steine oder durch Menschenkraft beschwert werden. Unter seinem ersten Drittel ist eine kreisförmige Vertiefung mit Steinen ausgelegt; auf ihr werden die Oliven in den bekannten linsenförmigen Körben aufgeschichtet und durch Herabziehen des freien Endes ausgepreßt. Das Oel sammelt sich in der Vertiefung und kann von da durch eine Rinne in ein tieferes Loch fließen, aus dem man es ausschöpft. Diese primitive Vorrichtung ist ganz ähnlich derjenigen, welche man in Deutschland vielfach bis in dieses Jahrhundert hinein beim Keltern benutzte; sie hat sich aber nur hier und da in abgelegeneren Gegenden erhalten; in der französischen Kabylie sieht man überall die Kelterpresse mit Schraubenspindel.

Bei Tagesanbruch wird der Weitermarsch nach Sbiba angetreten. Zur angenehmen Ueberraschung der Reisenden



Wasserleitung im Wed Scherischera. (Nach einer Photographie.)

bildet der Nordabhang des Dschebel Trozza einen schroffen Gegensatz zu der bisher durchzogenen Einöde, ein förmlicher Olivenwald bedeckt ihn bis zum Merg el-Lil herab. Felder mit Gerste und Bohnen sind überall angelegt, nach der Wegseite geschützt durch Kaktushecken, kurz, man ist im Kabylengebiete. Stellenweise könnte man sich im Sahel bei Hammamet oder Susa glauben. So wird binnen Kurzem das ganze Bergland wieder aussehen, wenn die französische Regierung seinen Bewohnern nur Schutz gegen die Blutsauger in Tunis gewährt. Auf der Straße herrscht ziemlicher Verkehr; es existiren sogar zwei Funduks, in denen man eine Tasse Kaffee und nöthigenfalls sogar Unterkommen finden kann.

Leider dauert aber die Fruchtbarkeit nicht lange; schon das vom Wed Gattar durchströmte Seitenthal ist weniger gut bebaut und durch wild zerrissenes Land gelangt man bald wieder in die vollständige Wüste. Am Kasr Marnji wird gefrühstückt; es sind die Trümmer einer unbedeutenden Befestigung, nur 10 m im Geviert, offenbar in den letzten Tagen der Römerherrschaft in aller Eile zur Abwehr eines feindlichen Ueberfalles errichtet. Zwei Stunden weiter erreicht man den Wed Kuki, in dessen breitem Sandbette ein Araberstamm sein Zeltdorf aufgeschlagen hat. Die Reisenden nehmen hier Nachtquartier, nicht ohne einiges Bedenken, denn ein Wolkenbruch oben in den Bergen hätte sie und ihre Gastfreunde in eine sehr bedenkliche Lage bringen können. Eine benachbarte Ruine stellt sich auch als der Ueberrest einer kleinen Befestigung, eines Bordsch, wie man das jetzt nennen würde, heraus; das Thürgesims trägt den Löwen von Juda und den Pfau; der Bau stammt also aus christlicher Zeit.

Vom Wed Kuki führt der Weg in südwestlicher Richtung zum Wed el-Hatob und eine Strecke weit in dessen sandigem Bette entlang; eine eigenthümlich auf einem Hügel

hängende Ruine, der Henschir Bu ed-Diab, bleibt zur Rechten, und nach weiterem zweistündigem Marsche über eine wüste Ebene ist das vorläufige Reiseziel, der große Henschir von Sbiba, erreicht.

Es ist wenig genug, was wir über das antike Sufes wissen; ein paar Inschriften und Statuenbasen beweisen, daß es schon zur Zeit des Augustus existirte; sonst erfahren wir von ihm eigentlich nur, daß es in christlicher Zeit ein Bischofssitz war. Nur als 399 n. Chr. der Kaiser Honorius die Christen ermächtigte, den Heiden ihre Tempel wegzunehmen und die Götterbilder zu zerstören, machte die Stadt für einen Moment von sich reden. Sie besaß ein hochverehrtes Heiligthum des Herkules, wohl also des Melkarth, was sie als eine phönizische Gründung erscheinen läßt, die vielleicht bis in die Zeit der Auswanderung der Kanaaniter zurückreicht. Im Tempel stand eine Bildsäule des Gottes und, als die Christen sie zu zerstören versuchten, setzten sich die Heiden zur Wehre und erschlugen 60 Christen. Der heilige Augustinus schrieb deshalb einen salbungsvollen erbitterten Brief an die Bewohner von Sufes, der uns erhalten geblieben und so ziemlich das einzige Dokument ist, welches uns von der alten Stadt Nachricht giebt; die erschlagenen Fanatiker wurden natürlich heilig gesprochen und die Kirche feiert noch das Angedenken der Märtyrer von Sufes am 30. August. — Später wird die Stadt nur noch einmal genannt; in ihrer Nähe bei Mems fand die große Entscheidungsschlacht statt, wo Kuschile ben Behram, der mit den Griechen verbündete Berberkönig, durch die Araber unter Zobeïr ibn Kaïs eine schwere Niederlage erlitt.

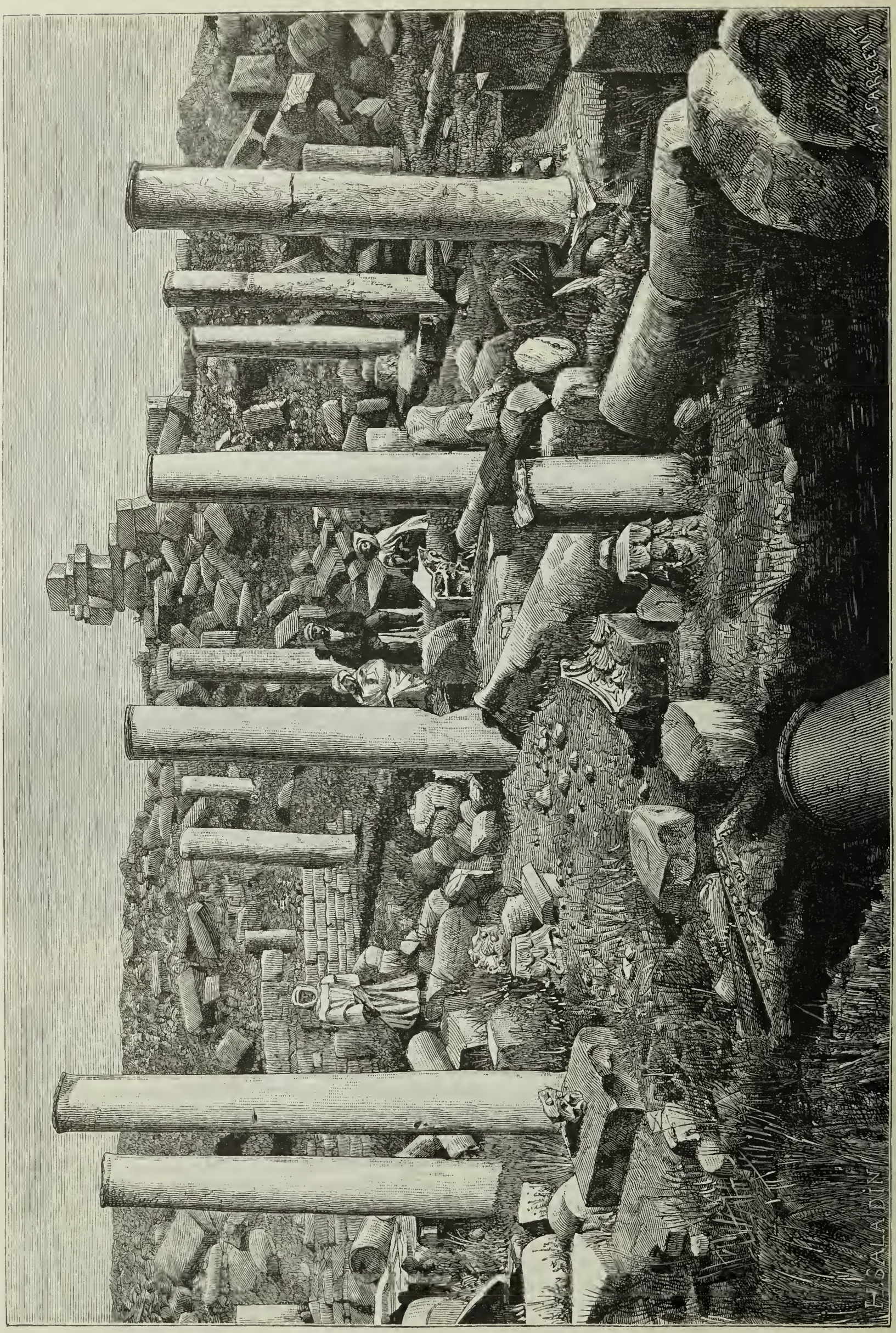
In der Umgebung der Stadt fällt zunächst eine Anzahl kleinerer Befestigungen auf, offenbar aus der Zeit stammend, wo die Berber nach dem Untergange des Vandalenreiches sich die Gelegenheit zu Nutze machten und die Ansiede-

Oelpresse in Daschra el-Usseltia. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)

lungen bis unter die Mauern der großen Städte plünderten. Aber es sind auch noch wichtigere Gebäudereste erhalten. Ausgedehnte Mauern in Blockwerk deuten auf eine Thermenanlage, in welcher noch die für die Aufstellung von Statuen bestimmten Nischen erkennbar sind. Dann fallen die Ueberreste eines hufeisenförmigen Nymphäums in die Augen, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit schönen Quadern bekleidet; Bruchstücke von korinthischen Säulen und von Statuen sind noch vorhanden, und man sieht deutlich den viereckigen Wasserbehälter und die Oeffnungen, durch welche das Wasser in den Brunnen abfloß; auch von der zuführenden Wasserleitung sind noch einige Reste erhalten.

Die wichtigste Ruine ist indeß die von den Arabern als Dschama Sidi Okba, die Moschee Sidi Okbäs, bezeichnete. Innerhalb einer hohen Umfassungsmauer stehen sechs Reihen antiker Säulen, deren sorgsam ausgearbeitete korinthische Kapitäle in schroffem Gegensatze stehen zu dem elenden Mauerwerke, das sie umgiebt. Sie sind offenbar einem viel älteren Bauwerke entnommen und haben ihre jetzige Anordnung von mohammedanischer Hand erhalten, denn in der Mauer ist als gewöhnlicher Mauerstein eine Konsole eingesetzt, welche Weintrauben und Reben, also ein häufig wiederkehrendes christliches Emblem, trägt. Der arabische Name könnte also ganz gut berechtigt sein und es ist dies wahrscheinlich die Moschee von Sbiba, die El-Bekri in seinem Reiseberichte erwähnt.

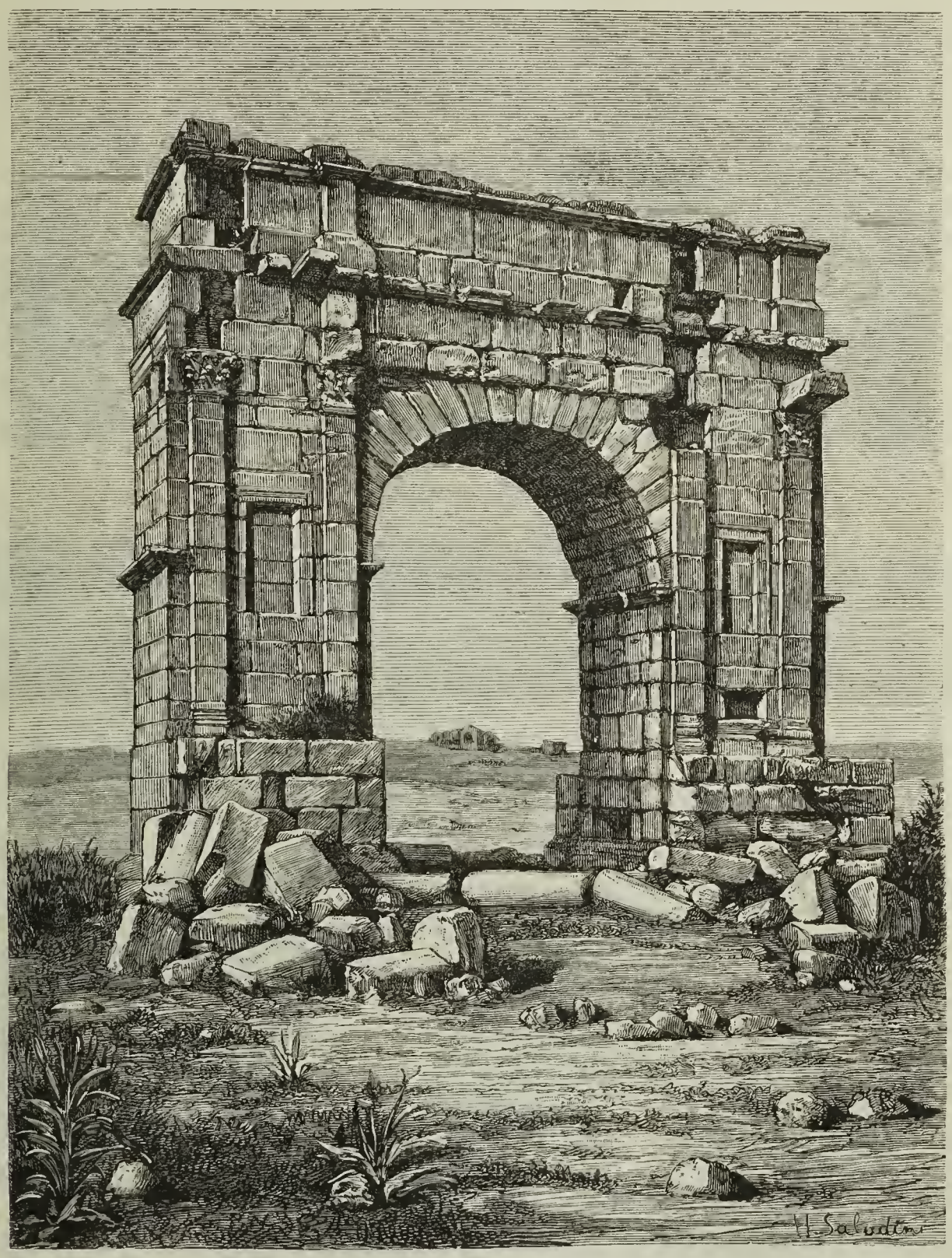
Es lag nicht im Plane der Reisenden, in Sbiba genauere Nachforschungen anzustellen; Sbeitla bot dafür ein viel lohnenderes Feld und schon nach zweitägigem Aufenthalte brachen sie dorthin auf. Ihre Marschrichtung folgte jedenfalls der einer alten Römerstraße, aber es ließ sich keine Spur mehr von derselben entdecken; auch sonst bot die ziemlich kurze Strecke keinerlei Interesse und ohne jeden Zwischenfall wurde die Stätte des alten Sufetulae er-



Dschama Sidi Okba in Sbiba. (Nach einer Photographie.)

reicht. Ehe die Reisenden hier aber einen längeren Aufenthalt nahmen, machten sie noch einen Vorstoß, um die Römerstraße von Sufetulae nach Aquae Regiae aufzusuchen. Durch den wohlerhaltenen Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt, zogen sie nach einem Plateau, das sich den Bergen entlang erstreckt, und fanden hier auch die unzweifelhaften Spuren der gesuchten Straße, welche sie auf eine geraume Strecke hin verfolgen konnten. Dann wandten sie sich links, um die berühmte Quelle von Fum el-Gelta zu erreichen.

Mitten in dem hügeligen Lande erscheint plötzlich eine Felsenmasse, durch eine gewaltige Kluft gespalten, und an ihrem Fuße liegen zwei große Wasserbecken, durch eine Felsenmauer, welche das Thal durchzieht, aufgestaut. In die Felsenmauer ist von Menschenhand eine Kerbe gehauen, durch welche das Wasser in eine Leitung tritt, welche es in

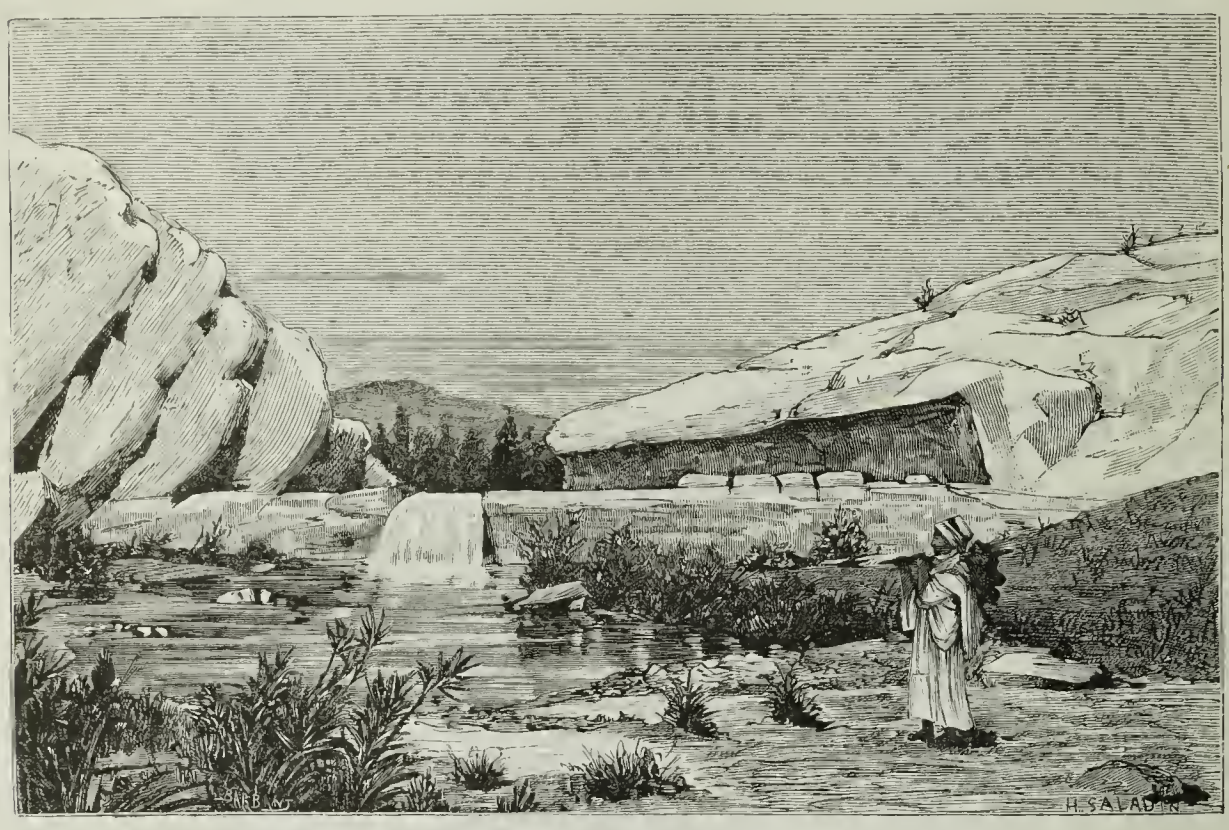


Triumphbogen von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

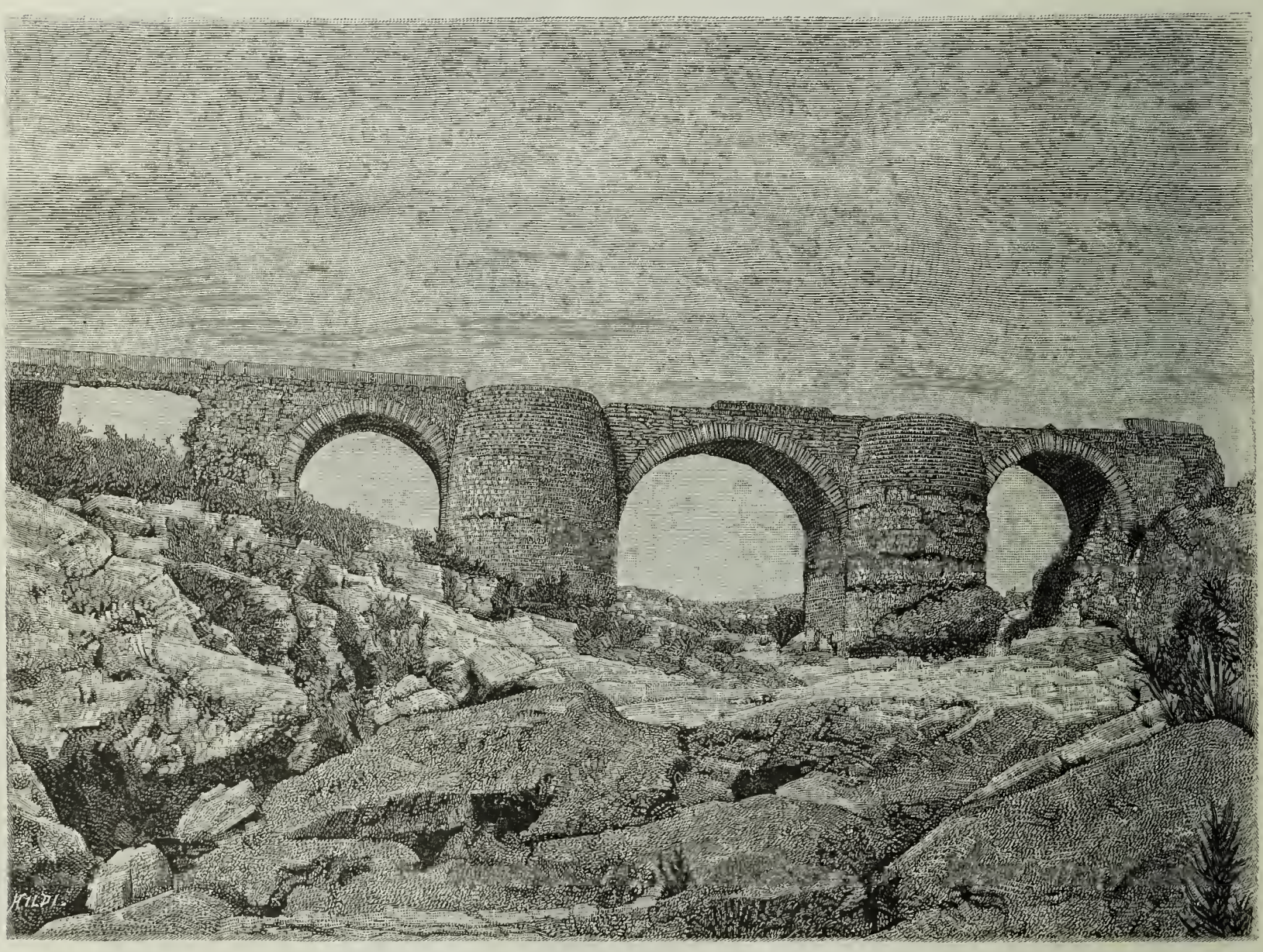
ein Sammelbecken von 30 m Breite bei 38 m Länge führt. Dieses Sammelbecken, dessen Mauern durch Widerlager gestützt werden, ist vollkommen wohl erhalten und hat ungeachtet des angesammelten Schlammes und des seit Jahrhunderten hineingewehten Sandes und Staubes immer noch eine Tiefe von 2 m. Ein Aquädukt scheint von hier aus ein paar Dörfer in der Ebene, deren Trümmer man noch sieht, versorgt zu haben; er ist zerfallen und heute stürzt das Bergwasser in einer Kaskade über den Rand des Beckens und verschwindet nach kurzem Laufe in einer dicken Sandschicht. Die Umgebung der Becken ist mit Oleandern und allen möglichen Bäumen bewachsen; aber auch der Bergabhang jenseits der Felsen trägt ein dichtes Grün von Wachholderbäumen, über welche sich einzelne Strandkiefern erheben.

Im Schutze der Bäume wird die Nacht verbracht; am anderen Morgen steigt die Karawane durch eine enge Schlucht hinab, in deren Grunde der dem Wed Menasser

tributäre Wed Sbeitla fließt. Oleanderbüsche erfüllen das Thälchen so dicht, daß die Pferde Mühe haben, sich durchzuarbeiten. Am Ausgange biegt der Weg um eine Felsenecke und nun erhebt sich vor den Reisenden auf ein-



Fum el-Gelta. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)



Wasserleitung in Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mal das Plateau von Sbeitla, und an seinem Rande, gerade über ihnen, der Triumphbogen des Konstantin. Daneben liegen die Trümmer der drei Tempel und ihr Peribolus, und etwas weiter hin die Mauern des Theaters. So weit

das Auge reicht, trifft es Ruinen aller Art; nur hier und da sprossen ein paar dürftige Kräuter oder ein dorniger Busch des wilden Oelbaumes oder eine verkümmerte Strandkiefer. Der Gesammteindruck ist ein gewaltiger, besonders wenn man die Ruinen in der Abendbeleuchtung, vom Strahle der sinkenden Sonne vergoldet, zum ersten Male erblickt.

In Sbeitla gedachten die beiden Archäologen sich längere Zeit aufzuhalten und wenigstens einige Nachgrabungen vorzunehmen; sie mußten sich darum nach einem etwas besseren Nachtquartiere umsehen, als ihre engen Zelte boten, besonders da die Witterung nicht übermäßig viel Gutes versprach. Ein paar neuere Gebäude, welche die Araber auf der Ruinenstätte errichtet hatten, konnten nothdürftigen Schutz gewähren. Zuerst quartierten sich die Reisenden in einem Gebäude ein, das der Marabut Sidi Ibrahim einstmals neben der Ruine eines Tempels erbaut hatte. Dann siedelten sie aber definitiv in ein neueres Gebäude über, das ein reicher Eingeborener aus der Oasis von Nefta, südlich von Gafsa, Sidi Mustapha ben Azuz, vor etwa 20 Jahren errichten ließ. Derselbe hatte den für einen Tunisер wirklich auffallenden und kühnen Gedanken, Sbeitla wieder zu kolonisiren, und hatte dazu eine Anzahl seiner Leute abgesandt, welche sich zunächst daran machten, ein Wohnhaus, freilich auf Kosten einer ganzen Anzahl antiker Reste, zu erbauen. Das Bauwerk blieb aber unvollendet, denn die benachbarten Nomadenstämme bezeugten gar keine Lust, innerhalb ihres Gebietes eine feste Ansiedelung entstehen zu lassen und plagten die Kolonisten so lange, bis diese sich entschlossen, ihre Pläne aufzugeben.

In den Trümmern richtete die Expedition sich häuslich ein, so gut es eben ging. Der große Hof war als Stallung für die Lastthiere sehr willkommen, denn wenn auch Raubthiere hier nicht zu befürchten waren, den arabischen Nachbarn war nicht allzusehr zu trauen. Die eigentliche Wohnung bestand aus zwei noch nothdürftig erhaltenen Zimmern, zwischen denen ein drittes mit eingestürzter Decke lag. Die beiden Reisenden nahmen das eine für sich und verstopften die Löcher in den Mauern, so gut es ging; das Zelt wurde als Thür verwandt, und so hatten sie schließlich ein Obdach, das ziemlich genügenden Schutz gegen die Tageshitze wie gegen die Nachtkälte bot. In dem anderen Hause wurden die acht Soldaten untergebracht, welche sowohl als Eskorte, wie als Arbeiter bei den Ausgrabungen fungiren sollten. Durch ihre Unterstützung wurde es den beiden Archäologen möglich, etwas genauere Forschungen anzustellen als ihre Vorgänger.

Die antike Stadt liegt auf einem Plateau, welches der Wed Sbeitla in einer tief eingerissenen Schlucht umfließt. Dieser Bach entspringt nordwestlich der Stadt in einer gewaltigen Felsspalte, deren Ränder sich gegen 60 m hoch erheben; sie läuft gegen einen Kilometer weit nördlich und endet an einer Felsenmauer, über welche in der Regenzeit die vom Hochplateau herabkommenden Gewässer in einem prächtigen Wasserfalle herabstürzen. Eine ganze Anzahl Quellen führen ihm ihr Wasser zu, so daß er auch im Hochsommer nicht ganz versiecht. Eine der reichsten hatten die Eingeborenen bei dem Kolonisationsversuche Sidi Mustapha's gefaßt und durch eine Mauer aufgestaut, um sie der neuen Stadt zuzuführen; sie ist etwas wärmer als gewöhnlich, und man konnte selbst im Januar recht gut in ihr baden; das felsige Bett ihres Abflusses bot prächtige natürliche Badewannen.

Die Quellschlucht bietet einen wunderbar großartigen Anblick. Ihre beiden Felsenwände verlaufen völlig gerade, aber sie sind von Zeit zu Zeit durch tiefe senkrechte Spalten zerrissen. Nur hier und da sprossen im Bette des Baches ein paar Oleander, am Abhange einzelne Wachholder- und Halfabüsche. An einigen Punkten wird die Wand von kleinen Seitenthälchen geschnitten, die besser bewachsen und von zahlreichen Rebhühnern bevölkert sind, und in den steilen Felsen findet die blaue Felsentaube ein sicheres Versteck. Näher an der Stadt treten auch auf dem Grunde des Thales Felsen hervor und hier, ganz nahe der Wohnung der Reisenden, überschreitet es die Wasserleitung, welche dem alten Sufetulae die frischen Quellwasser vom Dschebel Sbeitla zuführte. Noch ungefähr einen Kilometer weit windet sich der Bach bald zwischen steileren, bald zwischen flacheren Ufern, dann erreicht ihn das Schicksal aller seiner Genossen in dieser Gegend: er verschwindet im Sande und vermehrt das unnütze Grundwasser, das irgendwo tiefer unten, mit den löslichen Substanzen des Bodens geschwängert, wieder zu Tage tritt.

Die Houbirg.

Eine keramische Studie.

Vortrag, gehalten am 30. December 1885 in der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg von deren korrespondirenden Mitgliede Dr. **C. Mehlis.**

Bei Nürnberg, eine Stunde östlich vom reizenden Gebirgsstädtchen Hersbruck entfernt, erhebt sich das über 600 m hohe Plateau der Houbirg oder in hochdeutschem Sinne des Hohberges. Sein Plateau, welches vom Happurger Bache und dem zur Pegnitz mündenden Kieselbache in tiefgeschnittenen Thalungen umzogen wird, umgiebt eine der großartigsten Wallungen der Vorzeit. Dieselbe umzieht einen Flächenraum von ca. 90 000 qm und erhebt sich, aus Kalksteinen und Erde gethürmt, an den höchsten Stellen fast 14 m hoch über den die Befestigung umschließenden Wallgraben. Räthselhaft ist nicht der Zweck der weitgedehnten Bauernburg der Vorzeit, wohl aber die Zeit, in welcher sie von Menschenhänden gebaut ward. Die Ausgrabungen, welche ich selbst vor mehreren Jahren ausführte, lieferten kein entscheidendes Resultat [1]). Wohl fanden sich Scherben verschiedener Art, sonst die Leitmuscheln der Archäologie, wohl ein Bronzering und ein Eisenbeil, wohl Eberzähne und Rehknochen. Aber von wem rühren diese Altsachen her?

---

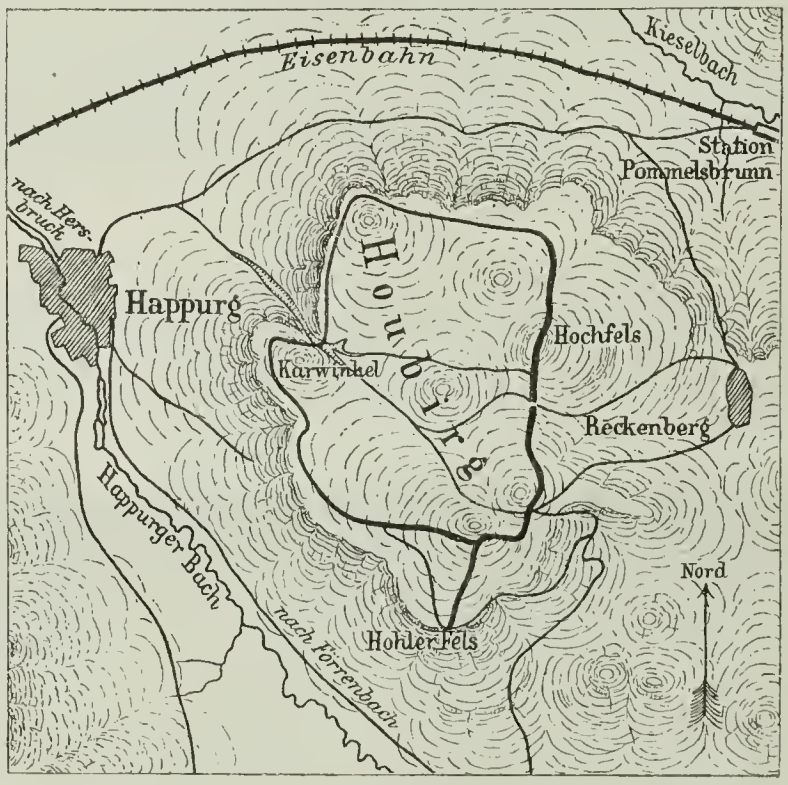
[1]) Vergl. „Archiv für Anthropologie", XI. Band, 1879, „die Houbirg im Pegnitzthale" von Dr. C. Mehlis, mit Plan, S. 189 bis 213.

So mußte der Epigone, der auf dem Werke der Vorzeit sinnend stand, ohne Antwort fragen.

Vor wenigen Stunden zeigte mir nun Herr Zippelius Gefäßreste verschiedener Art, die an der Westseite des Walles, am sogenannten Karwinkel (= Spitzwinkel, ein Name, welcher die Oertlichkeit genau schildert), von Steinhauern aufgelesen wurden. Man kann zweierlei Art unter ihnen scheiden. Die einen bestehen aus fein geschlämmter Erde, zeigen inwendig rothe Farbe, außen Graphitschwärzung, sowie regelmäßige Bildung des Randwulstes. Abgewaschen von dem Niederschlage der Jahrhunderte ähneln sie rohen Stücken der römischen terra sigillata, den römischen Porzellanwaaren. Die Technik hat bei ihrer Herstellung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die zweite Art zeigt dickes grobes Material, welches mit zahlreichen Glimmerplättchen versetzt ist. Der Rand zeigt unförmliche Figuren, der Hals ist von großer Plumpheit. Der Töpfer hat die Drehscheibe nur ungeschickt gehandhabt. Den Gefäßbauch umzieht eine primitiv hergestellte Leiste mit Nägeleindrücken als Ornament. Andere Stücke zeigen in Reihen um den Gefäßbauch geordnete Kerben als Verzierung auf.

Wo nun der Wall in der Richtung nach Osten, auf Reckenberg zu, einen alten Durchbruch besitzt (vgl. Plan), fanden sich im Walle selbst bei meinen Ausgrabungen neben Kohlen und Knochen Gefäßreste, welche im Materiale, der rothen Farbe innen und außen, sowie dem Gebrauche des Färbemittels, des Graphits, genau der besseren und älteren Sorte von Karwinkel, der Westseite der Houbirg, entsprechen. Kein Zweifel, diese Scherben von der Nähe des Hochfels am Reckenberger Wege und die rothschwarze Sorte vom Karwinkel gehören derselben Zeit und denselben Fabrikanten an; sie zeigen in Form und Technik denselben Stempel ihres archäologischen Charakters auf. In der Tiefe des „Hohlen Fels“ (vgl. Plan) am Südtheile der Houbirg haben nun vor zwei Jahren die Gymnasiasten Krell und Genossen neben Knochen vom Höhlenbären und geschlagenen Flintsteinmessern, neben Resten vom Riesenhirsche und Feuersteinknollen an einer seitlichen Stelle rothe, festgebrannte Gefäßreste ausgegraben, welche neben der rothen Farbe als Schmuck in den Thon eingegrabene Kreise und Parallellinien aufweisen. Auch sie ähneln den älteren keramischen Altsachen vom Karwinkel und Hochfels, nur deutet ihr Ornament auf eine archäologisch noch weiter zurückliegende Periode hin. Mit den Flintmessern und den Bärenzähnen jedoch haben sie nichts mehr zu thun. Gleichzeitig sind alle drei Gefäßarten, die vom Karwinkel, vom Hochfels, vom „Hohlen Fels“ einer vierten Art gleich, welche der Eifer der Nürnberger anthropologischen Sektion erst jüngst aus dem zähen Sandboden der Nürnberger Keuperebene gewonnen hat.

Grabhügel bei Altdorf südwestlich der Houbirg und bei Alfalter nördlich der Houbirg lieferten neben einfachen Bronzeringen und Zängchen, eisernem Pferdegeschirr und einer Bernsteinperle eine Reihe von Schalen, Bechern, Urnen. Dieselben zeigen zum Theil denselben rothen äußeren und inneren Anstrich, wie die Houbirger Gefäße, und daneben eine geometrische Ornamentik, welche aus eingedrückten Kreisen, ausgefüllten Dreiecken, verzierten Leisten, zu Figuren verbundenen Strichen besteht. Eine Schale von Alfalter, die mit Graphit geschwärzt ist, weist um den Gefäßbauch eine aus Dreiecken und Quadraten hergestellte künstliche Guirlande auf. Bei einer anderen rothen Schale von Altdorf besteht die herumlaufende Verzierung aus mit Strichen ausgefüllten Dreiecken, welche längs den beiden Katheten eingedrückte Kreise begleiten. Die nämlichen Gefäße mit ganz denselben Elementen der Ornamentik hat man nun vor ca. 20 Jahren an einem fernen Alpensee hoch oben auf einem Friedhofe aus grauer Vorzeit aufgedeckt. Dem firnbedeckten Dachsteine zu Füßen liegt oberhalb des Hallstatter Sees am Osthange des Siegkogels ein Hochthal. In der Nähe der dortigen Saline legte man zwischen 1847 und 1864 die Reste eines merkwürdigen Grabfeldes frei, dessen Todten theilweise verbrannt, theilweise bestattet waren. Umgeben war Asche und Gebeine vom Schmucke der Bronzegehänge, der schneidigen Schwerter und Dolche, und daneben lagen ganze Tafelservice von Gefäßen aller Art. Die Schalen von Hallstatt nun[1]) besitzen z. B. eine Ornamentik, bestehend in Punkten, Strichen, Kreisen, Dreiecken, welche, zu förmlichen Festons geordnet, den Gefäßbauch umziehen, sowie die Auszeichnung der rothen Farbe, welche sie der Keramik von Alfalter und Altdorf zum Verwechseln ähnlich macht. Einzelne ornamentirte Schalenstücke kann man ebenso gut nach Hallstatt wie nach Alfalter oder nach Altdorf versetzen. Gefäße ähnlicher Art hat Dr. Eidam in der Umgegend von Gunzenhausen in Mittelfranken in Grabhügeln massenhaft vorgefunden; östlich davon kommen solche in Tumulis bei Lay in der Nähe von Thalmässing vor[2]). Im südlichen Oberbayern hat Maler Naue bei Pullach und Pähl zahlreiche Grabhügel aufgedeckt, welche dasselbe rothschwarze Farbenspiel und die gleichen Ornamente wie jene schmücken.



Die Houbirg in 1:15000.

Kein Zweifel, in der Periode der Urzeit, welche die modernen Archäologen mit dem Namen der Hallstatter Periode bezeichnen, haben die Urbewohner der nordalpinen Region, welche sich vom Kamme der Centralkette nördlich bis zum Südhange des hercynischen Waldsystemes erstreckt und im Westen über Württemberg und Baden bis zur Rheingrenze, im Osten über Böhmen und Posen bis in die Sarmatische Ebene hinein reicht, ihre Gefäße nach derselben Methode roth und schwarz bemalt und sie mit Ornamenten geschmückt, welche auf denselben Anschauungskreis zurück-

---

[1]) Vergl. Sacken: „Das Grabfeld von Hallstatt“, Taf. 26 und S. 106 bis 109.

[2]) Vergl. des Verfassers Aufsatz im XV. Bande des Archivs für Anthropologie 1884, „Grabhügel und Verschanzungen bei Thalmässing“.

gehen [1]). Das Centrum dieser Bevölkerung aber lag aller Wahrscheinlichkeit nach am Nordrande der Alpen oder in den Nordalpen. — Welcher Schluß aber ergiebt sich hieraus für unsere Houbirg? Auch hier finden sich im „Hohlen Fels", am Hochfels und am Karwinkel die bezeichnenden rothen und ornamentirten Hallstatter Scherben. Aus vorstehenden Thatsachen ist zu schließen, daß die Houbirg nicht älter ist als die Scherben, welche sich im Walle selbst vorfanden. Diese Gefäße aber gehören der Hallstatter Periode an (manche davon, vergl. „Archiv für Anthropologie", XI. Band S. 196, mögen allerdings der älteren la-Tène-Zeit angehören), folglich muß der Wall zur selben Zeit, in der Hallstatter Periode gethürmt worden sein. Die ersten arischen Stämme, waren es nun Rhätier oder Gallier (dem Verfasser ist das erstere wahrscheinlich!), welche aus dem Osten nach Mitteleuropa kamen, bauten im ersten Jahrtausende v. Chr., erste Hälfte, sich, ihren Familien, ihren Heerden zum Schutze solche riesige Bauernburgen, wie sie längs der Donau und des Rheines sich vorfinden. Schon Tacitus kennt diese Lagerräume in seiner „Germania" cap. 37, castra ac spatia. Er schreibt sie den gewaltigen Recken zu, welche sieben Römerheere vernichteten — den Cimbern und Teutonen.

Aber die Scherben der zweiten rohen Art mit den primitiven Wulsten, den Glimmerplättchen und der reducirten Ornamentik! Welcher Periode gehören sie an? — Lange, ich muß es gestehen, war der Forscher bei ihrem Anblicke unentschlossen. Endlich ließ ihm die vergleichende Ornamentik ein Licht aufgehen. Es war vor mehr als einem Decennium, als Direktor Hammer zu Nürnberg mit den Archäologen Lisch und Worsaae auf dem Slavenlande der Insel Rügen [2]) nach Schätzen der Vorzeit eine Entdeckungsreise gemacht hat. Er hat es uns soeben mitgetheilt, daß sie damals im Lande der Ranen, auf der Insel Rana, wie Rügen slavisch heißt [3]), dem Hauptsitze der Nordslaven bis ins 11. Jahrhundert, Gefäße desselben Aussehens mit Glimmerplättchen und mit den nämlichen Formen und Verzierungen angetroffen haben. Zu Schweigen, einem Oertchen am linken Pegnitzstrande zwischen Lauf und Nürnberg, hat 1884 die anthropologische Sektion einen Hügel aufgedeckt [4]). War es nun ein Grabhügel oder der Rest einer Pechsiederei, in ihm traf man dickwandige, mit rohen Wellenlinien verzierte Scherben an, deren Form und Material abermals genau mit der zweiten Art vom Karwinkel übereinstimmt. Aus der Vergleichung der Scherben von Rügen und Schweigen mit denen der zweiten jüngeren Art vom Karwinkel ist der archäologische Schluß zu ziehen, daß alle drei Produkte zurückgehen auf den letzten von Osten einrückenden Zweig der Arier, das Volk der Slaven. Pegnitz und Rednitz selbst sind slavisirte Flußnamen; von den Ratanzwinidi hat der ganze Gau den Namen Ratanzgau erhalten. Siglitzhof bei Erlangen giebt ihren westlichsten Vorposten am Regnitzufer an. — Im fünften bis siebenten Jahrhunderte n. Chr. nach und in den Stürmen der Völkerwanderung drangen diese Wenden von Nordosten her in den Nordgau ein. Die alte Volksburg, welche vor ihnen Rhätier, Gallier oder Germanen besetzt hatten, die Houbirg, bot ihren Schaaren in Zeiten der Kriegsgefahr, wenn deutsche Kriegsvölker vom Westen herzogen, gleichfalls Schutz und Sicherheit, und so ward zum zweiten Male die Bauernburg auf der Houbirg als Refugium benutzt und zwar von den Rednitzwenden. Das verkünden uns diese Scherben mit klarer Stimme.

Virchow und Voß haben bekanntlich für die meisten Ringwälle der oberen Lausitz, für die an der Schwarzen Elster gelegenen und für manche andere in den Landen östlich der Elbe bis zur Weichsel aus den gefundenen Scherben den Beweis geführt, daß diese Wälle zweimal bewohnt waren, zur germanischen oder gallischen Zeit in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. und in der slavischen Periode ein Jahrtausend später. Die Funde auf der Houbirg beweisen, daß diese These auch für unseren, südlich des hercynischen Waldgebirges gelegenen Ringwall Geltung hat. Auch er ward mit Sicherheit zweimal von Völkern arischer Abkunft bezogen und vertheidigt in zwei Perioden, die circa ein Jahrtausend von einander getrennt liegen. Auf älterer Grundlage ruht auch dieser Riesenwall, und Slaven benutzten nach dem Abzuge der Markomannen und Narisker die verlassene Schutzstelle zum zweiten Male.

So beweist sich die verachtete, aber dauerhafte Scherbe nicht nur als Leitmuschel der Archäologie, sondern bei vergleichender Behandlung der keramischen Produkte erhebt sich die Scherbe zum Chronometer für der Vorzeit dunkle Perioden. Sie wird zum sicheren Prüfsteine für die Vergleichung der verschiedenen Kulturperioden und deren Höhegrad, und aus der Identität der Gefäße an verschiedenen Stellen, wie z. B. Altdorf, Honbirg, Pullach, Hallstatt und andererseits Rügen, Honbirg, Schweigen folgt der Schluß auf Identität von Volk, Kultur, ja Periode und Zeit. In meo signo vinces! — so ruft die Scherbe dem Forscher der Urzeit zu.

[1]) v. Tröltsch: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" S. 94 bis 95.

[2]) Vergl. „Baltische Studien", 24. Jahrg. 1872, S. 234 bis 290, mit Tafeln.

[3]) Vergl. Schafarik: „Slavische Alterthümer", II. Band, S. 573 bis 576.

[4]) Vergl. „Archiv für Anthropologie", XI. Band, S. 205.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars **H. Brincker.**

III. (Schluß.)

V. Die Bastards.

Dieses Mischlingsgeschlecht, welches im 17. und 18. Jahrhundert durch Vermischung von Europäern mit Hottentotten und anderen Bewohnern Südafrikas entstanden ist, könnte bei richtiger Behandlung sehr wichtig für die deutsche Kolonie werden. Diese Bastards haben zwar nicht die Energie und Zähigkeit ihrer holländischen Väter und haben vieles von

den afrikanischen Müttern geerbt, was nicht gerade lobenswerth ist, jedoch stehen sie im Allgemeinen den Europäern näher als den Rothen und Schwarzen dieser Länder. Sie sind leider nicht im Stande, sich selber recht zu regieren und vorwärts zu kommen wegen der Uneinigkeit, Unschlüssigkeit, Langsamkeit und Haltlosigkeit, die ihnen von ihren Müttern her noch immer anklebt; aber unter europäischer Leitung würden sie Tüchtiges leisten.

Aus der Kapkolonie verdrängt und ausgestoßen, mußten sie über den Oranjefluß ziehen und ihre Existenz im Namalande suchen. Anstatt aber in möglichst geschlossenen Reihen zu gehen, an einander zu halten und für das gemeinsame Interesse Sorge zu tragen, zerstreuten sie sich und der eine Trupp zog hier hin, der andere dort hin im Nama- und Damralande. Ein größerer Theil nahm von der Station Rehoboth Besitz, die von den Zwartboois verlassen war. Ein anderer Theil ließ sich auf Grootfontein im Namalande nieder, mußte es aber bald wieder aufgeben wegen der Räubereien der Hottentotten. Ein dritter Theil hat sich in die Wüste verloren und scheint ganz aus einander gesprengt zu sein. Die Bastards auf Rehoboth an der Grenze zwischen Nama- und Damraland wurden sehr gegen ihren Wunsch und Willen mit in den Krieg verwickelt, der im Jahre 1880 aufs Neue zwischen Herero und Namahottentotten losbrach. Anfangs hielten sie es mit den letzteren, aber die Freundschaft dieses hungerleiderischen Geschlechtes wurde ihnen lästiger als ihre Feindschaft, und so stellten sie sich unter den Schutz der Herero und zogen mit ihnen gemeinsam gegen den Jan Jonker und seine Räuberbande. Aber auch das brachte ihnen keinen Vortheil. Jan Jonker, der schlaue Fuchs, hatte seine unzugänglichen Verstecke in den Gansbergen! Von dort aus machte er seine Beutezüge, überfiel die Heerden der Bastards wie der Herero, verzehrte den Raub ruhig in seinen Bergfesten und brachte den Rest nach der Walfischbai zu den weißen Handelsleuten, um sich aufs Neue mit Schießgewehr und Munition zu versehen. So wird ers auch zunächst wohl weiter treiben.

Gelänge es nun der deutschen Regierung, Jan Jonker zur Ruhe zu bringen, dagegen die zerstreuten Haufen der Bastards zu sammeln und als eine geschlossene Nation unter ihren direkten Einfluß zu bringen, so würde sie die neutrale Zone zwischen Herero und Nama-Hottentotten mit diesen Bastards besetzen können. Von Rehoboth bis Gobabis müßten alle Plätze ihnen übergeben werden. Dann wären die Besten unter ihnen als Grenzwächter zu bestellen mit der Aufgabe, jeden Zusammenstoß der Schwarzen und der Rothen zu verhindern. Auf diese Weise könnte der Friede im Lande als gesichert gelten.

VI. Aussichten für Europäer.

Daß im Namalande die Aussichten für europäische Kolonisten gleich Null seien, sahen wir schon. Etwas besser steht es im Damralande. Es giebt da etwas mehr Quellen, auch etwas mehr Niederschlag. Die Regenflüsse Zwachaub und Omaruru enthalten ziemlich viele Quellen, die den Grund, der meist aus feinem Sande besteht, feucht erhalten. Dieser feuchte Grund kann, wenn er etwas gedüngt wird, mit Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und anderen Feldfrüchten besäet werden. Von Mai bis December pflegen diese Flüsse nicht zu laufen; in dieser Zwischenzeit müssen Saat und Ernte beendigt sein. Das gesammte Säeland in den genannten Flußbetten kann im günstigsten Falle 1700 Mud aufbringen (Mud zu 200 Pfund). Dann muß aber auch jede feuchte Stelle sorgfältig bedüngt und bearbeitet werden, und es dürfen keine Unfälle eintreten, wie zu frühes Laufen des Flusses, Nachtfrost in der Blüthezeit u. dgl. Bei der jetzigen Art der Bearbeitung, wie sie durch die Missionare eingeführt ist, werden jährlich durch Bastards, Bergdamra und Herero ca. 1000 Mud erzielt, dazu auch allerlei Gartenfrüchte wie Mais, Kürbisse, Wassermelonen, sogar Bohnen, Erbsen und allerlei Kohlarten, mit welchen die Missionare günstige Versuche angestellt haben. Jedoch ist dabei ein Uebelstand. Man kann die Gärten und Felder nicht anders gegen das überall einbrechende Rindvieh schützen, als durch starke Gehege von Dornbüschen. Diesem Zwecke fallen alle Dornbüsche zum Opfer. Daher ist der größte Theil des Landes schon fast ganz entholzt, und namentlich alle Stationsplätze sehen ganz kahl und öde aus. Außer diesen feuchten Stellen giebt es wohl nur noch zwei Plätze, wo man Bodenkultur treiben könnte, Windhoek und Waterberg. Vielleicht ließen sich hier und da im südlichen gebirgigen Theile des Damralandes Fangdämme anlegen, bei denen man kleine Gärten und Felder anlegen könnte. Sogar an ein paar Stellen des Groß-Namalandes wäre solches möglich, aber immer nur mit viel Mühe und großen Kosten. Jedenfalls, wenn es gelänge, mehr Wasser ins Land zu schaffen, so wäre es gar so übel nicht. Auch die Viehzucht würde alsdann mit noch größerem Erfolge zu betreiben sein.

Allein der Europäer, der im Lande Gewinn sucht, denkt nicht sowohl an Viehzucht und Bodenkultur, als vielmehr an Kupfer und Minenbetrieb. In der That scheinen im Damralande unter gewissen Breitengraden mächtige Erzlager zu liegen; hauptsächlich im Gebiete des Regenflusses Kuisib, der in die Walfischbai mündet. Ein zweites Erzlager findet sich auf der Breite von Kap Cross östlich bis nach Otavi. Hier sollen dem Kupfererz sogar einige Procent Silber beigemischt sein. Diese Mine ist schon seit 100 Jahren und darüber von den nordwärts wohnenden Ovambo ausgebeutet worden. Die Buschmänner waren von ihnen abgerichtet, ihnen das Erz ins Land zu bringen. Jetzt hat ein englischer Handelsmann sich die Mine von den Herero schenken lassen. Um das reiche Erzlager im Kuisib bewerben sich schon seit längerer Zeit mehrere deutsche Gesellschaften. Die Ausbeutung dieser Lager wird aber große Summen erfordern. Das Gestein, welches durchbrochen werden muß, ist harter, grobkörniger Granit. Die Bergzüge sind von beträchtlicher Höhe und durch Querrippen mit einander verbunden. Fangdämme ließen sich hier mit großem Vortheile anlegen; für Viehzucht wäre die Gegend ausgezeichnet; wie weit der Minenbetrieb lohnen wird, muß sich erst noch zeigen. An anderen Stellen des Landes soll auch Graphit, Blei und Eisen gefunden werden. Es giebt auch noch andere Kupferlager. Aber wahrscheinlich werden das bloß sogenannte Nester sein.

Auf großen und sicheren Gewinn dürfen also die Minenunternehmer im Damralande schwerlich rechnen. Desto mehr rechnen sie auf den Handelsgewinn, und es ist traurig zu sagen, den Hauptgewinn erwarten sie vom Branntweinverkaufe. Kaum haben sich einige Deutsche in der Walfischbai niedergelassen, und schon stehen bei ihnen 2 m hohe und weite Fässer mit Träber-Branntwein gefüllt, aus denen täglich die Flaschen der Topenaar und anderer Eingeborenen gefüllt werden. Einige dieser formidabeln Fässer sind sogleich mit großer Mühe auf Ochsenwagen ins Innere transportirt und im Hofe eines Europäers in Omaruru aufgestellt worden. In Folge dessen hört man bereits von einer Generalsauferei nicht bloß der Weißen, sondern leider auch der Bastards und der Schwarzen. Früher führten englische und schwedische Händler ihren „Gin“ in Kistchen und Flaschen mit sich; die jetzt eintretende deutsche Aera

scheint es gleich mit großen Fässern betreiben zu wollen. Ein böses Omen für die Zukunft! Wo jetzt ein Weißer hinter den Branntweinhändlern her durchs Land reist, da wird er bereits angebettelt: „Gieb uns bitteres Wasser.“ Selbst die geizigen Herero geben ihre geliebten Rinder für Branntwein. Hottentotten und Bastards fehlen nie, wo Gelegenheit zum Trinken ist, die Topenaar an der Walfischbai vertrinken ihren Verdienst beim Schiffsladen, und die Prostitution wird durch etliche Flaschen aus jenen großen Fässern eingeleitet. Das ist das Vorspiel. Der weitere Erfolg wird sein, ein wildes Durcheinander und beständige Lebensgefahr der Weißen. Denn die trunksüchtigen Eingeborenen sind unberechenbar und viel gefährlicher als Europäer. Sollen kulturelle Unternehmungen in diesem Lande gedeihen, dann wird als erste Regel gelten müssen: kein Branntwein an die Eingeborenen. Dadurch wird man sich viel Herzeleid und Unruhe ersparen und den Segen einer solchen Einrichtung bald erkennen. Wo aber das Gegentheil geschieht, da wird man bald genug erfahren, daß die dadurch herbeigeführten Verwickelungen und Nothstände allen Gewinn verschlingen und nur desto größere Unkosten herbeiführen.

Dr. Stoll's Buch über Guatemala.

In diesen Blättern ist schon zweimal (Bd. 46, S. 270 und Bd. 47, S. 176) auf die Guatemala betreffenden linguistischen Arbeiten des Dr. med. Otto Stoll, jetzt Docenten an der Universität Zürich, aufmerksam gemacht worden; wir freuen uns jetzt, sein weniger geographisch als ethnographisch und kulturhistorisch bedeutsames Reisewerk über diese wenig bekannte mittelamerikanische Republik anzeigen zu können, das in seiner Art ebenso treffliche Belehrung bietet, wie die frühere Arbeit des fleißigen und vielseitig unterrichteten Mediciners. Es führt den Titel: „Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883.“ (Mit 12 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.) Stoll hat Jahre lang im Lande gelebt und ist als praktischer Arzt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen; besser als er sind also gewiß nicht viele berufen, ein fremdes Volk zu schildern. Doppelt dankbar aber muß man es anerkennen, daß er es in einem so lesbaren und interessanten Bande gethan hat, und einzig zu bedauern bleibt nur, daß er nicht mehr und weitere Streifzüge durch das Land hat unternehmen können.

Ueber Fauna und Flora, über die Krankheiten und die Sprachen, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung spricht er mit gleicher Sachkenntniß, wie über die gräuliche neuere Geschichte des unglücklichen Landes. Man kann nicht leicht etwas Widerwärtigeres, Empörenderes und dabei Lehrreicheres und Interessanteres lesen, als die betreffenden Abschnitte in Kapitel 16, 23 und 25. Welche Fülle von Brutalität und Gemeinheit, Schurkerei und Spitzbüberei haben der Präsident Barrios und seine Spießgesellen dort 14 Jahre lang verübt! Man athmet ordentlich erleichtert auf, wenn man S. 429 liest, wie seine eigenen Kreaturen ihn verrathen, und auf S. 487, wie er schließlich meuchlings über den Haufen geschossen wird. Die Indianer werden noch heutigen Tages von der Regierung nicht viel anders behandelt als wie von den Conquistadoren. Heute noch giebt es indianische Ortschaften, wo die Weiber und Kinder beim Anblicke eines Weißen eilig die Flucht ergreifen und letztere rufen: „Da kommen die, welche uns fressen wollen.“ Die Greuel der Conquista — sagt Stoll — hallen noch in dieser kindischen Rede nach. Und wie hinterließ Barrios das Land? Sämmtliche Kassen waren vollkommen leer und fast alle Einkünfte für das laufende und das nächste Jahr im Voraus verpfändet worden; aber sein eigenes Vermögen zählte nach Millionen und soll die gesammte äußere und innere Schuld des Landes (8,7 Millionen Pesos) noch übertroffen haben. Und wie haben seine Unterthanen ihn gefeiert als „Vater des Vaterlandes“, als den „Unsterblichen und ums Vaterland Wohlverdienten“, als den „privilegirten Genius von Mittelamerika“ u. s. w., ihn mit Jesus Christus verglichen, wie oft haben seine Minister, die Deputirtenkammer, die Officiere der Armee, die Beamten aller Grade in den Departements, die Aerzte, Advokaten und Geistlichen der Hauptstadt, die Schulmeister auf dem Lande, die Handwerker und selbst die Gefangenen der Cuarteles in den kriechendsten Ausdrücken ihn ihrer unbedingten Ergebenheit versichert. Alles aus Furcht vor der Reitpeitsche des Präsidenten, vor plötzlicher nächtlicher Verhaftung, vor Geißelung und einem qualvollen Tode im Gefängnisse. Mehrere Hunderte mißliebiger Bürger hat das Scheusal dort während seiner 14jährigen Tyrannei zu Tode martern lassen.

Guatemala (der Name ist spanische Verstümmelung des mexikanischen Quauhtemallan, d. h. „Ort der Holzhaufen“) ist kein sonderlich reiches Land; an Metallen ist es geradezu arm (S. 456) und ebenso an Menschen: 1880 zählte es auf 121 000 qkm annähernd 1 224 602 Einwohner, also nicht viel über 10 auf den Quadratkilometer. Ganz besonders menschenleer aber ist die atlantische Seite der Republik, was Stoll durch die Raubzüge erklärt, welche die Spanier, besonders von der Insel Cuba aus, im 16. Jahrhundert zur Gewinnung von Sklaven für ihre Pflanzungen an jenen Küsten betrieben. Jene $^5/_4$ Millionen zerfallen, abgesehen von 1466 aus Europa und Nordamerika eingewanderten Weißen, einigen Chinesen und Negern, in zwei Haupttheile, die herrschende Rasse der Ladinos (oder Mischlinge zwischen Weißen und Indianern), 379 828 Köpfe stark, und die beherrschte der Indianer mit 844 774 Köpfen. Ueber erstere urtheilt Stoll (S. 311) folgendermaßen: „Vom Präsidenten bis zum Stallburschen treffen wir die Ladinos in allen Lebensstellungen, als Handwerker, Landwirthe, Geistliche, Aerzte und Juristen, und es ist sicher, daß in der Mischlingsbevölkerung ein äußerst fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben ist, dem nur noch der eiserne Zwang äußerer Verhältnisse, ein schwierigerer Erwerb der ersten Lebensbedürfnisse fehlt, um auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich mit anderen Völkern zu concurriren. Die von der Natur gegebene Verstandesanlage ist schon im jungen Ladino-Kinde eine erstaunlich gute, aber die Schule des Lebens ist in jenem dünn bevölkerten Lande noch nicht hart genug, um die gute Anlage zur vollen Reife zu bringen.“

Mit offenbarer Vorliebe aber verweilt Stoll an den verschiedensten Stellen seines Buches bei den Indianern und schildert uns ihr Aeußeres, ihren Charakter, ihren

Glauben, ihre Sitten u. s. w. eingehend und mit Verständniß. Der noch nicht durch Branntwein und Knechtung verdorbene Indianer ist gegen Leute, die er in sein Herz geschlossen hat, auch aufrichtig ergeben, zuverlässig und dem einmal gegebenen Worte treu, Eigenschaften, welche dem phrasenreichen, verbindlichen Ladino gänzlich fremd sind. „Der Indianer liebt den Menschen, der ihn gut behandelt, auch wenn er ein Weißer ist, aufrichtig; der Ladino dagegen kommt nie über den Fremdenhaß hinaus, der ihm tief im Herzen wohnt, und Unaufrichtigkeit gegenüber dem Fremden liegt in seinem ganzen Wesen. Den Grundzug und das tiefe Bedürfniß der indianischen Natur bildet die willige Anerkennung der berechtigten Autorität der Aelteren, der Obrigkeit, des Landesherrn. Sie kennt kein „servil" und kein „liberal" (Namen der beiden, sich feindlich gegenüberstehenden Parteien Guatemalas), und wie sie sich seiner Zeit mit abgöttischer Verehrung an den Servilen Carrera hängte, so hat sie auch für den Liberalen Barrios im Jahre 1869 die Kastanien aus dem Feuer geholt. Die Bürgerkriege der Ladinos aber lehren uns hinlänglich, daß für sie im Affekte des Parteihasses kein Gesetz und keine Autorität und keine Bande der Natur heilig sind, denn wie oft haben sich Glieder derselben Familie mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden, wie oft haben Ladinos um selbstsüchtiger Rache willen ein einmal bestehendes Regiment gestürzt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt! Nach meiner auf persönliche Erfahrung gestützten Ansicht ist als Charakter der Indianer von Guatemala bei Weitem der bessere Menschenschlag als der Ladino, obwohl dies nicht so zu verstehen ist, als ob jeder Indianer besser sein müßte als jeder Ladino. Es giebt leider genug versoffene, lüderliche Subjekte unter den Indianern, aber sie sind direkt oder indirekt durch den Einfluß der Weißen und Ladinos so geworden und haben keinen Grund, mit Liebe und Anhänglichkeit an diese besonders verschwenderisch umzugehen."

Als Dr. Stoll von Quetzaltenango, das auf dem Hochlande liegt, nach Retalulen auf einem der schlechtesten in der an schlechten Wegen reichen Republik hinabstieg, hatte er so recht Gelegenheit, die Quälerei der Indianer kennen zu lernen, welche auf ihren Rücken Frauen, Kranke und große Gegenstände, die nicht von Maulthieren transportirt werden können, hinauf- und hinuntertragen müssen. Er habe, schreibt er S. 69, niemals einem auf diese Weise beladenen Indianer begegnen können, wie er keuchend und mit prall gefüllten Hals- und Kopfvenen, jeden Muskel seines schweißtriefenden Körpers aufs Aeußerste angespannt, sich mit seiner Last diesen Weg hinaufarbeitete, ohne von tiefem Mitleide mit dieser zum Lastthiere herabgewürdigten Rasse ergriffen zu werden. „Die Indianer des niederen Volkes waren an den harten Dienst des Tragens von Lasten schon in der vorspanischen Zeit gewöhnt gewesen, unter der spanischen Herrschaft aber hatten sie reichste Gelegenheit, sich darin zu vervollkommnen. Tausende sind in Folge von Ueberbürdung unterwegs zu Grunde gegangen, und selbst die menschlicheren Bestimmungen der Nuevas Leyes sind bei der Unbestimmtheit und Dehnbarkeit ihrer Begriffe den Indianern niemals ernstlich zu Gute gekommen. Ihr hartes Loos blieb noch Jahrhunderte lang dasselbe. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß selbst fremde Pflanzer es gegenüber diesem unglücklichen Volke zu einem hinlänglichen Grade von Fühllosigkeit gebracht haben, um ihre Indianer gelegentlich bis an die äußerste Grenze der menschlichen Kraft zu beladen und um den ärmlichen Lohn von drei Realen ($1\frac{1}{2}$ Mark) per Tag auf diesen Wegen bergauf und -ab zu jagen. Man klagt über die Verkommenheit dieses Volkes, welches Jahrhunderte lang seinen Kopf zu nichts Anderem als zum Lasttragen gebrauchen durfte; die Presse der Ladinos sieht in den Indianern das größte Hemmniß für den geträumten „Progreso" und „Desarrollo" des Landes, und spricht es offen aus, daß ihr Untergang ein Glück wäre; man wundert sich über die Gleichgültigkeit des Indianers gegenüber den „Segnungen der Civilisation", und doch, was ist seit der Eroberung ernstlich für die Indianer gethan worden? Wenn diejenigen Pueblos, welche von der Berührung mit Fremden und Ladinos noch relativ frei geblieben sind, dem Andringen der „Civilisation" alle in ihren Kräften stehenden Hindernisse in den Weg legen, wenn die Indianer bei der Volkszählung von 1880 zu Hunderten die Dörfer verließen und in den unzugänglichen Monte flohen, wenn ganze Departemente sich der Durchführung des Census drohend widersetzten und ihn vereitelten, so ist dieser Widerstand im Interesse der Sache zu bedauern, aber er ist begreiflich.

Die Indianer wissen aus der Erfahrung von Jahrhunderten, daß alles Interesse an ihrer Nationalität schließlich immer auf irgend eine Bedrückung und Quälerei hinauslief. Wenn die Indianer der Pflanzungen und der Dörfer, welche dem zersetzenden Einflusse der Ladinos mehr ausgesetzt sind, jeden Anlaß, Hochzeiten, Todesfälle und religiöse Feste benutzen, um sich bis zur vollständigen Sinnlosigkeit vollzusaufen, wer kann es ihnen im Ernste verargen, daß sie im Rausche Vergessenheit suchen für das instinktiv empfundene Elend, dem sie ihr Leben lang anheimgefallen sind? Wenn die Indianer nicht die moralische Kraft besitzen, dem verderblichen Einflusse des Trunkes zu widerstehen, wer ist dafür anzuklagen als eine gewissenlose Regierung, welche um schnöden Gewinnes willen auf jede Weise versucht, die Moral der Indianer zu untergraben und den indianischen Pueblos die Schnapsbuden und Chicherias mit allen Mitteln zu oktroyiren? Die Regierung zog aus dem Monopol der alkoholischen Getränke im Jahre 1882 die Summe von 1 266 042 Pesos, was kann sie dafür, wenn die Indios brutos, diese „animales sin razon", sich daran zu Tode trinken? Ohne Aguardiente und Chicha kann einmal der Indianer nicht leben; schon die Mütter tauchen, selber halb betrunken, den Finger in die Aguardientesflasche und stecken ihn den Säuglingen in den Mund, damit sie sich bei Zeiten an diesen Genuß gewöhnen."

Die Indianer sind zwar zumeist dem Namen nach Christen[1]), in Wahrheit jedoch glauben sie an zwei Götter, nämlich den „Dios de la iglesia" (Gott der Kirche), den Gott der Weißen und Ladinos, der mit brennenden Kerzen, dem Zeichen des Kreuzes, der Genuflexion und verschiedenen Gebeten verehrt wird, der sich aber um die Indianer wenig kümmert. Diese haben ihren „Dios de la montaña" (Gott des Waldes), den „Dueño del palo" (Herr des Baumes, d. h. der Ceiba), der nur für die Indianer sorgt, verhütet, daß sie auf giftige Schlangen treten, ihren gesäeten Mais aufgehen läßt, ihre Jagd segnet und ihre Weiber fruchtbar macht. Dafür bringen sie ihm unter den heiligen Ceibas Brandopfer vom Ertrage der Jagd und des Feldes dar und verbrennen ihm auf dem Opferfeuer Copal, wobei sie zu ihm beten. Außerdem giebt es noch andere Wesen, die

---

[1]) Der Census von 1880 unterscheidet folgende Religionen in der Republik: Katholiken, Protestanten, Israeliten, Freidenker, Rationalisten, Bekenner der Sinto-Religion, Anhänger des Confucius, Angehörige der Anglikanischen Kirche, Bekenner der Natur-Religion, Leute ohne Religion, Atheisten, Anhänger des Brahmanismus, Deisten, Griechen, Lutheraner, Mohammedaner, Indifferente. Man muß gestehen, daß sich unsere deutsche Volkszählung in dieser Hinsicht viel weniger Mühe macht.

man fürchten und verehren muß, nicht eigentliche Gottheiten, sondern böse Geister, welche Felsen und Höhlen, Berge, Wälder und Flüsse bewohnen. Sie sind Unterthanen des „Dueño del palo" und führen dessen Befehle aus; wenn man sie jedoch nicht respektirt, so schädigen sie auf eigene Faust Leib und Leben, verderben die Maisernte, tödten die Kinder durch Krankheiten und dergleichen mehr, weshalb es gut ist, ihnen dann und wann an ihren Wohnorten zu opfern. Bei solchen Gelegenheiten sollen die Indianer die sonst sorgfältig geheim gehaltenen Götzenbilder in den Wald hinaustragen und verehren. Einige dieser alten Statuetten sind aus feinem Thon gemacht und hohl; die Höhlung soll dazu dienen, um darin das aus Copal bestehende Räucheropfer zu verbrennen.

Im engen Zusammenhange mit dem alten Götzendienste steht das hohe Ansehen, dessen sich die Amtsnachfolger der alten heidnischen Priester bei den Indianern zu erfreuen haben. Dieselben zerfallen in zwei Klassen, die Ahitz oder Zauberer, welche Anderen Böses zufügen, namentlich ihnen unappetitliche oder gefährliche Reptile in den Leib zaubern, und die Ahkih oder Wahrsager, welche zu ermitteln haben, wer den Betreffenden verzaubert hat. Leider war es Dr. Stoll trotz aller Anstrengungen nicht vergönnt, näher in diesen Glauben oder — wenn man will — Aberglauben einzudringen. Nur so viel hat er ermittelt, daß diejenige Art des Christenthums, welche die Spanier den Indianern Mittelamerikas brachten, um nichts besser war, als ihr ursprünglicher Götzendienst. Der Indianer sollte seine angestammten, guten alten Götter, denen er vertraute, die er kannte, und die, wie er meinte, ihn kannten, gegen fremde, ungewohnte vertauschen, deren Bekenner ihn und seine Familie aufs Schändlichste behandelten. „Wer es nicht glauben will, daß es sich für den Indianer bloß um einen Tausch der eigenen gegen fremde Götzenbilder handelte, der besuche die Kirchen und Kapellen vieler indianischen Pueblos und sehe sich die scheußlichen Holzfiguren an, welche Christus am Kreuze und die Heiligen darstellen und an den Festen herumgetragen werden. Er vergleiche damit die indianischen Götzenbilder aus polirtem Stein oder feinem, bemaltem Thon, welche die mitleidige Erde der Zerstörung entzogen, und er wird mir recht geben und begreifen, daß die Indianer ihre eigenen Götter für besser hielten" (S. 232 f.).

Vielleicht der lebhafteste Anklang an die altheidnische Zeit hat sich in den „Bailes" oder Maskentänzen erhalten, welche in allen Indianerdörfern Guatemalas bei gewissen religiösen Festen im Centrum der Republik (Departement Quiché) in der ersten Hälfte des Mai ununterbrochen Tag und Nacht abgehalten und viele Wochen lang vorher eingeübt werden. Es sind theils Pantomimen, theils wirkliche Dramen, in welchen die handelnden Personen in langer Wechselrede auftreten, welche von Musik und Tanz unterbrochen wird. Die Zahl dieser Bailes ist ziemlich groß und beträgt über ein Dutzend, z. B. der Hennen-, Neger-, Reh-, Mauren-, Truthahn-, Affen-Tanz, der Tanz der Eroberung, der Tanz der Stummen u. s. w. Stoll sah im Dorfe Uspantan nur den Reh- und den Maurentanz (baile del venado und baile de los moros).

Der baile del venado (S. 372 f.) bestand in einem Contretanz, den acht verkleidete Männer nach dem Takte einer Marimba aufführten. Ihr Kostüm war folgendes: Auf dem Kopfe ein runder, mit rothem und weißem Tuche garnirter Strohhut mit einem hohen Busche von rothen, blauen, gelben und weißen Vogelfedern; vor dem Gesichte eine unserer gewöhnlichen Fastnachtsmasken, deren lange Haarlocken bis auf die Schultern herabfielen; auf den Schultern ein kurzer, gelber, goldgestickter Mantel, dessen Rand mit langen Goldfransen besetzt war. Die Beine staken in rothen Beinkleidern europäischen Schnittes, welchen vier weiße oder gelbe Querbänder in der Mitte des Oberschenkels und am Knöchel als Besatz aufgenäht waren. Schwarze Mocasines bekleideten die sonst nackten Füße der Tänzer, die in der einen Hand eine kleine blecherne Schelle und um das Handgelenk ein niederhängendes Tuch geknüpft trugen. An dem Tanze der so kostümirten Männer nahmen auch vier Knaben theil, die, in lange, goldgestickte Mäntel und rothe Röcke eingehüllt, auf dem Kopfe eine hölzerne Maske in Gestalt eines braunbemalten Rehkopfes trugen. Sie tanzten, sich vor jedem der übrigen Tänzer verneigend, zwischen denselben herum. In derselben Gruppe befand sich ein Knabe, dessen Kopf in der Maske eines Affen stak und der die Rolle der „lustigen Person" zu spielen schien. Es wurde bei diesem Tanze nichts gesprochen, doch soll es eine „Relacion" dazu in spanischer Sprache geben.

Zu gleicher Zeit wurde vor einem anderen Haufe von acht Männern der baile de los moros, ein Tanz spanischen Ursprunges, aufgeführt, der einen sagenhaften Krieg Karl's des Großen gegen Tamerlan vorstellt. Das Orchester bestand aus einem Indianer, der das K'ohon schlug, und einem zweiten, der die Chirimía blies. Diese Instrumente bilden den Kern des altindianischen Orchesters, während die Marimba fremden (afrikanischen) Ursprunges ist. Der K'ohon ist eine große Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten Stücke Baumstamm von ca. 3 Fuß Höhe und $2^1/_2$ Fuß Durchmesser, die mit zwei Schlägeln geschlagen wird. Ueber die Höhlung ist oben und unten ein Stück Fell gezogen und die Bänder beider Felle sind an den Seiten des Cylinders durch Zickzackschnüre verbunden. Die Chirimía ist eine Rohrflöte von ca. 30 cm Länge, die sich in sehr hohen Tonlagen bewegt und auf welcher wilde, anscheinend regellose Melodien geblasen werden.

„Etwa um 8 Uhr Morgens, auf ein Zeichen der Kirchenglocken, trat eine Pause in den Bailes ein. Das Volk von Uspantan sammelte sich auf dem Platze vor der Kirche, aus welcher einige wunderlich ausstaffirte Heiligenbilder in Procession herausgetragen wurden. Die hervorragendste Rolle unter denselben schien ein gekreuzigter Christus zu spielen, wenigstens schloß sich das Personal der beiden Bailes demselben an; ebenso trat die Marimba, der K'ohon und die Chirimía als Orchester in den Zug ein, der sich langsam durch das Dorf bewegte und bald wieder auf die Plaza zurückkehrte. Nun begann ein toller Spektakel. Raketen sausten empor und platzten krachend am reinen blauen Morgenhimmel, die buntgekleideten Tänzer der Bailes begannen im grellen Sonnenscheine, unter dem lauten Schalle ihrer Orchester, einen frenetischen Rundtanz, und ein Heiliger nach dem anderen wurde in die Kirche zurückgebracht. Zuletzt blieb nur die Christusfigur übrig, deren Träger sich mit derselben von links nach rechts im Kreise zu drehen begannen. Um das also rotirende Christusbild aber tanzten in umgekehrter Richtung, von rechts nach links, die bunten Masken, Moros und Españoles, Venados und Jäger, schnell und immer schneller, begleitet vom dumpfen Dröhnen der großen Trommel und dem schrillen Jodeln der Chirimía; die Marimba schwieg. So mochten vor Jahrhunderten die Bewohner von Uspantan das Bild ihres Gottes Exbalanque, bevor sie ihm Thiere und Menschen opferten, wild trunken umtanzt haben.

Nachdem auch das Christusbild in der Kirche verschwunden war, trat Stille ein, der Geistliche hielt die Messe ab inmitten dieser fremdartigen Schaar bizarr geschmückter Heiligen und Masken. Nach Beendigung der Messe begannen die Bailes aufs Neue vor der Kirche, die Moros

und Españoles entfernten sich jedoch bald, die Tänzer des Baile del venado führten indessen eine Pantomime auf, welche eine Jagd vorstellte.

Uspantan ist ein kleines armes Dorf, weshalb die Bailes sich in dem beschriebenen, bescheidenen Umfange halten; in größeren und reicheren Ortschaften hingegen werden sie mit weit mehr Pomp gefeiert. Thierfelle vom Jaguar, Puma und von Rehen hängen da den Tänzern über den Rücken, Processionen und Tänze haben ein zahlreicheres Personal."

Wir brechen hier mit unseren Auszügen aus Stoll's inhaltsreichem und hochinteressantem Buche ab, obwohl noch vielerlei der Beachtung werth wäre, wie z. B. seine eigenartige Auffassung und Erklärung der Tolteken (S. 408 ff.), die er als mexikanische, die Civilisation verbreitende Händler erklärt, während Charnay in ihnen ein ganzes nach Süden vorrückendes Volk erblickt; ferner die Schilderung der fisch- und vogelreichen Lagunen von Ocos (S. 179 ff.) oder der wandernden, Heuschrecken vertilgenden Bussarde (S. 190 ff.), die Rückreise über Izabal nach Livingston durch eine der schönsten Landschaften, welche ein sterbliches Auge schauen kann, und vieles andere mehr. Wir müssen uns damit begnügen, das eingehende Studium dieses Reisewerkes von seltenem Verdienste unseren Lesern warm zu empfehlen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mecklenburg-Strelitz ist leider nicht der einzige deutsche Staat, wie auf S. 238 berichtet wurde, dessen Bevölkerung in den letzten fünf Jahren abgenommen hat; vielmehr wird ein Gleiches jetzt von Mecklenburg-Schwerin, das von 577 055 auf 575 140 Seelen zurückgegangen ist, und von Elsaß-Lothringen gemeldet. Auch hier hat sich die Bevölkerung um 3525 Personen verringert und beträgt nur noch 1 563 145 Seelen. Die Abnahme hat hauptsächlich bei der ländlichen Bevölkerung und da besonders in den Weinbau treibenden Gegenden in Folge schlechter Ernten stattgefunden. Auch politische Gründe haben viele zum Auswandern bewogen.

— Der Direktor des Dresdener zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums, Dr. A. B. Meyer, hat im August 1884 das berühmte Gräberfeld zu Hallstatt besucht und sich dabei überzeugt, daß die dortigen Ausgrabungen noch keineswegs als abgeschlossen anzusehen seien. Dies führt er des Weiteren aus in seiner Schrift „Das Gräberfeld von Hallstatt" (Dresden 1885), welche mit einer Ansicht des Gräberfeldes, der ersten überhaupt veröffentlichten, und den Abbildungen einer prächtigen Fibel und eines Dolches, beide im Linzer Museum, geschmückt ist. Meyer berichtet kurz über die vorhandene Literatur und giebt eine Statistik der Grabungen und der Fundstücke. Die Zahl der dort bestatteten Leichen schätzt er auf höchstens 3000, die Zeit, während welcher dieselben dort begraben wurden, auf ein paar hundert Jahre, während Andere weit längere Perioden annehmen. Wahrscheinlich sind die Gräber vor dem vierten bis dritten vorchristlichen Jahrhundert angelegt worden. Dann macht er auf eine Reihe von Desideraten aufmerksam, so besonders darauf, daß noch niemals nach den Wohnstätten der Begrabenen geforscht worden ist, während doch ein Volk, das solche Schätze, wie wir sie von Hallstatt kennen, in seine Gräber legte, ganz zweifellos auch an seinen Wohnstätten viele Ueberreste von Bronzen u. dergl. hinterlassen haben muß. Auch das Grabfeld selbst und speciell der mit Wald bestandene Theil desselben verdient weitere Untersuchung, ebenso der Hallberg, d. h. der steile Abhang vom Gräberfelde bis nach Hallstatt hinunter, wo schon v. Hochstetter eine erfolgreiche Grabung ausführte. „Das ganze zu erforschende Gebiet umfaßt viele Tausende von Quadratmetern und wird zweifelsohne noch wichtige und nothwendige Aufschlüsse in Bezug auf die Beurtheilung der Niederlassung gewähren. Denn im Großen und Ganzen ist man eigentlich noch ziemlich im Unklaren über dieselbe. Man hat wohl den größten Theil des Gräberfeldes aufgedeckt, allein von den Wohnstätten noch so gut wie Nichts gefunden; man kann daher auch keine gegründete Vorstellung über die Dauer der Niederlassung gewinnen, welcher Faktor aber außerordentlich wichtig ist zur Ermessung der auswärtigen Beziehungen von Hallstatt." Als geeigneter Leiter neu vorzunehmender Ausgrabungen würde sich der dortige Oberbergverwalter Hutter, der vorzüglichste Kenner der Lokalität, empfehlen. — Auch in der Nähe von Hallstatt, in der Lahn und bei St. Agatha am Nordende des Sees, dürften sich Grabungen lohnen. Zum Schlusse macht Meyer darauf aufmerksam, daß die Frage nach der Herkunft des in Hallstatt gefundenen, zu Schmuck verarbeiteten Bernsteins gleichfalls noch ihrer Lösung harrt.

Asien.

— Die Kokos-Inseln, südwestlich von Sumatra, sind im abgelaufenen Jahre der Regierung der Straits Settlements unterstellt worden (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 223), nachdem sie bisher unter der Verwaltung von Ceylon gestanden hatten. Bei dieser Gelegenheit erinnert der „London and China Telegraph" daran, daß der Name Keeling-Insel sich nur (?) auf eine einzelne 15 Meilen nördlich gelegene, von Kapitän Keeling 1689 entdeckte Insel bezieht, und die Anwendung desselben auf die ganze Gruppe der Kokos-Inseln nur irrthümlicher Weise stattgefunden hat. Bekanntlich weht die englische Flagge dort seit 1857.

— Gegen „Europäische Kolonisation in Holländisch-Indien" sprach sich unser Mitarbeiter, Herr Emil Metzger, in einem unter diesem Titel in der „Revue Coloniale Internationale" erschienenen Aufsatze aus. Wenn derselbe nur ein begrenztes Gebiet im Auge hat, so enthält er doch auch einiges, was sich auch auf Kolonisation in den Tropen im Allgemeinen anwenden läßt, weshalb wir hier den Gedankengang kurz wiedergeben. Er wirft zunächst die Frage auf, ob die weiße Rasse überhaupt in den Tropen lebensfähig ist, und erinnert daran, daß selbst bei den so häufig als Beispiel einer geglückten Akklimatisation angeführten „Petits Blancs" von Réunion, wie Bordier (La Colonisation scientifique 1884) mittheilt, sich von Anfang an eine Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung nachweisen läßt (wie denn auch Mischlinge in Indien eine bedeutend niedrigere Sterblichkeitsziffer aufweisen); zweitens fragt er, wie sich das Leben etwaiger Kolonisten gestalten würde, und kommt zu dem Resultate, daß sie kein beneidenswerthes Loos zu erwarten hätten. Auf beide Punkte, über die sich ja streiten läßt, legt er aus diesem Grunde keinen besonderen Nachdruck, wiewohl sie ihm persönlich schwer

wiegen, um dann die wirthschaftliche Seite der Frage zu betrachten, und daraus den Schluß zu ziehen, daß schon mit Rücksicht hierauf der Versuch einer Kolonisation mit holländischen Bauern keine Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Beiläufig erwähnt wird, daß solche Projekte doch manchmal ohne alle Sachkenntniß gemacht werden, wenn z. B. in einigen Aufsätzen, welche die Ansiedelung von holländischen Bauern in Indien befürworteten, davon gesprochen wurde, durch eine solche ganz nebenbei dem Atjehkriege ein Ende zu machen, oder wenn geographisch noch unerforschte Gegenden, wie z. B. die Hochflächen (?) von Neu-Guinea als ein Paradies geschildert, diese Insel selbst als ein Australien der Zukunft hingestellt wird.

Afrika.

— Das Petroleumlager am Gebel Zeit (vergl. oben S. 256) ist nicht zufällig entdeckt, sondern von einem belgischen Bergmanne, Debay, auf Kosten der ägyptischen Regierung nach sechswöchentlicher Arbeit erbohrt worden. Die Stelle liegt nur 30 Yards vom Meere entfernt und dicht bei einem guten Ankerplatze. Eine englische Kommission von Fachleuten hat sich über den Fund in hoffnungsvollem Sinne ausgesprochen.

— Wie der „Natal Mercury" berichtet, geht es der neuen Buren-Republik im Zululande, Vrijheid genannt, wenigstens in materieller Beziehung sehr gut. Die Grenzen sind festgesetzt und 800 Hofstellen, jede von 3600 Acres, den Buren für ihre dem Könige Dinizulu erwiesenen Dienste zur Verfügung gestellt worden. Man hofft, daß sich bald 1000 Familien in diesem höchst fruchtbaren und schönen Theile Afrikas niedergelassen haben werden; das Land ist zum Theil schon bearbeitet und besäet; die Hofstellen liegen bis beinahe an die Luciabai hin und erreichen auch in anderer Richtung den Ocean. Hoffentlich wird das nördliche Zululand durch die Unternehmung der Buren der Segnungen der Civilisation theilhaftig.

— Bekanntlich hat die niederländische Südafrikanische Gesellschaft an Ort und Stelle untersuchen lassen, durch welche Mittel es möglich sein würde, die zwischen den Niederlanden und dem Transvaal bestehenden Beziehungen enger zu knüpfen. Der Bericht des Delegirten Dr. H. F. Fonkman, der vor Kurzem veröffentlicht ist, macht in dieser Hinsicht folgende Vorschläge: 1) Veränderung des Gesetzes betreffend den höheren Unterricht, um die Studenten von England ab- und nach Holland hinzuziehen (hat bereits stattgefunden); 2) Schaffung eines Fonds, um Studenten aus Transvaal Unterstützung zukommen zu lassen; 3) Herausgabe einer Zeitung, in welcher unter Mitwirkung von Südafrikanern die Interessen beider Länder besprochen und vertreten werden; 4) das Veröffentlichen guter Schulbücher, die in holländischer Sprache geschrieben sind und in Holland erscheinen, aber den Bedürfnissen der Afrikaner Rechnung tragen, und 5) Sammlung einer guten, für Südafrika bestimmten Volkslitteratur.

— Die Arbeiten der französisch-portugiesischen Grenzkommission in Westafrika sind beendigt: Frankreich hat den Bezirk von Massabe, welcher nördlich von der Mündung des Tschiloango-Flusses liegt, an Portugal überlassen und dieses tritt dafür seine Enclave Ziguinhor in Senegambien an Frankreich ab. Ziguinhor liegt im Binnenlande am Flusse Casamance und zwar östlich von Carabane, welches sich bereits im französischen Besitze befindet.

— Ausführlichere Nachrichten über die Reise der Lieutenants Kund und Tappenbeck in das Innere des Congo-Staates enthält auffallender Weise (wohl durch eine Indiscretion) das Brüsseler „Mouvement Geographique" vom 21. März. Danach stellt sich dieselbe als ein tiefer Vorstoß so recht in den unbekanntesten Theil des Congo-Beckens dar, so daß diese anfangs so unglückliche Expedition zuletzt doch noch einen schönen Erfolg davongetragen hat. Voraussichtlich wird sie nun nach Europa zurückkehren. — Die beiden Reisenden verließen am 9. August 1885 mit 88 Negern von der Loango-Küste Leopoldville am Stanley-Pool und zogen in südsüdöstlicher Richtung durch bisher unbekanntes Gebiet zum Kuango, den sie am 6. September etwa unter 6° südl. Br. überschritten. Dann wandten sie sich ostnordöstlich, wiederum durch nie betretenes Gebiet zum Kassaï, kreuzten drei ansehnliche, nach Nordnordwesten fließende Ströme, Wambo, Saie und Kuilu mit Namen, erreichten den Kassaï am 19. Oktober unterhalb der Mündung des Luebo, zogen einige Tage an seinem linken Ufer abwärts und überschritten ihn dann. Dann ging es nach Nordosten zu dem Lukata, dem sie ziemlich weit aufwärts nach Osten (etwa bis 21° östl. L. Gr.) folgten und dann vom 14. Januar an hinunter fuhren. Derselbe fließt anfangs dem Sankuru, dann dem unteren Kassaï parallel und stellte sich zuletzt als der Oberlauf des Mfini (welchen Stanley aus dem Leopold-See kommen läßt) heraus. Am 28. Januar trafen die Reisenden, welchen die Eingeborenen wiederholt feindlich entgegengetreten waren, wieder in Leopoldville ein.

Inseln des Stillen Oceans.

— In Kaiser-Wilhelms-Land auf Neu-Guinea sind bis jetzt drei Stationen von der Neu-Guinea-Kompagnie errichtet worden: in Finschhafen, in Friedrich-Wilhelms-Hafen und Dalmannshafen. Die Berichte über die Fruchtbarkeit des Landes und das Verhältniß zu den Eingeborenen lauten sehr günstig, aber bedenklich ist, daß die von Java mitgenommenen Malayen sehr unter dem Wechsel des Klimas leiden, mehr als vorläufig die Europäer.

— Die Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land bringen einige sehr interessante Beobachtungen von F. Weißer, welcher mit der „Hyäne" die Küsten befuhr. Wenn man die Küstenstrecke von Port Konstantin an befährt, übersieht man die ganze Finisterre-Kette mit ihren 11 000 Fuß hohen Gipfeln; eine scharfe Scharte trennt sie von dem isolirt aufragenden Bismarck-Gebirge und scheint einen Paß zu den dahinter liegenden Hochebenen zu bieten. Die Küste ist auf der ganzen Strecke ein parkartiges, flach ansteigendes Grasland von ca. 30 Seemeilen Breite. Weiter ostwärts kommen zahlreiche Gewässer von den Bergen herab, das Land steigt in Terrassen an, die bei Fortification Point ganz wie Festungswerke aussehen. Das ganze Gebiet von Port Konstantin bis an den Friedrich-Wilhelms-Hafen ist neugehobenes Land und fällt an der Küste einige Meter hoch steil ab, so daß hier Mangroven und Sümpfe nicht existiren und das Land wahrscheinlich gesund ist. Die Hebung hängt wahrscheinlich mit den nun erloschenen Vulkanen von Rook Island bis Volcano zusammen; früher tauchte die aus Urgebirge bestehende Finisterrekette direkt ins Meer und war mit Korallenriffen umgeben; jetzt sind keine Riffe mehr da und das Wasser ist dicht an der Küste 200 m tief. Der Boden ist längs der Küste fruchtbarer Humus, an den Flußmündungen sogar sehr üppig, im Inneren ist der Korallenboden noch fast unverwittert und trägt nur scharfkantiges, hellgrünes, mannshohes Gras.

— Kapitän John Strachan, als Leiter einer Expedition, welche die Inhaber der in Melbourne erscheinenden Zeitung „the Age" 1884 nach Neu-Guinea schickten, bereits bekannt, unternahm im November 1885 auf eigene Faust eine zweite Expedition dahin, von welcher er Anfangs Januar zurückkehrte. Er hatte sich zuvor mit dem am 3. December 1885 verstorbenen Ober-Kommissar Sir Peter Henry Scratchley verständigt, um nicht mit den in Bezug auf Neu-Guinea erlassenen sehr strengen Regulativen in Konflikt zu gerathen. Es wurde ihm durch Revers das

Vorrecht auf zwischen der holländischen Grenze in' 141° östlich von Gr. und der westlichen Küste des Papua-Golfes gelegenes Land, welches er von den Eingeborenen an sich bringen würde, zugestanden, ferner die Berechtigung, dort werthvolles Holz zu fällen und zu exportiren, und sich und seine Gefährten nach Belieben auszurüsten und zu bewaffnen. Kapitän Strachan begab sich dann in Begleitung von Mr. Kerry, Mr. Poett, einem alten ostindischen Pflanzer, dem Photographen Gerstenkorn u. s. w. auf dem Schoner „Herald", mit einem kleinen Flußdampfer im Schlepptau, nach der Mündung des Mai-kassa oder Baxter. Man fuhr denselben über 100 Miles oder 161 km hinauf und lief auch in einige der vielen Nebenflüsse, wie in den Prince Leopold River, ein. Snags, d. i. im Flusse lagernde Baumstämme, verhinderten die Weiterfahrt. Der Dampfer blieb hier nun einige Zeit liegen, und kleine Parteien der Gesellschaft unternahmen Ausflüge ins Innere in der Dauer von drei bis vier Tagen und bis zur Entfernung von 40 Miles oder 64 km. Der Pflanzer Poett versichert, daß er dabei über das schönste Land kam, wie er es je in seinem Leben sah, und daß auf solchem Boden alle tropischen Gewächse in Fülle gedeihen würden. Das vorzüglichste Land lag nach dem südlichen Ufer des Fly zu. Man verließ dann den Baxter, fuhr an der Meeresküste bis zur westlichen Küste des Papua-Golfes entlang und entdeckte fünf kleine Flüsse, die man aber doch immer noch 10 bis 30 Miles (16 bis 48 km) weit mit dem kleinen Dampfer befahren konnte. Auch unternahm man Exkursionen über Land in der Länge von 50 km. Man brachte von der Reise Proben von werthvollen Hölzern und Bodenerzeugnissen mit, sowie auch eine umfangreiche Sammlung von Geräthschaften und Kuriositäten der Eingeborenen. Unter letzteren erregt ein seltsamer großer Götze, welcher den von den Gona-Eingeborenen verehrten Gott Leeger darstellen soll, ein besonderes Interesse. Es war mit vieler Schwierigkeit verknüpft, sich in den Besitz desselben zu setzen und hätte leicht verhängnißvoll werden können. Der Götze wird nunmehr einen Platz im Museum in Sydney einnehmen. Kapitän Strachan ist mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden.

H. Greffrath.

— Unter dem Titel „Neu-Guinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885 von James Chalmers und W. Wyatt Gill" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) ist jetzt die von uns bereits (Bd. 48, S. 128) angekündigte Uebersetzung des englischen „Work and Adventure in New-Guinea" erschienen. Wir verweisen unsere Leser auf die ausführliche und empfehlende Besprechung des Buches von Emil Metzger, welche sich auf S. 60 und 74 des vorigen Bandes des „Globus" findet („Aus dem südöstlichen Theile von Neu-Guinea" I, II).

Nordamerika.

— Im vierten „Annual Report of the United States Geological Survey" (Washington 1884), der vor Kurzem erschienen, findet sich ein sehr interessanter Aufsatz von J. C. Russell über die abflußlose Region des Great Basin und seine Seenreste. Das ganze Gebiet ist ein ungeheures Tafelland, das durch kolossale Verwerfungen in ein wild zerrissenes Bergland verwandelt wurde; fast alle Erhöhungen, wenn sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt als Mesa zwischen zwei abgesunkenen Tafeln als Horste stehen blieben, zeigen nach der einen Seite hin einen steilen, oft unersteiglichen Absturz, der z. B. bei den Stein Mountains einige tausend Fuß beträgt, nach der anderen Seite dachen sie sich ganz allmählich in eine Senkung ab, deren tiefsten Punkt ein See oder die Spur eines ehemaligen Sees einnimmt. Die abflußlose Binnenregion erstreckte sich früher anscheinend über das ganze Gebiet zwischen der Sierra Nevada und der Cascade Range; aber in der letzten feuchten, wahrscheinlich quaternären Periode haben die Gewässer vom Lake Klamath Zeit gefunden, die trennenden Riegel so tief einzuschneiden, daß ihr Gebiet auch jetzt noch dem Ocean tributär ist. Verschiedene Unterabtheilungen, die jetzt abflußlos sind, würden schon bei einem ziemlich geringen Steigen Verbindung mit benachbarten Flüssen bekommen, so Lake Malheur mit dem Shoshone, Goose Lake, wie er sie noch bis vor Kurzem hatte, durch Pitts River mit dem Sacramento. Wie die ungeheuren Bänke von Lava, Rhyolith und vulkanischen Tuffen, welche früher den ganzen nördlichen Theil des großen Beckens (200 000 bis 300 000 square miles) in einer geschlossenen Masse bedeckten, entstanden sind, vermag auch Russell nicht zu erklären; er nimmt Spaltenausbrüche (fissural eruptions) an, sagt aber selbst, daß er außer Stande sei, Beweise dafür beizubringen. Die Verwerfungen sind theilweise offenbar ganz neuen Datums; an den Warner Lakes sind die Bruchflächen so frisch, als seien sie erst gestern gebildet. Sie sind aber auch durchaus noch nicht abgeschlossen; auf der großen Bruchlinie längs der Wahsatsch-Berge wie längs der Sierra Nevada sowohl, wie auch auf vielen kleineren Bruchlinien haben noch in den letzten Jahren merkbare Verschiebungen stattgefunden und heiße Quellen springen überall längs dieser Linien. — Eine interessante Beobachtung wurde am Summer Lake und Albert Lake gemacht. Das mit Alkalien gesättigte Wasser dieser Seen verwandelt sich, wenn vom Sturme gepeitscht, rasch in eine Schaummasse, die mitunter mehrere Fuß stark wird; der Wind trägt diese weit übers Land, und die Büsche in der benachbarten Wüste sehen dann aus, als seien sie mit Blüthen bedeckt. Die Seen sind übrigens nichts weniger als konstant, manche sind in der letzten Zeit zu Playas eingetrocknet, dagegen sind Harney Lake und Malheur Lake gestiegen und haben sich zu einem Becken vereinigt, Goose Lake hat seine Ufer überschwemmt und Thorn Lake und Silver Lake haben sich vereinigt und sind, obschon früher hochgradig alkalinisch, jetzt süß geworden. Letztere Erscheinung ist sehr wichtig. Schon in dem Berichte für 1881 machte Gilbert bei der Erforschung des quaternären Lake Bronneville auf die Erscheinung aufmerksam, welche er „the freshening of inclosed lakes by desiccation" nannte, scheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben. Trocknet ein mit Alkalien beladener See ganz aus, so können die ausgefallenen Salze durch den zuletzt sich bildenden Playa-Schlamm so ganz abgeschlossen werden, daß später wieder zuströmendes Wasser süß bleibt, und dieser Vorgang kann sich, wenn trockene Perioden mit feuchteren abwechseln, beliebig oft wiederholen. — Von großem Interesse ist, daß Russell trotz sorgsamstem Nachforschen keine Spur einer allgemeinen Vergletscherung im großen Becken finden konnte. Auch Spuren lokaler Gletscherbildung fehlen, ausgenommen in der East Humboldt Range; und Russell spricht sich mit aller Bestimmtheit dahin aus, daß, seit die Gegend ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, also seit dem Beginne der Quaternärzeit, Gletscher hier nicht bestanden haben.

Inhalt: Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Die Honbirg. Eine keramische Studie. (Mit einem Plane.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damralandes. III. (Schluß.) — Dr. Stoll's Buch über Guatemala. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

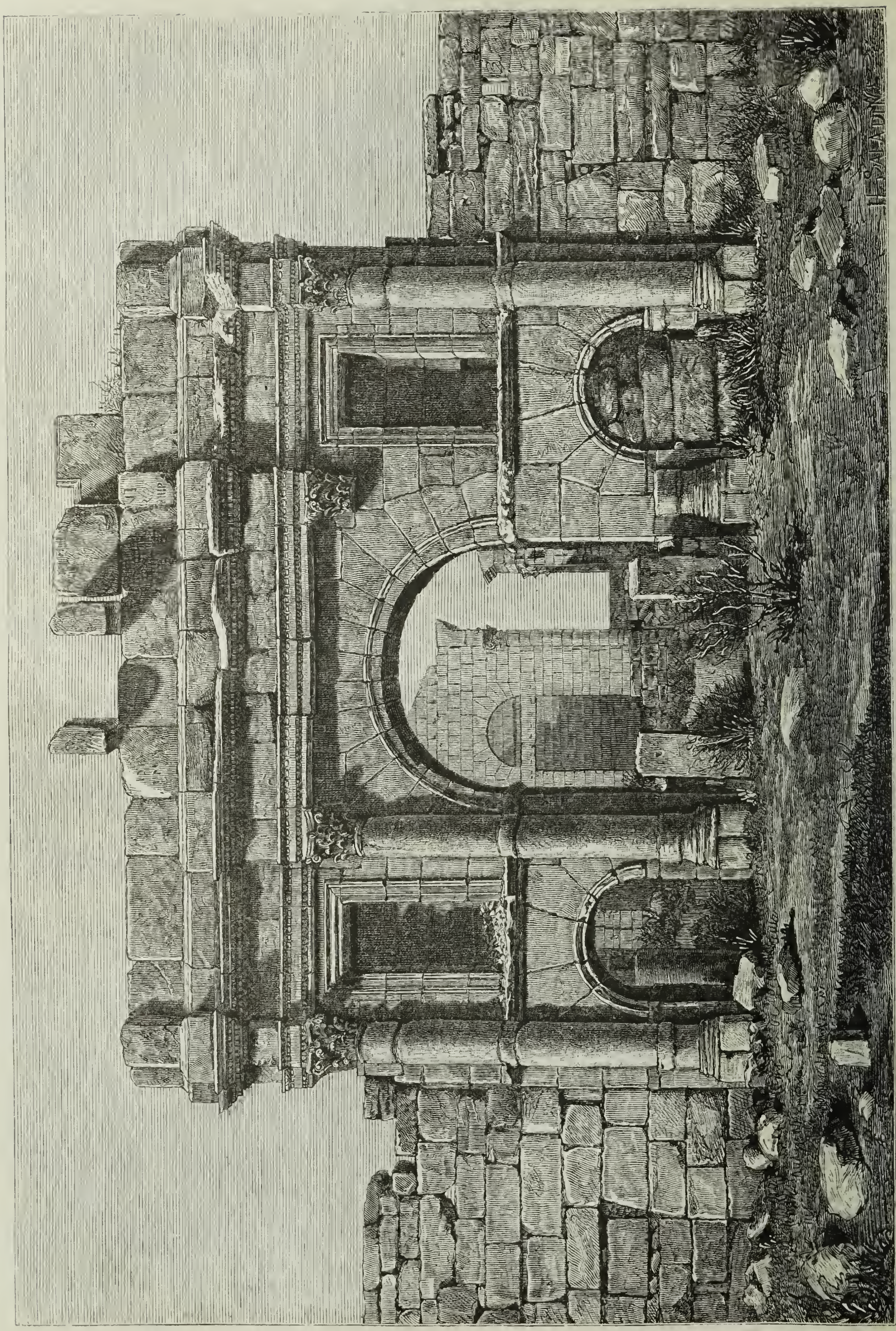
Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

IX.

Ko. Sufetulae wird trotz seiner Bedeutung von den alten Autoren nie erwähnt; nur in den Itinerarien und in den Bischofsverzeichnissen tritt der Name auf und aus in Lambessa gefundenen Inschriften wissen wir, daß die dritte Legion dort Rekruten aushob, die Einwohner also das römische Bürgerrecht genossen. Genaueres weiß nur der arabische Geograph Edrisi zu berichten. „Sbeitla, sagt er, war vor dem Islam die Residenz des Gerges, des römischen Königs in Afrika; sie zeichnete sich aus durch ihre Ausdehnung und ihre Schönheit, ihren Ueberfluß an Wasser, ihr mildes Klima und ihre Reichthümer; sie war umgeben von Gärten und Baumpflanzungen. Die Muselmänner eroberten sie in den ersten Jahren der Hedschra und erschlugen den großen König Gerges. Der König Gerges oder, wie ihn andere arabische Schriftsteller nennen, Dschirdschir, ist der byzantinische Patricius Gregorius, welcher sich von Byzanz losgerissen hatte und seine Provinz, auf die Afarek, die Mauren, gestützt, ganz unabhängig beherrschte, sogar Münzen mit seinem Bilde schlagen ließ. Er sammelte, als er 647 [1]) den Anmarsch der Araber unter Abdallah erfuhr, ein großes Heer und trat den Eindringlingen entgegen, nach den Einen kurz vor Sbeitla, nach Anderen bei Jacubé. Seine schöne Tochter focht an seiner Seite und er versprach ihre Hand und 100 000 Goldstücke Dem, der ihm den Kopf Abdallah's brächte. Auf den Rath des jungen Zobeïr ibn Kais setzte Abdallah aber genau denselben Preis auf den Kopf des Gregorius. Der Kampf dauerte mehrere Tage und wurde jedesmal beim Beginne der eigentlichen Mittagshitze abgebrochen. Am dritten Tage aber führte Abdallah nur einen Theil seiner Leute ins Gefecht und ließ die anderen in ihren Zelten zurückbleiben; als dann die Byzantiner zur Mittagsruhe in ihr Lager zurückgekehrt waren, überfiel er sie ganz unerwartet und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. Gregorius wurde von Zobeïr erschlagen und seine Tochter, nachdem sie mehrere Araber über der Leiche ihres Vaters getödtet, gefangen und Zobeïr als Sklavin überliefert.

Die Sieger stürmten Sbeitla unmittelbar nach der Schlacht und machten dort so reiche Beute, daß nach Abzug des dem Schatze zukommenden Fünftels jeder Fußgänger 1000, jeder Reiter 3000 Goldstücke erhielt. Doch führte dieser Sieg noch nicht zur definitiven Eroberung des Landes; die Sieger fanden es gerathen, vor der drohenden Haltung der ihnen anfangs freundlichen Bergberber mit ihrer Beute abzuziehen. Sufetulae blieb in Ruinen. Allem Anscheine nach versuchten die überlebenden Einwohner nach dem Abzuge der Feinde die Stadt wieder zu begründen und in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen, aber die Einfälle wiederholten sich bald, der Berberkönig Kuschile so wenig wie seine Nachfolgerin in der Führung gegen den Islam, die Kahina, waren den Städten der Mauren freundlich gesinnt. Die Bergstämme vollendeten schließlich das Werk der Araber und ein paar Erdbeben ließen nichts mehr aufrecht als den Triumphbogen, die Tempel und ein paar Mauerreste. Die Lage am Kreuzungspunkte mehrerer Straßen, der fruchtbare Boden und der Wasserreichthum versprechen übrigens einer etwaigen Kolonie ein rasches Gedeihen.

[1]) Richtiger wohl 662, im Jahre 40 der Hedschra.

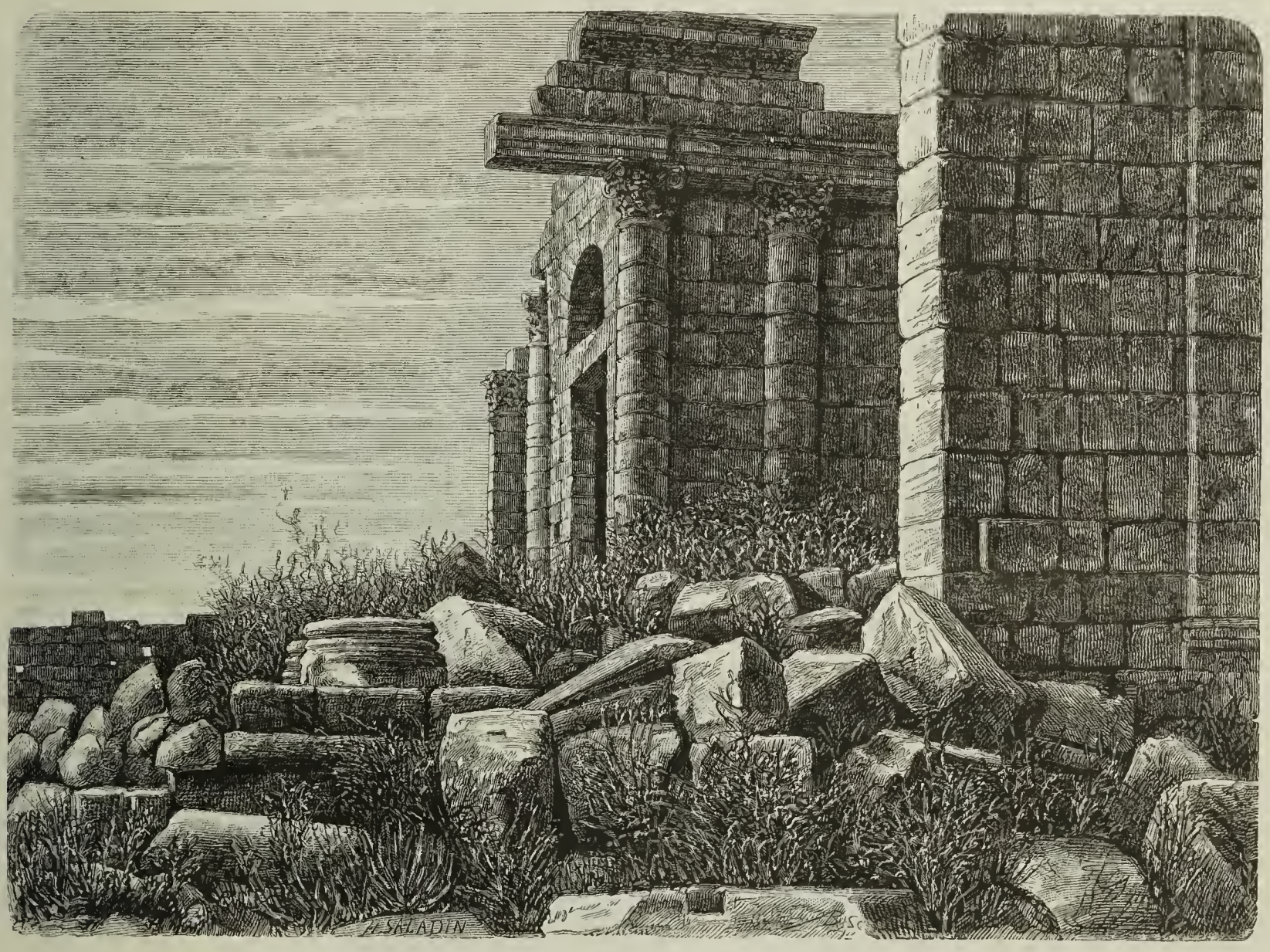


Triumphbogen vor den Tempeln von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

Der Boden der Römerstadt liegt nach den Ausgrabungen der Reisenden etwa anderthalb Meter unter dem heutigen, die Araberspuren aus der Zeit der Zerstörung einen Meter. Die Stadt lag wesentlich auf dem rechten Flußufer; auf dem linken sieht man nur unbedeutende Reste, anscheinend von Villen und Sommerwohnungen, von denen eine, die man vor einiger Zeit ausgrub, recht hübsche Mosaikböden ergeben hat. Die oben erwähnte Wasserleitung durchschnitt diese Vorstadt und verband sie gleichzeitig als Brücke mit der eigentlichen Stadt.

Kommt man von Süden her, wo sich heute noch wie zur Römerzeit die Wege von der Syrtenküste und den Saharaoasen her vereinigen, so trifft man zuerst auf den noch gut erhaltenen Triumphbogen, welcher nach einer Inschrift dem Kaiser Constantin und seinen Mitkaisern gewidmet wurde. Er war 11 bis 12 m lang, die Pforte 6 m breit und 8 m hoch. Wie die meisten afrikanischen Triumphbögen hat er auf jeder Langseite vier Säulen und zwischen diesen je zwei Nischen, die aber kaum so tief sind, daß sie zur Aufstellung von Bildsäulen gedient haben können.

Eine wohlerhaltene Straße, stellenweise noch mit großen Platten gepflastert, führt in die Stadt, zunächst zu den Trümmern einer Befestigung, deren zerfallene Mauern offenbar in der größten Eile und zum Theil unter Benutzung von Leichen- und Votivsteinen aufgeführt wurden. Ein paar ähnliche Umfassungsmauern liegen in der Nähe; sie wurden vermuthlich nach dem ersten Arabereinfalle errichtet, um die Stadt gegen Süden zu decken, während im Nordwesten die Tempel in eine Citadelle umgeschaffen wurden.



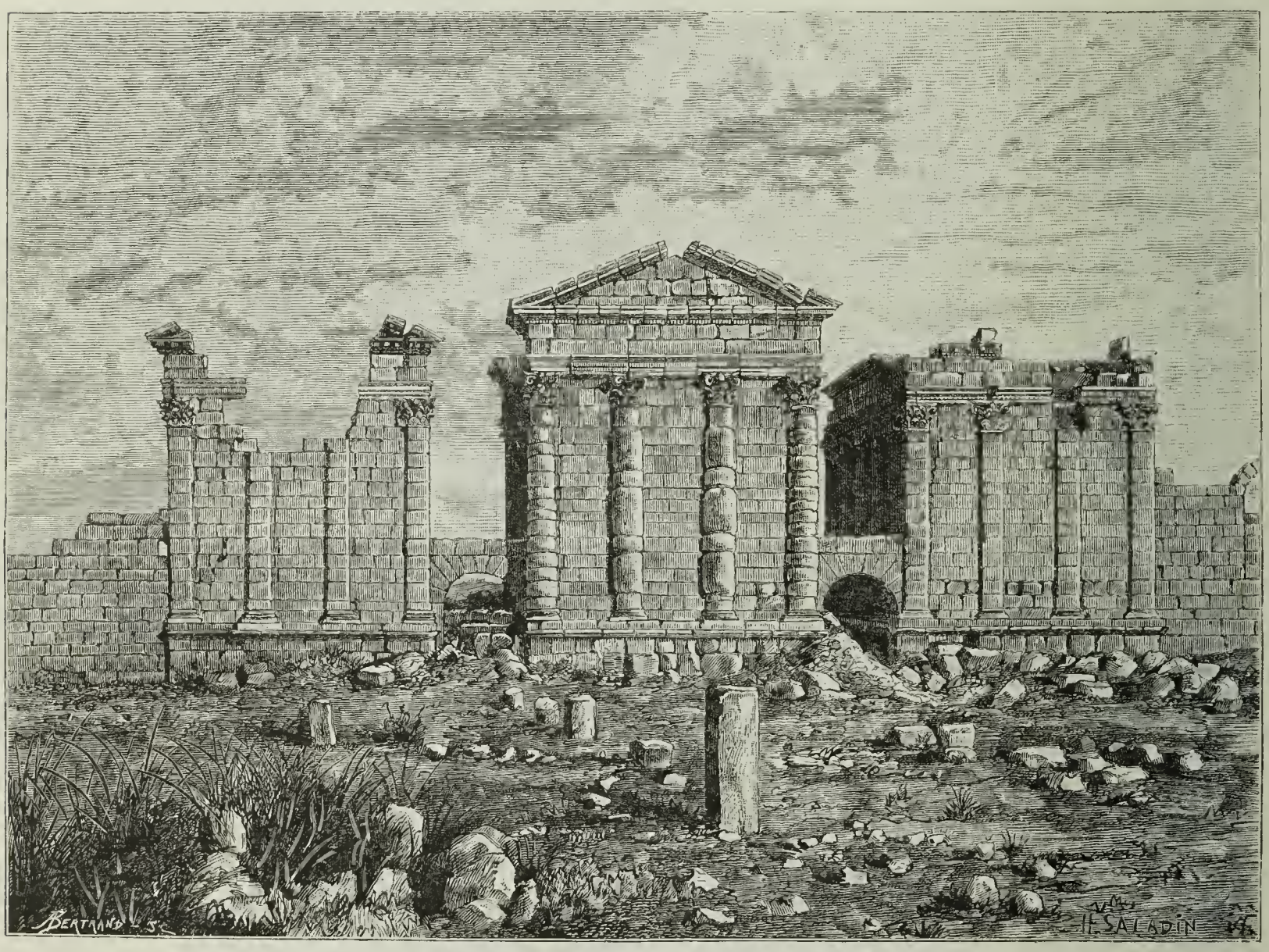
Seitenansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

Weiterhin finden sich lange, unkenntliche Trümmerhaufen, deren Bedeutung man nur durch völlige Ausräumung feststellen können würde. Dann sieht man vor sich das wichtigste Monument Sbeitlas, die drei Tempel. Dank den aus dem benachbarten Lager von Dschilma gesandten Soldaten konnten hier Ausgrabungen vorgenommen und die Bauplane in allen Details festgestellt werden. Man gelangt zu den Tempeln durch den Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt; er ist nicht so massig, wie der des Constantin, aber sein Stiel beweist, daß er einer besseren Zeit entstammt. In der That lehrt eine Inschrift, daß er dem Kaiser Antoninus Pius zur Zeit seines zweiten Consulates gewidmet wurde. An beiden Seiten stehen Inschriften zu Ehren des Marcus Aurelius und des Lucius Verus, der Adoptivsöhne des Kaisers Antoninus Pius. Der Bogen ist dreitheilig; die große Mittelpforte führt auf den Haupttempel, ohne indeß genau in seiner Achse zu liegen. Der Boden war fast 2 m hoch mit Schutt bedeckt; nach dem Wegräumen desselben erkannte man eine Treppe von mehreren Stufen, welche zur Fläche des Innenhofes hinaufführte. Die Façade ist mit vier korinthischen Säulen geschmückt, deren Kapitäle eine sehr gute Arbeit zeigen; an beiden Seiten sind über den kleinen Thorbögen Nischen angebracht. Man nimmt gewöhnlich an, daß auf dem Triumphbogen in der Mitte eine Quadriga gestanden

habe, doch ist die Tiefe des Bauwerkes dazu viel zu gering; dagegen sieht man an beiden Seiten noch die Basen von Statuen.

An den Triumphbogen schließen sich an beiden Seiten Seitenmauern, welche wahrscheinlich zu einem nun zerstörten Portikus gehörten, von dem nur noch ein paar zerbrochene Säulenschäfte, die im Hofe liegen, übrig sind. Der Hof hat 160 m Länge und 70 m Breite; mit seiner durchschnittlich 4 m hohen Umfassungsmauer bildete er einen letzten Zufluchtsort für die Bewohner der Stadt, der vermuthlich auch bei der Eroberung durch die Araber seine wichtige Rolle gespielt hat. Die Mauer ist offenbar mehrmals zerstört und in größter Eile wieder aufgebaut worden; es sind Steine mit Inschriften hinein vermauert worden, welche nach der Art der Buchstaben und ihrer schlechten Ausführung wahrscheinlich der Vandalenzeit angehören. Auch im Inneren sieht man die Spuren eilig errichteter Bauwerke, welche wahrscheinlich den Vertheidigern zur Wohnung dienten; unter den Trümmern ist noch das schöne alte Plattenpflaster erhalten. In einer Ecke steht die Ruine einer Kirche und ein Bau mit Gewölben, vermuthlich aus der Zeit stammend, wo Gregorius den Tempelhof in eine Citadelle umschuf [1]).

Die Tempel von Sufetulae waren alle drei tetrastyle Pseudo-Peripteren, d. h. sie hatten vier Säulen in der Fronte, aber die Seiten waren bei den beiden äußeren Tempeln nur mit Pilastern, bei dem mittleren mit eingebauten Säulen verziert. Die Frontsäulen und die Vordermauern der Cella sind aber längst gestürzt und Gestrüpp sproßt zwischen ihren Trümmern. Die Hinterfronten dagegen stehen noch aufrecht und machen einen ganz imponirenden Eindruck; man sieht, daß sie durch Zwischenräume von 4 m Breite getrennt, aber durch Bögen verbunden waren. Der mittlere Tempel gehörte einer zusammengesetzten Ordnung an, die beiden äußeren sind korinthisch; die Verzierungen erinnern einigermaßen an die Tempel von Baalbek.



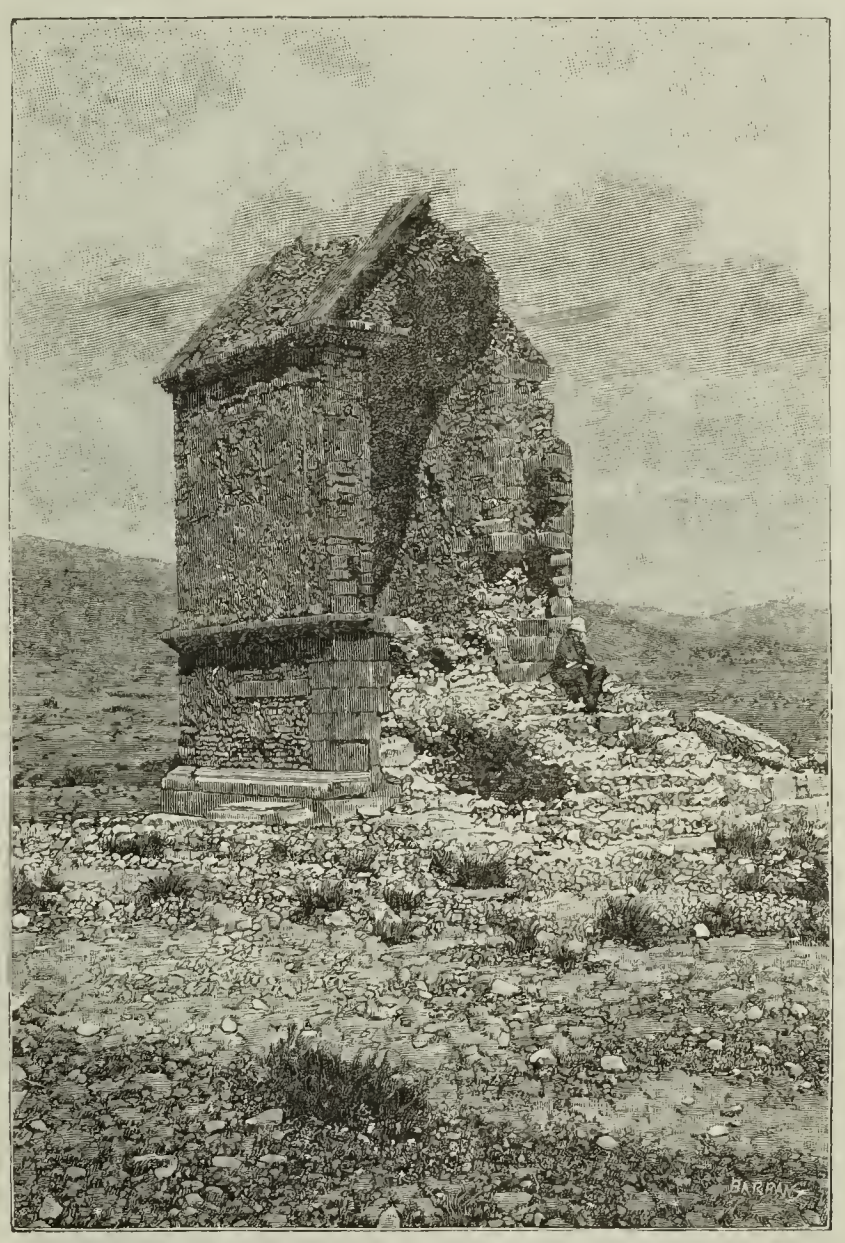
Rückansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

Die beiden Archäologen begnügten sich, den Raum zwischen dem linken und dem mittleren Tempel, der offenbar bei der Befestigung absichtlich verrammelt war, aufzuräumen; eine völlige Säuberung des Bodens würde eine kolossale Arbeit erfordern, da es sich um Blöcke von beträchtlicher Größe handelt; die Arbeiter des Sidi Mustapha ben Azus haben es versucht, aber bald wieder aufgegeben, nachdem sie eine Anzahl Blöcke zersprengt. Wem die Tempel angehört haben, läßt sich ohne völlige Ausgrabung nicht feststellen; in Rom wie in Lambessa, wo sich drei Tempel in ganz ähnlicher Weise vereinigt finden, ist der Mitteltempel dem Jupiter geweiht, die seitlichen Juno und Minerva; möglicher Weise dienten sie aber hier der Verehrung der auf dem Bogen genannten drei Kaiser.

[1]) Die Citadellen in den wichtigeren tunesischen Städten sind sonst fast sämmtlich von Patricius Salomon errichtet; sollte die von Sufetulae eine Ausnahme machen? Die jetzige Mauer könnte freilich jünger sein, als die arabische Zerstörung. Ko.

200 m weiter ragten am Rande des Baches ein paar Säulen aus der Erde. Mit Hilfe einer gelegentlichen Verstärkung des Arbeiterpersonals wurde das ganz verschüttete Gebäude ausgegraben und erwies sich als das Theater von Sufetulae; seine Erbauung oder vielleicht auch nur Restaurirung fällt nach einer aufgefundenen Inschrift in die Regierungszeit des Kaisers Diocletian. Das Amphitheater, das wie gewöhnlich außerhalb der Stadtmauer lag, ist bis auf den Boden abgerissen; seine Arena maß ungefähr 60 zu 50 m. Die Ruinen zweier Kirchen boten nichts Besonderes und dort vorgenommene Ausgrabungen ergaben keine sonderlichen Resultate. Ebensowenig die an den beiden Friedhöfen, von denen der an der Straße nach Tebessa gelegene ausschließlich für die Kinder bestimmt gewesen zu sein scheint.

Sbeitla ist sonst gewöhnlich völlig öde und verlassen; jetzt aber lagerten auf Befehl des Kommandanten von Dschilma ein paar Araberfamilien mit ihren Heerden da, welche die Reisenden mit Eiern und Milch versorgten. Sie fürchteten sich vor Räubern noch viel mehr als die Reisenden, und nicht ganz ohne Ursache, denn wenn ihnen eine Bande Marodeure ihre Hühner und Ziegen wegholte, krähte kein Hahn danach, während das Geringste, was den Reisenden widerfahren wäre, sofort die Truppen in Dschilma auf die Beine gebracht und sehr ernstliche Repressalien veranlaßt haben würde. Demgemäß hatten sie auch ihren Duar so sorgsam in einer Bodenvertiefung verborgen, daß die Eskorte ihn erst am Abend auffand. Außerdem bot die Umgebung, wenigstens im Anfange, Rebhühner und Tauben in Menge, auch die Igel erwiesen sich in der Zubereitung, welche Mohammed ihnen angedeihen ließ, als ein durchaus nicht zu verachtendes Wildpret; was sonst nöthig war, insbesondere Brot, Wein und frisches Fleisch, lieferte das Lager von Dschilma. So vergingen die Wochen ganz angenehm, bis die Aufnahme der Ruinen vollendet war und die Zeit zum Aufbruche nach Gassa heranrückte.



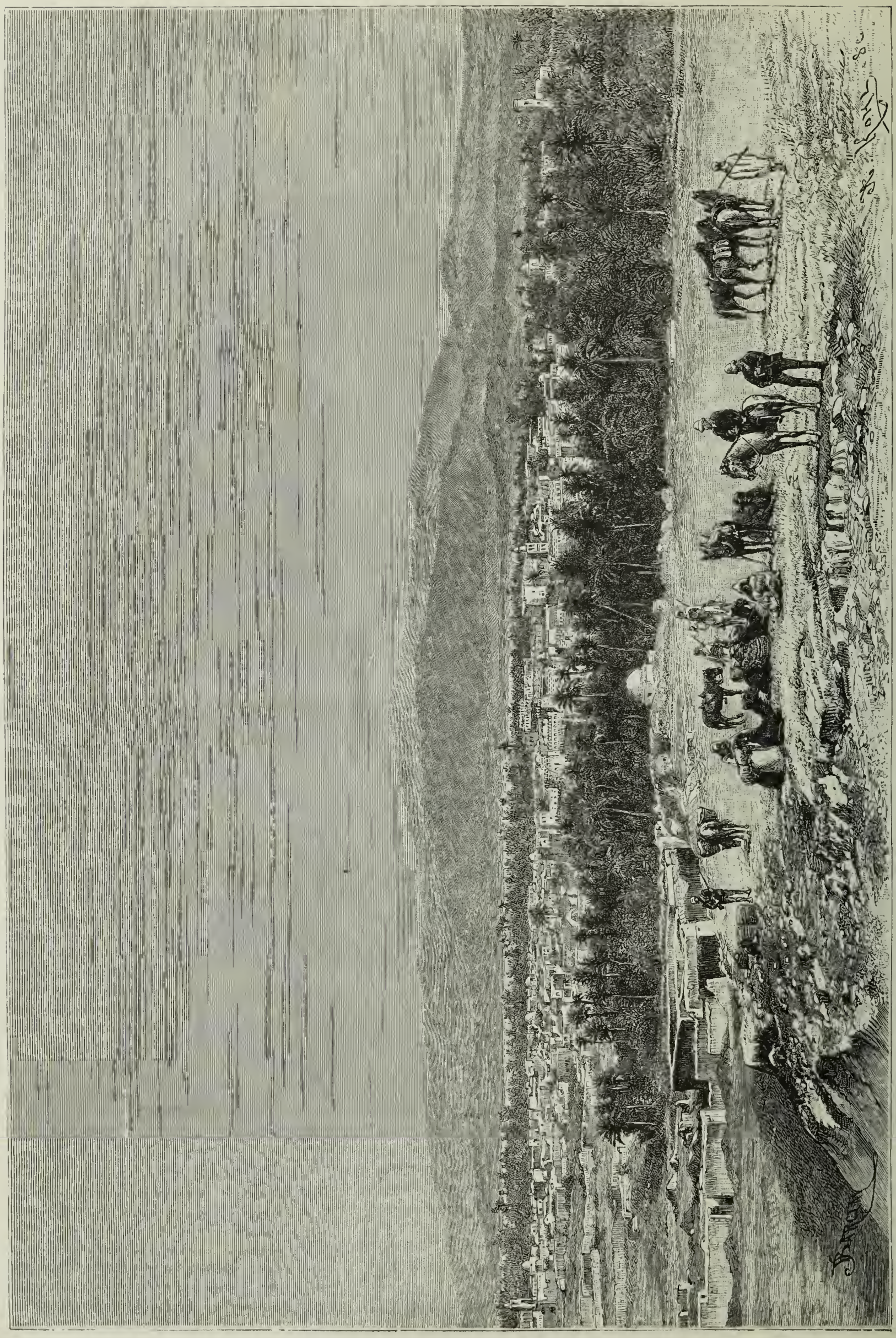
Mausoleum bei Bir el-Hafei. (Nach einer Photographie.)

Der allzeit gefällige Oberst Villot hatte fünf Spahis und vier Kameele geschickt, nicht zu viel für einen fünftägigen Marsch durch eine Wüste, in welcher man nicht einmal auf Wasser rechnen konnte. Der Weg nach Gassa konnte nicht gerade interessant genannt werden. Schon in geringer Entfernung von Sbeitla begann die endlose sandige Ebene, deren Eintönigkeit nur hier und da durch einen Halfabusch oder einen verkümmerten Dornstrauch unterbrochen wird. Die Vegetation wird um so spärlicher, je weiter man nach Süden vordringt, und trotzdem fand man wenigstens in der ersten Hälfte des Marsches einige Heerden und sogar Römerspuren. Das erste Nachtlager wurde am Wed Fekka genommen. Hier findet man für gewöhnlich Wasser, aber diesmal war das Bachbett völlig trocken, die Stämme weiter oben hatten das Wasser auf ihre Gerstenfelder geleitet und man konnte sich von der Weisheit der alten arabischen Karawanenregel überzeugen: Gieße das Wasser nie weg, bis du die Quelle gefunden. Die Spahis hatten natürlich keinerlei Provisionen mitgenommen; zum Glück waren ein paar Zelte in der Nähe, in denen sie sich versorgen konnten.

Der Wed Fekka ist das einzige Wasser weit und breit und auch die Vögel kommen weit her zum Trinken. Es gelang den Reisenden, ein paar Wüstenhühner (Kangas oder Gangas, Pterocles arenarius, von den Franzosen Perdrix jaune genannt) zu erlegen, ein Wild, das ihnen hier zum ersten Male begegnete. Am anderen Tage sollten sie eine neue Jagdart sehen. Ein armer Hase wurde von einem großen Raubvogel verfolgt; die Spahis warteten ruhig den Moment ab, wo dieser auf ihn stieß und sprengten dann mit lautem Geschrei hinzu; der Adler ließ natürlich erschreckt seine Beute los und der tödtlich verwundete Hase wanderte in den Kochtopf seiner Retter.

Gegen Mittag erreichte man die Brunnen von Bir el-Hafei, wo die Pferde wieder getränkt werden konnten. Nahe dabei erheben sich die Trümmer eines römischen Postens, welcher die Wüstenstraße von Sufetulae nach Capsa schützte. Nur von der Nekropole sind noch ein paar Mausoleen besser erhalten, eines sogar mit einer halb verwischten Inschrift. Eines derselben, welches unsere Abbildung zeigt, besteht aus einer rechteckigen Cella mit einer zerfallenen Treppe davor; die Nischen für die Aschenurnen sind noch erkennbar. Die Ausdehnung der Todtenstadt steht in einem auffallenden Mißverhältnisse zu den Trümmern der Ansiedelung; vielleicht begruben hier auch die Nomadenstämme der Umgegend ihre Todten, eine Einrichtung, welche man mehrfach und auch noch heute beobachtet. Das Wasser der Quelle bildet den Wed Sila, welcher nach kurzem Fließen am Fuße eines völlig isolirten, wie polirt aussehenden Felsens im Sande verschwindet.

Das Nachtlager wird bei der Kubbah des Sidi Ali ben Anu genommen; sie liegt in einem förmlichen Dickicht von Kaktuspflanzungen und zwei Araberzelte sind dabei aufgeschlagen, für den Wächter der Kubbah und für die



Gesammtansicht von Gassa. (Nach einer Photographie.)

Vorüberreisenden. In der Nähe erhebt sich eine Art Thurm auf römischer Basis roh aufgemauert, ein Minareh, wie es die Reisenden schon einmal in Beled Dschedeida gesehen. Hier beginnt nun wirklich die Wüste, die unendliche, wasserlose Ebene ohne Vegetation und ohne Leben. Von hier ab muß man seinen Wasservorrath mit sich führen. Trotzdem findet man noch einen Trümmerhaufen aus der Römerzeit, den Henschir Merkab, den Arabern heilig durch die Grabkuppeln einiger Heiligen, die noch in hoher Verehrung zu stehen scheinen, denn sie sind frisch angestrichen und aufgehängte Lappen und Blechstückchen beweisen, daß sie neuerdings von Andächtigen besucht worden sind.

Noch einmal passirte man eine Stelle, wo man wenigstens im Winter Wasser finden kann, das Bett des Wed Merethba. Man mußte freilich ein tiefes Loch graben, um die Thiere tränken zu können, und schließlich weigerten sich diese, in das Loch zu treten und man mußte das Wasser in einem Eimer heraufziehen. Noch blieben zwei Stunden Tag und sie wurden benutzt, um sich Gafsa noch so weit zu nähern, daß man am anderen Morgen zum Frühstück dort eintreffen konnte. Unter freiem Himmel wurde gelagert und gut Wache gehalten gegen diebische Eingeborene, denen die Pferde eine willkommene Beute gewesen wären. Frühzeitig wurde aufgebrochen und der mühsame Weg durch die Sanddünen angetreten, in welchen die Hunde mit verbrannten Pfoten kaum mitkommen konnten. Die Reisenden lernten jetzt die bekannte Stelle in Sallust's Jugurtha verstehen: „Capsa liegt in der Mitte einer weiten Einöde; ihre Einwohner sind geschützt durch ihre Befestigungen, ihre Anzahl und ihre Waffen, aber noch mehr durch die entsetzliche Wüste, welche sie umgiebt, und deren wasserleerer Boden von Schlangen und Raubthieren wimmelt, deren natürliche Wildheit durch den Mangel an Nahrung noch gesteigert wird." Die wilden Thiere sind nun freilich verschwunden und von Schlangen trafen sie nur eine einzige an, freilich von beträchtlicher Größe, vor der sich die Eingeborenen zwar sehr fürchteten, die sich aber als eine ganz harmlose Natter erwies.

Gegen 8 Uhr wurde eine zerfallene Festung erreicht, welche in byzantinischer Zeit die Straße nach Theveste deckte. Nun erschien am Horizont eine dunkle Masse, der Palmenwald von Gafsa, und um 11 Uhr wurde der Rand der Oase bei der prächtigen Quelle Aïn Bidna erreicht. Wenige hundert Schritte weiter erhoben sich die zerfallenen Hütten der Vorstadt und einige elende Kubbahs, dann erschien die Stadt selbst mit den Zinnenmauern und den imposanten Thürmen ihrer Kasbah. Wie ein dichter Gürtel umgeben die Baummassen der Gärten die Stadt, über welche sich einige elegante Minarehs erheben. Zur Rechten ragt der steile Dschebel Gettar, zur Linken erstreckt sich die lange, kahle Kette des Dschebel Arbata, und über dem Ganzen wölbt sich der wunderbare, tiefblaue Himmel der Sahara. Ein wundervolles Schauspiel, dessen Eindruck leider nur zu bald gestört wurde durch den Eintritt in die Stadt und ihren tausendjährigen Schmutz.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. Eduard Petri (Bern).

I.

Der Anthropologe und Kulturhistoriker, der von einem Fortschritte der Menschheit in moralischer Beziehung redet, hat vor Allem das Verhältniß des Menschen zu seinem Mitmenschen einer Untersuchung zu unterwerfen.

Dem Wilden ist der Fremde, der zu seiner Horde Nichtgehörige, falls er nicht gerade das Gastrecht beansprucht, ein Feind. Dem klassischen Alterthume war der Fremde ein „Barbar"; der Philosoph räumte ihm keinen Platz in seinem idealen Staate ein (Platon); die von Natur aus grundverschiedene Beanlagung des Menschen rechtfertigte das Bestehen der Sklaverei (Aristoteles). Schon das Christenthum verkündete den staunenden Athenern in der Person seines rührigen Vorkämpfers, des Apostels Paulus, die großartigen Worte: „Und hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen." Die zur Macht gekommene christliche Kirche entfremdete sich aber bald ihrem ursprünglichen Wesen. Bei Theophrastus Paracelsus finden wir eine dem Geiste seiner Zeit zusagende Eintheilung der Menschheit in Adamiten und Präadamiten. Die Adamiten (Kulturvölker) waren die rechten Menschen; die Präadamiten (wilde Völker) erschienen als die ersten schüchternen und mißlungenen Versuche des Schöpfers zur Erschaffung des Menschen, gerade wie die Fossilien zur Zeit als lusus naturae oder als mißlungene Versuche in der Erschaffung der Thierwelt galten.

Das Verhältniß des Kulturträgers zu den kulturlosen Völkern als zu einer Klasse von niederen Wesen ist, weil tief in der menschlichen Natur begründet, von einer ungemeinen vitalen Kraft und Anpassungsfähigkeit. Jahrhunderte lang dominirt diese folgenschwere blutige Auffassung. Sie begünstigt die Versklavung, die Ausbeutung und Ausrottung der Wilden; sie besteht einen siegreichen Kampf mit der aus einem Ekel vor den Schwächen der Kultur hervorgehenden Verherrlichung der Naturvölker; sie leistet noch gegenwärtig ihre Dienste der brutalen Gewalt und dem Eigennutze; sie schmeichelt der Selbstüberhebung des civilisirten Europäers; sie unterstützt die extremen Vorkämpfer der Wissenschaft auf ihrer Suche nach den Vermittlern zwischen der Menschen- und Thierwelt (Ultra-Darwinisten). Selbst heutzutage, wo die Arteneinheit des menschlichen Geschlechtes die zahlreichsten Verfechter unter den Männern der Wissenschaft besitzt, sind die schönen und für den damaligen Stand der Wissenschaft so großartigen Worte eines Alexander von Humboldt: „es giebt keine edleren Volksstämme, alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt", den schärfsten Angriffen ausgesetzt.

Und dennoch ist der Fortschritt des Kulturmenschen in den Beziehungen desselben zu seinem Mitmenschen im Allgemeinen ein unleugbarer.

Wie zähe sich die erwähnte feindselige und altererbte Auffassung hält, wie mannigfach die Modifikationen sein

mögen, in welchen diese Auffassung auftritt, sie weicht zurück vor einer richtigeren und tieferen Erkenntniß des wahren Sachverhaltes. Die selbst für Europa vor kaum einem Jahrhundert undenkbare Gleichberechtigung der Klassen im Schoße des einzelnen Volkes ist im Princip allgemein anerkannt und wird in manchen Beziehungen auch praktisch durchgeführt; die Sklaverei, noch vor Decennien in blutiger Weise vertheidigt (Secessionskrieg), ist heutzutage endgültig gefallen und wird nach Möglichkeit nicht einmal bei kulturlosen Völkern geduldet (in Afrika, in Russisch-Centralasien); das Bestreben, den Wilden zu kultiviren, tritt nicht mehr vereinzelt auf und ist nicht mehr das Alleingut der Missionare, es ist zur Devise der modernen Kolonialarbeit geworden (Congostaat).

Daß die Praxis mitunter ganz bedeutende Spuren eines Atavismus in den Beziehungen des Europäers zu seinen kulturlosen Mitbrüdern aufzuweisen hat, ist nicht zu leugnen und darf auch keineswegs vertuscht werden. Derartige Rückfälle sind nicht als ein den Fortschritt beeinträchtigendes Symptom aufzufassen. Es spricht vielmehr die Art und Weise, in welcher sich diese Rückfälle äußern, für einen Fortschritt, denn das, was jetzt als abscheuerregendes Verbrechen erscheint und allgemein bekämpft wird, das galt noch vor Kurzem als eine allgemein anerkannte und wohlberechtigte, wo nicht gerade verdienstvolle Handlung [1]). Aber noch immer fällt es ungemein schwer, sich über das Verhältniß völlig klar zu werden, welches der Kulturmensch den Völkern niederer Kultur gegenüber einzuhalten hat; schwierig ist es, die zahlreichen Widersprüche, die sich in dieser Beziehung bieten, zu entwirren und die Lücken der Forschung auszufüllen, schwierig ist es schließlich, gleich fern zu bleiben von den Extremen der üblichen Selbstüberschätzung des Kulturmenschen, sowie der schwächlichen Kritiklosigkeit des Philanthropen.

Ziehen wir im Allgemeinen einen Vergleich zwischen den Kulturvölkern und den sogenannten Naturvölkern, oder um ein weiteres Gebiet zu umspannen, den Völkern niederer Kultur, so müssen wir uns allerdings sagen, daß die Völker niederer Kultur den Kulturträgern in Bezug auf intellektuelle Kraft bei Weitem nachstehen. Die Kulturvölker haben sich gewissermaßen von der Natur emancipirt; sie bemeistern sie sogar bis zu einem gewissen Grade. Die Völker niederer Kultur stehen der Natur noch nahe; sie leben in der Natur und mit der Natur; sie befinden sich in einem entschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse von der Natur und führen in der Regel ein von den jeweiligen Naturverhältnissen vorgeschriebenes Leben. Der Naturmensch hat ein relativ kümmerliches und unstetes Leben dort geführt, wo späterhin die Kultur, die Naturverhältnisse bemeisternd, ein machtvolles und großartiges Leben entfaltete (die Vereinigten Staaten Nordamerikas).

Wenn nun das Leben der Völker niederer Kultur ein Zusammenleben mit der Natur ist, so ist es leicht begreiflich, daß bei diesen Völkern vor Allem diejenigen Eigenschaften zur Entwickelung kommen müssen, welche sich auf die Naturvorgänge beziehen, die ihr Leben ausfüllen; die höheren und geistigen Eigenschaften kommen weniger zur Uebung, sie werden von den dominirenden Bedürfnissen des Naturlebens zurückgedrängt. Der Wilde besitzt seine Fähigkeiten, aber diese Fähigkeiten sind vor Allem auf das körperliche und nicht auf das geistige Leben gerichtet, sie gehen mehr auf das Physische und nicht auf das Psychische des menschlichen Wesens aus. Die vollendete Entwickelung der physischen Fähigkeiten, wie sie dem Wilden eigen ist, führt zu einer Einseitigkeit in der Erscheinung des Menschen, die wir nur mit der einseitigen Entwickelung der Gedankenarbeit und der Abtödtung der physischen Fähigkeiten des Kulturmenschen vergleichen können. Die Entwickelung der physischen Fähigkeiten des Wilden und namentlich die Schärfe seiner Gefühlsorgane ist eine mitunter geradezu unglaubliche. „Die Tungusen erkennen nach der Spur, wie sie im Erdreiche oder im Schnee von den Fußknöcheln des Bären eingedrückt ist, ob der Bär gereizt war oder nicht, ob er gefährlich sei für ihre Renthiere, ob er schlau sei. Sie erkennen die ihrigen an verschiedenen Merkzeichen, welche die Schneeschuhe hinterlassen, nach dem Ausschreiten der Beine, nach den Kreisen im Schnee, nach den geknickten Zweigen an den Bäumen oder nach Aesten, welche auf den Weg gestreut sind, und nach den im Schnee eingestampften Spuren. Ein jedes Weib kennt die Spuren des Schneeschuhes ihres Mannes [1])." Die Beobachtungsgabe des Wilden ist so ungemein geschärft, daß er, der direkt vielleicht nicht weiter als bis fünf zählen kann, mit einem Blicke auf seine über 100 Stück zählende Heerde das Fehlen eines einzelnen Stückes bemerkt. Die Beispiele für die physische Geschicklichkeit, die Spannkraft, das scharfe Gesicht und Gehör und den fabelhaften Ortssinn des Wilden lassen sich mit Leichtigkeit und in Menge der geographischen Litteratur entnehmen. Gleichzeitig aber entwickeln die Wilden bei ihren Jagden auch eine wunderbare Findigkeit, eine Kombinationsgabe [2]), welche für das Vorhandensein von nicht zu unterschätzenden, geistigen Anlagen spricht.

Wenn nun aber die Wilden durch eine überraschende Entwickelung ihrer physischen Fähigkeiten in unseren Augen geradezu wie Wesen anderer Natur erscheinen, so gewinnen wir einen interessanten Ausblick für einige weitere Folgerungen in der Erwägung, daß unsere, der Kulturträger Vorfahren, ein ähnliches Vorwiegen und eine ähnliche überraschende Entwickelung der physischen Fähigkeiten aufzuweisen hatten, sowie daß ähnliche Verhältnisse auch heutzutage bei einzelnen der Lebensweise der Wilden folgenden Europäern zu finden sind. (Trappers, Russen in Sibirien.)

Schon das vorgebrachte Material fordert uns zu der Vermuthung auf, daß die Völker niederer Kultur bei einer eventuellen, etwa durch die Kulturvölker begünstigten Emancipation von den Naturverhältnissen im Stande wären, sich von der Einseitigkeit der physischen Entwickelung zu erheben und ihre geistigen Fähigkeiten zu kultiviren. Eine derartige Vermuthung erscheint aber um so berechtigter, als wir, ganz abgesehen von der erwähnten Kombinationsgabe der Wilden, über eine geradezu großartige Menge von Beweisen für die Bildungsfähigkeit der Wilden und für das Vorhandensein eines gewissen geistigen Schatzes bei diesen Völkern verfügen.

Die Neger, welche ihrer außerordentlichen Abweichung vom Typus des Europäers und ihrer Affenähnlichkeit wegen zu den verächtlichsten Auskassungen der großen Menge und nicht minder auch der Gelehrten (Burmeister, Carus, Gobineau, Tschudi, Agassiz u. s. w.) herhalten mußten, liefern uns ein vortreffliches Material in dieser Beziehung. Ungeachtet des kurzen Zeitraumes, welcher seit ihrer Befreiung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas verflossen ist, der Befreiung von einer durch Jahrhunderte währenden

[1]) Petri: „Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur". „Globus", Bd. 44, S. 264.

[2]) Jadrinzew-Petri: „Sibirien". Jena, Costenoble. 1886, S. 33 (im Druck).

[2]) Charakteristisch ist hierfür ein Studium der Jagdgeräthe: so der Wurfgeschosse, Fallen u. s. w. Ueber die Kombinationsgabe der indianischen Jäger siehe Schaffhausen: „Anthropologische Studien." Bonn 1885, S. 366 bis 367 (nach Domenech).

Sklaverei, ungeachtet dessen, daß die Weißen sich in diesem Zeitraume noch keineswegs daran gewöhnt haben, in den Farbigen faktisch gleichberechtigte Bürger zu sehen, ungeachtet schließlich des selbst für den Europäer so ungemein schwierigen Kampfes um das Dasein in den Vereinigten Staaten, haben die Neger (bei Verlust von ca. $^1/_4$ ihrer Menge in den ersten Jahren nach ihrer Befreiung, währenddem sie gegenwärtig eine Vermehrung zeigen) einen tüchtigen Kern gebildet, der der Kultur theilhaftig geworden ist und die Konkurrenz mit den Europäern wohl zu bestehen vermag. Im Jahre 1882 bestanden folgende Schulen für Neger:

Bezeichnung der Schulen	Zahl der Schulen	Zahl der Schüler
Oeffentliche Schulen	15 932	802 982
Normalschulen	56	8 509
Schulen für den Sekundarunterricht . .	43	6 632
Hochschulen und Colleges	18	2 298
Theologische Schulen	24	665
Juridische Schulen	4	53
Medicinische Schulen	3	125
Schulen für Taubstumme und Blinde .	6	116
Summa	16 086	821 380

Selbst der negerfeindliche Fr. v. Hellwald giebt zu, daß es „freilich (!) nicht an einzelnen Beispielen geistiger Begabung unter den Negern fehlt“ und verweist darauf, daß mehrere Neger im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten, einer sogar im Senat saß ꝛc., lenkt aber doch wieder auf Beispiele von moralischer Verkommenheit der Neger ein[1]). Die Namen von hervorragenden und allgemeiner Achtung sich erfreuenden Negern in den Vereinigten Staaten sind übrigens nichts weniger als spärlich vertreten[2]). Wir verweisen schließlich noch auf die von Soyaux[3]) citirten Namen berühmter Neger, denen sich noch manche andere, nicht minder bekannte Namen, beifügen lassen würden. Treffend ist die Bemerkung Soyaux's: „Wäre die ganze Rasse“, sagte er, „geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen . . .“ „Ja, sagen die Gegner, das sind Ausnahmen! Ich aber meine, solche „Ausnahmen“ liefern eben den besten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günstiger Umstände bedarf, um mehr und mehr Einzelne sich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Kulturentwickelung fortschreiten zu sehen[4]).“

Die Negrophoben halten jedoch stets einen wuchtigen Schlag in Bereitschaft für den Negrophilen: sie verweisen ihn auf den elenden Zustand der Neger in den freien Negerrepubliken (Liberia, Hayti, San Domingo) oder in Ländern, wo ihnen der größte freie Spielraum gewährt worden ist (Sierra Leone). Man pflegt jedoch in diesem Falle die Vorgeschichte der genannten Staaten zu übersehen und die nichts weniger als würdige Rolle, welche den Europäern in dieser Vorgeschichte zukommt. Geradezu seltsam erscheint dem Kenner der Geschichte dieser Staaten die Anforderung an die Neger, die vor Kurzem erst den Fesseln der ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Sklaverei entronnen waren und von den Europäern die denkbar nachtheiligste Anleitung erhalten hatten (wir verweisen auf die schwächliche philantropische Verhätschelung der Neger, auf die Schwäche der Amerikaner den verfrühten autonomistischen Gelüsten der Neger gegenüber, auf die bekannte liberianische Anleihe u. s. w.), daß sie sich selbst überlassen nicht auf den ihnen vorgezeichneten Irrwegen weitergehen und halt- und ziellos, wie sie waren, nicht in die häßlichsten Extreme verfallen sollten! Und dennoch fehlt es diesen unglücklichen Ländern nicht an einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten[1]).

Wenn wir die Geschichte und die gegenwärtigen Zustände der erwähnten Staaten überblicken, so möchten wir die Behauptung wagen, die wir nöthigenfalls durch weitere Ausführungen zu bekräftigen im Stande sind, daß bis auf den heutigen Tag noch nirgends auf der Welt auch nur annähernd ein vernünftiges und andauerndes Massenexperiment ausgeführt worden ist, um die Neger der Kultur zuzuführen. Die Vereinigten Staaten machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Der Ausspruch Ratzel's, des bewährten Kenners der Vereinigten Staaten: „zum ersten Male werden Millionen der für am niedrigsten gehaltenen Rasse, der schwarzen, alle Vortheile, alle Rechte und alle Pflichten der höchsten Kultur zugänglich gemacht und nichts (!) hindert sie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, welche — hier liegt das anthropologisch Interessante dieses Vorganges — nothwendig eine Umbildung sein wird“[2]), ist insofern inkorrekt, als die Stellung der Neger in den Ver-

[1]) Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Stuttgart, Spemann. 1882 bis 1885, Bd. I, S. 498.

[2]) In Washington z. B. wären unter anderen einflußreichen und gebildeten Negern zu nennen: Mr. Blanche K. Bruce, ehemaliger Senator, gegenwärtig Registrator des Staatsschatzes. Die Aerzte: Professor der Chirurgie B. Purvis und Dr. A. F. Augusta; ferner der gelehrte Rev. Dr. A. Crummel; der Bibliothekar der Washingtoner Congreßbibliothek Henry Smith u. s. w.

[3]) H. Soyaux: „Aus West-Afrika.“ Leipzig, Brockhaus, 1879, Bd. I, S. 153.

[4]) A. a. O.

[1]) Interessante Notizen über die Liberianer bringt Zöller: „Das Togoland und die Sklavenküste“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. S. 39, 40, 45 und 46. Die vier Bändchen von Zöller's „Deutsche Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ bringen überhaupt manche interessante und werthvolle Angaben über die geistige Befähigung der Neger. Dessen ungeachtet vermag sich der Verfasser nicht von der traditionellen Anschauung loszumachen, indem er sich fragt: „Warum sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein?“ (Zöller: „Camerun“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. Bd. I, S. 254.) Ueberraschend sind die Motive, durch welche sich Zöller zu dieser Anschauung verleiten läßt: „Ich halte an der Ueberzeugung fest“, sagt er a. a. O., „daß sich an der Dienerstellung des Negers, welche schon in Aegypter-, Griechen- und Römerzeiten ebenso wie heute vorhanden war, auch in weiteren zwei (!) Jahrtausenden nichts ändern wird.“ Aehnliche historische Gründe waren es, die seinerzeit die Sklavenbesitzer in der Union und die Herren der Leibeigenen in Rußland für das Bestehen der guten alten Ordnung vorgebracht haben. Immerhin ist Zöller zu gewissen Konzessionen bereit: „Damit soll dem einzelnen Neger“, fährt er fort, „falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höheren Laufbahn nicht abgeschnitten sein“ (a. a. O. S. 254).

Wir erwähnen ferner noch, daß es unter den Sierra-Leonern manchen hochgebildeten Mann gegeben hat: so hat z. B. ein Sierra-Leoner die Geschichte seines Vaterlandes verfaßt; der gegenwärtige englische Archidiakonus am Nigir Ven., Henry Johnson, M. A., ist ein geborener Sierra-Leoner, der seine Bildung an der Grammar-School in Freetown begonnen und an der Universität Cambridge vollendet hat, ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse im Englischen, Hebräischen, Arabischen, Griechischen und Latein ausgezeichnet hat, dem Deutschen und Französischen nicht fremd ist und schließlich das Neue Testament in mehrere westafrikanische Dialekte übertragen hat.

[2]) Friedrich Ratzel: „Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit.“ „Ausland“ 1882, Nr. 1, S. 5.

einigten Staaten in der Praxis noch immer nur eine ungünstige Ausnahmestellung ist.

Ein vorurtheilsfreies und genügend eingehendes Studium des über die sonstigen kulturlosen Völker veröffentlichten Materials lehrt uns, daß die geistigen Anlagen derselben ebenfalls nicht zu verachten sind. Das Urtheil der Missionare und Herrnhuter über die Kulturfähigkeit der Hottentotten lautet unvergleichlich günstiger, als dasjenige der Krämer und der Regierungsbeamten. Bemerkenswerth ist die entwickelte Sprache der Hottentotten, welche man fruchtlos herabzusetzen versucht hat; unleugbar ist ihr Talent für Erlernung der Sprachen: ein Dolmetscher unter den Eingeborenen, welcher über vier Sprachen verfügt und den Herren Kulturträgern mit diesen seinen Kenntnissen aushilft, ist keine allzu seltene Erscheinung; ein solcher sprachgewandter Hottentotte war Andreas Stoffles aus dem Gonaguastamme, der in England vor einer Parlamentskommission eine denkwürdige Rede über die trostlose Lage seiner Landsleute hielt und seinen Kenntnissen sowie seinem Benehmen nach einem gebildeten Europäer glich [1]). Die Indianer Amerikas liefern, abgesehen von den Ueberresten ihrer bedeutenden Kultur, mancherlei Angaben, welche für ihre Kulturfähigkeit, für ihre Beredsamkeit und ihren politischen Takt sprechen. Bemerkenswerth sind die Aussprüche einiger Europäer, nach welchen die Indianer im Durchschnitte einen intelligenteren Eindruck machen, als unsere Bauern (P. Le-Jeune erwähnt der französischen Bauern). Ueber die Fortschritte der Indianer in der Union urtheilt Price: „Alles in Allem berechtigt ein unparteiischer Ueberblick über die Lage der Indianer zu der Hoffnung, daß diese Indianer mit Hilfe der Industrie-, Ackerbau- und Handwerkerschulen, so wie dieselben jetzt geleitet werden, in nicht allzu ferner Zukunft sich befähigt zeigen werden, für sich selbst zu sorgen, und daß sie nicht länger mehr eine Last, sondern eine Stütze für die Regierung sein werden“ [2]). Schon jetzt kostet der Unterhalt der Indianer 7 Doll. per Kopf, jeder der Wachtsoldaten an der Indianergrenze aber 1000 Doll. [3]). „Die Indianer sind also bildungsfähig, bildungswerth, zum Theil schon weiter fortgeschritten auf der Bahn der Civilisation“, sagt Prof. Gerland in seiner umfangreichen und bedeutungsvollen Studie über die Zukunft der Indianer [4]). „Die Indianer werden nicht aussterben“, fährt er fort, „sie werden in langsamer Entwickelung allmählich erstarken und zeigen, daß auch sie befähigt und berufen sind, des höchsten Gutes der menschlichen Entwickelung, der Civilisation, theilhaftig zu werden und dieselbe aus und mit eigener Kraft zu fördern“ [5]).

Aehnlich lautet das Urtheil zahlreicher Europäer (Mitchell, Baker, Mac Gillivrey) über die einst so verachteten Australier. Mac Gillivrey schildert Eingeborene, welche weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragten [6]). In den vierziger Jahren gewann ein Eingeborener vor allen Europäern den ersten Preis im College zu Sydney. Eine Reihe bemerkenswerther Aussagen über die geistige Befähigung der Australier finden wir bei Gerland [1]). Ueber den Papua lesen wir bei Hellwald [2]): „Der Papua, den Georg Forster so idyllisch schilderte, ist nichts anderes, als eine Bestie, und, was wir mit Entsetzen erkennen, eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Bestie.“ Wir begnügen uns mit diesem Citat, ohne daß wir es vor der Hand versuchen, das Entsetzen des Verfassers abzuschwächen.

Ueber die Befähigung der asiatischen Mongolen sprechen sich die Forscher in der Regel in begeisterter Weise aus: in Uebereinstimmung mit dem kühnen und gelehrten Pseudo-Derwisch Vámbéry, der in Bezug auf seinen Tataren ausruft [3]): „Was kann man nicht alles aus einem Orientalen machen!“ bemerkt auch der solide A. v. Haxthausen seiner religiösen Richtung gemäß [4]): „Ich bin überzeugt, würde dieses geistreiche, liebenswürdige Tatarenvolk zum Christenthum übergeführt, es könnte nicht nur selbst eines der ersten Kulturvölker werden, sondern auch Christenthum und Kultur durch ganz Asien verbreiten.“ Wir haben bereits an einem anderen Orte eine Reihe von Belegen für die Kulturbefähigung der Altajer, der Teleuten und schwarzen Tataren, der Tungusen, Jakuten und Kirgisen gesammelt. Unter den Kirgisen nennen wir Gelehrte, wie Bansarow und Walichanow [5]). Wir erwähnen ferner noch die Aussprüche Middendorff's über die Jakuten und Tungusen [6]). Uebrigens dürfen uns diese Urtheilssprüche nicht überraschen, wenn wir uns der bedeutenden Kulturen Chinas und Japans erinnern, sowie der Kulturzustände der Finnländer und der Ungarn in Europa.

Wir haben aber noch einem gewichtigen Einwande zu begegnen, wenn wir von der Bildungsfähigkeit der Eingeborenen reden. Wir werden nämlich darauf verwiesen, daß die sogenannten Naturvölker (mit vereinzelten glänzenden Ausnahmen) es lediglich nur bis zur elementaren Stufe der Bildung bringen. Bei gemeinsamem Unterricht mit europäischen Kindern überflügeln die Kinder der Eingeborenen mitunter sogar die ersteren, kommen aber, wie gesagt, in der Regel nicht über die Anfänge der Schulbildung hinaus.

Der älteren spekulativen Psychologie mag eine derartige Angabe genügt haben, um über die Befähigung der Naturvölker stutzig zu werden. Die wissenschaftliche, auf physiologischer Grundlage ausgebaute Psychologie hat aber vor Allem den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen.

Es wäre einer Mißachtung der Grundsätze der Entwickelungslehre gleich, wenn man in diesem Falle die Macht der Vererbung übersehen wollte. Die durch Jahrhunderte gezüchteten physischen Vollkommenheiten können nicht mit einem Schlage zurückgedrängt werden: sie fordern eine Befriedigung; lassen sich doch diese physischen Bedürfnisse selbst bei uns Europäern in der Schulzeit nicht ohne Zwang und Schwierigkeit abtödten. Wenn man aber in der Einzwängung der Europäer in die Kultur bereits eine Routine erlangt hat, so gilt das keineswegs für die Erziehung der Naturvölker. Wissen wir doch, daß unsere Wissenschaft so manche Angaben ungeschickter Kulturträger über Stumpf-

---

1) Perty, „Grundzüge der Ethnographie“, 1859, S. 35.

2) „Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs.“ Washington 1884, S. III.

3) A. a. O., S. IV. Die Indianer zeigen sich für den Schulunterricht durchaus befähigt, indessen ist die Zahl der Schulen noch immer eine ungenügende. Sh. S. XIX.

4) Gerland, „Die Zukunft der Indianer“, „Globus“, Bd. 35 und 36. Sh. Bd. 36, S. 375.

5) A. a. O., S. 380.

6) Gerland-Waitz: „Anthropologie der Naturvölker.“ Leipzig, Fleischer, 1872, Bd. 6, S. 716.

1) Gerland-Waitz: a. a. O., S. 765 bis 767.

2) Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Bd. I, S. 73.

3) Vámbéry: „Skizzen aus Mittelasien.“ Leipzig, Brockhaus, 1868, S. 127.

4) A. v. Haxthausen: „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben u. s. w. Rußlands.“ Bd. I, S. 481.

5) Jadrinzew-Petri: „Sibirien ꝛc.“ Jena 1886, S. 150 ff.

6) Middendorff: „Sibirische Reise.“ St. Petersburg. Bd. IV, 2, 1875. S. 1615 und ferner die Abschnitte über die einzelnen sibirischen Völker.

heit und Verstocktheit gewisser wilder Stämme aufgenommen hat, die heutzutage glänzend widerlegt worden sind, und dürften wir denn nicht etwa die Vermuthung aufstellen, daß bei der Schulbildung der Wilden nicht gerade immer die richtigen Wege eingeschlagen werden, und daß die Lehrer nicht immer den specifischen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe gewachsen sind? Diese Schwierigkeiten aber sind nicht zu unterschätzen: Der Lehrer hat, wie erwähnt, mit den durch Generationen vererbten Instinkten der Wilden zu rechnen; er findet ferner bei seinen Erziehungsbestrebungen keinerlei Unterstützung von Seiten der Familie seiner Zöglinge, wohl aber Hemmnisse und Ablenkungen, wenn diese Zöglinge nicht genügend von den heimathlichen Verhältnissen isolirt sind; zu alledem hegt der Wilde nur allzu häufig einen tiefen Widerwillen, ja sogar einen Haß gegen den Europäer, von dem er mit Verachtung behandelt wird und in dem er den Vernichter seines Volkes sieht: in sehr natürlicher Auffassung identificirt er das ihm feindliche Wesen des Europäers mit europäischer Kultur, Religion, Schule ꝛc.

Gehen wir aber noch einen Schritt weiter: vergessen wir nicht, daß in sämmtlichen Kulturstaaten dem obligatorischen Unterricht und der vielhundertjährigen Kulturarbeit zum Trotz die große Masse der Bevölkerung noch immer fern genug von dem Ideal einer tüchtigen Durchbildung steht; gedenken wir der Angaben der Statistiker über die geradezu deprimirenden Prozentsätze der Schulunfähigen in unseren Staaten. Sollte man etwa von den Farbigen fordern dürfen, daß sie sich in kürzester Zeit und ausnahmslos für die Kultur gewinnen lassen müßten, sollten sie in den verschwindend geringen Gruppen, welche von ihnen zur Schule zugezogen werden, durchweg die glänzendste Begabung und den schönsten Schuleifer bekunden? Hieße das nicht etwa, daß die Farbigen, um für kulturfähig zu gelten, sich begabter zu zeigen haben, als ihre Lehrer und Herrscher?

Es werden aber noch andere Einwürfe gegen die Kulturbefähigung der Wilden ins Feld geführt: dem Wilden ist die Kultur durchaus fremd und zuwider, pflegt man zu sagen: manche Wilde, welche der Kultur theilhaftig geworden sind, entsagen derselben schließlich doch und kehren zu ihrem ursprünglichen niederen Zustande in ihre heimathlichen Wälder und Steppen zurück (die Zahl derselben ist übrigens keineswegs beträchtlich). Erinnern wir uns indessen der verächtlichen Behandlung, welcher der Farbige von Seiten des Weißen ausgesetzt ist. Es wäre ein ungemein seltener Ausnahmefall, wenn ein Farbiger unter Weißen nicht das Erniedrigende seiner Abstammung zu empfinden hätte [1]). Zu berücksichtigen haben wir schließlich noch den inneren Zwiespalt, der unserer Kultur eigen ist. Dieser Zwiespalt, der so manchen Europäer zur Flucht vor den Kulturzuständen getrieben hat, muß sich um so furchtbarer dem empfänglichen Gemüthe einprägen. Aber nicht nur, daß der Europäer die Kultur, die er mit seinem ganzen Wesen fördert, gleichzeitig zu hassen pflegt und von einer Rückkehr zum Naturzustande träumt, es sind der Beispiele nur gar zu viele, daß Angehörige der Kulturvölker, getrennt vom Mutterlande, dem Einflusse der sie umgebenden „Naturvölker“ unterlagen und ihre Kultur und ihre Sprache, ja sogar die Religion im eigentlichen Sinne des Wortes aufgaben (Jadrinzew-Petri: Russen in Sibirien. Zöller: Portugiesen in Afrika u. s. w.).

[1]) Grey bemerkt bei Gelegenheit der Flucht eines Wilden, der europäische Bildung genossen hatte: „Ich hätte ebenso gehandelt.“

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

I.

Ko. Unsere Litteratur über die Sandwichsinseln und ihre riesigen Feuerberge ist ausgedehnt genug und der „Globus“ hat sich schon manchmal mit ihnen beschäftigt; dennoch halten wir es für im Interesse unserer Leser gelegen, wenn wir ihnen eine ausführliche Analyse des Berichtes geben, welchen der Kapitän C. E. Dutton im vierten Bande des „Report of the U. S. Geological Survey“ über seine Forschungen erstattet hat. Dutton war von der Regierung beauftragt, die erloschenen Vulkane im nördlichen Theile des amerikanischen Great Basin genauer zu studiren und ging vorher nach den Sandwichsinseln, um dort Vergleichsmaterial zu gewinnen. Sein Bericht zeigt wieder einmal deutlich, wie ein Naturforscher alle Erscheinungen mit ganz anderen Augen ansieht wie ein Tourist oder globe-trotter, und bringt selbst dem, der sich eingehender mit jenen interessanten Inseln beschäftigt hat, gar manches Neue.

Die Gruppe der Sandwichsinseln besteht aus 12 Inseln, davon sind vier kahle Felsen, vier andere zwar bewohnt, aber ganz klein, nur Hawaii, Maui, Oahu und Kauai sind von Bedeutung. Alle zeigen rein vulkanische Bildung, nur hier und da findet man gehobene Korallenriffe, nirgends Spuren älterer Formationen. Die Abhänge der Bergmassen setzen sich ungefähr in derselben Neigung unter den Meeresspiegel fort und so erscheinen die Inseln als die höchsten Bergspitzen einer ungeheuren Gebirgsmasse, welche aus einem 14 000 bis 19 000 Fuß tiefen Meere aufragt; dieselbe erstreckt sich vielleicht in der Hauptrichtung der Inselkette westnordwestlich von Kauai noch mehrere hundert Meilen weit und bildet auch die kleinen Inseln und Felsengruppen, welche in dieser Richtung in 50 bis 100 Miles Abständen auf einander folgen. Doch fehlen hier noch genaue Sondirungen; der „Challenger“ hat bei seiner Fahrt von Japan nach Honolulu eine der wahrscheinlichen Bergkette parallele Richtung etwa 300 bis 500 Miles südlich davon verfolgt und dort eine merkwürdig gleichmäßige Meerestiefe von 15 000 bis 20 000 Fuß gefunden. Genauere Tiefenmessungen wären gerade hier sehr zu wünschen.

Auf Hawaii allein ist die vulkanische Kraft jetzt noch thätig; Kilauea und Mauna Loa gehören zu den thätigsten Vulkanen der Erde, der Hualalai ruht seit 1811, Mauna Kea vielleicht schon seit Jahrtausenden. Der Haleakala auf Maui ist wahrscheinlich erheblich später erloschen, doch wissen die Ueberlieferungen der Eingeborenen nichts von seinen Ausbrüchen. Kauai und Oahu, sowie Kolokai und das vom Haleakala ganz unabhängige west-

liche Maui ruhen jedenfalls schon unendlich viel länger, denn die Verwitterung hat auf diesen Inseln schon ungeheure Verheerungen angerichtet und gewaltige Bergmassen zu kleinen Hügelketten abgefressen. Ob aber diese Inseln älter sind als Hawaii, d. h. ob die vulkanische Thätigkeit auf ihnen früher begonnen hat, läßt sich nicht bestimmen.

Der Mauna Loa, der „große Berg", ist zweifellos der König aller Vulkane, wenn auch manche andere höher über den Meeresspiegel aufragen. Einzelne isländische Vulkane haben vielleicht Ausbrüche mit ähnlichen Lavaergüssen aufzuweisen, aber jeder nur einmal oder in Zwischenräumen von vielen Jahrhunderten; die Ausbrüche des Mauna Loa folgen sich aber in Pausen von durchschnittlich nur acht Jahren. Aus der Lava von 1855 hätte man den Vesuv mit der Somma und allen Lavaströmen errichten können, und die Ausbrüche von 1859 und 1881 waren kaum schwächer. Dabei sind Mauna Loa wie Kilauea merkwürdig durch den gewissermaßen gemüthlichen Charakter ihrer Ausbrüche. Kein Erdbeben, kein unterirdisches Gebrüll, keine Dampfsäule, kein Aschenauswurf; an einem schönen Abend glüht der Himmel von Feuer und dann wissen die Eingeborenen, daß ihre alte Göttin Pele wieder einmal mächtig geworden ist, und eilen zum Ausbruche wie zu einem Feste. An irgend einer Stelle, oft tief unten am Abhange, springt eine Feuerquelle aus dem Boden und läuft die feurige Fluth, sich langsam ausbreitend, dem Meere zu, so ruhig und friedlich, daß man unbesorgt ganz nahe an ihrem Rande lagern kann. Nur ein- oder zweimal in historischer Zeit haben Explosionserscheinungen, Auswürfe und Erdbeben stattgefunden. Mauna Kea und Hualalai sind weniger friedlich gewesen und mit Bimsstein und Asche bedeckt, aber auch sie entbehren des charakteristischen Aschenkegels; dafür stehen zahlreiche kleine Kegel an ihrem ganzen Abhange zerstreut.

Unabhängig von den Ausbrüchen sind übrigens Erdstöße auf den Sandwichsinseln nichts weniger als selten, aber nur ganz ausnahmsweise erfolgt eine so furchtbare Katastrophe, wie z. B. 1868 im südlichen Hawaii.

Die Laven auf allen Sandwichsinseln sind ausnahmslos basaltisch, nur hier und da kommen andesitartige vor, trachytische nirgends; sie sind meist auffallend stark basisch und sehr reich an Olivin und Augit. Die Verwitterung hat in ihnen die wunderbarsten Gestalten erzeugt und es ist interessant, in diesem extrem feuchten Klima fast genau dieselben Erscheinungen zu beobachten, wie in dem extrem trockenen des Great Basin. Besonders die Windseiten der schon länger erloschenen Inseln Oahu und Molokai zeigen Klippen von 2000 Fuß Höhe, deren wunderbare Skulptur kaum von irgend einer Stelle im Colorado-Cañon übertroffen wird. West-Maui und Kauai besitzen Amphitheater, welche dem Yosemitethal kaum nachstehen und die Wetterseiten von Hawaii und Ost-Maui bergen oberhalb des mehrere hundert Fuß hohen Klippenabfalles Schluchtenthälchen von wahrhaft wunderbarer Schönheit. Worin aber die Schluchten Nordamerikas sich in keiner Weise mit den Inseln messen können, das ist die wunderbare Pracht der Vegetation, von der keine Beschreibung einen auch nur annähernden Begriff geben kann. Es liegt eine beherzigenswerthe Warnung vor allzu raschem Generalisiren darin, daß man hier bei einem jährlichen Regenfalle von 150 bis 240 Zoll Erscheinungen findet, für deren Entstehung man seither ein trockenes Klima mit höchstens 8 bis 16 Zoll Regenhöhe für wesentliche Bedingung hielt.

Das Klima der Sandwichsinseln ist ein merkwürdig konstantes ohne erhebliche Schwankungen und auch ohne Störungen durch Stürme. Aber ziemlich jede Quadratmeile hat ihr eigenes Klima und darin kommen die merkwürdigsten Unterschiede auf ganz geringen Distanzen vor. Im Allgemeinen zeichnet sich natürlich die Windseite durch starken Regenfall aus, während es im Windschatten trocken ist; aber gerade an der Leeseite des Mauna Loa finden sich einige Stellen mit ebenso starkem Regenfalle, wie irgendwo auf der Windseite. Dutton erklärt diese Abnormität sehr hübsch. Der Passatwind reicht auf den Sandwichsinseln nicht über 10 000 Fuß in die Höhe, häufig nur bis 8000 Fuß, darüber trifft man auf die Antipassatströmung, mit welcher auch stets die Cirrhuswolken ziehen. Wo nun dem Passate eine Bergwand entgegensteht, die er nicht überschreiten kann, tritt an der Leeseite der gewöhnliche Wechsel von Landwind und Seewind ein, und der Seewind kühlt sich in den höheren Regionen ab und spendet Regen. Das Klima ist für die Menschen äußerst angenehm, niemals drückend heiß, und der Europäer kann hier ohne Schaden für seine Gesundheit das ganze Jahr hindurch den Acker bauen.

Fruchtbar sind allerdings nur wenige Küstentheile und nur diese können eine dichtere Bevölkerung ernähren; das Binnenland ist meistens nur zu Weideland verwendbar. Zur Zuckerrohrkultur eignet sich höchstens $^1/_{40}$ der Oberfläche. Größer ist das Gebiet, auf welchem die Lieblingsnahrung der Eingeborenen, der Taro, Arum esculentum, gedeiht; er liefert auf etwa zwei Quadratmetern Nährstoff genug, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Auch Bataten gedeihen in der dünnen Verwitterungsschicht der Lavaströme ausgezeichnet, die Kartoffel leidet arg von Würmern. Weizen wurde früher stark kultivirt, aber jetzt hat Kalifornien die Versorgung der Inseln übernommen. Dafür gedeiht der Kaffee ausgezeichnet; der Kona-Kaffee steht dem besten Mokka gleich; die Baumwolle wird so gut wie die langfaserige Sea-island, und nur der hohe Tagelohn macht ihre Kultur unrentabel. — Hauptprodukt ist aber gegenwärtig das Zuckerrohr, das 5000 bis 10 000 Pfund pro Acre ergiebt; es wird besonders von amerikanischen Gesellschaften gepflanzt, aber es ist jetzt wenig Boden mehr übrig, welcher dafür verwandt werden könnte, da es Bewässerung verlangt.

Die Sandwichsinseln haben etwas, was man auf einem von Eingeborenen regierten, erst vor 100 Jahren entdeckten Archipel kaum erwarten sollte, ausgezeichnete Landkarten, welche die einheimische Survey unter Leitung des Professors Alexander angefertigt hat. Sie waren eine unbedingte Nothwendigkeit, weil es galt, den Grundbesitz, welchen bei der Entdeckung die Eigenthümer bis zum obersten Chef hin auch nur als Lehen besaßen, in modernen Besitz mit richtigen Besitztiteln anstatt der bloßen Tradition überzuführen. Oahu und Lanay sind schon fertig aufgenommen, Mauai ist beinahe fertig, auf Hawaii sind die Vermessungen auch schon weit fortgeschritten und nur Kauai, das besondere Schwierigkeiten bietet, ist kaum angefangen. Es wurde Dutton gern gestattet, Kopien von den fertigen Karten zu nehmen, und verschiedene davon schmücken seine Arbeit.

Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken[1]).

Bericht von Lieutenant Tappenbeck[2]).

Leopoldville am Stanley Pool, 30. Januar 1886.

Am 9. August 1885 sind wir, Premierlieutenant Kund und ich, mit 90 Loango-Leuten von hier abmarschirt und vorgestern, am 28. Januar 1886, mit 88 Leuten wieder hier eingetroffen. Ich schreibe diesen Bericht an Stelle des Lieutenant Kund, da derselbe in Folge mehrerer im Inneren erhaltener Wunden noch nicht im Stande ist, das Bett zu verlassen. Beigegebene Kartenskizze[3]) soll nur dazu dienen, den Bericht zu vervollständigen und macht durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit.

Von Stanley Pool nach SSO marschirend, suchten wir zum Muene Puto Kassongo zu gelangen, um uns mit Herrn Dr. Büttner zu vereinigen. Wir durchzogen das Sombo-Plateau, hatten am 18. August ein Gefecht mit Eingeborenen und gelangten am 6. September [etwa unter $5^1/_2{}^0$ südl. Br.][4]) zum Quango, zwei Tagereisen südlich von Camalambo.

Wir hatten bereits unterwegs den Abmarsch des Dr. Büttner vom Muene Puto Kassongo erfahren und hofften ihn zu treffen, wenn wir uns mehr nach N wandten. In Kindinga am Quango erfuhren wir jedoch, daß Dr. Büttner bereits vor 10 Tagen, nach N marschirend, vorbeigezogen war. Wir mußten eine Vereinigung aufgeben, da wir schwerlich den Dr. Büttner vor Stanley Pool erreicht hätten, und dort angekommen, Gefahr gelaufen wären, unsere Träger durch Defertion zu verlieren. Am 7. September überschritten wir nach einigen Palavern den Quango, hatten am 20. September ein heftiges Gefecht mit den Eingeborenen und erreichten am 28. September den Wambo [18° östl. v. Gr., 4° 45′ südl. Br.], einen bislang noch unbekannten Fluß, dessen Wassermassen die des Quango bedeutend übertreffen. Am 6. Oktober erreichten wir den Saie oder Tschia [18° 55′ östl. v. Gr., 4° 30′ südl. Br.], der ebenso groß, wie der Wambo, und wie letzterer für Schiffahrt sehr geeignet ist. Alle diese Flüsse vereinigen sich wahrscheinlich mit dem Quilu, einem breiten, sehr wasserreichen Strome, den wir am 10. Oktober passirten [19° 22′ östl. v. Gr., 4° 5′ südl. Br.]. Am 19. Oktober sahen wir zum ersten Male die gelben Wassermaffen des mächtigen Sankurru [19° 45′ östl. v. Gr., 3° 45′ südl. Br.], von dessen Größe schon die Eingeborenen am Quango fabelhafte Vorstellungen hatten.

Hier endigen die Elfenbein-Karawanenstraßen. Jeder Verkehr über den Fluß hinüber hört auf, und von dem, was drüben existirt, haben die Eingeborenen des linken Ufers keine Ahnung. Wir besaßen von Anfang an weder Führer noch Dolmetscher, da solche nirgends zu finden waren, denn über diese Gegenden des Kannibalismus werden von allen westlich davon wohnenden Stämmen die ungeheuerlichsten Geschichten erzählt, deren Verbreitung absichtlich von den Elfenbeinhändlern betrieben wird. Hier wird allerdings der Mensch als Nahrungsmittel, gewissermaßen als Schlachtvieh, betrachtet und die vielen in den Dörfern aufgehäuften Schädel, sowie die sehr freimüthigen Aussagen der Eingeborenen zeugen am besten für das Blühen des Kannibalismus.

Hier am Sankurru (den Namen Kassai kennt kein Eingeborener, sondern letzterer heißt Sadi munene oder vielleicht Bolumbo) saßen wir fest; kein Eingeborener wollte uns übersetzen, vorgebend, daß drüben kein Weg vorhanden sei. Nach fünftägigem Aufenthalte zogen wir stromaufwärts weiter, um an einer Stelle unfern des Zusammenflusses von Sankurru und Bolumbo oder Kassai uns niederzulassen und ein großes Canoe zu bauen zum Passiren des Stromes. Zwei kleinere Gefechte hielten uns nicht ab, unser Werk zu vollenden. In fünf Tagen war das Canoe fertig, und unter bedeutenden Schwierigkeiten von Insel zu Insel übersetzend, erreichten wir sechs Tage später das rechte Ufer.

Jetzt kamen wir in Gegenden, die noch nie von schwarzen fremden Händlern, geschweige denn von Weißen betreten waren. Die Dörfer waren leer, die Eingeborenen zogen sich zurück, verweigerten den Verkauf jeglicher Nahrungsmittel und kein Weg, der weiter ins Innere führte, war zu finden. Abermals mußten wir uns niederlassen. Maniok mußte von den Feldern geholt und Chiquanga gebacken werden. Mit einem mehrtägigen Vorrathe beladen, brachen wir auf, einen nach NO führenden Weg einschlagend, den wir inzwischen nach mehrfachem Fehlgehen gefunden hatten. Von nun an durchzogen wir ununterbrochenen Urwald, der schließlich verhängnißvoll für uns werden sollte.

Am 19. November erreichten wir einen breiten Fluß mit schwarzem Wasser [20° 10′ östl. v. Gr., 3° 25′ südl. Br.], die Eingeborenen nennen ihn Ikata oder auch Lokenje und Lukăta. Er fließt in den Sankurru und soll derselben Gegend entspringen wie letzterer.

Das Verhältniß mit den Eingeborenen gestaltete sich von Tag zu Tag feindlicher. Man brachte uns keine Lebensmittel. Das andere Ufer des Lokenje soll nicht bewohnt sein, was spätere Rekognoscirungen auch bestätigten. Am 25. November hatten wir ein sehr hartnäckiges Gefecht, welches uns zwei Todte und eine beträchtliche Zahl Verwundeter, sowie fünf Lasten kostete. Es waren die ersten Todten, welche wir verloren, und der Muth unserer Leute schlug von nun an in die erbärmlichste Feigheit um. Die Bavumbo, so heißen wahrscheinlich die Eingeborenen, sind Jäger und vortreffliche Schützen, welche mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, unsere 16 Zündnadelgewehre und 60 Musketen durchaus nicht fürchteten und mit bewunderungswürdiger Sicherheit treffen, so daß sie unseren Leuten, die nie vor dieser Reise ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, bedeutend überlegen waren. Man kann ohnehin im Walde höchstens 20 Schritt weit schießen und ist hier zweifellos nur ein Repetirgewehr dem Bogen gewachsen, der Pfeil auf Pfeil schnell entsendet. Da wir den Aussagen der Eingeborenen betreffs der Beschaffenheit des anderen Lokenje-Ufers nicht glaubten, setzten wir am 6. De-

---

[1]) Nach einem uns zur Verfügung gestellten, vorläufigen Abdrucke aus den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. Band V, Heft 2. 1886.

[2]) In Berlin eingegangen am 18. März 1886.

[3]) Dieselbe ist noch nicht publicirt worden.

[4]) Die in eckigen Klammern dem Texte hinzugefügten Positionen sind der Kartenskizze entnommen.

cember über und machten mehrfache Versuche, einen Weg zu finden, doch nur Wald und Morast zieht sich stundenweit, soweit ich gehen konnte, nach O und N hin. Bei der Rückfahrt mußten wir uns erst das andere Ufer mit den Waffen wiedergewinnen, da die Eingeborenen uns nicht landen lassen wollten.

Wir zogen ostwärts weiter in ununterbrochenem Urwalde und hatten am 15. December das unglückliche Gefecht, dessen Folgen uns zum Rückzuge nöthigten. Die Eingeborenen überfielen uns in großer Zahl aus einem Hinterhalte im Walde. Kund erhielt drei Pfeile, die ihn unfähig zu jeder Bewegung machten. Ein Pfeil war Kund in die Schläfe gedrungen, ein zweiter in den linken Oberarm, der dritte hatte den linken Oberschenkel durchbohrt und faß tief im rechten Gesäße, wo ich ihn herausschneiden mußte; er hatte den Unterleib sehr glücklich ohne besondere Verletzung innerer Organe passirt. Mich selbst bewahrte nur der Zufall vor dem Tode, denn der Pfeil, den mir ein Eingeborener, mit dem ich handgemein wurde, in den Leib stoßen wollte, traf den Riemen der Patronentasche und drang nicht durch. Noch versuchten wir weiter vorzugehen, denn in 20 Tagen sollten wir nach Aussage der Eingeborenen den Impiku, einen sehr großen Fluß, erreichen, dessen Wasser höchst wahrscheinlich am Aequator den Congo erreichen, doch war der Transport von Kund in der Hängematte durch den Wald kaum möglich und von großen Schmerzen für ihn begleitet. Wir machten in der Stunde höchstens 2 km und es war keine Aussicht vorhanden, in der nächsten Zeit aus dem Walde heraus zu kommen. Die Munition für die Zündnadelgewehre war bis auf 120 Patronen verschossen, wir liefen also Gefahr, unsere einzigen brauchbaren Gewehre außer Thätigkeit gesetzt zu sehen. Die Munition für die beiden Repetirkarabiner von Kund und mir war ebenfalls bis auf 80 Patronen zusammengeschmolzen; die Eingeborenen hatten die letzte Kiste mit 500 Patronen geraubt. Die Loango verweigerten weiter zu gehen. An dem Verhalten der Eingeborenen konnten wir merken, daß sie sehr wohl erkannt hatten, sie müßten uns beide, Kund und mich, zunächst beseitigen, um dann der Karawane Herr zu werden. Es konnte deshalb bei einem mit Sicherheit zu erwartenden nächsten Zusammenstoße mein Tod oder selbst meine Verwundung die totale Vernichtung der Expedition zur Folge haben, da Kund nur noch den rechten Arm bewegen konnte und hilflos in der Hängematte lag. Am 20. December traten wir den Rückweg an [21° 30′ östl. v. Gr., 3° 20′ südl. Br.]. Wir passirten nach kurzem Gefechte glücklich das Dorf, dessen Bewohner uns am 15. December überfallen hatten und erreichten am 22. December eine günstig gelegene Stelle am Lokenje, wo wir uns niederließen und Canoes bauten. Wir besaßen nur zwei europäische Beile und neun kleine Aexte, wie sie die Eingeborenen verfertigen. Durch ununterbrochene zwölfstündige tägliche Arbeit waren wir bereits am 13. Januar 1886 im Besitze von fünf großen Canoes, die im Vereine mit vier gekauften kleinen Canoes hinreichten, uns zu tragen. Die Eingeborenen des nahen Dorfes, von denen wir die Canoes gekauft hatten, brachten uns jedoch keine Lebensmittel, zogen sich ganz zurück, und wir waren angewiesen, von den Feldern den Maniok zu holen. Konserven besaßen wir nicht mehr, sie waren sämmtlich im Besitze der Eingeborenen. Es waren schwere Tage für uns, besonders für Kund, dessen Zustand sich durchaus nicht bessern wollte.

Wir ruderten vom Morgen bis zum Abend und erreichten, nur zweimal von Eingeborenen angegriffen, am zehnten Tage, am 23. Januar, den Sankurru bei der ehemaligen Station der Association Internationale Muschie, höchst erstaunt darüber, den sogenannten Abfluß des Lac Leopold II. hinabgeschwommen zu sein. Als wir am 21. Januar die ersten Feuergewehre gesehen hatten, konnten wir wieder in freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen treten, die doch bereits von weißen Leuten gehört hatten.

Am 24. Januar erreichten wir die Station Quamouth, drei Tage später Kinsaffa am Stanley Pool und am Morgen des 28. Januar Leopoldville, wo wir Aufnahme und vor Allem ärztliche Behandlung fanden. Herr Dr. Meus, ein Deutscher, ist unermüdlich beschäftigt, die große Anzahl unserer Kranken (wir haben deren 31) zu heilen und uns dadurch fähig für den Marsch zur Küste zu machen.

Freilich muß Kund noch längere Zeit hier bleiben, denn er kann noch nicht den Transport zur Küste vertragen, doch macht seine Besserung erfreuliche Fortschritte. Auch ich muß mich vorläufig noch tragen lassen, da eine Wunde am Fuße, die ich mir bei einem nächtlichen Alarme zuzog, das Gehen erschwert.

Ich erwähne noch zur Beurtheilung der Entfernungen, daß unsere Flußfahrt doppelt so schnell ging, als die der Wißmann'schen Expedition. Letztere brauchte von Quamouth nach Kinsaffa sechs Tage, wir hingegen nur drei.

Die Richtung auf Mukenge haben wir nicht eingeschlagen, weil sämmtliche Herren der Wißmann'schen Expedition einig darin waren, daß ein Vordringen nach N, welches uns das wichtigste schien, von dort aus nicht möglich für uns sein würde. Unsere Absicht war, nachdem wir den Quango passirt hatten, ostwärts in Höhe des 4. Grades südl. Br. vorzudringen und, wenn möglich, den oberen Congo zu erreichen, was wir bis Ende Januar zu vollführen hofften; dann aber wollten wir zum Impiku zurückkehren und denselben hinabfahren.

In vier bis fünf Tagen breche ich mit den Leuten, deren Engagement beendet ist, nach der Küste auf. Andere Loangos zu engagiren, erlauben die Mittel nicht, auch ist es sehr fraglich, ob wir welche bekommen würden. Ohne Mitnahme einiger im Gebrauche des Gewehres geübter Leute anderen Stammes ist aber der Erfolg einer Expedition in derartigen Gegenden, wie wir sie durchzogen haben, sehr zweifelhaft. Einer etwaigen Nachschubexpedition kann unsererseits nur der Rath ertheilt werden, sämmtliche Träger mit guten Hinterladerkarabinern zu versehen. Zündnadelgewehre sind wegen ihrer Schwere und der Papierpatronen unzweckmäßig. Jedenfalls wäre der Erfolg unserer Expedition durch bessere Bewaffnung sicherer gestellt worden.

Betreffend die vielen Feindseligkeiten, in die wir mit den Eingeborenen verwickelt wurden, will ich noch bemerken, daß von unserer Seite nichts unterlassen worden ist, um wieder und immer wieder uns mit den Eingeborenen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Wir haben versucht, durch Geschenke und gute Bezahlung das Mißtrauen der Leute zu beseitigen, haben aber nur zu häufig böse Erfahrungen machen müssen, da die Eingeborenen, gänzlich unbekannt mit dem Feuergewehre, dieses durchaus nicht fürchteten und sehr bald erkannten, daß es in der That in den Händen unserer Leute ungefährlich war.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Allbekannt ist schon seit alten Zeiten der Reichthum der spaltenreichen Kalkformationen der illyrischen, griechischen, kleinasiatischen Berglandschaften an unterbrochenen, mitunter auf lange Strecken unterirdisch sich fortsetzenden Flußläufen. Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist in einer von europäischen Beobachtern noch wenig betretenen wilden Felslandschaft des kilikischen Taurus kürzlich gefunden worden: was menschliche Kunst zu Schiffahrtszwecken schon seit einem Jahrhunderte zuerst in England ermöglicht hatte, Kanäle strömenden Wassers hoch über kreuzende natürliche Wasserläufe hinwegzuführen, das hat hier — allerdings in nur entfernt ähnlicher Gestalt — die Natur selbst hervorgebracht. Der Hauptfluß des westlichen, von den Alten sogenannten rauhen Kilikiens (des heutigen Itsch-ili), der unter seinem antiken Namen Kalykadnos wohl bekannter ist, als unter dem sich vielfach wiederholenden türkischen der heutigen Anwohner, Gök-su (d. i. blaues Wasser), versinkt an einer Stelle seines oberen Laufes bei dem Dorfe Dulgeler (Durgeler auf H. Kiepert's neuer Karte des „Prov. Asiatiques de l'Empire Ottoman") in den Felsboden, um etwa eine Viertelstunde weiter in viel tieferer Lage wieder hervorzubrechen. Die natürliche Decke aber, unter welcher er so in der Tiefe dahinströmt, passend als Jerköprü („Erdbrücke") von den Anwohnern bezeichnet, dient selbst wieder mit ihrer mittleren Einsenkung als Bett einem an dieser Stelle aus der Felswand des Hauptthales hervorbrechenden starken Wasserlaufe, dem Karasu („Schwarzwasser"), welcher nun quer über dem tief unten strömenden Gök-su hinwegbraust, um sich nach ganz kurzem Laufe in einer Reihe prachtvoller Kaskaden in denselben zu ergießen. Wir verdanken diese Entdeckung dem jungen amerikanischen Gelehrten Mr. F. R. S. Sterrett (gegenwärtig Vorsteher des amerikanischen archäologischen Institutes zu Athen), der in den beiden letzten Jahren große, bisher sehr unvollständig bekannte, zum Theil absolut unbekannte Strecken des südlichen und östlichen Kleinasiens und Kurdistans bis nach Babylonien hin durchforscht, und seine überaus reichhaltigen (u. A. mehr als 12000 genaue Kompaßvisuren enthaltenden) Tagebücher uns zur kartographischen Verarbeitung anvertraut hat: einer überaus mühsamen und zeitraubenden, aber in hohem Grade lohnenden Arbeit, auf deren Grund in demnächstigen Karten die betreffenden Landstriche eine wesentlich berichtigte und vervollständigte Gestalt gewinnen werden. H. Kiepert.

Afrika.

— Die Tuareg haben schon wieder einen französischen Reisenden erschlagen: ein Telegramm meldet die bei Insalah geschehene Ermordung des Husarenlieutenants Palat, welcher von Géryville die gefährliche Reise nach Timbuktu angetreten hatte (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 383).

— Die bedeutendste Veränderung, welche die Reisen von Böhm und Reichard in der Karte Afrikas hervorbringen werden, ist die Annahme des hohen Viano- oder Mitumba-Gebirges, welches sich in der Richtung von Südwesten nach Nordosten wahrscheinlich vom Quellgebiete des Lualaba bis zum Tanganika-See hinzieht und dort vielleicht im Kap Tembuë sein Ende erreicht. Bisher war von diesem Gebirge nicht das Geringste bekannt; an seiner Stelle dachte man sich innerafrikanische Plateaulandschaft, etwa wie am oberen Kassaï und in Muata Jamwo's Reich. Zwei große Flüsse durchbrechen das Gebirge senkrecht zu seiner Hauptrichtung, der Lufira, welcher sich im Kikondia-See mit dem Lualaba vereinigt, und der mächtige Lunapula, dessen paradiesische Landschaft jeder Beschreibung spottet. „Hunderte von Inseln ragen mit üppiger Tropenflora bestanden aus dem dunklen, klaren Wasser des mit hehrem Rauschen dahingleitenden Stromes hervor, der umrahmt ist von geheimnißvollem Uferurwalde mit Palmen, Rotang, Pandanus und Riesenstämmen, von Lianen zu oft undurchdringlichem Dickicht verflochten. Die schon 20 bis 30 m landeinwärts beginnende Pori-Landschaft trägt nur dazu bei, die Schönheit des Flusses durch den Kontrast zu erhöhen." Der Lunapula ist dort, wo ihn die Reisenden überschritten, im Durchschnitte an den inselfreien Stellen 150 m breit und als Wasserstraße ohne alle Bedeutung, da er von seinem Ausflusse aus dem Meru-See bis zu seiner Einmündung in den Lualaba eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildet. — Auf ihrem Marsche nach dem Upämba-See (vergl. die Karte, „Globus", Bd. 48, S. 24) überschritten die Reisenden das Viano-Gebirge, welches nach Nordwesten ziemlich steil abfällt, und dann eine Strecke weit sanft ansteigt, um sich fast unmerkbar mit einer Stufenunterbrechung nach Südosten abzuflachen. Reichard schildert es folgendermaßen (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1886, S. 116): „Der Fuß ist mit lichtem Walde überzogen, während der sehr breite Rücken eine ganz eigene Formation zeigt. Vollständig baumlos, steppenartigen Aussehens, ist das Terrain mit zahlreichen kleinen Bächen und Thälern durchzogen, deren Rinnsale mit Urwald bestanden sind, und da sie sich bald thalwärts hinabsenken, so bieten sich dem Auge auf der anscheinend ziemlich ebenen, mit kurzem, spärlichem Graswuchse bestandenen Fläche hier und da fast schwarze Baumgruppen dar, welche sich meist nach einer Seite gegen den Boden hin abschrägen. Wo diese Baumgruppen ganz zu Tage treten, bilden sie kleine Urwaldparcellen, deren sumpfigem Schooße jene Wasserläufe ihren Ursprung verdanken. Zuweilen schließen sie kleine melancholische Teiche ein mit dunklem Wasser und tiefes Schweigen liegt darüber, welches nur selten von dem lärmenden „Kullu Kullu Kullu" einer Pisangfresserart unterbrochen wird. Während der trockenen, heißen Zeit bergen sich im kühlen Schatten jener sumpfigen Haine zahlreiche Büffel, jetzt (die Reisenden überstiegen das Gebirge im Januar) sind nur die tief eingedrückten Fährten der riesigen Thiere zurückgeblieben. Ein kalter, feuchter Wind fegt brausend über die Fläche und macht die spärlich bekleideten Menschen zusammenschauern. Zuweilen sind wir ganz in Nebel eingehüllt. Unwillkürlich hat man oft das Gefühl, als ob es hier oben gesund sein müßte, und angenehm berührt läßt man sich von der Kälte durchschauern, welche die an die Heimath erinnernde Gebirgsluft erzeugt. Die tiefer liegenden Thäler sind außerordentlich fruchtbar und mit üppigen Bambuswäldern bestanden, und war das ganze Gebirge stark bevölkert. Msiri hat durch seine Kriege alles in eine menschenleere Wildniß umgewandelt." (Msiri, aus Unjamnesi stammend, hat sich im Quellgebiete des Lufira-Flusses ein ausgedehntes Reich geschaffen, welches den früher bestehenden Zusammenhang zwischen den beiden Lundareichen des Mnata Jamwo und des Kazembe vollständig unterbrochen hat.)

— Nur allzu rasch ist der Nachricht von dem Anlegen einer Station in Bakundi (vergl. oben S. 160) die Hiobspost von dem Scheitern der Flegel'schen Unternehmung am oberen Benuë auf dem Fuße gefolgt. Schon im November (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 368) berichteten wir nach Privatnachrichten aus England über das Vorgehen der

Liverpooler „African Company“ in den Fulbe-Staaten, hofften aber damals, daß die Niger-Schiffahrtsakte die deutschen Interessen sicherstellen werde. Dieselbe (Artikel 26 ff. der Generalakte der Berliner Konferenz) bestimmt, daß die Schiffahrt auf dem Niger für die Kauffahrteischiffe aller Nationen vollkommen frei sein und bleiben, und daß die Angehörigen aller Nationen in jeder Hinsicht auf dem Fuße vollkommener Gleichheit behandelt werden sollen; das hat aber die englischen Agenten nicht gehindert, Flegel's kleinem Dampfer überall das Landen zu verwehren und ihn sogar mit Gewalt zurückzutreiben. Als dann England die beiden Nigerufer und die des Benuë bis Ibi aufwärts unter seinen Schutz stellte (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 32), glaubte und hoffte man im deutschen Publikum, daß Flegel's eigentliches Arbeitsfeld, Adamaua, von den Engländern respektirt werden würde; das ist leider nicht geschehen. Aber England hat sich in den Abmachungen vom April 1885 (s. „Globus“, Bd. 48, S. 63) dazu auch gar nicht verpflichtet; diese Abmachungen erwähnen des Benuë mit keinem Worte und betreffen lediglich die Gebiete an der Küste von Guinea und landeinwärts bis zum Alt-Kalabar- oder Croß-Flusse, während das zwei bis drei Breitengrade nördlicher gelegene Adamaua darin mit Stillschweigen übergangen ist. Darum schreibt auch der „Hannov. Kour.“ mit Recht: „Wenn irgend welche Beschwerde am Platz, könnte sie sich höchstens gegen die Unklarheit des jüngsten englisch-deutschen Abkommens richten.“

— Dr. Konrad Keller, Privatdocent an der Züricher Universität, tritt im April eine Forschungsreise nach Madagaskar an, die wissenschaftlichen und commerciellen Zwecken dienen soll. Sowohl das eidgenössische Departement des Inneren als das Handels- und Landwirthschafts-Departement haben sich bereit erklärt, das Unternehmen zu subventioniren; ein Gleiches geschieht von der „Kaufmännischen Gesellschaft Zürich“ und der ostschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft.

Nordamerika.

— Die in Uspantan, wie in den Quiché-Dörfern Cunea, Sacapulas (im Centrum von Guatemala) und bei den Ixiles der Sierra übliche Brautwerbung — erzählt Dr. Stoll in seinem „Guatemala“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) — ist ziemlich eigenthümlicher Natur und weicht von derjenigen anderer Gegenden ab. Wenn ein Indianer heirathen will, so geht er in Begleitung seiner Eltern in das Haus des Gegenstandes seiner Wahl, indem er vier Flaschen Aguardiente und 10 Pesos mitbringt. Ohne ein Wort zu sagen, außer dem gewöhnlichen Gruße, „Ave Maria“, stellt er die vier Flaschen in eine Reihe auf den Tisch und legt das Geld daneben, worauf er sich mit seiner Partei aus dem Hause wegbegiebt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn nun die Eltern des zur Ehe begehrten Mädchens die 10 Pesos nehmen, so ist dies ein günstiges Vorzeichen. Die Thaler werden gezählt und geprüft und wenn sie richtig befunden werden, so schenkt der Hausherr und Vater aus einer der zu äußerst stehenden Flaschen ein Gläschen Aguardiente ein, nimmt einen Schluck und giebt den Rest seiner Frau. Ist diese mit ihm hinsichtlich der Annahme der Werbung einverstanden, so schenkt sie aus der am anderen Ende der Reihe stehenden Flasche Aguardiente ein, nimmt davon und reicht hierauf das Glas ihrem Manne. Die draußen harrende Partei des Bewerbers, welche verstohlen Zeuge des ganzen Vorganges war, geht nun wieder hinein. Die Hausfrau und Mutter der Braut schenkt dann aus einer der beiden mittleren Flaschen Aguardiente ein und reicht das Glas der Mutter des Bewerbers. Ebenso schenkt der Vater der Braut demjenigen des Bewerbers aus der zweiten mittleren Flasche ein. Damit ist die Ceremonie für einmal beendigt. Nachdem einige Tage vorüber sind, kehren die Eltern des Bewerbers wieder mit demselben in das Haus der Braut zurück. Der Heirathskandidat trägt dabei eine schwere Last Brennholz, so schwer er sie irgend zu tragen vermag, legt dasselbe vor dem Hause nieder und geht weg. Wiederum nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Eltern zurück, um nachzusehen, ob die Leute der Braut von dem Holze gebraucht haben oder nicht. Wenn ersteres der Fall ist, ladet er alle Angehörigen seiner Familie ein und alle ziehen mit Feuerwerk und Marimba-Musik ins Haus der Braut, wo getanzt und der Inhalt der vier Aguardienteflaschen geleert wird. Die Verlobten tanzen nur unter sich und sonst mit Niemandem. Am folgenden Tage läßt das junge Paar die Ehe noch kirchlich einsegnen. — Es kommt auch häufig vor, daß die Eltern eines Mädchens für ihre Tochter einen Bräutigam suchen. In diesem Falle erleidet das oben beschriebene Ceremoniell einige Modifikationen, indem beim zweiten Besuche das Mädchen kein Holz ins Haus des gewünschten Bräutigams bringt, sondern einfach leer hingeht, um sofort zurückzukehren. Daraus ergiebt sich von selbst, daß nach Verfluß einiger Tage ihre Eltern bei denjenigen des jungen Mannes anfragen müssen, ob dieselben entschlossen sind, die Erlaubniß zur projektirten Ehe zu geben. Wird von vornherein auf die Bewerbung verzichtet, so bleiben die vier Flaschen Aguardiente und die 10 Pesos unberührt liegen und werden dem entsprechend beim zweiten Besuche von den Eltern des Bewerbers weggenommen.

Südamerika.

— Von Thouar (s. oben S. 176) liegt im Compte rendu der Pariser Geographischen Gesellschaft (1886, Nr. 4) jetzt ein Originalbericht über seine Erforschung des unteren Pilcomayo vor; nur mit diesem hatte es seine letzte Reise zu thun, und er ist diesmal keineswegs bis an die bolivianische Grenze vorgedrungen, sondern noch nicht halb so weit, etwa 225 km von seiner Mündung an aufwärts. Die Hinreise erfolgte zu Lande, die Rückreise in Booten auf dem Asuncion gegenüber mündenden Arme des Pilcomayo, welchen Thouar nach Beseitigung einzelner Hemmnisse für durchaus schiffbar erklärt. Wenigstens macht er sich anheischig, zu jeder Jahreszeit den Strom von seiner Mündung bis zur Mission San Francisco de Solano (am Fuße der bolivianischen Gebirge) mit einem Dampfer von 220 Tonnen und $2\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang zu befahren. Der bolivianische Senat hat dem Reisenden eine goldene Medaille und fünf Quadratmeilen Land zuerkannt; ferner wurde eine Kolonie im Gran Chaco nach ihm benannt und 30000 Francs zur Veröffentlichung seiner Aufnahmen ꝛc. angewiesen. Auch hat sich ein aus Argentiniern, Bolivianern und Paraguayern bestehendes Comité gebildet, um den Handelsweg auf dem Pilcomayo zu eröffnen.

Inhalt: Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. IX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. I. — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. I. — Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 1. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 19.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXX. [1])

Von Baghdad aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar den Besuch der Ruinen Babylons und trat am 15. December den Ritt nach Süden an, der sie durch die noch im 12. nachchristlichen Jahrhundert so reich angebaute und bewässerte mesopotamische Ebene nach Hillah bringen sollte. Heute aber erblickt das Auge nichts als wüstliegendes Land, versandete Kanäle und Ziegeltrümmer; diese Kornkammer ist unter türkischer Regierung gründlich verwüstet worden.

Bei Anbruch der Nacht erreichten sie das prächtige, aus Ziegeln erbaute Karawanserai Birunus, so genannt nach einem halbwegs zwischen Baghdad und Hillah befindlichen Brunnen. Es ist von Persern erbaut, steht hinsichtlich seiner Größe ganz im Einklange mit der Anzahl der dort übernachtenden Schiiten und gleicht ganz den iranischen Karawanserais, die es nur an Größe bedeutend überragt. Bei schönem Wetter schlafen die Reisenden in offenen Nischen, zur Winterszeit in den dahinterliegenden Gallerien; letztere suchten auch unsere Reisenden auf. In den anstoßenden Bogen lagen in regellosen Haufen längs der Wände Gepäckstücke von etwa 2 m Länge, welche früher angekommenen schiitischen Pilgern zu gehören schienen und einen scheußlichen Gestank verbreiteten. Es waren persische Leichname, theils in Teppiche gewickelt und mit Stricken umschnürt, theils in schlecht gefugte Kasten gepackt, wie sie bekannter Maßen aus ganz Persien und selbst aus Indien von den Schiiten nach Kerbela, der Grabstätte Hussein's, des Sohnes Ali's, geschafft werden. Zu je vieren werden die Leichen, eingeschnürt wie die Krokodilleichen von Sint, auf Maulthiere gepackt, um ihre letzte Reise anzutreten, deren Ziel sie freilich nicht immer erreichen. Denn manches Maulthier geht unterwegs zu Grunde und seine stinkende Last bleibt den Geiern und Schakalen zur Beute liegen.

Diese Nacht brachten die Reisenden also unter freiem Himmel auf dem Hofe zu; aber auch dorthin drang der Pestgestank der Leichen, und als sie am nächsten Morgen versuchten, vor den Maulthiertreibern aufzubrechen, war das vergebliche Mühe; denn der ganze Weg war mit ähnlichen Transporten bedeckt. Um Mittag erreichten sie das Karawanserai Iskanderijeh, das weniger schön, aber ganz ebenso besucht ist, wie Birunus, denn es ist an der Stelle erbaut, wo sich die Wege nach Kerbela und nach Hillah gabeln. Am folgenden Tage (16. December) betraten sie den Umkreis des einstigen Babylon, ohne es indessen zu merken; denn ein gewaltiges Unwetter, das erste, welches sie seit dem Monate März erlebten, hatte den Himmel verdunkelt, brachte sie vom Wege ab und durchnäßte sie bald bis auf die Knochen. Ohne näher hinzusehen, ritten sie an einer riesigen Erdmasse entlang, welche sie schon seit dem Morgen erblickt hatten, und stießen zuletzt auf tiefe Gräben, welche einen aus Scherben gebildeten Hügel in allen Richtungen durchschnitten; bald darauf befanden sie sich vor einem Hause, welches der Aufseher der englischen Ausgrabungen in Babylon bewohnt. Dieselben finden schon seit mehreren Jahren in den Palästen Nabuchodonosor's statt; alljährlich kommt ein Conservator vom British Museum herüber, um, wenn nöthig, den Arbeiten neuen Schwung zu verleihen, die tägliche Aufsicht aber führt ein Armenier,

[1]) Fortsetzung von „Globus", Bd. 48, Nr. 11, S. 166.

derselbe, bei welchem Dieulafoy's Unterkommen fanden. In dem letzten Halbjahre hatte man Backsteintafeln mit Keilinschriften, Reste von Thierfiguren, die wahrscheinlich als Kinderspielzeug gedient haben, Vasen aus gebändertem Achat und Terracottafiguren im reinsten griechischen Stile ausgegraben. Während die Reisenden diese Sachen musterten, hatte sich das Unwetter verzogen, so daß sie ihren Ritt nach Hillah fortsetzen konnten. Drei Stunden dauerte es noch, ehe die weißen Minarets der Stadt sich zeigten; dann gelangte man in die Vorstädte von Hillah, erblickte den Euphrat, überschritt eine Schiffbrücke, welche besser im Stande ist, als diejenige von Baghdad, und befand sich schließlich in der Stadt selbst, wo die zwei Zapties, welche den Reisenden mitgegeben und vorangeritten waren, ihnen die verlassene Wohnung eines reichen, nach Mekka gepilgerten Mannes zur Unterkunft anwiesen.

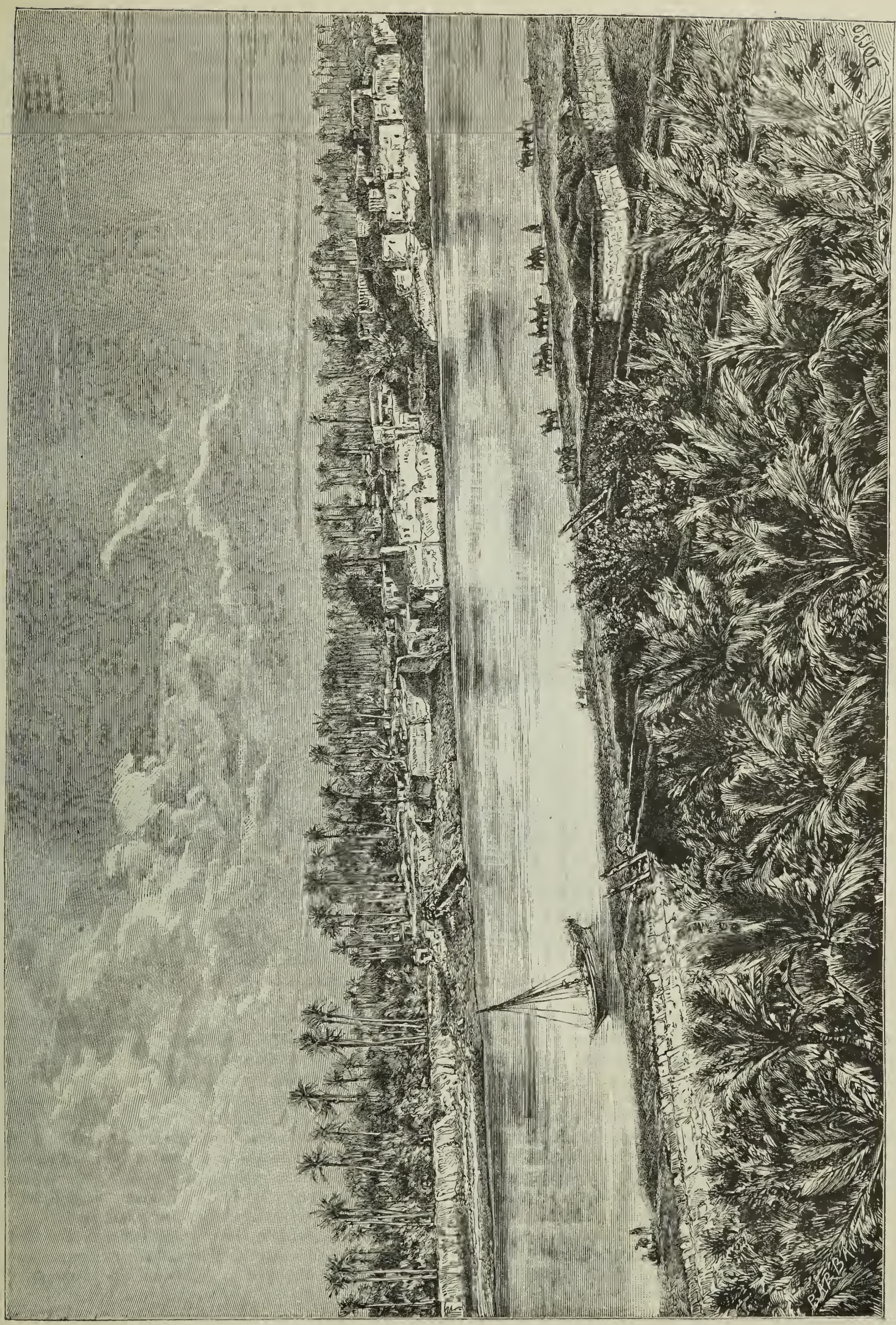
Hillah, ein Mutessariflik des Wilajet Baghdad, wurde im Jahre 1831 von der Pest verheert und zählt heutigen Tages kaum 15 000 Einwohner, die sich aus Arabern, Chaldäern, industriellen und einflußreichen Juden, schiitischen Persern und türkischen Beamten, diesem Krebsschaden des ganzen Reiches, zusammensetzen; dazu kommen noch die Fremden und die Nomaden, welche in allen Städten des Orients und besonders in denen, welche berühmten Wallfahrtsorten nahe liegen, so zahlreich vertreten sind.

Die Häuser der Stadt sind aus Material erbaut, welches von den altbabylonischen Monumenten herstammt, wie Ziegel, die mit dem Namen des Nabuchodonosor gestempelt

Transport schiitischer Leichen nach Kerbela.

sind, und Erdpechschichten an Stelle des Mörtels darthun; sie sind ebenso hoch, wie diejenigen Baghdads, zeigen aber trotzdem einen vollständig orientalischen Charakter, da ihre Mauern nach außen hin keine Fenster haben und sie oben von Terrassen bedeckt werden. Palmen ragen darüber empor und Bananen umgeben sie, und glücklich wird die Strenge und Monotonie dieser Bauweise durch die Ueppigkeit der Vegetation gemildert. Besonders von der Terrasse des von Dieulafoy bewohnten Hauses aus bietet sich eine lachende Aussicht dar; das Auge überschaut beide Ufer des Flusses, die mit prächtigen Dattelpalmen bepflanzt sind; Boote bewegen sich auf- und abwärts, Reiter baden ihre Pferde im Strome und zahlreiche Landleute, welche zu faul sind, sich nach der Schiffbrücke zu bemühen, ziehen es vor, sich zu entkleiden, einen ledernen Schlauch aufzublasen, denselben in ihre Arme zu schließen und, von ihm getragen, den Strom zu durchschwimmen in derselben Weise, wie es schon vor Jahrtausenden ihre babylonischen Vorfahren gethan haben.

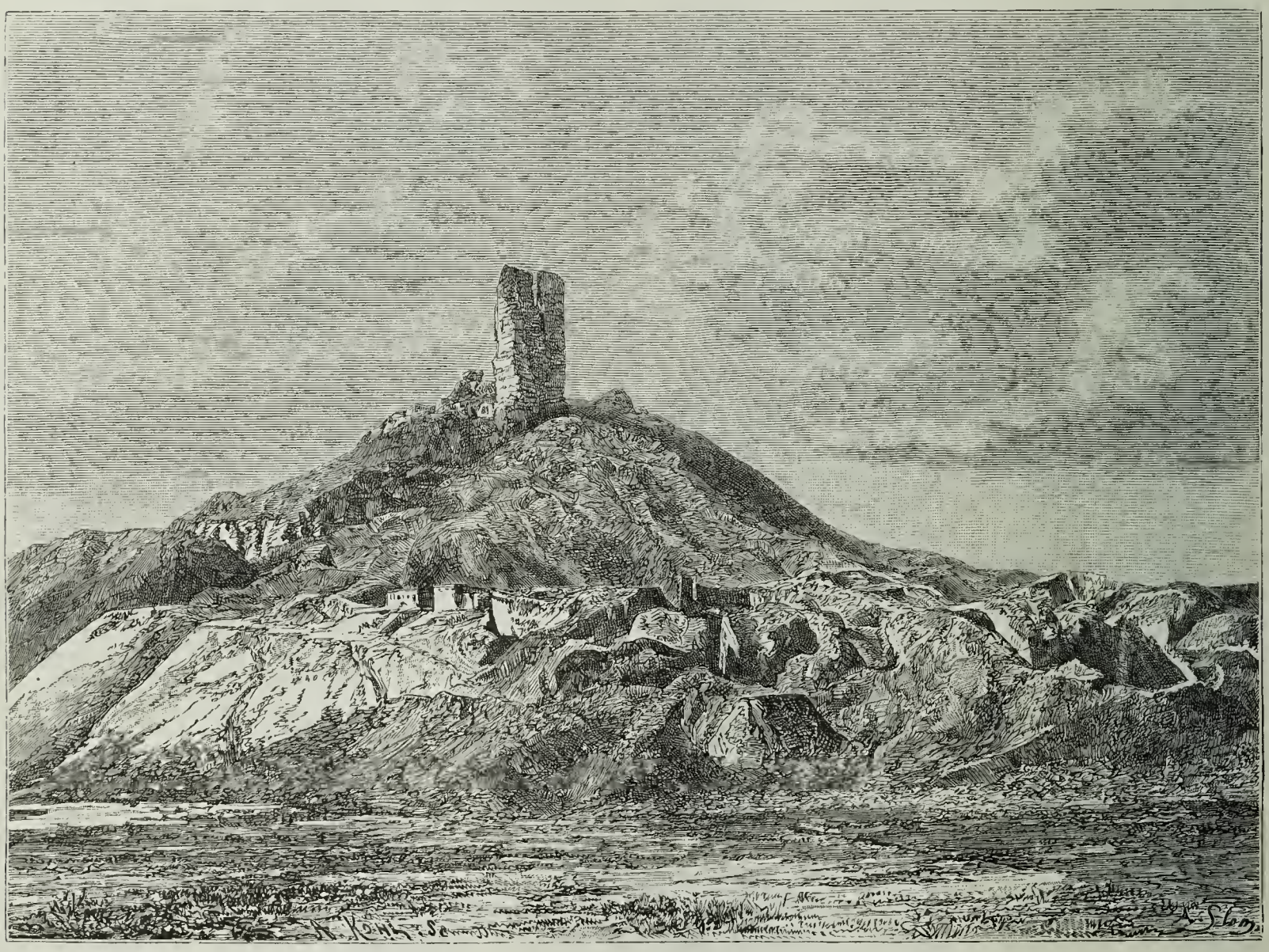
In Hillah giebt es keine interessanten Bauwerke aus mohammedanischer Zeit; nur am Wege nach Kerbela steht eine kleine Moschee, Meschhed-esch-Schems oder Sonnenmoschee genannt, welche nach dem Glauben des Volkes auf einem Schlachtfelde stehen soll, wo Ali in der Furcht, durch das Anbrechen der Nacht den Vortheil eines bereits sicheren Sieges zu verlieren, nach dem Vorbilde Josua's mit Blick und Geberde den Gang der Sonne aufgehalten haben soll. Vielleicht aber erhebt sich die Moschee auf der Stelle eines alten Sonnentempels, welchen Nabuchodonosor einer erhaltenen Inschrift zufolge in Babylon erbauen ließ.



Die Ufer des Euphrat bei Hillah. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Hillah, die mohammedanische Stadt, datirt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als jene Gegend sich noch eines Abglanzes altbabylonischen Wohlergehens erfreute. Seitdem ist es zu einer türkischen Provinzialstadt zweiten Ranges herabgesunken. Wenn man die Umgegend der Stadt mustert und den zerfallenen Mauern, welche die beiden riesigen Schutthügel an den äußersten Enden des einstigen Babylon, Babil und Birs Nimrud, zu verbinden scheinen, mit den Augen folgt, so gelangt man zu dem Schlusse, daß Hillah ungefähr den Mittelpunkt des 513 Quadratkilometer großen Raumes einnimmt, welchen einst die Mauern mit ihren 100 ehernen Thoren umschlossen. Von diesem gewaltigen Raume darf man nicht auf eine unzählbare Häusermasse schließen; vielmehr wissen wir, daß ein sehr großer Theil des Raumes von Gärten und Feldern eingenommen wurde, deren Ertrag während einer Belagerung oder Hungersnoth hinreichte, die Einwohner zu ernähren. Andererseits enthielt der bebaute Theil, der von lauter geradlinigen Straßen durchschnitten wurde, lauter drei- oder vierstöckige Häuser — entgegen dem heutigen orientalischen Gebrauche —, so daß die Bevölkerungszahl immerhin eine sehr ansehnliche gewesen sein muß.

Am 17. December statteten die Reisenden dem 13 km südwestlich von Hillah gelegenen Birs Nimrud einen Besuch ab. Wenn man die Stadt durch das nach Meschhed Ali führende Thor verläßt, so erblickt man alsbald aus der flachen Ebene einen offenbar von Menschenhand errichteten Berg emporragen. Je näher man demselben kommt, um



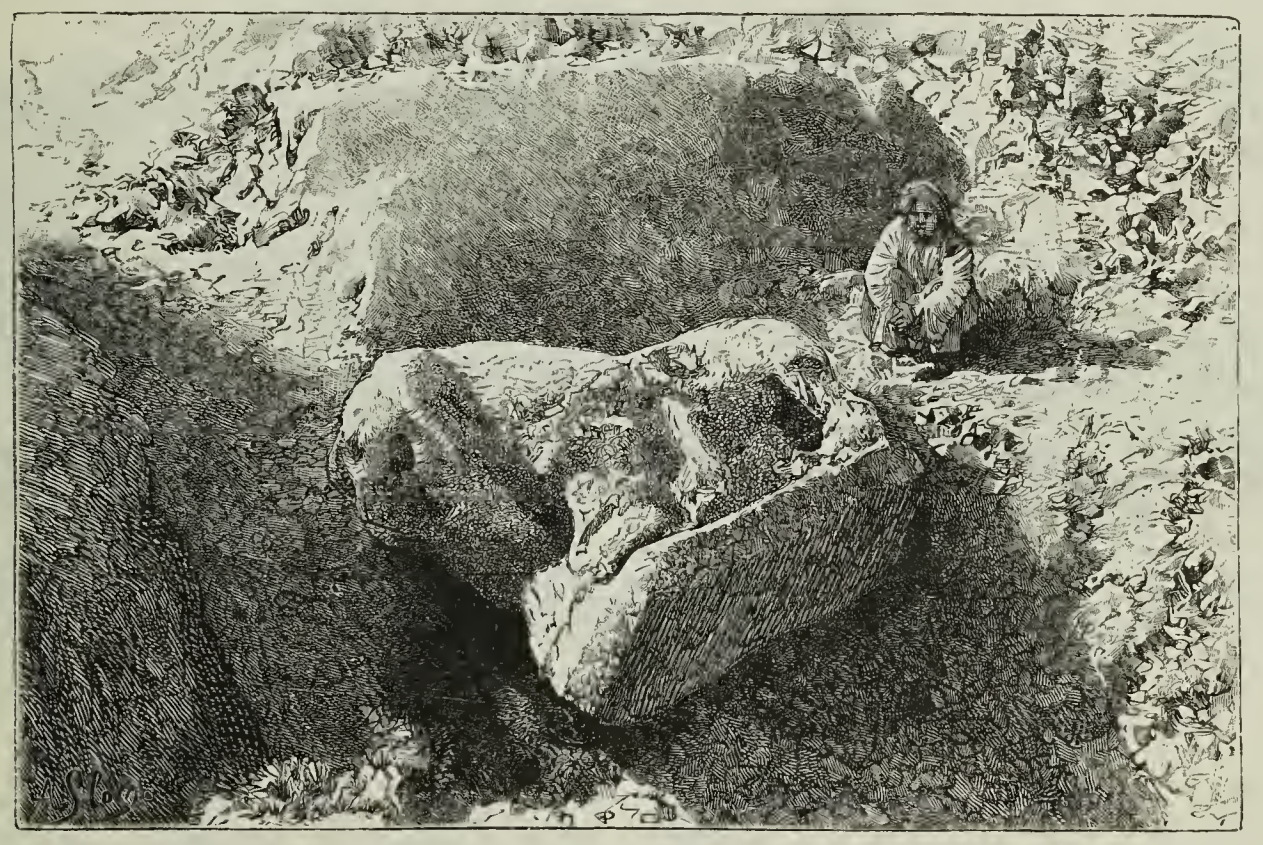
Birs Nimrud. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

so riesiger erscheint er dem Auge, das bald davon abläßt, das Ganze zu umfassen und sich damit begnügt, die einzelnen Theile desselben nach einander zu mustern. Zuerst erklommen die etwas ermüdeten Pferde einen Schutthügel, den ein arabisches Gebäude krönt. Es ist der Tell Ibrahim el-Chalil, der Hügel Abraham's des Freundes, nämlich Allah's, dessen Asche angeblich unter der weißen Kuppel des Gebäudes ruht; sein Grab genießt in Chaldäa dieselbe Verehrung, wie dasjenige Esra's oder Ezechiel's in Mesopotamien. Bauern wohnen darin, welche in der Nähe ihre Felder haben. Eine flache Senkung scheidet den Tell Ibrahim vom Birs Nimrud (d. h. Thurm Nimrod's; Birs ist wahrscheinlich aus Borsippa verdorben, wie dieser südöstlichste Theil des alten Babylon einst hieß). 60 m hoch erhebt sich der Ruinenhaufen und trägt auf seinem Gipfel einen noch 11 m höher aufragenden Thurm aus Ziegeln, den oben eine tiefe Spalte durchsetzt. Rings herum liegen mächtige Ziegelsteinblöcke zerstreut, welche steinhart und von einem merkwürdigen grünen Glasflusse umgeben sind. Von dieser Stelle aus reicht der Blick ins Unermeßliche; in Folge der reinen Luft sieht man im Süden die Minarets von Meschhed-Ali, im Nordwesten die Mauern von Hillah, im Norden die Palmen von Kerbela und zu seinen Füßen die Sumpfseen Harkeh und Hindijeh, in welchen sich, um den Griffen der türkischen Beamten zu entgehen, einige Araberstämme auf Pfahlbauten niedergelassen haben.

Deutlich kann man noch heutigen Tages am Birs Nimrud terrassenförmige Abstufungen unterscheiden, namentlich an der südlichen und der östlichen Seite, während die westliche und nördliche schroffer abstürzt. Dieser Umstand

beweist, daß man es hier mit dem von Herodot beschriebenen Bel-Tempel zu thun hat, welcher aus sieben über einander gesetzten Etagen oder Thürmen bestand und auf einer außen herumlaufenden Treppe zu ersteigen war. Das ganze Gebäude war, wie eine dort von Rawlinson aufgefundene Inschrift Nabuchodonosor's meldet, dem Gotte Nebo geweiht und führte den Namen „Haus der rechten Hand" oder „des Glücks". Die einzelnen Stockwerke enthielten besondere Heiligthümer und waren den sieben planetarischen Gottheiten geweiht, nämlich von unten angefangen dem Adar (Saturn), der Istar (Venus), dem Merodach (Jupiter), dem Nebo (Merkur), dem Nergal (Mars), dem Mond- und dem Sonnengotte. Dem Charakter der verschiedenen Götter entsprechend waren die einzelnen Etagen durch glasirte Ziegel von verschiedener Farbe (schwarz, weiß, orange, blau, scharlach, silbern und golden) geschmückt. Nach J. Oppert's Berechnung betrug die ursprüngliche Höhe des Bauwerkes 250 Fuß, wovon auf die Basis 75 Fuß und auf jedes der sieben Stockwerke 25 entfielen. Ob wir in dem Birs Nimrud, wie die jüdische Tradition und besonders der Talmud will, den babylonischen Thurm der Bibel zu erblicken haben oder ob darunter die Ruine Babil (s. unten) am Nordende Alt-Babylons zu verstehen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Für ersteres spricht die größere Höhe (60 m) des Birs Nimrud und die Tradition, für letzteres der Name Babil und der Umstand, daß Babil nach Angabe sämmtlicher Reisenden trotz seiner geringeren Höhe (40 m) weitaus der imposanteste von allen Ruinenhügeln Babylons ist.

Am 18. December wurde ein Ausflug nach Norden, auf dem linken Euphrat-Ufer, unternommen; zuerst besuchten sie den Schutthügel Amran-ibn-Ali, welchen sie schon drei Tage vorher, als sie Zuflucht vor dem Gewitter suchten, betreten hatten. Hügel zerbrochener Ziegelsteine, ausgehobene und andere zum Theil wieder verschüttete Gräben bilden hier ein wirres Durcheinander, in welchem man herumirrt, ohne daß die Aufmerksamkeit durch irgend etwas gefesselt würde. Und doch befindet man sich nach Oppert's



Löwe aus Basalt auf dem Hügel el-Kasr. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

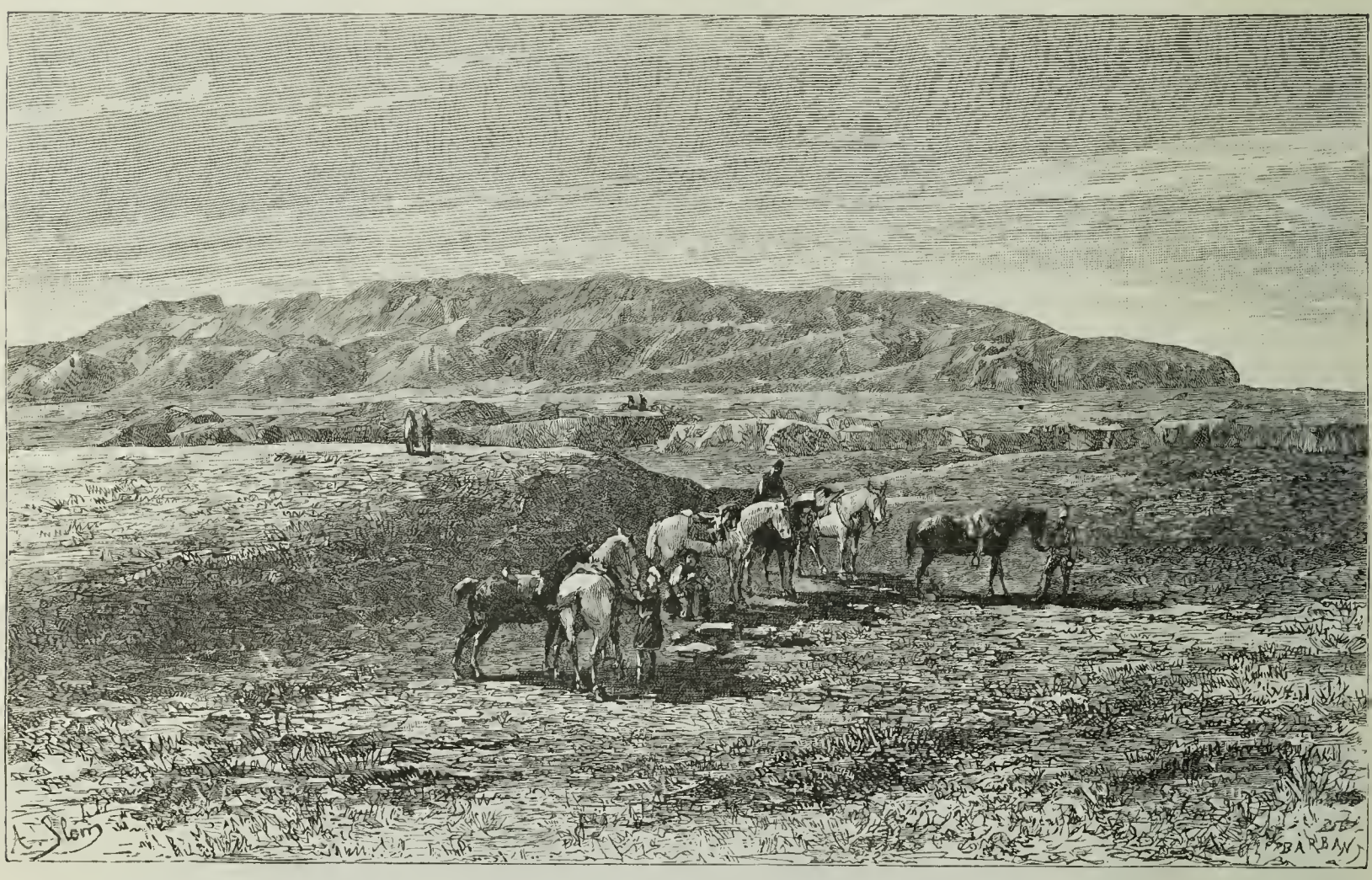
Ansicht auf der Stätte eines der sieben Weltwunder, nämlich der „hängenden Gärten der Semiramis", richtiger des Nabuchodonosor's, der sie für seine medische Gattin Amytis, des Astyages' Tochter, erbaute. Dafür spricht, daß dort gefundene Ziegel mit dem Namen Nabuchodonosor's gestempelt sind. Oppert hat dort Gräber aufgedeckt, deren Inhalt sie der parthischen Epoche zuweist.

Nicht weit nördlich von Amran-ibn-Ali liegt die Ruine el-Kasr (d. i. die Burg); „Burg" heißt dieses Bauwerk auch bei den klassischen Schriftstellern, bei Herodot, Diodor und Curtius, und nach den Inschriften der hier gefundenen Backsteine war es einst ein „Palast Nebukadnezar's, Königs von Babylon, Erhalter des Tempels der Höhe und des Tempels des Glücks, welcher in der Verehrung Nebo's und Merodach's, seiner Herren, wandelt, Sohnes Nabopolassar's, des Königs von Babylon". Einige plumpe Mauerreste, durch eisenharten Mörtel mit einander zusammenhängend, und ein halb im Schutt begrabener basaltener Löwe von sehr barbarischer Arbeit, den die Eingeborenen el-pil, d. h. den Elephanten, nennen, sind alles, was von der einstigen Pracht übriggeblieben ist. Dagegen sind die in dieser Gegend angestellten Nachgrabungen stets von Erfolg begleitet gewesen. Auch zur Zeit von Dieulafoy's Besuch waren 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt, die zwischen riesig dicken, aus ungebrannten Ziegeln bestehenden Mauern aufgehäufte Erde zu entfernen und hohe, lange, aber schmale Säle freizulegen, wobei sie auf Gegenstände von geringem künstlerischem, aber gewiß großem wissenschaftlichem Werthe stießen; namentlich waren es Täfelchen aus gebranntem Thone, die mit überaus eng an einander gerückten Keilinschriften bedeckt waren.

Etwa $2^1/_2$ km nördlich von der Königsburg erhebt sich in Gestalt einer abgestumpften Pyramide jener riesige Tumulus, welchen die Reisenden schon vom Chan Iskenderijeh aus erblickt hatten, und der nebst dem Bis Nimrud heute die äußersten Grenzen des alten Babylon bezeichnet. Dieser Schutthaufen, Babil mit Namen, die letzten Reste des einstigen Merodach-Tempels darstellend, die imposanteste Ruine im ganzen Bezirke von Babylon, ist heute noch 40 m hoch, 180 m lang und bildet oben eine Plattform von

70 m Breite. Schon zu Strabon's Zeiten lag dieses „Grabmal des Belus“ in Trümmern; demselben Autor zufolge hatte Xerxes es zerstört. Daß Strabon, offenbar älteren Berichten folgend, das Bauwerk als ein Heiligthum des Bel bezeichnet, stimmt ganz mit den Inschriften überein, welche den Ehrennamen Bîl, d. h. „Herr“, besonders dem Gott Merodach beilegen. In der Ruine selbst sind lediglich Backsteine mit dem Namen Nabuchodonosor's gefunden worden, der aber nur von einer Wiederherstellung des Tempels erzählt. Aber schon ein Jahrhundert früher erwähnen die Könige Tiglath-Pilesar IV. und Asarhaddon denselben, und schon letzterer sagt, daß er ihn nur restaurirt habe; derselbe bestand also schon lange vorher und war ohne Zweifel ein uraltes Heiligthum, welches von den Königen Babylons von Zeit zu Zeit wieder hergestellt und umgebaut wurde. Wie anscheinend alle großen Gebäude Babylons war auch der Tempel Merodach's mit einer viereckigen Mauer umgeben, von welcher an der Nord- und Ostseite noch deutliche Spuren vorhanden sind.

Ohne Mühe kann man die obere Plattform des Schutthügels erklimmen; aber an Stelle der goldenen Bildsäulen, die Xerxes geraubt hat, findet man oben nur zerbrochene Ziegelsteine und einen verschütteten Brunnen, dessen Zweck nicht ganz klar ist. Hier und da sieht man Bruchstücke von Inschriften zerstreut. Am südlichen Ende des Hügels stößt man auf gemauerte Wände und Ausgrabungen; letztere haben aber anscheinend keine interessanten Resultate geliefert und sind darum aufgegeben worden. Vom Gipfel Babils aus gesehen erscheinen die Reste Babylons trauriger und öder als von jeder anderen Stelle aus; während im Kasr die weißen Mäntel und rothen Tarbusche der bei den Ausgrabungen beschäftigten Araber und Türken etwas Leben und Bewegung in die Landschaft bringen, wird der Hügel Babil, auf welchem nur Gestrüpp und hartes Kraut wachsen, nur von Ziegen und ihren halbwilden Hirten besucht. Die Worte des Propheten Jeremias sind zur Wahrheit geworden: „Und Babel soll zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung werden, zum Wunder und zum Anpfeifen, daß Niemand drinnen wohnt“ und „Ihre Städte sind zur Wüste und zu einem dürren öden Lande worden, zum Lande, da Niemand innen wohnt und da kein Mensch innen wandelt.“



Babil, Ruinen des Tempels des Merodach. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Die Michaelbucht am Kaspischen Meere.

Vom K. Russ. Staatsrathe Dr. O. Heyfelder.

Ein klimatisch-geographisches Unicum hat in diesem Winter am Ostufer des Kaspischen Meeres stattgefunden, welches auf die Verkehrsmittel und die Anlage der Verkehrsstraßen zwischen dem russischen Mutterlande und Transkaspien Einfluß zu üben bestimmt ist. Der Meerbusen von Krasnowodsk und die Michaelbucht war im Monat Januar bei 22° Kälte und Nordostwind gänzlich zugefroren, so daß der Kriegsdampfer „Tschikischljar“ und der Schooner

„Karamsin“, welche am 3. bis 16. Februar von Krasnowodsk ausgelaufen waren, wieder umkehren mußten. Einige Dampfbarkassen waren geradezu vom Eise eingeschlossen worden. Der Schiffsverkehr von Transkaspien nach dem westlichen Ufer, d. h. von Krasnowodsk nach Baku, war während einer Woche, der von Krasnowodsk nach Michailowsk während zweier Wochen gänzlich unterbrochen, indem sich zwischen dem Endpunkte der Transkaspischen Eisenbahn bei Michailowsk und dem offenen Meere das Eis im ganzen Meerbusen eingeschoben hatte. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß sich ein solches abnormes Sinken der Temperatur und ein Zufrieren des Meeres südlich des 40. Breitengrades, wie es seit 30 Jahren nicht beobachtet wurde, nicht oft wiederholen wird, so muß die Möglichkeit eines Zufrierens des Meerbusens bei der Einrichtung des Verkehrs zwischen Transkaspien und dem Reiche jedenfalls berücksichtigt werden. Ist durch dieses Vorkommen die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gegend gerichtet worden, so stand doch schon vorher fest, daß Michailowsk als Endpunkt der Schiffahrt und Anfangspunkt des Schienenweges zu verlassen sei. Bisher war nämlich der Verkehr in folgender Weise vor sich gegangen. Von Baku, Petrowsk und Astrachan fuhren große Meerdampfer nach Krasnowodsk, von Krasnowodsk (mit Umladung) kleine Dampfschiffe durch die Bucht und ihren Archipelagus nach Michailowsk, wo die Eisenbahn beginnt, welche 1880 zunächst als strategische Bahn für die Expedition nach Achal-Teke erbaut wurde. Holzbarken kommen auf der Kama und der Wolga herabgeschwommen und gehen direkt von Astrachan nach Krasnowodsk, von von sie durch Schleppdampfer bis Michailowsk gebracht werden.

Krasnowodsk, der „Ort mit den schönen oder guten Wassern“, wahrscheinlich nach seinem herrlichen, natürlichen Hafen und seinem geschützten Wasser so genannt, liegt unter dem 40° nördl. Br. (genau 40° 0′ 3″ nördl. Br., 3° 8′ 52,6″ östl. L. von Baku) in einer Bucht, von amphitheatralisch aufsteigenden Felsen umgeben und durch einen natürlichen Molo gegen das offene Meer geschützt. Diesem langen, schmalen Landvorsprunge, Krasnowodskaja Kasa oder „der Zopf, die Flechte von Krasnowodsk“ genannt, der sich von Norden nach Süden und Südosten erstreckt, kommt von Süden eine ähnliche schmale Landzunge entgegen, eine Fortsetzung der großen Insel Tscheleken. Zwischen ihnen hindurch, gleichsam wie durch ein Thor, ist die Einfahrt der Schiffe in den Meerbusen; sie wenden sich dann um die Krasnowodskaja Kasa mit dem davor befindlichen Leuchtschiffe nach Norden und gelangen so nach Krasnowodsk. Dessen Hafen ist so tief, daß die größten Schiffe bis zum Ufer fahren und gerade gegenüber dem Gouvernementsgebäude anlegen können. Krasnowodsk hat noch keine Stadtrechte, aber ein städtisches Aussehen, große steinerne Kreuzgebäude, Wohnungen, Kasernen, Werkstätten, einen Militärklub, große Plätze, regelmäßige Straßen, einen von Persern, Armeniern und Russen gehaltenen Bazar, aber kein Trinkwasser, keine Quelle, kein Acker- oder Wiesenland und nur einen Garten, den sogenannten Stadtgarten. Derselbe ist von General Lomakin, als er die Provinz administrirte, mit großer Mühe angelegt worden, indem er die Gartenerde aus Lenkoran, diesem Eden des Kaspischen Meeres, herbeischaffen ließ. Dabei ist aber der Garten doch nur ein armseliger Nothbehelf geworden. Besser gelang dieselbe Procedur in Baku, das auch auf Felsen, Sand und Salz gegründet ist. Die Gartenerde, aus Lenkoran angefahren, hat daselbst einen stattlichen, schattigen Garten mit Bäumen und Buschwerk halb südlicher, halb nordischer Flora zu Stande gebracht.

Das Wasser zum Trinken und Kochen, überhaupt alles erforderliche Süßwasser, wird zu Krasnowodsk durch zwei große Dampfmaschinen aus Meerwasser gewonnen. Im Sommer strahlt der Felsengrund und das Steinamphitheater hinter dem Orte die Sonnenwärme in unerträglicher Weise zurück. Nur die relative Feuchtigkeit der Luft vom Meere her und häufige Seebäder machen den Aufenthalt alsdann erträglich. Krasnowodsk ist durch ein unterseeisches Kabel mit Baku und Astrachan telegraphisch verbunden und die regelmäßigen Fahrten des Dampfers der Gesellschaft „Kawkas i Merkuri“ setzen den Ort einmal die Woche aufwärts und einmal abwärts mit allen Uferstädten des Kaspischen Meeres in Verbindung. Dieselben führen ihm alle Lebensmittel und Lebensbedingungen zu, welche es entbehrt. Es war bis 1880 Sitz der Administration der Provinz, der Hauptpost, während des Feldzuges zeitweilig auch des Hauptquartiers. Auch jetzt, seit ihm als Konkurrenz Michailowsk und Aschabad entstanden sind, bewahrt es als bester Hafen und Hauptvermittelungsort zwischen Diesseits und Jenseits eine gewisse Bedeutung. Dies war auch der Grund, warum kompetente Leute, darunter auch einer der Maßgebendsten, dafür stimmten, die Transkaspische Bahn bis Krasnowodsk zu führen und hier mit den Meerschiffen in direkte Verbindung ohne Zwischenumladung zu setzen.

Seit der Chan von Buchara seine Zustimmung gegeben, daß die Bahn durch sein Land nach Russisch-Turkestan geführt wird, ist sie für den Handel wie für die Strategie von hervorragender Bedeutung geworden und damit ist ihr Anfang am Ostufer des Kaspischen Meeres aus einer lokalen zu einer Frage von nationaler und internationaler Bedeutung geworden. Daß derselbe nicht mehr in Michailowsk bleiben kann, darüber ist kein Zweifel bei Allen, die darüber ein Urtheil haben. Michailowsk wurde überhaupt gewählt, weil es sich im Anfange der Expedition nach Achal-Teke um die möglichst rasche Herstellung eines Schienenweges handelte, Michailowsk war eben der äußerste Punkt im Meerbusen, der mit Schiffen erreicht werden konnte, und von dem aus ein relativ flaches felsenloses Territorium ununterbrochen bis Kizil Arwat, 200 Werst weit, und somit bis zur Oase führte. So ward also damals hier der Eisenbahnkopf angelegt. Die Kommunikation geht bis heute in folgender Weise vor sich. Nachdem ein Schiff von Astrachan in zweimal 24 Stunden, von Baku in 18 Stunden bis Krasnowodsk gekommen, so wird es ausgeladen, d. h. Personen wie Fracht auf ein kleines flachgehendes Dampfboot umgeladen oder Barken von entsprechendem Kaliber demselben als Schlepper angehängt und es beginnt nun die Zwischenfahrt von Krasnowodsk nach Michailowsk, anfangs, obwohl innerhalb des Meerbusens, doch in freiem, tiefem Wasser. Auf der Höhe der Insel Nau angekommen, verläßt die Fahrstraße die bisherige Richtung und biegt etwas stärker nach Osten gegen Michailowsk ab, das Fahrwasser verengert sich und verliert an Tiefe. Die Inseln Nau und Kusjuklin bleiben links, Boguruljar rechts. Um die Insel Gjurgjunil biegt die Fahrstraße direkt nach Osten ab, zwischen der größeren langgestreckten Insel Uzun-ada und der kleinen südlich gelegenen Insel Erkekli durchführend. Bis hierher ist immerhin noch von einem eigentlichen Fahrwasser und von geraden Linien die Rede. Nun aber beginnt ein Durcheinander von Sandbänken, Inseln, Halbinseln, um welche herum die Schiffe oft in spitzem Winkel zu fahren haben, bei seichtem fortwährend wechselndem Wasserstande. Man fährt in diesen Windungen der Michaelbucht selbst mit den kleinen flachgehenden Dampfern nur langsam und vorsichtig, die Meerestiefe beständig messend,

und geräth dennoch zuweilen auf Grund. In dunklen Nächten geht man sogar vor Anker. Ich hatte schon im Jahre 1880 bemerkt, daß der Flugsand am Ufer von den Ostwinden gegen die Bucht getrieben, deren Ränder wie deren Tiefe ändert, eine Thatsache, welche die während fünf Jahren gemachten Beobachtungen des meteorologischen Observatoriums in Michailowsk bestätigt haben. Die Fahrt von Krasnowodsk bis Michailowsk dauert im günstigen Falle 16 bis 18 Stunden, im ungünstigen 20 bis 23. Nachdem man von Aschabad bis Michailowsk in 16 Stunden gefahren oder von Baku bis Krasnowodsk in 18 Stunden zur See gelangt ist, nimmt diese Zwischenstrecke mit einer 16- bis 20stündigen Fahrt und zweimaligem Umladen eine verhältnißmäßig große Zeit in Anspruch. Haben wir aber die große Handelsstraße vom Schwarzen Meere bis Indien im Auge, so ist in dieser Riesenkette von Dampfschiffahrt und Eisenbahn das Zwischenglied Krasnowodsk-Michailowsk eine Anomalie. Von diesem Gesichtspunkte aus ließ nun der Erbauer der Bahn, General Annenkow, Chef des Militärtransportwesens, die Michaelbucht einer genauen, mehrfachen Tiefenmessung, sowie ihre Ufer sorgfältigen Untersuchungen unterziehen und darauf die Berechnung verschiedener Projekte basiren, welche zu einer Verbesserung der Kommunikation in Vorschlag kommen konnten.

Das erste Projekt bestand darin, die letzte Strecke des Fahrwassers in der Michaelbucht auszubaggern, gleichmäßig zu vertiefen und so Michailowsk größeren Schiffen zugänglich zu machen, also auf diese Art eine direkte Schiffsverbindung zwischen dem Eisenbahnkopfe und dem Ostufer herzustellen. Es handelte sich darum, ein Fahrwasser von

Skizze des Meerbusens von Krasnowodsk. (Nach der russischen Seekarte Nr. 1644.)

9 Fuß Tiefe zu schaffen, wie es dem von Astrachan entspricht, so daß dieselben Schiffe, welche zum Anlaufen in Astrachan befähigt sind oder, die Wolga herabkommend, Astrachan passiren, auch zum Anlaufen von Michailowsk geeignet wären ohne umzuladen. Alle betreffenden Lastschiffe und auch die Dampfer des Kaspischen Meeres (mit Ausnahme von dreien) haben nur 9 Fuß Tiefgang. Die Messungen haben nun ergeben, daß zur Herstellung dieser Tiefe in hinreichender Länge nicht weniger als 40 000 Kubikfaden Erde ausgebaggert werden müßten, was einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit erfordern würde. Die Arbeit würde aber möglicher Weise keine definitive, sondern eine periodisch wiederkehrende sein, da die Versandung eine von Osten nach Westen fortschreitende zu sein scheint. Ich möchte mir die Hypothese erlauben, daß die ganze Halbinsel Dardsha eine Erdanschwemmung in dem ehemaligen Ausflusse des Amu-Darja ist, auf welcher die vorherrschenden Ostwinde beständig Sand anhäufen. Die Reste der ehemaligen Mündung des Flusses sind im Norden der Halbinsel die längliche Balchanbucht, im Süden die gewundene Michaelbucht; ostwärts aber zwischen dem großen und kleinen Balchangebirge führt eine Zeit lang ein deutliches, breites, gleichmäßiges Flußbett, in welchem wir oft genug marschirt sind und dessen Eigenthümlichkeit und abgegrenzte Ufer Jedermann auffielen.

Das zweite Projekt war folgendes. Die Eisenbahn wird von Michailowsk hinter der Balchanbucht hinweg an deren Norduser bis Krasnowodsk weiter geführt, eine Strecke von nur 120 Werst, scheinbar die kürzeste und wegen der

Bedeutung des Hafens von Krasnowodsk glücklichste Lösung der Frage.

Aber diesem so schönen Plane stehen Gründe der Oekonomie entgegen, also praktische, entscheidende Gründe und außerdem scheint es, daß eine möglichste Beschleunigung resp. baldige Fertigstellung der Arbeiten gewünscht wurde. Der Weg, den die Eisenbahn zu nehmen hätte, war uns als Karawanenweg für Kameele während der Expedition bekannt und vertraut; er ist absolut ohne Wasser, gebirgig und trostlos. Von Michailowsk oder vielmehr schon von Molla-Kary, ohne Michailowsk zu berühren, würde der Bau ohne Schwierigkeit erst in dem alten Bette des Amu-Darja bis zur Balchanbucht zu führen sein. Im weiteren Verlaufe am Nordrande dieser Bucht hätte sie zuerst den quergestellten Bergrücken Irtyg-Burul zu durchschneiden, dann die Ausläufer des Kurany-Kary, hierauf den Kuba-Dagh, um endlich in Krasnowodsk am Meere zu endigen. Diese Gebirge bestehen aus harten, kahlen, vielzackigen und viel durchklüfteten Felsen, welche durch Einschnitte und Tunnels durchbrochen werden müßten, was bedeutende Felssprengungen voraussetzt. Dies aber würde den Bau verzögern und vertheuern. Er würde mehrere Jahre bis zur Vollendung in Anspruch nehmen und per Werst auf 60 000 Rubel zu stehen kommen, während diese Eisenbahn im Durchschnitte nur 30 000 Rubel per Werst kostet. Nun wäre es denkbar, an einem früheren Punkte der Balchanbucht mit Umgehung der Felsgebirge den Landungsplatz und den Eisenbahnkopf anzulegen. Die ganze Balchanbucht ist aber nur 4 Fuß tief, wodurch auch diese Möglichkeit beseitigt wird.

Das dritte und beinahe schon ausgeführte Projekt ist das Produkt der für Realisirung der beiden anderen gemachten Untersuchungen und Messungen. Es besteht in Folgendem: Fortsetzung der Bahn von ihrem jetzigen Endpunkte am Norduser der Michaelbucht über die Halbinsel Dardsha bis auf die Insel Uzun-ada, im Ganzen nur 24 Werst. Vom Ufer zur Insel hat der Bahnkörper eine Untiefe resp. Sandbank mit nur 1 Fuß Wasser zu überschreiten. Er wird auf der südwestlichsten Spitze der Insel enden, woselbst eine hölzerne Anfahrt zum Anlegen der Schiffe erbaut wird und wo das Wasser eine Tiefe von 12 Fuß zeigt. Die ganze Wasserstraße vom Meere bis an diese Stelle hat 12, 11, 10 Fuß Tiefe mit alleiniger Ausnahme einer Durchfahrt zwischen Uzun-ada und einer kleinen südlich gelegenen Insel, wo auf einer ganz kurzen Strecke nur 8 Fuß Wassertiefe sind. Das Ausbaggern dieser Stelle erfordert die Entfernung von 1500 Kubikfaden Erde. Von nun an wird die Fahrt von Baku bis Uzun-Ada ohne Unterbrechung vor sich gehen, nur 18 bis 20 Stunden währen, und sich folgendermaßen gestalten. Nachdem das Schiff durch die Einfahrt aus dem offenen Meere in die Bucht gelangt ist, wird es nicht mehr nach Norden abbiegen, sondern direkt nach Osten halten, bei der Insel Nau in das Fahrwasser Krasnowodsk-Michailowsk gelangen, dasselbe aber nicht ganz bis zur Insel Erkekli verfolgen, sondern es gleich nach der Insel Kytschi-Kyzyl und der unbenannten Sandbank verlassen, um nach Nordost gegen Uzun-ada abzulenken und daselbst zu endigen. An der Landungsstelle ist eine junge Stadt im Entstehen. Bahnhof, Waarenschuppen, Hotels werden daselbst erbaut und die Arbeiten sind so weit gediehen, daß Ende April diese neue Linie eröffnet werden kann. Auch dann wird Michailowsk seine Existenz und Existenzberechtigung nicht verlieren. Es soll als Depot und Werkstätte beibehalten werden, wie auch die Dampfmaschine in Aktivität bleiben wird, welche daselbst Trinkwasser aus Seewasser bereitet.

Michailowsk entstand nur für und durch die Eisenbahn an einem absolut unfruchtbaren und unbewohnten Orte, an welchem vorher außer dem Wasserhuhne und dem Habicht kein lebendes Wesen zu sehen war. Allerdings war Molla-Kary und von dort aus Michailowsk seit 1871 von Militär besetzt. Aber Anfahrt, Bahnhof, Werkstätten, die Wohnungen für das Eisenbahnbataillon entstanden erst 1880. Damals hatten wir in Michailowsk ein Hospital von 200 Betten, welche in Baracken und Eisenbahnwagen untergebracht waren. Dieses Hospital hatte besonders als Etappenpunkt für die Krankenevacuation und beim Rückmarsche der Truppen Bedeutung [1]).

Daß man überhaupt diesen Punkt, wo Alles erst zu schaffen war, zum Eisenbahnkopfe wählte und nicht Tschikischljar, das Hauptquartier der Expedition im Jahre 1879, wo schon Häuser, Proviantmagazine, ein großes Barackenhospital und sogar eine durch Schienen mit den Hauptgebäuden verbundene Landungsbrücke vorhanden waren und wo die befestigte, mit Wasser wohl versehene Atreklinie beginnt, welches durch die nahe persische Stadt Astrabad mit dem europäisch-asiatischen Telegraphennetze telegraphisch verbunden war, erklärt sich aus Folgendem. Vor Allem liegt Tschikischljar $2^1/_2$ Breitengrade südlicher als Krasnowodsk, ist also für Dampfer um eine ganze Tagereise von Baku, Petrowsk und Astrachan weiter entfernt. Für Segelschiffe ist der Unterschied noch größer. Außerdem ist aber das Meeresufer so flach, daß von einem Hafen und einem Landen in Tschikischljar gar keine Rede ist. Die Seeschiffe, z. B. die Postdampfer der Gesellschaft „Kawkas i Merkuri", die Kriegsschiffe ꝛc. gehen eine deutsche Meile vom Orte in der See vor Anker. Dorthin kommen turkmenische Schifferboote, Barken und Dampfbarkassen von der Marine denselben entgegen und es erfolgt so zu sagen in offenem Meere die Umladung, was mit großem Zeitverluste und bei den Pferden der Artillerie und Kavallerie, wie des Schlachtviehes mit vielfachen Unzuträglichkeiten verbunden war. Bei schlechtem Wetter konnte oft mehrere Tage gar nicht ausgeladen werden, wie Prshewusky [2]), ein Kosakenofficier, von seiner Ankunft 1879 recht drastisch erzählt. Dabei fielen auch zuweilen Pferde ins Wasser, von denen einzelne wieder aufgefischt wurden, andere schwimmend das Ufer erreichten.

---

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufsatz über das Sanitätswesen der Achal-Teke-Expedition in der „Berliner klin. Wochenschrift", 1881.

[2]) „Von Tiflis bis Dengil-Tepe." Aus den Aufzeichnungen eines Theilnehmers. Wojenny Sbornik. 1884 und 1885.

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. **Eduard Petri** (Bern).

II. (Schluß.)

Wenn wir nunmehr den Satz aufstellen können, daß die Völker niederer Kultur, so weit bekannt, im Principe für kulturfähig erachtet werden müssen, d. h. daß sie unter günstigen Umständen der Kultur theilhaftig werden können (unter den obwaltenden ungünstigen Umständen ist die Mehrzahl dieser Völker nicht nur in ihrer Kulturentwickelung, sondern auch in ihrer Existenz gefährdet), so vermögen wir uns um so mehr in diesem Gedanken zu befestigen, wenn wir tiefer in das geistige Leben dieser Völker eindringen [1]). Wir überzeugen uns davon, daß die bei den Wilden hervorgehobene Einseitigkeit der Entwickelung der physischen Fähigkeiten keineswegs in dem Maße überwiegend erscheint, um in dem Gemüthe des Wilden nicht diejenigen feineren und reineren geistigen Regungen aufkommen zu lassen, welche gemeiniglich als Specialgut der Kulturvölker gelten.

Kein Volk der Erde ist den schönen Künsten fremd. Kein Gebiet der schönen Künste ist den Wilden fremd. Wir werden dieser Frage demnächst einen speciellen Aufsatz widmen und begnügen uns vor der Hand mit der kurzen Bemerkung, daß die Poesie, die vornehmste unter den Künsten, ihre begeisterten Jünger unter allen Himmelsstrichen findet: unter den von der Natur in geistiger und in materieller Beziehung so reich bedachten Polynesiern und unter den darbenden Australiern, unter den gemeiniglich für prosaisch geltenden Negern der Tropen und unter den Jägern und Renthiernomaden des hohen Nordens (Syrjanen, Samojeden). Auch die Musik, die subjektivste unter den Künsten, ist schon dieses ihres Charakters wegen unter den vornehmlich im Subjektivismus befangenen Völkern niederer Kultur allgemein verbreitet. Wir erinnern an die von zahlreichen Forschern hervorgehobene musikalische Begabung der Neger, der Saan, der Australier, der Eskimos u. s. w. Die Malerei erscheint als Tatuirung und als Bemalung des menschlichen Körpers; sie erreicht als solche eine großartige Vollkommenheit z. B. bei den Polynesiern. In der Malerei zeigt sich im Allgemeinen eine bereits mehrfach hervorgehobene Vertheilung in der künstlerischen Neigung und Befähigung [2]), indem einzelne Völker eine Meisterschaft in der Darstellung von lebenden und sich bewegenden Figuren besitzen (Steinzeit in Europa, Eskimos, Tschuktschen, Buschmänner), andere wieder in der Zeichnung von Ornamenten und geometrischen Figuren (Bronzezeit, Polynesier). In Bezug auf den architektonischen Sinn der Wilden verweisen wir den kunstsinnigen Leser auf die Illustrationen der Reiselitteratur. Die Plastik als diejenige Kunst, welche die höchsten Anforderungen an den idealen Gehalt des Kunstwerkes setzt, ergeht sich bei den Völkern niederer Kultur im Einklange mit ihren phantastischen religiösen Anschauungen in grotesken Formen, erreicht aber mitunter in den Schnitzereien (Polynesier) eine gewisse Vollkommenheit. Zu erwähnen ist noch die bei uns Kulturvölkern bereits in Verfall gerathene Tanzkunst. Im Leben des Wilden kulminiren sämmtliche Künste in dem Tanze und finden sämmtliche Regungen seines Geistes in dem Tanze ihren Ausdruck: zum Tanze erscheint der Wilde geschmückt mit all der Malerei und dem plastischen Schmucke, die sein Kunstsinn aufbieten kann; zum Tanze erklingt Musik und Gesang; in den Liedern und in dem Tanze, als symbolischer Handlung, ergeht sich die schöpferische Phantasie des primitiven Menschen und spiegelt sich sein geistiges und materielles Leben ab.

Schon aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, daß die geistige Befähigung und somit auch die Empfänglichkeit des Wilden für eine höhere Kultur in der Regel unterschätzt werden. Indessen lesen wir in einer modernen Völkerkunde: „Es ist gewiß nicht die Intelligenz, welche Mensch und Thier unterscheidet, denn intelligent sind auch die Thiere, die Hunde, Pferde, Elephanten, Füchse u. s. w., und der Unterschied der menschlichen und der thierischen Intelligenz ist zwar ein verhältnißmäßig sehr großer, aber kein wesentlicher. Das einzige, was uns über die Thiere stellt, sind unsere sittlichen Regungen, und diese fehlen, bei einer merkwürdigen Entwickelung der Intelligenz, den Papua und manchen anderen sogenannten Naturvölkern fast gänzlich [1])."

Hier also liegt der Schwerpunkt! Hier der greifbare Unterschied zwischen den echten Kulturträgern und den „wilden Bestien"! Eine Grenze, welche durch die Moralität gezogen wird, hat, wenngleich sie schon bei geringer Ueberlegung schwankend und darum unwissenschaftlich erscheinen muß, doch viel Bestechendes an sich. Prüfen wir indessen die Schriften v. Hellwald's, so finden wir, daß er neben den unmoralischen Eigenschaften der Australier und Papuas, auf welche sich seine Folgerungen beziehen, auch mancherlei sehr empfehlenswerthe und mit seinem harten Urtheile absolut unvereinbare Eigenschaften derselben zu nennen weiß (S. 16, 17, 78, 79). Jeder Fachgenosse wird sich darüber klar sein, daß unsere geographische Litteratur neben den von Hellwald citirten zahlreiche andere ungleich günstigere und auch ungleich absprechendere Urtheilssprüche über diese Völker, sowie über jedes beliebige andere Volk bietet. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß das Herbeiziehen von subjektiven, einander widersprechenden Aussagen lediglich nur dazu dienen kann, um für die geringe Vorbereitung der Beobachter und den Mangel an einem

---

[1]) Wir stehen hier von einer Analyse der Angaben der vergleichenden Anthropometrie (bezüglich Schädelmessungen und Gehirnwägungen), hauptsächlich aus Rücksicht auf die Beschaffenheit des Materials, ab. Abgesehen davon, daß das anthropometrische Material für nichteuropäische Völker sehr gering ist, hätten wir bei näherer Erörterung dieser Frage noch mit dem Umstande abrechnen müssen, daß das Problem der genaueren Beziehungen zwischen der äußeren, so zu sagen handgreiflichen Erscheinung des Gehirns, des Volumens und Gewichtes desselben, und der Intelligenz noch lange nicht gelöst ist. Das anthropometrische Material könnte nach dem heutigen Stande unseres Wissens keineswegs den endgültigen Ausschlag in der einen oder anderen Richtung geben.

[2]) Hans Hildebrand: „Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker." („Studien und Forschungen", herausgegeben von Nordenskiöld. Leipzig, Brockhaus, 1885, S. 289 bis 386.)

[1]) Hellwald: A. a. O. S. 73.

festen Kriterium für die Beurtheilung der moralischen Eigenschaften eines Volkes zu zeugen.

Jedenfalls aber hat der Forscher bei einer derartigen Beurtheilung sich aller persönlichen Sympathien und Antipathien zu entschlagen, er hat den wahren Standpunkt des Anthropologen einzunehmen, er hat den Menschen in seinem Wesen und in der Entwickelung seines Wesens zu studiren; er muß sich dessen bewußt sein, daß die Moral kein fester Begriff ist, sondern in ihrer gegebenen Ausbildung eine Summe von aus fernerhin wandlungsfähigen Anschauungen, die sich aus den vorhandenen gesellschaftlichen und kulturellen Zuständen ergeben haben und nur insofern konstant sind, als der Mensch trotz seiner verschiedenen geographischen Provinzen allerorts seinen Bedürfnissen nach gleichgeartet und auch geistig verwandt ist.

Die übliche Vorstellung von dem Wilden ist die, daß der Wilde sich durch ungezügelte Leidenschaften, durch Rohheit, Eigennutz, Genußsucht, Willkür, Gewaltthätigkeit ꝛc. ꝛc. auszeichnet, kurzum, daß er eben ein Wilder ist. Es bedarf jedoch wahrhaftig keiner mühevollen Studien, um sich von der Oberflächlichkeit dieser Anschauung zu überzeugen. Unter den Wilden herrscht keineswegs das Faustrecht als entscheidendes Rechtsprincip, Sittenlosigkeit und Maßlosigkeit als Lebensnorm. Das Wesen der primitiven menschlichen Verbindung (Stammhorde) charakterisirt sich vielmehr durch einen aus der Cooperation der Individuen beim Lebenserwerbe sich naturgemäß ergebenden, dabei aber durchweg instinktiven Rechtssinn. Ueberaus typisch tritt dieser instinktive Rechtssinn in der Erscheinung des Gemeingutes auf, welches auf Gegenstände der verschiedensten Art sich erstreckend und in verschiedensten Abstufungen sich äußernd (mitunter nur in Spuren oder in der Ueberlieferung) bei allen Völkern des Erdballs zu finden ist. Bei den Eskimos gehört ein gefangener Walfisch der ganzen Gemeinde an; ebenso ein Seehund zur Winterszeit. Mit guten Stücken aus der Jagdbeute werden nicht nur die Theilnehmer an der Jagd oder diejenigen, von denen man eine ähnliche Spende erwarten könnte, sondern vor Allem die Kränklichen und die Wittwen versehen. Niemand, auch nicht der Aermste, bittet um eine Gabe, denn wenn nur etwas vorhanden ist, so erhält er seinen Antheil [1]). Sehr interessant ist es, was Dr. J. Duboc über seine vergeblichen Versuche berichtet, den Australiern den Gemeindesinn auszutreiben. „Ich beschenke", schreibt er [2]), „den Fleißigen mit einer Hose in der Hoffnung, seinen Egoismus anzureizen und ihn in eine Opposition zu den weniger Glücklichen zu stellen. Aber bis zum nächsten Tage hat dieselbe Hose schon die Rundreise über verschiedene unbefugte Beine angetreten, und prangt vielleicht gerade an den Gliedmaßen desjenigen, den ich zurücksetzen wollte. Ich gebe Einem eine Portion Mehl — ein sehr begehrter Artikel — und hoffe den Neid der Anderen aufzustacheln. Aber derselbe Abend sieht noch ein lustiges Feuer entstehen, geröstete Kuchen werden bereitet und ohne Unterschied von mein und dein wird von der ganzen Gesellschaft getafelt, bis jede Krume verspeist ist. Alle europäische Berechnung scheitert an dieser Stammesgemeinschaft und kein Verbot hilft dagegen. Man stößt eben auf ein Naturprincip." Bis in das feinste Detail durchgeführt, erscheint dieses instinktive Rechtsgefühl in der Feldgemeindewirthschaft, wie wir das z. B. für den primitiven russischen „Mir" entwickelt haben [1]). Die Vertheilung des Gemeindelandes findet in Anwesenheit der gesammten Gemeinde statt, Weiber und Kinder inbegriffen, und wird mit genauer Berücksichtigung der Arbeitskraft der Familien, sowie der Qualität, nicht aber der Quantität der Antheile vorgenommen. Wenn aber das einzelne Individuum seiner Arbeitskraft gemäß ein Antheil an dem Gemeindegute erhält, so hat es auch diesem Antheile gemäß an den Gemeindelasten ein entsprechendes Antheil zu tragen. Der im Laufe der Zeit sich durch ein Vorrücken im Alter der Familienmitglieder, durch Familienzuwachs, durch Todesfälle oder durch den Wechsel im Bestande des Arbeitsviehes sich ergebenden positiven oder negativen Veränderung in der Arbeitskraft der Familien wird insofern Rechnung getragen, als in gewissen Perioden Umtheilungen der Landparcellen vorgenommen werden; es wird dabei stets dafür gesorgt, daß das einzelne Individuum nicht seine frühere Parcelle zugetheilt erhalte, da ja demselben ohne Vorwissen der Gemeinde irgend eine Bevorzugung oder Benachtheiligung bei der vorhergegangenen Vertheilung zugefallen sein konnte.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf die ungemein zahlreichen Belege eingehen, welche die Erscheinung des Gemeingutes für das Bestehen eines primitiven Rechtssinnes bietet. Es sei uns aber noch vergönnt, gegenüber den zahlreichen Auslassungen der Europäer über die Unredlichkeit und Verlogenheit der Wilden erstens an den demoralisirenden Einfluß der Europäer selber und zweitens an die so mannigfachen Beispiele der Redlichkeit und Wahrheitstreue der Wilden zu mahnen. Wir erinnern etwa an das, was Lansdell [2]) über die Ostjaken und Samojeden vorbringt. Selbstverständlich hat der Forscher, der sein Urtheil über die Ehrlichkeit eines Volkes abgiebt, vor Allem die Begriffe desselben vom Privateigenthume zu berücksichtigen. Die Kirgisen, über deren Rechtsbegriffe wir an einem anderen Orte genauer berichtet haben [3]), schwören vor Gericht nur in geringeren Sachen, da ihnen ihrer Behauptung nach bei wichtigeren Fragen gewisse Einzelheiten des betreffenden Vorganges und jedenfalls die inneren Motive der handelnden Persönlichkeiten unbekannt geblieben sein könnten. Den von Seiten des Angeklagten und nicht des Klägers gewählten „Geschworenen Vertretern" liegt es ob, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen und statt der interessirten Parteien den Eid abzulegen. Darüber, daß die Kirgisen gegenwärtig einer traurigen Korruption verfallen, brauchen wir uns nicht näher auszulassen. Die relative Leichtigkeit, mit welcher die Kirgisen, wie auch sonstige Völker niederer Kultur, der Ehrlichkeit und Wahrheitstreue verlustig werden, erklärt sich daraus, daß die Moralität derselben nicht eine bewußte, sondern, wie erwähnt, eine instinktive, durch die gegebene wirthschaftliche Form und die allgemeinen socialen Verhältnisse bedingte ist; bei Erschütterung und Auflösung der bedingenden Momente verliert das althergebrachte Gewohnheitsrecht jede Stütze, der primitive Mensch verfällt der menschlichen Natur gemäß nur gar zu leicht in eine extreme Rechtlosigkeit, die jedoch bei näherer Prüfung durchweg den Stempel moralischer Haltlosigkeit und nicht denjenigen der Immoralität trägt.

Wir haben noch einige Fragen zu berühren, welche schwer genug ins Gewicht fallen würden, wenn wir sie

---

[1]) Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos", Wien, 1881, S. 233. Rink: „Tales and Traditions of the Eskimo." 1875. Hall: „Life with the Esquimaux." 1864.

[2]) Duboc: „Die australischen Eingeborenen in Neu-England." „Ausland." 1862. S. 594.

[1]) Petri: „Die Gemeindewirthschaft und der Bauer in Rußland." Mittheilungen der Ost-Schweiz. Geogr. Gesellsch. 1884. Heft 1, S. 12 bis 25.

[2]) Lansdell: „Durch Sibirien." Jena. Costenoble. 1882. Bd. I, S. 91.

[3]) Petri: „Rechtsbegriffe der Kirgisen." „Ausland." 1886. Nr. 4.

unerwähnt lassen wollten. Findet man doch in der „unmenschlichen“ Grausamkeit und in dem „entwürdigenden“ Kannibalismus der Wilden eine Bestätigung dafür, daß dieselben auf einer thierischen und nicht auf einer menschlichen Stufe stehen. Indessen dürfen wir weder die Grausamkeit, noch den Kannibalismus vom Standpunkte des aufgeklärten Europäers beurtheilen. Schon Lubbock hat in der Grausamkeit des kulturlosen Menschen in treffender Weise das Unbedachte und Zügellose eines kindischen Geistes erkannt [1]): „Die meisten Rohheiten, die uns berichtet werden“, sagt er, „dürfen wir nicht für absichtliche Grausamkeiten, sondern vielmehr für die Aeußerungen einer kindischen Gedankenlosigkeit und Erregung halten.“ Allerdings huldigt Lubbock den typischen Anschauungen eines Europäers, indem er [2]) weiterhin bemerkt: „Es giebt allerdings kaum ein grausames Verbrechen, kaum ein Laster, das in Europa nicht seines Gleichen fände. Aber das, was bei uns als Ausnahme gilt, ist bei ihnen eine Regel; das, was bei uns durch den allgemeinen Urtheilsspruch der Gesellschaft verdammt wird und sich nur auf ungebildete und schlechte Persönlichkeiten beschränkt, findet bei den Wilden kaum irgend welche Beachtung und wird beinahe als selbstverständlich betrachtet. Die Missionare behaupten z. B., daß in Tahiti nicht weniger als zwei Drittel der Kinder durch ihre Eltern umgebracht worden seien.“ Aber gerade der letzterwähnte Beweis ist es, welcher uns darüber aufklärt, daß es sich bei Lubbock in diesem Falle nicht um eine streng wissenschaftliche, sondern um eine konventionelle Auffassung der Unmoralität der Tahitier handelt. Unsere Anschauungen von der Bedeutung eines Kindermordes sind himmelweit verschieden von denjenigen der Tahitier und anderer dem Kindermorde fröhnenden Völker [3]): Es glauben dieselben an ein günstiges und fröhliches körperliches Fortbestehen in einem Jenseits; sie gehen ihrer kindischen Genußsucht und Arbeitsscheu gern nach in der Ueberzeugung, daß sie durch den Mord des Kindes demselben eine angenehmere Zukunft gesichert haben, als eine solche ihm auf Erden bevorstehen konnte. „Kinderseelen gelten für besonders heilig“, „sie sind den Göttern besonders lieb.“ Mitunter wird der Kindermord veranlaßt durch abergläubische Furcht vor Mißgestalten, vor schweren Geburten ꝛc. Jedenfalls fehlt diesen Kindermördern das Bewußtsein der Immoralität ihrer Handlung, was schon daraus zu ersehen ist, daß die Kinderliebe bei ihnen im hohen Grade ausgebildet erscheint. Zu bemerken ist schließlich noch, daß der Kindermord keineswegs die enorme Verbreitung besitzt, die ihm traditionell zugeschrieben wird. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet die von gelehrten und ungelehrten Schriftstellern noch immer eifrigst kolportirte Fabel von der Verbreitung des Kindesmordes in China [4]).

Ebenso konventionell und unwissenschaftlich wie die unbedingte Verurtheilung des Kindesmordes nach dem Maßstabe unserer europäischen Moral, ist auch die Verurtheilung der Anthropophagie. Lassen sich doch selbst vorsichtige Forscher, wie Peschel, zu Aeußerungen hinreißen, wie „Verunreinigung durch Menschenfresserei“, „Entehrung des Menschengeschlechtes“ ... Wenngleich nun bei zahlreichen Stämmen zweifellos eine „Menschenfresserei aus Lüsternheit“ neben der Menschenfresserei aus Noth, der ja unter Umständen auch der Europäer fröhnen muß [1]), besteht, so wissen wir doch andererseits, daß der Kannibalismus in seiner ursprünglichen Form verknüpft erscheint mit der Idee von einem Uebergange der Eigenschaften des Verspeisten (bezieht sich auch auf Thiere) auf den Speisenden [2]), mit der Idee von einem ehrenvollen Begräbnisse der Anverwandten [3]) und anderen abergläubischen Vorstellungen. Jedenfalls hat der Forscher stets darauf zu achten, inwiefern Kannibalismus oder Menschenopfer in Verbindung mit religiöser Anschauung oder etwelcher Tradition des betreffenden Volkes zu bringen sind.

Allen diesen Erscheinungen gegenüber, welche vielfach ausgebeutet worden sind, um die Wilden als unverbesserliche grausame Thiere darzustellen, möchten wir schließlich noch auf die Thaten der Europäer hinweisen: wir erinnern an die alten Römer, an den Charakter des vielbesungenen Mittelalters, an die Gräuel der Kolonialgeschichte, die Sklavenwirthschaft, die Vernichtung und Ausbeutung der Völker niederer Kultur, an die haarsträubenden Todesstrafen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurden (Patkul), an die mörderischen Kriege des gegenwärtigen Jahrhunderts u. s. w. u. s. w., wozu bei uns Europäern noch das erschwerende Moment hinzukommt, daß wir uns des Verbrecherischen unserer Handlung bewußt sind, was bei dem nicht reflektirenden und durch den Usus zur Grausamkeit angeleiteten Wilden nur ausnahmsweise oder bei Berührung mit Europäern der Fall sein kann. Erinnern wir uns schließlich daran, daß wir Europäer auch eine Zeit hatten, wo wir für Barbaren galten. Erinnern wir uns der denkwürdigen Worte, die William Pitt den Verfechtern der Sklavenwirthschaft in einer Parlamentsrede zuschleuderte: „Why might not some Roman senator, reasoning upon the principles of some honourable members of this house, and pointing to British barbarians, have predicted with equal boldness, „There is a people, that will never rise to civilization — There is a people destined never to be free — a people without the understanding necessary for the attainment of useful arts, depressed by the hand of nature below the level of the human species, and created to form a supply of slaves for the rest of the world.“ „Might not this have been said, according to the principles which we now hear stated, in all respects as fairly and truly of Britain herself, at that period of her history, as it can now be said by us, of the in habitants of Africa [4]).“

Weniger Werth noch als auf die Grausamkeit der Wilden legen wir auf die von gewissen Forschern hervorgehobene Religions- und Sittenlosigkeit derselben. Im ersten Falle handelt es sich stets darum, daß man sich nicht klar darüber ist, was unter religiösem Gefühle zu verstehen sei; mitunter aber sind auch die von den Missionaren gestellten Fragen außerordentlich ungeschickt [5]).

---

[1]) Lubbock: „Die vorgeschichtliche Zeit“ ꝛc. Deutsch von Passow. 1874. S. 269.

[2]) Lubbock: A. a. O. S. 270.

[3]) Gerland-Waitz: A. a. O. Bd. VI, S. 305, 638, 779. Gerland: „Ueber das Aussterben der Naturvölker.“ Leipzig 1868. S. 59 u. ff. Ploß: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.“ 2. Auflage. Berlin 1883. Bd. II, S. 243 u. ff.

[4]) Siehe die Widerlegung dieser Fabel bei M. Heyne und W. Schott: „Ueber den Kindermord der Chinesen.“ Erman's Archiv f. wiss. Kunde von Rußland, Bd. XVIII, 1859, S. 518.

[1]) Schaaffhausen: A. a. O. Kapitel 23. „Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer.“ S. 515 bis 581.

[2]) Schaaffhausen: A. a. O. S. 518. Peschel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 33, 160.

[3]) Bastian: „Der Papua des dunklen Inselreiches ꝛc.“ Berlin 1885. S. 16 und 19.

[4]) Memoirs of the R. Hon. William Pitt. London 1839. S. 474.

[5]) Hätte Bick (bei Lubbock: „Entstehung der Civili-

Jedenfalls besitzen wir keine einzige wohlverbürgte Angabe über ein absolut religionsloses Volk [1]). Was die Sittenlosigkeit anbetrifft, so wollen wir in dieser, wie in jeder anderen Beziehung den Wilden keineswegs absolut rein waschen und idealisiren. Wir fühlen uns jedoch veranlaßt, auf den den Durchschnittsforscher charakterisirenden phänomenalen Mangel an Kenntnissen in Bezug auf die primitiven Formen der geschlechtlichen Verhältnisse hinzuweisen, daneben aber auch auf das konventionelle Urtheil des Europäers, das sich namentlich durch die Derbheit, die Ungeschminktheit der geschlechtlichen Beziehungen bei den Wilden beeinflussen läßt [2]). Daß diese beiden Momente nur allzu häufig das Urtheil des Europäers getrübt haben, ist eine allbekannte Thatsache. Einen Sittenspiegel den Europäern vorzuhalten, brauchen wir wohl kaum: die raffinirten Schäden unserer Kultur sind mehr als genügend bekannt.

Wir haben uns auf den vorhergehenden Seiten über die geistigen und moralischen Eigenschaften der sogenannten Wilden ausgesprochen und glauben auf Grund derselben von ihrer Kulturbefähigung reden zu dürfen. Unsere Ausführungen erleiden indessen einen furchtbaren Stoß dadurch, daß die Völker niederer Kultur bei einer Berührung mit den Kulturvölkern in der Regel zu Grunde gehen. Wir sind in einem früheren Aufsatze [3]) den Ursachen dieser traurigen und unter dem Namen „Aussterben der Naturvölker“ bekannten Erscheinung nachgegangen. Wir haben von einer direkten Ausrottung der Völker niederer Kultur (im Kampfe mit den Europäern, durch gegenseitige Vernichtung, durch importirte Krankheiten, Ausschweifungen ꝛc.), sowie von einer indirekten Ausrottung gesprochen (durch) mangelhafte Konkurrenzfähigkeit den Europäern gegenüber, durch Ausbeutung, die durch die kindliche Sorglosigkeit der Wilden erleichtert wird, durch Demoralisation vermittels Schnaps), wobei die letztere Form genau genommen die gefährlichere ist, weil sie die bei der direkten Ausrottung nicht ausgeschlossene Vermehrung der Bevölkerung und ein Aufkommen derselben verunmöglicht [4]).

Wir sind indessen zu der Anschauung gekommen, daß mit dem Fortschritte der Kultur dem direkten Vernichtungskampfe gegen die Eingeborenen früher oder später selbstverständlich ein Ende gemacht werden wird. Den Schädlichkeiten in der ursprünglichen Lebensart der Völker niederer Kultur ist nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuschreiben; derartige Umstände können wohl einzelne Stämme aufreiben, ganzen Völkern aber wenig anthun. Bedenklicher und für die Dauer gefährlicher erscheint dagegen die psychische Seite der Frage: die niederdrückende, entehrende und entnervende Stellung des Eingeborenen dem Kulturträger gegenüber und die Veränderung seines Charakters unter der Einwirkung der Laster, die ihm die Civilisation beizubringen pflegt. Die größte Schwierigkeit aber sehen wir in dem socialen Problem, in dem unheilvollen Resultate des unvermittelten Zusammenstoßes völlig heterogener Kulturen.

„Ein solcher Zusammenstoß, das Auftreten neuer socialer Mächte und Begriffe, ist eine äußerst schwierige und gefährliche Sache selbst für die widerstandsfähigen Kulturvölker. Ein Einblick in die Geschichte der europäischen Industrie, namentlich aber in die Geschichte des Kampfes der Industrie mit dem Handwerke, des Großkapitals mit dem Kleinkapitale u. s. w. läßt uns das Ungeheure der Umwälzungen erkennen, welche durch neue Erfindungen etwa, durch veränderte Betriebsweisen hervorgerufen werden, und das Unaufhaltsame, das Naturgemäße in dem Niedergange und Untergange der den Forderungen der Zeit und des Kampfes minder entsprechenden Elemente.

„Zahllose, ungekannte und ungenannte Opfer erfordert unter den Kulturvölkern die unablässig vor sich gehende Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das „Schicksal“ der Völker. Widerstandslos unterliegen dieser Macht die Völker niederer Kultur [1]).“

Im Schoße der Kulturvölker erscheinen die Arbeiterklassen im Vergleiche mit den besser situirten Klassen in Bezug auf Lebensdauer, auf Betheiligung an Kultur und Lebensgenüssen und in der Aussicht auf Befestigung in ihren menschlichen Rechten schwer benachtheiligt; in einem noch höheren und für die Existenzbedingungen noch entscheideneren Maße gilt dieses für die Völker niederer Kultur.

Wir trösten uns damit, daß die Gegenwart mit aller Macht an neuen ökonomischen Formen arbeitet, welche den Ausgleich der socialen Benachtheiligung zu bewirken haben werden.

Diese Formen werden es uns mit der Zeit ermöglichen, in unserem Verhältnisse zu den Völkern niederer Kultur rechtlichere und humanere Bahnen einzuschlagen und das, was jetzt theoretisch gefordert wird, die Kulturgewinnung der Wilden, auch praktisch durchzuführen.

Die Völker niederer Kultur sind somit als gleichberechtigte Mitmenschen der Kulturvölker zu betrachten, sie sind lediglich durch eine schwere Kette von geographischen und

---

sation“, deutsch v. Passow. Jena 1875. S. 175) statt die Arafuras zu fragen, „wen sie um Hilfe anflehen, wenn sie in Noth sind und ihre Schiffe von der Gewalt eines heftigen Sturmes erfaßt werden,“ die Frage gestellt, „wen sie zu beschwichtigen suchen, daß er den Sturm einstelle“, so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach eine befriedigende Antwort erhalten. Charakteristisch ist es ferner, daß die Missionare auf Religionslosigkeit schließen, wenn die Eingeborenen nichts über einen „allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt, den Zeugen ihrer Handlungen und den zukünftigen Richter ihrer Thaten“ aussagen können (Lang: „Ueber die Australier bei Lubbock“ a. a. O. S. 175).

[1]) Peschel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 260. Treffend sagt Bastian: „Religion oder doch die elementare Anlage dafür besitzt jedes Individuum.“ — „Der Papua des dunklen Inselreiches ꝛc.“ Berlin 1885. S. XI.

[2]) Waitz: „Anthropologie der Naturvölker.“ Bd. I. Leipzig 1859. S. 381. „Was bei fremden Völkern von unseren eigenen Sitten in hohem Grade abweicht, erscheint uns für sich allein schon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich ist, und besonders, wo Schmutz, Gemeinheit und Elend uns abstoßen bis zum Ekel, sind wir nur wenig geneigt, das Einzelne, das uns entgegentritt, einer so genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig ist, um es aus dem Geiste und inneren Lebenszusammenhange des Volkes zu verstehen, dem es angehört: eine rasche Verurtheilung desselben liegt uns alsdann näher, und die Kulturunfähigkeit eines Volkes ist leicht ausgesprochen.“

[3]) Petri: „Ursachen des Aussterbens ꝛc.“ A. a. O.

[4]) Einen schlagenden Beweis für das Nichtvorhandensein eines „Naturgesetzes“, nach welchem die sogenannten „Naturvölker“ bei einer Berührung mit den Kulturvölkern zu Grunde gehen, hat Gerland in seiner von uns bereits erwähnten Studie über die Indianer gegeben („Globus“, Bd. 35 und 36). Weitere Ausführungen über die Indianerfrage finden sich im „Ausland“, 1885 (S. 321). Auch wir haben diese Frage einer Untersuchung unterworfen („Wostotschnoje obosrenije“, 1886, Nr. 4, russisch) und sind, wenngleich wir manches an der Statistik der „Annual Reports“ auszusetzen hatten, zu übereinstimmenden Schlüssen mit Gerland gekommen. Von Interesse sind die Ausführungen von Sir Bartle Frere darüber, daß die Zahl der Hottentotten sich gegenwärtig nicht vermindert. Sir Bartle Frere hebt den günstigen Einfluß der Briten auch auf die Namaqua und Damara hervor („On the laws affecting the Relations between civilized and Savage Life etc.“ Journal of the Anthropological Institute, Vol. XI, 1882, p. 313 bis 352).

[1]) Petri: „Ursachen des Aussterbens ꝛc.“ A. a. O. S. 265.

historischen Kombinationen auf einer niederen Stufe der Kultur zurückgehalten worden. Die Völker niederer Kultur sind weder besser noch schlechter als die Kulturmenschen. Sie stehen auf verschiedenen Stufen der menschlichen Entwickelung. Die Tugenden und nicht minder die Laster derselben sind vorwiegend instinktiver Natur; sie lassen sich je nach dem äußeren Einflusse abstreifen oder auch entfalten. Dem Wilden sind die guten und die bösen Eigenschaften des Kulturmenschen in einem latenten oder embryonalen Zustande eigen. Unter günstigen Umständen und mit gewissen Anstrengungen kann der Wilde für die Kultur gewonnen werden; weit leichter aber läßt er sich der Schwäche der menschlichen Natur gemäß bei schlechter Behandlung zu Grunde richten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem um die siebenbürgische Litteratur vielfach verdienten Verlage von Karl Graeser in Wien ist ein kleines, sehr hübsch und reich illustrirtes Heft von Dr. W. Lauser, „Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen" betitelt, erschienen, dessen Hauptzweck es ist, andere zum Besuche des landschaftlich, ethnographisch und historisch so merkwürdigen Landes zu veranlassen. Unter den Bildern sind einige, nach Photographien von M. von Déchy geschnitten, von besonderem Interesse. — Wir heben hier einige Punkte heraus, welche die dortigen Nationalitätsverhältnisse betreffen. „Die Romänen Siebenbürgens — heißt es S. 23 — stellen sich uns heute nicht mehr als jene große gleichgültige Masse dar, die sich mit Leichtigkeit niederhalten, und der sich etwa die besseren Bestandtheile einfach entnehmen ließen, um das magyarische Volksthum zu verstärken. Einer der hervorragendsten Romänen Siebenbürgens sagte mir mit Stolz, daß man unter seinem Volke Abtrünnlinge so gut als gar nicht, jedenfalls weniger als unter den Deutschen kenne, und daß es ein Verhängniß für die Magyaren sei, nicht daran glauben zu wollen, daß unter den Romänen seit einigen Jahrzehnten eine gebildete Klasse herangewachsen ist, die, weil ihr das Emporkommen unter den Magyaren erschwert wird, zu den Stammesbrüdern nach Rumänien hinüber wandert. Die Zahl der siebenbürgisch-romänischen Gewerbsleute in Bukarest ist heute schon größer als diejenige in ganz Siebenbürgen. Siebenbürger Romänen beherrschen theilweise die Plätze von Galatz, Braila, Plojest, Krajova und Giurgewo. In Rumänien findet man heute ferner Alle, die während der letzten anderthalb Jahrzehnte an irgend einer deutschen Hochschule oder daheim sich ein Diplom erworben haben, Professoren, Ingenieure, Architekten, Aerzte, Advokaten und Richter. Auf nicht weniger als etwa 15000 Köpfe dürfte sich die in Rumänien befindliche „intelligente Emigration" siebenbürgischer Romänen, auf nicht weniger als 25000 Köpfe die Zahl derjenigen überhaupt belaufen, welche Jahr für Jahr aus Siebenbürgen zu den Stammverwandten im Nachbarreiche auswandern. Wir müssen aber in der Thatsache, daß der Kultur-Schwerpunkt von den siebenbürgischen Romänen mehr und mehr nach Rumänien hinüberrückt, eine ungleich ernstere Gefahr erkennen als in den Brandschriften einiger Querköpfe." — Die Magyaren freilich fahren in ihrer Unterdrückung und Bekämpfung des romänischen wie deutschen Wesens unbeirrt fort, und namentlich hat Hermannstadt darüber zu klagen, dem man das Schwurgericht genommen hat, und das für den Verlust der Landesirrenanstalt, des Landesmilitärkommandos u. s. w. fürchtet. „In die städtische Gesellschaft Hermannstadts ist eine große Zerfahrenheit eingerissen; die hierher gesetzten magyarischen Beamten bilden eine Gruppe abseits; die romänische Gesellschaft ist durch die fortwährende Auswanderung ins Schwanken gerathen; die militärische Gesellschaft darf mit der deutschen nicht zu vertraulich verkehren und diese sieht sich peinlicher Ueberwachung und Angeberei durch übereifrige Anhänger des magyarischen Kultnrvereins ausgesetzt. Ein Trost in solcher Lage ist für die Sachsen die soeben durch die Forschungen ihres landsmännischen Volkswirthes, Meltzl, festgestellte Thatsache, daß die sächsische Bevölkerung stetig in viel größerem Maße als im übrigen Ungarn oder z. B. in Steiermark zunimmt. Auch im Auslande wird man die Thatsache beachten, daß von den 227 Gemeinden der Sachsen, die im Pester Reichstage als Volksdämmling verspottet wurden, in 118 Jahren nur 22 zurückgegangen sind, eine still stehen geblieben ist, alle anderen aber, und zwar 55 um mehr als 100 Proc., zugenommen haben. Von den abwärts gehenden Gemeinden waren etliche schon vor einem Jahrhundert von fremdem Volksthum überfluthet und sie haben eben durch ihr bloßes Fortbestehen die außerordentliche Zähigkeit ihrer Lebenskraft bewährt. Ein Umstand, den man in Pest wohl beherzigen sollte, ist ferner, daß die romänische Bevölkerung in den sächsischen Gemeinden rückwärts geht und die deutsche an Boden gewinnt, während das Umgekehrte zwischen Romänen und Magyaren stattzufinden pflegt." (S. 46 ff.)

— Die russische Regierung hat eine gründliche wissenschaftliche Erforschung der Krim beschlossen. Im kommenden Sommer soll Kuznetsow die Sitten, Gebräuche und die ökonomische Lage der dortigen Mohammedaner studiren, Wesselowski nach Mineralprodukten suchen und mehrere Gärtner feststellen, in wie weit das Klima für gewisse Pflanzen und Früchte sich eignet.

Asien.

— Die Herren Capus und Bonvalet, welche schon 1880 bis 1882 Russisch-Turkestan durchwanderten, sind in Begleitung des Malers Pepin Mitte März in Tiflis eingetroffen, um im Auftrage der französischen Regierung Transkaspien, Turkestan und Persien zu bereisen.

— Gegen Ende Mai wird eine englische Gesandtschaft nach Tibet von Dardschiling aufbrechen und sich durch Sikkim nach Schigatze und von dort nach Lhasa begeben. An ihrer Spitze steht Mr. Macaulay; als Arzt und Naturforscher begleitet sie Dr. Cunningham, als Vertreter der Landesaufnahme wahrscheinlich Oberst Tanner.

— Lieutenant Cairns vom Ingenieurkorps hat den Irawadi oberhalb Bamo bis Mongung ($25\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) aufgenommen und dabei nachgewiesen, daß die Nebenflüsse Simbo und Mougung für Dampfer nicht zu befahren sind.

— Im kommenden Sommer sendet die K. Russische Geographische Gesellschaft die Herren Ignatiew und Krasnow nach dem Tiën-schan, um dessen höchste Erhebung, den Chan-Tengri, eingehend zu erforschen.

Afrika.

— Die französische Kolonie Obock ist durch ein Dekret des Präsidenten der Republik vom 3. März 1886 zur Sträflingskolonie erhoben worden, und zwar in erster Linie für Sträflinge arabischer Rasse. Durch diese Maßregel

soll dem Mangel an Arbeitskräften, welcher in der Kolonie herrscht und welcher durch die Einfuhr von Kulis nicht gehoben wurde, abgeholfen werden. („Petermann's Mitth.")

— Die bereits (s. oben S. 190) erwähnte Expedition der Mailänder Gesellschaft zur kommerciellen Erforschung Afrikas nach Harrar ist in einem sehr großen Maßstabe ausgerüstet worden. Anführer ist Graf Porro, Geologe Prof. Licata, Meteorologe Graf Cocastelli, Arzt Dr. Gottardo, Kaufmann Romagnoli, Maler Valle u. s. w. Die Expedition verfolgt einen doppelten Zweck: den, in Zeilah und Harrar neue Handlungshäuser zu errichten, und zweitens die Erforschung der Länder im Westen und Süden von Harrar und besonders der noch fast ganz unbekannten Gegend westlich von Kaffa bis zum Nil, eine Aufgabe, welche schon Cecchi und Chiarini gestellt war, die zu lösen sie aber durch die Königin von Gera verhindert wurden. Den Stützpunkt für die Erforschung jener Länder, in welchen man Absatzgebiete für den italienischen Handel zu finden hofft, soll Harrar abgeben, wo freilich die Verhältnisse für Europäer nicht zum besten sich gestaltet haben, seitdem die ägyptischen Truppen abgezogen sind. (Die ganze Expedition ist inzwischen in Arbut zwischen Zeilah und Dschaldessa [220 km von der Küste] durch den Emir von Harrar ermordet worden.)

— Die Befürchtung, durch die Ausdehnung der französischen Kolonie Gabun nach Norden hin ganz vom afrikanischen Festlande verdrängt zu werden, hat die Spanier veranlaßt, eine Expedition in das von ihnen beanspruchte Gebiet des Muni zu entsenden. Unter Führung von Dr. Osorio und Montes de Oca drang dieselbe an seinem südlichen Nebenflusse Noya, welchen bereits Du Chaillu befahren hatte, nach Osten vor, dann überschritt sie die Wasserscheide zum Benito und gelangte an diesem aufwärts bis ca. 12° östl. v. G.

(„Petermann's Mitth.", 1886, Heft 4.)

— H. A. Krause hat sich wieder nach Westafrika begeben, um das Hinterland des Togo-Gebietes zu erforschen. Der dort gelegene, noch zum deutschen Schutzgebiete gehörige Ort Adangbe, den schon H. Zöller erkundet hatte und 87 km von der Küste ansetzt, ist zu Anfang des Jahres 1885 von zwei französischen Missionaren, P. Ménager, dem apostolischen Präfekten von Dahome, und P. Lecron, erreicht worden; dieselben fuhren über die Avon-Lagune und gingen dann in nordöstlicher Richtung über Gpome, Agome, Yobome, wo hohe Wälder beginnen, und Gati nach Adangbe, einer Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von flüchtigen Minas aus Akra gegründet worden ist. Den Missionaren wurde vom Häuptlinge der Stadt Land zu einer Station angewiesen und nach den letzten Nachrichten sind sie schon damit beschäftigt, sich dort niederzulassen.

— Aus einem Briefe des Afrikareisenden Dr. Fischer aus Kagehi an der Südspitze des Viktoria Njanza, 8. Januar, an Professor Bastian theilt der letztere der „National-Zeitung" Folgendes mit:

„Uganda nicht passirbar; Kabaka ein roher, gewaltthätiger Mann, der dem Bangi-Rauchen ergeben. Europäer werden verfolgt; Araber haben intriguirt, auf Vorgänge in Sansibar fußend, besonders gegen Deutsche. Englischer Bischof Hannington ermordet, alle Missionskinder verbrannt, Hunderte von Waganda (auch Wakunga) getödtet, weil sie zu den Engländern in die Schule gegangen. Gestern Nacht durch zwei meiner Leute, welche nach Uganda geschickt, um mich anzumelden, einen Brief von M. Mackay erhalten, der sagt, daß der Kabaka vorhat, mich mit allen Trägern zu tödten. Ich solle sobald wie möglich Kagehi verlassen. Ein Glück, daß ich nicht zwei Monate früher hier eintraf, bevor Bischof Hannington Uganda erreichte, welcher mit 400 Mann durchs Massailand über Kawirondo und Ussoga gezogen; in der Nähe des Nil-Ausflusses ist er mit 50 Sansibarleuten getödtet, seine zwei Begleiter sollen entkommen sein. Emin Bey hat an Mackay geschrieben, daß er keine Erlaubniß erhält, Unjoro zu passiren, Kabarega will weder Europäer noch Aegypter und Araber sehen. Emin Bey soll mit Junker unweit Unjoro lagern, im Grenzgebiete von Kedi. Die Bakedi hat er zurückgeschlagen. — Will übermorgen fort und versuchen, östlich um den See zu gehen, über Kawirondo, von dort die Grenzgebiete von Uganda-Unjoro weit links lassend, die ägyptischen Provinzen zu gewinnen suchen. — Habe keinen Augenblick Ruhe, alle Waaren müssen wieder umgepackt werden; dabei noch schwach von Fieber. Sehr ungesunder Ort hier: bösartige Fieber, Dyssenterie, Augenentzündungen (4000 Fuß über dem Meeresspiegel). Die Route ist sehr schwierig, da keine mohammedanischen Handelswege hier bestehen. Auch sind meine Waaren für Uganda-Unjoro eingerichtet (viele theure Zeugstoffe), während in jenen Gebieten hauptsächlich Messingdraht und Perlen gehen. — Habe an Mackay geschrieben, wo möglich Emin Bey wissen zu lassen, daß ich versuche, auf besagtem Wege mich mit ihm zu vereinigen."

Nordamerika.

— Der Bericht des Lieutenant Ray über die Expedition nach Point Barrow ist, mit amerikanischer Liberalität ausgestattet, nun erschienen[1]) und bringt manches Interessante. Die Reise selbst, obschon hin und zurück stürmisch und ziemlich lang, ist glücklicher Weise von allen „interessanten" Zwischenfällen frei geblieben und das Leben auf der Station floß bei gleichmäßiger wissenschaftlicher Arbeit ziemlich eintönig dahin. So nimmt der Reisebericht nur wenig Raum weg und weitaus den größten Theil des stattlichen Bandes wissenschaftliche Mittheilungen und die genaue Aufzählung der Beobachtungen. Von besonderem Interesse ist das ethnographische Kapitel, da durch den zweijährigen Aufenthalt die Glieder der Expedition mit den Eskimos sehr vertraut wurden; verschiedene Typen, die Sommer- und Winterwohnungen und eine Anzahl von der Expedition erworbener Geräthe sind sehr gut abgebildet. Die mitgebrachten Sammlungen sind von John Murdoch bearbeitet; die Säugethiere ergaben 24 Species, die Vögel, von denen die seltene Rhodostethia rosea im Sommer- und im Winterkleide sehr hübsch abgebildet ist, 54, von denen besonders die Eiderente bei ihrem Frühlingsdurchzuge als Proviantlieferantin wichtig war und in gefrorenem Zustande das ganze Jahr hindurch aufbewahrt wurde. Nur die Mollusken, 61 Arten, davon drei neu, sind von Dall, dem genauesten Kenner der arktisch-polaren Molluskenfauna, bearbeitet, die Pflanzen von Asa Gray. — Wir behalten uns vor, einzelne interessante Beobachtungen, besonders aus der ethnographischen Abtheilung, gelegentlich unseren Lesern mitzutheilen.

Vermischtes.

— L. Lindenschmit: Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Erster Theil, zweite Abtheilung. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1886; S. 321 bis 456. Die erste Abtheilung (erschienen 1880) dieses ebenso nothwendigen wie verdienstvollen Werkes des Nestors der deutschen Alterthumsforschung enthielt nach der umstrittenen Einleitung die Grabbauten, die Körperbildung, die Waffen unserer fränkischen Urzeit. Mit S. 302 war das schwierige Gebiet der Kleidung begonnen worden. Dieses Kapitel führt die neue Abtheilung weiter, indem Kopftracht, Wamms, Hosen, Spangen, Schuhwerk, Gürtel und Zubehör, besonders die mächtigen Schnallen der männlichen Tracht, ferner Kranz, Haarnadeln, Ringe, Perlen, Zierscheiben, Gewänder der weiblichen Tracht in Text und Abbildung nach den schriftlichen Quellen und den Ausgrabungsfunden geschildert wer-

[1]) Report on the International Polar Expedition to Point Barrow, Alaska, in response to the Resolution of the House of Representatives of December 11, 1884. Washington, Gov. Printing Office 1885.

den. Daran schließt sich eine sachkundige Beschreibung des Webstuhles und der Spindeln und von S. 421 an eine detaillirte Darstellung der hervorragendsten fränkischen Schmuckstücke, der Spangen und Zierscheiben. Auf S. 452 bis 456 wird die Frage nach dem Charakter der merkwürdigen Vögel behandelt, welche auf Zierscheiben und Nadeln am Mittelrheine abgebildet vorkommen. Lindenschmit erklärt sie für Habichte oder mit Bezug auf die altgermanische Falkenjagd für Falken (vergl. Taf. XXI, Fig. 5 und 6, Taf. XXIII, Fig. 13, 16, 18). Jedoch mit dem Habitus stimmt nur der Schnabel, dagegen weichen Flügel und Leibbildung davon ab und nähern sich besonders auf der Obrigheimer und Deidesheimer Vogelfibel (leider sind beide, die sprechendsten Exemplare, nicht abgebildet) dem Hühnertypus. Am meisten wird man durch Schnabel, Gefieder und Schwanz an den Pfefferfresser, den Tukan, erinnert. Sollte es nur ein Phantasiegebilde, etwa eine Art von Phönix vorstellen? So die Ansicht von Prof. Pfißner, Sekretärs der Pollichia zu Dürkheim. — Abgesehen von dieser noch offenen Streitfrage bietet das Werk nach Text und Abbildung (Fig. 256 bis 447 und 24 Tafeln, trefflich gezeichnet) jedem Archäologen das Material für die merovingische Kultur in reicher Auswahl und die nöthige Kritik dazu. Möge es dem Meister kunstgeschichtlicher Darstellung bald gelingen, den Rest der „Alterthümer der Merovingischen Zeit" den Forschern der gebildeten Welt als hoch willkommene Gabe zu bieten!

C. M.

— Richthofen's Führer für Forschungsreisende. Zu einem stattlichen Bande von 750 Seiten hat sich der Abschnitt über Geologie in Neumayer's bekannter „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" erweitert, der nun als separates Werk dem Publikum vorliegt. Nur die erste Abtheilung hat den alten Charakter bewahrt und giebt ausführliche Anleitung bezüglich der Reisevorbereitung und Reiseausrüstung zum Messen und Zeichnen und zum Anstellen von klimatischen und biologischen Beobachtungen. Was dann folgt, kann eigentlich kein Führer mehr genannt werden, aber es ist unendlich dankenswerther als ein solcher, denn es giebt in allgemein verständlicher und sehr übersichtlicher Form einen Ueberblick über alle die geologischen und physikalischen Fragen, welche die Erdkunde gegenwärtig beschäftigen und stellt klar und präcise alle die Richtungen auf, in welchen Forschungen nöthig thun und auch von Nichtspecialisten gefördert werden können. Es mag manchen Nichtfachmann im Anfange sonderbar anmuthen, wenn er alle Erscheinungsformen der Erdoberfläche und die sie bedingenden Vorgänge hübsch klassificirt und in ein System gebracht sieht und vielleicht wird er die Achseln zucken über den Professor, der hier dem Reisenden immer über die Schulter sieht. Aber er wird bald nicht umhin können, diese Klassifikation anzuwenden, vielleicht nur auf seine nächste Umgebung, auf Gegenden, die er durchwandert, und er wird sofort finden, daß sie ihm unzählige neue Gesichtspunkte eröffnet und daß selbst die durch tägliches Sehen völlig interesselos gewordenen Gebiete einen ganz neuen Reiz für ihn gewinnen und Gelegenheit zu Beobachtungen und Forschungen bieten. Aber auch wer schon mit Erfolg gereist, wird reiche Anregung in dem Buche finden und er wird manchmal bedauern, daß er es nicht schon vor seinen Reisen gekannt hat, wenn er Erscheinungen in ihrem Zusammenhange aufgeführt findet, die er wohl bemerkt, aber keines genaueren Studiums gewürdigt hat.

Die zweite Abtheilung giebt eine Uebersicht der äußerlich umgestaltenden Vorgänge und der dabei zu machenden Beobachtungen. In großen Zügen werden vorgeführt die Verwitterung, der Einfluß der Quellen, der fließenden Gewässer und des Eises, die Seebecken, ihre Entstehung und Eintheilung, die Meeresküsten in ihren verschiedenen Typen und der Einwirkung der Brandung auf dieselben, die Kennzeichen positiver und negativer Bewegung des Meeres und schließlich die Einwirkung der bewegten Luft. Die äolische Ablation und Korrosion, die Umlagerung und Aufbereitung der lockeren Bodenbestandtheile, welche in der modernen Geologie eine immer größere Wichtigkeit erlangen, werden auch in dem folgenden Abschnitte noch einmal eingehend besprochen und ihre Bedeutung für den Löß, den südrussischen Schwarzboden, den indischen Regur, aber auch für die Entstehung der Wüsten und der Oasen in denselben erörtert.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich zunächst mit dem sonst meist unbeachtet bleibenden lockeren Erdboden, seinen Bildungsfaktoren, je nachdem sie primär durch Bildung aus dem festen Gesteine, oder sekundär durch Fortführung des gebildeten Bodens, oder auch in beiden Beziehungen zugleich arbeiten, dann mit den Bodenarten, die in Allnvialboden, der am Orte seiner Bildung verbleibt, und in Aufschüttungsboden unterschieden werden. Hier findet die Lateritfrage eine eingehende Erörterung, wenn auch natürlich noch keine Lösung. — Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den festen Gesteinen, den Vulkanen, dem Gebirgsbaue im Allgemeinen und den Hauptformen der Bodenplastik. Hier müssen wir dem Verfasser ganz besonders dankbar sein, daß er eine sorgsam ausgearbeitete Terminologie auch in das große Publikum einführt, denn, wenn irgendwo, ist es hier nöthig, daß dieselbe Erscheinung überall auch mit demselben Namen bezeichnet wird; nur damit wird eine Verwerthung und Vergleichung der zerstreuten Beobachtungen möglich.

Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, aus dem reichen und in knapper Form gehaltenen Inhalte des Richthofen'schen Buches Auszüge zu bringen; wir können darauf um so eher verzichten, als es hoffentlich rasch die verdiente Verbreitung finden wird.

Ko.

— Warum der Arzt Dr. Otto Stoll, welcher Jahre lang sich in Guatemala aufgehalten hat, keine Schädelmessungen an Indianern ausgeführt hat, sagt er in beherzigenswerthen Worten in seinem Reisewerke „Guatemala" (S. 297): er hielt die Gewinnung von linguistischem Materiale für dringlicher. „Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen. Da der Mensch, wohl seit er „Mensch" ist, unter den stark variirenden Einflüssen der Domestikation, des Lebens in Gesellschaften, extensiver Wanderung mit nachfolgender Kreuzung, in welcher komplicirende Faktoren, wie Vererbung und Rückschlag, in nicht zu ermittelnder Ausdehnung mitwirkten, gestanden hat, so möchte es noch fraglich erscheinen, ob dem Schädel wirklich diejenige morphologische Bedeutung zukommt, die ihm gegenwärtig vielfach zugeschrieben wird. Jedenfalls ist in Gebrauch dieses Kriteriums Behutsamkeit von Nöthen, wenn die Rassenklassifikation einen anderen als künstlichen Inhalt haben soll und man nicht Gefahr laufen will, Zusammengehöriges zu trennen, Heterogenes zu vereinigen."

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXX. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. O. Heyfelder: Die Michaelbucht am Kaspischen Meere. (Mit einer Kartenskizze.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 14. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

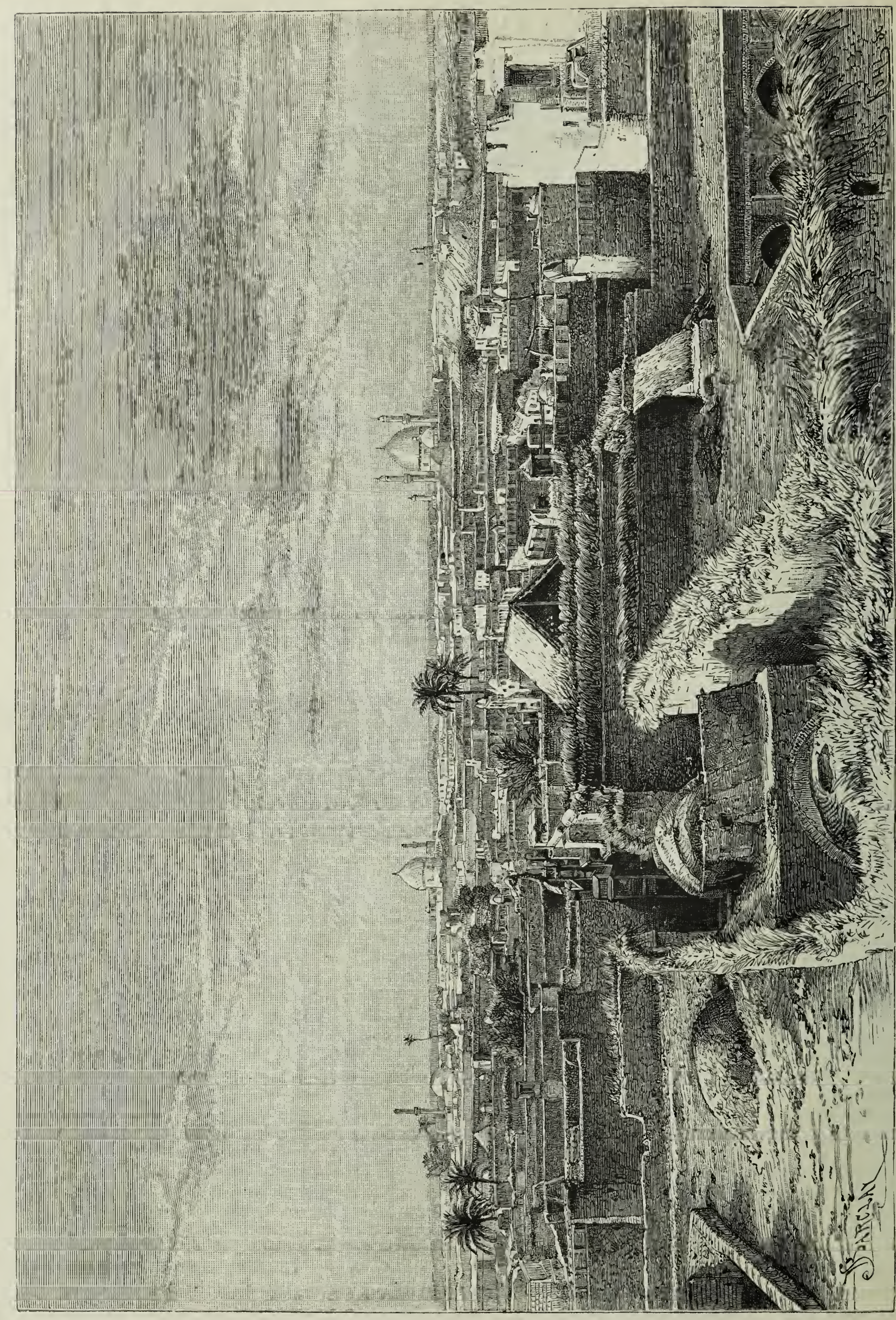
XXXI.

Am Morgen des 19. December brachen die Reisenden nach Kerbela auf, indem sie, wie es scheint, am linken, östlichen Ufer des Euphrat nach Norden ritten, um die große Straße — bei diesem Worte darf man aber nicht an einen europäischen Verbindungsweg denken — zwischen Baghdad und Kerbela zu erreichen. Die Landschaft war überaus einförmig, zwar von zahlreichen Bewässerungsgräben durchschnitten, aber zu jener Jahreszeit gänzlich öde und verbrannt, und so weit das Auge reichte, war weder Haus noch Dorf zu sehen. Nur zwei Stunden vom Hügel Babil entfernt stieß man auf ein Araberlager, vor dessen größtem, vom Häuptling bewohnten Zelte an langer Lanze eine Fahne flatterte. Der Scheich allein hat das Recht, seine Wohnung auf diese Weise zu bezeichnen; dort müssen sich beim ersten Alarmruf seine Krieger versammeln, und Standarte und Waffe sind dem Anführer dann gleich zur Hand. Selbst der Schah von Persien bezeichnet noch heute in genau derselben Weise seinen Aufenthaltsort, mag er sich nun in seinem Palaste zu Teheran oder in irgend einem Jagdlager befinden.

Ein Unwetter, das heraufzog, ließ unsere Karawane vom richtigen Wege abkommen und sich in einem Sumpfe verirren, aus welchem sie sich nur durch die Hilfe zufällig herbeikommender Kohlenbrenner heraus in das nächste Dorf zu retten vermochte. Dort verbrachte sie die Nacht in einem Karawanserai, brach früh am nächsten Morgen auf, überschritt bei Sonnenaufgang eine Schiffbrücke über den Euphrat und hatte damit die ersehnte Straße nach Kerbela erreicht. Von da an änderte sich auch das Aussehen der Landschaft vollständig: an Stelle der öden Flächen treten prächtige mit tiefen Gräben und hohen Mauern umgebene Gärten und der Weg zieht sich zwischen lauter Hainen von Dattelpalmen und Orangenbäumen, die von üppigster Kraft strotzen, dahin. Aber schon hier merkt man, daß man sich einem Mittelpunkte des Fanatismus nähert: eine Menge Frauen, theils zu Fuß, theils zu Pferde, bewegt sich nach beiden Richtungen hin auf der Straße und kann sich nicht enthalten, dem verhaßten Franken allerlei Schimpfworte zuzurufen, während ihre Männer sich mit bösen Blicken begnügen und außer dem Bereiche der Reitpeitschen bleiben.

Vor dem monumentalen Stadtthore dehnt sich ein weiter, mit Leichensteinen, theils fertigen, theils erst angefangenen, angefüllter Platz aus. Daneben hocken die Steinmetzen, warten auf die Ankunft der Leichentransporte und preisen deren Führern ihre Waare mit verlockenden Worten an. Sobald man nach langem Feilschen handelseins geworden ist, lassen sie sich sofort die Namen des Todten, seiner Eltern und Nachkommen sagen und graben so rasch, als es geht, die erforderliche Inschrift ein, damit die Todten, endlich auf geweihter Erde angelangt, nicht länger auf das ersehnte Grab zu warten brauchen.

Das oben erwähnte Thor zu durchschreiten, gestatteten jedoch die Wächter den Fremden nicht, damit nicht die Augen der Pilger durch ihren Anblick verletzt würden; die Reisenden mußten vielmehr an den Mauern entlang, an welchen zahllose arme Pilger mit ihrem elenden Gepäcke und abgezehrten Pferden im Freien lagerten, einen weniger belebten Zugang zu der heiligen Stadt suchen. Zuletzt erreichten sie ein Thor und durch dasselbe eine anscheinend erst vor kurzer Zeit durchgebrochene breitere Straße, die auf



Kerbela. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

einen großen Platz führte. Aber schon vorher machten ihre Führer vor einem armseligen Hause Halt, das sich als ein schmutziger Chan erwies. Kerbela ist eine so viel von Fremden besuchte Stadt, daß es dort gewiß bessere Unterkunftshäuser giebt; aber im Ganzen mußten die Reisenden ihren Begleitern doch noch dankbar sein, daß diese sie kluger Weise nicht mit rechtgläubigen Pilgern in Berührung gebracht hatten, welche durch die Strapazen einer langen Reise entnervt und durch die Predigten der Mollahs fanatisirt waren. So richteten sie sich denn in den engen Stuben des ersten Stockwerks häuslich ein und stiegen dann auf die Terrasse des Hauses, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen. Zur Linken erhob sich die vergoldete Kuppel und Minarehs des Grabes Hussein's, zur Rechten ein mit türkisblauer Fayence bekleideter Dom, der ohne Zweifel unter den letzten Sofi's erbaut worden ist. Am nächsten Morgen durchwanderten sie die Stadt; nur auf diese Weise kann man sich einen Begriff von der Ausdehnung dieser unermeßlichen Nekropole machen. Nicht allein die schiitische Moschee ist von Gräbern von Leuten umgeben, deren Mittel es ihnen gestatteten, sich in den, dem Heiligthume benachbarten Galerien und den inneren Höfen bestatten zu lassen, sondern rings herum dehnen sich außerhalb der Umfassungsmauern nach allen Richtungen hin unermeßliche Begräbnißplätze aus, wo unter dem Schatten prächtiger Bäume das niedere Volk seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Tiefe Stille herrscht hier; nichts scheint den letzten Schlaf der Gläubigen dort zu stören. Der Zahl der Grabsteine kommt nur diejenige der weißbeturbanten Mollahs gleich, denen man überall auf Schritt und Tritt begegnet; die einen sind alt, traurig, streng, andere jung, blühend, wohlbeleibt, schmuck und so lustig, wie nur irgend Studenten, die zu Tausenden in einer Universitätsstadt leben. Und dazu thun sie dies in Kerbela noch auf Kosten der unabläßig herzuströmenden Pilger.

Der Tigris bei Amara. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Araber vom Stamme der Beni Lâm.
(Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Daß ihr Einfluß kein geringer ist, mußten auch Dieulafoy's erfahren; dieselben hatten sich, in dem Wunsche, die große Moschee zu betreten, mit Empfehlungsbriefen an die bürgerlichen, militärischen und geistlichen Spitzen der Behörden versehen, aber trotzdem erreichten sie ihr Ziel nicht. Freilich lehnten sie es als unter ihrer Würde ab, sich bei dem Besuche des Heiligthums mit einem sunnitischen Tarbusch das Haupt zu bedecken, und so mußten sie unverrichteter Sache nach Baghdad zurückkehren, wo sie am 24. December eintrafen und von wo sie zwei Tage später zu einem nochmaligen Besuche der Ruinen von Ktesiphon aufbrachen. Zwei Tage brachten sie dort und bei den Ruinen von Selencia zu; dann schifften sie sich auf dem schönen englischen Boote „Khalife" ein, welches, stromabwärts gehend, am nächsten Tage vor Amara anlegte. Diese kaum 30 Jahre alte Stadt zieht sich weit längs des Stromes hin und steht auf einem natürlichen, und dabei so festen und bequem gebildeten Quai, daß die Matrosen nur ein Brett hinzulegen brauchen, um die Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande herzustellen. Sie liegt dort, wo der vielgewundene Tigris sich der persischen Grenze am meisten nähert; aber sie bietet wenig Hilfsmittel für die Reisenden, und nur der Empfeh-

lung seines Baghdader Konsuls hatte es das Dieulafoy'sche Ehepaar zu danken, daß es bei einem christlichen Kaufmanne, Namens Jesus, Unterkunft fand. Dieser räumte ihm zwar sein bestes Zimmer ein, aber Pferde vermochte er ihm nicht zu verschaffen. Denn die wenigen Einwohner der Stadt, welche solche hätten verleihen können, besaßen nur schöne Zuchtstuten aus dem Hedschaz und hätten nie darein gewilligt, ihr Vollblut durch Auflegen auch nur der geringsten Last zu entweihen oder es der Gefahr auszusetzen, daß es den Beni Lâm, welche in der Wüste zwischen dem Tigris und Dizful zelten, in die Hände falle. „Willst Du meine Tochter?" sagte kürzlich ein Araberscheich zum Gouverneur von Amara, „nimm sie! Ich gebe sie Dir lieber und 20000 Medschidieh Aussteuer dazu, als daß ich mich von meiner Lieblingsstute Samas trennte."

Erst nach mehreren Tagen gelang es den Reisenden, eine Reisegelegenheit nach Dizful zu ermitteln; sie konnten sich einer von dort gekommenen Indigokarawane anschließen und bestimmten deren Tscharvadar-baschi dazu, ihnen sechs von seinen Thieren zu überlassen. Zwar schützte derselbe die Müdigkeit seiner Pferde vor und wollte nicht in so kleiner Gesellschaft das Land der Beni Lâm durchziehen, aber als

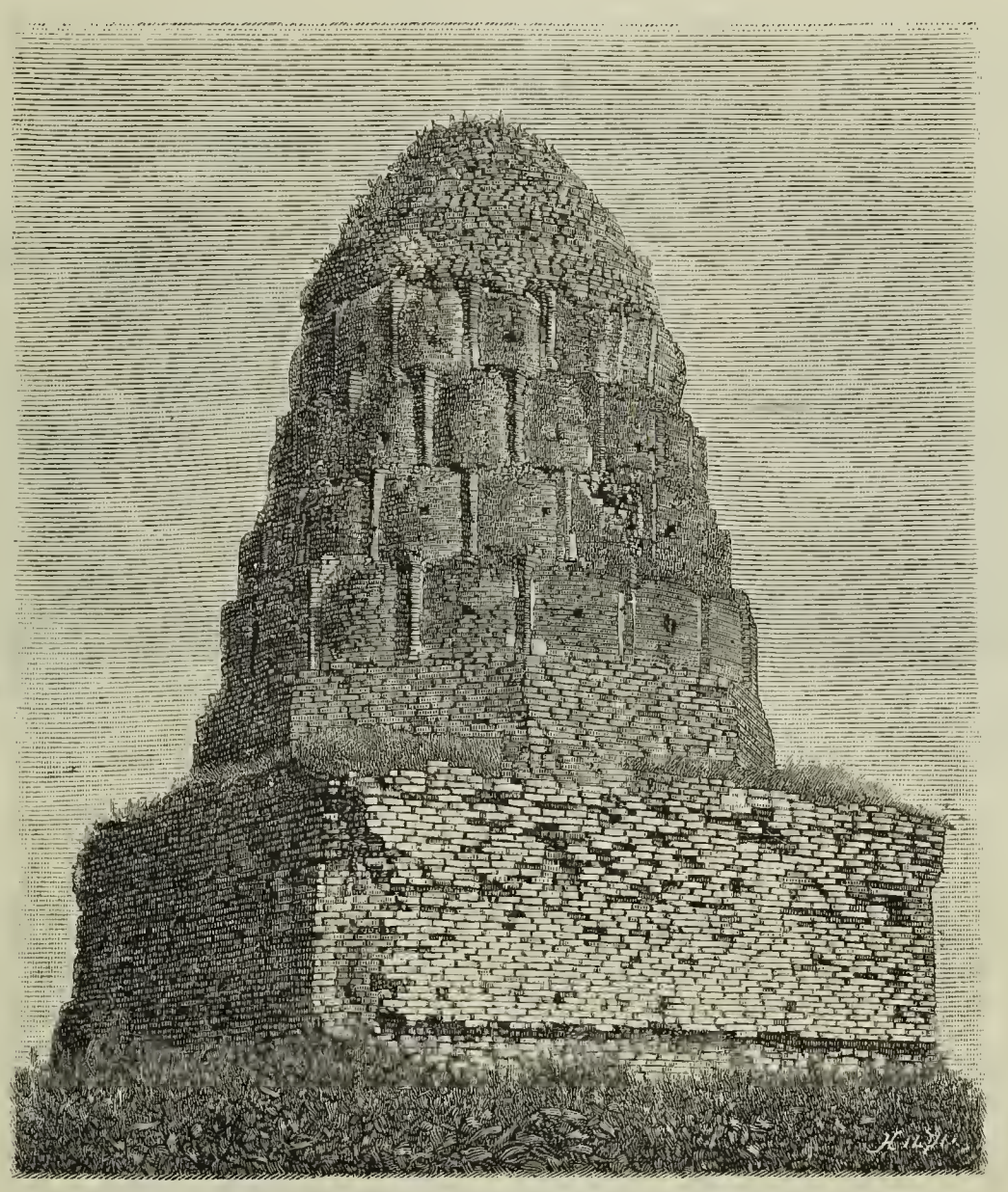
Araberin vom Stamme der Beni Lâm.

sich der persische Konsul ins Mittel legte und Dieulafoy ihm den Werth der etwa abhanden kommenden Thiere zu ersetzen versprach, willigte er ein und nahm Handgeld. Der türkische Mutessarif dagegen verweigerte die Hergabe von vier Zaptiehs und erklärte dem Franzosen, daß er die Reise nach Dizful ganz auf seine eigene Verantwortung unternähme.

Am 7. Januar gegen Mittag brachen sie von Amara auf in der Absicht, im Zeltlager Duëridsch zu übernachten. Nachdem sie länger als vier Stunden an einem Kanale entlang geritten waren, machten sie Halt, um die Pferde zu tränken, da es weiterhin nur noch bitteres Wasser gab. Bald darauf begann es zu regnen; die Karawane mußte einen Sumpf passiren, verirrte sich darin und war gezwungen, da die Nacht hereinbrach, dort zu warten, bis der Tag graute. Dann erst, 31 Stunden, nachdem sie Amara verlassen hatten, erreichten sie Duëridsch, die Gattin des Reisenden von heftigem Fieber geschüttelt. Als sich am 9. Januar Morgens das Wetter aufklärte, riethen die Maulthiertreiber zur Weiterreise, da man zu dieser Jahreszeit

nicht auf eine Reihe schöner Tage zählen könne. Die Sonne schien so schön, die Luft war so mild und rein, die Ebene so grün, daß die Reisenden willig den Marsch nach der, in der Ferne sich erhebenden, schneebedeckten Bergkette antraten; am Fuße derselben lag ja ihr Ziel, die Ruinen von Susa und das moderne Dizful.

Aber schon eine Stunde später stellte sich das Fieber bei Mme. Dieulafoy mit solcher Heftigkeit wieder ein, daß sie vom Pferde glitt und sich weigerte, weiter zu reisen; aber dort, wo man sich befand, konnte man nicht bleiben. Es gab da weder Holz, noch Wasser, noch Lebensmittel, kein Obdach, keinen Schutz gegen marodirende Araber; so wurde der Kranken auf einem Maulthiere eine Art Lager zurechtgemacht, auf welchem sie, nahezu bewußtlos, noch sieben oder acht Stunden weit zu einem Nomadenlager der Beni Lâm am Fuße eines hohen Tumulus transportirt wurde. So matt und abgespannt sie aber auch war, so erfreute sie sich doch an dem biblischen Schauspiele, als bei Sonnenuntergang die Schafe von der Weide kamen und ihre Lämmer ihnen entgegensprangen, als Ziegen, Kühe und riesige Kameelstuten, jede Art für sich, in ihre, mit Gestrüpp umhegten Pferche einzogen, und Hirten und Hirtinnen herbeiströmten, um die fremde Dame zu beschauen. Die Araberinnen waren schön, von edler Haltung, mit langen, vorn und hinten geschlitzten Hemden bekleidet, mit Turbanen aus leichter Wolle bedeckt, mit Ohrgehängen aus Glasperlen und silbernen, türkisverzierten Armbändern geschmückt. Auch die Männer besaßen feine, energische Züge



Imamzade Tuil. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

lang herabwallende Locken, kräftige und dabei doch zierliche Gliedmaßen.

Diese Nomaden leben fern von jedem Civilisationscentrum, ihren eigenen Trieben überlassen, ohne Priester, fast ohne Religion, nur dem Naturgesetze folgend. Fest begründet ist nur die Familie; sie dient zur Fortpflanzung des Stammes und liefert demselben Vertheidiger. Bricht zwischen zwei Stämmen der Krieg aus, so sind die Frauen die ersten, die Männer zum Kampfe anzufeuern und mit ihrem, aus der Kehle hervorgestoßenen „hu! hu! hu!“ aus nächster Nähe ihre Männer und Söhne anzufeuern. Ihnen fällt die Aufgabe zu, die Gefangenen zu quälen und dafür neue Martern zu ersinnen; ja so weit geht ihre Raserei, daß diejenigen, deren Männer gefallen sind, sich dessen rühmen und, wenn sie Jemanden finden, sich schon am nächsten Tage wieder verheirathen.

Der türkischen Regierung ist es nicht gelungen, diese Nomaden zu unterwerfen; sie ist froh, wenn die Steuern ohne Kampf eingehen. Einem solchen wissen obendrein die Araber vorsichtig aus dem Wege zu gehen, da sie es meist vorher in Erfahrung bringen, wenn Truppen gegen sie ausgeschickt werden, und sie sich dann in die Sümpfe zurückziehen, wohin ihnen die türkischen Soldaten nicht zu folgen wagen. Werden sie unvorbereitet überrascht, so versenken sie die Kasten mit Geld und Geschmeide in den Sumpf und flüchten in das Gebirge. Reichere Stämme halten sich einen Seid (Nachkommen des Propheten), dem sie jährlich 1200 bis 1500 Francs bezahlen und unter dessen unverletz-

lichem Zelte sie alle ihre Kostbarkeiten und Waaren deponiren. Ebenso müssen diese Seids mit dem Mutessarif und den Steuereinnehmern im Namen des Stammes verhandeln, und stets wissen sie, Dank ihrem Ansehen und ihrer Unverletzbarkeit, es so einzurichten, daß sie selbst ein leichtes und bequemes Leben führen. Die Beni Lâm im Besonderen brauchen sich aber wenig um Soldaten und Steuererheber zu kümmern; da ihr Gebiet zu beiden Seiten der türkisch-persischen Grenze liegt, so halten sie sich bald hier, bald dort auf, je nachdem sie in dem einen Lande verfolgt werden oder nicht, und erfreuen sich so völliger Unabhängigkeit. Leider nützen sie dieselbe aber den Reisenden gegenüber rücksichtslos aus; wer sich nicht vorher mit ihrem Scheich verständigt und für jedes Lastthier 10 Franken Steuer bezahlt, setzt sich der Gefahr aus, geplündert und ermordet zu werden.

Am 11. Januar wurde die Reise in der bisherigen Weise fortgesetzt und gegen Mittag zwei imposante Bauwerke, ringsum von zum Theil hohen Schutthügeln, Resten einstiger Ansiedelungen, umgeben, erreicht. Das eine, Imamzade Tuil, ist eine elegante, langgezogene Kuppel, welche an das Grab der Zobeide erinnert. Das Grabmal hat aber weder Thür noch Wächter; Jedermann kann ungestört darin Unterkunft suchen und die reizenden Schuppenverzierungen der inneren Wölbung bewundern. Eine halbe Stunde weiter hin liegt der ebenso verlassene, nur noch mehr verfallene Tag Aïvan, ein Bauwerk sassanidischen Ursprungs von 20 m Länge und von 9 m Breite, welches durchaus den

Brotbacken bei den Nomaden. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Eindruck einer gothischen Kathedrale macht. Das Vorkommen sowohl von Spitzbogen als auch von dem wesentlichen Princip des Schiffes im Orient beweist nach Dieulafoy, daß die gothische Architektur dort ihren Ursprung genommen hat.

Bald darauf befand sich die Karawane am Ufer des breiten und reißenden Kercha, den es zu durchfuhrten galt, um Dizful und später die Ruinen von Susa zu erreichen. Der Strom theilt sich hier beim Austritt aus den Bergen der Luren in mehrere Arme, deren jeder aber Tiefe und Schnelligkeit genug behält, um die Passage zu einer beschwerlichen, wenn nicht gefährlichen zu machen. Gleich beim Ueberschreiten des ersten Armes wurde eines der Maulthiere fortgerissen und konnte erst 1800 m weiter unterhalb gerettet werden, wobei die Lebensmittel, die es trug, arg beschädigt wurden. Beim folgenden Stromarme aber weigerten sich die Thiere gänzlich, nochmals ins Wasser zu gehen. Zum Glücke erschienen am jenseitigen Ufer einige Reiter auf schönen Pferden, welche die Verlegenheit der Reisenden erkannten, herüberkamen, sich an die Spitze der Karawane setzten und sie glücklich hinüberbrachten. Einer der Führer war der Sohn Kerim-Chan's, des Häuptlings eines mächtigen Lurenstammes, welcher seine Zelte je nach der Jahreszeit an den Ufern der Kercha oder am Fuße der Dizful benachbarten Berge aufschlägt. Auf die Einladung des jungen Mannes hin betraten die Reisenden das Zelt seines Vaters; man brachte ihnen Pfeifen, Thee, saure Milch und warmes Brot, welches die Männer des Stammes kurz vorher auf durch Feuer rothglühend gemachten kupfernen Platten gebacken hatten. Dann setzten Dieulafoy's ihre Reise fort, nachdem sie mit ihrem Wirthe zahllose Glückwünsche ausgetauscht hatten. „Von nun an bin ich Euer Bruder", sagte der Lure, und um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, legte er beide Zeigefinger neben einander — ein auch bei den Arabern gebräuchliches Verfahren, um das Wesen der Brüderschaft zu versinnlichen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Metzger.

I.

Im Allgemeinen sagt man wohl mit ziemlichem Rechte, daß die glücklichsten Zustände diejenigen sind, welche am wenigsten in der Oeffentlichkeit besprochen werden; auf die niederländisch-indischen Besitzungen, auf die man, im Auslande wenigstens, nur selten gründlich eingeht, dürften die eben ausgesprochenen Worte jedoch keine Anwendung finden, da man die Verhältnisse, wie sie sich im Laufe der Zeit dort gestaltet haben, wohl kaum befriedigend nennen kann. Daß man sich mit denselben so wenig beschäftigt, muß in einer Zeit wie die unserige, wo sich so Vieler Augen überseeischen Ländern zuwenden und durch nähere Verbindung mit denselben die wirthschaftliche Entwickelung des Vaterlandes zu höchster Blüthe entwickeln zu können hoffen, Erstaunen erregen, da man meinen sollte, daß ein gründliches Studium der Entwickelungsgeschichte der genannten Kolonien, ihres Entstehens, ihres Aufblühens und ihres — wir wollen kein härteres Wort wählen — Stillstandes, lehrreicher sein würde und bessere Früchte für die Praxis tragen müßte, als akademische Erörterungen, deren Grundlagen so häufig mehr der Welt der Vorstellungen der betheiligten Personen anzugehören, als sich auf wirkliche Thatsachen zu stützen scheinen.

Nun sind allerdings die Einrichtungen und Zustände in den holländischen Kolonien ziemlich verwickelter Natur, so daß, wenn man sich nicht sehr eingehend mit denselben beschäftigt, es beinahe unmöglich wird, auch nur einigermaßen in den ziemlich spröden Stoff einzudringen, und es läßt sich demnach leicht begreifen, daß nur wenige geneigt sind, sich der Mühe, denselben durchzuarbeiten, zu unterziehen, besonders weil das Resultat doch nur einen theoretischen Werth besitzen würde, da das geschriebene Wort, namentlich wenn es in officieller Form erscheint, oft weit von der Wirklichkeit abweicht. Unter solchen Umständen dürfte es gerechtfertigt sein, wenn wir in den folgenden Zeilen den Versuch machen, eine flüchtige Uebersicht der gegenwärtigen Lage zu geben; natürlich müssen wir ganz davon absehen, die Entwickelungsgeschichte der augenblicklichen Zustände bloß zu legen; ein Versuch, dies zu thun, würde viel mehr Raum erfordern, als in den Rahmen einer Wochenschrift paßt; wir begnügen uns daher mit einer kurzen Zusammenstellung von Thatsachen.

Wenn man mit einer Person spricht, die sich für Holländisch-Indien interessirt, so wird beinahe immer mit dem Namen des Landes der Krieg in Atjeh in einem Athem genannt; fangen wir also mit den dortigen Verhältnissen an, wiewohl die Darstellung derselben eine traurige Einleitung zu dem Bilde bildet, welches wir bis vor einigen Jahren trotz mancher ernsten Seiten immer noch als ein ziemlich erfreuliches zu betrachten gewohnt waren. Nach vielen Experimenten hat man sich endlich entschlossen, die „Concentrirung nach rückwärts“ durchzuführen, auf einer Basis, die sich etwa 11 km weit längs der Meeresküste hinzieht, ist landeinwärts ein Dreieck aufgesetzt, dessen Spitze ebenfalls ca. 11 km tief in das Land eindringt. Längs der nach Außen gekrümmten Seiten ist das Vorterrain auf einer Breite von 700 bis 800 m rasirt, eine Reihe von Posten bildet einen Cordon, der den eingeschlossenen Raum und die in demselben befindliche Hauptstellung gegen Angriffe und Belästigungen der unerbittlichen Feinde schützen soll.

In gewisser Beziehung hat diese Concentrirung ihre Vortheile gehabt; man hat die Ausgaben vermindert und, was noch wichtiger ist, man hat einige Truppen aus dem Lande herausziehen können. Wie man auch über die Maßregel an sich urtheilen möge, dem zuletzt genannten Umstande muß ein sehr hoher Werth zuerkannt werden, da vorher die Armee sich in einem sehr bedenklichen Zustande befand und es jetzt vielleicht möglich sein wird, sie nach und nach wieder zu retabliren. Daß aber die Haltung der Atjinesen irgend welche Aenderung erfahren, könnte auch der größte Optimist nicht behaupten; sie führen ihren Guerillakrieg lustig fort, lassen sich Gewehre und Patronen und, was sie sonst nöthig haben, aus den Straits Settlements kommen — kürzlich noch wurde ein Dampfer mit einer Menge Kriegsbedarf abgefaßt — und sie führen den Krieg mit Ueberlegung und Muth; nicht zufrieden damit, dem Feinde Schaden zuzufügen, suchen sie ihm auch Verwickelungen zu bereiten. Die traurige Rolle, welche Holland und in gewissem Sinne auch England in der „Nisero“-Angelegenheit gespielt haben, ist unvergessen; die unglückliche Blockade, welche kaum unternommen, das Unzureichende der Marine in ein helles Licht stellte, ist nicht ohne Einfluß geblieben; ganz vor Kurzem noch haben, wie der London- und China-Telegraph meldete, die Atjinesen in Olahleh das österreichische Kriegsschiff „Nautilus“ beschossen, vielleicht um ihren Feinden Unannehmlichkeiten mit einer europäischen Macht zu bereiten; nach anderen Berichten wurde ein chinesisches Fahrzeug innerhalb der Stellung von ihnen genommen.

Daß der langanhaltende Krieg in Atjeh seine Rückwirkung auch in anderen Theilen des Landes äußert, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, wie viele unsichtbare Fäden die Verbindung mit den verschiedenen Theilen des Archipels unterhalten. Seitdem im Mai 1885 ein wohlüberlegter Mordanschlag auf einige Europäer in Djambi gemacht wurde, sind dort Unruhen zum Ausbruche gekommen, welche eine militärische Machtentwickelung nöthig machten, die jedoch noch keinen entscheidenden Erfolg zu erzielen vermochte. Auch in anderen Theilen von Sumatra zeigte sich bei der eingeborenen Bevölkerung eine gewisse Unruhe, ohne daß es jedoch zu ernstlichen Aeußerungen derselben gekommen wäre. Die Unruhen, welche im westlichen Borneo schon 1884 ausgebrochen waren und zu militärischen Maßregeln genöthigt hatten, wurden unterdrückt; die Kongsie Langfong wurde aufgelöst, die arbeitsame chinesische Bevölkerung zerstreute sich. Im südlichen Borneo wurde der Friede wieder hergestellt, dagegen auf Java selbst ganz kürzlich Spuren einer Verschwörung entdeckt. Alles das giebt zu denken; ob Gefahr in dieser Hinsicht droht, läßt sich nicht entscheiden, immerhin aber scheint unter der Asche ein weitverbreitetes Feuer zu glimmen, das vielleicht nur

eines Anstoßes bedarf, um wenigstens Ruhestörungen zu veranlassen.

Es ist nicht unmöglich, daß mit der Zeit auch einmal von den englischen Nachbarn auf Borneo Unannehmlichkeiten drohen; die Grenzen Sabahs gegen den niederländischen Besitz hin sind noch nicht definitiv festgestellt; die Frage ist seit einigen Jahren schon in der Schwebe und wird, wie es scheint, auf englischer Seite absichtlich offen gehalten. Interessant ist in dieser Richtung eine Aeußerung, welche gelegentlich der Behandlung des Themas „Nord-Borneo" bei einer im R. Colonial-Institute im Mai vorigen Jahres gehaltenen Versammlung gemacht wurde. Einer der Redner sagte nämlich in Beantwortung einer in Bezug auf die Grenzbestimmung geäußerten Frage, daß es besser sei, die Grenzbestimmung in der Schwebe zu lassen, um unter Umständen freie Hand zu haben. Wenn man den in verschiedener Hinsicht großen Reichthum der Ostküste kennt und die eigenthümliche holländische Wirthschaftspolitik berücksichtigt, kann man sich dem Gedanken nicht verschließen, daß hier einmal ernste Schwierigkeiten entstehen könnten. Daß sich im östlichen Theile des Archipels wiederholt amerikanische Freibeuter gezeigt haben, erwähnen wir nur beiläufig; das Gerücht, daß auf Sumba und Sumbawa die französische Flagge aufgepflanzt worden sei, beruht wohl nur auf einem Mißverständnisse.

Gegen alle inneren und äußeren Feinde sollen das Landheer und die Flotte dienen. Erstere zählte faktisch (Ende 1884) gegen 1400 Officiere und etwa 30 000 Mann; unter letzteren etwa 13 500 Europäer, wobei 40 Proc. Ausländer (2386 Deutsche), 100 Afrikaner, die Reste jener in Aschanti für den Kriegsdienst losgekaufter Sklaven und ihrer Nachkommen, 1700 Amboneſen und 15 000 Eingeborene verschiedener Inseln, aber der großen Mehrzahl nach Javanen. Die Amboneſen, die als Christen Schuhe tragen und den Sold der Europäer erhalten, sollen jetzt verstärkt werden. Wenn auch streng genommen nicht zur Sache gehörig, dürfte die Mittheilung einiger statistischer Angaben [1]) vielleicht unseren Lesern nicht unwillkommen sein, um so mehr als dieselben möglicher Weise einen deutlicheren Einblick in manche Zustände gewähren, als lange Auseinandersetzungen thun könnten. Unter den Officieren waren 217 in Niederländisch-Indien, 1087 in den Niederlanden, 87 im Auslande geboren; von letzteren stammten 56 aus Deutschland. Der Abgang an Officieren betrug 98 (darunter zwei vor dem Feinde geblieben, einer an den Wunden gestorben), der Zugang 114. Der Abgang bei den Mannschaften stellte sich 1884 auf 351 Europäer, 545 Eingeborene durch Tod (darunter 27 Europäer, 17 Eingeborene vor dem Feinde geblieben, 18 Europäer und 10 Eingeborene an Wunden gestorben), 649 Europäer, 1137 Eingeborene entlassen, 540 Europäer, 543 Eingeborene pensionirt, im Ganzen 1540 Europäer und 2225 Eingeborene, während der Zuwachs durch Werbung 2024 Europäer, 292 Amboneſen und 2827 Eingeborene betrug.

Die Flotte besteht aus drei verschiedenen Elementen, nämlich solchen Schiffen, welche noch der niederländischen Marine angehören und zeitweise nach Indien entsendet sind, ferner einer Anzahl von Kriegsschiffen, welche den holländischen Dienst mit dem indischen Dienste definitiv vertauscht haben, und endlich der sogenannten Gouvernementsmarine mit eigenen Schiffen, welche besonders für lokale Zwecke und zum Theil auch auf den größeren Strömen gebraucht werden; die beiden ersten Klassen sind mit Officieren und Mannschaften der Königl. Niederländischen Marine besetzt, außerdem führt jedes Schiff eine entsprechende Zahl Eingeborener zum Rudern der Boote. Die Gouvernementsmarine hat ein besonderes Personal: Officiere und Maschinisten sind Beamte im indischen Dienste, die Mannschaften Eingeborene. Eine gute Organisation der Marine gehört seit Jahren schon zu den frommen Wünschen, sie scheint eben auf die verschiedenartigsten Schwierigkeiten zu stoßen, unter denen der doppelte Oberbefehl, dem sie in gewisser Hinsicht unterstellt ist, gewiß mit zu den bedeutendsten gerechnet werden darf. Der Oberkommandant der Marine steht nämlich als solcher unter den Befehlen des Generalgouverneurs, außerdem aber als Flagg-Officier der niederländischen Flotte unter dem Marineminister in Holland; da ersteres Verhältniß nur vorübergehend, letzteres dauernd ist, kann es nicht ausbleiben, daß manche Widersprüche und Unzuträglichkeiten aus demselben entstehen.

Das Material der Marine hat seit Jahren schon viel zu wünschen übrig gelassen. Kurz vor Ausbruch des Krieges mit Atjeh gebrauchte der Generalgouverneur in einer Depesche an den Minister der Kolonien den charakteristischen Ausdruck: „Zustand Marine traurig", und trotz großer Anstrengung haben die ermüdenden Dienste, welche die Flotte im Atjehkriege zu leisten hatte, nicht zugelassen, dieselbe in einen nennenswerth besseren Zustand zu bringen; im Gegentheil hat die äußerste Kraftanstrengung, welche mit der gegen Ende 1884, man sollte meinen probeweise, zur Ausführung gekommenen Blockade von Atjeh verbunden war, nicht allein ungeheure Leistungen der Bemannung gefordert, sondern auch den Schiffen, namentlich den Maschinen und Kesseln, welche selbst unter gewöhnlichen Umständen in Indien viel zu leiden haben, außerordentlichen Nachtheil zugefügt. Von 25 Schiffen der zweiten Klasse waren Ende 1884 13 in gutem Zustande; in den beiden folgenden Jahren sollten, wie man erwartete, 6 Schiffe definitiv außer Dienst gestellt werden, 6 andere neue Kessel erhalten müssen; von 15 Dampfern der Gouvernementsmarine waren nur 4 in gutem Zustande, 11 hatten große Reparaturen oder neue Kessel nöthig. 8 bis 9 Meilen ist die größte Schnelligkeit, welche übrigens nur von einem einzigen, diesen beiden Kategorien angehörigen Schiffe erreicht wurde (die Schiffe der ersten Kategorie sind vollkommen tüchtig). Diese wenigen Worte werden genügen, um zu beweisen, daß sowohl für das Heer als für die Marine die Aufgabe, Indien gegen einen europäischen Feind zu vertheidigen, eine sehr schwierige sein würde, während der Atjehkrieg zur Genüge gezeigt hat, daß ein lange dauernder Kampf gegen einen eingeborenen Feind genügt, um die Kräfte und Leistungsfähigkeit beider Theile der bewaffneten Macht bis zu einer sehr bedenklichen Grenze in Anspruch zu nehmen. Ob dem abgeholfen werden kann? Im Augenblicke, wo wir diese Zeilen niederschreiben, hat man sich in Holland wieder einmal das Vergnügen gegönnt, in Versammlungen Beschlüsse zu fassen und der Regierung zur Beachtung zu empfehlen. Der wichtigste ist der, daß die Regierung dem Kriege mit Atjeh ein schnelles Ende machen solle; das würde sie gewiß gerne thun, aber die Ausführung scheint nach den bisherigen Erfahrungen auf bedeutende Schwierigkeiten zu stoßen.

Wir können natürlich nicht alle Faktoren, welche in der indischen Staatsmaschine eine Rolle spielen, hier zur Sprache bringen und müssen uns begnügen, nur die wichtigeren derselben zu berühren; unter denselben stehen die Verbindungen mit dem Mutterlande, die Communicationsmittel in den Kolonien selbst in erster Linie. Letztere bilden wohl den

[1]) Wie immer, wenn nicht ausdrücklich etwas Anderes bemerkt ist, den neuesten Colonialberichten der Regierung entnommen.

stärksten Hebel für die Entwickelung, und, was Ferguson [1]) für Britisch-Indien und für Ceylon behauptet: daß die Eisenbahnen da mehr mitwirken, um die Kasten zu nivelliren und Aberglauben zu zerstören, als alle Anstrengung der Missionare und Schullehrer, obwohl auch diese zur Erreichung des Zieles viel beitragen, gilt gewiß für alle Länder, die unverhältnißmäßig schnell aus einer Art der Kulturentwickelung in eine andere übergeführt werden sollen, und die man die verlorene Zeit mit Windeseile einholen lassen möchte. Eine enge und häufige Verbindung mit dem Mutterlande hat aber in verschiedener Hinsicht die größte Bedeutung; ihr Einfluß wird für den Einzelnen, individuell betrachtet, vortheilhaft und angenehm, für das Ganze, in mancher Beziehung wenigstens, schädlich sein. Um nicht zu weit abzuschweifen, wollen wir nur auf einen Punkt hinweisen: leichter und häufiger Verkehr mit dem Mutterlande erschwert es dem Kolonisten, in der neuen Heimath Wurzel zu fassen. Was die Verbindung Indiens mit Europa betrifft, so ist die Zahl der Dampfer Legion, und auch der Telegraph sorgt dafür, daß der „Vicekönig von Insulinde" hübsch abhängig bleibt vom Minister der Kolonien, und benimmt ihm einen großen Theil seiner Leistungsfähigkeit. Auch auf Handel und Industrie macht er seinen Einfluß geltend. In Indien selbst besteht außer der durchgehenden europäisch-australischen Verbindung nur ein Telegraphennetz auf Java und Sumatra mit 68 und 21 Bureaux und einer Leitungslänge von 5600 resp. 2000 km. Auch unter sich sind diese beiden Inseln verbunden, während die Verbindung mit den anderen Inseln immer noch zu den frommen Wünschen gehört, die wenig Aussicht auf Erfüllung haben. Im Ganzen wurden gegen 370 000 bezahlte Telegramme mit einem Nettoertrage für die Staatskasse von etwa 500 000 Gulden befördert, dazu noch 30 000 Diensttelegramme mit einem (rechnungsmäßigen) Ertrage von 115 000 Gulden. Das Telephon bricht sich, bis jetzt noch in bescheidenen Grenzen, Bahn. Der Ertrag des Briefverkehrs betrug etwa 800 000 Gulden; zur Beförderung kamen im inländischen Verkehre 4 Millionen Briefe (der vierte Theil etwa Dienstbriefe), $2^1/_2$ Millionen Drucksachen, 250 000 eingeschriebene Briefe und über 700 000 Karten. Im auswärtigen Verkehre wurden beinahe 900 000 Briefe, 200 000 Drucksachen ꝛc. und etwas mehr als 40 000 Postkarten befördert.

Die Eisenbahnen, welche auf Java bestehen, sind theils durch den Staat, theils durch Privatgesellschaften erbaut. Von den durch ersteren seit 1875 angelegten Bahnen haben die im östlichen Java eine Länge von etwa 480 km. Sie stellen die Verbindung Surabajas mit Probolinggo, Blitar und Surakarta her, wo sie an das seit 1864 in Mittel-Java angelegte Netz der Privatbahnen anschließen. Diese verbinden Samarang mit Surakarta und Djokjakarta; zwischen den zuerst genannten Orten schließt sich eine Zweigbahn nach Willem I. (der centralen militärischen Stellung) an. Die Länge beträgt im Ganzen 202 km. Von Djokjakarta wird eine Staatsbahn nach Tjilatjap — Hafen und Festung an der Südküste — gebaut, welche 192 km lang werden wird. In West-Java verbindet zunächst eine kleine Staatsbahn ($8^1/_2$ km) Tanjong Priok, den neuen Hafen von Batavia, mit der Stadt, von wo eine Privatbahn nach Buitenzoog führt (55 km); hieran schließt sich die westliche Staatsbahn über Bandong bis Tjitjalengka (183 km). Die Verbindung dieses Ortes mit Tjilatjap, zu der der Entwurf schon lange vorliegt, dürfte mit Rücksicht auf die wegen der Terrainschwierigkeiten zu erwartenden hohen Kosten, sowie auf die Finanzlage, endlich auch auf den wirthschaftlich vermuthlich nicht so bedeutenden Nutzen (die Bahn würde hauptsächlich zur Vollendung des strategischen Netzes dienen) vorläufig nicht zur Ausführung kommen. Die östlichen Staatslinien geben etwa 57 Proc. vom Bruttoertrage, $6^1/_2$ Proc. vom Anlagekapitale, die Westlinien (die übrigens 1884, auf welches Jahr diese Angaben sich beziehen, noch nicht ganz in Betrieb waren) einen Nettoertrag von etwa 47 Proc. der Einnahme, aber nicht ganz $1^1/_2$ Proc. des Anlagekapitals. Die Privatbahn in Mittel-Java, welche am längsten in Betrieb ist, ergab 64 Proc., die in West-Java 57 Proc. der Bruttoeinnahme als Gewinn. Die Aktien sanken 1884 nie unter 145 Proc. Einige kleinere Linien, deren Concession leider in verschiedenen Händen ist, befinden sich im Baue. Die Gesuche um Concession nehmen sehr zu, unter allen ist die wichtigste die, welche eine Verbindung längs der Nordküste (von Anjer ausgehend über Batavia und Samarang bis Surabaja) ins Auge gefaßt hatte; leider ist die Aussicht, diesen Plan verwirklicht zu sehen, vorläufig geschwunden. Außerhalb Java ist bis jetzt nur die auf Deli von einer Plantagengesellschaft unternommene kleine Linie (etwa 55 km) zu erwähnen, die wohl erst im nächsten Jahre ganz vollendet werden wird; von allen Linien, die vorgeschlagen werden, würde wohl diejenige, welche die Verbindung der Ombilienkohlenfelder in West-Sumatra mit der Küste bewerkstelligen soll, in wirthschaftlicher Beziehung die höchste Bedeutung besitzen. Seit Jahren schon wird über den Bau verhandelt. Die Regierung will sie nicht selbst anlegen, aber auch keine Rentegarantie übernehmen und ohne eine solche findet sich kein Unternehmer.

Alle Theile des Archipels sind durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit einander verbunden, welche durch eine von der Regierung unterstützte englische Gesellschaft eingerichtet ist; außerdem ist die große Fahrt sowohl als die Küstenfahrt sehr lebhaft. Die letzten vollständigen Angaben, welche die Kolonialberichte geben, beziehen sich auf das Jahr 1883; nach denselben waren:

[1]) Ferguson: Ceylon in 1884.

Angekommen (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit malayischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt
Auf Java und Madura beladen	428	1 078 845	294	561 773	11	849
„ „ „ „ in Ballast . . .	22	82 824	46	99 234	—	—
Auf anderen Besitzungen beladen	1472	984 685	120	77 868	1 594	114 169
„ „ „ in Ballast . . .	175	9 531	6	2 614	77	2 454
	2 097	2 155 885	466	741 489	1 682	117 472

Abgefahren (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit malayischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt
Von Java und Madura beladen	362	1 013 998	297	616 770	14	877
„ „ „ „ in Ballast . . .	25	54 079	33	52 122	1	76
Von anderen Besitzungen beladen	1 314	679 430	121	83 604	1 174	76 979
„ „ „ in Ballast . . .	252	115 315	16	8 593	549	37 997
	1 953	1 862 822	467	761 089	1 738	115 929
Angekommen (Küstenfahrt)						
Von Java und Madura beladen	275	390 232	378	133 228	935	28 047
„ „ „ „ in Ballast . . .	—	—	16	10 657	56	868
Von anderen Besitzungen beladen	411	466 371	379	192 860	1 296	36 748
„ „ „ in Ballast . . .	3	958	18	15 444	59	1 079
	689	857 561	791	352 189	2 346	66 742
Abgefahren (Küstenfahrt)						
Von Java und Madura beladen	285	392 113	366	170 602	831	25 976
„ „ „ „ in Ballast . . .	3	1 282	84	24 612	158	3 779
Von anderen Besitzungen beladen	366	486 231	383	187 433	2 072	45 847
„ „ „ „ in Ballast . . .	3	1 178	24	41 297	24	334
	657	880 804	857	423 944	3 085	75 936

Die niederländisch-indische Handelsflotte zählte an über 30 cm messenden Schiffen am 31. December 1884:

Java	40	Dampfer	59 846 cbm	Inhalt	1175	Segelschiffe	95 801 cbm	Inhalt
Andere Besitzungen . . .	18	„	5 704 „	„	652	„	66 986 „	„
	58	Dampfer	65 550 cbm	Inhalt	1827	Segelschiffe	162 787 cbm	Inhalt

Für Rechnung von Privatpersonen wurden 1883 Waaren eingeführt

im Werthe von 137 401 082 Gulden; ausgeführt im Werthe von 151 893 525 Gulden,

und für Regierungsrechnung „ „ „ 8 421 585 „ „ „ „ „ 50 721 409 „

145 822 667 Gulden 202 614 934 Gulden

Der Werth der Ein- und Ausfuhr von und nach einigen Ländern (Privatrechnung) betrug:

	Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden		Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden
Deutschland	318 656	23 170	Singapore	33 784 066	29 336 862
Frankreich	1 568 592	5 083 790	Siam	1 720 588	44 966
Oesterreich	413 276	721 480	Saigon	4 498 391	82 659
England	22 122 549	14 474 280	China	1 901 606	290 404
Niederlande	52 122 155	48 988 489	Hongkong	748 579	222 101
Amerika	5 760 058	8 655 455	Timor delli	1 225 043	730 656
Britisch-Indien	8 706 507	512 280	Australien	2 171 442	4 088 310
Pulu Pinang	—	4 207 013			

Wir lassen nun die Angabe des Werthes der Ein- und Ausfuhr einiger Artikel folgen, welche erlauben, in Bezug auf das Leben der Eingeborenen und Kolonisten und auf Einnahmequellen wichtige Folgerungen zu ziehen, schicken denselben jedoch eine summarische Uebersicht der Bevölkerungsziffer (31. December 1883) voraus.

Dieselbe betrug mit Ausschluß der Armee und der Flotte 45 541 Europäer (darunter 34 912 in Indien Geborene), 351 252 Chinesen, 15 461 Araber, 7395 anderen orientalischen Rassen angehörige Personen, 20 367 944 Eingeborene auf Java; die Anzahl der Eingeborenen auf einzelnen anderen Inseln wird als zu unsicher gar nicht angegeben, die Totalziffer derselben außerhalb Java dürfte aber immerhin gegen 10 Millionen betragen.

Eingeführt wurden	Aus Holland Gulden	Aus anderen Ländern Gulden	Total Gulden
Eßwaaren	2 372 382	9 460 176	11 832 558
Reis	—	11 878 366	11 878 366
Bier	409 044	289 376	698 422
Branntwein	196 907	322 506	519 413
Genever	678 247	113 524	791 771
Allerhand Spirituosen	469 849	164 391	634 240
Wein	1 355 594	845 021	2 200 615
Mineralwasser	138 834	70 310	209 144
Manufakturen: baumwollene	20 194 949	17 757 260	37 952 209
Manufakturen: wollene u. halbwollene	1 929 191	745 112	2 683 303
Manufakturen: seidene u. halbseidene	587 823	1 299 125	1 886 948
Manufakturen: andere Arten	404 753	397 521	802 274
Modewaaren	375 796	674 030	1 049 826
Petroleum	443 071	6 067 962	6 511 033
Cigarren	180 480	3 087 276	3 267 756
Rauch- und Schnupftabak	71 317	877 603	948 920
Thee	—	1 041 899	1 041 899

Ausgeführt wurden u. A.	Nach Holland	Nach anderen Ländern	Total
Indigo (für den europäischen Markt)	3 459 448	78 496	3 537 944
Kaffee (geschält)	17 411 455	11 071 040	28 482 495
„ in der Schale	6 732 123	227	6 732 350
Zucker	6 370 791	53 872 743	60 243 534
Tabak	4 117 886	8 350 453	12 468 339
Thee	1 296 654	577 904	1 874 558
Zinn	2 154 559	884 381	3 038 940

Außerdem für Rechnung der Regierung:

Ausgeführt wurden u. A.	Nach Holland Gulden	Nach anderen Ländern Gulden	Total Gulden
Kaffee geschält	47 005 417	—	47 005 417
„ nicht geschält	207 261	—	207 261
Zinn	3 386 223	—	3 386 223

Die von der Ein- und Ausfuhr erhobenen Zölle, sowie die für den Gebrauch der Magazine bezahlte Pacht ergaben für die Regierung 1884 auf Java und Madura eine Einnahme von 8 677 212, auf den anderen Besitzungen von 1 389 767 Gulden. Unter den Einnahmequellen des Staates ist der Verkauf von Opium verhältnißmäßig eine der bedeutendsten; wie viel dagegen auch schon geschrieben und gesprochen ist, die Sache ist zu vortheilhaft, als daß der Staat sie aufgeben sollte. Für 1884 wurde der Gewinn am Verkaufe desselben (den die Regierung dem Pächter zu bestimmten Preisen liefert) auf Java und Madura allein auf beinahe drei Millionen, die von jenem bezahlte Pacht auf 12 Millionen Gulden angeschlagen; für die anderen Besitzungen lieferte diese Einnahmequelle etwa 3,7 Millionen. Leider würde es uns zu weit führen, wenn wir die einzelnen Einnahmen, die sich aus Patentrechten, Pachten, Kopfsteuer u. s. w. ergeben, eingehender besprechen wollten, was keine ganz leichte Aufgabe ist, da hinsichtlich derselben im ganzen Archipel durchaus keine Einheit besteht.

Ehe wir dazu übergehen, über Landbau und Industrie einige nähere Angaben zu machen, bemerken wir noch, daß der Salzverbrauch auf Java und Madura 1884 944 409 Pikols, à 125 Amsterdamer Pfund, auf den anderen Inseln zusammengenommen noch nicht ganz 200 000 Pikols betrug; das Pikol wurde auf Java zum Normalpreise von 6,72 Gulden verkauft (die Höhe des Preises erfährt in den verschiedenen Besitzungen und für verschiedenen Gebrauch kleine Aenderungen).

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

II. Zum Kilauea.

Ko. Hawaii ist verhältnißmäßig sehr schwach bevölkert, und wer in seinem Inneren reisen und von dem gewöhnlichen Wege, auf welchem er auf Gastfreundschaft rechnen kann, abweichen will, muß sich wie zu einer Expedition in unbewohnte Gebiete ausrüsten. Der Kilauea wird gewöhnlich von Hilo aus besucht, aber diese Stadt liegt auf der Regenseite der Insel, ihre Umgebung ist darum reich bewachsen und für geologische Forschungen sehr wenig geeignet. Landet man dagegen auf der Südseite, von wo aus die Vulkane ebenso gut zugänglich sind wie von Hilo aus, so kann man sicher auf trockenes Wetter rechnen und hat ein wenig bewachsenes Land vor sich, auf dem man die geologischen Verhältnisse in aller Bequemlichkeit studiren kann. Das war für den Geologen entscheidend, und Dutton benutzte darum den wöchentlich nach der Provinz Kau gehenden Dampfer, der ihn in reichlich anderthalb Tagen von Honolulu nach dem Dorfe Waiohinu brachte. Hier fand er gastfreundliche Aufnahme auf der Zuckerplantage Naalehu und konnte mit Hilfe eines dort angesiedelten Europäers die nöthigen Packthiere und Leute miethen; ein Eingeborener, der den ganzen Vulkandistrikt genau kannte, wurde als Führer engagirt und nach sechs Tagen konnte der Reisende aufbrechen, mit einem Zelte, Kochgeschirren und den nöthigen Provisionen für sechs Wochen versehen.

Der Kilauea ist von Naalehu in gerader Linie nur 45 Miles entfernt; der Abhang, ausschließlich von unzähligen über einander ergossenen Lavaströmen gebildet, erhebt sich ganz allmählich und besteht zum Theil aus noch erkennbarer Lava, zum Theil aber ist er verwittert und äußerst fruchtbar geworden. Die Zuckerpflanzung liegt auf einem Gebiete, das seit vielen Jahrhunderten von keinem neuen Ausbruche berührt worden ist, etwa 600 bis 800 Fuß über dem Meere. Wenig weiter nach innen erhebt sich das Terrain rasch bis zu 1800 Fuß und der Abhang der dadurch gebildeten Hügelkette besteht aus Thon mit zwischengeschichteten Lavabetten. Diese Terrassenbildung erstreckt

sich um ganz Süd-Havaii herum, soweit sie nicht durch neuere Lavaergüsse unkenntlich gemacht worden ist; auch die Terrasse, auf welcher Naalehu mit den umgebenden Küstendörfern liegt, hat genau dieselbe Zusammensetzung aus Thon und Lavaschichten und beide beweisen, daß Süd-Havaii zwei bedeutende Hebungen, durch einen langen Zwischenraum getrennt, erfahren hat.

Die Straße von Waiohinu zum Kilauea läuft einige Miles weit der untersten Terrasse entlang, dann senkt sie sich in steilen Windungen hinunter zu dem am Meeresstrande gelegenen Honuapo. Die unterste Terrasse weicht hier ein paar Meilen vom Strande zurück und bietet einen merkwürdigen Anblick, der ganz an die Mesas und Buttes der nordamerikanischen Prärien erinnert. Zwischen diesen Massen sind tiefe Einschnitte, durch welche Lavaströme heruntergekommen sind, die unten in der trockenen Ebene noch schwarz und unbewachsen liegen, während sie je weiter nach oben desto reichere Vegetation tragen, bis sie in der Region der Nebel ganz unter dem Grün verschwinden. Die Lavaströme selbst zeigen zwei weit verschiedene Typen. Der eine, von den Eingeborenen Pahoehoe genannt, ist verhältnißmäßig wegsam; er besteht aus lauter in einander verfließenden Schlackenbuckeln mit rundlicher Oberfläche, als habe man eine Unzahl Kübel mit halbflüssigem Pech dicht neben einander ausgeschüttet. Der andere Typus heißt bei den Eingeborenen A-a und wird von unzähligen scharfkantigen Schollen und Trümmern gebildet, über die kaum fortzukommen ist. Beide Typen finden sich an demselben Lavastrome. So lange die Lava noch heiß ist und rasch, d. h. mit einer Geschwindigkeit von 15 bis 20 Miles stündlich, dahinfließt, bildet sich auf ihr eine Kruste, die aber fortwährend springt und kleinen Strömchen den Durchgang gestattet, welche auf ihr erstarren und zu den einzelnen Buckeln des Pahoehoe werden. Sobald aber die Lava so weit abgekühlt ist, daß sie zähflüssig wird, treten andere Erscheinungen ein; es bildet sich eine feste dicke Kruste, unter welcher die Lava sich, wie das Eis eines Gletschers, langsam weiter bewegt; die Kruste bricht, mengt sich mit der zähen glühenden Masse, es bildet sich eine neue Kruste, die wieder bricht, und so entsteht endlich die schollige Oberfläche des A-a, der „Superlativ von Rauhheit".

Gleich der nächste zu passirende Lavastrom bot ein schönes Beispiel von A-a, aber man hatte eine gute Chaussee hindurchgeführt; er hat seinen ganzen wilden Charakter noch, obschon die Tradition der Eingeborenen nichts über seine Entstehung weiß, und er somit mindestens einige Jahrhunderte alt ist. Ein zweiter Strom ähnlichen Charakters wird passirt, dann kommt die Pflanzung von Hilea und der Terrassenrand. Eine genaue Untersuchung stellt unwiderleglich fest, daß diese alluvialen Thonschichten unmöglich hier 1200 Fuß über dem nahen Meere abgelagert worden sein können; sie sind im Meere gebildet und ebenso die zweite und wahrscheinlich auch eine dritte in ca. 3400 Fuß Höhe gelegene, aber bis fast zur Unkenntlichkeit zerfressene Terrasse. Weiterhin steigt der Weg bei Punaluu noch einmal zum Meere herab. Hier mündet eine der unzähligen Wasseradern, welche alle unterirdisch vom Mauna Loa herabfließen. Auf seiner ganzen ungeheuren Oberfläche findet sich trotz des häufigen Regenfalles kein fließendes Wasser, kleine Sturzbäche nach den allerschwersten Regen ausgenommen; alles Wasser versinkt alsbald und kommt meistens erst unter dem Meeresspiegel zum Vorscheine, an einer Stelle südlich der Insel so stark, daß hier eine Störart, die sonst das Süßwasser aufsucht, ständig vorkommt.

Bei Punaluu verläßt man die Küste und wendet sich dem Berge zu, man marschirt über Pahoehoe, die anfangs mit dünnem, dann aber bei der Pflanzung Pahala mit tiefgrundigem Verwitterungsboden bedeckt ist. Der Rand der ersten Terrasse liegt hier 1600 bis 1800 Fuß hoch und von ihm aus sieht man in geringer Entfernung die etwa 1000 Fuß höhere zweite Stufe. Etwas zur Rechten liegt die Stelle, an welcher 1868 der berühmte große Schlammausbruch von Kapapala erfolgte. Er hat mit dem Vulkane eigentlich nichts zu thun, sondern war ein ungeheurer Bergschlipf; der mit Wasser durchtränkte Thon des steilen Terrassenrandes, durch die schweren Erdbeben von 1868 in seinem Zusammenhange gelockert, gerieth bei einem neuen heftigen Stoße in Bewegung und schoß mit entsetzlicher Geschwindigkeit bergab, so daß keiner von den Bewohnern des Dorfes Kapapala entrinnen konnte. Der Schlamm bedeckt eine Fläche von $2^1/_2$ Miles Länge und $^1/_3$ Mile Breite in einer Höhe von 40 bis 60 Fuß; heute ist er schon wieder überwachsen und bietet eine üppige Weide.

Ein benachbarter Viehhof, Kapapala Ranch, ist der letzte Platz auf dem Wege zum Kilauea, wo man Trinkwasser erhalten kann und ist deshalb, sowie wegen der bekannten Gastfreundschaft seiner Besitzer, eine beliebte Haltestelle für die Touristen, welche die Vulkane besuchen wollen. Hier beginnen die Laven des Kilauea und des Mauna Loa sich zu vermischen. Ersterer wird zwar gewöhnlich nur für ein Anhängsel des Mauna Loa gehalten, ist aber viel unabhängiger von ihm, als man annimmt, was besonders von Süden her deutlich ins Auge fällt. Der Boden tönt häufig hohl und überall sieht man die charakteristischen Tunnelbildungen, wie sie entstehen, wenn ein Lavastrom unter der schon erkalteten Kruste noch langsam weiter fließt; manche davon sind 4 bis 5 Miles lang und 60 bis 80 Fuß weit, andere bilden nur kurze, aber geräumige Höhlen und schrumpfen dann zu einem engen Gange zusammen. Diese Höhlungen sind so zahlreich, daß man sie bei der Berechnung der Gesammtmasse der Vulkane ernstlich in Betracht ziehen muß.

Eine Zeit lang zieht der Weg zwischen den beiden Vulkanen hin. Man trifft hier eine Anzahl Aschenkegel, die auf einer vom Kilauea auslaufenden Radialspalte an einander gereiht sind. Aehnliche Spalten laufen auch nach anderen Seiten von dem Lavasee aus; daß sie vollkommen unabhängig sind von dem Radialspaltensysteme des Mauna Loa, ist auch ein schlagender Beweis für die Selbstständigkeit des Kilauea. Weiterhin verläßt der Weg die Ueberreste der obersten Terrasse und windet sich nun über nackte Pahoehoefelder der Höhe zu. Es ist eine unbeschreibliche Einöde, ringsum nur die nackte braune Lava mit ihrer seltsam geformten höckerigen Oberfläche, ein großartiger, feierlicher, aber trostloser und monotoner Anblick, der sich nur mit dem ersten Erblicken des Meeres oder der Wüste oder eines nordischen Eisfeldes vergleichen läßt. Aehnliche Lavaflächen finden sich nur noch am Snake River in Nordamerika und vielleicht in Island. Ein paar Meilen weiter legt sich ein hoher Damm aus wild zerrissenen Schollen quer über die Pahoehoe, der Rand eines A-a-Feldes, das früher die Erreichung des Kilauea von dieser Seite her sehr erschwerte; es wird von einem Strome gebildet, der vom Mauna Loa 35 Miles weit bis zur Meeresküste bei Punaluu reichte, aber anscheinend schon in vorhistorischer Zeit ergossen wurde. Man hat an seiner schmalsten Stelle, wo er nur ungefähr eine Mile breit ist, einen guten Weg schnurgerade darüber gebahnt, und so gelangen die Reisenden ganz bequem hinüber und folgen seinem Rande einige Stunden lang, bis der Pfad sich ganz direkt dem Kilauea zuwendet. Der Aufstieg ist so ganz allmählich, daß man ihn nur mit Hilfe des Barometers

konstatiren kann. Etwa 12 Miles weiter legt sich wieder eine Barriere in den Weg; der Reisende ersteigt sie durch eine kleine Regenschlucht und sieht sich plötzlich auf einer schmalen Plattform, welche dicht vor ihm gegen 500 Fuß in einen ungeheuren schwarzen Kessel abstürzt; er steht am Rande des Kilauea.

III. Der Kilauea.

Ko. Der Weg von Kau herauf trifft den Kilauea an dem Westrande und zieht um sein Nordende herum nach dem am Ostrande gelegenen Volcano House, wo alle Besucher Nachtquartier nehmen. Schon nach anderthalb Miles steigt man steil empor zum höchsten Punkte des Kilauea-Randes, 4200 Fuß über dem Meere. Hier bietet sich an wolkenfreien Tagen eine wunderbare Fernsicht. Unmittelbar hinter dem Beschauer erhebt sich der Riesendom des Mauna Loa, der vielleicht nirgendwo einen so großartigen Eindruck macht als von hier aus; im Norden ragt, kaum minder großartig, der Mauna Kea und gerade zu Füßen liegt 700 Fuß tief der Boden des Kilauea, eine schwarze dampfende Ebene, aus welcher eine wild zerrissene chaotische Felsmasse vielleicht bis zur halben Höhe des Randes aufragt. Eine schwarze steile Felsenwand umgiebt die Ebene ringsum, aber unmittelbar am Rande beginnt wieder die tropische Vegetation in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht. Aber nur auf einer Seite, denn die lange Achse des Kilauea bildet eine so scharfe Wetterscheide, wie man sie schwerlich zum zweiten Male auf der Welt findet; darum auf der Windseite ewiger Regen und üppiger Pflanzenwuchs, auf der Leeseite öde, dürre Lava.

Aber für diesmal war hier kein Bleiben; Menschen und Thiere bedurften der Ruhe und eilten dem gastlichen Volcano House zu. Erst am anderen Morgen begann die genauere Untersuchung, und auf den ersten Blick fiel dem Geologen auf, daß es sich durchaus nicht um einen Krater im gewöhnlichen Sinne handle, sondern zweifellos um eine Einsturzbildung, welche in Europa nur ein Analogon hat, das Val di Bove am Aetna. Der Makuaweoweo auf der Höhe des Mauna Loa so gut wie das ungeheure Becken auf der Höhe des Haleakala sind genau in derselben Weise gebildet durch den Einsturz der Bergkruste, welche früher ein Lavareservoir überdeckte und durch dessen Durchbruch an einer tieferen Stelle ihren Halt verlor. Dutton schlägt für solche Bildungen den Ausdruck Caldera vor, dessen Annahme sich empfehlen würde. Solche Calderen haben sich nicht auf einmal in ihrer ganzen Ausdehnung gebildet, sondern sind durch Nachstürze immer größer geworden. Auch am Kilauea läßt sich das in der Stufenbildung der Wände erkennen, welche die Anlage von sicheren Pfaden nach der Bodenfläche hinab erleichtert hat.

Dutton fand den Kilauea nicht als den ausgedehnten Feuersee, wie er gewöhnlich beschrieben wird. Fast zwei Meilen weit vom Rande erstreckt sich neugebildete schwarze Pahoehoe, dann erhob sich ein steiler, gegen 100 Fuß hoher Schlackenwall und erst auf seinem Gipfel sah er sich am Rande eines Lavasees von nierenförmiger Gestalt, etwa 450 Fuß lang und 300 Fuß breit, umgeben von senkrechten Wänden von 15 bis 20 Fuß Höhe. Eine schwarze Lavakruste überdeckte die Feuermasse, nur hier und da schimmerte die Gluth durch; die Hitze war durchaus nicht unerträglich. Dann und wann bricht einmal die Gluth durch und die Lava kocht für ein paar Minuten an einer kleinen Stelle, aber bald schließt sich die Oeffnung wieder. Dann bilden sich Risse am Rande, Lava tritt aus, aber auch sie überdeckt bald wieder eine schwarze Kruste. Auf einmal ändert sich die Scene; ein Netzwerk von Spalten überzieht die ganze Oberfläche, Scholle um Scholle versinkt in der Gluth, die ganze Oberfläche wird eine kochende Masse und hebt sich langsam empor, die strahlende Hitze wird unerträglich und zwingt zum Rückzuge. Aber schon nach wenigen Minuten beginnt die Oberfläche matter zu werden, es bilden sich dunkle Schollen und bald ist wieder die ganze Oberfläche schwarz und das Spiel beginnt von Neuem. Ein solcher Vorgang dauert 40 Minuten bis etwa zwei Stunden. Die Erklärung des regelmäßigen Wechsels ist nicht ganz einfach. Gewöhnlich nimmt man an, daß Lava bei einer Temperatur, die wenig über dem Erstarrungspunkte liegt, specifisch am leichtesten ist und dann allmählich schwerer wird; sobald sie vollständig fest geworden ist, kann sie darum nicht mehr auf der flüssigen Masse schwimmen und sinkt unter. Dutton bezweifelt aber, daß die von unzähligen Luftblasen erfüllte feste Lava wirklich schwerer sei als die flüssige und schlägt darum eine andere Erklärung vor. Er nimmt an, daß die obersten paar Zolle der Kruste durch die bei der rafchen Abkühlung gebildeten Luftblasen leicht genug sind, um sich schwimmend zu erhalten, daß aber sich dann an ihrer Unterseite andere Schichten absetzen, die langsamer abkühlen und darum weniger Luftblasen bilden; diese sind darum specifisch schwerer und schließlich wird die Rinde so dick, daß die flüssige Lava sie nicht mehr trägt und sie bricht zusammen.

Auch bezüglich der Bildung von Pele's Haar ist Dutton anderer Ansicht als die meisten Geologen. Gewöhnlich nimmt man an, diese haarförmigen Schlacken bildeten sich, indem die kochende Oberfläche des Lavasees kleine Partikelchen in die Höhe schleudere, die vom Winde ausgezogen und weggeführt werden. Dutton sah sie massenhaft entstehen, obschon die Lava nicht kochte und nur ein schwacher Wind wehte. Er schreibt ihre Entstehung dem entweichenden Wasserdampfe zu; jedes Bläschen nimmt eine Umhüllung von zäher Lava mit empor und zieht sie zu Wolle aus, wenn es von der erhitzten Luft emporgewirbelt wird.

Die Lavaseen des Kilauea wechseln ihre Stelle ziemlich häufig. Der gegenwärtige, als New Lake bekannte, hat sich 1881 gebildet; 1878 war ein größerer am Nordende, dessen Stelle heute nicht mehr bestimmbar ist, 1853 bestanden fünf oder sechs. Heute besteht noch ein zweiter Lavasee, den die Eingeborenen für den Hauptsee ansehen und darum Halemaumau nennen, wie früher der ganze Krater hieß. Er liegt auf der Höhe der oben erwähnten bis zur Hälfte der Umwallung aufragenden Schlackenmasse und ist in ständigem Sieden und Kochen begriffen, so daß sich hier eine Kruste nicht bilden kann. Die Annäherung ist schwierig und gefährlich, da auch die Umgebung eine lebhaftere Thätigkeit zeigt; seine Länge beträgt 1000, seine Breite 600 Fuß. Das Kochen, offenbar durch entweichende, wahrscheinlich schweflige Gase bedingt, findet nur an einigen öfter wechselnden Stellen statt; die sogenannten „blowing cones", verkehrt trichterförmige Schlackenmassen, welche aus einer Oeffnung an der Spitze Dampf ausstoßen, wurden nicht gesehen. Der Halemaumau zeigte überhaupt keine schwimmenden Schlacken.

Ein dritter großer Lavasee, Old South Lake, bestand bis 1880 in der Südecke des Caldera; er ist nun vollständig überrindet, aber nichts weniger als erloschen; aus den Spalten quillt immer noch von Zeit zu Zeit Lava hervor und man muß beim Betreten der Stelle sehr vorsichtig sein.

Eine Vergleichung des heutigen Zustandes mit dem von älteren Besuchern beschriebenen scheint auf eine Abnahme der Feuererscheinungen zu deuten, aber es wäre ein großer Irrthum, wenn man daraus auch auf eine Abnahme der

vulkanischen Thätigkeit schließen wollte. Vor Allem ist die Caldera heute um 400 bis 500 Fuß weniger tief als vor 40 Jahren, die Lavamasse also um eben so viel gestiegen, und kurz nach Dutton's Besuche durchbrach sie die Schlackendecke und verwandelte ungefähr für einen ganzen Monat die Hälfte des Calderabodens in einen ungeheuren Lavasee, indeß ohne daß ein Durchbruch nach außen erfolgt wäre.

Die Caldera des Kilauea wird vom Mauna Loa durch eine Einsenkung geschieden, die allerdings nur 340 Fuß tief ist; sie muß aber schon deshalb als ganz unabhängig von ihm angesehen werden, weil es absolut unmöglich wäre, daß die Lava im Schlunde des Mauna Loa 9300 Fuß höher emporsteigen könnte, wenn sich unten eine kommunicirende Oeffnung befände. Kilauea liegt aber nicht auf dem höchsten Punkte der von ihm aufgebauten Masse, sondern ein paar Miles westlich davon; alte Lavaströme gehen darum auch nicht von dem Caldera, sondern von der Spitze aus, und ebenso die Spalten, auf welchen die Aschenkegel stehen. Hier finden sich auch Bimsstein und andere Auswurfsprodukte, vielleicht die Zeugen des Ausbruches von 1789, welcher in den Traditionen der Kanaken eine große Rolle spielt und bei welchem das Heer des Königs Keoua von Hilo, das zum Angriffe gegen Kau vorrückte, von den Schwefeldämpfen der erzürnten Pele vernichtet wurde. — Am Südende der Caldera klafft ein gähnender Spalt von 12 bis 15 Fuß Weite, in der Umgegend als der 16-Meilen-Spalt bekannt, weil er sich in gerader Linie 16 Meilen weit erstreckt; er trägt zahlreiche Aschenkegel und stößt an verschiedenen Stellen noch Dampf aus.

Weiter östlich liegt eine kleinere, doch immer 1500 bis 1600 Fuß im Durchmesser messende Caldera, Kilauea-iki, Klein-Kilauea genannt, und noch etwas weiter eine zweite, größere, Poli-o-Keawe genannt. Kleinere Einsenkungen finden sich in Menge längs einer Linie, welche bis nach Nanawale am Meere reicht. Hier ist nach der Tradition noch unter der Regierung eines jeden Königs ein Ausbruch erfolgt, der letzte im Jahre 1840; das ganze Gebiet ist nun aber so dicht mit Wald überwachsen, daß genauere Untersuchungen sehr schwierig sind.

Dutton denkt sich die Entstehung des Kilauea in folgender Weise. Eine mächtige Lavamasse ist aus der Tiefe bis nahe an die Oberfläche vorgedrungen, mit oder ohne eigentliche Eruption; die glühende Masse schmilzt einen Theil der oberflächlichen Felsen; sinkt dann ihre Oberfläche plötzlich in Folge eines Lavadurchbruches im tieferen Niveau, so verliert die Decke ihren Halt und ein Theil stürzt ein. Nach dem Aufhören der Eruption steigt die Lava wieder und der Proceß beginnt von Neuem, und der nächste Ausbruch vergrößert die Caldera. Daß der Boden, unter welchem doch zweifellos überall Lava glüht, nicht einsinkt, wie an dem New Lake, scheint davon herzurühren, daß er ausschließlich aus ganz leichter blasiger Pahoehoe besteht.

IV. Der Mauna Loa.

Reisende, welche vom Kilauea aus den Mauna Loa besteigen wollen, gehen gewöhnlich bis Kapapala zurück und benutzen von dort aus einen bequemen Weg. Dutton hatte aber dazu gar keine Lust und beschloß den direkten Aufstieg zu versuchen. Der Weg führt über reiche Grasflächen und durch die charakteristischen Wälder des Koabaums, die früher den Eingeborenen ihre Canoes und jetzt ein gesuchtes Tischlerholz liefern; er herrscht in den Zonen von 4000 bis 6000 Fuß vor und bildet noch ausgedehnte Bestände, hat aber neuerdings sehr durch das verwilderte Rindvieh gelitten, das keinen Nachwuchs aufkommen läßt.

Ein mächtiger rauher Lavastrom zwingt zu einem erheblichen Umwege, auf welchem sein unteres Ende umgangen wird; dann steigt man zu einem Viehhof hinauf, wo eine cementirte Cisterne Trinkwasser für Menschen und Vieh liefert; in der Nähe sind die Ueberreste einer dritten Terrasse noch ziemlich deutlich zu erkennen. Hier in Ainapo machen alle Bergbesteiger Halt, denn hier findet man zum letzten Male Feuerholz, Wasser und Gras beisammen. Das Gehöft liegt in 4200 Fuß Höhe und bietet eine prachtvolle Aussicht aufs Meer hinab. Auch Dutton machte hier Station, um zunächst einmal die Ausbruchsstelle von 1880 zu besuchen. Unter Führung eines eingeborenen Ziegenjägers brach er am anderen Morgen dorthin auf, schlug aber schon in 6700 Fuß Höhe das Lager auf, um zunächst einmal die umliegenden Lavaströme zu erforschen; beim Morgengrauen am nächsten Tage ging es weiter hinauf, immer über kahle Lava, zwischen unzähligen Strömen verschiedenen Alters hindurch. Mit möglichster Vermeidung des A-a, der immer vorherrschender wird, bringt der Führer den Reisenden bis zu 11800 Fuß, aber hier können die Maulthiere nicht weiter und müssen zurückgelassen werden. Etwa eine Meile weiter erreicht man die ungeheure Spalte, aus welcher der Lavastrom von 1880, einer der größten, die je beobachtet wurden, hervorbrach; sie ist bald eng, bald erweitert sie sich zu Höhlen und Löchern, in deren Tiefe man die obsidianartige Lava sieht. Nirgends ist ein Auswurfskegel zu erkennen, die Lava ist ausgeströmt wie eine ruhige Quelle. Sie ist an drei verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten ausgebrochen; der erste Strom floß in den Raum zwischen den beiden Bergen und bedeckte innerhalb dreier Wochen etwa 12 bis 15 Quadratmiles. Etwas später brach ein wenig tiefer der zweite Strom aus und überdeckte einen Raum von 10 Miles Länge und $^1/_2$ bis $^5/_4$ Mile Breite nach Kau hinunter; der Hauptstrom war aber erst der dritte, der wieder etwas tiefer ausbrach und bei einer Länge von 45 Miles und einer Breite von 3 Miles erst ganz kurz vor dem Hafen von Hilo Halt machte. Dem Ausbruch war eine lebhaftere Thätigkeit in der Gipfelcaldera vorausgegangen, ganz wie man dieselbe auch 1855 und 1859 beobachtete; die Ausbruchsstelle liegt etwa 800 Fuß unter dem Boden derselben. Nur wenig weiter nordwestlich liegt die Ausbruchsstelle von 1855, so wenig auffallend, daß man kaum glauben mag, daß aus ihr die Lava ununterbrochen dreizehn Monate lang floß.

Nach einem sehr nöthigen Rasttage in Ainapo brach Dutton zur Besteigung des Gipfels auf; es führt nur ein passirbarer Weg dahin, der ohne Führer nicht zu finden ist, auf dem man aber bis zur Spitze hinaufreiten kann. Man kann die Entfernung, 20 Miles oder 10 Wegstunden, in einem Tage machen, aber Dutton zog vor, zwei Tagemärsche daran zu wenden und an der Vegetationsgrenze zu lagern. In der Waldregion bietet sich überreiche Gelegenheit zur Jagd; alle eingeführten Hausthiere, selbst Pferde und Esel, treiben sich hier verwildert herum, am häufigsten sind Rinder und Ziegen; die gleichfalls sehr häufigen Schweine hält Dutton nicht für verwilderte Hausschweine, sondern für eine einheimische, der indonesischen nächst verwandte Rasse. In nächster Nähe des Lagers, das bei 6700 Fuß aufgeschlagen wurde, gelang es noch am Nachmittag, ein paar Schweine und eine junge Kuh zu erlegen und so die Gesellschaft reichlich mit frischem Fleische zu versorgen.

Am anderen Morgen genügte ein halbstündiger Marsch, um die letzten Spuren der Vegetation hinter sich zu lassen,

und ein fünfstündiger Ritt brachte den Reisenden auf die ausgedehnte Hochfläche, welche den Gipfel des Mauna Loa bildet. Sie hat eine Länge von fünf, eine Breite von vier Meilen, und man hat noch ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen zurückzulegen, bis man an den Rand der Caldera, des Makuaweoweo, gelangt. Die Hochfläche ist rauher und unebener als die Abhänge, kleinere Lavamassen haben sich aus unzähligen Spalten ergossen, aber nirgends sieht man eine Spur von einem Aschenkegel.

Ganz plötzlich steht man an dem senkrechten Rande der Caldera. Der Anblick ist großartiger als der des Kilauea, obschon die Dimensionen etwas geringer sind. 600 Fuß tief stürzen die Felsen ringsum senkrecht ab und nur an einer Stelle ist ein Abstieg möglich. Von vulkanischer Thätigkeit war augenblicklich durchaus nichts zu bemerken, keine glühende Lava, keine Spur von Dampf, der Lavasee völlig überrindet. Aber es waren kaum zwei Jahre seit der großartigen Eruption verflossen, wo der Makuaweoweo Lavamassen bis zu 1000 Fuß Höhe emporschleuderte und die ganze Gegend erhellte, bis die Lava von 1880 durchbrach. Die Caldera ist etwa drei Miles lang, $1\frac{3}{4}$ breit, ihr Boden besteht ausschließlich aus schwarzer Lava, die jedoch nicht in einer Ebene liegt; nur an der Westseite stand ein kleiner Aschenkegel dicht am Rande, erst 1878 entstanden. Am Nordostrande kann man ohne sonderliche Gefahr hinabsteigen, erst am senkrechten Abhange über dem erkalteten Lavasee findet man Schwierigkeiten. Der Boden gleicht im Ganzen dem des Kilauea, nur daß die Lavaseen fehlen; selbst ein dem Poli-o-keawe entsprechender kleinerer Anhang findet sich. Es scheint aber, als ob die Lavamasse selbst nach schweren Ausbrüchen nicht in derselben Weise in die Tiefe sänke, wie man das zu wiederholten Malen am Kilauea beobachtet hat. Freilich vergehen aber auch Jahre, ohne daß Jemand den Gipfel des Mauna Loa besteigt, während Kilauea so zu sagen unter fortwährender polizeilicher Aufsicht steht.

Dutton verbrachte eine Nacht in der Caldera, aber sie erweckte keine Sehnsucht nach einer zweiten. Die Erforschung der Umgegend lieferte ihm den unumstößlichen Beweis, daß auch Makuaweoweo nicht die Folge einer ungeheuren Explosion ist, welche den Gipfel des Vulkans hinwegschleuderte, sondern ein Einsturzbecken, gerade wie Kilauea. Doch finden sich auf der Höhe auch Spuren von zahlreichen Ausbrüchen, die man am Aetna oder Vesuv schon bedeutend nennen würde; sie gelangen oft gar nicht zur Beobachtung, da der Mauna Loa mindestens die Hälfte des Jahres hindurch von einem dichten Wolkenschleier verhüllt ist und sein Gipfel nur selten besucht wird.

Die Wolken beschäftigten den Reisenden auch fast ausschließlich während des Abstieges. Die des Passatwindes erheben sich nur selten über 8000 Fuß, während ihre Unterfläche bis zu 4000 und selbst 2000 Fuß hinabreicht. Ueber ihnen ist die Luft immer heiter und der 100 englische Meilen entfernte Gipfel des Haleakala auf Maui ist vom Mauna Loa aus vollkommen deutlich sichtbar, während man unterhalb des Wolkengürtels selbst auf 15 bis 20 Miles hin eine Insel von der anderen aus nicht erkennt. Zwischen 8000 bis 10000 Fuß herrscht fast konstant Windstille, weiter oben spürt man andere Luftströmungen, meist dem Passat gerade entgegengerichtet; auch Stürme sind hier häufig, aber bis jetzt fehlen noch alle genaueren meteorologischen Beobachtungen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Dem Verlangen Vieler, etwas Zusammenhängendes über diejenigen Gebiete, welche unsere Kolonialpolitik in den Vordergrund des Interesses gerückt hat, zu erfahren, kommen mehrere Publikationen aus dem Verlage von Greßner und Schramm (Leipzig) in erwünschter Weise entgegen, indem sie das in Büchern und Zeitschriften zerstreute Material an Nachrichten und Abbildungen gesammelt und gesichtet vorführen. Namentlich sind es die drei Bände von „Europas Kolonien. Von Dr. H. Roskoschny", welche 1) das Congogebiet und seine Nachbarländer (namentlich Stanley's und Brazza's Reisen und die Errichtung des Congostaates), 2) Südafrika bis zum Sambesi und Kap Frio und 3) Afrikas Ostküste und das Seen-Gebiet behandeln. Der Geograph von Fach findet darin natürlich vielfach Bekanntes aus älterer und neuerer Zeit; für ein großes Publikum wüßten wir augenblicklich keine bessere Zusammenstellung zu nennen. Dasselbe gilt von „Karl Hager, Kaiser Wilhelms-Land und der Bismark-Archipel" desselben Verlages.

— Nach einer Mittheilung von Generalkonsul Playfair (Geol. Magaz. 1885, S. 562) ist ein prachtvolles Marmorlager bei Kleber in der Provinz Oran an der sogenannten Montagne grise gefunden worden, wo sich auf einer Fläche von ca. 1500 Morgen eine ganze Masse der schönsten Marmorvarietäten, weiß, rosenroth gescheckt, auch der prachtvollste Giallo antico finden. Die Brüche gehören einem Italiener in Oran, Namens del Monte.

— Zur Ergänzung der auf S. 157 ff. des laufenden Bandes abgedruckten Mittheilungen über die Buren von Humpata entnehmen wir einem späteren Briefe des Herrn P. J. van der Kellen noch folgende Angaben: Die Kubango-Kommission ist unverrichteter Sache zurückgekehrt, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es ergiebt sich, daß sie nur eine Demonstration zum Zwecke hatte, und daß die Mittel nicht genügten, sich im Umbellalande festzusetzen. Am 31. August kam die Nachricht, daß die Hottentotten einen Einfall in portugiesisches Gebiet gemacht und sich Mossamedes genähert hatten; die Regierung machte keine Anstalten, ihnen entgegenzutreten, sondern ersuchte die Buren, dies zu thun, die jedoch sich herzlich dafür bedankten. Diese Hottentotten sind verwegene Räuber, die in früherer Zeit durch die Buren nach Damraland zurückgedrängt, jetzt aber in der Behandlung der Waffen sehr geübt sind. Die englischen Händler, welche Damraland besuchten, haben sie mit den besten Hinterladern ausgerüstet, haben sie reiten gelehrt und sie dann zur Jagd auf Strauße und Elephanten verwendet. So stehen sie den Buren im Gebrauche von Pferden und Waffen durchaus nicht nach und sind dadurch für die Portugiesen, von denen man nicht dasselbe sagen kann, sehr gefährliche Feinde geworden. Sie haben keine permanente Wohnungen und pflanzen Nichts für ihren Unterhalt; bis vor wenigen Jahren lieferte die Jagd, deren reichen Ertrag sie in der Walfischbai verkauften, reichliche Mittel, um sich Pulver und Blei und, was ihnen noch wichtiger ist, Branntwein und Kaffee anschaffen zu können. Diese Quelle ist jetzt

erschöpft, die Elephanten sind beinahe alle aus der Gegend verschwunden und die Hottentotten sind jetzt auf Raub angewiesen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie ihre Züge gegen eine Kolonie richten, welche anfängt, eine gewisse Entwickelung zu erreichen. — Im nächsten Jahre (1886) wird ein großer Zuzug von Buren aus Transvaal erwartet; die Furcht vor den Schwierigkeiten der Reise scheint dort nicht so groß zu sein als der Wunsch, die gegenwärtige Umgebung zu verlassen. Die Ernte, mit welcher man bei Abgang des Briefes gerade beschäftigt war, machte auf van der Kellen den Eindruck, daß der Ackerbau auf der Hochfläche noch einer bedeutenden Entwickelung fähig sei; Qualität und Quantität des gewonnenen Korns sind sehr bedeutend.

— Die „Berl. Pol. Nachr." geben „auf Grund authentischer Angaben" von der Ausdehnung der neuen deutschen Schutzgebiete über einige Volksstämme in Südafrika folgende Uebersicht: Das Gebiet der Hereros, des nach allen Berichten am höchsten unter jenen Stämmen stehenden Volkes, umfaßt einen fast quadratischen Flächenraum zwischen dem 19. und 23. Grade südl. Br. und dem 15. und 19. Grade östl. L. (von Greenwich). Die Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Hereros, welche den ziemlich ebenen südöstlichen Theil des Gebietes bewohnen, und den Berg-Damaras, oder, wie sie sich selbst nennen, Ihaukoin, welche den gebirgigen nordwestlichen Theil inne haben. Die Hauptstadt Okahandya, Residenz des Maherero, in welcher der deutsche Reichskommissär für das südwestafrikanische Schutzgebiet, Dr. Goering, den Vertrag mit dem Herrscher abschloß, liegt in dem eigentlichen Hererogebiete, ziemlich nahe an der Grenze des bereits längst unter deutschem Schutze stehenden Namaqua-Landes, an den Ausläufern des Gebirges. Südlich vom Hererolande liegt das bedeutend kleinere Gebiet der Bastards von Rehoboth, zu beiden Seiten des Wendekreises des Steinbocks, von welchem es ungefähr in der Mitte durchschnitten wird, etwa zwischen dem 16. und 18. Grade östl. L. und dem 24. und 26. Grade südl. Br. Noch weiter südlich liegen die Gebiete der Namaqua in Gibeon (24. bis 25. Grad südl. Br. und 18. Grad östl. L.), deren Häuptling sich Moses Witboi nennt, und der Namaqua von Berseba (23. bis 25. Grad südl. Br. und 17. bis 18. Grad östl. L.). Das Oberhaupt des letzteren Stammes, Jakobus Izaak, hat sich bereits am 28. Juli 1885 unter deutsches Protektorat gestellt. Das umfangreichste aller dieser Gebiete ist dasjenige des rothen Volkes, dessen Häuptling, der Kapitän Manasse, zu Hoachanas residirt. Das rothe Volk hat die Landstriche inne, welche die vier oben beschriebenen Gebiete im Osten in einem großen Bogen umfassen, und welche sich etwa als ein nach Westen gebogenes Horn darstellen, dessen Basis auf dem Namaqua-Lande ruht, während seine Spitze, das Herero-Land umschließend, bis an das Ovambo-Land heranreicht. Seine östliche Grenze läuft von der nördlichsten Biegung (zu West) des Oranje-Flusses, sich bis über den 22. Grad östl. L. hinaus in die Kalahari-Wüste hineinziehend und den 20. Grad östl. L. ungefähr unter dem 19. Grade südl. Br. schneidend, bis etwa zum 17. Grade östl. L., nördlich vom Ovambo-Flusse. Allerdings liegt dieses Gebiet zu einem Theile in der englischen Interessensphäre, es werden also dort, wie es auch der siebente Punkt des Vertrages vorsieht, noch genauere Grenzbestimmungen nothwendig werden, wie denn überhaupt die Gebiete aller dieser, zum größten Theil nomadisirenden Stämme bisher durchaus nicht feste Grenzen aufwiesen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der letzte Census der Hawaiischen Inseln vom Jahre 1884 hat nach „Nature" im Vergleiche zu demjenigen von 1878 einige bemerkenswerthe Resultate ergeben. In diesen sechs Jahren haben sich die unvermischten Eingeborenen von 44 088 auf 40 014 vermindert, die Mischlinge dagegen von 3420 auf 4218 vermehrt. 1878 zählten die chinesischen Einwanderer nur 5916 Köpfe, 1884 aber das Dreifache: 17 931. Alle anderen Bestandtheile der Bevölkerung haben gleichfalls zugenommen: die portugiesischen Arbeiter von 436 auf 9377, die Einwanderer aus den Vereinigten Staaten von 1276 auf 2066, die britischen Unterthanen von 883 auf 1282, die Deutschen von 272 auf 1600 u. s. w. Die Zahl der im Archipel von fremden Eltern geborenen Kinder wuchs von 947 (1878) auf 2040 (1884), die Gesammtbevölkerung von 57 985 auf 80 578, trotzdem die Eingeborenen in den sechs Jahren um etwa 10 Proc. abgenommen haben. So haben wir hier das friedliche Erlöschen einer Rasse anscheinend in Folge von Naturgesetzen vor Augen. Die Hawaiier regieren sich selbst unter einem einheimischen Souverän und unter ihren gewohnten Bedingungen, und doch verschwinden sie reißend rasch, einfach in Folge der Anwesenheit anderer Stämme, ohne Krieg oder irgend eine andere der Ursachen, welchen man gewöhnlich den Verfall der Völker zuschreibt. So bieten die socialen Verhältnisse jenes Archipels gerade jetzt in mehrfacher Hinsicht ein interessantes Studium dar.

Nordamerika.

— Der englische Geologe Mellard Reade macht in seiner Eröffnungsrede in der geologischen Gesellschaft in Liverpool darauf aufmerksam, daß die von den amerikanischen Beobachtern herausgerechnete Periode, innerhalb deren der Mississippi sein Flußgebiet um einen Fuß erniedrigt, mit 6000 Jahren um mindestens ein Viertel zu lang gegriffen ist, da man dabei nur die dem Wasser mechanisch beigemengten Substanzen in Betracht gezogen hat. Rechnet man auch die gelösten Stoffe mit, so genügen schon 4500 Jahre, um das Land um einen Fuß zu erniedrigen.

— In Guanajuato in Mexiko, wo seit Menschengedenken kein Schneefall vorgekommen ist, fielen nach einer Mittheilung im „American Naturalist" am 5. Februar dieses Jahres bei + 4 bis 5° C. binnen wenigen Stunden 8 Zoll Schnee.

— Schon in den alten Zeiten vor der spanischen Eroberung war nach Dr. O. Stoll (Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883) der Kakao ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer gewesen. Linguistische Gründe machen es höchst wahrscheinlich, daß der Gebrauch des Kakao sich von Mexiko aus zu den Maya-Stämmen von Centralamerika verbreitet habe. Im mexikanischen Nahuatl bedeutet Cacanatl die Kakaobohne, und die sämmtlichen, in den Sprachen der Maya-Familie gebräuchlichen Ausdrücke für Kakao sind bloß Verstümmelungen dieses mexikanischen Wortes. Kakaobohnen dienten in den vorspanischen Zeiten als Münze, und heute noch bedienen sich die Indianer vieler Gegenden bei ihren kleinen Handelsgeschäften häufig derselben als Scheidemünze, wobei etwa 16 Bohnen für einen Cuartillo (¼ Real = 16 Centimes) gerechnet werden. Acht Bohnen gelten als „Racion".

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXI. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländisch-Indien im Jahre 1886. I. — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. II. III. IV. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 29. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

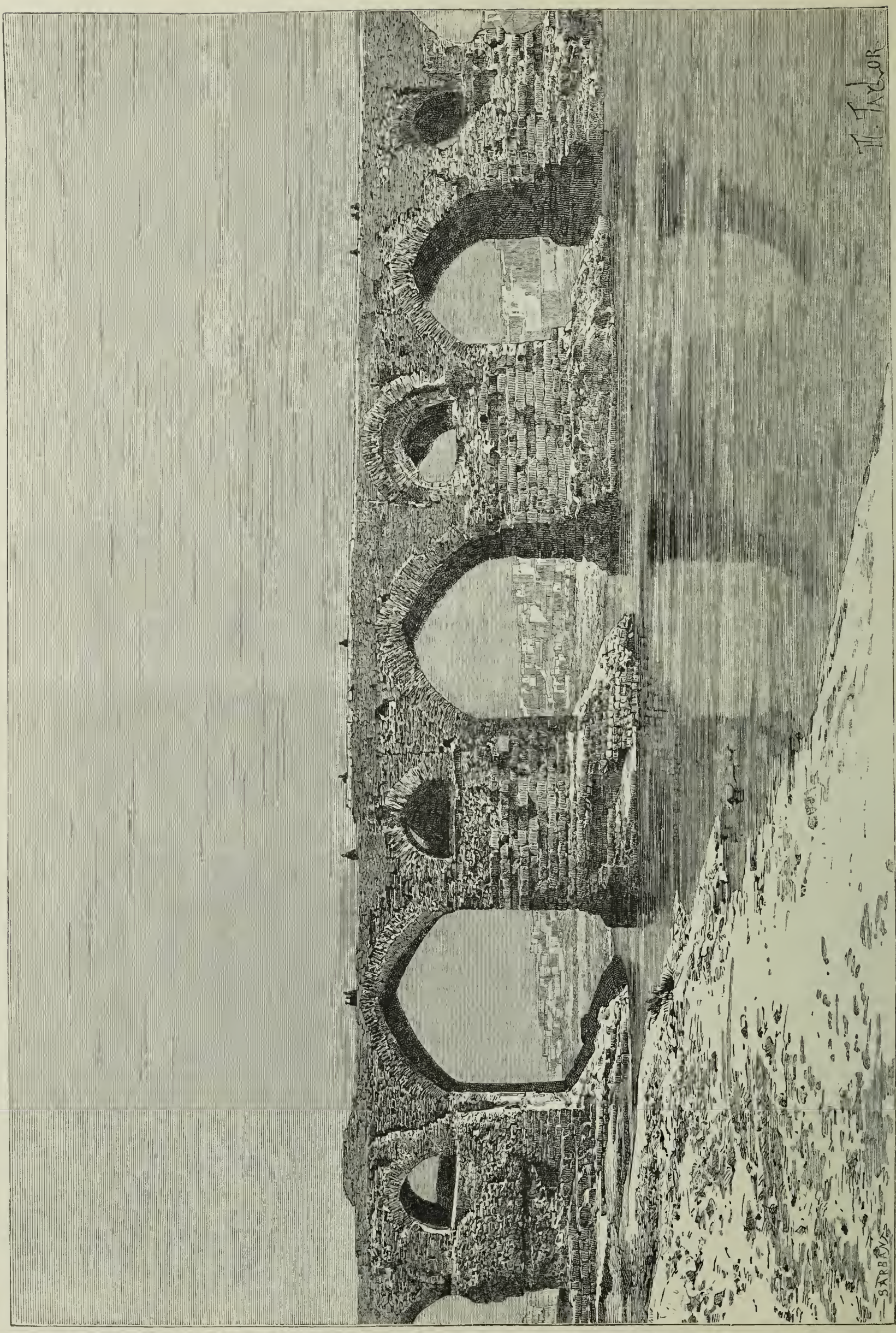
Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Rings um das Lager des Lurenhäuptlings Mohammed dehnen sich weite Getreidefelder und grüne Weiden aus; weiterhin zeigen sich längs der von Karawanen belebten Straße nach Dizful zahlreiche Dörfer, deren Gärten die Fruchtbarkeit des Bodens beweisen, welchem vielfach nur die Arbeit des Ackerbaues und die Bewässerung fehlt. So zogen sie von Oase zu Oase hin, bis sich Dizful ihren Blicken darbot. Die Stadt liegt an dem aus den Bergen Luristans herabkommenden Ab-Dizful und zieht sich amphitheatralisch auf einem sehr steil abfallenden Ufer hin; ihr Anblick ist ein überaus freundlicher. Schon lange, ehe die Karawane sie erreichte, erfreuten sich die Reisenden an ihren von der Abendsonne beschienenen Gärten, den übereinander aufsteigenden Terrassen der Häuser und der großartigen Brücke, der die Stadt ihren Namen verdankt (diz = Festung, pul = Brücke, also Dizful = Festungsbrücke). Dieses Bauwerk, den Angaben der persischen Geschichtsschreiber zufolge von Ardeschir Babegan ausgeführt, besteht aus riesigen Pfeilern, welche nach römischer Art aus Gußmörtel mit einer Ueberkleidung von Hausteinen errichtet sind, während die ältesten aus Ziegeln erbauten Bogen in ganz persischem Stile auf die Zeit Sultan Saladin's zurückgehen.

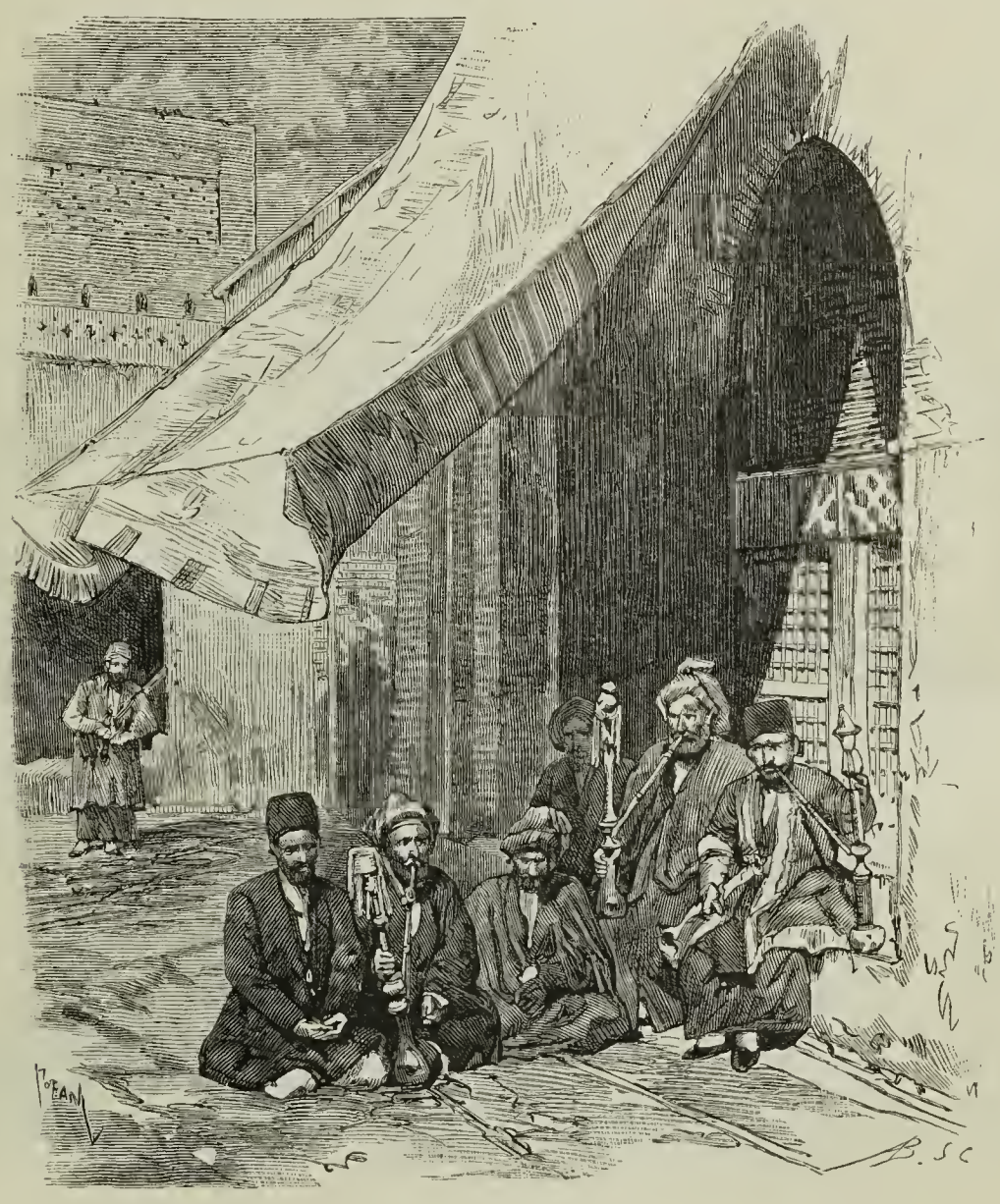
Bei vollkommener Nacht ließen die Reisenden ein großes plumpes Gebäude, die Sommerresidenz des Gouverneurs, zur Linken und betraten die Brücke. Das am anderen Ende derselben gelegene Stadtthor war schon seit Sonnenuntergang geschlossen und der Wächter weigerte sich, es zu öffnen. Marcel Dieulafoy reichte also zunächst dem letzteren ein Trinkgeld hinüber, aber dieser fand dasselbe ungenügend und gab es mit würdevoller Geste zurück, in der Hoffnung, daß es vergrößert würde. „Das Thor" — sagte er — „wird bei Sonnenaufgang geöffnet werden; laß mich schlafen." „Du findest das Geschenk zu klein?" schrie Marcel, indem er mit dem Kolben seiner Flinte gegen das Thor schlug. „In einer Viertelstunde wirst du mich umsonst zum Statthalter führen. Inzwischen laufe zum Hakim und bringe ihm diesen Brief Sr. Hoheit Zelle Sultan; die Leute im Palaste werden dir schon sagen, ob du klug gehandelt hast!" Durch diese Drohung eingeschüchtert, nahm der Wächter das Schreiben, prüfte das Siegel, wurde plötzlich milde gestimmt und reichte den Begleitern des Reisenden zur Beruhigung eine brennende Wasserpfeife hinaus. „Entschuldige mich, Excellenz, das Land wird von Räubern unsicher gemacht. Ich glaubte, es mit Beni Lâm zu thun zu haben. Gleich suche ich die Schlüssel." Damit entfernte er sich. Inzwischen stellte sich ein Genosse von ihm ein und bettelte: „Excellenz, schenke einem Unglücklichen, der im ersten Schlafe gestört worden ist, ein kleines Bakschisch!" „Erst öffnen" — war die Antwort — „dann wollen wir weitersehen." Und dann öffnete sich das alte Thor, in seinen Angeln knarrend, um die kleine Karawane einzulassen und mit ihr zugleich einige Kohlenbrenner, welche gleichfalls zu spät gekommen waren und sich schon darauf gefaßt gemacht hatten, die Nacht auf ihren Bündeln gelagert hinzubringen.



Dizful und seine Brücke.

Wie ihm vorausgesagt worden war, führte nun der Thorwächter die Ankömmlinge durch die schmutzigen, gewundenen Straßen von Dizful; die Thiere wateten in dem Rinnsteine, der die Mitte der Gassen einnimmt, die Fußgänger drückten sich auf einem schmalen Steige an den Häusern entlang, aber alle erreichten schließlich ihr Ziel. Das prinzliche Siegel verschaffte den Reisenden ein gut verwahrtes Zimmer, das ihnen nach den im Sumpfe und unter den Zelten der Beni Lâm verbrachten schrecklichen Nächten doppelt wohnlich und gemüthlich erschien. Die nächsten Tage goß ohne Aufhören der Regen vom Himmel herab und erlaubte es den Reisenden nicht einmal, auf die Terrasse des Hauses zu steigen und von dort aus dem Ruinenhügel von Susa wenigstens einen Blick aus der Ferne zuzusenden. So vertrieben sie sich die Zeit dadurch, daß sie mit ihren Wirthen Höflichkeiten austauschten.

Arabistan, eine der wichtigsten Provinzen des südwestlichen Persiens, wird gegenwärtig von einem Oheim des Schahs, Heschtamet Saltane mit Namen, regiert, welcher seine Residenz in jeder Jahreszeit verlegt. Die meiste Zeit wohnt er in Schuster, im Frühlinge aber kommt er nach Dizful, wo die Temperatur kühler ist, als in seiner Winterresidenz. Während seiner Abwesenheit ist die Verwaltung der Stadt einem Stellvertreter (Najeb Lukumet) anvertraut. Dieser Untergouverneur, begleitet von seinen Mirzas oder Sekretären, stellte sich den Reisenden zur Verfügung und suchte sie zu überreden, in Dizful das Ende der Regenzeit abzuwarten. Wie er den Fremden mittheilte, wäre die



Die Mirzas (Sekretäre) des Statthalters von Arabistan.

Stadt im Aufschwunge begriffen und verdiente viel eher als das verfallene Schuster Hauptstadt von Arabistan zu sein. Die Bevölkerung hätte sich seit einigen Jahren verdoppelt und der Handel eine Ausdehnung und Entwickelung genommen, von welcher bei Schuster nie die Rede sein könnte. In den fruchtbaren Ebenen der Umgegend erzielte man mühelos die schönsten Getreideernten, die Heerden lieferten eine durch ihre Feinheit berühmte Wolle, und die gut rentirende Indigokultur versorge zahlreiche Färbereien, welche bei aller Ursprünglichkeit den Webern die Faden lieferten zur Fabrikation der blau und weißen Tschader, die von den Frauen des gemeinen Volkes und der mittleren Klassen getragen werden. Weiter lobten die Mirzas das „süße" Wasser des Ab-Dizful, die Kühle der Zirzamin (unterirdische Wohnräume), welche in dem Konglomerate, auf welchem Dizful erbaut ist, angelegt sind, und vor Allem die unvergleichliche Straßenpolizei, die Reinlichkeit der Stadt, mit welcher es freilich nicht viel auf sich hat. Wenn nicht die winterlichen Regengüsse die Straßen in Gießbäche verwandelten und allen während des Sommers aufgehäuften Unflath mit hinwegspülten, würde wohl auch Dizful darin anderen Städten des Orients vollkommen gleichen. In Wahrheit wird Dizful erst dann eine blühende Stadt werden, wenn es auf persischer Seite mit dem persischen Meerbusen oder auf türkischer Seite mit dem Tigris in regelrechte Verbindung gebracht wird. Verdankt nicht z. B. Amara sein Dasein und seinen Wohlstand den Karawanen, welche kühn genug sind, den Beni Lâm, der Wüste, dem Bitterwasser und den Sümpfen Trotz zu bieten?

Beim Abschiednehmen fragte der Najeb Mme. Dieu-

lafoy, ob es ihr vielleicht angenehm wäre, seinen Anderun (Harem) zu besuchen, und gab ihr, nachdem sie die Frage bejaht hatte, seinen Sohn als Führer mit, der seine Sache vortrefflich machte. Es war merkwürdig zu sehen, wie dieser kleine Ceremonienmeister die Fremde unter tausend Vorsichtsmaßregeln über die mehr oder weniger unsicheren Terrassen, welche alle Häuser der Stadt unter einander in Verbindung setzen, führte und, nachdem er sie in das Anderun eingeführt, keine einzige der so verwickelten Etikettevorschriften vergaß, z. B. den Frauen Stillschweigen gebot, wenn ihre Unterhaltung zu lebhaft wurde, und sie gebieterisch zurückwies, wenn sie sich dem Besuche allzu sehr nahten.

Der erste Besuch galt der ältesten unter den Frauen des Untergouverneurs, der Bibi Scham Sedschn. Beim Eintritte der Französin erhob sich dieselbe, ergriff ihre Hand, führte sie zum Zeichen der Achtung an ihre Stirn und wünschte ihr „chosch amadid" (Willkommen). Dann wies sie ihr einen großen hölzernen Sessel, der in der Mitte des Zimmers stand, zum Sitze an. Dieses Möbel hat seine Geschichte. Gebaut wurde es zu Ehren von Sir Kennet Loftus, als er vor etwa drei Jahrzehnten der mit der Absteckung der türkisch-persischen Grenze beauftragten Kommission präsidirte. Nach seiner Abreise gerieth der „Tacht" oder Thron, wie ihn die Damen von Dizful bezeichnen, in Vergessenheit, und nur bei Ankunft von Europäern wird er aus dem Staube hervorgesucht, um für kurze Zeit einmal wieder seine ursprüngliche Bestimmung zu erfüllen.

Mme. Dieulafoy nahm gravitätisch Platz, und Scham Sedschn nebst ihren zahlreichen, aus dieser Veranlassung

Indigofärberei bei Dizful.

versammelten Freundinnen hockten sich um den Besuch herum und dann erfolgte ein dreimaliger Austausch von Fragen nach der kostbaren Gesundheit der anderen Partei. Bibi erklärte, sie sei Morgens mit heftigen Kopfschmerzen erwacht, aber die Freude, die französische Dame bei sich sehen zu können, habe dieselben vertrieben. Der enthusiastische Beifall der persischen Damen zeigte, wie sehr diese wohlgedrechselte Phrase dem persischen Geschmacke entsprach. Da Mme. Dieulafoy dieselbe nicht zu überbieten vermochte, begnügte sie sich damit, eine dankende Verbeugung zu machen.

Bibi Scham Sedschn ist eine Perserin, wie ihre undurchbohrten Nasenflügel zeigen; als verständige Frau versteht sie es, ihre entschwundenen Reize durch eine angenehme Unterhaltung zu ersetzen, und sie findet keinen Gefallen an den Plattheiten, mit welchen Europäerinnen sonst in den Andernns traktirt werden. Leider steht ihre Bildung nicht auf der gleichen Höhe, wie ihr guter Wille; die einfachsten Begriffe in der Geographie fehlen ihr. Von Farangistan hat sie wohl gehört, und daß dort die ungläubigen Engländer und Russen hausen, die Schweinefleisch essen und Schnaps trinken; aber der Name Frankreich ist ihr unbekannt geblieben. Beim Anblicke der kurzen Haare, welche Mme. Dieulafoy trug, glaubte sie, daß Allah nur den Perserinnen lange, weiche Zöpfe verliehen habe, um seine treuen Anhänger damit zu erfreuen, und die blonde Farbe hielt sie für das Produkt irgend welcher Zauberei, denn sie kam ihr, wie allen Perserinnen, die pechschwarzes Haar hatten, unnatürlich vor. Vergeblich versuchte die Französin ihr klar zu machen, wie lästig langes Haar auf einer großen Reise sei; aus naheliegenden Gründen verzichtete sie darauf, auf

die Gefahr des Ungeziefers hinzuweisen. „Aber warum muß man sich denn täglich kämmen?“ — erwiderte Bibi Scham Sedschu erstaunt — „wöchentlich einmal, wenn man ins Bad geht, reicht doch vollkommen aus!“

Nun wurde Thee gebracht; die erste Tasse wurde dem Gaste gereicht, die zweite ihrem Führer, dem Sohne des Untergouverneurs, der sie als Angehöriger des männlichen Geschlechtes ruhig hinnahm und nicht daran dachte, sie der Frau seines Vaters oder deren Freundinnen anzubieten. Zuletzt probirten sämmtliche Damen den weißen Helm der Französin auf, bewunderten sich in einem Stückchen Spiegel und wollten sich dabei vor Lachen ausschütten; dann brach Mme. Dieulafoy auf, um, wenn möglich, in einem Tage den Besuch der vier Anderuns, wo sie erwartet wurde, abzumachen.

„Nun gehen wir zu meiner Mutter!“ sagte vergnügt ihr junger Führer, nachdem er den Lehnsessel einem Diener hatte aufladen lassen, damit er ihn vorantrüge.

Matab Chanum ist eine Araberin; man braucht sie selbst gar nicht zu sehen, um das zu wissen, denn als echte Tochter ihres Stammes hält sie ihre Vollblutstuten im Hofe des Hauses, um sie niemals aus dem Auge zu verlieren. Unmittelbar hinter dem Stande einer schönen Zuchtstute führt die Treppe zu ihrer Wohnung empor. Dieselbe gleicht derjenigen der Bibi Scham Sedschu und ist mit einem gewissen Luxus ausgeschmückt, z. B. mit prächtigem chinesischem Porcellan aus der Zeit des Schah Abbas, neben welchem sich eine Suppenschüssel von englischem Steingute nicht sonderlich gut ausnimmt. Der Lehnsessel wird auf einen feinen kurdischen Teppich neben einen Webstuhl gestellt und Mme. Dieulafoy nimmt Platz. Matab Chanum füllt ihre Muße nämlich damit aus, jene großen Netze aus rother oder gelber Seide, wie sie die Frauen dort um Kopf und Brust tragen, zu weben. Sie ist klein, mager, von brauner Hautfarbe, wenig verführerisch, aber als Mutter des einzigen Erben des Hauses erfreut sie sich unbestrittenen Vorranges vor allen anderen Weibern ihres Gatten. Ihre Laune war damals um so mißlicher, als sie gerade eine sehr schöne und gefährliche Nebenbuhlerin erhalten hatte; aber ihr Blick wurde heiter, so oft er auf ihren Sohn, „die Erquickung ihrer Augen“, fiel. Natürlich lobte Mme. Dieulafoy die Liebenswürdigkeit und die gute Erziehung ihres kleinen Führers, und da erfuhr sie von der erfreuten Mutter, daß auch die Mollahs von der Intelligenz Messaud's überrascht wären. „Dies Kind ist bestimmt, eine der Stützen des Staates zu werden. Kaum zehn Jahre alt, weiß es schon mehrere Kapitel des Korans und die schönsten Stücke unserer klassischen Dichter auswendig.“

Als Mme. Dieulafoy sich zum Fortgehen anschickte, hielt Matab Chanum sie an der Thür fest und fragte: „Warum gehen Sie unbedeckten Hauptes? Sie müssen ja frieren und dann — ist es sehr unpassend.“ „Spotten Sie über mich?“ „Nein gewiß nicht. Aber unser Prophet hat den Frauen verboten, ihre Haare sehen zu lassen und darum mit bloßem Kopfe zu gehen.“ Das halten dieselben Frauen für unanständig, welche bei der geringsten Bewegung bald den Busen, bald den Bauch und bald die Beine zu entblößen sich nicht scheuen.

Matab Chanum.

Um Bibi Dordun, die Favoritin des Unter-Gouverneurs und Nebenbuhlerin Matab Chanum's, zu besuchen, mußte Mme. Dieulafoy von den Terrassen herabsteigen und ein anderes Quartier aufsuchen. Denn ein guter mohammedanischer Eheherr muß mit Schlangenklugheit darüber wachen, daß er seinen zahlreichen Gattinnen keine Gelegenheit bietet, ihre schmutzige Wäsche im Beisein der lieben Nachbarschaft waschen zu können. So durchwanderte die Französin denn einige Straßen, die zum Theil durch die Trümmer von während der letzten Regenzeit zusammengestürzten Häusern versperrt waren, und erreichte das dritte Anderun, dessen Insassin, Bibi Dordun, in der That unter allen Frauen, die Mme. Dieulafoy in Dizful gesehen hatte, einzig dastand. Obwohl von arabischer Abstammung, war sie doch von weißer Hautfarbe; Haare und Augen schwarz wie Elfenbein, der Mund granatroth, aber zu dick, die Zähne prachtvoll weiß. Ihr Anzug war von ausgesuchter Zierlichkeit: rother Brokatrock, eine Kappe aus indischem Kaschmir, darunter ein mit kostbaren Perlen zusammengeknotetes Netz, ein Bombayer seidenes Halstuch, ein mit Perlen bedeckter Nasenring, ein Talisman aus Perlmutter mit Gold eingelegt, Armbänder von großen Bernstein- und rothen Korallenkugeln und an beiden Knöcheln wahrhafte, bis zur Wade hinaufreichende Halbstrümpfe aus bunten Perlen, von denen eine Frange aus Rubinen auf die nackten Füße herabhing.

Bibi Dordun erwartete ihren Besuch im Erdgeschosse ihres Hauses, führte ihn dann in das Obergeschoß, schloß die Thür sorgfältig hinter sich und begann dann ruhig süße Limonen auszusaugen, während draußen an 20 ihrer Freundinnen ungeduldig harrten und neugierig nach dem Anblicke der Europäerin verlangten. Anfangs riefen sie den Namen

ihrer Freundin, dann kratzten sie leise an der Thür, bis Bibi Dordun die Geduld riß, sie die Thür aufriß und den flüchtenden unbequemen Besucherinnen ein Paar Pantoffeln nachwarf. Dann schüttete sie der Fremden ihr Herz aus; sie besitze die ganze Liebe und das Vertrauen ihres Eheherrn und werde darum von Matab Chanum eifersüchtig verfolgt; fünfmal sei sie Mutter geworden, aber stets von Mädchen. Jetzt nahe ihre sechste Entbindung heran und nun wolle sie von der klugen Europäerin, die so gescheut sei wie ein Mollah, wissen, ob es der ersehnte Sohn sein und ob sie dadurch in der Familie die bisher von Matab Chanum besessenen Rechte erhalten werde. Mme. Dieula-

Bibi Dordun.

foy bejahte das ohne Anstand; traf ihre Prophezeiung ein, so stieg das Ansehen der Europäer; wenn nicht, nun so hatte sie der Bibi Dordun wenigstens einige frohe Tage bereitet.

Der kleine Messaud wollte seiner Pflicht gründlich nachkommen und die Französin nun in das vierte Anderun führen. Aber dieselbe hatte schon zu viel Tassen Thee und Kaffee, Süßigkeiten und Früchte genießen müssen, hatte den persischen Damen so oft ihren Helm, ihre Jacke und selbst ihre Schuhe zum Anprobiren geliehen, daß sie sich nach Ruhe sehnte und in ihre Behausung zurückkehrte. Inzwischen hatten sich die Wolken zertheilt, die Sonne schien wieder vom Himmel herab und so wurden für den folgenden Tag (14. Januar) alle Anordnungen zum Besuche der Ruinenstätte von Susa getroffen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Metzger.

II.

Bei Beurtheilung der wirthschaftlichen Verhältnisse der holländischen Besitzungen in Asien darf man zwei Kardinalpunkte nicht aus dem Auge verlieren, einmal, daß, wenn dort von Industrie gesprochen wird, gewöhnlich nur der Landbau gemeint wird, zweitens aber, daß auch jetzt noch unter allen Plantagenbesitzern die Regierung in erster Linie genannt werden muß. Es ist bekannt, daß die Kompagnie, später seit Anfang dieses Jahrhunderts der Staat lange Zeit eigentlich nur Handel in tropischen Produkten getrieben hat; die Anpflanzung selbst hat er erst seit 1830 in großem Maßstabe selbst in die Hand genommen und seit jener Zeit hat er sich gleichzeitig auf den Standpunkt des Händlers und des Groß-Industriellen gestellt. Jedoch hat heutzutage die Privat-Industrie eine Ausdehnung gewonnen, die sie zu einem sehr ansehnlichen Faktor für die wirthschaftlichen Zustände des Landes macht.

Des besseren Verständnisses wegen wollen wir hier kurz zusammenfassen, in welcher Art Privatpersonen Besitz dort erwerben und ländliche Unternehmungen begründen können, wenn wir damit allerdings auch auf frühere Vorgänge zurückgreifen müssen. Die alte ostindische Kompagnie hatte schon den Anfang gemacht, kleinere und größere Grundstücke in der Nähe von Batavia zu verkaufen, doch erst im Anfange dieses Jahrhunderts fingen solche Verkäufe in großem Maßstabe an. Durch dieselben gingen die Ländereien mit ihren Bewohnern in die Hände des neuen Eigenthümers — meistens eines Europäers oder Chinesen — über, d. h. die Insassen waren verpflichtet, ihm in ebensolcher Weise, wie sie es dem Landesherrn (resp. der holländischen Regierung, wo sie an die Stelle desselben getreten war) gethan, Dienste zu leisten; der Landherr darf jedoch diese verpflichteten Dienstleistungen nicht im Interesse seiner für den europäischen Markt bestimmten Anpflanzungen verwenden. Später, als nach dem Pariser Frieden der neue König der Niederlande wieder in den Besitz der Kolonie getreten war, hätte man gern den veräußerten Besitz wieder erworben, konnte jedoch nur in sehr beschränktem Maße diesen Wunsch zur Ausführung bringen. In den Ländern der sogenannten unabhängigen Fürsten, des Sultan von Djokja und des Susunan von Solo, hatten und haben noch Europäer in ähnlicher Weise Grundbesitz, aber nur in Pacht bekommen, wobei ihnen außer dem Gebrauche der von den Eingeborenen nicht benutzten Ländereien auch die Dienste der letzteren sogar im Interesse der für den europäischen Markt bestimmten Anpflanzungen zugesichert sind; in beiden Fällen sind jedoch einzelne, sogenannte souveräne Rechte der holländischen Regierung resp. dem eingeborenen Fürsten vorbehalten.

Nach dem Jahre 1830, seit Einführung des viel genannten Kultursystems van den Bosch, suchte man Europäer im Allgemeinen von dem Inneren des Landes fern zu halten; ganz war dies jedoch nicht möglich, da man ihrer Hilfe bedurfte, um die durch die Eingeborenen gepflanzten Produkte für den europäischen Markt vorzubereiten. Man mußte ihnen die Mittel zu den nothwendigen Einrichtungen vorschießen und Mancher hat da mit Staatshilfe ein ungeheures Vermögen erworben. Seit 1848 wurde mehr und mehr gegen das Kultursystem angekämpft, zum Theil wohl aus Mitgefühl für die unterdrückten und mißhandelten Javanen (von anderen Inseln war in wirthschaftlicher Beziehung damals kaum die Rede), zum Theil aber auch, weil die großen Schätze, welche manche Kontraktanten auf so leichte Weise gewonnen hatten, reizten und man durch eine Aenderung des Systems den, wie man glaubte, unerschöpflichen Reichthum, welchen der Boden barg, Vielen zugänglich zu machen hoffte. Die Regierung konnte schließlich dem Drängen keinen längeren Widerstand bieten; nachdem schon im Jahre 1838 ein Entwurf dazu gemacht war, erhielt endlich im Jahre 1853 der General-Gouverneur die Ermächtigung zur Verpachtung von Ländereien, welche dem Staate gehörten (abgesehen von den aus dem Vorhergehenden sich ergebenden Ausnahmen wird aller Grund und Boden als Staatsdomäne betrachtet), an Europäer, insofern diese Ländereien weder von der einheimischen Bevölkerung benutzt wurden, noch für Regierungsanpflanzungen geeignet schienen. Die Pachtzeit wurde auf 20 Jahre festgesetzt. Bald jedoch erkannte man, daß dieser Zeitraum zu kurz sei und nach vielem Streiten wurde 1870 bestimmt, daß derartige Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht gegeben werden konnten. Verkauft werden grundsätzlich nur kleinere Grundstücke, besonders als Bauplätze. Unter Umständen kann der europäische Pflanzer auch mit der eingeborenen Bevölkerung Pachtverträge schließen, durch welche sie ihm den Gebrauch ihrer Grundstücke ganz oder zum Theil überläßt.

So sind im Allgemeinen augenblicklich die Verhältnisse auf Java; auch auf einigen anderen Inseln haben sich Europäer unter ähnlichen Umständen, wie die oben angedeuteten, niedergelassen, während die Regierung nicht allgemein zugleich als Pflanzer und Engros-Händler auftritt und namentlich in der zuerst genannten Eigenschaft nicht überall die großen Vortheile genießt, deren sie sich auf Java erfreut.

Eine eigentliche Konkurrenz der Regierung und der Unternehmer, insofern von einer solchen gesprochen werden kann, besteht bloß auf Java. Der Staat läßt da nur noch die gezwungene Kaffeekultur fortbestehen (die verhältnißmäßig unbedeutenden Reste der Zuckerkultur werden innerhalb weniger Jahre — 1890 — verschwunden sein); außerdem betreibt er seine Chinaanpflanzungen mit freiwilligen Arbeitern. Der Natur der Sache nach hat die Regierung dem Privat-Unternehmer gegenüber sehr große Vortheile auf ihrer Seite: sie überläßt ihm nur den Boden, den sie für ihre eigenen Zwecke nicht nöthig hat (doch giebt es hiervon, wie schon erwähnt, Ausnahmen); sie verfügt uneingeschränkt — denn Niemand, der mit indischen Zuständen bekannt ist, wird den hierüber bestehenden gesetzlichen Vorschriften eine besonders hohe Bedeutung beilegen — über die Arbeitskräfte der Bevölkerung und, als vor einigen Jahren eine Viehseuche wüthete und die Produkte in den im Inneren des Landes gelegenen Magazinen verdarben, weil man die Transportmittel nicht besaß, um sie nach den Häfen zu

bringen, da mußten die Eingeborenen dies thun und die Möglichkeit, sich Arbeiter zu verschaffen, wurde für die Pflanzer dadurch sehr beschränkt. Noch wichtiger ist in dieser Hinsicht, daß die Regierung die Gesetzgebung in Händen hat; bis vor Kurzem waren die Produkte in sehr verschiedenem Grade durch Ausfuhrzölle gedrückt. Nach einer Anfangs 1885 vom Direktor der indischen Finanzen gemachten Berechnung betrugen dieselben bei Zucker 2,3, bei Kaffee 9,25 Proc. der Produktionskosten, was gewiß die Regierung sehr konkurrenzfähig machte.

Auch was die Pflanzer betrifft, müssen noch manche eigenthümlichen Verhältnisse berücksichtigt werden. Die als Eigenthum besessenen Ländereien sind zum großen Theil verpachtet, während die Besitzer in Europa leben. Die Pächter und Kontraktanten mit der Regierung oder den eingeborenen Fürsten sind hinsichtlich mancher Gewohnheiten Nachfolger der früheren Kontraktanten geworden und haben sich an einen gewissen Luxus gewöhnt, was sie auch thun konnten, da anfänglich ihr Gewinn ein sehr großer war. Ferner aber muß berücksichtigt werden, daß nur sehr wenige mit eigenem Kapitale wirthschafteten und das Geld zu hohen Preisen aufnehmen mußten, daß die meisten oder wenigstens viele der Pflanzer wissenschaftlich gar nicht, praktisch nur wenig für ihren Wirkungskreis vorbereitet waren, so daß in mancher Beziehung die Pflanzungen nicht so ausgenutzt wurden wie es wohl hätte geschehen können. So lange nun die Kolonialprodukte einen hohen Marktpreis hatten, ging alles gut; als aber die Krisis eintrat, als allerlei Unglücksfälle hereinbrachen, da stürzte das Gebäude vielfach zusammen und wenn die vielerlei kolonialen Unternehmungen, die jetzt in Aussicht genommen sind, einmal alle ertragsfähig geworden sein werden, wird die Plantagenwirthschaft auf einem ganz anderen Fuße getrieben werden müssen als bis jetzt der Fall war. Dadurch, daß der Staat selbst als Pflanzer auftritt und den Ertrag seiner Pflanzungen (die einen verhältnißmäßig großen Theil der Einnahmen bilden) für die regelmäßigen Ausgaben des Staatshaushaltes verwendet, wird er in einer sehr bedenklichen Weise von den Marktpreisen abhängig; das Deficit, welches seit einigen Jahren an Stelle der früheren Ueberschüsse getreten, kann man mit gleichem Rechte dem Sinken der Kaffeepreise wie dem Atjehkriege zuschreiben. Auch in diesem Jahre übersteigen die Ausgaben die Einnahmen um einige Millionen; ständen die Kaffeepreise noch auf der Höhe, welche sie 1875 gehabt haben, so würde der Ueberschuß etwa 30 Millionen betragen. Selbst für Privat-Unternehmer sind die Preisschwankungen sehr gefährlich; die meisten arbeiten mit fremdem Kapitale; wird ihnen der Kredit aufgesagt, sind die Mittel der Geldgeber erschöpft, so bedeutet dies sicheren Untergang. Namentlich muß man berücksichtigen, daß früher, so lange die Aussichten glänzend waren, etwas — wir wollen nicht sagen leichtsinnig, aber doch — leichtherzig gewirthschaftet wurde, daß Mancher sich das Recht auf Grund und Boden sicherte, ohne über genügende Mittel zu verfügen, um diese Rechte auszunutzen. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich seit 1883 die sinkenden Preise (besonders des Zuckers) zu einer sehr ernsten Gefahr wurden, die endlich 1884 sich zu einer Katastrophe gestaltete. Die Preise des Zuckers fielen plötzlich so, daß die Agenten der Pflanzer (d. h. die Banken und Handelshäuser, welche ihnen das Kapital lieferten) 25 bis 30 Millionen weniger zu empfangen hatten als erwartet worden war; ja selbst mit ungeheurem Verluste war es nicht immer möglich zu realisiren und, wenn auch Anlehen auf die in den Magazinen befindliche Waare abgeschlossen werden konnten, so betrugen diese doch nur $^3/_4$ bis $^4/_5$ des nominellen Werthes, wodurch wieder etwa 10 Millionen weniger in die Kassen der Agenten flossen als man erwartet hatte. Hierdurch kamen verschiedene Häuser zu Falle, einzelne Banken, welche ihr Kapital zum großen Theil in Plantagen angelegt oder zum Betriebe von solchen hergegeben hatten, wankten und wurden nur mit Mühe gehalten; es bedurfte der äußersten Anstrengung, um eine radikale Krisis zu verhüten. Natürlich mußten diese Umstände die traurigsten Folgen für alle Pflanzer haben. Um ihnen Kredit zu verschaffen, wurde es ermöglicht, Hypotheken auf das auf dem Felde stehende Produkt zu nehmen, trotzdem kamen viele in die größte Bedrängniß. Dazu kamen Krankheiten des Zuckerrohrs und der Kaffeesträucher, die man bis jetzt vergebens zu bekämpfen sucht.

Wie jede große Krisis hat auch diese in mancher Beziehung Gutes bewirkt, namentlich dadurch, daß man sich mehr anstrengt, die kleinen Vortheile, die man früher verschmäht hat, besser auszunutzen und besonders bei der Zuckerbereitung ein zweckmäßigeres Verfahren zu befolgen. Wenn die bis jetzt darüber eingegangenen Nachrichten nicht übertrieben sind, machen sich die allerdings bedeutenden Anlagekosten in zwei bis drei Jahren bezahlt; der Ertrag an Zucker soll sich um 21 Proc. vergrößern. Allerdings ist eine bis jetzt noch nicht besiegte Schwierigkeit vorhanden: der Ampas (das ausgepreßte Zuckerrohr) bedarf einer besonderen Behandlung, um, wie bisher, als Brennstoff gebraucht werden zu können. — Ohne die Krankheit des Zuckerrohrs würde durch das neue Verfahren dem Rübenzucker eine sehr gefährliche Konkurrenz bereitet werden.

Ruhig und unerschüttert in dieser ganzen Krisis blieben die Tabakpflanzungen auf Deli (Sumatra), denen wir um so lieber ein Wort widmen, als wir früher schon (Band 42) ausführlich über dieselben berichtet haben und es uns eine gewisse Befriedigung gewährt, die günstige Meinung, die wir damals ausgesprochen, so glänzend bestätigt zu sehen. Seit einigen Jahren hat der Deli-Tabak einen vortrefflichen Markt in Nordamerika gefunden, wo er als Nebenbuhler des Cuba-Tabaks auftritt, der sehr zurückgegangen sein soll. Während vor 20 Jahren der ganze Bruttoertrag der Deli-Produktion 40 000 Gulden werthete, betrug er 1884 25 000 000 Gulden, die sich auf 80 Plantagen vertheilen. Ein großer Theil der Unternehmungen ist in ausländischen Händen (in Händen von Niederländern 56 Proc., von Schweizern 20 Proc., von Deutschen und Engländern je 10 Proc., von Franzosen 4 Proc.). Wenn, wie es vorauszusehen ist, die englische Regierung die Auswanderung aus Britisch-Indien nach Deli erlaubt, gehen diese Unternehmungen einer noch kräftigeren Entwickelung entgegen, wiewohl sie sich natürlich immer weiter ausdehnen, immer wieder jungfräulichen Boden werden bepflanzen müssen, um dem Tabak den Ruf der Güte und Feinheit, welchen er sich erworben hat, dauernd zu erhalten.

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

V. Durch Puna nach Hilo.

Ko. Nach der Besteigung des Gipfels wurden in Waiohinu am Meeresstrande vier Rasttage gemacht, um die photographischen Negative zu entwickeln und die Vorbereitungen für eine neue Expedition zu treffen. Von den Negativen gaben leider nur die in den höheren Regionen aufgenommenen brauchbare Resultate, die aus den tieferen waren, wie gewöhnlich in der stets mit leichtem Nebel erfüllten Luft, undeutlich geblieben.

Die Reise sollte diesmal über den Kilauea und durch die ganze (südöstlichste) Provinz Puna gehen und auch den Mauna Kea berühren. Kilauea wurde in zwei bequemen Märschen erreicht; dann ging es in das Gebiet von Puna hinein, durch einen Wald von Ohia-Bäumen mit dichtem Unterholze von Farrn und Gestrüpp; nur die neueren Lavaströme sind bei dem ewigen Regen noch kahl. Man passirt eine Ausbruchsspalte, auf welcher mehrere Aschenkegel, einer gegen 680 Fuß hoch, stehen und sechs bis sieben Einsenkungen in der Art des Poli-o-keawe sich an einander reihen. Der Weg senkt sich allmählich bis zu dem steilen Abfalle der auch hier erkennbaren Hebungsterrasse, der 700 bis 800 Fuß hoch ist. Hier hören die Ohia-Bäume auf und tritt der Kukui, der candle-nut tree der Engländer, mit seinen glänzend grünen Blättern und seinem dichten Schatten an ihre Stelle. Dann geht es die zweite Terrasse hinunter auf die fast im Meeresniveau liegende Küstenebene; sie ist anfangs nur mit Gras bewachsen, das Zeichen trockenen Klimas, aber wenige Meilen weiter wechselt die Scenerie so plötzlich, wie das eben nur auf den Sandwichsinseln möglich ist. Eine üppige Tropenvegetation, in allen Schattirungen von Grün abgestuft, bedeckt den Abhang, die Küste ist mit ganzen Hainen von Kokospalmen und Pandanen eingefaßt. In einem Palmenhaine wird an einer Lache brakischen Wassers das Nachtlager aufgeschlagen, nahe einem Dorfe der Eingeborenen, das hier noch ganz nach alter Sitte aus einer Gruppe von Grashäusern besteht; nur die Glasfenster verrathen den Einfluß der Civilisation; die kleine Kirche, die auch als Schulhaus dient, und ein kleines weiß angestrichenes Bretterhaus sind die einzigen europäischen Gebäude.

Puna hat von allen Provinzen der Sandwichsinseln am meisten die alterthümlichen Verhältnisse bewahrt; nur sehr selten wird es von Fremden besucht und nur zwei weiße Familien wohnen dort. Die Bevölkerung hat sehr abgenommen, doch hier weniger durch Krankheiten als durch die Auswanderung nach den Städten, nach Hilo und Honolulu. Die Zurückgebliebenen leben nach der Väter Weise, wohnen in Grashäusern und nähren sich von Fischen und Poi; sie haben wohl civilisirte Kleider, tragen sie aber nur bei besonderen Gelegenheiten und gehen für gewöhnlich in Hemd und Malo. Trotzdem ist das Christenthum nirgends tiefer eingedrungen wie hier; jedes Dorf hat seine Kirche und der Sabbath wird so streng gefeiert, daß Dutton an Sonntagen ernstliche Schwierigkeiten für die Weiterreise fand. Die Häuser sind innen äußerst sauber, aber das Meublement ist sehr primitiv, Tische und Stühle gelten als Luxus, Matten aus den Blättern des Lauhala (Pandanus) bedecken den Boden und die Familie nimmt die gemeinsame Mahlzeit noch nach alter Sitte ein, mit untergeschlagenen Beinen um die Poischüssel herum sitzend und mit den Fingern zugreifend. Dabei sind sie aber durchaus nicht ungebildet, der Schulbesuch ist obligatorisch und jeder Kanake kann seine Muttersprache lesen und schreiben. Alle Verhältnisse sind auch hier gesetzlich geregelt und Leben und Eigenthum sind in Puna mindestens so sicher wie in Europa und den Vereinigten Staaten. Es ist geradezu wunderbar, wie die Sandwichsinsulaner in kaum zwei Generationen den Uebergang von tiefster Barbarei zur hochentwickelten Civilisation, von alten ungeschriebenen traditionellen Gesetzen zu dem auf den neuesten Principien beruhenden, dem neuenglischen nachgebildeten Code Civil, von einem mittelalterlichen Lehenssysteme zu ganz modernen Eigenthumsverhältnissen durchgemacht haben.

Die Umgebung der Lagerstätte war so reizend, daß sie sogar den eifrigen Geologen zu einem unnöthigen Rasttage verführte, der ausschließlich mit Spazierengehen und Beobachten der Eingeborenen zugebracht wurde. Kaum eine halbe Meile entfernt donnerten die schweren, vom Passatwinde aufgethürmten Wellen gegen das Ufer; hier sind reizende Pandanushaine mit ihren 3 bis 4 Fuß langen Blättern, die spiralig um den Zweig angeordnet sind und, schließlich herunterhängend, fast wie Trauerweiden aussehen und bei dem dichten Wuchse der Bäume einen selbst der Tropensonne undurchdringlichen Schatten geben. Auf einer Lichtung stand ein ziemlich gut erhaltener Tempel (heiau) und in ihm lag noch die große Steinplatte, die bei den Menschenopfern gedient; aber statt des blutdürstigen Götzenpriesters begegnete Dutton dort einem Kanaken in einem tadellosen Sommeranzuge, in welchem er selbst sich unbedenklich in der feinsten Gesellschaft in Washington hätte zeigen können. Nicht minder prachtvoll sind die Kokospalmenwälder, nirgends auf den Inseln gedeiht diese Palme so ausgezeichnet wie in Puna, aber auch hier hält sie sich mit Vorliebe in der Nähe des Strandes und nur gelegentlich findet man einmal ein angepflanztes Exemplar weiter landein bis zu 1000 Fuß Seehöhe.

Der bewohnte Theil von Puna beschränkt sich auf eine flache Lavaebene längs des Strandes, wo der Boden stellenweise mit Lehm untermischt ist; landein steigt das Terrain überall rasch, häufig sogar sehr steil an und auf der Höhe verläuft die große, oben beim Kilauea erwähnte Spalte, aus welcher sich unzählige Lavaströme in die Küstenebene ergossen haben. Manche Ströme sind unverkennbar frisch, aber von keinem wissen die Eingeborenen genau die Epoche anzugeben; die Tradition beschränkt sich darauf, daß noch nie ein König in Puna regiert habe, dem nicht Pele einen Theil seines Gebietes überschwemmte. Aber alle Lavaströme zeigen schon wieder Vegetation; in dem feuchten Tropenklima warten die Pflanzen durchaus nicht, bis die Lava tief genug verwittert ist, sondern ergreifen fast unmittelbar nach dem Erkalten wieder Besitz. Selbst der hier vorherrschende rauhe A-a ist überwachsen und es würde ohne eine gut gebaute Straße völlig unmöglich sein, diesen Distrikt zu passiren. Ein Abweichen von der Straße ist so gut wie unmöglich, und so ist das Interesse, welches die Gegend dem Forscher bietet, auch ziemlich gering; Lava und immer wieder Lava und immer genau derselbe basaltische Typus wie am Kilauea.

Der Straße entlang liegen vielleicht ein Dutzend Dörfer auf eben so viel Lichtungen im Urwalde, sie bestehen fast nur aus Grashütten, nur hier und da sieht man ein prätentiöseres Haus aus kalifornischem Holze. Je weiter nach Westen, desto dichter und üppiger wird der Wald, desto mannigfaltiger die Baumarten; stellenweise stehen auf große Strecken hin die Kokospalmen so dicht, daß ihre riesigen Blätter zu einem geschlossenen Walde verschmelzen; Myriaden von Nüssen vermodern unbenutzt am Boden. So zieht der Weg weiter bis zum Ostkap und wendet sich dann scharf nach Norden. Noch eine Zeit lang bleibt der Boden immer die gleiche von Urwald überkleidete Schollenmasse, dann gelangt man auf eine weite Lichtung, wo die Lava unter Thon verschwindet und auch ein paar Aschenkegel aufragen. Hier liegt ein ausgedehntes Gehöft, in welchem der Reisende die gastfreundlichste Aufnahme findet, es liegt gerade am Ende der großen Spalte, deren Aschenkegel und kleine Krater man bis zum Kilauea in gerader Linie verfolgen kann. In einem der Krater hat sich Wasser gesammelt und bildet einen Teich von etwa 170 Fuß Durchmesser, dessen Rand, von der üppigsten Vegetation eingefaßt, einen wunderbar pittoresken Anblick bietet; ähnliche Kraterseen, in anderen vulkanischen Gegenden so überaus häufig, sind auf Havaii eine große Seltenheit.

Fünf Meilen weiter erreicht man die Stelle, wo die Lava bei dem furchtbaren Ausbruche von 1840 sich in das Meer ergoß. Diese Lavamasse, deren Ursprung ungefähr 12 Miles landein liegt und deren Erguß von Wilkes genauer beschrieben wurde, weicht durch einen auffallend hohen Olivingehalt von den anderen Laven des Kilauea ab und gleicht vielmehr denen des Mauna Loa. An der Stelle, wo sie ins Meer stürzte, stehen drei Aschenkegel, welche den anderen ganz gleichen, obschon sie zweifellos ihre Entstehung der Berührung der Lava mit dem Meerwasser verdanken; die Lapilli sind zwar ziemlich fein, doch nicht feiner als an anderen havaiischen Aschenkegeln auch. Das Meer greift sie übrigens bedeutend an, einer ist schon halb zerstört, und in wenigen Jahren wird nicht mehr viel von ihnen übrig sein.

17 Miles auf guter Straße bringen den Reisenden von dem Lavastrome nach Hilo; immer noch wird der Wald, je weiter man vorschreitet, desto üppiger und es mag wenig Stellen in der ganzen Tropenwelt geben, welche einen Urwald von gleicher Ueppigkeit aufweisen können.

VI. Zum Mauna Kea.

Ko. Von Hilo aus führen zwei Wege zum Mauna Kea, beide nicht sonderlich angenehm, wie denn die Besteigung dieses Berges von der Südseite her viel schwieriger ist als von der Nordseite. Der eine führt der Küste entlang, die von unzähligen Schluchten durchschnitten wird; man hat in die steilen Wandungen derselben Serpentinen eingehauen, um sie überhaupt passirbar zu machen; die ganze Küste, der Passatdünung voll ausgesetzt, stürzt senkrecht ins Meer ab. Wer freilich sein Auge an üppiger Tropenvegetation erfreuen will, kann nichts Besseres thun als diese Route einschlagen. — Der andere, jetzt kaum noch ein Pfad zu nennen, führt direkt durch das Land auf den Berg zu, anfangs auch durch üppige Vegetation, in welcher sich das sogenannte Hilogras unangenehm bemerkbar macht. Es ist ein mannshohes, lebhaft grünes Gras, das auf der Insel nicht einheimisch ist, aber alle feuchten Stellen überwuchert und dort die indigenen Gräser vernichtet hat, sehr zum Leidwesen der Eingeborenen, da es für das Vieh nur sehr wenig Nahrungsstoff enthält. Ein solches Gras dickicht zu durchdringen ist selbst für einen Reiter nur auf gebahnten Pfaden möglich.

Unmittelbar vor Hilo trifft man auf den Lavastrom von 1880, welcher das Dörfchen mit Vernichtung bedrohte. 13 Monate hindurch fließend schob er sich über die wenig geneigte Ebene, welche Hilo umgiebt, heran, unaufhaltsam, täglich um 300 m vorrückend. Noch zwei Tage trennten ihn vom Orte, hüben und drüben schoben sich schon feurige Zungen vor, Hilo zu umschließen, die Einwohner hatten alles Transportable gepackt und waren zur Flucht bereit, da hörte auf einmal ohne jede vorgängige Abnahme die Bewegung auf und begann nicht wieder, sie waren gerettet. Die Länge dieses Lavastromes von seiner Ausbruchsstelle hoch oben am Mauna Loa an beträgt 50 Miles.

Nachdem man sich drei Miles weit durch Hilogras durchgearbeitet, erreichte man den Saum des Waldes. Hier war einmal ein Weg angelegt worden, an den feuchten Stellen als Knüppeldamm, mit den Stämmen des Baumfarrn überdeckt; aber diese waren längst verfault und nun folgten Felsen, Kothlachen und verfaulte Farrnstämme in lieblichem Wechsel auf einander. Alle Augenblicke blieb ein Maulthier im zähen Boden stecken und man brauchte sechs gute Stunden, um vier Miles zurückzulegen. Dann betrat man ganz plötzlich ein ausgedehntes Lavafeld und die rauhe Pahoehoe wurde mit Jubel begrüßt. Aber die Thiere konnten nicht weiter und neben einer schlammigen Pfütze mußte das Lager geschlagen werden.

Der Reisende stand hier auf der Lava des Ausbruches von 1885, des größten, dessen die Geschichte gedenkt. Die ganze folgende Tagereise führte über dieses Lavameer, auf dem nur hier und da ein einzelner Farrn Wurzel gefaßt hat. Der Wald tritt nach beiden Richtungen hin meilenweit zurück. Die Fläche ist Pahoehoe, aber auffallend höckerig und uneben. Der amerikanische Geologe wurde durch diese ungeheure Lavamasse lebhaft an die Lavafelder in Nevada und Californien erinnert, von denen bekanntlich Richthofen behauptet, daß sie nicht aus Lavaströmen entstanden sein könnten, sondern aus langen Spalten auf einmal hervorgetreten sein müßten. An Masse stehen die Lavaströme des Mauna Loa den pliocänen Ausbrüchen in Nordamerika durchaus nicht nach, und auch diese können recht gut durch langdauernde Ergüsse aus kleinen Oeffnungen gebildet sein.

Etwa 20 Miles weiter, bei 5500 Fuß Höhe, ändert sich der Charakter des Waldes, durch den hier eine breite Zone von A-a quer durch zieht. Hier ist der Sommer trocken, das Unterholz darum gering, stellenweise wird das Land geradezu parkartig, und unzählige Pfade, von wildem und zahmem Rindvieh getreten, durchziehen die ziemlich rasch ansteigende Fläche. Auf der einen Seite ragt Mauna Loa in die Höhe, von oben bis unten mit Lava bekleidet, welche auch die ganze Fläche an seinem Fuße erfüllt. Auf der anderen Seite erhebt sich in nächster Nähe Mauna Kea und er bietet ein ganz anderes Bild; ausgezeichnet erhaltene, regelmäßig geformte Aschenkegel ragen allenthalben, manche bis zu 1000 Fuß hoch, jeder mit einem regelmäßigen Krater an der Spitze. Der ganze Berg macht überhaupt einen wesentlich anderen Eindruck, als der Mauna Loa; seine Gehänge sind viel steiler, wenn sie sich auch nicht über 17 bis 18° erheben, während die Neigung an den kürzeren Seiten des Mauna Loa höchstens 7°, an den längeren nur 4° beträgt. Aber auch dem Mauna Kea fehlt ein dominirender Auswurfskegel und er erscheint unverkennbar als ein Konglomerat der Lavamassen verschiedener, dicht bei einander gelegener vulkanischer Oeffnungen, allerdings gemischt mit einem nicht unerheblichen Quantum von Aus-

wurfsstoffen. Da er schon seit Jahrhunderten, vielleicht schon seit Jahrtausenden keine Lava mehr producirt, hat die Verwitterung schon erhebliche Spuren an seinen Gehängen zurückgelassen und überall lehmigen Boden geschaffen. Bis zu 11 000 Fuß ist der Berg darum mit einem langen, blaßgelben Grase bekleidet. Hier und da wuchert massenhaft eine Himbeere mit zwei Zoll langen Früchten bedeckt, die, wenn auch weniger fein wie unsere Gartenhimbeere, dennoch ein sehr erquickendes Labsal abgeben.

Hier wurde an einer kleinen Wasseransammlung das Lager aufgeschlagen; die Maulthiere waren so erschöpft, daß sie mindestens zweier Rasttage bedurften, welche Dutton zu genauer Erforschung der umgebenden Laven und zum Besuche einiger Lavatunnels verwandte. Die Laven des Mauna Kea enthalten weniger Olivin, wie die des Mauna Loa; dafür aber reichlich Feldspath, und ihre Grundmasse ist bläulich statt schwarz.

Am dritten Tage brach Dutton mit einem eingeborenen Führer und drei Packthieren nach dem Gipfel auf, dessen Ersteigung von Süden her keinerlei Schwierigkeiten bietet. Das Lager stand in 5670 Fuß Höhe, es waren also noch etwa 8000 Fuß zu ersteigen, aber nur die letzte Höhe, deren Seiten in einem Winkel von mehr als 20° ansteigen, mußte zu Fuß erklommen werden. Gegen 1 Uhr war die Gipfelfläche mit 12 500 Fuß erreicht; sie ist mit Gruppen von 600 bis 1000 Fuß hohen Aschenkegeln besetzt, von denen die höchsten am Westende des Plateaus stehen. Ihre Ersteigung bot keine sonderlichen Schwierigkeiten, aber sie lohnte schlecht, denn ein dichtes Wolkenmeer, aus welchem nur die Spitzen des Mauna Loa, des Hualalai und des Haleakala aufragten, verdeckte die ganze Gegend. Die Lava auf dem Gipfel des Mauna Kea klingt wie Phonolith und ist auch von manchen Geologen für solchen angesehen worden, ist aber zweifellos ein olivinarmer, feldspathreicher Basalt; vor der Entdeckung lieferte er den Kanaken das Material zu ihren Waffen. Durch die Einwirkung des Frostes sind die meisten größeren Lavablöcke zersprengt; aber Zeichen eruptiver Thätigkeit waren nicht vorhanden.

Die leicht bekleideten Kanaken hatten keine Lust, die Nacht auf dem zugigen Gipfelplateau zu verbringen, und so wurde der Abstieg trotz der späten Stunde noch unternommen. Die Wolken hatten sich, wie gewöhnlich gegen Abend, zerstreut und Mauna Loa lag in seiner ganzen gewaltigen Majestät vor dem Reisenden; die Lavaströme von 1859 und 1880 waren von ihrer Ausbruchsstelle bis herab zu erkennen. Erst gegen Mitternacht wurde das Lager erreicht. Am anderen Tage zog die Expedition nur zwei Stunden weiter nach dem Schafhofe Kalaieha, der fast auf der Höhe des zwischen den beiden Riesenbergen hindurchführenden Passes liegt. Schafe finden hier reiche Weide und das fehlende Wasser wird anscheinend durch den das ganze Jahr hindurch reichlichen Thaufall ersetzt. Aber die Weide ist nur auf den Abhang des Mauna Kea beschränkt und schneidet scharf gegen die frischen Laven des Loa ab.

Die Untersuchung dieser Laven nahm mehrere Tage in Anspruch; dann brach Dutton nach Waimea am Nordfuße des Mauna Loa auf, ein Weg, welcher, obschon über den Berg hinüberführend, keinerlei Schwierigkeiten bietet, aber zwei Tage in Anspruch nimmt. Das Dorf liegt auf einer etwa 3000 Fuß hohen Ebene zwischen Mauna Kea und Kohala, welche die ganze Insel durchschneidet. Auf ihrer Westseite ist sie so öde, wie die Wüste in Nevada; selbst die Kaktus sind vorhanden, und nur die Sage (Artemisia) fehlt, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen. Im Moment, wo man die Wasserscheide überschreitet, über welche der Passatwind immer mit großer Heftigkeit herüberstreicht, ändert sich die Scene und man sieht sich in einem Urwalddickicht, welches dem von Hilo an Ueppigkeit nicht nachsteht. Die heftige Brise hat sogar auf den Aufbau der auch hier häufigen Aschenkegel Einfluß gehabt und sie sämmtlich excentrisch gestaltet.

Waimea liegt am Abhange des Kohala, etwas westlich von der Wasserscheide, ein köstlicher Bach rieselt vom Berge herab und verwandelt die Umgebung in eine Oase in der Wüste, versiecht aber schon wenige hundert Schritte weiter abwärts. Das Dörfchen ist gegen früher sehr zurück gegangen, hat aber durch die vorzüglichen Weiden in seiner Umgebung immer noch einigen Verkehr.

Man übersieht hier den ganzen Nordabhang des Mauna Kea und kann die Einwirkungen der Verwitterung auf denselben studiren. Schon sind ein paar ganz tiefe Ravinen in den Abhang eingerissen, welche die kleinen Anfänge an der Südseite sehr in den Schatten stellen. Der Unterschied kann nur durch die höhere Luftfeuchtigkeit bedingt sein, welche ein rascheres Verwittern der Lava bewirkt; dieser Umstand ist bei der Schätzung des Alters eines Lavastromes sehr mit in Betracht zu ziehen. Die chemische und mineralogische Zusammensetzung der Lava kommt dafür viel weniger in Betracht, denn bei dem so schnell wechselnden Klima Havaiis kann man an manchem Strome, der verschiedene klimatische Provinzen durchfließt, beobachten, wie er in trockenen Gebieten noch schwarz und todt daliegt, während er in feuchteren längst verwittert und überwachsen ist.

Die eingeborenen Aerzte im südlichen Tunesien.

Während des öfteren Aufenthaltes der Mission scientifique de Tunisie in Sfax hatte Dr. Bonnet Gelegenheit genommen, die einheimischen Aerzte daselbst kennen zu lernen, um sich über den Zustand der Arzneikunde im Süden der Regentschaft zu unterrichten und besonders die zur Verwendung kommenden vegetabilischen Medikamente zu studiren [1]).

In Sfax befinden sich vier gesetzmäßig anerkannte „Thubba“ oder Aerzte; dies sind in Wirklichkeit nur Heilgehilfen, welche von dem letzten Bey Mohammedes-Sadok die Erlaubniß erhalten haben, die ärztliche Praxis auszuüben. Diese Ermächtigung wird auf ein Zeugniß hin ertheilt, daß von dem Kadi ausgestellt wird und in welchem 20 Notabeln des Ortes erklären, daß der Kandidat die erforderlichen Kenntnisse besitzt. In gleicher Weise werden auch Theologen und Juristen approbirt. Der Unterricht, welchen die Thubba empfangen, ist sehr elementar. Nach dem Verlassen der Medressa (Schule), wo er Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hat, tritt der junge Mann, welcher sich dem ärztlichen Berufe zuwenden will, in den Laden eines renommirten Barbiers und Heilgehilfen, wo er erst rasiren

[1]) Dr. Bonnet, Les Médecins Indigènes du Sud de la Tunisie. (Journal d'Histoire naturelle de Bordeaux et du Sud-Ouest.)

lernt und dann in die Geheimnisse der Heilkunst eingeführt wird. Nach einigen Jahren und nachdem er zwei oder drei Kuren vollzogen hat, kann er sich dem Urtheile der Notabeln unterwerfen.

Die chirurgische Ausrüstung des Thubba besteht aus einem Garengeot-Schlüssel, zwei oder drei Zahnzangen, einigen Lanzetten und Ritzmessern, zwei oder drei Sonden, — alles europäisches, und zwar meist italienisches Fabrikat. Dazu kommen noch Pinzetten, Scheeren, Rasirmesser, Kauterien und Stilets von verschiedenen Formen und meist im Lande fabricirt, ferner eine Anzahl veralteter Instrumente, welche der Meister seinem Lieblingszöglinge vermacht, ohne daß Beide recht ihre Benutzung kennen. Bei einem dieser Thubba fand Bonnet unter zahnärztlichen Instrumenten einen prächtigen Stieselknecht englischer Fabrikation; sein Besitzer hatte ihn von einem jüdischen Kaufmanne gekauft, da er fand, daß der Stieselknecht einige Aehnlichkeit mit einem Garengeot-Schlüssel hatte, aber er gestand dem französischen Arzte ganz ungenirt, daß er niemals dieses Instrument benutzt hätte, und daß er nicht wüßte, in welchem Falle man sich seiner bedienen könnte.

Neben diesem chirurgischen Apparate findet man bei jedem Thubib einige medicinische Werke in vulgärer Sprache, gedruckt oder im Manuskripte, welche von Alexandrien oder Kairo stammen; diese Bücher, aus denen jede anatomische Abbildung sorgsam verbannt ist, sind nichts weiter als Sammlungen veralteter Formeln, mit sehr unvollständigen Beschreibungen einer Anzahl von Krankheiten.

Wie alle arabischen Aerzte, treiben die Thubba von Sfax mit Blutentziehungen und Anwendung des Feuers großen Mißbrauch. Letzteres kommt in Form von Brennkegeln (Moxa) oder Glüheisen zur Verwendung.

Eigentliche Apotheker giebt es unter den Eingeborenen im Süden der Regentschaft nicht. Jeder Thubib entnimmt die Arzneien, welche er seinen Kranken verabreicht, seinem eigenen Vorrathe. Einige dieser Substanzen sind der europäischen Therapie entlehnt und die Eingeborenen besorgen sie sich von den französischen, italienischen oder griechischen Apothekern der großen Städte an der Küste oder auch von den Juden, welche in Afrika mit allem Möglichen Handel treiben.

Bonnet bemerkte folgende Arzneistoffe bei den Thubba: Höllenstein, Bleiessig, Alaun, Kupfervitriol, Ammoniak (gegen Skorpionsstiche und Schlangenbisse), Brechweinstein, Magnesia, Chininsulfat, Tinctura thebaica (Opiumtinktur), Camphorsalbe, Kupferkarbonat (als Hauptbestandtheil der Cataplasmen), Chehatroug (Fumaria capreolata), Harmel (Peganum Harmala), Senna (Cassia angustifolia), Henna (Lawsonia alba), Dill (Anethum graveolens), Fenchel (Foeniculum dulce), Chieh (Artemisia Herba-alba), Flaimoun (Cuscuta planiflora, das Pulver in Milch soll Irrsinn heilen), Maroubia (Marrubium Alysson), Berzagtouna (Plantago Psyllium), ein Sandrouch genanntes Gemisch aus Sandarak und Aghar (Callistris quadrivalvis), welches ebenso wie die Salera (Globularia Arabica) zur Bedeckung der bei der Beschneidung entstandenen Wunde dient. Die meisten der angeführten Pflanzen wachsen im Utan (Distrikte) von Sfax. Die Callistris kommt in den Gebirgen des nördlichen und mittleren Tunesiens vor; die Henna, welche wahrscheinlich aus Arabien eingeführt worden ist, wird in den Gärten kultivirt.

Am häufigsten werden Dosen von $^1/_{16}$ oder $^1/_{32}$ R'tal (das tunesische Pfund, etwa = 506 g) verschrieben. Für die sehr kräftigen Substanzen ist die Gewichtseinheit das Gran, welches einem Getreidekorne von mittlerer Größe gleichkommt. Alle inneren Medicinen werden Morgens nüchtern genommen und man setzt den Gebrauch drei oder sieben Tage lang fort; letztere Zahl hat nach Ansicht der Araber einen besonders großen Einfluß auf die Wirksamkeit der Medikamente und den Verlauf der Krankheiten.

Da Schweinefett den Vorschriften des Koran gemäß nicht zur Verwendung kommen kann, so werden die Pomaden und Salben mit Hilfe von Olivenöl oder Hammelfett hergestellt.

Einige Juden üben die medicinische Praxis aus, nachdem sie einige Monate lang als Dolmetscher im Dienste eines europäischen Arztes in Tunis oder in einer der Städte an der Küste gestanden und dabei eine geringe Anzahl von Formeln kennen gelernt haben, die sie nun, schlecht und recht, bei allen Krankheiten zur Anwendung bringen.

Außer den gesetzlich anerkannten Aerzten giebt es in Sfax und in der ganzen Regentschaft eine Anzahl von Marabuts, Tholba (Weisen) und Empirikern, welche die Leichtgläubigkeit eines unwissenden und naiven Volkes weidlich ausbeuten. Einige dieser Charlatane nehmen sich schließlich selber ganz ernst; dies war der Fall mit dem Baschmufti der großen Moschee von Sfax, der, als er Dr. Bonnet um seine Ansicht über eine von ihm angewendete Behandlungsweise der Hundswuth bat, ihn mit voller Ueberzeugung versicherte, daß der Kranke nach dem Gebrauche des betreffenden Medikamentes junge Hunde uriniert hätte.

Bloße Gaukler sind auch die marokkanischen Thubba, die im Freien an den Cisternen der großen Moschee ihre Künste zeigen, indem sie allerlei Gefäße vor sich aufbauen und mit Hilfe von kabbalistischen Zeichen, die sie in den Sand zeichnen, ihren Kunden die Zukunft, den Verlauf der Krankheiten ꝛc. vorhersagen.

Als Kuriosum sei hier ein Marabut-Recept gegen Anaphrodisie erwähnt: „Nimm die Leber von sieben männlichen Sperlingen, lasse sie rösten und sieben Tage lang alle Morgen eine nüchtern essen."

Die Impotenz ist übrigens ein in Tunis wie im ganzen Orient gewöhnliches Uebel; die vorzeitige Geschlechtsvereinigung, die Polygamie und ein gewisses, in den Städten leider sehr häufiges Laster sind die augenscheinlichen Ursachen davon, und zahlreiche Mittel werden dagegen in Anwendung gebracht. Unter Anderen dienen die männlichen Blüthen der Dattelpalme, sowie die Blüthenköpfchen von Scorzonera undulata als Aphrodisiaca. Auf den Kerkenna-Inseln, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Fischern besteht, genießen die geräucherten Eier des Thunfisches einen großen Ruf gegen das betreffende Leiden und Dr. Bonnet erhielt von den Scheichs stets einen kleinen Vorrath von solchen Eiern als Viaticum; übrigens gehört Muth dazu, dieses Arzneimittel zu sich zu nehmen, dessen Geschmack an Bücklinge und Leberthran erinnert.

Durch Vermittelung des Generals de la Roque kam Dr. Bonnet in den Besitz eines Mittels, das ein Thubib von Djara gegen die Tollwuth verwendete; er erkannte ohne Mühe in der verwendeten Substanz einen in der ganzen Gegend sehr gewöhnlichen Käfer, die Mylabris Oleae. Zufolge der geschriebenen Instruktion, welche dem Medikamente beigegeben war, sammelt man die Käfer im Frühlinge, sobald sie zu erscheinen beginnen; nachdem man sie getödtet hat, läßt man sie an der Sonne trocknen und hebt sie in sorgfältig verschlossenen Rohrbüchsen auf. Erst im Augenblicke, wo man sich ihrer bedient, werden sie gepulvert und 1 bis 3 Gran nüchtern in Hammelbrühe genossen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Selbstregierung der siebenbürgischen Bauern berichtet Dr. W Lauser (nach F. F. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen), wie folgt: „Der sächsische Bauer hat von seiner altgermanischen Selbstregierung Vieles erhalten, vor Allem seine Organisirung in Bruderschaften und Nachbarschaften, die sich in jedem Dorfe vorfindet. Die Bruderschaft vereinigt alle konfirmirten Burschen bis zur Verheirathung zu einem Bruderbunde mit selbständiger Ordnung der eigenen Angelegenheiten, mit eigenen Beamten, die das gesammte Leben der Brüder außer dem Hause beaufsichtigen, Streitigkeiten schlichten, Recht sprechen und strafen. Alt hergebracht sind bei allen Vorgängen Rede und Gegenrede. Der Altknecht ist das Haupt der Bruderschaft; er leitet die Versammlungen, spricht das Urtheil beim „Zugang", wie das Gericht der Bruderschaft heißt, führt den Reigen beim Tanze u. s. w. Soll die Bruderschaft zum Abendmahl gehen, so hält sie vorher „Versöhnabend". Dabei bitten sie sich gegenseitig um Verzeihung, voran der Altknecht, damit sie würdig das heilige Abendmahl feiern. Heirathet ein Bruder, so tritt er aus der Bruderschaft in die Nachbarschaft ein. An der Spitze dieser Genossenschaft steht der Nachbarvater; die Artikel, oft uralt in ihren Grundlagen, bestimmen Rechte und Pflichten der Genossen. Der Zweck der Vereinigung ist gegenseitige Hilfeleistung in Freud und Leid, Aufrechthaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, Pflege der sittlichen Wohlanständigkeit und des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde. In altgermanischer Weise ruft das „Nachbarzeichen" den Nachbar zu Gericht und Versammlung, im Feierkleide schreiten sie zum „Sittag" und durch ein gemeinschaftliches frohes Mahl wird der Mittwoch nachher gefeiert. Die Hilfe aber, die die Genossenschaft dem Einzelnen gewährte und gewährt in allen Fällen, so oft der Genosse „etwas Schweres zu heben hat, so ihm allein zu schwer ist, es möge sein was es wolle, zu Ehren, Freud oder Bekümmerniß", ist eine so bedeutende, daß, wer aus der Nachbarschaft üblen Verhaltens wegen ausgestoßen wird, dem Geächteten gleicht; es ist, wie die Artikel sagen, so viel, „als des Brunnens, des Backhauses, des Feuers und der eigenen Feuerstelle entbehren müssen". So lebt hier noch die alte Selbstregierung, die Jeden in strenge Zucht nimmt, auf daß er zuerst sich selbst beherrschen lerne."

— Die Niveauveränderungen an der Südküste von England haben schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sind aber heute noch so räthselhaft wie im ersten Anfange, denn allem Anscheine nach kommen hier positive und negative Bewegungen neben und durch einander vor, in einer Weise, welche jeden Versuch, sie durch eine Niveauveränderung des Meeres zu erklären, unmöglich machen. Steikie Gardner spricht in einem Artikel des „Geological Magazine" (1885, p. 145) aus, daß die Küste in ihrer ganzen Ausdehnung in Bewegung sei. An vielen Stellen findet man Reste versunkener Wälder bis 70 Fuß unter dem Meeresspiegel; bei Pentnan fand man menschliche Ueberreste 34 Fuß unter der Hochwasserlinie, bei Carnou sogar 64 Fuß tief; die Insel Wight ist erst nach Christi Geburt vom Festlande abgetrennt worden und besonders in Cornwallis hat das Meer große Fortschritte gemacht. Dagegen steht Poole auf einer Stelle, wo vor 70 Jahren noch tiefes Wasser war und die Dünen bei Poole Harbour sind binnen 44 Jahren, von 1785 bis 1829, um eine halbe Meile ins Meer hinein vorgerückt. Im Allgemeinen scheint ganz Kent in der Hebung begriffen, Sussex theils in Hebung, theils in Senkung, die Grafschaften weiter westlich sämmtlich in Senkung, doch kommen an einzelnen Stellen auch Widersprüche vor und hier und da scheinen sogar innerhalb der historischen Zeit positive und negative Bewegung gewechselt zu haben. Gardner spricht sich ganz entschieden gegen die Theorie von Pigeon aus, nach welcher die versunkenen Wälder ursprünglich in durch Dünen oder Landdämme geschützten Depressionen gewachsen sein sollen, so daß sie durch einen Durchbruch des Meeres hätten überschwemmt werden können.

— Nach dem letzten Berichte der Handelskammer zu Dünkirchen nimmt dieser Handelsplatz jetzt die vierte Stelle unter den französischen Häfen ein; seit 1874 hat er an Wichtigkeit beständig zugenommen und zwar in größerem Maßstabe als Marseille, Havre oder Bordeaux. 1884 betrug die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe 5139, deren Tonnenzahl 2 125 842 und die Masse der aus- und eingeführten Waaren 1 626 906 Tonnen. Die Gesammtlänge der vorhandenen Quais beläuft sich auf 4795 m.

Asien.

— Das „Echo des Mines et de la Metallurgie" meldet die erste von Frankreich ertheilte Concession für eine Eisenbahn von Haiphong nach Petang in Tongking zur Ausbeutung des dortigen Kohlenbeckens.

— Vor dem Gerichtshofe zu Batavia wird jetzt bei der Vereidigung von Chinesen ein neues Ceremoniell befolgt, welches darin besteht, daß jede Person, welche den Eid zu leisten hat, vor einem speciell zu diesem Zwecke bestimmten Opfertische ein Opfer darbringen muß. Auf dem Tische stehen zwei Kerzen, ein Kästchen mit Opferstöckchen und ein kleiner Topf mit Asche, in welchen die brennenden (wohlriechenden) Stöckchen hineingesteckt werden müssen. Nachdem drei Stöckchen angezündet und in den Topf gesteckt sind, wie dies bei jedem Opfer geschieht, muß der Betheiligte den Eid aussprechen: „Wenn ich Unwahrheit spreche, möge Gott und die bösen Geister mich zu Grunde richten." Das frühere Ceremoniell, wobei jedesmal einem Huhn der Hals abgeschlagen wurde, gehört nur mehr der Geschichte an.

— Recente Lavaströme auf Java. Wir haben früher schon über den Lavaausbruch des Smeru auf Java berichtet (Bd. 48, S. 31 und 95), kommen heute jedoch noch einmal auf dieses Ereigniß zurück, dazu veranlaßt durch einen Artikel, welcher im Neuen Jahrbuche für Mineralogie, 1886, Bd. I, erschienen und von Herrn H. Behrens in Delft verfaßt ist. Demselben liegt ein Brief des Bergingenieurs K. Fennema zu Grunde, welcher mit der Untersuchung der den genannten Ausbruch begleitenden Erscheinungen beauftragt war und auch den Lemongan untersucht hat.

Hinsichtlich des Ausbruchs des Smeru können wir uns auf unsere oben erwähnten Mittheilungen beziehen, indem wir nur noch nachtragen, daß der Smeru nach Ansicht des Herrn Fennema wohl der steilste Bergkegel auf Java ist; von 700 bis 1400 m Höhe ist die Böschung etwa 6^0, von 1400 bis 2100 m reichlich 20^0 und dann bis zur Spitze mehr als 30^0. Der Lemongan ist kaum halb so hoch als der Smeru; von 300 bis 600 m ist die Neigung $3{,}5^0$ [1]), von 600 bis

---

[1]) Wir citiren nach einem von Herrn Fennema verbesserten Abdrucke.

1000 m 16°, von 1000 bis 1668 m 33°. Trotz der ungewöhnlichen Steilheit finden sich gut ausgebildete Lavaströme und zahlreiche parasitische Kegel zum Theil ohne Krater, wie die Bocche des Aetna und auch wie diese auf zwei radialen Linien an einander gereiht. Kreisrunde Teiche am Fuße des Berges, bereits von Junghuhn beschrieben und auf Einstürze zurückgeführt, sind ebenfalls mit Lavaergüssen in Zusammenhang zu bringen, insofern plötzliches Zurücksinken der Lava die Umbildung von parasitischen Kegeln zu Maaren veranlaßt haben dürfte. Von den Lavaströmen konnten vier chronologisch bestimmt werden: eine Seiteneruption 600 m unter dem Gipfel vom 13. bis 15. September 1849 und drei Ströme aus dem Hauptkrater, vom April 1869, vom Mai 1877 und vom April 1883. Der letztere erreichte eine Länge von 5000 m bei 200 bis 400 m Breite und 10 bis 20 m Dicke. Drei Wochen nach der Eruption war er noch in langsamer Bewegung und stieß im Mai 1885 noch heiße Wasserdämpfe aus. Im April 1885 ergoß sich ein kleiner Strom von nur 25 m Breite nach Südsüdwest aus dem Hauptkrater und am 6. August wurde eine größere Eruption in derselben Richtung gemeldet.

In hohem Grade beachtenswerth ist der Unterschied der Laven des Smern und des Lemongan, die, beide mit kurzen Pausen thätig, nur 48 km von einander entfernt sind. Sämmtliche Eruptionsprodukte des Smern sind andesitisch (Hypersthen-Andesit), während der Lemongan ausschließlich Basalt geliefert hat.

An diese Mittheilungen wird die wichtige Folgerung geknüpft, daß die auf die Autorität Junghuhn's gegründete Ansicht, die Vulkane Javas hätten in historischer Zeit nur festes Material geliefert, unrichtig ist, da sowohl bei dem Smeru als dem Lemongan Lavaströme festgestellt sind. Demnach ist auch keine Ursache zu der Annahme vorhanden, daß die vulkanische Thätigkeit in der Abnahme begriffen sei.

— Die englische Bahn nach Quetta ist jetzt bis jenseits des Bolan-Passes ganz vollendet; die Erdarbeiten sind gleichfalls bis Quetta fertig, so daß zwischen dem Passe und Quetta nur noch das Legen der Schienen erübrigt.

— Henry O. Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Zweiter Band (Jena, H. Costenoble). Der zweite Band von Forbes' Wanderungen ist dem ersten rasch gefolgt und schließt sich ihm würdig an. Der Verfasser, der sich mittlerweile mit einer Gefährtin versorgt hatte, die seitdem seine unzertrennliche Begleiterin geworden ist und eben mit ihm in Neu-Guinea weilt, wandte sich zunächst (April 1881) nach Amboina, wo ihn der holländische Resident den Regierungsempfehlungen zum Trotze sehr unfreundlich empfing und ihm die nöthigen Empfehlungen an seine Untergebenen verweigerte, und dann nach Timorlaut, wobei das Atoll von Gessir am Ostende von Ceram, der Centralpunkt des Handels mit Neu-Guinea, angelaufen wurde. In Timorlaut lagen die Dörfer im Kriege mit einander, das Fieber machte sich bald geltend, doch gelang es, zahlreiche ethnographische Beobachtungen zu machen und Sammlungen anzulegen, die glücklich nach Europa gelangten. Im November ging Forbes nach Buru, diesmal allein; auch hier fehlten ihm die Empfehlungen, doch gelang es ihm in Begleitung des Posthalters, den selten besuchten geheimnißvollen See von Kajeli zu erreichen, den Wakolo, dessen Anwohner viele eigenthümliche Gebräuche bewahrt haben. — Da weitere Reisen im Molukkenarchipel gegenüber der Feindseligkeit des Residenten zwecklos erschienen, wandten sich die Reisenden nach dem portugiesischen Timor, dessen Gouverneur sie kennen gelernt hatten. Im Urwalde, etwa 700 Fuß über dem Meere und eine kleine Tagereise entfernt von dem Regierungssitze Dilly (auf der Karte Dehli), verlebten sie köstliche Wochen, aber während Forbes das „Königreich" Bibiçuçu im Inneren erforschte, erkrankte seine ganz allein im Urwalde zurückgelassene Frau schwer und wurde, von ihrer abergläubischen Dienerin im Stiche gelassen, nur durch ein halbes Wunder gerettet. Auch Forbes litt von dem ungesunden Klima so schwer, daß er an weitere Forschungen nicht mehr denken konnte und sich am 1. Juni 1883 mit seiner Frau nach Amboina und Europa einschiffte. (Das Klima von Timor gilt notabene immer noch für besser als das von Neu-Guinea.) Auch diesem Bande sind wieder reichlich wissenschaftliche Anhänge beigegeben, welche ihm einen besonderen Werth verleihen, und eine Karte des Indischen Archipels erleichtert das Verfolgen der Reiseroute. Ko.

Afrika.

— Ueber die gegenwärtigen Zustände in den beiden ägyptischen Provinzen Fajum und Beni Sſuef spricht sich G. Schweinfurth, welcher im vergangenen Winter das Depressionsgebiet des Fajum bereist hat und dasselbe in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. 21, S. 96 ff.) eingehend schildert, sehr lobend aus. „Die Autorität der Regierungsgewalt steht, man kann sagen, was man will, reichlich so vollkommen da, wie in den besten Tagen Ismaels. Von dem Räuberunwesen, das in den Provinzen des Deltas herrscht, wo es übrigens ausnahmslos nur die Eingeborenen betrifft, ist hier keine Spur wahrzunehmen. Die Gouverneure sind durchaus vernünftige und achtungswerthe Männer. In ihrer Amtsstube werden die Geschäfte in ganz europäischer Weise erledigt. Die Trennung der Justiz von der Verwaltung ist in diesen Provinzen bereits vollkommen durchgeführt . . . Die Bevölkerung verräth die deutlichsten Anzeichen eines zunehmenden Vertrauens zu den bestehenden Verhältnissen und erholt sich ganz sichtbar und unbezweifelt von den früheren Mißbräuchen der Beamten, die ihre Amtsgewalt bei jeder Gelegenheit überschritten, heute aber durch eine organisirte Kontrolle im Zaume gehalten werden. Was der Bevölkerung dabei am meisten zu Gute kommt, ist der Umstand, daß der früher jedweder Regierungsmaßregel anklebende Stempel des Vexatorischen aufgehört hat, alle Verwaltungsakte zu kennzeichnen. Trotz der schlechten Zeiten gehen die Steuern regelmäßiger ein als je. Die europäischen Kaufleute klagen; aber die Zolleinnahmen erreichen Ziffern, wie sie dieselben unter Ismael nicht erlebt haben. Ungeachtet der niederen Korn- und Baumwollenpreise vermehrt sich das Geld ganz augenscheinlich. Alles ist theuer geworden. Der Fellah kauft Sachen, deren Gebrauch noch vor wenigen Jahren für ihn ins Reich der Fabel gehörte. Tiefer Landfriede herrscht hier, und um den kleinen Krieg in Nubien, den das Programm der Politik mit sich bringt, ängstigt sich keine Fellahseele." So hat auch Oberst Scott Moncrieff, der Leiter das ägyptischen Arbeitsministeriums, sein großes Projekt der Reorganisirung des Fajumer Kanalſyſtems mit aller Energie in Angriff genommen und wird dabei von den tüchtigsten Ingenieuren, die in Indien die hohe Schule der Wasserbaukunst durchgemacht haben, unterstützt. Allerdings ist im Fajum auch schon Gefahr im Verzuge: seit den letzten zehn Jahren und namentlich seit dem Eingehen der noch vor fünf Jahren sehr ausgedehnten Zuckerrohrkultur am Südufer des Birket el-Qerun ist in Folge der jetzt geringeren Absorption des Wasserüberschusses der Wasserspiegel jenes Sees im Steigen begriffen (jährlich um 3 cm) und beginnt in bedenklichem Grade das nur sehr allmählich ansteigende gute Ackerland zu beeinträchtigen. Zunächst hofft man durch neue Schleusenbauten die Kanäle zu zügeln und das Anwachsen des Sees zu bemeistern; dann aber — und dazu werden sehr bedeutende Mittel gehören — müssen sämmtliche Kanäle neue Betten erhalten, da sich die gegenwärtigen durch die lange Vernachlässigung des Schleusenwesens so tief in das Erdreich (17 m und mehr unter dem Kulturlande) eingewühlt haben, daß viele Strecken des besten Bodens ganz unbewässerbar bleiben.

— Marquis de Brazza sprach kürzlich in der Société de Géographie über die Bambusöl-Industrie, welche Herr Manas an der Alima geschaffen hat. Dieses Oel soll als Maschinenöl ausgezeichnet sein und vortheilhaft das europäische Oel ersetzen. Auch sein Geschmack ist ziemlich angenehm, und wenn es frisch und gut zubereitet ist, kann es ganz gut in der Küche statt des Olivenöles Verwendung finden.

Australien.

— In Südaustralien sind 11 km nördlich von Roberts Town in 33° 52′ südl. Br. und 139° östl. v. Gr. und 128 km nördlich von Adelaide an den Black Hills anscheinend sehr werthvolle Silbererzgänge von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt worden. Es wäre der Kolonie, deren Zustände zur Zeit recht traurige sind, sehr zu wünschen, daß sich dies bewahrheitete.

— Eine zweite Nachricht über die von Mr. David Lindsay geführte Expedition (vergl. oben S. 46 und 191) traf am 1. Februar von Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55′ südl. Br. und 135° 34′ östl. von Gr., in Adelaide ein. Mr. Lindsay hatte 80 km östlich von Charlotte Waters ein Lager aufgeschlagen und von da aus die Erforschung des unbekannten östlichen Gebietes bis 26° 45′ südl. Br. herab unternommen. Die Grenze von Queensland überschritt er in 25° 30′ südl. Br. Hinter der Sandhügelkette kam er über vorzügliches Weideland für Schafe und entdeckte auch acht gute Brunnen der Eingeborenen, in welchen genügend Wasser vorhanden war. Mr. Lindsay wollte am 3. Februar vom Lager aufbrechen und seine Reise in der Richtung auf Lake Nash, welcher in ungefähr 20° südl. Br. und 9 km westlich von der Grenze von Queensland liegt, fortsetzen. Er wird damit wieder einen beträchtlichen Theil noch unerforschten Gebietes berühren. Die Reisenden befanden sich bis dahin sämmtlich wohl. Die Kameele waren eine Zeitlang vom Genusse einer giftigen Pflanze, welche am Macumba R. und überhaupt im nördlichen Südaustralien ziemlich häufig ist, erkrankt, hatten sich aber wieder erholt. Es war dies Euphorbia Drummondii, deren milchiger Saft sehr giftig ist. Unter den Giftpflanzen Australiens — Lotus Australis, Swainsona Grayana, Lobelia pratioides, Lawrencia spicata u. s. w. — ist gerade Euphorbia Drummondii die gefährlichste, und da sie sich selbst in der trockensten Jahreszeit immer grün hält, so wird sie vom Vieh um so leichter gefressen.

Nordamerika.

— Für die Eingeborenen der Umgebung von Point Barrow ist nach Ray das wichtigste Nahrungsthier Phoca foetida Fabr., die einzige Robbenart, die häufiger ist und das ganze Jahr hindurch bleibt. Im Oktober, wenn das neue Eis sich zu bilden beginnt, jagt man sie mit Büchse und Harpune an den offenen Stellen und an den Luftlöchern, die sie sich ins junge Eis machen. Wenn die Winternacht beginnt, fängt man sie mit Netzen, aber nur in ganz dunklen Nächten kann man auf Erfolg rechnen. Es wird dann in der Nähe eines Eisspaltes, in welchem sich Robben aufhalten, ein Loch ins Eis geschlagen und mit Hilfe zweier anderer kleinerer Löcher ein Netz ausgespannt. Dann sucht man durch irgend ein auffallendes nicht zu heftiges Geräusch, durch Picken auf das Eis, durch Pfeifen oder dergleichen die Neugierde der Robben zu erregen; sie kommen in der Richtung auf das Loch zu unter dem Eise geschwommen und verwickeln sich im Netze. Manchmal gelingt es, in einer Nacht bis zu 30 Stück in einem Netze zu fangen; sie werden dann aufrecht in den Schnee gestellt, bis man sie mit den Hundeschlitten abholen kann. — Sind nur kleinere Löcher vorhanden, so umstellt man diese unter dem Eise ganz mit Netzen, die jeden Tag nachgesehen werden. Wenn die Sonne wieder kommt, sucht man die stets offen bleibenden Athemlöcher auf und stellt dort Netze. Im Sommer werden sie in dem offenen Wasser zwischen den Eisfeldern gejagt oder auch beschlichen, wenn sie auf dem Eise neben ihren Löchern schlafen; sie sind indeß so vorsichtig, daß es den amerikanischen Mitgliedern der Expedition nicht ein einziges Mal gelang, einer Robbe auf Schußweite nahe zu kommen.

— Mit welcher unheimlichen Geschwindigkeit die Eskimos auch in Nord-Alaska an Zahl zurückgehen, beweisen die Beobachtungen von Lieutenant Ray in Point Barrow. In dem Dorfe Uglaamie, wo Dr. Simpson 1854 noch über 200 Menschen und 40 Hütten fand, traf Ray nur noch 26 Hütten und 130 Seelen, und von diesen starben während der zwei Jahre ihres Aufenthaltes 18, während nur zwei Kinder geboren wurden. — In Ninonk fand Simpson 48 Hütten und 286 Einwohner, Ray nur noch 30 Hütten und weniger als 150 Menschen. Ray sucht die Hauptursache der Abnahme in den Verheerungen, welche die amerikanischen Walfischfänger unter den Walfischen anrichten. Während Simpson sich an der Küste aufhielt, wurden von den Eingeborenen 24 Wale erlegt; durch die unablässige Verfolgung seitens der Amerikaner sind die Thiere seitdem so selten und so scheu geworden, daß Ray innerhalb zwei Jahren nur zwei Stück erlegen sah, darunter ein Junges. Und dabei waren die Eingeborenen früher auf ihre schlechten selbstgefertigten Waffen angewiesen, während sie heute nicht nur gute Harpunen, sondern sogar Büchsen mit Explosivkugeln besitzen. Auch die Robben sind nicht häufig und verschwinden zeitweise ganz und Hungersnoth kommt darum sehr häufig vor.

— Bei der United States Geological Survey ist unter Major Powell eine Abtheilung errichtet worden, um die geologische Geschichte und die physikalischen Bedingungen der Sumpfländereien der Union in Hinsicht auf deren Verbesserung und Rückgewinnung zu untersuchen. Man erwartet nämlich, daß um das Jahr 1890 alles verfügbare Ackerland besetzt sein und daß die Hochfluth der Einwanderung sich den, bei ihrem raschen Vordringen nach Westen liegen gebliebenen Gebieten zuwenden wird. Oestlich vom Mississippi können über 50 000 Quadratmeilen leicht entwässert werden; ähnliches Land ist in Nordeuropa vor Jahrhunderten trocken gelegt worden und bildet jetzt die fruchtbarsten Felder. In Amerika liegt solches Land hauptsächlich an der Atlantischen Küste und im Mississippi-Thale; dort hindert dichter Pflanzenwuchs, namentlich gemeines Rohr, das Wasser am vollständigen Abflusse, obwohl der Boden genügenden Fall darbietet. Zwischen der Mündung des James River bis zu derjenigen des Albemarle Sound liegt ein Gebiet von 4000 Quadratmeilen, wovon ein Theil bereits entwässert worden ist, und zwar einfach dadurch, daß man das undurchdringliche Gewirr von Stämmen, Wurzeln und sonstigen verwesenden Pflanzentheilen, welche das Regenwasser am Abfließen hinderte, entfernte. Man beabsichtigt nun eine vollkommene Aufnahme, auf Grund deren die Regierung weite Strecken Landes wieder zu gewinnen und der Besiedelung zu eröffnen gedenkt.

Südamerika.

— Aus Surinam wird berichtet, daß in dem Terrain zwischen Lawa (Arva) und Tapanahoni Gold vermuthet wird und Bitten um Erlaubniß, Untersuchungen vorzunehmen, an den französischen Gouverneur von Guyana gelangt sind. Man beunruhigt sich in Surinam hierüber, weil man dieses Gebiet als holländischen Besitz ansieht, seitdem die niederländisch-indische Grenzkommission von 1861 sich dahin ausgesprochen hat, daß der Lawa als Verlängerung des Marowyne (Maroni) betrachtet werden muß und demnach das zwischen Lawa und Tapanahoni gelegene Gebiet niederländisches Eigenthum ist, da der Marowyne die Grenze bilden soll. Diese Angelegenheit schwebt jedoch seit 1862, ohne daß die beiderseitigen Regierungen zu einem endgültigen Abschlusse derselben gelangt wären, und könnte unter gegenwärtigen

Verhältnissen vielleicht noch Schwierigkeiten verursachen, da man in Holland das bestrittene Terrain, wenn es sich wirklich werthvoll erweist, wohl nicht gern verlieren wird.

— Um Studien über das Oroyafieber (Veruga peruana) zu machen, ließ sich ein peruanischer Arzt, Daniel Carrion, das Virus einimpfen, starb aber an den Folgen dieses Experimentes. Im Anschlusse hieran bringt die „Rev. scient." einige Mittheilungen über diese eigenthümliche Krankheit. Dieselbe tritt nur in Peru auf, und zwar an gewissen Oertlichkeiten, welche in ziemlicher Höhe, zwischen 3000 bis 7500 engl. Fuß über dem Meere, gelegen sind. Es ist eine febrile Krankheit, welche sich durch Anämie und Hervortreten zahlreicher Pusteln charakterisirt. Dr. Isquierdo in Santiago will einen specifischen Bacillus als Krankheitserzeuger festgestellt haben. Die Affektion ist schon seit der Inkazeit bekannt. 1543 spricht Zarate von einer Gegend, wo sie sehr verbreitet war. 1870 ist sie sehr heftig aufgetreten. Es war dies zu einer Zeit, wo der Erdboden zum Zwecke des Eisenbahnbaues weithin aufgewühlt wurde. Dieses Zusammentreffen ist sehr interessant, da auch bei den Arbeiten am St. Gotthard und auf dem Isthmus von Panama ähnliche epidemische Erscheinungen auftraten. Man beschäftigt sich in diesem Augenblicke in Peru lebhaft mit der Aetiologie der Veruga peruana, und es ist anzunehmen, daß man zu interessanten Ergebnissen gelangen wird.

Oceane.

— Nach zehnjährigen Vorarbeiten ist 1885 von der deutschen Seewarte in Hamburg ein erstes „Segelhandbuch für den Atlantischen Ocean" (Hamburg, L. Friederichsen u. Co.) herausgegeben worden, nachdem der dazu gehörige Atlas „Atlantischer Ocean", welcher auf 36 Karten die physikalischen Verhältnisse und die Verkehrsstraßen darstellt, schon drei Jahre früher erschienen war. Der Hauptnachdruck wird auf die Meteorologie und Physik gelegt, während die Beschreibung der Küsten, Inseln und Häfen, welche in den englischen „Sailing directions" einen großen Raum beanspruchen, fehlt. Mehr als die Hälfte des Werkes behandelt die Meerestiefen (mit Karte), die Temperatur-Vertheilung, das specifische Gewicht des Meerwassers, die Strömungs- und Windverhältnisse, Luftdruck, Lufttemperatur, Ebbe und Fluth und namentlich die Stürme, wobei aus den Beobachtungen der für die deutsche Seewarte ein Journal führenden Schiffe viele interessante Beispiele vorgeführt werden. Den Beschluß macht ein fast 200 Seiten starker praktischer Theil, die eigentlichen Segelanweisungen enthaltend, welche sich folgendermaßen gliedern: I. Von Europa ausgehend: 1) nach dem hohen Norden von Europa; 2) nach Grönland und Island; 3) nach den nordamerikanischen Häfen im Norden von Kap Hatteras; 4) nach der Nordküste von Südamerika, Westindien, dem Karibischen Meere, dem Golf von Mexiko und der Atlantischen Küste von Nordamerika im Süden von Kap Hatteras; 5) nach der Linie; 6) nach der Ostküste von Südamerika und rund Kap Horn; 7) vom Aequator nach Südafrika und dem Indischen Ocean; 8) nach der Westküste von Afrika. II. Nach Europa zurückkehrend: 1) von der Ostküste von Nordamerika, dem Golf von Mexiko und Westindien; 2) vom Kap Horn und der Ostküste Südamerikas nach der Linie; 3) vom Kap der Guten Hoffnung nach der Linie und von der Linie nach dem Kanal; von der Guinea-Bucht nach Europa; und 4) von der Ostküste Nordamerikas nach der Linie und zurück.

— Commodore Barker von der U. S. Navy hat mit der „Entreprise" eine Reise von Tieflothungen durch einen noch ununtersuchten Theil des südlichen Stillen Oceans von Wellington auf Neu-Seeland nach dem Eingange der Magelhâesstraße vorgenommen. Seine Route liegt ziemlich nahe der Nordgrenze des Treibeises, südlich von der vom „Challenger" und auch von der von der „Gazelle" eingeschlagenen. In dieser Breite nimmt von Neu-Seeland ab die Tiefe auf 300 Miles sehr rasch zu und erreicht unter 170° westl. L. bereits 3002 Faden. Weiter östlich nimmt die Tiefe etwas ab, doch nicht erheblich; unter 150° wurde an einer Stelle 2915 Faden gelothet, während zu beiden Seiten nur 2650 und 2506 Faden lagen. Die Tiefe blieb gleichmäßig bis gegen den 135°, dann nahm sie langsam ab, bis unter 115° die geringste Tiefe mit 1562 Faden erreicht wurde; von da ab fällt der Boden wieder gleichmäßig bis an den Beginn der Basis von Südamerika. Der Hochrücken, welcher ein stattliches Gebirge von 3000 m Höhe bilden würde, scheint sich von Dougherty oder Keates-Insel unter 59° südl. Br. bis zur Oster-Insel unter 27° südl. Br. zu erstrecken und wurde auch von dem „Challenger" unter 38° 43′ südl. Br. und 112° 31′ nördl. L. mit 1600 Faden gelothet.

Vermischtes.

— Marinepfarrer G. Heims hat von seinen Reiseskizzen „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches" (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 304) eine zweite Reihe erscheinen lassen, welche Schilderungen von der Reise der „Nymphe" nach Westindien (1884 bis 1885) enthält und ebenso frisch, ja mitunter burschikos geschrieben ist, als ihre Vorgängerin. Es sind anziehende Skizzen, aber nicht mehr, welche durch die Schilderung des Lebens an Bord für viele Leser einen eigenthümlichen Reiz erhalten; ein tieferes Eindringen in das Wesen fremder Völker verbietet sich bei solchen Reisen von selbst. Wir halten darum z. B. das, was über Guzman Blanco, Venezuelas Tyrannen, gesagt wird (S. 169 ff.), nicht für ganz zutreffend. Interessant ist die Schilderung der Zuckerfabrikation in Britisch-Guayana (S. 130), ebenso diejenige von der Erziehung der nordamerikanischen Ladies, dem dortigen Kastengeiste, und anderes mehr.

— Nach statistischer Berechnung beläuft sich die Zahl der Blinden auf der Erde auf ungefähr eine Million. Dies würde, die Bevölkerung der Erde auf 1 400 000 000 Seelen angesetzt, auf je 1400 einen Blinden ergeben. In den europäischen Staaten zeigt sich folgende Verschiedenheit: In Oesterreich kommt auf je 1785, in Schweden auf je 1418, in Frankreich auf je 1191, in Preußen auf je 1111, in England auf je 1037 u. s. w. der Bevölkerung ein Blinder. Mit noch höherem Procentsatze folgen Rußland, Norwegen und Finland. Die meisten Blinden finden sich in Aegypten. In Kairo kommt schon auf je 20 Bewohner ein Blinder. Dr. Franke in Wien zählte auf einer Morgenwanderung in Kairo deren gegen 1000. In den australischen Kolonien ist das Zahlenverhältniß ein auffällig verschiedenes. Nach dem letzten Census kam in Neu-Seeland auf je 3550, in Südaustralien auf je 1417, in Victoria auf je 1162, in Westaustralien auf je 725 und in Tasmanien auf je 625 der Bevölkerung ein Blinder. Auch in China und Japan giebt es viel Blinde. Deutschland besitzt die meisten (35) Blindeninstitute, dann folgen England mit 16, Frankreich mit 13, Oesterreich-Ungarn mit 10, Italien mit 9, Belgien mit 6 u. s. w. Amerika, Asien und Afrika besitzen zusammen nur sechs Institute der Art. In Australien besteht ein solches in Victoria und in Südaustralien.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXII. (Mit fünf Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländisch-Indien im Jahre 1886. II. — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. V. VI. — Die eingeborenen Aerzte im südlichen Tunesien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 6. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

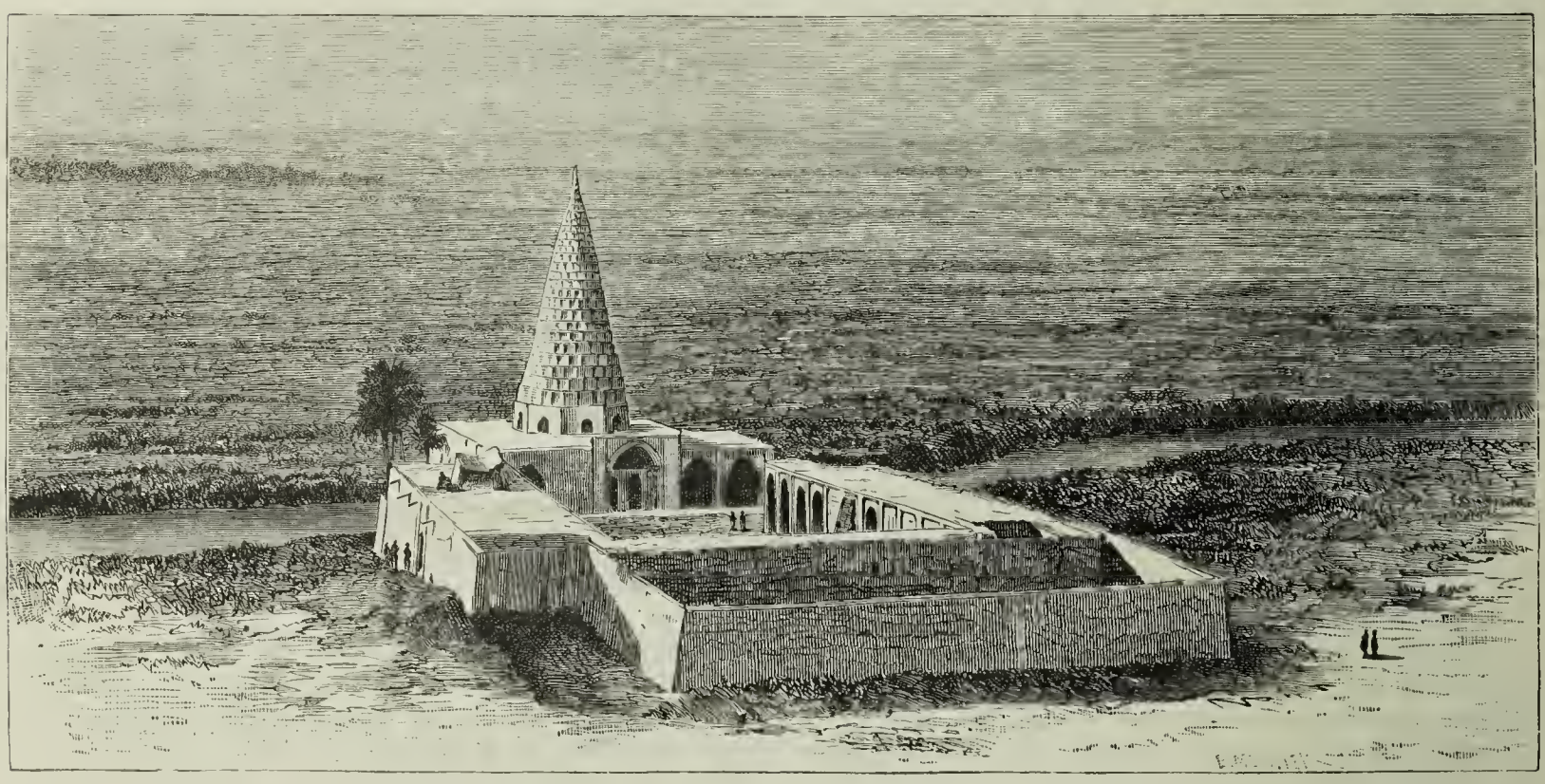
Vor dem Besuche Susas mußten die Reisenden noch den Scheich Thaer, den Verwalter der Wakufgüter Daniel's, aufsuchen, um seine Erlaubniß zu erbitten, bei dem Grabe des Propheten übernachten zu dürfen. Die Wohnung des Scheich war bald erreicht, in drei Vorhöfen wimmelte es von Mollahs, Seids und selbst Beamten; er selbst hatte in der Mitte einiger Getreuen auf einer Terrasse Platz genommen und erwartete den angekündigten Besuch. Es war ein hinfälliger Greis, aber in diesem schwächlichen Körper lebte der Geist noch in voller Macht.

Trotz des höflichen Empfanges machte er Schwierigkeiten, die ihm vorgetragene Bitte zu erfüllen. Wenn man auch Christen während einer oder zweier Nächte innerhalb der Einfriedigung dulden wolle, könne man ihnen doch unter keinen Umständen den Eintritt in den geschlossenen Raum, wo das Kenotaphium sich befindet, gestatten. Vergebens war die Versicherung, daß auch die Franken die größte Hochachtung für den Propheten Daniel besitzen; der Scheich blieb unerbittlich. Endlich gegen Mittag war die Sache erledigt, und die Reise konnte gegen den Mittag des 14. Januar angetreten werden. Das kultivirte Land verschwand bald; nach allen Seiten hin erstreckte sich die mit vertrockneten Disteln bedeckte Ebene; es war die Wüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit, welche einen um so schrecklicheren Eindruck machte, als dieser gänzliche Mangel einer belebten Natur der Nachlässigkeit der Menschen zuzuschreiben ist.

Bald war der Ruinenhügel erreicht, dessen ungeheure Abmessungen das Erstaunen des Besuchers erregen. Das Grab Daniel's liegt am Fuße einer hohen Terrasse, welche im Lande mit dem Namen Kaleh Schus (die Festung Susa) bezeichnet wird; den Fuß des Heiligthums bespült ein sumpfiger Bach, der Schaur, welcher sich in den Ab-Dizful ergießt. Das Denkmal steht in keinem Verhältnisse zu seinem Rufe und zu dem Eifer der zahlreichen Pilger, welche ihm in jedem Frühjahre ihren Besuch abstatten. Wenn man durch das Thor von Dizful eintritt, sieht man zunächst Mauern aus Erde und ein massives Eingangsthor; man würde glauben, vor einem mit Mauern umschlossenen Dorfe sich zu befinden, wenn nicht ein im Inneren stehender, in der Form eines Zuckerhutes aufgeführter Thurm den Zweck des Gebäudes andeutete. Bogengänge schließen sich zu beiden Seiten des Heiligthums an und dienen den Tempelwächtern und einigen Viehhirten zum Aufenthaltsorte. Auch die Reisenden sollten hier unter einem unbewohnten Bogen ein Obdach finden, doch nach wiederholter Durchlesung des Geleitbriefes entschloß sich der Aufseher des Heiligthums, ihnen ein weniger luftiges Logis einzuräumen. Da die Betrachtung des eigentlichen Heiligthums den Besuchern nicht erlaubt war, zogen sie bald aus, um einen Ueberblick über die Königstadt des Nachunta und Ahasver zu gewinnen. Drei ungeheure, scharf von einander geschiedene Erdmassen erhoben sich vor ihnen; den größten Eindruck machte die Kaleh Schus, welche sich etwa 36 m über den Schaur erhebt. Der Regen hat tiefe Furchen in die Abhänge gegraben, dennoch aber wäre es ohne zwei Fußpfade, deren einer den Ziegen sein Bestehen verdankt, während der

andere den einstigen Vertheidigern der Citadelle Zugang gewährte, unmöglich, dieselben zu ersteigen; die fremden Besucher schlugen den letzteren ein, der an einem durch ungeheure Mauermassen in Thurmgestalt geschützten Thore endete. Darauf folgte eine kleine Plattform und von deren südlichem Ende führte ein sehr schmaler, über eine Mauer laufender Weg, ein letztes Hinderniß für den Angreifer auf seinem Wege zu dem Kerne der Befestigung. Endlich befanden sich die Reisenden im Inneren dieser Festung, wo die Könige von Susa einst ihre Schätze verwahrten, und wo später eine macedonische Besatzung die Unterdrückten im Zaume hielt. Anstatt der Reichthümer, welche die Eroberer wegschleppten, findet man nur noch einen üppigen Pflanzenwuchs, welcher Alles überwuchert hat.

Auf der nördlichen Ecke des Tumulus fand man nach Entfernung der mächtigen Brombeeren die Sockel mehrerer, in Schachbrettform angeordneter Säulen. Vier derselben waren mit Inschriften in drei Sprachen, welche in Keilschrift eingegraben waren, geschmückt; sie wurden vor etwa 30 Jahren durch Oberst Williams und Sir Loftus bloßgelegt, welch letzterer aus diesen Ueberresten ein dem von Xerxes in Persepolis errichteten Palaste ähnliches Gebäude rekonstruirte. Daß die Ruinen von Susa von den Achämeniden herrühren, wird sowohl durch die Art der Ueberreste als durch die auf denselben befindlichen Inschriften bewiesen. Mit Ausnahme dieser wenigen Erinnerungen an eine große Vergangenheit ist Susa nur noch durch die prächtigen Schneeberge ausgezeichnet, welche das Tiefland Elam von dem hochgelegenen Persien trennen. Dieulafoy bestreitet, daß, wie die englischen Archäologen behaupten, die äußere Facade des Königspalastes gegen Norden gerichtet gewesen sei, und ist der Ansicht, dies dadurch beweisen zu können, daß gerade die Nordseite der Säulenfußstücke ohne Inschriften ist, während er glaubt, annehmen zu müssen, daß letztere so angebracht waren, um die Aufmerksamkeit der dem Throne zugewendeten Besucher auf sich zu ziehen, d. h.



Daniel's Grab.

der Thron stand, wenn diese Vermuthung richtig ist, nach Süden gekehrt.

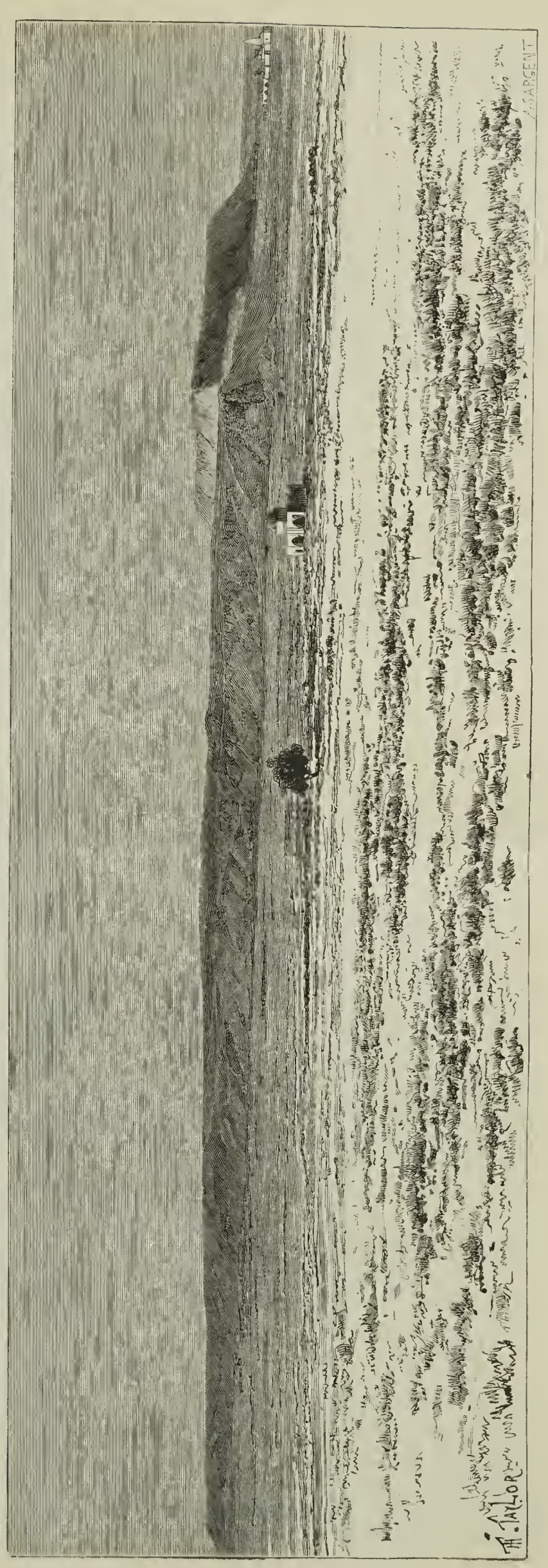
Doch wir übergehen dies und die an den Besuch angeknüpften historischen Erinnerungen, um die Reisenden mit einbrechender Nacht nach ihrem Lager zurückzubegleiten. Jetzt ist der Hof des Daniel-Grabes angefüllt mit den Heerden, welche zum Schutze gegen herumschweifendes Gesindel während der Dunkelheit dort in Sicherheit gebracht werden; daneben drängen sich die Bewohner des Grabmals, Männer, Frauen und Kinder, durch einander. Während die Reisenden sich häuslich einrichteten, hörte man starke Schläge gegen das Thor der Mauer, ein Seid auf weißem Esel erscheint mit zahlreicher Dienerschaar und befiehlt, das Zimmer neben dem Grabe für ihn herzurichten; als er hört, daß dasselbe von den Franken eingenommen ist, entbrennt er in heiligem Zorne, der ihn selbst sein Gebet vergessen läßt. Nie sollten die Ungläubigen der heiligen Stätte nahen; der Tempelwächter sei die Ursache dieser Entweihung, man müsse diese Hundesöhne wegjagen. In dieser Weise fuhr der heilige Mann fort, bis der Tempelwächter ihn bat, erst den Brief des Scheich Thaer zu lesen, ehe er die Fremden belästige. Nachdem er dieser Aufforderung nachgekommen, stand er davon ab, die Reisenden aus ihrem Obdache zu vertreiben und begnügte sich mit einem Lager unter den Arkaden. Die Nacht war übrigens sehr unruhig; die Wachen machten ihrem Namen Ehre, waren dabei aber so laut, daß die Fremden kein Auge schließen konnten. Der nächste Morgen wurde einem Besuche des dritten Hügels gewidmet, wo sich gleichfalls einige Reste der Vergangenheit befinden. Im Hofe des Grabmals stieß man wieder auf die Karawane des feindlich gesinnten Seid, die sich zum Abmarsche bereit machte; der würdige Mann selbst, ganz in Extase, war beschäftigt, eines der Kinder, mit dem die Franken sich am Abend vorher beschäftigt hatten, durch Segensprüche u. dgl. vor den üblen Folgen dieser unheiligen Berührung zu schützen. Mme. Dieulafoy trat näher und dies genügte, den Seid in das materielle Leben zurückzurufen, so sehr, daß er sofort ein Huhn und zwölf Eier als Honorar für seine ärztliche Hilfe in Empfang nahm. Als die Dame sich später allein befand, glückte es ihr, auch in das Heiligthum einzudringen; sie wurde jedoch für ihre Kühnheit nicht belohnt. Der ziemlich kleine Raum ist

geweißt und mit einem Gewölbe überdeckt. Mitten in demselben steht ein rechteckiges Gemäuer in der Gestalt eines Sarkophages, rund herum ein Gitterwerk, um welches sich die Hände der frommen Beter hinbewegen; an den vier Ecken glänzen große Kugeln, welche von der Berührung der Stirn der Gläubigen polirt zu sein scheinen. Das ist alles, was man im Grabmale Daniel's erblickt.

Da anhaltend Regen fiel, und man fürchtete, in Folge desselben den Fluß Konah, der die Ebene zwischen Dizful und Schuster durchströmt, sonst nicht mehr überschreiten zu können, machte man sich schnell auf den Weg. Wenn auch die Reisenden sich der Schönheit der Umgebung freuten, blieb der Marsch doch für ihre eingeborene Begleitmannschaft traurig und beschwerlich; müde und durchnäßt machten sie wiederholt den Vorschlag, zu lagern. Aber als man der ewigen Klagen satt, ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hatte, während die beiden Franzosen die Reise allein fortzusetzen beabsichtigten, wollten sie dies Anerbieten nicht annehmen; sie fürchteten sich, sich von den Europäern, denen sie doch Schutz gewähren sollten, zu trennen. Der Weg führte längs der Telegraphenleitung hin, welche sich gerade in keinem glänzenden Zustande befindet; als die englische Regierung vor einigen Jahren die Erlaubniß erhielt, die indische Linie anzulegen, verpflichtete sie sich, einen besonderen Draht für den Gebrauch des Schah zu reserviren; persische Telegraphenbureaux wurden neben den englischen errichtet, und Dank der nachbarlichen Hilfe der europäischen Beamten fing auch der persische Betrieb an, sich einer gewissen Regelmäßigkeit zu erfreuen. Der Schah wünschte nun eine telegraphische Verbindung mit allen seinen Provinzen zu besitzen und befahl eine solche mit dem fernen Arabistan herzustellen; hier aber mischte sich der Madachel (Unehrlichkeit der Staatsdiener) in die Sache und die Arbeit wurde in sehr ungenügender Weise ausgeführt, so daß der Gouverneur von Arabistan heute nicht mehr durch die telegraphische Verbindung mit seinem hohen Herrn beunruhigt wird.

Am 18. Januar war das Wetter ganz verändert, Donner, Wind und Regen hatten während der Nacht aufgehört und einem herrlichen Morgen das Feld geräumt. Der Anblick auf das reizende Dorf Konah, welches mitten in einer grünen, durch Gruppen von Schafen und Kühen belebten Gegend liegt und durch die hellen Sonnenstrahlen wie mit magischem Lichte übergossen schien, war wirklich prachtvoll; alles athmete auf und die militärischen Begleiter der Reisenden tummelten sich lustig im Sonnenscheine. Gegen 4 Uhr erblickte man Schuster in der Ferne, bald konnte man die glänzenden Kuppeln, die spitzen Dächer der Gebäude, endlich das alte Schloß Selasil unterscheiden. Dort soll nach einer noch umgehenden Ueberlieferung der unglückliche Kaiser Valerian zehn Jahre, von Schapur auf das Unwürdigste behandelt, als Gefangener gelebt haben.

Die Brücke von Schuster dient gleichzeitig als Wehr, sie ist durchaus nicht in gerader Linie gebaut, da die Fundamente den im Flußbette zu Tage tretenden Felsen folgen. Selbst an die kleinste Brücke knüpft sich in Iran eine Legende, um so mehr an diese, welche mehr als 500 m lang über einen mächtigen Fluß geworfen ist; Firdusi selbst hat sie besungen und die Maulthiertreiber beeilten sich, die Legende zu wiederholen. Sie soll durch einen römischen Kriegsgefangenen Baranusch erbaut sein, dem Schapur hohen Lohn versprochen hatte. „Wenn du ein geschickter Baumeister bist", sagte ihm der Herrscher, „wirst du an dieser Stelle eine Brücke über den Fluß bauen, die einem Stricke gleicht. Wir werden zur Erde zurückkehren, aber die Brücke wird bestehen bleiben kraft der Kenntniß, die



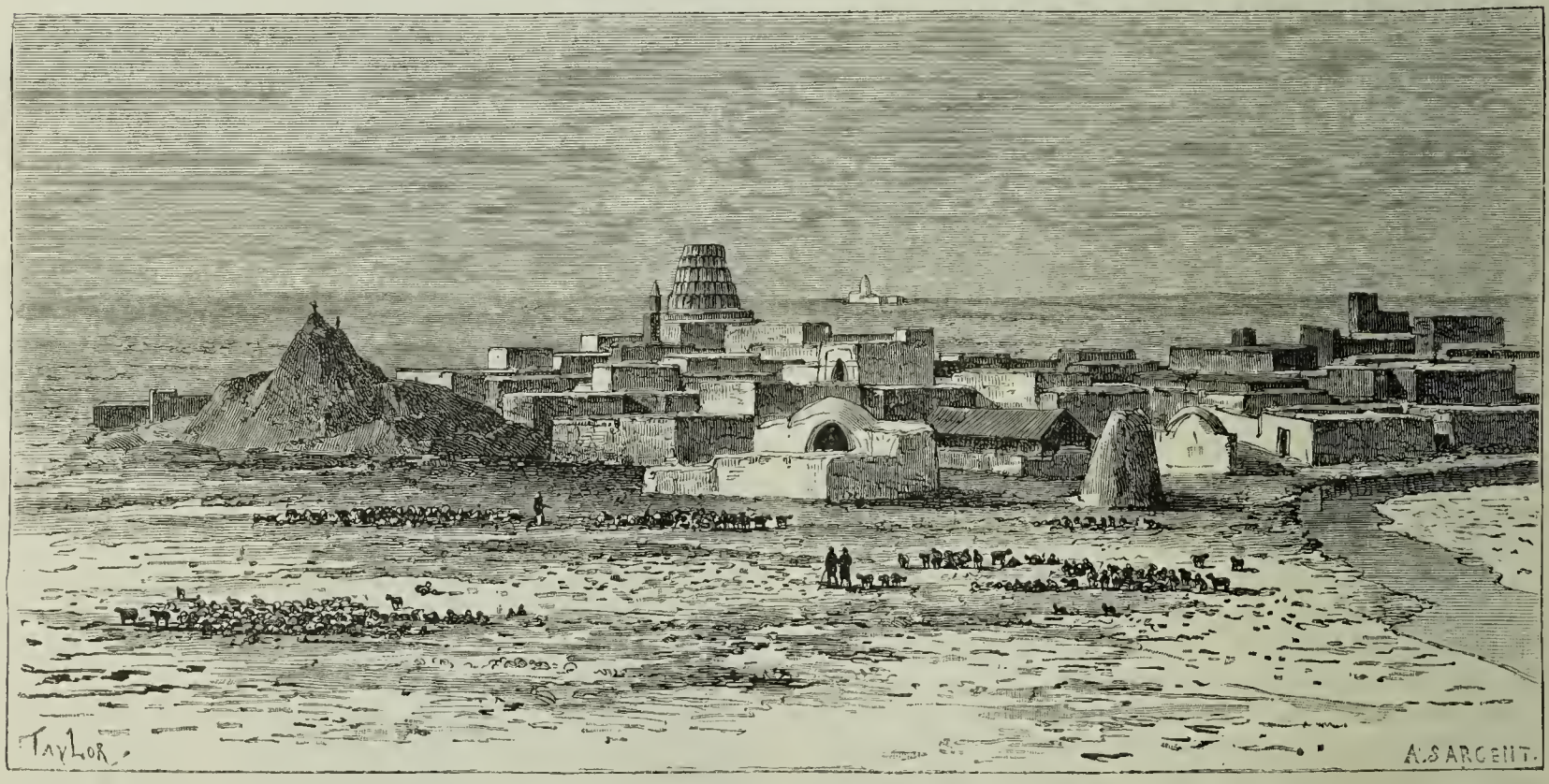
Die Ruinenhügel von Susa.

Gott verliehen. Errichte in diesem Lande durch die Wissenschaft der westländischen Gelehrten große Werke, und wenn diese Brücke den Weg zu meinem Palaste bildet, so suche mich auf und sei mein Gast, so lange du lebst; fern bleibe dir dann alles Uebel und die Macht Ahriman's."

Das Werk kam in drei Jahren zu Stande, Schuster

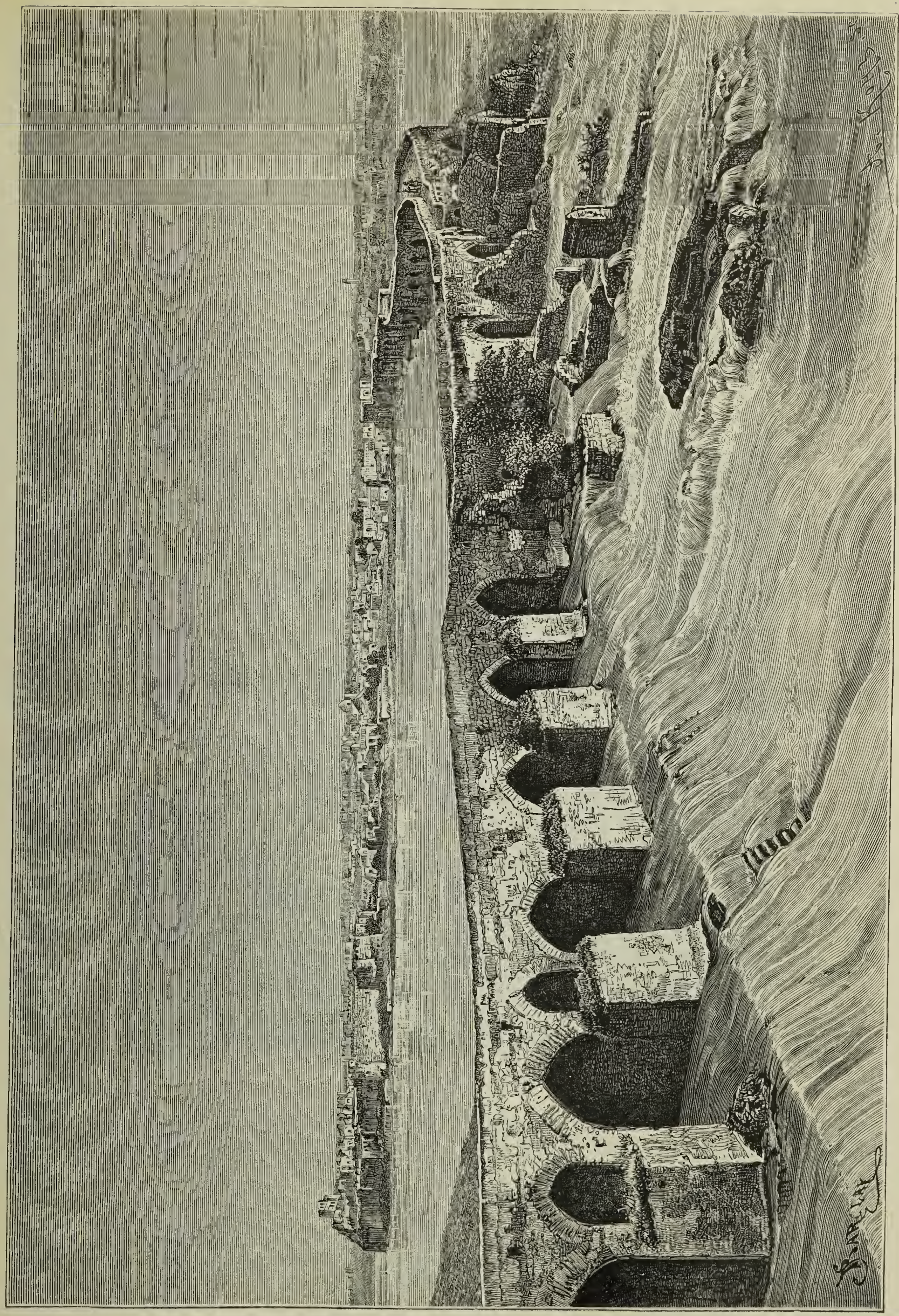
Säulenbasis aus dem Palaste des Artaxerxes Mnemon.

wurde gegründet oder doch vergrößert und verschönert, und mit Hilfe der fremden Gefangenen bezwang Schapur den ungestümen Lauf des Karun, staute ihn auf und leitete sein Wasser durch zahlreiche Kanäle ab, um die angrenzenden Felder zu befruchten. Der Boden von Chusistan war ungemein fruchtbar, er brachte die Auslagen, welche gemacht waren, um ihn unter Kultur zu bringen, hundertfach zurück; wenn man dem alten Dichter Hamed Allah Mustofi glauben will, war es dort zur Zeit der Theuerung noch wohlfeiler als in Schiraz in den Jahren des Ueberflusses. Dadurch



Das Dorf Konah.

wurde die Begierde der Araber erregt; die Perser wurden geschlagen und in die Stadt zurückgedrängt, aber trotz der Tapferkeit der Araber drohte die Belagerung sich in die Länge zu ziehen, als ein persischer Verräther sich in ihrem Lager zeigte und um Gnade bat, wogegen er den Feinden den Weg in die Stadt zu zeigen sich erbot. Sein Anerbieten wurde freudig angenommen, der Verräther, von einem Soldaten aus dem Stamme der Beni Scheiban begleitet, überschritt den Karun und gelangte auf einen Felsenvorsprung, welcher die Stadt und das Lager

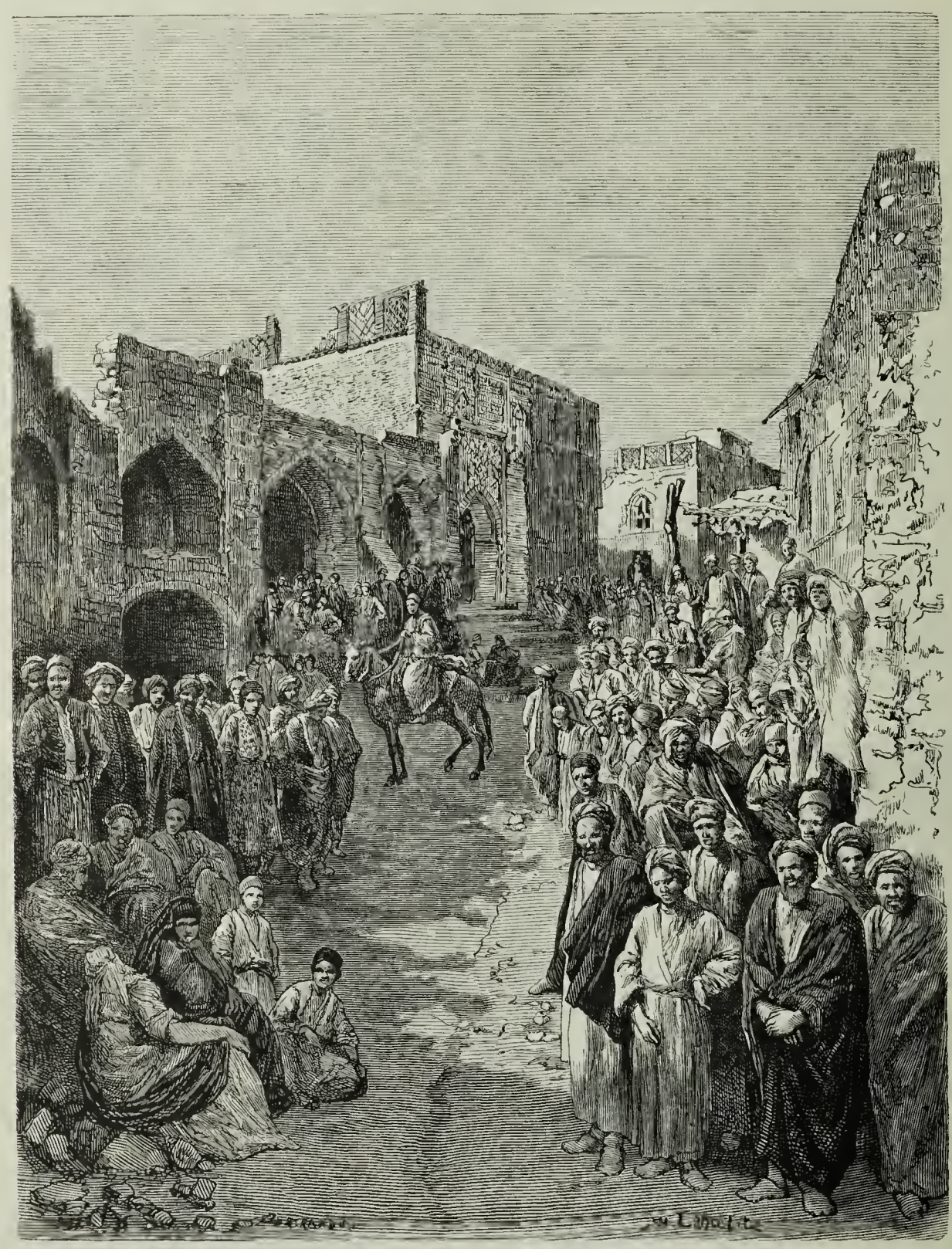


Die Brücke von Schuster.

des Hormuzan, des persischen Feldherrn, beherrschte. Nach der Rückkehr der Späher läßt Abu Musa, der Führer der Araber, 40 Mann, denen auf einigen Abstand 200 andere folgen, unter Führung des Renegaten aufbrechen; sie dringen in die Stadt ein, stoßen die Schildwachen nieder und ersteigen die Wälle. Der persische Führer, durch diesen unerwarteten Angriff überrascht, zieht sich in die Citadelle zurück, wo alle seine Schätze aufgehäuft sind.

Am anderen Morgen mit dem Grauen des Tages zieht Abu Musa an der Spitze seiner Truppen über den Fluß und dringt in Schuster ein. Die Bewohner aber erwürgen ihre Frauen und Kinder und werfen die Leichen in den Fluß, um sie nicht den Händen der Feinde zu überlassen.

Hormuzan flehte um Gnade, aber Abu Musa wollte die Bitte nicht erhören, bis der Chalif entschieden haben würde; inzwischen ließ er alle diejenigen, welche sich wei-



Große Straße in Schuster.

gerten, die Waffen zu strecken, niedermetzeln. Der Citadelle von Schapur waren danach noch manche Schicksale beschieden; auf die Araber folgten die Mongolen, Hulagu Chan befahl nach der Eroberung Baghdads dem Timor Beg, sich der Stadt Schuster zu bemächtigen. Die Eingeborenen gingen dem feindlichen Anführer mit Lebensmitteln und Geschenken entgegen, um ihre Unterwerfung anzubieten; der Anführer der Tataren befahl seinen Soldaten, die Besiegten zu schonen, trotz den Rathschlägen seiner Umgebung, welche ihn dieser Milde wegen tadelte. Nachdem die Belagerungen und Kriege aufgehört, fiel die Stadt in die Hände der Gottesgelehrten. Ein Verwandter Ali's war im 9. Jahrhundert dorthin gekommen und hatte sich mit einer Tochter des ersten Scherifs der Gegend vermählt; hierdurch an die Stadt gefesselt, hatte er sich der Ausbreitung des schiitischen Glaubens gewidmet und es gelang ihm, manche seiner Mitbürger für denselben zu gewinnen; später unter den ersten Sefevis folgten die übrigen nach, und

seitdem wetteiferte die Bevölkerung von Schuster in Fanatismus und Intoleranz selbst mit Kum und mit Kerbela. Dieser großen Frömmigkeit ist die bedeutende Zahl von Moscheen und Gräbern, die man in allen Stadtvierteln trifft, zu danken.

Begleiten wir nach dieser langen Abschweifung die Reisenden noch nach Schuster. Nachdem sie die Brücke überschritten hatten, gelangten sie zunächst in eine große, an beiden Seiten mit Buden, in denen Früchte verkauft werden, eingefaßte Straße; sie war durch zahlreiche Passanten belebt und um die Fremden sammelte sich bald eine zahlreiche Menge. Später glückte es Mme. Dieulafoy, von dieser Stelle eine photographische Aufnahme zu machen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von **Emil Metzger.**

III. (Schluß.)

Wir theilen nun noch einige Einzelnheiten über Landbau und Plantagenbau mit, wobei wir uns, auch was die Anordnung betrifft, dem Regierungsberichte darin anschließen, daß wir einzelne Angaben über verschiedene Inseln den über Java zu machenden hier folgen lassen; die Zustände sind zu verschieden, als daß es möglich wäre, dieselben zu einem Gesammtbilde zusammen zu fassen. Der Javane bebaut seinen Acker mit Liebe; ehe er sich aber dieser Arbeit widmen kann, muß er der Regierung seine Frohn- und Kulturdienste leisten; in den Kaffeegärten der letzteren zählte man beinahe 110 Millionen, in den Dörfern gegen 130 Millionen Kaffeesträucher, die zusammen etwa 990 000 Pikols (à 125 Amst. Pfund) Kaffee lieferten. Für die Bearbeitung dieser Pflanzungen waren 688 987 Familien (durchschnittlich zu $4^1/_2$ bis 5 Köpfen) von der Bevölkerung der Residenzen, wo diese Kultur bestand (ca. $16^1/_2$ Millionen) angewiesen; im Ganzen empfingen sie hierfür 13 662 152,72 Gulden, im Durchschnitt per Familie und Jahr 20 Gulden. In den verschiedenen Provinzen zeigten sich sehr große Unterschiede, in Bantam kamen etwa 0,45 Gulden, in Passuruan beinahe 105 Gulden auf den Antheil einer Familie; dem Minimum am nächsten stehen Residenzen mit ca. 6 und 10 Gulden Jahreseinnahme. Außerdem waren noch 23 500 Bau (à 7096,49 qm) für die mit der Regierung noch im Kontrakte stehenden Zuckerfabriken zu bepflanzen, wofür im Ganzen etwa 4 800 000 Gulden vergütet wurden; ferner pflanzten die Eingeborenen freiwillig noch Zucker auf 58 000 Baus, wovon 20 000 kontraktlich für die Fabriken bestimmt waren. Für sich selbst bauten sie ca. 2,7 Millionen Bau mit Reis, 1,6 Millionen Bau mit anderen Gewächsen an; darunter wären zu nennen (in Tausenden Baus) Tabak 90, Indigo 200, Kapas 210, Mais 576, Katjang (Erdnüsse) 222, verschiedene Gewächse 543.

Die Reispreise schwankten zwischen 2,50 Gulden und 10 Gulden für ein Pikol; aus der über die Einfuhr gegebenen Uebersicht folgt, daß Niederländisch-Indien dieses nothwendige und erste Nahrungsmittel nicht in genügender Menge producirt. Hinsichtlich des Anbaues der in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Kokosnuß wird bemerkt, daß sie nur selten in regelmäßigen Anpflanzungen vorkommt; erst in neuerer Zeit fangen einige Händler in Tjilatjap an, die Kopra behufs Versendung nach Europa aufzukaufen; der Preis der Nüsse wechselt von 3 bis 10 Cent per Stück. Wie schon erwähnt, betreibt die Regierung auch die Anpflanzung von Chinabäumen; am 31. December 1884 waren 1 753 000 Bäume, die in den offenen Boden verpflanzt waren, und 1 516 000 Stück in jungen Anpflanzungen vorhanden. Die Ernte belief sich auf etwa 200 000 kg Rinde; die Preise, welche im Herbst 1885 erzielt wurden, betrugen im Maximum 1,98 (C. ledgeriana), im Minimum 0,42 (C. lancifolia). (Die eben mitgetheilten Preise sind Durchschnittspreise für die Sorte; als absolutes Maximum kommt eine C. succirubra mit 3,01 Gulden, als Minimum eine C. calisaya Schuhkrafft mit 0,19 Gulden vor.) Die Zahl der Arbeiter, welche ständig im Dienste gehalten wurden, betrug etwas über 200.

An diese Angaben schließen wir einige Mittheilungen über europäische Privatunternehmungen und zwar zunächst über diejenigen, welche, ohne eigene Ländereien zu besitzen, das Produkt auf von der eingeborenen Bevölkerung gemietheten Grundstücken pflanzen lassen resp. von derselben aufkaufen. So bestanden 52 Zuckerunternehmungen, welche ohne eigenen Landbesitz und unabhängig von der Regierung arbeiteten; wie überall zeigten die in Händen von Europäern befindlichen Fabriken eine bedeutend höhere Zuckerernte per Flächeneinheit, als diejenigen, welche von Chinesen betrieben wurden. In ähnlicher Weise bestanden einige 50 Tabakunternehmungen; 36 derselben erzielten über sieben Millionen Kilogramm Tabak. In dieser Weise wurden ferner auch sieben Indigounternehmungen betrieben; vier derselben producirten etwa 27 000 kg Indigo. Von der Regierung hatten im Ganzen 478 Unternehmer Ländereien in Erbpacht (auf 75 Jahre), 12 in Pacht auf kürzere Termine erhalten; es waren hiervon 370 Plantagen mit 194 000 Bau im Betriebe, 16 mit 5400 Bau waren nicht für eigentliche Pflanzungen bestimmt oder waren aufgegeben worden, 104 noch nicht bepflanzt. Ueber die Produktion derselben liegen nur unvollständige Angaben vor; wir fanden 193 Unternehmungen mit 200 000 Pikol Kaffee, 24 mit 208 000 kg Chinarinde, 22 mit 1 880 000 kg Thee, 16 mit 337 500 kg Tabak, 9 mit 114 000 Pikol Zucker, 1 mit 187,5 kg Kakao, 1 mit 365 kg Indigo, 1 mit 7600 Pikol Padi. Hierzu muß bemerkt werden, daß etwa $^2/_3$ aller Unternehmungen sich auf die Anpflanzung eines einzigen Produktes beschränkten.

Im Allgemeinen konnten diese Unternehmungen unter den Eingeborenen eine hinreichende Anzahl Arbeiter bekommen; der tägliche Lohn betrug meistens 0,25 bis 0,30 Gulden, steigerte sich jedoch in einzelnen Gegenden bis zu 0,50, 0,60, 0,70 Gulden pro Tag. Wo im Akkord gearbeitet wurde, stieg der Verdienst auf 0,70 bis 1 Gulden. Der Monatslohn für ständige Arbeiter betrug 6 bis 15 Gulden, wozu manchmal noch Lebensmittel gegeben

wurden; in einer Provinz stieg er gar bis auf 10 bis 30 Gulden.

Die Oberfläche der Ländereien, welche in früheren Jahren an Privatpersonen veräußert waren, betrug 1 404 866 Bau, die Zahl der Einwohner derselben 1 292 662. 1884 waren 254 525 Bau mit Reis bepflanzt. Etwas mehr als $^2/_3$ dieser Ländereien war in den Händen von Europäern (Schätzungswerth 32 040 663 Gulden), 312 000 Baus (464 982 Bewohner) in den Händen von Chinesen (Schätzungswerth 23 786 590 Gulden), und nur 5830 Bau mit 90 362 Einwohnern (Schätzungswerth 2 444 820 Gulden) in den Händen von Eingeborenen oder Arabern ꝛc. Die Produktion dieser Ländereien betrug 100 445 Pikol Zucker, 24 360 Pikol Kaffee, 787 988 kg Thee, 13 112 kg Tabak, 12 kg Kakao, 125 715 kg Chinarinde, 10 586 kg Muskatnüsse u. s. w. (Auch hier sind die Angaben nicht vollständig.)

Endlich wäre noch die Produktion derjenigen Ländereien zu erwähnen, welche von den sogenannten unabhängigen Fürsten an Europäer verpachtet sind; die Zahl dieser Landgüter betrug thatsächlich in Surakarta 138, in Djokjakarta 51. Für die ersteren wurde eine Pachtsumme von 1 002 874 Gulden, für die letzteren von 658 929 Gulden bezahlt; von ersteren verfügten 147 Unternehmungen über 38 686, von letzteren 49 über 17 313 Bau Anpflanzungen für den europäischen Markt. Die Produktion betrug 1 066 489 Pikol Zucker, 625 174 kg Indigo, 407 341 kg Tabak und 36 597 Pikol Kaffee.

Auch das Forstwesen verdient mit einem Worte berührt zu werden; die Djattiwälder und ein Theil derjenigen Wälder, welche aus anderen Baumarten bestehen, sind der Beaufsichtigung eines technisch gebildeten Regierungspersonals unterstellt; die Ausnutzung geschieht größtentheils durch Privatpersonen nach festgesetzten Normen, doch macht sich ein gewisses Streben bemerkbar, die Thätigkeit des Staates in dieser Hinsicht auszudehnen. Zum Schluß sei noch der Bestand an Pferden und Rindvieh für Java angegeben; man zählte am 31. December 1883: 2 419 736 Büffel, 2 071 144 Stück Rindvieh, 520 848 Pferde, dazu 16 305 für Personen, 85 152 für Waarentransport bestimmte Fahrzeuge, die sich sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Provinzen vertheilen.

Im Allgemeinen leidet Sumatra, wie überhaupt alle Besitzungen außerhalb Javas, an noch stärkerem Wechsel des Beamtenpersonals, als es auf der eben genannten Perle der Kolonie der Fall ist, und dadurch wird die Durchführung von guten und nützlichen Maßregeln sehr erschwert, denn die Unterschiede, was Land und Volk betrifft, sind so groß, daß für die Beamten längere Zeit nöthig ist, sich mit denselben bekannt zu machen und Einfluß zu gewinnen; als eine natürliche Folge ergiebt sich, daß von einem eigentlichen Eingreifen in die Haushaltung der Eingeborenen, von einer Entwickelung des Landes nicht die Rede sein kann, und so ist es leicht zu erklären, warum diese Besitzungen, soweit sie nicht besonders von der Natur begünstigt sind, keine Ueberschüsse gewähren. Die Mittheilungen, welche der Kolonialbericht giebt, sind denn auch zum Theil ziemlich mager und wir versagen es uns gerne, auf dem ganzen Felde Nachlese zu halten, um nur einige vereinzelte Thatsachen anzuführen.

Auf Sumatra wäre zunächst Atjeh zu nennen, dessen Pfefferproduktion 1883 einen Werth von beinahe vier Millionen erreichte; die Kopraausfuhr sank sehr (5060 Pikol 1881 gegen 840 Pikol 1884). Die Ausfuhr von Pinangnüssen betrug 46 937 Pikol gegen das Doppelte 1882; ferner wurden einige sogenannte Waldprodukte exportirt (Gutta Pertscha, Damarharz ꝛc.). Auf Sumatras Westküste betrug die Kaffeeernte der Regierung nur 90 000 Pikol, die von Privatunternehmern (11 000 Baus Ländereien) 8500 Pikol.

Ueber die Tabakkultur auf Deli haben wir oben schon im Allgemeinen gesprochen; beizufügen wäre noch an dieser Stelle, daß die Oberfläche des in Kultur befindlichen Bodens etwa 132 000 Bau beträgt; nebenher und in wohlbedachter Sorge für die Zukunft werden auch Proben mit anderen Anpflanzungen gemacht. Die Regierungskaffeekultur auf Menado (Nord-Celebes) lieferte 17 000 Pikol (1884); von den neun Unternehmern, welche Ländereien in Erbpacht erhalten hatten, erzielte erst ein einziger eine nennenswerthe Produktion an Kaffee (1500 Pikol).

An industriellen Unternehmungen im engeren Sinne werden in ganz Niederländisch-Indien 70 aufgezählt, wozu noch 34 Druckereien kommen. 18 Eisfabriken, verschiedene Einrichtungen zur Verfertigung von Mineralwässern, drei Seifenfabriken, eine Diamantschleiferei, einige Arakfabriken, und im Uebrigen Einrichtungen zur Bearbeitung von Holz und Eisen mit Einschluß von Metallgießereien werden genannt. Daneben kommen noch vor: Mehl- und Brotfabrik, Gasfabrik, Beinschwarzfabrik ꝛc.; 60 dieser Einrichtungen befinden sich auf Java, auf den anderen Inseln nur 10; von den Druckereien entfielen 28 auf Java.

Das im Dienste der Regierung stehende Personal des Bergwesens hat folgende Aufgaben zu erfüllen: wissenschaftliche Untersuchungen, namentlich im Interesse der (später an Privatpersonen zu überlassenden) Ausbeutung von Mineralschätzen, ferner das Bohren artesischer Brunnen, und endlich die Beaufsichtigung des Betriebes bestehender Unternehmungen; die außergewöhnlichen vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahre haben die wissenschaftliche Thätigkeit dieses Beamtenkörpers auch in weiteren Kreisen in ein sehr vortheilhaftes Licht gestellt.

Die Zinnproduktion von Banka betrug 1884 bis 1885 etwa 74 000 Pikols; der Nettoertrag war im Jahre 1884 beinahe, im Jahre 1885 reichlich vier Millionen Gulden. Die Billiton-Zinngruben (Privatgesellschaft) ergaben 1884 bis 1885 etwa 61 000 Pikols; von diesen gingen 3 Proc. als Abgabe an die Regierung; auf Banka waren etwa 7000, auf Billiton 5600 Arbeiter beschäftigt. Die Kohlenproduktion auf Borneo betrug gegen 8000 Tonnen (Regierung), wozu noch etwa 5000 Tonnen von Pululaut kommen (Privatunternehmung). Eine große Anzahl Bewerbungen um Concession befanden sich in Behandlung, die theils Unternehmungen im östlichen Borneo, theils auf Sumatra zum Gegenstande hatten; da dieselben vorläufig wohl zu keinem praktischen Ergebnisse führen werden — die niederländisch-indische Regierung besitzt einen merkwürdigen Takt, um derartige Sachen in der Schwebe zu halten —, brauchen wir hier nicht näher auf dieselben einzugehen.

Wenn wir uns auch im Allgemeinen nur die Aufgabe gestellt hatten, einige für die wirthschaftliche Lage wichtige Momente zusammen zu stellen, wollen wir doch noch etwas über die im Interesse der geistigen Entwickelung der Bewohner und der Wissenschaft im Allgemeinen getroffenen Maßregeln hier folgen lassen. Der Staatszuschuß für die fünf Anstalten des mittleren Unterrichtes (Gymnasium, höhere Bürgerschulen ꝛc.) betrug etwa 400 000 Gulden, die Zahl der Schüler 186, 92, 89, 51 und 73. Der Elementarunterricht wurde durch 241 Lehrer und 150 Lehrerinnen an 5581 zahlende und 4545 nicht zahlende Kinder ertheilt. Unter denselben befanden sich 9213 Kinder von Europäern (und solchen, welche in diese Kategorie fallen), 655 Kinder von Eingeborenen, 258 Kinder von anderen

Orientalen (Chinesen darunter begriffen); die Kosten beliefen sich auf 1 601 285 Gulden, die Einnahmen auf 205 386 Gulden. Daneben bestanden noch 17 Privatschulen mit 19 Lehrern, 55 Lehrerinnen, 1878 Schülern (wovon etwa $^2/_3$ Mädchen). Etwa $^1/_{10}$ der Kinder von europäischer Abstammung zwischen 6 und 14 Jahren genoß keinen Unterricht.

Die Anstalten zur Ausbildung eingeborener Lehrer wurden sowohl, was die Zahl der Aufzunehmenden als was die Gehälter und Zulagen betrifft, etwas eingeschränkt; im Ganzen wurden über 400 Zöglinge in neun Anstalten unterrichtet. Außerdem bestanden noch einige durch die Missionen unterhaltene Schulen, welche einen ähnlichen Zweck verfolgten. Eigentliche Schulen für Eingeborene bestanden 1883 (für 1884 liegen die Angaben noch nicht vollständig vor): auf Java und Madura 306 mit 37 099, in den anderen Besitzungen 525 mit 39 874 Schülern. Der Regierungszuschuß betrug in genanntem Jahre 1 206 774 Gulden. Ferner bestanden auf Java 14 929 mohammedanische Gottesdienstschulen mit 222 663 Schülern, außerhalb Java, soweit bekannt, 3209 Schulen mit 42 843 Kindern. Die protestantische sowohl als auch die katholische Kirche verfügen jede über etwa 30 Geistliche, außerdem sind verschiedene europäische Missionare und eingeborene Hilfslehrer thätig; etwa 4000 Eingeborene machten die Pilgerfahrt nach Mekka. Für die Wissenschaft als solche geschieht eigentlich nicht besonders viel; der botanische Garten in Buitenzoog mit seinen Filialen, deren eine jetzt auch Versuche zur Anpflanzung von Guttapercha-Bäumen macht, ist zu wohlbekannt, als daß wir über denselben noch ein Wort beifügen sollten; die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen werden zu Batavia regelmäßig fortgesetzt; einige Beamte, die für diesen Zweck ausschließlich bestimmt sind, beschäftigen sich mit dem Studium verschiedener einheimischer Sprachen.

Die wissenschaftlichen Gesellschaften zeigen reges Leben; wir nennen in erster Linie die alte berühmte Batavia'sch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen und die jüngere Schwester Natuurkundige Vereeniging; die geographische Gesellschaft zu Samarang ist eingegangen und überhaupt scheint für die Geographie keine günstige Luftströmung zu bestehen; zu erwarten ist noch der Bericht des Dr. B. Hagen über seine Reise nach dem Tobasee. Die von der holländischen geographischen Gesellschaft nach Neu-Guinea geplante Expedition kann nicht zur Ausführung kommen, weil die zweite Kammer der Generalstaaten die von der Regierung in Aussicht gestellte Subsidie von 25 000 Gulden nicht bewilligt hat.

So hätten wir, so gut es uns in einer flüchtigen Uebersicht möglich ist, einige der Hauptmomente zusammengestellt, welche für die Beurtheilung des Zustandes der Niederländisch-Indischen Kolonien von Bedeutung sind; ehe wir schließen, sei es noch erlaubt, einige Betrachtungen vom allgemein kolonialpolitischen Standpunkte beizufügen.

Vor Jahren eröffnete ein bekannter indischer Publicist, H. J. Lion, jeden kolonialpolitischen Artikel mit den Worten der Jobsiade: „Vergeßt doch die 30 Dukaten nicht." So sehr war den Herren, welche damals auf die Geschicke der Kolonie Einfluß besaßen, der Wunsch nach einem „Batig Slot" (den Ueberschüssen, welche Indien lieferte, die dann im Interesse des Mutterlandes verwendet wurden) zur zweiten Natur geworden, die sich in jeder Maßregel äußerte, daß jener Redakteur die angeführten Worte eine Zeit lang für Alles, was er über koloniale Angelegenheiten schrieb, in bitterer Ironie zum Motto wählte. Auch heute könnte man mit demselben Rechte das Gleiche thun, aber leider handelt es sich heute nicht mehr um die Erzielung von Ueberschüssen, sondern nur die Deckung der Ausgaben, die nicht nur durch den Atjehkrieg allein, sondern auch durch allerlei unüberlegte Maßregeln zu einer ganz ansehnlichen Höhe gestiegen sind.

Zur Bestreitung der 140 Millionen, auf welche es dem Minister der Kolonien, einem Finanztalente erster Größe, wo es sich um kleine Ersparnisse handelt, geglückt ist, die Ausgaben auf dem Papier herabzudrücken, reichen die Einnahmen nicht hin, wiewohl man es selbst an dem, was die Franzosen économie de bouts de chandelles nennen, nicht fehlen läßt. Nur eine kleine Probe möge hier angeführt sein: Früher wehte an jedem Orte, wo sich eine europäische Autorität befand, wenigstens an Sonn- und Festtagen, die holländische Trikolore von hohem Flaggenmaste; jetzt scheint die Sparsamkeit diese patriotisch-politische Kundgebung nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlauben; denn in Zukunft dürfen nur vor dem Hause des höchsten Beamten einer Provinz solche Masten von Holz errichtet werden, und wenn sie an anderen Orten, wo Beamte von geringerem Range stationirt sind, für unumgänglich nöthig gehalten werden, muß man sich mit einem Bambugerüste behelfen. Auch die Zahl der chinesischen Dolmetscher wird für zu groß gehalten und man läßt die Stelle eines solchen zu Padang eingehen, ohne zu bedenken, daß die Leute, welche die Befähigung zu einem solchen Amte besitzen, sich nicht mit einem Worte aus der Erde stampfen lassen. Im Großen ist man nicht so sparsam; weder hat man gehört, daß die Gehälter der hohen Würdenträger beschnitten worden wären, noch hat man die widersinnigsten, ungehenersten Ausgaben zu machen sich gescheut. Wie viele Millionen man in Atjeh nutzlos ausgegeben hat für Werke, die hinterher planlos aufgegeben wurden, wie viel die Blockade, die man hinterher nicht durchgeführt hat, kostet, wer mag das zu sagen? Gerade der Mangel an Konsequenz bei den leitenden Persönlichkeiten ist es, der den tödtlichen Stillstand in alle Entwickelung Indiens bringt und dieser Mangel ist wieder eine Folge des parlamentarischen Einflusses und der schiefen Stellung, in welcher der vom (konstitutionellen) Könige als sein absoluter Stellvertreter ernannte General-Gouverneur zu dem den Kammern gegenüber für die Handlungen des Königs und des indischen Vicekönigs verantwortlichen Minister der Kolonien tritt. Lange hatten wir noch gehofft, daß eine kräftige Hand in Indien sich diesem Einflusse zu entziehen wissen werde; doch diese Hoffnung ist verflogen und wir sind im Grunde eigentlich verwundert, daß man im Haag noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, die höchsten Stellen in Indien unbesetzt zu lassen und die Kolonie von dem Ministerium und der Kammer aus per Telegraph zu regieren; wir glauben nicht, daß ein bedeutender Unterschied zu bemerken sein würde.

Natürlich fehlt auch die Energie, Maßregeln zur Entwickelung des Landes zu treffen; die einzige Hoffnung, aus der kritischen Finanzlage herauszukommen, scheint augenblicklich auf einer Veräußerung der Staats-Eisenbahnen zu beruhen. Dem dringenden Nothschrei der Plantagenbesitzer hat man sein Ohr nicht verschließen können — sie sind glücklich genug, Freunde in Holland, selbst in den Generalstaaten, zu besitzen — und hat vor wenigen Wochen die Ausfuhrzölle auf Thee fallen lassen, diejenigen für Kaffee auf $^1/_3$, für Zucker auf $^1/_2$ des früheren Betrages heruntergesetzt, dagegen die Einfuhrzölle (mit einigen Ausnahmen) von 6 auf 10 Proc. erhöht.

Es erscheint wie eine wahre Ironie des Schicksals, daß die Plantagen in Deli, deren Urfprung in eine Zeit fällt, als ein eingeborener Fürst in jenem Lande noch unumschränkt herrschte, so prächtig aufgeblüht sind, während der

Zustand derjenigen, welche in Gegenden liegen, die direkt durch eine europäische Macht regiert werden, viel weniger günstig ist.

Auch in anderer Beziehung — nämlich hinsichtlich der Entwickelung als Rechtsstaat — werden die indischen Zustände sehr streng beurtheilt, doch gehört dieses Thema nicht mehr in die Grenzen, innerhalb welcher wir uns in diesem Aufsatze zu halten uns vorgenommen hatten [1]).

Und die Eingeborenen? Ja, um die kümmern sich nur Wenige und nur selten öffnet sich in den Generalstaaten der Mund eines wahren Freundes derselben und auf ihre Lage näher einzugehen — einige Andeutungen finden sich ja im Vorhergehenden — dazu fehlt uns der Raum und, wenn wir dieselbe vom europäischen Standpunkte betrachten wollen, einigermaßen auch der Muth.

[1]) Maeht tegen Recht. De vervolging der Justitie in Nederlandsch-Indie toegelicht door Mr. Piepers I, 1884.

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

VII. Hamakua. — Kohala. — Hualalai. — Kona.

Es giebt wenig interessantere Stellen auf der Welt, als der Distrikt von Hamakua am Ostabhange des Mauna Kea. Geologen, welche die umgestaltende Einwirkung der Abrasion bezweifeln, sollten einmal hierher gehen und sehen, wie der unablässige Ansturm der von dem Passatwinde getriebenen Wogen die Lavafelsen bearbeitet. Vom Gipfel her senkt sich das Land gleichmäßig und langsam bis zum Küstenrande, um dann auf einmal 100 bis 200, ja 800 Fuß tief senkrecht und selbst überhängend abzustürzen. Der obere Abhang ist von tiefen Ravinen so dicht durchfurcht, daß man zwischen Kohala und Hilo (40 Miles) über 70 zählt, von denen eine bis zu 1400 Fuß tief eingerissen ist. Wie an wenigen Stellen kann man hier die Wirkungen von fließendem Wasser und Meerwasser, Erosion und Abrasion, im selben Gesteine vergleichend studiren. Am Kilauea und Mauna Loa, die immer noch thätig sind, beträgt die Höhe der Strandklippen selten über 50 bis 60 Fuß; hier steigt sie bis zu 800 Fuß und bei der gleichmäßigen Neigung des Bergabhanges können wir mit voller Bestimmtheit sagen, daß die Abrasion seit dem letzten nach dieser Seite hin erfolgten Lavaergusse mindestens eine Zone von 2 bis 3 Miles Breite weggefressen hat.

Waimea ist auch der bequemste Ausgangspunkt zum Ersteigen des Kohala, des kleinsten und anscheinend schon am längsten erloschenen unter den fünf Feuerbergen von Havaii. Seine Laven nähern sich im Ganzen den Andesiten, sind aber immer noch als Basalte zu betrachten; sie sind auch auffallend ärmer an Eisen als die der Nachbarn. Der Kohala ist nur 5600 Fuß hoch und gleicht im Allgemeinen dem Mauna Kea; die Erosion hat an ihm schon weitere Fortschritte gemacht, Laven sind nur noch in den Schluchten erkennbar und in dem neugebildeten Thonboden liegen eine ganze Anzahl Torfmoore, wie man sie auch auf Kauai findet; sie sind aber auf die Wolkenzone von 4000 bis 6000 Fuß beschränkt.

Ein guter Fahrweg führt den dürren Abhang hinunter nach dem Küstendorfe Kawaihae und dann der Küste entlang südwärts. Hier steht ein großer, von Kamehameha I. errichteter Tempel, der letzte auf den Inseln erbaute, auf einem, den Meeresstrand um 60 bis 80 Fuß überragenden Felsplateau. Fünf Miles weiter wurde bei einem halbverlassenen Dorfe an einer Lache schwachsalzigen Wassers gelagert und die Eingeborenen brachten freundlichst, was sie hatten, Milch, Eier und Kokosnüsse; die ganze Umgebung ist mit dem als Futter geschätzten Manianiagrase bewachsen, das aus Mexiko eingeschleppt sein soll, aber nur an trockenen Stellen sich gegen das überwuchernde Hilogras erhalten kann.

Etwas weiter südlich mündet die Thalsenkung, welche den Mauna Kea vom Hualalai trennt und hier treten plötzlich wieder die Laven des fernen Mauna Loa auf, welche zwischen beiden Bergen hindurch die Küste erreicht haben. Namentlich der große Strom von 1859 hat diesen Weg gewählt; er zwingt zum Abweichen von der Küste und dieser Umweg giebt dem Reisenden Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß auch hier Hebungsterrassen zu erkennen sind, und zwar ganz deutlich drei über einander, die oberste etwa 1400 Fuß hoch. Der Lavastrom hat sie nur zum Theil unkenntlich gemacht und die Küste ungefähr dreiviertel Miles in die See hineingeschoben. Gleich hinter ihm beginnen die Laven des Hualalai, von denen die jüngste erst 1806 ausbrach; sie sind von denen des Mauna Loa deutlich verschieden. Bis hierher hat die Küste, wie die Leeküsten immer, ein sehr trockenes Klima, aber im Windschatten des Hualalai wird es wieder eben so feucht, wie auf der Windseite, da dieser hoch genug ist, um einen regelmäßigen Wechsel von Land- und Seewind hervorzurufen.

Ein starker Tagemarsch führt zu der Ausbruchsstelle von 1811, dem letzten Lebenszeichen, das der Hualalai gegeben hat; sie liegt an seinem Westabhange, 2300 Fuß über dem Meere. Der Berg selbst, 8600 Fuß hoch, gleicht in seinem Aufbau ganz dem Mauna Kea und trägt eben solche Aschenkegel, welche nach dem Gipfel hin an Zahl zunehmen; seine Laven sind denen des Mauna Loa am ähnlichsten, basaltisch mit starkem Gehalte an Olivin und Eisen.

Am Hualalai beginnt der Distrikt von Kona, einst berühmt wegen seines köstlichen Kaffees, welchen Dutton dem besten Liberiakaffee gleichstellt. Hier, wo es, einen schmalen Küstenstrich ausgenommen, ziemlich jeden Nachmittag regnet, scheinen der Kukui, der Brotfruchtbaum, und die Banane so recht zu Hause. Der Kaffeebau ist leider einer Krankheit der Bäume erlegen und der Distrikt seitdem von Menschen fast verlassen worden, obschon nun wieder verwilderte Kaffeebäume überall ausgezeichnet gedeihen. Das Land ist zu menschenleer geworden und Handarbeit zu theuer.

Drei Tage lang zog die Karawane durch diese paradiesische Gegend; früher war hier eine gute Straße, aber sie ist nun fast verwachsen und kaum noch ein Saumpfad. Ueberall sieht man noch die Spuren einstmaliger sorgsamer Kultur, die Mauern, welche die Grundstücke einfaßten, und Orangen, Citronen, Bananen und Mangos, die nun unbenutzt und verwildert stehen. Auch am Abhange des Hualolai dauert die üppige Vegetation fort, selbst die zahlreichen

Lavaströme sind überwachsen und nur in der dürren Zone am Meeresstrande noch genauer erkennbar. Auch hier an der Leeseite ist die Abrasion bedeutender, als man glauben sollte, obschon sie nur durch die tägliche Landbrise bedingt wird. Doch sind die Klippen selten über 15 bis 20 Fuß hoch und nur an der berühmten Stelle bei Kealakeakua, wo Cook erschlagen wurde, haben verschiedene über einander ergossene Lavaströme eine Klippe von vielleicht 400 Fuß Höhe hervorgebracht. Weiter nach Süden wird das Land immer feuchter, das Hilogras immer undurchdringlicher, bis man die Grenze von Kau erreicht.

Mit der Grenze wechselt fast momentan wieder das Klima und man tritt auf eine weite, schollige Lavafläche hinaus, welche von zahlreichen Strömen, die alle vom Mauna Loa herunterkommen, gebildet worden ist. Manche liegen noch ganz kahl, andere tragen schon stattliche Bäume, und wenn man den Grad der Verwitterung als ein genügendes Unterscheidungskennzeichen ansehen kann, handelt es sich hier mindestens um 15 bis 20 verschiedene Ströme. Vierzehn Meilen weit führt eine gute Straße schnurgerade über die Schollenfläche und endet an dem reizenden Rauch Kahuku, der auf einer Terrasse gerade über der Ausbruchsstelle von 1868 liegt. Dieser Ausbruch, obschon zu den kleineren zählend, ist besonders merkwürdig, weil er, ganz unten in der bewohnten Region erfolgend, ganz genau beobachtet werden konnte und weil er im Gegensatze zu den sonstigen „gemüthlichen“ Eruptionen des Mauna Loa mit der furchtbarsten Erdbebenperiode im Zusammenhange stand, welche Havaii jemals erlebt hat.

Diese vulkanische Convulsion begann mit einer Feuersäule, welche sich am 27. März vor Sonnenaufgang aus dem Mauna Loa-Gipfel erhob; Rauch und Dampf brachen in einer von der Caldera südwestlich streichenden Linie an verschiedenen Stellen aus dem Berge hervor, aber dann verhüllte der gewöhnliche Wolkenschleier Alles. Als Abends der Himmel sich aufhellte, war keine Spur von vulkanischer Thätigkeit mehr zu erkennen. Aber am folgenden Morgen begannen die Erdstöße, und für beinahe zwei Wochen kam die Gegend nicht mehr zur Ruhe. Der härteste Stoß erfolgte am 2. April Mittags drei Uhr; er bewirkte auch den früher geschilderten Schlammausbruch bei Kapalala; die Küste senkte sich auf einer Strecke von 60 Miles um mindestens 2 bis 3 Fuß und eine kolossale Fluthwoge schlug vom Meere aus herein und schwemmte aus der wenig bevölkerten Gegend über 80 Menschen weg. Bis zum 7. April Abends dauerten die Zuckungen, dann bildete sich plötzlich eine Spalte und in einer Breite von mindestens 2000 Fuß brach die feurige Lava heraus, mit solcher Geschwindigkeit vordringend, daß sie binnen zwei Stunden die 10 bis 11 Miles entfernte Küste erreichte. Die Eruption dauerte nur vier Tage, lieferte aber trotzdem eine Lavamasse, welche alles, was Aetna und Vesuv jemals geleistet haben, weit hinter sich läßt. Auch die Masse der ausströmenden Dämpfe war ungewöhnlich groß, die Luft dicht erfüllt mit Pele's Haar und Asche, und massenhaft wurden die leichten baltischen Bimssteine ausgeworfen, welche man auch auf dem Gipfel des Mauna Loa findet und welche so leicht sind, daß der Wind sie weite Strecken hinwegführt. Die Lava baute das Land ungefähr eine halbe Meile weit in das Meer hinaus und warf auch hier drei Aschenkegel auf, welche den oben beschriebenen bei Nanawale in Puna völlig gleichen.

Von Kahuku nach Waiohinu, wo Dutton seine Tour begonnen, sind nur noch sieben Miles, welche auf einem verhältnißmäßig guten Wege zurückgelegt wurden. Hier fanden sich noch drei große fast kreisrunde Einsenkungen ganz analog den kleinen Nebencalderen des Kilauea, davon eine so dicht am Klippenrande, daß ein Theil der Umwallung ausgebrochen war. Sie sind offenbar uralt, die Ränder dicht mit Verwitterungsprodukten bedeckt, haben aber keinerlei Auswurfsmassen geliefert und ihre Entstehung bleibt vorläufig ganz räthselhaft. Mit der Erreichung von Waiohinu waren Dutton's Forschungen auf Havaii beendigt; er löste darum seine Karawane auf und kehrte mit dem Dampfer nach Honolulu zurück, um nun zunächst der Insel Maui seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

VIII. Maui.

Maui liegt nordwestlich von Havaii, nur durch einen Kanal von 28 Miles Breite von ihm getrennt. Es besteht aus zwei, von einander vollkommen unabhängigen Bergmassen, welche nur durch einen schmalen Isthmus verbunden sind, welchen das Meer bei einer Senkung von höchstens 200 Fuß überfluthen würde. Das größere Ost-Maui erfüllt der gewaltige Haleakala, der würdige Bruder von Mauna Kea und Mauna Loa. Sein Name wird gewöhnlich als „Haus der Sonne“ gedeutet, aber der Landessprache kundige Weiße sind der Ansicht, daß man richtiger Hele-o-Kala schreiben würde, Sonnenfalle, weil hier der göttliche Stammvater der einheimischen Könige und Nationalheld der Kanaken die Falle aufstellte, in welcher er die Sonne fing und nicht eher wieder losließ, als bis sie sich verpflichtete, in Zukunft zwölf Stunden statt nur acht täglich zu scheinen.

Haleakala hat genau dieselbe domförmige Gestalt wie Mauna Kea und Mauna Loa und trägt auch zahlreiche Aschenkegel; seine Thätigkeit scheint er aber schon vor Jahrhunderten eingestellt zu haben, wahrscheinlich schon vor der Einwanderung der Kanaken, denn keine Tradition weiß von ihr zu melden. Westmaui hat allem Anscheine nach einmal einen ähnlichen Riesenvulkan getragen, aber derselbe ist schon viel länger erloschen und die Erosion hat die einstmals zusammenhängende Masse so zerfressen, daß keine über 5800 Fuß aufragende Gipfel übrig geblieben sind. Mindestens die Hälfte der Gesammtmasse ist schon ins Meer hinab geschwemmt und die so entstandenen Schluchten gehören zu dem Romantischsten, was man auf Erden sehen kann.

Wenn man den Haleakala besuchen will, hat man die Wahl zwischen zwei Dampfern, von denen der eine an der Südseite des Isthmus in Maalaea, der andere an seiner Nordseite in Kahului landet. Dutton vertraute sich dem ersteren an, begab sich aber vom Landungsplatze alsbald nach dem nur sechs Meilen entfernten Wailuku an der Mündung des gleichnamigen Thales und von da vermittels einer schmalspurigen Eisenbahn nach Kahului und der drei Miles weiter gelegenen Zuckerplantage Spreckelsville. Diese großartigste Zuckerpflanzung auf den Sandwichsinseln ist ein Triumpf europäischen Unternehmungsgeistes, welcher den dürren eisenschüssigen Boden des Isthmus durch eine 25 Miles lang an den wild zerissenen Flanken des Haleakala hin geführte Wasserleitung in einen unerschöpflich reichen Fruchtboden umgewandelt hat, welcher auf 2700 Acres jährlich gegen 9000 Tonnen Zucker liefert.

Zwischen Wailuku und Kahului fällt dem Geologen ein Abhang auf, der nur aus Korallensand besteht; er enthält zahlreiche Versteinerungen, lauter Arten, die noch im benachbarten Meere leben, und fällt ganz langsam gegen Ostmaui hin ein. Er beweist, daß Westmaui in neueren Zeiten eine Erhebung von mindestens 200 Fuß erfahren hat, an welcher Ostmaui keinen Antheil nahm. Diese Hebung wird auch noch durch eine andere Erscheinung bestätigt.

Alle die Wildbäche, welche vom Haleakala herunter kommen, besonders auch der Wailuku, bilden bei ihrem Eintritte in die Ebene Schuttkegel, haben aber dieselben jetzt nicht nur wieder bis auf die Unterlage eingeschnitten, sondern auch diese angegriffen, was natürlich nur durch eine nach der Ablagerung der Schuttkegel erfolgte Hebung bedingt worden sein kann.

Von Spreckelsville aus führt der Weg die Küste entlang durch prächtige Zuckerplantagen, welche aber hier auf der Leeseite künstlicher Bewässerung bedürfen. Bald beginnen die Zeichen der Abrasion durch die Brandung, anfangs nur ganz unbedeutend, dann um so stärker werdend, je mehr die Küste sich herumbiegt und der Dünung ausgesetzt ist. Dann beginnen tiefe Regenschluchten, die sich nach oben hin in wildromantische Gorges umwandeln. Eine gute Fahrstraße führt über die erste hinweg und an ihren Wänden kann man ganz genau beobachten, wie die Verwitterung in die Lavaschichten eindringt und die eckigen Segmente in kugelige Gestalten umwandelt, die mehr und mehr schalig abblättern, bis schließlich auch der Kern zerfällt. So ist der Kugelbasalt entstanden.

Auf der Zuckerpflanzung Haiku fand Dutton gastfreie Aufnahme und rüstete sich hier zur Besteigung des Haleakala. Wenige Gebiete auf der Erde mögen diese Gegend an Lieblichkeit übertreffen. Die Temperatur hält sich hier ziemlich konstant auf 75° F. (= 24° C.) und die Regenmenge ist, ohne übermäßig zu sein, gerade groß genug, um den Anbau jeder Kulturpflanze zu gestatten.

Bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß führt eine bequeme Fahrstraße; dann schrumpft sie zu einem Maulthierpfade zusammen und der Anstieg wird steiler, doch kann man immer noch bequem reiten. In 4000 Fuß Höhe liegt die Sommerstation Olinda, wo man Nachtquartier nimmt. Von hier aus führt ein leidlicher Reitweg bis zum Gipfel, an zahlreichen verwitterten Aschenkegeln vorbei; der Boden ist anfangs mit Gras und Heide bedeckt, dann wird er kahler und plötzlich sieht man sich am Absturze der Gipfelcaldera, der mächtigsten und großartigsten auf der ganzen Welt. Zwei senkrechte Mauern von 1800 bis 2000 Fuß Höhe und 7 bis 8 Miles Länge schließen eine Ebene von 4 bis 5 Miles Breite ein, aus welcher 10 bis 12 Aschenkegel aufragen, auf welche anscheinend die Verwitterung noch keinen Einfluß ausgeübt hat, ihre Gipfelkrater sind deutlich erkennbar, keine Spur von Vegetation, das Ganze ein Bild der Oede und Einsamkeit, so großartig, wie man es sich nur denken kann. Die Ebene ist durch ein vorspringendes Vorgebirge in scharfem Winkel gebogen; nach beiden Seiten hin verflachen sich die Mauern und an den beiden Enden zieht sich die Ebene ohne bestimmte Abgrenzung den Berg hinab. Der östliche Ausgang ist bekannt als Koolau-Gap, der westliche als Kaupo-Gap; ersterer, auf der Wetterseite gelegen, führt in eine entsetzlich wilde, unpassirbare Ravine und endet in einem Netze mit Urwalddickicht erfüllter Schluchten; Kaupo-Gap auf der Leeseite verliert sich allmählich am Bergabhange.

Nahe der Ecke, welche die Caldera macht, steht ein 300 Fuß hoher Aschenkegel, der höchste Punkt des ganzen Berges. Von seinem Gipfel hat man einen wunderbaren Ueberblick über die aus den Wolken aufragenden oberen Theile des Archipels; die Luft in den höheren Regionen ist so klar, daß man mit einem guten Fernrohre die geringsten Details der Bergriesen von Hawaii erkennen kann.

Auch dieses tiefe Thal ist zweifellos eine durch Einsturz entstandene Caldera, wahrscheinlich durch mehrere Einfälle nach und nach zu dieser Größe angewachsen; an Erosion kann bei einer Vertiefung, welche nach unten immer flacher wird, unmöglich gedacht werden. An der einspringenden Ecke kann man über einen Schuttkegel von Lapilli und Bimsstein bequem hinabsteigen und selbst die Maulthiere bei einiger Vorsicht hinabbringen. Nur am Fuße der Aschenkegel findet sich noch frische Lava, und man kann sich hier so recht deutlich überzeugen, daß die Kegel erst gebildet werden, wenn der Lavaausfluß aufhört. Die Wände bieten einen eigenthümlichen Anblick in Folge des sie durchziehenden Spaltensystems, welches aus dem Abhange parallelen, mit ca. 70° einfallenden Hauptspalten und senkrecht darauf stehenden Nebenspalten besteht; ganz ähnliche Zerklüftung zeigen manche der großen amerikanischen Lavabetten.

Nach einem Nachtquartiere in 7600 Fuß Höhe gerade am Ausgange von Kaupo Gap wurde der Abstieg angetreten, keine leichte Arbeit über die rauhen, pfadlosen Lavafelder, die übrigens schon vielfach überwachsen sind und große Heerden wilder Ziegen ernähren. An der Küste trifft man wieder eine gute Straße, deren Errichtung freilich die tiefen Schluchten viele Schwierigkeiten geboten haben. Ganz wie in Hamakua ist hier die Küste tief herein von der Brandung abgefressen und das Plateau von Ravins zerrissen, deren steile Wände sich 400 bis 700 Fuß hoch erheben. Fast alle sind bewässert und enthalten eine wunderbar üppige Vegetation; in einigen sind die Bäche stark genug, um prächtige Kaskaden zu bilden, welche aber fast verschwinden unter dem dichten Dache der Baumfarne mit ihren fünf Fuß langen, zart gefiederten Wedeln.

Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit wurde die gastliche Pflanzung von Hana erreicht, wo der Reisende sich von den ausgestandenen Strapazen erholen konnte; es war Zeit, denn die Lastthiere konnten kaum mehr von der Stelle. Hier am Ostende von Maui schiebt sich eine breite Fläche niederen Landes zwischen Berg und See, vorzüglich für Zuckerrohrpflanzungen geeignet, soweit sie nicht neuere Laven bedecken; aber auch diese sind, wie in Puna, mit dichten Dschungeln überwachsen. Dann beginnt aber wieder der Wechsel steiler Rücken mit tief eingerissenen Schluchten, welcher schon nach wenigen Stunden die Thiere so erschöpft hatte, daß man in einem Ravin in der Nähe der Hütten einiger Eingeborenen lagern mußte. Hier machte das Land ganz den Eindruck, als habe es in verhältnißmäßig moderner Zeit eine ziemliche Senkung erlitten; das Meer dringt eine Strecke weit zwischen die Wände der Schluchten ein und ihr Grund ist offenbar durch Geschiebe ausgefüllt und war früher tiefer. Uebrigens hat die Senkung schwerlich über 100 Fuß betragen.

Der Zustand der Lastthiere war derart, daß Dutton, dem die Zeit knapp zugemessen war, die Weiterreise zu Lande aufgab und sich von eingeborenen Fischern mit seinem Gepäcke nach dem Hafen von Haiku bringen ließ. Er sah somit einen Theil der Westgehänge des Haleakala nur vom Deck des Dampfers aus und mußte das um so mehr bedauern, als ihm die Laven hier an der Leeseite erheblich frischer erschienen, als sonst am Berge. Auch das westliche Maui, das in seinen wildzerrissenen Schluchten wahre Juwelen von landschaftlicher Schönheit bergen soll, mußte er aus denselben Grunde unbesucht lassen und sich alsbald wieder nach Honolulu einschiffen, um den Rest seiner Zeit noch auf die Untersuchung von Oahu zu verwenden.

IX. Oahu.

Oahu besteht, wie Maui, aus zwei durch eine niedere Ebene getrennten Bergmassen, aber es handelt sich hier nicht um isolirte Vulkankegel, sondern um vulkanische Bergketten mit zahlreichen, nun erloschenen Kratern, welche so-

wohl Lavamassen wie Auswurfsstoffe hervorgebracht haben. Namentlich die östliche Bergkette zeigt diesen Charakter deutlich; sie streicht von SO nach NW, macht aber eine so bedeutende Krümmung nach N, daß sie als ein Kreissegment erscheint und phantasiereiche Geologen soweit gegangen sind, in ihr nur ein Stück des Randes einer ungeheuren Caldera zu sehen, in deren Innerem die ganze übrige Insel liege. Daß diese Ansicht falsch ist, läßt sich aus dem Aufbaue der ganzen Bergkette leicht beweisen. An der Wetterseite ist sie bereits so weit erodirt, daß die Klippen bis zu 2000 Fuß hoch abstürzen; man kann dort genau erkennen, wie sie aus unzähligen Lavaströmen mit zwischenliegenden Aschen- und Bimssteinlagern gebildet sind. Die Leeseite senkt sich langsamer und von tiefen Schluchten zerfressen gegen den Isthmus und die flache Ebene, in welcher Honolulu liegt; in den Ravinen erkennt man genau dieselbe Struktur wie an der anderen Seite. Man sieht, die Verwitterung hat schon einen guten Theil der Gebirgsmasse hinweggefressen. Dutton glaubt ihn an der Leeseite mindestens auf ein Drittel der Gesammtmasse veranschlagen zu dürfen, an der Wetterseite natürlich noch viel höher. Verfolgt man die Küstenstraße, welche nahe dem Fuße der großen Klippe hingeführt ist, so sieht man sich auf einem deutlichen, allmählich gegen das Meer hin abfallenden Plateau, das in gewissen Abständen von niederen Hügelketten quer durchschnitten wird, welche spornartig ins Meer hinein vorspringen. Die Zwischenthäler nehmen ihren Ursprung in Amphitheatern in der Hauptkette, und wenn sie sich, wie häufig, verästeln, hat jeder Zweig sein eigenes Amphitheater; es sind also alles echte Erosionsthäler. Diese kleinen Hügelketten bilden die Reste einer gewaltigen Gebirgsmasse, welche die Erosion schon beinahe dem Boden gleich gemacht hat, und der Proceß ist immer noch im Gange und hat schon hier und da die Hügelketten in ein anscheinend regelloses Gewirr kleiner Erhöhungen verwandelt.

Es wäre interessant, könnte man in irgend einer Weise die Zeit berechnen, welche nöthig gewesen ist, um die geschilderte Veränderung zu Wege zu bringen; leider fehlen aber dafür noch alle Anhaltspunkte und es können gerade so gut 50 000 wie 500 000 Jahre darüber hingegangen sein. Noch interessanter wäre es freilich, könnte man die Zeiträume vergleichen mit denen, die über der Bildung der einzigen ähnlichen Erosionserscheinungen, der Cañons des Colorado, vergangen sind. Jedenfalls ist es eine der überraschendsten Thatsachen, daß man in dem dürren, fast regenlosen Basaltgebiete Nordamerikas ganz dieselben Erosionsgebilde findet, wie in dem extrem feuchten Tropengebiete nicht nur der Sandwichsinseln, sondern auch der sämmtlichen übrigen hohen Inseln der Südsee.

Der interessanteste Gegenstand in der näheren Umgebung von Honolulu ist der als Diamond Head bekannte Berg ungefähr drei bis vier Miles südöstlich der Stadt. Er besteht nur aus Tuff und vulkanischer Asche und ist also nur ein ungeheurer Aschenkegel, dessen Gipfelkrater freilich mehr als eine englische Meile im Durchmesser hat. Ein nahezu kreisrunder scharfer Rand umgiebt denselben ringsum, ohne einen Durchbruch, so daß man nur durch Uebersteigung des ca. 700 Fuß hohen Kammes in den Krater hineingelangen kann. Die äußeren Gehänge sind überall mit kleinen Regenschluchten durchfurcht, ganz wie in den Bad Land Cliffs von Dakota und der Plateauregion des Great Basin. Auch hier hat eine Hebung stattgefunden; ein von Korallensand gebildetes ehemaliges Gestade liegt nun gegen 200 Fuß über dem Meeresspiegel. Da der darauf stehende Aschenkegel durchaus keine Einwirkung der Brandung zeigt, ist er ohne Zweifel jünger, als die Hebung hier, und viel jünger, als die Auswurfsmassen an der anderen Seite von Oahu.

Diamond Head ist nur ein Beispiel dieser Bildungen; unzählige ähnliche Kraterkegel sind über Oahu zerstreut, alle offenbar viel jünger, als die großen Ausbrüche, welche die Bergkette im Osten gebildet haben. Ganz nahe bei Honolulu steht ein ganz ähnlicher Krater, der unter dem bezeichnenden Namen der Punschbowle bekannt ist. Mehrere andere finden sich östlich von Diamond Head, einer dicht am Meere, welches seine eine Seite durchbrochen und das Innere bloßgelegt hat. Einer der größten dient den von San Francisco kommenden Schiffen als Landmarke und ist unter dem Namen Kokos Head bekannt; er ist über 1000 Fuß hoch. Außerdem verdient noch ein anderer Punkt Erwähnung, welcher so nahe bei Honolulu liegt, daß ihn selbst Reisende, welche mit demselben Dampfer weiter gehen wollen, zu Wagen besuchen können und gewöhnlich auch besuchen, der Pali. Man fährt auf bequemer Straße durch ein breites, langsam ansteigendes Thal hinauf zum Kamme der Hauptkette und sieht sich hier auf einmal am Rande einer Klippe, die 1300 bis 1400 Fuß tief auf eine schmale Plattform abstürzt; dahinter erblickt man die brandende See. Auf einem steilen Zickzackpfade kann man in voller Sicherheit hinabsteigen und sich überzeugen, daß die hier stehenden Aschenkegel gebildet worden sind, als die Lavamasse schon arg von der Erosion zerfressen war. Allem Anscheine nach haben hier noch ganz spät Ausbrüche stattgefunden, und wenn auch nun Jahrhunderte und vielleicht sogar Jahrtausende seitdem vergangen sind, so erinnern diese gut erhaltenen Aschenkegel doch immer wieder daran, daß Pele vielleicht nur temporär auf Havaii beschränkt worden ist und trotz der langen Ruhe jeden Augenblick wieder Besitz ergreifen kann von ihrem alten Reiche.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Rostock haben sich zwei wilde Exemplare des Eibenbaumes (Taxus baccata) erhalten, welche Herr stud. jur. L. Krause im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg" abbildet und beschreibt. Von diesen uralten Bäumen steht nur einer noch inmitten seiner ursprünglichen Waldumgebung in der Rostocker Heide. Es ist dies ein wildverworrenes Strauchwerk, welches eine Fläche von über 40 m Umfang bedeckt. Aus der Mitte dieses Gestrüpps ragen ziemlich nahe bei einander neun Stämme empor, offenbar die selbständig gewordenen untersten Zweige eines jetzt vollständig verschwundenen Baumriesen. 1805 war dieser Hauptstamm noch vorhanden. Der Umfang der größten Stämme beträgt am Boden durchschnittlich 0,75 bis 1 m; der stärkste hat in einer Höhe von 0,75 m über dem Boden noch 1 m Umfang. Die größte Höhe betrug 1879 noch $7\frac{1}{2}$ m, später sind von ruchloser Hand die beiden höchsten

Spitzen abgehackt worden. Rings um diese neun größeren Bäume herum wuchern über einander und durch einander, nach außen hin immer niedriger werdend, kleine Bäume und Büsche, meist wurzelnde Zweige jener Hauptstämme, welche so von einem Kranze wild verwachsenen Gestrüppes umgeben sind. — Das zweite Exemplar ist längst seiner alten Umgebung beraubt und steht jetzt etwas über 2 km vom Walde entfernt in einem Garten zu Mönkhagen. Es ist ein einzelner, etwa 10 m hoher, mächtiger Baum, dessen Alter auf ungefähr 1500 Jahre berechnet worden ist. Als vor Jahrhunderten das deutsche Dorf Mönkhagen auf dem neu gerodeten Waldboden entstand, war dieser Eibenbaum also schon ein Ehrfurcht gebietender, fast tausendjähriger Greis. Daher blieb er denn auch vom Beile verschont und erhebt so noch immer seine stolze, ca. 9 m im Durchmesser haltende Krone mitten unter kultivirten Obstbäumen als letzter Rest des einst hier emporragenden Urwaldes. Der Stamm mißt in einer Höhe von 0,96 m über dem Boden 2,91 m im Umfange. In 1,7 m Höhe zweigt sich der erste Ast ab, der einen Umfang von 1,5 m hat, und dicht darüber sitzt der zweite Zweig von 1,15 m Umfang. In einer Höhe von 2,21 m über dem Boden hat der Hauptstamm immer noch einen Umfang von 1,71 m. Leider ist der Stamm unten schon fast ganz hohl; aber dennoch blühet und grünt die alte Eibe immer noch aufs Neue. Namentlich in den letzten beiden Jahren hat sie sich wieder stark herausgemacht und im Herbste 1882 eine ungewöhnliche Menge ihrer schönen rothen Früchte getrieben.

— Das Buch von Dr. C. Mehlis: „Bad Dürkheim und seine Umgebungen, ein Führer für Einheimische und Fremde." (Dürkheim 1886. 136 Seiten, die Generalstabskarte der Gegend und drei Pläne) will einen Beitrag zur pfälzischen Landeskunde liefern. Als Motto dient dem landeskundigen Verfasser der Horaz'sche Spruch: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet", und das kann man auch mit Recht von der landschaftlich und historisch hochinteressanten Dürkheimer Gegend behaupten. Das Buch giebt die Topographie und Geschichte von Dürkheim, Klima und Kurmittel (Soole und Traubenkur), die Isenachgegend in geognostischer und geologischer Beziehung, die Pflanzengeographie des Isenachgaues. Weitere Abschnitte behandeln die Rheinebene, die Berge und Thäler des Hardtgebirges, Seebach (Kloster), Limburg, Hartenburg (Leiningen), Drachenfels (Ringwall), Peterskopf (Aussicht) und andere Ausflugspunkte der Umgebung Dürkheims. Den Text begleitet eine markirte Generalstabskarte des unteren Hardtgebirges, sowie Pläne von Dürkheim, Limburg, Hartenburg. Der Text wie auch die Karten wurden sichtbar nach den besten Quellen gearbeitet und haben deshalb bleibenden Werth.

— In der Versammlung der Münchener Geographischen Gesellschaft, welche am 15. April unter dem Ehrenpräsidium Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ludwig stattfand, sprach Prof. Dr. Sepp über „Geographische Namen im christlichen Gewande aus der deutschen Heidenzeit". Redner legte zunächst an verschiedenen Beispielen dar, wie die heutige Schreibung von Ortsnamen mit deren Herkunft vielfach im Widerspruche steht und die ursprüngliche Bedeutung verwischt oder ganz verändert ist, und ging hierauf zu seinem Hauptthema über, indem er, durchweg auf eigener Forschung fußend, in mehreren Namen und Namengruppen die darin verborgenen altheidnischen Gottheiten nachwies. Wenn nach Tacitus Odysseus bei Asciburgium einen Altar weihte, an dem der Name seines Vaters Laërtes haftete, so ist diese Auffassung durch den Gleichklang von Laërtes mit Leart entstanden, welcher Name im etrurisch-rätischen Lart und im dänischen Lars wiederkehrt. In Laningen, Burgau ꝛc. bestehen noch Kapellen, die dem heiligen Leart geweiht sind. Die Kirche hat bei uns daraus einen heiligen Leonhard gemacht, dessen Kapellen über das ganze Gebiet des bayerischen Stammes verbreitet sind. In Bayern finden sich überhaupt mehr Erinnerungen an die heidnische Vorzeit, als in den anderen Theilen Deutschlands, denn in den protestantischen Gebieten wurde durch die Reformation Vieles als römisch-katholisch beseitigt, was ursprünglich heidnisch war, und in der katholischen Rheingegend hat die französische Revolution ihren zerstörenden Einfluß geltend gemacht. Wie Leonhard der Patron des Großviehes ist, so wird für das Kleinvieh vorzugsweise der heilige Wendelin angerufen. Dieser Heilige ist an Stelle des Wendel, des deutschen Pan, getreten, von dem auch der Wendelstein den Namen führt. Die weiteste Verbreitung hat in Ortsnamen der heilige Bartholomäus erhalten, der für Berchtold, einen Beinamen Wuotans, eingetreten ist. So ist der Bartholomäussee, welche Bezeichnung älter ist als „Königssee", nach einer im Hintergrunde des Sees gelegenen Wuotanskapelle genannt. Berchtold oder Barthel ist vor Allem ein guter Gott, ein Gott des Getreides und Weines, daher die vielen „Bartholomäusmühlen" und das Sprichwort: „wissen, wo Barthel den Most holt." Ueberaus zahlreich sind die Bartholomäuskirchen und -Kapellen, mit welchen, besonders in der Hollertau, häufig die Sage vom Schimmelreiter verbunden ist, und welche sich nur durch das Vorhandensein früherer Wuotanskapellen erklären lassen. Redner zeigte nun noch an zahlreichen Beispielen die Verbreitung dieser Bartholomäuskirchen in ganz Deutschland, ja sogar im Auslande, wo sich Deutsche niedergelassen haben, und schloß hiermit seinen an Resultaten selbstständiger Forschung überaus reichhaltigen Vortrag.

Asien.

— Die erste Strecke der 67 km langen Bahn Mersina-Adana im südöstlichen Kleinasien, Mersina-Tarsus, ist am 4. Mai eröffnet worden. In zwei Monaten soll der Rest dem Verkehre übergeben werden; da viel Regen gefallen ist und die Ernten gut stehen, so hofft die (anscheinend englische) Eisenbahngesellschaft bereits in diesem Jahre auf reichliche Frachten.

— Der russische Kriegsminister hat im vorigen Jahre eine topographische Rekognoscirung des Amu-Darja von seiner Mündung in den Aralsee bis hinauf nach Tschardschui, d. i. bis zu demjenigen Punkte in Buchara vornehmen lassen, wo der geradeste Karawanenweg von der Stadt Buchara nach Merw und Herat den Amu-Darja überschreitet. Nach einem soeben veröffentlichten Berichte des Leiters der Expedition, Oberst Bjeljawski, ist es den Topographen gelungen, bis Anfang December, wo die Arbeiten der ungünstigen Witterung wegen eingestellt werden mußten, die Uferlandschaften des Amu-Darja bis Tschardschui hinauf rücksichtlich der Wegeverbindungen aufzunehmen. Auch von der Mündung des Amu-Darja nach der Cäsarewitschbucht am Ostufer des Kaspischen Meeres sind unter Oberst Bjeljawski's Leitung im vorigen Jahre durch Topographen quer durch die Ust-Urt-Steppe drei militärisch benutzbare Wege, an denen sich auf durchschnittlich je 15 km Entfernung Brunnen vorfinden, aufgenommen worden.

— Der bekannte Ingenieur Robert Gordon ist von der britisch-indischen Regierung mit den Aufnahmen für die Eisenbahn von Mandalay nach Tounghoo (Britisch-Barma) betraut worden.

— Obgleich der Gebrauch des Thees sich schon 2700 Jahre v. Chr. in dem chinesischen Werke „Pent-sao" erwähnt findet, so kannte man doch bisher keine Oertlichkeit in China, wo derselbe sicher einheimisch wäre. Man hat seine Heimath in der Mandschurei, im Lande Assam, in der Provinz Cachar gesucht, doch war man stets nur auf Vermuthungen angewiesen. Jetzt ist nun die Nachricht eingetroffen, daß ein Herr Henri den Theestrauch in den jungfräulichen Wäldern der Insel Hainan anscheinend wildwachsend angetroffen

habe. Die Eingeborenen kultiviren ihn nicht, sammeln aber die Blätter und verkaufen sie an der Küste unter dem Namen „Thee aus dem Distrikte Lai".

Afrika.

— Im Anschluß an die letzten Zeilen unseres Artikels über die Aerzte in Süd-Tunesien (vergl. oben S. 331 f.) möge es gestattet sein, hier einige Mittheilungen wiederzugeben, welche Ivan Lapaine in der „Revue scientifique" über die Behandlung der Tollwuth bei den Arabern, speciell denjenigen Algeriens, macht. Dieselben bedienen sich dazu verschiedener Käfer. So verwenden sie die Coccinella (Marienkäfer), welche sie ghobar es-sma (Himmelsstaub) nennen. Dieselbe Bezeichnung führt der Rosenkäfer (Cetonia) und die meisten anderen Käferarten. Die Rosenkäfer werden gleichfalls sehr viel zur Heilung der Tollwuth benutzt. (Ein russischer Naturforscher hat kürzlich über die Verwendung dieses Mittels in Südrußland berichtet und will selbst zahlreiche glückliche Kuren damit ausgeführt haben.) Ferner finden die Canthariden oder spanischen Fliegen Verwendung, welche sie unter dem Namen debben't el-hind (indische Fliege) kennen. Das Heilverfahren ist folgendes: Man bringt sieben Rosenkäfer in eine Flasche. Durch Hunger gezwungen, sollen diese Thiere sich einander auffressen; der letzte Ueberlebende stirbt endlich. Er wird getrocknet, zerstampft und in einer Rosine dem Patienten zu verschlucken gegeben. Wenn man spanische Fliegen verwendet, darf man nur drei dieser Käfer nehmen, obgleich nur der letzte genossen wird, „wegen der heftigen Wirkung dieses Heilmittels". Es sind dies übrigens nicht bloß Volksmittel, welche von Quacksalbern ausgenutzt werden. Lapaine hat sie von einem der ausgezeichnetsten Gelehrten der alten Universität von Tlemsen empfehlen hören. Man findet sie auch in dem berühmten Ketel-et-tub, dem Buch der Aerzte von Sidi Abd-Allah ben Aâzuz lang und breit abgehandelt. Die folgende Formel ist von den Abkömmlingen des Si M'hamed bel Kasem, dem Marabut der Hassaßna (Süd-Oran) präkonisirt worden: Man schreibt einen Koranvers auf ein grünes Blatt Papier, zerreibt dasselbe in die Milch einer schwarzen Kuh und läßt den Kranken diese Mischung trinken. Die Diener der Zauia von Sidi Mohamed ben Amar, in der Umgegend von Nedroma, sind im Besitze eines anderen Geheimnisses. Sie behandeln nicht den Gebissenen selber, sondern lassen einen Verwandten desselben ein Getränk zu sich nehmen, welches in der Weise bereitet wird, daß man einen Koranvers aufschreibt und in ein Gefäß (Hakema) thut und sofort Wasser darauf gießt, welches die Tinte der Schrift aufnimmt; diese Flüssigkeit bildet den heilsamen Trank. In der Heilkunde des Mittelalters waren solche indirekten Behandlungsweisen sehr gewöhnlich; man heilte eine Person, indem man eine dritte den Trank nehmen ließ, oder man tödtete sie, indem man in den Kopf einer Kröte eine Nadel bohrte. Am allgemeinsten ist aber zur Heilung der Gebissenen jenes Verfahren verbreitet, welches darin besteht, daß man dem Patienten das rohe, noch zuckende Herz des betreffenden Hundes zu essen giebt. Einige kochen letzteres mit pharaun, großen wilden Zwiebeln, die von Scilla maritima stammen. Andere ziehen auch dem Thiere einen Zahn aus und legen ihn zum Stillen des Blutes auf die Wunde. Die Tollwuth heißt arabisch „Keleb", von Kelb, Hund. Aber es giebt noch ein anderes Wort dafür, welches Gift, und weiterhin soviel wie Virus bedeutet, nämlich „rahdj". Es ist augenscheinlich mit dem französischen Worte rage verwandt.

— Elissejeff veröffentlicht in den Iswestija der russischen geographischen Gesellschaft einen Bericht über eine anthropologischen Zwecken gewidmete Reise nach Wargla und Ghadames in der Sahara, bei welcher er auch eine Anzahl Messungen vornehmen konnte. Die Mozabiten hält er für Semiten, wofür allerdings ihr Habitus spricht, während Sprache und Sitten sie zu den Berbern verweisen; vielleicht sind ihnen schon früh phönizische Elemente beigemengt worden. Die Bewohner von Ghadames sind theils reine Berber (Beni Uasid), theils Araber (Uled Belit), theils Mischlinge von beiden (Beni Ulit), theils Mischlinge mit Negern (Artriya); nur unter den reinen Berbern findet man Blonde. Von besonderem Interesse sind Messungen an einigen Tuareg, die er für reinblütige Berber hält; ihr Gesichtsausdruck erinnerte den Russen an manche Stämme in Daghestan; der Schädelindex variirt von 72 bis 74,5, während er bei den Berbern von Ghadames 75, bei den Arabern 78 beträgt. In den Sukomarren, der dienenden Klasse der Tuareg, sieht Elissejeff Mischlinge mit Negern; das ist schwerlich richtig, denn es ist viel wahrscheinlicher, daß sie die Nachkommen der mit den Fulen verwandten dunkelfarbigen Kel Fern oder Dschebbaren sind, welche die von den Arabern nach Süden gedrängten Tuareg in der südlichen Sahara vorfanden und theils unterwarfen, theils vertrieben. Von den Tuareg selbst sind durchschnittlich 2 Proc. blond mit blauen Augen. Ko.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Dickson's Urtheil über Deutsch-Neu-Guinea. Der englische Kapitän Dickson befuhr Anfang Februar d. J. mit dem Dampfer „Trugauini" die Küste des deutschen Neu-Guinea und besuchte den Finsch- und den Samoa-Hafen. Aus seinem interessanten Berichte entnehmen wir folgende Angaben. „Der Finschhafen ist mehr eine offene Rhede, aber es läßt sich daraus, freilich mit nicht unbedeutenden Kosten, ein guter Hafen herstellen. Die Ansiedelung besteht zur Zeit aus 6 Deutschen und 14 Malayen. Sie haben sich auf einer kleinen Insel in der Bai, welche jedoch jetzt durch einen Damm mit dem Festlande verbunden ist, niedergelassen und sind mit der Anlegung von Plantagen beschäftigt, auf denen gegenwärtig Yams, Mais und einiges Andere für den eigenen Konsum angebaut wird. Nur wenige Acker Land wurden bisher abgeholzt. Die Küste liegt hoch und hat dichten Waldbestand. Der Boden ist ausgezeichnet, das nöthige Wasser verschafft man sich aus einem eine englische Meile nordwärts liegenden großen Flusse. Die Eingeborenen sind sehr zahlreich und scheinen mit den Deutschen nicht auf dem besten Fuße zu stehen. Es sind Schilderhäuser errichtet worden, in denen jede Nacht Wache gehalten wird. Diese Vorsicht ist um so mehr geboten, als kürzlich von Seiten der Eingeborenen ein Versuch gemacht ward, die Ansiedler meuchlings zu überfallen und zu massacriren. Der deutsche Dampfer „Samoa" traf gerade um diese Zeit im Finschhafen ein. Die Eingeborenen wurden dann landeinwärts getrieben und ihnen strenge verboten, sich in der Nähe der kleinen Inseln wieder sehen zu lassen. Aller Verkehr mit ihnen ist auf drei Monate eingestellt worden. Zu einem blutigen Zusammenstoße kam es dabei aber weiter nicht. Nach einem fünftägigen Aufenthalte im Finschhafen dampfte der „Trugauini" ungefähr 250 Miles (402 km) an der Nordwestküste hinauf nach dem Samoahafen. Die landschaftlichen Schönheiten, welche wir auf dieser ganzen Länge beobachteten, überboten Alles, was man sonst auf den Inseln der Südsee zu sehen bekommt. Die Küstenlinie ist hoch, und Schiffe können dicht an derselben hinfahren, da das Wasser tief und von allen Hindernissen frei ist. Ueberall gewahrten wir zahlreiche Eingeborene. Kein einziger in die See mündender Fluß oder Creek ward auf dieser langen Distanz bemerkt. Dagegen passirten wir mehrere kleine Inseln, welche abgeholzt waren und von vielen Eingeborenen in hübschen Häusern bewohnt wurden. Ein Theil des Küstenlandes war dicht bewaldet, ein anderer wieder offen und mit dem üppigsten Graswuchse bestanden. Der Samoahafen übertrifft den Finschhafen an Werth, aber immerhin müssen noch bedeutende Summen verausgabt werden, um ihn völlig brauchbar zu machen. Die vielen Eingeborenen sind hier durchweg freund-

lich gesinnt. Sie betreiben Ackerbau und halten auf gut kultivirte Gärten. Die zur Zeit fünfzig Köpfe zählende Ansiedelung besteht nur aus Deutschen, und befindet sich vorläufig ebenfalls auf einer kleinen — ½ Mile langen und ¼ Mile breiten — Insel, deren Verbindung mit dem Festlande durch Boote bewirkt wird. Die Ansiedler sind mit der Entwaldung derselben beschäftigt, und soll dann dort ein Dorf angelegt werden. Auf dem Festlande selbst war noch kein Versuch einer Ansiedelung gemacht worden. Mit den Eingeborenen unterhielt man einen geringen Handelsverkehr in Tabaksblättern, welche sie in großer Menge anbauen. Sie erhalten dafür in Zahlung Stücke von altem Bandeisen, nach welchem allein sie Begehr haben. Die Deutschen erfreuten sich der besten Gesundheit und waren fröhlich und guten Muthes. Auf beiden Stationen sind die Häuser und sonstigen Gebäude aus Holz aufgeführt und mit Eisenblech bedacht. Erwägt man die kurze Zeit des Bestehens und die geringe Anzahl der vorhandenen thätigen Kräfte, so ist bereits ein erstaunlicher Fortschritt gemacht worden. Ein Schiff mit Auswanderern (? Red.) wurde in nächster Zeit erwartet, und dann sollte mit der Erforschung des Inneren von Neu-Guinea vorgegangen werden. Das Klima ist zwar heiß, aber durchaus gesund, und die Kolonisten fühlen sich darin sehr wohl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel (? Red.), daß ein reicher, lohnender Erfolg erzielt werden wird. Zu bedauern ist der Mangel an natürlichen Häfen. Nur durch sehr bedeutende Geldauslagen würden sich ziemlich gute herstellen lassen". Vorstehende Angaben sind um so glaubwürdiger und bedeutungsvoller, als sie aus dem Munde eines gebildeten Engländers stammen, welcher die Südsee-Inseln so genau kennt wie wohl Wenige. Die Engländer in Australien können sonst noch immer ihren Groll nicht überwinden, daß der nordöstliche Theil von Neu-Guinea an Deutschland gekommen ist, und gefallen sich darin, das Ansiedelungswerk der Deutschen als aussichtslos hinzustellen. Auch der bekannte Missionar S. Macfarlane, welcher seit 1871 an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea stationirt war und im April d. J. nach England zurückkehrte, sprach sich vor seiner Abreise von Australien noch sehr abfällig in dieser Hinsicht aus. H. G.

— Nach der „Press Association" beabsichtigt die britische Regierung die Annection der Kermadec- (Kermandek-) Gruppe. Es sind das vier kleine, mäßig hohe Inseln, Raoul, Macaulay, Curtis und Esperance mit Namen, welche zu beiden Seiten des 30. Grades südl. Br. zwischen Neuseeland und den Tonga-Inseln liegen, neuseeländische Vegetation, von Säugethieren nur Ratten, außerdem einige Land- und zahllose Seevögel besitzen und vollständig oder doch nahezu unbewohnt zu sein scheinen.

Nordamerika.

— Eine interessante Legende der Cowichans oder Wullemusch, die am Südende von Vancouver wohnen, theilt Deans im „American Antiquarian" mit. Nach ihr wohnten in grauer Vorzeit ihre Vorfahren weiter südlich, aber trotzdem war das ganze Land mit Schnee und Eis bedeckt, das auch im Sommer nicht schmolz. Die Wullemusch waren in großer Noth, denn nach Süden hin wohnte ein stärkerer Stamm und sperrte ihnen den Weg. Während sie beriethen, was sie thun sollten, kam der Rabe (der durch die Gebrüder Krause so bekannt gewordene Yelch der Tlinkit) und vernahm die Noth seiner Kinder. Er versprach Hilfe, flog in die Schneewüste hinein und verwandelte alles Eis und Schnee in langwollige Bergschafe, die seitdem die Bergketten der Gegend beleben und den Wullemusch Nahrung und warme Kleidung liefern; mit dem Verschwinden des Schnees wurde aber auch das Klima wärmer, und die Indianer konnten von ihren feindlichen Nachbaren weg nach Norden in ihre heutigen Sitze wandern. Liegt hier, wie es scheint, wirklich eine Tradition von der Eiszeit vor?

— Die große Straße, welche Neufundland von der Insel Cape Breton trennt, hatte bisher keine besondere Benennung. Dieselbe ist jetzt Cabot Strait, nach den beiden berühmten Seefahrern John und Sebastian Cabot, durch welche die erste authentische Nachricht über diese Straße im Jahre 1497 eintraf, benannt worden.

— Von einem eigenthümlichen Hinderniss des Ackerbaues, welches sich in der Nähe von Monticello im Staate Indiana geltend macht, berichtet S. T. Virden (Purdue university, Lafayette, Ind.) in einer Zuschrift an die „Science". An diesem Orte befinden sich zahlreiche Tümpel und Moorlachen, von denen viele ausgetrocknet und unter Kultur gebracht worden sind. An hellen, warmen Tagen empfinden nun die Landleute auf diesen Feldern ein sehr unangenehmes Jucken an denjenigen Körpertheilen, an denen sich Kleider oder Stiefel reiben. Virden vergleicht diese Empfindung mit dem Schmerze, den der Angriff eines Schwarmes von Moskitos an den heimgesuchten Theilen hervorruft. Sie ist fast unerträglich und Viele werden dadurch genöthigt, in der Arbeit inne zu halten und Linderung zu suchen. Gewöhnlich reicht es hin, ein Bad zu nehmen und den Körper abzukühlen, um die Reizung zu beseitigen; aber wenn er wieder durch Anstrengung erhitzt wird, so erneuert sich der Schmerz und dies kann zwei Tage anhalten. Bei der mikroskopischen Untersuchung des sehr humusreichen Bodens findet man in demselben zahlreiche spindelförmige, scharfspitzige Körper. Einige von ihnen sind hakenförmig oder gekrümmt, andere dicht mit Dornen besetzt ꝛc. Diese Körper sind nichts Anderes als Kieselschalen von Diatomeen und Nadeln von Süßwasserschwämmen, welche letzteren in den Tümpeln sehr zahlreich sind. Die scharfen Körperchen dringen mit dem feinen Staube, welcher sich aus dem Boden erhebt, wenn letzterer bearbeitet wird, durch die Kleider und finden ihren Weg zu denjenigen Theilen des Körpers, wo eine Reibung zwischen der Haut und der Kleidung besteht. Man schützt sich am besten dagegen, indem man solche Kleidung trägt, welche den Staub am sichersten abhält. Da die Nadeln aus Kieselerde bestehen, so werden sie auch nicht durch die gewöhnlichen Veränderungen, welche in dem Boden statthaben, aus diesem entfernt werden. Der Wind und die Bearbeitung des Bodens mögen sie zerstreuen, so daß sie weniger unbequem werden, aber das wird ein langsamer Proceß sein. Die Aussichten für die Landleute sind daher wenig ermuthigend, und wenn sie die reichen Ernten gewinnen wollen, welche der Boden zu geben vermag, so müssen sie viel Last und Ungemach in den Kauf nehmen.

Polargebiete.

— Der „Willem Barents-Verein" in Amsterdam, welcher seit einer Reihe von Jahren wissenschaftliche Reisen nach den arktischen Gewässern ausrüstete, hat in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse seine Auflösung beschlossen, will aber in der Erwartung, daß er später seine Thätigkeit wieder wird aufnehmen können, eine Kasse gründen, in welche u. a. der Ertrag seines jetzt zu verkaufenden Schiffes „Willem Barents" fließen soll.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländisch-Indien im Jahre 1886. III. (Schluß.) — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. VII. VIII. IX. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 14. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sobald es unseren Reisenden geglückt war, sich der Neugierigen zu entledigen, folgten sie einem Labyrinthe von engen, zwischen verfallenen Häusern hinführenden Gäßchen, die endlich auf einem offenen Platze, dem Palaste des Stadtgouverneurs Seid Assadullah Chan gegenüber, mündeten. Unter dem Eingangsthore des Palastes erblickte man eine Anzahl mit schweren Fesseln beladener Räuber und Mörder, welche indessen mit den Dienern des Chans auf ganz freundlichem Fuße zu verkehren schienen; ein mit Soldaten besetzter Hof wurde durchschritten, und dann gelangten die Fremden in einen schönen Palmengarten mit einem großartigen, überwölbten Talar, der sich auf eine geräumige Terrasse öffnete.

Dem Blicke könnte sich keine Landschaft, besser geeignet um zu überraschen und zu entzücken, darbieten. Gegenüber dem Beschauer, nur etwa 200 m entfernt, erhebt sich eine hohe Wand von röthlichem Gestein, deren obere Kante eine grüne Ebene trägt, während ihr Fuß tief unten von den Wellen des Karun bespült wird. Wenn man sich vornüber neigt, um den Biegungen des Flusses besser mit den Augen zu folgen, bemerkt man, daß der Palast Assadullah Chans auf Felsen erbaut ist, die ebenso steil sind wie die gegenüber liegenden, und daß der Fluß zwischen riesigen Felswänden dahinrollt. Der Raum zwischen denselben wird nicht ganz durch das Wasser eingenommen; zur Linken liegt vielmehr eine kleine Alluvialfläche, die mit prächtigen Palmenbäumen bewachsen ist. Trotz ihrer Größe würden diese Bäume in der Tiefe des Abgrundes verschwinden und das Grün ihrer Krone würde sich mit dem dunklen Tone des Wassers verschmelzen, wenn hier und da sich nicht mit goldenen Früchten beladene Orangenbäume dazwischen mischten.

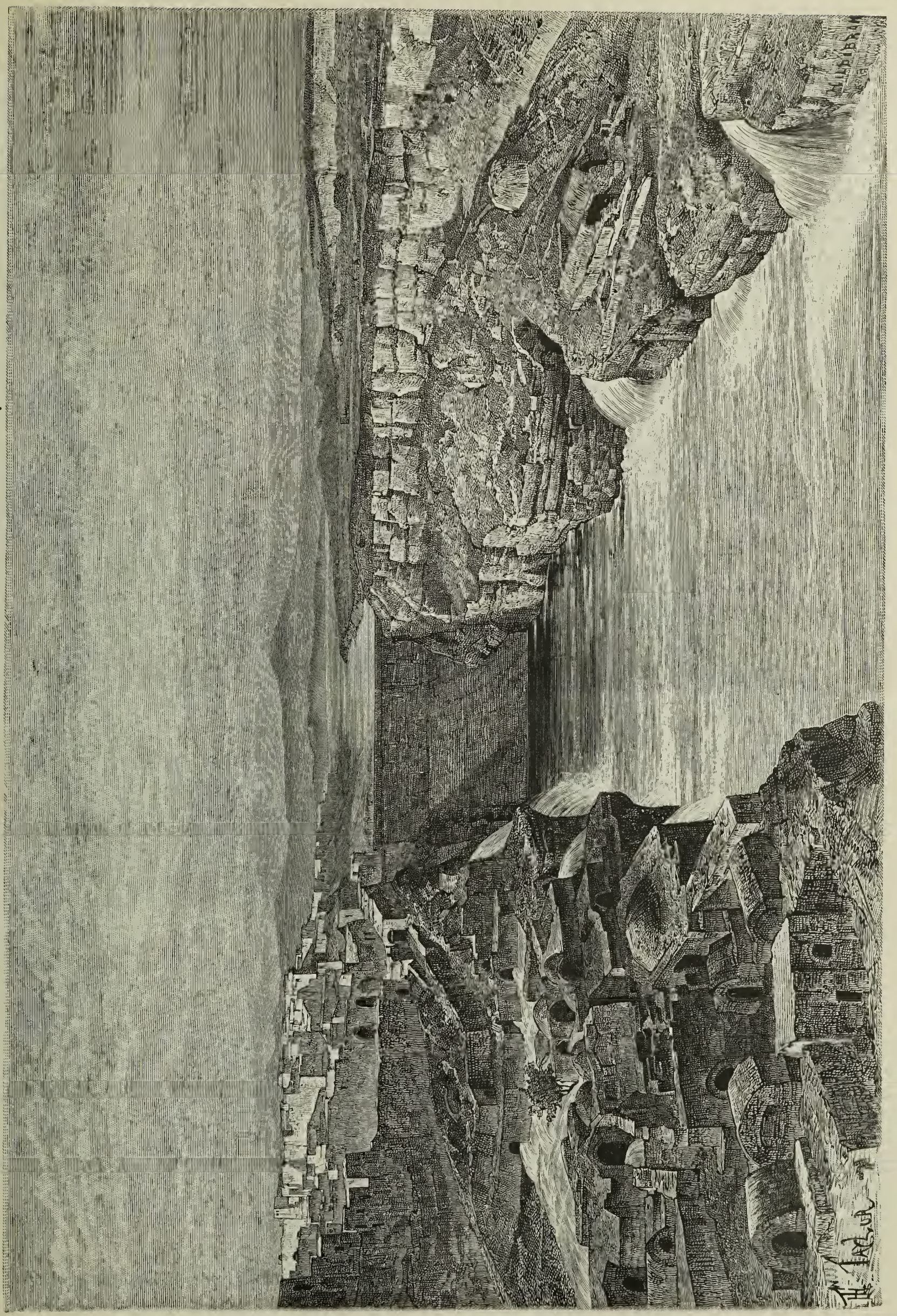
Wenn man einer mohammedanischen Legende Glauben schenken will, wird derjenige, welcher während seines Lebens sich in unehrlicher Weise auf Kosten seines Nächsten bereichert hat, vor dem Allmächtigen erscheinen, zur Erde niedergebeugt durch das Gewicht der unehrlich erworbenen Schätze. Wenn nun Alles wahr ist, was man von dem Gouverneur von Arabistan erzählte, dann müßten an dem Tage, wo er in die Unterwelt eingeht, die bösen Geister ihm eine für menschliche Schultern gar zu gewaltige Last tragen helfen. Die herrliche Umgebung schien keinen günstigen Einfluß auf ihn geübt zu haben; viele Klagen über seine Erpressungen erreichten die Ohren der Fremden, Niemand wagte mehr zu pflanzen, die Landbewohner flüchten in die Berge, hieß es; denn jeden Tag wird die Last, die dem Volke auferlegt ist, schwerer; man flehte die Besucher um Hilfe an. Der Gouverneur selbst äußerte sich ganz anders über die Sache; die Eingeborenen von Arabistan sind religiöse Schwärmer und besitzen in Folge dessen einen ungeheuren Hochmuth, sind geizig, faul, lügnerisch, dumm und verdienen kein Vertrauen, sagte er. Wie soll man da entscheiden, wer Recht hat? Wahrscheinlich beide Parteien. Schuster sieht allerdings nicht sehr wohlhabend aus. Ueberall ausgestorbene Stadtviertel, zerfallene Häuser, auf denen Störche ihre Nester gebaut haben. Hier und da nur öffnet sich eine Haus-

thür, welche es ermöglicht, einen neugierigen Blick auf die Thätigkeit der Bewohner zu werfen; meistens beschäftigen sie sich mit dem Weben der bekannten Teppiche von Schuster oder der blau und weiß karrirten Stoffe, in welche sich die Frauen des Mittelstandes einhüllen, wenn sie die Straße betreten; doch im Allgemeinen sind die Straßen todt. Nur ein einziges Viertel macht eine Ausnahme von dieser Regel; es erstreckt sich am Flusse entlang, stromabwärts von einem Bauwerke aus der Zeit der Sassaniden, welches gleichzeitig als Brücke und als Wehr dient; die durch dasselbe aufgestauten Gewässer des Karun treiben eine stattliche Reihe von über einander liegenden Mühlen, in denen alles Mehl für die ganze Gegend gemahlen wird. Mit dieser einzigen Ausnahme kann man den Handel und den Ackerbau der Provinz als ganz unbedeutend bezeichnen. Wie groß aber könnte die Entwickelung derselben sein, und wie groß ist dieselbe schon gewesen! Jetzt aber sind alle von den Sassaniden gemachten Bewässerungsanlagen zerfallen und verschüttet. Die Pest von 1832 zusammen mit einer mangelhaften und von der Centralregierung zu unabhängigen Verwaltung hat dieses einst reiche und glückliche Land zu einem der ärmsten und elendesten der Erde gemacht.

Am 20. Januar sollte Madame Dieulafoy das Vergnügen haben, den Gouverneur an der Spitze seiner Truppen zu photographiren; da sie durch Fieber abgehalten wurde, vertrat ihr Gemahl ihre Stelle. Er wurde nach dem Palaste abgeholt von Mirza Bozorg, dem vertrauten Sekretär Seiner Excellenz, einem Eingeborenen der Stadt Schuster. Er war eine prächtige Erscheinung. Seinen Kopf schmückte ein Turban von blauer, mit Gold gestickter Gaze, welcher bei denjenigen Eingeborenen der Stadt gebräuchlich ist, welche nicht das Recht der schiitischen Nachkommen Mohammed's beanspruchen können, ihr Haupt zur Erinnerung an den Mord des Hassan und Hussein mit dem Trauerturbane zu

Palast des Seid Assadullah Chan.

schmücken. Die officielle Residenz des Gouverneurs, Kaleh Selasil, liegt auf einem Felsenplateau, an dessen Fuße sich ein kleiner Nebenarm des Karun, der unter dem Namen Schetet bekannt ist, hinzieht. Nach der Stadtseite wird sie durch alte Befestigungen aus der Sassanidenzeit vertheidigt; nur die unteren Theile der Mauern sind aus Stein aufgeführt, die oberen bestehen bloß aus Erde und sind modernen Ursprungs. Wenn man nach der Erfahrung des Herrn Dieulafoy urtheilen darf, werden diese Befestigungsanlagen im Kriegsfalle keine große Bedeutung besitzen. Als nämlich Mirza Bozorg und Herr Dieulafoy sich zu Fuße dem Eingange näherten, fanden sie das Terrain durch den Urin der in der Nähe des Thores lagernden Pferde völlig versumpft, und es war für Fußgänger, ohne sich zu beschmutzen, ganz unmöglich, in den Palast des Gouverneurs zu gelangen. Anstatt nun Pferde satteln zu lassen, befahl der Mirza kurzweg einigen Soldaten, eine Oeffnung in die Mauer zu brechen, und durch diese Bresche trat er mit seinem Begleiter in den geheiligten Raum des Palastes ein. Der erste, von Kasernen umgebene Hof zeigt eine schreckliche Unordnung, hinter demselben sieht man einen in den Fels eingehauenen Kanal, mittels dessen sich die Besatzung im Falle einer Belagerung das nöthige Wasser aus dem Karun verschaffen kann. Das heutige Schloß, welches den Hügel krönt, erinnert in Nichts an die alte Sassanidenburg, sondern ist nur ein einfaches Gebäude ohne jeden Schmuck von Bäumen, Rasen oder Blumen. Alles ist mit Kalk geweißt, der Boden ist nicht mit Steinen belegt, sondern nur mit Strohdecken und Teppichen; die Thüren aus weißem Holze werden nur durch eine in einen Haken eingehängte Kette geschlossen. Dagegen hat man vom Balkon, der über den Fluß hinaushängt, eine prächtige Aussicht auf denselben und die im Hintergrunde liegenden Berge der Bachtiaren. Der Hakem erwartete die Ankunft des Photographen mit Ungeduld. Um seinem

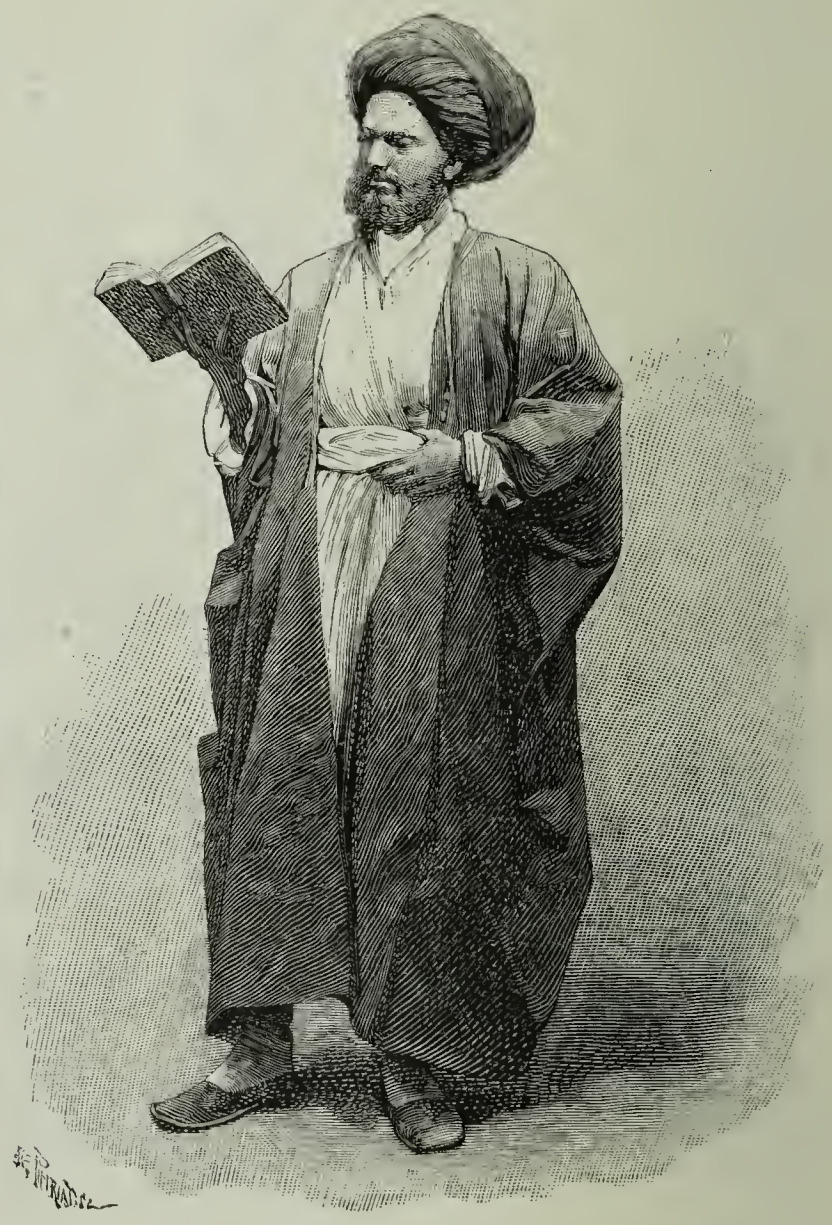


Die Mühlen von Schuster.

Aeußeren einen würdigeren Anstrich zu geben, hatte er am Abend vorher seinem Leibarzte den Befehl gegeben, seine Augenlider zu beizen, und dieser hatte ihm die Augen selbst dabei recht übel zugerichtet. Doch wenn man zum edlen Geschlechte der Kadscharen gehört und an der Spitze eines Regimentes auftritt, ist man immer schön. Bald hatten sich Hof und Garten mit fünf- bis sechshundert Mann angefüllt, wovon die meisten in Lumpen gehüllt, die elegantesten in Uniformen von Ausschuß-Tuch gekleidet waren, welches, wie man behauptete, von allen Trödlern Europas nach Persien verkauft worden war. Nur die Mütze von Astrachan mit der Kupferplatte, auf welcher der Löwe und die Sonne in erhabener Arbeit angebracht sind, und der Gürtel mit demselben Wappen geben der äußeren Erscheinung dieser Bande eine gewisse Gleichförmigkeit — und doch macht sie Ansprüche darauf, einer regelrechten Armee anzugehören.

Man brachte wohl eine Stunde damit zu, die Leute in zwei Gliedern aufzustellen und die schmutzigsten oder gar zu phantastisch gekleideten in das zweite Glied zu stecken. Darauf kommandirten die Anführer einige schwierige Bewegungen: „Faßt das Gewehr an!" „Das Gewehr über!" „Gewehr ab!" „Rührt euch!" und während dieser verschiedenen, halb in persischer, halb in französischer Sprache gegebenen Kommandos, die möglichst langsam und ungleichmäßig ausgeführt wurden, empfing ein jeder Officier aus den Händen einer hinter ihm aufgestellten Ordonnanz einen brennenden Kalyan (Wasserpfeife). Er steckte dann den Degen zwischen die Beine, that gewissenhaft einige Züge, sah dem davonschwebenden

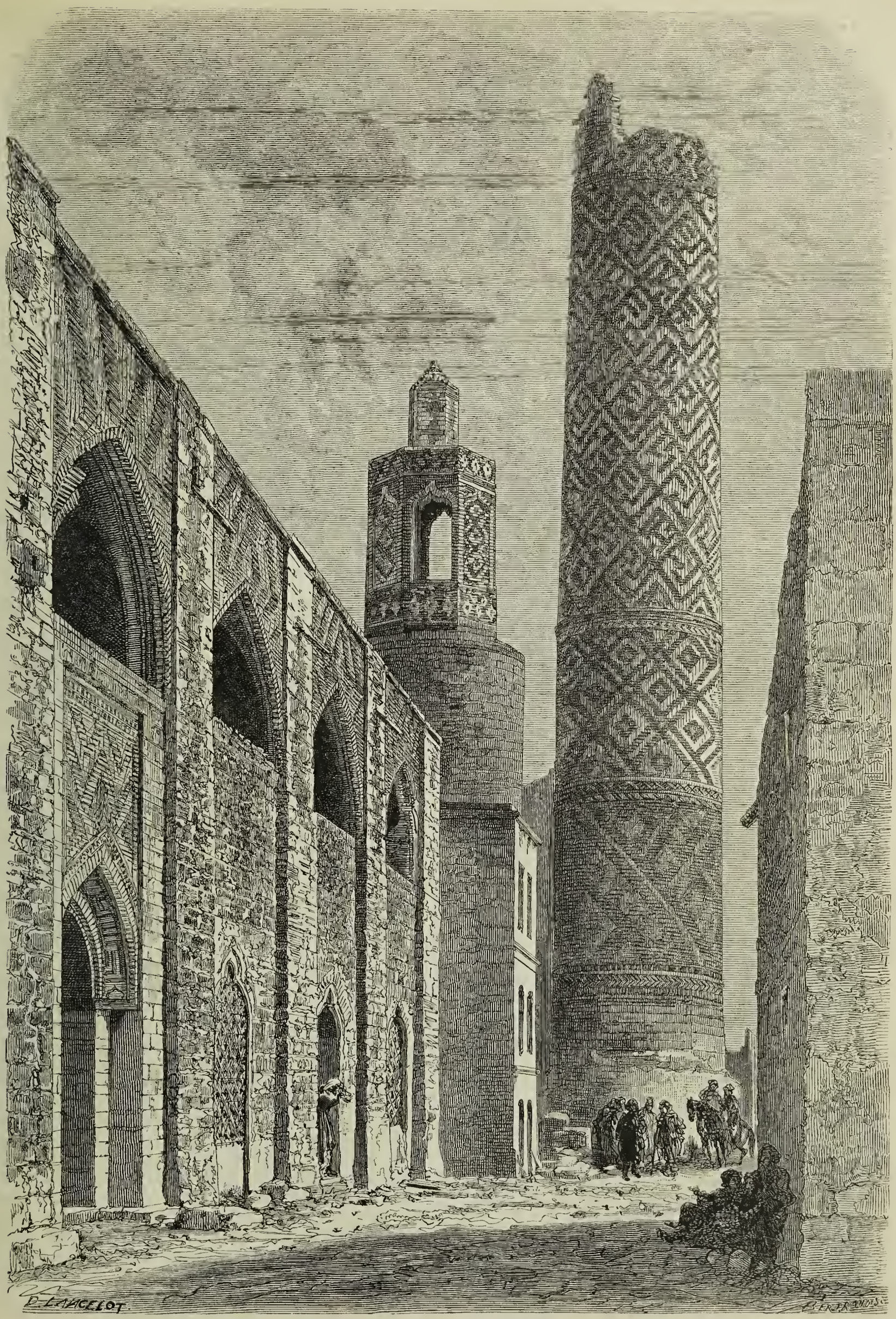
Mirza Borzog.



Seid Mirza Dschafar.

Rauch nach und gab die kostbare Pfeife seinem Diener zurück. Der brave Bursche ließ sie nicht kalt werden. Nachdem die großen Uebungen glücklich abgelaufen, stellte sich der Hakem an die Spitze seiner Truppen. Achtung: Herr Dieulafoy nimmt seine Photographie auf. Nun marschirt der ganze Trupp in vollkommener Auflösung vorbei. Der Schahzade beglückwünscht die Officiere wegen der guten Haltung und Disciplin ihrer Truppen und die Herren dürfen, nachdem sie diese Komplimente in Empfang genommen haben, mit vor Stolz strahlenden Gesichtern unter dem Talare Platz nehmen. Rußland wird sich in Acht nehmen müssen, wenn diese Soldaten einmal die in Europa bestellten Kanonen empfangen haben werden!

Am 21. Januar schon machten die Reisenden die Erfahrung, daß Heschtamet Saltane sie nicht belogen hat, als er die Einwohner seines Verwaltungsbezirkes als unverträgliche Fanatiker hinstellte. Die Leute von Schiras und Ispahan sind, obwohl unlenksam und schroff, doch Engel an Sanftmuth und Freigeister, wenn man sie mit den Bewohnern von Schuster vergleicht. Von einer Bevölkerung bewohnt, welche ihrem heiligen Ursprunge ihr Ansehen und ihren Einfluß verdankt, rechnet sich die Stadt Schuster ihren wüthenden Haß gegen diejenigen, welche sich nicht zum mohammedanischen Glauben bekennen, zur Ehre an und protestirt durch ihr Beispiel gegen die laxe Moral derjenigen Städte, wo man unreine Christen aufnimmt. Da die Reisenden nicht hoffen durften, den Beweisen der allgemeinen Abneigung zu entgehen, würden sie vielleicht auf die Besichtigung der Stadt und des Bazars verzichtet haben, wenn Assadullah Chan ihnen nicht eine Leibwache mitgegeben hätte,



Aeußere Mauer und Minareh der Masdsched Dschuma in Schuster.

welche der alte Intendant seines Hauses kommandirte. Die Begleitung dieses alten, in der ganzen Stadt wohlbekannten Dieners ermöglichte es den Fremden, ohne beleidigt zu werden auszugehen; aber den Versuch, in die große Masdschid Dschuma, ein altes, im Geruche großer Heiligkeit stehendes Gebäude, einzudringen, hatten sie aufgeben müssen. Eine höfliche Anfrage bei dem Imam Dschuma blieb ebenso erfolglos wie ein Besuch bei dem jungen Seid Mirza Dschafar, trotzdem der letztere angeblich den Fortschritt vertritt. Ebenso vergeblich war die freisinnige Auslegung des Korans, welche im Interesse der Reisenden durch die Gottesgelehrten von Ispahan gegeben worden war; sie haben den bösen Willen der Priester nicht überwinden können. Man mußte sich begnügen, bei Tagesanbruch das Minareh der Moschee zu photographiren und einen verstohlenen Blick durch die halb offene Thür in das Innere des Heiligthums zu werfen.

Das Gebäude ist von Stein und, wie es scheint, nach dem Plane der alten Moschee Amrus gebaut; wenig Verzierungen; nur die Giebelfelder der Thüren, die Spitzbogenfenster und das Minareh, welches von dem Schiffe durch einen mit Unkraut bewachsenen Begräbnißplatz getrennt ist, sind mit Ziegelmosaik von eleganter Einfachheit geschmückt. Sonst ist Alles in einem verfallenen Zustande, ganz in Uebereinstimmung mit den benachbarten Stadtvierteln.

Ethnographisches aus Seram[1]).

Aufzeichnungen von **G. A. J. Waßmer**, herausgegeben von Dr. **Wilhelm Joest**.

Durch Vermittelung des deutschen Konsuls in Makasser, Herrn Palm Siemsen, erhielt ich ein Manuskript, das ich in Folgendem den Lesern des „Globus“ in wenig veränderter Form vorzulegen mir erlaube. Während meines Aufenthaltes auf Seram im Jahre 1880 hörte ich dunkle Gerüchte von einem Landsmanne, der an der Südostküste der Insel ansässig sei und dort Tabakskultur treibe; Näheres erfuhr ich erst später auf Makasser. Schon damals merkte ich, daß die niederländisch-indische Regierung die Bestrebungen Waßmer's mit durchaus ungnädigem Blicke betrachtete, und ich bin fest überzeugt (oder vielmehr ich weiß es aus bester Quelle, nämlich aus dem eigenen Munde des betreffenden Beamten), daß die holländische Regierung durch ihre Unterbeamten alles Mögliche gethan hat, dem Deutschen das Dasein auf Seram zu verbittern, daß sie auf die erste beste Gelegenheit lauerte, diesen Pfahl aus ihrem Fleische zu entfernen. Waßmer ließ sich aber nicht „weggraulen“.

Ich will nun durchaus nicht Waßmer als unschuldiges Opfer der allerdings nicht wegzuleugnenden indischen Eifersucht der Holländer gegen Deutsche im malayischen Archipel darstellen; im Gegentheil, ich glaube, daß Waßmer's Auftreten auf Seram den holländischen Beamten auf Banda oder Ambon manche unerquickliche Stunde bereitet hat — die Angelegenheit liegt aber heute einer höheren Instanz zur Entscheidung vor, wir wollen uns daher mit einer kurzen Skizze von Waßmer's Thätigkeit auf Seram begnügen.

G. A. J. Waßmer ist in Bruchsal geboren. Er diente einige Jahre in der niederländisch-indischen Armee und beabsichtigte, Officier zu werden, zog aber, in Folge einer von dem damaligen General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, Loudon, ausgehenden Anregung vor, im Jahre 1874 von Banda aus nach der damals beinahe noch vollkommen unbekannten Südküste von Seram sich einzuschiffen und hier bei Illu (Ilu) sein Glück zu versuchen. Zehn Jahre hat er auf Seram gelebt, aber das Glück lächelte ihm nie. Er versuchte ohne viel Gewinn Tabakskultur und Holzhandel, später baute er eine Sägemühle und lieferte Planken und Kisten nach Banda; um sich mit den Küstenbewohnern auf guten Fuß zu stellen, trat er zum Islam über und heirathete eine Tochter des Landes, aber, wie erwähnt, die Holländer unterstützten ihn nie, er verstand es nicht, mit den „Posthonder“ von Gisser und Waru sich zu stellen, so daß eines Tages Bevollmächtigte des Assistent-Residenten von Banda auf dem Grundstücke unseres Landsmannes erschienen, denselben mit Gewalt an Bord einer Prahm und in dieser per Schub nach Banda bringen ließen.

Momentan lebt Waßmer in schlechten Verhältnissen in Makasser. Während seines langen Aufenthaltes auf Seram hatte er Gelegenheit genug, Land und Leute auf dem Theile der Insel, auf dem er vergeblich versuchte, sich eine neue Heimath zu gründen, kennen zu lernen. Daß er das gethan, werden die folgenden Zeilen beweisen. Ich habe bei der Bearbeitung des Manuskripts mich bestrebt, die eigenthümliche Schreibweise des Verfassers einigermaßen beizubehalten — möge der Inhalt die Form entschuldigen.

Die Insel Seram liegt, wie den Lesern bekannt sein wird, westlich von Neu-Guinea unter dem 127° 57′ bis 131° östl. L. und 2° 46′ bis 3° 51′ südl. Br. Im Norden wird sie umströmt von dem Seram-, im Süden von dem Banda-Meere, im Westen von der Burn-Straße. Als größte der Ambonschen Eilanden steht sie politisch, soweit der holländische Einfluß sich überhaupt erstreckt, unter der Jurisdiktion des Residenten in Ambon, nur der südöstliche Theil (auf welchen die folgenden Notizen Bezug haben) gehört zum Bezirke des Assistent-Residenten von Banda.

In Betreff des Klimas unterscheidet sich Seram insofern vollkommen von Java, als gerade so wie auch auf Ambon, Banda oder Burn, an der Südküste der trockene Monsun in die Monate Oktober bis März fällt. Während desselben sind die Nächte ziemlich frisch und gegen Morgen selbst kalt; die Luft ist feucht und der Niederschlag stark. Waßmer beobachtete an geschützter Stelle 65° F. als niedrigste, 96½° als höchste Temperatur. Der Wind kommt bei Nacht von der Landseite, während er bei Tage von Südsüdwest oder West weht. Während des nassen Mon-

[1]) Seram ist entschieden richtiger wie Ceram. Die holländischen Lehrbücher, die wir in dieser Beziehung doch als Autorität anerkennen müssen, wenden jetzt erstere Form an; die jüngsten Autoren, wie z. B. Stemfoort und ten Siethof (Atlas der Nederlandsche Bezittingen in Oost-Indië) schreiben: „Ceram oder Serang“; Riedel in seinem eben erschienenen Werke geht noch weiter, er schreibt: „Serang oder Nusaina.“ So weit wollen wir nicht gehen. Der Name mag im Munde der Eingeborenen vielleicht wie „Serang“ klingen oder vielleicht nennen diese ihre Insel wirklich „Nusaina“ (ich selbst habe während meines Aufenthaltes auf Seram diesen Namen nie gehört), aber so lange wir Sansibar nicht „Unguya“, Japan nicht „Dai Nihon“, Madagaskar nicht „Isao rehetra isao“, Sicilien nicht „Sfitschilia“ nennen oder schreiben, so lange wird uns wohl auch „Seram“ für das frühere „Ceram“ genügen.

suns ist die Temperatur gleichmäßiger, 66° beträgt vielleicht die niedrigste, 84° die höchste Temperatur; im Durchschnitte bewegt sich dieselbe zwischen 68 und 75°. Schwere Regen fallen meist im Monat Mai und dauern gewöhnlich bis Ende August. In den letzten Jahren hat man merkwürdige Veränderungen in den meteorologischen Verhältnissen, ebenso wie außergewöhnliche Meereserscheinungen wahrgenommen.

Das Klima von Seram ist im Allgemeinen sehr gesund. Die gefährlichste Krankheit, welcher Europäer unterworfen sind, ist das Fieber, das indeß leicht zu vermeiden ist, wenn man sich einer mäßigen, geregelten Lebensweise befleißigt.

Die Bodenbeschaffenheit — wir wollen jetzt Herrn Waßmer das Wort lassen — ist eine sehr gute und ergiebige sowohl auf ebenem als auch gebirgigem Terrain; Humus und Vegetation gehen Hand in Hand und stehen Java in Nichts nach; Seram bietet im Gegentheil noch den Vortheil, daß seine Vulkane längst erloschen sind und die ausgeworfenen Massen sich bereits in dicke humusreiche Erdlagen zersetzt haben. Der Boden ist in hohem Grade zum Anpflanzen von Kaffee geeignet, der wegen seines herrlichen Aromas selbst besser ist als Timorkaffee, und in Rotterdam mit demselben Preise bezahlt worden ist wie Manadokaffee; ferner Zuckerrohr, das auf dem vulkanischen Boden Serams besser gedeiht wie auf Java; Tabak, der in Feinheit und Güte dem Javatabak weit voraus ist und in Europa zu 102,50 Francs per Centner verkauft wurde; Kokosnüsse zur Bereitung von Kopra und Baumwolle. Sago wächst in großen Mengen, wird aber mehr an Ort und Stelle verzehrt wie ausgeführt. Produkte für den täglichen Bedarf wachsen ebenso schön wie in Europa, ich pflanzte die besten europäischen Gemüse mit gutem Erfolge, wie Salate, Rettiche, Kohlrabi, Bohnen, Zuckererbsen, Kohl u. s. w. Außer Kartoffeln, die aber von den Eingeborenen nicht angepflanzt werden, hat man noch die herrliche Cassave, die eben so gesund und nahrhaft ist wie die Kartoffel und sich vortrefflich zu Brod, Kuchen u. s. w. verwenden läßt. Auch pflanzt man mit gutem Erfolge zwei Sorten Jam, Mais, Hirse und Reis, indische Gemüse u. s. w. gerade so wie auf Java.

Rindvieh und Pferde gedeihen recht gut, für Schafe und Ziegen ist Seram weniger günstig, wegen der grünen Fliegen, welche den Thieren ihre Eier in kleine Wunden legen, die zu Würmern werden und so die Thiere lebend auffressen. Für Federviehzucht ist das Land sehr günstig.

Auf geologischem Gebiete war ich wegen des mißtrauischen Charakters der Eingeborenen noch nicht in der Lage, etwas Ordentliches auszuforschen. Ich fand bloß eine Masse Asphalt und schönen Quarz, im Allgemeinen ist Seram sehr bituminös und dürften mit der Zeit auch Steinkohlen gefunden werden [1]). Metalle finden sich nach meinem Dafürhalten gar nicht vor, wohl aber Petroleum. Das Land ist durch zahlreiche Bergströme reichlich mit krystallhellem Wasser versehen, auch hat man viele Quellen, Flußschiffahrt besteht nicht, da die Flüsse sich nicht dazu eignen.

Die Einwohner sind, was die Strandbewohner betrifft, von sehr gemischter Rasse; die Ureinwohner sind Alfuren [2]), die sich meistentheils im Gebirge aufhalten. Sie sind in Sitte und Gewohnheit ganz verschieden von den Strandbewohnern, welch letztere hier zuerst beschrieben werden sollen.

Die Strandbewohner von Ost-Seram leben in Häusern, die auf Pfählen ruhen und deren Wände und Dach aus Sagoblättern bestehen; in West-Seram sind die Häuser direkt auf die Erde gebaut und entweder mit dem Stiele des Sagoblattes oder mit Brettern bedeckt; sie sind im Allgemeinen besser und hübscher gebaut, aber nach meinem Dafürhalten ungesunder als erstere, weil sie den Ausdünstungen der Erde ausgesetzt sind.

Die Wohnungen sind sehr lustig, so daß überall der Wind durchpfeift, weshalb man bereits bei der Geburt eines Kindes eine sehr sonderbare Gewohnheit befolgt, die für die Mutter bisweilen sehr verderblich ist und nicht selten deren Tod zur Folge hat. In einem abgeschlossenen Raume liegt nämlich die Hausfrau bei ihrer Entbindung, während deren sie mit allerhand Ingredienzien, wie zerstampftem und mit Essig vermengtem Pfeffer, Capsicum, Kajuputiöl u. s. w. bestrichen wird und zwar nicht, weil diese Heilmittel etwa zur Beschleunigung der Geburt beitragen sollen, sondern bloß weil die Leute der Meinung sind, der Körper der Wöchnerin könnte sich bei dem steten Zugwinde erkälten.

Ist ein Kind geboren, dann legt man sofort die Mutter unbekleidet mit dem Kinde neben eine Art langer Kiste, aus Blattstengeln der Sagopalme (gabagaba) gemacht, ungefähr $^3/_4$ Fuß hoch und mit Sand gefüllt. Dann wird ein großes Feuer angezündet, durch welches die Wöchnerin so zu sagen beinahe gebraten wird, Alles zu dem Zwecke, daß die Nachblutungen so vollständig wie möglich stattfinden. In dieser Lage verharrt also die arme Frau, von Schweiß triefend, ohne sich bewegen zu dürfen, Tage und Nächte, wobei sie am Feuer die Besuche der Familienmitglieder, auch wohl von Neugierigen und Hausfreunden (die Seramer wohnen zu mehreren Familien in einem Hause) zu empfangen hat. Einem solchen Fegefeuer ist die Frau zwei bis drei Monate, öfters auch länger ausgesetzt, und sie darf während der Zeit keine anderen Nahrungsmittel zu sich nehmen als warmes Wasser, getrockneten Fisch ohne Salz und geröstete Sagokuchen [1]); kein Wunder also, daß die armen Frauen bei solcher Kost trotz des Feuers doch noch frieren und die Kälte durch übermäßigen Gebrauch von Capsicum zu vertreiben suchen, welches sie sich auf heimlichen Wegen durch ihre Freundinnen zu verschaffen wissen. Ich habe Frauen gesehen, welche einen großen Teller voll Capsicum zu sich nahmen, ein Quantum, hinreichend, um zehn Männern heftige Leibschmerzen zu verursachen. Ist nun die Mutter vorsichtig, dann kann sie nach drei bis vier Monaten wieder ihrer Beschäftigung nachgehen. Sie wird nun unter die Mütter aufgenommen, ein Recht, um welches sie gewiß Niemand beneidet, da sie von einem hübschen jungen Mädchen zu einem häßlichen Geschöpfe herabgewürdigt ist; alle Elasticität ist verloren, der ganze Körper hängt schlaff und

---

[1]) Auf verschiedenen Punkten der Südküste von Seram sind Zinn und Steinkohlenlager, sowie Erdöl-Quellen entdeckt worden.

[2]) Unter „Alfuren“ werden bekanntlich die schlichthaarigen braunen Eingeborenen einiger Inseln des malayischen Archipels, speciell von Seram, den Molukken, der Minahassa u. s. w. verstanden, die noch „wild“ sind, d. h. weder zum Christenthum, noch zum Islam übergetreten sind. Die Abstammung des Wortes mit seinen beinahe unzähligen Varianten ist nicht ganz klar; es kann von dem arabischen „horr“ = „frei“, aus dem die spanisch-portugiesischen Stämme „horro“, „forro“, später „al-forro“ mit derselben Bedeutung wurden, abgeleitet werden (S. C. J. W. van Musschenbroek in „Mededeelingen omtrent grondstoffen ꝛc.“, Leiden 1880, p. 9 und ausführlicher in Terzo congresso geografico internazionale, Rom 1884, herausgegeben durch die Soc. geogr. italiana, p. 620 ff.) oder, wie A. B. Meyer (Ueber die Namen Papua, Dajak und Alfuren, Wien 1882) annimmt, von dem Namen des papuanischen Volksstammes der Arfu, der später auf die wilden Eingeborenen der übrigen Inseln übertragen wurde.

[1]) Vergl. darüber des Herausgebers: „Beiträge zur Kenntniß der Eingeborenen von Seram“ in Verh. der Berliner Ges. für Anthropologie ꝛc., 1882, S. 69.

ist ausgetrocknet, selbst die Augen haben ihren Glanz verloren. Bei jeder ferneren Geburt wird das oben geschilderte Manöver wiederholt. Da die Wöchnerin nun doch bisweilen ihr glühendes Lager verlassen muß, so kommt es oft vor, daß sie sich heftig erkältet, sich Schwindsucht zuzieht und unter Blutspeien, wenn auch nicht sogleich, dann doch sehr kurz nachher stirbt.

Tritt nun solch ein Fall ein, so entstehen daraus oft die schlimmsten Folgen, weil man jeden Sterbefall einer Hexerei oder Vergiftung zuschreibt. In jedem Kampong (Dorf) befinden sich nämlich Teufelsbeschwörer, ebenso wie Hexen und Hexenmeister (Swangi). Als letztere erklärt man gewöhnlich Personen, die in Folge von Fleiß und Zurückgezogenheit mit irdischen Gütern gesegnet sind, welche die Habsucht der anderen Dorfbewohner reizen, oder auch Personen, mit welchen der verwittwete Gatte aus Eifersucht u. dergl. abzurechnen wünscht.

Sobald der Teufelsbeschwörer citirt ist, ruft er alle Dorfbewohner zusammen und beginnt seinen Hokuspokus. Zu dem Zwecke legt er ein kleines rundes Stückchen Holz auf seine flache Hand, spricht mit ihm und befiehlt ihm, ihm den Weg nach der Wohnung der Hexe oder des Hexenmeisters zu zeigen. Die schlimmen Hallunken wissen durch ihre Handmuskeln das Stückchen Holz so zu bewegen, daß es sicherlich nach dem Hause des bereits vorher im Geheimen Designirten weist; ist derselbe anwesend, so wird er sofort ergriffen (im anderen Falle erwartet man seine Rückkehr) und manchmal getödtet, meistens aber gebunden mitgeschleift und abscheulich mißhandelt. Am Grabe oder in der Behausung der Verstorbenen wird der Delinquent gefragt, wie und auf welche Weise er die Verstorbene gefressen hätte (swangi makan) und ihm befohlen, dieselbe wieder ins Leben zurückzurufen, und um diesem Gebote mehr Nachdruck zu verleihen, schneidet man dem Delinquenten das Haar ab, legt dasselbe auf Kohlenfeuer und läßt ihn den widerlichen Rauch einathmen unter Begleitung von Püffen, Schlägen, Fußtritten u. s. w., bis er durch alle die Mißhandlungen bewußtlos wird. Unterdessen versammelt sich die Familie des Aermsten, theilt oder verspricht reichliche Spenden an Andere, die sie zu Hilfe rufen, und sie begeben sich dann bewaffnet nach dem Hause, in welchem der Delinquent gefangen gehalten wird. Nun geht der Spektakel erst recht los, man schießt, man haut, man sticht, bis . . . ein Häuptling oder der Radja selbst, welcher zu Hilfe gerufen ist, sich dazwischen wirft und die Sache als Richter in die Hände nimmt. Ist die Beschuldigung nicht erwiesen, so muß der Beleidiger dem Beleidigten, vulgo Hexenmeister oder Hexe, Sühne bezahlen, je nach der Größe des Kampong und nach der Zahl der Stammeshäuptlinge. Besteht z. B. der Kampong aus 8, 10 oder 12 Stammeshäuptern, dann erhält der Beleidigte 8, 10 oder 12 kleine kupferne Kanonen[1]) oder etwas Anderes von demselben Werthe. Er ist dann vollkommen rehabilitirt.

Die Beschuldigung kann innerhalb mehrerer Jahre bis zu dreimal stattfinden; wird jedoch Jemand zum dritten Male der Hexerei bezichtigt, dann muß er nicht allein Alles wieder herausgeben, was er für die zwei vorhergehenden Beleidigungen erhalten hat, sondern man beraubt ihn auch ganz und gar des Seinen, sein Haus bricht man ab, seine Sago-dussons (Plantagen) werden konfiscirt, seine Habe wird unter die Stärksten vertheilt und er selbst wird mit seiner ganzen Familie zum Dorfe hinausgejagt mit dem Verbote, jemals dorthin zurückzukehren.

[1]) Diese kleinen kupfernen Kanonen spielen im ganzen Archipel eine Rolle, weniger als Waffen, denn als Werthobjekte.

Fälle wie der beschriebene kommen auch bei bloßer Krankheit von Kindern oder Erwachsenen vor. Im April 1882 begrub man zu Batuloming[1]) eine Frau, während ich so zu sagen dabeistand, lebendig, weil ihr Mann der Hexerei bezichtigt war. Derselbe hatte sich aber bei Zeiten aus dem Staube gemacht und statt seiner tödtete man nun seine Frau.

Sobald ein Mädchen 12 bis 14 Jahre alt ist, unterhält es schon Liebeshändel mit verschiedenen Männern, sei es auch nur für etwas Geld oder Näschereien. Wenn die Knaben das Jünglingsalter erreicht haben, werden sie zu allerhand schweren Arbeiten verwendet, was sie aber nicht hindert, allerhand Liebeshändel anzufangen.

Man kann auf drei verschiedene Weisen zu einer Frau gelangen: 1) durch Anfragen bei den Eltern, 2) durch Entführung und 3), wenn man bei einem Mädchen schlafend überrascht wird. Die zwei erstgenannten Fälle kommen bei jungen Mädchen am häufigsten vor; der letztere meist bei bereits geschiedenen nichtsnutzigen Weibern, die längst auf anständige Weise keinen Mann mehr bekommen können und die dann mit ihrer Familie das Ueberraschen eines solchen absprechen. Der Unglückliche, der gerade abgefaßt wird, ist nach dem Gebrauche zur Heirath verpflichtet.

Wird ein Mädchen auf gütlichem Wege zur Frau verlangt und ist man sicher, daß die Eltern ihre Zustimmung dazu geben, so schickt die Familie des junges Mannes so viele Frauen mit leeren Sirihdosen, wie die Braut Familienmitglieder besitzt, nach dem Hause der letzteren. Man nimmt einige Erfrischungen zu sich und dann ziehen sich die Frauen beschenkt mit einigen Tellern[2]) wiederum zurück. Einige Tage später werden die zurückgebliebenen Sirihdosen, in welchen sich nun verschiedene Zeichen befinden, z. B. ein aus Palmblättern geflochtenes Armband, zum Zeichen, daß die Braut ein goldenes Armband zu haben wünscht, oder eine aus Holz geschnitzte kleine Kanone, zum Zeichen, daß der Bruder eine kupferne Kanone haben müsse u. s. w., wieder abgeholt. So kommt es ungefähr darauf hinaus, daß der Bräutigam 30 bis 40 Kanonen, drei bis vier mit Golddraht durchwirkte Frauenröcke, einige goldene Armbänder und Haarkämme, Fingerringe ꝛc. nebst ca. 200 Gulden baaren Geldes zu bezahlen hat. Bei solchem Preise müssen aber Mann wie Frau dem vornehmen Stande angehören; ist die Braut aus höherem Stande und der Bräutigam aus

[1]) Einer der östlichsten Punkte der Südküste.

[2]) Solche „Teller“ spielen überall im malayischen Archipel, speciell auf den Molukken, eine bedeutende Rolle. Es sind entweder ganz gewöhnliche chinesische Teller oder Schalen von kleinem Durchmesser, oder aber große, schwere Schüsseln aus sogenanntem Seladonporzellan. Ich besitze eine solche von 49 cm Durchmesser; Exemplare von Seram schenkte ich an die ethnographischen Museen von Berlin, Dresden und Karlsruhe. Eine Abbildung der letzteren nebst der zweier kleinerer *chinesischer* Schalen findet sich in A. B. Meyer: „Alterthümer aus dem Ostindischen Archipel“, Leipzig 1884. Tafel 14 und S. 14. Die Abstammung der Seladonschalen aus China (vergl. auch Valetijn: „Oud en Nieuw Oost-Indiën“, Amsterdam 1862. Bd. II, Kap. III) ist in letzter Zeit verschiedentlich aus mir unverständlichen Gründen angezweifelt worden. Die kleineren Objekte, die stets mit Seladon zusammen gefunden werden, sind unzweifelhaft chinesisch, wie z. B. die Funde von den Philippinen im Trocadero-Museum in Paris oder meine oben erwähnten Schalen beweisen, oder der Umstand, daß Révoil, den ich selbst auf den Werth seiner Entdeckung aufmerksam machte, an der Somaliküste bei Mogdnschu (s. „Globus“, 1886, Nr. 14, S. 213) chinesische Münzen zusammen mit alten Seladonporzellanschüsseln ausgrub. Ich sehe also keinen Grund, abgesehen von vielen anderen Umständen, die ebenso *beweisend* sind, die Seladonschalen für *nicht* chinesisch erklären zu wollen. Diese Teller werden übrigens nicht bei Mahlzeiten u. dgl. verwendet, sondern meist als Schätze begraben.

dem niederen, so wird der Brautschatz verdoppelt; meistens findet dann aber Entführung statt. Von dem verlangten Brautschatze läßt sich natürlich etwas abhandeln, um so mehr, wenn die Braut bereits, wie häufig vorkommt, schwanger ist. In letzterem Falle sehen die Eltern oft auch ganz vom Brautschatze ab, damit wenigstens die übrigen Familienmitglieder etwas abbekommen und die Ehre des Hauses so gerettet bleibt.

Findet Entführung statt, so sucht der junge Mann in das Haus irgend eines Familienmitgliedes aufgenommen zu werden, was bisweilen seine Schwierigkeiten hat, da derjenige, welcher beide Flüchtlinge in seiner Wohnung aufnimmt, für den Brautschatz verantwortlich ist. Die Entführung ist übrigens keine vollständige, da der junge Mann das Mädchen nicht in deren Haus abholt, sondern mit ihr auf einem zuvor besprochenen Platze zusammentrifft. Sobald man die Flucht des Mädchens bemerkt, wird dasselbe durch ihren Vater gesucht, auch wenn der so ungefähr weiß, wo seine Tochter sich befindet: der Hadat (Gebrauch oder Sitte) verlangt es einmal so; auch die Mutter läuft weinend herum. Haben nun beide jungen Leute ein Unterkommen gefunden, so benachrichtigt der Hausherr am folgenden Tage beide Eltern; die Familienmitglieder des Mädchens rücken bewaffnet heran und verlangen sofortige Auslieferung beider Flüchtlinge; sobald dieser Tumult den höchsten Grad erreicht hat und man bereit scheint, das Haus zu stürmen, tritt der Hausherr heraus und fragt nach dem Begehren der Menge. Der Vater bringt sein Anliegen vor, worauf der Hausherr sich erbietet, den Brautschatz zu bezahlen und die Sache friedlich abzuthun. Zu diesem Zwecke werden Eltern und Mitglieder in das Haus eingeladen und nach langer Feilscherei einigt man sich über den Preis. Ist die Familie des jungen Mannes nicht im Stande, den Brautschatz ganz zu bezahlen, so muß letzterer in abhängiger Stellung bei den Schwiegereltern verbleiben (djual diri, wörtlich: „sich selbst verkaufen“) oder die Tochter wird aus der Familie ausgestoßen — ein großes Unglück für die Betroffene.

Im dritten Falle, also bei Ueberraschung, kann der Brautschatz ziemlich gering sein, weil die Familie froh ist, daß die Frau wiederum mit Ehren einen Mann besitzt.

Wird man jedoch mit einer verheiratheten Frau überrascht und sollte in dem Falle kein Mord und Todtschlag entstehen, sondern der Ehemann sich ruhig verhalten, so muß der Beleidiger dem Beleidigten den Brautschatz doppelt zurückbezahlen, darf dagegen aber die Frau für sich behalten und sie heirathen.

Die Seramer Strandbewohner sind dem Namen nach Mohammedaner und halten sich in Dingen, wobei sie Vortheil haben, an die mohammedanischen Gesetze, wobei das Ehepfand (mas kawin) eine Hauptrolle spielt. Dieses Ehepfand beträgt beinahe ebenso viel wie der Brautschatz; bekommen also Eheleute Kinder, so gehören die Kinder so lange dem Stamme der Mutter an, bis der Vater das Ehepfand bezahlt hat. Dann hat die Familie der Frau nicht mehr die geringsten Rechte, weder auf Mutter noch auf das Kind. Bigamie ist erlaubt, jedoch wird selten Gebrauch davon gemacht, weil es sehr theuer ist, mehrere Weiber zu heirathen und zu ernähren und weil es auf Seram auch nicht allzu viele Frauen giebt. Blutschande kommt häufig vor, ebenso Paederastie. Im Falle Blutschande zwischen Vater und Tochter oder zwischen Mutter und Sohn ans Licht kommt, so werden die Delinquenten strenge bestraft, aber nicht, um dem verletzten Sittlichkeitsgefühle Genugthuung zu verschaffen, sondern nur, damit die Kläger sich der Habe der Verklagten bemächtigen können. So sah ich vor einigen Jahren, wie Mutter und Sohn zu Kilmuri [1]) am Schandpfahle mit Rottanhieben abgestraft und aus dem Kampong gejagt wurden; die Schläge wurden dem Sohne auf den Rücken applicirt, der Mutter auf den Theil, mit dem sie gesündigt hatte.

Die Beschäftigung der Frauen beschränkt sich auf Fischen, Holzhacken (für den Kochbedarf), Herbeischaffen von Lebensmitteln und das Versorgen der Kinder; die Männer thun so zu sagen gar nichts, sie sind furchtbar faul und verschmitzt und behandeln ihre Frauen sehr schlecht. Dabei geben sie sich dem Spiele und dem Opiumrauchen hin. Jeder Strandbewohner ist so zu sagen ein Advokat und besitzt eine Rednergabe, wie außer den Amboneſen kein zweites Volk im Indischen Archipel; er ist sehr schlau und gebraucht seine geistige Ueberlegenheit nur dazu, Andere zu betrügen. Europäer und fremde Malayen sind gewöhnlich seine Opfer.

Die Sitten und Gebräuche der Alfuren des Inneren sind sehr verschieden von denen der Strandbewohner; bei einzelnen Stämmen verlangt man indeß Brautschatz gerade wie bei den Strandbewohnern, bei anderen Stämmen besteht derselbe aus abgeschlagenen Menschenköpfen, je nach Abkunft der Braut bis zu 30 Stück.

Um diese zu erhalten, entfernen sich die Heirathskandidaten einige Tagereisen weit von ihrem Kampong und lauern dort Menschen auf, welche im Walde oder Felde beschäftigt sind oder auf solche, die sich Nachts nach dem Seestrande begeben, um ihre Nothdurft zu verrichten. Sie stechen, hauen oder schießen ihr Opfer nieder und schlagen demselben alsdann den Kopf ab. Ist das geschehen, so begeben sich die „Koppenſneller“ im Sturmschritte nach ihrer Heimath; ich sage „Sturmschritt“, weil jeder derselben bis $1^1/_2$ m lang ist und mehr einem Fluge als einem Schritte ähnlich ist. Um denselben bei Nacht gehörig ausführen zu können, binden sich die Alfuren kleine abgeschälte, eine Spanne lange Streifen Bambu um die Füße, die durch das Abschälen transparent werden und in welche sie je acht bis zehn Feuer- oder Leuchtkäfer, die auf Seram in großen Mengen vorkommen, einsperren; um jeden Fuß tragen sie acht bis zehn solcher Bambusstreifen, welche zusammen das Licht einer Laterne ausmachen, wodurch also der Boden beleuchtet wird und Fehltritte im dunkeln Walde nicht stattfinden können. Auf diese Weise legen sie in einer Nacht oft Strecken zurück, über welche ein gewöhnlicher Fußgänger ungefähr drei Tage lang zu laufen hat.

Diese Streifzüge werden von Zeit zu Zeit wiederholt, bis der Kandidat genügend Köpfe beisammen hat, um eine Frau beanspruchen zu können; im Uebrigen leben die Leute friedsam und bleiben ihrem gegebenen Worte treu. Sie ernähren sowohl sich selbst, wie auch die Strandbewohner vom Landbaue und der Jagd. Die feindlichen Stämme, bei welchen der Brautschatz in Gütern und Geld besteht, sind im Besitze von guter Kleidung, welche sie nur anziehen, wenn sie sich nach den Strandnegoreien begeben. Die Kopfschneller sind vollkommen unbekleidet, nur tragen die Männer einen handbreiten Streifen aus geklopfter Baumrinde, um ihre Schamtheile zu bedecken. Die Frauen sind ganz und gar nackt, wissen jedoch stets eine solche Stellung einzunehmen, daß die Schamhaftigkeit nie verletzt wird. Ein fremder Mann darf eine Frau nur von vorn passiren; geht er hinter ihr herum, so hat er auf seinen Kopf Acht zu geben, da dies als eine große Beleidigung aufgefaßt wird.

Die Alfuren sind im Allgemeinen schön gebaute Menschen, mit männlicher Haltung; die Frauen sind sehr hübsch,

[1]) Kilmuri (Kilmoerie) liegt nordwestlich von Batuloming.

oft ziemlich hell von Hautfarbe, sie haben schönes wellenförmiges, langes Haar und schön geschnittene Gesichtszüge; besonders Nase und Mund sind fein geformt. Die Zähne sind leider meist roth oder schwarz in Folge von Betelkauen.

Die Nahrung der Alfuren besteht hauptsächlich aus Sago, Fisch, Schlangen, Hirsch- und Schweinefleisch, die alle nur flüchtig über dem Feuer geröstet werden; der Sago wird angemacht mit heißem Wasser, wodurch man einen ganz und gar geschmacklosen Papp [1]) erhält; die Strandbewohner essen selbstverständlich keine Schweine, Schlangen oder Beutelthiere, da sie Mohammedaner sind; Honig und Rohrzuckersaft wird sehr viel verbraucht.

Tritt ein Sterbefall ein, so begräbt der Strandbewohner den Todten nach mohammedanischem Ritus: in ein ungefähr 3 Fuß tiefes Grab setzt man eine Kiste ohne Boden; in diese wird die Leiche gelegt und der Deckel lose darauf gedeckt. Das Grab wird dann weiter mit Erde aufgefüllt. Man begräbt die Todten in der Nähe von Häusern, und es kommt oft vor, daß dieselben von den Wildschweinen, die des Nachts in die Kampongs eindringen, aufgewühlt werden; auch wilde Hunde machen sich häufig an die Leichen, so daß man des Morgens hier einen Arm und dort ein Bein in dem Dorfe zusammenlesen kann.

Der Alfure begräbt seine Todten stehend und giebt ihnen ihre besten Kleider, auch Preciosen u. s. w. mit; da man jedoch vor Todten große Furcht hat, läßt man sie oft unbegraben im Hause liegen. Die Familie reißt aus und baut in ziemlich weitem Abstande ein neues Haus, wie denn die Häuser überhaupt sehr zerstreut liegen.

Mit Geisterbeschwörerei, wie die Strandbewohner, hält sich der Alfure nicht auf; ist er Jemandem feindlich gesinnt, so tödtet er ihn und wird dann selbst später durch des Ermordeten Familie wieder getödtet (es sei denn, daß der Getödtete ein schlechtes Subjekt war), da er vogelfrei ist, sobald der Mord ans Licht kommt.

Durch das Heirathen zwischen Blutsverwandten sterben nicht allein die Stämme aus, sondern es entstehen auch viele Familienkrankheiten, wie Schwindsucht, Beinfraß, Elephantiasis, Framboses Ambonensis im ärgsten Grade. Die Schuppenkrankheit (Ichthyosis) ist ziemlich vorherrschend; sie entsteht durch Ansteckung und Schmutz; nimmt der Behaftete fleißig Seebäder, setzt sich dann eine halbe Stunde lang der Sonne aus (wodurch die Milben an die Oberfläche der Haut kommen) und stürzt sich dann plötzlich wieder in die See (wodurch die Milben absterben), so kann er innerhalb eines Monats vollständig geheilt sein. Die Alfuren bleiben von dieser Krankheit meistentheils verschont.

Im Allgemeinen sind die socialen Zustände auf Seram sehr verwirrt. Erbschaft von Grundbesitz u. s. w. geht auf den Aeltesten des Stammes über, wird aber oft bestritten und geregelt nach dem Rechte des Stärksten. Raub ist gestattet, insofern der Beraubte ein armer Teufel ist; ein Mord wird mit 10 Tael Gold bezahlt, also mit 650 Gulden; Verwundung mit der Hälfte u. s. w.

Die geringste Ursache führt oft zum Kriege, der in optima forma angekündigt wird; ein zweideutiges Wort ist oft dazu genügend. Während meines zehnjährigen Aufenthaltes auf Seram wohnte ich mehreren solcher Kriege bei, bald als Wundarzt, bald als Schiedsrichter.

Als Waffen dienen der Klewang (Säbel), Lanzen, Pfeil und Bogen, Feuersteingewehre und Lilas (kleine Kanonen). Die Geschosse der Feuersteingewehre sind sehr gefährlich; man nimmt hierzu nämlich zwei durchlöcherte Gewehrkugeln, die durch ein langes Stück Messingdraht, der federartig aufgerollt ist, mit einander verbunden sind. Sobald das Geschoß den Gewehrlauf verläßt, dehnt sich der Messingdraht aus und die beiden Kugeln beschreiben eine Bahn gerade so wie früher die Kettenkugeln. Die hierdurch angerichtete Verwundung ist furchtbar; ich sah Menschen thatsächlich in zwei Hälften geschnitten. Auch gießt man Porcellan- und Glasscherben in die Kugeln. Die Kanonen werden mit Kieselsteinen, Stücken Eisen u. s. w. geladen. Die Kriege werden nach der Ursache ihres Entstehens benannt. Z. B. prang sukon, weil der Krieg entstand wegen einer Brotfrucht (sukon); prang mister gunong, weil ein Unberechtigter sich die Herrschaft über ein Gebirge anmaßen wollte u. s. w.

Derjenige, welcher einen Krieg aus Privatrache unternimmt, muß die Krieger anwerben und haftet für Alles, Pulver, Blei, Kleider, Lebensmittel, auch für die Frauen und Kinder; Todte und Verwundete unter seiner Truppe muß er extra bezahlen. Handelt es sich dagegen um allgemeine Interessen des Kampong, so muß Alles unter die Waffen, man wirft Barrikaden aus Steinen auf und drängt Frauen, Kinder, Greise u. s. w. in diese hinein. Wald und Strand werden über Nacht strenge bewacht, auch macht man Streifzüge. Zählen beide Seiten ziemlich viel Todte und Verwundete und ist man so ziemlich ausgehungert, so legt sich der Radja ins Mittel. Die Sache wird untersucht und der Schuldige zur Bezahlung 1) einer Sühne, 2) der Todten und Verwundeten und 3) der Kriegskosten verurtheilt. Diese Bezahlung liegt dem Einzelnen oder der Gemeinde ob, je nachdem der Krieg ein Privat- oder Kampongkrieg war.

Ueberlieferungen bestehen anscheinend nicht, es kostet viele Mühe, etwas über frühere Zeiten aus den Alfuren heraus zu bekommen.

Niemals wird aus diesem Volksstamme etwas Ordentliches werden, es sei denn, daß man mit einer mitleidslosen, aber auch rechtschaffenen Strenge gegen denselben vorgeht. Immerhin werden Jahre hierüber vergehen und es fragt sich sehr, ob die Niederländer dieses Ziel jemals erreichen werden.

[1]) Vergl. Anmerkung S. 359, Spalte 2.

Die Transkaspische Eisenbahn.

Vom K. Russ. Staatsrathe Dr. O. Heyfelder.

Die ersten 25 Werst von Michailowsk bis Molla-Kary waren von dem ganzen ersten Abschnitte des Bahnbaues (vergl. oben S. 294 ff.) das schwierigste Stück. Denn hinter dem feuchten, vom Meere zurückgelassenen, relativ harten und kompakten Uferrande erheben sich daselbst Dünen aus gelbem, körnigem, beweglichem Sande, die wie ein Wulst die Bucht umgeben, und durch welche hindurch die Bahn angelegt werden mußte. Da dieselben nicht bewachsen waren

und geradezu aus Flugsand bestanden, dessen Konfiguration sich bei starken Winden beständig ändert, da auch weit und breit kein Wald oder Busch das Material zu Faschinen darbot, so erforderte die Ueberwindung dieses Sandgürtels große Mühe und viel Zeit. Der Erbauer der Bahn, General Annenkow, erfand das Auskunftsmittel, vor Legung der Schienen diese Sandstrecke mit Meerwasser zu begießen und aus der Steppe Lehm herbeifahren zu lassen, durch welche Mischung der Boden die nothwendige Konsistenz erhielt.

Dicht vor Molla-Kary ist ein schmaler Wasserarm, die letzte Fortsetzung der Balchanbucht, überbrückt und zwar durch eine steinerne Brücke, deren einziger Bogen sechs Faden breit ist.

Vom Meere bis Molla-Kary ist die Richtung des Schienenweges in gerader Linie östlich, von da südöstlich und beinahe geradlinig bis Duschak, d. h. bis zur Grenze zwischen der Oase Achal-Teke und der von Merw. Von da ab geht sie wieder gerade nach Osten bis Merw, von wo sie sich nach Buchara resp. Samarkand in nordöstlicher Richtung und ebenfalls in geraden Linien fortsetzt.

Von Molla-Kary bis Bala-ischem steigt das unebene Terrain, auf welchem sich die Eisenbahn bewegt, unmerklich; von da bis Kazantschik durchschneidet sie eine kahle, hier und da salzhaltige Lehmfläche ohne Quellen und ohne Vegetation. Ganze Quadratwerste dieses Bodens bilden platte, von leichten Wasserrinnsalen nach der Regenzeit oktoëdrisch oder quadratisch durchschnittene runde Flächen gleich riesigen Parketböden. Bis Kazantschik wurde die strategische Bahn noch während der Expedition fertig gebaut. Es brachten damals die Bahnzüge alles nothwendige Wasser zum Trinken, Kochen und Bauen aus Michailowsk (aus den Dampfmaschinen). Jetzt bringen eigene Wasserzüge dreimal die Woche von Kazantschik dessen herrliches Quellwasser an alle Stationen der gänzlich wasserlosen Strecke. Nur wer noch wie der Autor diese trostlosen Steppen in heißer Sonne durchritten und die armen Soldaten sie zu Fuß durchwandern sah, hat den rechten Maßstab für die Größe der Errungenschaft, welche die Bahn gebracht hat. In sechs Stunden durchfährt man die 125 Werst der wasserlosen Wüste; die auf der Station Lebenden entbehren nun nicht mehr eines frischen Trunkes gesunden Quellwassers, der Möglichkeit sich zu waschen und sogar zu baden.

Von Kazantschik bis Kizil-Arwat ist wieder eine große Strecke ohne Wasser, denn die Cisternen von Aïdin, welche man auf etwa halbem Wege antrifft, enthalten manchmal so wenig, daß es für eine Karawane nicht ausreicht, manchmal aber so schlechtes, salzhaltiges, erdiges Wasser, daß selbst die Kameele es nicht trinken. Gleichwohl ist Aïdin ein ständiger Lagerplatz für die Truppen und Karawanen gewesen. Von allen Seiten führten die Spuren herzu; rings herum war das Erdreich zertrampelt und lagen bleichende Gerippe gefallener Kameele und Pferde, oder Knochen geschlachteten Kleinviehes. Wer Kizil-Arwat, 200 Werst vom Meere, erreicht hat, ist in das Bereich der Oase gelangt. Hier sind viele Quellen, die vom Kören-Dagh herabfließen und in künstlichen Rinnsalen die ganze Thalfläche zwischen Gebirge und Wüste bewässern; daher umgeben Felder den Platz und Aule, Moscheen und Lehmbauten sind in beträchtlicher Anzahl vorhanden. 1880 fanden wir den Ort von seinen Einwohnern verlassen; sie hatten sich mit den anderen Tekes nach Gök-tepe zurückgezogen und kämpften gegen uns. Von Kizil-Arwat kann man durch die Ebene in gerader Linie und ohne Hindernisse nach Bami gelangen, wie auch die Eisenbahn geführt ist. Man kann aber auch über den Kören-Dagh nach Chodscham-Kala reiten und von da auf der Atrek-Militärstraße über den Kamm von Bendesen, zwischen Kören-Dagh und Köpet-Dagh nach demselben Bami gelangen. Bami war damals der wichtige Vereinigungspunkt der Michaellinie und der Atreklinie, von dem aus unser Vormarsch auf Gök-tepe geschah. Das Gebirge, welches dicht hinter Kizil-Arwat aufsteigt, ist von engen Felsenschluchten und Querthälern vielfach durchschnitten, durch welche die Saumpfade sich mühsam emporwinden. Je höher, um so mehr Vegetation; namentlich sah ich schöne Gruppen von Juniperus Caucasicus in Baumgestalt, einzelne Ahornbäume, Weißdornbüsche und andere Sträucher. Mit dem Laubholze stellten sich auch die kleinen Sänger der gemäßigten Zone ein: Meisen, Stieglitze, Buchfinken, Bergfinken, Amseln und Drosseln, nach der Todtenstille der Ebene ein erfreulicher Eindruck. In den Felsenritzen leben eine Unzahl Eidechsen, darunter eine Art von der Größe einer Katze, die seltsam, aber unangenehm anzuschauen ist. Raubvögel giebt es in Menge; auch sollen Hasen und Rehe nicht ganz selten sein, doch bekamen wir keine zu Gesicht. Das schlimmste Wild in diesen Gebirgsschluchten waren für uns die Tekes. Sie, die alle Fußpfade und Schlupfwinkel kannten, vermochten, ungeachtet der Heliographen-Station, die wir daselbst unterhielten, sich in diesem Gebirgsstocke vor uns zu verstecken und von da aus bald die eine, bald die andere Militärstraße, bald unsere kleinen Besatzungen von Bami, bald von Kizil-Arwet oder Chodscheu-Kala zu beunruhigen. Im Monat December 1880 fielen sie über unsere Nachhut her und brachten ihr eine Schlappe bei.

Bami, 275 Werst vom Meere gelegen, besitzt herrliche Quellen, die, zu kleinen Flüssen vereint, eine ganze Reihe von thurmartig gebauten Mühlen treiben und dann in Kanälen und Kanälchen fruchtbare Mais- und Weizenfelder und Obstgärten berieseln. Hier wird die Oase immer besser bebaut und immer fruchtbarer. Ein kunstreiches System von Wassergräben und Rieselfeldern bedeckt das ganze Territorium und bietet der Anlage der Eisenbahn insofern einige Schwierigkeit, als die Kanäle geschont und überbrückt werden müssen, der Eisenbahndamm aber seinerseits Schutz gegen die künstlichen Ueberschwemmungen fordert.

130 Werst von Bami ist die Station Gök-tepe, wo die große, erdwallumgürtete Festung steht, die wir am 12. Januar 1881 stürmten. Einen Theil ihrer Erdmauern, welche etagenartig auf einander saßen, ließ ich im Winter 1881 mit Skobelew's Genehmigung abtragen, um die zahllosen Menschenleichen (gegen 7000) und Thierkadaver gründlich und in einer der Hygiene entsprechenden Weise zu bedecken. Ebenso ist das jetzige Gök-tepe, wo Häuser stehen und sich Handel und Wandel lebhaft regt, aus hygienischen Gründen an seinen heutigen Standort, 7 Werst aufwärts von der Festung, auf reines Territorium und an nicht inficirte Bäche verlegt worden, unweit der malerischen Schlucht Germab, welche den Köpet-Dagh durchbricht und unseren aus Persien kommenden Proviantkarawanen zum Uebergange diente. Gök-tepe war ein Leichenfeld. Wo man häufig ging und ritt, stampfte man die Schädel der nur oberflächlich Verscharrten aus dem Erdreiche; in den zahlreichen Wasserarmen lagen Erschlagene, auf den Zinnen der Festungswälle wie in ihren Erdlöchern fanden wir modernde Leichen. Die Assanisationsarbeiten, welche ich zu leiten hatte, dauerten sieben Wochen. Aber schon gleich nach der Besetzung der Feste brach bei der Besatzung der Flecktyphus aus. Daher schlug ich General Skobelew vor, unser Lager einige Werst entfernt auf höheres, reines Terrain zu verpflanzen und nur eine Besatzung in Gök-tepe zurück

zu lassen, welche gleich einer Wache alle zwei Tage wechseln sollte. Skobelew glaubte dies wegen des Nimbus des Siegers nicht thun zu können. Wir hatten harte Diskussionen, da er nur den militärischen Standpunkt anerkannte, ich aber die Sanitätsverhältnisse im Auge hatte. Endlich, am 27. Februar, nachdem der Typhus schon stark um sich gegriffen hatte, erhielt ich die Erlaubniß, einen neuen Lagerplatz auszusuchen und zuerst mit dem Feldhospital Nr. 4 und einer hinreichenden Bedeckung überzusiedeln. Im Verlaufe des Monates März folgte das übrige Lager nach; so entstand das heutige Gök-tepe. Die Eisenbahn aber geht dicht an den theilweise zerstörten, doch in ihrer Grundform wohl erhaltenen Festungswällen vorüber und die Station befindet sich auf der Seite, von welcher aus wir damals stürmten.

Von Gök-tepe bis Aschabad (426 Werst vom Meere) erstreckt sich der reichste und fruchtbarste Theil der Oase in einem schmalen Streifen zwischen dem Bergrücken des Köpet-Dagh und der Sandwüste. Vom nahen Gebirge kommen zahlreiche Wasserarme herab, die den Boden bewässern und gleich allen diesen Bächen und Flüßchen jenseits der Oase im Wüstensande verschwinden. Der Boden besteht aus leichtem, fruchtbarem Löß. Die Bewässerung geschieht in der Art, daß der Bach am Fuße des Berges gefaßt und um denselben in so unmerklicher Senkung geführt wird, daß man vielfach deutlich zu sehen glaubt, das Wasser fließe aufwärts. Bei unseren Soldaten war es ein Axiom, die Orientalen verständen das Wasser bergauf zu leiten. Durch diese Leitung wird der ganze Fuß des Berges der Vegetation und Produktion gewonnen; im Thale kommt der Bach durch eine Biegung zu seinem Ausgangspunkte zurück, Rinnsale in verschiedenen Richtungen abgebend. Diese umgeben in einem Quadratmaschennetze viereckige Felder von mäßiger Größe, deren jedes stets um wenige Zoll höher liegt als das nächstfolgende. Somit bilden sie eine Reihe von Flächen, die in der Richtung von S nach N und zugleich von O nach W unter einander liegen. Indem nun zuerst eine Schleuse bei dem obersten Rieselfelde geöffnet oder der Rand des Kanales durchstochen wird, setzt man das erste und etwa zweite Feld unter Wasser, dann die nächsten und so fort, bis alle sich gehörig mit Wasser durchtränkt haben. Da auf dem lehmreichen, aufgelockerten Boden das Gehen und noch mehr das Reiten unmöglich ist, so müssen die Zwischenwälle als Fußwege gut erhalten werden und befinden sich Wächterthürmchen wie Schildwachenhäuschen zwischen denselben. Das Ganze aber bildet ein oft die ganze Breite der Oase einnehmendes System von wohl nivellirten und ein gewisses geringes Gefälle besitzenden Schachbrettfeldern, in welches jede neue Konstruktion Störung und Stockung bringt, weshalb die Eisenbahn theils die Ränder der Oase aufsuchen, theils unendlich viel Brücken bauen mußte. Drei Brücken per Werst macht auf die 600 Werst lange Bahn (vom Meere bis Duschak) 1800 Brücken. Was von der Irrigation und dem Verhältnisse der Bahn zu diesem lebenspendenden Kanalsysteme gesagt ist, gilt auch für die Merwbahn und für die von Tedschend. So fruchtbar die Oase (Getreide, Obst, Wein) ist, so gänzlich wird Wald und Baumschlag vermißt. Nur in einem Seitenthale gegen Persien zu habe ich jungen Laubwald von Wallnuß, Esche und Eiche angetroffen. Die ganze Gegend ist stark bewohnt und besiedelt. In den Dörfern ist die Moschee, das Wohnhaus, die Hof- und Gartenmauer, die Krippe, aus welcher im Hofe das Vieh frißt, und der Rand der Cisterne aus getrockneten Lehmsteinen aufgeführt, denen man durch Bestreichen mit frischem, feuchtem Lehm und Kalk eine glatte Oberfläche und ein gefälliges Aeußere zu geben versteht. Einige Pfosten und Haken zum Aufhängen von Sätteln und anderen Geräthen sind in die Wand eingemauert. Spitzwinkelige Fensterausschnitte und Nischen sind Reminiscenzen arabischer Architektur. Schön gebrannte und glasirte Ziegel von bunter Farbe, besonders auch in dem beliebten persischen Blaugrün, kommen nur als Reste uralter Kunstbauten vor. Aschabad, eine Hauptstation der Eisenbahn und Sitz der Behörden, hat schon das Ansehen eines russischen Städtchens gewonnen, ähnlich den Standquartieren der Regimenter im Kaukasus, wie Chassaw, Jurt, Wedeno ꝛc. 12 Werst von Aschabad gegen das Gebirge zu, welches die Grenze zwischen Rußland und Persien bildet, liegt Nissa, eine großartige Ruinenstadt.

Zwischen Gauars (450 Werst), dem Endpunkte der Achal-Oase, und Artik (500 Werst) erstreckt sich eine 45 Werst lange Wüste, ähnlich jener zwischen Michailowsk und Kazantschik. Dagegen folgt nun von Artik bis Duschak (600 Werst) eine reiche, stark bevölkerte Gegend mit vielen persischen Städten und Ruinen, jetzt bewohnt von einer mäßigen Anzahl Ala-Kliu-Tekes. Bis Duschak ist der Bahnbau vollendet. Hier macht dieselbe ein Knie nach NO und hat zugleich ihren südlichsten Punkt und ihre nächste Nähe an Serachs und Herat erreicht.

Von Duschak bis zum Flusse Tedschend (680 Werst) und der Oase Tedschend erstreckt sich wieder eine Wüste, welche die beiden Oasen trennt. Am Tedschend aber wohnt eine starke Bevölkerung unter dem Sohne Nur-Verdy-Chan's, des früheren Oberbefehlshabers der vereinigten Tekestämme. Auch der Sohn, Mochdom-Kuli-Chan, hat damals gegen Skobelew mitgefochten, ist aber jetzt russischer Major und, wie es scheint, ein zuverlässiger Vasall. Zu beiden Seiten des Flusses breiten sich gute Wiesen, also Weideland aus für die Heerden, welche die Existenzbedingung und den Reichthum dieser Stämme ausmachen. Der Tedschend, der Unterlauf des Herirud, fließt an Serachs vorbei und verliert sich, ungeachtet seines Wasserreichthums, seines starken Gefälles und seiner Schnelligkeit, wie die geringeren Flüsse und Bäche, nordöstlich von der Bahn resp. der Oase nach einem Laufe von 400 Werst im Wüstensande. Sollte es einer künftigen Epoche, namentlich nach völliger Organisation der Gegend, nicht vorbehalten sein, alle diese größeren und kleineren Flüsse im Anfange oder am Rande der Wüste zu sammeln und ihre immerhin nicht unbeträchtlichen Wassermengen zu einem ansehnlichen Kanale oder Flusse zu vereinigen, der in dem Meerbusen von Krasnowodsk mündete, wo schon einmal ein großer Fluß gemündet hat?

Das Klima auf der ganzen Strecke des Eisenbahnbaues ist Continentalklima mit großer Hitze im Sommer (40 bis 50°) und immerhin nicht unbeträchtlicher Kälte im Winter. Wir hatten im Januar 1881 vor Gök-tepe am Tage 5 bis 10° Wärme, in der Nacht 4 bis 8° Kälte. In diesem Winter 1885 bis 1886 war es überall ausnahmsweise sehr kalt, bis — 18°, am Meere bis — 22°. Dabei besserte sich der Gesundheitszustand besonders der Russen auffallend. Die vorherrschenden Winde sind die von Nordost. Meteorologische Beobachtungen wurden auf fünf Observatorien gemacht, welche General Annenkow vom Michaelbusen an längs der ganzen Linie eingerichtet hat.

Die Skala der gebauten Kulturpflanzen ist etwa folgende: in Kizil-Arwat und durch die ganze Oase Mais, Weizen, Hirse, Wicken und Erbsenarten, Gerste (als Pferdefutter), Klee; bei Bami Aprikosenbäume, bei Gök-tepe Reben, bei Aschabad Nußbäume, Pfirsich, in Merw Maulbeerbäume und alle Obstarten, sowie Baumwolle. Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß man zweimal im Jahre erntet und daß

man 100 Körner vom Korn erhält. Alle Reisenden und Schriftsteller stimmen in dem Lobe und Preise dieser fruchtbaren Gegenden überein (Lessar, Vambéry, Subotin, T. Albertus). Die Eisenbahn findet keine Terrainschwierigkeiten außer am Tedschend; derselbe fordert einen größeren Brückenbau. 50 Werst weiter liegt Dshu-dshu-gly, ein bewohnter Ort.

Die Stadt Merw (750 Werst vom Meere) ist so oft zerstört worden, daß sie einem Trümmerhaufen ähnlicher war, denn einer Stadt, als sie 1884 von den Russen besetzt wurde. Aber schon beginnt sie ein anderes Aussehen zu gewinnen. Es wird gebaut, gepflanzt, bewässert. Der herrliche Murghab verleiht der Stadt ihren Hauptreiz und hat auf ihr Klima, ihre Bewässerung und ihre Vegetation den besten Einfluß. Der Distriktschef von Merw, Alichanow, hat aus dem Murghab eine Wasserleitung bis nach dem oben erwähnten Dshu-dshu-gly geführt und dadurch dem Eisenbahnbaue in ersprießlicher Weise vorgearbeitet. Merw hatte stets als Knotenpunkt der Handelsstraßen, welche aus den Chanaten Chiwa und Buchara nach Persien, aus Rußland nach Osten und vom Osten, Indien mit einbegriffen, nach dem Kaspischen Meere gehen, eine große Bedeutung. Der Handel hebt sich schon ganz bedeutend durch die Pacificirung der Provinz unter russischer Herrschaft, durch Herstellung von Ordnung und Sicherheit für Leben und Waaren, und verspricht in Zukunft eine bedeutende Entwickelung. Die Oase hatte dereinst eine Million Einwohner, jetzt nicht den vierten Theil, doch ist sie relativ dicht bevölkert.

25 Werst hinter Merw schließt die Merwer Oase ab; es beginnt die Wüste zwischen hier und Tschardschui. Diese erstreckt sich 200 Werst weit und zeigt eben solche Sandberge wie hinter Michailowsk. Sie entbehren anfangs aller Vegetation, später finden wir sie von einer niedrigen und düsteren Sandflora dicht bedeckt. Durch diese Sandwüste hat sich die Eisenbahn nach Buchara hindurch zu arbeiten. Die beiden größten Schwierigkeiten bietet nun für die Weiterführung der Eisenbahn von Merw aus die sandige Strecke Merw-Tschardschui und der Uebergang über den Amu-Darja.

Die 75 Werst lange Strecke Flugsand hinter Merw gab dem ehemaligen Generalgouverneur von Turkestan, Tschernajew, Anlaß, die Fortführung der Bahn als unmöglich zu bezeichnen, indem dieselbe vom Sande in kürzester Zeit verschüttet werden würde. Die Schwierigkeit wird auch von dem Erbauer der Bahn und seinen Gehilfen nicht unterschätzt, doch hoffen sie ebenso darüber Herr zu werden, wie über die 22 Werst Flugsand zwischen Michailowsk und Molla-Kary und die 7 Werst lange Strecke fliegenden Sandes zwischen den Stationen Balla-Ischem und Kazantschik, nämlich durch Irrigation und Zufuhr von Lehmboden. Seitdem ist aber ein neues günstiges Moment für die Eisenbahnerbauer eingetreten. Ein Ingenieur Grot hat eben auf der Sandfläche vor Molla-Kary einen artesischen Brunnen gegraben, der bei mäßiger Tiefe eine Fülle guten Trinkwassers giebt. Da nun die geologische Struktur der ganzen Ebene eine und dieselbe ist, so wird mit Sicherheit darauf gerechnet, auch an anderen bisher wasserlosen Stellen in derselben Tiefe Trinkwasser zu erbohren, was deren Verhältniß zum Bahnbau und zur Ansiedelung radikal zu verändern verspricht.

Nach Ueberschreitung des Amu-Darja folgen noch einmal 20 Werst Wüste mit beweglichem Sande bis Kara-Kul. Doch hier erleichtert schon die Nähe des Flusses, die Möglichkeit, durch Kanalisirung vom Amu-Darja aus Wasser in hinreichender Menge zu gewinnen, die Ueberwindung der Schwierigkeit.

Da, wo jetzt der Amu-Darja übersetzt wird, etwas unterhalb von Tschardschui, theilt er sich in zwei Arme von ziemlich gleicher Stärke, welche in ihrer Mitte eine Insel umschließen. Die Stelle ist $1\frac{1}{2}$ Werst breit, aber relativ seicht. Die Eisenbahn soll aber etwas nördlicher den Strom überschreiten und zwar auf einer Dampffähre, gleich dem Trajekt bei Bonn am Rhein, dann den Ort Schich, welcher zur Station gemacht wird, links liegen lassen, bis Iljat die Sandwüste durchschneiden und hierauf an der Grenze des bewässerten und bebauten Landes, eben zur Schonung des Bewässerungssystems, verlaufen. Diese Kulturzone erhält ihr Wasser vom Flusse Sarewschan. Die Stadt Kara-Kul wie die bewohnten Orte überhaupt bleiben auf diese Art ebenfalls zur Linken des Schienenweges liegen. Er nähert sich der Stadt Buchara, indem er die Kischljaks (Einzelgehöfte oder mauernumschlossene Gärten) quer durchschneidet, welche von Buchara aus an allen Hauptstraßen sich radiensörmig ausbreiten. Bis zur russischen Grenze berührt die Eisenbahn kontinuirlich die bewässerte Zone, sie nur hin und wieder durchschneidend. Von der russischen Grenze und dem Sarabulag-Gebirge steigt das Terrain und mit ihm die Eisenbahn. Sie hat mehrere Schluchten zu überbrücken. Bei dem Dorfe Dschumaa-Bazar, welches sie zur Rechten läßt, senkt sie sich wieder auf das kanalisirte Kulturgebiet herunter, welches sie bis Samarkand durchläuft.

Dieser letzte Abschnitt vom Iljat bis Samarkand ist der bewohnteste und voraussichtlich einträglichste der ganzen Linie. Außer den asiatischen Rohprodukten, die sie nach Westen fördern soll, wird sie voraussichtlich der schon begonnenen Anlage von Wald und der Ausbreitung der Baumwollenkultur Vorschub leisten und in ähnlicher Weise zur Entwickelung des Landstriches beitragen, wie sie das schon für die Oasen von Achal-Teke und Merw gethan hat.

Aber abgesehen davon erlebt es vielleicht unsere Generation, daß auch von hier aus den englisch-ostindischen Bahnen entgegengebaut wird und daß sich damit das Ideal gewisser englischer und russischer Patrioten von dem Hand in Hand-Gehen beider Staaten, verbunden durch die Interessen des Handels und der Civilisation im fernen Osten, erfüllt.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Ansiedelungskunde von Mittel-Thüringen.

Ueber die Hälfte der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S. für 1885“ füllt eine Abhandlung von Dr. G. Reischel, „Beiträge zur Ansiedelungskunde von Mittel-Thüringen“ aus. Der Verfasser bespricht zunächst die Ansiedelungen der vorgeschichtlichen Zeit. Nach Aufführung sämmtlicher bis jetzt aufgedeckter Wallburgen, Ringwälle ꝛc. und Beschreibung ihrer Lage, wie der in ihnen gefundenen Ueberreste menschlicher Anwesenheit, faßt er seine Untersuchungen dahin zusammen,

daß in dem thüringischen Centralbecken die Wallburgen nicht die ältesten Niederlassungen gewesen sind, sondern daß sie fast ausschließlich zu Kultus- und Vertheidigungszwecken dienten. Nur vorübergehend wurden sie als Wohnplätze benutzt, während die dauernden Niederlassungen sich in fruchtbarerer Gegend am Fuße der Plateaus und in günstiger Lage am rinnenden Wasser befunden haben. Mehrerer solcher Dörfer mögen eine gemeinsame Kult- und Zufluchtsstätte gehabt haben, in deren Nähe sich auch die Todtenäcker, namentlich der angesehenen Stammesmitglieder, befanden.

Dem Vorgange Arnold's folgend, welcher drei Perioden in der Siedelung der deutschen Stämme annimmt und jeder derselben bestimmte Ortsnamen-Endungen zuweist, untersucht der Verf. Mittel-Thüringen hinsichtlich dieser Endungen seiner Ortsnamen. Er findet, daß die der ersten Periode angehörenden Endungen auf aha, mar, loh und lar meist westlich der Unstrut und Gera, nur vereinzelt östlich derselben auftreten. In bedeutender Anzahl finden sich die Endungen der zweiten Periode, nämlich diejenigen auf leben, stedt, ingen, ungen, hofen, heim, hausen, bach, berg, feld, dorf und furt. Namentlich ist charakteristisch für einzelne derselben, wie leben, stedt, ingen, ungen, daß sie in mehr oder weniger großen Gruppen auftreten. Im Allgemeinen hängen die Niederlassungen der zweiten Periode mit den Wanderungen zusammen, welche in dieser Zeit erfolgten, und stellen die Wege derselben dar. In geringer Zahl finden sich die der dritten Siedelungsperiode angehörenden Endungen, namentlich die auf hagen, hein, wie die wendischen Ansiedelungen zukommenden auf ses, sis, sitz, winden, wenden und itz, welche nur zerstreut auftreten. Die stärkste Anzahl von Siedelungen findet sich in der zweiten Periode, während sich in der dritten ein Rückgang einstellt, veranlaßt durch das Aufblühen gewisser Ortschaften zu Städten und das Eingehen benachbarter Siedelungen.

Im Weiteren geht der Verf. auf die Bedingungen ein, welche in seinem Gebiete für die Siedelung günstig oder hinderlich sich erwiesen. Zu den letzteren ist vor Allem der geologische Bau des Thüringer Centralbeckens zu rechnen. Es wird eingehend nachgewiesen, wie so gut wie gänzlich die Gebiete des Muschelkalkes von der Besiedelung frei blieben, weil der Wassermangel dauernde Seßhaftigkeit verbot. Erst an den Grenzen zwischen Muschelkalk und Buntsandstein einerseits und namentlich dem unteren Keuper andererseits finden sich die Ortschaften zum Theil in beträchtlicher Anhäufung. Neben diesen finden sich jedoch auch sonst fruchtbar scheinende, namentlich Lößgebiete, frei oder arm an Ansiedelungen, wenn ebenfalls Quellenarmuth vorhanden ist, veranlaßt durch vorgelagerte Höhen, die jenen Gebieten den Regen entziehen. Wo der Muschelkalk fehlt, finden sich zahlreiche Ortschaften, die ältesten und größten aber in den fruchtbaren Flußniederungen, so am letzten Theile des Oberlaufes der Unstrut, im Gerathale ꝛc. Immer aber sind diese Ortschaften außerhalb des Inundationsgebietes der Flüsse auf hochgelegenen Punkten angelegt oder durch Dämme geschützt.

Auch die heidnischen Kult- und Opferstätten führten zur Gründung von Dörfern, indem auf oder nahe denselben in der christlichen Zeit Kapellen und Kirchen entstanden, um welche sich dann Ansiedler niederließen; namentlich ist dies bei den Orten der Fall, bei denen die Kirche mitten im Dorfe, nicht seitwärts sich befindet.

Endlich bespricht der Verf. noch den Einfluß der alten Heer- und Handelsstraßen auf die Besiedelung. Die alte Handelsstraße von Leipzig nach Frankfurt diente besonders dazu, an den Flußübergängen entweder neue Orte entstehen zu lassen oder schon vorhandene zu hoher Blüthe zu bringen; namentlich gilt dies von Erfurt. Von hier aus gingen dann weitere Straßen durch Thüringen; namentlich vereinigten sich in Erfurt alle Thüringerwaldstraßen. Hierbei diente auch Nahrungsreichthum, wie fischreiche Seen ꝛc. dazu, die Heerstraßen nach diesen Gegenden hinzulenken und die Leute hier rasten zu lassen, woraus sich dann dauernde Niederlassungen entwickelten.

Rasche Ausbreitung eines Schmetterlings.

Ueber einen wanderlustigen Schmetterling, der innerhalb der letzten dreißig oder vierzig Jahre sich von seiner ursprünglichen amerikanischen Heimath aus über mehr als die Hälfte der wärmeren Gegenden der Erdkugel ausgebreitet hat, berichtet James J. Walker in „The Entomologist's Monthly Magazine". Es handelt sich um den schönen Danais Archippus Fabr. (Anosia Plexippus L.). Seine Heimath auf dem amerikanischen Kontinente ist weit ausgedehnt, indem sie sich von den Hudsons-Bai-Ländern und Kanada bis zum Amazonenstrome und Bolivia, oder, wenn wir die von einigen Entomologen als besondere Art abgetrennte Form Erippus nur als eine geographische Rasse betrachten, bis an das Aestuarium des Rio de la Plata erstreckt. Jenner Weir erhielt ihn von Moose Fort, 50° 20′ nördl. Br., wo acht Monate hindurch der Boden mit Schnee bedeckt ist, und auch bei Esquimalt (Vancouver Islands), das unter derselben Breite liegt, soll er vorkommen. Er breitet sich also über beinahe 90° Breite aus. Fast überall in diesem weiten Gebiete scheint er gewöhnlich zu sein, und an vielen Stellen, besonders in den Vereinigten Staaten, ist er einer der häufigsten Schmetterlinge. Nach Dr. Riley ist die Luft oft mit ihnen bis zu einer Höhe von 300 bis 400 Fuß erfüllt. Diese ungeheuren Schwärme erscheinen gewöhnlich im Herbst und wenigstens einige von ihnen wandern, wie Riley angiebt, bei der Annäherung des Winters nach wärmeren Gegenden.

Wunderbar stetig und rasch hat sich nun dieser Schmetterling über die ganze Breite des Stillen Oceans und weit in den Malayischen Archipel hinein ausgedehnt. Auf den Sandwichs-Inseln, wo er von den älteren Reisenden nicht beobachtet wurde, ist er jetzt häufig und dauernd angesiedelt. Ein Missionar auf den Marquesas-Inseln, welcher dort vierzig Jahre gelebt hatte, erinnerte sich, daß er etwa im Jahre 1860 das erste Exemplar bemerkt hatte, während der Schmetterling jetzt dort einer der gewöhnlichsten ist. Sicher hätte eine so auffallende neue Form unter der sehr beschränkten Insektenfauna dieser Inseln nicht lange übersehen werden können. Auf den Gesellschaftsinseln (Tahiti und Eimeo) und der Cook- und Hervey-Gruppe (Mangaia, Rarotonga, Aitutáki und Atiú) sah Walker sowohl den Schmetterling wie seine Futterpflanze, Asclepias curassavica, in Menge, und letztere ist auf einigen Inseln eine wahre Pest für die Kultur. Das Insekt hat sogar die abgelegene kleine Insel Oparo oder Rãp-á fern im Süden erreicht; doch konnte es auf der Pitcairn-Insel nicht gefunden werden. Es kommt ferner vor auf den Samoa-, Freundschafts- und Fidschi-Inseln. Letztere sollen nach G. F. Mathew sein Hauptquartier in der gegenwärtigen Zeit bilden. Auch scheint es die nördliche Insel von Neuseeland und die Norfolkinsel erreicht zu haben. In Neu-Caledonien war es vor einigen Jahren häufig, ist aber jetzt selten, wahrscheinlich in Folge der Zerstörung fast aller Futterpflanzen durch die Larven. Von seinem Auftreten in Australien, und zwar in Queensland, hören wir zuerst 1870; jetzt scheint es sich durch alle wärmeren Theile dieser großen Insel und sogar bis Hobart Town unter 42° südl. Br. ausgebreitet zu haben. Auf den Neu-Hebriden, den Salomoninseln, Neu-Guinea scheint es sich fest angesiedelt zu haben und ist nicht selten. Semper hat es auf Celebes angetroffen und auch auf Java wurde es gefunden.

Gehen wir von der Ostküste Amerikas aus, so finden wir den Schmetterling durch das ganze Westindien verbreitet. Seit lange ist er auf den Bermudas angesiedelt und zwei Exemplare wurden 1864 auf Fayal und Flores gefangen. Die Azoren und Madeira scheint er nicht erreicht zu haben.

In England wurde das erste Exemplar 1876 gefangen, und zwar in Süd-Wales. Es hatte den gewöhnlichen nordamerikanischen Typus. 1877 wurde ein Exemplar in der Vendée gefunden; es ist dies der einzige Fall seines Vorkommens auf dem europäischen Continente. Im vergangenen Jahre wurden in England 12 Stück gefangen.

Welche Ursachen haben nun diese wunderbare Ausbreitung des Thieres bedingt? Weder das Insekt, noch die Nährpflanzen, schädliche und giftige Unkräuter, werden absichtlich eingeführt worden sein. Die Samen von Asclepias curassavica sind aber durch ihre Kleinheit und den leichten, baumwollartigen Flaum, der sie umhüllt, einer weiten Verbreitung angepaßt, und es ist sehr leicht möglich, daß sie durch den Handel zuerst und unbemerkt nach den Sandwichs-Inseln gelangten. Was den Schmetterling betrifft, so hat derselbe einen kräftigen, wenn auch schweren Flug und unternimmt weite Ausflüge. Während Walker's Aufenthalt in der Südsee waren stets, sobald man sich irgend einer Insel näherte, die kühnen Danais die ersten Ankömmlinge von dort. Wie die anderen Danaiden wird dies Insekt in allen seinen Verwandlungsformen von insektenfressenden Thieren und gewöhnlich auch von parasitischen Insekten verschmäht. Diese Umstände in Verbindung mit der Gewohnheit der Thierchen, sich in großen Schwärmen zu versammeln, begünstigen ihre weite Verbreitung und rasche Ansiedelung in einer neuen Heimath.

Daß Schmetterlinge und Motten weit über das Meer geweht werden können und dabei doch in verhältnißmäßig gutem Zustande bleiben, wird von mehreren Beobachtern berichtet. Man hat Schwärme auf dem Meere in einer Entfernung von 700, ja über 900 Miles vom nächsten Lande angetroffen. Es macht daher keine Schwierigkeiten, sich vorzustellen, daß einer der großen Wanderschwärme von Danais Archippus von der kalifornischen oder mexikanischen Küste auf das Meer hinaus geweht wurde und mit dem Nordost-Passat weiter wanderte. Die meisten kamen unterwegs um, aber einzelne mögen die Sandwichs-Inseln erreicht haben. Dies mag viele Male vor der Einführung einer geeigneten Futterpflanze geschehen sein, bei deren Abwesenheit eine Vermehrung der Schmetterlinge nicht möglich war; sobald sich aber Asclepias einfand, wurden die Thiere einheimisch. Die zerstreuten Inseln Fanning, Malden, Starbuck, Christmas-Islands und andere zwischen den Sandwichs-Inseln und denen des südlichen Stillen Oceans können als Stationen für das weitere Vorrücken gedient haben. Die Samen der Asclepias konnten auf diese Entfernungen vom Winde fortgeführt werden.

Im Atlantischen Ocean waren die Chancen für die Verbreitung weniger günstig in Folge des stürmischeren Charakters dieses Oceans und der weniger beständigen Winde. Doch muß man die Möglichkeit mit in Betracht ziehen, daß das Insekt unterwegs auf einigen der zahlreichen Schiffe ausruhen kann, welche beständig den Atlantischen Ocean durchkreuzen, ein Umstand, der nach Wallace die kleineren und schwächeren Vögel bei ihrem gelegentlichen Uebergange über diesen Ocean sehr wesentlich unterstützen dürfte.

In England fehlen zwar die Asclepiadeen; da aber nach Riley die Larve in Amerika zuweilen auf Apocynum, das der verwandten Familie der Apocyneen angehört, gefunden wird, und da in England zwei Pflanzen dieser Familie, nämlich Vinca major und minor (Singrün) vorkommen, so ist es möglich, daß die Schmetterlinge auch hier einheimisch werden, wenn sie nicht die Feuchtigkeit des Sommers daran hindert. Größere Chancen hat Südeuropa, wo sich neben dem wärmeren und trockeneren Klima auch eine wahrscheinlich geeignete Futterpflanze in Asclepias vincetoxicum vorfindet, eine Pflanze, deren Verbreitungsgebiet sich durch Mitteleuropa bis nach Dänemark erstreckt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das neueste Heft (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S." bietet als erste Abhandlung eine solche vom Oberlehrer Joh. Maenß über „Die Elbe bei Magdeburg." Unter Beifügung einer Karte zeigt der Verfasser an der Hand historischer Quellen, wie sich die Stromverhältnisse der Elbe bei Magdeburg seit etwa dem 10. Jahrhundert entwickelt haben. Namentlich weist er nach, daß der jetzige Hauptarm der Elbe über Dornburg und Schönebeck nach Salbke früher gar nicht vorhanden war, und daß die Hauptwassermasse früher östlicher wie jetzt durch den Plötzkyer Arm geflossen ist. Durch Natur und Kunst, letzteres namentlich durch Anlegung von Durchstichen, Schleusen und Wehren, wurde fast die gesammte Wassermasse zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in die heutige Stromelbe geleitet, während die Nebenarme dazu benutzt wurden, als Nothkanäle Ueberschwemmungsgefahren vorzubeugen. Hieran schließt der Verf. eine Diskussion der Pegelstände bei Magdeburg in dem Zeitraume von 1841 bis 1883. Während sich nach den Angaben in Berghaus' physikalischem Atlas bei der Erörterung der „hydro-historischen Uebersicht vom Zustande der Elbe" für die Jahre 1731 bis 1800 eine mittlere Pegelhöhe von 2,54 m, von 1800 bis 1840 eine solche von 1,94 m ergiebt, findet der Verf. für die Zeit von 1841 bis 1883 eine mittlere Pegelhöhe von 1,80 m. Es findet sich also auch bei der Elbe die Erfahrung bestätigt, daß das mittlere Niveau des Wasserspiegels abnimmt, die durchfließende Wassermenge also geringer wird. Unter Zugrundelegung einer mittleren Pegelhöhe von 1,94 m und einer Geschwindigkeit des Stromes von 1,040 m bei einem Gefälle von 0,000 288 m findet sich als mittlere in einer Sekunde bei Magdeburg vorüberfließende Wassermasse 467 cbm. Bei Hochwasser erhöht sich die Geschwindigkeit auf 1,41 m und die Wassermasse auf 4900 cbm pro Sekunde. Unter Berücksichtigung der Niederschläge im Stromgebiete der Elbe oberhalb Magdeburg ergiebt sich, daß nur 32 Proc. allen Niederschlages bei Magdeburg vorüberfließt. Endlich kommt der Verf. noch auf die Eisverhältnisse bei Magdeburg zu sprechen und findet, daß die Elbe hier 48 Eistage pro Jahr im Mittel von 54 Jahren gehabt hat, wovon 23½ Tage auf Eisstand, die übrigen auf Eisgang entfallen. Am meisten fand der Eisstand natürlich im Januar statt, darauf folgen Februar, December, März. Durch Beifügung graphischer Darstellungen der Pegelstands-, wie Eisverhältnisse werden die letzteren besonders eindrucksvoll.

— Ein herrliches Stück der Schweiz, „Glarnerland und Walensee" schildert Pfarrer Ernst Buß in eingehender Weise den wanderlustigen Touristen in Nr. 96 bis 98 der Europäischen Wanderbilder (Zürich, Orell Füßli u. Co.), welche 57 prächtige Illustrationen von J. Weber und zwei saubere Karten schmücken. Es ist das ein Land, das eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit hochalpiner Scenerien, Gletscher, Seen, Hochgipfel, Thalflächen mit vorzüglichen Bade- und Kuranstalten, leichte Verkehrsmittel mit gesundem, angenehmem Klima und Comfort verbindet, eine

hochentwickelte Industrie, merkwürdige Staatseinrichtungen, eine interessante Geschichte besitzt und namentlich auf Geologen seine Anziehungskraft ausübt. An der Linth und ihren Zuflüssen liegen über 70 Fabriken; nur drei Gemeinden des Kantons sind ohne eine solche und gegen 19 000 Menschen, mehr als die Hälfte der Bevölkerung, darunter 8400 Arbeiter, ein höherer Procentsatz als in irgend einem anderen Lande der Erde, England nicht ausgenommen, nähren sich von der Industrie, und namentlich von der Herstellung der im Orient getragenen rothen Kappen, Turbane und schleierartigen Kopftücher. — Glarus ist, wie ein geologischer Anhang aus Prof. Heim's Feder ausführt, ein dicht gefaltetes und völlig zerknittertes Stück Erdrinde; könnte man die Schichten wieder ausglätten, so würde man die ungefähr dreifache Grundfläche erhalten. Vielfach zeigt sich verkehrte Lagerung der Schichten, deren älteste zu oberst liegen; es ist diese sogenannte Glarnerdoppelfalte die großartigste Lagerungsstörung, welche bisher in einem Gebirge aufgefunden worden ist. Auf das Deutlichste tritt hier ferner zu Tage, daß die Thäler vorwiegend durch Ausspülung entstanden sind; sie durchschneiden hier die Ketten und Schichten quer. — Das Büchlein, wie die ganze Sammlung sei Schweizerreisenden bestens empfohlen.

— Sardinien besitzt nach den neuesten Zusammenstellungen 1780 Arten Phanerogamen, von denen 47 ihm eigenthümlich sind; 38 Arten kommen nur auf Sardinien und Korsika vor, während die letztere Insel 58 endemische Arten zählt, so daß beide Inseln zusammen 143 eigenthümliche Arten haben. Diese Zahl ist verhältnißmäßig sehr hoch und ein Beweis für ihre frühe Abtrennung vom Festlande.

— Im letzten Hefte (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S." bespricht Prof. Dr. K. v. Fritsch „Carl Ritter's Zeichnungen des Lophiskos auf der Nea Kaimeni, Santorin." Die Zeichnungen, welche sich in meisterhafter Ausführung nachgebildet finden, stellen jenen weißen Bimssteinhügel auf Santorin dar, über dessen Entstehung so viel geschrieben und gestritten worden ist. Er entstand bei den Lavaausbrüchen von 1707 bis 1711 und verschwand wiederum am 10. Februar 1866 bei einem erneuten Lavaerguss. v. Fritsch wendet sich namentlich gegen die Ansicht Fouqué's, nach welcher die Bimssteintuffe der „Weißen Insel" gleichzeitiger Entstehung mit dem oberen Bimssteintuffe der Gehänge von Thera und Therasia sein sollen. Diese Ansicht steht in direktem Einklange mit Fouqué's weiterer bezüglich der Entstehung des Golfes von Santorin durch Einsturz. Beide Ansichten bekämpft aber v. Fritsch, indem er zunächst Fouqué's Gründe widerlegt und dann seine Meinung dahin ausspricht, daß jener Golf durch Explosion, nicht durch Einsturz entstanden, und hiernach die Bildung des Lophiskos als eines jener Beispiele beträchtlicher Hebung einer Scholle älteren Gesteins durch eingezwängte Lava anzusehen sei.

Asien.

— Von einem der künstlerisch wie wissenschaftlich hervorragendsten Prachtwerke, von „Palästina in Bild und Wort" (Deutsche Verlagsanstalt, vormals Eduard Hallberger, Stuttgart und Leipzig), zu dessen Abfassung sich Prof. Guthe, der gelehrte Herausgeber der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins und Kenner des Heiligen Landes, mit dem berühmten Aegyptologen Georg Ebers verbunden hat, erscheint jetzt eine zweite wohlfeile Ausgabe (84 Lieferungen zu 50 Pfg. oder zwei Bände von 252 Foliobogen Text mit über 500 Holzschnitten, zwei Stahlstichen, zwei Karten und einem Plane von Jerusalem), welche das treffliche Werk weiteren Kreisen zugänglich machen soll. Referent, der selbst Palästina bereist hat, kann auch seinerseits die allgemein anerkannte Treue und Vorzüglichkeit der Abbildungen bezeugen; daß es die Herausgeber an wissenschaftlicher Gediegenheit nicht fehlen lassen werden, dafür bürgt ihr Name: Guthe steht unter den deutschen Palästinaforschern obenan, und Ebers ist allbekannt. — Die vorliegenden fünf ersten Lieferungen des schönen Buches beginnen mit der eingehenden Beschreibung Jerusalems, auf dessen Boden Guthe selbst Ausgrabungen veranstaltet hat, und in dessen schwieriger Topographie er bewandert ist, wie Wenige.

— Von den 36 im Jordangebiete beobachteten Fischarten sind bekanntlich 16 demselben eigenthümlich, zehn finden sich auch sonst in Syrien, sieben im südwestlichen Asien, zwei im Nil (Chromis niloticus und Clarias macracanthus), und nur einer auch im Mittelmeere (Blemmis lupulus). — Hull machte in einem Vortrage vor der Association for the Advancement of Science darauf aufmerksam, daß die vielen eigenthümlichen Arten allem Anscheine nach direkte Nachkommen der Bewohner des Eocänmeeres sind, die sich nur hier erhalten haben, denn die Abtrennung des Meeres, dessen Ueberreste der See von Genezareth und das Todte Meer darstellen, erfolgte am Beginne der miocänen Periode, und seitdem hat keine Verbindung dieses Binnenbeckens mit irgend einem Meere mehr stattgefunden.

Afrika.

— Frankreich hat die ganze Gruppe der Comoren in Besitz genommen; der betreffende Vertrag wurde am 21. April d. J. in Johanna, der Hafenstadt auf der Nordwestküste der gleichnamigen Insel, unterzeichnet. Dagegen behauptet die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, frühere Ansprüche auf die Inselgruppe zu besitzen.

— Janssen, der Generaladministrator des Congo-Staates, hat seinen „Regierungssitz" von Vivi flußabwärts nach Boma verlegt. Es giebt wohl keine Residenz auf Erden, welche so excentrisch liegt wie diese: etwa 100 km im Norden von ihr beginnt französisches Gebiet, etwa ebenso weit im Wasser fluthet der Ocean, nach Süden liegt unmittelbar jenseits des Congo portugiesischer Besitz, während die Grenzen des Staates im Osten 1800, im Südosten fast 2000 und im Nordosten gar 2200 km entfernt sind. Nur Peking besitzt, was die Nähe des Weltmeeres betrifft, eine ähnliche Lage.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXIV. (Mit fünf Abbildungen.) — Waßmer und Joest: Ethnographisches aus Seram. — Dr. O. Heyfelder: Die Transkaspische Eisenbahn. — Kürzere Mittheilungen: Zur Ansiedelungskunde von Mittel-Thüringen. — Rasche Ausbreitung eines Schmetterlings. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 21. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXV. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Auch der Besuch des Imamzade Abdullah Baum verlief nicht befriedigender; das Gebäude wird von einer blauen, durch eine mit bunter Mosaik geschmückte Trommel getragenen Kuppel abgeschlossen; das Ganze würde einen recht hübschen Eindruck machen, wenn es sich nur nicht in einem so schlechten Zustande befände. Ein Theil der bemalten Ziegel ist jetzt durch grünliches Moos und Flechten ersetzt, und anstatt des halben Mondes, welcher das Bauwerk krönte, sieht man ein Storchnest, mit dessen Reparatur die Bewohner gerade beschäftigt waren. Auch auf diese Thiere schien der Haß gegen die Franken übergegangen zu sein; bei deren Annäherung erhoben sie sich klappernd in die Luft und enteilten mit schnellem Flügelschlage.

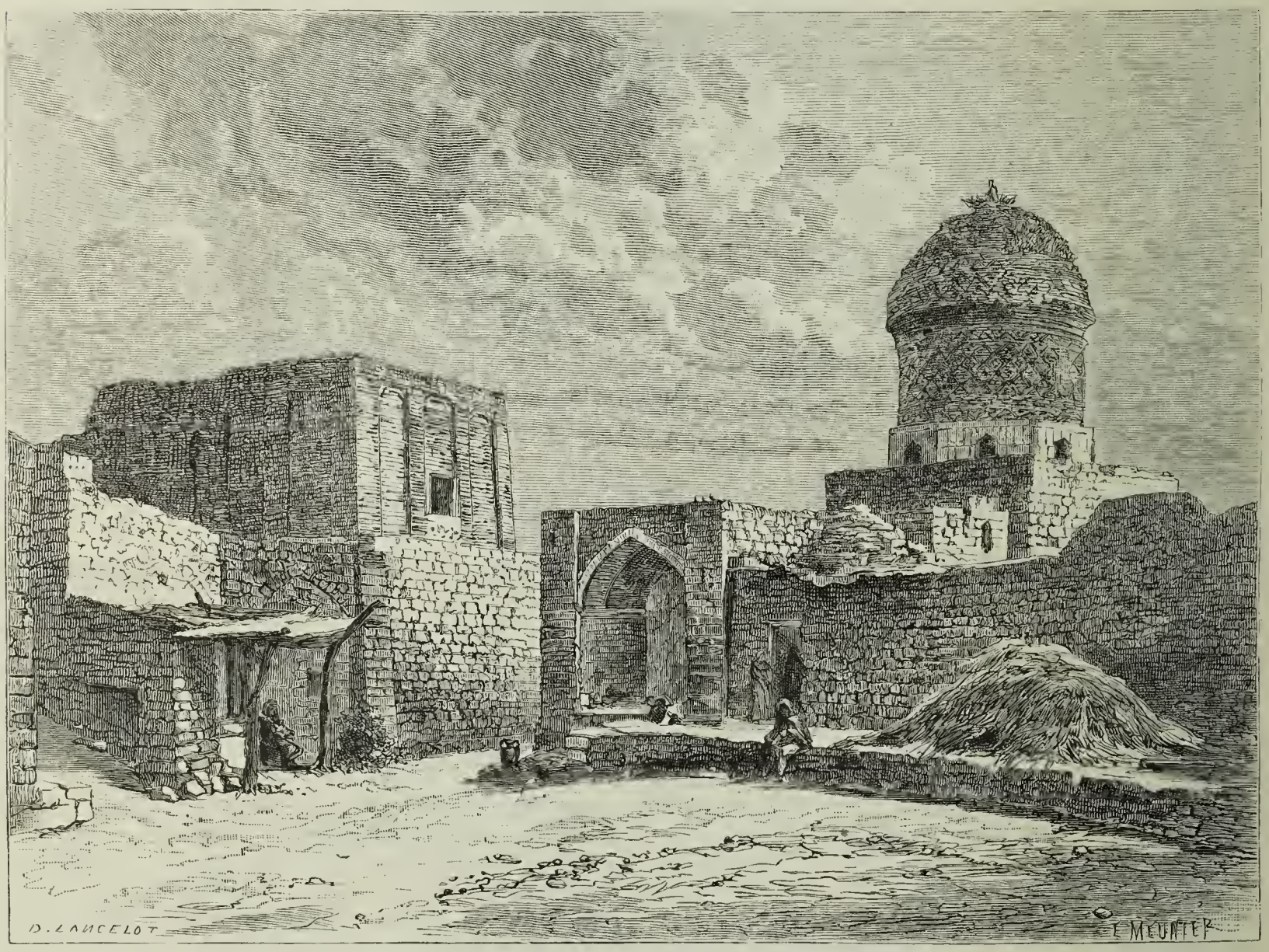
Unsere Reisenden fühlten sich unbefriedigt, sie bereiteten sich zur Abreise vor. Wohl erzählte man ihnen von bedeutenden Grabhügeln in der Umgegend von Schuster, alten Befestigungen, die einige Tagereisen entfernt im Gebirge lägen, alten verlassenen Städten, ja von einem zweiten Grabe des Daniel, doch alle diese verlockenden Aussichten waren nicht im Stande, sie zu längerem Bleiben zu veranlassen. Die anhaltenden Regengüsse machten es unmöglich, in diese unbewohnten Gegenden einzudringen, die Wirkungen des Fiebers wurden in unangenehmster Weise fühlbar und nur die Hoffnung, bald am Ende aller Mühseligkeiten angekommen zu sein, verlieh den Reisenden Kraft, um den Abgang eines französischen Schiffes, welches den Hafen von Bassorah gegen Ende des Monats verlassen sollte, geduldig zu erwarten.

Am 22. Januar verließen sie Schuster und nahmen ihren Weg über die Brücke Laschgiar, die als Wehr dient und dem Bewässerungssysteme, welches die Sassaniden entworfen und ausgeführt haben, die Krone aufsetzt. Den ganzen Tag lang führte der Weg durch eine grüne Ebene; gegen Abend wußten die Reisenden noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten, als ihnen Rauchsäulen die Nähe einer Niederlassung verriethen. Wüthendes Hundegebell empfing sie und begleitete sie in das Zelt des Scheichs, wo sie zwischen Kühen, Lämmern und Hühnern ein Plätzchen am Feuer fanden; die Soldaten der Escorte, welche ihren Eifer für das Wohlbefinden der ihrem Schutze befohlenen Fremden beweisen wollten, gewiß aber auch ihr eigenes Interesse im Auge hatten, drangen bei dem Gastherrn auf das Hergeben eines Hammels; letzterer schützte seine Armuth vor, bot sich aber an, ein hübsches Lamm zu schlachten, was ja schließlich auch für ein Mahl für sechs Personen genug sei. Die Soldaten stimmten endlich dem Vorschlage bei und der Scheich entfernte sich, um seine Befehle zu geben. Nach einer halben Stunde kam er zurück und wendete sich direkt an seine Gäste. „Herr", sagte er, „deine Begleiter wollen, daß ich ein Lamm für dich schlachte; erlasse mir das, mein Stamm ist so arm." Als man ihm Bezahlung für das Lamm anbot, gerieth er in Furcht, der Schahzade könne das erfahren, erklärte sich aber zur Hergabe eines Huhnes bereit; leider aber suchte man das Huhn noch um 11 Uhr Abends und die Reisenden erhielten schließlich nichts als ein wenig saure Milch.

Mit dem anbrechenden Tage wurden sie durch das Geräusch der Bildars (Besitzer eines Spatens) geweckt, welche sich auf den Weg machten, um Wasserleitungen in den Kornfeldern zu graben. Daneben von der Sonne gebräunte Frauen von schönen Formen und guter Haltung, welche einen an drei Stangen aufgehängten Schlauch lebhaft hin und her bewegen und so den Rahm von dem Duch (Molken) trennen; einige Reiter steigen zu Pferde und reiten zur Jagd oder auf Raubzüge, während die Alten die Pfeife anzünden, schweigend im Kreise Platz nehmen und das Lager bewachen. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, der mit den rhachitischen Bewohnern von Dizful und Schuster nichts gemein hat.

Der zweite Marschtag führte unsere Reisenden durch tief liegendes Land, welches ganz in Morast verwandelt war. Wasser unten, Nebel oben; nur das Geräusch, welches die Hufe im Schlamme machten, unterbrach die Stille. Die Aussicht, ohne Obdach die Nacht im Morast zubringen zu müssen, war nicht sehr tröstlich, und man kann sich die Freude denken, als ein nicht sehr entferntes Hundegebell die Nähe eines Lagerplatzes verrieth, wo man bei einer halbnomadischen Bevölkerung ein Nachtlager fand.

Von diesem Lager bis nach Weïs ist der Weg von Ruinen aus der Zeit der Sassaniden eingefaßt; weithin bedecken die Trümmer der von Bruchsteinen aufgeführten Bauten den Boden. Theilweise gehörten sie kleinen Palästen



Imamzade Abdullah Bann.

oder großen Wohnhäusern, theilweise den Bewässerungsanlagen an. Weïs ist seit Schuster der erste bedeutende Ort; es treibt gewinnreichen Handel mit Mohammerah. Die ziemlich gut gebauten Häuser, die zahlreichen Heerden von Schafen und Kühen, die Schwärme von Booten, welche Getreide auf dem Karun befördern, verrathen den Wohlstand der Bewohner. Die Ankunft unserer Reisenden fand an einem Festtage statt; man feierte die Hochzeit des ältesten Sohnes des Ket Choda (Ortsvorstehers).

Die fremden Gäste wurden freundlich zur Theilnahme eingeladen und erhielten ihren Antheil an den Genüssen des Tages. Sie bekamen Schirin (Zuckerwerk), welches ihnen in feierlichem Aufzuge dargebracht wurde; ein junger Tänzer, ein reizender Knabe, den man in seinen wallenden Gewändern, mit seinen langen Locken, seinem Schmucke und seiner schmachtenden Haltung eher für ein Mädchen hätte halten sollen, kam, sie durch seine Kunst zu erfreuen. Seine Bewegungen wurden von dem kreischenden Tone einer einsaitigen Violine begleitet; bald aber mußte er neuen Künstlern den Platz räumen. Ein Derwisch von Fars erschien mit zwei großen grauen Affen, welche die tollsten Sprünge machten. Dieses Schauspiel gab den Dorfbewohnern einen willkommenen Vorwand, sich einzudrängen, um die Fremden anzustaunen.

Der vierte und letzte Marschtag brachte die Reisenden nach Awas, einem aus 20 bis 30 verfallenen Hütten bestehenden Dorfe, welches sich an einer Stelle befindet, wo zur Zeit der Sassaniden eine mächtige Stadt stand. Es war nun nicht mehr möglich, die Reise nach Süden weiter zu Pferde zurück zu legen, da Alles überschwemmt war;

man mußte ein Schiff miethen. Auch in Awas findet man die Erinnerungen an eine große Vergangenheit; es liegt an einem alten Damme, welcher bestimmt war, die Gewässer des Karun und des Ab Dizful, die sich bei Bend Achil vereinigen, aufzustauen. Der Damm, der schräg zur Flußachse angelegt ist, hat wohl 1 km Länge; die größeren Kanäle, welche oberhalb desselben sich abzweigen, haben theilweise eine Breite von 100 m, und man kann sich jetzt noch bei ihrem Anblicke eine Vorstellung von den ungeheuren Wassermassen machen, welche sie zur Befruchtung des südöstlichen Theiles der Ebene von Susa herbeiführten. Noch ein zweites Denkmal der Vergangenheit findet sich in der Nähe; nachdem man die früheren in Hügel verwandelten Befestigungsanlagen überschritten hat, dreht der Weg scharf nach Osten und man kommt an einer Kalkwand vorbei, die sich mit den Bergen der Bachtiaren vereinigt. Der ganze Felsen ist von Grabhöhlen zu ein oder zwei Plätzen ausgearbeitet; dieselben waren einst mit Steinplatten bedeckt, wie die Falze, welche sie aufzunehmen bestimmt waren, bezeugen; aber die Platten selbst sind verschwunden; man hat sie weggenommen, um Häuser zu bauen oder die Gräber auf dem Begräbnißplatze der Muselmänner, der sich am Fuße der alten Begräbnißstätte hinzieht, damit zu bedecken. Keine Inschrift, kein Zeichen giebt den geringsten Anhalt über die Zeit, in welcher diese Gräber angelegt sind. Viele irdene Scherben bedecken den Boden, sie rühren von Töpfen her, die aus den Gräbern weggenommen wurden, und die Bauern versichern, daß in der Regenzeit das Wasser dem

Laschgiar-Brücke in Schuster.

Flusse goldene Zierrathen, beschriebene Steine und Münzen mit dem Bilde Schapur's zuführt.

Jetzt hat Awas kaum 200 arme Einwohner, die durch einen sehr bösen Scheich hart gedrückt werden. Den Reisenden gegenüber bewies sich dieser kleine Tyrann sehr gewaltthätig. Er hatte sofort begriffen, welche Vortheile er aus ihrer Lage ziehen konnte, und anstatt ihnen behilflich zu sein, ein Boot für die Reise auf dem Karun zu finden, erklärte er, er wolle selbst für Transportmittel sorgen und verbot allen Schiffern, mit ihnen direkt zu unterhandeln. Drei Tage dauerte der Kampf wegen des Miethpreises, den er drei- bis viermal über seinen Werth stellte; als er seinen Zweck nicht schnell genug erreichen konnte, nahm er den Hunger zu Hilfe und verbot den Dorfbewohnern bei Strafe von Stockschlägen, den Franken irgend welche Lebensmittel zu liefern und zwang Letztere, ihm seine mageren Hühner und verdorbenen Eier abzukaufen. Doch wenn die Noth am größten, ist die Rettung am nächsten. Ganz unerwartet erschien der Scheich in dem den Fremden zum Aufenthaltsorte angewiesenen Stalle und verkündete ihnen die Freudenbotschaft, daß ein Belem (Boot aus leichtem, mit Erdpech überzogenem Holze) für sie bereit liege, daß die Schiffer um niedrigen Lohn gedungen seien und der Abreise nichts im Wege stehe. Die Nachricht schien unglaublich. Eine Stunde später aber hatten sich Herr und Madame Dieulafoy in einem sehr kleinen Boote eingeschifft und zwei Fährleute mit ihren löffelförmigen Rudern nahmen im Vorder- und Hintertheile Platz; Bewegungen mußten

Bildar (Erdarbeiter).

nach Möglichkeit vermieden werden, um das Boot vor dem Kentern zu bewahren, und so ließ das Schiffchen, dem vollen Strome überlassen, Awas und seinen bösen Scheich bald hinter sich zurück.

Ebenso neugierig wie seine Herrschaft, befragte einer der Diener Dieulafoy's die Schiffer nach der Ursache des plötzlichen Umschwunges, welcher in dem Benehmen des Scheichs stattgefunden hatte; sie war bald bekannt. Vor Tagesanbruch war ein Kourier angekommen mit der Nachricht von der baldigen Ankunft eines Generals, der sich an Bord eines Dampfers nach Schuster begeben wollte, um im Auftrage des Prinzen Zelle Sultan eine wichtige Angelegenheit mit dem Statthalter von Susiane in Ordnung zu bringen. Dadurch war der Dorftyrann in Schrecken gesetzt worden und er beschloß, sich seiner Gefangenen möglichst schnell zu entledigen, um ihnen so die Möglichkeit, sich zu beklagen, abzuschneiden. Die Reise war traurig genug; am Morgen nach der Abfahrt hielt das Belem einige Stunden an einem Lagerplatze, wo man ein wenig Brot und saure Milch bekam und, nachdem sich Passagiere und Fährleute etwas erquickt hatten, wurde die Reise fortgesetzt. Gegen Mitternacht wurde der Wind so heftig, daß man wieder anlegen mußte. Plötzlich fragten die Bootsleute flüsternd, ob die Waffen geladen seien. Der Regen hatte aufgehört, der Wind die schwarzen Wolken aus einander getrieben, der Mond erleuchtete den Fluß und gestattete einen ungeheuren

Bereitung des Duch (Molke).

Löwen mit voller Mähne zu unterscheiden, der wie ein Schatten im Schattenspiele vom hellen Hintergrunde sich abhob. Er bewegte sich ruhig auf dem Flußufer und schien keine Neigung zu besitzen, wenn er überhaupt das Boot bemerkt hatte, einen Angriff auf die darin befindlichen Personen zu machen; die Fährleute fürchteten, der Löwe könne, selbst wenn er tödtlich verletzt werde, mit einem Sprunge das Boot erreichen, schnitten darum die Stricke durch, mit welchen das Fahrzeug am Ufer festgemacht war, und überließen dasselbe dem Strome.

Um Mitternacht kamen die Reisenden in Mohammerah an, wo sie ein neues Boot mietheten, um am nächsten Tage die Reise in der Richtung nach Basra fortzusetzen; dieselbe dauerte nicht lange mehr; an der Mündung des Karun angekommen, erblickte man auf dem Tigris ein hübsches Schiff, welches am Heck die französische Flagge führte; es war die „Escombrera", auf welche man für die Weiterfahrt gerechnet hatte. Wenn es nicht glückte, dies Schiff zu erreichen, mußte man einen vollen Monat auf eine neue Gelegenheit warten. Ein Augenblick der höchsten Spannung trat ein; die Tricolore war schon an der Mündung des Karun vorbeipassirt, da verlangsamte das Schiff plötzlich seine Fahrt. Die Schiffer, durch die Aussicht auf ein hohes Trinkgeld angespornt, ruderten aus allen Kräften; das Boot näherte sich und nach wenigen Augenblicken befand sich Herr und Mme. Dieulafoy an Bord der „Escombrera"; der letzte Augenblick der Angst war dadurch veranlaßt

worden, daß bei dem Versuche der „Escombrera“, vor Mohammerah zu ankern, wo Ladung eingenommen werden sollte, die Ankerkette brach und das Schiff von dem Strome mitgerissen wurde; erst der Gebrauch eines zweiten Ankers machte es möglich, etwa eine halbe Meile von der Mündung des Karun beizulegen.

Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis.

Auf dem Anthropologenkongresse zu Trier (1883) legte der Verfasser einen auf der Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen gefundenen Eisenbarren vor [1]). Dieser Eisenbarren besteht aus gutem Schmiedeeisen und hat, wie die übrigen bisher vom Mittelrheingebiete bekannten, die Gestalt einer nach beiden Enden zugespitzten Doppelpyramide und ein Gewicht von rund 6 kg. Die schwarzglänzenden, dünnen, auf der Drehscheibe hergestellten Gefäßreste, mit denen dieser Eisenbarren sich vorfand, sind charakteristisch für die la Tène-Zeit, in welcher eine starke, prähistorische Niederlassung auf der Limburg und der gegenüberliegenden Ringmauer existirt hat [2]).

Die Zahl dieser gleichförmigen Eisenluppen ist nun durch einen neuen Fund vom Jahre 1885 um zwei vermehrt worden. Am mittleren Hartgebirge erhebt sich hinter Deidesheim in dessen besten Weinlagen, unweit des Reiterpfades, einer Römerstraße, der Wallberg. Am Fuße desselben stießen im Herbst 1885 Arbeiter des Gutsbesitzers H. Eckel auf zwei stark verrostete Eisenbarren und zwar in einer Tiefe von gut fünf Fuß. Dieselben besitzen dieselbe zugespitzte Form (vergl. Fig. 1), nur hat der zweite Barren seine Spitzen durch Rost und Beschädigung beim Ausgraben verloren. Die Länge des vollständigen Barren beträgt 40 cm, die des lädirten 31 cm; die Seiten des Rechtecks, welches den Durchschnitt an der dicksten Stelle bildet, messen 6 und 4 cm, folglich der Umfang 20 cm. Das Gewicht des vollständigen Barren beträgt $2^7/_8$ kg. In unmittelbarer Nähe dieser zwei Eisenluppen lagen dicke, rohe, ungebrannte Scherben von derselben Qualität, wie solche sich zahlreich auf der Dürkheimer Ringmauer und in Hügelgräbern der la Tène-Zeit vorfinden [3]).

Die Zahl der vom Mittelrheinlande bekannten Eisenbarren steigt mit diesem neuen Funde auf 42 Stück [4]). Die Fundplätze vertheilen sich in der Pfalz und Rheinhessen folgendermaßen:

1.	Monzernheim in Rheinhessen bei Alzey . . .	26	Stück
2.	Mainz auf dem Käfrich	2	„
3.	Bockenheim	1	„
4.	Studernheim bei Mannheim	1	„
5.	Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Sachen	1	„
6.	Wachenheim bei Dürkheim	1	„
7.	Forst bei Dürkheim	3	„
8.	Deidesheim bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen	2	„
9.	Heidelberg mit römischen Funden	2	„
10.	Ramstein bei Landstuhl	2	„
11.	Ebernburg auf römischem Pflaster	1	„
	Summa	42	Stück

Nur bei vier Funden ermöglichen Beigaben eine chronologische Fixirung: mit den Limburger und Deidesheimer Barren waren la Tène-Sachen vergesellschaftet, bei den Barren von Heidelberg und Ebernburg sind römische Beigaben nachgewiesen.

Als archäologischer Schluß aus diesen Thatsachen ist der anzusehen: Diese Eisenbarren wurden sowohl in der la Tène-Zeit wie in der römischen Periode in gleicher Weise von einheimischer Montanindustrie im Mittelrheingebiete hergestellt.

Aus dem vom Verfasser geführten Nachweise jedoch, daß zu Ramsen und Eisenberg an der Eis zur vorrömischen und römischen Epoche eine starke Eisenindustrie bestand, bei der mit vorgefundenen sogenannten Rennöfen gerade solche in Rede stehende Eisenbarren massenhaft hergestellt wurden [1]), ergiebt sich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß diese mittelrheinischen Eisenbarren sammt und sonders — vielleicht mit Ausnahme der Mainzer 2 Stück — zu Eisenberg-Ramsen, dem Rufiana des Ptolemäus, ihren Ursprung haben. Wie das Kärtchen (Fig. 2) beweist, liegen die Fundstellen nach N, O, SO, W und NW peripherisch um Eisenberg herum. Dort, wohin die von der Natur gezeichneten Verkehrsstraßen, die Flüsse Eis, Isenach, Pfrimm, Alsenz, Glan weisen, liegen durchgehends auch die Fundstellen unserer Barren, besonders draußen am Rande des Gebirges und in der reichen Ebene. Dort aber, wo die Wildniß des Mont Vosagus im Süden das Pfälzerland überlagert, sind auch keine Fundstellen bekannt geworden. Ein Blick auf die Karte und den Mittelpunkt, in dem an der Eis die zahlreichen Schlackenhalden und Schmelzöfen aus der la Tène-Zeit und der Periode der Römerokkupation lagern, genügt, um den Ursprungsort der meisten mittelrheinischen Eisenbarren vor Augen zu stellen.

Auf der Trierer Anthropologenversammlung habe ich ferner den Beweis dafür anzutreten versucht, daß die von Julius Cäsar (de bell. gall. V, 12, 4) bei den Britanniern erwähnten „taleae ferreae ad certum pondus examinatae“ identisch sind mit den mittelrheinischen Eisenbarren. Cäsar selbst beweist ja die Identität der britischen und gallischen Nationalität, ebenso führt er Zeugnisse für den alten Verkehr zwischen Albion und dem nördlichen Festlande Europas an [2]). Auch das Eisengeld der Lacedämonier dürfte hierher zu rechnen sein. Daß Victor Place im assyrischen Palaste zu Ninive zahlreiche Eisenbarren von derselben Form, nur mit einem Loche zum Aufhängen versehen, auffand [3]), diese Thatsache beweist

[1]) Vergl. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1883, S. 147 bis 151.
[2]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VII. Abth., S. 7 bis 13.
[3]) Vergl. Mehlis, „Studien“, II. Abth., Taf. II. u. III.
[4]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abth., S. 10.

[1]) Vergl. Mehlis, „Studien“, VI. Abth., und Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie ꝛc., 1884, S. 207 bis 208. Außerdem Gurlt: „Bonner Jahrbücher“, Heft 79, S. 241, und L. Beck: „Geschichte des Eisens“, I. Abth., S. 733.
[2]) Vergl. Caesar: de bell. gall. V, 12 bis 14, VI, 13, 11 und Tacitus, Agricola 11.
[3]) Vergl. L. Beck, a. a. O. S. 133 bis 138 mit Abbildung der Barren, S. 135 und unsere dritte Abbildung.

das hohe Alter dieser Schmiedeform und die Abhängigkeit der westeuropäischen Metallurgie von asiatischen Kulturströmungen.

Aber diese Eisenbarren, welche nach einem bestimmten Gewichte geschmiedet und pro nummo, d. h. als Tauscheinheit galten, hatten auch bestimmte Unterabtheilungen.

Schon dem Fachmanne L. Beck ist das in bestimmten Grenzen normirte Gewicht der Monzernheimer Barren aufgefallen; das Durchschnittsgewicht derselben beträgt 5 kg. Vergleichen wir nun Barren, welche demselben archäologischen Kreise, nämlich der la Tène-Periode angehören, die von Limburg und Deidesheim, so wiegt der Limburger

Fig. 1.

Eisenluppe von Deidesheim. (1/5 der natürlichen Größe.)

Barren $5^3/_4$ kg und der Deidesheimer $2^7/_8$ kg, d. i. genau die Hälfte von jenem. Dasselbe Verhältniß besteht zwischen den Barren von Studernheim und denen von Wachenheim und Forst. Kurz, wir stoßen auf zwei Arten von Barren, Vollbarren, welche rund 6 kg wiegen — natürlich muß der Gewichtsverlust durch Oxydation und Abbruch der spitzen Enden in Rücksicht gezogen werden — und Halbbarren von rund 3 kg Gewicht. Nach unserer Besichtigung gehören zu den Vollbarren die meisten Stücke von Monzernheim, die 2 von Ramstein, die Mainzer, zu den Halbbarren die Stücke von Forst, Deidesheim, Wachenheim, sowie einige von Monzernheim.

Die Notiz des Cäsar, daß die taleae ferreae der Britannier nach einem bestimmten Gewichte ausgeprägt seien, erhält durch diese Verhältnisse ihre volle Bestätigung. Nur unter solchen Verhältnissen konnten diese Barren auch als Zahlungsmittel = pro nummo dienen.

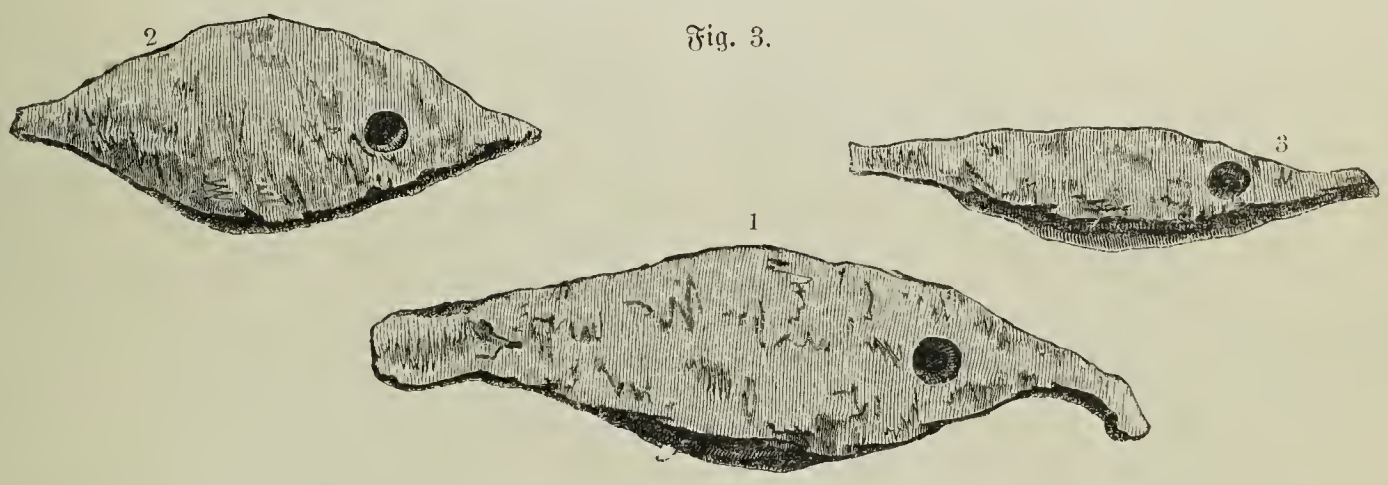
Vergleicht man ferner die bei L. Beck a. a. O. S. 135, Fig. 31 und hier als Fig. 3 aufgezeichneten, gelochten Barren Nr. 1, 2, 3, so fällt bei ihrem Anblicke sofort in die Augen, daß

Fig. 2.

Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrhein.

zwischen 1, 2 und andererseits 3 ein ähnliches Verhältniß obwaltet, wie zwischen den Barren von Limburg (= 1, 2) und Deidesheim (= 3). Nr. 1 und 2 sind Vollbarren, Nr. 3 Halbbarren; dem Gewichte nach möchten wir die Vollbarren auf nicht unter 6 kg schätzen, die Halbbarren auf etwa die Hälfte. Auch die von Place angegebene Länge von 32 bis 48 cm, sowie die Dicke in der Mitte 7 bis

Fig. 3.



Altassyrische Eisenluppen aus Khorsabad. (Aus L. Beck's „Geschichte des Eisens". I. Abth., S. 135.)

14 cm stimmt mit den mittelrheinischen Barren überein (40 bis 50 cm). Nach Beck's Annahme rühren diese vor der letzten Zerstörung von Ninive (605 v. Chr.) in diesem Magazine angesammelten Eisenbarren zumeist von Tributzahlungen der Chalyber, Moscher und Tibarener im nördlichen Armenien her [1]). Der Engländer W. Hamilton hat nun 1837 den Nachkommen der eisenkundigen Chalyber, welche zum griechischen Namen des Stahles (χάλυψ) zu Pathen standen und deren Land schon Aeschylos „das Mutterland des Eisens" [2]) nennt, einen Besuch gemacht. Das Erz wird von diesen Schmieden in einer gemeinsamen Schmelze gewonnen und in Luppen ausgeschmiedet, von denen jede 6 Oken oder $13^1/_2$ Pfund wiegt. Der Schmelzofen scheint danach den einfachen Rennöfen der Römerzeit und des Frühmittelalters ähnlich konstruirt zu sein. Höchst auffallend ist aber das Gewichtsverhältniß, in welchem diese Barren der Chalyber zu denen von Khorsabad und dem Mittelrheinlande stehen. Sie kommen nach Abzug des Abnutzungsgewichtes und des Oxydationsprocesses dem Durchschnittsgewichte der rheinischen Barren von 6 kg so nahe, daß hierin an keinen Zufall zu denken sein wird. Nach Aeschylos, Xenophon, Strabo [1]), Aristoteles galt der Stamm der Chalyber als der Eisenstamm κατ' ἐξοχήν; das ganze Volk lebte von der Eisenbereitung; nach des Aristoteles' genauem Wortlaute verstanden sie die Kunst,

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263 bis 268.
[2]) Prometheus, Vers 302.

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263 bis 264.

vorzüglichen Stahl herzustellen. Es läßt sich leicht vorstellen, daß das Gewicht ihrer Luppen auf dem Eisenmarkte der Vorzeit, den sie mit Primawaare und in erster Linie versorgten, maßgebend wurde für die ganze Fabrikation von Eisenbarren überhaupt. Man machte die Form von der Seite anderer Schmiede nach, um dem Glauben an gleichen Inhalt Vorschub zu leisten. Auf diese Weise mag es gekommen sein, daß sich die Form dieser chalybischen Barren, vom Süden des Kaukasus, vom metallberühmten Kolchis aus sowohl nach dem Westen zu den Norikern, Galliern und Britanniern verbreitet hat und hier in der la Tène-Zeit und während der römischen Periode den Markt beherrschte, als auch nach Südosten nach Ninive und Babylon und nach dem Süden auf den Eisenmarkt der Phönizier nach Tyrus gelangte. Das Urgewicht der Chalyber, 6 Oken = ca. 6 kg, hielt man dabei fest und theilte die Barren zum handlicheren Gebrauche auch in Halbbarren ein.

Fehlt auch im Kettenschlusse, daß diese Chalyber und Moscher durch die vermittelnde Thätigkeit der Phönizier und Griechen, welche an der Küste von Kolchis eine Reihe von Handelsstädten besaßen [1]) (Kerasia, Phasis, Dioscurias, Sebastopolis u. A.), maßgebend wurden für die Form und das Gewicht unserer mittelrheinischen Eisenbarren, sowie überhaupt des geschmiedeten Eisens der Vorzeit, so liegt doch das Resultat des Schlusses auf der Hand, und gerade ein solcher Ausblick in den Handelsbetrieb der fernen Vorzeit mag zu weiteren Forschungen und Untersuchungen anregen. Dürkheim, März 1886.

[1]) Vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie", §. 88 und L. Beck a. a. O. S. 265 oben.

Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen.

Nach dem Spanischen des Dr. Armangué (Barcelona) und Dr. Maseras (Manila [1]).

In verschiedenen älteren wie neueren Reisewerken wird öfters einer eigenthümlichen Krankheit gedacht, welche unter den Malayen des Indischen Archipels nicht allzuselten ist und welche darin besteht, daß der Kranke gegen seinen Willen alles nachmacht, was ein anderer ihm vormacht oder anbefiehlt. Der Kranke ahmt die lächerlichsten und gefährlichsten Dinge oder alles Geräusch nach, das sein Ohr trifft, in einer Weise, als ob sein Seelenheil davon abhinge, mag nun dieses Geräusch in dem Krähen eines Hahnes, dem Zischen einer Schlange oder den Wirbelklängen einer Trommel bestehen. Dr. Maseras lernte einmal eine Mali-Mali-Kranke in einer kleinen Gesellschaft zu Manila auf folgende Weise kennen. Es war dies eine gebildete und wohlerzogene Mestizin. Ein Herr aus der Gesellschaft, dem die Krankheit des Mädchens bekannt war und der auf Kosten der Unglücklichen für das Amusement der Versammelten sorgen wollte, stellte sich vor die Mestizin hin und begann allerlei groteske „Gesichter" zu schneiden. Die Arme that nun alles wie ein Automat nach; die Angst und der Schrecken, welcher in ihren Augen zu lesen war, bewiesen dem Dr. Maseras sofort, daß die Mestizin nicht freiwillig auf einen Scherz eingehe, sondern daß hier ein Fall von Mali-Mali vorläge, und so machte er dem brutalen „Spaße" des Caballero ein Ende.

Diese Krankheit, welche auch bei anderen Völkern und Rassen, wenn auch nicht so häufig, beobachtet worden ist, wird nach O'Brien von den eigentlichen Malayen Latah genannt, welchen Namen auch die von der Krankheit befallenen Personen selbst führen. Es darf freilich nicht verschwiegen bleiben, daß das Wort Latah auch auf alle jene Leute angewandt wird, welche ein reizbares oder excentrisches Wesen an den Tag legen. Bei den Malayen der Philippinen führt diese Krankheit den Namen Mali-Mali. Das Latah oder Mali-Mali ist schon früher beobachtet und beschrieben worden, am eingehendsten von dem eben erwähnten O'Brien, der in dem 8. Bande der Archives de Neurologie hierüber eine Studie unter dem Titel: Jumping, Latah, Miryachit (Juli 1884) veröffentlicht hat. O'Brien hält diese Krankheit für eine überaus große Reizbarkeit des Nervensystems und unterscheidet drei Klassen derselben. Zur Klasse A. zählt er alle jene Leute, welche durch ein plötzliches, unerwartetes oder sehr heftiges Geräusch oder durch den Anblick einer aufregenden oder gräßlichen Scene in einen Zustand hochgradiger Erregtheit gerathen. Diese Erscheinung kann man zwar bei Individuen aller Rassen wahrnehmen; bei dem Latah der Malayen aber tritt dieser Zustand in eigenthümlichen Formen einem vor die Augen. Der von dieser Art des Latah Befallene stürzt sich, von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, auf den ersten ihm in die Augen fallenden Gegenstand und stößt hierbei, gleichfalls ohne oder auch wider seinen Willen, Ausrufungen aus, welche immer obscönen Inhaltes sind, mag nun der Latahkranke dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören. Bei dem Mali-Mali der philippinischen Malayen sind obscöne Redensarten nicht immer eine Begleiterscheinung dieser Krankheitsklasse A., ja Dr. A. Maseras hält diese Beobachtung O'Brien's für eine nicht zuverlässige, was aber wohl nur so viel sagen will, als daß eben O'Brien diese Krankheit auf den Philippinen nicht studiren konnte, weil er ja nur auf Malacca und in Holländisch-Ostindien geweilt hat.

Bei der Klasse B. gerathen die Disponirten in die Latah-Extase, ohne daß ein außergewöhnliches Ereigniß oder ein heftiger Schall den Anlaß hierzu geboten hätte. O'Brien führt hierfür folgende Beispiele an: Eines Tages fuhr er mit mehreren Ruderern einen Fluß hinauf, als er unter anderem das Wort buaya, d. h. Kaiman, fallen ließ. In demselben Augenblicke sprang einer der Ruderer entsetzt in die Höhe und suchte mit allen Zeichen des Entsetzens sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Erstaunt fragte O'Brien die anderen Bootsleute, was dies zu bedeuten hätte; er erhielt zur Antwort, jenes Wort buaya wäre für ihren Kameraden ein Latah (denn mit diesem Namen bezeichnen die Malayen nicht nur die Krankheit, sondern auch alles, was sie hervorruft). Bald darauf tödtete O'Brien mit einem glücklichen Schusse einen Kaiman; statt nun

[1]) La Oceanía Española, Manila, Octubre 1885. Vergl. übrigens Emil Metzger, Sakit Latah, im „Globus", Bd. 42, S. 381.

Furcht zu zeigen, stürzte sich nun jener Latah-Kranke sofort auf das erlegte Thier und öffnete demselben mit einem Knittel den Rachen angelweit auf, während seine gesunden Kameraden sich in respektvoller Entfernung von dem Ungethüme hielten, das ja möglicher Weise nur schwer verwundet sein konnte. O'Brien kannte weiter einen malayischen Arzt, der ebenfalls von namenloser Angst ergriffen wurde, wenn man den Tiger nannte, und doch gehörte er sonst zu jenen wenigen Tollkühnen, welche in der Nacht und allein sich in die dichtesten Dschungeln wagten.

Was die Klasse C. anbelangt, so gehören zu dieser alle jene Leute, welche, ohne daß man sie hierzu aufgefordert hätte, plötzlich alles nachsprechen, was ihre Umgebung spricht oder alle Gesten und Bewegungen der umstehenden Personen nachahmen oder schließlich allerlei Geräusch und Töne, die an ihr Ohr schlagen, wiederzugeben suchen. Während die Latah-Kranken der Klasse B. immer in Extase gerathen, sobald sie das für sie verhängnißvolle Wort ꝛc. vernehmen, vergehen für die Individuen der Klasse C. oft lange Zeiträume, ohne daß ein Anfall eintritt. Sonst sind sie ganz vernünftige und verständige Leute. Häufig ist diese Art der Krankheit mit den Erscheinungsformen A. und B. kombinirt, doch tritt sie vielfach ganz selbstständig auf. Als O'Brien im Jahre 1875 die Halbinsel Malacca bereiste, nahm er einen jungen Malayen in Dienst, den seine Genossen zwar als einen Latah bezeichneten, der aber in seiner Redeweise wie in seinem Benehmen sich als ein ganz vernünftiger Mensch erwies. 24 Stunden später ließ O'Brien zum Zeichen der Freude eine Rakete steigen und wollte eben die zweite abbrennen, als der Jüngling ihn heftig wegstieß, ihm den Raketenstock aus der Hand riß und selbst den Feuerwerkskörper zum Losgehen brachte; kaum schoß die Rakete empor, so warf sich der „Latah" mit voller Wucht platt auf den Boden, wobei er einen Schrei ausstieß, wie man ihn nur von Wahnsinnigen zu hören gewohnt ist; auch sonst zeigte er alle Anzeichen eines sinnlosen Schreckens. O'Brien war hierüber sehr erstaunt, denn dem malayischen Charakter pflegen heftige Gemüthsäußerungen zu fehlen. Nach diesem Anfalle verhielt sich der Diener wieder so ruhig und vernünftig wie vordem. Am folgenden Tage schiffte sich O'Brien ein und winkte vom Bord seines Bootes dem auf dem Strande zusehenden „Latah" einen Abschiedsgruß zu. Der Malaye begann sofort mit großem Eifer und ohne Unterlaß mit der Hand zu winken. So lange er sichtbar blieb, stand er da wie ein Automat und schwenkte heftig seinen emporgehobenen Arm. Eine Wendung des Flusses entzog den Kranken den Blicken O'Brien's, der nun aus langer Weile ein Liedchen zu pfeifen begann. Als das Boot das Flußknie umschifft hatte, erblickte man am Ufer den hierher geeilten „Latah", welcher wieder unaufhörlich mit der Hand winkte und dasselbe Marschlied pfiff, das O'Brien angestimmt hatte. Einige Zeit darauf kam O'Brien mit einer Malayin zusammen, welche über die Blüthe der Jahre schon hinaus war, und deren Ehrbarkeit nicht bezweifelt werden konnte. O'Brien sprach mit ihr durch volle 10 Minuten, ohne daß er etwas Abnormes an Wesen und Sprache wahrgenommen hätte. In dem Augenblicke aber, als der Begleiter jener Frau eines seiner Kleidungsstücke ablegte, begann sie sofort sich zu entkleiden und sie hätte auch den letzten Fetzen sich vom Leibe gerissen, wenn O'Brien dies nicht verhindert hätte. Das Auffälligste an der Sache war die Wuth der Frau gegen ihren Begleiter, der durch seine Handlungsweise ihren Latah-Anfall hervorgerufen hatte. Während sie eines Kleidungsstückes nach dem anderen sich entledigte, schimpfte sie unaufhörlich auf ihn, nannte ihn „Schwein" u. dgl. und bat O'Brien, er solle den Beschimpfer ihrer Ehre tödten. Dr. Maseras kennt in Manila eine tagalische, etwa 55 bis 60 Jahre alte Bäuerin, welche in ihrem Milchhandel vielfach durch Mali-Mali-Anfälle gestört wird. Wie jene Malayin O'Brien's hegt auch sie während des Anfalles gegen die boshaften Veranlasser eine große Wuth; trotzdem ahmt sie, einem unwiderstehlichen Triebe gehorchend, alles nach, was man ihr vormacht.

Eine vierte Klasse D. könnte man aus jenen Individuen bilden, welche die interessanteste Form der Latah-Krankheit repräsentiren: O'Brien kam nämlich während seiner Reisen mit „Latahs" zusammen, welche, ohne daß er irgendwie etwas dazu beigetragen, ihren Willen, ihre Bewegungen ꝛc. ihm in einem solchen Grade unterwarfen, daß er keine lebenden Menschen, sondern gehorsame Automaten vor sich zu haben schien. Diese Klasse von „Latahs" schien jede eigene Willensäußerung, jede selbständige Handlungsweise eingebüßt zu haben, kurz, sie benahmen sich so, als wären sie der Hypnose verfallen.

Schon bei den übrigen Latah-Klassen ist der Zwang, der den Anfall charakterisirt, ein unüberwindlicher, so daß der Kranke wider seinen Willen zum Verbrecher, ja zum Mörder wird. Für letzteres sei ein Beispiel angeführt. Der malayische Koch eines Dampfers saß in einer freien Stunde auf dem Deck des Schiffes und scherzte und spielte mit seinem Söhnchen, welches er auf seinen Armen wiegte. Ein alberner Matrose, der den bereits als „Latah" bekannten Unglücklichen zum besten haben wollte, ergriff ein Stück Holz, nahm es in seine Arme und wiegte es hin und her. Der Koch bemerkte dies und bekam auch richtig seinen Anfall: was der Matrose mit dem Holze machte, das that auch der „Latah" mit seinem Kinde. Bei einer ungeschickten Bewegung des Matrosen fiel ihm der Knittel aus der Hand, worauf der bedauernswerthe „Latah" sein Kind ebenfalls auf den Boden fallen ließ, so daß es durch die Wucht des Anpralles augenblicklich getödtet wurde. Ein andermal zerriß in Singapur eine Europäerin einen Brief und warf die Fetzen zum Fenster hinaus; kaum hatte dies eine „Latah" gesehen, als sie dieselbe Procedur mit einem Pack neuer Kleider vornahm. Bemerkenswerth ist übrigens, daß junge Mädchen selten an Latah leiden, wenn aber dies der Fall ist, so äußert sich die Krankheit durch völliges Abhandenkommen aller geschlechtlichen Moral; häufiger findet man unter älteren Frauen Latah-Erscheinungen, welche hier, wenn auch nicht so oft, doch erotischen Beigeschmack haben, so daß eine 75jährige Greisin während des Anfalles ein Benehmen zur Schau trägt, das man nur bei einer zwanzigjährigen Prostituirten vorzufinden pflegt.

Da die weiteren Ausführungen der beiden spanischen Aerzte dem Gebiete der Medicin und Psychiatrie angehören, also nicht mehr in den Rahmen dieser Zeitschrift sich einfügen lassen, so sei zum Schlusse nur noch ein „Fall" von Latah (oder richtiger Mali-Mali) angeführt. Dr. A. Maseras ging einmal über die Straßen der Festung Manila, als er eine Gruppe von Sträflingen bemerkte, welche unter der Aufsicht eines Korporals arbeitete. Da die Sträflinge sich nicht besonders eifrig zeigten, so zankte sie der wachhabende Unterofficier aus. Einer von den Sträflingen, welcher durch die automatenartige Weise seiner Bewegungen dem Arzte bereits aufgefallen war, wiederholte sofort die Worte des Korporals; dieser glaubte sich zuerst verhöhnt und hieb mit seinem Rohrstabe auf den vermeintlichen Spötter ein, der aber entriß ihm das Rohr und hieb nun seinerseits, nicht auf den Aufseher, sondern auf seine Kameraden ein. Letztere merkten gleich, was eigentlich vorläge

und machten ihm allerlei Gesten vor, die der Unglückliche — ein Mann malayischer Abkunft Namens Pedro Gallego — sofort nachahmte. Dem zusehenden Dr. Maseras rief einer der Sträflinge in dem „Küchenspanisch“ der Tagalen zu: Parejo que un espejo, d. h. „er gleicht einem Spiegel“.

F. Blumentritt.

Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland [1]).

Chr. H. Artell ist die auf Vertrag gegründete Vereinigung einer Anzahl gleichberechtigter Personen, welche durch gegenseitige Bürgschaft gebunden, dieselben wirthschaftlichen Ziele verfolgen und bei Ausübung eines Gewerbes entweder an der Arbeit allein oder an der Arbeit und am Kapitale betheiligt sind.

Die Artelle (Arbeitergenossenschaften) sind in Rußland außerordentlich verbreitet. Man trifft Artelle im hohen Norden, in den südrussischen Gouvernements, im Kaukasus wie in Sibirien, sowohl unter den slavischen, als unter den nichtslavischen Stämmen des russischen Reiches. Am häufigsten finden sich die Artelle in den großrussischen Gegenden, im Gebiete der Flüsse Wolga, Oka und der nördlichen Dwina.

Von Alters her bis auf den heutigen Tag haben die eigentlich russischen Artelle zwei verschiedene wirthschaftliche Zwecke: 1) den Verbrauch (Konsum), 2) das Gewerbe oder den Betrieb. Man kann demnach alle Artelle in zwei Gruppen bringen: Konsumartelle (Verbrauchsartelle) und Gewerbe- oder Arbeitsartelle.

Die sogenannten Konsumartelle führen in der russischen Volkssprache den Namen Chartschewije artelli, wörtlich Speiseartelle; sie sind überall dort anzutreffen, wo Personen, welche einem und demselben Gewerbe nachgehen, entfernt von ihren Familien, ihrem Hause, ihrer Heimath arbeiten müssen. Die Mannigfaltigkeit derartiger Gewerbe in Rußland führt zu einer weit ausgedehnten Verbreitung derartiger Artelle, und die Beweggründe, welche zur Bildung solcher Artelle Veranlassung geben, sind leicht begreiflich.

Dem Arbeiter kosten, wenn er allein lebt, Wohnung und Nahrung sehr viel, deshalb vereinigen sich 10 bis 15, sogar 50 Kameraden, um ein gemeinsames Quartier zu miethen und gemeinsam zu essen. Die Organisation dieser Artelle ist sehr einfach. Alle Mitglieder des Artells bezahlen gleiche Antheile für die Wohnung, Heizung und Lebensmittel. Im Namen des Artells wird eine Köchin gemiethet. Die Glieder wählen den Erfahrensten aus ihrer Mitte zum „Aeltesten“ (Starost); er hat die Sorge und die Verpflichtung zum Einkaufen der Lebensmittel. Die Nahrungsmittel werden beim Fleischer und in den betreffenden Läden auf Schuld genommen, der Starost macht wöchentlich oder zweimal monatlich die Berechnung und giebt seinen Kameraden Rechenschaft. Der Artell prüft die Berechnung und die einzelnen Glieder erlegen die ihnen zugewiesene Summe. Gewöhnlich führt der Starost sein Amt unentgeldlich oder er bekommt eine sehr unbedeutende Entschädigung. Diese Konsumartelle sind so sehr in Gebrauch, so einfach in ihrer Einrichtung, daß ihrem Zustandekommen nur ein mündlicher Vertrag vorhergeht. „Wir wollen zusammen wohnen und zusammen kochen“, sagen einige Leute zu einander, und das Resultat dieser Unterredung ist die Bildung eines Artells. Nach Beendigung der Arbeiten an einem Orte geht der Artell auseinander und im nächsten Jahre nehmen viele Mitglieder Antheil an einem Konsumartell in einem anderen Orte und mit anderen Kameraden.

Viel mehr Mannigfaltigkeit bieten die sogenannten Gewerbeartelle (russisch Promyschlennije Artelli). Man zählt bis 60 verschiedene Gewerbe, welche im Artell betrieben werden, und der Unterschied zwischen den einzelnen Gewerben bedingt auch den Unterschied in der Organisation der Artelle. Um die wichtigsten Unterschiede festzuhalten, kann man diese Artelle in zwei Gruppen theilen: 1) in selbständige, 2) in solche, welche von Unternehmern abhängig sind. In der ersten Gruppe sind Unterschiede bemerkbar zwischen den Artells älterer und neuerer Zeit.

Die selbständigen Artelle des alten Typus finden Anwendung in denjenigen Gewerben, Erwerbszweigen oder Beschäftigungen, welche von Alters her in Rußland bekannt sind: bei der Jagd, Fischerei, Ackerbau, bei den Zimmerleuten (russisch Plotniki), Holzhauern, Arbeitern auf Flößen und Booten (russisch Burlaki) und bei vielen anderen. In diesen Erwerbszweigen sind die Artelle schon in ältester Zeit entstanden und deshalb hat sich ein Gewohnheitsrecht herangebildet, welches den Abschluß besonderer schriftlicher Verträge in jedem einzelnen Falle überflüssig macht. Gewöhnlich treten zu einem Artell Personen zusammen, welche einander bekannt sind, Bewohner einer und derselben Ortschaft, Personen, welche bestimmte, durch den Charakter des Gewerbes gebotene Forderungen erfüllen, Leute, welche geschickt, ehrlich, nüchtern, mannhaft und tapfer sind. Ein jeder bringt seine Werkzeuge mit sich, welche entweder dem Einzelnen zur Nutznießung bleiben oder zur allgemeinen Masse kommen; die Netze der einzelnen Fischer z. B. werden zusammengenäht und geben ein einziges Artellnetz. Der Artell wählt aus seiner Mitte einen Starost und giebt ihm weitere Vollmachten; der Starost leitet nicht nur den Erwerb oder den Betrieb des Gewerbes, er verkauft die Beute, er wacht über die Führung der Glieder: er legt den einzelnen Geldstrafen auf und unterwirft sogar, wie bei Fischern und Bootsarbeitern (Burlaki) für schwere Vergehen (Dielstore), die einzelnen einer Körperstrafe. Der Umfang der Vollmacht ist erklärlich aus dem Vertrauen, welches die Glieder des Artells (Arteltschiki) ihrem „Aeltesten“ schenken; er lebt unter ihren Augen, sie kennen ihn und schätzen seine Erfahrung. Die geringe Zahl der Mitglieder eines Artells giebt jedem einzelnen die Möglichkeit, die Thätigkeit des Starosts zu kontroliren und deshalb erscheint ein besonderes Organ der Kontrole überflüssig. Sobald aber der Starost einmal das Vertrauen seiner Kameraden getäuscht hat, so wird er im nächsten Jahre gewiß nicht wieder an die Spitze des Artells gestellt.

Selbständige Artelle neueren Ursprunges trifft man in denjenigen Erwerbszweigen, welche erst kürzlich, nicht früher als im 18. Jahrhundert, in Rußland aufgekommen sind; solche Artelle sind die der Börsenarbeiter, Lastträger, Ballast-

[1]) Nach dem Russischen von Andrei Issajew (Ergänzungen zu Bd. I. der russischen Uebersetzung von Reclu's Rußland. St. Petersburg 1884, S. 233 u. ff.).

träger und aller solcher, welche sich mit Arbeiten in den Häfen, mit dem Bewachen und Verpacken der Waaren u. a. m. beschäftigen. Solche Artelle, wie die letztgenannten, welche in den Städten existiren, größtentheils aus Bauern bestehen und viele Glieder, oft mehrere hundert, zählen, haben eine viel komplicirtere Einrichtung. Schriftlich oder nicht selten gerichtlich bestätigte Gesetze oder Statuten bestimmen genau die Rechte und die Pflichten der Glieder, die Verwaltung und Bildung eines gemeinsamen Kapitals u. s. w. Komplicirte Arbeitsleistungen bedingen auch komplicirte Verwaltungen. Die geschäftsführende (anordnende) Gewalt ruht in den Händen der allgemeinen Versammlung, an welcher die einzelnen Glieder mit je einer Stimme gleichberechtigt theilnehmen. An der Spitze der ausführenden Gewalt stehen die Starosten, welche die Arbeiten leiten, die Schreiber, denen die Korrespondenz obliegt, die Kassirer u. s. w. Die Rechte und Pflichten dieser Leute sind genau begrenzt; die allgemeine Versammlung sowie zeitweilig ernannte besondere Kommissionen führen über jene eine strenge Kontrole. Jenes Vertrauen, welches die Glieder des Artells der ersten Gruppe ihrem „Aeltesten“ schenken, existirt hier nicht und kann nicht existiren wegen der großen Anzahl der Glieder und wegen der Unbekanntschaft der einzelnen unter einander. Aber hier wie dort wird strenge Disciplin geübt, unbedingter Gehorsam der einzelnen wird gefordert. Die komplicirte Einrichtung dieser Artelle spricht sich auch darin aus, daß das Bestreben vorhanden ist, die Kapitalien der Artelle richtig zu verwenden: ein Theil des Kapitals ist zum Umsatze, zum Handel bestimmt, der andere Theil dient unter verschiedenen Bezeichnungen als Grundkapital. Endlich ist ein charakteristischer Zug dieser neuen Artelle das Bestreben, in kapitalistische Unternehmungen sich einzulassen. Die große Ausdehnung der Arbeiten, welche das Vertrauen der Handelswelt den Artellen überträgt, zwingt dieselben, in bedeutendem Maße auch an die einzelnen Glieder hohe Anforderungen zu stellen und die Einkaufssumme, durch welche die Einzelnen sich das Mitgliederrecht erwerben, stark zu erhöhen. Hier und da betragen diese Einkaufssummen 800 bis 1000 Rubel (1400 bis 2000 Mark), was selbstverständlich den Aermeren den Zutritt zu diesen Artellen unmöglich macht.

Alle selbständigen Artelle, wie verschieden sie auch im einzelnen sein mögen, sind darin einander gleich, daß die Glieder gleichen Antheil am allgemeinen Gewinne haben; unter der Bedingung, daß er mit seiner Arbeitsleistung und seinem Kapital dem andern gleich sei, erhält ein Jeder auch gleichen Gewinntheil. Im Einzelnen ist die Vertheilung der Einnahmen verschieden: in einzelnen Artellen wird der ganze Gewinn gleichmäßig unter alle Theilnehmer getheilt, so bei den Feldarbeitern, in anderen Artellen (z. B. den Fischern) wird ein Theil des Gewinnes zum Kapital geschlagen, der andere Theil gebührt der Arbeit. Die Vereinigung des Kapitals mit der Arbeit führt dahin, daß die Einnahmen der Artellglieder höher sind, als die der frei gemietheten Arbeiter; die mittlere Einnahme eines Petersburger Arteltschiks übertrifft die eines frei gemietheten Arbeiters um das Doppelte. In den Artellen der Landarbeiter des Gouvernements Kasan verdient ein Glied einen Rubel (zwei Mark täglich), der gemiethete Arbeiter nur 60 Kopeken (1 Mark 20 Pfennig). In Südrußland erwirbt das Glied eines Zimmermanns-Artells 25 Rubel (50 Mark) monatlich, der gemiethete Arbeiter nur 12 Rubel (24 Mark). Die Artelle verbessern die materielle Lage ihrer Glieder und befördern zugleich durch die strenge Auswahl der Glieder und die stete Aufsicht derselben die Entwickelung moralischer Eigenschaften, der Ehrlichkeit, der Nüchternheit.

Diejenigen Artelle, welche vom Kapital allein abhängig sind, verhalten sich wie die selbständigen, insofern als alle Glieder völlig gleichberechtigt sind. Aber sie unterscheiden sich von einander entweder nur durch die Art und Weise, wie die Glieder ihren Vortheil aus dem Unternehmen ziehen, oder auch gleichzeitig durch den Einfluß, den die Glieder auf den Verwaltungsrath ausüben. Als Grund der Abhängigkeit der Artelle vom Kapitale ist der Nothzustand anzusehen, welcher den russischen Bauer drückt. Hat der Bauer Schulden, so hat er nicht die Mittel, an einem selbständigen Artelle sich zu betheiligen, sondern ist genöthigt, in ein Artell zu treten, welches von einem Kapitalisten abhängig ist. Die Beziehung, welche ein Kapitalist zu einem Artell hat, ist nicht überall dieselbe. Hat der Kapitalist auch die Glieder des Artells in Folge von Schulden in seinen Händen, so nimmt er doch keineswegs Antheil an der Leitung des Erwerbes; er begnügt sich damit, den Löwenantheil zu beanspruchen und überläßt den Artell sich selbst, so daß derselbe sich in gleicher Weise verwaltet, wie die Artelle der ersten Gruppe. Es finden sich derartige Artelle des Fischereibetriebes am Weißen Meere und an den binnenländischen Seen. In anderen Fällen betheiligt sich der Kapitalist entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten an der Leitung des Betriebes. Hier ist von einer Selbstverwaltung keine Rede mehr; der Unternehmer hat nicht allein alle Rechte in Betreff der Führung des Unternehmens an sich gezogen, sondern übt auch die ganze disciplinare Gewalt, welche in den selbständigen Artellen die allgemeine Versammlung und die Vertrauensmänner haben. Schließlich muß man sagen, daß in diesen Fällen die Glieder der Artelle keinen größeren Vortheil aus der Unternehmung ziehen, als gemiethete Arbeiter, und nur die Art und Weise, wie der Gewinn vertheilt wird, erinnert noch an die Artelle.

Es liegen keine Daten vor, um auch nur annähernd die Zahl der russischen Artelle und ihrer Glieder zu bestimmen. Ohne große Fehler zu begehen, kann man aber behaupten, daß die Glieder der Konsumartelle nach Millionen zählen, die der Gewerbeartelle mindestens nach Hunderttausenden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje.

Eines der letzten Hefte der „Russischen Revue“ brachte einen eingehenden Aufsatz über das Wasser in Rußland und seine Heranziehung oder Entfernung zur Erreichung gewisser Kulturaufgaben in den einzelnen Bezirken des europäischen Rußland. Diesem entnehmen wir die nachfolgenden Angaben über das große Sumpfgebiet im Westen des Reiches.

Die Polesje, die Pinskischen Sümpfe umfassend, nimmt ein Dreieck zwischen den Städten Brest-Litowsk, Mohilew und Kiew von einer Größe von 1600 Quadratmeilen ein, ist also dreimal so groß als Belgien. Es umfaßt das

ganze Stromgebiet des Pripet bis zu seiner Mündung in den Dnjepr. Nur ein Viertel des Landes ist bebaut und beherbergt ungefähr eine halbe Million Einwohner, das Uebrige ist von Wäldern und Sümpfen bedeckt. Im Frühjahr treten beim Schneeschmelzen durch den Pripet und seine zahlreichen Nebenflüsse große Ueberschwemmungen ein, was der schlechten Stromregulirung wegen stets zunehmende Verschlammung der Niederungen und Versandung der Ufer zur Folge hat. Der Boden ist mit Feuchtigkeit übersättigt, so daß nur Schilf, Binsen und Riedgras wachsen, und selbst höher gelegene Tannen zu faulen beginnen, wenn ihre Wurzeln den sumpfigen Untergrund erreichen. Der größte Theil der Wälder ergiebt keine Einnahmen, weil der Transport per Achse theils zu theuer, theils unmöglich ist und Kanäle zum Flößen mangeln. Auf den riesigen Weide- und Wiesenabhängen ist das Vieh durch sumpfiges Trinkwasser, zu große Feuchtigkeit und Morastfliegen leicht Seuchen ausgesetzt. Ebenso verderblich wirkt das Klima auf den Menschen, da die im Sommer durch Sumpfgährung entstehenden Miasmen leicht Weichselzopf, Typhus, Fieber, Kehl- und Lungenleiden herbeiführen. Die Communication ist schwierig. Frieren im Winter die Sümpfe zu, so wird sie erleichtert, fällt aber nach einem regnerischen Herbst Schnee, bevor die Moräste frieren, so verhindert der dünne Brei von Schnee und Koth jede Verbindung.

Im Jahre 1873 wurde auf Anordnung des russischen Domänenministers, Grafen Walujew, mit den Entwässerungs- und Austrocknungsarbeiten begonnen, um durch Umwandlung der Sümpfe für die benachbarten Korn bauenden Gouvernements ein großes Wiesen- und Weidegebiet zu gewinnen. Es werden Magistralkanäle da gebaut, wo sich große Krongüter befinden, Seitenkanäle dort, wo Krongüter oder Privatländereien liegen, deren Besitzer an den Ausgaben Theil nehmen. Von 1873 bis 1882 sind 1 320 000 Rubel ausgegeben worden, und zwar 150 000 Rubel für allgemeine Untersuchungen, 1 170 000 Rubel für Kanäle (in der Länge von 1560 Werst), Brücken, Schleusen, Expropriationen und Besoldungen. Privatpersonen haben 73 000 Rubel beigetragen. Dadurch sind bereits 1) 38 Quadratmeilen ganz unzugänglicher Sümpfe in Wiesen verwandelt worden, die acht bis neun Millionen Rubel jährlicher Einnahmen abwerfen, 2) 54 Quadratmeilen Busch und Wald entwässert, fünf bis sechs Millionen Rubel werth, 3) 28 Quadratmeilen Kronwald mit flößbaren Kanälen versehen worden, sechs bis sieben Millionen Rubel, 4) 3,6 Quadratmeilen Acker- und Gartenland der Ueberschwemmung entrückt, und 3,4 Quadratmeilen guten Landes (Inseln) zugänglich gemacht worden, ein bis zwei Millionen Rubel werth, 5) 132 Quadratmeilen durch Kanalisation zu einem Werthe von drei bis fünf Millionen Rubel erhoben worden. Der Gesammtwerth dieser 260 Quadratmeilen ist von fünf Millionen auf 19 bis 25 Millionen Rubel gestiegen, hat sich also vier- bis fünfmal vergrößert.

Für die Staatswirthschaft liegt ein bedeutender ökonomischer Vortheil darin, daß schon jetzt eine Million Pud Heu zu 35 bis 40 Kopeken das Pud gepreßt per Eisenbahn in den Warschauer Militär-Bezirk gebracht wird, während das bisher gebrauchte Quantum von 1 400 000 Pud Heu 60 bis 80 Kopeken das Pud kostet. Ebenso vortheilhaft ist es, daß ein großes Quantum von Fleisch für eine Armee an der Westgrenze disponibel wird. Ferner heben die russischen Berichte hervor, daß durch neu herbeiströmende Ansiedler, besonders Altgläubige aus Kowno und Grodno, eine wünschenswerthe Ausgleichung in der Bevölkerung von Westrußland zu Stande kommt.

Indessen hat das Entwässerungsprojekt in Rußland auch Gegner. So behauptet der „Ruß", daß durch die Austrocknung der Polesje die strategische Bedeutung derselben als Rücken-, resp. Flankendeckung bei einem Kriege mit den westlichen Nachbaren aufhören werde. Dieser Einwand wird aber durch die Erwägung hinfällig, daß das Sumpfgebiet auch der eigenen Armee das Vordringen oder den Rückzug erschweren muß, und daß es dagegen ein Vortheil ist, dieses große Gebiet durch seine örtlichen Hilfsquellen an Heu, Fleisch und Getreide als Stützpunkt einer in Polen oder Westrußland operirenden Armee dienstbar zu machen.

Wie die „Nowosti" melden, ist am 18. November vorigen Jahres die Frage, den Bau einer Eisenbahn von Homel nach Briänsk via Klintzy betreffend, endgiltig entschieden worden. Die Bahn soll binnen einem Jahre dem Verkehre übergeben werden. Ein zweiter Einwand, daß der Dnjepr und Pripet durch Kanalisation seicht werden könnten, ist ebenso hinfällig. Während eines Theiles des Jahres müssen sie floß- und schiffbarer werden als früher, die großen Wälder sichern einen steten Zufluß, und zudem lassen sich durch Regulirungen, Sprengungen und Vertiefungen die von Natur flachen Flußbette bessern. Die Meinung der „Ruß" endlich hinsichtlich der Nutzlosigkeit der Arbeiten beruht auf dem Zirkelschlusse: weil Sümpfe in der Polesje sind, ist die Bevölkerung gering und da diese nicht groß ist und daher kein Bedürfniß nach Land mehr hat, soll keine Entwässerung vorgenommen werden.

Dagegengehalten läßt sich die Pflicht der Regierung nicht leugnen, einen solchen Herd von Krankheiten, sowie die Ursache des physischen und moralischen Siechthums einer halben Million Menschen zu vernichten, ferner die Einträglichkeit ihrer enormen Besitzungen (138 Quadratmeilen) zu steigern und schließlich die großen Vortheile bei der Lieferung von Naturalien für den Warschauer Militärbezirk, sowie strategische Rücksichten im Auge zu behalten. Jedenfalls ist für Rußland hier eine intensivere Kultivirung vermittels Entwässerung und Bedüngung bedeutend gewinnbringender, als auf wasserarme Steppen im Osten und Südosten überzugehen, welche ihre Produkte bei den ungeheuren Entfernungen billig nirgends hinschicken können.

Das indische Theater.

Professor Angelo de Gubernatis schreibt aus Madhoa an die „Gazzetta Piemontese" ungefähr Folgendes über das indische Theater. Ich komme gerade von der buddhistischen Insel Ceylon zurück, wo ich dem wilden Tanze der Singhalesen beigewohnt habe, einem halb dramatischen Tanze, der von Gesang und einer wahrhaft höllischen Musik begleitet wurde. Die Tänzer, nur Männer, die auch die Frauenrollen spielen, sehen so furchtbar aus, daß ein europäischer Zuschauer bei ihrem Anblicke unwillkürlich erschrickt. Im Allgemeinen hat das indische Theater wenig Anziehendes und spielt im Leben auch nur eine sehr untergeordnete Rolle. Es wird nur im Dialekt gespielt und nirgends findet man ein Theater, welches nur einigermaßen mit einem europäischen zu vergleichen wäre. In einer Art Baracke führen die Schauspieler Dramen und Komödien auf, wobei nur ein kleines Publikum der Aufführung, bei welcher Tanz und Gesang mit einander abwechseln, beiwohnt. Auch hier, wie überall, liebt das Volk dasjenige am meisten, was zu den Sinnen spricht.

Ich habe mein indisches Drama Savitri guzuratisch spielen sehen; was auf die Zuschauer den meisten Eindruck machte, war nicht die aufopfernde Liebe der Heldin (deren Rolle allerdings durch einen Mann gegeben wurde, so daß alle Illusionen verschwanden), sondern das Erscheinen von Yama, dem Gotte des Todes. Man muß dabei noch berücksichtigen, daß man einige Couplets zugefügt hatte, deren indische Musik im Stande war, uns Europäer einzuschläfern, der jedoch die guten Indier mit größtem Vergnügen zuzuhören schienen.

Drei Musikanten stehen immer bei der ersten Kulisse bereit, den Gesang zu begleiten, sobald die Schauspieler von dem gesprochenen zu dem gesungenen Worte übergehen; das Lieblingsinstrument ist eine kleine Schalmei, kleiner als die

unserige, der sie einen scharfen, einförmigen Ton entlocken, ähnlich dem Summen einer großen, unerträglichen Mücke.

Ich hoffe die Sakuntala in Bengalen zu hören; sie wird auch im Dialekt gegeben, doch der gesungene Theil ist Sanskrit. Ich kann nicht behaupten, daß ich mir viel davon verspreche. Ein Brahmane hatte die Freundlichkeit, seine Tochter die lyrischen Abschnitte aus der Sakuntala für mich hersagen zu lassen, und fühlte sich glücklich, mich ihren ausgezeichneten Vortrag bewundern zu sehen. Aber leider wurden alle die schönen Verse mit demselben Nasentone, ohne Gluth und Abwechslung gesungen. Alles das hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß wir das Ideale der Sakuntala viel besser als die heutigen Indier selbst empfinden. Wenn die indischen Schauspieler jedoch sprechen, ist ihr Ton natürlicher, als wenn sie singen.

Ich habe einer im guzuratischen Dialekte geschriebenen Komödie beigewohnt, deren Gegenstand viel Aehnlichkeit hatte mit dem verlorenen Sohne, und welche den Zweck hatte, zu zeigen, wie verkehrt die Indier handeln, wenn sie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht nur alle ihre eigenen Besitzthümer, sondern auch den Brautschatz ihrer Frau ausgeben. Es ist eine Thatsache, daß die Indier, die beinahe von nichts leben, von keinem Aufhören wissen, wenn sie einmal anfangen Festlichkeiten zu begehen. Die Gesellschaft, welche dieses Stück aufführte, bestand aus Parsen, natürlich lauter Männern. Die Parsen sind praktische Menschen, ohne viel Ideale, sehr solide und vernünftig und verstehen sich sehr gut mit den Engländern, während sie als „die Juden Indiens" überall hin kommen, wo sie etwas verdienen zu können glauben.

Hier in Madhoa im südlichen Indien ist eine stehende Gesellschaft, welche in der Tamilsprache vorträgt. Die Preise der Plätze sind 25 Centesimi, ein und zwei Lire; doch sieht man nur selten mehr als 100 Personen im Theater.

Die zahlreichen Mohammedaner in Indien geben besondere Vorstellungen zur Verherrlichung ihrer gottesdienstlichen Feierlichkeiten; gewöhnlich räumt irgend eine angesehene Persönlichkeit den geräumigen Vorplatz ihrer Wohnung zu diesem Zwecke ein, ruft alle Freunde zusammen und erlaubt ferner jedem, der Lust dazu hat, einzutreten. Die Handlung ist immer, ebenso wie in den persischen Dramen, dem Leben Ali's und seiner Jünger entnommen. Auffallend ist dabei die große Theilnahme des Volkes an den Scenen dieser Mysterien; man lacht, man schreit, man weint über das Geschick der Hauptpersonen, schließlich wird die Aufregung so groß, daß man nicht selten die Sache mit Blutvergießen beschließt. Die Mohammedaner haben kein stehendes Theater, keine einzige feste Gesellschaft, ihre improvisirten Theater machen nur einen Theil ihres Gottesdienstes aus.

Gegengift gegen Schlangenbisse.

Die Mittheilung über Mittel gegen Schlangenbisse im „Globus", Bd. 49, S. 208 ruft uns eine Stelle aus dem 1878 erschienenen Werke des Kapt. Forbes über Britisch-Birma in das Gedächtniß zurück, wo er über die Schlangenbeschwörer handelt. Es heißt da: Manchmal hat man behauptet, daß die Schlangenbeschwörer des Ostens die Thiere ihrer Giftzähne berauben oder daß sie, ehe ihre Vorstellungen beginnen, die Schlangen in Stückchen Wolle beißen lassen, wodurch der Giftvorrath bald erschöpft wird. In der Regel ist dies jedoch nicht der Fall, die Schlangen sind wirklich im vollen Besitze ihres unheilbringenden Vermögens, und das einzige Wunder besteht darin, daß nicht mehr Unglücksfälle stattfinden. In den 10 Jahren, die Forbes als obrigkeitliche Person dort fungirte, kamen fünf Fälle zu seiner Kenntniß, in denen der Tod durch tanzende Schlangen verursacht worden war; in zwei Fällen waren es die Schlangenbeschwörer selbst, in drei anderen Zuschauer, welche dem Gifte als Opfer fielen. Dies ist ein ziemlich deutlicher Beweis gegen die Behauptung, daß die Thiere immer unschädlich gemacht worden sind.

Eines Tages sah Forbes, während er in einem kleinen Dorfe in seinem Zelte saß, zwei Leute und einige Jungen mit einem Korbe von besonderer Form schnell vorbeilaufen. Er rief sie an und hörte auf seine Frage, daß sie Beschwörer wären, die auszogen, um eine große Schlange zu fangen, welche einige Knaben in einem hohlen Baume gesehen hatten. Forbes forderte sie auf, bei ihrer Rückkehr ihm die Schlange zu zeigen, wenn sie dieselbe gefangen hätten. Nach etwa einer halben Stunde kamen sie, gefolgt von einem Haufen Menschen, zurück, drehten den Korb um, und es zeigte sich ein Python, welcher beinahe $2\frac{1}{2}$ m lang war. Das Thier war unschädlich; einer der Beschwörer, der vor dem Thiere auf den Fersen hockte, bewegte seinen Körper hin und her und winkte mit den Händen, wobei die Schlange allen seinen Bewegungen folgte; ab und zu machte sie einen Versuch, auf ihn zu springen, aber dann hielt er sie mit einem Hé! Hé! und einer schnellen Bewegung der Hand zurück.

Nach den ausgedehnten Versuchen, welche Dr. Fayres mit den verschiedenen Schlangengiften und einheimischen Gegenmitteln unternommen hat, scheint sich mit Sicherheit zu ergeben, daß, wenn das Gift einmal durch den Biß einer ausgewachsenen Schlange in das Blut eingedrungen ist, kein Gegengift mehr besteht. Trotzdem haben die Schlangenbeschwörer, deren Beruf es mit sich bringt, sich täglich der Todesgefahr auszusetzen, ein festes Vertrauen in den Nutzen ihrer Gegengifte. Sie räumen nur ein, daß die Gegengifte, nicht zeitig genug angewendet, wirkungslos bleiben können, oder daß vielleicht ein in dem Verwundeten vorhandener Krankheitsstoff die Wirkung beeinträchtigt, wie dies ja auch in anderen Krankheitsfällen manchmal stattfindet.

Während Forbes die obenstehenden Mittheilungen niederschrieb, hatte er einen Schlangenstein und zwei Wurzeln vor sich liegen. Der Gebrauch der letzteren beschränkt sich darauf, daß mit denselben schnell, aber gelinde der gebissene Theil über der Bißwunde bestrichen wird, um zu verhüten, daß das Gift höher steige. Der Stein wird auf die Wunde gelegt, an welcher er festklebt, um nach etwa einer halben Stunde wieder abzufallen, in welcher Zeit er, wie man glaubt, das Gift aufgesaugt hat. Ueber diese Wurzeln konnte Forbes nichts Besonderes berichten; es scheint, daß sie durch indische Schlangenbeschwörer, welche von Zeit zu Zeit nach Birma kommen, mitgebracht werden. Der Stein scheint von derselben Art zu sein wie derjenige, welchen Sir Emison Tennent von Ceylon mitbrachte und der nach der Erklärung Professor Faraday's aus Horn oder Knochen bestand, die verkohlt waren.

Derartige Mittel gebrauchen die Schlangenbeschwörer von Britisch-Birma nicht, sondern sie verlassen sich auf die Wirkung eines Arzneimittels, welches sie an Rumpf und Gliedern einimpfen. Wenn sie gebissen sind, tatuiren sie den ganzen Körper mit der Medicin. Forbes erzählt von einem Falle, den er allerdings nicht selbst sah, der ihm jedoch von einem sehr glaubwürdigen Zeugen mitgetheilt wurde, Folgendes: Einer der berühmtesten Schlangenbeschwörer gab eine Vorstellung mit seinen Schlangen und befahl einem seiner Schüler, eine bestimmte Cobra aus dem Korbe zu nehmen. Der Schüler sah in denselben hinein und bemerkte, daß die Schlange in Ruhe gelassen sein wollte, doch sein Lehrer befahl ihm wiederholt, dieselbe herauszuholen; er gehorchte und spielte mit dem Thiere, worauf dasselbe ihn biß. Er fiel nieder, betrachtete sich als verloren und klagte den Lehrer seines Todes wegen an; der letztere aber begann sofort die Behandlung und brachte mit einer Nadel eine gewisse Quantität des Heilmittels in verschiedene Körpertheile. Der Verwundete wurde ganz schwarz und etwa eine Stunde lang stöhnte und zitterte er, dann erholte er sich nach und nach zur Freude aller Anwesenden, die ihn schon aufgegeben hatten.

Die Beschwörer behaupten, daß sie zweierlei Medicin haben: eine, welche die Schlange anzieht und eine, die sie abschreckt, und sie tatuiren mit der ersten auf eine Hand und auf einen Schenkel die Gestalt einer Schlange, und mit der zweiten auf die andere Hand und den anderen Schenkel die Gestalt eines Adlers. Ob diese Behauptung wahr ist, konnte Forbes nicht entscheiden; doch hat er, wie er sagt, öfter gesehen, daß die Schlange, die allen Bewegungen derjenigen Hand, welche mit ihrem Abbilde verziert war, gehorsam folgte, sofort zurückfuhr, wenn ihr die Hand mit dem Adler entgegengehalten wurde und bewegungslos liegen blieb, bis die Hand weggenommen wurde. Wir kennen, sagt Forbes, den Einfluß, den gewisse Stoffe auf manche Thiere haben, und es scheint nicht unmöglich, selbst nicht unwahrscheinlich — darf ich beifügen — daß eine Menschenrasse, welche Jahrhunderte lang diesen einen Punkt genau beobachtet und hinsichtlich desselben Versuche gemacht hat, ein geheimes Mittel entdecken konnte, welches auf Schlangen eine große Wirkung ausübt. Dem oft gemachten Einwurfe, daß es, wenn die Gegengifte wirksam wären, Verwunderung erregen müßte, Schlangenbeschwörer jemals dem Schlangengifte zum Opfer fallen zu sehen, stellt er die Bemerkung entgegen, daß auch die Pockenimpfung, obwohl sie doch gewiß im Allgemeinen Schutz gewährt, in einzelnen Fällen sich unwirksam bewiesen hat. Wenn auch die Bemerkung des Kapt. Forbes, sowie sie hier vorliegt, keine Erklärung einer von verschiedenen Reisenden beobachteten Thatsache giebt, so weist sie doch auf ein Verfahren hin, welches mit Rücksicht auf die hinsichtlich der Einimpfung von Giften in neuester Zeit gemachten Erfahrungen immerhin einige Aufmerksamkeit verdienen dürfte.

Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer wird von Prof. Bühler in einem Aufsatze der „Schweizerischen Bauzeitung" erörtert. Während die Ueberschwemmungen, z. B. des Rheins und in Tirol, vielfach auf die schlechte Waldwirthschaft in der Schweiz bezw. in Tirol zurückgeführt wurden, ist dieser Ansicht von anderer Seite widersprochen worden. Die neuestens in verschiedenen Staaten angeordneten Wasserstandsbeobachtungen werden auf dem hydrographischen Gebiete in kurzer Zeit an die Stelle von Ansichten die Thatsachen setzen, und da auch die kleineren Flüsse, in deren Einzugsgebiet der Wald eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung hat, in das Beobachtungsnetz aufgenommen werden, die Einwirkung des Waldes eher erkennen lassen.

Es ist unrichtig, die Verminderung des Waldes den Rodungen der neueren Zeit zuzuschreiben und mit den Ueberschwemmungen in Zusammenhang zu bringen. Die heutige Ausdehnung des Waldes ist in der Hauptsache in Süd-, West- und Mittel-Deutschland und in der Schweiz schon im 13. und 14. Jahrhundert vorhanden gewesen und was heute gerodet wird, beträgt kaum 1 Proc. der Gesammtfläche des Landes. Daß die Ueberschwemmungen heute nicht öfter eintreten als in früheren Jahrhunderten, geht aus den Nachweisen von Sonklar („Von den Ueberschwemmungen." Wien 1883) hervor.

Der Einfluß des Waldes kann sich erstrecken auf die Niederschlagsmenge selbst und auf ihre Vertheilung im Boden.

Durch die Baumkronen werden im Jahresdurchschnitt etwa 23 bis 26 Proc. des Niederschlages aufgefangen.

Bei einem Schneefalle fand Bühler sogar 88 Proc. zurückgehalten. Da der Schnee auf den Kronen zum Theil verdunstet, ferner auch im Waldesschatten später schmilzt als im freien Lande, so vertheilt sich der Wasserabfluß auch auf längere Zeit und Ueberschwemmungen können weniger leicht auftreten. Bei starken Regengüssen ist die zurückhaltende Kraft des Waldes geringer. Krutzsch fand, daß schon bei einem Niederschlage von 30 bis 50 mm 80 bis 90 Proc. desselben auf den Boden gelangen.

Von dem auf den Aesten zurückgehaltenen Wasser läuft jedoch noch ein Theil am Stamme herab, ein anderer wird vom Winde zu Boden geschüttelt. Immerhin wird vom jährlichen Niederschlage der Boden unter dem Kronenschirme ca. 20 Proc. weniger erhalten als das freie Feld.

Von der an den Boden gelangten Niederschlagsmenge verdunstet ein Theil, ein anderer fließt oberflächlich ab, der Rest dringt in den Boden ein. Je mehr in den Boden eindringt, um so nachhaltiger ist die Speisung der Flüsse durch die Quellen, um so größer die Verminderung der Hochwassergefahr.

Die Moosdecke fangt einen großen Theil Wasser auf. Unverwest und lose liegende Laub- und Nadelstreu bilden nur Filtra, welche das Wasser durchdringen lassen und sein oberflächliches Abfließen verlangsamen. Dichte verwest Streu bildet dagegen ein starkes Hinderniß für das Eindringen des Wassers und läßt es abfließen. Eine Buchenlaubdecke hält im Maximum 1,8 mm, eine Moosdecke 6 mm Wasser zurück. Bei den höchsten Niederschlägen von 100 bis 200 mm würden 2 bis 6 bezw. 1 bis 3 Proc. von der Streu zurückgehalten — ein Betrag, der die Ueberschwemmungsgefahr vermindern, aber nicht beseitigen kann.

Es wird mithin im Walde einerseits weniger Wasser auf den Boden gelangen, andererseits auch unter Umständen weniger in denselben eindringen als im freien Lande. Die Verdunstung ist im Walde geringer, dagegen muß der Wasserverbrauch durch die Vegetation im Walde ein bedeutenderer sein als bei landwirthschaftlichen Kulturpflanzen. Daraus folgt, daß die Zufuhr von Wasser an die Quellen im Walde nicht bedeutend verschieden sein wird gegenüber der Weide oder dem Ackerlande.

Wichtig ist, daß durch den Waldbestand das Erdreich mechanisch festgehalten und durch Verminderung der Stoßkraft des Wassers die Rinnenbildung, das Abbröckeln und die Geschiebebildung erschwert wird. In Gebirgsländern ist diese Wirkung des Waldes von entscheidender Bedeutung, um so mehr, als hier der Wald das steilste, also am meisten gefährdete Terrain einzunehmen gezwungen ist.

Die Bewaldung des sogenannten Quellgebietes, auf welche heutzutage so großer Werth gelegt wird, kann auf die Ueberschwemmungen den gehofften Einfluß nicht haben; da dasselbe nur einen sehr kleinen Theil, z. B. bei Rhein und Aar nur 10 Proc. des ganzen Einzugsgebietes ausmacht und der größte Theil der meteorologischen Stationen der Schweiz gleichzeitig Regen hat.

Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn in Deutschland die Rheinüberschwemmungen auf die angeblich schlechte Waldwirthschaft in Graubünden zurückgeführt werden. Zudem finden die Ueberschwemmungen am Mittel- und Niederrhein fast immer zu Zeiten statt, wo die Gebirgsflüsse den niedrigsten Wasserstand haben.

In den Kulturländern ist heutzutage keine Freiheit mehr in der Vertheilung des Waldes über ein Land hin vorhanden. Die kahlen, einstmals bewaldeten oder von jeher holzlosen Flächen werden fast allein in Betracht kommen. Wer will in der Schweiz an die Verringerung des Weideareals denken, während überall Futternoth herrscht und die Vermehrung des Viehstandes als Bedürfniß erklärt wird? Da die Weiden außerdem das weniger steile Gelände einnehmen und der Rasen den Boden ebenfalls bindet, so wird durch Aufforstung von Weideareal keine erhebliche Aenderung in Bezug auf die Ueberschwemmungsgefahr zu erwarten sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine sehr klare, durchdachte und interessante Studie von Prof. Friedrich Pfaff (Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, XV, 1 und 2, Heidelberg, Carl Winter) behandelt „die Gletscher der Alpen, ihre Bewegung und Wirkung", die wir darum besonders empfehlen möchten, weil der in der Erforschung und Beobachtung der Gletscher selbst thätige Verfasser uns in die Detailuntersuchungen einführt, welche nöthig waren, um das Wesen der Gletscher wie des Eises überhaupt kennen zu lernen, und weil er (S. 15, 17, 44) auf die Grenzen der bisherigen Erkenntniß und die Desideraten der Gletscherkunde hinweist. Was die Wirkung der Gletscher anlangt, so bekämpft Pfaff mit mechanischen Gründen die Penck'sche Ansicht, daß ein Eisstrom im Stande sei, Felsmassen auszuhobeln und wesentlich zur Bildung von Thälern und Seebecken beizutragen, auf das allerentschiedenste. Das höchste, was er heute leisten kann, ist, daß er loses Material vor sich her schiebt; von den Gletschern der Eiszeit aber weist Pfaff nach, daß ihre Kraft in dieser Hinsicht eine geringere gewesen sein muß, als diejenige der jetzt existirenden. Penck speciell macht er (S. 80) den Vorwurf, daß er den alten Gletschern eine „wunderthätige, alle Gesetze der Mechanik überwindende Kraft" zuschreibe, und spottet darüber, „welche Glaubensstärke in manchen Naturforschern sich findet, wenn es gilt, eine vorgefaßte Meinung festzuhalten." — Auf Penck's Entgegnung darf man gespannt sein.

— Dr. M. Gehre, Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich (4°. Großenhain, Hentze). Neben den geschlossenen Gebieten, in welchen die acht Millionen Deutsche Cisleithaniens beisammen wohnen und schon dadurch gegen den Andrang fremder Nationen geschützt sind, existiren noch eine ganze Menge kleinerer Enklaven in fremdem Gebiete, bald entstanden durch Ansiedelung fleißiger deutscher Bauern in früheren Zeiten, wo man noch nicht an einen Nationalitätenkampf dachte, bald abgerissene Splitter, durch zwischengekeilte Fremde vom Hauptkörper getrennt. Die unerhörte Vergewaltigung, welche die Deutschen in Oesterreich neuerdings von verblendeten Beamten im Bunde mit den Ultramontanen zu erleiden haben, hat ihr Nationalitätsbewußtsein geweckt, das fast eingeschlummert war, und veranlaßt sie auch, sich nun um diese „verlorenen Posten" mehr zu bekümmern. Der Deutsche Schulverein in Oesterreich sowohl wie in Deutschland sucht durch Schulen und Kindergärten das Deutschthum zu erhalten und einigermaßen den Schaden auszugleichen, welchen die Priester, fast ausnahmslos Feinde des Deutschthums, selbst wenn sie von deutscher Geburt sind, demselben zufügen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat, um ein genaues Bild von dem gegenwärtigen Zustande und den dringendsten Bedürfnissen zu bekommen, die meisten Sprachinseln selbst besucht, über die übrigen möglichst genaue Erkundigungen eingezogen, und giebt uns nun genauen Bericht über die Zustände in Böhmen, Mähren, Schlesien, in Krain und Istrien, wo der Angriff vielleicht am heftigsten ist, in Südtirol, dessen Gemeinden ja schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, endlich in Galizien und der Bukowina. An vielen Orten ist es zu spät; die Inseln sind der anstürmenden Brandung erlegen und nur noch Familiennamen und Gewann-(Flur-)Namen erinnern an die deutsche Vergangenheit; aber an sehr vielen Orten sehen wir auch noch zähes Festhalten an der Muttersprache und mannhaftes Eintreten für sie, und hier sind die Stellen, wo die deutschen Schulvereine eintreten müssen in derselben Weise, wie der Gustav-Adolf-Verein für die evangelischen Gemeinden der Diaspora. Noch finden die Bestrebungen des deutschen Schulvereins in Deutschland bei weitem nicht die Beachtung und die Betheiligung, die sie verdienen; möge Gehre's Büchlein, das allein die Thatsachen reden läßt, ihm recht viele Freunde und Mitglieder verschaffen.

Afrika.

— Wie wir der „Allg. Zeitung" entnehmen, vollzieht sich der Verkehr Deutschlands mit Marokko fast ausschließlich über London, derjenige mit Tunis über Marseille und Genua. Direkte Verbindungen sind nicht vorhanden, wenn auch neuerdings dieser Zustand sich durch Eröffnung einer neuen Dampfschiffahrtsroute des österreichisch-ungarischen Lloyd zwischen Triest und Tunis etwas besser gestalten zu wollen scheint, wenigstens zu Gunsten eines Theiles von Deutschland. Darum plaidirt der in Tanger erscheinende „Commerce au Maroc" für eine direkte monatliche Verbindung zwischen Hamburg und Nordwestafrika, welche gewissen Waaren deutschen Ursprunges, wie Farben, Chemikalien, Eisen- und Stahlwaaren u. s. w., neue Märkte eröffnen und das einzige Mittel sein würde, die Naturprodukte jener Länder, Olivenöl, Wolle, Häute, Datteln 2c., nach Deutschland einzuführen.

— Die letzte Nachricht von der portugiesischen Expedition zum Muata Jamwo datirt vom 11. Januar d. J. aus der Station Andrade Corvo, welche 690 m hoch unter 7° 17′ südl. Br. und 20° 43′ östl. L. am Tschikapa liegt (also in der Nähe von Ginambanza der Pogge-Wißmann'schen Karte). Ob sie ihr Ziel, die Residenz des Lunda-Reiches, erreichen wird, steht noch dahin, da der Muata-Jamwo gestorben ist und sich verschiedene Prätendenten um den Thron streiten; derjenige, welchem das meiste Recht zur Seite steht, befindet sich bei der Expedition, aber es fragt sich, ob derselbe Erfolg haben wird, was natürlich für den portugiesischen Einfluß sehr vortheilhaft wäre. Leider ist aber zu befürchten, daß das Lunda-Reich in mehrere kleine Staaten zerfallen, und erst durch einen starken und geschickten Eroberer wieder geeinigt werden wird. — Eine zweite portugiesische Expedition, welche unter Serpa Pinto nach dem Njassa-See ausgesandt wurde und nach der Erkrankung und Rückkehr desselben unter dem Marineofficier Cardozo weiter vordrang, ist nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, aber mit wichtigen Ergebnissen nach der Ostküste zurückgekehrt. Serpa Pinto und Cardozo sollen nun Europa besuchen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine am 6. April dieses Jahres zu Berlin vollzogene „Erklärung betreffend die Abgrenzung der Deutschen und Englischen Machtsphären im westlichen Stillen Ocean" setzt eine Demarkationslinie zwischen beiden fest, welche unter 8° südl. Br. von der Nordostküste Neu-Guineas ausgehend den 1567 von dem Spanier Mendana entdeckten Archipel der Salomon-Inseln so durchschneidet, daß, abgesehen von einigen kleineren, namentlich die großen Inseln Bougainville, Choiseul und Isabel dem deutschen Einflusse verbleiben. Südlich von der Südostspitze Isabels biegt die Linie nach Nordosten um, läuft bis in die Nähe der Keats Bank (6° nördl. Br., 173½° östl. L.) und dann genau nordwärts bis 15° nördl. Br., indem sie den bereits vom Deutschen Reiche besetzten Marshall-Archipel einschließt. Beide Theile verpflichten sich, in dem jenseits dieser Linien liegenden Gebiete weder Gebietserwerbungen zu machen, noch Schutzherrschaften anzunehmen, noch der Ausdehnung des Einflusses der anderen Macht entgegenzutreten, sichern auch in einer zweiten Erklärung den beider-

seitigen Staatsangehörigen in dem „Westlichen Stillen Ocean" (d. h. dem Gebiete zwischen 15° nördl. Br. und 30° südl. Br. und zwischen 165° westl. L. Gr. und 130° östl. L. Gr.) volle Handels- und Verkehrsfreiheit zu. Keine Anwendung findet die erste Erklärung auf die Samoa-, Tonga- und Niué-Inseln, sowie auf die Besitzungen und Protektorate einer anderen civilisirten Macht.

Südamerika.

— Auf dem Dresdener Geographentage hatte Dr. Alfons Stübel 86 Oelgemälde von Landschaften und Volkstypen aus Ecuador ausgestellt, welche zu dem Anziehendsten gehört haben sollen, was jene Versammlung und die damit verbundene Ausstellung bot. Zwei Jahre lang begleitete ein einheimischer Künstler, Rafael Troya, die wohlbekannte Expedition der Herren Reiß und Stübel und hat während derselben seiner Kunst mit seltener Hingebung und Aufopferung obgelegen. Naturwahrheit war das oberste Ziel, welches bei den, stets an Ort und Stelle ausgeführten Bildern verfolgt wurde; maßgebend war stets der geologische Gesichtspunkt, und der Standort wurde gewählt ohne Rücksicht auf die Umständlichkeiten, welche der Transport des Zeltlagers oder das Ausharren an dem geeigneten Punkte bis zum Eintritte des richtigen Beleuchtungsmomentes — und das dauerte in Folge der mißlichen meteorologischen Verhältnisse in jenen Hochregionen oft wochenlang — verursachen konnte. So entstand eine Sammlung von naturgetreuen Ansichten von hohem Werthe für die Andes-Forschung, welche Dr. Stübel gern einem freilich erst noch zu begründenden geographischen Museum übergeben möchte. Ein solches müßte in chronologischer Uebersicht den Fortschritt erläutern, welchen die Erforschung der Erdoberfläche im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat; es müßte die Entwickelung der Kartographie von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart veranschaulichen; es müßte eine permanente Vorführung von bildlichen Darstellungen bieten, welche, nach Ländern geordnet, die Vorstellung unterstützen. Ein solches Museum müßte zugleich das Archiv sein, in welchem die Original-Arbeiten des Forschungsreisenden, seine Tagebücher, die heimgebrachten Photographien und eigenhändigen Skizzen in zugänglicher Weise deponirt wären. Die Begründung eines derartigen Institutes kann bei dem allgemeinen Interesse, welches die Geographie gewonnen hat, nur noch eine Frage der Zeit sein und würde bald von allen Seiten werthvolle Beiträge veranlassen.

Inzwischen aber hat Herr Stübel in dankenswerther Weise einen illustrirten Katalog seiner Bildersammlung unter dem Titel „Skizzen aus Ecuador" (Berlin, A. Asher und Co., 1886) herausgegeben, welcher in 63 Zinkographien verkleinerte Nachbildungen der Originale und zu den meisten derselben erläuternde Begleitworte enthält, welche in gleicher Weise geologische und topographische Daten, wie solche über Fauna, Flora und Menschenleben bringen, ohne natürlich eine wissenschaftlich erschöpfende Beschreibung zu geben. Welchen Werth diese Veröffentlichung hat, möge man daraus entnehmen, daß sie z. B. vom Iliniza drei, vom Cotopaxi und Altar je fünf, vom Chimborazo und Tunguragua je sieben Ansichten bringt, während bekanntlich richtige Abbildungen merkwürdiger Berge bis jetzt noch sehr selten sind (vergl. Pechuël-Lösche, „Bergumrisse" im „Globus", Bd. 44, S. 8), und daß z. B. von dem mysteriösen Vulkane Sangay, den wenige Bewohner Riobambas je mit eigenen Augen gesehen, und den E. Whymper nur kurze Zeit lang von einem 17400 engl. Fuß hohen Punkte am Chimborazo erblickte (Proc. R. G. S. August 1881, S. 458), ein aus nur 13 km Entfernung aufgenommenes detaillirtes Bild auf S. 46 vorliegt. Aus diesem „Kataloge", der wohl leider nur in engeren Kreisen Verbreitung findet, mögen künftige Reisende lernen, wie Illustrationen zu Reisewerken beschaffen sein müssen, wenn sie wissenschaftlichen Werth besitzen sollen.

— Wie man in Südamerika, speciell in Ecuador, mit statistischen Zahlen umspringt, davon erzählt A. Stübel in seinen „Skizzen aus Ecuador" (Berlin 1886) zwei lehrreiche Beispiele. Quito — sagt er S. 7 — ist relativ eine sehr volkreiche Stadt; wohl mag sich die Seelenzahl auf 25000 bis 30000 belaufen; statistische Angaben, die jedoch nicht auf thatsächlichen Erhebungen beruhen, und mehr für das Ausland berechnet sind, normiren sie sogar auf 80000 Einwohner. Eine so große Differenz in der Schätzung rechtfertigt sich aber vollkommen, wenn man bei dem beschränkten, scharf begrenzten Raume, welchen die Stadt einnimmt, die niedrigen höchstens zweistöckigen Häuser, die großen Höfe, die vielen Kirchen und vor allem die geräumigen, sehr schwach bewohnten Klöster in Rechnung zieht. Mischlinge und Indianer mögen gut $^7/_8$ der Bevölkerung ausmachen. — Das heutige Riobamba — heißt es S. 19 — ist eine neue Stadt; erst einige achtzig Jahre sind seit ihrer Gründung vergangen. Das alte Riobamba (Riobamba viejo) lag etwa eine Wegstunde westlicher, auch nicht auf freier Ebene, sondern in einer thalartigen Vertiefung, umgeben von Hügeln und Bergen; es wurde zerstört durch das große Erdbeben von 1797, welches noch in frischem Andenken stand, als Humboldt, nur sechs Jahre später, die Gegend besuchte und über die Schreckniße desselben nach Aussage der Eingeborenen berichtete. Einige Ruinen sind noch an jener Stelle vorhanden; schon aus der Lage, welche die alte Stadt gehabt hat, darf man schließen, daß ihre Einwohnerzahl eine geringere gewesen, als diejenige ist, welche das neue Riobamba (Riobamba nuevo) gegenwärtig (7000 bis 8000) besitzt. Nach den Ueberlieferungen, welche Humboldt sammelte, sollen durch die Katastrophe in der Stadt Riobamba selbst 40000 Menschen ihren Tod gefunden haben. Aus den Archiven von Quito hat Herr Theodor Wolf jedoch authentisch nachweisen können, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen ist, daß die 40000 Todten sich auf 2036 reduciren, und daß selbst diese nicht ausschließlich der Stadt zukommen, sich vielmehr auf die gesammte Provinz von Riobamba vertheilen.

Berichtigungen.

S. 160, Spalte 1, Zeile 16 lies Vila (statt Visa). S. 172, Spalte 1, Zeile 31 und 44 lies Cinae (statt linae). S. 184, Spalte 2, Zeile 27 und 28 lies: „wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse, und ein der Ratte ähnliches, im Wasser lebendes Thier." S. 184, Spalte 2, Zeile 34 und 35 lies: „Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeere. Auf der Samojedenhalbinsel beim Kap Kamennyi fanden wir ein Todtenlager."

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXV. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande. (Mit drei Abbildungen.) — Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen. Von F. Blumentritt. — Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland. — Kürzere Mittheilungen: Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje. — Das indische Theater. — Gegengift gegen Schlangenbisse. — Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 27. Mai 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

L. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Fünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1886.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Anzahl und Größe der Alpengletscher 127. Handel der Araber mit den nordisch-baltischen Ländern 158. Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben. Von F. Hubad 218. Slavische Gebräuche beim Hausbau. Von F. Hubad 298. 310.

Deutsches Reich. Die mecklenburgischen Höhenrücken und ihre Beziehungen zur Eiszeit 14. Theilung des Kreises Inowrazlaw 62. Die Fremdlinge der deutschen Flora 77. Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland 93. Wiederauftreten einer Schnecke bei Berlin 94. Abnahme der wendischen Bevölkerung im Königreiche Sachsen 158. Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. Von Dr. C. Mehlis 173. 317. Monolithische Denkmäler vom Mittelrheinlande. Von Dr. C. Mehlis 183. 271. III. und IV. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie 207. Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere 232. Beschlüsse des Allgemeinen deutschen Kongresses zur Förderung überseeischer Interessen 239. Orometrie des Harzes 239. Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel 265. Die Verbreitung der Kreuzotter und der Schlingnatter 271. An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge. Von Dr. C. Mehlis 277. Die geodätische Konferenz in Berlin 287. 366. Erforschung des Bodensees 319. Die Regelung der deutschen Auswanderung. Von Emil Jung 331.

Oesterreich-Ungarn. Neue Sprachenkarte 62. Schriften zur Siebenbürger Volkskunde 63. Pflanzliche Ueberreste im Hallstatter Salzgebirge 79. Bergwerksbetrieb 252.

Schweiz. Montreux 79. Ein Führer durch das Wallis 188. Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben 203. Anpflanzung des chinesischen Hanfs 287. Tiefenmessungen im Genfer See 319.

Dänemark (nebst Island). A. Feddersen über Island und seine Fischerei 123. Bevölkerung von Kopenhagen 174. Unterseeischer Tunnel zwischen Kopenhagen und Malmö 319. Thoroddsen's Reise an der Westküste von Island 351.

Skandinavien. Polhöhe der Mollusken in Norwegen 174.

Frankreich. Anzahl der Mineralquellen 79. Französische Höhlenfunde 221. Frankreich in Wort und Bild 252. Die Lavendel-Industrie am Ventoux 253. Einwanderung von Schmetterlingen 287. Paris Hafenstadt 319.

Italien. Erträge der Getreide- und Weinernte 14.

Spanien. Geographische Entdeckungen in den Pyrenäen 94.

Griechenland. Altheidnische Gebräuche und Ueberlieferungen im Archipel 94. Entwässerung des Kopais-Sees 95.

Europäische Türkei. Weinbau in Rumelien 63. Die Inschrift von Gortyn auf Kreta 158. Feuersteinfabrikation in Albanien 287. Die Gebiete von Kerdschali und Ruptschos 382.

Montenegro. Häufigkeit der Trepanation des Schädels 335.

Rumänien. Schwarz über die deutschen Ansiedler in der Dobrudscha 127.

Rußland. Arzruni nach dem südlichen Ural 14. Zur Anthropologie der Kleinrussen 63. Miklucho-Maklay's Ankunft 95. Expeditionen in den Norden und Osten 127. Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen. Mitgetheilt von N. v. Seidlitz 138. Die Volksschulen im europäischen Rußland. Von E. Petri 173. Die südrussischen Steppen 175. Gondatti's Reise im Norden 175. Die Mohammedaner in Orenburg 239. Weibliche Artele 253. Tabaksbau 271. Salzeinfuhr 271. Die Messe von Nishni-Nowgorod 287. Hydrotechnische Arbeiten im Süden 335. Denkmal für Pachtussow 366. Umnennung deutscher Kolonien 367.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Die Fischfauna des Balchasch-Sees 14. Bunge's und von Toll's Reise 95. 254. Betson's Reise nach dem Gebiete von Turgai 111. Neue Goldlager 111. Schlechte Wirthschaft auf Sachalin 111. 144. Die Reise von Kenan und Frost in Sibirien 158. Die Flora der Commandeur-Inseln 159. Lieutn. Schütze's Reise 240. Naphtha-Quellen auf Sachalin 240. Ausstellung in Jekaterinburg 253. Besiedelung von Sachalin 254. Mineralquellen in Transbaikalien 272. Der Thee und das Theetrinken in Sibirien 314. Die Tomsker Universität 320. Dampfer für den Jenissei 320. Der Ob-Jenissei-Kanal 320. Das Waldareal im Gebiete Transbaikalien 351. N. Jadrinzew's Studien über Sibirien 363. 377.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Ambulanz für eingeborene Frauen 111. Krasnow's Reise 127. Dammarbeiten in Merw 127. Reise von Tarantschen nach Europa 240. Grumm-Grshimailo's Reise nach Alai und Pamir 253. Ethnographische Untersuchungen an Kirgisen 253. Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze 284. 335. Naphtafund 319. Folgen der Aufhebung des Batumer Freihafens 320.

Kaukasien. Talysch (Dr. Radde's Reisen) 89.

Türkisches Asien. Babylonien als Kolonisationsfeld 64. Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems 155. Ein jüdisches Heiligthum bei Tiberias 189. Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. Von Dr. L. E. Browski 250. 263. H. Kiepert's Reise im vorderen Kleinasien 271. 367. Straßenbauten in Syrien 287. v. Diest's Reise in Nordwest-Kleinasien 367.

Iran. Lockhart's Expedition in Badakschan 64. Persische Sprüchwörter 124.

Britisch-Indien. Die Schom-Pen auf Groß-Nicobar 95. Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal 101. 113. 129. 145. 161. Die Bewohner der Andamanen 108. 120. 135. Das indische Kaiserreich 153. 169. Eine Pilgerstadt in Indien 187. Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut 302.

Hinterindien. Besetzung von Lao-kai durch die Franzosen und Handel auf dem Rothen Flusse 64. Untersuchung der Mekong-Stromschnellen 96. Der englisch-chinesische Vertrag über Birma 207. Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong 237. Errichtung einer Tonkinesischen Akademie 303.

China mit Vasallenstaaten. Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's 31. Erforschung des Chan-Tengri 111. Potanin's Reise 128. 254. Die Goldwäschen an der Sheltuga 159. Missionare in Kan-su 159. Fabelthiere 189. Carey's Reise in Hochasien 207. Besiedelung von Kuldscha 254. Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut 302. Verehrung einer Schildkröte 303. Zusammenhang der amerikanischen und ostasiatischen Flora 303. B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan 313. 328. Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge 379.

Korea. Telegraphische Verbindung mit Söul 208.

Niederländisch-Indien. Besteigung des Pik von Indrapura 32. Beeston's Reise in Nord-Borneo 32. Das nördliche Borneo 44. 58. Budget und Handelsbewegung von Britisch Nord-Borneo 48. Inschriften am Tempel von Buru-Budor 96. Studien über das Berri-Berri 254. Einiges über den Wajang auf Java. Von Emil Metzger 344. Das Klima von Insulinde 367.

Philippinen. A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan 177. 193. 209. 225. Die Manguianen der Insel Mindoro. Von F. Blumentritt 215. Die Ilongoten. Von F. Blumentritt 294.

Afrika.

Die achte Durchkreuzung Inner-Afrikas 144. Die Säugethierfauna von Nordafrika 175. Gleerup's Reise durch Afrika 251.

Algerien und Tunesien. Bohrung artesischer Brunnen im Wed Melah 240. Festsetzung der Grenze zwischen Tunesien und Tripolitanien 352. Hafenanlage bei Bizerta 382.

Aegyptisches Reich und Nilgebiet. Die Pflanzenarmuth der Libyschen Wüste 15. Thiergeographisches vom Suezkanal 15. Die Petroleumquellen am Gebel Zeit 64. Ausgrabung des Pharaonenschlosses von Thachpanhes 79. Nach-

richten von Dr. Junker 96. 272. Emin Bey 272. Acclimatisirung von Europäern 336.
Abessinien. Franzoi's Reise nach Schoa 64. 367. Kosaken nach Abessinien 111. Das Vasallenverhältniß von Schoa zu Abessinien 272. Benzoni's Expedition nach Harrar 288.
Ostafrika. Graf Teleky's Expedition 16. Johnston's Buch über den Kilima-Ndscharo 78. Dr. Fischer's Rückkehr 96. Weite Reisen der Suaheli-Kaufleute 111. Karte von Central-Ostafrika 144. Portugiesischer Feldzug ins Innere 320. Neuerwerbungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft 352. Zeichensprache der Massai 366.
Seengebiet. Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885 1. 17. 33. 49. 321. 337. 353. 369. Révoil's Umkehr 96. Die portugiesische Expedition unter Serpa Pinto und Cardozo 336.
Inneres (Congo-Staat). Nachrichten von der österreichischen Congo-Expedition 15. 208. 336. Wißmann's neue Reise 16. 208. Wolff's Befahrung des Sankuru und Lomami 80. Tisdel's Bericht 111. Kassai oder Sankuru? 112. Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes. Von W. Mönkemeyer 171. Einführung hoher Zölle 176. 320. Der Lomami 224. Die portugiesische Expedition zum Muata Jamwo 240. Gleerup's Reise 251. Urtheile über den Congo und seine Zukunft 254. Dampferlinie zwischen Antwerpen und dem Congo 352. Räumung der Falls-Station 368. Das Klima der Falls-Station 383. Mission in Lulnaburg 383.
Süden. Holub's Reise 15. Bau der Delagoa-Eisenbahn 15. Eröffnung der Eisenbahn von Durban nach Ladysmith 64. Farini's Reise in der Kalahari-Wüste 200. Neue Goldfelder 303. Theilung von Zulu-Land 368.
Westen (südlich vom Aequator). Das Ovampo-Land unter deutschen Schutz gestellt 144. Pohle's Bericht über das Land nördlich vom Orange-Flusse 224. Die Omumborombonga-Sage der Herero und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung. Von H. Brincker 247. Die Mondombé 285. 333. Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas 316. Bau der Eisenbahn nach Ambacca 336. Die Fauna von Angra Pequena 382.
Westen (nördlich vom Aequator). Grenzregulirungen zwischen den französischen und portugiesischen Gebieten 48. Ruder und Canoes in Westafrika. Von Dr. Pechuël-Loesche 74. Das Hinterland von Kamerun 143. Honiggewinnung am Kamerun-Gebirge 144. Telegraphische Verbindung mit Europa 176. 383. Lockere Sklaverei im Hinterlande von Kamerun 190. Die Erforschung des Sekoli-Flusses durch Jacques de Brazza 206. Grenze zwischen englischem und deutschem Besitze am Niger 208. Das Land der Bagas und der Rio Nuñez 241. 257. 273. Victoria am Kamerun-Gebirge deutsch 255. Wauwermans über Liberia 255. Spanische Expedition in das Hinterland des Rio de Oro 287. Zintgraff nach Kamerun zur Erforschung der Hinterlande 352. Krause's Reise nach Salaga und Mossi 352.
Inseln. Die Bevölkerung von Réunion 124. Einwanderung in Madagascar 176. Hartmann's Buch über Madagascar 240. Der Bergreis auf Madagascar 255. O. Baumann nach Fernando Poo 336. Die Bedeutung Tamataves 336. Die Canarien 361. Besetzung Sokotras durch England 382.

Australien.

Abnahme der Waldbäume durch Opossums 190. Die Verbreitung des Blasenwurms 190. Fortschritte im Eisenbahnwesen 224. Bevölkerungsstatistisches 256. Die Gletscher Australiens 318.
Südaustralien. Lindsay's Expedition und Lieutn. Dittrich 255. 336. Expedition unter Giles und Laurie 336. Brunnenbohrungen 383.
Queensland. Trennungsgelüste im Norden der Kolonie 320.
Westaustralien. Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien 78. Statistisches 191. Erforschung der Cambridge Downs 255.

Inseln des Stillen Oceans.

Neu-Guinea. Strachan's neue Reise 32. Dampferverbindung zwischen Britisch Neu-Guinea und Australien 80. Stewart's Reise 80. Fortschritte der Neu-Guinea-Kompagnie 144. Scratchley über Britisch-Neu-Guinea 156. Das Ende von Forbes' Reise 160. Erforschung des Kaiserin-Augusta-Flusses 208. 381.
Europäische Kolonien. Vulkanische Eruption auf Neu-Seeland. Von H. Greffrath 128. 191. Industrie-Ausstellung auf Neu-Seeland 160. A. Marche nach den Marianen 191. Die Mestizen auf Neu-Caledonien 191. White Island 304. 320.
Die übrigen Inseln. Die Cook- oder Hervey-Inseln 7. 23. Die Austral- oder Tubuaï-Inseln 65. Von den Samoa-Inseln 81. Die Tonga-Inseln 97. Annection der Kermadec-Inseln durch England 208. Vulkanischer Ausbruch auf Niapu 320.

Nordamerika.

Die nordamerikanische Landschneckenfauna. Von W. Kobelt 126.
Britisch-Nordamerika. Die Canada-Pacific-Eisenbahn. Von Heinrich Lemcke 92. Boas' ethnographische Reise nach Vancouver 352.
Vereinigte Staaten und Alaska. Indianische Grabhügel in Tennessee 80. Die Tornados 80. Prähistorische Menschenreste in Florida 80. Schwattka nach dem Eliasberge 112. 272. Alaska. Nach Iwan Petroff 151. 167. 185. Industrieller Fortschritt des Südens 160. Die Yuma-Indianer in Süd-Californien. Von J. A. Spring 267. Die Gletscher der Vereinigten Staaten 280. Mount Pitt in Oregon 285. Der Lenape-Stein 288. Die Mounds und Lodges 288. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche 288. 320. 383. Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona 289. 305. Der Tahoe-See 304. Waldverwüstung 320. Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming 334. Das Volk der Omaha 347. Das Erdbeben von Charleston 352. Vermessung des Kratersees in Oregon 383.
Mexiko. Charnay's neue archäologische Reise in Yucatan 112. Der Scorpion von Durango 160. Eine altindianische Opferstätte auf dem Popocatepetl 160. 191. Der fossile Mensch vom Peñon 192. Tauschhandel der Lacandonen 192. Vulkanische Erscheinungen 320.
Centralamerikanische Staaten. Geschirrfabrikation der Pokomam-Indianer 16.

Südamerika.

Colombia. Die Bogotáner. Von Dr. Alfred Hettner 69. 86. 105. 118. Feststellung der Grenze gegen Costarica 336. Traurige Zustände im Staate Magdalena 383.
Venezuela. Entstehung des Orinocodeltas 192.
Brasilien. K. von den Steinen's Schingú-Expedition 157. Die Vermessung des Rio Paranapanema 192. Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná 233.
Bolivia. Fastnachtgebräuche der Aymara-Indianer 238. Nachricht von Thouar 352.
Paraguay. Aussichten für Einwanderer 192.
Argentina. Neu entdeckte Goldlager in Patagonien 61. 256. Fontana's Reisen am Chubut 96. Anwachsen der Stadt La Plata 176. Expeditionen nach dem Feuerlande 368. 384. Aus- und Einfuhr 384.
Chile. Philippi's Bereisung des früheren Südbolivien 256.
Ecuador. Wiederaufstellung des Inschriftsteins von Tarqui 336.

Polargebiete.

Nordenskiöld's Grönland 42. Peary's Reise nach Grönland 64. Bildung einer Mischrasse in Grönland 64. Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere 256. Wiederaufnahme der Südpolarforschung 384. Gilder's Expedition 384.

Oceane.

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. Von Dr. Pechuël-Loesche 39. 55. Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache" 301. Die Tiefseelothungen der „Enterprise" im südlichen Stillen und im Atlantischen Ocean 368. Treibeis im südatlantischen Oceane 384. Eindringungstiefe des Lichtes in das Meer 384.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Der tertiäre Mensch 304.
Ethnologisches. F. Ratzel's Völkerkunde 30. Dr. W. Schneider, Die Naturvölker 112.
Vermischtes. Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. Von Emil Jung 10. 26. Die Herkunft der Bohne 72. Begrenzung der Floren 112.

Vom Büchertische.

Geinitz, Die mecklenburgischen Höhenrücken 14.
Ratzel, Völkerkunde 30.
Nordenskiöld, Grönland 42.
Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 62.
J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 63.
F. Müller, Siebenbürger Sagen 63.
A. Sprenger, Babylonien 64.
H. H. Johnston, Der Kilima-Ndscharo 78.
Europäische Wanderbilder 79.
G. Radde, Talysch und seine Bewohner 89.
R. Aßmann, Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland 93.
Tisdel, Congo 111.
W. Schneider, Die Naturvölker 112.
B. Schwarz, Vom deutschen Exil im Skythenlande 127.
B. Schwarz, Kamerun 143.
Engelhardt und von Wensierski, Karte von Central-Ostafrika 144.
K. von den Steinen, Durch Central-Brasilien 157.
Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort 159.
Wolf, Wallis und Chamonix 188.
Leicher, Orometrie des Harzgebirges 239.
A. Kirchhoff, Länderkunde der fünf Erdtheile 239.
Farini, Durch die Kalahari-Wüste 240.
R. Hartmann, Madagaskar 240.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 272.
C. Hager, Die Marshall-Inseln 304.
H. Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln 361.
Jadrinzew-Petri, Sibirien 362.
G. Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan 382.

Mitarbeiter
(auch Verfasser von übersetzten Artikeln).

F. Blumentritt 215. 294.
H. Brincker 246.
L. E. Browski 250. 263.
H. Gressrath 79. 128.
A. Hettner 69. 86. 105. 118.
F. Hubad 218. 298. 310.
E. Jung 10. 26. 331.
W. Kobelt 126.
H. Lemcke 92.
C. Mehlis 173. 183. 277. 317.
E. Metzger 343.
W. Mönkemeyer 171.
E. Pechuël-Loesche 39. 55. 74.
E. Petri 31. 173.
Petscherski (übersetzt von R. von Seidlitz) 138.
J. A. Spring 267.

Todesfälle und Nekrologe.

Abich 270. Delatte 254. Dubois 368. Eycken 254. Flegel 270. Landsborough 269. Maarschalk 270. Monstier 270. Müller 270. Graf Posse 254. Simonin 270. Soleillet 270.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Arzruni 14. Ball 112. O. Baumann 208. 336. 383. Beeston 32. Beketow 175. Bent 94. Benzoni 288. G. Berndt 203. Bert 303. Betson 111. Boas 352. Bove 254. J. de Brazza 206. Bunge 95. 254. Cardozo 336. Carey 207. de Carvalho 240. Casati 96. Cervera 287. Charnay 112. 160. 191. H. Christ 361. Cooper 384. Dittrich 255. Dutton 383. Emin Bey 96. 272. Evans 287. Farini 200. 240. Feddersen 123. Ferrari 14. Fésigny 96. Fischer 96. Flegel 208. Fontana 36. Forbes 160. Franzoi 64. 367. Frost 158. Geinitz 14. Gilder 384. Giles 336. Gleerup 144. 251. Gondatti 175. Gottsche 94. Grumm-Grshimailo 253. Hector 191. Heim 127. Hellwig 77. B. C. Henry 313. 328. Holub 15. Hornlimann 319. Ignatiew 111. Ijzerman 96. Jadrinzew 363. 377. H. H. Johnston 78. Jones 64. Jühlke 352. Junker 96. 272. van der Kellen 285. 316. 333. Keller 15. 124. 176. 336. Kenan 158. H. Kiepert 271. 367. Kjellmann 159. Kobelt 175. Krasnow 111. 127. Krause 352. Landas 240. Laurie 336. Leicher 239. von Lendenfeld 318. Lenz 15. 234. Lindsay 336. Ramon Lista 368. Lockhart 64. Man 95. A. Marche 191. Miklucho-Maklay 95. de Nadaillac 288. Nikolsky 14. Paiva Andrada 320. Paz 384. Peary 64. Pekelharing 254. Petrie 79. Philippi 256. Potanin 31. 128. 254. 379. Proudfit 288. Quiroya 287. Radde 89. 284. 335. Réveillère 96. 237. Révoil 96. Rizzo 287. Schestakow 253. von Schleinitz 208. 381. W. Schneider 112. Schrader 94. Schütze 240. B. Schwarz 127. 143. Schwatka 112. 272. Schweinfurth 15. 336. Serpa Pinto 336. Sievers 383. Stapf 79. von den Steinen 157. Stewart 80. van der Stok 367. Stoll 16. Strachan 32. Summers 383. Graf Teleky 16. Thoroddsen 351. Thouar 352. Tisdel 111. Tissandier 289. 305. von Toll 95. 254. Wauters 112. Wißmann 16. 208. Wolff 32. 80. 224. Zintgraff 352.

Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Der Gollenstein bei Bliescastel 183.
Der Tontonenstein bei Miltenberg 184.

Asien.

Nepal.

(Dr. G. Le Bon's Reise.)

Nepalische Träger 102.
Großer Platz in Katmandu 103.
Steinerner Tempel in Katmandu 104.
Tempel vor dem kaiserlichen Palaste in Katmandu 114.
Vorderseite eines Herrenhauses in Katmandu 115.
Ornamentirung der Vorderseite eines Palastes in Nepal 116.
Indra's Blitz vor einem Buddhatempel in Sambunath 117.
Buddhatempel in Sambunath 130.
Dschang Bahadur, einstiger erster Minister von Nepal 131.
Nepalische Soldaten 132.
Kukhri. Handglocke aus einem buddhistischen Tempel in Nepal 133.
Broncethür im königlichen Palaste zu Patan 134.
Nepalische Silbermünzen 135.
Der große steinerne Tempel gegenüber dem königlichen Palaste in Patan 146.
Pfeiler eines Hauses in Patan 147.
Platz vor dem Königspalaste in Patan 148.
Gesammtansicht von Paschpatti 149.
Großer Tempel in Buddnath 150.
Ansicht des großen Platzes in Bhatgaon 162.

Steinerner Tempel in Bhatgaon 163.
Das „Goldene Thor“ im königlichen Palaste zu Bhatgaon 164.
Nepalische Typen 165.
Nepalischer Götze aus Bronce 166.

Philippinen.

(Marche's Reise.)

Familie von Puno Pinang 178.
Orang-Sakaïs 178.
Der Hafen von Manila 179.
Die Straße l'Escolta in Manila 180.
Die Promenade Sampaloc in Manila 181.
Indierin von Manila 182.
Mestizinnen von Manila 182.
Mit einem Büffel bespannter Pflug der Indios 195.
Ufer des Pasig 196.
Tagalische Familie 197.
Eckhaus in Manila nach dem Erdbeben 198.
Carretones oder Büffelkarren 199.
Igorroten 210.
Pfeifen der Igorroten 211.
Ein vantay (Rasthaus) im Gebirge 211.
Hölzerne Doppelschüssel und Löffel der Igorroten 212.
Der Champignon-Archipel im Hafen von Lingayen 212.
Der Maquiling 213.
Der Vulkan Taal 214.
Kirche und Kloster Lipa 226.
Negritos vom Yriga 227.
Ringe aus den Särgen von Pamine-Taan 228.
Goldene Schmucksachen aus den Särgen von Pamine-Taan 228.
Fest in Santa Cruz de Nano 229.
Urnen aus der Grotte Pamine-Taan 230.
Hölzerne Figuren aus Grabhöhlen der Insel Marinduque 230.

Afrika.

(Giraud's Reise im Seengebiete.)

Abreise von Dar es-Salam an der Ostküste Afrikas 2.
Zanzibarer. Ferruschi. Kamna. Nassib 4.
Ansicht eines Pori mit Eingeborenen von Uzaramo 5.
Das Wadoë-Dorf Kamruka 6.
Der Kingani-Fluß 18.
Begegnung mit einem Nashorne 18.
Ein Thor des Dorfes Hongo 19.
Am Ufer des Mgeta 20.
Ankunft von Briefen aus Europa. Dorf Mgunda 21.
Wasagara 22.
Vorrathshäuschen der Wasagara im Dickicht 34.
Der Jäger Hassani Bogo 34.
Die Acacia horrida 35.
Wahehe 36.
Eingeborene von Uhehe 37.
Lager der Expedition 38.
Die Hauptstadt von Uhehe 50.
Flußübergang mittels einzelner Theile des Bootes 51.
Zusammentreffen mit einem Eingeborenen von Usasa 52.
Eingeborene im Livingstone-Gebirge 53.
Bambus bei einem Dorfe in Konde 54.
Ein Dorf in Konde 322.
Ankunft des Häuptlings Mnakepesi 323.
Begrüßung mit Makula 323.
Mädchen und Mann aus Konde 324.
Bestrafung eines Diebes 325.
Der Kuhhirt der Expedition 326.
Blick auf das nördliche Ende des Njassa-Sees 327.
Das Dorf Kiwanda 339.
Eingang in das Dorf des Moïne Muiva 340.
Empfang bei Moïne Muiva 341.
Der dicke Muirua auf den Schultern eines Sklaven 342.
Giraud's Empfang bei Mkënë 354.
Mkënë's Orchester in Giraud's Lager 355.
Zurückgabe eines Gewehres 356.
Uebergang über die Tschambezi-Ueberschwemmung 357.
Innere Boma im Dorfe Ketimkuru's 358.
Ketimkuru auf der Ziehharmonika spielend 359.
Der Pombe trinkende Zapaïra 359.
Giraud's Abschied von seiner Karawane 360.
Das Dorf Kombo-Kombo 370.
Das Boot erreicht das offene Wasser des Bangweolo-Sees 371.
Ankunft in Kirui 372.
Singa 373.
Giraud's Boot wird in den Stromschnellen des Lnapula von den Wa'ussi angegriffen 374.
Kalambo 375.
Ankunft des Bootes in Kawende 376.

Westafrikanische Ruder 75.

Das Land der Bagas.

Ankunft Dinah Salifou's auf „le Goéland“ 243.
Häuser von Petit-Talibonche 244.
Inneres eines Hauses in Petit-Talibonche 245.
Fetische, welche die Kopfform der Eingeborenen von Petit-Talibonche nachahmen 246.
Ein Boot mit Simons 258.
Landschaft beim Dorfe Catombe 258.
Weiber im Dorfe Coffin 259.
Vorhalle eines Hauses im Dorfe Coffin 260.
Landeplatz von Grand-Talibonche 261.
Platz in Grand-Talibonche 262.
Frucht des Kola-Baumes 274.
Der Kola-Baum 274.
Thor von Casasocobouly 275.
Menga Sera, Häuptling der Landoumans 276.
Eingang zum Posten Boké 276.

Inseln des Stillen Oceans.

Der Cook- oder Hervey-Archipel.

Eingeborene des Cook-Archipels auf der Walfischjagd 7.
Protestantische Kirche in Arognani 7.
Eine Familie von Rarotonga, vom Fischfange zurückkehrend 8.
Brotbaum oder Maïore 23.
Die Königsgräber auf Rarotonga 24.
Die große Häuptlingin Tapuni 24.
Eingeborene der Insel Mauti 24.

Die Austral- oder Tubuaï-Inseln.

Das Haus des Königs und die Kirche auf Rurutu 66.
Eingeborene von Tubuaï 67.
Junges Mädchen von der Insel Rimatara 68.

Die Samoa-Inseln.

Fischfang in der França-Bai 82.
Zum Tanze geschmückte Samoaner 83.
Mündung des Flusses von Apia 84.
Ansicht von Apia und der französischen Missionsstation 85.

Die Tonga-Inseln.

Bewohner von Tonga 98.
Nukualofa auf Tonga-Tabu 99.
Landschaft bei Mua auf Tonga-Tabu 99.
Grab eines Tui-Tonga bei Mua 100.

Nordamerika.

Straße in Kanab. Dahinter die Vermilion Cliffs 291.
Laven des Mount Trumbull 292.
Das Plateau Toroweap und der große Colorado-Cañon 293.
Indianerlager im Walde von Kaibab 294.
Der große Cañon und der Mount San Francisco 306.
Der Marble Cañon bei Pagump Valley 308.
The White Cliffs 309.

Karten.

Victor Giraud's Reise von Dar es-Salam zum Njassasee (1 : 3 000 000) 3.
Alfred Marche's Reisen auf Luzon (1 : 3 500 000) 194.
Flötz-Querprofil (1 : 20 000) 232.
Skizze von Bagatay (1 : 700 000) 242.
Ringwall auf dem alten Rothenberge nordwestlich von Schnaittach (1 : 1500) 278.
Profile durch den Ringwall (1 : 1500) 278.
Karte des Gebietes zwischen Salt Lake City und dem Colorado River 290.
Victor Giraud's Reise im innerafrikanischen Seengebiete (1 : 4 000 000) 338.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

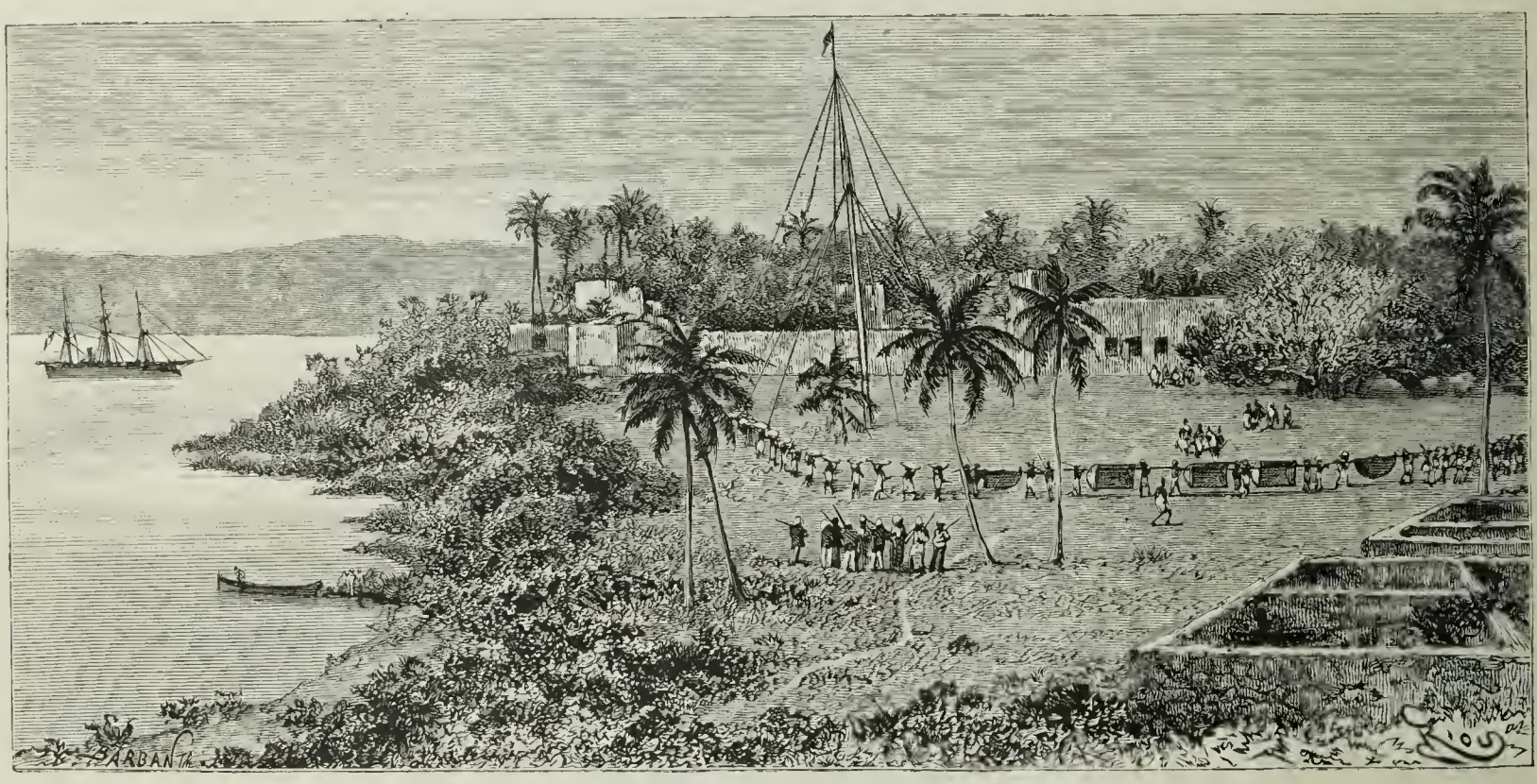
Am 9. Juli 1883 verließ Schiffsfähnrich Victor Giraud an Bord der „Jemna" Marseille und traf nach einer ziemlich ungemüthlichen Fahrt von 45 Tagen am 25. August im Hafen von Zanzibar ein. Hier mußte er 121 Träger in seine Dienste nehmen, nämlich 13 für seine Kisten, 5 für Betten, Zelte, Tische u. s. w., 10 für die Patronen, 65 für Stoffe und Perlen, 8 Anführer und 20 für ein Boot. Letzteres war die Hauptursache für die große Zahl von Trägern, deren Beköstigung schon jetzt dem Reisenden manche Sorge und manches Kopfzerbrechen verursachte. An Waffen standen ihm zu Gebote 25 Grasgewehre, 60 Perkussionsflinten, 4000 Graspatronen und drei Fässer Pulver. Das Boot war in Gestalt eines Walfischbootes aus weichem Stahle gefertigt und maß in der Länge $7^1/_2$ m, in der Breite $1^1/_2$ m. Um den Transport desselben zu erleichtern, war es in fünf Theile zerlegt, drei große Mittelstücke von je 80 kg Schwere und zwei kleine von je 50 kg; es trug nur einen Mast vorn und ein lateinisches Segel. Aber der Erleichterung halber blieben Mast, Segelstange, Bänke und sonstiges Holzwerk, welches sich unterwegs leicht ersetzen ließ, in Zanzibar zurück.

Am 15. December Abends befanden sich sämmtliche Leute und alles Gepäck der Expedition an Bord des „Bourfaint", dessen Kommandant Boutet dieselbe nach Dar es-Salaam überzusetzen eingewilligt hatte; auch der französische Generalkonsul Ledoulx gab ihr das Geleit. Am 17. December 1882 lichtete der „Bourfaint" bei Sonnenaufgang die Anker und warf sie um 3 Uhr Nachmittags in dem reizenden kleinen Hafen Dar es-Salaam wieder aus; wer von der afrikanischen Ostküste nur den endlosen Strand von Bagamojo und Saadani kennt, fühlt eine wahre Erleichterung in dieser kleinen, wohlgeschützten Bucht, der einzigen in ihrer Art zwischen dem Kap Guardafui und Natal. Alte rissige Mauern und Trümmer sind alles, was von dem alten Dar es-Salaam, aus welchem Saïd Medschid ein Handelscentrum hatte machen wollen, übrig geblieben ist. Der 18. December ging mit verschiedenen Vorbereitungen hin und schloß mit einem Abschiedsmahle auf dem Schiffe, während die Träger die ganze Nacht hindurch unter wüstem Lärmen und Zanken zechten. Als die Sonne aufging, brauchte Keiner geweckt zu werden; der Kirangozi oder Führer, der gegen 1 Uhr Nachts mit lauter Stimme zu Mond und Sternen um einen glücklichen Ausgang der Reise gebetet hatte, trat mitten auf den Pfad, und nach einer Viertelstunde bereits waren alle Lasten geschnürt und ordneten sich sämmtliche Träger im Gänsemarsche hinter ihm. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung und dann folgte ihm Giraud, welchem vier seiner Kameraden vom Schiffe während des ersten Tagemarsches das Geleit gaben. Derselbe war aber anstrengend genug. Der sandige Pfad führt zuerst durch einen Kokoswald und dann durch Dorngestrüpp und hohes trockenes Gras, wo die Sonne mit aller Macht herabbrannte. Gegen 9 Uhr passirte man die letzte Kokospalme, eine Stunde später den letzten Mangobaum und erst um 1 Uhr wurde ein Brunnen erreicht und das Lager aufgeschlagen. Noch am selben Abend kehrten

die vier Seeofficiere nach der Küste zurück, und Giraud war nun der einzige Europäer in der ganzen Karawane. Sehen wir uns nun einige seiner Begleiter an.

Da ist zuvörderst Nassib, der erste Niampara oder Anführer, ein typischer Araber, schwarz, groß, trocken, abgehärtet; mit der seinen Landsleuten eigenthümlichen Eleganz und Vornehmheit trägt er das weiße Zanzibarer Hemd und die in Turbanform um den Kopf gewickelte Schuka. Er ist einer der Wenigen in der Karawane, welche fließend Arabisch sprechen und schreiben; als getreuer Beobachter des äußeren Scheines verrichtet er allabendlich seinen Salam, bis er nach Ablauf des ersten Monates die Sache einstellt. Niemals setzte er sich vor Sonnenuntergang nieder; während des Marsches befand er sich hinter der Karawane, um die Nachzügler zu überwachen und mit einigen Genossen etwaige Angriffe von Nuga-Nugas (Banditen), welche stets dort anzugreifen pflegen, abzuwehren. Ruhe scheint er nicht zu kennen; sobald der Lagerplatz ausgewählt ist, läßt er zuerst, während das Zelt Giraud's aufgeschlagen und die Kochgelegenheit hergerichtet wird, die Boma (Pallisade) herstellen und sämmtliche Lasten ordentlich aufschichten; jede derselben ruht, zum Schutze gegen die Bodenfeuchtigkeit, auf ein paar starken Aesten, und alle werden durch Decken gegen den Regen geschützt. Gegen 2 Uhr kann er dann gewöhnlich melden, daß alle Lasten zur Stelle sind und das Lager fertig ist. Während des Nachmittages wandelt er von einer Gruppe zur anderen, schlichtet kleine Streitigkeiten, bezeichnet diejenigen, welche am folgenden Tage vom Lasttragen zu befreien sind, ernennt ihre Stellvertreter, hört Beschwerden an u. s. w. Abends endlich empfängt er von Giraud die Befehle für den nächsten Tagemarsch und verkündet sie mit lauter Stimme im Lager.

Bei all' diesen Geschäften stand ihm Tuakali zur Seite, ein kleiner, kluger Bursche, welcher ihn schon lange auf seinen Reisen im Inneren begleitete; es war ein unruhiger, widerspenstiger Mensch, aber als Dolmetsch sehr brauchbar. Während seiner ganzen Reise durchzog Giraud die Gebiete von 12 bis 15 Stämmen mit verschiedenen Dialekten, ohne



Abreise von Dar es-Salam an der Ostküste Afrikas.

daß Tuakali jemals mit seiner Uebersetzungskunst in Verlegenheit gerathen wäre. Dann kam Wadi Saliman, ein Unteranführer, dem die Obhut über das Boot anvertraut war, ein großer, langer, magerer, unbedeutender Mensch, der unter Stanley auf dem Congo ein Boot geführt hatte, aber den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprach. Wadi Asmani, ein mächtiger Koloß mit bestialischem Kopfe, hatte das Zelt unter sich; er war zänkisch und dabei so feige, daß er zuletzt überall verachtet wurde. Für die Kisten hatte Wadi Combo zu sorgen; er war ebenso riesig, wie der vorige, aber gutmüthig, lustig, voll Leben und Muth, stets bereit, Feuer zu geben oder einen Strom zu durchschwimmen. Ferrushi, der jüngste unter den Anführern, hatte gleichfalls drei Jahre am Congo gedient; er war hitzig, selbst unverschämt, aber tapfer und von lebhafter Fassungsgabe und dadurch oft nützlich; auf dem Bangweolo-See führte er das Boot. Kanna war gleichfalls als Anführer angeworben worden, vertauschte jedoch diese ehrenvolle Stelle bald mit der einträglicheren des Kochs. Alle diese Anführer bildeten unter der Oberleitung Nassib's, dessen Autorität jeder in der Karawane anerkannte, einen werthvollen Kern. Auf dem Marsche sowohl als auch im Lager führten sie die Aufsicht und waren für die ihnen anvertrauten Lasten verantwortlich, die sie im Falle der Noth selbst fortzuschaffen hatten.

Der erste Marsch war lang gewesen, und zwar mit Absicht, um die Träger an der nochmaligen Rückkehr zur Küste und zu den dortigen Schnapsflaschen zu verhindern. Trotzdem waren bald fünf Desertionen zu beklagen, freilich nur von Taugenichtsen aus Uganda, die sich zum Lastentragen für zu schade hielten und nur Askari (Soldaten) spielen wollten.

Pugu, wo Giraud am zweiten Tage lagerte, war weniger ein Dorf, als ein einfaches Lager mit unsauberen Hütten. Die dortigen Eingeborenen beiderlei Geschlechts scheiteln das Haar mitten auf dem Kopfe und lassen es in ganzer Länge auf die Schultern herabfallen; am Ende jeder Strähne hängt oft eine kleine Kugel von Lehm, durch deren Gewicht schließlich die krausen Wollhaare fast straff gezogen werden. Statt jeder Kleidung tragen diese Be-

VICTOR GIRAUD'S
Reise von
DAR ES-SALAM zum NJASSASEE.

Maassstab 1:3000000.

20 40 60 80 100 Kilom.
(111,3 = 1° d. Äqu.)

34° östl. v. Greenwich. 35 36 37 38 39

7 8 9 10

USAGARA
UKWERE
UZARAMO
WADOË
KUTU
UHEHE
MAHENGE
USSAGONGO
UBENA
KONDE
UKINGA
Plateau von 2000m
Erratische Blöcke
Livingstone-Gebirge
Luëgu
Uranga
Ruaha
Rufidschi
Kingani
Ruwo
Kiruwa
Bagamojo
I. Zanzibar
Dar es-Salam
Pugu
Kisilawe
Mizugwe
Kora
Bandari
Kimruka
Hongo
Zamboë
Moto
Mgeta
Bepobeho Wüste
Hongo
Msogera
Kisaki
Kingwere
Mgunda
Wüste Tirikesa
Kingwira B.
Kirangwe
Comero
Wigu B.
Maburuki B.
Makata
Pebuani
Kifuara B.
Kifuara
Ruembo
Kuaha
Kuirenga
Gogoro
Kutosi
Mgamba (früher Merere)
Kirangawana
Uranga Bg.
Parè
Kirua B.
Kisega
Kuduma
Kitte
Kulkua
Mdgira
Marawani
Msombe
Msogiri
Mgwero
Kiwira
Kiwira
Kuiwida
Unkanga
Moina
Mussukru
Muzkepeti
Makula
Njassa
Karonga
See
Gaillard.

Übersicht von V. Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.
1:20000000.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

wohner der (von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beanspruchten) Landschaft Uzaramo nur einen schmutzigen, zerfetzten Lappen, der kaum den einfachsten Anforderungen der Schamhaftigkeit entspricht. Von Ackerbau ist bei ihnen wenig die Rede; sie leben von wildwachsenden Früchten und von Diebstahl, und nur selten, wenn die Noth drängt, entschließen sie sich dazu, etwas Orseilleflechte oder Kautschuk zur Küste hinabzutragen.

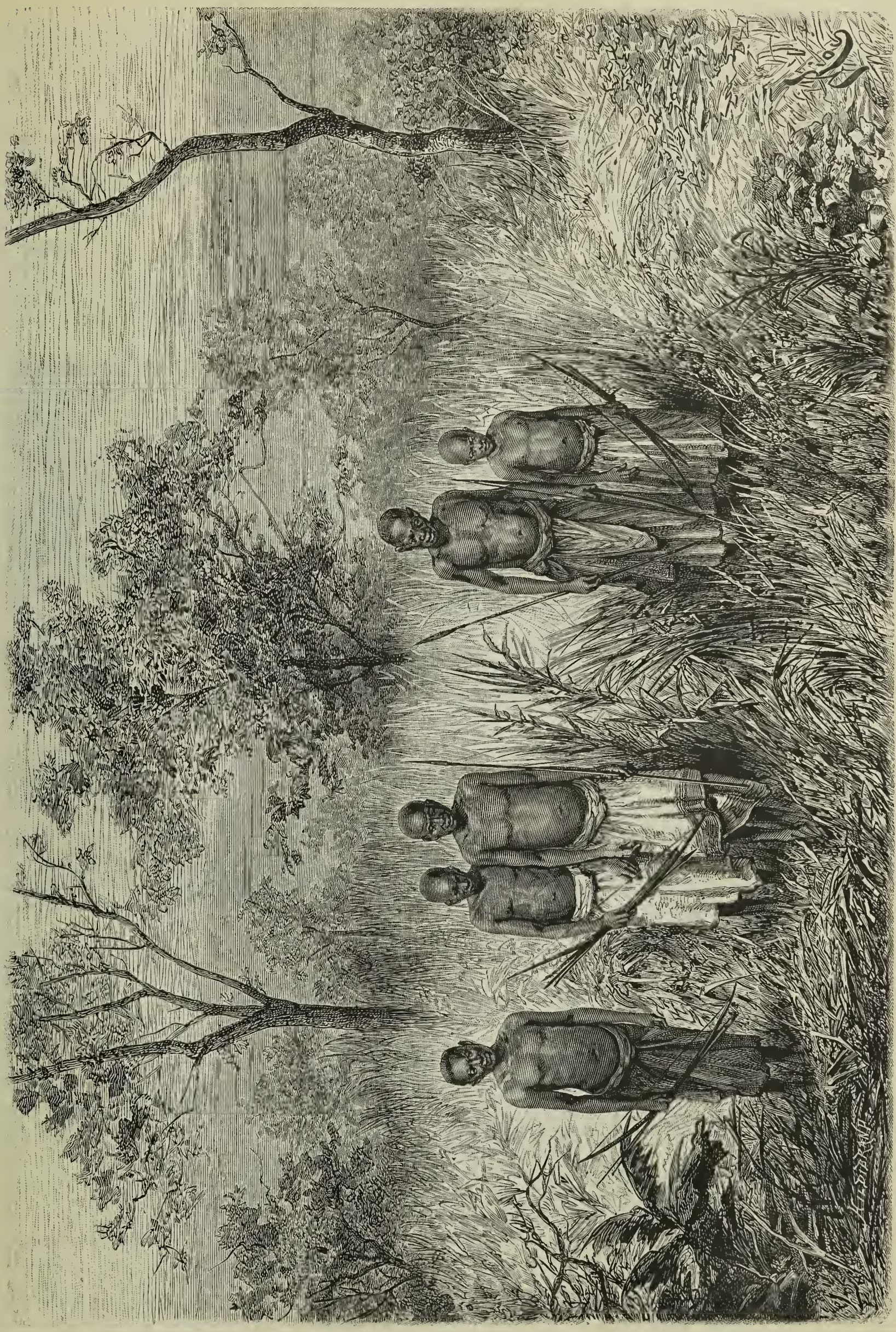
Das Land mit seiner üppigen Vegetation steht in scharfem Gegensatze zu seinen wilden Eingeborenen; namentlich zeichnen sich die Striche am Kingani-Flusse aus, welche besser bewässert sind, als die südlicher gelegene Strecke, welche Giraud durchzieht. Hier fand derselbe nur schlechtes Brunnenwasser zum Trinken. Vom dritten Tagemarsche an ließ er die sandige Ebene hinter sich und betrat frische Thäler von ca. 200 bis 300 m Höhe; freundlich schlängelt sich der Pfad von einem zum anderen. Das Gestein ist eine Art Molasse, die stellenweise von mattrother zu graugrüner Farbe übergeht. Alles war hier grün, frisch, gut bewaldet und erinnerte fast an irgend einen versteckten Winkel der Alpen.

In dem Wadoë-Dorfe Kamruka, wo Giraud am 25. December eintraf, erblickte er, so weit das Auge reichte, vor sich eine Ebene; hier begann es zu regnen, anfangs wenig, gegen Abend aber mit Donner und Blitz. Die heutigen Tages zersprengten Wadoë behaupten, aus dem Norden zu stammen, wo sie ein großes Volk bildeten, das in Folge eines Krieges mit den Massai auswanderte. Sie können sich noch daran erinnern, daß ihre Väter die Kriegsgefangenen auffraßen, eine Sitte, die außer Uebung gekommen ist. In Uzaramo besitzen sie zahlreiche Dörfer, noch weit mehr aber in Uzegua, wo sie überall ihre Unabhängigkeit bewahrt haben.

Zanzibarer. Ferrushi. Kamna. Nassib. Zanzibarer.

Der Häuptling von Kamruka ist ein stumpfsinniger Mensch ohne Interesse, sein Dorf aber besser gehalten, als alle bisher passirten. Die Hütten sind verhältnißmäßig groß und luftig; sie stehen bei einander und werden von einem gut im Stande befindlichen Pallisadenzaune eingefaßt. Der Häuptling besaß vier Kühe und fünf Hammel; erstere lieferten dem Reisenden eine Schale Milch, deren Werth er hier mehr und mehr zu schätzen anfing, von letzteren kaufte er einen, dessen Fleisch zwei Tage lang seinen Tisch zierte.

Von Kamruka bis Zambuë, dem letzten Dorfe von Uzaramo, fanden sich vollständig öde, mit lichtem Walde bedeckte Strecken, Poris, wie sie seine Begleiter nennen; bei diesen sind sie mit Recht gefürchtet, denn außer den gewöhnlichen 30 kg Last müssen sie in solchen Gegenden noch Lebensmittel mit sich führen. Wahrscheinlich hat der Wassermangel ihre Besiedelung verhindert. Erst in Zambuë stieß man wieder auf die ersten beiden Bäche, welche in nordwestlichem Laufe dem nahen Kingani zufließen. Aber trotz der Trockenheit hat die Natur hier nichts von ihren Reizen verloren; oft durchzog man hochstämmigen Wald von ganz europäischem Aussehen, mitunter auch kleine Lichtungen mit so frisch grünem Rasen, wie man ihn nur in unseren bestgehaltenen Parks antrifft. Die ersten Regenfälle, welche nun von Tag zu Tag zunehmen, verleihen der Natur ein frühlingsartiges Aussehen, an dem sich der Reisende von Herzen erquickte. December und Januar sind hier die beiden wahren Frühlingsmonate, die zwar nicht so viel Blüthen zu Tage fördern, als bei uns, aber doch der Reize nicht entbehren. Die zahlreichen Varietäten von Akazien, welche sich in Afrikas Wäldern finden, erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Wohlgeruche; der wilde Flieder, von weißer Farbe und nicht so voll wie in unseren Gärten, aber von demselben Geruche, prangt jetzt in voller Schönheit, und ein schönes hellblaues Immergrün fällt im Gebüsch angenehm auf. Je weiter man nach Westen vordringt, um



Ansicht eines Pori mit Eingeborenen von Uzaramo.

so seltener werden leider die Nutzpflanzen; kaum daß man in langen Zwischenräumen eine Kautschukliane, einen Büschel Orseille auf der Spitze eines alten Baumstammes oder einen fußhohen wilden Weinstock antrifft, dessen kleine Trauben von den Vögeln benagt werden. Die ersten Morgenstunden sind meist angenehm; gegen 10 Uhr, wo die Sonnenstrahlen anfangen zu brennen, bedeckt sich der Himmel plötzlich mit schwarzen Wolken, die aus Südosten kommen und in weniger als einer Viertelstunde ihn ganz überziehen. Ein Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe folgt, dann wird die Luft schwer, drückend und mit Elektricität erfüllt, so daß man ein Unbehagen, wie beim Herannahen eines schweren Ungewitters, empfindet; die Schwarzen nennen diesen Zustand diaschio (Schweiß). Gegen 2 Uhr endlich erhebt sich eine frische Brise aus Südost, welche einige Regengüsse bringt, den Himmel reinfegt und die Luft abkühlt. Gegen 4 Uhr sendet die Sonne noch einige Strahlen herab, welche das Lager trocknen; dann überzieht sich der Himmel wieder für die ganze Nacht, ohne daß es nochmals zum Regnen kommt.

Unter solchen Verhältnissen fallen astronomische Beobachtungen sehr schwer; nachdem Giraud mehrere Abende vergeblich auf die Sterne gewartet hatte, fing er an, Sonnenhöhen zu nehmen, sobald es das Wetter erlaubte, und wenn das Lager um Mittag aufgeschlagen war. Gegen 4 Uhr gewöhnlich wurde das Kochthermometer in Funktion gesetzt, wobei Giraud's Diener Maka, ein junger gutmüthiger Araber, die Handreichungen zu leisten hatte. Ebenso hatte er die allgemeine Correspondenz zu führen.

Zambuë, wo Giraud am ersten Tage des Jahres 1884 lagerte, ist das Grenzdorf von Uzaramo gegen die Landschaft Kutu und hat schon etwas von letzterer an sich; seine Hütten sind von einer dichten, undurchdringlichen Hecke

Das Wadoë-Dorf Kamruka.

lebender Gewächse umschlossen. Als gerade das Lager etwa 200 m vom Dorfe errichtet wurde, ertönte kriegerisches Geheul, ähnlich demjenigen wilder Thiere, und es erschien eine Bande aufgeregter Wilder, welche eine unglückliche alte Frau, nackt und in Folge von Mißhandlungen schon halb todt, an einer Liane hinter sich her schleppte. Es war angeblich eine Hexe, welche am vorhergehenden Tage zwei Männer durch Zauberei getödtet haben sollte. Als sich der Reisende eilends der Gruppe näherte, erhoben die Henker die Aexte in so drohender Weise gegen ihr Schlachtopfer, daß er unwillkürlich zurückwich. Vergeblich war seine Fürsprache bei dem trunkenen Dorfhäuptlinge, der jede Einmischung in die althergebrachten Gebräuche zurückwies und nur versprach, daß man die Zauberin nicht lebendig verbrennen, sondern ihr zuvor die Gurgel abschneiden wolle; Giraud's Leute, welche der Vollstreckung des Urtheils beiwohnten, theilten ihm aber nachher mit, daß jene Zusicherung nicht gehalten worden sei. (Da Kutu seitdem in den Besitz der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übergegangen ist, wird es deren Aufgabe sein, solche in Afrika weit verbreiteten Scheußlichkeiten abzuschaffen. Doch wird es damit wohl noch gute Weile haben!)

Da sich der Krankenstand in der Karawane schon vermehrt hatte, war Giraud gezwungen, in Zambuë länger zu verweilen, und um die Zeit hinzubringen, ging er am 2. Januar mit einer Schaar Makoa auf die Jagd. Dieser Stamm saß früher am Nowuma, ist aber jetzt sehr zusammengeschmolzen; er genießt wegen seiner Geschicklichkeit in der Jagd eines so großen Rufes, daß viele Eingeborene der Nachbarstämme sich für Makoa ausgeben und sich an den Armen Schnittwunden beibringen, deren Zahl bei den echten Makoa die Menge des erlegten Wildes andeutet. Außerdem tatuiren sich letztere einen Halbmond auf die Stirn. Heute heißen aber alle Banditen an der Küste, die mit einem langen

Gewehre auf der Schulter im Busche herumstrolchen, Makoa. Diejenigen, welche Girand begleiteten, waren zwar berühmte Jäger, dabei aber schlechte Schützen. Es gelang dem Reisenden, einen Büffel zu erlegen, dessen Fleisch, abgesehen von einigen elenden Hühnern und dem Hammel, das erste war, welches seit der Küste auf seinen Tisch gekommen war.

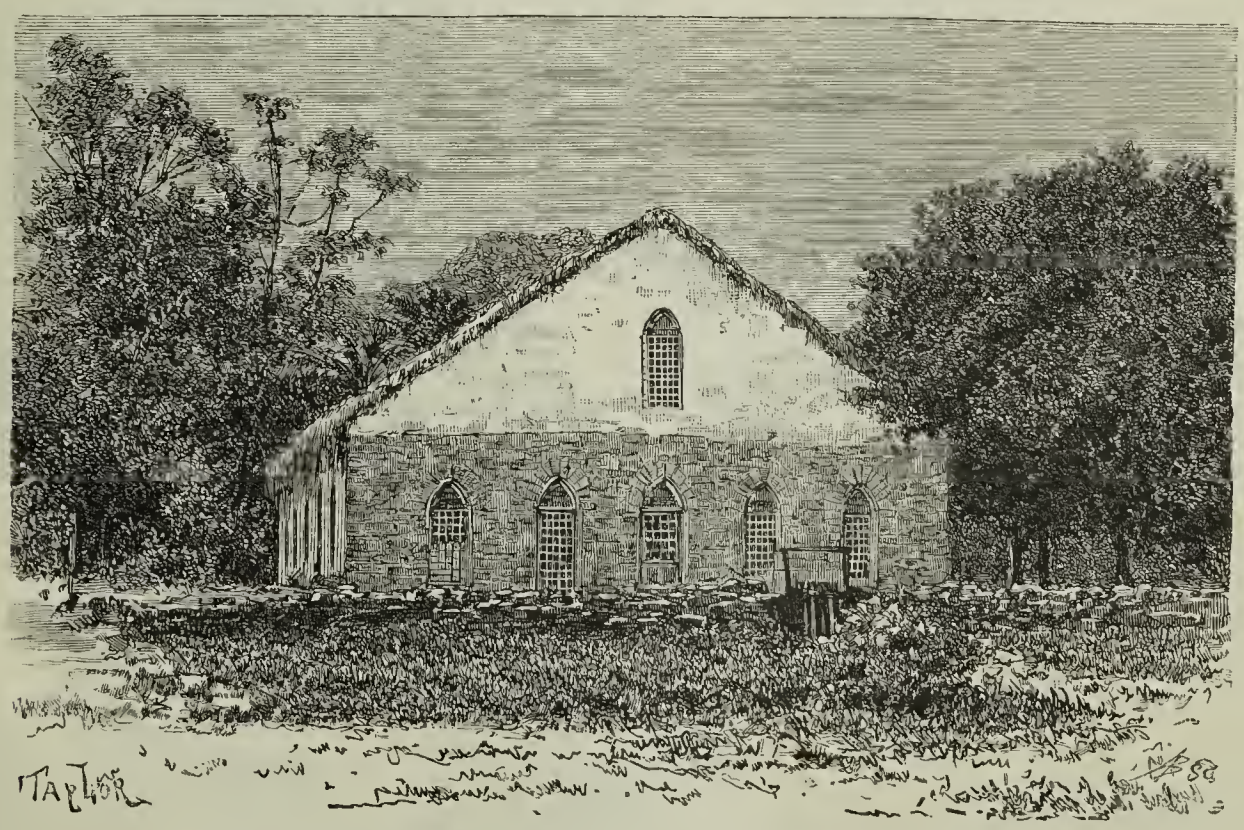
Die Cook- oder Hervey-Inseln.

I.

Der Cook-Archipel im Stillen Ocean, bisher noch herrenlos, wird auch, vielleicht sogar allgemeiner, mit dem von den Missionaren herrührenden Namen Hervey-Inseln bezeichnet. Diese Inseln liegen ganz in den Tropen zwischen

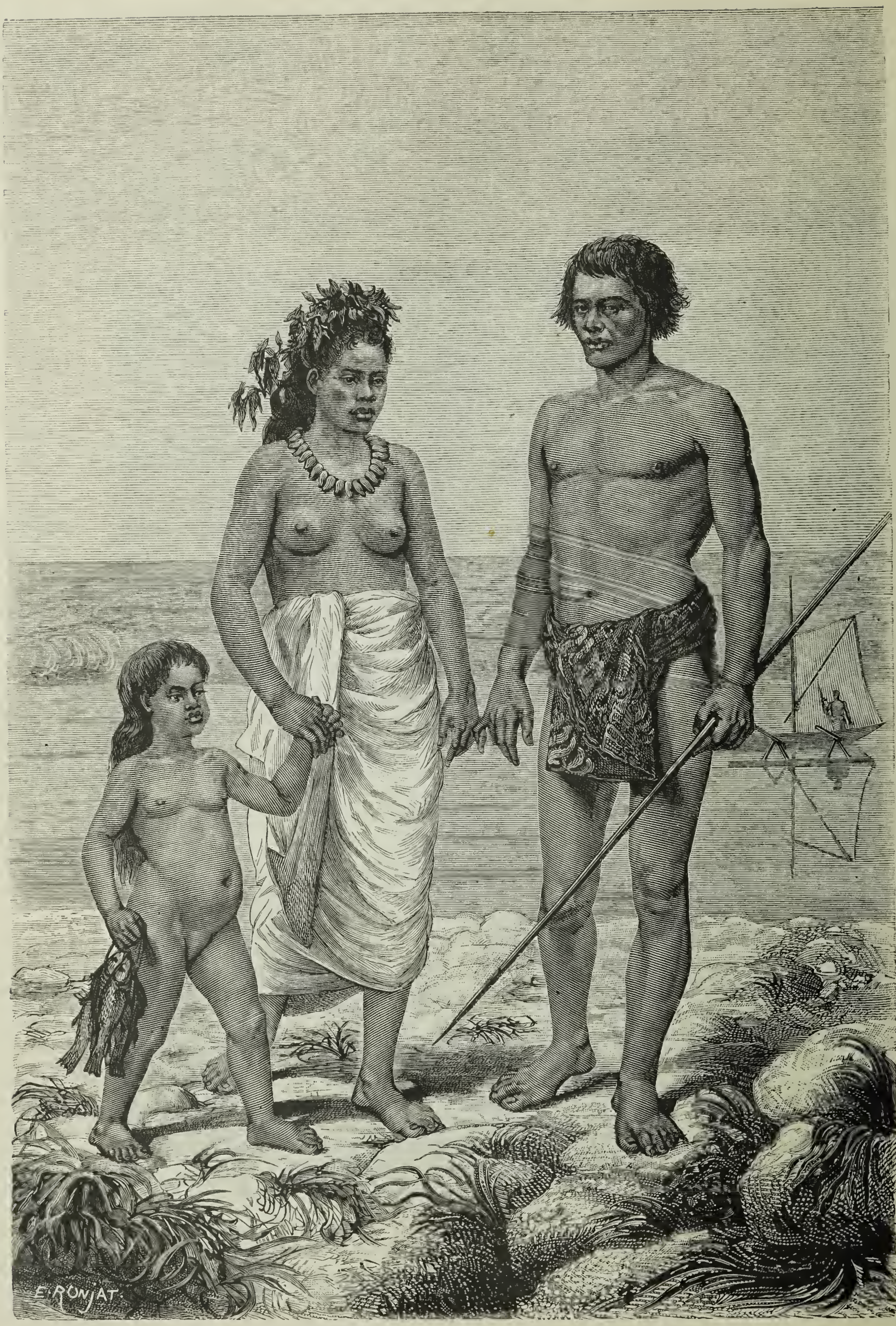
Eingeborene des Cook-Archipels auf der Walfischjagd. (Nach einer Photographie.)

18 und 22° südl. Br., zwischen 157 und 163° westl. L.; neun an der Zahl, bilden sie zwei Gruppen; die nördliche liegt in der Richtung OSO zu WNW, die südliche hat die Gestalt eines verschobenen Vierecks, dessen eine Seite der



Protestantische Kirche in Arognani. (Nach einer Photographie.)

vorigen Kette parallel läuft, die andere Seite läuft beinahe SSO. Die Oberfläche der Inseln beträgt etwa 15 deutsche Quadratmeilen. Unter denselben ist an erster Stelle Rarotonga zu nennen, eine vulkanische gebirgige Insel,



Eine Familie von Rarotonga, vom Fischfange zurückkehrend. (Nach einer Skizze von Aylic Marin und Photographien.)

auf welcher sich der Pik Tuputea bis zu einer Höhe von beinahe 900 m erhebt. In allen Beschreibungen wird sie als die Perle Polynesiens geschildert; zwei der übrigen Inseln sind Lagunneninseln, alle anderen gehobene Koralleninseln, daher der Riffe wegen schwer zugänglich. Die geographischen Verhältnisse, wie sie Meinicke im Texte angiebt, sind nicht ganz deutlich; in einer Anmerkung fügt er hinzu: „Unzuverlässige Berichte erwähnen noch zwei Inseln im SW von Mangaia, New Island und Kemin (Tuanaka); allein keine von beiden Inseln existirt.“ Dagegen giebt der Franzose Aylic Marin [1]) 11 Inseln und A. R. Wallace [2]) wieder nur 9 derselben an. Wahrscheinlich rühren diese Unterschiede von einer verschiedenen Berechnung der Koralleninseln her.

Ehe wir auf die bedeutenderen Inseln der Gruppe näher eingehen, möge ein Wort zur allgemeinen Orientirung eine Stelle finden; es betrifft dies den großen Einfluß, welchen die wesleyanischen Missionare, namentlich John Williams, seit 1821 auf die Eingeborenen gehabt und, wie Manche wollen, sehr gut auszunutzen verstanden haben und noch verstehen. Dieser Mann, dem nicht mit Unrecht der Name „Apostel der Südsee“ beigelegt wird, war seit dem Jahre 1821 auf der Gruppe thätig und suchte auch die Insulaner mit den Produkten der Kultur bekannt zu machen, indem er allerlei Waaren einführte, was ihm von seinen Oberen in Australien sehr übel vermerkt wurde; trotz vieler Schwierigkeiten setzte er seine Thätigkeit auf diesen Inseln fort, bis er 1839 auf Eromanga (Neue Hebriden) erschlagen wurde. Unter seinen Nachfolgern ist Raratonga ein wirkliches Missionscentrum geworden, indem zu Awarua ein Seminar besteht, in welchem Prediger und Lehrer ausgebildet werden. Auch in anderer Beziehung ist der Einfluß der Missionare ein sehr großer und, wiewohl die staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Theorie nach vollständig von einander getrennt sein sollen, scheint die Sache in der Praxis etwas anders zu liegen. Wenn man Berichte, die von verschiedenen Sekten ausgehen, ruhig liest, steigen doch leichte Zweifel auf, ob die reichen Liebesgaben, die der Mission von den Eingeborenen zufließen, wohl ganz freiwillig dargebracht werden. Daß aber in anderer Beziehung dieser strenge priesterliche Einfluß gute Früchte getragen, kann man trotz mancher ungünstigen Berichte kaum bezweifeln.

Selten nur wird die feierliche Ruhe des Stillen Oceans in dieser Breite durch vorüberfahrende fremde Schiffe gestört; nur die kühnen Fischer wagen sich in ihren schnellen Fahrzeugen weit hinaus auf die blauen Wellen, wenn sie Jagd auf einen Walfisch machen, welchen sie, bewaffnet mit ihren langen Lanzen von Eichenholz, deren Spitze mit Metall beschlagen ist, verwegen angreifen. Die Gefahren des hohen Meeres können diese Leute nicht erschrecken, da sie ja gewöhnt sind, mit der Brandung zu scherzen, welche sich an den Felsen von Mangaia (einer gehobenen Koralleninsel), die sich terrassenförmig bis etwa zur Höhe von 90 m erheben, bricht. In diesen Felsen findet man Stalaktitenhöhlen, deren einzelne kleine Seen von Brakwasser enthalten, andere mit dem Meere in Verbindung stehen. Während die Höhen im Allgemeinen nur mit dürrem Gestrüpp bewachsen sind, bedecken einförmige, niedrige Bäume die Abhänge, aber die von steilen Wänden begrenzten und von vielen Bächen bewässerten Thäler besitzen einen reichen Pflanzenwuchs. Die Dörfer der Eingeborenen liegen auf dem sandigen Strande, der sich an einzelnen Stellen vor der Kalkwand befindet. Wie auf allen Inseln der Gruppe werden fremde Europäer hier nur ungern zugelassen. Die Eingeborenen der Insel widmen sich dem Ackerbau; sie wohnen in netten weißen Häusern, die durch steinerne Mauern von einander getrennt werden. Die Eigenthumsverhältnisse sind gut geordnet und in jeder Beziehung trifft man, dank dem Einflusse des dort lebenden Missionars, bessere Zustände, als man vermuthen sollte. Doch Aylic Marin (a. a. O.) berichtet, daß dieser Priester eine eiserne Ruthe über Alle, über Hohe und Niedrige, über Weiße und über Farbige, schwingt und besonders im Punkte der guten Sitten sehr strenge sein soll. An und für sich ließe sich wohl nichts dagegen sagen, wenn nicht der Umstand, daß 40 Proc. der bei Uebertretungen verhängten Geldstrafe in die Tasche des Missionars fließen, der Sache einen etwas unangenehmen Beigeschmack gäbe; dabei die strengste Sonntagsheiligung und eine feststehende Taxe für alle Artikel, die auf den Markt kommen.

Wenden wir uns von dieser Insel nach Raratonga. Um die Berge, die wir oben schon erwähnt haben, breitet sich eine weite, gut angebaute Küstenebene aus, welche vom Meere durch einen schmalen Sandstrand getrennt ist. Für große Schiffe fehlt es an einem Ankerplatze, und ein Barrierriff, welches bei Ebbe beinahe trocken liegt, erlaubt das Landen nur an zwei Stellen. Zwei Frauen theilen sich jetzt in die Herrschaft der Insel, die eine zu Awarua an der Nordküste, die andere zu Arognani (Arorangi) am Nordwestende der Insel. An letzterem Orte liegt neben der Wohnung der Fürstin, vom Meere weithin sichtbar, das Bethaus, welches mit seinen blendend weißen Mauern aus dem umgebenden Dunkel grün hervorleuchtet und an seinen spitzbogigen Fenstern leicht kenntlich ist.

Wenn ein Schiff dort ankommt, entwickelt sich ein reges Leben; in gespannter Erwartung sammeln sich die Neugierigen am Strande, die Frauen in rothen Röcken, der Modefarbe auf den Cook-Inseln; Trommeln kündigen die Landung der Fremden an; die Eingeborenen theilen sich das Ereigniß durch lauten Zuruf von Haus zu Haus mit; die Häuser liegen halb in dichtem Grün versteckt, welches sich über dem Wege zu einem schattigen Dache zusammenwölbt. Dazwischen bunte Blumen jeder Art, deren Duft den Ankömmling beinahe betäubt. Die Kanaken lieben dieselben sehr, ihre Frauen haben beinahe keinen anderen Schmuck und wissen sich desselben mit Vortheil zu bedienen.

Gegen Abend, bei einem Feste, wird man diese Naturkinder bewundern müssen; das Harte, Grobe, was ihren Zügen anhaftet, verschwindet im Halblicht, ihre dunkle Haut scheint heller. Die dunkeln Augen blitzen im Schatten auf und der sanfte angenehme Laut der Sprache harmonirt wunderbar mit der stillen Pracht des tropischen Abends. Dann scheinen die einfachen, weißen Gewänder, in welche die Töchter des Landes gehüllt sind, die Blumen, die sie um ihre Stirn legen, der Kranz, der ihren Hals umgiebt, ein schönerer Schmuck zu sein, als alles, was eine verfeinerte Civilisation in dieser Hinsicht erfunden hat. Dann ist aber auch die Natur selbst wunderbar schön in ihrer stillen, ruhigen Pracht. Nach dem Lande zu im Hintergrunde das waldbekrönte Gebirge, über welchem die großen Seevögel ihre weiten Kreise in langsamem Fluge ziehen, auf der anderen Seite der tiefblaue Ocean, der in der Ferne sich mit dem Himmelsgewölbe vereinigt. Ganz nahe erblickt man die massigen Korallenbildungen, zwischen denen das Auge durch das blaßgrüne, durchsichtige Wasser in die Tiefe eindringt und die sonderbaren Formen der unterirdischen Vegetation bewundern kann. In diesem Garten bewegen sich Hunderte von Fischen, deren Schuppenkleid in

[1]) Tour du monde No. 1291, 1885.
[2]) Australasia 1883, 3. edit.

den Strahlen der untergehenden Sonne in allen Farben des Regenbogens erglänzt und unaufhörlich wechselt, da jede vorüberziehende Wolke das Bild ändert.

Wenn die Schatten der Nacht fallen und die Natur sich zu schlafen anschickt, sind es die Menschen, welche die Scene wieder in anderer Weise beleben; die Stunde des Fischfanges ist für sie gekommen. Im bleichen Mondlicht scheint der kräftige Körper der Eingeborenen noch zu wachsen. Die Frauen und die Kinder laufen herbei, klettern über die Klippen und tragen Fackeln, deren rothes Licht auf dem von leichter Briese bewegten Meere erzittert. Die Fische, durch diesen Glanz angezogen, verlassen ihre Schlupfwinkel und werden dann eine Beute der Fischer, welche sie mit ihren hölzernen Lanzen durchbohren. Ehe wir uns auf der Insel weiter umsehen, wollen wir ein Wort über die Bewohner des Archipels im Allgemeinen, als deren Repräsentanten die Insulaner von Raratonga betrachtet werden können (dieser Name wird auch zur Bezeichnung der Bewohner des ganzen Archipels gebraucht) beifügen. Ihre Zahl hat in neuester Zeit sehr abgenommen und, trotzdem Manches, was im übrigen Polynesien zum Untergange der einheimischen Rasse beiträgt, von ihnen ferne gehalten wird, sind sie doch auch einem sicheren Tode geweiht. Während Meinicke noch ihre Zahl auf 10 000 schätzte, scheint man jetzt dieselbe nur auf 6000 oder höchstens 7000 berechnen zu dürfen. Ihre Sprache steht zwischen der von Tahiti und Neu-Seeland in der Mitte. Nach ihren eigenen Legenden sind sie von Samoa eingewandert und haben eine dunkle Bevölkerung vorgefunden; auch jetzt noch haben sie schärfere Züge, sind dunkler und energischer als die Bewohner von Samoa. Ihr Haar fällt in stärkeren Wellen, als es bei letzteren der Fall ist; nach Süden hin auf Mangaia tritt der melanesische Typus noch stärker hervor, die Leute sind dunkelbraun, haben stark gekräuseltes Haar und starken Bartwuchs. Man darf dieselben wohl als die am weitesten vorgeschobenen Melanesier betrachten [1]).

[1]) A. Wallace, a. a. O., S. 507.

Der Charakter des Stammes wird sehr verschieden beurtheilt, im Allgemeinen scheinen sie besser als ihre Nachbaren und besser als ihr Ruf zu sein; jedenfalls haben sie unter den polynesischen Völkern auf einer sehr hohen Stufe gestanden und sollen jetzt durch den Einfluß der Missionare in vielen Stücken äußerlich civilisirten Menschen fast gleich sein [1]). Die großentheils vegetabilische Nahrung wird sorgfältig bereitet, Fische dagegen auch roh verspeist. Alle Thiere, die dort vorkommen, dienen mit Ausnahme der Ratten (diese wurden früher nur auf Mangaia gegessen) zur Nahrung. Ehe die Missionare kamen, aßen die Insulaner auch Menschenfleisch. Wie bei vielen ihrer Stammverwandten durften die Frauen nicht mit den Männern zusammen essen. Was Kleidung und Wohnung angeht, namentlich die letztere, so haben die Missionare europäische Vorbilder eingeführt und erst, seitdem sie gekommen sind, haben sich größere Dörfer gebildet, die im Allgemeinen recht nett gehalten werden. Landbau und Fischfang gewähren den Eingeborenen ihren Unterhalt; ferner verfertigen sie Zeuge und Matten. Die Holzschnitzerei hatte schon von jeher eine hohe Stufe erreicht; jetzt giebt es auch Schmiede und Zimmerleute; die Steingeräthschaften, deren sie sich früher bedienten, sind jetzt ganz und gar durch eiserne verdrängt. Religion, Staatsverfassung und gesellschaftliches Leben haben unter dem Einfluß der Missionare eine ganz andere Form angenommen und in mancher Hinsicht sind wir über dasjenige, was früher bestanden hat, nur unvollkommen unterrichtet. Die Raratonganer haben von jeher gerne Handel getrieben und thun es auch jetzt noch in ziemlich ausgedehntem Maßstabe mit der Bemannung von etwa 100 Walfischfahrern, die Jahr um Jahr dorthin kommen, um sich zu verproviantiren — aber der Verkehr mit ihnen steht unter strenger Aufsicht.

[1]) Meinicke, die Inseln des Stillen Oceans, II, 142. Hiermit stimmt allerdings Manches nicht, was bei Aylie Marin a. a. O. vorkommt.

Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion.

Von Dr. E. Jung.

I.

Von Jahr zu Jahr gerathen wir, die Bewohner des alten Europa, für unsere Ernährung in größere Abhängigkeit von den jungen Staaten der Neuen Welt. Ist diese Abhängigkeit schon seit längerer Zeit in der Brotfrage recht augenscheinlich geworden, so tritt sie in der jüngsten Zeit auch in der Fleischversorgungsfrage immer bedeutsamer hervor. Es ist eine konstatirte Thatsache, daß in Europa seit zwanzig Jahren zwar die absolute Menge der Fleischthiere im Ganzen vermehrt wurde, daß jedoch die Volksdichte dieser Zunahme vorausgeeilt ist, so daß der eigentlich entscheidende Faktor, der relative Viehstand oder die Anzahl der Fleischthiere im Verhältniß zur Einwohnerzahl, stetig abnimmt. Ja auch die absolute Menge der für die menschliche Nahrung wichtigsten Hausthiere ist in einigen westeuropäischen, dichtbevölkerten Industrieländern von Jahr zu Jahr geringer geworden. So hat im Deutschen Reiche der Schafbestand von 1873 bis 1883 um 5 814 044 Stück abgenommen, während die übrigen Viehgattungen sich nur unerheblich vermehrten. In England, Frankreich, Belgien ist dieser Rückgang noch weit bedeutender.

Freilich darf man nicht unbeachtet lassen, daß in vielen Ländern sehr namhafte Fortschritte in der Erzielung höheren Fleischgewichtes der Thiere gemacht wurden. In England war im Jahre 1720 das durchschnittliche Schlachtgewicht eines Ochsen 168 kg, eines Kalbes 23 kg, eines Hammels 12½ kg, aber schon 1820 lieferte ein Ochs 260, ein Kalb 45, ein Hammel 25 kg und heute giebt es in England Ochsen von 750 kg Schlachtgewicht und Schafe, welche durchschnittlich 50 kg und darüber wiegen. Und für Frankreich läßt sich nach den Ermittelungen des französischen Ackerbauministeriums trotz der numerischen Ab-

nahme des Viehstandes die jährliche Fleischproduktion gegenwärtig um 50 Proc. höher veranschlagen als im Jahre 1840. Von da an bis 1873 soll das durchschnittliche Schlachtgewicht der Ochsen von 248 auf 300, der Kühe von 144 auf 213, der Kälber von 29 auf 44, der Schafe von 14 auf 20, der Schweine von 73 auf 88 kg gestiegen sein [1]). Trotzdem aber reicht in den westeuropäischen Ländern, in erster Linie in Großbritannien, dann in Frankreich und Belgien, ferner in der Schweiz und auch in Norwegen die eigene Produktion für die Ernährung der Bevölkerung keineswegs aus.

Und wenn auch andere europäische Länder, so in erster Linie das Deutsche Reich [2]), Rußland, Dänemark, die Niederlande, Serbien, Rumänien, Schweden, Italien von ihrem Ueberflusse reichlich abzugeben vermögen, so ergiebt sich doch noch immer ein namhaftes Deficit, das durch Zufuhren, sei es von Fleisch, sei es von lebenden Thieren, aus überseeischen Ländern zu decken ist. Für 1881, das einzige Jahr neuester Zeit, für welches Ziffern aus allen Ländern vorliegen, läßt sich der Werth der Vieheinfuhren sämmtlicher europäischen Länder aus Europa und über See auf 550 Millionen Mark, jener der Viehausfuhren auf 430 Millionen Mark veranschlagen. Dazu kommt noch ein sehr bedeutender Handel in frischem Fleisch, Fleischkonserven und Extrakten, der in dem genannten Jahre bei der Einfuhr 400 Millionen Mark betragen haben soll, während die Ausfuhr nur 60 Millionen erreichte. Hierbei sind die wichtigen Posten von Speck und Schmalz nicht einmal eingerechnet.

Denn ist auch die Einwirkung der Depekoration Europas durch verbesserte Züchtung gemildert, ja vielleicht sogar aufgehoben worden, so ist doch zugleich auch der Fleischkonsum Europas gestiegen und zwar nicht nur, weil die Bevölkerung des Erdtheils sich rapide vermehrte, weil auch erhöhter Wohlstand und vervollkommnete Verkehrsverhältnisse einer größeren Zahl von Menschen den Fleischgenuß in ausgiebigerem Maße möglich machen. Als ein Beispiel mag die Stadt Dresden dienen, deren Bevölkerung nach Kolb [3]) 1868 pro Kopf 125 Pfd., dagegen 1873 schon 148 Pfd. Fleisch verbrauchte.

Und ist auch in einigen Staaten Südeuropas der Konsum an animalischer Nahrung, abgesehen von Fischen, ein recht bescheidener — Hausner rechnet für Spanien nur 10,9, für Italien 10, für Portugal 9, für Griechenland nur 7 kg als den Fleischverbrauch pro Kopf der Bevölkerung — so erscheint er in den nördlichen, kälteren und auch wohlhabenderen Ländern als ein um so höherer und erreicht nach von Scheyer in Belgien, Holland und im Deutschen Reiche 35, in Dänemark 36, in Frankreich 38 und in Großbritannien und Irland 53 kg pro Kopf; in England allein soll nach einer von v. Scheyer vielfach abweichenden Tabelle in der neuesten Auflage von Meyer's Konversationslexikon im Artikel Fleisch der Konsum sogar 186 Pfund, d. i. 93 kg pro Kopf, betragen. England ist Hauptkonsument und daher auch Hauptimporteur von Schlachtvieh und thierischen Nahrungsmitteln in allen den verschiedenen Gestalten, in welchen der Handel dasselbe vertreibt [4]). Im letzten Jahre hat es, nach einem Aufsatze von G. Glaß (in London) in der Landwirthschaftlichen Zeitung, vom Auslande bezogen:

Rindfleisch für	47 543 540	Mark
Hammelfleisch für	28 221 020	„
Schweinefleisch und Schinken für	174 817 620	„
Geflügel und Wild für	13 412 000	„
Lebendes Vieh für	175 420 400	„
Summa . . .	439 414 580	Mark.

Deckte es seine Bedürfnisse in früheren Jahren zum großen Theil durch Einfuhren von lebendem Vieh aus Deutschland, Dänemark, Holland, so hat es, ebenso wie Frankreich und Belgien, in jüngster Zeit sich immer mehr von diesen Bezugsländern abgewandt; an ihre Stelle sind Nordamerika, Australien, die Laplatastaaten getreten und für Frankreich wird Algerien auch in dieser Hinsicht immer wichtiger. Der Viehreichthum dieser Gebiete ist ein außerordentlich großer und in riesigen Proportionen wachsender. Jene drei ersten Gebiete besitzen gegenwärtig 75 Millionen Rinder, 222 Millionen Schafe und 46 Millionen Schweine. Und während in Europa auf 1000 Einwohner 310 Rinder, 682 Schafe und 156 Schweine entfallen, stellt sich dies Verhältniß dort folgendermaßen:

	Vereinigte Staaten	Australien	Laplatastaaten
Rinder . . .	716	3 000	7 225
Schafe . . .	701	27 400	31 100
Schweine . .	950	330	—

Welch kolossaler Ueberfluß also hier, um dem Mangel unseres Erdtheils abzuhelfen! Augenblicklich geschieht dies aber in bedeutenderer Weise nur von Nordamerika aus, welches durch seine massenhaften Sendungen die allerdings in jüngster Zeit schnell wachsenden Exporte von Australien und Südamerika völlig in den Schatten stellt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika besitzen allein an Großvieh noch über eine Million mehr als das heerdenreiche Großbritannien; die Gesammtzahl der in der Union gehaltenen Rinder ist größer als die von Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland zusammengenommen, dabei haben diese Länder doppelt so viel Einwohner als die Vereinigten Staaten.

Die erfolgreichen Bestrebungen der Amerikaner, auch mit den Produkten der Viehzucht den europäischen Markt sich zu erobern, die Vortheile, welche einem großen Theile der Bevölkerung des alten Erdtheils aus diesem Handelsverkehr erwuchsen, nicht minder aber auch die Gefahren, welche einem anderen Theile drohten, haben die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise bereits vor mehreren Jahren auf diese Phase amerikanischen Unternehmungsgeistes gerichtet. Vielfache Berichte, welche in neuerer Zeit publicirt worden sind, die einer englischen und einer deutschen Commission, eines Specialberichterstatters der „Times", zahlreiche Broschüren und Zeitungsartikel gaben uns ein recht lebhaftes Bild von dem Betriebe der Viehwirthschaften im „Far West", von den Riesenschlachtereien der amerikanischen Städte und von dem mächtigen Handel, welchen sie nähren.

Das große Weideland der Vereinigten Staaten östlich von den Rocky Mountains umfaßt nicht weniger als 44 Proc. des gesammten Areals der Union ohne Alaska. Es gehören zu ihm ein großer Theil von Texas, das Indianer-Territorium, das westliche Kansas, Nebraska und Dacotah, die Territorien Montana, Idaho, Wyoming, Utah, Arizona und Neu-Mexiko, die Staaten Colorado und Nevada, sowie Theile von Californien, Oregon und dem

---

[1]) Vgl. v. Neumann-Spallart, Uebersichten der Weltwirthschaften, Jahrgang 1881 bis 1882 und v. Scheyer, Das wirthschaftliche Leben der Völker, Leipzig 1885.

[2]) Die Viehzählung im Deutschen Reiche im Jahre 1883 ermittelte als mittleres Lebendgewicht: für Stiere und Ochsen 466, für Kühe 380, für Kälber unter 6 Wochen 50, für Schweine über 1 Jahr 116 kg.

[3]) Kolb, Handb. d. vergleichend. Statistik, 8. Aufl. S. 517.

[4]) Nach Craigie, Journal of the Statistical Society 1883, sind etwa 25 Pfd. engl. pro Kopf der Bevölkerung durch Zufuhren zu decken.

Washington-Territorium [1]). Es ist das ein Areal so groß als Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal und ein Fünftel vom europäischen Rußland.

Auf diesem weiten Gebiete, den sogenannten Plains, wird nur Viehzucht betrieben, namentlich die Zucht von Rindvieh, wovon man bereits 16 Millionen zählt im Werthe von 340 Millionen Dollars. Und noch ist hier Raum für die fünffache Zahl, denn ein außerordentlich großer Theil dieses Gebietes ist noch völlig unbesetzt und wie in vielen anderen jungen Ländern gilt auch in Amerika der Grundsatz: Beati possidentes. Die Behörden des Staates, des Territoriums werden gar nicht gefragt. Wer sich diesem Betriebe widmen will, sucht sich ein Stück Land von genügender Größe, versehen mit Futter und Wasser, aus, errichtet darauf seine wenigen nöthigen rohen Gebäude und betrachtet sich nun als Herrn seines Gebietes. Späterkommende werden durch Drohungen fortgeschreckt oder abgekauft; es ist aber das selten nöthig, da ja noch viel Raum übrig bleibt.

Nun wird die Heerde, es giebt solche, die bis 50 000 Häupter zählen, in kleinere Abtheilungen zertheilt, jede von 1000 Stück, und dieselbe einem berittenen Hirten übergeben, welcher dafür zu sorgen hat, daß seine Pflegebefohlenen, die er alle genau kennen muß, genügend mit Wasser und Futter versehen sind und daß sie nicht von den ihnen angewiesenen Weideplätzen wandern. Bei aller Umsicht kommt dies aber dennoch vor, und so veranstalten die Besitzer regelmäßig zweimal im Jahre große Musterungen, bei welchen sich die ganze Umgegend einfindet, um die jungen Thiere mit Brandzeichen zu versehen, die mit fremder Marke Gebrannten auszuscheiden und die für den Markt reifen Thiere auszuwählen [2]).

Erst seit wenigen Jahren wird die Viehzucht in diesem Weidedistrikt betrieben und schon sind die Eigenthümer zu cattle-kings und cattle-barons geworden und zahlreiche englische Lords und Kapitalisten haben große Strecken Weidelandes bereits käuflich an sich gebracht. Sie überlassen ihren Aufsehern und Hirten die Sorge für das Vieh und die Entsendung der geeigneten Thiere zu den nächsten Eisenbahnstationen zur weiteren Versendung an die großen Handelsemporien Kansas-City, St. Louis, Chicago u. A.

Heutzutage ist für diesen Zweck immer eine sehr bedeutende Zahl vorhanden. Vor 13 Jahren freilich war das nicht der Fall, denn da zu jener Zeit der kolossale Heerdenreichthum fast gar nicht ausgenutzt werden konnte, so schlachtete man in vielen der centralen und westlichen Territorien die Kälber kurz nach der Geburt, um sie zur Schweinefütterung oder zur Leimfabrikation zu verwerthen, gerade wie in den Laplatastaaten das vorzüglichste Ochsenfleisch aus demselben Grunde in Guano verwandelt wurde [3]). Seitdem aber die Vervollkommnung der Transportmittel und eine Reihe der nutzbringendsten und sinnreichsten Erfindungen jenen Gegenden für die Produkte ihrer Viehhaltung den Weltmarkt eröffnet hat, ist jener Massenmord aufgegeben worden, und nun haben sich die Amerikaner mit staunenswerthem Eifer und Geschick nicht nur auf die Vermehrung, sondern auch auf die Verbesserung ihrer Heerden geworfen. Nicht umsonst hat Amerika seit vielen Jahren die besten Zuchtthiere auf den Shorthorn-Auctionen Englands gekauft, nicht vergebens die besten Böcke für sich erworben. So konnte einer der ersten Exporteure Chicagos bereits 1878 Jährlingsstiere zeigen, welche 2950 Pfund wogen, und fünfjährige Ochsen, die 3510 Pfund erreichten. Sie alle waren im Freien aufgezogen. Da gab es außerdem Schafe von 360 Pfund Gewicht und 14 Monate alte Schweine, welche 515 Pfund wogen, dafür aber auch die traurige Aussicht hatten, ihr Leben liegend verbringen zu müssen.

Die Shorthorn-Rasse reift früh, schon mit $2^1/_2$ Jahren. Daher rechnet man, daß eine Heerde von 10 000 Stück Rindern jährlich 1500 bis 2000 Stück Mastvieh liefert. Denn wie der Zuwachs groß ist, so sind die Verluste durch Tod gering; in Wyoming schätzt man dieselben auf $2^1/_2$, in Texas und anderen Gegenden auf 5 bis 10 Proc. jährlich. Solche Berechnungen passen freilich nur auf gewöhnliche Jahre. Ist der Winter in den Felsengebirgen sehr streng, der Schneefall stark und die Stürme heftig, so haben die Rinderheerden Nord- und Südcolorados, Neu-Mexikos und die von Texas eine Sterblichkeitsziffer aufzuweisen, die beispielsweise für die Jahre 1884 und 1885 auf 20 bis 30 Proc. veranschlagt wird. So war im verflossenen Jahre die Weide vom Rio Grande bis zum Red River unter dem Schnee begraben, Flüsse und Teiche sämmtlich zugefroren und die Kadaver der umgekommenen Thiere bedeckten den Boden der Prärie zu Tausenden. Denn irgend welche Vorsorge für den Unterhalt der Thiere im Winter wird ja nicht getroffen [1]). Aber nicht allein die Shorthorns hat man eingeführt; wo die Gegenden bergig sind, hat man die aus Australien bezogenen Herefords passender gefunden und auch die Einführung von holsteinischem Zuchtvieh findet mehr und mehr Beifall. Seitdem aber der Transport per Eisenbahn auf immer längere Strecken stattgefunden hat, wird von vielen die hörnerlose Aberdeen- oder Angus-Rasse bevorzugt. Welche von diesen Rassen vorzuziehen sei, darüber gehen die Meinungen noch weit aus einander, die Entscheidung dieser Frage wird von den jedesmaligen Bodenverhältnissen in erster Linie abhängen.

Der amerikanische Viehzüchter hat den Vortheil, daß Abgaben (eine Art Kopfsteuer, die erst beim Verkaufe zu entrichten ist) und Aufzuchtkosten sehr niedrig sind. Man verkauft die Thiere entweder an den Stationen der östlichen Linien zum Export oder man mästet sie vorher in den großen Maisgegenden von Minnesota, Iowa, Wisconsin, Missouri und Illinois. Ein Stück Maisfeld wird, bevor es noch voll reif ist, durch bewegliche Zäune eingefriedigt; in diese Verzäunung treibt man das Vieh und schiebt die Zäune weiter und weiter, bis das ganze Feld abgefressen ist. Auf die Rinder folgen Schweine und diesen Truthühner. In solcher Weise verwerthen die westlichen Farmer in der Regel ihre Maisernte und die Thiere gelangen in einen Futterzustand und das Fleisch erreicht eine so ausgezeichnete Qualität, wie sie auf keine andere Weise erlangt werden könnte [2]). Die meisten Thiere werden in den Schlachthäusern von Chicago, St. Louis, Indianopolis u. a. geschlachtet, andere gehen weiter nach New-York, Boston, Baltimore, die vorzüglichsten aber endigen ihre lange und mühsame Reise erst mit der Landung in Liverpool oder London.

Noch vor einem Dutzend Jahren galt ein lohnender Transport von lebendem Schlachtvieh für ein Ding der Unmöglichkeit; einzelne schwache Versuche, welche man in den sechziger Jahren gemacht hatte, waren daran gescheitert,

---

[1]) Ausland 1886, S. 278.
[2]) Vergl. Max Wirth, Die Krisis in der Landwirthschaft. Berlin 1881.
[3]) Vergl. Paasche, in Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. 17. Jahrgang, Bd. 2.

[1]) Export 1886, Nr. 7.
[2]) J. Ewart, Meat Production, p. 180.

daß das Vieh durch die Reise zu viel verloren hatte, um die Transportkosten zu decken. Aber nachdem Canada im Jahre 1875 glücklich 1212 Ochsen nach Liverpool hinübergeführt hatte, dehnte sich der Handel schnell zu nie geahnten Proportionen aus und mit sorgenvollen Blicken sahen die englischen Farmer, wie die billig aufgezogenen Kostgänger der amerikanischen Prärien ihrem mit vieler Mühe gezüchteten Vieh auf den eigenen Märkten Konkurrenz machten. Und auch die großen Verluste, welche die Unternehmer erlitten (von den 487 Schiffsladungen aus den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1878 mußten 10 667 Thiere infolge von Stürmen über Bord geworfen werden und 12 595 fielen den Beschwerden der Seereise zum Opfer), vermochten dieselben nicht abzuschrecken, so groß war der Gewinn, den man aus den Expeditionen erzielte.

Man ließ schnellsegelnde Dampfer speciell für den Viehtransport erbauen und einrichten und brachte es dahin, bis 841 Stück Rinder auf einmal von Boston nach Liverpool hinüberzuführen. Auch die Stellung der Vereinigten Staaten unter die Contagious Diseases (Animals) Act am 10. Februar 1879, wonach die Thiere nur an bestimmten Häfen gelandet und dort innerhalb zehn Tagen geschlachtet werden müssen, vermochte diesen Handel nicht zurückzudrängen. Von Februar 1880 bis Februar 1881 wurden 242 681 lebende Thiere, darunter 144 011 Ochsen, 85 582 Schafe und 11 443 Schweine über den Atlantischen Ocean nach Großbritannien gebracht und davon gingen 10 463 Stück oder $4^1/_2$ Proc. bei der Passage zu Grunde. Solche Verluste sind die Regel und es erhob sich bald die Frage, ob der Seetransport von lebendem Vieh auf große Entfernungen überhaupt praktisch sei. In der That nahm derselbe in der letzten Zeit etwas ab, blieb aber immer noch bedeutend und als Konkurrent der europäischen Länder wichtig genug, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt. Es wurden 1884 in England eingeführt aus

	Rinder	Schafe	Schweine
Europäischen Ländern	222 263	850 000	26 500
den Vereinigten Staaten . . .	138 661	30 300	17
Canada	61 100	61 400	75

Dieser Rückgang wurde vornehmlich bewirkt durch die nach manchem vergeblichen Versuche 1875 erreichte Lösung des Problems, frisch geschlachtetes Fleisch ohne Nachtheil für dessen Qualität auf weit entfernte Märkte zu bringen. Das Marktcomité des Common Council der City of London berichtete 1876, daß 5513 Tonnen frischen amerikanischen Fleisches zum Theil in ausgezeichneter Verfassung während der ausnehmend heißen Witterung des Augustmonates auf den Londoner Markt gekommen seien, und bald bürgerte sich das amerikanische Fleisch bei dem sonst so heiklen englischen Publikum vollkommen ein. Die erste Sendung an frischem Rindfleisch, welche 1875 in England anlangte, betrug nur 3098 Ctr., schon im nächsten Jahre stieg der Import auf 144 336 Ctr. und erreichte 1880/81 die Höhe von 946 473 Ctr.

In den zwischen Amerika und England fahrenden Dampfern hängt man das Fleisch in großen luftdicht verschlossenen Kühlkammern auf, aus denen die Luft fortdauernd abgesogen wird, um durch einen Eisbehälter durchzugehen und wieder in den Raum zurückzukehren, so daß sie sich in einem fortwährenden Kreislaufe bewegt. Dadurch wird die Luft nicht nur abgekühlt, sondern auch aller ihrer Fäulnißerreger und des größten Theiles ihrer Feuchtigkeit beraubt, so daß das Fleisch fortdauernd von reiner, trockener und kalter Luft umströmt wird und ohne Nachtheil auf weiten Strecken transportirt werden kann. So hat der Export von frischem Fleisch den von lebendem Vieh schnell überflügelt. Aus dem Hafen von New-York gingen 1884 ins Ausland 50 105 Rinder und 413 955 Rinderviertel, 3539 lebende und 56 768 geschlachtete Schafe ab.

Die eigentlichen Anfangs- und Endpunkte dieses Handels bilden gewissermaßen Chicago und London. Am Einschiffungshafen New-York und am Landungshafen Liverpool sind Magazine mit auf dem Gefrierpunkte erhaltenen Räumen eingerichtet, in welchen das frisch geschlachtete Fleisch bis zum Verkaufe unversehrt bleibt. Der Fleischhandel hat vor dem Viehtransporte das voraus, daß die Gunst oder Ungunst der Witterung ihn nicht zu beeinflussen vermögen; doch wird derselbe vermuthlich auf die Küstenländer beschränkt bleiben, ohne in das Innere des europäischen Kontinents vordringen zu können. Aber schon hat er dem bis 1880 schnell gestiegenen Handel mit Büchsenfleisch solchen Abbruch gethan, daß das letztere von Jahr zu Jahr stetig zurückgeht. Noch ist derselbe freilich bedeutend genug.

Einzelne Geschäftshäuser in St. Louis schlachten in der Saison (Juli bis November) 80 000 Stück Rinder; die Firma Mac Neill in Chicago kocht und verpackt täglich 40 000 bis 50 000 Blechbüchsen Ochsenfleisch, oft werden an einem Tage 300 Ochsen geschlachtet, ausgehauen, in 80 großen Kesseln gekocht und in Blechbüchsen verpackt. Wahrhaft riesige Dimensionen hat aber die Schweineschlachterei angenommen und es scheint, als ob abweichend von den meisten anderen amerikanischen Geschäftszweigen das dortige Fleischer- und Fleischpackergeschäft trotz der deutschen und französischen Einfuhrverbote und der mehr und mehr gedrückten Fleischpreise mehr als je florirt. Während von Anfang März bis Ende August 1884 in den westlichen Fleischerstädten (Chicago, Kansas City, Milwaukee, Cedar Rapids, Indianopolis u. A.) nur 3 035 000 Schweine in den Schlacht- und Packhäusern verarbeitet wurden, geschah dies in der entsprechenden Periode des laufenden Jahres mit 3 535 000, also genau einer halben Million mehr [1]). Die Firma Armour u. Co. beschäftigt in ihrem Riesenetablissement zu Chicago 5600 und in ihren Zweigetablissements zu Kansas-City und Milwaukee weitere 4400 Arbeiter und bewirkte 1884 einen Umsatz von 102 Millionen Dollars, eine andere nicht ganz so bedeutende Firma von Schlachterkönigen, Swift u. Co., ließ Tag für Tag 1600 Mastochsen schlachten und verarbeiten; ihr Jahresumsatz beträgt 50 Millionen Dollars. Mit dem Aufschwunge dieser Industrie und der Vervollkommnung der Transportmittel hat sich die nordamerikanische Viehzucht in ungeahnter Weise gehoben. Vom Nordwesten Canadas bis zum Golf von Mexiko ist die Viehzucht die Lieblingsbeschäftigung der Landwirthe geworden, von welchen Hunderte Heerden von 20 000 Stück besitzen. Der Specialberichterstatter der „Times“, welcher den „Far-West“ 1885 bereiste, war Ende Oktober in der Mitte des Kontinentes an der Union-Pacific-Bahn Zeuge eines außerordentlichen Schauspiels. Um diese Zeit wurden 46 000 Stück Rinder zur Ueberwinterung nach Dacotah getrieben. Der ganze Trieb war in Abtheilungen von 5000 Stück getheilt und die sämmtlich berittenen Treiber hatten auf dem Marsche eben so viel Geschicklichkeit und Energie aufzuwenden, als wenn sie die Führer eines großen Heeres gewesen wären. Im Sommer 1880 hatte die Trockenheit das Gras in Wyoming und Südwest-Colorado vernichtet und die Heerdenbesitzer waren genöthigt, ihr Vieh das Futter anderswo suchen zu lassen.

[1]) Export 1885, Nr. 42.

In dem Falle, welchen der Berichterstatter erwähnt, wurde das Vieh, wie bemerkt, nach Dacotah getrieben, andere dagegen hatten das ihrige südlich nach Mexiko geschickt. Den Anblick dieser ungeheuren Menge über das Land nach Futter suchenden Vierfüßler nennt unser Gewährsmann geradezu verblüffend.

Für die Aufzucht von Vieh ist Texas das beste Gebiet, für das Auswachsen und Mästen sind aber die nördlicheren Striche weit besser. Die in Texas verbleibenden Rinder bleiben immer klein. Daher schickt man von Beginn des Sommers bis Anfang November große Heerden junger Ochsen der besten Zucht nach den Abhängen von Colorado und Wyoming, um sie später in den mittleren Staaten mästen zu lassen, und große Mengen junger Kühe werden ausgesondert, um Heerden an den östlichen Abhängen des Felsengebirges zu bilden. Das gemästete Vieh wird über ungeheure Entfernungen — zuweilen bis 500 englische Meilen — zur nächsten Eisenbahnstation getrieben. Ich lasse nach Wirth[1]) die Schilderung folgen, welche die englischen Commissare von der Art entwerfen, wie diese gewaltigen Viehsendungen für die Nacht zusammengebracht werden. Sie stimmen im Wesentlichen mit der von mir in Australien oft geübten Praxis überein.

[1]) Max Wirth, Die Krisis in der Landwirtschaft. Berlin 1881.

Gegen Sonnenuntergang wird die weit über die Ebene hin grasende Heerde von den Hirten nach und nach gegen einen Mittelpunkt getrieben, und wenn sie auf einem genügend kleinen Raume beisammen ist, von den Treibern auf ihren Ponies unter Halloh und Peitschenknall fortwährend umritten. Auch das wildeste Kalb wagt es nicht, aus diesem gewissermaßen magischen Kreise zu entwischen. Dann fängt das ältere Vieh an, sich nach und nach zu legen und in kurzer Zeit befindet sich die Heerde am Boden gelagert. Die Hirten schlagen dicht dabei ihre Lagerstätte auf, wickeln sich nach dem frugalen Abendbrote in ihre Decken und alles ist ruhig bis zum Morgen.

Wenn diese Schilderung richtig ist, so kann man dem amerikanischen Vieh eher trauen als dem australischen. Dort würde man es nicht wagen, die Heerde während der Nacht unbeaufsichtigt zu lassen. Vom Sinken der Nacht bis zum Morgen versehen die Treiber regelmäßig ihren Wachdienst, umreiten in gemessenen Zwischenräumen die lagernde Heerde — ein Fußgänger würde sie sofort aufscheuchen und in die wildeste Flucht jagen — und treiben langsam und vorsichtig jedes etwa vom Lagerplatze wandernde Stück Vieh an seine Stelle zurück. So werden auch dort ungeheure Strecken durchzogen. Schon hat man Heerden vom Golf von Carpentaria durch die ganze Länge des Kontinents bis nach Melbourne und Adelaide getrieben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dr. F. E. Geinitz. Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde Bd. 1, Heft 5.) Der Autor sieht in den Höhenrücken, welche Mecklenburg durchziehen, nicht eigentliche Endmoränen, sondern Aufstauchungen der Grundmoräne am Ende des Gletschers, wie er denn überhaupt annimmt, daß die erratischen Blöcke Mecklenburgs sämmtlich der Grundmoräne entstammen. Solcher Geschiebestreifen nahm Boll drei an, Geinitz hat ihrer zehn nachgewiesen, welche parallel und in ziemlich gleichen Abständen von Nordwest nach Südost Mecklenburg durchziehen; an sie schließen sich sowohl in der Lüneburger Heide, wie auf Rügen, je drei weitere an, und sicher werden sie sich überall im Umfange des Baltischen Meeres finden lassen. Hinter jedem Streifen liegt ein breiter Sandstreifen, in welchen die Grundmoräne ganz zurücktritt; er entspricht den „Sandr", wie sie Keilhack beschrieben und ist mit dem Geschiebestreifen gleichalterig, also nicht zum unteren, sondern zum oberen Diluvium zu rechnen; in diesem Thalsande oder Heidesande liegen perlschnurartig an einander gereihte Moore und Seen, aber keine Flüsse. Für die Frage noch einer wärmeren Interglacialzeit haben die Mecklenburgischen Verhältnisse bis jetzt noch keine sicheren Anhaltspunkte geliefert; aber von großem Interesse ist der Nachweis von Keilhack (Jahrb. k. pr. geol. Landesanstalt 1884), daß das Torfmoor von Lauenburg, das jedenfalls der Glacialzeit angehört, nicht aus arktischen Arten gebildet ist, sondern aus solchen, welche dem heutigen Klima Norddeutschlands entsprechen.

— Prof. C. Ferrari hat kürzlich die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Betrag der Getreide- und Weinernten Italiens während des Zeitraumes von 1875 bis 1882 veröffentlicht. Das Gedeihen des Weizens, der Gerste und des Roggens steht im umgekehrten Verhältnisse zur Nebel- und Regenmenge; es ist dagegen proportional der Temperatur der der Ernte vorangehenden drei Monate. Diese beiden Gesetze gelten für die nördlichen Provinzen der Halbinsel; fast das Umgekehrte hat statt in den südlichen Provinzen. Der Reis wird in den von dem Po überschwemmten Gegenden gebaut. Die Ernte ist proportional der Temperaturhöhe und der Regenmenge. Die Weinberge leiden besonders durch strenge Winter. Wenn die mittlere Temperatur der beiden kältesten Monate etwa — 4° beträgt, so ist der Ertrag nur ein Viertel desjenigen in Jahren von mittlerer Kälte. Ist die Mitteltemperatur — 2°, so beträgt die Ernte 50 Proc.

— Prof. Arzruni aus Aachen hat sich Ende April mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Mineralogischen Gesellschaft in St. Petersburg zu geologischen Zwecken nach dem südlichen Ural begeben.

Asien.

— Eine eingehende Untersuchung der Fischfauna des Balchasch-Sees durch Nikolsky hat das sehr unerwartete Resultat geliefert, daß dieselbe mit den Faunen des Ob und Irtisch wie mit denen des uralo-kaspischen Gebietes gleich wenig Verwandtschaft hat, obwohl beide Flußgebiete bis ganz nahe an den See heranreichen, daß aber die innigsten Beziehungen bestehen zu der Fauna des centralasiatischen Beckens, des Lob Noor, des Tarim und des Iliflusses, obschon diese durch die gewaltige Kette des Tiën-schan abgetrennt werden. Nur drei Arten haben nahe Verwandte im Ob, darunter die eigenthümliche Gattung Phoxinus, dagegen sind vier Gattungen dem Balchasch und den centralasiatischen Gewässern gemeinsam und auf diese beschränkt; drei Arten finden sich auch im Iliflusse. Hat also überhaupt einmal eine Verbindung zwischen Balchasch und Irtisch stattgefunden, so muß

sie schon sehr früh und jedenfalls lange vor der Erhebung des Tiën-schan stattgefunden haben.

Afrika.

— In seinem schon erwähnten Aufsatze (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 334) über das Depressionsgebiet des Fajum kommt G. Schweinfurth auch auf die Pflanzenarmuth der Libyschen Wüste zu sprechen und erklärt dieselbe durch das Nilthal, welches die häufigsten und verbreitetsten Pflanzen der östlichen Wüste am Wandern nach Westen hindert, das jedem echten pflanzlichen Wüstengebilde die Gastfreundschaft aufsagt und auf seinen Kulturflächen keine Art zu dulden scheint, die in der absoluten Wüste alle ihre Lebensbedingungen findet. „Es fehlt auf der Libyschen Seite offenbar an Samen von Wüstenpflanzen, und daher hat keine Besiedelung dieser sonst so geeigneten Lokalitäten stattfinden können. Ich behalte mir noch vor, die Richtigkeit dieser Annahme durch einen im größeren Maßstabe bewerkstelligten Aussaatversuch mit Zilla praktisch festzustellen. Es ist doch wunderbar, daß man an diesen salzfreien und zugleich wasserreichen Wüstenrändern die vorhandenen Gewächsarten an den Fingern herzuzählen vermag. Auch sind die am Nordufer des Sees (Birket el-Lerun) sich hinziehenden Strecken keineswegs so salzhaltig, um nichts als Zygophyllum coccineum und etwas Alhagi hervorbringen zu können, ein deutlicher Hinweis auf die chimärischen Erwartungen, die Manche an die Eröffnung eines Binnenmeeres in der Sahara zu knüpfen pflegen. Das Vorhandensein eines Wasserbeckens inmitten der Wüste übt als solches noch keinen Einfluß auf die umgebende Natur aus. Wenn die Schwüle der mit Wasserdämpfen erfüllten Depression, wenn Wasser von schwachem Salzgehalte hier schon so wenig über die Wüstennatur vermochten, wie erst dann die Meeresfluth, in welcher man die edelsten Dattelgaue ersäufen wollte. An Aralsee und Lobnor darf man freilich nicht denken. Das beste Binnenmeer zum Vergleiche ist der Golf von Suez. Umgeben von hohen Gebirgen, müßte er alle Träume der Schott-Projektenmacher längst an seinen Gestaden zur Wahrheit gemacht haben; aber obgleich dieses Binnenmeer seit der 000. Dynastie existirt, fehlen an seinen Gestaden doch noch die lachenden Gärten, und nach wie vor bietet sich dort „dem Auge des Wanderers keine andere Erquickung dar, als das Blau des Himmels und des Meeres"."

— Dr. C. Keller hat seine Reise nach Madagaskar (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 288) angetreten und veröffentlicht in der „Neuen Züricher Zeitung" (1886, Nr. 133 und 134) den ersten seiner „Afrikanischen Reisebriefe", datirt aus Port Tewfik, 29. April. Wir entnehmen demselben einiges von thiergeographischem Interesse über das Wadi Tumilat, durch welches sich ziemlich geradlinig die Eisenbahn von Zagazig nach Ismailia und Suez hinzieht, und über den Isthmus von Suez, resp. dessen Seen. „Ich betrachtete heute dieses Wadi Tumilat aufmerksamer als früher, weil ich auf Grund thiergeographischer Untersuchungen in demselben einen alten Nilweg zum Rothen Meere sehen mußte. Die ganze Konfiguration dieser sehr regelmäßigen Bodensenkung kann uns darüber nicht im Zweifel lassen, daß in ihr ein ausgetrocknetes Nilbett vorliegt. Hier floß der heilige Strom wahrscheinlich kurz vor der historischen Zeit nach dem Isthmus ab und ergoß seine Fluthen theilweise ins Rothe Meer; eine schwache Erhebung auf der Landenge und eine Senkung im Norden, die ja heute noch bei Alexandrien verfolgt werden kann, drängte den Nil wieder nach Norden. Vielleicht hat dieser Wechsel nicht nur einmal, sondern wiederholt stattgefunden und dann bildete das Wadi Tumilat stets ein offenes Ventil, wenn der Nilweg nach Norden aus irgend einem Grunde verstopft wurde. Wir finden in gewissen Nilfischen heute noch lebende Zeugen einer alten Verbindung mit dem indischen Meeresgebiete. Die sonderbaren Igelfische des Nils, welche sich aufblähen können und von den Fellahkindern häufig als Spielzeug benutzt werden, sind Eindringlinge des Indischen Meeres, welche sich aus Süßwasserleben anzupassen vermochten. Wir finden keine ähnlichen Arten im Mittelmeergebiete, wohl aber im Rothen Meere. Da unser Indiendampfer erst in einigen Tagen von Port-Said her eintreffen kann, so wollte ich früher begonnene Studien auf dem Isthmus wieder aufnehmen und mein Augenmerk nochmals auf jene merkwürdige thiergeographische Erscheinung richten, welche sich gegenwärtig im Suezkanal abspielt und zu einem gegenseitigen Austausche der Bevölkerung zweier Meere, des Mittelmeeres und des Rothen Meeres, führt. Der Austausch hat seit meinem Besuche im Jahre 1882 entschieden Fortschritte gemacht. Nicht nur konnte ich das Vorrücken langsam wandernder Arten, sondern auch das Eindringen neuer Formen feststellen. In den Bitterseen hat die Algenvegetation eine Zunahme erfahren und bietet der Thierwelt nach und nach günstigere Existenzbedingungen. Beispielsweise haben sich im Timsah-See Mittelmeergarneelen in Menge angesiedelt, während sie vor vier Jahren noch nicht da waren. Die Sardinen werden jetzt in den Bitterseen häufig gefischt und finden sich im Rothen Meere schon zahlreich. Besonders werthvoll und ergiebig war eine größere Exkursion nach dem Kanalstücke beim Serapeum, und ich begegnete dort zahlreichen merkwürdigen Medusen, welche vom Rothen Meere her einwanderten.

— Dr. Holub hat nach längeren Aufenthalten in der Kapkolonie endlich Ganda-ma-tenka unweit des Zambesi erreicht und rüstet sich, von dort weiter nach Norden zu ziehen. Der englische Händler Westbeach, welcher schon lange im Lande ansässig ist, will ihn begleiten.

— Aus Durban wird vom 4. Juni telegraphirt, daß der Bau der so lange projektirten Delagoa-Eisenbahn (von Lorenzo Marquez hinauf nach der Südafrikanischen Republik) begonnen hat. In Natal und dem Kaplande wird dieser Umstand große Anstrengungen hervorrufen, sich den Handel in seiner bisherigen Ausdehnung durch fiskalische Konzessionen und Transporterleichterungen zu bewahren.

— Die österreichische Congo-Expedition ist am 14. Februar d. J. nach 48tägiger Flußfahrt vom Stanley-Pool an bei der äußersten Station des Congostaates, Stanley-Falls, eingetroffen. Prof. Dr. Lenz schreibt von dort an die Wiener Geographische Gesellschaft u. A. Folgendes: „Am Tage nach unserer Ankunft in der Fall-Station setzte ich mich sofort mit Tippo-Tip in Verbindung. Ich schickte Hrn. Bohndorf dahin mit meinem Salem und einigen Geschenken (drei Stücke rothen feinen Stoffes, eine große bunte Decke, mehrere Flaschen Eau de Cologne, feine Seife) und ließ Tippo-Tip zu mir bitten. Am folgenden Morgen erschien sein Privatsecretär, brachte das Gegengeschenk (ein schönes großes Schaf und einen enorm großen Ziegenbock) und erkundigte sich nach unseren Wünschen. Ich theilte ihm den Zweck unserer Expedition mit, und verlangte von Tippo-Tip eine Begleitung von mindestens 100 Mann, um damit nach Norden zum Mombuttu-Lande zu gehen. Am nächsten Tage erschien Tippo-Tip selbst, wie immer mit großem Gefolge, und ich erfuhr Folgendes: Vor etwa einem Jahre wurde eine von Tippo-Tip nach dem Norden geschickte kleine Expedition vom Volke der Wabai, das nur vergiftete Pfeile führt, zurückgeschlagen, und wurden sogar die Dörfer nächst der Fall-Station und diese selbst angegriffen. Daraufhin hat Tippo-Tip eine Expedition von 500 bis 600 Mann unter Ali-ben-Muhamed nach Norden geschickt. Dieselbe ist seit zehn Monaten abwesend, und man weiß nichts weiter von ihr, als daß sie den Okioro überschritten hat. Nicht mit Unrecht ist man beunruhigt über das Schicksal dieser Leute. Tippo-Tip hat bereits Boten ausgeschickt, um etwas zu erfahren, und erwartet diese täglich zurück. Tippo-Tip erklärte mir nun, daß ich nach der Rückkehr von Ali's Expedition leicht 200 bis 300 Mann haben könnte, von seinen hier be-

findlichen Leuten könne er nichts abgeben, da ein Theil zum Arnwimi geht, um Elfenbein zu holen (wo sie auch schon einmal zurückgeschlagen wurden), der andere Theil bleibt zu seiner Begleitung, da Tippo-Tip einen Brief des Sultans von Sansibar erhielt, dahin zu kommen, und denkt er in 20 bis 30 Tagen von hier aufzubrechen. Nach diesen Nachrichten ist es sicher, daß man nur mit großer Begleitung den Weg nach Norden einschlagen kann. Es soll dichtbewaldetes Gebiet sein, von wilden Stämmen bewohnt, die natürlich den arabischen Horden feindselig sind, weil diese das Elfenbein und die Sklaven weniger kaufen als rauben. Tippo-Tip erklärte, daß er nach seiner Rückkehr von Sansibar, die aber schwerlich unter einem Jahre erfolgen kann, mit großer Heeresmacht nach Norden ziehen werde, und dann könne ich ihn begleiten. Im Ganzen sind also für uns wenig günstige Nachrichten in Bezug auf das Vordringen nach Norden von hier aus. Ich machte Tippo-Tip den Vorschlag, noch etwa einen Monat hier auf Ali-ben-Muhamed's Leute zu warten, und wenn diese kommen, mit einigen 100 Mann ins Mombuttu-Land zu ziehen. Länger warte ich nicht, sonst gehe ich gleichzeitig mit Tippo-Tip nach Nyangwe, von dort nach Ruanda und an den fast ganz unbekannten Mutan-Nzige-See. Auf die geographische Wichtigkeit der Erforschung des Weges von Nyangwe zum Mutan-Nzige und des Sees selbst brauche ich nicht hinzuweisen, und hoffe ich, von dort zum Albert-Nyanza-See vorzudringen. Auch kann ich dort durch Leute aus Unioro etwas über Dr. Junker ꝛc. erfahren, und ist es auch denkbar, von dort aus den Obern Uelle, den Kibali, zu erreichen. So stehen die Sachen bei Abfahrt des Dampfers „Stanley", der diesen Brief mitnimmt. Ehe ich von hier abgehe, werde ich für den im Mai hier ankommenden Dampfer ein Schreiben zurücklassen oder ein solches über Sansibar senden. Der Divisionschef hier hat die Absicht, die Fall-Station stark zu befestigen, um später die Araber am Vordringen den Congo abwärts zu hindern, doch wäre dies gleichzeitig an anderen Punkten nothwendig; vorläufig stellt man sich so gut wie möglich mit Tippo-Tip. Unser Gesundheitszustand ist bis jetzt noch immer ganz befriedigend."

— Lieutenant Wißmann traf gegen Ende Februar wieder in Leopoldville ein und wollte sich von dort am 7. März nach Kwamouth begeben, um am 14. März auf dem Missionsdampfer „Peace" die Fahrt auf dem Kassai anzutreten. Seine zuletzt gemeldete Erkrankung scheint also nicht ernstlicher Natur gewesen zu sein.

— In Budapest hat, „Nature" zufolge, Graf Samuel Teleky eine Expedition nach Centralafrika organisirt, und bereits im Laufe des Juni sollen 100 wohlbewaffnete Leute in Zanzibar eintreffen. Kapitän Hähnel von der österreichischen Marine begleitet die Expedition, welche zwei zerlegbare Boote mitnimmt. Man glaubt, daß dieselbe sich nicht auf wissenschaftliche Forschungen allein beschränken wird.

Nordamerika.

— Die hervorragendste Industrie der Pokonam-Indianer von Chinantla, eines ca. 10 km nördlich von der Stadt Guatemala gelegenen Dorfes, ist nach O. Stoll (Guatemala. Leipzig 1886, S. 332) die Verfertigung von gebranntem Thongeschirr, in welcher sie sich heute noch einer großen Fertigkeit erfreuen. Diese wird denn auch derart unter ihren Landsleuten anerkannt, daß das Geschirr von Chinantla auf viele Tagereisen weit in die Runde vertragen und verkauft wird. Die Anfertigung der Töpferwaaren liegt, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise in den Händen der indianischen Frauen, und zwar geschieht dieselbe bemerkenswerther Weise ohne Töpferscheibe. Die Indianerinnen kauern am Boden nieder, nehmen ein Brett auf die Knie und auf dasselbe einen Klumpen wohldurchgekneteter feiner Thonerde von der nöthigen Durchfeuchtung. Diesem Lehmklumpen geben sie zunächst durch Pressen und Streichen mit den Händen die äußere Form des Geschirres, welches hergestellt werden soll. Ist dies beispielsweise eine „Tinaja", einer jener weitbauchigen, mit einem engen und kurzen Trichtereingange versehenen Henkelkrüge, wie ihn die Ladina auf dem Kopfe trägt, so geschieht die Herstellung derselben auf die Weise, daß die obere und untere Hälfte sowie das Halsstück gesondert angefertigt und schließlich auf einander befestigt werden. Wenn der Lehmklumpen, aus welchem die untere Hälfte der Tinaja hergestellt wird, die äußere halbkugelige Form erlangt hat, so wird nun diese anfänglich massive Halbkugel mittels eines rinnenförmigen Stückes einer Calabasse ausgehöhlt und auf die nöthige Dünne der Wandung gebracht, indem sie von der Hand auf dem Brette gedreht wird. Ebenso wird die obere Hälfte hergestellt, welche indessen eine runde, centrale Oeffnung erhält. Die beiden derart hergestellten Schalen werden auf einander gestülpt und endlich das Halsstück darauf befestigt. Nachdem man das Ganze etwas hat trocknen lassen, wird mit einem glattrundlichen Steine aus dem Flusse das Geschirr polirt und werden die Fugen der drei ursprünglichen Stücke derart verstrichen, daß man dieselben nicht oder nur sehr schwierig mehr gewahrt und versucht ist anzunehmen, daß die ganze Tinaja aus einem einzigen Stücke Thon gemacht sei. — Soll das Geschirr irgend welche Verzierungen en relief erhalten, so wird ein Stück noch weichen Thones in einen langen, dünnen Faden ausgewalzt, mit welchem dann die Linien und Figuren auf der Wölbung der Tinaja von der Hand beschrieben werden. Dieses Legen der Ornamente ist außerordentlich schwierig, da die dünne, lange Thonschnur in ungeübter Hand leicht reißt und in Stücke zerbröckelt. Die Indianerinnen entfalten aber gerade im Herstellen dieser Figuren ein erstaunliches Geschick. Mit einem etwas steifen Baumblatte, etwa einem Orangenblatte oder dergleichen, wird die leicht auf die Wölbung des Geschirres gelegte Thonschnur an dasselbe angedrückt und geplättet. Einzelne erhabene Knöpfe werden mit rundlichen Thonstücken gebildet, welche in ähnlicher Weise auf das Geschirr gedrückt werden. Mit dem starken Dorn einer Agave werden, wo es geboten scheint, vertiefte Punkte als Verzierung eingestochen. Nachdem auf die beschriebene Weise eine Anzahl von Stücken zum Brennen bereit sind, werden sie zusammengestellt und ein Haufen von Brennholz und Strauchwerk darüber geschichtet. Dasselbe wird in Brand gesteckt und das Feuer ziemlich lange unterhalten. Wenn es erloschen und alles vollkommen erkaltet ist, werden die Geschirrstücke herausgenommen, häufig aber haben einige davon ihre rothe oder gelbe Farbe verloren und sind von Rauch oder Ruß schwarz oder fleckig geworden. — Die Töpferei der Indianerinnen von Chinantla entrollt uns ein Stück uralter Zeit, wo die Kunst noch auf einer weit höheren Stufe der Blüthe stand und wo noch jene schön gemalten und verzierten Schüsseln und Geschirre gebrannt wurden, welche in weitester Ausdehnung in Mexiko und Mittelamerika zuweilen ausgegraben werden.

Inhalt: Victor Girand's Reise nach den innerafrikanischen Seen. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Die Cook- oder Hervey-Inseln. I. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. E. Jung: Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 5. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 4. Januar 1884 erreichte Giraud den Kinganifluß, den die Eingeborenen hier Nfu nennen; er ist hier noch ein großer Strom von 35 bis 40 m Breite und wälzt, durch die ersten Güsse der beginnenden Regenzeit angeschwollen, seine weißen Gewässer schnell dahin. Die Ufer sind unbewohnt, gut bewaldet, 2 bis 3 m hoch und wie gewöhnlich an flachen Stellen und auf Sandbänken von Krokodilen reich bevölkert. Stromauf und stromab ertönt das Schnauben der Flußpferde und das Geräusch, welches sie beim Spielen und plötzlichen Untertauchen hervorbringen. Der Kingani ist von hier aus bis Bagamojo für Boote schiffbar; da aber die Strömung zu stark ist, um denselben die Bergfahrt zu erlauben, so benutzen die Eingeborenen diesen Wasserweg nur selten, um sich an die Küste zu begeben. Das linke, nördliche Ufer ist bergig, das rechte dagegen fortgesetzt eben.

Je weiter die Karawane vordrang, um so dichter wurde das Gestrüpp, um so größer die Schwierigkeiten bei dem Fortschaffen des Bootes. Die einzelnen Märsche, welche indessen nicht länger als vier Stunden sind, erfordern von den Trägern des Bootes oft sechs oder gar acht Stunden Arbeit; kein Wunder, daß sie sich zu beklagen anfangen. Oft mußte man den halben Weg eines Tages mit Axthieben säubern. Am 5. Januar lagerte man in Mfungu (80 m) noch am Ufer des Kingani. Während des Marsches durch die überaus reizende und wohl bewässerte Landschaft bekam man zahlreiche Thiere, Büffel, Gazellen, Gnus und Giraffen zu Gesicht, doch konnte sich Giraud ihnen nicht auf Schußweite nähern. Die weite Ebene hat stellenweise das Aussehen einer europäischen Obstpflanzung; auf dem felsigen Boden wächst ein feines, kurzes Gras und hier und da weit von einander kleine Bäume, welche, um die Täuschung vollständig zu machen, ganz das Aussehen und die Größe unserer Apfelbäume haben. Gegen Ende dieses Tagemarsches gelang es dem Reisenden endlich, ein Gnu zu erlegen; im Inneren traf er dieses Thier nicht an, in um so größerer Menge dagegen in der Nähe der Küste.

Jetzt, wo man sich der Landschaft Kutu (welche ebenso, wie das ganze bis zum Livingstone-Gebirge von Giraud durchzogene Gebiet von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beansprucht wird) näherte, wurden die Dörfer zahlreicher; man traf ihrer zwei bis drei auf jedem Marsche. Nichts verräth ihre Anwesenheit; man glaubt sich tief drinnen in der Pori zu befinden, bis plötzlich aus einem Gebüsche Schreien und Lachen heraustönt und die Lage eines Dorfes anzeigt. Auch Ackerfelder zeigten sich häufiger, waren aber von geringer Ausdehnung; Mais, Sorgho und Maniok herrschen vor, Reis kommt schon nicht mehr häufig vor, dafür aber gut gehaltene Tabakpflanzungen, welche in den von Giraud durchzogenen Gebieten zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin findet man nur in den Dörfern selbst, und zwar am Eingange der Hütten, ein paar Stauden, die meist ihrer Blätter beraubt sind, da der Eingeborene dem Verlangen nicht widerstehen kann, dieselben zu pflücken, sobald sie sich öffnen. Hanf aber wird von ihm fast noch höher als Tabak geschätzt und mit Stumpf und Stiel

zwischen den Händen zerrieben und in die Pfeife gestopft; die dem Genusse folgende Betäubung hilft den Leuten über die Zeiten der Hungersnoth hinweg.

Der Marsch des 6. Januar brachte eine Begegnung, die beinahe übel abgelaufen wäre. Giraud ging mit drei Leuten etwa hundert Schritte vor der Karawane und trat gerade aus einer Lichtung in einen dichten Busch, als die Zweige vor ihm krachten und er sich plötzlich einem riesigen

Der Kingani-Fluß.

Nashorne gegenüber sah, das sofort auf ihn losstürzte, so daß er nur eben Zeit hatte, zur Seite zu springen. Als er sich gefaßt hatte und anlegen wollte, war das Thier auf dem schmalen Pfade schon 35 m weiter gelaufen und jagte die drei Begleiter des Reisenden vor sich her. In diesem Augenblicke gelangte das Gros der Karawane an die Lichtung; in weniger als drei Sekunden hatten sämmtliche Träger ihre Lasten fortgeworfen und stieben nach allen

Begegnung mit einem Nashorne.

Richtungen aus einander. Der ungewohnte Lärm machte das Thier stutzig; es machte Halt und schlug sich seitwärts in die Büsche. — Erst gegen 1 Uhr traf man an diesem Tage auf Wasser; die drei folgenden Märsche führten durch ununterbrochene Pori ohne eine Spur von menschlichen Ansiedelungen. Der Weg ging am Mgeta, einem südlichen Zuflusse des Kingani, entlang, den man nicht verlassen darf, ohne sich dem Wassermangel auszusetzen. Alles Land südlich bis zum Rovuma, eine Strecke von 15 Tagemärschen, ist von solcher Trockenheit, daß es seit mehreren

Jahren von allen Eingeborenen verlassen worden ist, und Karawanen dort buchstäblich vor Hunger und Durst umkommen können. Auch Giraud, welcher anfänglich einen geraderen südlicheren Weg nach dem Njassa-See durch das Land der Mahenge einschlagen wollte, sah sich durch die überall eingezogenen Erkundigungen veranlaßt, eine nördlichere Route zu nehmen.

Erst am 10. Januar kam man in bewohntere Gegenden, passirte am 15. Januar das erste Dorf Msogera und lagerte gegen Mittag in Hongo, der angeblichen Residenz des Häuptlings von Kutu. Die Umgebungen der Dörfer waren etwa 3 km weit im Umkreise abgeholzt; es war jetzt die Zeit der Aussaat und überall herrschte reges Leben. Die Weiber benutzten die ersten Regen, welche den Boden

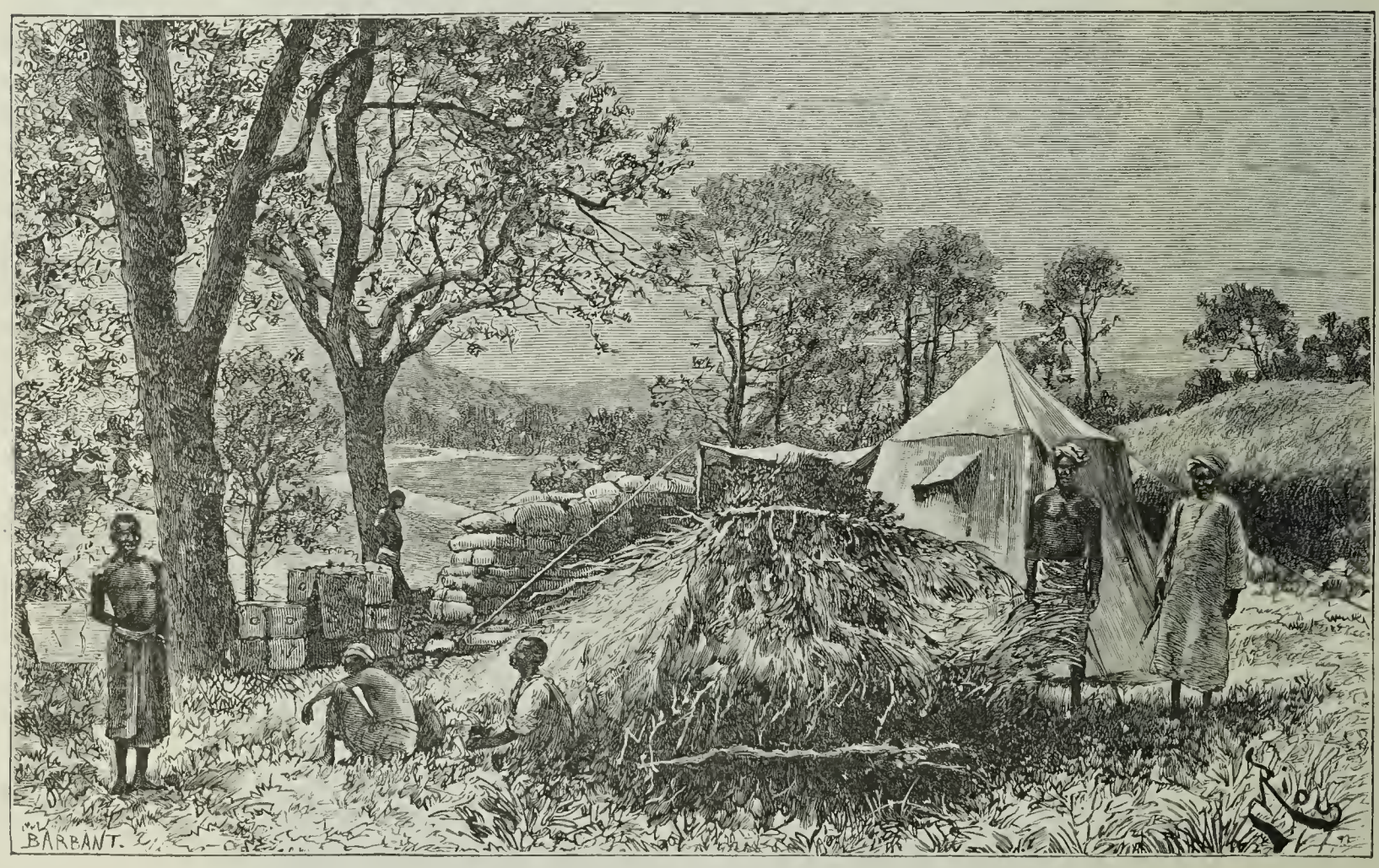
Ein Thor des Dorfes Hongo.

angefeuchtet hatten, um in der glühenden Sonne eifrig zu hacken; kaum daß sie der vorüberziehenden Karawane einen flüchtigen Blick zuwarfen. Hier wird noch Reis in größerer Menge gebaut; aber die Ernte des vorigen Jahres war schon längst aufgezehrt, und nur mit Mühe konnte sich der Reisende Lebensmittel verschaffen, hier in dem volkreichsten Dorfe, das er seit der Küste angetroffen, und zugleich einem der merkwürdigsten. Es liegt innerhalb eines Dorngebüsches von riesigen Dimensionen, durch welches drei Pfade von nicht weniger als 500 m Länge führen; dieselben waren so schmal, daß Giraud die Theile seines Bootes draußen lassen mußte. In einem solchen finsteren, dornigen Gange stößt man auf drei Thore hinter einander, deren jedes in eine starke, kreisrunde Pallisade eingelassen ist. Erst wenn man das letzte durchschritten hat, gelangt man in das Dorf, dessen Aeußeres an diejenigen der Küste erinnert, nur daß hier große Bäume mit breiten, dicht belaubten Aesten kühlenden Schatten gewähren. Die Umwallung mag 400 m Durchmesser haben. Die kreisrunden, spitz zulaufenden Hütten sind geräumig, die Straßen sauber

und gut gehalten. Aber auf dem Wege des Reisenden drängte sich eine dichte, schmutzige, halbnackte Menge Volks, durch welche er sich nur mühsam vorwärts bewegen konnte: kein Gruß, kein Salam, kein Zeichen von Wohlwollen; man glotzte ihn an und spottete über ihn, und alte häßliche Weiber riefen ihm unverständliche Worte zu. Das ist afrikanisches Willkommen. Bald erschien auch der Häuptling, von einer Schaar halbbetrunkener Gesellen begleitet, und ließ eine große Kürbißflasche voll Pombe und eine viel kleinere voll Honig vor dem Reisenden niederlegen. Die Aermlichkeit dieser Geschenke entschuldigte er natürlich mit der herrschenden Hungersnoth, forderte aber im selben Athem Stoffe von zehnmal höherem Werthe dafür. Als ihn Giraud wegen der mit Menschenknochen vermischten Aschenhaufen, die er unterwegs angetroffen hatte, befragte, gab er ihm willig Auskunft über die bezüglichen Gebräuche in Kutu, die weniger grausam als in Uzaramo sein sollten. So oft ein Dorfbewohner stirbt, bestimmt der Mganda Jemanden zum Feuertode; doch kann das Opfer sich dem durch eine Feuerprobe entziehen, indem es seine Hand in einem Kohlenbecken vollständig verkohlen läßt. Wenn es während dessen nicht schreit, wird es für unschuldig erklärt, anderenfalls sofort zum Scheiterhaufen geschleppt.

In der Nacht übersandte Giraud dem Häuptlinge ein schönes Geschenk an Stoffen; der Gebrauch will, daß dies stets in der Dunkelheit geschieht, um die Höhe der Gabe den begehrlichen Blicken des Gefolges zu entziehen, so daß der Häuptling fast alles, was er erhalten, für sich behalten kann.

Vom 11. bis 14. Januar 1884 lagerte die Karawane nach einander in den Dörfern Kisaki, Urembo, Gomero und Kiranguë, welche sich sämmtlich die Ehre streitig machen, die Hauptstadt von Kutu zu sein, während in Wahrheit

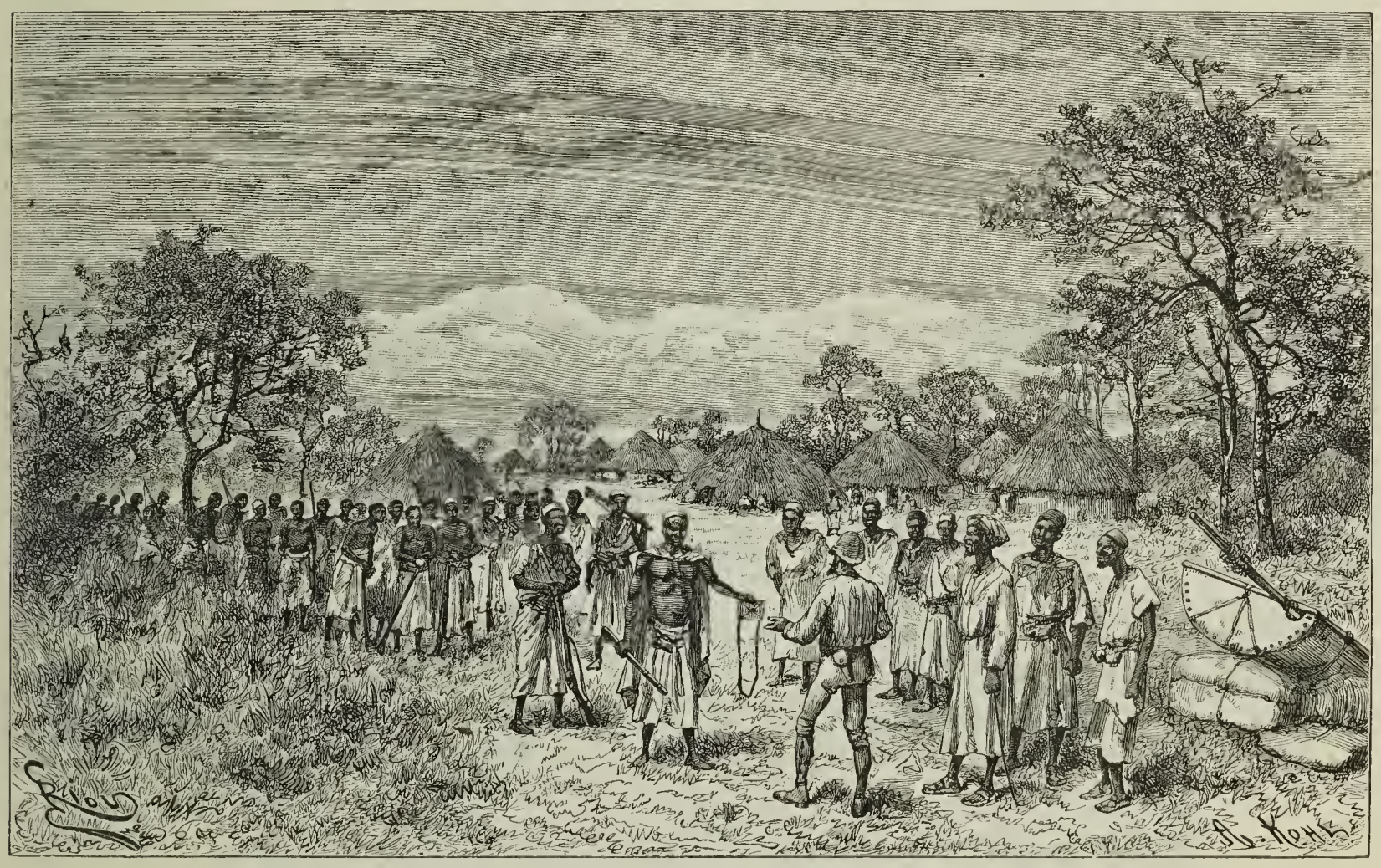


Am Ufer des Mgeta.

die Oberherrschaft nirgends ihr Centrum hat und jedes Dorf vom anderen unabhängig ist. Das ansehnlichste von ihnen zählt nicht mehr als 50 Hütten, welche unter Bäumen am Ufer des Mgeta entlang liegen, durch dessen Sümpfe Giraud mehrere Stunden lang hindurchwaten mußte. Lianen von allen Größen schlingen sich durch die Aeste dieses Waldes, die einen gerade wie eine Walze, die anderen sich zierlich um die Riesenbäume windend, unter denen eine Platanenart sich auszeichnete. Der Weg steigt, je mehr man sich Usagara nähert; in 300 m Höhe über dem Meere erreicht man eine weite Ebene, welche zur Rechten der Berg Wigu, der letzte Ausläufer der Berge von Usagara, überragt. Oft dient der Grund der jetzt trocken liegenden kleinen Schluchten als Weg; unter dem dünnen Humus liegt eine schwärzliche Molasse, die viel Eisenoxydul enthält und stellenweise von dicken Quarzadern durchbrochen wird. Ueberall ist Eisen in Masse vorhanden, besonders in Gestalt von Körnern braunen Hämatits, und es vergeht kein Tag, an welchem man nicht bei einer eisenhaltigen Quelle vorbeikäme. Die Wakutu verstehen indessen trotz ihrer verhältnißmäßigen Nachbarschaft mit der durch Zanzibar vertretenen Civilisation diesen natürlichen Reichthum wenig auszunutzen; weiter im Inneren fand Giraud Völker, welche in der Bearbeitung des Eisens viel höher standen als sie, welche nur primitive Lanzenspitzen und noch rohere Hacken anzufertigen vermögen. Ebenso befindet sich die Töpferei noch in den ersten Anfängen; nie sieht man etwas anderes als halbkugelige, mit rohen Figuren verzierte Gefäße. Die Verbindungen mit der Küste sind übrigens spärlich, da die Araber seit 15 Jahren ihre Handelsstraße nach Kutu aufgegeben haben, weil dort die Lebensmittel selten und theuer und Handelswaaren nicht vorhanden sind. Höchstens begegnet man noch einer kleinen Karawane von Wangwana aus Zanzibar, welche eine dreimonatliche Anstrengung nicht scheuen, um einen vereinzelten Elephantenzahn gegen Flinten einzutauschen.

In Kisaki theilen sich die Wege nach Ussango; Giraud schlug den südlichen ein, welcher an der Nordgrenze des Landes der Mahenge entlang führt, weil der nördliche volkreichere Gegenden berührt und deshalb mehr Tribute (hongo) erfordert. Ehe er Gomero erreichte, wo er den ersten Anfall von Dysenterie zu überstehen hatte, traf er auf einige Lager von Maffiti oder Mazitu, Räubern von der Küste, die in elenden Hütten aus Zweigen und Stroh hausen; sie müssen sich hier vor den Wakutu in Acht nehmen, welche Flinten führen und selbst weite Raubzüge nach Norden zu den friedlichen Bewohnern Usagaras ausführen.

Während der nächsten Tagemärsche nahm die Krankheit des Reisenden so zu, daß er sich tragen lassen mußte und in Mgunda, wo er am 17. Januar eintraf, zu längerer Rast sich gezwungen sah. Hier ward ihm eine angenehme Ueberraschung zu Theil. Am Tage nach seiner Ankunft zog eine kleine Karawane aus Zanzibar unter den üblichen Flintenschüssen und sonstigem Lärmen und Schreien in das Dorf ein; sie war von dem französischen Konsul Ledoulx abgeschickt, welchen Giraud vor dem Abschiede noch um verschiedene Kleinigkeiten gebeten hatte, eine Bitte, welcher derselbe nun so rasch wie möglich entsprochen hatte. „O Herr! — sagte Songoro, der Anführer dieser kleinen Expedition — was für ein Geschäft, mit acht Flinten in diesem Lande zu reisen. Noch gestern wurden wir von Maffiti angegriffen und mußten in den Busch flüchten, wo ein Löwe hauste. Bei der Rückkehr ziehen wir lieber gerade gegen Norden auf einem längst verlassenen Wege und werden uns in Mpuapua einer zur Küste ziehenden Karawane anschließen, als daß wir nochmals allein das Land dieser räuberischen Wakutu passirten." Unter anderen Ueberraschungen brachte Songoro Briefe aus Europa und einen



Ankunft von Briefen aus Europa. Dorf Mgunda.

kleinen Sack Salz, der dem Reisenden sehr erwünscht kam; ein Versuch, den er machte, einen Reisebericht niederzuschreiben, mißglückte; er brachte nur vier Seiten voll zu Papier, worin er seine angegriffene Gesundheit zur Beruhigung der Seinigen als vortrefflich darstellte. Nach 24 Stunden trat Songoro den Rückmarsch an, den er auch ohne Unfall ausführte.

Mgunda, bereits auf der Grenze von Usagara und am Fuße des Hochgebirges gelegen, ist als Sammelplatz aller Nuga-Nugas der Umgegend bekannt, welche von Raubzügen bei den friedlichen Bewohnern der Berge leben. Als Giraud dort durchpassirte, rüstete sich gerade eine Bande derselben zu einer großen Razzia nach Nordwesten; dieselbe führte am Abend des 19. Januar einen einstündigen Kriegstanz vor dem Reisenden aus, zu welchem die Leute die sonderbarsten Trachten angelegt hatten. Der eine trug auf dem Kopfe eine ganze Garnitur von Tukanschnäbeln, die beim Tanzen laut rasselten, andere Mähnen von Giraffen, Zebras oder Antilopen und Büschel von Hahnenfedern in den verschiedensten Anordnungen; ein um den Hals gewundener Fetzen rothen Zeuges vollendete die Ausschmückung, und als Waffen trugen sie Bogen, Pfeile mit hölzernen Spitzen und einen Schild aus Ochsenhaut. Der ganze Tanz hatte nur den einen Zweck, den Reisenden einzuschüchtern und von ihm Tribut zu erpressen, wozu dieser sich aber nicht herbeiließ; erst nach langen Verhandlungen verstand er sich zu einem Geschenke von 7 bis 8 m guten Zeuges. Außerdem aber kostete ihm diese Begegnung noch zwei seiner Träger, welche der Versuchung nicht widerstehen konnten, zu desertiren und sich den Nuga-Nugas anzuschließen.

Am 20. Januar wurde der Weitermarsch angetreten und am 21. die von Nebel umhüllten, hier zu 750 m ansteigenden Abhänge des Mabruki-Berges erstiegen; von den hohen Bäumen, die denselben bedecken, tropfte der Regen herab, und der Abhang war so steil, daß man im Nachtlager den Boden abgraben mußte, um das Bett aufzustellen. Alles war so feucht, daß man nur mit Mühe genügend

trockenes Holz finden konnte, um ein kleines Feuer beim Zelte zu unterhalten; darum gab es auch viel Pilze, Champignons, falsche Kaiserschwämme und namentlich einen großen, grauen Boletus, den die Eingeborenen verzehren. Am 23. und 24. Januar wurde der große Sumpf des Makata-Flusses durchzogen, wo das Wasser den Leuten bis zum Knie reichte und es schwer war, ein einigermaßen trockenes Plätzchen für das Lager zu finden. Wild gab es hier in Menge, Giraffen, Zebras, Büffel, Löwen, Hyänen u. s. w.; aber der Reisende fühlte sich so krank, daß er demselben nicht nachgehen mochte. Endlich erreichte man am Vormittage des 25. Januar das Ende des Sumpfes und zugleich den 20 m breiten Makata-Fluß, und eine Stunde später ein kleines, verpallisadirtes Dorf, das Eigenthum eines Arabers von der Küste, welcher hier Sklavenhandel betreibt. Solche „Boma" (befestigte Faktorei) im Inneren des Landes dient diesen Leuten dazu, die schwarze Waare aus der Umgegend zusammen zu bringen und vorläufig zu bewahren; meist besitzen sie dann noch eine zweite in der Nähe der Küste, von wo aus man leicht mit den Sklavenschiffen verkehren und die englischen Kreuzer überwachen kann. Dieselbe ist für gewöhnlich unbewohnt und bietet den englischen Beamten keinen Anlaß zum Argwohn. Sobald aber der arabische Händler durch seine Auspasser erfährt, daß sich der Kreuzer entfernt hat, läßt er sein Menschenfleisch in Eilmärschen herbeitreiben und verladet es ungesäumt in die stets bereiten Boote.

Die Märsche des 26. bis 28. Januar führten über luftige Höhen, wo sich Giraud etwas von der sumpfigen Atmosphäre des Makata zu erholen vermochte; freilich ermüdete es ihn sehr, tagsüber zwei- oder dreimal bis 1000 oder 1200 m aufzusteigen, um gleich darauf wieder bis 600 m hinabzuklettern. Dafür erfreute und erquickte man sich hier an zahlreichen, fröhlich plätschernden Bächen, welche die vorangegangenen Regentage hatten entstehen lassen. Die Landschaft hier ist fast alpin zu nennen: gerade vor ihnen erhob sich, den Trägern nichts Gutes versprechend, der Berg Para Uranga zu 1500 m. Den ganzen Nach-

Wasagara.

mittag des 28. Januar tobte ein heftiges Gewitter mit unaufhörlichen Blitzschlägen, deren Giraud in der Minute bis zu fünfzig zählte. Die wenig zahlreichen Eingeborenen schienen hier von sanfterer Gemüthsart und größerer Zutraulichkeit zu sein, als die früheren.

Vier Stunden brauchten am nächsten Tage die Träger, um den Kamm des Berges zu erreichen, und das Boot traf erst nach Anbruch der Nacht ein, nachdem wiederholt Verstärkungsmannschaften den eigentlichen Trägern desselben zu Hilfe geschickt worden waren. Als der Nebel hier oben einen Augenblick zerriß, zeigte sich nach Osten hin durch eine breite Thalspalte eine großartige Aussicht: in der Ferne die Ugnru-Berge, aus denen der Kingani entspringt, tief unten zu Füßen die großen Makata-Sümpfe traurigen Angedenkens, und gegen Südosten ein Meer kleiner kegelförmiger oder runder Hügel, theilweise von Wolken bedeckt. An den Seiten der Thalspalte stürzten schneeweiße Wasserfälle herab und öffneten sich Schluchten, deren Bäche brausend dem tief unten strömenden Flusse zueilten. Nur Hütten, Glockengeläute und blökende Heerden fehlten, um den Beschauer in die fernen Alpen zu versetzen. Der Marsch des 30. Januar führte noch 500 m bis zu einem 1900 m hohen schmalen Passe, und dann fast senkrecht 700 m hinab in eine große, sumpfige Ebene. Etwa 2 km weit zog sich der kaum fußbreite Pfad an einer 300 m senkrecht abstürzenden Felswand entlang, wo den durch Krankheit entkräfteten Reisenden der Schwindel überkam, so daß er sich zweimal platt auf die Erde legen mußte. Die Zanzibarer dagegen, ebenso geschickt im Gebirge, wie kräftig in der Ebene, zeigten sich in der Ueberwindung dieser wie anderer nicht minder gefahrvoller Stellen von großer Zuverlässigkeit und Energie, und es gelang ihnen, selbst die schweren und unhandlichen Bootstheile ohne Unfall hinabzubringen.

Die von oben gesehen anscheinend ganz flache Niederung zeigte sich beim Herabsteigen mit Hügeln bedeckt, auf denen die Eingeborenen, die Wasagara, ihre Sorgho- und Maisfelder und kleinen unbefestigten Weiler angelegt hatten. Letztere fanden sich auch an den Seiten des Gebirges, stets aber in offener freier Lage, um von dort aus das Herannahen eines Feindes erspähen zu können. Für einen solchen

wurde auch Giraud's Karawane gehalten; denn von Hügel zu Hügel erschallte die Alarmtrommel und überall sah man die Eingeborenen sich mit ihrer armseligen Habe flüchten. Da sie stets den Ueberfällen ihrer Nachbarn ausgesetzt sind, halten sie sich beständig bereit, beim ersten Zeichen zu verschwinden, und ihre Dörfer sind daher kaum mehr als improvisirte Lager. Glücklich in ihrer Unabhängigkeit und zufrieden mit der reinen Luft ihrer Berge und dem Ertrage ihrer Felder und Schaf- und Ziegenheerden, leben sie weit zerstreut und unterhalten nur, wenn sie die Noth dazu zwingt, Verkehr mit ihren Nachbarn.

Am 31. Januar marschirte die Karawane über leichteres Terrain bis Kirangawana, wo sie mehr Lebensmittel fand und zwei Ruhetage machte, welche der Reisende zur Jagd, die Träger zu einer kleinen, glücklich beigelegten Meuterei verwendeten.

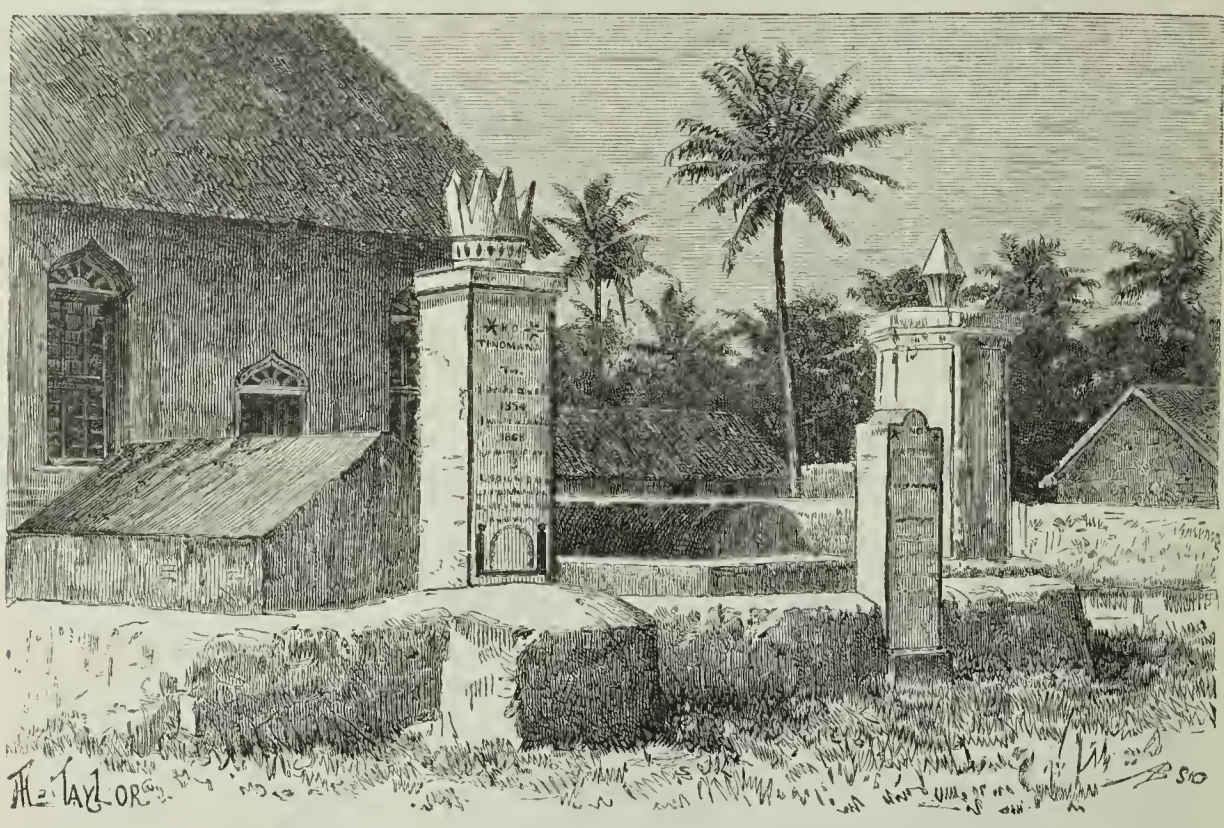
Die Cook- oder Hervey-Inseln.

II. (Schluß.)

Wie streng die Zucht ist, unter welcher die Eingeborenen stehen, beweist ein kleiner Zug, den Aylic Marin mittheilt. Von einem Ausfluge kehrte er mit einem Gefährten stolz zu Roß in später Stunde nach dem Dorfe Arognani zurück; der Weg war schlecht, die Pferde müde und man entschloß sich, ein Unterkommen zu suchen. Alles schien im Dorfe zu schlafen mit Ausnahme einer alten Frau, welche mit näselnder Stimme laut die Bibel las. Bald fingen die

Brotbaum oder Maïore (Cook-Archipel). (Nach einer Photographie.)

Hunde an zu bellen, die Kinder an zu schreien und nach einigen Minuten erhob sich die Bevölkerung, um die Reisenden zu begrüßen. Diese begaben sich ohne viel Umstände in ein von prächtigen Maïores (Brotbäumen) beschattetes



Die Königsgräber auf Rarotonga. (Nach einer Photographie.)

Haus. Ein Dutzend wenig einladender Frauen saß auf groben Matten und bereitete das Essen aus Fehi (Musafehi) und Taro. Nachdem die Reisenden einen Augenblick sich erholt hatten, gaben sie den würdigsten Matronen

Die große Häuptlingin Tapuni. (Nach einer Photographie.)

Eingeborene der Insel Manti. (Nach einer Photographie.)

einige Silberstücke — beiläufig bemerkt ist der Piaster die einzige Münze, welche Kurs hat, die kleineren dienen nur zum Schmuck. — Die Mütterchen hatten mit sichtlichem Vergnügen die Gabe angenommen, als mit einem Male,

veranlaßt durch die mißbilligenden Geberden einer der Damen, welche sich aus dem Haufen erhob, alle zu schreien anfingen und den Reisenden das Geld zurückgaben. Die Entrüstung war entstanden, weil das Geschenk von Franzosen herrührte, und dieses Wort ist gleichbedeutend mit Katholiken, da der englische Geistliche beide Ausdrücke häufig verwechselt und jeder Katholik hier beinahe ein Verdammter ist. Wenn die Sache selbst auch vielleicht nicht zu billigen ist, die Disciplin, die durch den Vorgang bewiesen wird, muß bewunderungswürdig genannt werden.

Außer dem eben erwähnten Brotbaume sind alle auf den Inseln des Stillen Oceans vorkommenden Kulturpflanzen hier heimisch; Taro, Kokos und Bananen, welch letztere man auch gähren läßt und aufbewahrt. Die Fauna ist der von Tahiti ganz ähnlich. Von Säugethieren kennt man nur die Ratte seit eben so langer Zeit, als man die Inseln selbst kennt, einen Pteropus, der, sonderbar genug, nur auf einer Insel vorkommt, und zahme Schweine, die anfänglich auf zwei Inseln beschränkt waren. Jetzt sind alle europäischen Hausthiere vertreten, wie denn Williams, wie wir schon gesehen, allerlei neue Sachen auf die Inseln einzuführen suchte. Von Vögeln kommen drei Taubenarten vor; Papageien und Hühner fehlen, doch giebt es vielleicht auf Rarotonga (nach Pritchard, bei Meinicke a. a. O. II, S. 426, ein Apterix) noch einen besonderen Laufvogel. Einige Eidechsen, wenige Insekten und Schmetterlinge kommen vor; reich aber sind die umgebenden Gewässer an Seethieren, wenn auch Schildkröten nicht gerade häufig gefunden werden.

Das Klima ist sehr angenehm; in der Winterhälfte weht der Ostpassat bei hellem klarem Wetter kräftig durch; in der anderen Jahreszeit wird er von heftigen Westwinden, die von tropischen Regen begleitet sind, unterbrochen; in den Monaten Januar bis März treten Orkane auf, deren Wirkung von den Missionaren als ganz furchtbar geschildert wird. Demgemäß ist der Aufenthalt im Allgemeinen gesund; einheimische Krankheiten sind Wechselfieber, Rheumatismus, Diarrhoe, Augenleiden und namentlich Ausschlagskrankheiten aller Art (doch ist Elephantiasis sehr selten), die jedoch nicht häufig vorkommen. Gefährlicher sind den Eingeborenen die von den Europäern verbreiteten Krankheiten geworden, unter denen hauptsächlich Dysenterie, Skrofeln, Keuchhusten, Masern und Influenza zu nennen sind; durch Einführung der Pockenimpfung haben sich die Missionare ein wirkliches Verdienst erworben. Es giebt noch eine eigenthümliche Krankheit, welche die Kanaken trotz ihrer Bekehrung zum Christenthume als die Folge einer Bezauberung betrachten. Diejenigen, welche von diesem Uebel, einem unerklärlichen Trübsinne, ergriffen werden, zehren langsam ab; die Patienten sehen dem Tode stoisch in die Augen und zimmern selbst, so lange sie noch dazu im Stande sind, ihr letztes Lager. Doch auch andere Krankheiten treffen nach dem Aberglauben, der sich immer noch erhalten hat, den Menschen für manche Vergehen und Verbrechen, deren er sich schuldig machen kann, und so finden wir z. B. zwei alte Begräbnißplätze, die ganz ohne Schutzmauer in der Umgegend von Arognani liegen; die Furcht der Eingeborenen ist der beste Schutz; auch jetzt noch ist die Stelle tapu und wehe dem Unsinnigen, der es wagen würde, sie zu beschädigen. Da ruhen die Vornehmen des Landes, deren Leichen in Zeng gewickelt erst in einem Boote öffentlich ausgestellt, dann aber auf dem allen Vornehmen gemeinschaftlichen Begräbnißplatze bestattet werden. Den Leichen wurden Speisen von dem Opfer mitgegeben, welches dem Gott der Unterwelt, Tiki, dargebracht wurde, damit er den Todten bei sich behalte. Die Zurückgebliebenen trauerten, die Männer, indem sie sich schwarz färbten, die Frauen, indem sie sich kleine Wunden beibrachten. In Mangaia machte man weniger Umstände, man warf alle Leichen in zwei Höhlen, von denen eine für die Vornehmen, die andere für die Geringen bestimmt war. Das Volk war früher allgemein in vier Klassen getheilt; die erste bildeten die Ariki (Könige), deren Fuß nie den Boden berühren durfte, um ihn nicht tapu zu machen; die zweite Klasse waren die Verwalter der Distrikte, die auf den verschiedenen Inseln unter verschiedenen Namen vorkommen und größere Macht als die Könige selbst hatten; die dritte die der Grundbesitzer und die vierte endlich das gemeine Volk. Eigentliche Gesetze gab es nicht; jeder Häuptling entschied nach seinem eigenen Gutdünken und in derselben Weise legte er die Strafen auf. Die jetzigen christlichen Staaten haben gewissermaßen einen modernen, europäischen Charakter; man hat wirkliche Gesetze, auf Rarotonga seit 1827 das Gesetzbuch von Raiatea. Gerichtshöfe mit Geschworenen sind eingeführt und die Polizei wird ganz energisch gehandhabt. Ehe wir Raratonga verlassen, wollen wir hier noch die Beschreibung folgen lassen, welche Williams von der Insel, wie er sie kannte, gegeben hat; man wird daraus ersehen können, auf welch hoher Kulturstufe die Eingeborenen standen, ehe sie durch die Missionare zu weiterer Entwickelung geleitet wurden. Er fand die Insel im höchsten Zustande der Kultur, so daß der Ausblick von den Bergabhängen zum Strande ein wahrhaft entzückender war. Vom Fuße des Gebirges bis ans Meer erstreckten sich regelmäßig angepflanzte Reihen der prächtigsten Südseekastanien (Inocarpus edulis), ungefähr 1000 Schritte von einander entfernt. Die Zwischenräume waren in Tarofelder getheilt, die vier Fuß tief ausgegraben waren und nach Bedürfniß bewässert werden konnten. Die Dämme und die Felder hatten geneigte Abhänge und oben eine sechs bis acht Fuß breite Fläche. Auf diesen Abhängen wuchs der Kape, riesige Taro, während die flachen Dammrücken in regelmäßigen Abständen mit schöngeformten Brotfruchtbäumen bedeckt waren. Um die ganze Insel zog sich ein bequemer Weg, Ara Medna: Mutter (oder nach Anderen Vater) Pfad, durch schattige Bäume vor den Strahlen der Sonne geschützt; etwa 20 bis 30 Schritt vom Wege ab lagen die niedlichen Häuser, zu denen ein mit schwarzen und weißen Steinen ausgelegter Pfad führte. Ruhesitze, aus zwei glatten Steinen (deren einer als Sitz, der andere als Lehne diente) bestehend, befanden sich vor den Häusern, meistens Reliquien aus alter Zeit, die das Volk mit größter Ehrfurcht betrachtete, denn man pflegte zu sagen: hier saß mein Vater oder mein Großvater, oder dieser oder jener große Häuptling. Hier bringen nach der Tagesarbeit die Einwohner die Abende zu, indem sie mit einem in wohlriechendes (?) Oel getauchten Blumenkranze um die Stirn sich gesellig niederlassen und mit jedem redseligen Vorübergehenden über die Angelegenheiten ihrer kleinen Welt sich besprechen.

Nach Aylic Marin befindet sich auch eine Niederlassung der deutschen (Handels- und Plantagen-) Gesellschaft auf der Insel, und er erkennt weiter an, daß die deutsche Handelsmarine am besten in Polynesien vertreten sei, was ihm einen Seufzer entlockt, obwohl sie, wie er gehört haben will, ziemlich schlechte Geschäfte macht.

Die nördlichste aller dieser Inseln ist Aitutaki (Uaitutaté) auf 18° 50′ südl. Br., 159° 44′ östl. L., die 1789 entdeckt wurde; sie ist etwa eine Meile lang und breit, das Innere voller Hügel, die sich nach N steiler, nach S und O sanfter absenken; der höchste erhebt sich bis zu ungefähr 125 m. Vor demselben liegt im NW eine etwa $^1/_2$ Meile

breite Küstenebene; in der trockenen Jahreszeit besonders ist frisches Wasser sehr wenig vorhanden; an verschiedenen Stellen liegen Riffe vor der Insel, die eine etwa eine Meile breite Lagune bilden, welche durch einen ziemlich gefährlichen Kanal auf der Westseite zugänglich ist. Auf dem Riffe an der Südseite liegen 13 mit Kokospalmen bewachsene Inseln. Als Aylic Marin vor dieser Insel lag — denn die Landung war schwierig —, kamen die Eingeborenen mit Früchten und Geschenken an Bord und bewunderten dann den Dampfer, wobei sie eine große Intelligenz an den Tag legten; endlich wurden sie durch ihre Riechorgane nach der Küche geführt, deren köstliche Gerichte wohlwollend zu ihrer Verfügung gestellt wurden. Diesem Besuche verdanken wir die Mittheilung eines interessanten Portraits, der „großen Häuptlingin" Tapuni, einer zu Tahiti geborenen, an einen Franzosen verheiratheten Dame, welche wegen vieler guten Dienste, die sie den Eingeborenen erwiesen, von letzteren aus Dankbarkeit das erwähnte Ehrenamt erhalten hat. Bei dem Abschiede stimmten die Insulaner einen Psalm an, während der sie begleitende Missionar für die Abreisenden und die Zurückbleibenden mit lauter Stimme betete.

Der Dampfer Aylic Marin's passirte dann Mitiaro (Mitiero), eine kleine, schmale Insel, deren eine Hälfte fruchtbar ist, während die andere aus dürrem Kalkfelsen besteht. In der Mitte der Insel liegt ein schöner, von grünen Sträuchern umgebener See; das dem größten Theile des Strandes angeblich vorliegende Barriereriff konnte Aylic Marin nicht entdecken. Die letzte Insel, welche besucht wurde — eine Gruppe von Eingeborenen wurde daselbst photographirt — war Mauti oder Manke, die östlichste Insel des Archipels, welche nur etwa 40 Fuß hoch sich aus dem Oceane erhebt; wie Aylic Marin mittheilt, ist es unrichtig, daß sie von Riffen umgeben ist; vielmehr erheben sich die niedrigen Küsten senkrecht aus den Fluthen. Der Boden besteht aus rauhen Korallensteinen, darunter aber fruchtbare Erde. Ein hübsches, von Kokospalmen und Fruchtbäumen beschattetes Dorf der Eingeborenen liegt auf einer von Bäumen umgebenen Wiese.

Zum Schlusse wollen wir einige geographische Angaben über die noch nicht genannten Inseln der Gruppe hier kurz zusammenstellen. Kaituta (Atiu), im Nordosten von Rarotonga, hat einige Meilen Umfang und besteht aus Hügeln von Korallenkalk, die sich über 100 m hoch erheben und auch Höhlen enthalten. Der Boden scheint fruchtbar, obwohl frisches Wasser zu fehlen scheint; durch vorliegende Klippen ist die Landung sehr erschwert. Nur wenige Meilen von dieser Insel entfernt liegt Takutea, eine unbewohnte flache Koralleninsel. Noch wären zu nennen Manuae, 1773 von Cook entdeckt und Hervey genannt, jetzt verlassen; auf dem Riffe liegen einige bewaldete, aber unbewohnte Inseln, und Palmerston, eine ebenfalls unbewohnte Rissinsel, ohne Einfahrt in die Lagune.

Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion.

Von Dr. E. Jung.

II. (Schluß.)

Die Vereinigten Staaten besaßen nach dem letzten Agricultural Report im Jahre 1883 an Rindern 41 171 000 Stück, an Schafen 49 237 000 Stück und an Schweinen 43 270 000 Stück. Die Fleischkonsumtion der Bevölkerung ist eine außerordentlich starke, an Schweinefleisch allein 2 200 000 Tonnen jährlich oder 42,3 kg pro Kopf, dennoch ist immer noch ein ungeheurer Fleischüberschuß vorhanden (bei Schweinefleisch etwa $^1/_5$ der Gesammtproduktion) und mit rastloser Energie und staunenswerther industrieller Findigkeit hat man es verstanden, diesen Ueberschuß in allen möglichen Formen für den Versandt geeignet zu machen. Nach dem Census von 1880 bestanden damals 872 großartige Schlacht- und Fleischverpackungs-Etablissements, welche jährlich nur für den Export einschlachteten: 1 756 000 Rinder von durchschnittlich 560 kg Gewicht, 2 234 000 Schafe zu 46 kg und 16 Millionen Schweine zu 125 kg. Zur Zeit seiner größten Höhe, im Jahre 1880 bis 1881, repräsentirte der Vieh- und Fleischhandel der Vereinigten Staaten einen Werth von 700 Millionen Mark, der allerdings danach sehr erheblich abgenommen hat [1]).

In Australien ist der Betrieb der Viehzucht dem amerikanischen in vielen Stücken ähnlich. In anderen ist derselbe aber von jenem außerordentlich verschieden. Von einer Niederlassung auf unbesetztem Terrain darf dort nur in höchst seltenen Ausnahmefällen gesprochen werden, in solchen Gegenden nämlich, welche sehr weit ab von jedem Verkehre liegen, und für welche Konkurrenten sich nicht finden. Denn von irgend einem wirklich wünschenswerthen Weidestriche würde ein nicht mit der Concession der Regierung versehener Squatter (Viehzüchter) sehr bald durch den mit allen Rechten ausgerüsteten Pächter verdrängt werden.

Der australische Viehzüchter war bis auf die allerjüngste Zeit fast ausschließlich auf die Produktion von Wolle, Talg und Häuten angewiesen. Büchsenfleisch wurde freilich schon seit einer Reihe von Jahren ausgeführt, indeß bewirkten hohe Löhne und Transportkosten sowie die Abneigung der englischen Konsumenten gegen konservirtes Hammelfleisch, die Hauptmasse der australischen Fleischexporte, sehr schnell einen Rückgang in der Ausfuhr dieses Artikels, die immer geringere Dimensionen annahm, bis der australische Fleischhandel 1880 einen ganz neuen unerwarteten Impuls empfing, als das Problem einer Versendung von ganzen ausgeschlachteten Rindern und Schafen in Eiskammern glücklich gelöst wurde. Im Januar des genannten Jahres passirte das erste Schiff, der „Strathleven" den Suezkanal, welcher in seinen Eiskammern das Fleisch von 70 Ochsen und 400 Schafen nach London brachte.

Die Fahrt hatte 62 Tage gedauert, man war in der heißesten Zeit von Australien abgesegelt und dennoch war das Fleisch bei seiner Ankunft vollkommen frisch. Die Fahrt ist seitdem aber schon um mehr als 20 Tage abgekürzt, die Gefriermethoden sind bedeutend verbessert worden, und der Handel mit frischem Fleische hat einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß seine Wirkung auf die Schafzucht, welche sich, statt wie früher, fast ausschließlich der

[1]) Vergl. Scherzer, Das wirthschaftliche Leben der Völker. S. 303 ff.

Wollproduktion, nun auch der Züchtung von Fleischthieren in größerem Maße zuwendet, schon jetzt deutlich erkennbar ist.

In Australien, wie in Neuseeland, sind in neuester Zeit den amerikanischen ähnliche große Schlachthäuser errichtet worden, die jetzt mit recht guten Resultaten arbeiten. Ihnen werden auf den breiten Wegen, welche, gleich denen in Spanien für die Merinos transhumantes zwischen den eingezäunten Weidegründen und Ackerländern hindurchziehen, die auf den Weiden gemästeten Thiere zugetrieben, jetzt aber auch schon den Eisenbahnen zugeführt.

Die Viehzucht ist in Australien zwar ausnehmend lohnend, sie ist aber dennoch keineswegs überall eine so mühelose Beschäftigung wie in Amerika, wo man wohlbewässerte Weiden noch in Fülle haben kann. Australien ist in sehr vielen Theilen, auch solchen, die reich an nahrhaften Gräsern, Kräutern und Büschen sind, ein wasserarmes Land. Ungeheure Strecken sind daher augenblicklich von der Benutzung gänzlich ausgeschlossen, daß sie dies aber nicht für immer bleiben werden, das erhoffen wir aus den sich mehrenden Berichten von artesischen Brunnen, welche in den verschiedensten Gegenden erbohrt wurden, und von den glücklichen Resultaten, mit welchen man weite und tiefe Schächte bis in wasserführende Schichten trieb, deren Ergebnisse nach Quantität erstaunliche, auch nach Qualität vorzügliche waren. In anderen Gegenden hat man es aber ganz aufgegeben, Bohrungen oder Grabungen zu machen. Es ist außerordentlich viel Geld im Brunnengraben verloren worden. Theils fand man gar kein Wasser, theils war dasselbe so bittersalzig, daß es selbst dem genügsamen Schafe widerstrebte. Nicht wenige australische Squatter haben durch kostspieliges und erfolgloses Suchen nach Wasser den Grund zu ihrem Ruin gelegt. Man befolgt in vielen wasserlosen Gegenden jetzt den Plan der Ausschaufelung großer, seeähnlicher Becken, auf deren Füllung durch Regengüsse man dann hofft. Sind sie einmal gefüllt, so halten sie Jahre lang aus. In Südaustralien hat der durch seine freigebige Unterstützung von Erforschungsreisen wohlbekannte Sir Thomas Elder mehr Geld, Zeit und Mühe auf die Herstellung solcher künstlicher Wasserbecken verwandt als irgend jemand anders in Australien oder auch wohl irgendwo sonst.

Aus einem uns vorliegenden Berichte des ersten Beamten dieses australischen Schäferkönigs ersehen wir, daß allein auf seinen nordöstlichen Weidegründen, lauter Pachtungen, 95 Brunnen gegraben wurden, welche 979 640 Mark kosteten, und 70 „Tanks“, große Reservoirs, welche 880 000 Mark zu ihrer Vollendung erforderten. Im Ganzen hat Sir Th. Elder weit über zwei Millionen Mark im Suchen nach Wasser verausgabt.

Das Ausschachten wird mit mächtigen, durch Lokomobilen getriebenen Schaufeln bewerkstelligt, wobei beständig über 100 Leute an einem Tank beschäftigt sind. Ist derselbe endlich bis zur gewünschten Tiefe fertig gestellt, so hat man zuweilen fünf bis sechs Jahre und länger zu warten, bis genügender Regen kommt und sich der Tank mit Wasser füllt.

Glücklicher Weise ist nicht der ganze Erdtheil mit solchem Fluche der Wassersnoth geschlagen. Namentlich ein großer Theil von Queensland, wie auch der von A. Forrest entdeckte Theil Westaustraliens, ist mit stets fließenden Wasserläufen und Teichen in hervorragender Weise gesegnet. Und hier hat sich englisches Kapital in der neuesten Zeit recht lebhaft betheiligt; beispielsweise kaufte der Herzog von Manchester an den Ufern des Fitzroy im nordöstlichen Westaustralien eine große Strecke Landes, um darauf Viehzucht zu betreiben, vielleicht auch später die Kultur tropischer Produkte zu beginnen, wofür Klima und Boden sich vortrefflich eignen sollen. Noch größere Landerwerbungen haben einige in Australien mit englischem Kapital gebildete Genossenschaften gemacht. Es ist schon angedeutet worden, daß die großen Viehweiden, die „Runs“, nicht privates Eigenthum, vielmehr Pachtungen sind. Wenigstens ist ersteres die vereinzelte Ausnahme. Denn einmal suchen die Landesgesetze der australischen Kolonien die Entstehung von Latifundien zu verhüten, ohne indeß diesen Zweck völlig zu erreichen, anderntheils aber ist das Land oftmals von so geringem Werthe, daß nur ein äußerst niedriger Preis für dasselbe gezahlt werden könnte, und die australischen Gesetzgebungen haben den Preis für Land ziemlich hoch gestellt.

Man würde bei dem Anblicke vieler Stationen, d. i. Schaf- und Rindviehfarmen, nicht vermuthen, daß das in weitem Umkreise sie umgebende, sorgfältig mit Drahtzäunen eingehegte Land nur gepachtet sei. Namentlich bei den Schaffarmen ist nicht selten ein enormes Kapital nicht nur in Gebäuden und Zäunen, auch in Anstalten für das Scheeren und Waschen der Schafe oder der Wolle und deren Verpackung, für die Tränkung der Thiere ꝛc. angelegt worden, auch umgiebt sehr häufig die Hauptstation ein mit allen möglichen Gewächsen eines warmen Klimas ausgestatteter Garten und Park, sowie ausgedehnte Paddocks für die Gewinnung von Futter für die Arbeitsthiere, so daß man sich alles dies ohne einen wohlgesicherten Besitztitel kaum denken kann. In Queensland fördert eine solche Station sogar die für den Betrieb nöthige Kohle aus einem von ihr erschlossenen Tagebau.

In der That ist auch das in nächster Umgebung der Station liegende Land häufig angekauft, da nämlich, wo keine besonderen Gesetze dem Squatter das Vorkaufsrecht für ein bestimmtes Areal um seine Wohnung sichern und er gewärtig sein muß, daß über Nacht ein Free Selector, ein Landwähler, gerade sein Eigenthum zum Gegenstande seiner Wahl macht. Freilich kann er für alle Verbesserungen nach Abschätzung durch die Regierung volle Zahlung verlangen, das würde ihn jedoch für den Verlust seiner mühsam der Wildniß abgerungenen Heimstätte nicht entschädigen. Wenn er aber wirklich sein Besitzthum verläßt, so ist das eine Ausnahme und noch dazu eine sehr seltene. Jedenfalls thut er das aus freier Wahl, denn abgesehen von jenem Vorzugsrechte geben ihm die australischen Landesgesetze so reichliche Gelegenheit zur Umgehung, daß es nur an ihm selber liegen kann, wenn er seinen Grundbesitz nicht befestigt und ausdehnt, wie es ihm beliebt.

In den großen weiten Strichen Centralaustraliens, wo der Regenfall so launenhaft und, wenn er kommt, für Ackerfrüchte geradezu verderblich ist, hat der Squatter von dem Landmanne nichts zu fürchten. Bis dorthin wird dieser nie gelangen. Aber auch in solche Gegenden rücken die Drahtzäune, so daß der Bedarf an diesem Artikel, der sich jährlich auf $3^1/_2$ Millionen Mark belaufen mag, keineswegs abnimmt. Hier bedarf der Viehzüchter für gewöhnlich nur weniger Leute, deren Aufgabe es ist, für die Sicherheit der Verzäunungen zu sorgen, damit die in den verschiedenen Unterabtheilungen weidenden Heerden sich nicht vermischen.

Gehen wir aber noch über diese Zone hinaus, so finden wir einen, dem amerikanischen ähnlichen Weidebetrieb, meist nur Rindviehzucht, die weniger Leute verlangt, die auch auf den zuerst besetzten Weidegründen besser gedeiht und der Schafzucht den Weg bahnen muß, indem sie allmählich den Graswuchs verbessert.

Ganz ohne Gefahren ist der australische Viehzüchter aber keineswegs. Abgesehen von den geringen und zu vermeidenden Verlusten an Schafen durch wilde Hunde und Giftpflanzen, den schon bedeutenderen durch Krankheiten,

wie Lungenseuche bei den Rindern, Klauenseuche und Räude bei Schafen, werden die Heerden periodisch in wahrhaft erschreckender Weise decimirt, wenn in Folge anhaltender Dürre Gras- und Wassermangel eintritt und Schafe wie Rinder zu Millionen dahinsterben. Dennoch wächst der Viehstand in gewaltigem Maße von Jahr zu Jahr; Ende 1884 besaßen die fünf Kolonien des Australkontinents nebst Tasmanien und Neuseeland 8 178 745 Rinder und 74 345 954 Schafe und hatten noch vielen Raum zu weiterer Ausdehnung. Mit einem immer allgemeiner werdenden Verlassen des extensiven Betriebes und dem Einschlagen einer mehr intensiven Richtung ist die Viehzucht trotz wiederholter jäher Kalamitäten, wie massenhaftes Viehsterben und tiefer Fall der Preise, noch heute der am meisten lohnende aller Betriebe und wird es voraussichtlich noch für lange verbleiben.

Ihre Aussichten sind trotz des jähen Falles der Wollpreise in jüngster Zeit um so gesicherter geworden, je mehr sich der Export von frischem Fleische nach England als lohnend erwiesen hat. Die Bereitung von Fleischkonserven, welche in Neusüdwales, Victoria, Queensland, Südaustralien und Neuseeland bereits seit vielen Jahren betrieben wurde, war in neuester Zeit immer mehr heruntergegangen, da die englischen Konsumenten eine große Abneigung gegen das in verzinnten Büchsen konservirte Hammelfleisch zeigten, so daß seine Verwendung selbst in Armenhäusern und Strafanstalten nach kurzem Versuche sistirt wurde.

Nachdem aber 1880 jene erste Sendung von frischem Fleische in gefrorenem Zustande glücklich in London angekommen war, ist diesem Industriezweige in Neusüdwales, Victoria, Queensland und Neuseeland ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden, so daß 1884 bereits 524 094 geschlachtete Hammel und 5114 geschlachtete Rinder auf den Londoner Markt kamen. Von den im Ganzen 53 Verschiffungen der Jahre 1880 bis 1883 langten 30 in vorzüglichem, 14 in mittelmäßigem und neun in unbefriedigendem Zustande an. Neuseeland, das erst 1882 in diesen Handel eintrat, war zuerst besonders unglücklich; eine Ladung von 8496 Schafen, die im Oktober 1882 Port Chalmers verließ, verdarb gänzlich und mußte in Java über Bord geworfen werden [1]).

Aber gerade Neuseeland, dessen auf stets grünen Fluren gemästetes Fleisch in London beständig höhere Preise erzielt, als das übrige australische und das nord- und südamerikanische, geht energisch damit um, seinen Export bedeutend zu vergrößern. Die New Zealand Shipping Company und die Shaw Albion Company bauen große, für den Transport von frischem Fleische speciell geeignete Schiffe für das neuseeländische Geschäft, und die letztere Gesellschaft soll sich bereits verpflichtet haben, jährlich 220 000 Schafe oder dem Gewichte nach 17 Millionen Pfund Hammelfleisch nach London überzuführen. Die New South Wales Frozen Meat Company in Sydney und die Australian Frozen Meat and Export Company in Melbourne haben je mit der Orient-Dampfschiff-Gesellschaft ein Abkommen für zwei Jahre getroffen, monatlich ein Schiff mit 5000 Schafen zu befrachten. In Neuseeland sind gegenwärtig 12 Gesellschaften, welche 250 000 Pfd. St. verausgabt haben, mit der Herstellung von gefrorenem Fleische beschäftigt.

Für die Bewohner der Laplata-Länder ist Viehzucht und zwar eine solche der extensivsten Art bis vor wenigen Jahren die hauptsächlichste, ja fast ausschließliche Nährquelle gewesen. In den letzten zehn Jahren hat aber der Ackerbau so rapide Fortschritte gemacht, daß seine Produkte bereits einen sehr namhaften Antheil an der Ausfuhr ins Ausland beanspruchen und die Viehzucht von ihrem alles überragenden Standpunkte mehr und mehr zurückdrängen. Doch haben die Heerden keineswegs an Zahl oder Werth abgenommen, im Gegentheil hat in den letzten 20 Jahren ihr Werth sich nahezu vervierfacht und in Argentinien allein ist die Zahl der Kühe um 24 Proc., die der Schafe gar um 202 Proc. gestiegen [1]).

In früheren Zeiten war es fast ausschließlich das Rind, welches auf den vielen Niederungen längs dem Riesenstrome Parana und dem Uruguay und dem von diesen Flüssen gebildeten Laplata gehalten wurde, und zwar wurde, und wird noch heute mit seltenen Ausnahmen nur extensive Viehzucht betrieben. Es ist eine Viehzucht der aller primitivsten Form, welche das Vieh, noch mehr als das in Australien geschieht, sich selber überläßt. Die einzigen Arbeiten, zu welchen man sich bequemt, sind das Markiren der Thiere mit dem Brandzeichen des Besitzers, das Kastriren der männlichen Thiere und das Abliefern der verkauften Thiere an die Fleischer. Dazu kommt in ausnahmsweise dürren Jahren noch die freilich nicht geringe Arbeit des Tränkens der Heerde aus den zu diesem Zwecke gegrabenen Brunnen und bei einem Verkaufe an einen anderen Heerdenbesitzer das Ummarkiren der verkauften Stücke, eine durchaus nicht leichte und auch nicht ungefährliche Operation [2]).

Man bedarf hierzu fünf Leute, drei berittene und zwei zu Fuß, welche letztere die Markireisen am Feuer erhitzen und gegebenen Falls herbeibringen. Von den Reitern sind zwei mit Lassos versehen, 14 bis 18 m langen, aus roher Rindshaut geflochtenen Strängen, an deren einem Ende ein eiserner Ring befestigt ist, um mit demselben eine Schlinge zu bilden, während das andere Ende am Sattel des Reiters befestigt ist. Die Heerde, an welcher operirt werden soll, ist in den Corral, eine aus starken Pfählen gebildete Viehbucht mit mehreren Abtheilungen, getrieben worden, und es gilt nun, die Schlinge des Lasso einem Stück um die Hörner zu werfen. Sobald sie sitzt, gallopirt der Reiter fort, bis sich der Lasso straff zieht, und sucht das Thier, um es von seinen Gefährten zu trennen, in eine andere Abtheilung zu bringen. So wie es dort angelangt ist, wird ihm der zweite Lasso um die Hinterfüße geworfen und straff gezogen, so daß es bald auf die Seite fällt und hilflos daliegt. Die Anderen eilen sofort mit dem Brandeisen herbei und die Operation ist vollendet. Nun kommt aber der gefahrvollste Theile des Geschäftes, die Befreiung des Thieres. Zu diesem Zwecke naht sich der dritte Reiter, steigt vom Pferde und löst behutsam die Schlinge an den Hörnern, der Lasso an den Füßen wird gelockert und das Thier befreit sich sehr bald selber. Wüthend, wie es nun aber ist, stürzt es sich gewöhnlich, sobald es wieder auf seinen Füßen steht, auf den nächsten seiner Peiniger, welcher oft alle seine Geschicklichkeit aufbieten muß, um dem Angriffe auszuweichen.

Die im Laplata-Gebiete einheimischen Rinder sind durchaus nicht fleischreich; Thiere von $2^1/_2$ Jahren liefern im Mittel nur 250 bis 300 Pfund und dazu ist das Fleisch von etwas grober Faser [3]). Man hat daher aus England Shorthorns und Herefords eingeführt und zieht die letzteren vor, weil sie zwar nicht so mastfähig sind wie jene, aber den Witterungseinflüssen besser widerstehen und auch eine kräftigere und dickere Haut haben, ein sehr wichtiger Punkt

---

[1]) Vergl. Deutsches Handelsarchiv 1885, Januar- und Oktoberheft, sowie den danach zusammengestellten Artikel im „Export“ 1886, Nr. 12.

[1]) Vergl. Mulhall, Handbook of The River Plate. London 1885, p. 20.

[2]) Vergl. Friedrich, Die Laplata-Länder. Hamburg 1881.

[3]) Schultze, Der reelle Estanziabetrieb im unteren Laplata-Gebiete. Hamburg 1886.

für die argentinischen Züchter, welche bisher für ihre Rinderhäute, die auf den europäischen Märkten als die dicksten und festesten bekannt waren, jährlich an 36 Millionen Mark vereinnahmten: was sie durch Einführung der englischen Rassen an Fleisch und Fett gewannen, verloren sie am Werth der Häute.

Die Zahl des Hornviehs in sämmtlichen Laplata-Staaten (Argentinien, Uruguay, Paraguay) und in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, in welcher gleiche Verhältnisse herrschen, darf auf 26 Millionen Stück geschätzt werden. Die argentinische Provinz Buenos Aires allein hat nach Mulhall[1]) 4755000 Stück Hornvieh, wovon 718000 Stück auf Thiere der besten Rassen kommen. Die Heerden vermehren sich außerordentlich schnell, da sie außer der Maul- und Klauenseuche, die ihren Grund wohl in ungenügendem Futter und schlechtem Trinkwasser hat, Krankheiten nicht leicht ausgesetzt sind.

Man unterscheidet in den Laplata-Ländern zwei Arten natürlicher Weiden: pasto fuerte oder duro und pasto tierno oder blando. Die ersteren Weiden mit hartem Futter, welche sich meist im Inneren befinden, eignen sich nur oder doch hauptsächlich für Rinder, die zweiten mit zartem, weichem Futter, mehr in den Küstenprovinzen gelegen, sind treffliche Weiden für Merinoschafe. Denn da man bisher ausschließlich auf Wolle züchtete, so verwendete man zur Veredelung vornehmlich Negretti, auch Rambouillet, seitdem man aber mit der Ausfuhr von frischem Fleische begonnen hat, werden auch Böcke der verschiedenen großen englischen Fleischrassen in nicht unbedeutenden Mengen eingeführt. Gegenwärtig schätzt man die Zahl sämmtlicher in den Laplata-Gebieten gehaltener Merinos und feinen Mestizoschafe auf 96500000 Stück und die der ordinären Mestizos und rauhen Schafe auf 11025000 Stück. Besonderen Gefahren sind die Schafe im Allgemeinen nicht ausgesetzt, doch ist die Sterblichkeit unter Lämmern und unter Neugeschorenen in Folge anhaltender, kalter Regen oft eine sehr große, und auf den niedrig gelegenen Weiden am Salado gehen bei großen Ueberschwemmungen nicht selten Millionen zu Grunde.

Die Wolle ist das Hauptprodukt der argentinischen Viehzüchter, noch wird dieselbe aber ungewaschen verschickt; auch ist sie nicht von besonderer Güte, da argentinische Schafzüchter noch immer die schlechte Gewohnheit haben, ihre Schafe in sehr große Heerden (bis zu 5000 Stück!) einzutheilen. So beläuft sich die Wollausfuhr Argentiniens auf nur 111000000 kg, also um 50000000 kg weniger als die Wollausfuhr Australiens, obschon es 15000000 Schafe mehr als jenes besitzt. Auch leiden die Schafheerden Argentiniens häufig an Räude, die vor ca. 40 Jahren durch englische Böcke eingeschleppt, sich seitdem völlig eingebürgert hat. Leider wird diese verderbliche Krankheit nicht, wie in Australien, durch sorgfältige Ueberwachung und energische Maßregeln jedesmal, wenn sie auftritt, im Keime erstickt. Der Rinderreichthum der Laplata-Staaten wurde bis vor Kurzem wenig ausgenutzt, indem jahrelang nur Häute und Hörner regelmäßig in den europäischen Handel gelangten. Das Fleisch wurde fast nur für südamerikanischen Bedarf verwendet und zwar entweder als Carne tasajo oder als Charque dulce. Carne tasajo nennt man das in dünne Stränge geschnittene Rindfleisch, das schichtweise mit Salz zu mächtigen Haufen aufgethürmt und danach auf Gerüsten an der Luft getrocknet wird; als Charque dulce bezeichnet man die dünnen Fleischscheiben, welche ungesalzen an der Sonne getrocknet werden, wobei das Fleisch weit mehr Nahrungsstoff behält als bei der ersten Konservirungsmethode. Ausgeführt wird letzteres sehr wenig.

Da nun zum Dörren des Fleisches die volle Hitze der Sonne nöthig ist, so beschränkt sich die Schlachtsaison meist auf die vier heißesten Sommermonate. Dann treiben die Aufkäufer der Besitzer ihr Vieh: Ochsen, Kühe, Stuten, zu den großen Fleischsalzereien, welche die Spanier Saladeros, die Portugiesen Charqueadas nennen. Hier nimmt die Thiere eine starke Einfriedigung von Baumstämmen, ein Corral, auf, aus welchem sie in einen engen Gang getrieben werden, wo der auf einem Trittbrette über ihnen stehende „Desnucador" sein Opfer empfängt, um ihm ein kurzes Messer ins Genick zu stoßen. Die Haut wird an der Luft getrocknet und in den Lagerhäusern, Barracas, durch eine verdünnte Giftlösung genommen, um sie vor Würmerfraß zu schützen. Das Fleisch wird von einer Anzahl mit langen Messern bewaffneter Leute von den Rippen und Knochen getrennt, und in der schon angegebenen Weise behandelt; Fett und Unschlitt werden in großen Dampftalgsiedereien ausgelassen und zur Verschiffung in Fässer gebracht. In die Talgbottiche kommen auch die Knochen, um, nachdem ihnen alles Fett entzogen ist, in einer Knochenmühle in Mehl verwandelt zu werden, das in England sehr begehrt ist. Eine große Anzahl Pferde wird gleichfalls auf Fett, das als animalisches Oel in den Handel gelangt, verarbeitet, während die gesalzenen Häute ein gesuchtes Wagenbaumaterial sind. Mit den Schafen machte man bisher noch weniger Umstände. Die abgehäuteten Thiere wurden ohne Weiteres in die Siedbottiche geworfen, um das Fett zu gewinnen, die überbleibenden Gerippe dienten als Feuerungsmaterial. „Immerhin", sagt Napp[1]), „ein Fortschritt gegen frühere Zustände, wo es durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörte, daß Ziegelöfen mit frisch geschlachteten Schafen geheizt wurden." Am Laplata bestehen jetzt 47 Saladeros, von denen 27 zu Argentinien, 20 zu Urugnay gehören. Unter den letzteren genießt die Liebig'sche Fleischextraktfabrik in Fray Bentos am linken Ufer des Urugnay einen wohlverdienten Weltruf.

Der Grund zu diesem großartigen Etablissement wurde bereits 1864 durch den Deutschen Giebert gelegt, dessen Hauptzweck die Fabrikation von Fleischextrakt war und dem es 1865 gelang, nach der ersten, in London als vorzüglich anerkannten Sendung eine Gesellschaft, die Liebig Meat Extract Company, mit einem Kapitale von 500000 Pfd. St. zu bilden. Sofort wurden nun umfassende Anstalten getroffen, um den Betrieb mit allen Mitteln, welche die Wissenschaft an die Hand gab, zu betreiben. Gegenwärtig beschäftigt das Etablissement, das eine kleine Stadt für sich bildet, 800 Arbeiter, mit ihren Familien eine Bevölkerung von 1600 Seelen. Während der Saison (Mitte December bis Anfang Juli) werden stündlich 80 Rinder geschlachtet, im Ganzen 200000 Stück; die Fabrik verbraucht 6000 Tonnen Kohle und 1000 Tonnen Salz. Ihre Produkte sind Fleischextrakt, Fleischkonserven, Häute, Talg, Hörner, Knochen, Knochenmehl u. a. m. Der Reingewinn beziffert sich auf 80000 bis 90000 Pfd. St. jährlich.

Der Fleischextrakt wurde anfänglich stark überschätzt; man rühmte ihm nach, daß er vegetabilischen Nahrungsmitteln den eigenthümlichen Ernährungswerth des frischen Fleisches oder der animalischen Nahrung gebe und somit Fleisch selbst entbehrlich mache. Ein Pfund Fleischextrakt, zu 300 Pfund Kartoffeln hinzugefügt, sollte gleichwerthig sein mit 34 Pfund Muskelfleisch oder 45 Pfund Markt-

[1]) Handbook of the River Plate p. 21.

[1]) Napp, Die Argentinische Republik. Buenos Ayres 1876.

fleisch. War dies richtig, so ergab sich bei Benutzung von Fleischextrakt und Vegetabilien stets eine bedeutende Ersparniß gegenüber dem frischen Fleische. Leider haben Versuche von Hofmann dargethan, daß die Pflanzenkost durch Zusatz von Fleischextrakt keinen höheren Nährwerth gewinnt; die Bedeutung des Fleischextrakts beruht vielmehr nur darauf, daß er gestattet, die vegetabilische Kost schmackhafter zuzubereiten, so daß sie selbst bei ungenügender Qualität und unvollkommener Herstellung völlig aufgenommen wird [1]).

Einen weit höheren Nährwerth hat das neuerdings durch eine Bremer Gesellschaft in Argentinien bereitete Fleischmehl, Carne pura, wobei das Fleisch getrocknet und zu Pulver zerrieben wird, doch hat sich dasselbe zu einem Handelsartikel nicht aufschwingen können. Von mehreren Seiten ist auch das Einkochen von Fleisch und Zungen nach verschiedenen Systemen in Blechdosen in Angriff genommen worden. So hat eine französische Gesellschaft bei Concordia in der argentinischen Provinz Entre Rios, der uruguayischen Stadt Salto gegenüber, eine Fleischkonservenfabrik errichtet, welche 8 000 000 kg jährlich für das französische Heer liefern soll [2]).

Den Versuch, frisches Fleisch in gefrorenem Zustande vom Laplata nach Europa zu bringen, machte zuerst 1878 eine französische Gesellschaft, welche in dem kleinen Dampfer „Frigorifiquie“ eine Anzahl von Hammeln in San Nicolas lud und die Seine bis Paris hinaufsahrend ihre Ladung in gutem Zustande auf den Markt brachte, ohne freilich Rechnung dabei zu finden. Im nächsten Jahre machte eine andere französische Gesellschaft denselben Versuch. Ein größerer Dampfer, dessen Maschinen eine Kälte von 2° unter Null zu erzeugen im Stande waren, wurde ausgerüstet und nahm gleichfalls in San Nicolas eine Anzahl von geschlachteten Hammeln ein, die er auch trotz eines durch Havarie verursachten längeren Aufenthaltes bei den Kapverden in gutem Zustande nach England brachte. Aber auch dies Unternehmen ließ keine Rechnung finden und die Sache blieb einige Zeit ruhen.

Nachdem nun aber die Australier so gute Erfolge mit ihren Exporten von frischem Fleische gehabt hatten, bildete sich eine englische Gesellschaft mit sehr bedeutenden Mitteln, um sich wieder mit der Ausfuhr von frischem Fleische zu befassen. Danach sind noch mehrere andere Gesellschaften entstanden. Sie alle haben bereits ansehnliche, schnell gewachsene Sendungen nach England gemacht (1883 17 165 und 1884 108 823 Hammel), allein das Resultat ist finanziell eben so wenig günstig gewesen, als die früheren Versuche, hauptsächlich weil weder die Rasse der Schafe noch ihr Gewicht dem englischen Geschmacke entsprach. Aber in neuester Zeit scheint sich die Geschäftslage gebessert zu haben, jedenfalls finden die Versendungen in steigenden Mengen statt. Ein Vergleich mit Australien und Neuseeland zeigt, daß man von gefrorenen Hammeln nach England verschiffte

	1883	1884
Vom Laplata	17 165	108 823
Von Australien	63 733	111 745
Von Neuseeland	120 893	412 349
Zusammen	201 791	632 917

und bis zum 30. September 1885 waren bereits in England angekommen

Vom Laplata	161 461	Hammel
Von Australien	79 038	„
Von Neuseeland	393 405	„
Zusammen	633 904	Hammel,

was im Vergleiche mit dem Vorjahre, dessen volle zwölf Monate diese Ziffer nicht erreichten, eine namentlich für die Laplata-Staaten sehr bedeutende Zunahme zeigt. Bei dem enormen Viehreichthume dieser drei Gebiete sind aber noch weit größere Zufuhren von dort zu erwarten, und ganz ohne Zweifel wird auch Deutschland, das bisher an England einen ausgezeichneten Abnehmer seines Schlachtviehes gefunden hat, unter dieser Konkurrenz noch empfindlicher leiden, als es die Berichte norddeutscher Handelskammern schon jetzt erkennen lassen. Es muß um so mehr in Mitleidenschaft gezogen werden, als auch die der Zufuhr bedürftigen Nachbarländer Frankreich und Belgien einen in wenigen Jahren rasch zu ansehnlicher Höhe gelangten Einfuhrhandel mit überseeischem Fleische betreiben.

[1]) O. Dammer in Meyer's Konversationslexikon, Bd. 19, Jahres-Supplement 1881 bis 1882, S. 299.
[2]) Schultze, Der rationelle Estanziabetrieb, S. 24.

Kürzere Mittheilungen.

F. Ratzel's Völkerkunde.

Wir sind einem schon vor Monaten erschienenen Buche ethnographischen Inhalts noch eine Anzeige schuldig, welche dasselbe seinem textlichen wie illustrativen Inhalte nach wohl früher verdient hätte, dem ersten Bande von F. Ratzel's „Völkerkunde“ (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1885), welcher die Naturvölker Afrikas (d. h. etwa diejenigen südlich vom 10. bis 12. Grade nördl. Br.) behandelt und sich dabei an ein größeres, doch strenger Gedankenarbeit nicht abgeneigtes Publikum wendet. Eine 96 Seiten umfassende Einleitung über die „Grundzüge der Völkerkunde“ eröffnet den stattlichen Band, worin in geistvoller, anregender, wenn auch nicht stets unanfechtbarer Weise solche fundamentalen Fragen, wie Begriff und Aufgabe der Völkerkunde, die Stellung der Naturvölker in der Menschheit, Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Kultur, Sprache, Religion, Familie und Gesellschaft, Staat u. s. w. abgehandelt werden. Wie will aber z. B. der Verfasser seine Behauptung (S. 18 und 19) beweisen, daß das höchste Maß politischer Kraftäußerung bei Jägern und namentlich Hirten zu finden sei, während es dem Ackerbauer schwer falle, jene Kraft zu entwickeln? Sind in der That die festesten staatlichen Organisationen der sogenannten Halbkulturvölker durch Verschmelzung dieser Elemente hervorgebracht? Er führt dafür mancherlei Beispiele an: „Das so entschieden ackerbauende Volk der Chinesen beherrschen die Mandschu nach den Mongolen“ — aber darf man wirklich die Chinesen zu den Halbkulturvölkern rechnen, und sind dieselben wirklich mit den Mandschu verschmolzen, und was will denn die kurze Zeit der Mandschu-Herrschaft gegenüber der Jahrtausende alten chinesischen Kultur bedeuten? Ferner, „die Perser stehen unter turkestanischen Herren, die Aegypter standen unter Hykfos, Arabern und Türken.“ Wie viel wiegt denn aber

der Umstand, daß die Dynastie der Chadscharen über Iran herrscht, gegenüber dem, daß dies arische Volk dem Islam verfallen ist; welche Spuren haben die Hyksos in der ägyptischen Kultur hinterlassen, welche große Rolle haben sie in der gesammten ägyptischen Geschichte gespielt? Geht es wirklich an, Chinesen, Perser und Aegypter in einem Athem mit Wahnma und den sehr umstrittenen Tolteken (siehe Stoll) unter die Halbkulturvölker einzureihen? Auch darauf sei hingewiesen, daß z. B. die Balunda, reine Ackerbauer (S. 562), ein Reich von der Größe Deutschlands geschaffen haben, das freilich gerade jetzt im Zerfallen begriffen zu sein scheint.

Ein anderer Punkt, der Widerspruch herausfordert, ist die große Rolle, welche Ratzel (S. 46 ff.) der Entlehnung von Theilen des Kulturbesitzes zuerkennt, im Gegensatze zu R. Andree, der an zahlreichen Beispielen und mit sehr gewichtigen Gründen die mehrfache Entstehung oder Erfindung von solchen (Geräthen, Sitten, Gebräuchen, Aberglauben ꝛc.) an den verschiedensten Stellen des Erdballes verfochten und nachgewiesen hat. Geradezu abenteuerlich klingt es, wenn R. auf S. 49 in Einrichtungen des Lunda-Reiches indische und altägyptische Anklänge finden will! Für dergleichen müssen bindende Beweise erbracht werden, wenn nicht Alles auf den Kopf gestellt werden soll. So wäre noch Mancherlei zu moniren, z. B. der Passus (S. 96 der Einleitung): „Im Malayischen Archipel scheint erst mit dem Eindringen des Islam die Staatenbildung sich über die Abgliederung von Dorfschaften erhoben zu haben"; darüber, und über Staaten wie Padjadjaran und Madjapahit, kann man sich schon bei jedem Konversationslexikon besseren Rathes erholen, ganz abgesehen davon, daß Riesenbauten, wie der ins 6. Jahrhundert versetzte Riesentempel Boro-Budur, schwerlich durch Dorfschaften errichtet worden sein können.

Doch genug davon! Solche Ausstellungen können den Genuß nicht trüben, welchen uns die zum Theil treffliche Schilderung der einzelnen Naturvölker Afrikas bereitet. Den Löwenantheil, über 300 Seiten, tragen die mit besonderer Ausführlichkeit und Liebe behandelten Südafrikaner (Buschmänner, Hottentotten, Kaffern, Betschuanen, Ovaherero und Ovambo) davon; dann folgen etwa 200 Seiten über die Centralafrikaner, vom Zambesi bis hinauf zu den Somali und den Negern des oberen Nil, während die Westafrikaner mit nur 80 Seiten etwas stiefmütterlich bedacht sind.

Ein nicht genug zu schätzender Vorzug des Werkes sind die geradezu prachtvollen, meist originalen Illustrationen (494 Holzschnitte, 10 Aquarelltafeln, 2 Karten), welche zusammen zu bringen ungewöhnliches Verständniß, große Mühe und Arbeit und wohl nicht minder Kosten erforderlich waren. So vorzüglichen Volkstypen, so genauen Abbildungen von ethnographischen Gegenständen, so herrlichen farbigen Tafeln begegnet man selten. Da haben aus ihren Schätzen an Objekten und Photographien beigesteuert Dr. Fabri in Barmen, Missionsdirektor Wangemann, Prof. Fritsch, Felkin, Dr. Falkenstein, Dr. Pechuël-Lösche, Dr. M. Buchner, Richard Buchta (ganz besonders stark vertreten), Pruner Bei u. A.; auf die älteren Reisewerke von Livingstone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Schweinfurth, Holub, du Chaillu ꝛc. ist nur zurückgegriffen worden, wo es in unseren Sammlungen an Originalen gebrach — und das mit großem Rechte, denn einzelnen dieser Reisenden ist man leider gezwungen, geradezu Mißtrauen entgegen zu bringen. Um so reichlicher wurden für die Illustrirung die ethnographischen Sammlungen in Berlin (Museum für Völkerkunde und Missionshaus), London (British Museum, Christy Collection, Church Missionary Society), Frankfurt a. M., München, Wien und Stockholm ausgenutzt. (Hätte nicht auch die Sammlung des Trocadéro in Paris Mancherlei ergeben?) Das, was der erste Band der „Völkerkunde" aus dem Berliner Museum bringt, muß das lebhafteste Interesse auf diese demnächst zu eröffnende, großartige Sammlung lenken; um dieselbe recht zu verstehen, wird Ratzel's Buch als trefflicher Kommentar dienen.

Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's[1]).

Pontanin ist nicht nur als kühner Reisender, sondern auch als vorzüglicher Forscher und Sammler auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie bekannt. Seine zahlreichen Notizen und Schriften, namentlich aber der großartige vierte Band seiner Schilderungen der nordwestlichen Mongolei sprechen für eine überraschende Beherrschung des Stoffes. Allerdings fordern die Kombinationen Potanin's mitunter eine scharfe Kritik heraus, ja es erscheint das Unternehmen, auf dem Felde mongolischer Mythologie vergleichende Studien auszuüben, dem mit den bezüglichen Schwierigkeiten, der Ausdehnung und den Beziehungen des Gegenstandes zu anderen Gebieten Vertrauten als ein ungemein kühnes und keineswegs ungefährliches. Mit dieser Reserve wollen wir gern den hohen Werth der Potanin'schen Studien und Sammlungen anerkennen und in diesem Sinne können wir auch die vorliegende kleine Studie begrüßen, die uns eine reiche Fülle von interessanten Legenden und traditionellen Bräuchen vorführt. Potanin beschreibt uns die von Prshewalski (Reisen von 1870 bis 1873) nur kurz erwähnten Heiligthümer von Ordos. Es sind das die Gebeine Tschingis-Chan's, seiner Frau und die Kleider einer anderen Frau. Die Heiligthümer sind in verschiedenen Tempeln, welche übrigens nicht viel mehr als Filz-Jurten sind (Potanin hat die photographische Abbildung der Grabstätte Tschingis-Chan's beigefügt), untergebracht. Die Frau, deren Kleider im kleinen „edschen-choro" aufbewahrt werden, wird in Verbindung mit dem Tode Tschingis-Chan's gebracht. Der Chan hatte sie von ihrem Gemahl geraubt; sie machte ihn, da er sie den Warnungen ihres Gemahls zum Trotze nicht untersucht hatte, in der Nacht vermittels einer Scheere zu einem Verschnittenen. Der Greis starb an den Wunden im Thale des Flusses Tsch'shamchak. Das Weib entfloh und stürzte sich in den Fluß Chatungol; nur ihre Kleider wurden gefunden (wie bei Prshewalski). Der Tschingis-Bogdo war ursprünglich ein „dakshin burchan", eine dunkle Gottheit; eine Annäherung an dieselbe war für Vogel, Mensch und Pferd tödtlich. Ein buddhistischer Heiliger machte die Gottheit zu einer gutartigen und stiftete an Stelle der menschlichen Opfer thierische, wie sie noch heutzutage ausgeübt werden. Er schloß aber auch die Gebeine Tschingis-Chan's in einen Kasten mit drei Vorhängeschlössern ein und nahm die Schlüssel zu sich; es befinden sich dieselben im Kloster Taschi-Chlunbo; Niemand aber weiß, was der Kasten birgt. Die Mongolen von Ordos huldigen dem messianischen Glauben, daß Tschingis-Chan auferstehen (auch von Prshewalski kurz erwähnt), und sie dann siegreich in seine und ihre gemeinsame Heimath führen werde, welche im Nordwesten liegt (darum werden die Sättel in der Richtung nach Nordwesten gelegt, so auch der Sattel Tschingis-Chan's in seinem Heiligthume) und Altaj-Changaj, Altyn-Tebschi (letzteres bedeutet „goldener Trog") genannt wird; um von dem Bogdo erkannt zu werden, pflegen sie auch bunte Fähnchen an und vor ihren Wohnungen auszuhängen. Die Darchaten, die Hüter der Heiligthümer, suchen angeblich nach dem bereits erstandenen Bogdo. Es ist dies ein dreijähriger Knabe, der unter den ihm vorgelegten zehn gleichen Tassen und Löffeln dasjenige Stück herausfinden wird, dessen der Bogdo sich persönlich bedient hat. Die Darchaten, 50 „Höfe" stark, sind angeblich die Nachkommen der Diener Tschingis-Chan's, sie sind die Bewahrer seines Schwertes und sonstiger Reliquien, und erfreuen sich bedeutender Freiheiten und Privilegien. Sie sammeln Spenden ein,

---

[1]) Iswestija d. Kais. Russ. Geogr. Ges. St. Petersburg. Bd. 21, 1885, Lief. 4, S. 303 bis 316.

d. h. sie fordern sie den Gläubigen ab, sie spielen bei der von Potanin genau beschriebenen und am 21. des 6. Mondes am Flusse Tsch'shamchak stattfindenden Todtenfeier eine große Rolle und lassen die Gläubigen und selbst die Nojonen ihre bevorzugte Stellung ganz bedeutend empfinden. Eine Analyse der festlichen Bräuche und der auf die Heiligthümer bezüglichen Legenden und Traditionen führt Potanin zu der Annahme, daß Tschingis-Chan und seine Frau Dschudshin ursprünglich Gottheiten von Ordos waren. Die Todtenfeier sowie die Legenden zeigen Spuren von ehemals gepflegten Menschenopfern, die zur Zeit Tschingis-Chan's nicht mehr existiren konnten. Vielleicht hat Tschingis-Chan selber sich den Namen der Gottheit von Ordos beigelegt, gerade wie ein Tschacharen-Chan in der Epoche der Dynastie Ming den Namen Tschingis-Chan's annahm.

Petri.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nachdem der Pik von Indrapura vor acht Jahren durch Mitglieder der Niederländischen Sumatra-Expedition zum ersten Male bestiegen worden war, hat jetzt einer der zu den Triangulirungsarbeiten von Sumatra detachirten Unterofficiere, Sergeant-Major Wolff, diesen Zug zum zweiten Male unternommen; einem Berichte über diese zweite Besteigung, der in Tydschr. Aardryksk. Genootschap 1886, S. 177 enthalten ist, entnehmen wir Folgendes: Der Sergeant-Major bei der Triangulation von Sumatra, A. F. Wolff, bestieg den Pik von Indrapura im December v. J. in der Absicht, auf der höchsten Stelle des Berges einen Beobachtungspfeiler zu bauen, welcher zur Bezeichnung eines der Eckpunkte des primären Dreiecknetzes von Sumatra dienen sollte. Es glückte ihm, den Gipfel zu erreichen und auf dem höchsten Punkte des Kraterrandes einen Pfeiler zu errichten. Von Lubuk Gedang aus gebrauchte er vier Tage bis an den Ursprung des Flusses Timbulan, wobei er abwechselnd dem linken und dem rechten Flußufer folgte; am fünften Tage wurde die Spitze des Berges erreicht, wo man noch die Reste der von den Mitgliedern der Sumatra-Expedition gebauten Hütte antraf. Vorher hatte Herr Wolff einen Zug nach einer östlich gelegenen Bergspitze, dem Gunung Tudjuh, gemacht, wo der Wald, soweit wie nöthig, gefällt und ein Beobachtungspfeiler gebaut wurde. Mit noch sechs anderen Bergspitzen bildet der Gunung Tudjuh (Berg Sieben) ein Randgebirge, welches einen prächtigen See einschließt, dessen Wasserspiegel etwa 2200 m über dem Meeresspiegel liegt; dasselbe ist in dem neuen Atlas von Niederländisch-Indien von Stemfoort und ten Siethoff unter dem Namen Danau Gunung Tudjuh verzeichnet. Der Marsch von Lubuk Gedang nach Gunung Tudjuh war sehr mühevoll; man benutzte so viel wie möglich bestehende Elephantenpfade und, wo diese aufhörten, mußte man sich mit der Axt einen Weg durch den dichten Wald bahnen; es dauerte 15 Tage, bis das Ziel erreicht war. Soweit diese Elephantenpfade sich in der Nähe der bewohnten Orte befinden, trifft man häufig Elephantenfallen an, welche sehr einfach, aber doch sehr scharfsinnig eingerichtet sind. Zwei zu beiden Seiten des Weges befindliche Bäume werden in der Höhe von etwa 20 m durch einen Querbalken verbunden, an diesem Querholze wird ein etwa 5 m langer Block an einem dünnen Rotanstricke aufgehängt; der Block hat etwa 29 cm Durchmesser. Der Strick, welcher um den Querbalken hinläuft, wird längs eines der Bäume nach dem Boden und um ein neben dem Pfade eingeschlagenes Pfählchen geführt. Unter dem scharf angespitzten Blocke befindet sich eine etwa 30 cm tiefe, 50 cm breite Grube, welche mit Blättern und dürren Zweigen bedeckt ist, an einem der dürren Zweige ist das Ende des Strickes befestigt. Die Wirkung der Falle ist einfach, aber nach Angaben der Eingeborenen sehr sicher; natürlich sind sie aber auch für Menschen gefährlich und muß daher auf solchen Wegen die größte Vorsicht gebraucht werden.

— Kapitän Beeston ist in die Dienste der britischen Nord-Borneo-Gesellschaft getreten, um das Land geologisch und geographisch aufzunehmen, und ist nach dem bereits von Frank Hatton besuchten Segama-Flusse aufgebrochen, wo er angeblich Gold führende Lagerstätten untersuchen will.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän John Strachan wird in nächster Zeit eine neue und wichtige Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen, nachdem er erst im Januar d. J. von dort wieder in Sydney eingetroffen war (s. „Globus" Bd. 49, S. 271). Er hat nun folgenden Plan gefaßt. Er will auf 12 Monate, vollständig ausgerüstet, im Mai d. J. von Sydney aus auf dem Schoner „Summer Rose", 130 Tonnen, eine neue Reise nach Neu-Guinea antreten. Von 141° östl. v. Gr., der östlichen Grenzlinie des holländischen Gebietes, wird er die zur Zeit noch unbekannte, nach Nordwest streichende Küste verfolgen und näher erforschen. Er wird dann die schmale Dourga-Straße in 7° 30′ südl. Br. und 139° östl. L. v. Gr., welche Frederick Henry Island vom Festlande trennt, passiren und dann nach der Providential-Bay in 5° 30′ südl. Br. und 138° 15′ östl. v. Gr. fahren, wo er die Mündung eines wichtigen Flusses zu entdecken hofft. Von da wird er einen westlichen Abstecher nach den Arru Islands in 6° 25′ südl. Br. und 134° 30′ östl. L. v. Gr., deren nördliche kleine Insel Dobbo einen Handelsplatz bildet, unternehmen. Nachdem er dort Dolmetscher engagirt hat, wird er die Küstenfahrt bis Mc Cluer oder Beran Inlet, im äußersten Nordwesten und in 2° 30′ südl. Br. und 132° 30′ östl. L. v. Gr., fortsetzen, darauf die westlich unter 130° östl. L. v. Gr. gelegenen beiden Inseln Ceram und Mysol besuchen und sich dann über Celebes und das südliche Borneo nach Batavia begeben. Hier wird sich Kapitän Strachan mit dem holländischen General-Gouverneur in Verbindung setzen und die nöthigen Arrangements treffen, unter denen Forschungsreisenden und Pflanzern die Besitzergreifung von Land im holländischen Neu-Guinea und auf den holländischen Inseln im Malayischen Archipel gestattet ist. Die Rückreise gedenkt er über die Inseln Timor, Timor Laut und Flores zu nehmen, und hofft im Februar 1887 wieder in Sydney einzutreffen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Cook- oder Hervey-Inseln. II. (Schluß.) (Mit vier Abbildungen.) — Dr. E. Jung: Ueberseeische Vieh- und Fleischproduktion. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: F. Ratzel's Völkerkunde. — Potanin, Eine Todtenfeier zu Ehren Tschingis-Chan's. Von Prof. Petri. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 10. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 3.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Die Märsche des 3. bis 5. Februar förderten nur wenig, da der Pfad beständig über Höhen und durch Schluchten führte und durch strömenden Regen ziemlich schwierig gemacht wurde. Die Dörfer, welche man sah, waren sämmtlich unbedeutend und hoch gelegen, Lebensmittel selten und theuer; doch konnte sich Giraud ab und zu eine Schale Milch von den jetzt zahlreicher werdenden Ziegenheerden verschaffen. Um ihre Vorräthe vor ihren geschworenen Feinden, den Wahehe, zu schützen, verbergen die Wafagara sie im Dorngestrüppe, welches alle Schluchten rings um die Dörfer bedeckt, und zwar in ganz kleinen, runden, spitz zulaufenden Hütten, welche zum Schutze gegen Ratten und Schlangen auf hohen Pfeilern ruhen. Sobald sich der Feind nähert, werden letztere abgehauen, so daß die Vorrathskammer in das dichte, undurchdringliche Gebüsch hinabstürzt und dort verschwindet.

Von Charakterpflanzen treten hier mehrere Euphorbienarten auf, ferner kleine Orchideen auf Baumästen und trotz der Höhe von 1300 m ab und zu ein Baobab; alles das verleiht der Landschaft etwas Tropisches, das zu dem grauen, düsteren, herbstlich dreinschauenden Himmel in auffallendem Gegensatze steht. Vor Maroro, wo man am 6. Februar eintraf, war ein ausgedehnter Wald von Euphorbien und anderen Milchsaft enthaltenden Pflanzen zu durchziehen, durch welchen man mit Messer und Axt einen Pfad für die Bootsträger bahnen mußte; die Masse der Euphorbien und ihr Reichthum an Milchsaft war so groß, daß nach dem Passiren der Karawane der Pfad von letzterem buchstäblich weiß gefärbt war.

Maroro liegt zwar noch in Usagara, besitzt aber schon ein paar Tembes, jene langen Hütten mit flachem Dache, wie wir sie in Uhehe wiederfinden werden. Auch die in Usagara üblichen Bogen und Pfeile sind verschwunden und haben der kleinen Wurflanze von Uhehe Platz gemacht. In Kriegszeiten bedient man sich auch eines elliptischen Schildes aus Antilopenhaut, während es Flinten nicht giebt, da keine Karawanen hierher kommen und Pulver mitbringen. Im Ganzen zeigten sich diese Wafagara als redliche Leute; nur hinderte ihre Sucht, bei dem geringsten Anlasse zu fliehen, sehr am Vorwärtskommen, da Giraud täglich einige Stunden darauf verwenden mußte, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Am 7. Februar gelangte die Karawane ganz unerwartet an den 60 m breiten, 8 m tiefen, hier in nordsüdlicher Richtung rasch fließenden Ruaha, welcher den Weg vollkommen versperrte. Sein Wasser war roth, schlammig, mit Lehm von den Ufern dick erfüllt; es war anscheinend in den letzten Tagen um 2 m gestiegen und immer noch im Steigen begriffen. An ein Durchwaten des Stromes war nicht zu denken, so daß Giraud alsbald beschloß, sein Boot zusammen zu setzen und zu erproben, ob es während der zweiwöchigen Bergwanderung nicht gelitten hätte. Es dauerte fast einen vollen Tag, das Fahrzeug zu montiren, die Beulen herauszuklopfen, und die Fugen mit geöltem

Zeuge sorgfältig zu kalfatern. Zum höchsten Erstaunen der Träger, welche das nicht für möglich gehalten hatten, schwamm das eiserne Ding wirklich, und zwar mit großer Sicherheit und Eleganz, während auf dem gegenüberliegenden Ufer eine Schaar Eingeborener mit offenem Munde und Augen dastanden und offenbar an Zauberei dachten. Bis zum Abend aber war der Uebergang bewerkstelligt, das Boot wieder aus einander genommen und die einzelnen Theile zum Tragen hergerichtet, und man konnte in dem 2 km stromabwärts sehr hübsch am rechten Ufer gelegenen Dorfe Niukua übernachten, welches bei dem Reisenden wegen der Freundlichkeit seiner Bewohner und seines Reichthumes an Kleinvieh die besten Erinnerungen hinterließ.

Der nächste Marsch führte über eine wellige, wildreiche Ebene, über welcher fern im Westen der letzte Bergzug von Usagara sich zeigte; das Lager wurde auf einer ausgedörrten Fläche neben einem großen Felsen aufgeschlagen, der in einer Höhlung glücklicher Weise etwas Regenwasser darbot. Der Boden ist von Oker geröthet, voller Spalten und Risse und mit der scheußlichen schattenlosen und dornigen Acacia horrida bewachsen. Tagsüber eine glühende Sonne, gegen Abend das übliche Gewitter, Verhältnisse, welche nach Aussage der Träger durchaus an die Landschaft Ugogo erinnern. Am 12. Februar stand das Lager in Mdaïra, am Fuße jener eben erwähnten Bergkette, jenseit deren Uhehe liegt. Dort „kochen" die Einwohner etwas Salz, lassen es in Gefäßen zu dicken, runden Broden eintrocknen und verkaufen es in der Umgegend. Das Rohmaterial findet sich als Ausblühung am Flußufer und wird nebst dem anhaftenden grauen Schlamme in Wasser gelöst, dann durch eine Lage Kräuter filtrirt und schließlich durch langsame Abdampfung krystallisirt. Dieses einfache Verfahren, welches ein schwärzliches Produkt liefert, kehrt überall in Afrika in salzführenden Gebieten wieder; es erregt im Munde eine Empfindung wie mit Salzlauge getränkter Sand, und dennoch mußte Giraud zwei volle Jahre hindurch froh sein, dieses Surrogat zu besitzen.

Vorrathshäuschen der Wasagara im Dickicht.

In demselben Dorfe befanden sich einige Wahehe, welche ganz in der Nähe und in guten Beziehungen zu den Wasagara lebten, welche letzteren sonst unaufhörlich von der Bösartigkeit und Grausamkeit der Wahehe zu erzählen hatten und damit Giraud's Träger in große Furcht versetzten. Diese hier waren schöne, gut gebaute Leute von hochmüthigem, ungezwungenem Benehmen, vollkommen nackt und nur das Haupt mit einem von Fett und Schmutz starrenden Stücke Zeug bedeckt. Zweien unter ihnen fehlten die Ohren; auf Befragen erzählte einer davon bereitwillig seine Geschichte: „Wir Wahehe, unser Geschäft ist der Krieg; jedes Jahr, wenn die Ernte kömmt, ziehen wir nach Urori, Usango oder Usagara, um Frauen und Kinder zu rauben. Einmal hatten wir bei Merere ein Dorf erobert, alle Männer erschlagen oder verjagt und die Frauen gefangen genommen. Ich und mein Bruder waren gerade noch beschäftigt, in einer Hütte die letzte Sklavin zu binden, als ein großes Geschrei ertönte: die Einwohner kehrten mit Verstärkung zurück, und im Handumdrehen waren wir beide ergriffen und zu Gefangenen gemacht. Wir waren noch jung und tauglich zum Arbeiten, darum ließ uns Merere unseren Kopf und schnitt uns nur die Ohren ab. (Dabei machte der Erzähler mit einem Finger die entsprechende Geberde und lachte ausgelassen.) Ein paar Tage thaten wir so, als ob wir arbeiteten; dann aber verschwanden wir eines schönen Morgens auf Nimmerwiederkehr in der Steppe."

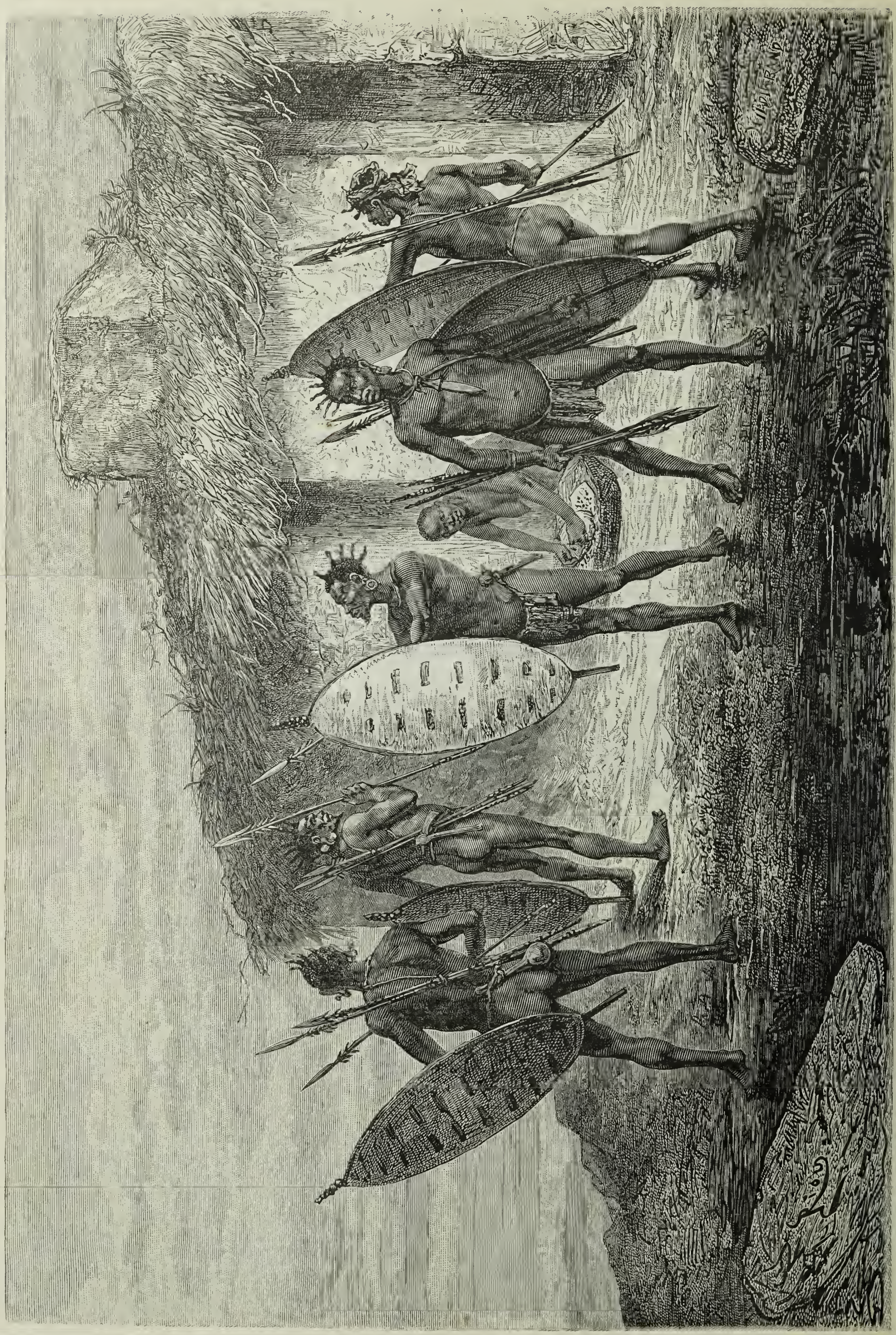
Was das Lachen des Erzählers anlangt, so ist es Thatsache, daß der Neger physischen Schmerz nicht so sehr empfindet wie wir, und daß sein weniger oder anders entwickeltes Nervensystem davon nicht ebenso berührt wird. Außerdem steht der Schmerz, wie alles andere auch, unter dem Einflusse der Umgebung, des „Milieu"; in einem Lande, wo die halbe Bevölkerung von Geschwüren aller Art zerfressen wird, wo Blindheit allgemein ist, und man dem abstoßendsten Elende auf Schritt und Tritt begegnet, kann man wirklich den Verlust eines Ohres als etwas Geringfügiges ansehen.

Am 13. Februar Nachmittags begann die Ersteigung des fast 3000 m sich erhebenden Bergzuges auf steilem Pfade; ein Tag genügte nicht zu dessen Ueberschreitung, und so lagerte man bei Einbruch der Nacht in einer Schlucht, umgeben von einem kalten, durchdringenden Nebel, in einem wahren Winterwetter. Die Leute waren sehr erschöpft und begannen zu murren; aber am folgenden Morgen ging Alles seinen Gang, wie gewöhnlich. Wenn der Neger durch seinen Leichtsinn und Sorglosigkeit sich einerseits zu Fehlern und selbst zu Verbrechen, deren Schwere er nicht versteht, hinreißen läßt, so sind jene Eigenschaften doch andererseits auch die Quelle des Guten. Er vergißt rasch die Vergangenheit, lebt nur für die Gegenwart und denkt niemals an die Zukunft; wenn eine acht Tagereisen lange Pori vor ihm liegt, wird er höchstens für drei Tage Lebensmittel mitnehmen.

Der entsetzliche steile Aufstieg bis zu dem 2200 m hohen Passe, einem der niedrigsten Punkte in der ganzen Kette, dauerte sechs Stunden und erforderte ganz außerordentliche Anstrengungen; viel hätte nicht gefehlt, und das schon so weit transportirte Boot wäre auf dieser Stelle liegen geblieben. Nur die Aussicht, daß es von nun an nur noch bergab ginge, stachelte die Träger zur äußersten Kraftentfaltung und ließ das schwere Stück gelingen. Fortwährend hüllte dichter Nebel die Karawane ein, der aber, als sie die höchste Stelle erreicht hatte, zeitweilig zerriß und dem erstaunten Auge einen Ausblick auf die vom Sonnenlichte überstrahlte Ebene von Uhehe gewährte. Kaum 400 m unter dem Passe beginnt eine weite grüne Prärie, die von Bächen und Flüssen durchschnitten, fern im Westen von Höhen begrenzt wird, welche man erst nach zweiwöchigen Märschen zu überschreiten haben wird. Eine lange Kette

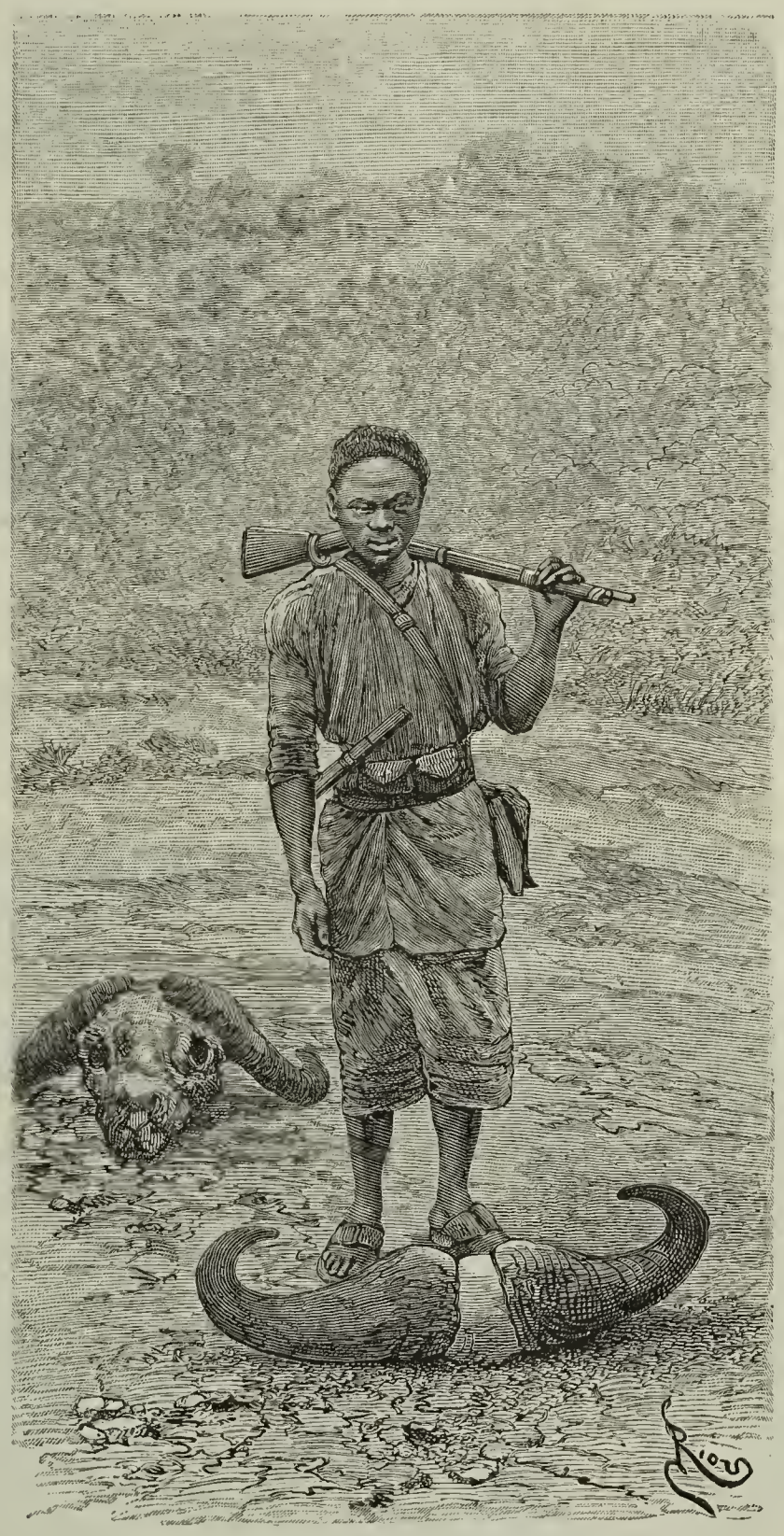
Die Acacia horrida.

von 200 bis 300 m relativ hohen Felshügeln bezeichnete in der Ebene die Richtung, welche die Karawane einzuschlagen hatte. Die Abhänge des hohen, eben überschrittenen Gebirges, die Felshöhen und die Ebene waren mit riesigen Granit- und Gneisblöcken bedeckt, welche die Verwitterung von den Gipfeln gelöst hatte; die Eingeborenen scheinen mit den herabstürzenden Felsmassen schon üble Erfahrungen gemacht zu haben, denn ihre einzeln stehenden und elend aussehenden Tembes liegen nicht am Fuße des Gebirges, sondern erst inmitten der Ebene. Erst um 3 Uhr war der erste derselben, ein langes, halb verfallenes Gebäude, in welchem einige Kühe standen, erreicht; alsbald umdrängte eine lärmende, spöttische, fast feindlich gesinnte Menge die Ankömmlinge, und ließ überall das Wort „Krieg" hören. So viel war klar, daß man von diesen Wilden nicht ohne Weiteres die nöthigen Lebensmittel erhalten würde, und so begab sich Giraud mit acht Begleitern auf die Suche nach Büffeln, ohne aber bis Einbruch der



Wahehe.

Nacht Erfolg zu haben. Während der Nacht wurde die Boma (Pallisade) des Lagers noch verstärkt, und mit Tagesanbruch macht sich Giraud wieder mit einer Anzahl Begleitern auf, sah auch alsbald eine Heerde von vielleicht hundert Stück in gestrecktem Galopp bei sich vorbeijagen. Dieser ging er nach und traf auch sehr bald auf ein paar friedlich weidende Nachzügler, wovon er einen tödtlich verwundete. Aber bekanntlich ist der afrikanische Büffel eines der zähbaum- und wasserlosen Stelle, 400 m vom Tembe Marawano's entfernt, und machte sich auf längere Verhandlungen gefaßt; denn er wollte nicht nachgeben, weil er sonst in jedem Tembe hätte zahlen müssen, und er wußte zudem, daß nur der große Mkuanika allein sich das Recht anmaßte, Karawanen zu brandschatzen. Und wirklich gelang es ihm durch zähes Ausharren, sowie durch klug angebrachte Bestechungen, die Forderungen Marawano's, welche dieser nicht



Der Jäger Hassani Bogo.

lebigsten wie gefährlichsten Thiere; nach einander jagte ihm Giraud sechs Kugeln in die rechte Schulter und wandte sich dann, ihn für kampfunfähig haltend, nach dem anderen um, als jener, die Schnauze dicht über der Erde, die Augen von Blut geröthet, wüthend aus nächster Nähe auf seinen Angreifer losstürzte. Im selben Augenblicke aber krachte ein Schuß dicht dabei, und der Büffel stürzte verendet fast vor Giraud's Füßen nieder; der früher schon erwähnte Hassani Bogo (d. h. Hassani der Büffel), der von da an zu den Lieblingen des Reisenden zählte, war sein Retter gewesen. Größte Kaltblütigkeit zeichnete denselben aus und machte ihn im Verein mit Waghalsigkeit und Gewandtheit zu einem vorzüglichen Jäger.

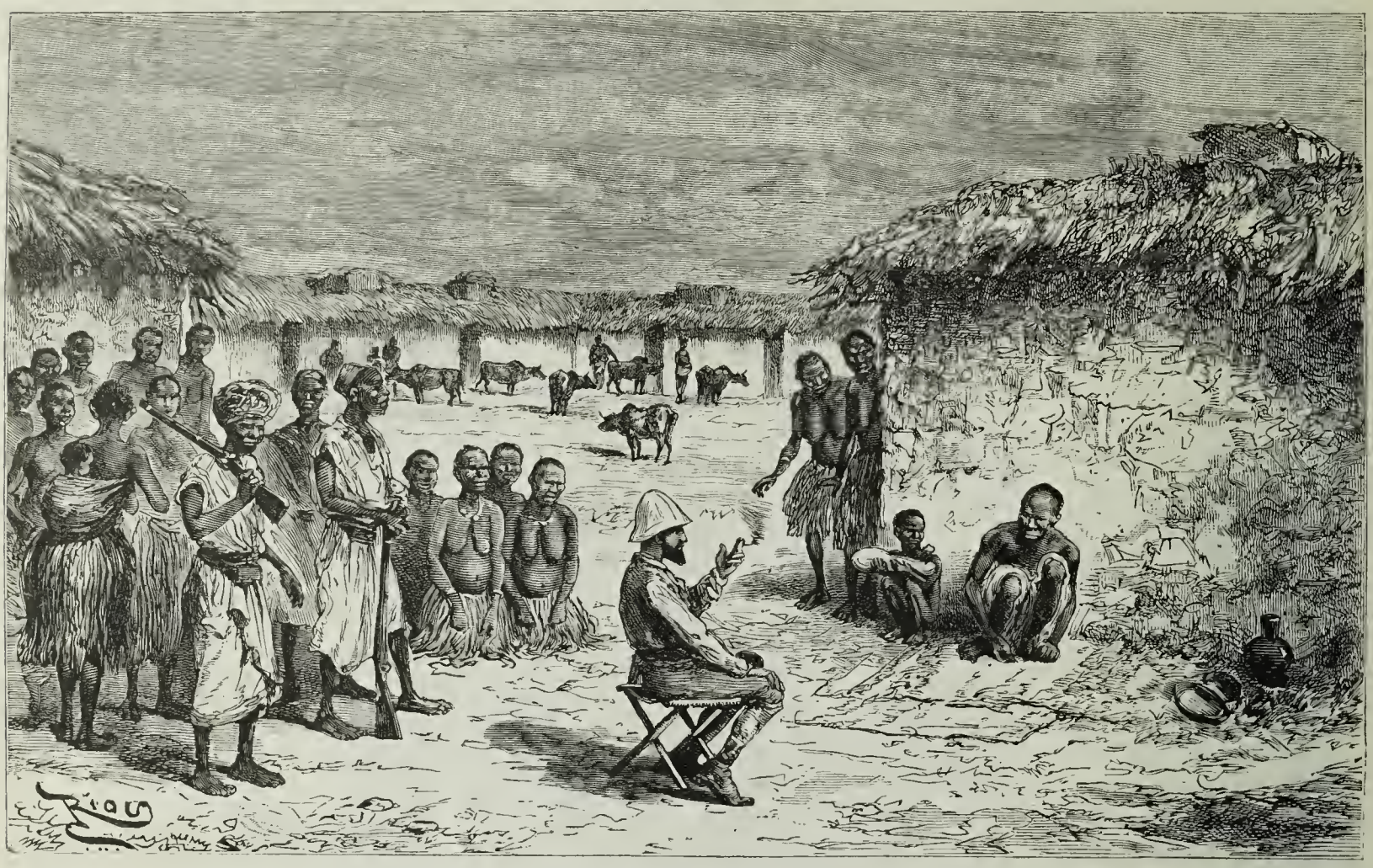
Im Lager hatte sich die Sache zwar insofern etwas gebessert, als einige Eingeborene etwas Mehl zum Verkaufe gebracht hatten, aber andererseits verlangte der Dorfhäuptling Tribut, erklärte es für unerhört, daß der Reisende Uhehe betreten habe, ohne zuvor bei dem Oberhäuptlinge Mkuanika durch Boten die Erlaubniß dazu erbeten zu haben, und verweigerte ihm einen Führer. Am nächsten Tage (16. Februar) versperrte ihm eine feindlich gesinnte Volksmasse den Weg und setzte es durch, daß er zunächst seinen Dolmetsch Tuakali mit zwei anderen und einem Geschenke an den mit der Grenzbewachung betrauten Häuptling Marawano absendete. Erst spät am Abend kehrten die Boten zurück; Marawano hatte zuerst das Geschenk höhnisch zurückgewiesen und es erst nach langen Verhandlungen angenommen unter der Bedingung, daß Giraud am nächsten Tage einen großen Hongo (Tribut) bezahle und an der ihm angewiesenen Stelle lagere. Was blieb ihm zunächst übrig, als sich zu fügen? So errichtete er am 17. Februar Morgens sein Zelt an der verlangten

persönlich, sondern durch Vermittelung von vier Msagiras, eine Art von Ministern, stellte, auf $^2/_5$ herabzudrücken und es durchzusetzen, daß ihm Lebensmittel verkauft werden und er und seine Leute auf die in der Umgegend zahlreichen Zebras und Antilopen Jagd machen durften.

Das Volk von Uhehe ist in Wahrheit ein schöner Menschenschlag und namentlich die Männer stehen weit über den elenden Wasagara; das Auge weilt mit Vergnügen auf diesen großen, gut gebauten und kräftigen Gestalten. Der Kopf ist regelmäßig, das Gesicht viereckig, die Nase kurz, aber gerade, die Lippen keineswegs dick und der Mund gut geformt. Obwohl die Wahehe, wie alle von Milch lebenden Völker, ziemlich fett sind, so artet das doch nie zu ungeschlachter Korpulenz aus und bei Erwachsenen findet sich niemals ein Schmerbauch. Die krausen Haare werden in verschiedenen Formen zugestutzt, aber nur wenig oder gar nicht geschoren; ihr Wuchs ist viel schöner als derjenige der Zanzibarleute Giraud's, obgleich diese in Frankreich schon für hübsche Männer gelten würden. Ihr stolzes, hochmüthiges Benehmen, das von Charakter zeugt, läßt zudem auf einen höheren moralischen Standpunkt schließen; daneben aber geht ihnen in wahrhaft empörender Weise jedes Gefühl für Scham ab.

In der Umgebung ihres Tembe gehen die Wahehe gewöhnlich ohne Waffen umher, eine für Afrika sehr ungewöhnliche Erscheinung. Da sie stets bereit sind, sich unter einander zu zanken, falls sie ihre Streitlust nicht an einer Karawane auslassen können, haben sie es für klug gehalten, für gewöhnlich unbewaffnet zu gehen, um die Folgen solcher jeden Augenblick ausbrechenden Zänkereien möglichst

abzuschwächen; aber sobald das Kriegsgeschrei ertönt, dauert es keine zwei Minuten, daß Jedermann in voller Waffenrüstung dasteht. Der kleine mit Widerhaken versehene Wurfspieß, wie er in Urori üblich ist, ist gewissermaßen



Eingeborene von Uhehe.

Lager der Expedition.

auch die einzige Angriffswaffe der Wahehe. Marawano aber besitzt z. B. 20 Flinten, die er sorgfältig in seinem Tembe verschlossen hält und nur bei großen Gelegenheiten unter seine Leute vertheilt. Als Schutzwaffe dient überall ein ellip-

tischer Schild aus Ochsen-, Büffel- oder Zebrahaut; der Länge nach durchzieht ihn auf der Innenseite ein Baumast, der ihm Festigkeit verleiht und zugleich als Griff dient.

Wenn der Mann in Uhehe sich körperlicher Vorzüge rühmen kann, so ist das Weib deren gänzlich bar und kann geradezu häßlich genannt werden. Bis in sein 15. Jahr besitzt das Mädchen allerdings etwas Anziehendes, und ihr spöttisches, schamhaftes Lächeln ist wahrhaft graziös; aber mit dem 20. Lebensjahre ist das Alles verschwunden. In einem Punkte indessen, und nur in diesem einzigen, steht das Weib über dem Manne: es besitzt ein gewisses Schamgefühl; allerdings ist das Stückchen Zeug, Baumrinde oder Leder, worin dasselbe zum Ausdrucke kommt, mitunter sehr klein, aber es fehlt doch niemals gänzlich. Seine Kleidung besteht gewöhnlich aus einem, um den Leib gebundenen Thierfell, das zugleich als Tasche für ein, an dem Rücken der Mutter sich anklammerndes Kind dient. Zwei auf dem Kreuz sich verbindende Riemen helfen das Gewicht desselben tragen, und vom Gürtel fällt bis auf die Mitte der Schenkel eine Menge Riemen, die aus dem Felle selbst geschnitten sind, herab. Ueberall in Uhehe ist Vielweiberei in Uebung; oft genug wird die Herrschaft über ein Dorf demjenigen, welcher die meisten Weiber besitzt, übertragen, denn er ist natürlich der reichste. Marawano z. B. besaß deren etwa 50.

Marawano, welcher der Landessitte entgegen seiner Neugier folgte und den Europäer besuchte, war keiner von jenen Trunkenbolden, wie sie sich unter den afrikanischen Häuptlingen so häufig finden, sondern ein würdiger, an das Befehlen gewöhnter Mann von 50 Jahren — für Afrika ein Greis —, der in seinen Fragen und Antworten Intelligenz und gegen seinen Gast schließlich einige Liebenswürdigkeit verrieth. Diese gute Laune benutzte Giraud, um möglichst bald die Weiterreise anzutreten. Zuletzt erhielt er noch von dem Häuptlinge den guten Rath mit auf den Weg, den Wahehe nicht zu trauen und sich klug zu benehmen, wenn er nicht mit allen großen Dörfern in Kampf gerathen wolle.

Am 20. Februar wurde weiter marschirt und in Mfombe gelagert, am 21. in Msogiri, am 23. Februar nach einem langen wasserlosen Marsche in einem kleinen lichten Gehölze, in dessen Umgegend am Abend eine erfolgreiche Büffeljagd veranstaltet wurde. Bei Sonnenuntergang kehrt jeder in das unzäunte Lager zurück, die einen mit einem blutigen Stück Wildpret, die anderen mit abgestorbenen Baumstämmen und Aesten beladen; die besten Stücke, Herz, Leber, Zunge und etwas Fett, eine große Seltenheit, übergiebt Hassani dem Koche seines Herrn. Sobald die Nacht hereinbricht, flackern rings um das Zelt gleichzeitig 25 Feuer auf; der übliche Mehlbrei wird gekocht und an Holzstäben aufgereiht schmort die zerschnittene Jagdbeute am Feuer. Hockend oder nachlässig hingestreckt, saugen die Schwarzen in Gruppen von dreien oder vieren an, ihre langen Geschichten zu erzählen und zufrieden ruht dabei ihr Blick auf den lodernden Flammen; der eine schneidet sich mit seinem schlechten Messer eine Schuhsohle zurecht, die er morgen, wenn Zeit dazu ist, trocknen will, ein anderer dreht mit Zuhilfenahme der Zehen aus Rindenfasern einen Strick, und die Anführer reißen mit lauter Stimme ihre Witze. Nach allen Seiten hin fliegen die Worte, hinüber und herüber. Es kostet Mühe, in diesen Leuten, deren Schwatzen erst um Mitternacht langsam aufhört, die ganz ermatteten Elenden wiederzuerkennen, die Mittags fast leblos neben ihren abgeworfenen Lasten zu Boden sanken.

Am 24. Februar zog die Karawane wie auch am vorhergehenden Tage durch fast unbewohntes Land; am 25. Februar aber näherte man sich Kuirenga, der gewöhnlichen Residenz des mächtigen Mkuanika, und in Folge dessen wurden auch die Teubes zahlreicher und die Bevölkerung unruhiger und zudringlicher.

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung.

Von Dr. Pechuël-Loesche.

I.

Alles Feste ist der Zerstörung durch chemisch und mechanisch wirkende Kräfte ausgesetzt. Durch die Wasserläufe wird ununterbrochen, außer den gelösten Bodenbestandtheilen, auch das Lockere, Verschiebbare thalwärts befördert. Wo die Gewässer an Geschwindigkeit einbüßen, wo sie zur Ruhe kommen, da bleibt das am Grunde fortgerollte und geschobene Material liegen, da sinkt das schwebend mitgeführte zu Boden.

Ein Fluß ist bei einer Geschwindigkeit von 4 km in der Stunde nicht mehr im Stande, derbe Sande schwebend fortzutragen; die unruhige Bewegung seiner Gewässer, der durch sie verursachte Auftrieb ist zu gering geworden. Er hört auf, sie am Grunde fortzuschieben, wenn daselbst die Strömung nur noch 1 km in der Stunde zurücklegt. Wie die derben Sande bei einer mittleren Stromgeschwindigkeit von 4 km niedersinken, so setzt sich auch die feinste Flußtrübe unbehindert zu Boden, wenn die mittlere Geschwindigkeit auf 0,6 km verringert ist.

Daher bilden eingeschaltete Landseen, wo die Stromgeschwindigkeit sehr vermindert oder nahezu aufgehoben wird, treffliche Abklärungsbecken für die trübsten Fluthen angeschwollener Wasserläufe. Daher können im Meere, wo die Landgewässer vergehen, die derberen Sinkstoffe nicht über die eigentliche Gestadezone hinausgelangen.

In Mündungsgebieten, wo die Böden der Abflußrinnen beträchtlich unter dem tiefsten Niveau des Meeres liegen, füllen die Landgewässer das Bett nicht bis zum Grunde aus, sondern fließen auf dem in der Tiefe eingedrungenen Seewasser hin. Dessen Bewegung ist in trichterförmig geöffneten Mündungen, bei dem an offenen Flachküsten ohnehin geringen Unterschiede der Gezeiten, nur eine mäßige; stark kann sie unter Umständen erst fern vom Meere werden, wo die Rinne sich rasch verschmälert. Kräftige Tiefenströmungen entstehen nur innerhalb derjenigen Mündungen, welche geräumige Becken abschließen und ungewöhnlich verengt sind, so daß selbst eine geringe Niveauschwankung ein Ab- und Zufließen bedeutender Wassermassen durch eine Oeffnung von ungenügendem Querschnitte mit sich bringt.

Die Untersuchung dieser Vorgänge ist mit einfachen Mitteln auszuführen. Es genügen zwei gleich große, ver-

korkte und durch eine möglichst dünne Schnur oder besser feinsten Draht verbundene Flaschen, von denen die eine so weit mit Wasser gefüllt ist, daß sie untersinkt, aber von der zweiten, die als Schwimmer dienen soll, noch getragen wird. Nachdem die Tiefe des Bettes gelothet ist, wird der beide Flaschen verbindende Draht zu solcher Länge bemessen, daß die sinkende Flasche nicht den Boden erreicht, sondern frei in der unteren Wasserschicht schwebt. Sobald der kunstlose Apparat ausgeworfen ist, zeigt sich trotz großer Stromgeschwindigkeit der oberen Schichten des Aus- oder Eingehenden, daß die schwimmende Flasche durch die in der Tiefe schwebende ganz außerordentlich gehemmt wird — falls entsprechende Grundströmungen fehlen. Neben sie geworfene Stückchen Holz eilen ihr weit voraus.

Ebenso einfach ist nachzuweisen, ob Süß- oder Salzwasser die Tiefen erfüllt, bis zu welcher Entfernung von der Küste letzteres am Grunde einer Rinne einzudringen vermag. Dazu dient eine leere Flasche, die derartig verkorkt ist, daß ein gewisser Druck den Stöpsel einzutreiben vermag. Sie wird äußerlich belastet, an dünner Schnur befestigt und langsam versenkt. Die aufbrodelnden Luftblasen zeigen annähernd genau an, wann der Kork dem Wasserdrucke nachgab, und die Länge der abgelaufenen Schnur giebt die Tiefe an, wo Süßwasser oder Salzwasser in die Flasche drang. Mittels der nämlichen Senkflasche, die in schlechte Wärmeleiter gehüllt worden ist, lassen sich zugleich Temperaturunterschiede zwischen Höhen- und Tiefenschichten der Gewässer, sei es im Meere, sei es in Aestuarien, mit befriedigendem Erfolge feststellen.

Diese Untersuchungen sind zwar roh, aber lehrreich genug. Wo kräftige Grundströmungen nicht nachzuweisen sind, kann auch eine Beförderung groben Materiales am Boden entlang nicht geschehen, mag die Oberflächenströmung noch so heftig sein. Es können bloß Aufschüttungen, Ablagerungen stattfinden. Diese werden räumlich zunehmen und bis in das Bereich von Strömungen emporwachsen, welche kräftig genug sind, um das nachfolgende Material über sie hinwegzudrängen.

Wie die Wassermassen eines Flusses im Wechsel der Jahreszeiten zu- oder abnehmen, werden sich auch in dem nämlichen Mündungsgebiete die Strömungsverhältnisse ändern und nach der Tiefe wie nach der Seite eine verschieden große Wirkung ausüben. Auch wird diese nicht dauernd in derselben Richtung stattfinden, wird die Hauptströmung nicht immer derselben Bahn folgen. Denn die Lage der Aufschüttungen wird verändert, neue Untiefen entstehen, die Strömung wird abgelenkt. So werden Uferstrecken unterwühlt, Inseln abgetragen, neue Inseln angesetzt, versandete Altwasser in Hauptstromrinnen oder letztere in erstere verwandelt, und sogar neue Mündungen durchgebrochen, wobei große Massen des im Mündungsgebiete angesammelten lockeren Materiales plötzlich in das Meer, an das Gestade hinausgedrängt werden.

Je nachdem diese Veränderungen sich vollziehen und die Brandung vom Gestade her einwirkt, mag die frühere Mündung auch vollständig geschlossen werden, trotz bedeutender Tiefen innerhalb und oberhalb derselben; oder die frühere und die später durchgebrochene Mündung oder eine Mehrzahl derselben mag fortbestehen. So schafft ein Fluß im Verein mit der Brandung auch ein vorgeschobenes Delta, ohne vorher sein Mündungsgebiet gleichmäßig zugeschüttet zu haben, wenn das in die Gestadezone gedrängte Material durch die Brandung nicht an der Küste entlang vertheilt, sondern aufgehäuft wird.

Diese Veränderungen geschehen so rasch, unter so mannigfaltigen Umständen und in so bedeutendem Maße, die Ursachen sind so verwickelter Art, daß sie ohne eingehende Untersuchung des Besonderen in jedem Falle nicht erklärt werden können. Die individuelle Gestaltungskraft eines sedimentreichen und regelmäßige Hochwasser führenden Flusses ist, da sie sich in einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete äußert, der Gegenwirkung positiver oder negativer Niveauveränderung unter allen Umständen überlegen. Nur im Großen und Ganzen mag das Auftauchen neuen Landes oder das Abschwemmen alten Landes durch Veränderungen des Meeresspiegels beschleunigt oder verzögert werden. An offenen Küsten geschieht es nie ohne Mitwirkung der Brandung.

In genügend tiefen Theilen von Mündungsgebieten, wo das Ausgangsthor geräumig und der Unterschied der Gezeiten nur gering ist, wo also das Seewasser eindringt und dauernd verharrt, strömt das mit Sedimenten beladene Flußwasser auf ihm, wie auf einer nachgiebigen Unterlage hin. Daher der gleichmäßige Zug der ausgehenden Gewässer, die sich bloß noch an gelegentlichen Untiefen sowie an den Ufern stoßen. Nur an diesen Stellen wälzen sie sich noch in der bekannten Weise durch einander, wodurch das Abräumen des Verschiebbaren, das Fortführen schwebender Bodenbestandtheile ermöglicht wird.

Für die letzteren verhalten sich die gleichmäßig abziehenden, nicht gewaltsam umgetriebenen Gewässer nicht wie fließendes, sondern wie ruhiges Wasser, in welchem sie je nach ihrer Schwere verschieden schnell, aber durch keine Gegenbewegung aufgehalten stetig zu Boden sinken. Sie werden also nur so lange und so weit fortgetragen, als sie Zeit brauchen, um aus dem Bereiche der Strömung in die Tiefe zu gelangen.

Die derben Sande setzen sich zum Theil bereits innerhalb tiefer Mündungsgebiete zu Boden, von wo sie bei den oben erwähnten gewaltsamen Veränderungen bald hier bald da massenhaft in die Gestadezone hinausgedrängt werden; der Rest lagert sich vor der Mündung ab. Denn dort, nach dem Eintritte in das Meer, beruhigen sich auch die wildesten Gewässer sehr schnell, obwohl sie der vollständigen Vermischung mit Salzwasser noch länger widerstreben, falls das Meer unbewegt ist, also ein gewaltsames Durcheinanderrühren nicht stattfindet. Unter günstigen Umständen sind vereinzelte Flecken mißfarbigen Landwassers noch in ziemlicher Entfernung von Flußmündungen zu beobachten.

Selbst das Ausgehende von sehr großen und schnell fließenden Strömen breitet sich unfern der Mündung bereits in einer so dünnen Schicht auf dem Meere aus, daß hindurchfahrende Dampfer einen Streifen klaren Seewassers aufpflügen. Bei Untersuchung der mißfarbigen Schicht ergiebt sich, daß in geringer Entfernung vom Lande darin nicht mehr Sandkörner von einer Größe enthalten sind, um bei dem Reiben zwischen den Fingern fühlbar zu werden. Die derben, der Gestadezone eigenthümlichen Sande sind bereits versunken.

Nur die feinste Flußtrübe ist noch nachzuweisen und diese mag durch Meeresströmungen auf größere Entfernungen von der Mündung verschleppt werden, je nach der Stärke der Strömung und der Tiefenwirkung derselben. Denn wiederum kann die Verschleppung nur so lange währen, als die unbehindert sinkenden Bodenbestandtheile Zeit brauchen, um aus dem Bereiche der Strömung zu gelangen.

Diese am weitesten verschleppte feinste Flußtrübe kann indessen zur Verflachung des Gestades, zur allmählichen Bildung von Neuland nur an solchen Orten beitragen, wo sie, durch vorgelagerte Strandwälle, Untiefen und Inseln gegen die Einwirkung der Brandung geschützt, sich ungestört abzusetzen vermag. Geschehen irgend welche Veränderungen,

wird der Landschutz zerstört, findet eine bedeutende negative Niveauveränderung statt, so daß die Brandung die in ehemals abgeschlossenen Meerestheilen oder in ehemals genügend tiefem Wasser an offenen Küsten entstandenen Schlammbänke zu erreichen vermag, so werden diese aufgewühlt, ihre Bestandtheile hinweggeführt und weiter verbreitet wie vordem als Flußtrübe.

Dieses feinste, den Schlick bildende Material ist demnach überhaupt nicht betheiligt an der Verflachung offener Gestade, an dem Aufbaue der Nehrungen und Strandwälle. Es verhält sich im Spiele der Wogen und Rollen durchaus anders als die gröberen Sedimente, die derben Sande, aus welchen vorzugsweise die Bauwerke in der Brandungszone zusammengesetzt sind.

Wenn diese Sande nicht bloß unter Wasser abgelagert, sondern an Küsten auch zu neuen Landgebilden aufgehäuft werden, so ist der Vorgang nicht mehr unmittelbar auf die Thätigkeit der Wasserläufe, sondern auf die des Meeres zurückzuführen — und zwar um so ausschließlicher, je ferner von Flußmündungen das Neuland zu Tage tritt.

Gilt das Absegen der Küsten, die umfangreiche Verschleppung der von den Landgewässern zugeführten derben Sedimente, das seitliche Verlegen von Flußmündungen durch die Meeresströmungen für erwiesen, so ist aus der Gestalt und Lage eines neuen Landgebildes in der That auf die vorherrschende Richtung einer Strömung zu schließen. Und umgekehrt ist deren Vorhandensein zu bezweifeln, wo ihr vorausgesetzter Verlauf mit der Form des Neulandes nicht zu vereinbaren ist. So wäre denn aus der Thatsache, daß Cap Lopez in Unterguinea, eine niedrige Sandzunge, nach Nordwesten vorspringt, ganz richtig geschlossen worden, daß im Mündungsgebiete des Ogowestusses noch die kühle von Süden andringende Benguelaströmung und nicht die entgegengesetzte warme Guineaströmung vorwalte.

Wäre dieser Schluß richtig, so würden daraus sogleich verschiedene andere zu folgern sein, die mit der in jenen Gebieten erfahrungsmäßig gewonnenen Kenntniß in einem nicht auszugleichenden Widerspruche ständen. Ein Zug im Kartenbilde würde demnach genügen, um die aus unmittelbarer Anschauung an Ort und Stelle hervorgegangenen Resultate nicht nur zu ersetzen, sondern sogar umzustoßen.

Die Guineaströmung erstreckt sich jedoch nicht bloß vorherrschend, sondern höchst wahrscheinlich ganz regelmäßig bis weit südwärts von dem Ogowegebiete. Sie erreicht mindestens noch die Bai von Yumba, häufig genug aber auch noch weiter südlich gelegene Punkte. Selbst wenn sie bloß vorherrschend, also während der größeren Hälfte des Jahres noch an der Ogowemündung vorüberzöge, dagegen während einiger Monate vor der entgegendrängenden Benguelaströmung zurückwiche, könnte nur bei sehr genauer Kenntniß der Stärke der letzteren ein Schluß auf deren Antheil an der Entstehung jener Küstengebilde gewagt werden.

Cap Lopez habe ich im vergangenen Jahrzehnte allein in unmittelbarster Nähe viermal passirt, und die südlichen Gestade zwei- und dreimal so oft hin und wider reisend untersucht. Im August und Mai, im März und November der Jahre 1874, 1876, 1882 zog die Guineaströmung gleichmäßig an diesem Punkte — wo hart am Lande 20 bis 40 Faden Tiefe gelothet werden — vorüber nach Süden. Im August 1874 wurde sie erst an der Loangobai durch die Benguelaströmung von der Küste abgedrängt. Im Juli und September 1875 lag die Grenze beider Stömungen zwischen der Bai von Loango und der Mündung des Kuilu; im Februar 1876 herrschte für einige Tage eine von Norden kommende Strömung bei Tschintschotscho und Landana; im folgenden März und April lag die Grenze weiter nördlich, an der Tschilungabai, und im Mai desselben Jahres war sie wieder südwärts vorgerückt bis nahe zur Loangobai.

Die sehr verschiedene Farbe der beiden Strömungen, das Auftreten der einer jeden eigenthümlichen Lebewesen, sind so charakteristische Kennzeichen für die verschiedene Herkunft der Gewässer, daß sie einem jeden einigermaßen aufmerksamen Beobachter auffallen müssen. Das Thermometer löst schließlich jeden Zweifel.

Im Jahre 1882 fand ich die Verhältnisse noch mehr zu Ungunsten der Benguelaströmung verändert. Im März d. J. folgten wir der Guineaströmung — oder, wenn man will, deren namenloser Fortsetzung — nicht nur bis zu der durchschnittlichen Südgrenze, die zwischen den Baien von Yumba und Loango zu suchen ist, sondern bis nach Landana, der Bai von Cabinda und schließlich bis zur Congomündung. Im April und Mai desselben Jahres fand ich sie auf einigen Küstenfahrten auch südlich vom Congo gleichmäßig herrschend. Sie zog noch bei Makula, Ambrizette, Muserra und Kinsembo vorüber, und überall, sowohl hart an der Küste wie bis etwa acht nautische Meilen seewärts — der Kapitän unseres Dampfers hatte Eile und konnte nicht wohl einen noch größeren Umweg nehmen — schwankte die Temperatur der Gewässer zwischen 26,0° und 26,6° C. Das sind Temperaturen, die, wie ich an anderem Orte nachgewiesen, an jenen Küsten sonst nicht vorkommen. Das mißfarbige Congowasser wurde trotz der während des Tages wehenden Südwestbrise weit südwärts abgetrieben und alle Schiffe schwangen vor ihren Ankern nach Süden — eine in jenen Gebieten sehr auffällige Erscheinung.

Von der kühlen Benguelaströmung war nicht eine Spur zu bemerken, selbst nicht in der Brandungszone und am Strande, wo doch das etwa in der Tiefe entgegengesetzt sich bewegende und zur Küste drängende kältere Wasser hätte theilweise emporsteigen und die Temperatur herabsetzen können.

Nach Aussage aller befragten Küstenbewohner und Seeleute, welche aus alter Erfahrung gerade mit diesen Verhältnissen recht gut vertraut sind, herrschten die ganz ungewöhnlichen Zustände bereits seit länger als einem halben Jahre. Noch im folgenden November bestanden sie unverändert fort. Etwa ein Jahr zuvor hatte auch der Congo — wie öfters schon in früherer Zeit — im Süden von seiner eigentlichen Mündung und von Point Padrão, wieder einmal eine an 1000 m breite zweite Mündung durchgebrochen. Im März 1882 fand ich sie jedoch bereits durch einen neuen Strandwall geschlossen.

Dieses eine Beispiel sei angeführt, um aus eigener Beobachtung zu bestätigen, was doch kaum noch erwiesen zu werden braucht: daß Meeresströmungen einen sehr wechselnden Verlauf nehmen.

Daher scheint es gewagt, die Entstehung, Gestalt und Lage irgend welcher auf Karten verzeichneten Landgebilde auf die Einwirkung derartig unbeständiger Kräfte zurück zu führen, oder aus dem Vorhandensein der ersteren auf das der letzteren zu schließen. Selbst dann würde es noch gewagt erscheinen, wenn die Grenzen der Unbeständigkeit genau bestimmt, und innerhalb dieser ein Ueberwiegen in gewissem Sinne nachgewiesen werden könnte.

Es wäre nicht nur in jedem einzelnen Falle an Ort und Stelle, sondern auch ganz allgemein zu untersuchen, ob denn Meeresströmungen überhaupt allenthalben und allezeit den Verlauf nehmen, der auf Karten angegeben ist; besonders aber, ob sie sich so hart am Strande von Flachküsten hinbewegen, daß sie deren Umrisse beeinflussen können.

Denn wenn sie gerade dort, wo die Veränderungen stattfinden, entweder gar nicht oder in kaum merkbarer Stärke angetroffen werden, können sie auch nicht in unmittelbarer Beziehung zu denselben stehen. Bei der Untersuchung ist auch wohl zu unterscheiden zwischen einer stetigen Strömung und einer zufälligen Windtrift.

Gewöhnliche Karten haben für diese Verhältnisse keine Beweiskraft. Selbst Specialkarten, auf welchen thatsächliche Befunde niedergelegt sind, können bei so veränderlichen Größen wie Meeresströmungen immer nur ein beschränktes Zeitbild geben. Auch werden bei Küstenaufnahmen die Strömungen in der Regel nur auf den Strecken beobachtet, welche für die Schiffahrt wichtig sind, bis zu welchen das Vermessungsschiff hin gelangen kann — also in einem Fahrwasser von genügender Tiefe. Gerade in der flachen Gestadezone, die für unsere Untersuchungen am wichtigsten ist, wird, weil sie dem Schiffe gefährlich ist, die Stromversetzung am ungenauesten, wenn überhaupt, festgestellt. Es ist aber keineswegs zu schließen, daß eine Strömung, die etwa sechs nautische Meilen von der Küste und bei sechs Faden Tiefe deutlich entwickelt ist, auch noch in der Nähe des Strandes und bei geringer Tiefe sich geltend mache.

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Land- und Seekarten müssen mancherlei Bedenken aufstoßen. Viele Bänke, Nehrungen, Sandzungen liegen durchaus nicht so, wie sie liegen müßten, wenn Meeresströmungen die Ablagerungen beeinflußten — mögen die Strömungen nun als einfach am Gestade hinziehende oder an ausspringenden Landmarken von Baien abgezweigte und rücklaufende angesehen werden. Auch vorgeschobene Deltas sind keineswegs seitlich in einer Richtung verlegt worden, welche sie angenommen haben müßten, wenn die vorausgesetzten Meeresströmungen bei Ablagerung des Materiales mitgewirkt hätten.

Daher ist zuerst die Frage zu stellen: Vermögen die Meeresströmungen wirklich das Material zu verschleppen, aus welchem die meisten und umfangreichsten Landgebilde an Gestaden aufgebaut sind?

Nordenskiöld's „Grönland".

Die Schilderung von Freiherrn von Nordenskiöld's zweiter Reise nach Grönland im Jahre 1883 liegt jetzt in der autorisirten deutschen Ausgabe vor unter dem Titel „Grönland. Seine Eiswüsten im Inneren und seine Ostküste". (Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886), und dieselbe wird nicht geringeres Interesse erwecken, als seiner Zeit des Verfassers berühmtes Buch über die Vega-Fahrt um Asien. Und sie verdient es in reichlichem Maße. Geschah es doch auf dieser nicht ungefährlichen Reise, bei welcher die „Sofia" die gesammte Westküste jenes Polarlandes von seiner Südspitze bei 60° n. Br. bis über 76° n. Br. hinaus und die Ostküste von 60° bis über 66° hinaus befahren hat, daß zum ersten Mal Menschen bis in die Mitte des grönländischen Continents vorgedrungen sind, und daß man dadurch zum ersten Mal eine Kenntniß über das Innere eines Landes bekommen hat, dessen gegenwärtige Naturverhältnisse uns wahrscheinlich ein auf wirklicher Erfahrung begründetes Bild von der Glacialzeit Skandinaviens geben, und deren Studium deshalb für die Geologie dieses Landes von so außerordentlichem Interesse ist. Während der Fahrt längs der Ostküste Grönlands sind wichtige Aufklärungen über die Beschaffenheit des Eisbandes gewonnen worden, das so lange den Weg von Osten nach dem südlichen Theile Grönlands gesperrt hat, hat Nordenskiöld die Vorstellung berichtigt, die man sich gewöhnlich von der Beschaffenheit der Ostküste macht, und durch das Ankern der „Sofia" im König Oscar-Hafen ist ein seit 1579 von zahlreichen Expeditionen erstrebtes Ziel erreicht worden. Es wurden dann namentlich Dreggungen und hydrographische Arbeiten, Analysen von Wasser und von den im Meerwasser befindlichen Gasen und Temperaturbestimmungen gemacht, welche zeigten, daß der die Ostküste bespülende kalte Strom sowohl der Breite, als auch der Tiefe nach „ganz unbedeutend ist und auch in der Nähe des Landes auf einem Bette warmen, vom Golfstrome herrührenden Wassers ruht. Die Davis-Straße und Baffins-Bai sind dagegen bis auf den Boden hinunter von kaltem oder nur äußerst unbedeutend erwärmtem Wasser angefüllt. Im Gegensatz zu dem, was man sich gewöhnlich vorstellt, und was auf hydrographischen Karten über das Atlantische Meer angegeben ist, wird also die Westküste Grönlands von kaltem Wasser bespült, während ein von Süden kommender, stark erwärmter Wasserstrom in einer Entfernung von nur 40 bis 50 Fuß vom Lande an der Ostküste entlang bis nach Island hinaufgeht. Dieser Strom muß unwillkürlich einen starken Einfluß auf das Klima der Ostküste haben, welches deshalb feuchter, aber keineswegs kälter als das der Westküste sein dürfte".

Die wissenschaftlich bedeutendsten Sammlungen sind aber wahrscheinlich die paläontologischen, welche Dr. A. Nathorst aus der sogenannten Basaltformation des nordwestlichen Grönland, das durch den in seinen Lehm-, Sand- und Tuffsteinlagern enthaltenen Reichthum an Pflanzenversteinerungen merkwürdig ist, zusammengebracht hat und deren Erbeutung derselbe im 6. und 7. Kapitel des Werkes so anziehend schildert. Die damals bei Atanekerdluk, das schon vorher durch seine tertiäre und Kreideflora berühmt war, gemachten Funde — nämlich elf neue pflanzenführende Lager in einer Kluft und einige auf einer Halbinsel, alle eine große Menge für die Wissenschaft neuer Arten enthaltend — stempeln jene entlegene Stelle vielleicht zu dem bedeutendsten Fundorte für fossile Pflanzen. Nur den einen Schmerz hatte Nathorst, daß es dem um die arktische Pflanzenpaläontologie so verdienten Oswald Heer (von welchem er ein Porträt und einen pietätvollen Lebensabriß giebt) nicht mehr vergönnt war, auch diese neuen Funde zu bearbeiten.

Auch auf Island wurden während dieser Reise durch Herrn Flink Pflanzenversteinerungen gesammelt, und zwar in weit umfangreicherem Maße als je zuvor; der erste, welcher hier ordentlich sammelte, war J. Steenstrup 1840. Island ist überhaupt das erste hochnordische Land, in welchem man Pflanzenversteinerungen angetroffen hat, welche beweisen, daß die Polargegenden während einer geologisch gesprochen

noch naheliegenden Zeitperiode ein Klima gehabt haben, das dem des jetzigen Italien ähnlich ist. Der „Surturbrand" oder die in den Basalttuff eingebetteten Holzstämme werden nämlich schon 1747 unter dem Namen „verschlemmtes Holz" in der von dem Hamburger Bürgermeister J. Anderson auf Grund der Berichte von Schiffern und Handelsleuten zusammengestellten Beschreibung von Grönland und Island, sowie unter dem Namen „Sorte Brand" (schwarzer Brand) in der von N. Horrebow kurz darauf gedruckten ausführlichen Kritik über Anderson's Werk erwähnt. Horrebow bemerkt richtig und mit berechtigtem Erstaunen, daß der „Surturbrand" in die Bergmasse selbst eingebettet vorkomme.

Jeder, welcher ein Buch von Nordenskiöld gelesen hat, kennt seine auf den Grund der Dinge eingehende Auffassung und Darstellung. So ist auch dieser Band reich an Excursen, welche die geschichtliche Entwickelung mancher Frage oder Persönlichkeit von Anfang an verfolgen und reiche Belehrung enthalten, welche durch eine durchweg originale, sehr reichhaltige Illustrirung unterstützt wird. Wir können hier natürlich nur auf Einzelnes hinweisen, indem wir unsere Leser bitten, diesem vorzüglichen Reisewerke gelegentlich ein eingehenderes Studium zu widmen. Hervorheben möchten wir z. B. gleich im ersten Kapitel den Abschnitt über die Geschichte, die Fundorte, das Aussehen und die wissenschaftliche Bedeutung des Doppelspats oder Islandspats, einer krystallisirten, wasserhellen Varietät des gewöhnlichen Kalksteins, der Kreide oder des Marmors, „welche nicht nur eins der schönsten Erzeugnisse des Mineralreiches bildet, sondern welche auch den Physikern eins der kräftigsten und erfolgreichsten Mittel für das Studium der Eigenschaften des Lichtes, sowie den Mikroskopikern und Astronomen oder Astrophysikern ein unschätzbares Hilfsmittel zur Erforschung einerseits der Geheimnisse der Zellenwelt und andererseits der unermeßlichen Räume des Weltalls geliefert hat."

Im zweiten Kapitel beachte man den Passus über die Gunbjörn-Scheere und andere sagenhafte, angeblich wieder versunkene Länder im nördlichen Atlantischen Ocean, sowie das Loblied auf den grönländischen Kajak, das eleganteste Fahrzeug aller, sowohl wilder wie civilisirter Völker, mit welchem kein anderes Einmannsboot an Schnelligkeit wetteifern kann. „In diesem Boot trotzt ein geübter Kajakruderer Sturm und Wogenschwall mit unglaublicher Sicherheit. Alle die kleinsten Einzelheiten eines voll ausgerüsteten Kajak, seine Form, Bauart, Riemen, Lanzen, Harpunen, Leinen, seine unzähligen, aus Knochen angefertigten, zweckmäßigen Knöpfe und Schnallen, die eigenartige, wasserdichte Kajaktracht u. s. w. haben durch die ununterbrochenen Bemühungen von Generationen eine Vollendung erhalten, welche in der That bewundernswerth ist, und zu welcher die Europäer mit all' ihrem Erfindungsreichthum nichts haben hinzufügen können. Es ist offenbar eine wirkliche Eskimo-Erfindung, die in der Bauart wie im Baumaterial von den kleineren Fahrzeugen anderer wilder Völker entschieden abweicht."

S. 67 ff. sind die merkwürdigen Lebensschicksale Karl Ludwig Giesecke's, des Erforschers Grönlands (geboren 1761 in Augsburg als Sohn des Schneiders Metzler, später Student in Altdorff, dann Schauspieler und Theaterdichter, als solcher Verfasser eines Theiles der „Zauberflöte", dann Mineraloge, Erforscher der Färöer und 1806 bis 1813 von Grönland, gestorben am 5. März 1833 als Professor der Mineralogie und Chemie an der Universität zu Dublin), zu beachten, auf S. 83 ff. die Angaben über den Kryolith, aus welchem früher Aluminium gewonnen wurde, seit 1849 aber Soda und verschiedene in den Färbereien als Beizmittel verwendbare Thonerdepräparate dargestellt werden. Der Kryolithbruch von Ivigtut hat den einzigen wirklichen Grubenbetrieb und die einzige rein europäische Kolonie in Grönland ins Leben gerufen. Ferner sei auf die Bedeutung des Kryokonit oder Eisstaubes (S. 198 ff.), dem Nordenskiöld einen kosmischen Ursprung zuschreibt, und auf das historisch und ethnographisch hochinteressante Schlußkapitel über die Eskimos hingewiesen, vor Allem aber auf den wissenschaftlich vielleicht bedeutsamsten Abschnitt über die Eiszeit (Kapitel IV, S. 101 bis 167), welcher mit einer geschichtlichen Uebersicht über die Entwickelung dieser Frage anhebt. Wir lernen daraus, daß der erste, welcher 1719 in einem Jugendwerke auf die eigenthümliche Beschaffenheit der losen Erdschichten in Schweden aufmerksam machte und damit ein „neues Kapitel in der Geschichte unserer Erdkugel" aufschlug, kein anderer war, als der später so berühmt gewordene Theosoph Emanuel Swedenborg. Dann giebt Nordenskiöld (S. 108 bis 113) über einige der wichtigsten Fragen der Glacialtheorie seine eigenen Ansichten, die vielfach von den gegenwärtig geltenden Lehren abweichen, für welche er aber geltend macht, daß sie sich auf Beobachtungen gründen, die er während eines Aufenthaltes von zwölf Sommern und einigen Wintern zwischen dem Eis und Schnee der Polarländer, während dreier längerer Ausflüge auf das Binneneis Spitzbergens und Grönlands, sowie während unzähliger Besuche der Gletscher dieser Länder angestellt hat. „Wenigstens von dem Inlandeise habe ich hierbei mehr gesehen und geprüft, als irgend ein Anderer, gleichviel ob Gelehrter oder Nichtgelehrter." Im Folgenden geben wir Nordenskiöld's bedeutungsvolle Anschauungen ausführlich wieder.

Die größere Zahl der Phänomene — schreibt er —, welche von den Geologen Europas und Amerikas als glaciale bezeichnet werden, rührt wirklich aus einer Zeit her, wo die Länder, die heute mit herrlichen Wäldern, Wiesen und Feldern geschmückt sind, von Tausenden von Fuß mächtigen Eismassen bedeckt waren. Diese Eiszeit hat nicht die ganze Erdoberfläche umfaßt, auch bildet sie keine besondere, schon abgeschlossene Periode, indem, abgesehen von den Ländern an den Polen, gleichartige Verhältnisse fortdauernd nicht nur auf Grönland und in den dasselbe umgebenden Meeren, sondern, wenigstens in gewissem Grade, auch in denjenigen Theilen des Atlantischen Meeres herrschen, in welche Eisberge in größerer Zahl herabtreiben. (Ein beigegebenes Kärtchen zeigt, daß glaciale Geschiebe durch Eisberge im nordwestlichen Atlantischen Ocean bis in die Breite des mittleren Spanien, von Sardinien und Konstantinopel getragen werden, also in viel südlichere Gegenden, als in welchen skandinavische Geschiebe ꝛc. angetroffen worden sind.)

„Die Eiszeit dürfte so aufzufassen sein, daß in derselben erst das nordwestliche Europa, sodann das nordöstliche Amerika und zuletzt das heutige Grönland mit Eis bedeckt worden ist — falls die Eisdecke des heutigen Grönland nicht etwa den letzten Rest des Eisgewandes bildet, das ehemals das ganze östliche Kanada und den nordöstlichen Theil der Vereinigten Staaten bekleidet hat. Zusammenhängendes Landeis war niemals über die Tundren Sibiriens oder des nordöstlichen Europa ausgebreitet.

„Ein allzu kaltes Klima ist der Bildung von Landeis hinderlich, was unter Anderem daraus hervorgeht, daß solches in der Nähe der Kältepole Sibiriens und Amerikas nicht vorkommt. Für die Bildung von Gletschern in größerem Umfange ist feuchte Luft und eine Temperatur erforderlich, die an der Meeresfläche während eines großen Theiles der kälteren Jahreszeit selten weit unter Null fällt.

Inlandeis kann deshalb nicht im Inneren großer Kontinente entstehen, und wahrscheinlich bildet es sich auch nicht in den Ländern an den Polen, sofern dieselben nicht von zuweilen offenen Meeren umgeben sind.

„Die Schrammen in den Felsen Skandinaviens rühren zwar zum großen Theile direkt von Gletschern her; ein nicht unbedeutender Theil dieser Schrammen ist jedoch durch die längs der Küste und in den Fjorden umhertreibenden Eisberge wie auch durch das Treibeis hervorgebracht worden; auch dürften Schrammen auf andere Weise, z. B. durch ein in Folge Temperaturwechsels entstandenes Hin- und Hergleiten des unterliegenden Felsens und des denselben bedeckenden Thonlagers, d. h. auf ganz dieselbe Weise entstanden sein, wie die geschrammte Gleitfläche (Slickensides), welche man so oft an der Grenze zwischen zwei Felsarten trifft. Geschrammter Felsen allein ist daher kein hinreichender Beweis dafür, daß eine Gegend früher von Gletschern oder einem mit Eisbergen angefüllten Meere bedeckt gewesen ist . . . . . .

„Eine große Menge kantiger „Wanderblöcke“ liegt nicht gar fern von der Stelle, an der das Muttergestein gelegen ist; es sind nur eine geringe Strecke weit transportirte Stücke von einem unterliegenden zersplitterten Felsen, was uns oft genug schon eine flüchtige, geologische Untersuchung sagen kann. Andere wiederum sind wirklich weite Strecken fortgeführt worden, theils nur von Gletschern, und in diesem Falle selten mehr als ein paar Dutzend Kilometer, theils zuerst von Gletschern und dann Hunderte von Kilometern von Eisbergen, theils schließlich von gewöhnlichem Strandeis. Auch in unserer Zeit findet ein solcher Transport von erratischen Blöcken in großem Maßstabe an der Ostküste von Grönland statt. Der Meeresboden ist aus diesem Grunde hier mit großen Steinen bestreut, die alles Dreggen und alles Arbeiten mit dem Schleppnetze unmöglich machen. An der Westküste Grönlands, wo die Eisberge allgemeiner sind, das Treibeis aber weniger dicht ist, finden sich solche Felsblöcke nur in geringer Zahl auf dem Meeresboden. Es scheint aber, als ob das Treibeis beim Transport der Felsblöcke eine größere Rolle spielte als die eigentlichen Eisberge. Das Treibeis holt die Steine, welche es fortführt, natürlicher Weise vom Strande, wo alle Steine vom Wogenschwall in kurzer Zeit abgeschliffen und abgerundet, d. h. in Rollsteine verwandelt werden. Der größere Theil der wirklich erratischen Blöcke, welche weite Strecken transportirt worden sind, besteht daher aus Rollsteinen.

„Geschiebeboden, d. h. Lehm mit Grus, untermischt mit kantigen Steinfragmenten, habe ich auf Spitzbergen und Grönland nicht nur zwischen rein glacialen Bildungen, sondern auch auf dem tiefen Unterlande nahe an den Seiten der Berge angetroffen. Derselbe bildet dort eine eigenthümliche, mit Wasser getränkte, ersichtlicher Weise von der Frühlingsfluth herabgeführte, im Uebrigen aber von Wasserströmen nicht bearbeitete Ablagerung. Im Gegensatze zu dem, was die skandinavischen Geologen hervorgehoben, hat diese geologische Bildung also in keinerlei Weise einen ausschließlich glacialen Ursprung.

„Unsere Sandrücken und überhaupt das allermeiste von dem, was in Skandinavien von allzu enthusiastischen Glacialisten für frühere Moränen erklärt worden ist, hat nichts mit wirklichen Moränenbildungen zu schaffen. Dies ist auch ganz natürlich, denn in den Gebieten, welche von dem Inlandeise jüngst verlassen worden sind, findet man die Felder und die Felsenhügel übersäet mit unzähligen erratischen Blöcken (die meisten jedoch), nach der Gesteinsart zu urtheilen, nur sehr kurze Strecken transportirt), von wirklichen Moränen, d. h. von zusammenhängenden Stein- oder Schuttwällen aber keine Spur. Ebensowenig sieht man auf der Oberfläche des Inlandeises Moränen anderwärts als in der Nähe von Land oder Inseln im Eisfelde. Die Moränen sind mehr kennzeichnend für kleinere Eisströme, als für das eigentliche Inlandeis. Eine kleine Strecke innerhalb seines Randes sucht man selbst nach einem Steine von der Größe einer Erbse vergebens.

„Daß Gletscherbäche hin und wieder einen Riesenkessel ausgedreht haben, ist nicht zu bezweifeln; oft fehlt diesen hübschen Bildungen aber jeder Zusammenhang mit Gletschern. Sie entstehen zumeist an solchen Stellen, wo mit Grus untermischtes Wasser auf die eine oder andere Weise an ein- und derselben Stelle eine längere Zeit hindurch in rotirender Bewegung ist, so z. B. durch Wirbel in Wasserfällen, durch den Wogenschwall am Strande, ja sogar durch die rotirende Bewegung, in welche der Wind das Wasser in den Vertiefungen auf einem Granitfelsen versetzt. Die rundgeschliffenen Steine, die man öfters in den Riesenkesseln angetroffen hat, haben bei der Bildung der Kessel keine andere Rolle gespielt, als daß sie, sich zufällig in der Vertiefung befindend, die der Anfang zum Kessel gewesen, durch die rotirende Bewegung im Wasser, durch welche der Kessel ausgedreht worden, ihre runde Schleifung erhalten haben. Mit einem Stocke, ein wenig Sand und genügender Geduld kann man ein Loch in einen Granitfelsen bohren, mit Hilfe eines großen Stückes Granit gelingt es kaum. Wassergetränkter Sand und nicht große Steine haben das Schleifmaterial gebildet.“

Indem wir hiermit unsere Auszüge aus dem bedeutsamen, reiche Belehrung und Anregung bietenden Buche schließen, empfehlen wir es nochmals dringend als eine der besten neueren Reisebeschreibungen unseren Lesern.

Das nördliche Borneo.

I.

E. M. Seiner Zeit [1]) hat der „Globus“ über den traurigen Zufall berichtet, welcher den Tod des jungen, vielversprechenden Forschers Frank Hatton (er hatte das 22. Lebensjahr noch nicht vollendet) am 1. März 1883 am Segamaflusse in Nordborneo verursacht hatte, und seiner kurzen, aber erfolgreichen Thätigkeit gedacht. Eine Freundeshand, die des Vaters Mr. Joseph Hatton, hat jetzt die Aufzeichnungen seines zu früh verblichenen Sohnes, die leider nicht vollständig aufgefunden wurden, veröffentlicht [1]) und

[1]) Bd. XLIV, S. 141.

[1]) North Borneo, Explorations and Adventures on the Equator. By the late Frank Hatton. With Bio-

denselben eine eingehende Beschreibung des kurzen, doch von eifriger Thätigkeit erfüllten Lebenslaufes seines Lieblings vorausgeschickt, eines Sohnes, der ihm im Leben nichts als Freude und den ersten Schmerz erst durch seinen Tod bereitet hat. Leider können wir bei diesem Theile des Buches, wiewohl er manches Interessante bietet, nicht verweilen, da wir den eigenen Aufzeichnungen Frank Halton's einiges Bemerkenswerthe über die immer noch wenig besuchte Wildniß von Nordborneo (Sabah) und ihre Bewohner entnehmen und mit einigen anderen Notizen zu einem Gesammtbilde zusammenstellen möchten.

Sabah ist nicht der einzige Theil der Nieseninsel, über den wir uns in vieler Beziehung noch im Dunklen befinden; doch hat sich die Ansicht, daß Borneo sehr reiche Hilfsquellen besitzt, schon lange Bahn gebrochen und diese Meinung scheint in den Thatsachen, die mehr und mehr bekannt werden, immer neue Bestätigung zu finden. Wenn auch die Holländer den ihnen gehörigen größeren Theil der Insel im Ganzen bis jetzt noch unverhältnißmäßig wenig ausnutzen, hat doch bekanntlich eine englische Gesellschaft vor einigen Jahren schon die Concession, welche Baron Overbeck vom Sultan von Brunai erhalten hatte, übernommen und sie besitzt jetzt im Norden Borneos ein ausgedehntes Gebiet, welches sich von der äußersten Spitze auf der Ostküste bis etwa zum 4. Grade nördl. Br., wo die Grenze mit dem niederländischen Besitze noch nicht endgültig festgestellt ist, hinzieht. Die dem Buche Hatton's beigegebene Karte giebt die von niederländischer Seite beanspruchte Grenze, den Obelisk auf Batu Tjinagat, an, bedeckt jedoch nicht nur denselben, sondern auch noch einen ansehnlichen Streifen des südlich davon gelegenen Landes mit der für den englischen Besitz gewählten Farbe. Etwas südlich vom 4. Breitengrade läuft die Grenzlinie nach Westen bis zum Gura-Pik, der noch etwas östlich vom 116. Längengrade liegt; von diesem Punkte läuft sie weiter, in schräger Richtung nach der Brunaibai, wo die Nordborneo-Association im vorigen Jahre erst wieder ein ansehnliches Stück Land (die Provinz Dent) aus dem Besitze des vorher genannten Sultans an sich gebracht hat.

Mit großem Eifer hat die Gesellschaft die Ausnutzung, daneben aber auch zum Zwecke derselben die Erforschung ihres großen Besitzes unternommen; die Frage, in wie weit die großen Erwartungen, welche man hegte, sich erfüllt haben, sowie das Gesammtergebniß der vorgenommenen Untersuchungen kann mit Rücksicht auf den Zweck dieser Zeilen hier füglich unerörtert bleiben.

Die eigenthümliche Bildung des Landes ist in ihren Grundzügen der der Nachbarinsel Celebes sehr ähnlich, eine Thatsache, auf welche Horner schon vor beinahe 50 Jahren aufmerksam gemacht hat und die später durch Peschel und Wallace hervorgehoben worden ist; die Darstellung, welche der zuerst genannte wissenschaftliche Forscher von der Formation des Landes gegeben, scheint auch jetzt, nachdem weitere und eingehendere Untersuchungen stattgefunden haben und durch dieselben manche neue Thatsachen ans Licht gebracht worden sind, in den Hauptzügen immer noch als richtig betrachtet werden zu müssen. Von einem Centralgebirge beinahe in der Mitte der Insel gehen zahlreiche Bergketten in verschiedener Richtung aus, der Kern dieser Massen wird aus älterem Gestein gebildet; am Fuße derselben hatte sich auf einer Korallenlage eine Tertiärformation abgelagert, deren Einbuchtungen durch jüngere Lagen ausgefüllt wurden; als das Land sich später höher über den Meeresspiegel hob und die Flüsse nach und nach sich tiefer einschnitten, wurden am Fuße der jüngeren Lagen neuere Verwitterungsprodukte abgesetzt, in denen auch in horizontalen Schichten Gold und Diamanten vorkommen.

Sabah gruppirt sich um das im nordwestlichen Theile der Insel gelegene Bergsystem des Kina (Kini) Balu (die „chinesische Wittwe"), eines Berges, der sich bis zur Höhe von 13 698 engl. Fuß (4362 m) erhebt; wie die Zinnen und Thürme einer halbverfallenen Burg zeichnet sich der breite, vielfach ausgezackte obere Rand gegen den Himmel ab und scheint sich der unglaublich steilen Umrisse des oberen Theiles wegen bis in die Wolken zu verlieren. Es ist gewiß nicht uninteressant, etwas über die erste Ersteigung des Berges im Jahre 1858 durch die Herren Low und Spenser St. John nach dem Berichte des letzteren (Life in the Forests of the Far East 1862) hier einzuschalten.

1851 hatte Herr Low schon den Versuch gemacht, den Berg zu ersteigen, war aber nur bis zum Fuße des eigentlichen Gipfels gelangt; die Höhe des Berges schätzte er damals auf nur 9500 Fuß. 1856 war der Naturforscher Lobb bis zum Fuße des Kina Balu vorgedrungen; die Eingeborenen hatten sich jedoch der Fortsetzung seiner Reise widersetzt. Endlich traten die Herren Spenser St. John und Low im Anfang April 1858 den Zug dorthin von Labuan aus an. Sie nahmen ihren Weg neben der Abai, zogen quer durch das Land nach dem Sampasuk und folgten diesem Flusse bis zum Kina Balu. Die Neugierde der Eingeborenen war groß, sie konnten nicht begreifen, daß die Reisenden nur zu ihrem Vergnügen eine so mühevolle Reise unternahmen; die Mittheilung, der Zweck derselben sei Pflanzen und Farren zu suchen, wurde mit Mißtrauen aufgenommen, und am meisten Glauben fand bei ihnen die Vermuthung, es handele sich um das Aufspüren von edlen Metallen oder Edelsteinen, und manche List wurde versucht, um die fremden Besucher zu bewegen, dies einzugestehen.

(Wo hier von Eingeborenen gesprochen wird, finden wir Badjus und Borneoer entgegengestellt, ein Unterschied, auf den wir weiter unten noch ausführlicher zurückkommen werden.) Unter anderen Berichten über den Berg wurde von ihnen auch die Behauptung aufgestellt, daß sich auf dem Gipfel desselben ein großer See befinde; zu dieser Ansicht waren sie durch die Beobachtung gekommen, daß fortwährend Wasserströme vom Gipfel niederstürzen. Im Sonnenlicht funkelten einzelne Stellen der Granitmassen wie Diamanten und, da diese Erscheinung bei Abnahme der Entfernung verschwand, so waren die Eingeborenen überzeugt, dies sei ein Streich der Geister, welche die gierigen Menschen äfften. Vielleicht rührte auch die Sage von dem durch einen bösen Drachen bewachten ungeheuren Diamant auf dem Gipfel des Kina Balu von derselben Erscheinung her. Das Dorf Kian, von welchem aus die eigentliche Besteigung des Berges anfing, liegt ungefähr 1500 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; einige Sagopalmen, Kokos- und Arekabäume wuchsen in der Umgebung desselben; die Gegend war in den Thälern gut bewohnt und angebaut; Kian selbst ist ein großes Dorf auf dem südlichen Vorsprunge des Kina Balu, die Häuser lagen zerstreut zwischen Gruppen von Fruchtbäumen, zum Theil 800 Fuß über dem Flußbette; das Thermometer stand um 12 Uhr Mittags im Hause auf 73°, in der Nacht auf 66°, so daß die mitgenommenen Decken sich sehr nützlich erwiesen. Da Low am nächsten Morgen nicht im Stande war, die Reise fortzusetzen, so mußte Spenser St. John den Weg allein antreten; am ersten Tage gelangte er nach Ueberwindung

graphical Sketch and Notes by Joseph Hatton and Preface by Sir Walter Medhurst. Illustrated. Second Edition London, Sampson Low, Marston, Searle and Rivington. 1886. (XIV, p. 342. Karte und zahlreiche Illustrationen.)

vieler Schwierigkeiten bis zu einer in den Granitfelsen befindlichen Höhle, wo die Nacht zugebracht werden sollte. Um 4 Uhr war die Lufttemperatur 52°, die des Wassers 48°, fiel jedoch während der Nacht am Eingange der Höhle bis auf 36,5° und Bäume und Sträucher schienen mit Reif bedeckt zu sein. Am nächsten Morgen war die Grenze der Vegetation bald erreicht und vor dem Reisenden erhob sich eine steile Granitwand, die sich 3000 Fuß hoch zu einer langen ausgezackten Linie aufthürmte, welche weit zur Linken durch eine rundliche, massige Spitze abgeschlossen wurde; hier und da strömte Wasser am Felsen herab und auf einzelnen horizontalen Vorsprüngen erhob sich ein halb verkümmerter Strauch. Spenser St. John mußte zuerst auf wollenen Socken, dann barfuß den Weg zurücklegen, der ihn zunächst zu der Stelle brachte, wo Low 1851 eine Flasche mit einem Zettel zurückgelassen hatte. Jetzt wurde noch eine steile Wand erklettert, die rechts und links beinahe senkrecht abfiel, dann ein kleiner Wall, der den Weg versperrte, erstiegen und nun stand er vor einer tiefen Spalte, die an drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben war, deren Boden das Auge nicht erreichen konnte, aus denen jedoch das Gezwitscher von Tausenden von Schwalben, welche sich um diesen Gipfel des Kina Balu tummelten, zu dem Reisenden drang.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Topographie Sabahs zurück. Nach Nordosten hin hängt der Kina Balu durch eine niedrige Kette mit dem Nonohan (8000 engl. Fuß) und dem 7000 engl. Fuß hohen Kegelberge Tambuyukon zusammen; dieses ganze System, aus dem mehrere Berge sich zu ansehnlicher Höhe erheben, besteht aus älterem Gesteine. Etwa 15 bis 20 engl. Meilen nördlich und ganz von demselben getrennt erhebt sich der 5000 Fuß hohe Madalon, aus sedimentärem Gesteine bestehend. Westlich von Kina Balu ragen in 40 bis 50 engl. Meilen Entfernung aus den Hügelketten einzelne Spitzen bis zu 2000 Fuß Höhe hervor; an der Nordseite des Labukflusses endlich erheben sich die Nontapok-Berge zu einer Höhe, welche von 3000 bis 7000 Fuß wechselt.

Von diesen Bergmassen aus senkt sich das Land nach Nordwesten und nach Osten ziemlich gleichmäßig; über die Verbindung mit dem Central-Gebirge und die Art derselben ist so gut wie nichts bekannt. Das ganze Gebiet wird jedoch außerdem von vielen kleinen Hügelketten in allen Richtungen durchzogen; demzufolge trifft man zahllose Wasserläufe, die bald tief eingeschnitten sich einen Weg über ungeheure Steinmassen bahnen und ihr Wasser über zahllose Stromschnellen dem Meere entgegen führen, bald im Alluvium träge dahinschleichen. Man hat den Besitz der Nord-Borneo-Gesellschaft wohl ein Paradies auf Erden genannt und es mag vielleicht im Laufe der Zeit auch einmal ein solches werden, wenn europäische Kultur dahin vorgedrungen sein und die Bewohner dazu gebracht haben wird, ruhig im heiteren Sonnenscheine dahin zu leben. Jetzt aber macht das Land noch gar keinen paradiesischen Eindruck auf den Reisenden, welcher sich bald seinen Weg durch die dunklen Wälder bahnen muß, in denen ihm manche Gefahr, am meisten wohl von den blutdürstigen und zum Theil auf sehr niedriger Stufe stehenden Eingeborenen droht, bald mit der Gewalt der Ströme kämpfen muß, an deren Ufer wiederum feindlich gesinnte Stämme ihm auflauern, ihn seines Kopfes zu berauben oder wenigstens Zoll von ihm zu erpressen suchen. Am unangenehmsten aber wird der Weg in den niedrigen Gegenden längs der Küste und auf dem Alluvialboden zwischen den Hügeln, welche namentlich in der Regenzeit ein ausgedehntes Sumpfland bilden oder ganz vom Wasser bedeckt sind, ein Umstand, der vielleicht zu dem Gerüchte von dem Bestehen eines großen Sees im Osten des Kina Balu mitgewirkt hat, obwohl gerade jene Gegend, wie schon erwähnt, ziemlich bergig ist. Zur Vervollständigung unserer Beschreibung wollen wir noch die bedeutendsten Flüsse anführen; es sind dies auf der Westseite: der Papar, der Tampassuk mit seinem 1500 Fuß hohen Wasserfalle, der Sequati (bekannt durch seine Petroleumquellen, nach denen wir Hatton begleiten werden). Nach Norden mündet der Marudu in eine tief eingeschnittene Bucht; er kommt von der Westseite des Berges Madalon. Auf der Ostküste wären zu nennen: der Sugut, der von den Bergen im Osten des Kina Balu entspringt, der etwa 70 Meilen lange Labuk, der merkwürdig gewundene Kinabatangan, dessen Lauf man 350 Meilen weit verfolgen muß, um eine in der Luftlinie 80 Meilen von der Mündung gelegene Insel zu erreichen, und dessen Quelle man östlich vom 117° östl. L. zu suchen hat. Die Mündung bildet den Sandakan-Hafen. Südlich davon fließt der nur zum Theil erforschte Segama; noch weiter südlich, namentlich in die Lucibai münden, wie man wohl aus der Deltabildung mit Sicherheit schließen darf, noch verschiedene und nicht unbedeutende Gewässer, über welche jedoch nichts bekannt ist. Die meisten der genannten Flüsse können mit kleinen Dampfschiffen befahren werden, obwohl bei einzelnen die Einfahrt durch eine davor gelegene Barre erschwert wird. Die Küste besitzt mehrere gute Häfen und sichere Ankerplätze. Der Sandakan-Hafen auf der Nord-Ostküste schneidet etwa 18 Meilen weit in die Strandlinie ein; seine wenig mehr als zwei Meilen weite Einfahrt wird durch die kleine Insel Balhalla in zwei Arme getheilt. Die Wassertiefe ist sehr verschieden, große Schiffe können, wenn sie den Eingang bei Hochwasser passirt haben, etwa bis zur Hälfte der Bai gelangen, ebenso wird bei Silam an der Darvelbai guter Ankergrund gefunden. In der Marudu-Bai wäre der 1881 gefundene kleine, aber gute Hafen von Kudat zu bemerken, der allerdings nur auf einer kurzen Strecke die für größere Schiffe nöthige Tiefe besitzt; endlich ist noch die Gayabai auf der Westküste zu nennen, die für eine unbeschränkte Zahl von Schiffen des größten Tiefganges in jeder Jahreszeit eine sichere Zuflucht bietet. Die Küsten sind großentheils flach und niedrig, meist mit Kasnarinen besetzt, hier und da sieht man einen Mangrovensaum dazwischen, an verschiedenen Stellen erhebt sich eine Sandsteinmasse oder eine Klippe von weißem Kalk, die häufig mit Gruppen von mächtigen Bäumen gekrönt ist.

Hatton war als Mineraloge in den Dienst der Association getreten und von den Mühen und Entbehrungen eines Pionierlebens, wie es sich unter solchen Verhältnissen gestaltet, blieb ihm nichts geschenkt; unermüdlich thätig im Aufsuchen von Mineralschätzen, die allerdings nur in sehr bescheidenen Grenzen zu finden ihm beschieden war, hat er Gelegenheit gehabt, die Freuden und Leiden der jungfräulichen Wälder Borneos auszukosten, ohne daß er, wie es scheint, je dadurch ermüdet worden wäre; er ist in voller Thätigkeit und von vollem Eifer für dieselbe beseelt dahin gegangen.

Wir lassen zunächst eine ganz allgemeine Uebersicht der von ihm unternommenen Reisen folgen; wenige Tage nachdem er auf dem Festlande von Borneo gelandet war, unternahm er von Sandakan aus einen Zug nach dem Sequatiflusse, zur Aufspürung von Petroleum; daran schloß sich eine Reise den Labukfluß entlang, dem er etwa bis zum 117. Grade östl. L. folgte; von hier zog er um den Kilangalangah und wendete sich nach Norden bis nach Kudat an der Marudubai, welches er zum Mittelpunkte seiner kleineren Ausflüge wählte, die er in den Provinzen Alcock und Keppel machte. Die nächste Reise führte ihn nach dem Kinabatanganflusse, den er beinahe seiner ganzen Länge nach untersuchte,

worauf er einen vergeblichen Versuch machte, quer durch das Land nach dem Segamaflusse vorzudringen; die Hindernisse waren selbst für ihn zu groß, er mußte bis zur Mündung zurückkehren und längs der Küste bis zu dem zuletzt genannten Flusse vordringen, um seinen Zweck zu erreichen und den Segama besuchen zu können; anstatt des gehofften Goldes fand er hier einen frühen Tod. (Erst im Jahre 1885 wurde Gold dort gefunden.)

Wenn man die Bedeutung seiner Reisen nur nach dem zurückgelegten Wege schätzt, wird man dieselbe leicht zu gering anschlagen; man muß bei der Beurtheilung derselben immer bedenken, in welchem Lande sie gemacht wurden. Der Ausdruck „Weg“ ist nur uneigentlich gebraucht; wenn dort von einem solchen gesprochen wird, versteht man darunter einen Pfad, auf welchem der Fuß des Reisenden kaum einen Platz findet, ohne sich in dem Gestrüpp zu verwirren, einen Pfad, der sich über Berg und Thal, durch Sümpfe und über Felsblöcke dahinzieht, wo manchmal jede Spur desselben verloren geht und nur durch das geübte Auge des Eingeborenen wieder gefunden werden kann. Und diese Wege müssen in einem tropischen Klima und größtentheils zu Fuß zurückgelegt werden, nur in wenigen Fällen, wenn der Morast gar zu tief war, konnte Hatton sich dem Rücken eines Büffels anvertrauen.

Bald nach seiner Ankunft in Borneo trat er, wie schon bemerkt, seine erste Reise nach dem Sequati- und Kurinaflusse an; ein Aufenthalt zu Abai, wo er am 19. November (1881) ankam, gab ihm Gelegenheit, eine Landschaft zu bewundern, die sich von dem Bilde, welches man auf Borneo so häufig antrifft, daß man es überall zu finden erwartet, ganz und gar unterscheidet; weithin schweifte das entzückte Auge über die vom Dschungel freien Felder, die mit üppigem Alang Alang bedeckt waren, welcher von leichtem Windhauche bewegt, an Kornfelder erinnerte, bis es am Kina Balu haften blieb, dessen scharf gezeichnete Umrisse sich in nebeliger Ferne verloren. Bald aber drängte Hatton, getrieben von dem Wunsche, seine Thätigkeit zu beginnen, zum Aufbruch und begab sich mit Colonel Harington, dem kurz darauf ermordeten Witti und seinem Techniker Smith, sowie einem Dutzend Eingeborener nach dem Orte seiner Bestimmung, der Mündung des Sequati, welche etwa 30 engl. Meilen von Abai entfernt ist.

Hier bekam unser Reisender gleich einen Vorgeschmack von der unangenehmen Seite des Tropenlebens; ehe noch die Vorräthe unter Dach waren und man eine Hütte für die Reisenden erbaut hatte, strömte der Regen mit aller Kraft vom Himmel, und in diesem Wetter mußten Hatton's Begleiter von ihm Abschied nehmen, während das Meer mit furchtbarer Gewalt gegen die Barre anprallte. Endlich glückte es den Eingeborenen, das Zelt Hatton's aufzuschlagen, sich selbst hinter Kadjangmatten einigen Schutz zu verschaffen und ein tüchtiges Feuer anzuzünden. Am folgenden Tage konnte man das Lager etwas besser einrichten und die Arbeit beginnen.

Bei einem Spaziergange an der Küste zeigte es sich, daß sich Orang-Utans in der Gegend befanden; Vorbereitungen, die für den Fischfang getroffen waren, deuteten auch auf die Nähe von Menschen.

Ehe wir von dem Zusammentreffen mit denselben erzählen, ist es vielleicht nicht unzweckmäßig, ein Wort über die eingeborene Bevölkerung Borneos, speciell diejenige Sabahs, einzufügen, da die, namentlich in englischen Werken so sehr häufig gebrauchten Lokalnamen der Stämme, denen wir weiter unten begegnen werden, nur zu leicht Verwirrung hervorzurufen geeignet sind.

Das Studium der Bevölkerung des malayischen Archipels, besonders aber ihre Klassificirung vom ethnographischen Standpunkte aus, bietet bekanntlich, namentlich der zahlreichen Verschiebungen und Vermischungen mancher Völkerschaften wegen, die sich nur zum kleineren Theile nachweisen und deutlich verfolgen lassen, ganz erhebliche Schwierigkeiten, denen man allerdings sehr häufig dadurch auszuweichen sucht, daß man alle kurzweg als zur „malayischen Rasse“ gehörig bezeichnet, welches Verfahren, namentlich wenn man die Frage, ob die Malayen im Allgemeinen den Namen einer einheitlichen, ursprünglichen Rasse verdienen, unerörtert läßt, sich jedenfalls durch Einfachheit und Bequemlichkeit auszeichnet. In ähnlicher Weise generalisirend hat man sich auch vielfach gewöhnt, die Bewohner Borneos, so weit sie nicht den an der Küste vorkommenden Kolonien fremder Einwanderer angehören, mit dem Kollektivnamen „Dajak“ zu bezeichnen. Wenn nun auch dieser Name wahrscheinlich nicht, wie behauptet wurde, nur im Munde der Europäer lebt, sondern auch in einzelnen Theilen des Landes von den Eingeborenen selbst gebraucht wird — denn in Serawak wenigstens ist, wie Noel Denison [1]) ganz entschieden und wiederholt der abweichenden Ansicht widersprechend behauptet, der Name Dajak denselben ganz geläufig —, so scheint es doch mindestens ungewiß, ob er als Kollektivname für alle Bewohner der Insel gebraucht werden darf. Abgesehen von dem mehr oder weniger hohen Grade, in welchem fremde Elemente aufgenommen worden sind, was schon an sich Unterschiede erzeugt, findet man große Verschiedenheit bei den einzelnen Stämmen, die sich jedoch vielleicht nach einigen Hauptgesichtspunkten zusammenfassen lassen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß manche dieser Unterschiede sich aus den Umständen erklären lassen — so z. B. ist die Bevölkerung sehr dünn und über eine verhältnißmäßig große Oberfläche zerstreut, die Terrainschwierigkeiten erschweren noch den Verkehr, endlich halten die durch Sitte und Gewohnheit erzeugten Blutsfeindschaften die einzelnen Sippen von einander entfernt, entfremden sie einander und begünstigen das Entstehen verschiedener Sitten und Gewohnheiten —, so kommen doch in verschiedenen Theilen des Landes Traditionen vor, welche für eine überseeische Einwanderung zu sprechen scheinen. Außerdem aber ergeben sich allmählich mehr und mehr Thatsachen, welche das Bestehen solcher Stämme im Inneren der Insel, die sich von dem Verkehre mit den Europäern sowohl als auch mit ihren Landsleuten fernhalten und auf einer noch primitiveren Stufe als die Dajaksche Bevölkerung zu stehen scheinen, beweisen. In dem südöstlichen Borneo sind sie als Olo-Ot schon lange bekannt, und wir hören auch in dem Werke Hatton's davon, daß Frank in Borneo einen Bedienten, Udin, hatte, der, als er zuerst zu seinem Herrn kam, „wenig besser als ein Knabe aus den Wäldern war und gewöhnt auf den Bäumen zu schlafen“; der Handelsverkehr dieser Aboriginer, wenn man sie so bezeichnen darf, erinnert lebhaft an das, was über den Verkehr der Kubus auf Sumatra mit ihren Nachbarn erzählt wird.

Es ist hier der Ort nicht, auf die Zusammensetzung und den Ursprung der Bevölkerung des ganzen Borneo näher einzugehen; wir haben diese allgemeine Bemerkung nur vorausgeschickt, um im Anschluß an dieselbe die Bevölkerung Sabahs etwas genauer zu betrachten. Wir finden, um gleich die englischen Namen anzuführen und zu erklären, zunächst unter dem Namen Orang Brunai Malayen, welche sich auf der Küste an verschiedenen Stellen

---

[1]) Jottings made during a Tour amongst the Land Dajaks of Upper Sarawak, Borneo during the year 1871. Singapore 1879 (for private circulation).

festgesetzt haben, mehr oder weniger weit in das Innere vorgedrungen sind und die Eingeborenen sehr bedrücken. Von letzteren werden verschiedene Stämme mit Lokalnamen unterschieden. Der allgemeine Name soll nach Pryer[1]) „Sundyaks“ sein; es werden jedoch genannt: Murats (von denen wir charakteristische Kennzeichen kennen lernen werden), Dusuns (auf der Ostküste Sabahs der gewöhnliche Name für Dajak), Idaans, Buludupis, Mallapis, Milanows u. a. m. Bei allen genannten Stämmen scheint das einheimische Element stark mit fremdem Blute vermischt zu sein. Selbst die Sundyaks haben, wie Pryer mittheilt, sehr viel chinesische Elemente aufgenommen, was, wie er sagt, sowohl durch Thatsachen, als auch durch die Ueberlieferung festzustehen scheint, wenn sich auch keine Spuren chinesischer Kultur bei ihnen erhalten haben. Der Verkehr mit den Chinesen war seit Jahrhunderten ein lebhafter (chinesische Quellen erwähnen schon im Jahre 669 Polo, was von den chinesischen Gelehrten für die Nordspitze von Borneo gehalten wird[2]). Die Infusion des chinesischen Blutes war eine langsame Infiltration. Noch merkwürdiger lauten die Berichte über die Buludupis, einen jetzt beinahe ausgestorbenen Stamm an der Küste, dessen Ursprung ganz ungewiß ist, der aber deutliche Spuren des kaukasischen Typus trägt. Montano sagt: sie haben alle europäische Züge, bei Manchen prägt sich jedoch die Rassenvermischung deutlich aus. Trotzdem haben aber die meisten Bewohner Sabahs, deren Zahl etwa 150 000 bis 200 000 betragen mag, die barbarischen Sitten des Landes (Köpfe schnellen, Menschen- oder Thieropfer ꝛc.) bewahrt.

Zu erwähnen wäre noch einer ganz eigenthümlichen Erscheinung, der Badjus, welche wohl mit den sea-gipsies der Engländer identisch sind. Schon der alte Chronist Valentijn nennt sie; er führt für seinen Bericht zwei Gewährsmänner an, die Herren Montanus und Padbrügge, letzterer Beamter, ersterer Geistlicher der Kompagnie, deren Urtheil sehr verschieden lautet. Der Erstgenannte sah sie 1675 und erklärte sie für Flüchtlinge aus allen Theilen des Archipels, welche, überall zerstreut, auf Schiffen wohnten, die aber von Zeit zu Zeit sich an bestimmten Plätzen versammelten; bei solchen Zusammenkünften erschienen wohl 700 Schiffe. Im Uebrigen gab er ihnen ein sehr schlechtes Zeugniß, erklärte sie für wild und gottlos, auf welches Urtheil allerdings sein Stand einigen Einfluß geübt zu haben scheint. Padbrügge wenigstens beurtheilt sie viel günstiger; er vermuthet, daß sie aus China oder Japan stammen, wo die Fischer arg gedrückt seien, in letzterem Lande so sehr, daß sie nie an Land schlafen dürfen und es ihnen nur bei Sturmwetter erlaubt ist, ihre Boote aufs Trockene zu ziehen. Die Leute, erzählt er weiter, haben sich mit weggelaufenen Sklaven und anderen Flüchtlingen vermengt. Dalrymple leitet, wie sich aus einer beiläufigen Bemerkung[1]) ergiebt, ihren Ursprung aus Dschohore ab. Jetzt findet man sie außer auf Borneo auch auf Celebes, im Sulu-Archipel und auf den Bisayas; vielleicht sind auch die Orang Sekat, Orang Rajat und Orang Laut im Billiton- und Rian-Archipel mit ihnen verwandt.

Seit der Errichtung der North-Borneo-Association hat sich namentlich in den Küstenplätzen ein buntes Gemisch der verschiedensten Völkerschaften gebildet, wie man es sonst nur in den großen Hafenstädten Indiens zu finden gewohnt ist; Malayen aus allen Theilen des Archipels, Javanen, Eingeborene der Sulu-Inseln, Bugineſen, Araber, Chineſen, Klings und andere Indier finden sich da zusammen.

[1]) Proceedings R. G. Soc. 1883, p. 92.

[2]) Notes on the Malay Archipelago and Malacca compiled from Chinese Sources by W. P. Groeneveldt. Verh. Batav. Genoots. XXXIX.

[1]) Journ. of the Indian Archipel and Eastern Asia III.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Officiellen Angaben im „North Borneo Herald“ entnehmen wir folgende Zahlen, welche für die Beurtheilung der ökonomischen Lage von Britisch Nord-Borneo (Sabah) wichtig sind:

	Einkünfte Dollars	Ausgaben Dollars	Einfuhr Dollars	Ausfuhr Dollars
1881	20 207	103 294	160 658	145 443
1882	38 935	189 293	269 597	133 655
1883	50 738	278 862	428 919	159 127
1884	82 448	196 239	481 413	262 758
1885 (Voranschlag)	110 443	202 075	626 776	387 757

Afrika.

— Die „Gazette Géographique“ vom 26. Mai 1886 veröffentlicht auf S. 410 f. den zwischen Frankreich und Portugal abgeschlossenen Grenzvertrag in Bezug auf deren westafrikanische Besitzungen. Im ersten Artikel erhält Portugal in Guinea ein zusammenhängendes Gebiet, welches etwa drei Längengrade und zwei Breitengrade umfaßt; vom Kap Roxo verläuft die Grenzlinie nördlich vom Cacheo-Flusse und sodann auf 12° 40′ nördl. Br. landeinwärts bis 16° westl. L. Paris, folgt diesem nach Süden und erreicht, den bisher von Frankreich beanspruchten Cassini-Fluß einschließend, bei der Mündung des Cajet-Flusses wieder den Ocean. Bisher hatte Portugal auf diesem Gebiete, abgesehen von den Bissagos-Inseln, nur die vier Punkte Cacheo, Farim, Geba und Bissao besetzt. Andererseits reicht nun französisches Gebiet an der Westküste von Cap Blanco (21° nördl. Br.) bis zur Nordgrenze von Sierra Leone (9° nördl. Br.), nur unterbrochen von der englischen Besitzung Bathurst und dem eben bezeichneten portugiesischen Territorium. — Auch an der Küste nördlich der Congomündung hat sich Frankreich gegen das kleine Portugal sehr nachgiebig gezeigt, indem es ihm nach Artikel 3. nördlich vom Tschiloango-Flusse ein bedeutendes Areal von etwa 85 km Länge und über 40 km Breite überläßt; als Grenze soll dort die Wasserscheide zwischen den Flüssen Loema (Luisa Loango) und Tschiloango dienen.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Pechuël-Loesche: Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. I. — Nordenskiöld's „Grönland“. — Das nördliche Borneo. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 20. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

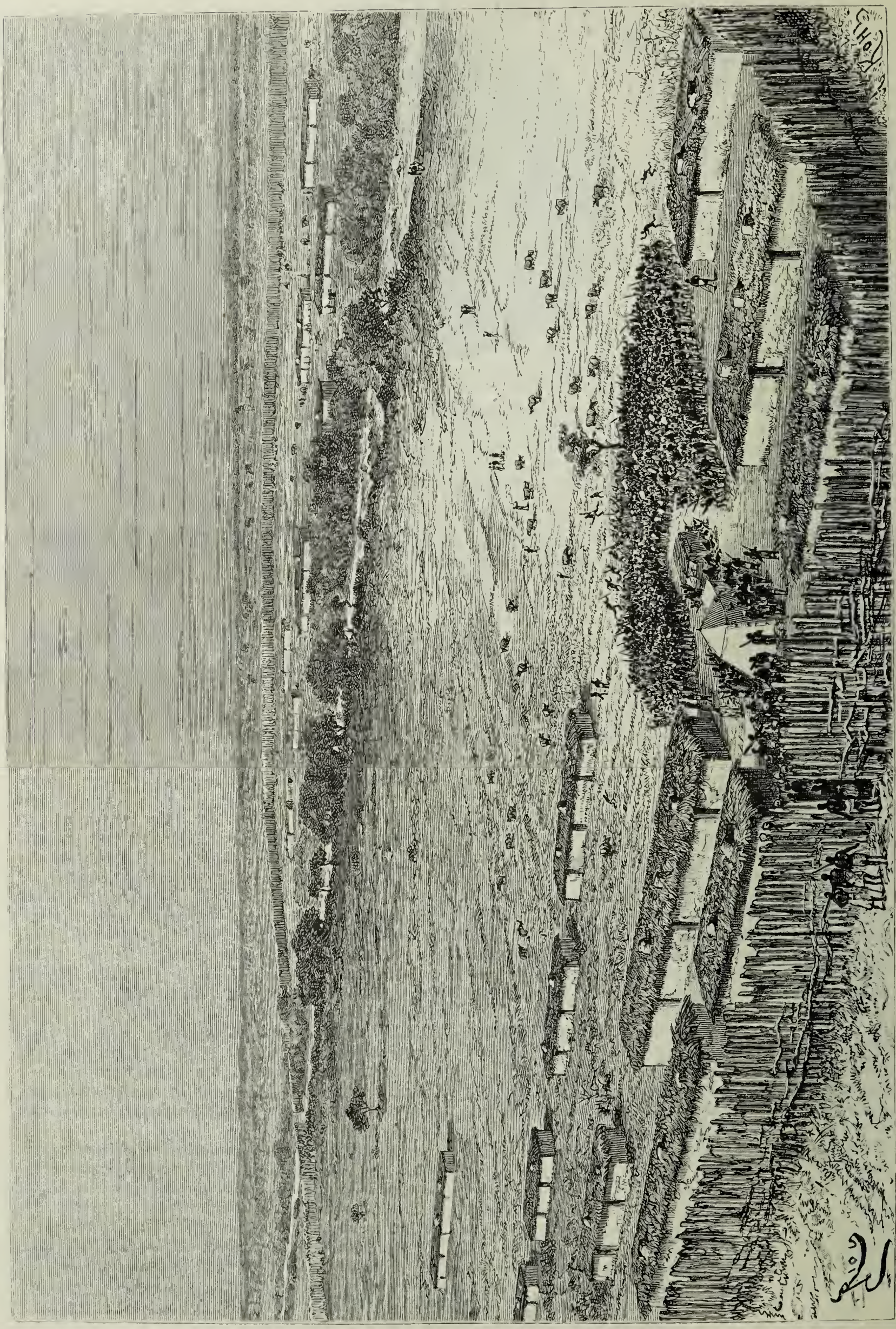
IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 26. Februar Vormittags gegen 11 Uhr näherte sich Giraud's Karawane der großen Hauptstadt von Uhehe. Schon drei Tage zuvor waren zwei Mzagiras (Hofbeamte) zu ihr gestoßen, welche die Nachricht brachten, daß Mkuanika den Reisenden gern empfangen wolle, daß er aber über den Tod eines im Flusse ertrunkenen Kindes sehr traurig sei, und daß in Folge dessen wahrscheinlich Hongo (Tribut) bezahlt werden müsse. Giraud stieg gerade einen niedrigen Felshügel herab, als sich die Hauptstadt in $1^1/_2$ km Entfernung inmitten einer Niederung zeigte. Anfangs unterschied er nur eine Reihe paralleler Tembes, die ein viereckiger Pallisadenzaun umgab. Ringsum ist der Boden von rother Farbe, trocken und kahl, ohne jeden Baum; zur Linken grast ruhig, als wäre die Residenz des mächtigen Mkuanika meilenweit entfernt, zwischen Felsblöcken eine Heerde Gazellen. Als die Karawane sich näherte, zog ihr eine lange Reihe Schwarzer, unzusammenhängende Rufe ausstoßend, entgegen; zehn Minuten später war sie von einer tobenden, rasenden Menge umgeben, die unter tollen Grimassen und Körperverrenkungen Speere und Schilde schwang. Ein der Wahehe würdiger Empfang!

Hundert Meter vom Tembe wird Halt gemacht und der Führer theilt Giraud mit, daß er nicht weiter ziehen könnte, ohne zuvor Mkuanika ein Geschenk zu übersenden. Dazu wurden zwei Stücke Zeug bestimmt, welche indessen nach einer Viertelstunde als ungenügend zurückkamen und verdoppelt wurden. Am Thore der Pallisade neuer Aufenthalt und Erlegung von drei Stücken Zeug. 50 m weiterhin, einem langen Tembe gegenüber, zeigen die Hofbeamten dem Reisenden die Stelle, welche ihm Mkuanika's Wille zum Lagerplatze bestimmt hatte; aber sein Zelt sollte er nicht früher aufschlagen dürfen, als bis der Tribut bezahlt sei. Immer unerträglicher wurde die Sonnengluth, immer zudringlicher und frecher die nackte, schwitzende, lärmende Volksmenge, und auf jede Einwendung Giraud's antworteten die Hofbeamten mit Hohn; als er sie warnte und sofort von seinen Flinten Gebrauch machen zu wollen erklärte, wenn ihre Leute einen seiner Träger auch nur schlagen sollten, entgegneten sie ruhig, daß sie seine Flinten nicht fürchteten; Uhehe sei bevölkert genug, um einige Todte verschmerzen zu können; aber sobald er zahle, werde die lästige Menge verschwinden. So zogen sich die Unterhandlungen noch zwei Stunden hin, bis die Beamten die von dem Reisenden angebotene Masse Stoff für genügend erklärten; es waren 200 m guten Zeuges, die Hälfte seines ganzen Vorrathes an demselben.

Der Pallisadenzaun, in welchem sich die Karawane nun befand, ist quadratisch und seine je 500 m langen Seiten vollkommen geradlinig; er besteht aus sorgfältig in die Erde gerammten Pfählen, zwischen denen Dornranken eingeflochten sind, und hat drei schmale Oeffnungen, welche von befestigten Thoren vertheidigt werden. Ein Fluß fließt, den Seiten parallel, in der Mitte hindurch und theilt die Niederlassung in zwei Rechtecke, welche damals gerade mit



Die Hauptstadt von Uhehe.

einander nicht verkehren konnten, da der Fluß die beiden über ihn führenden Brücken fortgerissen hatte. Auf jedem Ufer stehen ohne Regelmäßigkeit, aber den Seitenwänden parallel, 25 bis 30 Tembes von der früher beschriebenen Art, deren größte bis 130 m lang sind. Zwischen denselben wächst dichtes Gras und weiden Rinder mit schweren Glocken um den Hals; hier und da liegt, von einer Dornhecke umgeben, ein kleines Mais- oder Tabakfeld, und über den Fluß neigen sich einige große Bäume.

Girand's wiederholte Versuche, den nahen Tembe Mkuanika's zu betreten und mit ihm selbst verhandeln zu können, wurden sämmtlich zurück gewiesen, weil sie gegen das Herkommen verstießen; nur von ferne erblickte er jedesmal, so oft er aus seinem Zelte trat, den von seiner Weiberschaar umgebenen Herrscher. Sonst konnte er nur mit dessen Beamten unterhandeln; Lebensmittel erhielt er nicht und selbst die Erlaubniß zur Weiterreise wurde ihm erst am Abend des zweiten Tages ertheilt. Dafür gab ihm Mkuanika, welcher nur sich allein das Recht zum Brandschatzen zuerkannte, die Erlaubniß, allen seinen Unterhäuptlingen, die etwa Tribut von ihm verlangen sollten, den Krieg zu erklären.

Den nahen Fluß beschloß Girand in den einzelnen Theilen des Bootes, von denen die drei mittleren an den Seiten durch festes Eisenblech geschlossen waren, zu überschreiten, da das Zusammenfügen derselben eine 24stündige Arbeit erfordert hätte. So wurden die Mittelstücke am Nachmittage des 27. Februar kalfatert und am Morgen des 28., nachdem noch verschiedene Geschenke für die Beamten, den Führer und selbst die Frauen Mkuanika's erpreßt worden waren, der Flußübergang begonnen. In der Nähe von Stromschnellen, wo keine Krokodile zu fürchten waren, versuchten die besten Schwimmer, das Ende eines Seiles an das jenseitige Ufer zu schaffen, aber die beiden ersten

Flußübergang mittels einzelner Theile des Bootes.

wurden zum größten Jubel der herzugeströmten Eingeborenen vom Strome fortgerissen und mußten das Wagestück aufgeben. Erst dem braven Ferrushi gelang es; zwei Stunden später befand sich die ganze Karawane mit ihren Lasten auf dem linken Ufer.

Die beiden nächsten Tagemärsche gingen nach Süden, um den Herrscher von Usasa, Merere, und dessen Tributforderungen zu vermeiden; am 3. März lagerte man bei einem unbedeutenden Tembe, das dem Gogoro, Mkuanika's Vater, gehörte; seine Forderungen wurden zurückgewiesen, für zwei Stücke Zeug, die ihm geschenkt wurden, gab er ein Kalb; aber den gewünschten Führer mußte sich die Karawane mit Gewalt erpressen. Die nächsten Tage zog sie durch sumpfiges Land; da zudem noch ein feiner Regen fiel, so wirkte die Feuchtigkeit sehr ungünstig auf den Gesundheitszustand der Karawane und verursachte Dysenterien, welchen am 11. März zwei Träger erlagen, ein altgedienter und ein ganz junger, der seine erste Reise machte. Ein anderer, Moïne-Combo mit Namen, wurde von einer merkwürdigen Krankheit ergriffen, welche in Zanzibar „pepo" (d. i. Geist) genannt wird. Ohne nachweisbaren Grund verfiel er plötzlich in Delirien, dann in epileptische Zuckungen und begann im Lager erst wie ein Besessener, dann gemessener zu tanzen. „Ist der glücklich; er bildet sich ein, in Zanzibar zu tanzen", meinten seine Gefährten, welche sich darüber nicht weiter verwunderten. Als er aber während des Tanzens sein Messer zog, mußte Girand ihn binden lassen, und das um so mehr, als nach Angabe der Leute ein vom Pepo Erfaßter gern in die Pori hinaustanzt, wo er leicht eine Beute der reißenden Thiere werden kann. Als man ihm zwei Töpfe frischen Wassers über den Kopf goß, schien er ruhiger zu werden und war am folgenden Morgen ganz gesetzt; doch behielt sein Blick von diesem Tage an einen wilden Ausdruck.

Je mehr man sich der Landschaft Ubena näherte, um so welliger und bewaldeter wurde die Gegend, behielt aber dabei ihre durchschnittliche Höhe von etwa 2000 m über dem Meere. In Folge der beständigen Regen war die Vegetation sehr üppig, erschwerte aber dadurch das Fortkommen; der Pfad war fast immer ein schlammiger oder steiniger Bach, der in röthliche, mehr oder weniger feste Molasse eingeschnitten war. Oft mußte man vier oder fünf Stunden marschiren, ohne eine menschliche Wohnung zu finden; Wild war selten, selbst das Zebra verschwunden und nur das Nashorn vertreten; dasselbe wird indessen trotz seiner Stumpfsinnigkeit — nur der Geruchssinn ist bei ihm gut entwickelt — von den Eingeborenen gefürchtet und darum nicht gejagt.

Am 12. März sah der Reisende von einer bewaldeten Höhe aus die Ebene von Ubena sich ausdehnen, mit Gras bewachsen, ohne Unterbrechung 40 Meilen weit sich hinziehend und im Westen von einer hohen Linie blauer Berge begrenzt. Ueber die Richtung war Giraud völlig im Unklaren; die wenigen Eingeborenen, welche man traf, wollten keinen Führer stellen und wiesen, nach der Lage des Njassa-Sees befragt, bald nach Südwesten, bald nach Nordosten, sich an der Verlegenheit des Reisenden weidend. Dazu kam, daß alle Flüsse und Bäche ausgetreten waren und die Karawane allmorgendlich ganze Stunden mit Herumwaten verlor; alle Wasserläufe führten ein milchfarbenes, lehmiges Wasser, das zum Glücke trinkbar war. Wenn er aber glaubt, daß sie dem Njassa tributär seien, so zeigt ein Blick auf die Karte, daß sie schwerlich — von den Höhenverhältnissen ganz abgesehen — die hohe Kette des Livingstone-Gebirges durchbrechen können; wahrscheinlich gehören sie zum Stromgebiete des Rufidschi, der unter 8° südl. Br. in den Indischen Ocean sich ergießt.

Der 14. März, wo man in Mgamba lagerte, war

Zusammentreffen mit einem Eingeborenen von Usasa.

wiederum ein Trauertag: einer der besten Träger des Bootes, Usufu, entfernte sich vom Lager und kehrte nicht zurück. Die Eingeborenen machten sofort einen Löwen, der in der Umgegend große Verwüstungen anrichtete, dafür verantwortlich. Als am folgenden Morgen 20 Leute ausgeschickt wurden, ihn zu suchen, stieß der eine nur 200 m vom Lager entfernt auf Blutspuren und, als er denselben nachging, fand er 1500 m weiter im Eingange einer Felshöhle zwei frischblutige Rippen und einen blutigen Zeuglappen, die über das Schicksal des Unglücklichen keinen Zweifel weiter ließen.

Die Dörfer von Ubena erinnern an diejenigen von Uhehe; nur scheint das Land bevölkerter zu sein, die viereckigen Hütten reinlicher. Die Felder sind gut gehalten; Giraud erhielt hier zum ersten Male süße Pataten und Bohnen, welche ihm trefflich mundeten, während seine Leute ihr Mehl und selbst rohen Mais vorzogen und Bohnen nebst Pataten nur in Zeiten der Hungersnoth gelten lassen wollten. Die Eingeborenen haben dieselben Sitten, aber nicht dieselbe Sprache wie in Uhehe, welche sich mehr derjenigen von Usasa, Merere's Lande, nähert. Da die Wabena weniger unruhig und kriegerisch sind, als die Wahehe, so werden sie letzteren über kurz oder lang wohl zur Beute fallen. Usasa ist ein kleiner bergiger Bezirk im Nordwesten, dessen ganze Bevölkerung sich auf das befestigte Dorf Merere's beschränken soll; alle sprechen nur mit Schaudern von der riesigen Pori, welche ihn ringsum umgiebt, und wo man während einer einmonatlichen Wanderung nichts als höchstens Honig zu essen findet. Hier, wie in Uhehe und in Konde auf der Nordspitze des Njassa-Sees, ist die einzige Angriffswaffe ein kleiner Wurfspeer, von welchen jeder Eingeborene außerhalb seiner Hütte acht bis zehn Stück über der Schulter trägt. Die Schmiede von Urori gelten für besonders geschickt im Herstellen dieser gefährlichen Waffe, deren Eisen in der

verschiedensten Weise gezähnt und mit Widerhaken versehen ist. Außerdem ist am hinteren Ende des Schaftes ein eisernes Gegengewicht angebracht, in Folge dessen der Speer eine ganz besonders große Durchschlagekraft besitzt. Derselbe ist viel mehr werth, als ein Pfeil, ist stets zur Hand und sehr geeignet, um sich damit zu üben, während ein abgeschossener Pfeil fast immer verloren geht. Darum gebrauchen schon Kinder im Alter von sieben Jahren den Speer ebenso geschickt, wie Vater und Mutter, während bei Stämmen, welche sich nur der Pfeile bedienen, oft alte Männer einen solchen nicht abzuschießen verstehen. Auf 10 m Entfernung ist der Eingeborene seines Schusses sicher, und sein Gegner darf nicht darauf rechnen, den Speer kommen zu sehen und ihm auszuweichen. Giraud hat berechnet, daß er während der drei Sekunden, die er braucht, um seinen Revolver zu ziehen und zu laden, er von ein und demselben Feinde gut zweimal gespeert werden könnte.

Am 18. März endlich gelang es Giraud, einen Führer zu werben, freilich für sehr viel Geld; es war ein langer Kerl mit einem noch längeren Schilde, der ihm mit unendlichen Worten und lebhaften Geberden eine schreckliche Schilderung der der Karawane bevorstehenden Gefahren entwarf. „Du wirst, Msungu, mehrere Monate brauchen, um mit Händen und Füßen dieses steile Gebirge zu ersteigen, und wenn Du oben angelangt bist, werden die Mazitus Steinblöcke auf den Weg hinabstürzen, so groß, daß der kleinste genügen wird, Deine ganze Karawane zu zerschmettern." Plötzlich blieb er dann stehen, setzte sich neben den Weg und sprach: „Msungu, es ist zu weit, wohin wir gehen; gieb mir mehr Zeug oder ich bleibe hier." Zwei Minuten später war er entwaffnet und gebunden und sah gleichgültig zu, wie einer von Giraud's Leuten Ruthen schnitt; aber ehe es zu deren Verwendung kam, besann er sich eines Besseren und erklärte sich bereit, weiter zu gehen. So setzte

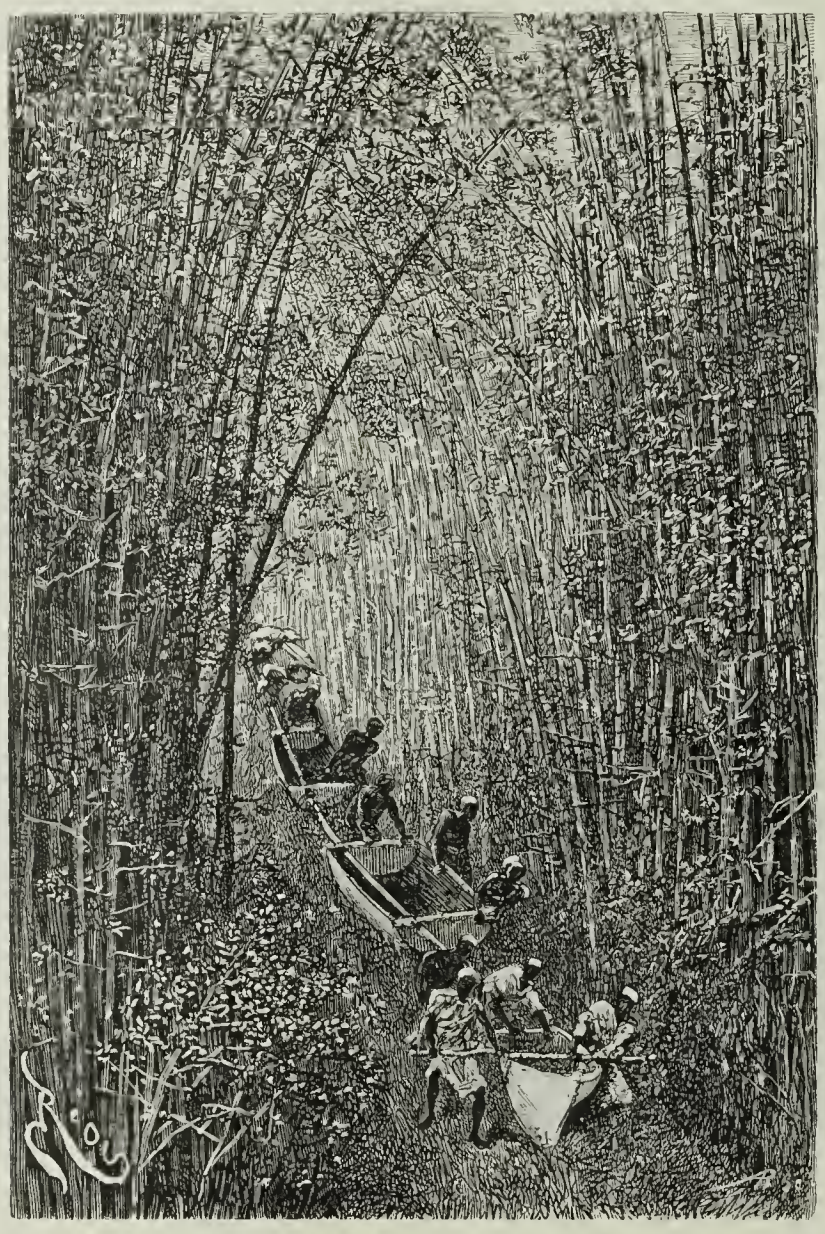
Eingeborene im Livingstone-Gebirge.

man sich denn wieder in Marsch, der Führer seinen Schild schwingend und schwatzend, als wenn nichts vorgefallen wäre, der Reisende in Gedanken versunken und voll Schwermuth über das unveränderlich schlechte Wetter und die mit Regen und Elektricität erfüllte Atmosphäre, die kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte. Die Temperatur war stets sehr kühl; um 9 Uhr Abends fiel das Thermometer auf 10° C. und stieg um 2 Uhr Nachmittags nur bis 20° C.

Am 21. März war endlich der Fuß des Gebirges erreicht und man lagerte auf einer kleinen Hochebene, 300 m über der Ebene; senkrecht und finster stieg darüber das Gebirge an, welches Livingstone's Namen empfangen hat. Es befand sich dort ein elendes kleines Tembe und eben solches Maisfeld, und zwei alte, magere, nackte Männer waren die einzigen Bewohner weit und breit; erst nach langen Verhandlungen willigten sie ein, die Karawane wenigstens bis zur Höhe des Passes zu führen, weiter zu gehen hinderte sie ihre gewaltige Furcht vor den Mazitus.

Der Aufstieg am 22. März war in der That sehr steil, aber der Weg so gut angelegt, wie von einem Ingenieur, was die Mühsal nicht wenig erleichterte; man befand sich nämlich auf dem Kriegspfade der Wabena und Mazitus. Sobald der Paß erreicht war, machte sich auch der Führer eilends davon; die Höhe betrug 2600 m und darüber stieg eine nach Süden ziehende Kette wohl noch bis 3000 oder 3500 m an. Man stand hier auf einem mit kurzem Grase bewachsenen und von kleinen Bächen durchschnittenen Plateau, das sich gegen Norden sanft, gegen Westen aber sehr steil senkte. Etwa zehn Seemeilen in letzterer Richtung entfernt erhob sich eine zweite, von schwarzen Schluchten durchschnittene Kette von gleicher Höhe; von Ansiedelungen ringsum keine Spur. Erst am folgenden Tage stieß man auf einige kleine Tembes nebst Maisfeld; Giraud zog vor-

bei und lagerte weiterhin im Dickicht, denn er hätte seine halbverhungerten Leute einer zu großen Versuchung ausgesetzt, wenn er in der Nähe des Feldes geblieben wäre, und es mußte ihm viel daran liegen, die Eingeborenen, welche sich im Gebüsch und zwischen den Felsen versteckt hielten, nicht zu erzürnen. Hassani gelang es schließlich, mit einer Schaar von Eingeborenen zu unterhandeln; es waren Krieger, welche von weit her gekommen waren, da sie von der Ankunft der Karawane gehört hatten; etwa 20 an der Zahl standen sie auf einem Felshügel, der von dem Lager durch einen Gießbach getrennt wurde. Fünf von ihnen entschlossen sich zuletzt, das Lager zu betreten, und willigten ein, die Fremden am folgenden Tage nach ihrem fünf Stunden in nördlicher Richtung entfernten Dorfe zu führen, wo es Mais in Menge gäbe. Sie hielten auch Wort. Der Marsch dahin war trotz des Regens leicht. Am 25. März lagerte man in 1320 m Höhe in einer Senkung, die sich gegen Nordosten nach der Ebene von Ubena hin öffnet, und verbrachte dort den 26. März mit der Jagd auf Zebras, dem Sammeln von Pilzen und der Herstellung einer Brücke über einen der vielen Ströme dieser äußerst wasserreichen Gegend, den 27. März mit dem Uebergange über einen anderen, nur 30 m breiten, aber reißenden Fluß. In diesen tief eingeschnittenen Thälern hatte Giraud zum ersten Male wieder seit dem Verlassen der Küste von Moskitos zu leiden. Am 28. März steiler und beschwerlicher Anstieg über felsige, mit Gestrüpp bedeckte Hänge, zuletzt auf Ziegenpfaden bis 1900 m Höhe und dann über glitschigen Boden hinab zu einem Strome, über welchen früher anscheinend an einer ruhigen Stelle eine Brücke geführt hatte, die aber von den Eingeborenen beim Herannahen der Karawane beseitigt worden war. Als sich gegen Abend einige derselben im Gestrüpp zeigten und Giraud's Leute ihre Friedfertigkeit betheuerten, erhielten sie zur Antwort: „Wer beweist uns, daß ihr als Freunde kommt? Wir leben mit allen unseren Nachbaren im Kriege. Schickt uns die Köpfe der Leute, welche euch hierhergeführt haben. Dann wollen wir euch glauben!“ Aber als die Karawane am 29. März in den Bootstheilen über den Fluß setzte — eine Arbeit, welche nicht weniger als vier Stunden in Anspruch nahm —, ließen sich die Eingeborenen doch durch ihre Neugierde verlocken, näher zu kommen und schließlich die Fremden in ihr Dorf oder besser Höhle zu führen. In einer kleinen, an beiden Enden durch eine halbzerfallene Pallisade gesperrten Schlucht lag auf kaum 10 qm ein halbes Dutzend Hütten bunt durch einander; das Ganze war so versteckt, daß selbst das geübteste Auge aus einer Entfernung von 20 m nichts Auffallendes bemerkt hätte. Hier hausten etwa 30 Männer ohne jede Frau und jedes Kind. Der eine von ihnen trug rings um den Kopf wie einen Heiligenschein eine Zebramähne, der andere gerade auf demselben eine solche von der Giraffe, der dritte einen Busch Hahnenfedern u. s. f. Als Kleidung diente ein Schurz von Blättern, während Zeug nur als Kopfputz Verwendung fand. Waren das Mazitus, oder gehörten sie zu dem weit verbreiteten Bantuvolke?



Bambus bei einem Dorfe in Konde.

In der bereits geschilderten Weise ging der Marsch auch in den nächsten Tagen fort, bald über reißende Flüsse, dann steil bergauf und nicht minder mühsam und gefährlich bergab, stets unter Nebel, Regen, Sturm und Gewitter, durch wenig bewohntes Land, wo an Entbehrungen und Strapazen der mannigfachsten Art kein Mangel war. Begreiflicher Weise war die täglich zurückgelegte Wegstrecke nur eine geringe. Endlich am 3. April näherte sich Giraud mit einigen Begleitern während eines heftigen Gewitters dem ersten Dorfe der Landschaft Konde, als plötzlich eine Schaar Eingeborener in voller Kriegsrüstung erschien, den großen Schild zum Schutze gegen den Regen über dem Kopfe haltend und den üblichen Kriegstanz ausführend. Ihr Geheul mischte sich in das Krachen des Donners, und die Berge hallten von dem Echo des Geschreies wieder, mit welchem die bestürzten Eingeborenen ihre Heerden in Sicherheit zu bringen suchten. Schließlich fanden zwar Giraud und seine Gefährten für die Nacht Unterkunft, aber der Rest der Karawane kam erst am folgenden Tage nach.

Dies Dorf, wo man zwei Tage rastete, liegt im Grunde eines gewaltigen Bergkessels, aber immer noch 2000 m hoch; nur nach Südwesten gewährten die Berge einen Ausblick auf eine grüne, aber wiederum von Bergen umschlossene Ebene. Konde bedeutet im Kisuaheli „Ebene“, und es ist in der That, wenigstens in seinem südlichen Theile, in der Nähe des Njassa-Sees, eine solche, während der Norden noch überaus gebirgig ist. Ein Wald von mächtigen Bambus, bis 10 m hoch und 15 cm im Durchmesser, welche von den Eingeborenen beim Hüttenbau, zu Gefäßen, Pfeifen u. s. w. verwendet werden, lag in der Nähe des Dorfes; Giraud ließ aus

denselben Mast und Segelstange für sein Boot schneiden, und er that gut daran, da er später bis zum Bangweolo-See auf keine Bambus mehr traf. Auch einige Bananenstauden gediehen hier wieder, ferner Hanf, den die Bewohner unter beständigem Husten rauchen, und 3 bis 4 m hohe Ricinuspflanzen.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung.

Von Dr. Pechuël-Loesche.

II. (Schluß.)

Vor neun Jahren bereits konnte ich Untersuchungen veröffentlichen über die Entwickelung der Brandung an Flachküsten und ihre Einwirkung auf dieselben [1]). Später wies ich eingehender die Thätigkeit der Brandung bei dem Aufbaue und der Umgestaltung vieler Küstenstrecken Westafrikas nach und mußte diese für so bedeutsam halten, daß neben ihr die der Meeresströmungen kaum in Betracht gezogen werden konnte [2]).

„Eine vorwiegend so geringe Vorwärtsbewegung der Gewässer schließt ohne Weiteres die Annahme aus, daß die derben Sande, aus denen die jungen Bauwerke des Meeres bestehen, etwa auf weite Strecken schwebend fortgeführt würden. Da dieselbe überdies nicht einmal dauernd in derselben Richtung stattfindet, wäre es wohl doppelt gewagt, wenn man gewisse Gliederungsformen des Gestades bis zum Gabun hin auf die Wirksamkeit der südatlantischen Strömung zurückführen wollte. Diese Gebilde sind ausschließlich entstanden — und würden entstehen trotz jeder beliebigen Strömung, so lange diese nicht ein Uebermaß von Kraft erreicht — unter der mächtigen Einwirkung einer Brandung, welche fast ununterbrochen die Küste schlägt. . . ."

Seitdem dies geschrieben, wurde mir auf weiteren zwei Reisen Gelegenheit, mich nochmals eingehender mit Untersuchungen über Brandung und Meeresströmungen, über deren Antheil an der Umlagerung von Sedimenten und am Aufbaue von Neuland zu beschäftigen.

Das Strömen im Meere vollzieht sich anders als das Strömen im Flusse. In letzterem strebt das in seinem Bette eingeengte Wasser von der Höhe nach der Tiefe. Es stößt sich an den Krümmungen der Rinne, an den Unebenheiten des Grundes. Dem zu Folge kann es nicht gleichmäßig abfließen, sondern wird gezwungen, sich durcheinander zu wälzen. Diese Bewegung, besonders der kräftige Auftrieb, ist von größter Wichtigkeit für das Aufrühren und Fortbewegen der Sedimente, für das Befördern gewichtigerer Stücke auf dem Grunde. Dennoch vergrößern die Flüsse ihre Aufschüttungen in ihrem Unterlaufe und an der Küste in der Regel nur, während sie angeschwollen sind, also bei sehr gesteigerter Geschwindigkeit und Wirbelbewegung ihrer Gewässer. Selbst der Mississippi vergrößert sein vorgeschobenes Delta in merkbarer Weise nur während der Monate, in welchen er Hochwasser hat.

Die Meeresströmung hingegen ist uferlos. Sie ist nicht in ein festes Bett eingeengt, sie fließt nicht auf starrer Unterlage bergab, stößt sich nicht am Unbeweglichen und kann sich seitwärts ausbreiten, wenn sie auf Untiefen treffen sollte. Ihre Gewässer wälzen sich daher nicht wie die des Flusses durch einander [1]). Sie zieht gleichmäßig entlang, befindet sich also für etwa in ihr schwebende Gegenstände im Zustande vollkommener Ruhe, wodurch das Niedersinken derselben in keinerlei Weise behindert wird. Demnach ist die Strömung im Meere zu Folge ihres ruhigen Verlaufes weit weniger als die des Flusses geeignet, Sedimente zu verschleppen.

Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß für die Meeresströmungen, wenn die Geschwindigkeiten verglichen werden. Es wurde oben bereits angeführt, welche Grenzen für die Beförderungsfähigkeit der Landgewässer festgestellt worden sind. Die meisten und ausgedehntesten Meeresströmungen besitzen überhaupt nicht eine Geschwindigkeit von 4 km in der Stunde. Eine größere erreichen nur sehr wenige, und auch diese nur zeitweilig und bloß an einzelnen bestimmten Stellen.

Da ihre Gewässer sich nicht wie die eines Flusses durch einander wälzen, vermögen sie, selbst wenn sie plötzlich einmal mit Sedimenten beladen würden, diese weder am stetigen Niedersinken zu hindern, noch die abgesetzten wieder vom Grunde aufzunehmen — falls sie auf letzterem wirklich als merkbare Strömung hinstreifen sollten. Sie können also in sie gerathene Sande nur so lange mit sich führen, als die Zeitdauer von deren unbehindertem Niedersinken beträgt. Eine Verschleppung derselben auf beachtenswerthe Strecken von einem Punkte, etwa einer Flußmündung aus, ist daher nicht anzunehmen.

Es ließe sich jedoch voraussetzen, daß der Mangel an Geschwindigkeit aufgewogen würde durch die bekannte größere Tragfähigkeit des Seewassers in Folge seines größeren specifischen Gewichtes. Dem ist die erfahrungsmäßig gewonnene und allerdings überraschende Thatsache entgegen zu halten, daß im Seewasser — wie in jeder anderen Lösung von beliebigen Salzen — alle mechanisch beigemischten Bodenbestandtheile weit schneller sinken als im Süßwasser. Schon rohe Versuche, unter sonst gleichen Bedingungen, namentlich bei gleichen Temperaturen, mit wassergefüllten Gläsern angestellt, ergaben, daß das Seewasser sich um ein Vielfaches schneller abklärte als das Wasser des Flusses, aus dem die bei dem Versuche benutzten und genau abgewogenen Mengen der Sedimente entnommen waren.

Noch überraschender wirkt der Versuch, wenn man gleiche Mengen von trübem Flußwasser in zwei gleich gestaltete Gläser füllt, und in das eine, um das Volumen der Flüssigkeit möglichst wenig zu vergrößern, eine geringe Menge Mutterlauge gießt, die durch Eindampfen von Seewasser gewonnen

---

[1]) Die Calema. Globus 1877. Bd. 32, S. 119, 136.
[2]) Die Loango-Expedition. Abtheilung III. S. 15 bis 39.

[1]) Periodische, durch die Gezeiten verursachte Strömungen in Meeresarmen u. s. w. haben nur eine örtliche Bedeutung.

wurde. Die brackisch gewordene Flüssigkeit klärt sich in kürzester Zeit, während die unvermischte trübe bleibt.

Demnach ist sowohl reines Seewasser wie auch Brackwasser weit weniger als Süßwasser geeignet, Bodenbestandtheile schwebend zu erhalten. Und hieraus erklärt sich die in allen Aestuarien auffallende Erscheinung, daß gerade innerhalb der Brackwasserzone so bedeutende Ablagerungen und Anschwemmungen stattfinden, obwohl an flußaufwärts gelegenen Strecken der Niederung die Gewässer im Wechsel der Gezeiten bald ebenso ruhig verharren, bald mit annähernder Heftigkeit strömen wie weiter abwärts an der Mündung und in der Brackwasserzone.

Es ist ferner bei unmittelbarer Untersuchung leicht zu erkennen, daß Meeresströmungen an Flachküsten überhaupt nicht hart am Strande wie an einem Ufer hinstreichen. Gerade in der Gestadezone, wo die Untiefen entstehen, wo die Landgebilde auftauchen, ist eine Strömung entweder gar nicht nachzuweisen oder hat ihre Geschwindigkeit bis auf einen unwesentlichen Bruchtheil eingebüßt. Nur Farbe und Temperatur des Wassers sind noch Merkzeichen, daß es einer seewärts vorüberziehenden Strömung entstammt.

Die ausgedehnten Neulandgebilde an der Ostküste von Nordamerika scheinen nach der Karte allerdings eine Begrenzung für den Floridastrom zu bilden, wenigstens bis zum Kap Hatteras. Wer aber jene Gebiete untersucht hat, weiß, daß die mächtigen Küstenwälle unter Umständen wohl von einer Windtrift besetzt, von jener Strömung selbst aber gar nicht berührt werden. Dem Kap Hatteras liegt sie noch am nächsten, bleibt ihm jedoch mit ihrem Weststrande mindestens um mehrere nautische Meilen fern. Zweimal habe ich denselben gerade dort zu ganz verschiedenen Zeiten sogar außer Sicht des Landes durchschnitten.

Zeitweilig an jenen Gestaden auftretende Strömungen, deren Dauer nach Stunden zu bemessen ist, werden namentlich an den Durchlässen durch die Gezeiten und die Hochwasser der Flüsse hervorgebracht. Das ausgehende mißfarbige Binnenwasser treibt an den Küstenwällen bald südwärts, bald nordwärts ab. Das ihm begegnende Seewasser ist bald warm, bald kühl und zeigt nirgendwo in Landnähe eine scharf ausgesprochene stetige Strömungsrichtung.

Uebrigens würde der Floridastrom, selbst wenn er mit der vollen Kraft, die er weiter seewärts entwickelt, unmittelbar an dem Gestade hinzöge, nicht die groben Sedimente herbeiführen oder umlagern können, aus welchen jene Untiefen und Wälle aufgebaut sind und noch aufgebaut werden — noch dazu in einem Gebiete, welches zu den sinkenden gerechnet wird, also unter positiver Niveauveränderung leidet. Denn seine Geschwindigkeit ist zu gering und steigert sich nur während einiger Monate des Hochsommers bis zu derjenigen, bei welcher Flüsse Sande schwebend fortschaffen. Aus dem oben Angeführten geht jedoch hervor, daß eine Stromgeschwindigkeit, welche den Transport von Sedimenten in Flüssen ermöglicht, bei weitem nicht genügt, um Meeresströmungen zu ähnlichen Leistungen zu befähigen.

Demnach können die Meeresströmungen überhaupt nur einen allergeringsten Antheil an der Verschleppung von gröberen Sedimenten haben. Sie können gar nicht betheiligt sein an dem Aufbau der Landgebilde in der Gestadezone, die doch über die höchste Fluthmarke hinausragen. Sie vermögen auch nicht Flachküsten und tiefer liegenden Meeresgrund abzufegen, aufgeschüttetes Material aufzunehmen und umzulagern. Nur die feinste Flußtrübe gelangt noch in ihren Bereich und kann von ihnen eine Strecke weiter getragen werden. Aus dieser Flußtrübe werden jedoch weder Strandlinien, noch Nehrungen, noch Küstenwälle aufgebaut; sie bildet Schlammbänke, wo sie ungestört von Wellengang und Brandung sich abzusetzen vermag.

Das in der Gestadezone auftauchende Neuland wie die submarinen Ablagerungen in derselben sind in ihrer Zusammensetzung, Gestalt und Anordnung außerordentlich gleichartig und unterscheiden sich durch nichts von dem eigentlichen Strande. Abgesehen von den Steinwällen, deren Aufbau überhaupt nicht mit den Meeresströmungen in Beziehung gebracht werden kann, bestehen sie hauptsächlich aus derbem Sande, welchem kleine Gerölle nur stellenweise beigemengt sind.

Als Barren sperren sie Flußmündungen. Als Nehrungen zwingen sie Wasserläufe oft zu weiten Umwegen parallel mit der Küstenlinie, oder schließen in einfacher wie doppelter und mehrfacher Anordnung das Innere von Buchten und großen Baien ab, die zuflußreich oder zuflußlos sein mögen. Als gewaltige, breit hingelagerte oder unverhältnißmäßig schmale Strandwälle begleiten sie unregelmäßig gestaltete Küstenstrecken oft auf weite Entfernungen.

Sie setzen überall da an, wo die mittlere Richtungslinie des Strandes durch einen jähen Einschnitt unterbrochen wird. Selbst eine Unebenheit auf der glatten Böschung des Strandes, ein Felsblock, ein angetriebenes Fahrzeug, ein Baumstamm, ein Haufen Seetang, bildet den Ausgangspunkt einer neuen Aufschüttung, deren Umfang der Größe des Hindernisses entspricht.

Jede Nehrung, jeder Strandwall, jede Landbrücke zeigt sich, wo nicht gegebene Untiefen, Klippen, Inseln eine Abweichung bedingen, unter allen Umständen derartig gelagert, daß die Unregelmäßigkeit der Küstenlinien möglichst gemildert und ausgeglichen ist. In der That: alle diese Landgebilde erweisen sich als einfache Fortsetzungen des Strandes oder in großen Verhältnissen als ein selbständiger, sehr unregelmäßigen Küstenlinien vorgelagerter Strandwall mit Durchlässen für die Landgewässer. Bei genauerer Untersuchung dieser Landgebilde ergeben sich nicht selten unverkennbare Spuren, daß sie, wie sie der Länge nach in einer bestimmten Richtung anwuchsen, so auch nur allmählich ihre oft bedeutende Breite erlangt haben.

In der Richtung ihrer Längsachse verlaufen unter sich parallele Erhebungen und Vertiefungen wie Wall und Graben, welche einen Höhenunterschied von einigen Metern haben können und bald eng gedrängt, bald in weiten Abständen verlaufen. Wo eine Schichtung aus einer geringen Verschiedenheit des Materials, aus beigemengten Resten von Seethieren zu erkennen ist, da streichen die selten anders als undeutlich ausgeprägten Schichten übereinstimmend mit jenen längs verlaufenden Wällen und Gräben und fallen unter Winkeln ein, die gleich sind den Böschungswinkeln des Strandes.

Diese äußerlichen Kennzeichen, besonders die charakteristischen Unebenheiten, erweisen sich, wo nicht Winde die Sande verwehen oder Sturmfluthen über sie hinweg gegangen sind, außerordentlich beständig. Landstriche von großer Ausdehnung, die seit Langem von der Vegetation in Besitz genommen sind, würden ohne diese Merkmale, die, wo immer sie auftreten, als leitend zu betrachten sind, schwerlich als Systeme von ehemaligen Nehrungen oder Strandwällen aufgefaßt werden.

Flüsse laufen in der Richtung jener parallelen Unebenheiten zuweilen auf weite Strecken an der Küstenlinie hin, bevor sie sich in das Meer ergießen. Wo sie gelegentlich in der Richtung des kürzeren Weges eine neue Mündung durchgebrochen haben, finden sich statt des früheren Strombettes nur noch Altwasser, Lagunen, Tümpelreihen oder

bereits ausgetrocknete Vertiefungen, die weit binnenwärts liegen können. Wo Nehrungen und Strandwälle Aestuarien oder tief in das Land einschneidende Baien abgeschlossen haben, da finden sich, je nach der Ausdehnung des angesetzten Landes, von Wasserläufen durchzogene Landseen und Sümpfe oder weite, mit brackischem Wasser gefüllte Becken, welche mittels enger Durchlässe dauernd oder nur zeitweilig mit dem Meere in Verbindung stehen.

Diese Landgebilde entstehen und wachsen in bestimmter Richtung ganz unabhängig davon, ob Meeresströmungen vorhanden sind oder nicht, ob sie sich in der einen oder anderen Richtung bewegen; ob Flüsse, welche größere Mengen von Sedimenten zuführen, in der Nähe münden oder nicht, ob positive oder negative Niveauveränderungen stattfinden. Dagegen wird nirgends, wo sie vorkommen, eine regelmäßige und vorherrschend aus einer bestimmten Richtung anlaufende Brandung fehlen. Sie werden daher auch an seichten Uferstrecken strömungsloser und vollständig landumschlossener Wasserbecken gefunden, wenn diese nur genügend groß und tief sind, um einem kräftigen Wellenschlage Raum zur Entwickelung zu bieten, und wenn sie von einem vorherrschenden Winde bestrichen werden.

Da in meinen oben angeführten Arbeiten Gang und Wirkung der Wellen wie der Roller, die Umlagerung und Beförderung des lockeren Materiales in der Gestadezone, der Aufbau von Neuland, das Verlegen und Verstopfen von Flußmündungen, Lagunenbildung ꝛc. ꝛc. bereits eingehend untersucht und beschrieben worden ist, sei hier, statt einer Wiederholung des dort Gesagten, bloß darauf hingewiesen. Es sind nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

Dem Aufbau von Neuland muß stets eine Verflachung des Wassers durch das am Grunde in der Richtung der Wellen entlang gedrängte Material vorangehen. Erst wenn diese so weit gediehen ist, daß die Roller nicht mehr darüber hinstürmen können, sondern zum Ueberfallen und Brechen gezwungen werden, kann unmittelbar jenseits der Brecherzone der Aufbau neuen Landes beginnen. Dieses wächst stets nur in der Bewegungsrichtung der Roller, weil dieser entsprechend das Baumaterial befördert wird.

Je nach den Tiefenverhältnissen des Gestades wechselt die Lage der Brecherzone: sie mag unmittelbar vor dem eigentlichen Strande, im Hintergrunde tiefer Baien oder vor der Oeffnung flacher Buchten liegen. Die Brandung wirft die Sande einfach an den Strand, oder schiebt sie an diesem entlang, schüttet Barren und Nehrungen an Flußmündungen, im Inneren oder an der Oeffnung von größeren Küsteneinschnitten auf. Sie stellt zwischen den gegebenen Untiefen: als Klippen, Inseln, selbst gescheiterten Schiffen und dem Strande einfache und mehrfache Landbrücken her. Das Endresultat würde ein vollkommener Ausgleich aller Unregelmäßigkeiten im vertikalen und horizontalen Sinne sein; und dieser müßte eintreten, wenn Wellengang und Brandung ununterbrochen in der nämlichen Richtung und in gleicher Stärke wirkte, wenn nicht anderweitige Veränderungen störend eingriffen. Immerhin nähern sich die Linien derjenigen Flachküsten, bei welchen alle Vorbedingungen am günstigsten liegen, am meisten denen, die einen vollkommenen Ausgleich ergeben würden.

Die Gegenwirkung der Landgewässer ist unter Umständen von großer Bedeutung, und jede Veränderung in der Gestadezone, auch die geringfügigste, zufälligste, zieht andere nach sich. Eine tiefe Bai mag im Hintergrunde versanden, flachbogig abgerundet werden; eine Reihe von ausgebildeten oder unfertigen und nach einander entstandenen Nehrungen mögen sie theilen und verkleinern; eine Nehrung mag schließlich vor ihre Oeffnung gelagert werden, — je nachdem die Verflachung des Inneren oder der Gestadezone schneller fortgeschritten ist. In einer zuflußreichen, durch eine Nehrung geschlossenen Bai wird sich der Durchlaß in der Regel an einer dem Ausgangsorte der Nehrung fernsten Stelle befinden, dort, wo ursprünglich das Anwachsen der Nehrung zum Stillstande kam. Doch geschieht es auch, daß jener plötzlich abgedämmt und von den aufgestauten Landgewässern ein neuer an einer beliebigen schwachen Stelle durchgebrochen wird. Der erste Ort bleibt jedoch der schwächste und bei sonst sich gleich bleibenden Verhältnissen wird der Durchlaß früher oder später immer wieder dorthin verlegt werden.

Unter Umständen mögen die mächtigsten Bauten der Brandung einer einzigen Sturmfluth erliegen und weithin zerstört werden. Wo überhaupt die Stärke der Brandung sehr wechselt, wo Stürme häufig und noch dazu aus verschiedenen Richtungen einsetzen, wo Küsten eine solche Lage zu einander haben, daß der Wellengang gestört wird, da können Neulandgebilde überhaupt nicht entstehen. Es wird sogar altes Land hinweg genommen. Das lose Material bleibt ein Spiel der Wellen und wird lediglich unter Wasser umgelagert. Zeitweilig eintretende Sturmfluthen mögen auch die hauptsächlichste Ursache sein, warum Ströme, die so zu sagen die beste Anlage dazu besitzen, kein Delta bauen. Und wiederum werden sonst tiefe Strommündungen, wenn ein Sturm gegen sie bläst, zeitweilig in überraschend flache verwandelt werden, weil die in ungewöhnlicher Richtung einsetzende Brandung lockeres Material von außen hinzuführt und hineindrängt — nicht aber, weil die aufgestauten Gewässer ihre Sedimente absetzen. Denn kein Strom führt solche Massen von Sedimenten, daß der eine Zeit lang im Mündungsgebiete aufgestaute Theil seiner Gewässer meterhohe Schichten absetzen könnte.

Die Darstellung der außerordentlich mannigfaltig sich vollziehenden Vorgänge muß besonderen Arbeiten vorbehalten bleiben.

Wie der Wind die trocken gewordenen Sande verweht oder zu Dünen anhäuft, so bemächtigen sich die Wellen der von den Flüssen zugetragenen Sedimente, vertheilen sie und drängen sie gegen das Land. Wellengang und Brandung gleichen die Unebenheiten der Gestadezone aus. Allein die Brandung vermag Sandmassen und Gerölle weit über den höchsten Stand der Fluth aufzuschichten, selbst in Gebieten, wo positive Niveauveränderungen stattfinden. Sie befördert das Verschiebbare am Strande entlang auf unbegrenzte Entfernungen und erbaut an flußlosen Küsten Nehrungen und Strandwälle, deren Vorhandensein sonst räthselhaft sein würde. Sie bestimmt Lage und Gestalt des Neulandes trotz der Meeresströmungen. Wo sie vorwiegend in gleicher Stärke und aus gleicher Richtung wirkt, da baut sie aus dem ihr zufallenden Materiale ununterbrochen neues Land auf. Wo sie in wechselnder Stärke und wechselnder Richtung auftritt, da pflegt sie nicht einmal zu erhalten, sondern zu zerstören.

Das nördliche Borneo.

II. (Schluß.)

E. M. Nachdem Hatton sich einige Tage am Segnati aufgehalten hatte, machte er mit den Eingeborenen Bekanntschaft; während er sich an der Arbeit befand, sah er plötzlich zwei „Dusuns“ vor der Hütte erscheinen, die sicherlich über diese unerwartete Begegnung mehr als die Weißen erschraken, sich aber bald beruhigten und ganz freundlich wurden, als Hatton ihnen einige Erzeugnisse des Abendlandes vorlegte. Es war eine bunte Zusammenstellung, durch die er Eindruck auf die empfänglichen Gemüther der unschuldigen Kinder der Wildniß zu machen suchte; Zeichnungen, Photographien, ein Fernrohr, ein Winchester-Gewehr, endlich eine Elektrisirmaschine, namentlich aber die mit letzterer in aller Freundschaft beigebrachten Schläge erregten großes Erstaunen. Unter dem Versprechen, nach wenigen Tagen mit Geflügel und Eiern zurückzukehren, zogen sie ab, nachdem sie mit einigen Knöpfen und, was sie besonders glücklich machte, mit einigen Schachteln Streichhölzer beschenkt worden waren. Sie trugen blaue Beinkleider und Jacken aus grobem „Dusun“zeug; auf dem Rücken hing ein Korb, um den Leib hatten sie den Hieber gegürtet und in der Hand hielten sie den Speer, dessen Spitze durch eine Hülle geschützt war. Bald wurde der Besuch wiederholt; ein Häuptling der Dusuns kam mit etwa 40 Begleitern, um mit seinen Freunden, den Weißen, Handelsgeschäfte zu machen. Eier und Geflügel wurden zu diesem Zwecke herbeigeschafft, die sehr willkommen waren, wiewohl von letzterem sich verschiedene Exemplare durch ein mehr als ehrwürdiges Alter auszeichneten. Auch brachten die Eingeborenen allerlei Erzeugnisse des Waldes herbei, welche es möglich machten, sich eine Vorstellung von den im Inneren Borneos vorhandenen Schätzen zu bilden. Die Dusuns trugen alle Kleider und näherten sich ohne Scheu der Hütte Hatton's, welcher den Häuptling mit Thee, Bisquit und Jams bewirthete, was jenem sehr zu behagen schien. Die Weißen verwendeten als Tauschmittel: Leinwand, einen alten Rock, Messingknöpfe, leere Flaschen und Blechbüchsen; so sehr aber auch diese Artikel begehrt waren, so konnte doch kein Anerbieten die Eingeborenen bewegen, ihre Waffen herzugeben. Nach und nach wurde das Benehmen der Gäste etwas zudringlich; die Kochgeräthschaften namentlich reizten sie mehr, als den rechtmäßigen Besitzern lieb war, und man fühlte sich nicht unangenehm berührt, als gegen acht Uhr der letzte der Dusuns den Rückweg angetreten hatte. Es dauerte nicht lange, als Hatton Gelegenheit fand, seine neuen Bekannten in ihrer eigenen Heimath aufzusuchen. Nach einem mühevollen Marsche durch die Wildniß erreichte er ein großes Dusun-Haus, in der Form dem ähnlich, welches Wallace in seinem „Australasia“ abgebildet hat; etwa hundert Männer mit Weib und Kind lebten in demselben. Der weiße Fremde wurde gut empfangen und mit seinem Geleite mit Eiern, Bananen, Zuckerrohr und Früchten bewirthet; er war für diese Naturkinder ein neues Weltwunder und seine Person, sowie sein Gepäck wurden einer eingehenden Besichtigung unterworfen; Stiefel und Strümpfe, Kleider und Bett, Bier und Bisquit, Messer, Gabel und Teller und die Art, sich derselben zu bedienen, mit einem Worte Alles, was Hatton besaß, wurde bewundert und untersucht. Selbst als er sich schlafen legte, sammelte sich das ganze Dorf um ihn und unterhielt sich lachend über seine Vorbereitungen. Beim Einbruche der Nacht wurde auf kleinen Gongs Musik gemacht, deren eigenthümlicher Rhythmus die Aufmerksamkeit Hatton's erregte, und als er deshalb nachforschte, erfuhr er, daß dies ein Mittel sei, die bösen Geister von einem Manne, welcher an schwerer Krankheit darniederlag, fernzuhalten. Derselbe lag neben einem großen Feuer, welches gleichfalls zum Schutze gegen die Dämonen diente. Hatton, der sich als Arzt nützlich machen wollte, mußte bei der Untersuchung des Patienten demselben mit einer Kerze ins Gesicht leuchten, was nicht nur dessen eigene Familie, sondern auch alle anwesenden Frauen veranlaßte, in lautes Geschrei auszubrechen. Eine „Cockle“pille und etwas Chinin brachten den Kranken bald auf die Beine und das Ansehen Hatton's stieg durch diese Kur in hohem Grade, so daß in den nächsten Tagen Alle, die an Wunden, Hautkrankheiten, Husten und Fieber litten, Hülfe bei ihm suchten. Seine Mittel wurden gern angenommen, nur weigerten sich die Patienten, die dringend empfohlene Reinlichkeit durch den Gebrauch von Wasser zu befördern.

Wie es in einem solchen Dorfe gewöhnlich der Fall ist, war es beinahe unmöglich, während der Nacht ein Auge zu schließen; Hunde, Schweine, von Zeit zu Zeit etwas Musiciren und viel Geplauder und Gelache vertrieben den Schlaf, der dem ermüdeten Wanderer so erwünscht gewesen wäre.

Als die Reise am anderen Tage nach manchem Händedruck fortgesetzt wurde, führte der Weg durch gut bebautes, mit Reis und Mais bepflanztes Land, zuweilen auch durch Wald mit wenig Unterholz, wo auf hohen, dünnen Stämmen die Laubkronen sich an einander schlossen und dem Tageslicht kaum einzudringen erlaubten, zu dem nächsten Dusundorfe, einem recht schmutzigen Aufenthaltsorte, dem wir jedoch einige Bemerkungen über die Frauen der Dusuns verdanken. Sie thun alle Arbeit, heißt es; Tag und Nacht sind diese eifrigen Hausfrauen beschäftigt, Padi zu enthülsen und Mais zu schroten. Ersteres geschieht in einem horizontal liegenden, halb ausgehöhlten Baumstamme, und bei dem Geschäfte arbeiten je drei Frauen zusammen. Die erste stampft den Padi mit einem langen, schweren Stück Holz und giebt die gebrochenen Körner der zweiten, welche in einem flachen, geflochtenen Gefäße die Spreu vom Reis trennt, während eine dritte endlich das Gemisch von Reis und Padi, welches zurückbleibt, in einer Art Schwinge durch eine eigenthümliche Bewegung derselben, welche von einem kurzen Ruck begleitet wird, von einander sondert. Lange Uebung hat den Frauen eine große Fertigkeit bei diesem Geschäft gegeben; beiläufig möge bemerkt sein, daß dieselben die linke Hand mit derselben Gewandtheit wie die rechte gebrauchen. Auch bei den Dusuns am Labukfluß wurde Hatton freundlich aufgenommen, obgleich er bei der ersten Begegnung so unglücklich gewesen war, die Geister des Mentapom, an dessen Fuß das Zusammentreffen stattfand, zu erzürnen; er hatte nämlich einige Schüsse als Signal für seine zurückgebliebenen Begleiter abgefeuert, worauf die Eingeborenen, welche sich des Fischfanges wegen in der Ge-

gend aufhielten, ihn baten, dies mit Rücksicht auf die Berggeister zu unterlassen, weil diese ihm sonst Regen schicken würden. Zufällig fiel wirklich eine halbe Stunde später der Regen in Strömen. Am folgenden Morgen kam eine unangenehme Nachricht; eins der Boote war umgeschlagen und dadurch ein großer Theil der Vorräthe verloren gegangen. Wenn man bei Hatton die Liste der vom Wasser verschlungenen Gegenstände nachliest, verwundert man sich zunächst darüber, wie der Verlust so weniger, scheinbar unbedeutender Artikel ihm solche Klagen entlocken kann und erst, wenn man darüber nachdenkt, wie schwer es ist, in der Wildniß irgend welche derartige Verluste zu ersetzen, kann man das ganze Unglück, welches unsere Pioniere getroffen, erfassen. Eine Flinte mit Bajonnet, eine Kiste mit gefüllten Blechbüchsen, einige Decken, dabei aber der ganze Vorrath an Reis und Bisquit waren verloren. Unter diesen Umständen war die gute Aufnahme, welche man in einem anderen Dusundorfe fand, sehr angenehm. Mit dem Häuptling wurde Blutsfreundschaft geschlossen, eine eigenthümliche Feierlichkeit, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Hatton erzählt: Am folgenden Tage kamen die Dusuns etwa um Mittag in großer Zahl an, bis ihrer gegen 100 Mann versammelt waren; alle führten Schwert und Speer. Nachdem auch der Häuptling erschienen war, nahm die Feierlichkeit ihren Anfang. Er begann damit, zwei lange Stöcke abzuschneiden; dann nahm er Platz und fing an zu sprechen; sowie er zu einem gewissen Punkte seiner Rede gekommen war, steckte er den Stock in die Erde, schnitt ihn dann etwa einen Fuß über der Erde ab und ließ das kürzere Stück im Boden. So fuhr er fort, bis eine Reihe kleiner Pfähle, wie zwei kleine Heere, einander gegenüber standen; in der Mitte eines jeden befand sich ein etwas höherer Stock, welcher die beiderseitigen Führer, mich und den Dusunhäuptling, vorstellen sollten. Nachdem der Anführer nun mit erhobener Stimme seinen Gott Kinarringan angerufen hatte, ergriffen er und Hatton das zum Opfer bestimmte Huhn und eine dritte Person schnitt dasselbe entzwei. Hatton sowohl als der Häuptling schlenderten die von ihnen gehaltene Hälfte, deren Bewegungen nun beobachtet wurden, zu Boden; derjenige, dessen Seite sie sich zuwenden, trägt Falschheit im Herzen; ein glückliches Zeichen ist es, wenn sie sich in der zwischen den neuen Blutsfreunden befindlichen Richtung bewegen. In dem Falle, der uns hier beschäftigt, waren die Zeichen günstig, beide Hälften bewegten sich in der Richtung des Dschungel, worüber alle sehr erfreut waren. Drei volle Salven aus den vorhandenen Gewehren wurden zur Erhöhung der Feierlichkeit abgefeuert, und einige von Hatton ausgetheilte Geschenke erhöhten die gute Stimmung; er selbst empfing von dem Häuptlinge einen Speer und erwiderte das Geschenk durch ein Jagdmesser.

Während seines Aufenthaltes bei den neuen Freunden war der Reisende Zeuge der Rückkehr einiger Dusuns, welche Saft vom Upas-Baume geholt hatten. Ihrer Mittheilung nach hatten sie sich das gefährliche Gift in folgender Weise verschafft: Ein langer, scharf zugespitzter, an einem Rotanstrick befestigter Bambu war gegen den Upasbaum geschlendert worden, darauf hatten sie ihn mittels des Strickes zurückgezogen und dies Verfahren so oft wiederholt, bis sich Saft genug in der Spitze angesammelt hatte. Ob dieser Vorgang wirklich in der beschriebenen Weise stattgefunden, ist, wie es scheint, für Hatton etwas zweifelhaft; wenigstens fügt er seiner Mittheilung die Bemerkung hinzu, daß die Leute keinen Grund gehabt hätten, ihn zu täuschen. Jedenfalls scheint beim Sammeln von Upassaft besondere Vorsicht gebraucht zu werden, wie auch aus anderen Theilen Borneos berichtet wird. So findet man bei Perelaer[1]) die Mittheilung, daß die Bambu-Gefäße an dem Baume befestigt werden, ehe die Einschneidung gemacht wird; wenn dies geschieht, wird das Gesicht vom Baume ab-, und dem Winde zugewendet, und gleich, nachdem der Saft zu laufen anfängt, entfernen sich die mit Ausführung der Operation beauftragten Personen und nähern sich erst wieder, wenn sie vermuthen, daß der Saft zu fließen aufgehört hat. Bekanntlich ist es der Upas-Baum (Antiaris toxicaria Lesch.), mit dem einheimischen Namen Pohon Upas (Java), Antjar (Sumatra), Ipo oder Nipo (Celebes und Borneo), welcher zu den wunderbaren Märchen von dem Todesthal auf Java, deren Verbreitung man dem Chirurgen Foersch und seinen Nachfolgern dankt, Veranlassung gegeben hat, Erzählungen, welche trotz der gründlichen Widerlegung durch Junghuhn und Andere doch noch immer hier und da wieder auftauchen. Der Baum erreicht nur mittlere Größe und kommt nicht gerade häufig vor. Das Pfeilgift auf Borneo scheint übrigens heftig zu wirken; Schwaner[2]) führt ein Beispiel an, daß einer seiner Begleiter, der durch den Pfeil eines Punan verwundet wurde, innerhalb zehn Minuten starb.

Wenige Tage später wurde Hatton in die Blutsfreundschaft eines neuen Stammes aufgenommen; das Verfahren war etwas anders als das eben beschriebene, weshalb wir noch einige Worte darüber beifügen wollen. Die Feierlichkeit begann damit, daß ein etwa 20 m im Durchmesser großer Platz vom Dschungel gereinigt und in der Mitte ein gegen einen Fuß tiefes Loch gegraben wurde, in welches man eins der den Bewohnern Borneos so theuren Thongefäße setzte, dessen Boden vorher zerschlagen war; die Scherben hatte man in den Topf gelegt. Darauf sammelten sich die Angehörigen des Stammes auf dem freien Platze, wo sie einen Kreis bildeten; die alten Leute riefen wiederholt Kinarringan an, und als dies zum zweiten Male geschah, wurde ein Stein neben dem Gefäße niedergelegt. Hierauf betheuerten die Dusuns eine halbe Stunde lang, daß sie den Weißen treu sein wollten, sie schworen es bei „dem Feuer“ (vorgestellt durch ein brennendes Holzscheit), bei „dem Wasser“ (welches in einem Bambu herbeigetragen und in den Topf geschüttet wurde) und „der Erde“ (auf der sie standen); ein aus einem Blaserohre abgeschossener Pfeil sollte Kinarringan zum Zeugen rufen. Hierauf legten die Mitglieder der Expedition ihre Gewehre auf den Topf und nahmen einen kleinen Scherben heraus, welchen sie wegwarfen; zum Schlusse gab die bewaffnete Macht Hatton's, aus vier Mann bestehend, eine Salve ab. Hiermit war die Feierlichkeit beendet.

Die Ceremonie wiederholte sich, mit einigen Modifikationen natürlich, bei jedem neuen, freundlich gesinnten Stamme, den Hatton besuchte.

Ein anderer Stamm, mit welchem Hatton wiederholt in Berührung kam, sind die Muruts, die Mörder Witti's, mit denen er jedoch, wie mit den Eingeborenen im Allgemeinen, auf recht gutem Fuße verkehrt zu haben scheint. Die Muruts unterscheiden sich, wie de Crespigny in der „Sarawak Gazette“ berichtet, dadurch von den Dajaks, daß sie wohl auch Köpfe schnellen, jedoch nur den Schädel bewahren, den sie manchmal sogar in kleine Stücke brechen, welche alle sehr hoch geschätzt werden; auch nehmen sie die Fingernägel ihrer gefallenen Feinde, die sie als Trophäen an den Häusern befestigen. Ebenso wie viele andere Stämme Borneos bringen sie den Todten, namentlich wenn

[1]) Ethnographische Beschrijving der Dajaks, S. 71.
[2]) Borneo I, 228.

sie eines gewaltsamen Todes gestorben, Menschenopfer. Von einem solchen Vorfall wird uns durch de Crespigny berichtet; eine arme alte Frau aus fremdem Stamme, die aber schon lange bei ihnen gelebt hatte, wurde über der Leiche des Ermordeten, die in der offenen Grube lag, auf einen Bambu gesetzt. Der Bruder des Todten gab ihr den ersten Stich, der, wie es die Sitte will, nicht tödtlich sein darf; wer von den Umstehenden Lust dazu hatte, folgte dann seinem Beispiele, und man ließ das Blut auf die Leiche tropfen. Als das Opfer todt war, wurde der Schädel unter die Häuptlinge vertheilt und ein Theil desselben, an dem noch die Haare festsaßen, wurde bald nachher auf einer mit Pisangblättern geschmückten und mit fünf Fingernägeln der Frau gezierten Stange vor dem Hause eines Häuptlings aufgestellt.

Nach Hatton's Mittheilung sind die Muruts, welche er am Labuk traf, beinahe alle tatuirt und zwar diejenigen, die schon gefährliche Züge unternommen haben, von der Schulter bis zur Magengrube und in drei parallelen Streifen über die ganze Länge der Arme hinunter, von der Schulter bis zum Faustgelenk. Einem vormaligen Häuptlinge, der im Streite dem Feinde den Rücken gewendet hatte, waren zur Strafe für seine Feigheit zwei Vierecke auf den Rücken tatuirt worden. Man darf hieraus jedoch im Allgemeinen keinen Schluß auf ihre Kampfesweise ziehen; denn dieselbe ist entschieden feige und hinterlistig; man sollte sie nicht Kopfjäger, sondern Kopfdiebe nennen, meint Hatton. Sie lagern im Dschungel versteckt und belauern das Haus ihrer Feinde, und gegen Morgen, wenn Jedermann im tiefen Schlafe liegt, dringen sie ein, schnellen möglichst viele Köpfe und entfernen sich in größter Eile mit ihrem Raube. So hatten sie in einem Dorfe, in welchem Hatton übernachtete, einige Monate vorher gehandelt; sie hatten sich an das Haus geschlichen, eine Salve aus ihren Blasrohren abgeschossen, waren dann eingedrungen und hatten zehn Köpfe mit hinweggenommen. Eine interessante Notiz über Todtenbestattung finden wir in dem Tagebuche des Forschers: Der Todte war in voller Kleidung in sitzende Haltung gebracht, eine Cigarette wurde ihm in den Mund gesteckt, ein Behälter mit allem zum Betelkauen erforderlichen Zubehör stand vor ihm. Um ihn herum saßen die Freunde und erzählten ihm, er solle weder rechts noch links gehen, um Irrwege zu vermeiden, sondern dem richtigen Pfade folgen „und das ist der Weg zum Kina Balu". Die Gewohnheit, den Verkehr mit den Todten fortzusetzen, scheint auch hier verbreitet; an einer anderen Stelle wird Folgendes erzählt: „Wir kamen an einem einsamen Grabe vorüber, welches durch einen unbehauenen Stein bezeichnet, zwischen üppigem Grase lag; einer der Häuptlinge kniete nieder, entfernte das Gras und sprach zu dem Geiste des todten Mannes (seines Bruders), dem er von der Ankunft des weißen Mannes, eines Freundes seines Stammes, erzählte."

Einmal, aber auch nur einmal, wäre es beinahe zu einer Störung dieses friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen gekommen. Wenige Wochen nur vor seinem Tode, auf seinem letzten Zuge, verließ Hatton mit einigen Begleitern sein Boot, um das Ufer zu besuchen und kam an eine Stelle, wo ein paar Muruts beschäftigt waren, ein Haus zu erbauen. Hier gab er seinem Dolmetscher den Auftrag, eine zur Aufnahme von Tabak und Feuerzeug bestimmte Bambuschachtel, wie deren von den Muruts verfertigt werden, für ihn zu kaufen. Von den sieben oder acht Männern, welche an dem Hause thätig waren, verließ einer nach dem anderen dasselbe und schlich sich nach dem Dschungel, wobei sie ihre Waffen mitnahmen; die Begleiter Hatton's wurden argwöhnisch und entfernten sich, um ihre Gewehre zu holen, so daß er sich schließlich mit dem Dolmetscher allein in dem Hause befand. Als auf den umliegenden Hügeln lautes Geschrei ertönte, forderte letzterer ihn auf, sich zu bücken, welcher Aufforderung Hatton auch nachkam, während er nach seinen Waffen rief. Auf einem der Hügel erschienen etwa 30, auf einem anderen etwa 15 Muruts, die sich dem Hause näherten; inzwischen hatten sich die Begleiter Hatton's mit ihren Waffen — sie zählten 11 Gewehre — um ihren Führer gesammelt und erwarteten die Muruts, deren Waffen auf sie gerichtet waren. Da, im Augenblicke der höchsten Spannung, als ein furchtbares Blutbad drohte, erschienen einige eingeborene Freunde, welche mit dem Rufe: „Feuert nicht", sich zwischen die Parteien warfen und durch ihre Vermittelung den drohenden Kampf verhüteten. Nach vieler Mühe ließen sich endlich die Muruts überzeugen, daß die Fremden keine feindliche Absichten hegten. Und was hatte nun Veranlassung zu dieser Aufregung gegeben? Die armen Naturkinder hatten den Feldstuhl Hatton's für eine zum Einfangen von Menschen bestimmte Maschine gehalten, deren gefährlicher Wirkung sie sich durch einen kühnen Angriff zu entziehen gehofft hatten. Nachdem sie einmal über diesen Punkt beruhigt waren, benahmen sie sich ganz freundlich und verstanden sich gern zum Tauschhandel.

Im Allgemeinen waren die von den Menschen drohenden Gefahren noch nicht die schlimmsten. Die Flußfahrt erforderte immerwährend die größte Aufmerksamkeit und trotz derselben, wie wir schon gesehen haben, empfindliche Opfer, ja brachte auch ernste Gefahr.

Daß der Weg durch das Land, so schön derselbe auch aus der Ferne sein mag, manche Schwierigkeiten bietet, haben wir schon im Allgemeinen bemerkt; um dieselben näher kennen zu lernen, wollen wir dem Tagebuche Hatton's eine weitere Notiz entnehmen. Sie befanden sich auf einem Hügel mitten in einem undurchdringlichen Sumpflande. So weit sie von den Bäumen, welche sie erkletterten, um sich sehen konnten, erblickten sie nichts als Morast und wieder Morast, bedeckt mit etwa 20 Fuß langem Grase, welches so scharf wie ein Messer war. Es blieb nichts übrig, als umzukehren und sich den Rückweg über das Tags vorher überschrittene Sumpfland zu bahnen; das glückte auch nach vieler Mühe. Ein kleiner Fluß hemmte den Marsch; um den Uebergang zu ermöglichen, mußte erst mit vieler Mühe und ungenügenden Geräthschaften ein Baum gefällt werden, der als Nothbrücke diente. Eine Elephantenspur gab den Weg an, dem man zu folgen hatte. Nach dreistündigem Marsche wurde erschöpft Halt gemacht, kein anderes Wasser als dasjenige, welches in Schlammlöchern angetroffen wurde, war zu bekommen; trotz des abscheulichen Geruches mußte man es benutzen; das Resultat dieser stundenlangen Anstrengung war, daß die Reisegesellschaft acht Meilen in dem Dickicht zurückgelegt hatte. Und so ging es tagelang weiter — es war bei dem vergeblichen Versuche, sich einen Weg vom Kinabatangan quer durch das Land nach dem Segamaflusse zu bahnen —, bis selbst Hatton sich genöthigt sah, den Versuch aufzugeben und von der Mündung des Flusses längs der Küste zum Segama zu gelangen. Auch dieser Weg, den Hatton mit einigen Begleitern zurücklegte, bot Schwierigkeiten aller Art; der Strand war mit Baumstämmen und angespültem Holze bedeckt, der Sand ging in Schlamm über, in den die Reisenden bis zu den Knien einsanken, während die glühende Sonne sie mit ihren Strahlen beinahe versengte; es blieb nichts übrig, als mit wunden Füßen und trockener Kehle den mühevollen Weg fortzusetzen. Am folgenden Tage versuchte man es in den Prahus, doch Himmel und Wasser waren den Reisenden nicht günstig; drei Stunden

lang, von 8 bis 11 Uhr, kämpfte man vergebens gegen die Gewalt der Wellen, welche die Boote zu begraben drohten. Nun wurde der Landweg wieder versucht, doch auch hier fand man Schwierigkeiten; der Regen fiel in Strömen, man versank bis an die Knie im Moraste und zu allen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die größte Plage der Tropengegenden: ungeheure Moskitoschwärme, welche mit dem Lärme der vielen Gongs, die man, leider aber nur aus der Ferne, hörte, die Nachtruhe der Reisenden unerbittlich störte. Auch aus den Berichten Hatton's empfängt man den Eindruck, daß es, wie wohl überall, auch in den Tropen die kleinen Feinde sind, welche dem Menschen das Leben am unbehaglichsten machen. So ist z. B. bei den Reisen im Dschungel der Landblutigel eine der unangenehmsten Zugaben, sowohl weil der Biß, den man gewöhnlich kaum bemerkt, bis das Thier sich vollgesogen hat und abfällt, einen verhältnißmäßig großen Blutverlust verursachen kann, dann aber, weil die Bißwunden heftiges Jucken erzeugen und häufig Veranlassung zu bösartigen Geschwüren geben. Dr. T. H. Walker, der Chef-Arzt der Gesellschaft, von dem diese Bemerkung über die Blutigel herrührt, fügt weiter noch hinzu: „Ich habe von keinem Falle gehört, in dem Giftschlangen wirklichen Schaden gethan hätten und überhaupt nur wenige derartige Schlangen gesehen." Tausendfüße trifft man häufig in Häusern, ihr Biß ist nur ein paar Stunden lang schmerzhaft, Skorpione findet man gelegentlich in todtem Holze, unter Spänen u. s. w. Fische mit vergifteten Stacheln kommen häufig vor und verursachen manchmal recht böse Wunden. Hatton fertigt die Thierwelt mit gelegentlichen, hauptsächlich durch Vorgänge auf der Jagd hervorgerufenen Bemerkungen ab (auch den tödtlichen Schuß brachte er sich auf der Elephantenjagd bei), denen wir um so weniger folgen wollen, da seine Abenteuer dabei durchaus nicht ungewöhnlicher Natur sind.

Neuentdeckte Goldlager in Patagonien.

Daß in den Laplata-Staaten Südamerikas schon seit längeren Jahren Gold gewonnen wird, ist eine bekannte Sache, besitzen doch die Cordilleren an diesem Edelmetalle einen außergewöhnlichen Reichthum. In den Staaten Südamerikas, welche dem Stillen Ocean zugewendet sind, bildet der gewerbsmäßige Betrieb eine fortströmende Quelle, jedoch an den östlichen Abhängen ist der Gewinn an Gold durch Bergwerksbetrieb und auch die Goldwäscherei seither beschränkt geblieben.

Darin scheint ein Wandel bevorzustehen, indem jetzt an den südlichen Ostküsten, in Patagonien, Goldlager entdeckt worden sind. Nicht eigentlich sind sie jetzt erst entdeckt worden, denn daß Goldwäscher auch dort operirten, war gerüchtweise früher bekannt, den Nachrichten aber nicht viel Werth beigelegt worden. Ja, selbst in Buenos Aires lebende glaubwürdige Personen, welche die Goldlager kannten, maßen der Sache nicht den nunmehr erkannten Grad von Wichtigkeit bei, weil sie durch den Augenschein die Ueberzeugung erlangt zu haben glaubten, daß die Gewinnung des Goldes durchaus nicht leicht sei. Mit einem Male trat eine Aenderung ein. Um Mitte Januar d. J. kam aus Santa Cruz eine Depesche des argentinischen Transportschiffes „Villarino" an den Präsidenten der Argentinischen Republik, welche bestätigte, daß vom Kommandanten Spurr die reichen Goldlager am Kap der Jungfrauen aufgefunden worden seien, mit deren Ausbeutung eine Anzahl von den Argentiniern nun vertriebene Chilenen ganz im Stillen beschäftigt gewesen waren. Mehrere Techniker, darunter ein Regierungsingenieur, waren Mitglieder der Expedition, welche abgesandt war, um die nöthigen Untersuchungen anzustellen. Begreiflicher Weise riefen diese Umstände eine gewisse Aufregung, ein ziemlich anhaltendes und mäßig sich steigerndes Goldfieber in Buenos Aires hervor, verursacht und unterhalten nicht zum geringen Theile durch ausführliche Berichte in der Presse. Sie erinnerten an die für Fabeln gehaltenen Gerüchte von dem gewaltigen Erzreichthume der fernen Südspitze, die nun doch wohl zur Wahrheit werden könnten. Eine anziehende Schilderung finden wir in der deutschen „Laplata-Zeitung": „Das einsame, sturmgepeitschte Kap der Jungfrauen, dessen nackte Formationen von den schaumgekrönten Fluthen des Atlantischen Oceans mit ewigem Wellenschlage gebadet werden, ist seit einigen Wochen sammt der öden patagonischen Küste bis zum Rio Gallegos zu einem märchenhaften Eldorado geworden. Schon seit vielen, vielen Jahren wurden vereinzelte Stimmen hilfloser Schiffer laut, welche an jenen entlegenen Punkten und noch weiter im Süden bis an die Spitze des Feuerlandes und auf den Staaten-Inseln strandeten, daß sich an genannten Orten ein besonderer Reichthum an Mineralien mit goldigem Scheine kundgab; da aber diesen Schiffbrüchigen die nothwendigen geologischen Kenntnisse, sowie die Apparate zu einer genauen Untersuchung fehlten, so verhallten deren unsichere Angaben im Gewirre des Alltagslebens und das Gold in Patagonien blieb nach wie vor eine Illusion. Im Jahre 1860 wurde jedoch in Punta Arenas, resp. in einem links von besagter Verbrecherkolonie vorbei fließenden Flüßchen Gold entdeckt und später auch anhaltend gewaschen. Das Flüßchen, dessen Gewässer mit dem goldhaltigen Sande von dem Gebirge Bracknock herunter kommt, wurde „Las Minas" genannt. Außer diesem giebt es in der Nähe noch einige andere Flüßchen und Bäche, wie Rio de la Mano und Rio de los Ciervos, die Gold enthalten, deren Wäschereien jedoch einen äußerst geringen Ertrag ergeben."

Es wird dann weiter mitgetheilt, daß der argentinische Forscher Ramon Lista 1879 und 1880 in einer Reihe interessanter Berichte über den Goldreichthum von ganz Süd-Patagonien, über goldhaltigen Sand in den Quellen von Tres Chorillos und über goldhaltiges Erz nördlich vom Rio Belgrano geschrieben habe. Ferner, daß 1878 ein englischer Goldwäscher gemeldet habe, in allen Abflüssen der Cordilleren im südlichen Patagonien sei Gold zu finden. Solchen und ähnlichen Nachrichten habe man aber keine Beachtung gewidmet, bis endlich Ende vorigen Jahres der französische Dampfer „Artigne" nördlich vom Kap der Jungfrauen gestrandet sei, man von Punta Arenas Arbeiter zur Bergung der Ladung habe kommen lassen, die dann von den Kaufleuten an der Magelhaensstraße anfangs versuchsweise, nur wenn wegen widrigen Wetters am Strande nicht gearbeitet werden konnte, dann aber bei den sich einstellenden glänzenden Resultaten ausschließlich zum Waschen des Goldes verwendet worden seien. Die Entdeckung habe rundum ein echtes Goldfieber erzeugt und viele Unberechtigte nach den

Goldlagern geführt. Sie sind nun, nachdem sie lange ihr Thun und ihre Gewinnste verheimlicht, aus dem Territorium verwiesen worden, von den nämlichen argentinischen Beamten, die mit der Untersuchung beauftragt waren. Ehe noch das Resultat, welches sich dahin ausspricht, daß der Minenreichthum ein sehr bedeutender und weit größerer sei, als der seiner Zeit in Californien ausgebeutete, in Buenos Aires bekannt wurde, liefen aus der aufgeregten Bevölkerung eine große Anzahl Gesuche um Landconcessionen bei der Regierung ein. Die Wäschereien sollten aber nicht allein in Süd-Patagonien, am Kap der Jungfrauen, angelegt werden, sondern man richtete sein Augenmerk bis auf die Gebirgsabhänge des Neuquen-Territoriums, des Gebietes, welches in den letzten Zeiten wegen Kolonisationsversuche seitens der argentinischen Regierung vielfach besprochen wird, und das ebenfalls in den Ruf, Goldlager zu bergen, und wohl mit Recht, gerathen war. Bis Mitte Februar waren die Gesuche auf weit über 300 angewachsen, ohne daß sie erledigt worden waren; sie waren theils nicht bei der richtigen Behörde eingereicht, theils auch aus Unkenntniß nicht mit den erforderlichen Stempeln versehen worden. Die Regierung, in ihrer Unschlüssigkeit, was zu thun sei, ehe das Gutachten ihres Ingenieurs eingelaufen, hatte auch wohl andere Gründe für ihre Zögerung. Zur Kennzeichnung der immer noch in den argentinischen Staaten geltenden, an die Person des Präsidenten geknüpften Parteibevorzugung müssen wir die Vermuthung aussprechen, daß die Regierung bemüht gewesen ist, ihren eigenen Anhängern einen besonderen Vortheil bei der Ertheilung von Landconcessionen zuzuwenden. Diese Absicht, wenn sie eine solche gehabt, wäre ihr auch insofern gelungen, als sie die anfangs nicht ganz ordnungsgemäß gestellten Gesuche den anderen, nach altem, hervorgesuchtem Minengesetze beim Finanzministerium eingereichten hintansetzte und also die späteren als die zuerst zu berücksichtigenden erklärte.

Der Chef der Minen-Abtheilung des Ingenieur-Departements, der nämliche, welcher von der Regierung an Ort und Stelle geschickt war, hat sein Amt niedergelegt und ist, wie es demnach den Anschein hat, unter günstigeren Bedingungen von einer Privatgesellschaft für die Ausbeutung von Goldminen engagirt worden. Obgleich man somit annehmen muß, daß alle Nachrichten über die Ergiebigkeit der Goldlager vollständig ernst zu nehmen sind, so dürfen wir in unserer Heimath dennoch nicht leicht den Glauben aufkommen lassen, daß nun ein anderer Auswandererzug von kühnen Männern, die ähnliche Reichthümer und Gefahren suchen, als seiner Zeit in Californien geblüht haben, ins Werk zu setzen sei. Es wird selbst drüben davor gewarnt, allzu große Hoffnungen auf das neue Eldorado zu bauen; es seien vielleicht jetzt schon die Gesuche um Land hinsichtlich des geforderten Flächenraumes bedeutender, als das ganze als Goldlager in Betracht kommende, jetzt erreichbare Gebiet, und die klimatischen Verhältnisse desselben sind ohnehin für Aufenthalt und Verpflegung äußerst ungünstig. Alles, was man an maßgebender Stelle wünscht, ist, daß die Ausbeutung zum Besten der Bevölkerung der Südspitze der westlichen Hemisphäre gereiche.

Es sei hinzugefügt, daß aus 1000 kg bei erster Waschung 36 bis 40 g, bei einer nochmaligen 13 g Gold erzielt worden sind, und dies mit irrationeller Einrichtung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die auf S. 189 des vorigen Bandes angekündigte Theilung des Kreises Inowrazlaw (Regierungsbezirk Bromberg) erfolgte durch Verordnung vom 26. Mai zum 1. Juli d. J., aber aus naheliegenden Gründen ohne daß die abgetrennte Südhälfte den historischen Namen Kujavien erhalten hätte. Vielmehr wird dieselbe den Namen ihres Hauptortes Strelno führen und die Städte Kruschwitz und Strelno, sowie die Polizeidistrikte Strelno I. und II. und Kruschwitz umfassen.

— Von dem Physikalisch-statistischen Handatlas von Oesterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel) ist jetzt die vorletzte (siebente) Lieferung erschienen, deren drei Karten die Vertheilung der Bevölkerung nach der Umgangs-, bezw. Muttersprache, das Verhältniß von Acker-, Wald-, Wiesen- und Weinland zur Gesammtfläche und die Vertheilung des Großviehs in klarer, gefälliger Weise zur Darstellung bringen. Die erste und dritte Tafel nebst Begleittext ist von Dr. Franz Ritter von Le Monnier, die zweite von Dr. Jos. Ritter von Lorenz-Liburnau bearbeitet. Von besonderem Interesse ist die Sprachenkarte, für welche zum ersten Male die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1880 verwendet wurden, und welche insofern auf einem neuen Principe beruht, als sie nicht nur angiebt, welche Sprache in einem Gebiete die vorherrschende ist, sondern auch, welche andere Sprachen und in welchem numerischen Verhältnisse neben ihr sich noch finden. Dadurch ist allerdings ein sehr buntes Bild entstanden, in welches man sich zuerst nur langsam hineinfindet, das aber bei längerem Studium und unter Hinzunahme des Begleittextes viel des Interessanten bietet. Die Deutschen zählen in der ganzen Monarchie fast 10 Millionen Köpfe (26,48 Proc.) und sind nicht nur das numerisch stärkste, sondern auch das verbreitetste von allen Völkern; nur in 12 von den 1400 Bezirken Oesterreich-Ungarns finden sie sich gar nicht. Es giebt in der österreichischen Reichshälfte:

			Proc.
8 008 864	mit deutscher	Umgangssprache	(36,75)
5 180 908	„ czechischer u. slovakischer	„	(23,77)
3 238 534	„ polnischer	„	(14,86)
2 792 667	„ ruthenischer	„	(12,80)
1 140 304	„ slovenischer	„	(5,23)
668 653	„ italienischer u. ladinischer	„	(3,07)
563 615	„ serbisch-croatischer	„	(2,58)
190 799	„ rumänischer	„	(0,88)
9 887	„ magyarischer	„	(0,05)

Die 15 642 102 Bewohner der Länder der ungarischen Krone vertheilen sich dagegen folgendermaßen:

6 445 487	(41,21 Proc.)	mit	magyarischer	Umgangssprache
1 953 911	(12,49 „)	„	deutscher	„
1 864 529	(11,91 „)	„	slovakischer	„
2 405 085	(15,38 „)	„	rumänischer	„
2 352 339	(15,04 „)	„	serbo-croatischer	„
356 062	(2,28 „)	„	ruthenischer	„
206 238	(1,32 „)	„	anderen Umgangssprachen	
58 451	(0,37 „)	Ausländer.		

Es würde hier zu weit führen, die instruktive Vertheilung auf die einzelnen Kronländer weiter zu verfolgen; aber

Ethnographen, Politiker, Journalisten u. s. w. seien hiermit nachdrücklich auf die Karte und den Begleittext hingewiesen.

— Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. (Wien 1885. Carl Graeser.) — Siebenbürgische Sagen, gesammelt und herausgegeben von Dr. Friedr. Müller. Zweite veränderte Auflage (Wien 1885. Carl Graeser). Beide Bücher wenden sich nicht unmittelbar an den Geographen und Ethnographen, sondern zunächst an den Germanisten. Wer aber ein tieferes Verständniß für Land und Leute Siebenbürgens — nicht bloß der Sachsen — gewinnen will, wird manchen interessanten und werthvollen Beitrag finden. Urdeutsch und kerndeutsch blieb der seit 700 Jahren vom großen Stammvolke versprengte Zweig im Fühlen und Denken, das beweist trotz der nicht verkennbaren 700jährigen Lokaleinflüsse oft schwerer und bitterer Art jede Seite der obigen Schriften. Zum 100jährigen Geburtstage Jakob Grimm's sind die im Grimm'schen Sinne verfaßten Schriften Haltrich's, die zwischen 1855 und 1881 verstreut erschienen, in neuer Bearbeitung, vermehrt durch Zusätze aus handschriftlichen Sammlungen und durch eigene dankenswerthe Beiträge über Volkswitz, Aberglauben und sprichwörtliche Redensarten vom Rektor J. Wolff in Mühlbach herausgegeben. Der reiche Inhalt ordnet sich in neun Abschnitte: 1) Siebenbürgisch-deutsche Thiermärchen. 2) Der Zigeuner im sächsischen Volksmunde. 3) Sächsischer Volkswitz und Humor. 4) Die Welt unserer Märchen und unserer Kinder. 5) Kinderspiele. 6) Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder. 7) Macht und Herrschaft des Aberglaubens. 8) Sprichwörter, Redensarten, Interjectionen, Räthsel. 9) Inschriften am Hause u. s. w. Ein Sachregister erleichtert die Benutzung. Die Abschnitte zwei, drei, sieben und neun dürfen den im Sinne Ritter's arbeitenden Geographen angelegentlichst empfohlen werden. Den Referenten heimelten besonders die häufigen Anklänge an die vorpommersch-mecklenburgische Denk- und Redeweise an, auf die unter allen deutschen Dialekten gerade am wenigsten hingewiesen ist. Die von dem als Germanisten rühmlichst bekannten evangelischen Stadtpfarrer Müller in neuer Bearbeitung herausgegebenen Sagen bilden den ersten Band der Siebenbürgisch-deutschen Volksbücher, von denen der zweite die Märchen enthält, der dritte die trefflichen „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben" von dem seinem Volke und der Wissenschaft zu früh entrissenen Fr. Frouins. Müller leitet seine Sammlung durch eine kritische Vorrede (S. 1 bis 37) ein und gliedert seinen Stoff in Mythische Sagen und Geschichtliche Sagen. Dem ersten Theile ist auch ein Magyarischer und Walachischer Sagenkreis beigegeben und einige Zigeunersagen, oder richtiger Sagen von Zigeunern, die einen Vergleich mit dem zweiten Abschnitte im erstgenannten Buche, was ihre culturhistorische Bedeutung angeht, nicht vertragen. Die culturgeschichtlichen Sagen veranschaulichen uns oft sehr schön die Tage der Türken- und Tatternnoth, das Elend der Curutzenkriege, die Vertheidigung sächsischer Kirchenburgen. Der große Matthias Corvinus und der tolle Carl XII. begegnen uns in den interessanten Erzählungen. Wie die Türken 1689 über das wilde Gebirge nach Zerneſt kamen, sucht die Sage folgendermaßen zu erklären (?): Sie banden Bäume mit dem Wipfel an den Schweif der Pferde, um sie vor dem Abstürzen zu bewahren, die Soldaten füllten Säcke mit Erde und zogen sie hinter sich her, um Halt zu haben, da die Säcke an den Felszacken hängen blieben! Die Sage beweist, daß den Zeitgenossen der plötzliche Ueberfall so unbegreiflich war wie uns, wenn wir im Angesichte des wilden Königsteins den historischen Bericht uns vergegenwärtigen. P. L.

— Der Weinbau giebt nach Herrn Plandren in Rumelien schöne Resultate. Der rumelische Bauer liebt den Wein um so mehr, als er mit dem Boden etwas von der Verehrung geerbt hat, welche die Thracier Baechus und seinem Getränke bezeigten. Der Wein ist gut, und seitdem die Reblaus Südfrankreich verwüstet hat, stehen die rumelischen Weine im Begriffe, sich dort als Burgunder- oder Bordeauxweine zu naturalisiren. Es würde vielleicht einfacher sein, sie in Frankreich zu verarbeiten, denn die rumelischen Winzer, die schon wenig mit dem verbesserten Anbau vertraut sind, vernachlässigen die Fabrikation gänzlich. Die Nachfrage ist in Frankreich ziemlich stark, so daß man im Vilajet Adrianopel eine französische Gesellschaft für Weinbau, Fabrikation und Ausfuhr der Weine nach Frankreich gegründet hat. Hervorgehoben seien die Weine von Kirk-Kilisse, welche in Rumelien und selbst in Konstantinopel sehr geschätzt sind. Beträchtlich ist auch die Weinproduktion in Tatar-Bazardschik, Karlovo, Kazanlik, Sliwno, Tschirpan, Stanimaka, Divischkovo ꝛc. Auf der Wein-Ausstellung in Bordeaux 1883 haben die Weine von Sliwno und Stanimaka die Medaille erhalten. Alle diese Weine kosten durchschnittlich an Ort und Stelle etwa 20 Cent. der Liter. In der Stadt kostet derselbe Wein je nach der Qualität 28 bis 55 Cent. der Liter. Im Orient und besonders in Konstantinopel werden übrigens die sogenannten Bordeauxweine und der französische Import durch die Ungarweine allmählich verdrängt. Um einen Wein zu haben, der einigermaßen „bordelaisé", d. h. gefälscht ist, muß man wenigstens 4 bis 5 Francs für die Flasche bezahlen, während ein guter leichter Ungarwein, der weit besser ist als der falsche „Bordeaux", mit 1½ bis 2 Francs bezahlt wird.

— Auf Anregung Prof. L. Stieda's (jetzt in Königsberg, früher in Dorpat) hat wiederum einer seiner Schüler, Wladimir Diebold, sich ein anthropologisches Thema zu seiner Doktordissertation erwählt, indem er einen „Beitrag zur Anthropologie der Kleinrussen", Dorpat 1886, veröffentlichte. Das Material zu demselben war nur sehr schwer zu beschaffen; auf das Messen von Frauen mußte Diebold ganz verzichten, nicht weil dieselben zu prüde sind, sondern weil sie sein Vorhaben einfach nicht verstanden. Dagegen konnte er im Ganzen 200 männliche Einwohner des Kreises Uman im Gouvernement Kiew messen, deren kleinrussische Nationalität feststeht (insgesammt giebt es im Russischen Reiche 12½ Millionen Kleinrussen, außerdem über drei Millionen in Oesterreich); es sind das die ersten anthropologischen Untersuchungen an lebenden Vertretern dieses Volkes, welche zu folgenden Resultaten führten: Die Kleinrussen haben den nordslavischen Typus trotz geschichtlicher Einflüsse ziemlich rein bewahrt; sie sind brachycephal, langarmig und liefern eine relativ sehr bedeutende Zahl von kriegstüchtigen Rekruten im Vergleiche mit anderen Völkern Rußlands. Sie stehen schließlich sehr nahe dem für die europäischen Völker aufgestellten Procentverhältnisse zwischen der Länge der einzelnen Körpertheile und der Körperlänge (S. 45). Topographische Bedingungen und geschichtliche Einflüsse haben nach Diebold (S. 20) zum Resultat gehabt, daß man die Kleinrussen in drei Typen eintheilen kann: 1) den ukraïnischen, 2) den polessischen und 3) den podolisch-galizischen. Zum polessischen gehören die Bewohner der waldigen und sumpfigen Theile des Kiewschen, Wolhynischen und einiger Theile des Siedletzer und Grodnoer Gouvernements. Der podolische Typus findet sich in Podolien, Galizien und Südwolhynien. Die übrigen Kleinrussen gehören zum ukraïnischen Typus. Diese Typen unterscheiden sich nicht nur durch Kleidung, Sitten, Gebräuche ꝛc., sondern auch durch physische Eigenschaften. Die Ukraïner sind hoch, braunhaarig, die Podolier mittelhoch, meistens brünett, die Repräsentanten des polessischen Typus, Poleschtschuki (Waldbewohner) genannt, relativ klein von Wuchs und weisen mehr Blondhaarige auf. Die Podolier tragen das Haar lang, die beiden übrigen Typen kurz geschoren. Die Poleschtschuki stehen in intellektueller Beziehung niedriger, als die anderen, sind auch in Folge des schlechteren Bodens ihrer Heimath ärmer; aus diesen zwei Gründen ist der Name Poleschtschuk eine Art Schimpfwort bei den Ukraïnern. Auch die Sprache der drei Typen ist etwas verschieden; das beste Kleinrussisch sprechen die Ukraïner, die Podolier weichen davon

ab in grammatikalischer, die Poleschtschuki in phonetischer Beziehung.

Asien.

— Ein neues Gebiet für deutsche Kolonisation, nämlich die Länder am unteren Euphrat und Tigris, bringt Prof. Dr. A. Sprenger in Heft 6 bis 8 des 15. Bandes der Sammlung von Vorträgen von W. Frommel und F. Pfaff (Heidelberg, Carl Winter), „Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart", in Vorschlag. Was die politische Seite dieser Frage angeht, so lassen wir dieselbe hier bei Seite; eine deutsche Kolonisation erscheint uns dort, wenigstens für jetzt, ganz ausgeschlossen. Unmöglich wäre sie wohl nicht, wenn sie auch durch das Trockenlegen der Sümpfe ꝛc. ungezählte Opfer aus den ersten Generationen der etwaigen Ansiedler fordern würde. Was dem Büchlein dauernden Werth und großes Interesse verleiht, sind die im zweiten und dritten Abschnitte enthaltenen historischen Nachweise aus orientalischen Quellen, welche die einstige Fruchtbarkeit, das Kanalsystem und dessen Geschichte, die Besteuerungsweise und den Ertrag des babylonischen Alluviallandes, das an Größe etwa der Halbinsel Italien gleichkommt, behandeln. Sprenger führt uns z. B. das Besteuerungssystem und dessen oft gewaltige Erträge für die Zeit von 500 bis etwa 965 vor; im 13. Jahrhundert tritt dann der Verfall ein, die Beduinen werden die thatsächlichen Herren des Landes, die Bevölkerung verarmt, nimmt mehr und mehr ab; was die Räuber übrig lassen, holen die Beamten der ohnmächtigen Regierung und das fruchtbarste Gebiet des Orients wird zur Wüste, lange ehe die viel geschmähten Osmanen sich desselben bemächtigten. Greift Deutschland hier nicht zu, so wird nach Sprenger's Ansicht Babylonien einst russisch werden; möglich! vielleicht aber auch nicht!

— Die Zeitungsnachricht, daß Oberst Lockhart's Hindukusch-Expedition (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 127) in Badakschan gefangen genommen worden sei, bestätigt sich nicht und ist darauf zurückzuführen, daß er in Kila Pendsch (Wachan) vorübergehend aufgehalten worden ist. Er befindet sich jetzt in Zibah, 50 engl. Meilen südöstlich von Faizabad und will je nach Umständen von dort aus entweder in westlicher Richtung den Abhängen des Hindukusch folgen oder denselben im Dura-Passe überschreiten und so nach Tschitral gelangen.

— Am 29. März d. J. hat eine französische Abtheilung unter Oberst de Maussion die Stadt Lao-kai am oberen Rothen Flusse, die frühere Hauptstadt der Schwarzflaggen, welche etwa 300 km von Hanoï entfernt ist, besetzt, ohne Widerstand zu finden. Die Hoffnung, von Lao-kai aus mit der chinesischen Provinz Jünnan Handelsverbindungen anknüpfen zu können, hat dadurch neue Nahrung erhalten, um so mehr, als gleich nach der Besetzung und unerwartet schnell 20 chinesische Dschunken, mit Opium, Zinn und medicinischen Kräutern beladen, in Lao-kai eintrafen, und am 3. April sind deshalb zwei flachgehende Kanonenboote, „Enveillier" und „Bobillot", von Hanoï abgegangen, um den Rothen Fluß, wenn möglich, bis zur chinesischen Grenze hinauf zu fahren und diese wichtige Wasserstraße in ihren Einzelheiten zu studiren und aufzunehmen.

Afrika.

— Ein englischer Ingenieur Jones hat jetzt die am Gebel Zeit am Rothen Meere erbohrten Petroleumquellen (s. „Globus" Bd. 49, S. 277) untersucht und hat sich nicht gerade günstig über die Aussichten einer Bearbeitung der Fundstelle ausgesprochen. Zunächst müßten 6000 bis 10000 Pfd. St. nur für weitere Bohrungen verwendet werden.

— Trotz der fast gleichzeitigen Niedermetzelung der Porro'schen und der Barral'schen Expedition hat der Italiener Augusto Franzoi doch auf genau demselben Wege, von Zeilah aus, eine Reise nach Schoa unternommen, welche ihn über den Schauplatz jener Greuelthaten führen muß. In Schoa will er mehrere Monate bleiben, um das Ende der Regenzeit abzuwarten, Maulthiere zu kaufen u. s. w. und dann über Kaffa nach den Aequatorial-Seen aufbrechen.

— Ein Telegramm aus Durban vom 23. Juni meldet die festliche Eröffnung der 190 engl. Meilen langen Eisenbahn von Durban nach Ladysmith, welche in ihrer Verlängerung die Goldfelder in Transvaal zu erschließen bestimmt ist.

Polargebiete.

— Nordenskiöld's Eiswanderung in Grönland reizt zur Nacheiferung. Wie Lieutenant Greely an die Schottische Geographische Gesellschaft schreibt, wollte sich Civilingenieur R. E. Peary Anfangs Mai nach Grönland begeben, um vom Omenak Fjord aus einen Punkt auf dem Binneneise zu erreichen, von welchem aus er den Gipfel des Petermannberges (am Ende des in die Ostküste einschneidenden Franz-Josef-Fjordes gelegen) zu erblicken vermag.

— Gegenwärtig hat sich im dänischen Grönland — schreibt Nordenskiöld („Grönland" S. 425 ff.) — zwischen den Innuit-Frauen und den dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen u. s. w. eine neue Mischrasse gebildet, welche, da die Eingeborenen den europäischen Typus hübscher finden als den ihrigen, durch die Geschlechtswahl so überhand genommen hat, daß das, was wir reine Eskimozüge nennen, anfängt selten zu werden, wenigstens in der Nachbarschaft der Kolonien. Andererseits nehmen die Kinder aus gemischten Ehen, sofern nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen europäische Sitten und Sprache zu lehren, gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos an, behalten aber ihre europäischen Züge unverändert oder nur auf solche Weise modificirt, daß der nordische Typus durch die Vermischung mit den dunklen Eingeborenen ein mehr südländisches Gepräge erhalten hat. Es entsteht also somit eine neue eingeborene Rasse, welche, so lange das Aussehen nicht durch die harte Lebensweise gelitten hat, oft recht hübsch ist. Zuweilen trifft man unter den Kindern und der Jugend dieser Mischrasse sogar vollendete Schönheiten. Auch auf der Küste von Labrador ist eine Mischrasse entstanden, und zwar hauptsächlich durch die Verheirathung englischer Matrosen mit Eskimo-Frauen. Dieselbe ist in vielen Hinsichten reich begabt, ist, wenngleich Lehrer und Schulen fehlen, des Lesens und Schreibens kundig, gewandt, frommherzig, aber nicht so muthig wie die Eingeborenen.

Inhalt: Victor Girand's Reise nach den innerafrikanischen Seen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Pechuël-Loesche: Flachküsten, Meeresströmungen und Brandung. II. (Schluß.) — Das nördliche Borneo. II. (Schluß.) — Neuentdeckte Goldlager in Patagonien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 27. Juni 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Die Austral- oder Tubuaï-Inseln.

In der am 24. December 1885 zwischen Deutschland und Frankreich hinsichtlich einiger Theile ihres Kolonialbesitzes getroffenen Vereinbarung werden unter anderem die „Inseln unter dem Winde“ erwähnt; Deutschland verpflichtet sich, nichts zu unternehmen, was eine eventuelle Besitzergreifung der Inseln und Riffe dieser Gruppe durch die französische Republik hindern könnte.

Ganz in der Nähe dieser Gruppe liegt eine andere, in welche wir jetzt die Leser des „Globus“ einführen möchten, wo der französische Einfluß sich schon lange geltend gemacht hat und wo die französische Flagge gleich, nachdem sie in Tahiti gehißt worden war, wenigstens auf einigen der Inseln ebenfalls aufgepflanzt wurde. Die Austral- (Raiwawaï-) Inseln, welche die Franzosen gewöhnlich Tubuaï-Inseln nennen, liegen etwa 100 deutsche Meilen südlich von den Gesellschaftsinseln, denselben ziemlich parallel auf 144 bis 155° westl. L., die östlichen derselben schon in oder auf der Grenze der gemäßigten Zone. Die Zahl der Inseln, deren Oberfläche nur etwa drei bis vier Quadratmeilen einnimmt, beträgt sechs, von denen fünf vulkanischen Ursprunges sind; nur eine einzige ist eine Laguneninsel. Von denselben gehören Vavitu, Rapa und Tubuaï zu den französischen Besitzungen; die unabhängigen Inseln, von denen Rurutu und Rimatara die bedeutendsten sind, werden noch von einheimischen Fürsten beherrscht, auf welche die wesleyanischen Missionare einen großen Einfluß ausüben sollen. Im Allgemeinen sind die Inseln den Gesellschaftsinseln sehr ähnlich, doch macht sich die südlichere Lage schon geltend, so daß auf der südlichsten, Rapa, der Brotfruchtbaum nicht mehr gedeiht und die Kokospalme verkümmert. An Landthieren sind sie sehr arm; die Ratte und das Schwein findet man überall, auf Rapa auch verwilderte Ziegen; wenige Landvögel und meist gar keine Reptilien kommen vor, dagegen sind Seethiere häufig.

Wir schließen dieser allgemeinen Uebersicht die dem Berichte eines neueren französischen Reisenden[1]) entnommene Beschreibung von Rurutu an. Die Insel bietet dem Blicke des Reisenden nicht den reizenden Anblick von Tahiti, welches vom Meere aus gesehen, das Auge des Beschauers in hohem Maße fesselt; die kahlen Bergspitzen lassen die Insel im ersten Augenblicke als ganz unfruchtbar erscheinen, um so mehr, als man die Klippen, welche sich hoch erheben, weit her aus dem offenen Meere erblickt. Die Einfahrt ist ziemlich schwierig, sie ist durch einen Strom süßen Wassers gekennzeichnet, der sich nach und nach einen Weg durch die Bänke gebahnt hat. Wenn man sich der Insel nähert, erblickt man ein gut bebautes Land und die Häuser, welche unter den Bäumen halb versteckt liegen, legen durch ihre verhältnißmäßige Vollkommenheit ein rühmliches Zeugniß ab für die Eingeborenen und die Missionare, welche es verstanden haben, sie zur Arbeit zu bewegen. Die Häuser sind von Holz und haben sogar Glasfenster. Das Haus des Königs und das protestantische Bethaus stehen neben einander; der Fürst ist zugleich Seelenhirt seines Volkes. Das Bethaus hat nichts Besonderes in seiner Erscheinung, es ist ein gemeinschaftliches Gebäude, wo die Gemeinde sich versammelt, um zu beten, geistliche Lieder zu singen und die Erklärung der Bibel zu hören. Das Haus des Fürsten ist einfach ausgestattet; Pandanusmatten bedecken den Boden, in einem Gemache befinden sich die Kochgeräthschaften, welche eine ziemlich fortgeschrittene Civilisation andeuten.

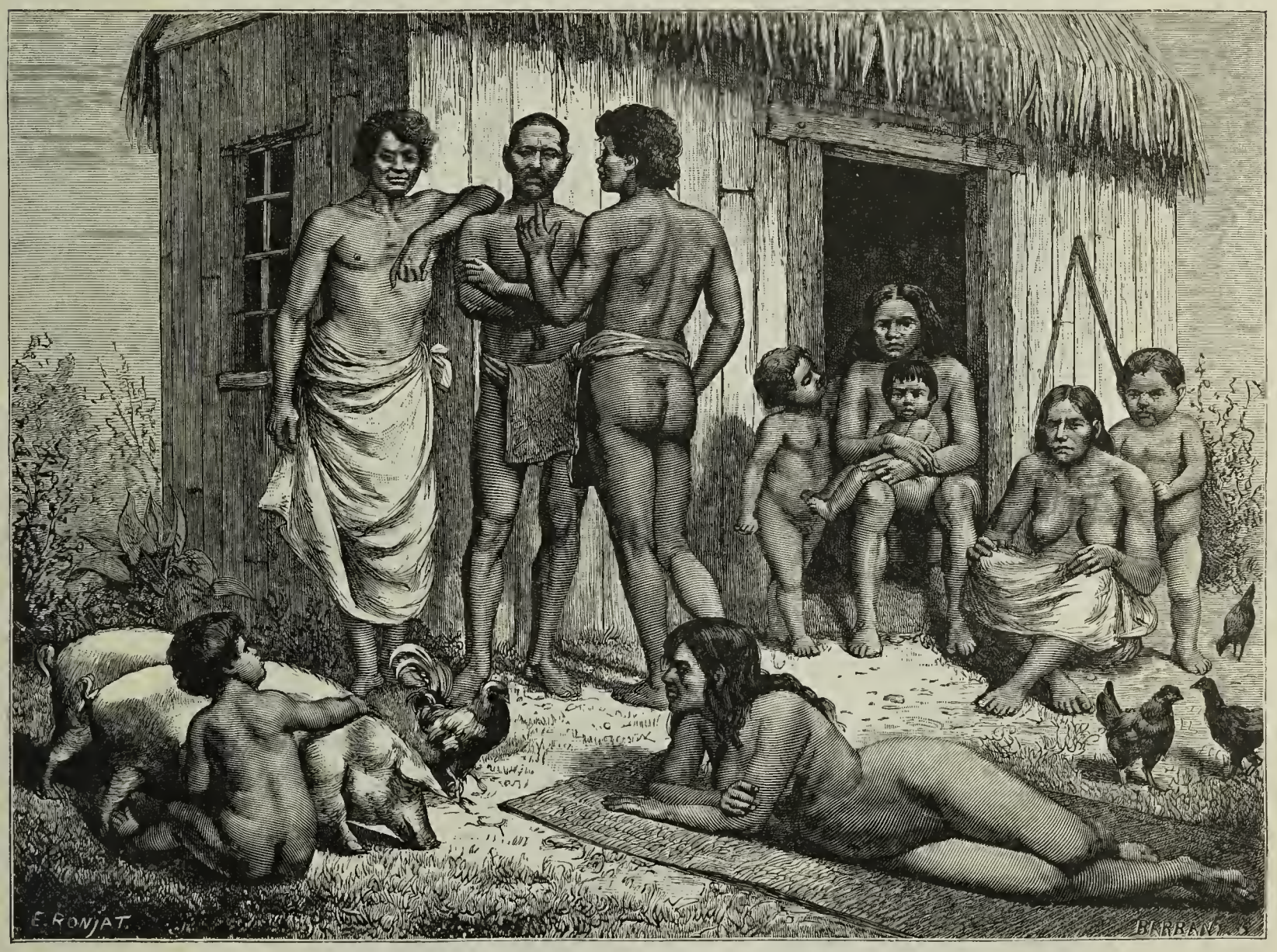
[1]) Aylic Marin, „Tour du Monde“, Nr. 1291.

Das Haus des Königs und die Kirche auf Rurutu. (Nach einer Photographie.)

Als Lager dient ein Brettergestell, welches mit einer großen Zahl Matten an Stelle der Matrazen bedeckt ist.

Die Bewohner dieser Gruppe, deren Zahl sehr zusammengeschmolzen ist und auf höchstens 1500 bis 1600 geschätzt wird, zeigen nach Meinicke die größte Verwandtschaft nach zwei Seiten, nämlich sowohl mit den Eingeborenen von Tahiti, als auch mit den Herveyinsulanern, obwohl ihre Sprache sich mehr derjenigen der ersteren nähert; auf Rapa dagegen haben sie eine eigene Sprache, welche nach dem, was darüber bekannt geworden, die von Rarotonga ist. Der eben genannte Autor glaubt daher, daß sie Rarotonganer sind, welche sich durch die lange politische Verbindung mit den Gesellschaftsinseln, wahrscheinlich auch durch Einwanderung von dorther, an die Sprache und Lebensweise der Bewohner jener Gruppe gewöhnt haben.

Sie sind durchschnittlich etwas kleiner als die Tahitier, aber ein schöner Menschenschlag, schlank, wohlgebaut, mit langem, schwarzem Haar und angenehmen Zügen, jedoch theilt der obengenannte französische Reisende die übertriebene Bewunderung für das schwächere Geschlecht durchaus nicht, ja er ist ungalant genug zu erzählen, daß er auf Tubuaï einige vollständig betrunkene Frauen gesehen hat, denen der Genuß des landesüblichen Orangeweins schlecht bekommen war. Auf anderen Inseln fand das schöne Geschlecht mehr Gnade vor seinen Augen, und die hier beigegebene Abbildung eines jungen Mädchens von Rimatara dürfte bewei-



Eingeborene von Tubuaï. (Theilweise nach Photographien.)

sen, daß diese Aenderung seiner Ansicht vollkommen berechtigt war.

Die Kleidung ist im Allgemeinen sehr einfach und hat durchaus nichts Malerisches; bei den Männern genügt ein einfaches Hüfttuch, bei den Frauen ein um den Leib geschlagenes Stück Zeug; nur bei festlichen Gelegenheiten tritt ein Oberkleid hinzu. Die Männer tragen zuweilen auch noch ein solches Stück Zeug (Pareo), auch wohl ein europäisches Hemde, dessen Zipfel lustig im Winde flattern. Kleine Unterschiede kommen natürlich auf den einzelnen Inseln vor, z. B. schneiden die Insulaner auf Rapa das Haar kurz ab, auf anderen Inseln lassen sie es lang wachsen und entweder frei herabhängen oder es wird aufgebunden. Manche tragen eine Art Turban, auch mit Federn verzierte Mützen u. s. w. An Schmuck findet man Halsbänder von Pandanus, die Tatuirung kommt (oder kam) nur auf den westlichen Inseln vor. Daß die Eingeborenen, durch den Einfluß der Missionare veranlaßt, große Sorge auf ihre Wohnungen verwenden, haben wir schon gesehen; auch dem Feldbau widmen sie besondere Aufmerksamkeit, mehr, als man dies sonst von Polynesiern gewohnt ist. Bananen und Taro sind diejenigen Pflanzen, welche besonders angebaut werden; auf den westlichen Inseln auch Baumwolle. Es wäre gewiß nicht unmöglich, andere Nutzpflanzen dort zu akklimatisiren; Zuckerrohr, Kaffee und Tabak würden auch wohl gut gedeihen. Wie beinahe alle Bewohner der Inseln des Stillen Oceans sind sie geschickte Fischer und kühne Seefahrer; als tüchtige Schiffbauer verstehen sie es nicht nur, die verschiedenartigsten einheimischen Fahrzeuge zu bauen, sondern sie haben es sogar fertig gebracht, europäische Boote nachzuahmen; das Schnitzwerk, mit welchem sie ihre Fahrzeuge verzieren, ist sehr schön gearbeitet. Sie bereiten aus Baum-

rinde Zeuge, färben sie roth und schwarz und firnissen sie mit einem Pflanzengummi. Auch mit einigen anderen Industriezweigen sind sie bekannt; sie verstehen theilweise Zucker und verschiedene Arten Schnaps zu bereiten, ebenso verfertigen sie sich Lichter aus vegetabilischen Stoffen. Ihre Religion ähnelte, bevor die Missionare dorthin kamen, ganz der der Tahitier und Rarotonganer; Götterbilder, aus Holz geschnitzt oder gut aus Stein gearbeitet, waren zahlreich. Die Marä genannten Tempel und Begräbnißstätten kommen vielfach vor; es sind viereckige Plätze, an zwei Seiten von hohen Steinwällen eingeschlossen, an der vierten Seite ein pyramidenartig aufsteigender Bau, wo die Altäre angebracht waren, während die gegenüberliegende Seite durch einen niedrigen Zaun abgeschlossen wurde. Auch

Junges Mädchen von der Insel Rimatara. (Nach einer Photographie.)

andere merkwürdige Ruinen wurden auf den Bergspitzen von Rapa durch Vancouver entdeckt; es sollen viereckige Bauten aus zum Theil sehr großen, gut gearbeiteten und polirten Steinen sein, auch Knochen will man zwischen denselben gefunden haben. Ob man es mit Festungswerken, wie vielfach angenommen wird, oder mit Begräbnißplätzen zu thun hat, scheint immer noch nicht ganz sicher; es wäre vielleicht nicht ganz unmöglich, daß, theilweise wenigstens, eine Täuschung vorliegt; die ganze Insel besteht aus malerischen Felsenbergen und es ist wohl bekannt, wie solche scharfgezeichnete Umrisse häufig den Eindruck machen, als ob sie von Menschenhand gebildet wären.

Wir übergehen die älteren staatlichen Zustände, um noch einige Worte über den Verkehr der Insulaner mit Europäern beizufügen. Rurutu wurde von Cook 1769, Raiwawai [1]) von Boenechea 1772 (nach anderen Angaben von Gayangos 1775), und Tubuaï von Cook 1777, Rapa endlich von

[1]) Der Name nach Meinicke; bei Grundemann Raiwaiwai, auch Wawitu und Laïwawaï.

Vancouver 1791 entdeckt. Die anderen Inseln fanden Engländer erst im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Das Christenthum wurde von 1820 bis 1826 von den Gesellschaftsinseln aus eingeführt; zuerst geschah dies 1820 auf Raiwawai, wohin sich ein tahitischer Lehrer, Para, begeben hatte, dem später die Missionare Nott und Henry folgten. Die ganze Insel wendete sich bald dem Christenthum zu. Auch auf Tubuaï hatte die ganze Bevölkerung kurz nach 1824 sich vom Heidenthum losgesagt. Auf Rurutu hat die Mission eine eigenthümliche, höchst interessante Geschichte [1]). Im Jahre 1820 war auf einigen Inseln des Archipels, darunter auch auf Rurutu, eine ansteckende Krankheit eingeschleppt worden. Sie wüthete hier so, daß nach kurzer Zeit von 6000 Einwohnern nur noch 314 übrig waren; darum ließen 1821 zwei Häuptlinge in ihrer Verzweiflung zwei Boote erbauen und, nachdem sie so viel Begleiter wie möglich in dieselben aufgenommen, stachen sie in See, um dem Zorn der Götter zu entgehen. Zuerst kamen sie nach Tubuaï, von wo sie nach einiger Zeit in der Hoffnung, daß die Seuche indessen aufgehört habe, in ihr Vaterland zurückzukehren beabsichtigten. Vom Sturm auf dem Meere erfaßt, ging eins der Boote unter, das andere erreichte nach unsäglichem Ungemach Maurua, wo die Bemannung von den Missionen hörte, und als sie diese, noch 25 Köpfe stark, aufsuchen wollte, die Insel Raiatea erreichte, wo sie mit Staunen sah, welche Veränderungen durch die Fremden bei ihren Stammesgenossen eingeführt waren. Als die Rurutuer zurückkehrten, erbaten sie sich die Begleitung von Missionaren und zwei Nationalgehilfen begleiteten sie; bereits 1825 war die ganze Bevölkerung getauft. Auch auf Rimatara und Rapa faßte das Christenthum festen Fuß. Von Zeit zu Zeit wurde die Tubuaïgruppe von den Missionaren, welche sich auf den Gesellschaftsinseln niedergelassen hatten, besucht; nur eine kurze Zeit lang waren zwei Goßnersche Missionare, Mohn und Hornes (1851), auf Rurutu dauernd thätig. Später machte sich französischer Einfluß geltend; trotzdem halten diese Gemeinden fest an ihrem Gottesdienst und die Missionare, die sie von Zeit zu Zeit besuchen, wissen nur Erfreuliches zu berichten. Eine weniger günstig lautende Mittheilung wurde oben bereits angeführt. Wir wir beiläufig hören, hat sich auf Raiwawai ein portugiesischer Handelsmann niedergelassen; auf den vorher genannten, von Frankreich in Besitz genommenen Inseln wird das Gesetz durch den unvermeidlichen Gendarm vertreten, um dem in die Sprache von Tahiti übersetzten Code Achtung zu verschaffen. — Vielleicht war es gerade der Umstand, daß diese Gruppe dem Verkehr mit den Europäern so fern gestanden, der die Bevölkerung trotz ihrer Abnahme an Zahl auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe geführt hat; jetzt bei häufigerem Verkehr zeigt sich schon manches Zerrbild.

[1]) Grundemann (Burkhardt). Kleine Missions-Bibliothek IV, 2. Abth., S. 103.

Die Bogotáner.

Von Dr. **Alfred Hettner.**

I.

Bogotá, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Kolumbien, liegt tief im Inneren des Landes, hoch im Gebirge. Der Reisende, der von Europa oder den Vereinigten Staaten von Nordamerika gekommen ist und bei Savenitte den bequemen Postdampfer verlassen hat, muß dem Magdalenenstrome 90 deutsche Meilen (in gerader Linie gerechnet) durch Savannen und Urwälder hindurch stromaufwärts folgen, und dann zweiundeinhalb Tage auf schlechten Saumpfaden emporklimmen, ehe er die Hochebene von Bogotá erreicht und an deren entgegengesetztem Rande die Stadt selbst liegen sieht, welche ihm seine kolumbienischen Reisegefährten als ein zweites Paris geschildert haben [1]).

Erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts giebt es eine Stadt Bogotá, aber nur der Name ist neu, der Ort selbst wurde schon im Jahre 1538, also 40 Jahre nach der Entdeckung Amerikas, gegründet. Sein ursprünglicher Name war Santafé, vom Ende des 18. Jahrhunderts fügte man, zur Unterscheidung von anderen Santafé's, den von der alten Indianerhauptstadt entnommenen Beinamen Bogotá hinzu, und seit 1819 ließ man die Bezeichnung Santafé ganz hinweg. Schon bei seiner Gründung war Santafé de Bogotá zur Hauptstadt des neuen Königreiches von Granada bestimmt, wie die Spanier die eben in diesem Theile von Amerika eroberten Gebiete nannten. Und diesen Rang der Hauptstadt hat es sowohl während der beinahe drei Jahrhunderte spanischer Herrschaft, wie nach Erkämpfung der Unabhängigkeit durch alle politischen Wechselfälle hindurch bewahrt. Aber nicht nur in politischer, sondern auch in geistiger und socialer Beziehung ist es die Hauptstadt des Landes, während es wirthschaftlich wenigstens das Centrum für den südlichen Theil der östlich vom Magdalenenstrome gelegenen Staaten bildet. In Bogotá also vereinigen sich die verschiedensten Elemente kolumbienischer Bevölkerung, haben wir die bequemste Gelegenheit, kolumbienisches Leben zu studiren, wenngleich wir uns wohl bewußt bleiben müssen, daß das Volksleben in großen Städten immer einen anderen Charakter annimmt, als es auf dem platten Lande besteht.

Für das Gepräge jeder kolumbienischen Ortschaft ist es von der größten Bedeutung, welcher Höhenregion sie angehört, denn je nach der Höhenlage sind die klimatischen Bedingungen durchaus verschieden. Tropisches Klima und tropische Vegetation finden sich in reiner Ausbildung nur in der tierra caliente, d. h. dem heißen Tieflande, etwa bis zu 500 m Meereshöhe. In der tierra templada kommen manche tropische Charakterpflanzen schon nicht mehr fort, und die tierra fria hat dieselbe mittlere Jahrestemperatur und zeitigt dieselben Pflanzen wie das mittlere Europa. Zu dieser tierra fria gehört das 2600 m über dem Meeresspiegel gelegene Bogotá. Jahr aus, Jahr ein herrscht hier

[1]) Eine weit ausführlichere Beschreibung des Weges von der Küste nach Bogotá habe ich in dieser Zeitschrift Bd. 48, S. 87 ff. und 150 ff. gegeben.

eine Temperatur von 14 bis 15° C., und man könnte sein Klima als ein ewiges Frühlingsklima bezeichnen, wenn nicht viele Monate hindurch der Himmel in einen dichten Wolkenschleier gehüllt wäre und einen feinen, aber anhaltenden, Nieselregen herniedersendete. Andere Monate dagegen sind in der That wunderbar schön; nur in den Nachmittagsstunden ballen sich vielleicht dicke Wolken zusammen und stürzt ein wolkenbruchartiger Regen herab, um bald darauf wieder heiterem Himmel Platz zu machen. Einen herrlichen Anblick gewähren an solchen Tagen die Berge, welche sich unmittelbar hinter der Stadt steil 600 bis 1000 m über dieselbe erheben und an den Seiten der engen tiefen Schlucht des Rio San Francisco die beiden Kapellen Monserrate und Guadalupe wie Adlernester tragen.

Der untere Theil von Bogotá liegt in der Ebene, der obere ist schon sanft geneigt, und die Vororte steigen an den Bergen in die Höhe. Die eigentliche Stadt ist, wie die meisten südamerikanischen Städte, durchaus schachbrettartig gebaut; die beiden Bäche, welche die Stadt durchfließen, bedingen die einzige Abwechselung in diesem Bauplane, dessen Regelmäßigkeit einem Beobachter auf den Anhöhen besonders häßlich entgegentritt. In Bezug auf die Architektur lassen sich drei Ringe unterscheiden. Den äußersten bilden die elenden strohgedeckten Lehmhütten, in welchen die ärmsten Klassen der Bevölkerung wohnen; wenn man sich dem Centrum nähert, kommt man zu getünchten, aus Adobes, d. h. luftgetrockneten Ziegeln, gebauten und mit Ziegeln gedeckten, aber immer noch kleinen und einstöckigen Häusern, und in der Nähe der Plätze stellen sich größere zweistöckige (d. h. aus Erdgeschoß und einem aufgesetzten Stockwerk bestehende) Gebäude ein, welche vielfach mit hübschen Balkons und Simsen geschmückt sind. Eine ähnliche Rangordnung von innen nach außen läßt sich auch an den Straßen beobachten. Drei oder vier Straßen in der Nähe der Plaza sind verhältnißmäßig breit und gut gepflastert, die große Mehrzahl der Straßen aber ist nicht breiter als die engen Gassen einer mittelalterlichen Stadt. Auf beiden Seiten laufen Trottoirs, die aber gerade nur für zwei Personen breit genug sind, und da die Bogotaner der mittleren und unteren Klassen nie ausweichen, hat man beständig das Vergnügen, auf das Pflaster herunter zu treten, das meistens abscheulich und dabei stark nach der Mitte der Straße geneigt ist. Denn hier pflegen sich die sogenannten Caños zu befinden, offene Rinnen, in welche aller Unrath geworfen wird, und in welchen nach starkem Regen eine gewaltige, bald die ganze Straße erfüllende Wassermasse herabkommt. In den äußeren Stadttheilen ist von Pflaster keine Rede, ohne daß etwa Chaussirung an seine Stelle träte; bei Regen ist die Straße ein dicker Koth, in welchem sich die mineralischen und animalischen Bestandtheile nur noch schwer unterscheiden lassen. Wagen können dieser Caños wegen nur in wenigen Straßen fahren, alte und kränkliche Personen bedienen sich wohl schmutziger Tragchaisen, der Güterverkehr im Inneren der Stadt muß durch Träger oder kleine Esel vermittelt werden.

Von Nord nach Süd wird die Ausdehnung der Stadt etwa 3, von Ost nach West 2 km betragen, so daß sie einen Flächenraum von 4 bis 5 qkm bedeckt. Ueber die Einwohnerzahl sind wir nicht zuverlässig unterrichtet; die verschiedenen Zählungen haben so verschiedene Resultate ergeben, daß wir ihnen keinen Glauben schenken können; eine nach dem Flächenraum und der Art der Bewohnung ausgeführte Schätzung führt uns auf eine Bevölkerung von 50 000 bis 60 000 Seelen.

Wenn wir uns in irgend eine Bogotaner Straße, z. B. die Calle Real oder die Calle Florian, versetzen und das Aussehen und Gebahren dieser Bevölkerung mustern, so tritt uns dieselbe auffallende Mischung europäischer und fremder Züge entgegen wie im Baue der Stadt. Bei den höheren Ständen sind die Ruana[1]) und der hohe Strohhut, welche ihnen für Reise und Landleben ganz unentbehrlich erscheinen, für die Stadt selbst verpönt. Auch der alte spanische Mantel wird jetzt nur noch von einzelnen älteren Herren getragen, die große Mehrzahl kleidet sich durchaus in europäischer Weise. Der feine Bogotaner trägt nur selten helle Anzüge, weiche Filz- oder gar leichte bequeme Strohhüte, meist stolzirt er in schwarzem Anzuge und Cylinder einher. Der elegante Stutzer, der erst kürzlich aus Paris zurückgekommen ist und sich eine große Auswahl von Anzügen neuester Mode mitgebracht hat, gleicht mit seinen Lackstiefeletten, dem eingeklemmten Monocle, dem weibischen Habitus durchaus den Dandies unserer Hauptstädte.

Der vornehme Bogotaner pflegt sich seiner kastilianischen oder wenigstens spanischen Abstammung zu rühmen, und wenngleich dieselbe wohl nur in seltenen Fällen wirklich ganz ungetrübt ist, so wiegt doch der spanische Typus mit seiner merkwürdigen Vereinigung indogermanischer und semitischer Züge bei ihnen entschieden vor; hohe Gestalten und schön geschnittene Gesichtszüge sind keine Seltenheiten.

Auch die Leute der mittleren Volksschichten würden es als eine große Beleidigung empfinden, wenn man sie anders denn als Blancos, d. h. als Weiße, bezeichnen wollte, und doch fließt mindestens ebenso viel indianisches wie europäisches Blut in ihren Adern. Sie sind meist kleiner und häßlicher als ihre vornehmeren Mitbürger. Die Kommis und Subalternbeamten suchen es diesen in der Tracht möglichst gleich zu thun, tragen schwarzen Anzug und Cylinder, die freilich oft bedenklich abgeschabt und zerrissen sind, die Gewerbetreibenden bedienen sich hier, wie auf dem Lande, der Ruana und des Strohhutes.

Man ist gewöhnlich auf den ersten Blick im Stande, nach Tracht und Aussehen die Männer der höheren und mittleren Stände zu unterscheiden. Bei den Frauen ist das meist schwieriger, weil sie alle auf der Straße statt des Hutes die uns so fremdartig anmuthende schwarze Mantilla um den Kopf zu nehmen pflegen, die ihnen tief über die Schulter herabhängt. Für den Kirchgang hat diese Mantilla noch die unbedingte Alleinherrschaft behauptet; als einmal katholische Europäerinnen ganz arglos mit Hut in der Kirche erschienen, begann der Priester gegen diesen Frevel zu donnern und erklärte, daß er die Messe nicht eher lesen würde, als bis sie den Hut abgenommen hätten. Die Bogotaner Frauen lassen sich dies tyrannische Verbot des Hutes auch ganz gerne gefallen, denn die Mantilla ist vorzüglich geeignet, eine unvollendete Toillette und ungekämmte Haare zu verbergen und doch die geschminkten und gemalten Gesichter und die koketten schwarzen Augen noch genügend hervorgucken zu lassen. Für Besuche und Einkäufe hat der Hut zum Theil die Mantilla verdrängt, aber die Farbe bleibt schwarz, und nur am Sonntag und in Gesellschaften erscheinen die Damen in extravaganten Pariser Toiletten.

Ob die jungen Damen Bogotás hübsch seien, das ist eine Frage, die mir natürlich oft vorgelegt worden ist: De gustibus non est disputandum. Manche unserer Landsleute haben sich durch ihre Augen und andere Reize gefangen

[1]) Der kolumbianische Name für Poncho; ein viereckiges Stück Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den man den Kopf hindurchsteckt.

nehmen lassen, ich habe wenige gesehen, denen ich das Prädikat schön oder auch nur hübsch zuertheilen möchte. Die meisten haben weder schöne Figuren, noch schöne regelmäßige Gesichtszüge, und der Ausdruck derselben ist mir oft geradezu unangenehm gewesen. Vor den bis zu den Augen herabhängenden, künstlich wirren Haaren, vor der dick aufgetragenen Schminke und Farbe sieht man beinahe nichts mehr von der natürlichen Physiognomie, die Züge sind stumpf und geistlos, aus den Augen leuchtet lediglich Vergnügungssucht und Koketterie entgegen, die Cigarette, welche sie zwar nicht auf der Straße, aber ganz ungenirt in jeder Gesellschaft rauchen, gewinnt ihnen auch nicht gerade unsere Sympathie. Mit vierzehn Jahren ist das junge Mädchen ganz erwachsen, mit dreißig Jahren ist es meist schon wieder verblüht.

Unter den Mädchen des Volkes, von ganz oder ziemlich reiner indianischer Abstammung, scheinen mir hübsche Figuren und hübsche Gesichter viel zahlreicher zu sein. Ist es doch ein unberechtigter indogermanischer Hochmuth, wenn wir glauben, die körperliche Schönheit gepachtet zu haben! Von den Modenarrheiten der höheren Stände haben sich diese Indianermädchen noch frei erhalten, Puder und Schminke sind ihnen unbekannt, das lange schwarze Haar wird glatt gescheitelt und hängt in zwei Zöpfen über den Gürtel herab, sie tragen ein einfaches Kattunkleid, im Hause gehen sie barfuß, auf der Straße in Alpargatas, d. h. Strohsandalen. Freilich ist die Blüthe auch bei ihnen rasch vorbei. Die älteren Frauen sind häßlich von Angesicht und haben eine rauhe kreischende Stimme, grobe, gemeine Bewegungen. Sie begnügen sich schon nicht mehr mit Cigaretten, sondern rauchen Cigarren und stecken dieselben, um sich den Genuß zu vergrößern, mit dem brennenden Ende in den Mund. Vom Kopfe hängt ihnen die Manta herab, ein großes Shawltuch, das ebenso wie der Rock gewöhnlich von dunkler Farbe ist, und über der Manta tragen sie einen kleinen Strohhut von derselben Form wie die Männer.

Bei den Männern ist die Frische der Jugend noch viel rascher verschwunden. Unter den armen, in dürftigen Kleidern, oft in Lumpen umherlaufenden Kindern sieht man recht viele hübsche Gesichter, aber schon im Jünglingsalter machen sich die charakteristischen Züge der Chibcha-Indianer geltend, die wir nicht anders denn als häßlich bezeichnen können. Die Gestalt ist meist klein und schwächlich, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist breit und stumpf, der Nasensattel niedrig, die Augen selbst sind klein und schmal, die Hautfarbe ein leichtes Gelbbraun, der Bartwuchs sehr spärlich, kurz das ganze Gesicht erinnert an den bekannten mongolischen Typus. Die straffen und meist sehr dichten schwarzen Haare werden mit Vorliebe in die Stirn hineingekämmt und dicht über den Augenbrauen abgeschnitten.

Wenn man hört, daß diese unteren Volksklassen reine Indianer oder höchstens Mischlinge von Weißen und Indianern seien, so darf man freilich nicht an die federgeschmückten Helden unserer Indianergeschichten denken, die jeden Begegnenden schlankweg skalpiren. Dieses hier sind harmlose gutmüthige Gesellen, welche ihre Sprache und ihre Sitten längst vergessen haben, dich auf Spanisch anreden und vor dem Krucifix ehrerbietig auf die Knie fallen. Statt des Federschmuckes tragen sie einen Strohhut, über dem Hemde hängt die bunte Ruana, an den Beinen haben sie ganz gewöhnliche, vielleicht in Deutschland verfertigte, Hosen, die Füße sind, wenn überhaupt, mit Strohsandalen bekleidet, und über das Ganze breitet sich ein harmonischer Schmutz.

In jeder Straße Bogotás stößt unser Auge auf eine Reihe auffälliger Typen, welche diesen unteren Volksklassen angehören. Da sind die Wasserträger und -trägerinnen, welche in großen irdenen Gefäßen auf ihrem Rücken das Wasser von den öffentlichen Brunnen in die Häuser tragen, da sind zerlumpte Gesellen, einfach als Peone bezeichnet, welche unseren früheren Eckenstehern entsprechen und irgend eines Auftrages harren, da kommen andere schon mit schweren Kisten auf dem Rücken oder mit einer Trage voll von Möbeln, da sitzen an den Mauern der Kirchen zahlreiche Bettler, welche die häßlichsten Geschwüre zur Schau tragen und in Folge völliger Verwahrlosung statt der Gliedmaßen oft nur noch Fleischklumpen haben und darin lediglich einen willkommenen Vorwand zum Betteln erblicken. Dort sieht man einen Trupp von Sträflingen mit der Reinigung einer Straße oder einer ähnlichen Arbeit beschäftigt. Zu ihrer Bewachung steht eine fast ebenso große Menge von Soldaten um sie herum, meist Indianer aus Boyacá, oft blutjunge Burschen von 14 bis 15 Jahren, die kaum ihr Gewehr tragen können. Die Uniform ist der französischen nachgebildet, aber meist in zerrissenem Zustande, als Kopfbedeckung werden Käppis geliefert, aber da sie gegen die starken Sonnenstrahlen nicht genügend schützen, trägt man lieber einen Strohhut und stülpt das Käppi auf diesen auf. Marsch und Haltung lassen viel zu wünschen übrig, und es ist überhaupt fraglich, wer elender und zerlumpter aussieht, ob die Soldaten oder ihre Pflegebefohlenen, die Sträflinge, mit denen sie kordial verkehren. Die Officiere, welche meist den mittleren Ständen angehören und einen wenig feinen und intelligenten Eindruck machen, gehen gewöhnlich im Civilanzuge und tragen nur die Mütze und im Dienste den Säbel als Abzeichen ihres Berufes.

Damit sind die wichtigsten Typen bezeichnet, welche uns in den Bogotaner Straßen entgegentreten. Ein Leser, der etwa Buenos Aires oder Valparaiso kennt, dürfte erstaunt sein, daß ich die Fremden nicht erwähnt habe; aber in Bogota ist die Zahl derselben in der That verschwindend gering. Die Zahl der Deutschen mit ihren Frauen und Kindern beträgt nicht mehr als 40 bis 60 Seelen; es sind namentlich Kaufleute, einige wenige Lehrer und Handwerker. Die englische Kolonie ist noch schwächer und zersplitterter. Etwas zahlreicher sind die Franzosen und Italiener, jene Modisten, Friseure, Tischler und dergl., diese besonders Klempner und Schuhmacher. Jeder Fremde der höheren Stände ist in ganz Bogotá von Ansehen bekannt, jeder neue Ankömmling ist ein Wunderthier, das neugierig begafft wird, bis er allmählich eine gewöhnte Erscheinung des Bogotaner Straßenrepertoires geworden ist.

Die Herkunft der Bohne.

F. M. Es hat lange Zeit die Ansicht geherrscht, daß die Griechen und Römer unsere gemeine Schmink- oder Gartenbohne (Phaseolus vulgaris) unter den bei den alten Schriftstellern vorkommenden Namen Dolichos, Phaseolos, Faseolus, Phasiolus, Smilax Kepaea, Loboi angebaut hätten, und man verlegte ihre ursprüngliche Heimath theils nach Indien, theils nach Kleinasien. G. v. Martens führt die Stelle des Homer, Ilias 13, 588 an: „Wie von der breiten Schaufel herab auf geräumiger Tenne, Hüpfet der Bohnen Frucht, der gesprenkelten, oder der Erbsen", um zu beweisen, daß zu Homer's Zeiten die Gartenbohne schon eine häufig gebaute Hülsenfrucht war. Doch hat Wittmack unter den von Virchow aus Troja mitgebrachten Samen an Hülsenfrüchten nur Saubohne (Vicia Faba), Erve (Ervum Ervilia), Gartenerbse (Pisum sativum) und vielleicht rothe Platterbse (Lathyrus Cicera), aber keine Bohne (Phaseolus) gefunden. Wittmack folgt der Ansicht Victor Hehn's, daß Homer die Saubohne (Vicia Faba) gemeint habe.

Auch in den Pfahlbauten der Schweiz, Savoyens, Oesterreichs und Italiens hat man, wie Decandolle [1]) erwähnt, die Bohne nicht gefunden. Ebensowenig finden sich Anzeichen von ihrem Vorkommen im alten Aegypten. Man kennt ferner keinen hebräischen, altchinesischen oder Sanskrit-Namen, welcher denen von Phaseolus oder Dolichos der Botaniker entspräche. Hiernach schien es schon sehr zweifelhaft, daß die Kultur der Bohne in Europa und dem Orient eine sehr alte sei. Immerhin glaubte man annehmen zu können, daß mit dem Dolichos des Theophrast unsere Stangenbohne, mit dem Fasiolos des Dioscorides die Zwerg- oder Strauchbohne unserer Kulturen gemeint seien, welche beide die jetzigen zwei Hauptrassen der gemeinen Schminkbohne (Phaseolus vulgaris) ausmachen.

Diese Ansichten wurden aber gänzlich verändert, als Reiß und Stübel aus den Gräbern des Todtenfeldes von Ancon in Peru Samen mitbrachten, unter welchen L. Wittmack unsere Gartenbohne fand [2]). Die peruanischen Mumien sind bekanntlich meist in hockender Stellung in den Gräbern zu finden; sie halten oft einen Maiskolben in der Hand, oder Mais in Kolben resp. in Körnern, sowie andere Nahrungsmittel sind ihnen in einer Schale beigegeben. Die Bohnen (Phaseolus vulgaris) fanden sich theils ganz für sich allein in einer Schale, theils im Gemenge mit der in Peru und Chile einheimischen Art Phaseolus Pallar Molina, die mit der Mondbohne (Ph. lunatus) nahe verwandt scheint [3]), ferner mit Maiskörnern, Kürbiskernen ꝛc. Von unserer gemeinen Bohne traf Wittmack unter den peruanischen Funden drei Sorten an, von denen die eine mit der jetzt in Europa und vielen Kolonien massenhaft gebauten purpurrothen Dattelbohne (Phaseolus vulgaris var. oblongus purpureus) genau übereinstimmt, während die anderen der elliptischen Ph. vulg. var. ellipticus und der kugeligen Ph. vulg. var. sphaericus angehörten. Die erstere soll nach v. Martens in Europa erst seit etwa 1853 bekannt sein. Es ist daher nicht anzunehmen, daß sie erst von den Spaniern aus Europa nach Peru gebracht worden sei. Wenn ferner auch das große Todtenfeld von Ancon zur Zeit der Eroberung oder später noch Leichen aufgenommen hat (was nach allen Anzeichen wohl möglich ist), so ist doch, wie Wittmack zu bedenken giebt, kaum anzunehmen, daß die Eingeborenen ihren Todten vorzugsweise neu eingeführte Produkte sollten mit ins Grab gegeben haben. In Bezug auf Begräbniß-Ceremoniell verläßt man noch heutzutage selten die alte, gute Sitte. Auch ist es Decandolle aufgefallen, daß in der von de Rochebrune aufgestellten Liste von Pflanzenarten aus den Gräberfunden nur amerikanische Arten vorkommen [1]). Augenscheinlich sind also diese Pflanzen und Samen entweder vor der Eroberung niedergelegt worden, oder es haben auch die Bewohner Sorge getragen, in die späteren Gräber keine ausländischen Arten hineinzulegen.

Wittmack spricht daher die Ansicht aus, daß die Gartenbohne gar nicht in der alten Welt, sondern *in Amerika einheimisch sei* [2]). Er stützt sich dabei des Weiteren auf eine Stelle Acosta's (Historia natural y moral de las Indias 1590, p. 245, I.), wo es heißt: „Und nun auf die Küchenkräuter und Küchengewächse zu kommen! Obgleich es davon verschiedene giebt und viele andere außer den genannten (d. h. Ananas, Melonen und Obst), so habe ich doch nicht gefunden, daß die Indianer besondere (mit Mauern umgebene) Küchengärten haben, sondern daß sie (einfach) Stücke Landes für die Gemüse, die sie brauchen, bebauen, wie z. B. für die, welche sie *Frisoles* und Pallares nennen, und die ihnen dienen wie uns die Kichererbsen (oder Erbsen), Saubohnen und Linsen, und ich habe nicht bemerkt, daß sie diese (d. h. *letztere*), noch andere Gattungen europäischer Gemüse *vor der Ankunft* der Spanier hatten." An einer anderen Stelle (l. c. p. 271) nennt Acosta Alles, was von den Spaniern nach Amerika gebracht sei, darunter sind Frisoles nicht verzeichnet.

Das Wort frizol oder frisol (Bohne) wurde gewöhnlich von phaseolus abgeleitet. Nach Chao's Diccionaro encyclopedico (1853) ist es aber ein *amerikanisches* Wort; wie Dr. Reiß vermuthet, stammt es von Westindien oder der Nordküste Südamerikas. Daß die grönländischen Vorläufer des Columbus die Bohnen nach Amerika gebracht haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, noch weniger aber, daß die Bohnen sich so schnell verbreitet hätten, um zur Zeit der alten Pernaner schon von diesen benutzt worden zu sein. Man könnte annehmen, daß sie von asiatischen Einwanderern nach Amerika gebracht worden seien. Dagegen sprechen aber die bereits erwähnten Gründe. Wird doch in China die Gartenbohne kaum kultivirt!

Die Beschreibungen der Alten lassen sich nun nach Wittmack *eben so gut auf die mit der Bohne sehr nahe verwandte Gattung Dolichos* (langhülsige

---

[1]) Der Ursprung der Kulturpflanzen. Uebersetzt von Goeze. 1884. S. 428.

[2]) Sitzungsber. d. Bot. Vereins der Provinz Brandenburg. 19. December 1879.

[3]) Die Mondbohne wird heute in allen Tropenländern angebaut und ist sicher in Südamerika einheimisch; ob sie außerdem in anderen Erdtheilen ursprünglich wild vorkommt, bleibt zweifelhaft. Decandolle ist geneigt, anzunehmen, daß sie durch den Sklavenhandel von Amerika nach Guinea eingeführt wurde und von dieser Seite aus das Innere des Landes und die Küste von Mozambique erreichte.

[1]) In dieser Liste kommt die Gartenbohne *nicht* vor.

[2]) Nachr. aus d. Klub d. Landwirthe. 1881, Nr. 115.

Bohne) deuten, von der man noch heutzutage, selbst in Norditalien, namentlich eine weiße Sorte mit schwarzem Auge als faseoli all' occhi in großer Menge genießt.

Der Ansicht, daß die Gartenbohne amerikanischen Ursprungs sei, stimmt Professor Körnicke neuerdings vollständig bei und fügt den angeführten Gründen noch einen neuen hinzu[1]). Die Repräsentanten der Gartenbohne aus den Gräberfunden sind nach Wittmack alle Strauchbohnen. Die Vertreter dieser Art in Deutschland und Italien im 16. Jahrhundert und auch lange nachher waren Stangenbohnen. Sie wurden nach dem Zeugnisse von Hieronymus Bock (1539) und Caesalpin gleich in zahlreichen Farbenvarietäten eingeführt. Vorher waren sie in beiden Ländern unbekannt und daher wahrscheinlich auch in Frankreich. Die niedrigen Strauchbohnen sind erst viel später eingeführt worden. Es würde nun sehr auffallend sein, wenn sie in Spanien schon vor der Entdeckung Amerikas kultivirt gewesen und nur nach diesem Erdtheile, nicht auch nach Deutschland und Italien gewandert wären.

Körnicke geht nun aber noch einen Schritt weiter, indem er die Frage präcis zu beantworten sucht, was denn die unserer Gartenbohne ähnliche Kulturpflanze der Alten gewesen sei.

Zunächst weist Körnicke die Angabe in Pritzel und Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, daß man vor dem 16. Jahrhundert unter Phaseolus Lupinen und Erbsen verstanden habe, als in der Hauptsache unrichtig zurück.

Für die weitere Untersuchung ist es wichtig, daß nach Plinius, Dioscorides und Columella (1. Jahrh. n. Chr.) nicht bloß die Samen der Pflanze, sondern namentlich die jungen grünen Hülsen genossen wurden. Aëtius (Anfang des 6. Jahrh. n. Chr.) sagt ausdrücklich, daß dies nur mit dieser Pflanze geschähe. Auch ist in Rechnung zu ziehen, daß diese Bohnen theilweise an Stangen gezogen werden mußten.

Nach Aëtius decken sich die Namen Dolichos, Phasiolos, Loboi und Melax Kepaea. Letzteres ist offenbar die Smilax Kepaea des Dioscorides. Die dünnen Stengel dieser Pflanze winden sich nach Dioscorides um andere Pflanzen herum und erreichen eine solche Höhe, daß sie Lauben bilden. Sie trägt eine Frucht wie das Bockshorn (Trigonella foenum graecum L.), nur länger und voller (fleischiger). In dieser befinden sich nierenförmige Samen von ungleicher Farbe, indem sie zu einem Theile röthlich sind. Die Frucht wird zusammen mit dem Samen als Gemüse gegessen.

Neben dieser Smilax Kepaea schildert Dioscorides unter dem Namen Phasiolos noch eine andere Nahrungspflanze, die auch grün genossen wurde, aber wahrscheinlich nicht die Höhe der Smilax Kepaea erreichte.

Diese Angaben lassen sich nun nach Körnicke auf eine Bohnenpflanze beziehen, welche noch jetzt in wärmeren Ländern gebaut wird und von den Botanikern mit verschiedenen Namen belegt worden ist. Sie tritt in zwei Formen auf, nämlich als Strauchbohne und als Stangenbohne. Der ersteren sind die Namen Dolichos melanophthalmus DC., D. monachalis Brotero, D. Lubia Forskal (Lubiabohne), D. sesquipedalis L. beigelegt worden. Die Stangenbohne erhielt die Namen Dolichos Catiang L. (Catiang ist der Sunda-Name für die bohnenartigen Pflanzen), D. sinensis L., D. tranquebaricus Jacquin[2]).

Der Stangenform würde nun nach Körnicke im Allgemeinen die Smilax Kepaea, der Strauchform der Phasiolos des Dioscorides entsprechen.

Der Name Phasiolos (bei anderen Schriftstellern Phaseolos, phaselos[1]) ist unter verschiedenen Formen in das Lateinische und spätere Griechisch übergegangen. Heutzutage werden als Phasulia unsere gewöhnlichen Gartenbohnen in Griechenland bezeichnet; Phasulia Smyrnaika sind dagegen Dolichos melanophthalmus, welcher dort häufig gebaut wird. Die Römer kannten nur diese Strauchform. (Der Phaseolos des Galen bezeichnet dagegen eine Stangenbohne.) Ein Fasiolus findet sich unter der Liste der Gemüse, welche Karl der Große auf seinen Besitzungen auszusäen befahl, doch glaubt Körnicke diesen nicht hierher ziehen zu dürfen, da Dolichos melanophthalmus einen wärmeren Sommer verlangt, als Deutschland ihn bietet[2]). Dagegen wird der Faseolus des Albertus Magnus unsere Art sein, da die Samen das charakteristische Merkmal des Dolichos melanophthalmus DC., nämlich einen schwarzen Fleck am Nabel zeigten. Die Bohnen, von denen Petrus de Crescentiis (um 1305) und Caesalpin (1583) spricht, waren auch niedrige Strauchformen. Die Abbildung, welche Matthioli (1558) giebt, beweist wenigstens für Italien mit Sicherheit, daß die niedrige Bohne nicht unsere Gartenzwergbohne (Phaseolus vulgaris nanus) war. Ja, es findet sich sogar schon in dem farbigen Bilderwerke des venetianischen Arztes Rinio, De simplicibus, aus dem Jahre 1415 auf der St. Markus-Bibliothek in Venedig als Faseolus der Dolichos melanophthalmus DC. abgebildet. Dasselbe ist der Fall in den beiden Codices des Dioscorides aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., welche als Phasiolos die genannte Pflanze abbilden, während für Smilax Kepaea eine Darstellung fehlt.

Es sei noch erwähnt, daß die Bezeichnung Lubia (Loubya, Loubye), unter welchem Namen die Dolichos Lubia Forsk. in Aegypten angebaut wird, wahrscheinlich mit dem griechischen Loboi (s. o.) zusammenhängt. Der Name scheint von den Arabern übernommen und weiter verbreitet worden zu sein und er bezeichnet heute fast überall, wo Arabisch gesprochen wird, die alte Bohne. Auch in der Oase Siwah, wo nur Wenige Arabisch verstehen, wird sie Lubié genannt. In Chiwa (Centralasien) heißt sie Lobia. In Ostindien besteht der Name Lobia für die alte Bohne neben Loba, welcher die Gartenbohne bezeichnet. Im heutigen Griechenland bedeutet Lubia unsere Gartenstrauchbohne.

Die ganzen Hülsen der alten Bohne, deren beide Formen (Stangenbohne und Strauchbohne) Körnicke unter dem Namen Vigna sinensis Endl. zusammenfaßt, werden in Italien und Griechenland gegessen, aber, wie es scheint, als Salat. In Peking essen die Europäer die jungen Hülsen gekocht, die Chinesen vermuthlich auch. Die Pflanze wird um Peking viel gebaut, aber die Gartenbohne fehlt daselbst.

Das Vaterland der alten Bohne ist Centralafrika, wo sie nach Schweinfurth wild wächst. Schon Schimper sammelte sie 1837 in Abessinien, Kotschy in Kordofan. Wie sie von dort aus nach Europa gekommen ist, bleibt räthselhaft. Von ihrem Anbau in Aegypten im Alterthume ist nichts

---

[1]) F. Körnicke, Zur Geschichte der Gartenbohne. Verhdl. d. Naturhist. Vereins der Preuß. Rheinlande und Westphalens. 1885.

[2]) Wie wir oben sahen, hat bereits Wittmack auf die Möglichkeit hingewiesen, daß die alte Bohne der Gattung Dolichos angehörte.

[1]) Nach Galen ist phaselos nicht dasselbe wie phaseolos, sondern bedeutet einen Lathyros (Lathyrus sativus L.). Er scheint diesen phaselus selbst nicht gesehen zu haben. Körnicke vermuthet, daß es die rothblühende Erbse gewesen ist, welche daher später in Westdeutschland die Namen Fäselen, Feseln oder Faseln geführt habe.

[2]) Was ist denn nun aber dieser Fasiolus? Vielleicht die Lupine, wie Pritzel und Jessen (s. o.) wollen?

bekannt; erst im 6. Jahrhundert wird sie erwähnt. Den Griechen war sie schon vor den Zügen Alexander's des Großen bekannt. Von ihnen haben sie jedenfalls die Römer bekommen.

Auch für die Gartenbohne hat Prof. Nein Afrika als Vaterland angenommen. Doch haben wir keinerlei Anzeichen, daß sie dort wild vorkommt. Auch wird sie im Inneren Afrikas nicht angebaut, sondern die Mondbohne (Phascolus lunatus) vertritt ihre Stelle. Nach Allem, was wir bis jetzt wissen, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß unsere Bohne außer in Amerika auch in der alten Welt ursprünglich einheimisch sein sollte[1]).

Als ein etymologisches Kuriosum mag noch die Herkunft der französischen Bezeichnung „haricot" für Bohne erwähnt werden. Decandolle leitete das Wort von dem italienischen „Araco" ab, welches sich bei Duraute und Matthioli findet und die Ochererbse (Lathyrus Ochrus) bezeichnet. Körnicke widerspricht dieser Ansicht, indem er meint, daß „Araco" nur ein gemachter Büchername sei, den man aus dem griechischen „Arakos" gebildet habe, weil ein italienischer Volksname für diese dort nicht kultivirte, sondern nur als Unkraut wachsende Pflanze nicht vorhanden gewesen sei. Ein solcher künstlicher Name werde aber schwerlich vom Volke auf eine zur Zeit schon sehr viel gebaute und genossene Pflanze übertragen worden sein.

Körnicke hält dagegen die Erklärung für richtig, welche sich im „Dictionnaire historique de l'ancien langage françois" von La Curne de Sainte-Palaye findet. Haricot bezeichnet ursprünglich ein Gericht aus klein geschnittenem Hammelfleisch mit verschiedenen Zuthaten. Als solche nahm man später Gartenbohnen (ursprünglich Fèves peintes genannt[1]) und nannte dieselben daher fèves de haricot, zuletzt kurzweg haricot. Nen ist diese Ansicht nicht. Decandolle hat sie noch kürzlich in seinen „Kulturpflanzen" zurückgewiesen, im Einklange mit seiner bereits früher geäußerten Ansicht. Er gründet seinen Einwurf darauf, daß zu dem „haricot" genannten Gericht nur Rüben genommen würden[2]). Dies ist allerdings die gegenwärtige Zubereitung (auch Kartoffeln werden benutzt), daß aber früher auch Gartenbohnen genommen wurden, geht aus dem Dict. Acad. von 1694 hervor, wie Körnicke zeigt. Dort werden nämlich die Gartenbohnen „Febves (fèves) de haricot" genannt. So hat das Wort „haricot" zwei Bedeutungen gewonnen, welche heutzutage in keinem Zusammenhange zu stehen scheinen. — Für die Uebertragung des Namens eines Gerichts auf die Pflanze selbst führt Körnicke ein interessantes Beispiel aus dem Deutschen an. Die Hirse (Panicum miliaceum) wird bekanntlich in Form eines Breies genossen und daher nennt man die Hirsepflanzen auf dem Felde in Steiermark Hirsbrei und in anderen Gegenden Oesterreichs einfach Brei. Vielleicht erklärt sich auch der Name des Maises: gelbe Blende, und des Buchweizens: schwarze Blende, in Tirol aus dem Italienischen: Polenta.

---

[1]) Das von John Forrest in Westaustralien gefundene angeblich wilde Exemplar dürfte nicht ernstlich in Betracht kommen.

[1]) Fève ist die Saubohne (Vicia Faba).

[2]) Géogr. bot. p. 961—962. On attribue quelquefois l'origine du mot haricot à l'emploi qu'on faisait, dit-on, de ce légume pour le plat appelé haricot (Phillips, Hist. cult. veg. I, p. 74, qui l'avait probablement tiré d'un livre français), mais, en fait, le plat nommé haricot est composé avec du mouton seul ou du mouton et des navets (Dict. Acad. 1835).

Ruder und Canoes in Westafrika.

Von Dr. **Pechuël-Loesche.**

Wer mit einem der Post und Güter befördernden Dampfer während einer wochenlangen Fahrt fast immer in Sehweite der westafrikanischen Küste entlang reist, hat überreiche Gelegenheit, die Umständlichkeit und Unsicherheit des Verkehres zwischen Land und Meer kennen zu lernen. Nicht selten läuft der Dampfer von Faktorei zu Faktorei, oder von einer Gruppe derselben zur anderen, hier Briefe und Packete, dort auch noch kleine Mengen Güter und an einzelnen Orten viele Bootsladungen Ballen, Fässer, Säcke abgebend oder aufnehmend.

Es ist ebenso mühsam wie zeitraubend, alle Aufträge richtig zu erfüllen, und mancher Auftrag wird erst während der Rückfahrt oder durch zweite Hand besorgt, weil der Kapitän des Dampfers den Bestimmungsort ahnungslos passirte oder nicht finden konnte, oder weil es nicht möglich war, mit dem Lande in Verbindung zu treten. Die Gleichförmigkeit langer Küstenstrecken ist derartig verwirrend, daß sich namentlich bei häufig eintretendem dunstigem Wetter oder bei Nacht auch der erfahrenste Seemann über die Lage einzelner Orte zu täuschen vermag. Zuweilen kann aber auch ein Verkehr zwischen Dampfer und Faktoreien nicht stattfinden, weil die an dem einförmigen Strande tosende Brandung ihn nicht gestattet.

Da an den bei weitem meisten Handelsniederlassungen Westafrikas die Ver- oder Entladung von Gütern stets am flachen Strande zu geschehen hat, geht selbst bei schwacher Brandung der Austausch zwischen Faktorei und Schiff nur langsam vor sich; bei stärker bewegtem Meere wird er noch viel mehr verzögert und wird auch gefährlich; bei sehr starker Brandung wird er unmöglich. Zuweilen entschließt sich wohl ein Kapitän, dem es an Ladung fehlt, während der Heimreise, wenn ihm mittels Signalen von einem Handelsplatze ein verlockender Zuwachs versprochen wird, seinen Dampfer vor Anker zu legen und mehrere Tage lang auf das Niedergehen der Brandung zu warten. Aber seine Hoffnung wird nicht immer erfüllt und nur die Schiffer harren geduldig aus, die zu dem besonderen Zwecke geschickt sind, Faktoreien mit neuen Waaren zu versehen und die eingetauschten Güter abzuholen.

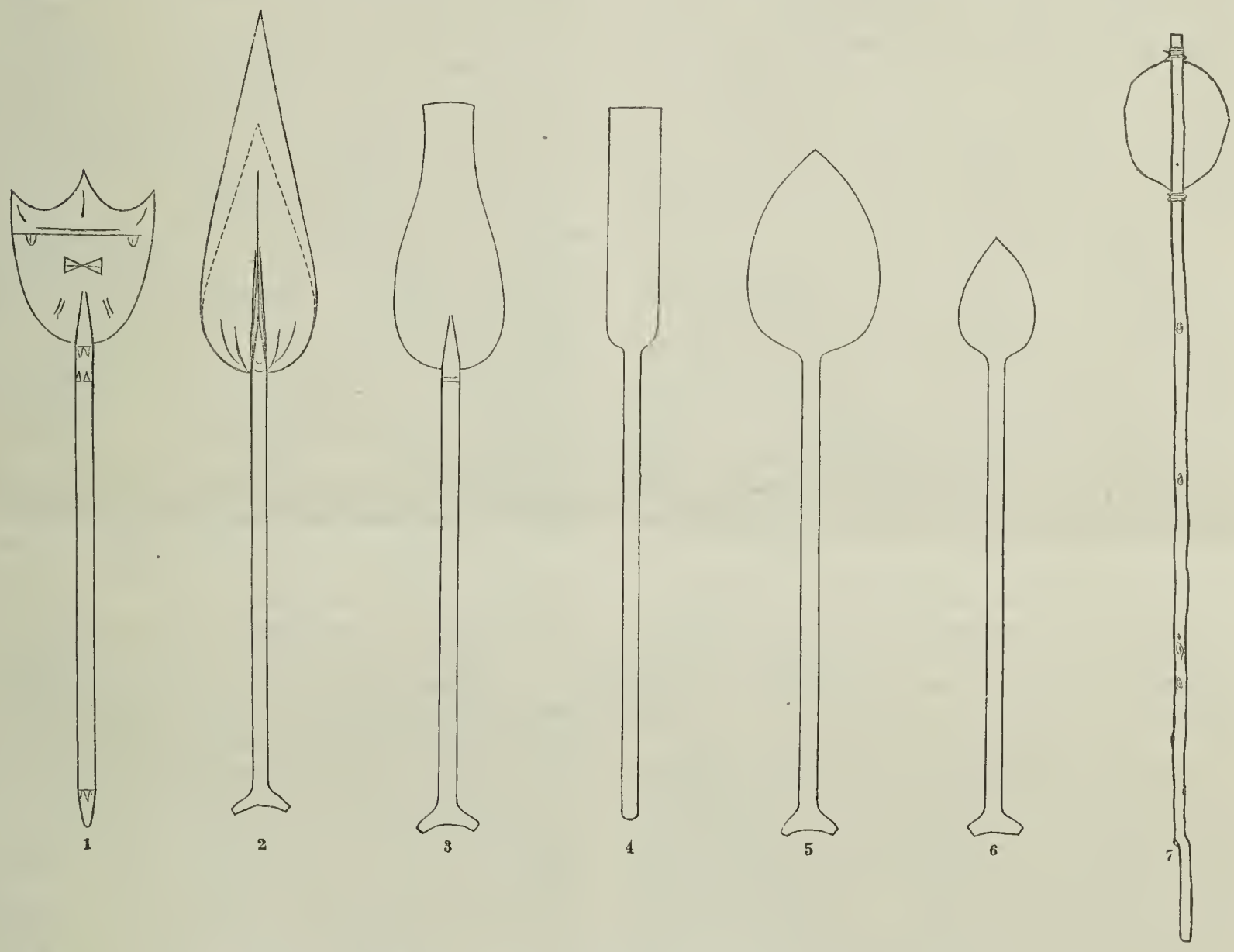
Das Passiren der Brandung, eines verhältnißmäßig schmalen Gürtels von langgestreckten, sich aufbäumenden und endlich überstürzenden Rollern, ist dem erfahrenen Manne ein viel bedenklicheres Unternehmen, als dem Neulinge an der Küste, weil letzterer die Tücken der Brandung noch nicht kennt und ihre Gewalt leicht unterschätzt.

In der Regel wird das Passiren der Brandung vom

Meere zum Lande für leichter erachtet, als das in umgekehrter Richtung, weil das kleine Fahrzeug im ersteren Falle mit den Rollern läuft, im letzteren gegen die Roller gerudert werden muß. Es ist Aufgabe des erfahrenen Befehlshabers der kleinen Mannschaft, den richtigen Augenblick zu erkennen, während dessen einige schwache Roller auf einander folgen werden, um gerade dann die kurze Strecke des gefährlichen Gürtels zu durchmessen. Seine Aufgabe ist es, den Bug des Fahrzeuges in der richtigen Lage zu erhalten und zugleich das Wort zu geben, damit seine Leute zur rechten Zeit mit Aufbietung aller Kräfte die Ruder gebrauchen.

Kommt das Fahrzeug aus der Richtung, wird es von einem brechenden Roller eingeholt oder, beim Ausgehen, von vorn gefaßt, ehe es den heranrosenden Wasserwall erklimmen kann, so wird es mindestens mit Wasser gefüllt. Nicht selten aber wird es auch seitwärts überworfen, um und um gewälzt oder, in besonders unglücklichem Falle, sogar in seiner Kielrichtung nach hinten übergestürzt. Unter solchen Umständen können selbst stark gebaute Boote mitten durchgebrochen, auch in Stücke zerschlagen oder doch vielfach beschädigt werden. Güter, die nicht schwimmen, gehen nur zu oft verloren, so daß die Händler einen gewissen Verlustsatz durch die Brandung in Rechnung zu bringen pflegen. Aber auch Menschen ertrinken oder werden noch häufiger von dem überworfenen Fahrzeuge in dem tosenden Wasserschwalle getroffen und schwer beschädigt oder getödtet. Darum sucht jeder Insasse, wenn der Unfall unvermeidlich ist, möglichst weit seitwärts hinauszuspringen.

Die Kaufleute bedienen sich der in Europa gebauten



Westafrikanische Ruder. (Nach Originalzeichnungen von Dr. Pechuël-Loesche.)

Brandungsboote, die besonders stark, kiellos und doppelendig mit hochgezogenem Bug und Stern konstruirt sind, so daß sie möglichst schwimmfähig sind und auf den sandigen Strand gezogen werden können.

Die am Meere vorhandenen Eingeborenen, die fast tagtäglich in ihren Canoes den Brandungsgürtel passiren, um seewärts dann dem Fischfange obzuliegen, sind naturgemäß auch die berufensten Leute, um die Verschiffung von Gütern zu übernehmen. Ihnen vertraut der weiße Mann seine Brandungsboote und Waaren an, und enthält sich, falls er selbst mit ihnen fahren sollte, jeder Einmischung während der kritischen Minuten.

Ein großer Ehrgeiz beseelt die verschiedenen Mannschaften und ein tüchtiger Bootsführer ist sich seines Werthes wohl bewußt. Er kennt jedoch die Tücken der Brandung zu gut, als daß er sich angesichts derselben nach afrikanischer Art brüsten sollte; nicht selten antwortet er auf die scherzhafte oder ernsthafte Frage, ob die Durchfahrt ohne Unfall gelingen werde, in seiner Weise: „Das steht in Gottes Hand.“

Fast ausnahmslos bedienen sich die Bootsmannschaften der kurzen Handruder, der Paddel, die sie auf dem Bootsrande sitzend gebrauchen. Und wenn sie sich auch zeitweilig nach entlegenen Gegenden verdingen, so suchen sie doch auch dort den Rudern die Formen zu geben, die in ihrer Heimath üblich sind. So kann man mit ziemlicher Sicherheit aus der Gestalt der gebrauchten Ruder auf die Stammesart der Bootsleute schließen. Denn die Ruder wie die Canoes der Küstenbewohner sind von sehr verschiedener Form und technischer Vollendung, obwohl sie doch alle

unter gleichen Umständen und für den nämlichen Zweck dienen.

Die Canoes, welche der nach Süden Reisende in der Regel zuerst erblickt, sind zugleich auch die schönsten in Westafrika. Es sind die zierlichen Einbäume der Krulente an der Liberiaküste. Vor Grand Bassa, Grand Sesters und Cap Palmas pflegen die Dampfer sowohl für den Dienst an Bord wie auch für Handelshäuser an der Küste im Süden Krujungen als Arbeiter aufzunehmen oder bei der Rückfahrt wieder abzusetzen. Kaum hält der Dampfer an einem der genannten Plätze, so sieht man Menschen zum Strande laufen, bald darauf dunkle Gegenstände zwischen den Schaumstreifen der Brandung auf und nieder hüpfen; und dann schwärmen in toller Wettfahrt Dutzende von Canoes heran. Binnen kurzer Zeit mögen sich an hundert der zierlichen Fahrzeuge um das Schiff drängen. Sie sind durchschnittlich vier bis sechs Meter lang, sehr schmal, innen und außen ebenmäßig gerundet, an beiden Enden zugespitzt und aufwärts gebogen, so daß manche einem Halbmonde gleichen. Es ist sehr schwierig, in ihnen das Gleichgewicht zu bewahren und die wenigen Insassen hocken, knieen oder sitzen mit flach ausgestreckten Beinen auf dem Boden. Die Form der Ruder entspricht der von Nr. 3 der Abbildungen oder der punktirt angegebenen von Nr. 2.

Aehnliche gut gearbeitete und zierlich geformte Canoes finden sich nur noch einmal an einer Küstenstrecke südlich vom Camerun, zu Batanga. Dort aber sind die 3 bis 4 m langen und sehr schmalen Fahrzeuge nicht ganz so schön geformt, sind dagegen so leicht — sie wiegen etwa ein halbes Dutzend Kilo — daß die Besitzer sie auf dem Trockenen mit sich tragen. Sie sitzen beim Gebrauch in der Regel nicht in denselben, sondern rittlings darauf, so daß die Beine zu beiden Seiten im Wasser hängen; nur wenn sie nicht schnell fahren wollen, setzen sie sich mit flach ausgestreckten Beinen auf den Boden, oder legen die letzteren doch über Wasser an die Außenseite des Canoes an. Ihre Handruder haben ein kurzes, spatenähnliches Blatt wie Nr. 5 oder die punktirte Zeichnung von Nr. 2. Die Fahrzeuge der Batangalente sind zerbrechlich und auch nicht so meisterhaft aus dem Ganzen gearbeitet wie die der Krulente, die aus sehr festem feinfaserigem und hellbraunem Holze hergestellt sind.

Oestlich vom Cap Palmas, an der Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste, sind Canoes und Ruder von den beschriebenen wesentlich verschieden. Das Handruder mit breitem dreizackigem Blatt, Nr. 1, ist fast ausnahmslos im Gebrauche. Es ist gewöhnlich mit einigen leicht eingeschnittenen und schwarz gefärbten Zeichen verziert. Die Leute von Apam, Winneba und Accra, die als die besten Brandungsfahrer Westafrikas angesehen werden, nehmen diese Ruderform als die ihnen von Alters her eigenthümliche in Anspruch; sie behaupten, daß dieselbe in den benachbarten Küstenstrichen durch sie erst eingeführt worden sei.

Ihre Canoes sind ungeschickt, flach, viereckig, und im Vergleich mit denen der Krulente als richtige Tröge zu bezeichnen. Auf dem Bordrande sind zum Schutz des brüchigen Holzes Stangen aufgeschnürt, und ebenso sind statt der Sitzbänke je fünf bis sechs kurze Querstangen eingebunden. Diese viereckigen breiten Einbäume mögen zwar nicht leicht umschlagen, aber sie liegen schwerfällig im Wasser und sind nicht zum schnellen Fahren geeignet. Ihre Insassen wissen dagegen sehr große und feingearbeitete Wurfnetze mit bewunderuswerther Geschicklichkeit zu handhaben.

In Unterguinea sieht man zuweilen Mannschaften in den Brandungsbooten der Europäer, namentlich an der Loangoküste, welche Handruder wie Nr. 5 und 6 führen. Diese aber sind nicht dem Lande eigenthümlich, sondern sind bloß ungeschickte, auf Befehl der Europäer angefertigte Nachahmungen. Manche Bootsmannschaften führen auch Ruder wie Nr. 1, die von der Goldküste beschafft worden sind. Das an der Küste von Unterguinea vom Ogowe bis nach Kinsembo von den Eingeborenen benutzte Ruder ist Nr. 7 der Abbildungen. Es ist das einzige Ruder der Westküste, welches nicht aus einem Stücke geschnitzt ist, sondern aus einem gewachsenen Stiele und einem eingesetzten Blatte besteht. Es wird stehend gebraucht.

Die Canoes in jenen Gebieten zeichnen sich ebenfalls nicht durch Zierlichkeit aus. Sie ähneln unseren Fischerkähnen, sind recht stetig im Wasser, fassen aber in der Regel nur wenige Leute. Doch werden zu Kunkuati an der Loangoküste Lastcanoes aus einzelnen Bäumen gehauen, die zwei Tonnen und darüber zu tragen vermögen. Zu Cabinda sind die meisten mit leichten Segeln von Bastzeug oder Baumwolle versehen, und es sieht sehr hübsch aus, wenn eine ganze Flotte dieser Einbäume dort zum Fischfange ausgesegelt. So viel mir bekannt, wenden nur dort und in der Congomündung die Eingeborenen Segel an.

Südlich vom Congo bis Kinsembo brauchen die Eingeborenen statt des einfachen Canoes sehr schwimmfähige Doppelcanoes. Sie bestehen aus zwei Einbäumen, von denen jeder möglichst weit ausgerundet, aber mit den Bordrändern zusammengezogen ist, so daß die Oeffnung viel schmaler ist als der Innenraum. Je ein Paar dieser Einbäume werden an einer Längsseite so fest mit einander verschnürt, daß sie, gegen einander geneigt, ein recht merkwürdiges Doppelcanoe bilden, dessen Querschnitt oben dem Buchstaben Omega gleicht.

Die Erbauer dieser Canoes führen auch hölzerne Fischspeere mit sich: ein an einem Stiele befestigtes Bündel von zugespitzten Stäbchen. Letztere werden häufig durch einen in die Mitte eingekeilten Stein, der zugleich dem Wurfe Wucht giebt, aus einander gehalten.

Weiter im Süden, an der Küste von Benguela, bedienen sich die Eingeborenen des Ambatschfloßes, welches genau dem der Schilluk am Nile gleicht. Dieses Ambatschfloß (Ambatschkahn) wird nirgendswo sonst in Westafrika benutzt, obwohl der Ambatsch (Herminiera elaphroxylon) vorkommt. Adanson hat das Gewächs in Senegambien entdeckt; ich habe es am Stanley Pool beobachtet, und vor den Nigermündungen wie im Alt-Calabar und vor dem Camerun Stammstücke von Ambatsch im Wasser treibend gefunden.

Auf dem Congo bis zum Stanley Pool und anderen Flüssen Untergineas ist der Einbaum und das Ruder Nr. 7 in Gebrauch, doch sieht man auf dem Congo, dem Kuilu-Nyadi und dem Banya zuweilen auch die Form Nr. 4, aus einem Stück geschnitzt. Auf dem Banya bedienen sich die Eingeborenen mit Vorliebe auch langer Stangen zum Fortschieben ihrer Fahrzeuge.

Ausgezeichnete große und vorzüglich gearbeitete Canoes, die besten und größten in Westafrika, bauen die Dualla am Camerun, und ihre Handruder haben die schöne spitze Form von Nr. 2. Aber sie gehen mit diesen vortrefflichen Fahrzeugen, welche Kriegszwecken dienen und von 40 bis 70 Rudern getrieben mit der Schnelligkeit von Dampfern über das Wasser fliegen, nicht auf das Meer hinaus. Aehnliche, wenn auch nicht ganz so künstlerisch schön ausgestattete Canoes findet man auf dem Alt-Calabar und den Mündungsarmen des Niger. In Bonny sind bei den Kämpfen der Eingeborenen sogar Geschütze auf Canoes gebracht und verwendet worden.

Die Beniuleute pflegen manche ihrer Ruder, die alle die Gestalt von Nr. 2 haben, sehr reich mit eigenartigen symmetrischen Relief-Schnitzereien zu verzieren. Derartige Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit nennen sie „Weiberruder". Ein Paar derselben habe ich den ethnologischen Museen zu Leipzig und Berlin übergeben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Fremdlinge der deutschen Flora.

Einige interessante Mittheilungen über die Herkunft der fremden Bestandtheile der deutschen Flora entnehmen wir einem Aufsatze von Franz Hellwig in Engler's Botanischen Jahrbüchern.

Da Deutschland fast genau in der Mitte unseres Kontinents liegt, so kann es keine charakteristische von den Nachbargebieten scharf unterschiedene Flora aufweisen. Auch hat die Eiszeit, unter welcher Deutschland besonders stark zu leiden hatte, das ihrige dazu beigetragen, die früher herrschende reiche Vegetation großentheils zu vernichten. Als die klimatischen Verhältnisse wieder günstiger wurden, drangen die Bestandtheile der benachbarten Floren ein, um das Gebiet zu besetzen. Dieses wird, da die Einwanderung von S her durch die Alpen verhindert war, vorzugsweise von W her geschehen sein. In West-Europa war die Eiszeit weniger vernichtend aufgetreten, hier hatten sich die aus Mittel-Europa verdrängten Arten gehalten. Auch stand es durch die Mittelmeerländer in direkter Verbindung mit dem Osten, und östliche Formen haben sich bis hierher verbreitet. So erhielt unser Gebiet nicht nur die westlichen, sondern auch die südlichen und viele östliche Pflanzen von W her. Auch von O her fand die Einwanderung statt. In einem großen Theile von Mittel-Rußland war die Vegetation gleichfalls gestört worden und weite Gebiete zur neuen Besiedelung vorhanden. Sie wurde ausgeführt von Pflanzen, die sich in Süd-Rußland gehalten hatten resp. von Asien her neu eindrangen.

Die neu entstandene Vegetation wurde sodann aufs Neue gestört, als der Mensch anfing, Viehheerden zu halten und die Kultur des Bodens in Angriff zu nehmen.

Wenn nun auch meistens nur die Gebirgspflanzen, welche die Eiszeit überdauert haben, im eigentlichen Sinne in unserem Gebiete einheimisch, d. h. entstanden sind, so pflegen wir doch auch alle jene Arten, die das Heimathsrecht schon seit Jahrtausenden erlangt haben, einheimisch zu nennen (Flora indigena). Es gilt nun von diesen diejenigen Pflanzen zu sondern, welche erst durch Vermittelung des Menschen zu uns gelangten, und diejenigen, welche ihre Einwanderung erst in einer Zeit bewerkstelligten, die nicht gar zu weit von der unserigen entfernt liegt.

Nach Abzug der Kulturpflanzen lassen sich die übrig bleibenden Pflanzen dieser Flora advena in folgende vier Abtheilungen einordnen: Ackerunkräuter; Ruderalpflanzen (Gewächse, die in der Nähe menschlicher Wohnungen, auf Schuttplätzen 2c. leben); in historischer Zeit eingewanderte Pflanzen; aus Gärten verwilderte Zier-Pflanzen. Der weitaus größte Theil unserer Ackerunkräuter (154 Arten) ist nicht bei uns heimisch; das Verhältniß stellt sich etwa wie 1:4. Die Fremdlinge gehören hauptsächlich dem Süden Europas sowie dem Mediterrangebiete, und zwar hier zu $^2/_3$ dem östlichen Theile desselben an.

So weist hier die Pflanzengeographie den Weg, den die Kultur genommen hat, den die Völkerschaften nahmen, welche die Getreidearten über die Erde verbreiteten. Mit Ausnahme des Roggens, Hafers und Leins, die direkt von Osten zu uns kamen, verbreitete sich die Kultur unserer Ackerpflanzen über Süd-Europa und drang von W her in unser Gebiet ein. Unter unseren Ackerkräutern ist ein großer Theil, welchen die hiesigen Bedingungen nicht völlig zusagen und die daher fortwährend einer neuen Einschleppung bedürfen. Diese sind fast alle erst neuerdings mit dem gesteigerten Verkehre zu uns gekommen und haben sich besonders mit dem Klee- und Futterbaue, also erst seit Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, verbreitet. Vier Arten von Unkräutern hat uns Amerika geschickt: Cuscuta racemosa, Veronica peregrina, Ambrosia artemisiifolia, Galinsogaea parviflora.

Für die Verbreitung von W her hat das Elbgebiet vielfach eine Grenze gebildet, die durch Boden- und Klimaverhältnisse bedingt war. So sind fast alle kalkholden Pflanzen, von denen die Unkräuter 24 aufweisen, auf den W beschränkt geblieben und treten in der Ost-Hälfte nur sporadisch auf.

Im Gegensatze zu den Ackerunkräutern überwiegt bei den Ruderalpflanzen (55 Arten) bei Weitem die Zahl der einheimischen Arten (31). Ein Theil der Einwanderer ist auch hier wieder von W her mit der Kultur zu uns gelangt, ein anderer ist von O oder SO, dem Lauf der Flüsse folgend, eingedrungen; einige auch sind aus Gärten verwildert. Die große Zahl der einheimischen Arten erklärt sich zum Theil, wenn man den reichlichen Procentsatz an Vertretern', welche von den salzliebenden Chenopodiaceen dazu gestellt werden, berücksichtigt, und dabei bedenkt, daß in früher Zeit Mittel-Europa wahrscheinlich ähnliche Salzsteppen aufgewiesen hat, wie jetzt Asien und Südost-Europa. Auch schuf der Mensch, der sich bereits in jener fernen Zeit in Mittel-Europa aufhielt, frühzeitig in der Nähe seiner Wohnstätten die für das Gedeihen dieser Pflanzen nöthigen Bedingungen, d. h. einen stickstoff- und salzreichen Boden, und ähnliche Verhältnisse fanden sie in der Nähe der Höhlen, die den Raubthieren lange Zeiträume hindurch zum Aufenthalt dienten.

Die Ruderalpflanzen zeigen, großentheils sowohl einheimische wie eingebürgerte, eine ziemlich gleichförmige Verbreitung durch das ganze Gebiet. Hauptsächlich sind es Pflanzen, welche mit einem Boden vorlieb nehmen können, den die meisten anderen Gewächse scheuen; sie besiedeln ihn zuerst und halten ihn so lange besetzt, bis sich eine Humusschicht über dem sterilen Schuttlande gebildet hat, dann verdrängen die Gewächse des angrenzenden fruchtbaren Landes, besonders die rasenbildenden, diese ersten Kolonisten und stellen die Gleichförmigkeit der Flora wieder her.

Von nachweisbar in historischer Zeit eingewanderten, aber völlig eingebürgerten und oft weit verbreiteten Pflanzen werden 13 Arten aufgeführt. Von diesen ist Senecio vernalis, das sich mit so großer Geschwindigkeit und in solchem Maße verbreitet hat, daß polizeiliche Verordnungen zu seiner Unterdrückung nöthig wurden, von O her spontan eingewandert (seit 1826). Noch drei andere Arten stammen aus Ost- oder Südost-Europa. Sieben oder acht Arten sind aus Nordamerika[1]) eingeschleppt oder aus Gärten verwildert. Nur eine Art (Oxalis corniculata) entstammt dem Mediterrangebiete.

---

[1]) Darunter die 1836 eingewanderte Wasserpest (Elodea canadensis) und das überall verbreitete Erigeron canadense, welches 1655 in einem ausgestopften Vogelbalge eingeschleppt wurde.

Was nun die aus der Kultur entflohenen Zierpflanzen betrifft, so weit dieselben wirklich eingebürgert sind, oder doch wenigstens nicht bloß vorübergehend verwildern, so können 22 von ihnen, d. h. etwa der fünfte Theil, als in einem Theile des Gebietes einheimisch bezeichnet werden. 27 resp. 22 Arten haben ihre Heimath in Süd- und Südost-Europa. Unter diesen finden wir uralte Zierpflanzen, welche wahrscheinlich schon von den Römern zu uns gebracht und in den kleinen Burggärten des westlichen Deutschlands während des Mittelalters gepflegt wurden und noch heute in den Gärten gezogen werden; zu ihnen gehört der Goldlack (Cheiranthus Cheiri), das „Gelbveigelein" des Mittelalters, welches an unzugänglichen Felsen im Rheinthale sich an verschiedenen Stellen in großer Zahl angesiedelt hat und im ersten Frühjahre mit seinem Dufte die anliegende Landschaft erfüllt. Etwa 15 Arten stammen aus dem Mediterrangebiete; Asien hat sieben, Amerika außer den zahlreichen Aster- und Solidago-Arten noch 10 Species geliefert.

Der Kilima-Ndscharo.

Da die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bisher noch wenig über ihre Erwerbungen hat verlauten lassen, so muß man es um so dankbarer anerkennen, wenn von fremder Seite einer der wichtigsten Theile Ostafrikas solche eingehende Schilderung erfährt, wie der Kilima-Ndscharo in dem neuen Buche H. H. Johnston's (Der Kilima-Ndscharo. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerciellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndscharo-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und vier Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886). Der Zweck von Johnston's Reise (1884) war ein naturwissenschaftlicher, nämlich das Sammeln von Pflanzen und Thieren auf diesem höchsten afrikanischen Berge (ca. 5880 m), auf den der Reisende bis 4973 m Höhe hinaufgestiegen ist. Da das Gestein des Berges vulkanischen und darum wahrscheinlich neueren geologischen Ursprunges ist, so ist klar, daß die vorwiegenden Züge seiner Vegetation kein hohes Alter verrathen können; dieselbe ist mit derjenigen Abessiniens und des Kaps fast in gleichem Grade verwandt. Welche von diesen beiden Floren im Vordringen begriffen ist, läßt sich aber noch nicht entscheiden (S. 312 f.).

Das Urtheil des Reisenden über die Umgebung des Berges ist — und dies muß in Deutschland vor Allem interessiren — ein überwiegend günstiges. Allerdings ist dieselbe von dem schmalen fruchtbaren Küstengürtel durch eine dreizehn Tagemärsche breite Wildniß (Njika) getrennt, die mit hartem, abstoßendem Pflanzenwuchse bedeckt ist und fast allen fließenden Wassers entbehrt (S. 82, 373), ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß für die Ausbeutung jener Bergländer. Auch hat sich die böse Pest der Sklavenhändler in denselben eingenistet (S. 123), und es wird Mühe machen, denselben das Handwerk zu legen. Aber aus den trockenen, heißen, fast unbewohnten Ebenen steigt man in kurzer Zeit durch tropische Vegetation und majestätische Wälder mit Treibhaustemperatur empor in liebliche Gegenden mit frischem, grünem Pflanzenteppich, so mild, gleichmäßig und feucht, als befände man sich zur Sommerzeit im südwestlichen England, um zuletzt die leblose Wildniß von Eis, Felsen und Schnee zu erreichen (S. 301). Die Gegend südlich vom Gebirge ist noch überaus reich an Wild (Kap. 21); als Gegenstände des Exports werden angeführt (S. 264 und 509 ff.): Elfenbein, Thierfelle, Straußfedern, Krokodilhäute, Bauholz, Kopal, Kautschuk, Kaffee, der wild wächst, Orseille, Eisen, Kupfer und namentlich Vieh. Der Hauptwerth des Gebietes für die Zukunft liegt jedoch in der Bodenproduktion. An verschiedenen Stellen (S. 266, 267, 270, 286) weist der Verfasser, natürlich im englischen Interesse, darauf hin, daß diese oder jene Gegend für europäische Besiedelung besonders geeignet (?) sei. Einstweilen haben die den Berg bewohnenden Bantustämme es trefflich verstanden, die von der Natur gebotenen Hilfsmittel zu benutzen. „In jeder Schlucht (S. 112) strömt ein Bach, und dem Kamme entlang, häufig auch längs der Seiten des Felsrückens, fließt ein künstlich geleiteter Kanal, welcher an einer höheren Stelle oder bei einem Wasserfalle von dem Bache abgezweigt ist und in sanfter Neigung längs der Hügelseiten hinfließt. Das alles ist natürlich Menschenarbeit, aber so fleißig sind zu verschiedenen Zeiten die Bantustämme auf dem Kilima-Ndscharo gewesen, daß es wohl kaum einen Grat auf dem südlichen Abhange des Berges giebt, welcher nicht mit einem Bewässerungskanale versehen wäre — oder gar mit drei bis vier Kanälen in verschiedenen Höhen —, welche längs seiner abfallenden Seiten oder auf dem Rücken hinunterführen und die terrassenartig über einander liegenden Gärten mit Wasser versorgen. An den Stellen, wo Kriege das Land verwüstet haben und die Hügel nicht länger angebaut und bewohnt sind, bleiben doch diese früheren Rinnsale erhalten, obgleich wegen mangelnder Unterhaltung viele eintrocknen oder überwachsen." Die Bewohner des Berges blieben deshalb auch im Jahre 1884 von der gräßlichen Hungersnoth verschont, welche längs der Küste wüthete und ungezählte Menschen dahinraffte (S. 200).

Von Politik hält sich Johnston fern; doch sei darauf hingewiesen, daß Masindi im Nuvuthale nach seiner Darstellung 1884 die Oberherrschaft des Sultans von Zanzibar anerkannte (S. 293), also nicht ohne Weiteres von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beansprucht werden kann.

Auf die 16 Kapitel, welche die Reise schildern, folgen solche über Klima, Geologie, Botanik, Zoologie u. s. w. Das über Anthropologie (19) bringt manche Ergänzungen zu Thomson's Schilderung der Massai und (S. 410 ff.) eine interessante Skizze der Wadjagga, unter denen der Autor Monate lang verweilt hat; dies Kapitel, wie das ganze Buch, ist mit flotten, charakteristischen Bildern von des Reisenden eigener Hand geschmückt. Besonders eingehend behandelt er schließlich im 20. Kapitel die Sprachen des in Rede stehenden Gebietes, namentlich die der Massai, über deren Verbreitung vom 5. Grade südl. Br. nordwärts bis über den 5. Grad nördl. Br. hinaus (Latuka, Bari) eine Karte beigegeben ist. Dieser Theil von Johnston's Buch erfreut sich des besonderen Beifalles einer solchen linguistischen Autorität, wie Friedrich Müller's (siehe Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1886, S. 113). — Was uns unangenehm in Johnston's so lehrreichem Buche berührt hat, ist die höhnische Invective gegen den verstorbenen Desborough Cooley (S. 8), der ja in seiner Kritik zuweilen über das Ziel hinausgeschossen ist, nichtsdestoweniger aber seine großen Verdienste besitzt; wir erinnern an seinen Nachweis der Douville'schen Fälschungen, an seine Arbeiten über die Reisen der Pombeiros, des Graça u. s. w. Ein wenig von seiner Methode und Kritik könnte der Mehrzahl der heutigen englischen Geographen gewiß nicht schaden, wofür Johnston's Buch selbst auf S. 2 den Beweis erbringt. Leider hat auch Johnston geographische Aufnahmen gänzlich außer Acht gelassen.

Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien.

In Westaustralien, und zwar im nördlichen Kimberley-Distrikte, ist nach langem vergeblichem Suchen jetzt ebenfalls ein, wie es scheint, reiches Goldfeld entdeckt worden. Es liegt 563 km östlich von Port Derby. Dieser auf einer Landzunge in 17° 18′ südl. Br. und 123° 41′ östlich von Gr. am King's Sound gelegene Hafen wurde vor erst 1½ Jahren angelegt und ist noch ein sehr ursprünglicher Ort. Er wird auf drei Seiten von Mangrove-Sümpfen in der Ausdehnung von 27,5 km umgeben, deren schädliche Ausdünstungen zur Nachtzeit und in den Morgenstunden Fieber und andere Krankheiten verursachen. Das Trinkwasser hatte

man bisher 6,5 km weit herzuholen, aber jetzt hat eine Bohrung durch den Trappfelsen in der Tiefe von 4,57 m gutes Wasser geliefert. Port Derby zählt zur Zeit erst 13 Gebäude, meist für Aufbewahrung von Waaren bestimmt, und mehrere Zelte, seine Bewohner belaufen sich auf 160. Ein Polizeimagistrat und einige Polizeisoldaten sind daselbst stationirt. Die Reise von hier aus nach dem neuen Goldfelde ist mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden; sie führt über eine unwegsame und zum Theil schwer passirbare und an Wasser und Gras arme Gegend. Man muß sich mit Lebensmitteln und, was sonst nöthig ist, nicht bloß für die Reise, sondern auch für die ganze Dauer des Aufenthalts auf dem Goldfelde von Hause aus vollständig versehen, und für diesen Transport sind Packpferde erforderlich, welche man wieder nicht in Port Derby ankaufen kann, sondern per Schiff mitbringen muß. Eine solche Ausrüstung auf sechs Monate berechnet sich mindestens auf 130 Pfd. St., und wer diese nicht hat, sollte lieber bleiben, wo er ist, wenn er sich nicht großem Elende aussetzen will. Die ziemlich allgemeine Annahme, die goldhaltige Gegend liege an dem in den Leopold Ranges entspringenden und ost- und dann nordwärts laufenden Ord R., ist nicht richtig. Mr. Hardman (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 187 u. f.) entdeckte freilich zuerst an den Ufern dieses Flusses Spuren von Gold; aber die auf diese Nachricht dahin eilenden Digger verließen diese Gegend als aussichtslos sehr bald wieder und folgten günstigeren Anzeichen in anderer Richtung. Das bisher gegrabene Gold, welches sich bis Mai dieses Jahres auf ungefähr 2000 Unzen im Werthe von 160 000 Mark, darunter ein Goldklumpen von angeblich $2\frac{1}{2}$ Pfund Gewicht, belaufen haben soll, wurde meistens am Elvire R. (fließt in den Panton R., ungefähr 48 km, bevor dieser sich wieder mit dem Ord R. vereinigt) und an dessen Nebenflusse, dem Black Elvire, gefunden. Der Ord mündet, nachdem er dann noch den Negri, den Bow, den Behn und den Fenham in sich aufgenommen, in 15° 18′ südl. Br. und 128° 8′ östlich von Gr. in den östlichen Arm des Cambridge-Golfs. Das Gold liegt 2 bis 3 Fuß unter der Erdoberfläche, vielfach unter den Wurzeln des dort sehr verbreiteten tussock-grass. Der schwache Baumwuchs zeigt größtentheils verkümmerte und nur zu Brennholz taugliche whitegums, eine Eukalyptenart. „Gold", schreibt ein Reporter des „Melbourne Argus", „zeigt sich überall. Wo immer man gräbt, findet man Spuren davon, aber sogenannte pockets oder Lager mit körnigem Golde oder größeren Stücken finden sich meistens nur in den Schluchten. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt der eigentliche Goldreichthum dieser Gegend in den zahlreichen Quarzriffen, welche dieselbe durchziehen, zu deren Bearbeitung aber natürlich bedeutende Kapitalien gehören werden."

Nach der Angabe des Regierungsgeometers Harry Johnstone, welcher in den letzten drei Jahren das Gebiet vom King's Sound bis zum oberen Elvire und von da wieder bis zum Cambridge-Golf vermessen hat, liegt der Oberlauf des Elvire vom Cambridge-Golf nur 467 km entfernt. Dazu kommt, daß sich diese um 96,5 km kürzere Route selbst mit Fuhrwerken passiren läßt, und daß gutes Gras und Wasser überall existiren, was sich von der Port Derby-Route keineswegs sagen läßt. Nur die Seefahrt nach diesem Golfe würde von Süden her eine ungleich längere Zeit erfordern und darum auch viel kostspieliger sein.

Die Entdeckung dieses Goldfeldes hat in Australien große Bewegung hervorgerufen, und aus allen größeren Häfen der östlichen Kolonien eilen Dampfer voll besetzt mit Abenteurern, welche ihr Glück versuchen wollen, dahin.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der k. k. botanisch-zoologischen Gesellschaft in Wien besprach, wie wir dem „Bot. Centralbl." entnehmen, kürzlich Dr. O. Stapf, indem er an die Ausdehnung und die Abbauweise des keltischen Salzbergbaues bei Hallstatt anknüpfte, die pflanzlichen Ueberreste, welche im sogenannten Heidengebirge gefunden wurden. So heißt nämlich jener Theil des Hallstätter Salzberges, der Spuren des keltischen Bergbaues aufweist. Es ist bald armes, bald reiches Gebirge, das sich nach dem Verlassen der Gruben und Schächte, insbesondere unter dem Einflusse eindringender Wässer gebildet hat. Die Funde, soweit sie pflanzlicher Natur sind, zerfallen in drei Kategorien: 1) Bestandtheile der Pflanzendecke, welche die Taggegend über dem Bergwerke bekleidete. Sie wurden durch Wassereinbrüche und dergl. in die Tiefe geführt. 2) Verarbeitete Hölzer, theils Reste von Werkzeugen und Schüsseln, theils Stücke von Pfosten und anderen Bestandtheilen der Zimmerung. 3) Ueberbleibsel von Speisen in menschlichen Excrementen. Die ersteren, unter welchen 25 Arten vertreten sind, beweisen, daß vor etwa 1300 bis 1500 Jahren die Vegetations-Verhältnisse auf dem oberen Hallstätter Salzberge genau dieselben wie heute waren, daß auch damals schon gemischter Wald und sumpfige Wiesen, Moore das Tagrevier bedeckten. Die Nutzhölzer: Buche, Fichte und Tanne — die Lärche konnte nicht ganz sicher nachgewiesen werden — standen wie heute, so auch zur Zeit des keltischen Bergbaues, in erster Linie in Verwendung. Die Speisereste endlich weisen große Mengen von Setaria Italica (Borstengras) und der zweizeiligen Gerste auf. Die erstere speciell stimmt ganz und gar mit derjenigen, die gegenwärtig z. B. in Ungarn als Mohär gebaut wird, überein. Die letztere entspricht einer kleinfrüchtigen Sorte.

— Die Perle des Genfer Sees, das entzückende Montreux (der Name ist aus Monasteriolum, kleines Kloster, Münster, wie der Ort im 11. Jahrhundert heißt, entstanden), schildert Alfred Ceresole in Nr. 3 der „Europäischen Wanderbilder". Die 25 Bilder von J. Weber sind, wie gewöhnlich, kleine Meisterwerke; eine detaillirtere Karte ist beigegeben, was eine entschiedene Verbesserung in dem Plane dieser viel verbreiteten Serie ist.

— Die Zahl der Mineralquellen in Frankreich vertheilt sich auf die einzelnen Departements wie folgt: Puy de Dôme 130, Pyrénées-Orientales 100, L'Ardèche 77, Les Vosges 76, L'Ariège 69, Hautes-Pyrénées 64, La Loire 38, Le Cantal 34, Haute Garonne 31, Basses-Pyrénées 31. 29 Quellen haben eine höhere Temperatur als 46° C. Bei zehn Quellen beträgt die Temperatur 47 bis 52°, bei acht 53 bis 58°, bei sieben 60 bis 68°, bei drei 75 und 77°. Die höchste Temperatur haben die Wasser von Chaudes-Aigues (Cantal), nämlich 81°.

Afrika.

— Ein hochinteressanter Fund ist der „Mail" vom 18. Juni zufolge Mr. Flinders Petrie, dem Beauftragten des „Egypt Exploration Fund", gelungen; in Tell Defenneh im nordöstlichen Nildelta, was Aegyptologen und Historiker längst für das Pelusische Daphnae der Griechen

und für das Thachpanhes der Bibel erklärt haben, hat er die Ruinen jenes Pharaonenpalastes aufgegraben, welchen der Prophet Jeremias im 43. Kapitel erwähnt. Dorthin hatte etwa im Jahre 585 vor Chr. Johanan, der Sohn Kareah's, die Töchter des gefangenen Königs Zedekia geflüchtet, denen König Ua-ab-Ra (26. Dynastie der Hophra der Juden und Apries der Griechen) ihren Wohnsitz in seinem Palaste zu Thachpanhes anwies. Der Schutthaufen führt merkwürdiger Weise noch heute den Namen el-Kasr el-Bint el-Jahudi, „das Schloß des Judenmädchens"; erbaut wurde das Schloß, wie die Ausgrabungen ergeben haben, von Psammetich um 666, welcher daneben in einem befestigten Lager seine karischen und ionischen Söldner, die ihm zum Throne verholfen hatten, ansiedelte. Die Gaben des Königs, welche er mit den Grundsteinen zusammen versenkte, wie Opferschalen, Korureiber, Erzproben, die Knochen eines geopferten Ochsen und eines kleinen Vogels, und eine Anzahl kleiner Täfelchen von Gold, Silber, Lapis-Lazuli, Jaspis, Carneol und Porcellan mit eingegrabenem königlichen Namen und Titel, hat Petrie unter den vier Ecken des Bauwerkes wiedergefunden. Seinen Untergang fand der Palast wahrscheinlich, wie es Jeremias (Kap. 43, Vers 10) prophezeite, durch Nebuchadrezzar (Nebucad Nezar), der über die den Juden von Aegypten geleistete Hilfe erzürnt war und einen Rachezug unternahm. Aegyptischen Inschriften zufolge wurde er durch Hophra geschlagen; babylonische Inschriften schreiben dagegen ihm den Sieg zu, und letzteres ist leicht möglich. Wenigstens befinden sich im Museum zu Bulak drei Thoncylinder mit Nebucadnezar's Namen, Titel, Verwandtschaft u. s. w., welche wahrscheinlich von hier stammen, und solche Cylinder führte der babylonische König auf seinen Feldzügen mit sich, um den Platz, wo er seine Standarte und seinen Siegesthron aufrichtete, zu bezeichnen. Die zertrümmerten und verbrannten Reste, welche von „Pharao's Haus in Thachpanhes" jetzt gefunden worden sind, zeigen deutlich, welches Schicksal der Babylonier der Zufluchtsstätte von Zedekia's Töchtern vor fast dritthalbtausend Jahren bereitet hat.

— Daß der Saukuru ein rechtsseitiger Nebenfluß des Kassai ist, wissen wir seit der Kassai-Fahrt des Lieutenant Wißmann: ein Begleiter desselben, Dr. Louis Wolff, hat jetzt die Entdeckung gemacht, daß auch der Lomami, welcher in $9^1/_2{}^0$ südl. Br. entspringt und unter 5^0 südl. Br. sich auf etwa 150 km dem Congo bei Njangwe nähert, durch den Saukuru dem Kassai tributär ist. Dr. Wolff war bekanntlich (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 144) beauftragt, die die Wißmann'sche Expedition begleitenden Baluba auf einem Dampfer in ihre Heimath zurückzubringen. Nachdem dies geschehen und an der Mündung des Luëbo in den Lulua die neue Station Luëbo errichtet war, unternahm Dr. Wolff an Bord des „En Avant" eine Entdeckungsfahrt auf dem Saukuru, von welchem bis dahin nur die Mündung und ein Stück des Mittellaufes im Lande der Bassonge (5^0 südl. Br.), vielleicht auch die Quelle, bekannt waren. Dr. Wolff ist den von Osten kommenden Fluß circa 800 km weit hinaufgefahren und dann in den von rechts einmündenden Lomami eingebogen, welchen er 140 km weit aufwärts verfolgte, bis ein Schaden an der Maschine ihn zur Umkehr zwang. Von letzterem Strome war uns bisher die Quelle und der Mittellauf durch Cameron, Pogge und Wißmann bekannt, aber auf Stanley's Autorität hin ließ man ihn fälschlich nördlich vom Aequator in den Congo münden, anstatt in den Saukuru. Auf dieser neu entdeckten Wasserstraße können Schiffe in der That bis auf 150 km sich dem wichtigen Punkte Njangwe und dem Manjema-Lande nähern, und zwar in der geradesten Richtung, während dies auf dem weit nach Norden ausbiegenden Congo wegen der Stanley-Fälle nicht möglich ist; ob mit dieser Entdeckung wirklich viel gewonnen ist, wie man sich in Brüssel verspricht, kann erst eine vielleicht entfernte Zukunft lehren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der britische Special-Kommissar für Neu-Guinea hat mit einem Brisbaner Hause einen Kontrakt auf drei Jahre abgeschlossen, wonach letzteres monatlich einen Postdampfer von Thursday Island nach Port Moresby und dem Ostkap und zurück laufen lassen wird. Die Regierungssubvention dafür beträgt 50 Pfd. St. monatlich.

— Der Explorer Mr. Stewart hat im April dieses Jahres in Begleitung von vier Mann von Thursday Island (10^0 45′ südl. Br. und 142^0 15′ östl. von Gr.) aus eine Reise nach Neu-Guinea unternommen, um das westlich vom Fly R. liegende Gebiet zu erforschen.

Nordamerika.

— Die Erforschung indianischer Grabhügel in Tennessee erbringt den Beweis für alte Handelsbeziehungen dieser entlegenen, damals von Cherokesen bewohnten Gebiete nicht nur mit den Küstenstämmen des mexikanischen Meerbusens, sondern selbst mit dem aztekischen Mexiko. Besonders fanden sich Muscheln mit zweifellos aztekischen eingeschnittenen Bildern und Zeichen. (Ob Annulete? Auch in assyrischen, palästinensischen und selbst etrurischen Gräbern hat man bekanntlich Stücke der erythräisch-pacifischen Tridacna gigas mit eingeschnittenen Zeichen gefunden.)

— Welche schauderhafte Geißel die Tornados für die südöstlichen Staaten der Union sind, beweist der jüngst erschienene Bericht des „U. S. Signal-Office" für 1884. An einem Tage, dem 19. Februar, kamen 45 Tornados zum Ausbruch und wurden durch sie 800 Menschen getödtet, 2500 verwundet und über 15000 ihres Obdachs beraubt. Im ganzen Jahre wurden 1054 Personen getödtet und über 3800 verwundet. Manche Distrikte werden so häufig von Wirbelstürmen durchzogen, daß man die Besiedelung der Lieblingsbahnen hat aufgeben müssen.

— In Florida hat man kürzlich Reste prähistorischer Menschen entdeckt. In Sarasota-Bay fand man zwei menschliche Wirbel, welche Prof. Leidy als den letzten Rücken- und den ersten Lendenwirbel bestimmte. Die Lage der anderen Theile des Skeletts war durch zerfallene Knochenstücke bezeichnet und die Höhlung, welche den Kopf enthalten hatte, war deutlich sichtbar, wenn auch jede Spur von dem Kopfe selbst verschwunden war. Die Leute in der Nachbarschaft erzählten, daß noch zu ihrer Zeit der Schädel vorhanden gewesen, aber allmählich zerstört worden sei. Die Ueberreste waren in einen halbkompakten eisenhaltigen Sandstein eingebettet, und die vorhandenen Knochen in Limonit (Brauneisenstein) umgewandelt. Sie dürften die am vollständigsten versteinerten menschlichen Reste darstellen, welche bisher bekannt geworden sind. Die Schicht, welche die Knochen enthält, erstreckt sich hart am Meeresufer hin und ist wahrscheinlich post-pliocänen Alters, obgleich dies noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte wegen der Abwesenheit anderer Fossilien und anstoßender Schichten in der Nachbarschaft.

Inhalt: Die Austral- oder Tubuaï-Inseln. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. I. — Die Herkunft der Bohne. — Dr. Pechuël-Loesche: Ruder und Canoes in Westafrika. (Mit einer Abbildung.) — Kürzere Mittheilungen: Die Fremdlinge der deutschen Flora. — Der Kilima-Ndscharo. — Das neuentdeckte Goldfeld in Westaustralien. Von Henry Gresfrath. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 3. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Von den Samoainseln.

Unter den kleineren Inselgruppen des Stillen Oceans ist der Samoa-Archipel wohl die wichtigste, nicht nur durch ihre natürliche Beschaffenheit, sondern auch der großen Interessen wegen, welche Europa und namentlich auch das Deutsche Reich dort hat. Durch die Erklärung vom 6. April dieses Jahres, in welcher der genannte Staat und England ihre Machtsphäre im westlichen Stillen Ocean abgegrenzt haben, würde sie dem englischen Einflusse unterstellt worden sein, wenn sie nicht ausdrücklich (ebenso wie einige andere Gruppen) in einem Zusatzartikel für neutral erklärt wäre.

Der Samoa-Archipel ist zuerst 1722 entdeckt und dann im Laufe des 18. Jahrhunderts wiederholt von Seefahrern besucht worden (unter diesen auch von La Peyrouse traurigen Andenkens 1787); doch erst den Missionaren in unserem Jahrhundert war es vorbehalten, Licht über denselben zu verbreiten. Er dehnt sich in der Richtung von WNW nach OSO zwischen 172° 45′ und 168° 9′ westl. L. aus und besteht aus drei größeren Inseln: Savaii, Upolu, Tutuila und der Manugruppe, drei kleineren Inseln, welche weiter östlich liegen; ferner sind noch mehrere kleinere Inseln, namentlich die äußerste Grenze des Archipels nach O hin, die Insel Rose, zu erwähnen.

Das feuchte Seeklima ist nicht ungesund zu nennen, es ist einer üppigen Vegetation sehr günstig; ebenso wird eine solche durch die Art des Bodens befördert. Die Inseln sind alle hoch und bergig, die höchsten Spitzen erreichen etwa 1200 bis 1300 m; die Berge sind vulkanischen Ursprungs, die unterirdische Thätigkeit ist noch nicht erloschen. Nur wenige Küstenriffe gefährden die Schiffahrt in geringem Maße. Wo die vulkanischen Massen verwittert sind, geben sie der Pflanzenwelt, welche der indischen an Pracht ähnlich ist, reichliche Nahrung; wo die Kultur die Wälder nicht entfernt hat, sind die Inseln von oben bis unten mit starken Bäumen bedeckt, wie sie auf den Gruppen des Stillen Oceans nur ausnahmsweise vorkommen.

Tutuila besitzt einen guten Hafen in der Bai von Pago-Pago; häufiger wird jedoch von europäischen Schiffen, der Nähe der Niederlassung wegen, der Hafen von Leone besucht. Begleiten wir den früher schon erwähnten Aylic Marin[1]) bei einem Besuche, den er an Bord eines französischen Kreuzers der zuerst genannten Bai machte. Die Ankunft eines Schiffes verursachte in dieser Gegend, welche sich noch viel von ihrer ursprünglichen Wildheit bewahrt hat, unter den Eingeborenen eine große Aufregung; von drei verschiedenen Seiten strömten sie in ihren Canoes herbei, Männer und Frauen, bloß bis zur Hüfte bekleidet, ruderten nach dem Takte ihres Gesanges zu dem französischen Schiffe hin. Die Männer waren auf den Schenkeln tatuirt, die Frauen auf Brust und Hand mit Zeichnungen geschmückt, die durch Anwendung des Feuers sich auf der Haut erhoben. Die mit Kalk weißgefärbten Haare geben Allen einen sonderbaren Ausdruck; Zweck dieses Verfahrens ist es, die lange Mähne, welche den Stolz der Krieger ausmacht, roth zu färben.

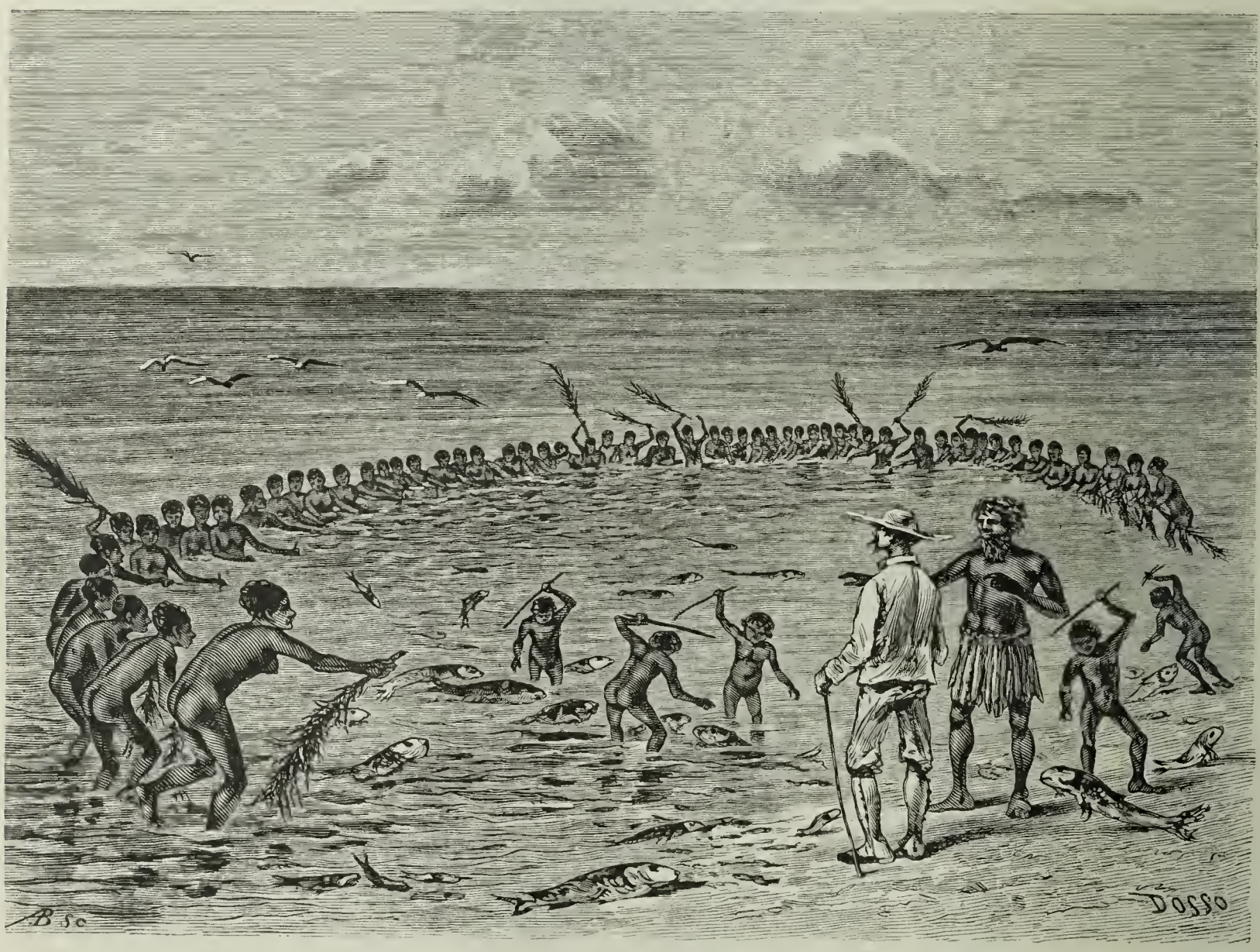
Bei einem Ausfluge nach der Bai von Fança, wo 1787 de Langle mit 10 Begleitern ermordet wurde, machte Marin die Bekanntschaft eines Häuptlings Kalo, der ihm als Dank für etwas französischen Tabak den Anblick einiger hundert Personen verschaffte, die in eigenthümlicher Weise dem Fischfange oblagen. Auf das Geschrei einiger alten Weiber hin sammelten sich die Theilnehmer, Männer und Frauen, und nachdem sie sich ihrer leichten

[1]) Le Tour du Monde, Nr. 1301.

Hülle entledigt hatten, begaben sie sich, jeder mit einem Blatte der Kokospalme ausgerüstet, ins Wasser. In einer gewissen Entfernung vom Ufer angekommen, wendeten sie sich um und traten den Rückweg an, wobei sie sich einander näherten und endlich einen geschlossenen Halbkreis bildeten. Auf ein gegebenes Zeichen kehrte die ganze Linie zum Lande zurück, die Blätter der Kokospalmen wurden senkrecht in das Wasser gehalten und bildeten so eine Art belebter Wand, vor welcher die solchergestalt eingeschlossenen Fische in toller Flucht dem Lande zueilten; die kleineren sprangen auf den Strand, wo die Frauen sie ergriffen und in ihre Körbe warfen, die größeren versuchten die Linie zu durchbrechen, doch sie wurden größtentheils durch einen Schlag betäubt. Ein Theil der Beute, von der üblichen Kawa und einigen anderen polynesischen Gerichten begleitet, wurde zum leckeren Mahle bereitet.

Eine eigenthümliche Bemerkung über die Kawafeste, welche Baron Hübner [1]) gelegentlich macht, möge hier mitgetheilt sein. Die Missionare sagen mir, schreibt er, daß sie auf ihren Reisen gerne Einladungen zu denselben annehmen, weil sie die Gemüther günstig stimmen und Gelegenheit zu ernsten Gesprächen bieten.

Festlichkeiten scheinen an der Tagesordnung in Oceanien, denn kaum an Bord zurückgekehrt, wurde Marin mit den anderen Officieren schon wieder abgeholt, um einem Tanzfeste beizuwohnen, welches einer der Häuptlinge zu Ehren der Falani (Franzosen) gab. Der Häuptling führte ihn zu einem Schuppen, wo die Tänzerinnen sich zum Feste

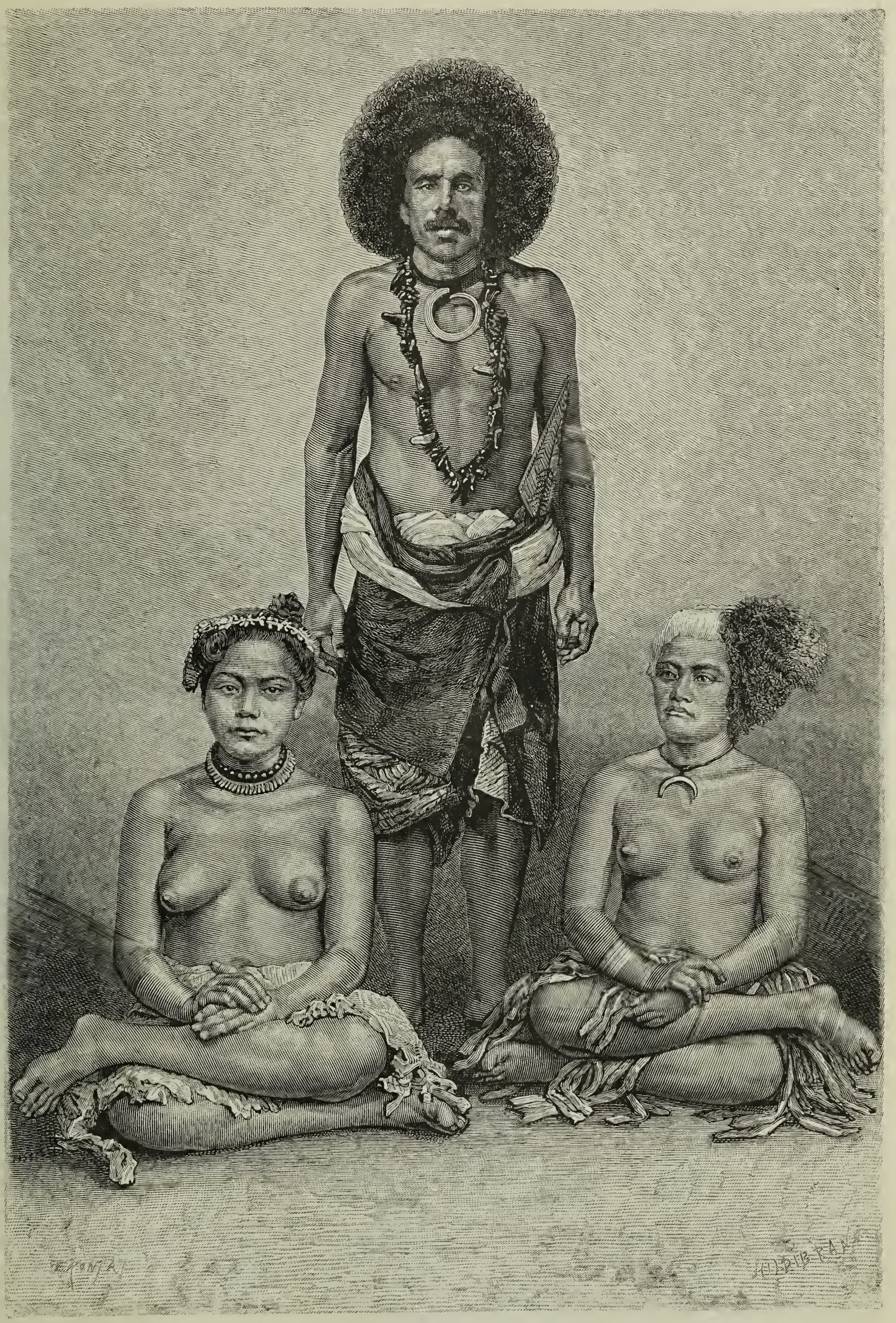


Fischfang in der Frangabai (Samoa).

vorbereiteten. Den Hauptbestandtheil ihrer Toilette machte außer den dürftigen Hüllen sehr vieles Oel aus, welches, mit Mussoï wohlriechend gemacht, nicht nur zum Salben des Körpers gebraucht wurde; auch der Blättergürtel war mit Oel getränkt. Als Schmuck trugen die Schönen Halsschnüre, zum Theil mit dem Hauer eines Schweines als Anhängsel; ein Blumenkranz war in das üppige, schwarze Haar geflochten. Das Fest begann. Die Tänzer schaarten sich hinter ihren Tänzerinnen und bewegten die Arme im Takte; die Handbewegungen waren von wundervoller Feinheit, der Unterkörper verharrte in vollkommener Unbeweglichkeit. Die Scene veränderte sich; Tänze in aufrechter Stellung folgten. Die verschiedensten Gefühle kommen dabei zum Ausdrucke, bald sind die Figuren wild und aufgeregt, bald hinreißend und häufig auch geradezu unanständig.

Wir begleiten Marin von Tutuila nach Upolu (Apia); aber anstatt ihm in seinen ziemlich oberflächlichen Betrachtungen über die politischen Zustände der Gruppe zu folgen, welche nichts Neues bieten, wollen wir lieber hierüber einen anderen Augenzeugen, den bekannten Weltreisenden Baron Hübner (a. a. O. siehe oben) hören, an dessen Hand wir die glatte Bahn der Politik betreten. Dr. Canisius, der Konsul der Vereinigten Staaten, ein Sohn Westphalens, Dr. Stübel, ein Sachse, der jetzt zum deutschen Konsular-

[1]) A travers l'Empire Britannique (1883—1884) par M. le Baron de Hübner. Hachette & Co. 1886.



Zum Tanze geschmückte Samoaner. (Nach einer Photographie.)

dienste gehört, und ein Engländer, Mr. Churchward, ein früherer Kavallerie-Officier, bilden das Kleeblatt, welches Apia regiert. Die Gemeindeverwaltung scheint nach dem Beispiele der europäischen Faktoreien in China gebildet zu sein. Der König hat derselben allerdings den Grund und Boden, den sie ihr eigen nennt, nicht verkauft, wohl aber den Gebrauch desselben gegen eine jährliche Rente überlassen. In Wirklichkeit bildet sie eine Art Condominium, welches die durch den Vertrag von 1879 bis zu einer gewissen Grenze gemeinschaftlich auftretenden Konsuln der drei Mächte Deutschland, England und der Vereinigten Staaten ausüben. Durch einen zweiten, in demselben Jahre abgeschlossenen Vertrag erkannte der König die Jurisdiktion des englischen High Commissioner über alle britischen Unterthanen, welche im Archipel leben, an. Die Municipalität in Apia unterscheidet sich dadurch von den Settlements in China, daß in dem zuerst genannten Orte die Gewalt gemeinschaftlich durch die Konsuln dreier Mächte ausgeübt wird, während in China die verschiedenen Niederlassungen vollkommen von einander unabhängig sind.

Der Art der Verwaltung, wie sie in Apia stattfindet, spendet Baron Hübner das größte Lob; wir haben hier im Kleinen, sagt er, die Lösung der schwierigen Aufgabe einer gemeinschaftlichen Verwaltung, und es bleibt nur noch zu untersuchen, ob dieses Resultat nur durch die guten Einrichtungen oder die Persönlichkeit der Konsuln erzielt worden ist.

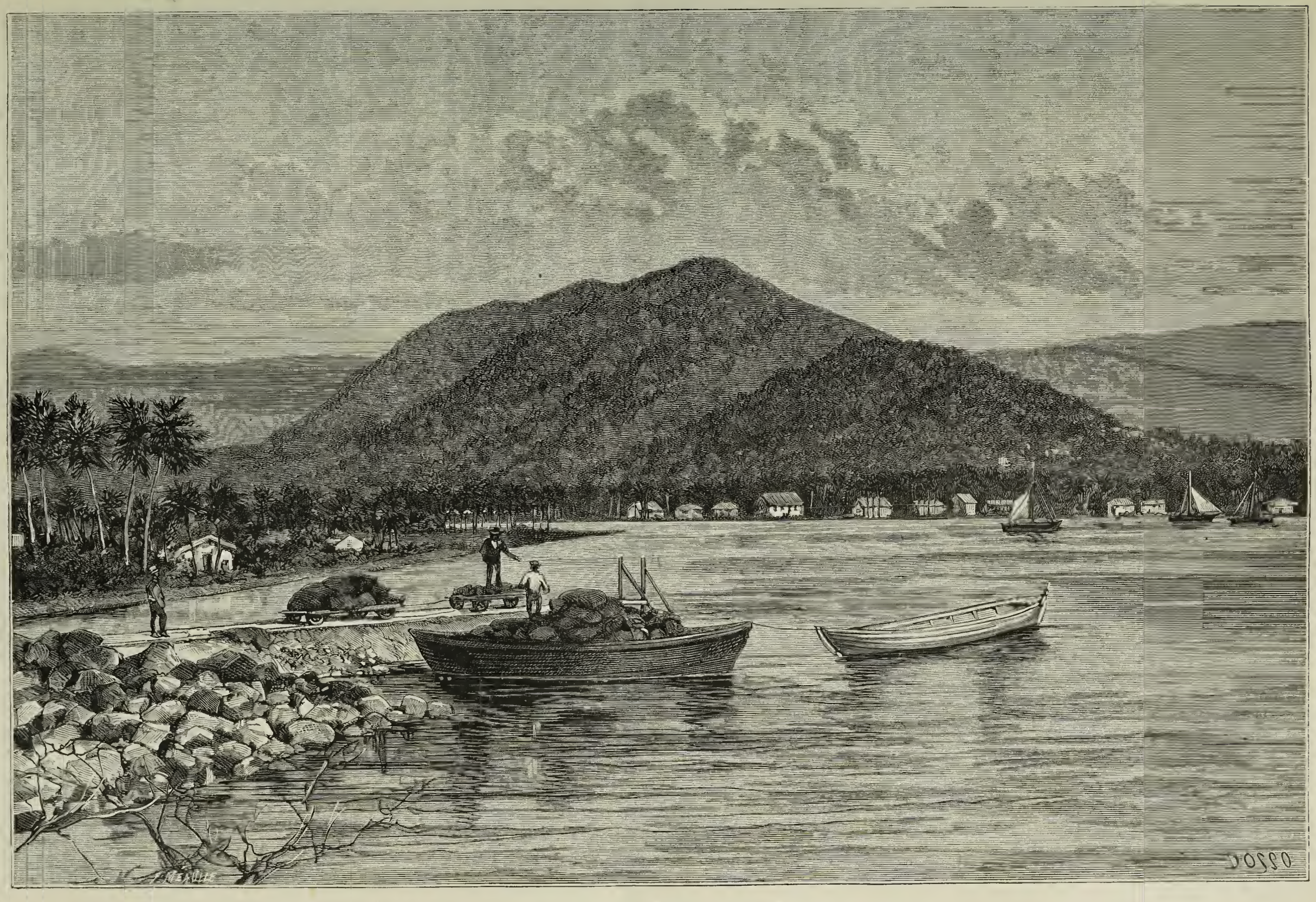
Der Mechanismus ist ein ziemlich einfacher, seine

Mündung des Flusses von Apia. (Nach einer Photographie.)

Glieder sind eine Magistratsperson und sechs Polizeibeamte, die derselben direkt untergeordnet sind; alle gehören der farbigen Rasse an, trotzdem haben sie nicht die geringste Mühe, ihre Autorität den Weißen gegenüber zu behaupten; die Polizeibeamten beziehen zwischen 20 und. 35 Dollars monatlich; das Einkommen der Municipalität beläuft sich auf 5000 Dollars. Die Bevölkerung ihres Gebietes betrug im Ganzen 165 Weiße und 218 Mestizen; unter ersteren befanden sich 75 Deutsche, 41 Engländer, 23 Amerikaner, 13 Schweizer und Holländer, 11 Franzosen, 2 Skandinavier. Außerhalb der Municipalität lebten noch 200 Personen, welche nicht zu den Eingeborenen gehörten, darunter 75 Weiße (wovon 23 Deutsche, 39 Engländer, 4 Amerikaner, 4 Skandinavier und 5 Franzosen). Unter den Engländern befanden sich 13, unter den Franzosen 5 Missionare; die Deutschen finden großentheils als Beamte in den Plantagen Verwendung, die übrigen Weißen sind Händler, welche alle für die beiden deutschen Häuser Geschäfte machen.

Die einheimische Verwaltung ist ganz patriarchalisch, nur die Familienhäupter üben politische Rechte aus. Die Bevölkerung des ganzen Archipels wird auf 30 000 bis 34 000 Seelen geschätzt.

Der Handel ist großentheils in Händen von zwei bedeutenden deutschen Häusern (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, und Ruge u. Komp.); außerdem bestehen noch vier kleinere Häuser. Nach dem in den deutschen Weißbüchern veröffentlichten Berichte des deutschen Konsuls



Ansicht von Apia und der französischen Missionsstation. (Nach einer Photographie.)

Dr. Stübel belief sich der Umsatz der deutschen Handelshäuser auf 112 500 Pfd. St., der aller anderen auf 107 500 Pfd. St. Die Landbau-Unternehmungen bedecken eine Oberfläche von etwa 2500 Hektaren, zu deren Bearbeitung gegen 1200 fremde Arbeiter eingeführt sind.

Interessant ist das Urtheil, welches Baron Hübner über den Deutschen in der Fremde fällt. „Ich habe den Deutschen an verschiedenen Punkten der Erde beobachtet; überall, wo ich ihn getroffen habe, war er immer derselbe, vielleicht hat er, was ihm namentlich in der zweiten Generation leicht begegnet, seine Sprache vergessen, er hat manche Gebräuche seiner Umgebung angenommen, aber in seinem Geiste und seinem Charakter bleibt er Deutscher. Im Allgemeinen ist er intelligent, einfach, nüchtern, sparsam, geduldig, ausdauernd, muthvoll, doch nicht bis zur Unbesonnenheit. Er sieht nicht nach schnellem Gewinne aus und wagt nicht gerne. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von dem Angelsachsen, welcher mit Vorliebe abenteuerliche Unternehmungen aufsucht und sehr oft mit Erfolg aus denselben hervorgeht. Der Deutsche geht langsam, aber sicher vor; wo er einmal Wurzel gefaßt hat, läßt er sich nicht vertreiben. Im Allgemeinen ist er, namentlich in den unteren Klassen, besser unterrichtet als der Angelsachse und darum besser geeignet, sich fremden Zuständen anzupassen; als Ackerbauer theilt er mit dem Schotten den Ruf, der erste Kolonist der Welt zu sein."

Man wird ohne nähere Erläuterung finden, daß Manches von dem, was Baron Hübner sagt, von Anderen in anderem Lichte aufgefaßt wird; namentlich was die Erhaltung der Nationalität angeht, dürfte die von ihm gemachte Bemerkung doch wohl nicht stichhaltig sein, wenigstens in den Fällen, wo der Deutsche isolirt oder ziemlich isolirt in die fremde Umgebung eintritt.

Im Allgemeinen ist die Ansicht des mehrgenannten Weltreisenden den deutschen Unternehmungen im Samoa-Archipel günstig. Die Verbindung von Handels- und Plantagen-Unternehmungen bietet gewiß große Vortheile, kann aber auch unter Umständen Gefahren haben. Die Pflanzungen werfen bis jetzt keinen Vortheil ab und jedenfalls haben die Pflanzer nach der Theorie des beati possidentes fremden Wetteifer nur wenig zu fürchten; bis jetzt richtet sich außerdem der Unternehmungsgeist englischer und australischer Kapitalisten auf andere Theile des Stillen Oceans.

Zwischen Deutschen und Engländern findet Baron Hübner in den Grundzügen ihres Wesens, so wie er sie bei der Arbeit gesehen hat, eine große Aehnlichkeit und keine Spur des Zurückganges. Sie haben nur zu wollen, um Erfolg zu haben, sie sind die ersten unter den Nationen. Nur besitzt England viel größeren Reichthum als Deutschland; auf diesem Felde würde der Wettkampf ungleich sein.

Die Handelsbewegung des Jahres 1883 wird wie folgt angegeben:

	Angekommene Schiffe	Tonnen	Einfuhr Pfd. St.	Ausfuhr Pfd. St.
Deutsche	92	19 396	58 358	50 894
Englische	35	3 799	9 103	1 180
Amerikanische . .	18	2 776	26 146	—

Ueber den König von Samoa sagt er Folgendes: Malietoa ist, wie man mir mittheilt, kein Idiot. Es ist ein gewöhnlicher Mensch, der, wenn man ihn auf seiner Stelle gelassen hätte, heute nichts weiter als ein großer Stammeshäuptling sein würde. Man hat ihn zum Könige gemacht, doch das ist er nur den Vertragsmächten gegenüber, seine Landsleute wollen ihn nicht als solchen anerkennen. Dadurch entstehen manche Schwierigkeiten, z. B. kann er nicht, wie die Konsuln es verlangen, genügend für die Sicherheit auf der ganzen Insel sorgen.

Der Hafen von Apia ist der Mittelpunkt für den ganzen Handel dieser Gruppe. Die Stadt selbst bietet Gegensätze der stärksten Art zwischen der Civilisation und dem Naturzustande; neben den kleinen, zierlichen Häusern und Läden der Weißen erheben sich die Hütten der Kanaken, welche die Besitzer nicht haben verlassen wollen. Das Panorama, welches die Rhede von Apia dem Ankommenden bietet, ist entzückend; die Umrisse sind ganz verschieden von den scharfen Formen, die man in Oceanien so häufig erblickt; die Insel Upolu eröffnet eine weite Fernsicht über fruchtbare Ebenen, welche nur von einem Berge, dem Missionsberge, unterbrochen und beinahe in zwei gleiche Theile getheilt sind; weiter im Hintergrunde erheben sich die im Innern gelegenen Blauen Berge, während auf dem Vordergrunde die weißen Häuschen der Niederlassung im Sonnenscheine aufleuchten.

Ein echtes Tropenbild bietet die Mündung des Apiaflusses.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

II.

Unsere flüchtige Betrachtung der Bogotáner Bevölkerung, wie sie uns in den Straßen der Stadt entgegentritt, hat uns gelehrt, daß wir in socialer Beziehung drei große Schichten unterscheiden können, welche freilich durch keine scharfen Linien von einander getrennt sind, sondern in einander übergehen, und daß diese drei socialen Schichten drei verschiedenen ethnologischen Gruppen entsprechen, da in den höheren Klassen das weiße, in den unteren das indianische Blut vorherrscht, und in den mittleren beide zu ungefähr gleichen Theilen gemischt sind. Dieser Sonderung der Stände nach Rassen liegen heute keinerlei gesetzlichen Bestimmungen zu Grunde, sie ist nur eine Folge der Scheidung, welche in der Kolonialzeit bestand und welche sich noch nicht vollkommen verwischt hat. Man kann die Stellung der Weißen in gewisser Beziehung mit der des alten deutschen Adels vergleichen, der zwar keine gesetzlichen Vorrechte mehr besitzt, aber doch im Ganzen immer noch eine gewisse sociale Präponderanz behauptet, während einige seiner Glieder zum

Proletariat herabgesunken und Neulinge, durch Verleihung des Adels oder doch thatsächlich, ihnen gleichberechtigt zur Seite getreten sind. Aehnlich findet man in den besten Kreisen Bogotás einzelne Vollblut-Indianer, und unter der Hefe der Bevölkerung einzelne reine Castilianer. Die Weißen legen, besonders den Europäern gegenüber, Werth auf ihre spanische Abstammung, aber dem Volke ist das Bewußtsein des Stammesunterschiedes fast völlig verloren gegangen; als Indios bezeichnen sie verächtlich die arme Landbevölkerung, während diese wieder den Namen Indios auf die Indios bravos, das heißt die uncivilisirten, noch ihre eigene Sprache redenden Indianer beschränkt, welche sich in den heißen, urwaldbedeckten Tiefebenen und einzelnen Gebirgswinkeln erhalten haben.

Unter diesen Umständen ist es natürlich äußerst schwierig, zuverlässige Angaben über die ethnologische Zusammensetzung der Bogotáner Bevölkerung zu gewinnen; nur eine Commission von unparteiischen Sachverständigen, namentlich von Aerzten, könnte diese Aufgabe lösen. Aber so lange noch keine solche Commission die Frage studirt hat, glaube ich meiner, übrigens an den Wahrnehmungen von Fremden kontrolirten, Beobachtung mehr Gewicht beilegen zu dürfen als den von Nationaleitelkeit diktirten Vermuthungen kolumbianischer Schriftsteller, welche auch in die Bücher harmloser Deutscher übergegangen sind. Während hier die Zahl der Weißen auf 50 Proc. angesetzt wird, kann man meiner Meinung nach nur etwa 15 Proc. als Weiße bezeichnen, bei denen eine Beimischung indianischen Blutes zwar nicht ausgeschlossen ist, aber doch zurücktritt; auf Neger- und Negermischlinge kommen nur 1 bis 2 Proc. der Bevölkerung; der Rest wird sich zu ungefähr gleichen Theilen auf Chólos, d. h. Mischlinge von Weißen und Indianern, und ganz oder nahezu reine Indianer vertheilen.

Diese also sind es, welche das Hauptkontingent zu der untersten Bevölkerungsklasse stellen, die wir als den Arbeiterstand oder, um gleich den kolumbianischen Ausdruck zu gebrauchen, den Stand der Peone bezeichnen können. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser Klasse, der den Uebergang zur nächst höheren Stufe bildet, hat ein bestimmtes Handwerk erlernt und liegt demselben dauernd ob, die meisten leben bald als Arrieros, d. h. Maulthiertreiber, oder Boten auf der Landstraße, bald arbeiten sie als Maurer an einem Bau, bald als Packer und Träger in einem Geschäft, bald haben sie sich als Diener in einem Hause verdingt, bald lungern sie auch müßig umher.

Sie wohnen in den kleinen aus Lehm gebauten, mit Stroh gedeckten Ranchos (d. h. Hütten) der Vorstädte und Flußufer, oder auch in den unteren, souterrainartigen, Stockwerken der Casas altas, soweit dieselben nicht von Läden und Werkstätten besetzt sind. In einem kleinen Raume wohnen da viele Personen zusammengepfercht, außer dem Ehepaare und seinen Kindern oft noch verschiedene männliche und weibliche Anverwandte beider Theile. Daß solche Wohnungsverhältnisse der Gesundheit und Sittlichkeit nicht gerade zuträglich sind, ist klar, aber wir dürfen diesen Punkt doch nicht zu sehr hervorheben, sonst möchte etwa ein Kolumbianer Schilderungen der socialen Zustände im Erzgebirge oder in manchen deutschen Großstädten veröffentlichen, die in dieser Beziehung kaum viel besser sein werden. Der ganze Hausrath besteht aus einem Tische, vielleicht ein paar einfachen Stühlen mit einem Ueberzuge aus Ochsenhaut oder auch nur einer kleinen Bank, auf der die Frau den ganzen Tag hockend arbeitet. Als Betten dienen Strohmatten und Ochsenhäute, welche Abends auf dem Fußboden ausgebreitet werden, das Essen wird hinter dem Hause in einem großen Topfe bereitet, den man auf drei Steine stellt und durch darunter angezündetes Holz erwärmt. Hier wie überall im Hochlande liefern Kartoffeln, Mais und auch Gerste, in der Form von dicken Suppen, den Hauptbestandtheil der Nahrung, aber auch Fleisch wird eher mehr gegessen als von den armen Leuten in Deutschland, und nur die Aermsten müssen sich den täglichen Genuß von Chokolade und Weißbrot versagen. Unser Bier wird durch die Chicha, ein aus Maismehl und Zuckerrohrsaft durch Gährung bereitetes Getränk, vertreten, das etwas theurer als einfaches Bier in Mitteldeutschland (der Liter kostet nämlich einen halben Real, d. i. 20 Pfennig dem Normalwerthe nach) zu stehen kommt, aber wohl mehr Nahrungsstoffe als dieses enthält.

Die Chicherias, d. h. die Tiendas (d. h. Läden), in denen die Chicha verschänkt wird, entsprechen etwa den kleinen Produktengeschäften, welche man in Sachsen Büdchen nennt, und sind für das Bild von Bogotá in hohem Grade charakteristisch. Hier kauft das Volk seine gewöhnlichen Bedürfnisse, Eier, Chokolade, Brot, Cigarren, Streichhölzchen, Seife u. s. w., hier findet es wohl auch eine warme Suppe aus Maismehl und Kartoffeln bereitet, hier trinkt es, wie gesagt, namentlich seine Chicha, die in großen Gefäßen am Boden steht und mit der Totuma (der ausgehöhlten halben Schale einer kürbisartigen Frucht) geschöpft wird. Aus solchen Totumas wird auch getrunken, sorglich bläst die Chichera, ehe sie dieselbe dem Gaste überreicht, darüber hin, oft greift sie auch mit dem Finger hinein, um die gröberen Staubtheilchen zu entfernen, die sich, sei es in Folge der Bereitung, sei es in Folge der Aufbewahrung, fast immer in der Chicha finden. Sehr elegant pflegt die Einrichtung einer solchen Tienda nicht zu sein; ein breiter Ladentisch theilt den kleinen Raum in zwei Hälften, vorn drängt sich das Publikum, hinten sind, auf Brettern und an Seilen, die Schätze des Ladens aufgestapelt. Oft ist das ganze Gerüst voll von Flaschen der verschiedensten Farben, in denen der Fremde zu seinem Entsetzen lauter geistige Getränke vermuthet, aber dieselben sind größtentheils nur mit Wasser angefüllt und dienen lediglich als Staffage. In Folge dieser Liebhaberei haben leere Flaschen von angenehmer Farbe in Bogotá einen ganz beträchtlichen Werth (etwa 30 bis 40 Pfennig), so daß der Genuß z. B. ausländischen Bieres dadurch etwas verbilligt wird. Besonders Abends drängt sich das Volk in diesen Chicherias zusammen; stundenlang bleibt man plaudernd und singend, wie sie, schreiend, wie wir sagen würden, vor dem Schenktische stehen, vielleicht lauscht man den melancholischen Weisen (den sogenannten Bambucos), welche irgend einer dem Tiple (einer einfachen Guitarre) entlockt. Dabei geht die Totuma mit Chicha beständig von Hand zu Hand, vielleicht wird dazwischen ein Trago (wirklich Schluck) von Anisado (dem landesüblichen, aus gegohrenem Zuckersaft unter Zusatz von Anis destillirten Branntwein) genommen, allmählich stellt sich ein Rausch ein, und das anfänglich harmlose Betragen wird immer widerwärtiger.

Bei den Bettlern und Eckenstehern, welche die tiefststehenden Kategorien der Bevölkerung bilden, geht aller Verdienst auf Chicha und Anisadobranntwein darauf, ihre Kleidung ist meist so zerlumpt und, ebenso wie sie selbst, so ekelhaft schmutzig, wie wir es selbst bei den schlimmsten heimischen Vagabunden nicht zu sehen bekommen, ihr Nachtlager schlagen sie in der Thür irgend eines Hauses auf, ohne bei dem milden Klima Bogotás ernstlich von der Kälte zu leiden und ohne befürchten zu müssen, daß der Sereno (Nachtwächter) sie in ihrer Ruhe aufstört und zur Polizei bringt; kaum erweckt es sie aus ihrem festen Schlafe, wenn ein heimkehrender Bewohner des Hauses über sie stolpert.

In dem Bogotáner Volke liegt überhaupt ein gewisser Zug der Verkommenheit, welcher der Landbevölkerung in dieser Weise fremd ist. Bogotá übt in dieser Beziehung einen ähnlichen Einfluß wie die europäischen Großstädte aus. Von allen Seiten strömt besonders die männliche Jugend hier zusammen, weil sie hier einen besseren Verdienst und einen größeren Lebensgenuß als in den kleineren Ortschaften und den einsamen Hütten findet oder wenigstens zu finden glaubt. Aus dem altgewohnten Kreise patriarchalischen Lebens herausgerissen, den Verführungen der großen Stadt preisgegeben, das wenig gute Beispiel der gebildeten Jugend vor Augen, macht der Einwanderer hier eine Umwandlung durch, welche nicht gerade zu seinem Vortheile dient. Zwar eignet er sich gewisse Formen an, welche unseren Arbeitern fremd sind, seinen Dank stattet er mit einem „mil gracias“ (tausend Dank) ab, er entfernt sich nicht ohne ein „con su permiso“ (mit Ihrer Erlaubniß), er legt sich einen großen Panamastrohhut zu u. s. w., aber dabei wäscht er sich monatlich nur einmal, spuckt er ununterbrochen, reichen seine Schulkenntnisse im besten Falle bis zu etwas Lesen und Schreiben und den vier Species. Er ist durch und durch verlogen, stiehlt in kleinen Beträgen, wenn er nur kann, ist aber zu Einbruchsdiebstählen und anderen schweren Verbrechen zu feige, er ist kriechend unterwürfig oder grenzenlos frech, je nachdem es ihm paßt. Die Eckensteher sind wahre Musterbilder dieser schönen Eigenschaften; giebt man ihnen nach irgend einer Besorgung den üblichen Lohn, so fordern sie wenigstens das Doppelte und Dreifache dafür und machen, besonders dem Fremden gegenüber, einen Höllenspektakel, bis sie sich von dessen Standhaftigkeit überzeugen und ihrer Wege ziehen, um den Erwerb in der nächsten Chichera zu vertrinken. Auch mit seinem Diener hat man die liebe Noth. Für den kleinsten Gang in die Stadt braucht derselbe zwei bis drei Stunden, bei jeder Besorgung macht er seinen kleinen Aufschlag, hat er nur irgend Gelegenheit, so bringt er gern einige Realen bei Seite, zu seiner Rechtfertigung erfindet er die verwickeltsten Geschichten, und glaubt man ihm dieselben nicht, sondern setzt ihn ernsthaft zur Rede, so dreht er einem wo möglich den Rücken und geht seiner Wege. Seine ganze Habe besteht in einem Bündel, das ihn nicht beschwert; wenn nicht als Diener, so findet er vielleicht Arbeit als Maurer oder Arriero oder schlägt sich sonst irgendwie durch. Es steckt ein vagabundenhafter Zug in dieser Bevölkerung, eine Unabhängigkeit von festem Wohnsitze, fester Stellung und festem Berufe, von jeder strammen Zucht, die poetisch sein mag, die aber den socialen Fortschritt nicht begünstigt. Bei dem weiblichen Geschlechte kann man den guten Einfluß einer gewissen Gebundenheit deutlich beobachten; die weiblichen Dienstboten, die nur selten aus dem Hause heraus kommen, sind besonders unter einer tüchtigen Hausfrau oft williger und ordentlicher als viele deutsche Dienstmädchen; mit der Aufsicht fällt aber nur zu oft jeder sittliche Halt hinweg, gewinnen die schlechten Einflüsse der großen Stadt die Oberhand.

Der gewöhnliche Bogotáner Peon verdient täglich sechs bis höchstens acht Realen (2 Mk. 40 bis 3 Mk. 20 Pfg. Normalwerth). Davon braucht er, wenn er ledig ist, zwei bis drei Realen für seine Ernährung; seine Kleidung bekommt er auch nicht umsonst, eine Ruana z. B. kostet ihn wenigstens 30 Realen, ein Paar Hosen 20 bis 40 Realen. Die meisten aber haben sich schon jung verheirathet und unterstützen außerdem ihre Mütter und Schwestern, denn gerade in den unteren Volksschichten sind zärtliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern und kindliche Dankbarkeit gewöhnliche Züge. Wenn da noch etwas erspart wird, wird es im Boden vergraben oder sonst irgendwo versteckt, um im Falle von Krankheit oder Noth hervorgeholt oder um zu Handelsgeschäften verwendet zu werden, die diesen Leuten immer im Sinne liegen, die aber selten einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Es liegt nahe, die sociale Lage des Bogotáner Peons mit der des deutschen Arbeiters zu vergleichen. In Folge der geringen, oft zerrissenen Kleidung und der schlechten Wohnungen haben wir zuerst den Eindruck, als ob das Loos des Bogotáners ein noch viel bedauernswertheres als das des Deutschen sei, aber wenn wir die Nahrung beider betrachten und sehen, daß jener die Qualen des Hungers nicht kennt, wenn das gleichmäßig milde Klima uns zeigt, daß er auch vom Froste wenig zu leiden hat, so werden wir in unserem Urtheile doch bedenklich. Der Bogotáner Peon hat vollkommen genug an seiner Ruana, er sehnt sich gar nicht nach einer besseren Wohnung; was wir für äußerste Armuth hielten, ist häufig nur Bedürfnißlosigkeit, die ihrerseits mit dem niedrigen Stande der Kultur zusammenhängt. Jeder Bogotáner Peon könnte, wenn er nur Werth darauf legte, ein nettes, wenn auch einfach möblirtes, Häuschen sein eigen nennen. Eine andere Frage ist es freilich, ob der Einzelne im Stande sein würde, sich durch Arbeit und Sparsamkeit zu Vermögen und einer höheren socialen Stellung herauf zu arbeiten. Ich glaube, daß ihm das noch viel schwerer gemacht ist als seinen Standesgenossen in Europa oder Nordamerika, weil Handel, Industrie und Handwerk nur ein kümmerliches Dasein fristen und wenig Raum für aufstrebende Kräfte gewähren. Der Landarbeiter kommt vielfach nach Bogotá, weil er da ein bequemeres Leben findet, aber wer seinen Kindern eine sichere Existenz gründen will, wird doch aufs Land zurückkehren müssen. Auch der Charakter dieser Indianer ist zu frischem Aufstreben wenig geeignet. Es handelt sich nicht um ihre ursprünglichen Anlagen und Bildungsfähigkeit, über welche wir viel zu wenig unterrichtet sind, sondern um ihren jetzigen Charakter, wie er sich unter dem verdummenden und erschlaffenden Drucke der spanischen Herrschaft herausgebildet hat. Die heutigen Indianer gehen die Bahn weiter, in die sie gestoßen werden, aber es fehlt ihnen die Urtheilskraft und die Energie, um selbständig etwas anzugreifen.

In dem Mittelstande finden sich die Eigenschaften des Indianers mit denen des Spaniers in den verschiedensten Abstufungen vermischt. Er läßt sich daher noch viel schwerer in ein einheitliches Bild zusammenfassen und kann überhaupt in den kleineren Landstädten viel besser als in Bogotá studirt werden, wo ihm die charakteristische Verbindung mit dem Landleben fehlt, und wo sich der Handwerker, der Commis, der Inhaber eines kleinen Ladens, der Subalternbeamte als besondere städtische Modifikationen herausgebildet haben. Ein Theil von ihnen hat selbst den Strohhut und die Ruana abgelegt und ahmt die europäische Kleidung der höheren Stände nach, so daß die mitunter für sie angewandte zusammenfassende Bezeichnung gente de ruana eigentlich nicht mehr richtig ist. Ihre Wohnungen nehmen den zweiten mittleren Ring ein, welchen wir im Bauplane Bogotás unterschieden, nämlich den Ring der einstöckigen, aber doch schon aus Adobes gebauten, getünchten und mit Ziegeln gedeckten Häuser, die, je nachdem, zwei bis zehn brauchbare Wohnzimmer enthalten. Gewöhnlich wohnt eine ziemliche Anzahl von Menschen in einer solchen Wohnung zusammen, denn außer den meistens sehr zahlreichen Kindern pflegen auch so und so viel Brüder, Schwestern und Basen zum Haushalte zu gehören, und die Kinder selbst bleiben häufig auch nach ihrer Verheirathung mit ihren Nachkommen im Hause der Eltern. Die scheinbare Weitläufigkeit des Wohnens, welche uns zuerst so verwundert,

wird dadurch alſo bedeutend eingeſchränkt. Die Möblirung dieſer Wohnungen iſt ſicher eine ſehr dürftige, aber ich bin in Bogotá zu wenig in ſolche Haushaltungen hineingekommen, um darüber Näheres berichten zu können. Auch den Mittagstiſch wollen wir ungemuſtert laſſen; auf den Reiſen im Lande kommen wir gerade mit dieſen Ständen häufig in Berührung und lernen ihre Lebensweiſe beſſer kennen [1]).

Das Einkommen, in Geld ausgedrückt, kommt ungefähr dem Einkommen gleicher Lebenskreiſe in Deutſchland gleich, aber da Wohnung, Kleidung und alle feineren Lebensbedürfniſſe in Bogotá ſo viel theurer als in Deutſchland ſind, ſo iſt die Lebensweiſe der Bogotaner Kleinbürger verhältnißmäßig ärmlicher. Am ſchlechteſten ſind die Subalternbeamten geſtellt, weil ſie ihr geringes Gehalt meiſt erſt Monate hinterher ausgezahlt bekommen und daſſelbe inzwiſchen mit bedeutendem Verluſte verpfänden müſſen. Iſt es da ein Wunder, daß ſie beſtechlich ſind und Veruntreuungen begehen? Und doch lauert immer eine Unzahl von Exiſtenzen darauf, bei einem Regierungswechſel ein ſolches Amt zu erlangen, und friſtet inzwiſchen, durch Borgen und allerlei Geſchäftchen, nothdürftig das Leben. Es iſt die Freude am ſtädtiſchen Leben, die Abneigung gegen harte Arbeit, was alle dieſe Leute nach Bogotá treibt und in Bogotá feſthält, während ſie ſich im Kampfe mit dem Urwalde einen beſſeren Erwerb ſchaffen und dadurch für ihr Alter und ihre Nachkommen das Leben angenehmer geſtalten könnten. Ihre Bildung überſteigt ſelten die gewöhnlichſten Elementarkenntniſſe, in ihren Manieren ſind ſie eine Karrikatur der oberen Klaſſen, die man ſelber ſchon als eine Karrikatur der entſprechenden europäiſchen Bevölkerungselemente zu bezeichnen geneigt iſt.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 48, (1885), S. 120 f.

Talyſch [1]).

Mit dem vorliegenden, 450 Seiten ſtarken Buche hat uns der vielgereiſte Verfaſſer wiederum mit einem intereſſanten und inhaltsreichen Werke beſchenkt. Wenn auch die Schilderung der Pflanzen- und Thierwelt jenes ſüdweſtlichen Küſtengebietes des Kaſpiſchen Meeres den hauptſächlichſten Inhalt bildet, ſo finden ſich doch allenthalben ſo viele rein geographiſche und ethnographiſche Momente, daß es auch für den Geographen von Fach lohnend ſein wird, dieſes Buch zu ſtudiren.

Daſſelbe enthält in 12 Abſchnitten die Schilderung der Reiſen, welche Radde ſowohl allein, wie auch in Begleitung der Herren Leder und Dr. Sievers in den letzten 16 Jahren in dem Gebiete von Talyſch ausgeführt hat. Als Anhang iſt dann eine ethnographiſche Skizze über die Bewohner von Talyſch, die Talyſcher und Schahſewenzen, angefügt.

Der erſte Abſchnitt, „Geographiſche Grundzüge von Talyſch“ überſchrieben, faßt gewiſſermaßen alles, was ſich als geographiſch wichtig im Folgenden zerſtreut findet, in möglichſter Kürze zu einem Ganzen zuſammen, weshalb wir auf dieſen Abſchnitt etwas mehr eingehen wollen.

Nach einer kurzen Kritik über die Stellung des Alburs in den Gruppirungen der Gebirgsſyſteme von F. v. Hochſtetter und F. v. Richthofen kommt der Verfaſſer zu dem Schluß, daß die Gilaner und Talyſcher Alpen nur als Fortſetzungen des Alburs in NW-Richtung anzuſehen ſind, und daß keineswegs der Seſidrud mit ſeinem weit in das Hochland reichenden Quellnetze und ſeinem tief einſchneidenden Flußthale als Grenze für den Alburs anzuſehen ſei. Die Gründe hierfür findet Radde ſowohl in ſeinen eigenen Beobachtungen wie in den Unterſuchungen Grewingk's über die Geſteinszuſammenſetzung jener Gebirge. Es folgt nun eine genaue Schilderung des Verlaufs der Gilaner und Talyſcher Alpen bis zu ihrer Endigung in der Mugan-Steppe. Die Gipfel ſinken hierbei von etwa 10 000 engl. Fuß an immer mehr, bis ſie im 5680 engl. Fuß hohen Karadaſha-dagh zum letzten Male eine bedeutendere Höhe erreichen, um dann ſchnell zum Tieflande abzufallen. Die Oſtſeite dieſer beiden Ketten iſt allenthalben die ſteilere, die Weſtſeite, auf welcher ſich die weite Tertiärebene mit dem iſolirt hervorragenden Sawalan (15 792 engl. Fuß hoch) ausdehnt, die flachere.

Aus klimatiſchen Gründen hat auch nur die Oſtſeite eine Menge Quellen, die ihre Waſſer in vier Hauptbachſyſtemen ſammeln. Dieſelben führen die Namen Aſtara, Putaſar oder Tängaru-tſchai, Lenkoran-tſchai (von den Ruſſen Lenkoranka genannt) und Wiljaſch-tſchai. Außerdem ſammelt die von dem nördlichſten Rande abfließenden Gewäſſer der in den Salzſumpf Machmud-tſchalaſi in der Mugan-Steppe ſich ergießende Bolgaru-tſchai, wie auch die geringen nach W fließenden Bäche ihr Waſſer dem Karaſu und durch dieſen dem Araxes und der Kura zuführen.

Im Anſchluß an v. Baer's [1]) kritiſche Unterſuchungen der Straboniſchen Angaben über die üppige Natur des alten Albaniens, nach denen zu Strabo's Zeiten der Muganſteppe das außerordentlichſte Lob über den Naturreichthum, die Vegetation, Ernten ꝛc. zu Theil geworden ſei, findet Radde, daß alle dieſe Angaben noch heute zutreffen auf den Fuß der Karabagher Gebirge im Weſten der Muganſteppe, auf die beiderſeitigen Vorberge des nördlichen Kurathales und auf die Küſtenzone des Kaſpiſchen Meeres bei Derbent und Kuba, aber nicht auf die Muganſteppe ſelbſt, als welche man doch die Ebene Araxene Strabo's annehmen müßte. Die Spuren etwaiger alter Kulturen längs der jetzt trockenen Kanäle und Flußläufe müßten ſich offenbar bis jetzt noch erhalten haben, und ſei es nur durch das Fehlen der echten Halophyten in nächſter Nähe jener Rinnſale. Nichts von alledem findet ſich aber in der Muganſteppe. Dieſelbe iſt völlig ſalzdurchdrungen, im Sommer unbewohnt und im Winter nur von Nomaden beſucht. Alle Kulturen finden ſich nur an dem Araxes, der Kura und der Akuſcha, ſowie an den ausgeſüßten Rändern der Muganſteppe, beſonders am Südrande, woſelbſt das Talyſcher Gebirge durch ſeine Waſſer nutzbare Alluvionen abſetzte. Hier iſt auch die Bevölkerung dicht anſäßig und treibt Feld- und Gartenbau. Die Muganſteppe iſt ein deutlich erkennbarer Reſt des

[1]) Dr. Guſtav Radde, Reiſen an der perſiſch-ruſſiſchen Grenze. Talyſch und ſeine Bewohner. (Leipzig 1886, Verlag von F. A. Brockhaus.)

[1]) Kaſpiſche Studien. Bulletin phys.-math. de l'acad. imp. de St. Pétersbourg. Bd. XIII. und XIV., S. 313 ff.

früheren Bodens des Kaspischen Meeres, der sich immer mehr ostwärts erweitert durch das Akuschadelta.

Das Klima von Talysch charakterisirt sich durch einen trockenen Sommer und feuchten Herbst und Frühling. Bei einer Jannartemperatnr von 2,8° C. besitzt Lenkoran eine mittlere jährliche Wärmeschwankung von 22,6° C. und einen jährlichen Niederschlag von 1314 mm. Besonders niederschlagsreich sind die Monate September bis November. Bezüglich der Winde ist zu bemerken, daß bereits in etwa 1000 Faden Entfernung vom Meere die Richtungen und Stärken der Winde oft ganz andere sind als an der Küste des Meeres. Zumeist herrschen in Lenkoran das Jahr über SW-Winde vor, dann folgen der Häufigkeit nach SO und NO, am wenigsten findet sich N. Zu erwähnen sind ferner noch die dem Scirocco ähnlichen heißen Winde aus W und SW, die Radde als aus der Syrischen Wüste stammend ansieht.

Das Tiefland von Talysch ist gegen N von breiten Steppenflächen umlagert, deren Vegetation wesentlich vom Salzgehalte des Bodens abhängig erscheint. Nur an den Rändern und den Flußläufen auf ausgelaugtem Boden findet sich Gras- und Kräutersteppe, wie auch Cerealienkultur. Hierauf folgt nach Vermittelung durch die Wermuthsteppe die echte Halophytensteppe. Die Flora der niedrigen Dünen längs des Meeres nimmt eine schmale Küstenzone ein und verläuft ostwärts in das Gebiet der Djongeln mit Rubus-, Smilax- und Asclepiadeenarten und westwärts in das Rohr- und Schilfdickicht der Morzi, jener hinter den Dünen aufgestauten Süßwassermassen, die nur selten einen Abfluß nach dem Meere besitzen und den reinen Sumpf bilden. Eigenthümlich ist dem Tieflande noch die natürliche Kleewiese, besonders aus Trifolium tumens bestehend. Die etwa 6000 engl. Fuß breite Waldzone ist ohne zapfentragende Koniferen, enthält namentlich in den höheren Theilen viele europäische Arten, in den unteren aber auch viele Europa fremde Species. Am höchsten verbreitet findet sich Quercus macranthera F. et M. Auf die Waldzone folgt die basalalpine Wiese mit Alchemilla vulgaris. Dieselbe reicht im Nandgebirge bis 8500 engl. Fuß, am Sawalan bis 12000 engl. Fuß. Dann beginnt hier die artenarme hochalpine Zone, welche dort ganz fehlt.

Auch die Thierwelt besitzt neben vielen dem kaukasischen Isthmus angehörenden Arten in allen Klassen solche, welche sich nur hier finden, sowie reine Südasiaten, wie den Tiger ꝛc. Bezüglich des Näheren verweist Radde auf seine „Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebietes“.

Vom zweiten Abschnitte an bis zum Schluß bringt Radde seine Reiseschilderungen. Die geographische Natur von Talysch, die sich in demselben zerstreut dargestellt findet, hatten wir bereits unter Zugrundelegung des ersten Abschnittes kennen gelernt. Es bleibt uns nur noch übrig, einige interessante Oertlichkeiten, welche Radde auf diesen Reisen berührte und die er selbst ausführlicher behandelt, etwas näher zu besprechen. Im zweiten Abschnitte, welcher die Reise „von Tiflis nach Lenkoran“ zum Thema hat, schildert uns Radde einen Besuch der Kupfer- und Kobaltminen der Gebrüder Siemens zu Kedabeg (oder wie es richtiger heißen sollte, Kjadabeg) im Schamchorthale des „Kleinen Kaukasus“, etwa 4050 engl. Fuß über dem Meere. Bei der Beschreibung dieses Hüttenwerkes, welches als ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Energie anzusehen ist, folgt Radde im Wesentlichen dem Berichte, welchen der jetzige Direktor des Werkes, Herr William Bolton, 1876 verfaßte. Eine beigefügte photolithographirte Tafel giebt ein Bild von der Lage Kedabegs. Die drei im Betriebe stehenden Gruben, welche etwa eine Werst von der Hütte selbst liegen, werden durch in den Berg getriebene Stollen erreicht und namentlich auf dem Esel- und Mittelstollen die Erze stark abgebaut, während auf dem Wernerstollen wegen dessen zinkblendehaltigen Produktes, das sich nicht so gut zur Verhüttung eignet, die Erzgewinnung nicht bedeutend ist. Im Sommer 1879, in welchem Radde die Hüttenwerke besuchte, wurden auf den Gruben gefördert 1 819 559 Pud Erze aller Sorten, darunter 77 Pud gediegenes Kupfer und 1351 Pud Cementkupfer. Als Betriebsvorrichtungen für den Hüttenproceß dienten 19 Rostöfen und 15 Schmelzöfen, wozu noch für den laufenden Betrieb sieben Schmiedeöfen, eine Gießerei, Schlosserei ꝛc. kamen. Als Feuerungsmaterial werden Holzkohlen sowie Holz verwandt. Hiervon wurden 1876 verbraucht 517 915 Pud an Kohlen und 2434 Kubikfaden an Holz. Die Arbeiterzahl betrug 1639 und bestand ihrer Abstammung nach aus Persern, Tataren, Armeniern, Griechen und Russen. Die 23 Beamten der Grube, Hütte und des Forstes waren Deutsche, zumeist Preußen. Zu den Werken von Kedabeg gehört auch noch die etwa 35 Werst davon entfernte Kobaltgrube beim Dorfe Daschkesan, deren Erze in Kedabeg auf Kobaltspeise verarbeitet werden. Im Jahre 1876 wurden daselbst 460 Pud Erze gefördert und etwa 188 Pud Kobaltspeise mit einem Gehalte von 30 Proc. Kobalt gewonnen. Im Anschluß hieran kommt dann Radde noch auf die reichen Eisenerzlager dieser Gegenden zu sprechen, die nur der rationellen Verwerthung harren. Die Bedenken, die man gegen Anlegung von Eisenhütten etwa aus den üblen Erfahrungen herleiten könnte, welche man mit der Tschatacher Hütte gemacht hat, weist der Verfasser als unzureichend zurück und führt den Untergang dieser Hütte auf ihr brüchiges Fabrikat, sowie auf das geringe Vorhandensein von Feuerungsmaterial zurück. Dem letzteren, auch in Kedabeg sich geltend machenden Uebelstande haben jedoch die Gebrüder Siemens durch Anlage einer schmalspurigen Eisenbahn abgeholfen, welche Holz resp. Holzkohlen aus den umliegenden Wäldern herbeischafft.

Im dritten Abschnitte, welcher „das Tiefland von Lenkoran südlich bis Astara“ behandelt, ist erwähnenswerth der ausgedehnte Seidenbau in der Umgegend von Schahagatsch, etwa in der Mitte zwischen Lenkoran und Astara an der Küste gelegen. Die Bewohner verwenden viel Sorgfalt und Pflege auf die Entwickelung der Raupen, haben aber trotzdem sehr durch Krankheiten derselben zu leiden. Die Eier werden in Säckchen von $^1/_2$ bis 1 Pfund Inhalt an trockenen Orten überwintert, und erst, wenn die Maulbeerbäume stark im Safte stehen, etwa Mitte April, das Ausschlüpfen der Raupen beschleunigt, indem die Eier erst einige Male mit kaltem Wasser abgewaschen und dann einer gleichmäßig bis 28° R. erhöhten Temperatur ausgesetzt werden. Das Letztere geschieht häufig von den Eingeborenen in der Weise, daß sie kleine mit den Eiern gefüllte Säckchen in den Achselhöhlen herumtragen, wobei bereits am dritten Tage die Raupen ausschlüpfen. Darauf beginnt die sorgsame Fütterung und Pflege der Raupen, da dieselben vor Nässe wie Zugluft geschützt sein müssen.

Im großen Maßstabe treibt hier Seidenzucht Herr Ghersi jun. Diese Familie stammt aus Piemont und begann den Seidenbau bereits 1866 unter Beihilfe der Regierung, wobei die eigenen Geldmittel sehr zu statten kamen. Trotz der besten Maschinen aus Lyon arbeitete die Anlage doch in den ersten Jahren mit Verlust, indem die Kokons der bisher in dieser Gegend gezüchteten Raupen kurze und leicht reißbare Fäden lieferten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, verschrieb Herr Ghersi Eier der besten Sorten, nämlich chinesische, japanische, chorasanische und

italieniſche, um die einheimiſche Raſſe zu kräftigen, ſowie um zu ſehen, welche von ihnen am beſten ſich für die Talyſcher Niederung eignete. Im Allgemeinen iſt aber doch ein Rückgang in der Seidenproduktion hier zu konſtatiren, indem höchſtens 20 Pud Spinnſeide im Jahre producirt werden. Die Bevölkerung legte ſich daher in der letzteren Zeit auf die Zucht von Eiern. Da dieſelben aber dort, wohin ſie gebracht wurden, mehr Schaden als Nutzen ſtifteten, weil ſie von einer entarteten Raſſe ſtammten, ſo will auch dieſe Art der Seidenraupenzucht nicht mehr gut gehen. Herr Gherſi ſchreibt die Degenerirung der Lenkoraniſchen Raupe dem zu dichten Beieinanderſtehen der Maulbeerbäume zu, in Folge deſſen die zwiſchen den ſich berührenden Kronen der Bäume befindliche Luft zu feucht und demnach auch das Futter zu naß iſt.

Weiter beſchreibt Radde den Bau der unter dem Namen „Lams“ bekannten Sommerwohnung der Talyſcher Tiefландbewohner, welcher ſehr an die Bauform der ſüdaſiatiſchen Eingeborenenwohnungen erinnert. Dieſer Lams iſt ein zweiſtöckiger, luftiger Holzbau ohne Wände. Auf 10 bis 12 ſtarken Holzpfeilern, die nach oben in plumper Kapitälform ſich verjüngen und durch Querbalken mit einander verbunden ſind, befindet ſich die eigentliche Wohnung, etwa 12 bis 16 Fuß über dem Boden. Es werden nämlich auf den Unterbau zierlich gearbeitete kleinere Pfeiler aufgeſetzt, auf denen ſich dann das oben ſpitzwinkelig zuſammenſtoßende Dach erhebt, welches mit Schilf, Rohr oder Farnwedeln gedeckt wird. Eine kaum zwei Fuß hohe Galerie zwiſchen den Pfeilern dient als Barriere. Der Luftzug und Sonnenſchein werden durch zwiſchen den Pfeilern angebrachte Vorhänge regulirt, welche bei den Vornehmen aus Leinwand, bei den Aermeren aus Binſenmatten beſtehen. Das Innere der luftigen Wohnung iſt bisweilen luxuriös ausgeſtattet, wie dies Radde (S. 117) ausführlich ſchildert. Oft iſt noch an den Lams ein kleiner Anbau vorhanden, deſſen Dach die Fortſetzung des Hauptdaches bildet und welches faſt bis zum Boden reicht. Dieſer Anbau dient dann zum Unterbringen der Pferde ꝛc.

Der vierte Abſchnitt behandelt eine Reiſe im „Aſtaratale zum Schindan-Kale und bis zum Küs-Jurdi“ und bietet, abgeſehen von den Schilderungen des Pflanzen- und Thierlebens und der beigegebenen prächtigen Anſicht des Sawalan von der Höhe des Randgebirges aus, nichts Bemerkenswerthes.

Auf der Reiſe nach „Ardebil und dem Sawalan“ (fünfter Abſchnitt) zeigte ſich Radde der klimatiſche Unterſchied dieſes trockeneren Gebietes weſtwärts vom Talyſcher Randgebirge gegenüber dem feuchteren Oſtrande bereits in der Flora ausgeprägt, indem dieſelbe hier wenig belaubte, ſchmalblätterige und bewaffnete, alſo gänzlich dem Trockenklima angepaßte Arten aufwies, welche ſich vornehmlich aus Papilionaceen, Asperula- und Cruciancllaarten, ſowie aus Umbelliferen und Salbeigewächſen zuſammenſetzen. Hierauf ſchildert Radde die freundliche Aufnahme in Ardebil bei einem Großhändler mit Namen Paron-Chatſchatur-Melkonitſch-Schahbaſianz, welcher hauptſächlich mit Roſinen handelt. Hiervon werden jährlich etwa für $1^1/_2$ Millionen Rubel über Aſtara und Aſtrachan nach Moskau befördert. Bei der Schilderung von Ardebil ſelbſt ſtreift Radde auch kurz das prächtige, jetzt allerdings im Verfall befindliche Bauwerk der Ruheſtätte der Schah-Seſiden, von dem er ſagt: „Ein Maler, im Verein mit Zeichner und Photograph könnten ſich durch etwa halbjährige, fleißige Arbeit, wenn ſie das alles wahrheitsgetreu zu Papier bringen würden, ein großes Verdienſt erwerben. Sie würden der Zukunft ein ſehr würdiges Stück perſiſcher Baukunſt und Ornamentik erhalten und ſich damit ein unſterbliches Denkmal ſetzen.“ Weiter beſchreibt dann der Verfaſſer die Beſteigung des 15 792 engl. Fuß hohen Sawalan bis zu einer Höhe von 13 000 engl. Fuß. Hierbei trifft Radde zum erſten Male mit den Schahſewenzen (Freunden des Schah oder den den Schah Liebenden) zuſammen, welche hier ihre Sommerweiden haben, während die Winterweiden in der Muganſteppe auf ruſſiſchem Gebiete ſich befinden.

Die Schilderung des Suantgaues im ſechsten Abſchnitte bietet faſt nur für den Zoologen und Botaniker Wichtiges, dagegen enthält der ſiebente Abſchnitt, „das Tiefland nördlich von Lenkoran bis Belaſuwar im Frühling“, einige wichtige kulturgeographiſche Punkte. Es wird hierin die Gründung der Ortſchaft Anitino durch Herrn Koſitzky und deſſen reger Eifer für die Kultivirung fremder Gewächſe in Talyſch geſchildert. Koſitzky, von Haus aus Chemiker, kam auf Veranlaſſung des Baron Alexander Kaſimirowitſch von Meyendorff im Oktober 1852 nach Talyſch und gründete hier aus eigenen Mitteln die „Anatino“ genannte Beſitzung. Mit Unterſtützung durch die Regierung wurde zunächſt der Indigobau begonnen. Die Verſuche ſchienen auch ganz günſtig zu verlaufen, Herr Koſitzky producirte 1853 aus 15 Pfd. Samen, aus der Provinz Senaar ſtammend, 480 Pfd. reifen Samen für die Ausſaat. Allein durch klimatiſche Einflüſſe ſchien es zu kommen, daß von der Desjatine (= 0,91 Hektar) im Jahre 1854 nur 22 Pfd. Indigo gewonnen wurden, ſo daß bei einem Marktpreiſe von 3 bis 4 Rubel für das Pfund gegenüber von 200 Rubel Bearbeitungskoſten für die Desjatine das Produkt nicht konkurrenzfähig war. Den Todesſtoß empfing aber dieſe Indigokultur, indem im Jahre 1857 Halosimus collaris F. in ſo großen Mengen erſchien, daß die geſammten 15 Desjatinen, welche mit Indigo beſtanden waren, vollſtändig vernichtet wurden. Der Geſammtverluſt des Herrn Koſitzky bezifferte ſich auf 60 000 Rubel.

Die nächſten Kulturverſuche betrafen den Tabak. Im Jahre 1853 wurde die erſte Plantage angelegt, mit den beſten amerikaniſchen Sorten bepflanzt und unter Leitung eines ſachkundigen Amerikaners ganz nach der in Amerika üblichen Methode behandelt. Die Pflanzen entwickelten ſich gut, trieben große ſchöne Blätter, allein trotz des Dachſchutzes der Trockenräume erhielten bei den heftigen, regelmäßig eintretenden Herbſtregen die Blätter doch ſo viel Feuchtigkeit, daß ſie verſchimmelten und die geſammte Ernte zu Grunde ging.

Im Jahre 1858 unternahm Herr Koſitzky die Kultur der Baumwolle. Auch dieſe entwickelte ſich anfangs gut, wurde 5 bis 7 Fuß hoch und entwickelte an jeder Pflanze etwa 200 Kapſeln. Allein ein leichter Reif im Oktober verdarb die Ernte ſo, daß nur 20 bis 25 reife Kapſeln von jeder Pflanze geſammelt wurden. Die producirte Baumwolle erwies ſich auch von beſter Qualität und empfing in St. Petersburg die goldene Medaille; aber die leicht eintretenden Fröſte im Oktober in der Nähe der Küſte zeigten doch, daß Anatino nicht der Ort für Baumwollenkultur ſei und daß man vielleicht beſſere Reſultate in dem milderen Binnenlande erzielen würde.

Mit der nun folgenden Kultur des Krapp kehrte Herr Koſitzky zu den einheimiſchen Pflanzen zurück. Die Ausbeute war auch eine gute der Quantität wie Qualität nach. Den Ruin dieſer Kultur bewirkte aber die Entdeckung der Anilinfarbſtoffe, gegen welche der Krapp von Talyſch trotz der hohen Einfuhrzölle auf Anilinfarben in Rußland nicht beſtehen konnte. Die Reiskultur, welche hier mit dem „Himalayakorn“ angeſtellt wurde, ergab ein günſtiges Reſultat, nämlich einen Ertrag von 1:95. Trotzdem hat

die Kultur dieses Kornes bei den Tataren keinen Anklang gefunden; nur Wenige haben dasselbe angenommen.

Von sonstigen hier gebauten Kulturpflanzen nennt Radde noch die nordischen Cerealien, vor allem Weizen und Gerste, weniger Hirse, Linsen und Erbsen und endlich Gemüse und Obstarten. Kositzky brachte zuerst die Kartoffel hierher. Die tatarische Bevölkerung nahm dieselbe jedoch nicht an, ließ sich aber die ihr zur Saat geschenkten Knollen gut schmecken. Dagegen ist jetzt die Kartoffel im Suantgau sehr verbreitet. Von Gemüse wurden vorzüglich Blumenkohl, Artischocken und Spargel angebaut.

Der achte Abschnitt umfaßt eine Reise durch dasselbe Gebiet wie im siebenten Abschnitte, aber im Winter; außerdem findet sich darin noch ein Ausflug nach den Burani-Inseln in der Nähe des Meerbusens von Kisil-agatsch. „Die Urwälder des Tieflandes", das Thema des 9. Abschnittes, sind nebst ihrer Bodenflora von gleichartiger Beschaffenheit, nicht artenreich, aber mit typischen Pflanzen bestanden. Die Flüsse, im Gebirge muthig herabstürzend, schleichen hier in Serpentinen träge dahin, bei Platzregen oder zur Schneeschmelze ausgedehnte Ueberschwemmungen verursachend. Die Hütten der Bewohner sind einstöckig. Hierbei rügt Radde auch das unverantwortlich nutzlose Abschlagen des Waldes, indem von den Eingeborenen nur das Beste eines jeden Stammes genommen wird, während das Uebrige nutzlos versault und hierdurch der Entwickelung jener schädlichen Fiebermiasmen in den im Sommer bis 25° R. erhitzten stagnirenden Luftmassen Vorschub geleistet wird. Die Wirkung dieser Miasmen spiegelt sich deutlich auf den blassen Gesichtern der Talyscher Tieflandbewohner ab. Aus der Vogelwelt findet sich im Urwalde kein Raubzeug, dagegen kommen zahlreiche Vierfüßer vor, wie der Königstiger, der Panther, die Wildkatze, der Schakal, Wolf, Fuchs ꝛc. Ein Besuch der zu Waraul, mitten im Urwalde, belegenen Besitzung des Kpt. Müller nebst Schilderung von dessen Gartenkulturen und ein Ausflug nach den Mineralquellen von Lenkoran mit Angabe der Analysen dieser Wasser beschließen diesen Abschnitt. Der zehnte Abschnitt wird fast ausschließlich von phänologischen Beobachtungen im Naturleben ausgefüllt, die Radde vom November 1879 bis Juni 1880 in der Umgegend von Lenkoran anstellte. Außerdem findet sich hier noch ein Ausflug in die Morzi und auf die Insel Sari, nordöstlich von Lenkoran, geschildert. Die Beschreibung einer Reise von Lenkoran über Enseli nach Rescht im elften Abschnitte bietet nichts Bemerkenswerthes, ebenso die Reisen, welche sich im Schlußabschnitt finden, und von denen „die Exkursion von Lenkoran zum Diabar-Kesselthale im Suantgau" von Radde selbst, „die Exkursion nach dem Dorfe Lyrik, im Drychgan gelegen" von dem Entomologen Herrn Leder, Radde's vielfachem Begleiter, ausgeführt worden ist. Als Anhang bringt der Verfasser (S. 411 bis 444) Ethnologisches über die Bewohner von Talysch, sowie über die Schahsewenzen, worauf wir vielleicht später noch ausführlicher zurückkommen werden.

Dem ganzen Werke, welches abgesehen von seiner äußeren guten Ausstattung noch mit 12 Abbildungen und 4 Tafeln geschmückt ist, ist eine in Buntdruck ausgeführte Karte beigegeben, die wesentlich zur leichteren Verfolgung der einzelnen Reiserouten beiträgt.

Die Canada-Pacific-Eisenbahn.

Von Heinrich Lemcke.

Kein Land der Erde hat wohl in so rapidem Schritte sein Eisenbahnnetz erweitert, als die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Das „Manual of the Railroads" dieser Staaten ist zu einem dickleibigen Folianten angewachsen, in welchem so viele Eisenbahngesellschaften mit ihren statistischen Daten aufgeführt sind, daß man aus den Firmen derselben die Verlegenheit sieht, nur einen Namen zu finden, um die neu entstandenen von den schon vorhandenen Bahnen zu unterscheiden. Ganz besonders waren es die in den letzten Jahrzehnten erbauten Pacific-Eisenbahnen, welche als Wunder amerikanischer Eisenbahntechnik betrachtet, gleichzeitig als die größten Eisenbahn-Unternehmungen des Weltalls galten. Dieses Verdienst der Union wird jedoch neuerdings durch die Leistungen Canadas auf dem Gebiete der Erbauung neuer Bahnen fast in den Schatten gestellt.

Canada ermangelte, wenn auch mit einem unvergleichlich ausgedehnten Fluß-, Seen- und Kanalsysteme ausgestattet, bis auf die Neuzeit einer Schienenstraße, die seine am Stillen Ocean gelegene Provinz Britisch-Columbia und des Weiteren seinen großen Nordwesten mit den östlichen Provinzen und dem Atlantischen Ocean in Verbindung brachte. Es faßte deshalb im Jahre 1876 die canadische Regierung den Entschluß, eine Eisenbahn erbauen zu lassen, welche ganz Canada vom Atlantischen zum Stillen Ocean durchschneiden und dem vorhin beregten Uebelstande abhelfen sollte und zwar wollte man diese Eisenbahn nicht regierungsseitig, sondern durch eine Privatgesellschaft erbauen lassen. Man glaubte in dieser Weise das Riesenwerk besser und rascher fördern zu können und gewährte zu diesem Behufe der unter dem Namen „Canada-Pacific-Eisenbahn-Kompagnie" sich konstituirenden Gesellschaft nicht nur ein Staats-Darlehen von ca. 100 Millionen Mark, sondern bewilligte ihr auch noch eine Landschenkung von vielen Millionen Acres zu beiden Seiten der projektirten Bahnlinie.

Mit einer in der Geschichte des gesammten Eisenbahnwesens beispiellosen Energie und Thatkraft ging man an die Ausführung dieser neuen, 140 Millionen Dollars Baukosten verursachenden Eisenbahn, welche die ungeheure Länge von 3018 engl. Meilen aufweist, während die Pacific-Eisenbahnen der benachbarten Union eine viel geringere Länge besitzen und zwar: die Nord-Pacific-Eisenbahn ca. 1900 Meilen (von Duluth am Oberen See bis zum Stillen Ocean), die Süd-Pacific-Eisenbahn circa 1300 Meilen (von El Paso in Texas bis San Francisco), die Central- und Union-Pacific-Bahnen ca. 1900 Meilen (von Council-Bluffs in Iowa bis San Francisco).

Die Canada-Pacific-Eisenbahn ist nicht allein für Canada und die neue Welt, sondern auch für Europa von großer Bedeutung, und zwar einmal, weil sie die Territorien Canadas enger verbindet, und dann, weil sie dem Welthandel eine neue Verkehrslinie bietet. Durch die Bahn ist zunächst

ein bisher nur unvollkommen zugängliches, riesiges Gebiet Nordamerikas für die Kultur erschlossen worden. Auf die Provinzen Manitoba und Britisch-Columbia, sowie den canadischen Nordwesten erstrecken sich die direkten Wirkungen. Jene Länder haben beinahe noch gar keine Bevölkerung, obwohl ihr reicher Ackerboden und ihre natürlichen Hilfsquellen unerschöpflich sind; die Mineralschätze in Britisch-Columbia sind kaum erst bekannt geworden, die dortigen herrlichen Urwälder harren ihrer Nutzbarmachung und der Ansiedlerstrom, welcher bisher mühsam mittels Ochsen- und Maulesel-Karawanen sich nach dem canadischen Nordwesten wälzte, wird unmittelbar in die noch schwach bevölkerte Provinz Manitoba und den Nordwesten einziehen, in denen Farmer und Viehzüchter bereits den Beweis geliefert haben, bis zu welcher Blüthe jene Gebiete durch Thätigkeit entwickelt werden können.

Die Canada-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft schreckt vor keinerlei Opfern zurück, um den Ansiedelern längs ihrer Bahnlinien alle und jede Hilfe und Beistand gewähren zu können. Sie hat entlang der ganzen Eisenbahnroute Versuchsfarmen errichtet, um Landsuchern über Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit des Bodens vollgültige Beweise zu liefern, und ebenso hat sie in geringen Entfernungen von einander Getreidespeicher (Elevatoren) erbaut, damit den Farmern ein weiter Transport ihrer Ernten zum Markte erspart bleibe.

Es erheischt aber vor Allem, die Bedeutung der Canada-Pacific-Eisenbahn für den Weltverkehr und Welthandel zu besprechen. Die Canada-Pacific-Eisenbahn verkürzt den Weg von Europa bis zum Stillen Ocean im Gegensatze zu ihren Konkurrenz-Pacific-Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten um 1200 Meilen und wird somit auch die kürzeste Route nach den ostasiatischen Ländern, welche die analogen Verbindungen San Franciscos vollständig überflügelt. China, Japan, Indien und Australien mit ihren reichen Hilfsquellen sind in einem großartigen Aufschwunge begriffen und der Handel derselben nimmt trotz des Suezkanales zum großen Theile über die Pacific-Eisenbahn der Vereinigten Staaten seinen Weg nach Europa. Nach Eröffnung der Canada-Pacific-Eisenbahn für den Durchgangsverkehr im Frühjahr 1886 wird das anders werden, da letztere Bahn den transkontinentalen Weg nach obigen Ländern in Verbindung mit einer ins Leben tretenden neuen Dampferlinie ab Victoria auf Vancouver-Island um mindestens fünf Tage abkürzt. Ebensowenig wie Kaufmannsgut und die englische Post dann noch via San Francisco nach Ostasien und Australien befördert werden wird, dürfte Jemand über die Union-Pacific-Eisenbahnen nach dort fahren mögen, wenn er über Canada fahren kann; er wird nicht diesen theuren und weiten Weg durch heiße Klimate und über hohe Felsengebirge machen, gegenüber der ungleich kürzeren und günstiger tracirten Route der Canada-Pacific-Eisenbahn durch die gemäßigte Zone.

Die Konkurrenz, welche die Canada-Pacific-Eisenbahn den Union-Bahnen gleicher Richtung machen muß, ist ja gewiß nicht geeignet, die schon bestehende Eifersucht zwischen Canada und der Union zu beseitigen. Aber davon abgesehen, wird Canada dem Welthandel zwischen Europa und Ostasien die größten Vortheile gewähren. Ein Blick auf die Weltkarte lehrt, um wie viel kürzer der Seeweg von Europa zum Lorenzstrome in Canada ist, als von Europa nach Central-Amerika oder den Vereinigten Staaten. Durch den Lorenzstrom und die verbesserten Kanäle, welche die Verbindung mit den canadischen Seen herstellen, gelangen europäische Waaren leicht auf dem Wasserwege bis in die Mitte des Kontinentes und von da führt sie die Canada-Pacific-Eisenbahn bis zum Stillen Ocean. Ein anderer, noch näherer Weg, der aber meist nur in den beiden Sommermonaten zugänglich ist, führt von Europa nach einem canadischen Hafen der Hudsonbai, von wo dann eine Schienenverbindung mit der Canada-Pacific-Eisenbahn herzustellen wäre, um den allerkürzesten Weg von Europa nach der Küste des nordwestlichen Stillen Oceans zu schaffen.

Es ist nicht möglich, schon heute die eminenten Vortheile, welche die Canada-Pacific-Eisenbahn dem Welthandel und Kolonisationswesen gewähren wird, auch nur annähernd zu verzeichnen; nur das können und müssen wir zugestehen, daß dieses Unternehmen das großartigste ist, was die Eisenbahntechnik in der neuen Welt aufzuweisen vermag, und daß dessen Nutzen bereits Diejenigen in vollem Maße einheimsen, die sich in dem canadischen Nordwesten und seiner Provinz Manitoba angesiedelt haben.

Charakteristisch betreffs der bereits in Betrieb befindlichen Canada-Pacific-Eisenbahn ist auch die Solidität ihres Oberbaues und Betriebsmaterials. Die Equipirung, namentlich die luxuriöse Ausstattung und Einrichtung der Parlor- und der Personenwagen 1. Klasse, sowie die Komfortabilität der Emigrantenschlafwagen, ferner die Vorzüglichkeit ihrer Eisenbahnrestaurationen und nicht minder die stramme Disciplin ihrer Beamten, gegen Passagiere stets zuvorkommend und bescheiden, stellen ihr gegenüber das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten beinahe in den Schatten und geben Zeugniß davon, daß die Canada-Pacific-Eisenbahn nicht nur das größte, sondern auch eines der bestverwalteten Eisenbahnunternehmen der Welt ist.

Die letzten Unruhen unter den Indianern und Mischlingen des Nordwestens unter der Leitung Riel's hatten in Folge der großen Entfernung gar keinen Einfluß auf die Bahnen der Gesellschaft, indessen haben diese Rebellion und die kürzlichen Ereignisse in Asien mehr als je die Wichtigkeit der Canada-Pacific-Eisenbahn demonstrirt und ihre nunmehrige Fertigstellung ist ebenso sehr ein hochwichtiges Moment in der Geschichte des Weltverkehrs und seiner Mittel, als die Segnungen, welche dem letzteren aus dieser neuen transkontinentalen Ueberlandroute erwachsen werden, nicht zu unterschätzen sein dürften.

Kürzere Mittheilungen.

Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland.

In der unter obigem Titel erschienenen Abhandlung[1]) unterwirft Dr. R. Aßmann das Beobachtungsmaterial, welches sich seit der durch ihn im Jahre 1881 erfolgten Gründung des „Vereins für landwirthschaftliche Wetterkunde" in der Provinz Sachsen, Anhalt und den Thüringer Staaten ange-

[1]) Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland, von Dr. R. Aßmann. Mit 10 Profilen und 7 Uebersichtskarten. Stuttgart 1886, J. Engelhorn. (Heft 6 der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde".)

sammelt hat, einer kritischen Erörterung bezüglich des Einflusses der Gebirge in Mitteldeutschland auf das Klima daselbst. Von den 247 vorhandenen meteorologischen Stationen des Gebietes benutzte der Verfasser nur diejenigen, welche vollständiges Material, meist für die Jahre 1882 bis 1885, aufwiesen und welche besonders günstig zu vorliegender Arbeit ihrer Lage nach sich zeigten, also Gebirgs- oder gebirgsnahe Stationen. Nachdem dann das Bodenrelief von Mitteldeutschland eingehend besprochen und durch Beifügung von 10 Profilen auch graphisch erläutert ist, folgt S. 17 bis 72 der eigentlich klimatographische Theil der Arbeit.

Der Verfasser untersucht hierbei den Einfluß der Gebirge, hier natürlich besonders des Harzes und Thüringerwaldes, in Bezug auf Luftdruck und Winde, Temperatur und die Hydrometeore (Bewölkung und Niederschlag). Am Ende eines jeden Abschnittes stellt er die Ergebnisse desselben zu einem Gesammtresultate zusammen, dessen hauptsächlichste und namentlich neueste Sätze wir hier wörtlich anführen wollen.

„Nördlich vom Harzgebirge und dem Thüringerwalde zeigen sich in den Jahres- und Jahreszeiten-Mitteln kleine Gebiete niedrigen Luftdruckes, welche zwar die Hauptströmung der Luft nicht abzulenken vermögen, wohl aber die übrigen, weniger konstanten und starken Windrichtungen in der Weise beeinflussen, daß diejenigen, welche ihrem Aspirationszuge folgen, die zweithäufigsten werden.

Die Gebirgswinde treten in den mitteldeutschen Gebirgen in voller Deutlichkeit auf und erstrecken ihren Einfluß bis in die gebirgsnahen Niederungen.

In den nördlichen Thälern und Rändern der beiden Hauptgebirge Mitteldeutschlands kommen deutlich ausgeprägte föhnartige Erscheinungen zur Winterszeit vor.

Der Einfluß der Gebirge auf die Temperatur ist in den Jahresmitteln deutlich ausgesprochen und zeigt sich am schärfsten in engen Thälern und gebirgsnahen Niederungen.

Im Winter kommen unter besonderen atmosphärischen Bedingungen, vornehmlich bei großer Luftruhe und weit verbreiteter Schneedecke, Ansammlungen intensiv erkalteter von den Gebirgen abströmender Luft in den zwischen den Gebirgen liegenden Mulden vor, welche jedoch meist nur verhältnißmäßig kurze Zeit andauern und die mittlere Wintertemperatur dieser Gegenden nicht herabzudrücken vermögen.

Die Luvseiten der Gebirge haben weniger Sommertage als die Leeseiten; besonders arm an diesen sind nordwärts geöffnete, gut ventilirte Thäler.

Die Zahl der Frosttage ist an den Südseiten der Gebirge geringer als an den Nordseiten; die Gebirge wirken hierbei wesentlich als Windschutz gegen kalte nördliche Winde.

Die Bewölkung wird in ganz hervorragender Weise durch die Gebirge beeinflußt, indem an den Luvseiten eine Vermehrung, an den Leeseiten eine starke Verminderung derselben zu konstatiren ist.

Die Zunahme der Bewölkung beginnt an der Luvseite der Gebirge schon in einer gewissen Entfernung vom Fuße derselben.

Das Harzgebirge hat eine stärkere Bewölkung als der Thüringerwald."

Zu den letzten drei Ergebnissen gelangt auch der Verfasser hinsichtlich des Niederschlages. Von S. 69 bis 72 folgen dann „klimatische Bezirke in Mitteldeutschland", deren Resultat in Verbindung mit den vorangegangenen Untersuchungen der Verfasser dahin zusammenfaßt, „daß die Luvseiten der Gebirge nebst ihrem nächsten Vorlande ein limitirteres, die Leeseiten bis auf weite Entfernungen hin ein excessiveres Klima erhalten. Das Binnenlandsklima wird daher in ein Küsten- und in ein verstärkt kontinentales Klima zerspalten; die erheblich größere Wirkungssphäre der Gebirge nach ihrer Leeseite hin bedingt als allgemeines Resultat der Gebirgswirkung eine Vermehrung der Kontinentalität. Andererseits sind die Gebirge selbst für die Regenbenetzung von erheblichstem Einflusse, indem sie gewissermaßen Fangapparate für den atmosphärischen Wasserdampf darstellen." Zum Schluß finden sich die sämmtlichen Stationen des Gebietes tabellarisch aufgeführt. Als besonders werthvoll sind endlich noch die 7 Karten in Farbendruck anzuführen, durch deren Beifügung die starren Zahlen der Tabellen verständlicher werden, namentlich für den Nichtfachmeteorologen, für den ja die Abhandlung auch mit bestimmt ist. P. E.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dr. Gottsche hat in dem unteren Diluvium der Bohrlöcher der Tivoli-Brauerei in Berlin Lithoglyphus naticoides Fer. gefunden, eine osteuropäische Schnecke, welche erst seit einigen Jahren sich bei Berlin lebend zu zeigen beginnt. Es ist das ein sehr interessantes Seitenstück zum Verhalten der bekannten Tichogonia oder Dreissena polymorpha, welche bekanntlich zur Diluvialzeit gleichfalls in der norddeutschen Tiefebene lebte, dann durch uns unbekannte Einflüsse nach SO zurückgedrängt wurde und erst seit Mitte dieses Jahrhunderts sich auf einmal über ganz Europa ausgebreitet hat. Lithoglyphus naticoides, der sich bis zu seiner Einwanderung nach Brandenburg nur in der Donau von Regensburg an abwärts auf deutschem Gebiete fand, ist übrigens vor etwa zehn Jahren ganz unvermittelt in der Maas bei Rotterdam aufgetaucht, ohne daß man eine Ahnung davon hätte, wie er dahin gekommen sein kann.

— F. Schrader hat kürzlich das dritte seiner auf sechs Blätter angelegten Karte der mittleren Pyrenäen herausgegeben, welche das Aran-Thal darstellt, das zwar auf dem nördlichen Abhange des Gebirges gelegen ist, aber politisch zu Spanien gehört. Das Blatt liefert den Beweis, daß selbst dort an der französischen Grenze noch Entdeckungen gemacht werden können: es enthält mehrere, über 3000 m hohe Ketten, welche bisher noch auf keiner Karte verzeichnet sind, und ein großes Thal mit dem größten See der Nordseite der Pyrenäen, welcher erst im Sommer des Jahres 1883 aufgefunden worden ist.

— Ueber altheidnische Gebräuche und Ueberlieferungen auf den Inseln des griechischen Archipels giebt J. Th. Bent interessante Notizen (im Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Vol. XV, 4). Herr Bent hat, eigens um die griechische „folk lore" zu studiren, mit seiner Frau drei Winter hindurch die Inseln besucht, und zwar mit Vorliebe die abgelegensten, welche weder von der albanesischen Einwanderung, noch von der italienischen und türkischen Herrschaft sonderlich berührt worden sind. Der italienische Einfluß ist ja überhaupt ein sehr geringer geblieben, da der Gegensatz zwischen Lateinern und Griechen jede Vermischung verhinderte, und die Türken haben sich auf den kleineren Inseln nie behaglich gefühlt und sie, wenn die Bewohner pünktlich ihren Tribut zahlten, meistens sich selbst überlassen. So kann man sich an vielen Punkten noch überzeugen, wie das Christenthum der Bewohner nur

ein dünner Firniß ist, unter welchem die wohlbekannten alten Göttergestalten, wenn auch in der Maske von Heiligen, unverkennbar herausblicken. Wie die Wöchnerin in Kindesnöthen einst zur Ilithyia rief und ihr Opfer verhieß, fleht die Frau auf Karpathos heute in gleicher Lage zum heiligen Elentherios; die Kirche hat sich hier, wie in vielen Fällen nur an die Namensähnlichkeit gehalten, ohne auf das Geschlecht Rücksicht zu nehmen. So ist die Sorge für die Saaten von der Demeter auf den heiligen Demetrios übergegangen, aus der Artemis ist der heilige Artemidos geworden; Pallas Athene hat ihr Geschlecht behalten, aber sie ist zur Hagia Sophia geworden. So erklärt sich auch die hohe Verehrung, welche die griechische Kirche Heiligen zollt, von denen sonst die Christenheit wenig weiß, wie dem Propheten Elias, dem überall die höchsten Bergspitzen geweiht sind, weil er einfach die Stelle des Helios, des Sonnengottes, einnimmt. Auf Naxos, der Insel des Dionysos, ist heute noch der Hauptheilige St. Dionysios, auf den eine Menge Züge des alten Dionysosdienstes übertragen worden sind; der beste Wein heißt heute noch Dionysoswein (*τοῦ Διονύσου τὸ κρασί*). Auf dem benachbarten Paros haben sich sogar noch Reste der dionysischen Orgien erhalten, obwohl dort an die Stelle des alten Weingottes der heilige Georgios getreten ist. Alljährlich am 3. November, angeblich dem Todestage des Heiligen, wird der neue Wein probirt und die Insulaner sammeln sich dann vor der uralten Kapelle, die jedenfalls die Stelle eines alten Baechustempels einnimmt, tanzen und trinken sich — zäh historischen Sinnes, wie Scheffel sagt — zu Ehren des Heiligen einen schweren Rausch. Noch regieren die drei Parzen das Leben des Menschen; sie wohnen auf einem unzugänglichen Berge, dessen Zugänge nur einzelnen Zauberern bekannt sind; auf Karpathos werden sie noch am siebenten Tage nach der Geburt eines Kindes angerufen, wie sie der Sage nach an diesem Tage zum jungen Meleager kamen und sein Schicksal bestimmten. An diesem Tage, welcher *τὸ ἑφτά*, der siebente, genannt wird, versammelt sich die Familie, um dem Säuglinge seinen Schutzpatron zu wählen; er wird auf eine flache Schüssel gelegt, welche je nach seinem Geschlechte mit Kleidern des Vaters oder der Mutter bedeckt ist; eine aus sieben Strängen zusammengedrehte Wachskerze wird aufgedreht, jede Kerze mit dem Namen eines Heiligen bezeichnet und dann angezündet; der Heilige, dessen Kerze zuerst erlischt, wird der Schutzpatron. Dann wird ein Opfermahl aus gekochter Gerste und Honig bereitet, und eine alte Frau geht um die Schüssel herum, besprengt sie mit geweihtem Oele und ruft die Schicksalsfrauen an, von dem Opfer zu genießen und dafür das Kind zu segnen, daß es dereinst recht viel Schiffe, Edelsteine und Vieh besitzen möge. Ueberall führt noch Charon die Todten in sein Reich; er erscheint zu Pferde, die Todten abzuholen, und pflanzt sie in seinen Garten in der Unterwelt. Statt des Obolus legt man dem Todten ein wächsernes Kreuz mit der Inschrift I X N (Jesus Christus Nika) in den Mund, aber es heißt in den Bergen von Naxos noch *ναῦλον*, das Schiffsgeld. Auf Karpathos begraben sie die Leichen in oberirdischen Kammern unmittelbar neben den Kirchen, aber in der Decke der Kammer ist ein Teller eingelassen, auf welchen die *Κόλλυβα*, die Opferkuchen, niedergelegt werden. Wunderbar haben sich manche Sagen erhalten. Auf Tenos weiß man noch die Stelle zu zeigen, wo der Erzengel Michael zwei Söhne des *Κὺρ βορεάς*, des Herrn Nordwind, wie der Inselgrieche diesen seinen Tyrannen ehrfurchtsvoll nennt, erschlug, weil sie den von ihm überbrachten Befehl des Herrn nicht respektiren wollten; auf ihren Gräbern stehen zwei Felsen, von denen sich einer bewegt, wenn Nordwind weht. Setzen wir an die Stelle des Erzengels wieder den Herkules, so ist das ganz genau die alte Mythe von Zetes und Kalais, den Söhnen des Boreas. Aber auch die alten Gebräuche beim Ackerbaue haben sich vielfach erhalten. Ehe der Säemann auf Karpathos auf den Acker zieht, geht er zur Kirche und läßt nicht nur die Saatfrucht weihen, sondern auch eine Rose, deren Blätter er, wie bei den antiken Proerosien, über den Acker streut. Er bearbeitet den Acker mit der zweizinkigen Hacke, der Dikla, welche den altgriechischen Namen Dikella nur wenig verändert hat, und bewahrt das Korn in mit Stroh und Lehm überdeckten Erdlöchern, den antiken Siri, die freilich heute Lakki heißen. Will eine Frau Licht oder Feuer aus einem Hause in das andere bringen, so birgt sie es in einem Rohre, wie Prometheus mit dem Himmelsfeuer that; der uralte Name Narthex für das Rohr scheint sich nur auf dieser so ganz selten besuchten Insel erhalten zu haben. (Es wäre leicht, diese Beispiele zu vermehren. Ganz Cypern verehrt heute noch die Aphroditissa, die sich freilich eine Verschmelzung mit der Jungfrau Maria hat gefallen lassen müssen, ihre Bilder sind heute noch schwarz, wie die der Göttermutter Kybele. — Im Archipel wallfahrtet heute noch Alles zur Mutter Gottes von Tinos, wie einst zu den Festen des benachbarten delischen Apollo, überall hat nur der Name gewechselt, der Volksglaube ist geblieben.) Ko.

— Mitte Juni d. J. ist der Hauptkanal, welcher die Wasser des Kopais-Sees ableiten soll, eröffnet worden. 25000 h fruchtbaren Landes werden dadurch trocken gelegt, während ein zweiter, in umgekehrter Richtung angelegter Kanal dazu dient, 7000 h zu berieseln. Der Fall des Wassers soll gleichzeitig industriellen Zwecken dienstbar gemacht werden. Weitere Arbeiten zur vollständigen Trockenlegung des Sees sind im Gange.

— Am 12. (20.) April ist der bekannte Reisende Miklucho Maklay mit dem Dampfer „Cesarewitsch" in Odessa angelangt; er hat eine reiche Sammlung von Gegenständen der Fauna und Flora aus Neu-Guinea und den naheliegenden Inseln mitgebracht und gedenkt ein Jahr in Rußland zu verweilen.

Asien.

— Die sibirischen Reisenden Bunge und Toll trafen nach den neuesten Nachrichten („Oestl. Rundschau", 22. März 1886) am 23. August vorigen Jahres in Kasatschje ein, wohin der größere Theil der Einwohner der naheliegenden Ansiedelung Ustjänsk — an der Mündung der Jana gelegen — gezogen ist. Von hier aus wurden einige Ausflüge gemacht; dann traf Dr. Bunge Vorbereitungen zur Reise nach der neusibirischen Insel Kotelnj, wohin er sich im März begeben will. Das Gepäck soll mit Hunden befördert werden, er selbst nimmt 40 Rentiere mit sich. Im November wollen die Reisenden heimkehren. Dr. Bunge hat außerdem einen Ausflug nach Bulun an der Lena gemacht; hier vereinigte er sich mit dem Baron Toll, welcher die Fauna der Eismeerküste untersuchte und das Gebirge am rechten Lenaufer erforschte, wobei er sechs Bergschafe (Ovis borealis) erlegte. Ferner hat Toll einen 270 km von Ustjänsk entfernten Ort aufgesucht, wo vor einigen Jahren ein noch mit Fell bekleideter Mammut gefunden sein sollte; vor der Abreise von Neusibirien soll diese Stelle noch einmal inspicirt werden. Den Sommer über ist das ganze Gebiet der Jana durchforscht worden; reiche paläontologische Sammlungen sind gemacht, Pflanzen, Insekten und andere niedere Thiere gesammelt worden. Die Nachricht, daß 250 km östlich von Kasatschje ein ganzer Mammut liegt, hat sich später wirklich bestätigt. — („Oestl. Rundschau" Nr. 15, 16 vom 10. April.)

— Ueber die noch so wenig bekannten Schom Pen, die Inlandstämme von Groß Nicobar, hat E. H. Man dem Anthropological Institute einen Bericht abgestattet. Dieselben sind von den Küstenstämmen weit verschieden, aber durchaus nicht, wie man früher annahm, Negritos, sondern schlichthaarig, gut gebaut und eher heller als die malayische Mischbevölkerung an der Küste. Ihre Anzahl beläuft sich wahrscheinlich nicht über einige Hundert, im allerhöchsten Falle auf 1000 bis 1500. Den Europäern bekannt waren

seither nur drei kleine Dörfer, deren Bewohner einigen Verkehr mit der Küste unterhielten; doch sind seitdem noch einige andere bekannt geworden. Sie bewohnen ausschließlich die dichten Bergwälder des Inneren und leben mit den Küstenleuten wie unter einander in steter Fehde; nur Wenige haben sich auf eine Art Tauschhandel eingelassen. Ihre einzige Waffe ist ein hölzerner Speer mit einer unter der Spitze eingeschnittenen Kerbe. Sie roden kleine Waldparcellen und pflanzen auf denselben Yams, Kokospalmen und Pandanus, welche sie durch Einzäunung vor den zahlreichen Wildschweinen schützen; ihre Hütten stehen acht bis zehn Fuß über dem Boden und der Raum unter dem Fußboden ist mitunter mit Stangen umgeben und so in eine Art Käfig verwandelt, in welchen sie jung eingefangene Schweine zum Großfüttern einsperren. Das Dach besteht aus Baumrinde, und aus Baumrinde werden auch noch die Kochgefäße hergestellt, indem man ein entsprechend großes Stück zusammenbiegt und zwischen ein paar Pfosten so befestigt, daß man Feuer darunter anmachen kann. Nur die Stämme an der Westküste bei Pulo Babi gebrauchen Thongeschirre, welche sie aber nicht selbst bereiten, sondern von den Bewohnern von Chowra (einer kleinen Insel der Gruppe, nördlich von Teressa) eintauschen. Alle Kolonisationsversuche sind bis jetzt an dem mörderischen Klima der Insel gescheitert; nun will man es mit Chinesen versuchen; Europäern wird nicht selten schon ein Aufenthalt von wenigen Stunden verderblich; die englische Regierungsansiedelung befindet sich darum auch nicht auf der Hauptinsel, sondern an dem gesunderen Nancowry Harbour.

— Nachdem es dem Kapitän Réveillère gelungen ist, die Stromschnellen des Mekong bei Prea-Patang mit einem kleinen Dampfschiffe zu passiren, wodurch die Aussicht auf die Ausdehnung der Schiffahrt auf dem Mekongstrome aufwärts eröffnet wurde, sind von dem Kolonialrathe von Französisch-Cochinchina 8000 Piaster angewiesen worden, um durch Lieutenant Fésigny eine genaue Aufnahme der Stromschnellen und eine Untersuchung behufs deren Beseitigung anzustellen.

— Herr Ijzerman, der, wie wir auf Seite 303 des 48. Bandes mittheilten, neue Tempel in der Nähe von Brambanan (Java) entdeckt hat, ist auch so glücklich gewesen, an dem bedeutenden Tempel von Buru-Budor Inschriften zu finden. Darüber berichtet Dr. J. Brandes, einer der mit wissenschaftlichen Studien beauftragten Beamten, im „Batav. Hdlsbld." Folgendes: Was von den Entdeckungen des Herrn J. ein Interesse in weiteren Kreisen beansprucht, läßt sich in Folgendem zusammenfassen: 1) daß um den eigentlichen Fuß von Buru-Budor bereits in sehr alter Zeit, vermuthlich um Verschiebungen der Mauern zu verhüten, ein breiter und ziemlich hoher massiver steinerner Ring gelegt ist. Dadurch, daß er den Fuß zusammenhielt und demselben eine Stütze gab, hielt und hält er noch das Ganze zusammen; 2) fand er, daß der Fuß des eigentlichen, also viel schlankeren ursprünglichen Tempels sich in Uebereinstimmung mit den mit Bildhauerarbeiten verzierten Mauern befand; natürlich aber sind diese Arbeiten durch den umgelegten steinernen Ring dem Auge entzogen; 3) zeigte sich, daß hier und da auf den gefundenen Reliefs — von denen natürlich nur sehr einzelne bloßgelegt werden konnten, da sonst wahrscheinlich die Zerstörung des Ganzen erfolgt sein würde — kurze Inschriften vorkommen. Bis jetzt hat man unter einem Relief, auf welchem Fürst und Fürstin mit einem aus fünf Personen bestehenden Gefolge, die bei einem Baume in der Nähe eines Tempels stehen, während sich noch acht weitere Personen in der Nähe befinden, das Wort tjaidyawandana gefunden; unter einem zweiten Relief, welches eine einzelne männliche Person in fürstlichem Ornat vorstellt, findet man das Wort Suwarnawarna; vermuthlich der Name eines bei den nördlichen Buddhisten bekannten Königs. Hieraus ergiebt sich, daß das, was bis jetzt von Inschriften gefunden wurde, keinen Aufschluß über das Alter des Denkmals giebt, da auch die Form der gebrauchten Buchstaben hierüber vollständig im Dunkeln läßt, und daß, wiewohl man erwarten darf, daß auch auf den übrigen Reliefs der untersten Mauer sich ähnliche Legenden befinden, doch wohl nie die Rede davon sein kann, sie alle zu sammeln, da es zu diesem Zwecke, um die mögliche Zerstörung des Ganzen zu verhüten, nöthig sein würde, die Grundmauern zuerst in kleinen Abschnitten bloß zu legen und dann, ehe man mit dieser Arbeit fortfährt, den verhüllenden und zusammenhaltenden steinernen Ring ebenso stückweise wieder zu ergänzen.

Afrika.

— Der französische Afrikareisende G. Révoil, über dessen Reise im Somali-Lande der „Globus" jüngst berichtete, hatte von seiner Regierung eine wissenschaftliche Mission nach dem innerafrikanischen Seengebiete übertragen erhalten. Unterwegs ist er so schwer erkrankt, daß er nach der Küste zurückkehren mußte, und bald in Frankreich zurück erwartet wird.

— Von Dr. Junker sind Anfangs Juli Nachrichten in Berlin eingetroffen, welche vom 10. Februar datirt sind. Danach hatte sich derselbe zum Könige Kabarega nach Unjoro (nördlich von Uganda) begeben, welcher den Tod seines Oberherrschers, des bekannten Mtesa von Uganda, zu benutzen suchte, um sich unabhängig zu machen, aber von Mtesa's Sohn und Nachfolger, Mwanga, geschlagen wurde. Kabarega und Junker gelang es, sich zu retten, doch soll letzterer seine ganzen Sammlungen verloren haben. — Emin Bey steht nördlich vom Albert-Njanza-See mit Truppen, um dieses Gebiet für den Chediwe zu halten; Casati, der dritte der vermißten europäischen Reisenden, befindet sich bei ihm. — Dr. Fischer, welcher dieselben aufsuchen und retten sollte, ist dagegen leider unverrichteter Sache vom Victoria Njanza nach Zanzibar zurückgekehrt. So beruht die Hoffnung, Dr. Junker und seine Genossen gerettet zu sehen, jetzt allein auf der Lenz'schen Expedition, welche in Begleitung des arabischen Händlers Tippu Tipp von den Stanley-Fällen nach Osten aufgebrochen ist.

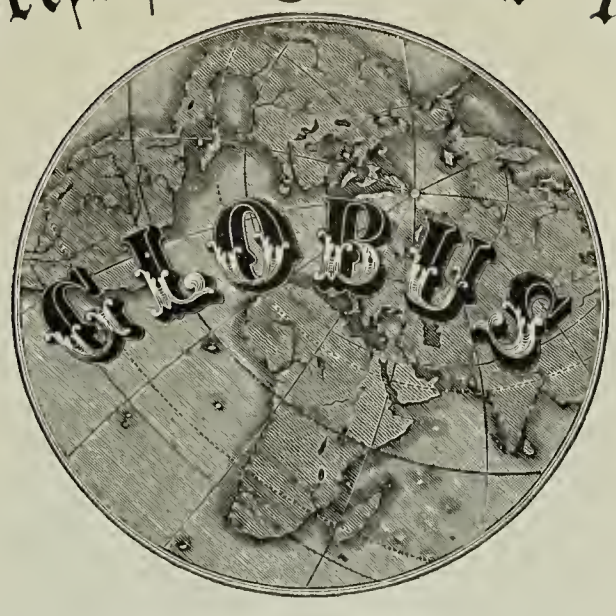
Südamerika.

— Oberst Fontana, der Gouverneur von Chubut (Patagonien), hat dem Präsidenten der Argentinischen Republik einen Bericht über eine Reise erstattet, welche er mit 30 Mann Begleitung in der Zeit vom 14. Oktober 1885 bis 8. Februar 1886 zur Erforschung seines Gebietes ausgeführt hat. Er folgte zuerst dem gewundenen Laufe des Rio Chubut bis zu dessen Quelle in 42° südl. Br. und zog dann über gut bewässerte und fruchtbare Prärien und durch ausgedehnte Wälder südwärts bis zum 46. Breitengrade, entdeckte drei Pässe nach Chile, die Quelle des Rio Senger, des Hauptnebenflusses des Chubut u. s. w.

Inhalt: Von den Samoainseln. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. II. — Talysch. — Heinrich Lemcke: Die Canada-Pacific-Eisenbahn. — Kürzere Mittheilungen: Der Einfluß der Gebirge auf das Klima von Mitteldeutschland. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 11. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Die Tongainseln.

Die „Freundschaftsinseln“, wie Cook sie benannt hat, für welche jedoch gegenwärtig der Name „Tongainseln“ beinahe immer zur Anwendung kommt, zerfallen in drei Gruppen: Tonga, Haabai und Haafuluhao (oder Vavau); da jedoch die zweite derselben durch Kanäle wieder in drei Gruppen getheilt wird, so unterscheidet man nach Meinicke besser deren fünf. In diesem Falle treten zu den genannten noch Nomuka und Kotu hinzu.

Die Inseln sind schön; die einen wild und felsig, die anderen flach, aber alle sind reich bestanden mit prächtigen Bäumen, die sich in dem blauen Wasser spiegeln und über allen wölbt sich ein herrlicher blauer Himmel, wenigstens so lange die Sonne scheint, was selbst während der Regenzeit ziemlich häufig der Fall zu sein pflegt. Von Zeit zu Zeit sind heftige Erdbeben zu verzeichnen, welche die Bewohner gezwungen haben, nur sehr leichtes Material für ihre Wohnungen zu verwenden, und noch schrecklicher sind die Orkane, über welche der Rev. T. West, welcher lange auf den Inseln gelebt hat, Folgendes berichtet: Keine Zunge, keine Feder kann sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit beschreiben; Himmel und Erde scheinen in Bewegung zu sein und das Meer in seiner wilden Erregung ist wunderbar großartig. Das Rauschen des Sturmes, dem nichts widersteht, das Krachen der Bäume, welche auf allen Seiten niederstürzen, die Aeste, welche vom Winde losgerissen und durch die Lüfte getragen werden, die Kokosnüsse, welche wie Kanonenkugeln umherfliegen, Regenströme, welche das Tageslicht verdunkeln, das Geprassel einstürzender Häuser, — das sind die Erscheinungen, welche einen Orkan zu einer der furchtbarsten und entsetzlichsten unter den Naturerscheinungen machen.

Um vor Nu-Ofa, der Hauptstadt von Vavau, vor Anker zu kommen, muß der Schiffer seinen Weg zwischen einer großen Zahl kleiner Inseln hindurch suchen, welche an trüben Tagen die Erinnerung an die Inselkanäle von Patagonien erwecken; nur die Kokospalmen erinnern an die Tropen. Zu beiden Seiten der Kanäle reihen sich die Dörfer der Eingeborenen an einander, hier und da erblickt man eine europäische Wohnung. Der Ankerplatz ist prächtig, von Bord gesehen scheint Nu-Ofa ein bedeutender Ort zu sein; die zum Ein- und Ausladen der Schiffe getroffenen Anstalten geben dem Hafen ein ganz civilisirtes Aussehen. Die Insel wird von vielen Wegen durchschnitten, welche die zahlreichen Dörfer mit einander verbinden. Die Wohnungen sind nett und sauber, die Wände aus Rohr geflochten, die Dächer sind oval und bestehen aus kleinen, sehr gut mit einander verbundenen Latten vom Holze der Kokospalme; das ganze Bauwerk, welches hergestellt ist, ohne daß ein Nagel dabei gebraucht wäre, wird von einem Blumengarten umgeben, jedes Grundstück von einer dichten Hecke eingeschlossen.

In Vavau, wo es sehr kalt ist, kleidet man sich beinahe nach europäischer Mode; in Tonga Tabu, dem heiligen Tonga, gehören Beinkleider noch zu den Ausnahmen; gewöhnlich werden sie durch einen einfachen Schurz von Zeug oder gar von Blättern ersetzt. Die Männer sind im Allgemeinen sehr gut gewachsen und haben eine gute Haltung; sie könnten einem Künstler als Modell dienen; die Frauen sind schön und anmuthig und besitzen eine wohlgeformte Büste. Diejenigen unter ihnen, welche den höheren Ständen angehören und sich darum den Sonnenstrahlen bei der Feldarbeit nicht aussetzen, sind von sehr heller Farbe; die wohlgebildeten Arme tragen sie bloß, der Rock reicht bis über die Knie, er besteht gewöhnlich aus einheimischem, mit Stückchen von gefärbter trockener Rinde oder gar von buntem

Papier verziertem Zeuge. Im Hause herrscht allerdings eine sehr große Einfachheit der Kleidung vor, während bei Tänzen der Phantasie hinsichtlich Tracht und Schmuck der größte Spielraum gelassen wird. Das Haar wird bei beiden Geschlechtern mit größter Sorgfalt geordnet; die Frauen stecken es mittels eines Kammes von Kokosfasern auf und lassen zu beiden Seiten eine große Zahl dünner, feingeflochtener Zöpfe herabfallen. Bis zur Verheirathung ist den jungen Mädchen viel Freiheit gestattet, später müssen sie die größte Zurückhaltung beobachten, Ehebruch wurde früher mit dem Tode bestraft. Die Frauen werden im Allgemeinen sehr gut behandelt, sie verrichten nur leichtere Arbeit; selbst das Küchendepartement ist den Männern überlassen. Doch sind die Frauen keineswegs nuthätig, sie machen Säcke und Körbe, flechten die Matten und bereiten namentlich das einheimische, ngatu genannte Zeug.

Bewohner von Tonga. (Nach einer Photographie.)

Dasselbe ist nicht gewebt, sondern besteht aus der inneren Rinde des chinesischen Papiermaulbeerbaums, welche eine Zeit lang in Wasser geweicht und dann mittels eines Schlägels auf die richtige Dicke gebracht wird. Eine ziemlich dicke Gummifarbe wird zum Färben und zur Verbindung der einzelnen Stücke gebraucht; ein phantasiereiches Muster wird in bunten Farben, unter denen ein glänzendes Roth sich auszeichnet, darauf angebracht und hat den Nebenzweck, alle Unvollkommenheiten der Arbeit zu verdecken; leider darf das Zeug nicht mit Wasser in Berührung kommen.

Wie alle Polynesier sind auch die Bewohner dieser Inselgruppe sehr große Freunde von Festlichkeiten und jedes freudige oder traurige Ereigniß wird mit Begierde erfaßt, um sich dem wilden Taumel zu ergeben, der bei solchen Gelegenheiten durchaus zur Sache zu gehören scheint und dem unzählige Schweine zum Opfer fallen, wiewohl die Missionare diesem Massenmorde zu steuern suchen, da-

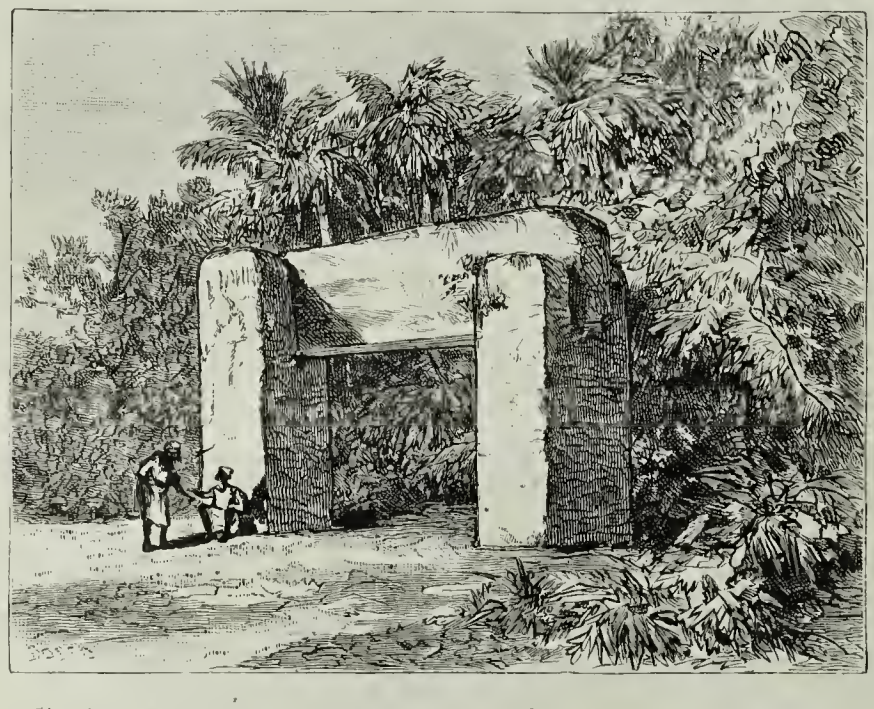
Nukualofa auf Touga-Tabu.

Landschaft bei Mua auf Touga-Tabu.

mit die Rasse dieser Thiere, welche für die Ernährung der Eingeborenen so sehr nöthig ist, nicht ausgerottet wird. Die Bereitung des Schweinebratens, welche als eine sehr wichtige Handlung betrachtet wird, verdient vielleicht Nachahmung, weshalb wir die Beschreibung derselben hier folgen lassen. Das mit wohlriechenden Kräutern gefüllte Schwein wird in ein ziemlich tief in den Boden gegrabenes Loch gelegt und mit glühenden Steinen umgeben, rund herum werden allerlei Früchte gelegt und das Ganze wird mit einer zweiten Lage glühender Steine bedeckt. Auf diese häuft man Erde zu einem kleinen Hügel und dann schmort das Fleisch in diesem improvisirten Backofen.

Die Insel Tonga Tabu ist so flach, daß man sie erst bemerkt, wenn man ganz in ihre Nähe kommt; der höchste Punkt derselben liegt nur etwa 25 m über der Meeresfläche.

Nukualofa ist die officielle Hauptstadt des Königs George I., welcher nach dem Tode des Königs Josiah (1845) zum Herrscher aller Tonga-Inseln gewählt wurde. Die Missionare der Südsee sind voll des Lobes über diesen Herrscher, welcher ein weiser König und ein guter Christ ist. Wohl war der Anfang nicht ganz leicht, und zuweilen kam sein Selbstgefühl in Streit mit der neuen Lehre; so war es ihm z. B. anfänglich unerträglich, durch einen eingeborenen Missionar unterrichtet zu werden; so vermerkte er es anfänglich sehr übel, daß der weiße Missionar auf der Kanzel etwas höher stand, als er selbst, so daß er sich zur großen Ueberraschung des letzteren einen noch höheren Sitz verfertigen ließ, von welchem er triumphirend auf den Missionar herabblickte.



Grab eines Tui Tonga bei Mua. (Nach einer Photographie.)

Der alte Gottesdienst verschwindet immer mehr, obwohl die Eingeborenen ursprünglich ihren Göttern sehr zugethan waren; sie hatten ihrer einige Hundert, an deren Spitze ein Oberwesen stand, dessen Repräsentant auf Erden der Tui Tonga, eine Art geistlicher Herrscher, war. Von den anderen Göttern war einer der Beschützer der Reisenden, ein anderer der Gott der Elemente; es gab eine anmuthige Meeresgöttin und einen Gott, welcher die Inseln auf seinen Schultern trug und sich schüttelte, wenn ihm die Last zu schwer wurde. Die Priester dieser unzähligen Gottheiten haben natürlich dem Eindringen des Protestantismus in ihr Land den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt; der Tui Tonga selbst ging erst sehr spät zum Christenthume und zwar aus Opposition zum Katholicismus über. Die Würde des Tui Tonga war erblich, seine Familie nahm die erste Stelle unter dem Adel der heiligen Insel (Tonga Tabu) ein, wo die Klassenunterschiede sehr stark hervortreten; nur kriechend näherte man sich dem Stellvertreter des höchsten Gottes. Der letzte derselben hat zwei Söhne hinterlassen, welche im Elend leben, doch beweisen ihre Landsleute ihnen immer noch die höchste Ehre und bei öffentlichen Festlichkeiten wird ihnen nächst dem König die meiste Auszeichnung zu Theil. Der Mittelpunkt ihres alten Reiches befand sich zu Mua, im Hintergrunde einer tief eingeschnittenen Bai, welche mit zahllosen, an Kokospalmen reichen Inseln bedeckt ist. Jetzt befindet sich dort die katholische (französische) Mission, der es geglückt ist, die 400 Einwohner des Ortes zu ihrer Religion zu bekehren.

Die Wesleyaner haben eine Niederlassung in einem kleinen, außerhalb der Befestigungen der früheren Tuiresidenz gelegenen Weiler.

Im Allgemeinen sind die Eingeborenen den Europäern gegenüber voll Wohlwollen, doch ist dies Gefühl nur die Folge ihrer Auffassung der Pflichten der Gastfreundschaft, denn im Uebrigen sind sie der Ansicht, daß sie bei weitem höher als die Weißen stehen. Eine bezeichnende Geschichte hierüber theilt Aylic Marin [1]) mit, die wir hier kurz wiedergeben wollen.

Der Chef der französischen Mission hatte sich in Rom weihen lassen und nach seiner Rückkehr vom Sitze des heiligen Stuhles fand die Feierlichkeit des Handkusses statt. Am anderen Morgen kam einer der Katholiken, um seinem Bischof einen Besuch zu machen und sich voller Bitterkeit zu beklagen, daß die Wesleyaner sich über die Katholiken aufhielten, weil sie die Hand ihres geistlichen Hirten geküßt hätten. Der Bischof erklärte nun in seiner nächsten Sonntagspredigt die Bedeutung der Feierlichkeit und sagte u. a., wenn die Katholiken den Ring des Hirten küssen, thun sie nichts Lächerliches, denn sie beweisen damit nur dem Allerhöchsten Ehre. Nachher kam derselbe Mann wieder zum Bischof und sagte: „Sie haben meine Frage falsch verstanden, die Wesleyaner halten sich nicht darüber auf, daß wir Ihren Ring mit unseren Lippen berührt haben, sondern thun es nur, weil die Hand, die den Ring trägt, weiß ist.“

In der Umgegend von Mua befinden sich verschiedene Gräber von Tui Tongas; die ungeheuren Steine haben die Tongaer weit herholen müssen. Wenn man sich einen Weg durch das Gesträuch bahnt, mit dem diese Hügel bedeckt sind, um das Heiligthum zu verbergen, kommt man an eine aus Sand, kleinen rothen Korallenstücken und Schiefer gemischte Erhöhung, auf welcher sich das Grabmal erhebt.

Im Ganzen zählt die Tongagruppe mehr als 150 Inseln, von denen 32 von ziemlich bedeutender Größe sind; der vierte Theil etwa gehört zu den gehobenen Koralleninseln; der zehnte Theil etwa hat die hohe vulkanische Form, die anderen sind niedrig. Der Landbau auf diesen Inseln steht bei weitem höher, als in irgend einem anderen Theile von Polynesien und wird mit großer Intelligenz betrieben, wie schon der sorgfältig eingeführte Fruchtwechsel darthut. Der erste Missionsversuch wurde 1797 auf diesen Inseln gemacht hatte, jedoch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen

[1]) Le Tour du Monde, Nr. 1301.

und nahm bald ein blutiges und trauriges Ende. Erst 22 Jahre später kam ein neuer und zwar ein Methodisten-Missionar, und seit 1826 hat die protestantische Mission feste Wurzel gefaßt.

Die Zahl der den Samoanern nahe verwandten Bewohner ist nicht genau bekannt; die Schätzungen der Missionare, welche die Zahl 50 000 angeben, scheinen übertrieben zu sein; wahrscheinlich ist nach Meinicke die Annahme einer Anzahl von 20 000 bis 25 000, von denen etwa die Hälfte auf die südliche Gruppe entfiele.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

I.

Das Betreten des Landes Nepal ist nur mit Erlaubniß des dortigen Kaisers gestattet, welche nur in seltenen Fällen ertheilt wird; die indische Regierung wacht streng darüber, daß kein Europäer, möge er Engländer sein oder nicht, dieses Gebot übertritt. Vor Le Bon war es keinem Franzosen geglückt, in jenen Himalaja-Staat einzudringen; er aber hatte die Erlaubniß dazu nur der entgegenkommenden Vermittelung der vicekönigliches Regierung zu verdanken, welcher er sich während seiner archäologischen Mission in Indien fortdauernd zu erfreuen hatte. In Motihari, einer kleinen, namentlich von reichen Indigopflanzern bewohnten Stadt, vollendete er seine Ausrüstung, brachte an 40 Träger von wenig Vertrauen erweckendem Aeußeren zusammen und begann zu Anfang Januar 1885 seine Reise nach dem 163 km entfernten Katmandu, der Hauptstadt Nepals. Dieselbe führt über mehrere dem Himalaja vorgelagerte Ketten und wird zum Theil im Palankin, zum Theil in einer von vier Leuten getragenen Art Hängematte, Dandy genannt, zurückgelegt. Da man unterwegs gar keine Lebensmittel findet, so muß man allen Proviant mit sich führen, und darum läßt sich die Reise nicht ohne wenigstens 40 Träger machen; dieselben laufen beständig im Trabe und wechseln sich, ohne ihre Geschwindigkeit zu verringern, etwa alle fünf Minuten ab.

Zuerst legt man den gefährlichsten Theil des Weges zurück, indem man den Teraï, jenen dichten sumpfigen, wegen seiner Fieber und seiner wilden Thiere gefürchteten Waldstreifen am Südfuße des Gebirges passirt; dann folgen zwei schwierige Pässe, Sisagiri und Tschandragiri, deren gefährliche Stellen durch die prachtvollen Aussichten auf das Hochgebirge mehr wie aufgewogen werden. Dann sieht der Reisende ein Thal von unvergleichlicher Fruchtbarkeit zu seinen Füßen, in welchem auf engem Raume die Residenz und die wichtigsten Städte Nepals zusammengedrängt liegen. Die Abhänge, an welchen man hinabsteigt, sind von reißenden Bächen und Flüssen durchschnitten und mit den prächtigsten Bäumen bestanden, in deren Schatten sich die Dörfer mit ihren kleinen Tempeln und geschnitzten Holzhäusern verstecken. Der englische Resident in Katmandu sandte dem Dr. Le Bon eine Eskorte entgegen, unter deren Schutze er seinen Einzug in die Residenz hielt; aber trotz derselben war es ihm fast unmöglich, sich durch die Schaaren der herbeigeströmten Neugierigen hindurchzuwinden und seinen Lagerplatz auf der entgegengesetzten Seite der Stadt zu erreichen.

Die Beziehungen des Franzosen zum englischen Gesandten waren höflich, diejenigen zum Arzte der Gesandschaft, dem Dr. Gimlette, höchst freundschaftlich; ihm hatte er nicht nur mannigfache Erleichterungen, sondern auch namentlich sehr werthvolle Informationen zu danken. Um nicht den Verdacht des Gesandten, der nicht ganz an den wissenschaftlichen Zweck der Reise zu glauben schien und vielleicht politische Motive dahinter vermuthete, zu erregen, vermied es Le Bon, dem jungen Kaiser von Nepal und dessen Ministern seine Aufwartung zu machen. Erst auf der Heimreise begegnete er dem Fürsten in Bhimpedi, als derselbe mit seinem Gefolge und seinen Frauen nach seiner Residenz zurückkehrte; er machte, auf seinem Schimmel reitend und einen violetten Mantel um die Schultern, während Sklaven einen Schirm von derselben Farbe über ihm hielten, einen wahrhaft stattlichen und großartigen Eindruck. Seitdem ist er und sein Ministerium durch eine Revolution gestürzt worden. Seine Frauen saßen in Palankinen und Hängematten, die mit seidenen Schleiern verhängt waren; aber auch sie waren von der allgemeinen Neugier angesteckt und ließen sich durch die Etikette nicht abhalten, die Vorhänge zu lüften und den Fremden anzustaunen, wobei dieser die Bemerkung machen konnte, daß die Bewohnerinnen des kaiserlichen Harems trotz offenbarer Beimischung gelben Blutes und der Stirn-Tatuirung sehr niedliche Gesichter besaßen.

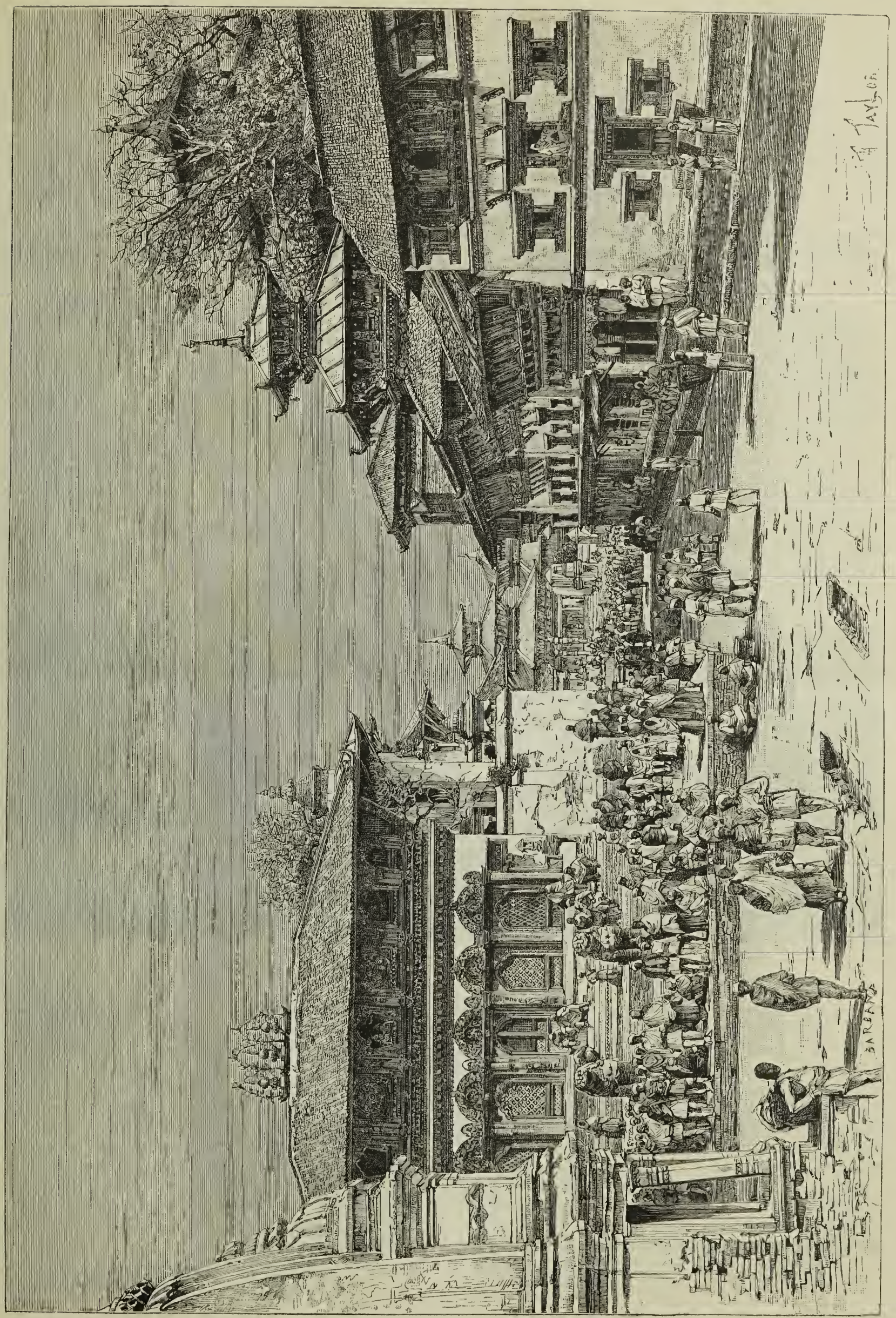
Nepal zieht sich in der Streichrichtung des Himalaja etwa 700 km lang hin, während seine Breite von Norden nach Süden nur etwa 150 km beträgt; seine Oberfläche wird, natürlich etwas unsicher, zu 147 000 qkm angegeben. Es ist der einzige indische Staat, der seine volle Selbstständigkeit bewahrt hat und nie einem fremden Eroberer unterlegen ist, nie einen Einfall von Mohammedanern zu überstehen gehabt hat. Vergeblich haben die Chinesen von Norden, die Engländer von Süden her sich des Landes zu bemächtigen gesucht. Die Natur hat dasselbe eben mit Vertheidigungsmitteln ganz anderer Art, als sie Menschenhände zu errichten vermögen, ausgestattet. Im Süden ist der schon erwähnte Teraï dem Gebirge vorgelagert, dessen Miasmen während eines großen Theiles des Jahres dem Menschen fast todbringend sind; dann folgen die Felsmassen des Himalaja, welche man nur auf schmalen, gefährlichen Pfaden passiren kann, und nach der tibetischen Seite hin sind die Schwierigkeiten nicht geringer. Alle Städte des Landes liegen in dem bereits genannten Thale, dessen Länge 30 km bei einer Breite von 20 km beträgt, und das früher von einem See erfüllt war; diese geologisch nachweisbare Thatsache findet auch in einer Sage der Landeseinwohner ihren Ausdruck. Es ist der einzige civilisirte Theil des Landes, rings umgeben von den höchsten Bergspitzen der Erde, darunter den Mont Everest, dessen 8840 m hohe Spitze man überall im Thale Nepal erblickt. Auf dieses Thal ist auch unsere Kenntniß des Landes im Wesentlichen beschränkt; kein Europäer, auch der englische Resident nicht, darf sich über die Grenzen desselben hinauswagen, und was unsere Karten darüber hinaus verzeichnen, beruht lediglich auf Reiserouten eingeborener Panditen. In Anbetracht seiner Höhenlage von etwa 1300 m und der umgebenden Berge erfreut sich das Thal eines vorzüglichen gemäßigten Klimas

und besitzt eine sehr schöne Vegetation; durch seine milde Temperatur, seine landschaftliche Schönheit, seine malerischen Städte ist Nepal eine der anziehendsten Gegenden Indiens, ihm fehlten jene plötzlichen Temperaturumschläge, jene Wechsel zwischen Hitze, Regen und Trockenheit, welche dem Europäer anderswo den Aufenthalt verleiden. Selbst im Januar hatte Le Bon unter seinem Zelte nur Nachts etwas von Kälte zu leiden; zur selben Zeit beobachtete er dort blühende Rosen. Ueberall trifft man auf Orchideen, Begonien, Rhododendren u. s. w., und die mittleren Höhenlagen sind mit schönen Nadelholzwäldern bedeckt. Angebaut werden Roggen, Gerste, Reis, Senf, Knoblauch, Safran, Ananas, Ingwer, Kartoffeln, Zuckerrohr, Citronen-, Apfel-, Aprikosen-, Birnen-, Orangebäume u. A. m. Ebenso reich vertreten ist die Thierwelt, namentlich auch in ihren schädlichen Arten, Leoparden, Tigern, Schlangen, dann Nashörnern und Ele-

Nepalische Träger. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

phanten, die im Teraï in Masse vorkommen. Nutzvieh ist wegen Mangels an Weiden selten; Büffel, Schafe und Ziegen werden aus Tibet eingeführt; dagegen giebt es Geflügel in Menge.

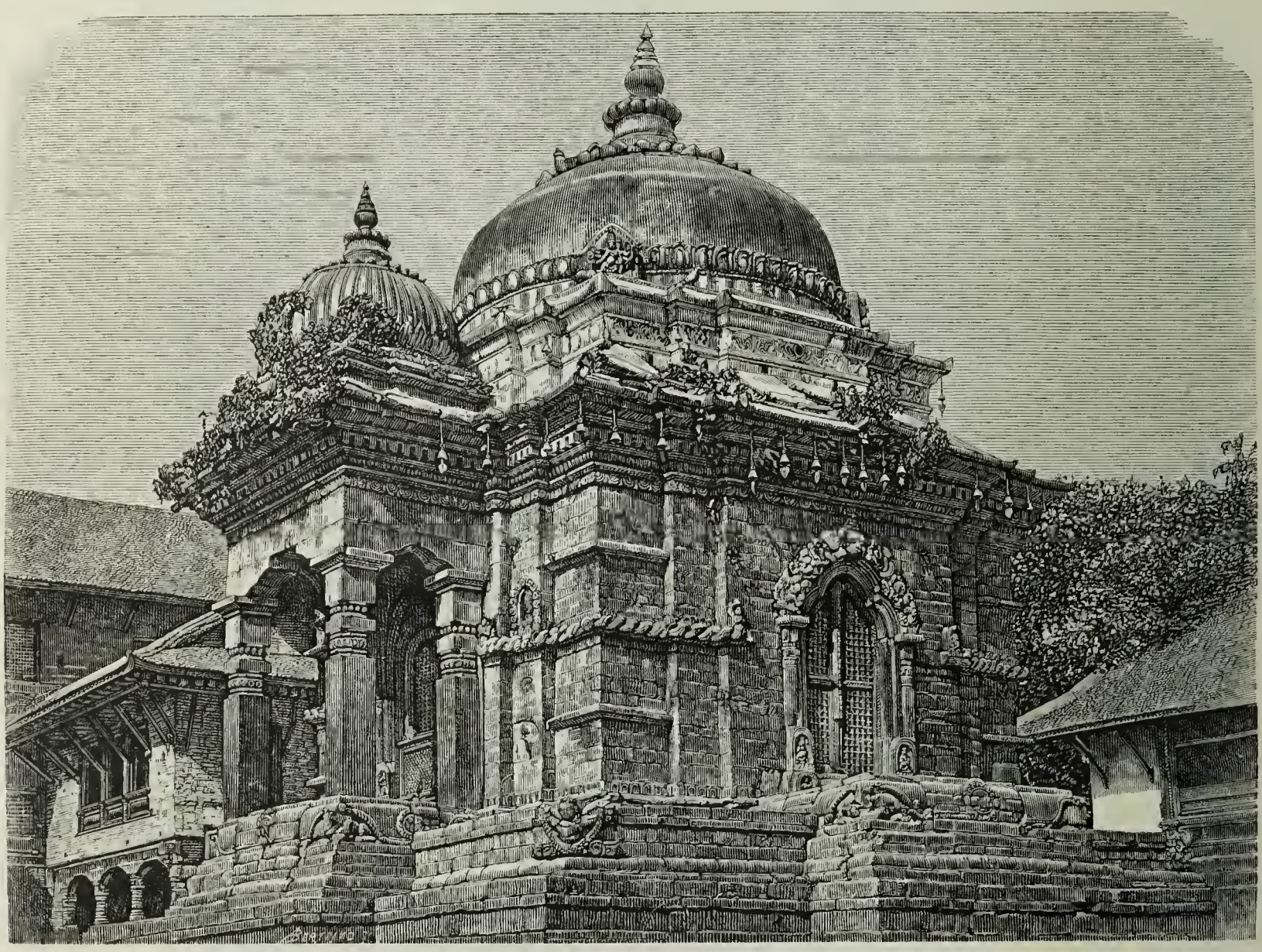
Katmandu, nach einheimischer Ueberlieferung im Jahre 723 unserer Zeitrechnung gegründet, mag etwa 60 000 Einwohner zählen; obwohl Residenz, steht es doch in Hinsicht der Reinlichkeit und Architektur hinter anderen großen Städten des Landes wie Patan und Bhatgaon zurück. Namentlich der kaiserliche Palast, welchen der bekannte Minister Dschang Bahadur hat errichten lassen, ist ein Bauwerk in einer Art italienischen Styles ohne jedes Interesse; seine einzelnen Theile bestehen aus Bruchsteinen, Ziegeln und Holz, und stimmen durchaus nicht zu einander. Dagegen haben sich in der Stadt einige alte Paläste reicher Edelleute mit prächtig skulpirten Façaden erhalten; einige davon sind mit europäischen Möbeln ausgestattet, welche die Besitzer mit großen Kosten aus Indien haben kommen lassen,



Großer Platz in Katmandu. (Nach einer Photographie von Bourne und Shepherd.

deren wahre Bestimmung ihnen aber theilweise unbekannt ist. So soll es vorgekommen sein, daß Nepaler auf Klavieren sich ausgestreckt haben, weil sie dieselben für Sophas mit Spielwerken ansahen. Interesse aber gewähren die religiösen Bauwerke Katmandus; die Zahl der dort vorhandenen Tempel wird auf 600 geschätzt. Ihr Styl ist derjenige der Pagoden mit über einander gesetzten Dächern, die weiter unten beschrieben werden sollen. Die wichtigsten liegen auf einem großen viereckigen Platze gegenüber dem Palaste; der größte derselben ist um 1550 erbaut worden. Einzig in seiner Art, wenigstens in Katmandu, ist auch der, auf unserem dritten Bilde dargestellte steinerne Tempel, welcher mohammedanischen Einfluß erkennen läßt.

Um Wiederholungen zu vermeiden, geben wir hier eine allgemeine Beschreibung der verschiedenen Klassen von Denkmälern in Nepal und eine kurze Zusammenfassung der Le Bon'schen Untersuchungen über die dortige Architektur. Wenn der moralische Standpunkt eines Volkes nach der Entwickelung seines religiösen Glaubens und letzterer nach der Zahl der dem Kultus geweihten Gebäude bemessen werden könnte, so müßte man die Nepaler für das tugendhafteste Volk auf Erden erklären; es giebt wahrhaftig kein zweites Land, wo auf so engem Raume so viele Tempel zusammen liegen: in dem kleinen Thale von 30mal 20 km Ausdehnung erheben sich deren mehr als 2000, davon in Katmandu und Patan je 600, in Bhatgaon 250. Sie sind



Steinerner Tempel in Katmandu. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

theils buddhistischen und brahmanischen Gottheiten geweiht, theils errichtet, um eine berühmte Stelle zu bezeichnen oder um die Asche irgend einer wichtigen Persönlichkeit zu bergen. Sie weisen drei wesentlich verschiedene Typen auf. Der erste und älteste derselben zeigt große, halbkugelförmige Bauten, die aus Erde und Ziegeln errichtet sind, ähnlich den Topes Centralindiens, dem von Santschi besonders, nur daß die mit Skulpturen bedeckte Pfeilerbalustrade, welche letztere umgiebt, hier durch eine niedrige kreisrunde Plinthe ersetzt ist, welche die Basis des Bauwerkes umgiebt und sich an dasselbe anlehnt. An den den vier Haupthimmelsrichtungen entsprechenden Stellen befindet sich ein kleines Heiligthum, das aus einer Skulpturen enthaltenden Nische besteht. Auf der Halbkugel erhebt sich ein viereckiger Thurm, den wieder eine Pyramide oder ein Kegel krönt. Ringsherum liegt eine wechselnde Zahl kleiner Heiligthümer, Kapellen, Bildsäulen u. s. w. Diese Art von Tempeln gehört ausschließlich dem Buddhismus an, aber in Nepal ist dieser und der Brahmanismus derartig in einander gemengt, daß die Embleme beider Kulte sich unterschiedslos in den Tempeln finden, welchem derselben diese auch angehören mögen. In den buddhistischen Tempeln finden sich zwar am häufigsten Statuen von Buddha, von seinen früheren Incarnationen und von der buddhistischen Dreieinigkeit (Buddha, Dharma, Sanga), aber ebenso gut auch brahmanische Götter, wie Wischnu, Ganesa u. A.

Die Bogotáner.

Von Dr. Alfred Hettner.

III.

Zu der oberen Klasse der Bogotáner Bevölkerung zählen Grundbesitzer und Kaufleute, Aerzte, Advokaten, Beamte u. s. w. Alle Vorrechte der Geburt, wie sie in den meisten europäischen Ländern bestehen und auch in Kolumbien bis zum Anfange dieses Jahrhunderts bestanden, sind zugleich mit der spanischen Herrschaft verschwunden. Ebensowenig giebt es bestimmte Berufsarten, welche eine hervorragende sociale Stellung verliehen, oder andere, wie in England die des Shopkeeper, die in geringerer Achtung ständen. Dazu ist die Arbeitstheilung viel zu wenig entwickelt. Die meisten Kaufleute, viele Aerzte und Advokaten sind zugleich Grundbesitzer und gehen ein- oder zweimal jährlich nach ihrer Hacienda, um die wichtigsten Arbeiten, die Ernte und die Musterung der Rinder oder Pferde, zu überwachen. Der reichste Mann, dessen Hacienda mehrere Quadratmeilen groß ist, der direkte Handelsbeziehungen zu europäischen Häusern unterhält, hat doch einen offenen Laden, verkauft selbst ein Stück Leinwand oder eine Flasche Cognac. Selbst der Eintritt in die Regierung und das Richteramt erfordert keine bestimmte Vorbildung und Laufbahn; wie in den Vereinigten Staaten und anderen Republiken werden der Präsident, die Minister oft vom Ladentische, von der ärztlichen Praxis, aus der Schulstube weggeholt und kehren nach Ablauf ihrer Amtsperiode dahin zurück. Aber wie in jenen Ländern kann man auch hier beobachten, daß sich die vermögendsten und gebildetsten Leute häufig von den Staatsämtern zurückhalten, daß sich besonders eine Klasse von Advokaten und Berufspolitikern zu denselben andrängen, die man als das Proletariat dieser oberen Bevölkerungsklasse bezeichnen könnte. Es sind Leute, die kein Land und überhaupt kein Vermögen besitzen, die aber doch kein ehrliches Gewerbe, sondern nur Politik betreiben, die darauf warten, daß eine Revolution ihre Partei an's Ruder bringt und ihnen ein Amt in den Schoß wirft, und die in der Zwischenzeit von Schulden und vom Spiele leben. Was sie aber in der Achtung ihrer Volksgenossen herabsetzt, ist weniger der moralische Makel, der unserer Auffassung nach dieser Lebensweise anhaftet, als vielmehr die schlechten Vermögensverhältnisse; denn sobald ein solcher Politiker sich durch geschickte Ausnutzung seines Amtes Reichthum erworben hat, ist er ein vollberechtigtes Glied der Gesellschaft. Die Größe des Geldsackes allein bedingt Nüancirungen der socialen Stellung; unserer Geldaristokratie entsprechend giebt es in Bogotá die sogenannte Crême, die sich ihres Reichthumes wegen für etwas Besseres hält, deren Superiorität freilich ebensowenig allgemein anerkannt wird wie die der Börsenmänner bei uns.

Die einzigen Titel, welche man im gewöhnlichen Leben zu hören bekommt, sind Generál und Doctór. Beide sind allerdings häufig genug, nicht nur jeder Arzt, sondern auch jeder Advokat und Politiker ist Doctór, jeder, der in einer Revolution hundert Mann auf die Beine gebracht hat, ist Generál. Fortwährend hört man auf der Straße die Anrede Señor Generál, Señor Doctór. Alle übrigen sind einfach Señor, oder im politischen Leben Ciudadano (Bürger); auch dem Präsidenten, den Staatssekretären und übrigen Beamten kommt keine auszeichnende Benennung zu. Offiziell heißt der Präsident El Ciudadano Presidente, gewöhnlich nennt man ihn je nachdem Señor Generál, Señor Doctór oder einfach Señor.

Auch die Adelsbezeichnungen sind seit der Unabhängigkeit vollkommen verschwunden. Man darf sich nicht durch das de irre machen lassen, dem man bei Frauennamen häufig begegnet. Dasselbe hat eine ganz andere Bedeutung, es fügt den Namen des Mannes an den Mädchennamen an, der das ganze Leben hindurch eigentlicher Name bleibt; der Manuela Uribe de González bezeichnet eine geborene Uribe, die mit einem Herrn González verheirathet ist. Ein Sohn derselben hängt umgekehrt ihren Namen ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben an den Vaternamen an; z. B. Eusebio González Uribe (oder González U.). Geschwister lassen sich dadurch immer gleich von entfernteren Verwandten oder bloßen Namensvettern unterscheiden (außer wenn beide Eltern die gleichen Namen haben sollten), während man die Zusammengehörigkeit zweier Ehegatten oft erst nach längerer Zeit gewahr wird.

Die Familiennamen sind spanischen und häufig auch baskischen Ursprunges, während mir indianische Namen kaum entgegengetreten sind[1]). Die Vornamen sind entweder den Kalenderheiligen oder bedeutenden Griechen und Römern entlehnt. Es klingt wirklich komisch, wenn man die unwahrscheinlichsten Gesellen Don Milti'ades, Don Ari'stides, Don César u. s. w. rufen hört, denn bei nur etwas näherer Bekanntschaft pflegt man die Leute beim Vornamen anzusprechen und sie auch in dritter Person mit dem Vornamen zu nennen, dem man außer im vertraulichen Verkehre und bei den gewöhnlichsten Peonen ein Don vorsetzt[2]). Die Bezeichnung Doña ist viel seltener und wird meistens durch Mi señora tal, mi señorita tal vertreten oder auch ganz weggelassen, so daß man verheirathete Frauen ebensowohl wie junge Mädchen einfach beim Vornamen ruft, ein Gebrauch, der uns Nordländer zunächst in ein gewisses Erstaunen zu versetzen pflegt, zumal bei den eigenthümlichen Vornamen vieler junger Columbianerinnen. Was würde eine deutsche Dame sagen, wenn sie von einem beliebigen jungen Manne Rosenkranz (Rosario), Verfassung (Constitucion), Empfängniß (Concepcion), Gnade (Mercédes) und dergleichen gerufen würde?

Diese Bevorzugung der Vornamen ist nur in einer verhältnißmäßig kleinen Bevölkerung möglich, in der jeder den anderen mehr oder weniger kennt. Man kann hier nicht von den oberen Zehntausend, sondern höchstens von den oberen Tausend sprechen, die alle im innersten Theile der Stadt, besonders in den Casas altas, zusammenwohnen.

Treten wir einmal in ein solches Haus ein und beobachten seine Bewohner in ihrem Thun und Treiben! Nur

---

[1]) Alle diese Bemerkungen beziehen sich ebenso gut auf die mittleren und unteren Volksklassen.

[2]) Auf die Bezeichnung Don darf übrigens nur der Vorname, nie der Familienname folgen.

ganz selten ist die Hausthür verschlossen und eine Klingel an derselben angebracht. Der Caballero, d. h. der Mann in schwarzem Anzug und mit Schuhen, tritt ohne Weiteres ein, sieht in der Sala nach, ob er da Jemand findet, oder ruft mit lauter Stimme die Dienstboten herbei. Dem Peon ist diese Freiheit nicht gestattet, er klopft an das Thor; von innen ertönt eine Stimme: „quien es?“ (wer ist es?). Die unveränderliche Antwort heißt „yo“ (ich). Die Stimme im Hause weiß natürlich eben so wenig wie zuvor, wer dieser yo ist, aber sie hat die Form gewahrt und fordert ihn nun mit einem sigua oder adelante zum Hereintreten auf, ohne selbst aus ihrem Dunkel hervorzukommen. In der ersten Zeit haben wir nach europäischer Gewohnheit wie die Peone an die Thür geklopft, aber jetzt wissen wir, wie sich Caballeros zu benehmen haben, und treten ohne Weiteres ein.

Durch den sogenannten Zaguan, einen mit Steinplatten bedeckten Durchgang, kommen wir in den Patio, einen offenen Hof, welcher je nach dem Geschmacke der Bewohner einfach mit Ziegeln oder Steinchen gepflastert oder in einen kleinen Garten verwandelt ist. Die Zimmer liegen um diesen Patio herum und erhalten Luft und Licht zum größeren Theile nur durch eine nach demselben hinausführende Thür, welche oft nicht einmal eine Glasthür ist; Fenster kommen nur den wenigen, nach der Straße hinausgelegenen Stuben und dem meist zum Speisen benutzten Zimmer zu, welches den Patio nach hinten abschließt. Bei diesem vorbei führt ein Durchgang zu dem hinteren Hofe, an welchem die Küche und Wirthschaftsräume, vielleicht auch noch einige Schlafzimmer liegen. Dahinter liegt dann der Solar, ein offener ungepflasterter Hof, die Residenz der Hühner und in den kleineren Städten auch der Schweine, die einen nothwendigen Zubehör jedes Haushaltes zu bilden scheinen. Oft schließt sich an den Hof auch ein kleiner Stall an, da Pferde nicht nur ein viel verbreiteterer Luxusartikel als bei uns, sondern für viele auch ein nothwendiges Beförderungsmittel sind.

Man hat diese Bauart, welche aus Andalusien und Granada stammt, und über das ganze spanische Amerika verbreitet ist, gerühmt, weil sie das häusliche Leben von der Straße abschließe, aber der Mangel an Luft und Licht machen sich doch sehr empfindlich geltend; die Nothwendigkeit, bei offener Thür zu sitzen, wenn man überhaupt etwas sehen will, ist bei dem feuchten und kühlen Wetter, das in Bogotá viele Monate hindurch herrscht, gewiß keine Annehmlichkeit; jeder, der im Hause ein- und ausgeht, passirt bei der geöffneten Thür und mustert das Zimmer mit neugierigen Blicken, jeder Vorgang, jedes Geräusch wird von dem ruhig in seinem Zimmer Sitzenden gesehen und gehört, ohne daß er sich dagegen verschließen könnte. Mir scheint diese Bauart also gerade mit dem häuslichen Leben im Streite zu liegen, den Mann aus dem Hause herauszutreiben, und sich nur zu bewahren, eben weil der Zug zur Häuslichkeit wenig entwickelt ist.

Wir treten in das Empfangszimmer, die sogenannte Sala, ein. In einer eleganten Wohnung sind die Möbel gepolstert und häufig aus Europa importirt, die Wände voll von Spiegeln und Nippsachen aus Glas und Porcellan, die hier ebenso wie europäische Möbel des schwierigen Transportes und der hohen Eingangszölle wegen ein ganzes Vermögen repräsentiren, aber mitten darunter hängen die gewöhnlichsten Oeldrucke und verrathen den ungebildeten Geschmack des Besitzers. In der ganzen Einrichtung der Sala ist ein Etwas, das uns an die Wohnungen europäischer Parvenus erinnert. Nur wenige Familien können sich diesen Luxus eines eleganten Meublements erlauben; im Allgemeinen ist die Möblirung eines Bogotáner Hauses dürftiger als in Europa unter sonst gleichen Verhältnissen. Das merkt man besonders, wenn man aus der Sala in die übrigen Zimmer kommt, denn die stark ausgeprägte Sucht, äußerlich zu scheinen, läßt die Sala so glänzend ausstaffiren wie nur irgend möglich. In den übrigen Zimmern hat man meistens nur die gewöhnlichen mit Leder überzogenen Holzstühle, wie sie überall im Lande verfertigt werden, in Bezug auf Schränke, Laden und dergleichen ist man so sparsam wie möglich. Nur in den Altos finden sich Holzfußböden, die Fußböden der Bajos bestehen aus Adobes, die man mit Esteras, d. h. großen gelben, meist zerrissenen Strohmatten, bedeckt. Da sie an den Rändern festgenagelt und nur sehr selten abgenommen werden, so sammelt sich unter ihnen aller Staub und Schmutz an und bildet das Heim zahlloser Flöhe und anderen Ungeziefers.

Zwischen 6 und 7 Uhr pflegt man sich zu erheben. Nach der rasch vollendeten Toilette trinkt man als Desayuno, d. h. Entnüchterung, eine Tasse Chokolade oder ißt auch, auf dem Lande und in den mittleren Ständen, den sogenannten Caldo, eine Suppe, die aus weiter nichts als Wasser, Schweinefett, Salz und Zwiebeln bereitet wird. Um 10 oder $10^1/_2$ Uhr folgt das substantiellere Almuerzo (Frühstück), das aus einer dicken Suppe, meist der aus Maismehl und Kartoffeln bereiteten Mazamorra, einem Beefsteak, Eiern und wieder einer Tasse Chokolade oder Milchkaffee besteht. Bei der Comida, d. h. dem Mittagsessen, das um 3, 4 oder $4^1/_2$ Uhr stattfindet, wird die Mazamorra durch eine Bouillonsuppe, das Beefsteak durch einen Braten, die Eier durch ein Vorgericht von Fisch, Enten oder dergl. ersetzt, nach dem Braten ißt man Dulce, d. h. sehr süßes Kompott, oder rohe Früchte, die in Bogotá in größter Mannigfaltigkeit auf den Markt kommen, den Schluß macht eine kleine Tasse schwarzen Kaffees. Am Abend zwischen 7 und 8 Uhr wird das sogenannte Refresco eingenommen, das meist aus Dulce und Chokolade besteht; neuerdings hat sich in den vornehmeren Familien auch der Thee vielfach eingebürgert. Man sieht, die Mahlzeiten einer gebildeten Bogotáner Familie sind reichlich genug, wohl reichhaltiger als bei uns in entsprechenden Verhältnissen, aber wir sehnen uns doch nach unseren heimischen Fleischtöpfen zurück, denn die Bogotáner Kochkunst steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Die Auswahl in Bezug auf Fleisch ist, so mannigfaltig die Früchte und Gemüse auch sind, nur gering, Kalb und Schwein werden verschmäht, Wildprett ist nicht zu erlangen, man ist auf Rind und Hammel, Truthahn, Huhn, wilde Enten beschränkt und daß man denselben durch die Bereitung verschiedene Form und Geschmack verleihen kann, dies Geheimniß ist den kolumbianischen Köchinnen noch kaum enthüllt worden. Das Fleisch bleibt meist hart und zähe, statt mit Butter kocht man gewöhnlich mit widerlichem Schweinefett, unmögliche Saucen und Gewürze verderben uns den Appetit. Einzelne Familien, die länger in Paris gelebt haben oder viel mit Fremden verkehren, mögen eine mehr europäische Küche haben, aber im Allgemeinen kocht man noch auf diese uns wenig verlockende Weise. Was das Trinken anlangt, befolgen sehr viele Kolumbianer die Oertel-Schweninger'schen Regeln. Während des Essens trinken sie gar nicht, erst nach dem Dulce stürzen sie ein Glas Wasser hinunter, oder spülen sich damit auch nur den Mund aus, um es in weitem Strahle auf den Fußboden zu spritzen. Andere trinken zum Essen Chicha oder auch das leichte, stark kohlensäurehaltige, Bier, das in Bogotá und anderen hochgelegenen Orten gebraut wird.

Die Eintheilung der Mahlzeiten ist immer bezeichnend für ein Volk und seine Lebensweise; wie charakteristisch ist

z. B. das starke Frühstück für den reichen Engländer! Die kolumbianische Eintheilung scheint mir nur bei einem Volke möglich zu sein, das den Werth der Zeit nicht kennt. Kann man sich eine andere Anordnung der Mahlzeiten vorstellen, die den Tag so zerrisse wie diese?

Zwischen Desayuno und Almuerzo, zwischen Almuerzo und Comida gehen die Männer ins Geschäft, ins Bureau, auf die Straße. Selten ist ihre Arbeit eine sehr anhaltende und energische. Die fieberhafte Eile der Vereinigten Staaten ist hier unbekannt; man thut alles bedächtig und behält immer Zeit zu einer kleinen Konversation. Langsam wandelt man durch die Straße, man begegnet einem Freunde, eine Fluth von Begrüßungsphrasen wird ausgetauscht. „Haben Sie das und das schon gehört?“ Bald entspinnt sich ein Gespräch über Geschäft, Politik oder Stadtklatsch, ein Dritter und Vierter kommt hinzu, und so bleibt man oft stundenlang in eifriger Unterhaltung mitten auf dem Trottoir stehen, den Weg für die Passanten versperrend. Oder man tritt in den Laden eines Freundes ein, nicht um etwas zu kaufen oder ein Geschäft zu machen, sondern um ein Stündchen zu verplaudern. Dabei darf der Trago, d. h. ein Schluck Cognac, nicht fehlen, und es sind wenige, die nicht bis zum Essen ihre drei oder vier Tragos genommen haben. Schon am frühen Morgen kann man Leute aus den gebildeten Klassen betrunken sehen. Verhältnißmäßig selten kommt jemand in den Laden, um einen Einkauf zu machen. Man überläßt es gewöhnlich dem Commis, ihn abzufertigen, wenn es nicht gerade ein Kaufmann aus der Provinz ist, mit dem man ein größeres Geschäft abzuschließen hofft. Mit wenigen Briefen, deren Anzahl sich nur jeden sechsten Tag bei Abgang der europäischen Post etwas häuft, ist die Arbeit des Tages gethan. Nach der Comida geht man noch einmal auf eine Stunde ins Geschäft, das inzwischen von einem Commis gehütet worden ist; um 6 Uhr wird dasselbe geschlossen.

Zwischen 5 und 7 Uhr sind der Altozano, d. h. die breite Terrasse vor der Kathedrale, und der Camellon von San Diego voll von Spaziergängern. Aber es sind immer nur Männer, welche hier promeniren, höchst selten sieht man einen Mann seine Frau spazieren führen. Auf dem Altozano versammelt sich die geistige Elite der Gesellschaft. Der frühere argentinische Gesandte Cané, der ein Büchelchen über Bogotá veröffentlicht hat, selber ein Literat, hat eine lebendige und begeisterte Schilderung dieser Zusammenkünfte entworfen. Ihm ist Bogotá überhaupt das Athen von Südamerika, die Stadt des regsten geistigen Lebens. Es ist mir nicht vergönnt, andere südamerikanische Städte zum Vergleiche heran zu ziehen, aber was die geistige Bedeutung Bogotás im Verhältnisse zu europäischer Bildung betrifft, so urtheilt ein Europäer darüber anders denn ein Kreole. Welches Interesse haben Männer wie José Maria Samper, wie Rafael Pombo oder Felipe Pérez u. A., haben ihre lyrischen Gedichte, Romane und Pamphlete für einen europäischen Leser? Die Funken sprühenden Geistes (el chispe), welche Cané an diesen Unterhaltungen rühmt, erscheinen uns als hohle Phrasen, die Oberflächlichkeit der Kenntnisse bei den meisten wird von jedem deutschen Primaner durchschaut.

Der große Mann in der europäischen Literatur ist Victor Hugo, dessen Dichtungen dem Geschmacke der Kreolen am meisten entsprechen. Ist doch auch die französische Sprache denselben viel zugänglicher und sympathischer als die englische oder gar die deutsche! Goethe und Schiller sind nur dem Namen nach bekannt, werden aber häufig für lebende Persönlichkeiten gehalten, von Lessing schon haben die meisten nie etwas gehört. Will man mit seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen prunken, so beruft man sich mit Vorliebe auf die großen Naturforscher Flammarion und Jules Verne. Die meisten Gespräche, soweit sie sich nicht um Geschäft und Stadtklatsch drehen, beziehen sich aber, wie man aus den gelegentlich aufgefangenen Brocken entnimmt, auf die Politik. Das ist in einem Lande, wo Jeder jeden Augenblick zur Theilnahme an der Regierung berufen werden kann, ja auch noch natürlicher als bei uns, aber die Art dieser Politik hat für uns etwas Kleinliches. Man braucht nur in eine der zahlreichen, wie Pilze aus der Erde hervorschießenden und oft ebenso rasch wieder verschwindenden, meist zweimal wöchentlich erscheinenden, Bogotáner Zeitungen zu blicken, um sich davon zu überzeugen. Die Vorgänge in Europa werden nur in dürftigsten Auszügen mitgetheilt; die Redaktion hält sich nicht etwa europäische Blätter, sondern entnimmt diese Nachrichten dem Panama Star und Herald, dessen Kenntnisse wieder auf der Lektüre einer englischen, einer französischen und einer nordamerikanischen Zeitung beruhen. Nur sehr Wenige haben darum eine einigermaßen klare Idee von der Stellung der europäischen Mächte zu einander, von den Fragen, welche deren innere Politik bewegen. Etwas mehr hört man von den Vereinigten Staaten und den anderen Republiken des spanischen Amerika, deren politische Vorgänge in Folge der Stammes- und Kulturverwandtschaft mehr Verständniß und Interesse finden. Aber mehr als drei Viertel des politischen Theiles der Zeitung, mehr als drei Viertel der politischen Gespräche beziehen sich auf die innere Politik Kolumbiens. Vor dem Schwall von tönenden, aber inhaltsleeren Phrasen, in welche auch die geringste und nüchternste Frage eingehüllt wird, würde sich jeder deutsche Redakteur, auch wenn er in Redensarten noch so gewandt wäre, beschämt verkriechen. Und in diesen Erörterungen, in der ganzen politischen Anschauungsweise herrscht der größte Formalismus. Die eigentlichen konkreten Fragen, Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse, sobald nicht ein mit Händen greifbarer eigener Vortheil dabei herausspringt, Förderung von Bildung und Rechtspflege und dergleichen mehr treten bei diesen politischen Erörterungen wie in den politischen Kämpfen ganz hinter die Fragen der reinen Politik, d. h. mit anderen Worten, hinter politische Intriguen zurück. Die ganze Politik ist eigentlich ein Kampf um die Macht; die Welt mag zu Grunde gehen, wenn man nur selbst im Trüben dabei fischen kann.

Der einzige principielle Gegensatz von wirklicher Bedeutung besteht in religiös-kirchlicher Beziehung. Der größere Theil der Gebildeten sind Freidenker, spotten über den Aberglauben der Kirche, sehen in derselben eine Feindin der Kultur, und haben dieser Ueberzeugung auch in politischer Beziehung Ausdruck gegeben, indem sie die Civilehe eingeführt, die Klöster aufgehoben und überhaupt ein ähnliches Verhältniß von Staat und Kirche herbeigeführt haben, wie die preußischen Maigesetze. Ihnen gegenüber vertreten die Conservadores dieselben Anschauungen wie bei uns die Ultramontanen, plädiren für die Herrschaft der Kirche in Staat, Schule und Leben. Die große Mehrzahl der Frauen wie des Volkes steht auf ihrer Seite, sie hängen der Kirche gläubig an, machen alle die religiösen Uebungen und Ceremonien, an denen der katholische Kult so reich ist, um so eifriger mit, als sie in denselben eine willkommene Aufregung des Gemüthes, wie sie dem Manne die Politik bietet, eine Abwechselung in ihrem sonst so monotonen Tageslaufe erblicken.

Die Bewohner der Andamanen[1]).

I.

E. M. Wiewohl schon Manches über die Andamanen und ihre Bewohner mitgetheilt ist — wir erwähnen z. B. die Berichte Jagor's (Sitzungsber. Berl. Ges. f. Anthropol.), den interessanten Aufsatz von Ad. de Roepstorff (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde), der allerdings nicht gerade die Ureinwohner zum Gegenstande seiner Arbeit gewählt hat, sondern ihrer nur beiläufig gedenkt (er giebt aber auch die Titel der meisten englischen, über die Inseln und ihre Bewohner handelnden Werke an), endlich die Bemerkungen Virchow's (in Verh. Ges. f. Anthropol.) — verdient die vorliegende Arbeit Man's doch eine besondere Beachtung. Einmal nämlich beruht sie auf den Jahre hindurch fortgesetzten Beobachtungen des Verfassers, was seinen Mittheilungen einen besonderen Werth verleiht, dann aber hat er diese Beobachtungen ganz systematisch nach den Vorschriften der British Association gemacht, in Folge dessen sie sich, ohne beinahe irgendwo nennenswerthe Lücken zu zeigen, über alles verbreiten, was zum Leben und Treiben des Volkes gehört. Das Buch enthält außerdem noch eine Einleitung über die Inseln im Allgemeinen und einen Anhang über die Sprache der Autochthonen von A. J. Ellis; im Folgenden wollen wir uns ausschließlich mit den Andamanesen beschäftigen und uns auch nur auf einen Theil der Mittheilungen Man's beschränken, um denselben ihr eigenthümliches Gepräge möglichst zu erhalten.

Folgende Sätze, die er für erwiesen annimmt, bieten dem Verfasser den Ausgangspunkt, an welchen er seine weiteren Mittheilungen anknüpft: Die Bewohner der Inseln sind Negritos und keine Papuas, sie sind die Autochthonen des Landes, deren Verwandtschaft — wenn überhaupt eine solche besteht — mit den Semangs der Halbinsel Malakka und den Aetas der Philippinen vielleicht eines Tages nachgewiesen werden kann; in Sitten und Gebräuchen läßt sich große Aehnlichkeit mit den ausgestorbenen Negritos von Tasmanien erkennen. Alle uns bekannten Stämme gehören unzweifelhaft zu einer und derselben Rasse und sind unvermischten Ursprunges. Die kleinen Unterschiede, die man antrifft, lassen sich sehr leicht durch die Abgeschlossenheit, in welcher sie wegen des schwierigen Verkehrs zum Theil leben, gut erklären, einzelne abweichende Erscheinungen, z. B. die bienenkorbförmige Gestalt der Hütten, haben die Bewohner der Kleinen Andamanen vermuthlich von den benachbarten Nikobaren entlehnt, gegen welche sie im Laufe des letzten Jahrhunderts verschiedene Züge unternommen haben; übrigens wird vermuthlich innerhalb weniger Jahrzehnte diese Rasse, auf den Großen Andamanen wenigstens, ganz ausgestorben sein.

Der Name Mincopies, den sie angeblich gebrauchen, um sich selbst zu bezeichnen, ist ihnen, wie unser Autor angiebt, ganz unbekannt; die einzigen Worte, welche dem Laute nach eine entfernte Aehnlichkeit mit jenem Namen haben, sind min kaich (komm her), und es ist sehr wohl möglich, daß der Name sich als Spottname aus diesem Anrufe entwickelt hat. Die Bewohner der Kleinen Andamanen haben alle Annäherungsversuche bis jetzt so entschieden zurückgewiesen, daß es unmöglich war, sich über sie zuverlässige Angaben zu verschaffen; die Mittheilungen, die Man macht, beziehen sich daher nur auf die acht Stämme der Großen Andamanen. Was den Körperbau derselben betrifft, so glaubt Man den früheren Berichten in verschiedener Hinsicht widersprechen zu müssen; so bezeichnet er z. B. das Vorkommen von Personen mit stark hervortretendem Unterleib oder mit schlecht entwickelten Extremitäten als Ausnahme; entschieden verwirft er die Angabe, daß alle Andamanesen große Hände und Füße haben sollen. Der größte Mann maß 5′ 4¼″, die größte Frau 4′ 11½″ (engl. Maß). Von 48 Männern wurde das Maximum des Gewichtes auf 119½ Pfd. (Körperlänge 5′ 3¾″), das Minimum auf 77½ Pfd. (Körperlänge 4′ 5¾″) bestimmt. Bei 41 Frauen kommen die Maxima und die Minima der Gewichte nicht mit denen der Körperlänge überein. Wir finden 135 Pfd. und 4′ 7″, 102½ Pfd. und 4′ 10¼″, 4′ 4″ und 67 Pfd., 4′ 5″ und 4′ 5½″ mit 78 Pfd. und mit 97 Pfd. Die Frauen verlieren ihre anmuthige Gestalt früh, bei vielen beobachtet man eine starke Entwickelung der Gesäßmuskeln; die Durchschnittstemperatur unter der Achselhöhle betrug bei 5 Frauen im Alter von 16 bis 22 Jahren 97,7° F. (niedrigste bei der ältesten 95,9°, höchste bei der zweitjüngsten 98,3°). Pulsschläge 56 bis 94 (Minimum und Maximum bei denselben Personen); Respirationen 19 bis 24. Auch hier finden wir das Minimum bei der ältesten, das Maximum bei einer 18jährigen.

Die weiche Haut ist wenig behaart, die Farbe wechselt von der der Bronce bis zum tiefsten Schwarz; specifische Unterschiede zwischen den Stämmen der Küste und denen des Dschungel treten in dieser Hinsicht nicht hervor. Die Augen stimmen mit Nr. 16 der Scala von Broca überein, nur in einem Falle wurde Uebereinstimmung mit Nr. 1 beobachtet. Sie zeigen keine Spur von einem eigenthümlichen, sogenannten Negergeruch, wohl aber haftet der Duft der mit Oel gemengten Farben an ihnen, mit denen sie sich bemalen; nach größeren Festlichkeiten haben sie wohl einmal einen übelriechenden Athem. Länger als acht Stunden fortgesetztes Fasten scheint ihnen sehr unangenehm zu sein; in solchen Fällen schnüren sie sich die Taille zusammen. Besonders der Durst wird ihnen wohl in Folge starker Transpiration beinahe unerträglich. Unter dem Einfluß einer starken Erregung, z. B. bei Festlichkeiten, können sie wohl 48 Stunden lang den Schlaf entbehren. Gegen Kälte (der Thermometer zeigt wohlgemerkt nie weniger als 69° F. = 20⅝° C.) sind sie sehr empfindlich, doch suchen sie sich auch gegen große Hitze u. a. durch Bestreichen mit weißer Farbe zu schützen. Die Stimme der Männer ist klar, nicht tief, die der Frauen, namentlich wenn sie stark angestrengt wird, oft schrill. Die recht schlecht behandelten Zähne sind doch gewöhnlich sehr schön, Caries kommt, wie es scheint, nur bei älteren Personen vor.

Das zur Verfügung stehende Material erlaubte nicht über

---

[1]) On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands by Edward Horace Man. London, published by the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.

das Haar ein endgültiges Urtheil zu fällen. Wie es scheint, ist der Querschnitt oval; das Haar ist sehr kraus und scheint in spiralförmigen Büscheln zu wachsen, es ist fein und ziemlich reich und die Wurzeln sind regelmäßig über den Schädel vertheilt. In einzelnen wenigen Fällen wurde es 8 bis 10 Zoll lang, jedoch waren dann die Enden abgestorben und brachen leicht. Die Frauen rasiren alle 6 oder 10 Tage den ganzen Kopf und lassen nur zwei vom Scheitel bis zum Nacken reichende Streifen übrig, in denen das Haar nie länger als $^1/_8$ Zoll werden darf. Da sie nun kein Instrument zum Beschneiden der Haare haben, muß dieser gôr genannte Streifen bei dem jedesmaligen Rasiren des Kopfes aus dem Nachwuchse neu gebildet werden. Auch die Männer haben manchmal den Kopf ganz geschoren; gewöhnlich aber bleibt eine 6 bis 8″ im Durchmesser haltende Kappe übrig; seitdem sie mehr mit Europäern in Berührung gekommen, haben sie verschiedene Moden eingeführt. Die Operation des Scheerens wird gewöhnlich von Frauen vorgenommen und umfaßt manchmal auch die Augenbrauen. Die Farbe des Haares wechselt zwischen Grauschwarz, Schwarz und Nußfarben, scheint aber mit der Hautfarbe nicht in direktem Zusammenhange zu stehen. Nach dem 40. Jahre werden sie grau; die Zahl der Personen, welche dieses Alter überschreiten, ist sehr klein (die mittlere Lebensdauer beträgt kaum 22 Jahre) und so sieht man nur sehr selten ganz weißes Haar. Der Gesichtsausdruck ist verschieden und ähnelt verschiedenen Typen; diese Erscheinung wird mehr bei Männern als bei Frauen beobachtet. Es mag hier noch erwähnt sein, daß die Vermuthung, sie seien mit anderen Rassen vermischt, schon aus dem Grunde unwahrscheinlich zu sein scheint, da die einer Rassenvermischung entsprossene Nachkommenschaft ohne Ausnahme durch die männlichen Mitglieder des mütterlichen Stammes bald nach der Geburt in einer oder der anderen Weise dem Tode geweiht wird.

Heirathen werden gewöhnlich vollzogen, wenn der Bräutigam 18 bis 22, die Braut 16 bis 20 Jahre alt ist; die Anzahl der Kinder einer Ehe beträgt gewöhnlich 3 bis 4 (im Maximum 6, von denen jedoch nur 3 das Alter der Mannbarkeit erreichen). Zwillingsgeburten kommen selten vor, und es ist kein Beispiel bekannt, daß beide die zarteste Jugend überlebt hätten; übrigens sieht man sie nicht gern. Drillingsgeburten sind ganz unbekannt. Unfruchtbarkeit ist selten, todtgeborene Kinder sind unbekannt. Die geringe Fruchtbarkeit der Frauen muß wohl zum Theil dem zugeschrieben werden, daß sie die Kinder spät entwöhnen.

Den Kranken und Hilflosen begegnen sie mit großer Freundlichkeit. Lungenkrankheiten kommen am häufigsten vor und werden ihnen am gefährlichsten; diese sowie Herzkrankheiten werden der Einwirkung eines bösen Geistes zugeschrieben, überhaupt innerliche Schmerzen als etwas Uebernatürliches betrachtet. Gegen andere Krankheiten gebrauchen sie innerliche oder äußerliche Mittel, die je nach Alter, Geschlecht ꝛc. des Patienten verschieden sind; gegen die höheren Mächten zugeschriebenen Uebel wenden sie verschiedene Zaubermittel an, namentlich dienen Amulette von Menschenknochen als Schutzmittel gegen den Einfluß der bösen Geister.

Schwangere Frauen essen mäßig, lieben aber eine verschiedenartige Nahrung. Bis ihre Stunde sich nähert, machen sie sich viel Bewegung, was die Entbindung erleichtern soll. Bei letzterer nimmt die Frau eine sitzende Haltung an, der Mann hält sie und unterstützt ihren Rücken, befreundete Frauen leisten die Dienste, welche die Umstände erfordern. Die Couvade ist bei ihnen unbekannt.

Die Behandlung eines Schlangenbisses hängt davon ab, ob man die Schlange getödtet hat oder nicht. In ersterem Falle wird das Nierenfett derselben auf die Wunde gelegt, in letzterem Falle wird die Wunde unterbunden und kauterisirt. Der Biß des Tausendfußes ist ziemlich ungefährlich.

Ihre Gemüthsstimmung verräth sich demjenigen, der sie kennt, schon von außen. Bei guter Laune funkeln die Augen, die Haut um dieselben ist leicht gerunzelt, der Mund halb geöffnet, die Mundwinkel etwas zurückgezogen; wenn sie dagegen in gedrückter Stimmung sind, gehen alle die genannten Erscheinungen in eine gewisse Erschlaffung über, bei großem Kummer erweitern sich die Nasenlöcher. Bei tiefem Nachdenken und genauem Betrachten eines Gegenstandes sind die Augen starr auf denselben geheftet; im Zorn richten sie sich neben der Person, welche denselben erregt, auf die Erde. Wenn sie freudig bewegt sind, wird ein Bein angezogen und ein Schlag auf den Schenkel applicirt. Frauen und Kinder, die in Furcht gesetzt werden und nicht fliehen können, werfen sich mit dem Gesicht auf die Erde und schreien, Männer in ähnlichem Zustande fallen auf den Rücken, erheben die Hände und rollen die Augen. Die Bewegungen sind leicht und gewandt; die Schrittweite beträgt etwa 24 und 20 Zoll. Wenn sie ruhen, hocken sie in der im ganzen Orient gebräuchlichen Haltung; sind sie sehr müde, so legen sie sich auch nieder. Beim Schlafen liegen sie gewöhnlich auf der rechten Seite, die Knie werden angezogen, eine Hand zwischen die Schenkel gelegt, die andere kommt unter den Kopf.

Die größte Last, die ein Mann trägt, beläuft sich etwa auf 40 Pfd., er legt mit derselben zwischen Sonnenaufgang und -Untergang gegen 15 engl. Meilen zurück. Nur selten tragen sie auf dem Kopfe, gewöhnlich an einem um die Brust oder bei Frauen um die Stirn befestigten Tragbande.

Selten und nur auf kurzen Abstand laufen sie, im Dschungel bewegen sie sich schneller als Indier. Ihre Sinne sind vorzüglich entwickelt. Die Leute im Dschungel sehen ein Vogelnest auf den ersten Blick, am Geschmack des Honigs erkennen sie sofort, welche Blüthen die Bienen vorzugsweise aufgesucht haben. Bei den Leuten von der Küste ist das Gehör so scharf, daß sie in dunkler Nacht die Schildkröte mit sicherer Hand harpuniren, wenn sie die leisen Athemzüge des Thieres hören, welches auftaucht, um Athem zu schöpfen. „Du Tauber“ ist daher ein gewöhnliches gegen die Dschungelleute gerichtetes Scheltwort, weil das Ohr derselben nicht so empfindlich ist.

Früher war man der Ansicht, daß sie sehr unerschrocken seien; diese Ansicht scheint irrig zu sein. Ihr Muth entstand wohl nur aus dem Gedanken, daß sie selbst und ihre Waffen unüberwindlich seien. Nachdem sie sich davon überzeugt, daß diese Meinung irrig ist, könnte wohl nur die äußerste Verzweiflung oder grenzenlose Wuth sie veranlassen, einen offenen Angriff zu wagen. Allerdings wird der Muthige bei ihnen geschätzt, der Furchtsame ausgelacht; nie aber vergessen sie, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Doch zeigen sie häufig einen gewissen Edelmuth; bei der ersten Niederlassung der Engländer in Port Blair schossen die Andamanesen auf keinen Gefangenen, welcher eine Kette trug, und sie begnügten sich, nur diejenigen zu belästigen, welche anscheinend frei umhergingen und demnach, wie sie vermutheten, freiwillig in ihr Land gekommen waren. Dies ging endlich soweit, daß auch letztere, der fortwährenden Neckereien und Belästigungen müde, um die Erlaubniß baten, Ketten anlegen zu dürfen. Unter einander und Fremden gegenüber, mit denen sie auf gutem Fuße stehen, beweisen sie sich sehr freundlich, Bejahrte und Hilflose führen in Folge der ihnen zukommenden Unterstützung

ein materiell besseres Leben als selbst ihre begüterten Stammgenossen. Auch die Kinder werden mit Güte und Liebe erzogen.

Trotz der bescheidenen Hülle, die sie tragen, ist ihr Schamgefühl sehr entwickelt; eine Frau würde ihren Schurz nicht in Gegenwart einer anderen Frau wechseln; Bemerkungen über den Körperbau des Mannes gegenüber der Frau, über den der letzteren gegenüber dem Mann gemacht, würden für sehr unpassend gelten.

Bei der Arbeit sind sie fleißig, auch ohne äußeren Zwang suchen sie einander nachzueifern und sie lieben es nicht, sich durch andere in den Schatten stellen zu lassen. Selbstsucht scheint keiner ihrer Fehler zu sein, sie geben das Beste und Schönste, was sie besitzen, weg, wobei sie allerdings von vornherein auf ein gewisses Gegengeschenk rechnen.

In ihrem Benehmen ähneln sie den Papuas; sie sind ein lustiges, schwatzhaftes, leicht erregtes und ruheloses Völkchen. Sie sprechen schnell, wiederholen immerfort denselben Gedanken und ein Streich, der einem Anderen gespielt wird, wird, wenn er nicht allzuderb ist, gut aufgenommen. Selbst wenn sie im Aerger Scheltworte gebrauchen, richten sich diese nur gegen die Person des Gegners, nie, wie dies in Indien so häufig vorkommt, gegen die Verwandten desselben. Uebrigens sind die gebrauchten Schimpfworte ziemlich harmloser Natur, z. B. du Langnase, du Narr, du Lügner, du Haut und Knochen; zuweilen entstehen aus solchem Wortwechsel wirkliche Streitigkeiten.

Mit wenigen Ausnahmen ziehen sie das freie ungebundene Leben der Wildniß dem Aufenthalte in Port Blair vor, selbst wenn sie lange mit Europäern verkehrt haben. Die Kinder scheinen bis zum 12. oder 14. Jahre durchschnittlich ebensoviel Intelligenz, wie die Kinder civilisirter Rassen zu besitzen; wenn sie älter werden, scheint dieselbe mehr oder weniger zu schlummern. Alle scheinen ein gutes Gedächtniß zu haben. Wie die meisten Wilden, schenken sie ihren Träumen unbedingt Glauben und richten ihre Handlungen ganz nach den Warnungen oder Rathschlägen ein, die ihnen durch dieselben ertheilt werden; einzelnen Personen, „Träumer“ genannt, wird übernatürliche Macht, namentlich zweites Gesicht, zugeschrieben; auch glaubt man, daß sie übernatürlichen Einfluß auf das Leben und das Glück ihrer Nebenmenschen besitzen, welchen sie denen gegenüber in unangenehmer Weise fühlbar machen, die es versäumt, der Bewunderung ihrer Gaben durch entsprechende Geschenke Ausdruck zu geben. Manchmal kommt es vor, daß auch der Traum eines Knaben sich erfüllt, der dadurch in die Reihe der zukünftigen Seher eintritt. So lange diese Leute Proben ihrer Kraft geben, setzt man Vertrauen in sie und die Geschenke fließen ihnen manchmal so reichlich zu, daß sie nicht im Stande sind, gleich Gebrauch von denselben zu machen; sie lassen sie dann in den Händen des Gebers, behalten sich jedoch den Gebrauch für später vor. Ob sie selbst an ihre Macht glauben, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. In ihrem Verkehre kennen die Andamanesen kein Versprechen, keinen Eid, nichts, was dem Anrufen einer höheren Macht, z. B. der Sonne oder des Himmels, ähnlich sähe; ebenso wenig kennen sie Gottesgerichte, und derartiges scheint nie bei ihnen bestanden zu haben.

Die Bewohner der Gruppe sind in wenigstens neun Stämme getheilt, die sich der Sprache nach unterscheiden; die Zahl der zu denselben gehörenden Personen ist auch nicht annähernd festzustellen, um so weniger als den Leuten selbst der Zahlensinn ganz fehlt und von ihnen keine Angaben zu bekommen sind; Man glaubt, daß ihre Zahl nicht über 1000 betragen wird. Der Saddle Peak auf Nord-Andaman, der einzige Berg der Gruppe, der bis in die neueste Zeit den Bewohnern, welche sich in ihren gebrechlichen Canoes nicht weit von der Küste zu entfernen wagen, bekannt war, erhebt sich bis zur Höhe von 2400 Fuß; er ist 60 engl. Meilen weit sichtbar und gilt als der ursprüngliche Sitz des Schöpfers vor der Sintfluth. Da sie, ehe sie in Berührung mit den Engländern kamen, nicht einmal die gegenüberliegende Küste von Barma kannten, ist es erklärlich, daß sie sich für die einzigen Bewohner der Erde hielten; gelegentliche Besuche von Reisenden faßten sie auf als Besuche von dahingeschiedenen Geistern, welche die Erlaubniß erhalten hatten, vorübergehend zur Erde zurückzukehren; selbst jetzt noch werden die Bewohner Indiens „dahingeschiedene Geister“ genannt. Ortsnamen werden im Allgemeinen von den einem Orte zukommenden Eigenthümlichkeiten abgeleitet, sei es von einem Baume, einem Steine, einem Gefechte, welches dort stattgefunden; manche dieser Namen sind den jetzt Lebenden unverständlich.

Die Möglichkeit, in dem Dschungel eine genügende Existenz zu finden, die früher bezweifelt wurde, hat sich vollkommen nachweisen lassen; alle Stämme, die wir kennen, haben ganz bestimmte Ausdrücke für einen Küstenbewohner, einen Fischer, einen Creekman und einen Dschungelmann; diese vier Klassen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Lebensweise; die beiden erstgenannten leben an der Küste, die eine stellt die Geräthschaften her, mit denen die zweite die Lebensbedürfnisse beschafft, die dritte und vierte leben im Binnenlande. Natürlich ist jede Klasse auch mit der Thätigkeit einer anderen einigermaßen bekannt und die Leute von der Küste verschmähen es durchaus nicht, gelegentlich Jagd auf ein Dschungelschwein zu machen; jedoch besteht immerhin so viel Unterschied, daß jede Klasse die andere wegen des Mangels der in ihren Augen nothwendigsten Eigenschaften mit Spottnamen belegt.

Das Nomadenleben scheint eine Eigenthümlichkeit der Leute von der Küste zu sein, abgesehen von solchen Fällen, wo ein Lager wegen eines Todesfalles eine Zeit lang verlassen wird; sie werden dazu gezwungen, wenn z. B. die herrschende Windrichtung einen Theil des Strandes während einzelner Mondphasen ungeeignet für den Fischfang macht. Doch werden derartige Züge nicht weiter ausgedehnt, als die Umstände es nöthig machen. Manchmal werden sie auch zur Auswanderung gezwungen, wenn die Abfälle u. s. w. einen längeren Aufenthalt unmöglich machen und sie versäumt haben, zeitig für Entfernung derselben Sorge zu tragen.

Je nachdem sie einen dauernden oder nur einen vorübergehenden Aufenthalt beabsichtigen, ist die Bauart ihrer Hütten verschieden. Man unterscheidet drei Arten, von denen die beiden ersten von den Männern, die dritte von den Frauen hergerichtet wird; dieselben unterscheiden sich von einander durch die Abmessungen und die Art der Materialien. Im Allgemeinen bestehen sie aus einem schräg abfallenden Dach, welches von vier Pfosten getragen wird, oder bei den nur zu vorübergehendem Gebrauch bestimmten Hütten an der hinteren Seiten direkt auf dem Boden ruht. Die kleinsten Hütten bieten immerhin ein für zwei Personen genügendes Obdach.

Als nothwendiges Erforderniß befindet sich in jeder Hütte ein kleines Feuer, über demselben auf vier Stützen ein kleines Brett, auf welchem die Vorräthe niedergelegt werden, die der Rauch gegen die Insekten schützen soll. An der Vorderseite des Daches hängen die Trophäen der Jagd. Man widerspricht der Ansicht, daß die Andamanesen je in Erdhöhlen leben oder auf bloßem Sande lagern;

immer, sagt er, liegen sie auf Matten oder einem Blätterlager. Wo man solche Höhlen fand, wie die, von denen einzelne Berichterstatter erzählen, handelte es sich entweder um Flüchtlinge, oder um die Arbeit von Kindern, welche „Begraben“ spielten. An den permanenten Lagerplätzen, welche gewöhnlich an vor dem herrschenden Winde geschützten Oertlichkeiten erbaut werden und für etwa 50 bis 80 Personen bestimmt sind (obwohl sie, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, einer viel größeren Zahl Obdach gewähren können), umschließen die Hütten gewöhnlich einen länglich runden Platz, dem sie die offene Seite zuwenden. An der einen schmalen Seite befindet sich der allgemeine Kochplatz, an den Flügeln die Hütten der jungen Mädchen und der jungen Männer, welche durch die Hütten der verheiratheten Leute von einander getrennt sind; auch in den Hütten selbst wird bei gemeinschaftlichem Gebrauch durch Personen verschiedenen Alters und Geschlechts eine solche Trennung beobachtet.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Mr. Betson, Zoolog aus Cambridge, hält sich gegenwärtig in St. Petersburg auf; er hat die Absicht, die Fauna der Seen des Gebietes von Turgai zu studiren. Im Laufe dieses Sommers gedenkt er sich an den See Tschalkar zu begeben, im nächsten Sommer weitere Forschungen in der Kirgisensteppe zu unternehmen. („Oestl. Rundschau“ 1884, Nr. 21.)

— Aus Samarkand theilt die „Oestliche Rundschau“ (1886, Nr. 8) mit: Am 14. Februar 1886 wurde hier eine Ambulanz für kranke eingeborene Frauen errichtet; eine Frau, welche Medicin studirt hat, leitet dieselbe.

— Aus Wernoje schreibt man: Die kaiserlich russische geographische Gesellschaft hat eine Expedition zur allseitigen wissenschaftlichen Untersuchung des Gebirges Chan-Tengri und dessen zahlreichen Gletschern ausgerüstet (vergl. „Globus“, Bd. 49, S. 302). Mitglieder der Expedition sind der Bergingenieur Ignatjew und der Botaniker Krasnow. Letzterer ist bereits in Wernoje eingetroffen, um im Frühling die Flora der Steppe und der Flußniederung des Ili, der Tschu-ili-Berge und des Alatau, der Vorberge der Trans-Ili-Gebirge zu studiren. Die Reise zum Chan-Tengri, dem großen Gebirgszuge des Himmelsgebirges, kann nicht früher als Ende Juni angetreten werden, um die heißen Monate Juli und August zur Erforschung der Gletscher benutzen zu können. Wahrscheinlich wird auch ein Photograph die Expedition begleiten. („Oestl. Rundschau“ 1884, Nr. 18 v. 1. Mai.)

— Die Zeitung „Wladiwostok“ bringt Reiseskizzen, worin von neueren Goldlagern erzählt wird. So soll nach der Angabe des Ataman der Staniza Pokrowsk 50 Kilometer unterhalb Albasins am Amur zwischen den Stanizen Beitanowa und Beketowa ein Goldlager entdeckt worden sein; hier gräbt schon eine kleine Gesellschaft. Auch am Flusse Argun, 60 Kilometer von der Mündung, befindet sich auf chinesischem Boden Gold, wo bereits 500 Mann graben.

— In der Zeitung „Wladiwostok“ wird ausgerechnet, daß die Arbeitsleistung der Arrestanten auf Sachalin etwa 60 160 Rubel beträgt, während die Kosten ihres Unterhaltes etwa 681 600 Rubel, also genau 10mal so viel ausmachen; dabei sind die Kosten der Ueberfahrt, der Verwaltung, des Militärs zur Bewachung gar nicht mitgerechnet.

Afrika.

— Außer dem regulären Kosakenheere existirt bis heute noch ein sogenanntes freies; die freien Kosaken leben sowohl innerhalb der Grenzen Rußlands als auch außerhalb: an den öden Küstenstrichen des Kaspischen Meeres, besonders im Süden, am Flusse Atrek, in Chorassan, in Persien und in ganz Klein-Asien. Vor drei oder vier Jahren wählten die freien Kosaken Nikolai Iwanowitsch Aschinow, einen Kosaken des Terek-Heeres, zu ihrem Ataman und beschlossen ihn an die Kaukasische Oberverwaltung zu schicken mit der Bitte, ihnen zu erlauben, sich auf Landstrecken des westlichen Kaukasus, welche an das Schwarze Meer grenzten, anzusiedeln zu dürfen. Die Bitte war ohne Erfolg und die Kosaken gingen aus einander: ein Theil begab sich zum Mahdi und machte in den Reihen seiner Streiter den Engländern viel zu schaffen; ein anderer Theil blieb in Chorassan und der dritte Theil wurde von dem abessinischen Kaiser Johannes gerufen und zog dahin. Im September vorigen Jahres folgte ihnen auch ihr Ataman Aschinow. So kamen russische Kosaken nach Abessinien. („Zeitgenössische Nachrichten.“)

— Ueber die ausgedehnten Reisen der Suaheli-Kaufleute berichtet H. H. Johnston in seinem „Kilima Ndscharo“ anläßlich seines Aufenthaltes bei Mandara, dem Häuptlinge von Moschi, Folgendes. Obgleich derselbe niemals über ein größeres Land gebot, als der Postbezirk von London ist, so ist doch der Ruf seiner Klugheit, seiner königlichen Manieren und seiner Tapferkeit weit und breit in Mittelafrika verbreitet, und zwar durch die Suaheli-Kaufleute, welche in allen Richtungen zwischen dem Victoria-Njanza-See und dem Indischen Ocean verkehren. Mögen diese Leute auch Sklavenhändler und Sklavenräuber sein, ihr Einfluß in Afrika hat eine gewisse civilisirende Richtung. Diese arabischen Mischlinge sollten eigentlich die afrikanischen Fuhrleute genannt werden. Um Handel zu treiben, durchwandern sie die ganze Gegend zwischen dem Victoria-Nil, Abessinien, den großen Seen, dem oberen Congo und dem Zambesi. Nach einem Besuche eines Fürsten wie Mandara konnte man sie später am Hofe von Mtesa, dem verstorbenen Fürsten von Uganda, finden und sie verkünden den Ruhm des einen Königs bei dem anderen. Mandara behauptet, daß er Verkehr unterhielt (wahrscheinlich in der Uebermittelung arabischer Höflichkeitsäußerungen bestehend) mit Mtesa von Uganda und mit Mirambo von Unjamwesi, eben vermittels solcher weitreisenden Händler, wie Djumba Kimameta, in dessen Gesellschaft Thomson ganz Massai-Land durchreiste.

— Von dem gelegentlich der jüngsten Erörterungen über die Zukunft des Congo-Staates viel genannten officiellen Berichte W. P. Tisdel's an das Staats-Sekretariat in Washington ist unter dem Titel „Congo“ bei P. Frohberg in Leipzig eine Uebersetzung erschienen, welche bereits in zweiter Auflage vorliegt. Wir empfehlen sie Jedem, der sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten wünscht und nicht auf die einseitig lobenden Reklamen der Betheiligten allein angewiesen sein will. Tisdel sagt nichts Anderes, als was seither durch deutsche Forscher durchweg bestätigt worden ist, und Vieles davon muß Jedem, der nicht voreingenommen ist, zu denken geben; z. B.: „Nach der Lage der Handelsverhältnisse vermag ich nicht einzusehen, wie oder wo es möglich wäre, ein einträgliches Geschäft im Inneren des Landes zu gründen“ (S. 36) oder: „Meiner Ansicht nach ist der Vor-

schlag, eine Eisenbahn von Vivi nach Leopoldville zu bauen, den Bedürfnissen sowie den Fähigkeiten des Landes weit voraus. . . . . Die Beförderung von Gütern durch Eingeborenen-Karawanen würde sich weit billiger stellen, und zwar stützt sich meine Behauptung auf eine zwölfjährige geschäftliche Erfahrung im Waarentransporte nach, von und in tropischen Ländern." Interessenten verweisen wir namentlich auf den angehängten Kontrakt, wie ihn der Congo-Staat mit seinen Beamten abzuschließen pflegt: wer den Kopf in solche Schlinge steckt, darf sich gewiß nicht beklagen, wenn sie ihm zugezogen wird.

— Im „Mouvement Géographique" (III, Nr. 14) wirft A. J. Wauters die Frage auf, ob jener mächtige Nebenstrom des Congo, dessen Unterlauf Kwa heißt, richtiger als Kassai oder als Sankuru bezeichnet werden muß, und entscheidet sich für letzteres. Denn von seinen beiden mächtigsten Quellflüssen ist der Sankuru viel weiter hinauf schiffbar, als der Kassai, welchen letzteren zwischen 6° und 7° südl. Br. die Mbimbi-Wasserfälle unterbrechen; über die resp. Wassermasse fehlt es noch an Angaben, während die Länge beider etwa gleich sein soll (das ist nicht richtig; der Kassai ist entschieden der längere — Red.). Mehr entscheidend ist, was neuerdings Lieutenant Knud, der den vereinigten Strom etwa unter 4° südl. Br. überschritt, darüber sagt (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 318): „Der Sankullu ist der Wißmann'sche Kassai, welchen Namen die Eingeborenen nicht kennen. Er heißt bei ihnen dort, wo wir ihn überschritten haben, stets Sankullu. In einiger Entfernung vom Flusse tritt der Name Bolúmbo auf oder Bolúm, während weiter abwärts er auch den Namen Sadí Kama zu führen scheint." Danach wäre es allerdings das Richtigere, den mächtigsten südlichen Congo-Zufluß als Sankuru zu bezeichnen, ein Name der schon bei Livingstone und Cameron für ein mächtiges innerafrikanisches Gewässer vorkommt.

Nordamerika.

— Fr. Schwatka wird unter dem Patronate der „New York Times" eine Forschungsreise nach dem St. Elias-Berge in Alaska unternehmen; ihn werden sechs bis acht Leute begleiten, darunter als Vertreter der Wissenschaft Dr. William Libbey, Professor der physischen Geographie am Colleg von Princeton. Schwatka wird seine Reise voraussichtlich auf den westlichen, dem Oceane zugewendeten Abhange des Gebirges beschränken.

— Désiré Charnay, über dessen archäologische Forschungen in Yukatan und dem Lande der Lakandonen der „Globus" in Bd. 45 bis 47 ausführlich berichtete, ist soeben von einer neuen, sechsmonatlichen Reise in Yukatan nach Frankreich zurückgekehrt. Seine archäologische Ausbeute scheint befriedigend ausgefallen zu sein, trotzdem daß die Mayas damals gerade einen ihrer Rachezüge gegen die spanischen Bewohner der Provinz unternahmen. Dieser Vernichtungskampf zwischen beiden Rassen dauert nun schon seit dem Jahre 1848 und soll bis heute mehr als 350 000 Menschenleben gekostet haben; er kann nur mit der Vertilgung der Mayas oder der Weißen ein Ende nehmen. Charnay grub zuerst acht Quadratmeter Basreliefs in Izamal aus, entdeckte dann eine neue Ruinenstätte, Ek-Balam oder die Stadt des schwarzen Tigers, wo er später eine Woche verweilen und photographiren konnte, und grub auf einer Insel acht Stunden nördlich von Campeche die erste jemals entdeckte Maya-Grabstätte aus, welche ihm eine Menge interessanter Gegenstände lieferte.

Vermischtes.

— In einer neueren Arbeit über die Pflanzenwelt des westlichen Südamerika spricht John Ball die Ansicht aus, daß die Unterschiede zwischen den Floren der einzelnen Theile des tropischen Amerika nicht so bedeutend seien, um die von einigen pflanzengeographischen Schriftstellern, insbesondere von Engler, geübte Abgrenzung zu rechtfertigen. Die weite Region der warmen und feuchten Theile Süd- und Mittelamerikas müßte vielmehr als eine einzige botanische Provinz angesehen werden. Die natürlichen Grenzen der Floren denen der geographischen Gebiete entsprechend zu ziehen, sei überhaupt eine Unmöglichkeit. Im Allgemeinen könne man sagen, daß die natürlichsten Vegetationsbezirke von weiten Strecken Tieflandes, über welche eine begrenzte Anzahl von Typen verbreitet ist, und von Hochlandsinseln gebildet werden, welche die Heimath der speciellen Typen sind, die die charakteristischen Züge der Floren der verschiedenen Gegenden bilden.

— Dr. W. Schneider: Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Zweiter Theil. (Paderborn und Münster 1886.)

Der zweite Theil schließt sich dem ersten (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 80) würdig an; ein erstaunlicher Reichthum von Thatsachen mit getreuer Angabe der Quellen macht das Buch für jeden Forscher werthvoll. Der Verfasser tritt zunächst dem „Mythus" von affenartigen Horden entgegen, welche den Uebergang zu den Anthropoiden bilden sollen; er weist nach, daß die „pithekoiden Züge" durchaus nicht allgemein und charakteristisch sind. In einer den Haupttheil des Bandes einnehmenden ausführlichen Schilderung zeigt er von den Australnegern, den ausgerotteten Tasmaniern, den Buschmännern und den Negern, daß sie in Sitten und Gebräuchen vielfach Züge erkennen lassen, welche auf eine ehemals höhere Stellung deuten oder eine viel höhere oft ganz eigenthümlich komplicirte Civilisationsentwickelung erkennen lassen, als man ihnen gewöhnlich zugestehen will. Das schwächste Kapitel ist das, welches offenbar dem Verfasser am meisten am Herzen gelegen hat, der Nachweis, daß nicht nur bei allen, auch den niedersten Stämmen, eine Art Religion sich finde, sondern daß auch hinter dem rohen Aberglauben, dem Fetisch- und Schamanenthum die verdunkelten Reste einer reineren Gotteserkenntniß erkennbar seien, zu deren Erklärung weder die Furcht vor unbekannten, unerklärlichen Einflüssen noch der Ahnen- und Seelenkult hinreiche. Hierbei kommt alles darauf an, welche Glaubwürdigkeit man den Berichten der Missionare, denen Alles darauf ankam, solche Spuren zu finden, zuschreibt. Das letzte Kapitel behandelt die Stellung der Frauen und besonders die Lehre von einer ursprünglichen Weibergemeinschaft und Gynäkokratie; der Verfasser findet überall nicht die Lehre der Entwickelungstheorie, sondern die vom Rückschritt oder Sündenfall bestätigt. Ob aber die „thierische Ausartung des Geschlechtstriebes" sich überall und nur in der außerchristlichen und der christenfeindlichen Welt findet? Es giebt Leute, die auch bei sehr frommen Leuten dergleichen beobachtet haben wollen. Ko.

Inhalt: Die Tongainseln. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. G. Le Von's Reise nach Nepal. I. (Mit drei Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotáner. III. — Die Bewohner der Andamanen. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 16. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

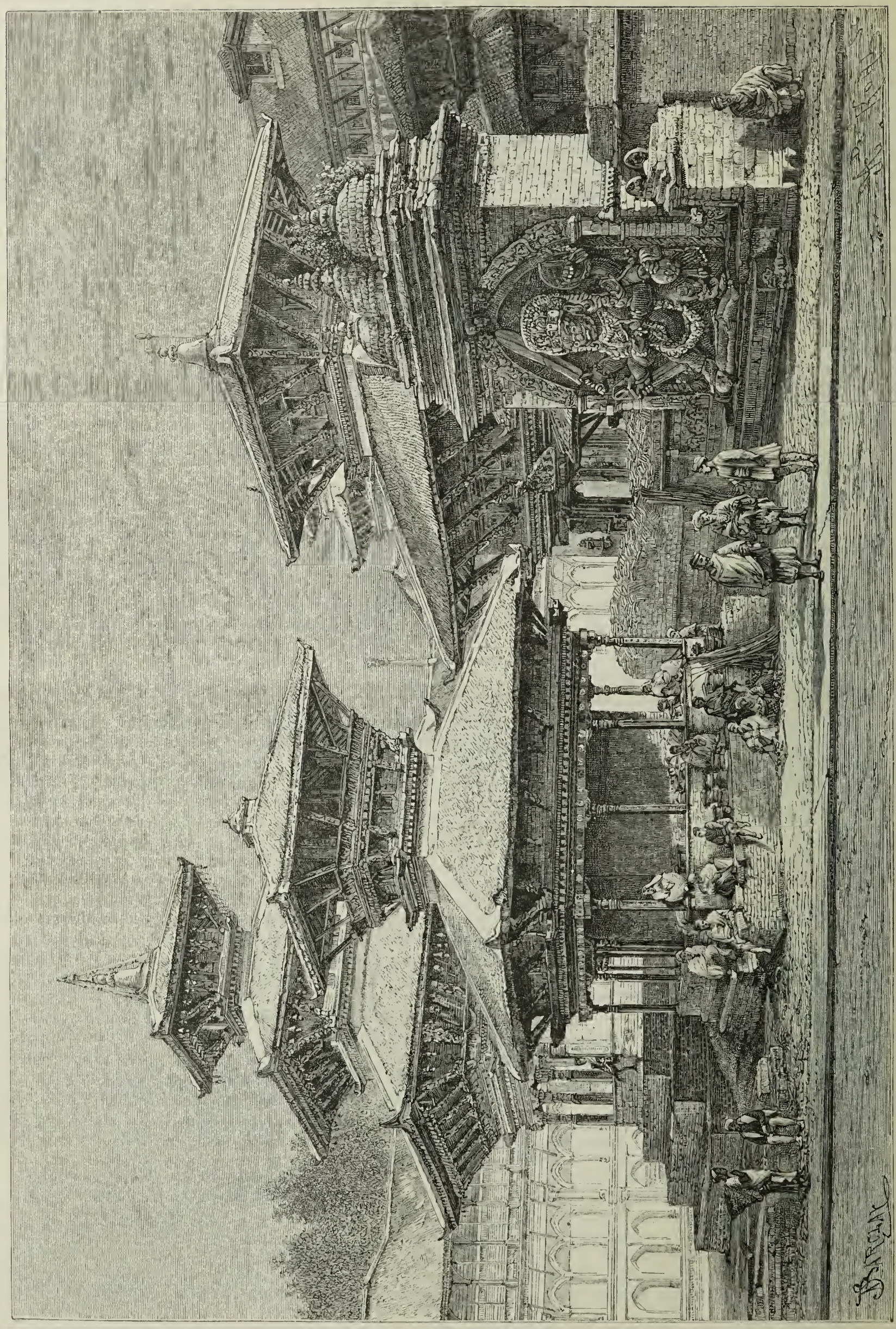
II.

Den zweiten Typus der nepalischen Tempel bilden Gebäude aus Ziegeln und Holz von einem ganz eigenthümlichen Charakter und einem Aussehen, das weit mehr tibetisch oder chinesisch als indisch ist. Es sind rechtwinkelige Bauten von mehreren Stockwerken, deren Größe nach oben abnimmt, und deren jedes sein eigenes Dach besitzt. Jedes dieser Dächer ist kleiner, als das darunter befindliche, so daß das Ganze das Aussehen einer Pyramide hat, und jedes ist an den Ecken leicht aufwärts gebogen, wie bei chinesischen Häusern, und mit zahllosen Glöckchen geschmückt. Der vorspringende Theil des Daches wird von schrägstehenden, mit Schnitzwerk bedeckten, hölzernen Pfosten getragen, und jeder Tempel ist von einer Veranda umgeben, die von zierlich geschnitzten Holzpfeilern getragen wird. Ein jedes solches Bauwerk ruht auf einer steinernen Untermauerung, die gleichfalls aus mehreren, nach oben sich verjüngenden Stufen besteht; auf einer Seite dieser Basis führt eine Treppe zum Tempel hinauf, die auf beiden Seiten mit Bildwerken von Ungeheuern, Göttern und Menschen geschmückt ist.

Der dritte Typus nepalischer Tempel umfaßt steinerne Bauwerke, welche sich durch ihre Form von den beiden anderen vollständig unterscheiden und eine bemerkenswerthe Originalität besitzen. Chinesischer Einfluß ist bei ihnen fast gar nicht zu bemerken, wohl aber indischer, der indessen nicht stark genug ist, um ihnen das Gepräge des Originellen zu nehmen. Sie sind auch die einzigen, bei welchen einiger Einfluß des Islam zu spüren ist, und zwar in der nebensächlichen Hinzufügung von Kuppeln. Wie man aus den Abbildungen sehen wird, lassen sich diese steinernen Tempel keineswegs einem einzigen Stile zuweisen; gemeinsam ist ihnen nur, daß sie auf mehrstufigen Unterbauten errichtet sind, deren Treppen denen des zweiten Typus gleichen und ebenfalls von Thier- und Menschengestalten eingefaßt sind. Nichts erinnert in ihrem Aeußeren an die etwas barbarischen Tempel aus Ziegelsteinen mit über einander gesetzten Dächern. Derjenige, welcher in Patan sich dem königlichen Palaste gegenüber befindet (vergl. die erste Abbildung in Nr. 10 dieses Bandes), kann seiner Form nach unter die interessantesten Denkmäler Indiens gerechnet werden; stände er in irgend einer Hauptstadt Europas, so würde er dort für höchst bemerkenswerth gelten. Seine nach oben zurückspringenden Stockwerke — es scheint dies das herrschende Princip in der nepalischen Architektur zu sein — sind mit Pavillons geschmückt, welche ihm ein überaus zierliches Ansehen geben; nur die ihn krönende Pyramide mit konvexen Seitenflächen zeigt die Einwirkung nordindischer Bauweise.

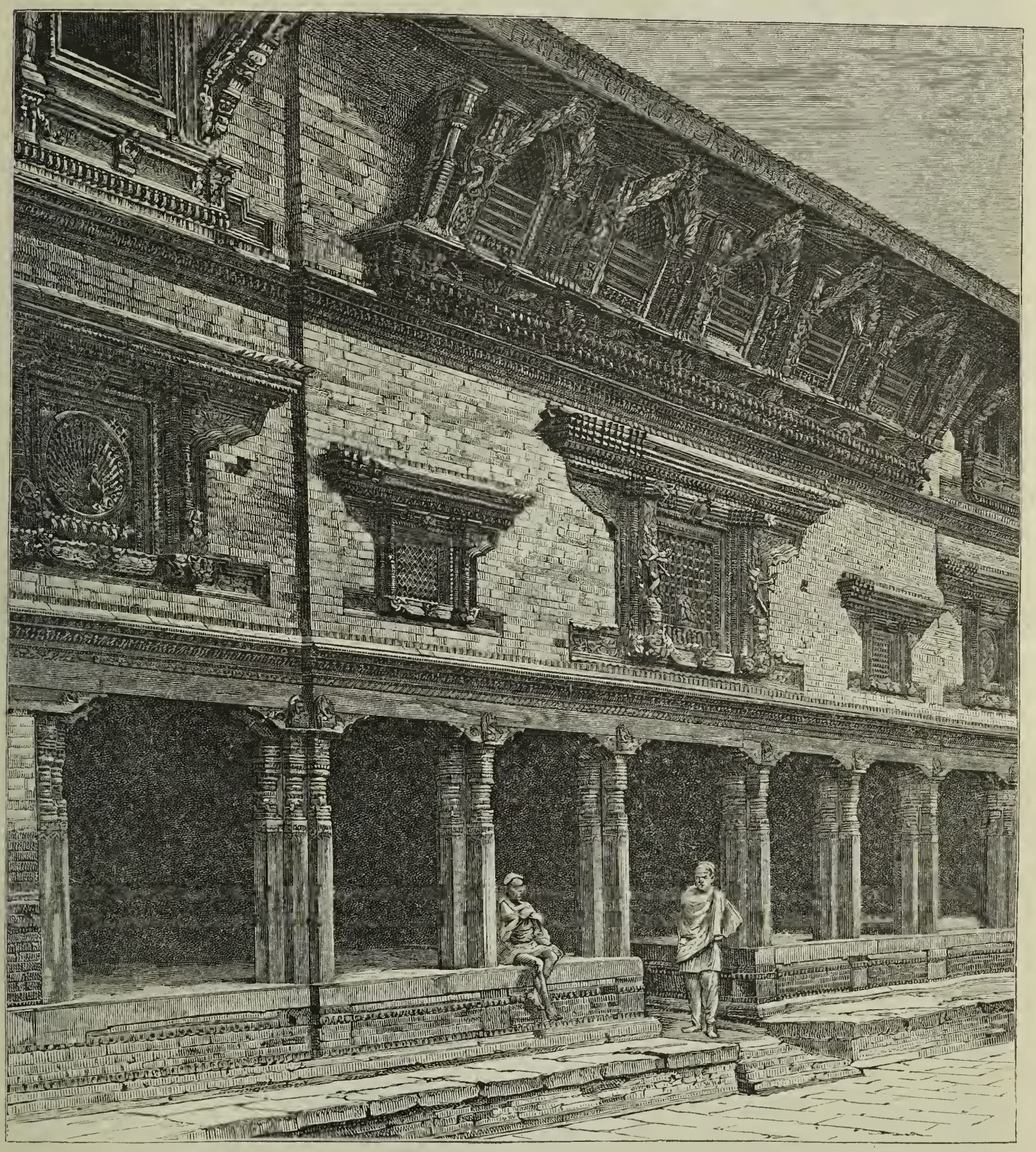
Die Architektur Nepals stammt augenscheinlich aus Indien, hat sich aber in Folge der Verpflanzung in ein anderes Land rasch umgebildet; diese Thatsache beweist, daß Rassenunterschiede in Hinsicht auf die Bauweise einen viel stärkeren Einfluß ausüben, als die Gleichheit des religiösen Glaubens.

Es wäre sehr schwierig, auch nur annähernd das Alter der verschiedenen Tempel Nepals zu bestimmen. Im Allgemeinen kann man von gewissen sagen, daß sie sehr alt sind, d. h. aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt stammen, und von anderen, daß sie verhältnißmäßig modern, d. h. später als im 15. Jahrhundert errichtet worden sind. Unbestimmbar bleibt aber das Alter derer,



Tempel vor dem kaiserlichen Palaste in Katmandu. (Nach einer Photographie von Bourne und Shepherd.)

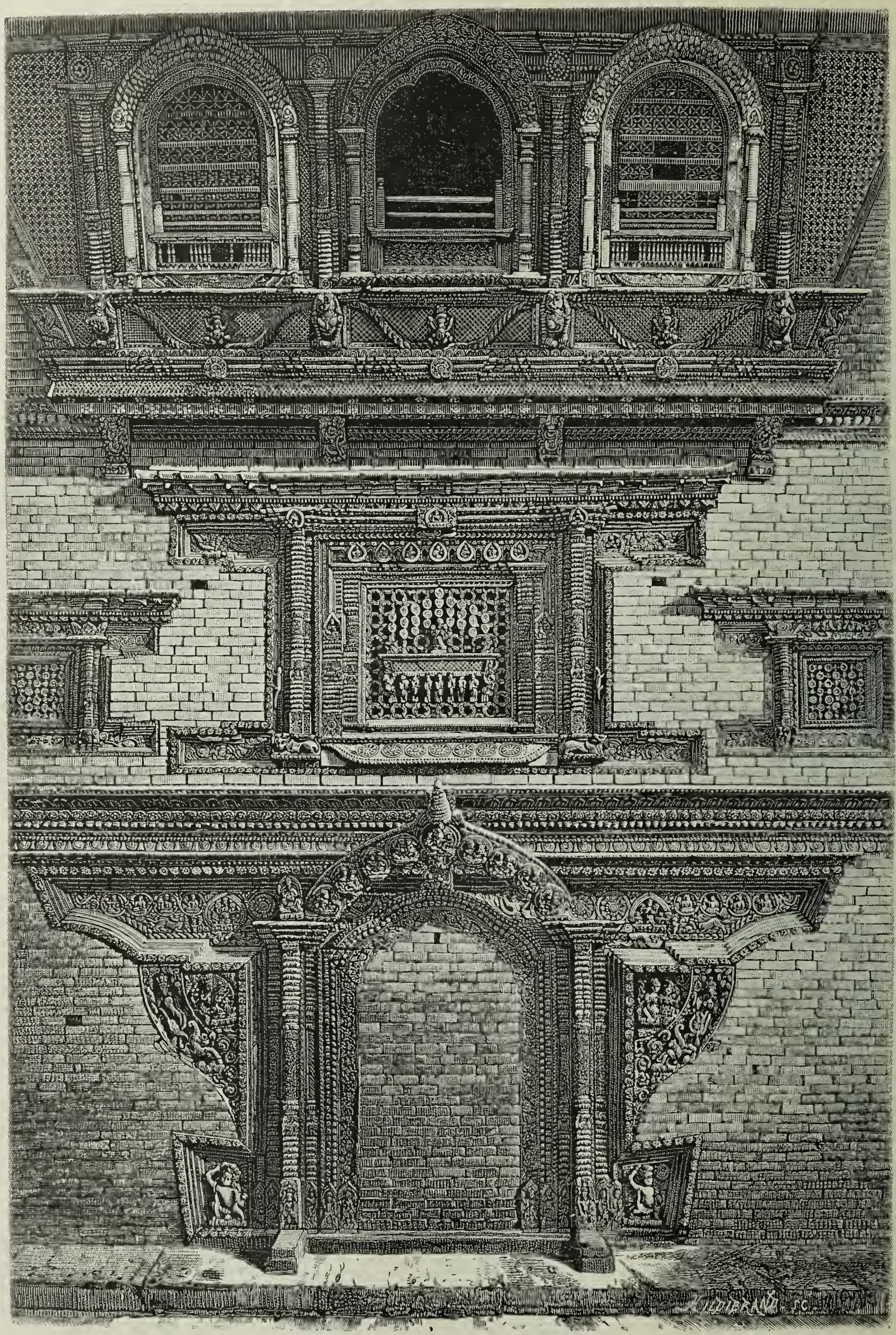
welche in der Zwischenzeit erbaut sind, wenn es deren überhaupt giebt, was Le Bon sehr zweifelhaft erscheint. Die ältesten sind jene großen halbkugeligen Topes aus Ziegeln und Erde, von denen oben die Rede war. In Anbetracht dessen, daß der Buddhismus im ersten nachchristlichen Jahrhundert in Nepal eingeführt wurde, und daß diese Bauwerke den Topes Centralindiens analog sind, möchte Le Bon ihre Erbauung oder wenigstens diejenige ihrer wesentlichen Bestandtheile in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung versetzen. Die auf ihnen befindlichen Inschriften sind leider zu wenig lesbar, um für diese Hypothese einen bindenderen Beweis zu führen.



Vorderseite eines Herrenhauses in Katmandu. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

Die Tempel aus Holz und Ziegeln sind dagegen sehr jungen Ursprunges; die wenig widerstandsfähigen Materialien, aus denen sie bestehen, bewirken, daß sie keine lange Dauer haben können. Außerdem ist die Zeit der Erbauung der merkwürdigsten unter ihnen bekannt und reicht gewöhnlich nicht weiter zurück, als bis zum Jahre 1700. An sich könnten die Steintempel gewiß viel älter sein; aber aus gewissen Anzeichen glaubt Dr. Le Bon schließen zu können, daß sie es nicht sind, und er meint, daß keiner von denen, welche er besucht hat, älter sind als das Jahr 1500.

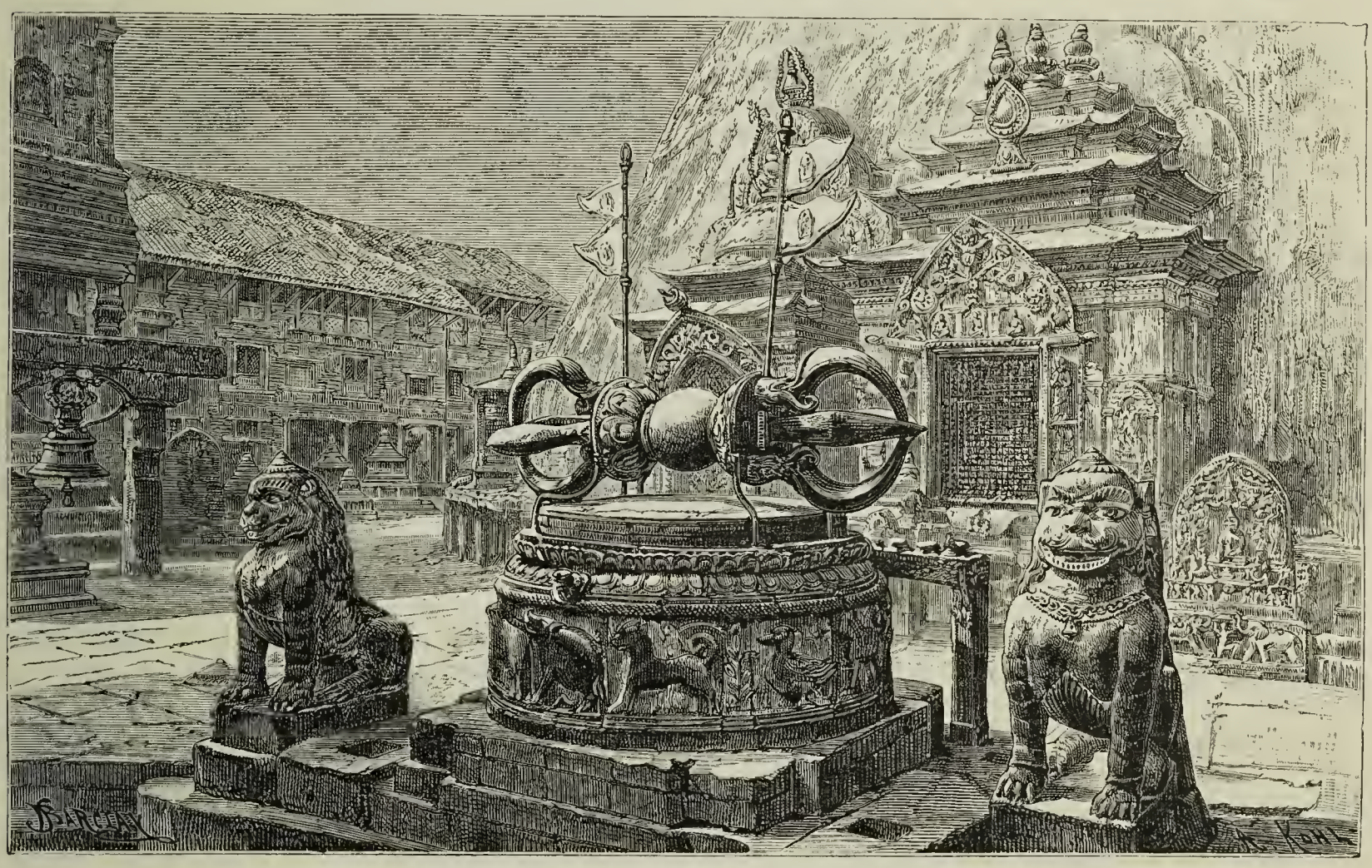
Die Architektur der Paläste und Häuser Nepals nähert sich sehr derjenigen der aus Ziegeln erbauten Tempel; sie



Ornamentirung der Vorderseite eines Palastes in Nepal. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

sind wie letztere aus Ziegeln und Holz erbaut und haben mehrere Stockwerke, die indessen nicht hinter einander zurückspringen. Auch besitzt das Gebäude nur ein einziges Dach. Was sie wesentlich charakterisirt, ist die Fülle von Skulpturen, mit denen sie bedeckt sind. Die Säulen der Verandas, die Einfassungen der Thüren und Fenster, die Balken, welche den vorspringenden Theil des Daches mit dem übrigen Gebäude verbinden, alles ist mit prachtvoll ausgeführtem Schnitzwerke bedeckt. Sicherlich hat kein anderes Volk die künstliche Bearbeitung des Holzes in solcher Weise entwickelt, wie die Bewohner Nepals. Die Fenster sind gewöhnlich durch Gitterwerk geschlossen, während Glas nur in dem königlichen oder kaiserlichen Palaste zu Katmandu verwendet worden ist. Den centralen Theil der Häuser nimmt meist ein Hof ein, umgeben von einer Veranda, unter welcher die Dienerschaft lebt. Die Zimmer sind klein und schlecht erleuchtet. Die verschiedenen Stockwerke stehen nur durch Fallthüren mit einander in Verbindung, was die Vertheidigung jeder Etage erleichtert. Tempel, Häuser und Paläste der großen nepalischen Städte sind mit Skulpturen und grellfarbigen Malereien bedeckt; die Palastthüren bestehen oft aus fein ciselirten Bronceplatten und davor erheben sich mit Statuen gekrönte Monolithe. Diese verschiedenen Bauwerke sind meist alle auf sehr engem Raume vereinigt und bilden dann ein höchst malerisches Ganzes. Die Einzelheiten sind mitunter freilich barbarisch, obwohl die Skulpturen der Säulen die Kritik auch des anspruchsvollsten Künstlers aushalten können; das Ganze aber trägt den Stempel großer Originalität.

Nachdem Dr. Le Bon Katmandu nach allen Richtungen hin durchwandert und seine Tempel studirt hatte, blieben ihm noch die anderen Städte des Thales von Nepal zu



Indra's Blitz vor einem Buddhatempel in Sambunath. (Nach einer Photographie des Reisenden.)

besuchen übrig, welche alle in geringer Entfernung von der Hauptstadt liegen. Das dazwischen liegende Land ist überall leicht gewellt und erhebt sich mitunter zu kleinen, terrassenförmig angebauten Hügeln; Gehölze und prächtige Baumgruppen wechseln überall mit Flüssen ab. Die Wege zwischen den einzelnen Städten und den zahlreichen Dörfern sind nichts weiter als kaum gebahnte Pfade; nur derjenige zwischen Katmandu und Bhatgaon wird mit etwas mehr Sorgfalt unterhalten. Der Anblick des Landes erinnert an die norditalienischen Ebenen, nur daß die Vegetation reicher ist und einen südlicheren Charakter trägt.

Der erste Ausflug galt dem Dorfe Sambunath. Auf dem dorthin führenden Wege hat man einen großen Fluß, den Wischnumati, zu passiren, der viel breiter ist als die Seine in Paris. Eine höchst zweifelhafte Brücke überspannt denselben; sie besteht aus nichts als einer Reihe kleiner, etwa 15 cm breiter Bretter, welche auf eingerammte Pfähle aufgenagelt sind. Zum Glück ist der Fluß nicht tief, so daß Le Bon einen seiner Träger neben der Brücke durch das Wasser waten ließ und sich beim Passiren der Brücke auf dessen Schulter stützte. Die Tempel von Sambunath oder Swajambhu — ein Beiname Buddhas, welcher bedeutet „der durch sich selbst Seiende" — liegen auf einem etwa 100 m hohen, baumbewachsenen Hügel westlich der Hauptstadt, auf welchen eine steinerne Treppe von mehr als 500 Stufen hinaufführt. Den Eingang zu derselben bezeichnet eine kolossale, 1637 errichtete Buddhastatue. Oben angelangt, hat man unmittelbar vor sich eine Basis von skulpirtem Steine, welche einen Broncegegenstand von $1\frac{1}{2}$ m Breite, den „Blitz Indra's", trägt. Dieses Emblem ist den nepalischen Buddhisten ebenso heilig, wie den Christen das Kreuz, und findet sich unter den Skulpturen der meisten Tempel im Lande Nepal. Das auf unserer vierten Abbildung dargestellte wurde im Jahre 1640 errichtet; doch ist

seine steinerne Basis sicher viel älter. Die auf derselben angebrachten bemerkenswerthen Skulpturen stellen jene zwölf Thiere dar, mit deren Namen die zwölf Monate des tibetischen Jahres bezeichnet werden.

Die Bogotaner.

Von Dr. Alfred Hettner.

IV. (Schluß.)

Die Mehrzahl der Frauen geht am frühen Morgen zur Messe; am übrigen Tage sieht man sie wenig auf den Straßen. Es ist charakteristisch, und kein gutes Zeichen für die männliche Jugend, daß junge Damen selbst bei Tage nicht ohne Begleitung ausgehen dürfen. Auch verheirathete deutsche und englische Damen haben mich mehrfach versichert, daß ihnen nichts unangenehmer sei, als in Bogota allein über die Straße zu gehen, weil die jungen Stutzer häufig das ganze Trottoir versperren und jede vorübergehende Dame frech angaffen. Die junge Bogotanerin macht ihnen daraus freilich keinen Vorwurf, sondern erwidert mit Vergnügen diese Blicke, wenn sie es nur unbemerkt thun kann. Kommt sie verhältnißmäßig wenig auf die Straße, so sitzt sie doch einen großen Theil des Tages am Fenster, so daß das Spiel der Augen seinen Fortgang nehmen kann. Die Sitte der Fensterpromenaden ist nirgends so ausgebildet wie hier. Bald werden die Blicke durch kleine Zettelchen unterstützt, welche man einander zukommen läßt; Monate lang spinnt sich dieser Verkehr fort. Viele Brautleute sollen sich bis zu ihrer Verlobung nicht anders gesehen haben. Man kann sich denken, welche Gewähr für die innere Zusammengehörigkeit dabei gegeben ist. Der Mann behandelt seine Frau, wenigstens in Gegenwart anderer, mit ausgesuchter Höflichkeit, er spricht von ihr nie anders als von seiner Herrin (mi señora), aber wahrhaft glückliche und intime Ehen scheinen mir in den höheren Ständen selten zu sein.

Ein Bruch der ehelichen Treue ist seitens des Mannes beinahe die Regel, und wird auch bei einer Frau als kein allzuschwerer Makel betrachtet. Der Charakter der Kolumbianerinnen ist im Allgemeinen (es giebt einzelne Ausnahmen) zu wenig ernst, ihre Bildung zu wenig gediegen für unseren Geschmack. Was sie eigentlich den ganzen Tag treiben, ist schwer zu sagen; in der Wirthschaft sind sie kaum thätig, aber ebensowenig geben sie sich mit Lektüre oder Handarbeiten ab; einzelne spielen Klavier, der größte Theil der Zeit aber wird unthätig am Fenster oder im Sessel verbracht.

In ähnlicher Unthätigkeit verläuft den Kindern der Tag. Durch die Schule werden nur wenige Stunden absorbirt, außerhalb derselben habe ich kaum je einen Knaben oder ein Mädchen mit einem Buche in der Hand gesehen. Woher sollten sie auch den Antrieb zum Lesen nehmen, da ihnen die Eltern so selten mit gutem Beispiele vorangehen? Auch eigentliches Spielen ist bei den Bogotaner Kindern der höheren Stände unbekannt; die kleinen Indianer vergnügen sich mit Steinchenwerfen und ähnlichen Dingen, so gut sie können, die vornehmeren Kinder scheinen zu blasirt zum Spielen zu sein. Schon frühzeitig fangen sie an, sich auf den Straßen umherzutreiben und die Zeit mit Liebeständeleien zu vergeuden. Der Respekt vor den Eltern, der nie besonders groß war, geht in diesen Jahren völlig verloren. Mit 14 Jahren haben die Mädchen, mit 16 Jahren die Knaben die Kinderschuhe ausgetreten, denken sie wo möglich aus Heirathen oder stürzen sie sich doch jedenfalls in alle gesellschaftlichen Vergnügungen.

Die Bogotaner Geselligkeit concentrirt sich auf den Abend. Nur bei besonderen Veranlassungen giebt man ein Diner oder ein Frühstück, die dann an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig lassen; einfachere Mittagsgesellschaften dagegen, wie sie besonders in England Sitte sind, sind hier fast unbekannt; die große Mehrzahl der eigentlichen Gesellschaften sind Bälle, bei denen eine recht große Anzahl von Gästen die Hauptbedingung des Vergnügens ist. Häufig sucht man in den Abendstunden befreundete Familien auf, vielleicht verabreden sich mehrere Familien dazu, man giebt der Familie, deren Ueberfall geplant wird, einen heimlichen Wink (vergl. Caué), der Abend wird durch ein improvisirtes Tänzchen gefeiert. Diese zwanglose Form der Geselligkeit ist eben doch ein Vorzug, der mit den späten Essensstunden verknüpft ist. Die gesellschaftlichen Formen sind im Ganzen dieselben wie bei uns oder, richtiger, wie bei den romanischen Nationen Europas. Eine gewisse Gewandtheit des Umganges ist dem Kreolen und der Kreolin nicht abzusprechen; sie bewegen sich leichter als die schwerfälligen Germanen. Ein Kolumbianer, der seine Jugend in Deutschland verbracht hat, rühmte mir mehrfach den kolumbianischen Anstand als weit über den deutschen erhaben. Ich weiß nicht, ob er dahin auch die verbreitete Sitte des Spuckens und die Thatsachen rechnet, daß man geliehene Bücher nicht zurückgiebt, Einladungen nicht beantwortet, Rechnungen nicht bezahlt, daß man bei Tische nach gewissen kleinen Insekten sucht, oder daß sich Ministerfrauen in Gesellschaft mit der Haarnadel in den Zähnen stochern. Höflichkeit ist die oberste Verhaltungsmaßregel; man wird dir nie widersprechen, man stellt dir unaufgefordert Haus, Pferd und Alles zur Verfügung, aber lacht dich aus, wenn du ein solches Versprechen für Ernst nimmst. Der Deutsche wie Engländer, die ihre Meinung offen sagen, die nicht versprechen, was sie nicht zu halten gedenken, sind in kolumbianischen Augen grobe Tölpel.

Andere Vergnügungen als Gesellschaften bietet Bogotá wenige. Nur zeitweise besucht eine spanische Schauspieler- oder italienische Sängertruppe die Stadt, um Komödien und Operetten zu geben, Concerte sind sehr selten und dann nur von Dilettanten ausgeführt. Restaurants giebt es nur wenige und sie spielen eine geringe Rolle im Bogotaner Leben. Namentlich die Sitte des gemüthlichen Kneipens ist hier ganz unbekannt. An seine Stelle treten die sogenannten Parandas, die man etwa mit den in manchen deutschen Universitätsstädten üblichen Bierreisen vergleichen könnte, nur daß das Tempo noch ein viel unruhigeres ist. Höchstens ein Viertelstündchen bleibt man am Schenktische stehen, welcher der nordamerikanischen bar entspricht, nur daß die Einrichtung

weniger großartig, die Getränke weniger mannigfaltig zu sein pflegen, einer wirft eine Ronde Cognac, denn das ist das bevorzugte Getränk, oder auch Bier, dann geht es, vielleicht nach einem eingelegten Ständchen, zu der nächsten Tienda, wo ein anderer das Getränk bezahlt u. s. f. Bei den reichen Dandies sind außerdem kleine Soupers beliebt, die vielfach in weiblicher Gesellschaft genossen werden. Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Mehrzahl der jungen Kolumbianer überhaupt sehr häufig auf verbotenen Pfaden wandelt, daß die Maitressenwirthschaft sehr verbreitet ist. Die älteren Herren fröhnen, ohne jenem Laster ganz entsagt zu haben, besonders dem Spiele. Es klingt ganz harmlos, wenn man hört, daß das beliebteste Spiel das dem L'Hombre sehr ähnliche Tresillo ist, aber dasselbe wird so hoch gespielt, daß Gewinne und Verluste von 1000 Thalern an einem Abende gar nichts Außergewöhnliches sind. Die Frauen verbringen die meisten Abende still im Hause; plaudernd oder dumpf brütend und nur den Rauch der Cigarette oder Cigarre vor sich hinblasend, sitzen sie in dem, oft nicht einmal durch eine Lampe erhellten, Zimmer; schon frühzeitig suchen sie das Nachtlager auf.

Der sonntägliche Kirchgang ist das große Rendezvous der beiden Geschlechter. Die jungen Herren gehen wenigstens an die Kirche und bilden ein förmliches Spalier, durch welches das schönere Geschlecht beim Herauskommen passiren muß. Viele sind damit noch nicht zufrieden, sondern benutzen auch den Gottesdienst selbst, um feurige Blicke mit den Damen ihres Herzens auszutauschen. Dann folgt die Zeit der steifen Besuche, die hier noch viel ausschließlicher als bei uns Sonntags Vormittags gemacht werden, weil man in der Woche die Damen noch spät am Tage in tiefem Negligé antreffen würde und lange warten müßte, bis sie überhaupt auf der Bildfläche erschienen. Der Ankömmling sucht eine Familie nicht, wie bei uns, auf, wenn es ihm beliebt, sondern hat, wie in England, zu warten, bis er vom Herrn feierlich besucht wird, und macht erst dann den Damen seine Aufwartung. Hat man mit dem Manne etwas zu besprechen, so thut man das gewöhnlich in seinem Bureau oder Geschäfte.

Heute, am Sonntag, finden wir wahrscheinlich schon anderen Besuch vor, mit ceremoniöser Höflichkeit werden wir auf einen Sessel genöthigt. Zunächst wird das eigene Wohlergehen und das Wohlergehen aller Anverwandten auf das Umständlichste erörtert. Die Hausfrau erzählt dir klagend, daß sie die ganze Woche una peste horrible gehabt habe, und um dich davon zu überzeugen, fährt sie mit ihrem, mit Eau de Cologne angefeuchteten, Taschentuche über das Gesicht und zeigt dir triumphirend den Schmutz, der daran hängen bleibt. Aber der Leser darf nicht erschrecken, die arme Frau hat nicht an den Blattern oder der Cholera oder der schwarzen Pest, sondern an einem leichten Schnupfen gelitten und hat darum die Ceremonie des Waschens so lange aussetzen müssen, weil Wasser in der kolumbianischen Medicin bei äußerlicher sowohl wie innerlicher Berührung für das schlimmste Gift gilt. Endlich ist dies Thema erschöpft; unter Männern wendet sich das Gespräch auf die Politik, wovon soll man mit Damen reden? Theater und Concerte, welche bei uns ein so beliebtes Thema der Konversation bilden, sind in Bogota seltene Ereignisse; man hat nichts gesehen und nichts gelesen; kein Wunder, daß das Gespräch an persönlichen Dingen haften bleibt. Der Fremde wird ganz ausführlich über seine Familie ausgefragt, wie viele Geschwister, Cousins und Cousinen er habe, ob dieselben verheirathet seien u. s. w., mit näheren Bekannten werden die letzten Gesellschaften und ähnliche wichtige Ereignisse durchgesprochen. Der Stadtklatsch kann in dem kleinsten deutschen Städchen nicht ärger sein oder gewesen sein als in Bogota. Auf das Genaueste ist man auch über die intimsten Dinge in einer anderen Familie unterrichtet, mit der größten Unverfrorenheit werden die Dienstboten über alles ausgefragt, was im Hause ihrer Herrschaft vorgeht.

Sonntag Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr pflegt auf der Plaza Santander ein gar nicht übles Gratisconcert der Militärkapelle stattzufinden, zu welchem sich die ganze elegante Welt versammelt. Ein größerer Spaziergang, ein Ausflug werden höchst selten unternommen. Viele Männer bringen den ganzen Nachmittag in der Gallera, d. h. in der in einem Hause der Vorstadt befindlichen Arena für Hahnenkämpfe zu. Es ist merkwürdig, mit welcher Ausdauer und Leidenschaft diese Leute die erbitterten Kämpfe der armen Thiere beobachten; ich habe nur einmal einem solchen Schauspiele angewohnt, wurde aber schon nach einer halben Stunde so angeekelt, daß ich mich entfernte. Stiergefechte sind in Bogotá sehr selten geworden und haben daselbst überhaupt nie oder wenigstens in neuerer Zeit nicht den blutigen Charakter wie im spanischen Mutterlande gehabt. Das eigentliche Interesse bei denselben bildete, wie man mir gesagt hat, schon nicht mehr der Stierkampf, sondern das Publikum; es war eine Réunion zur Ausstellung von Toiletten und dergleichen geworden. In den letzten Jahren war man zu diesem Behufe ganz auf die kirchlichen Feste angewiesen, die überhaupt die eigentlichen Volksfeste sind. Vergeblich hat man versucht, politischen Gedenktagen durch öffentliche Reden, militärische Paraden u. s. w. eine gleiche Bedeutung zu geben; so soll z. B. die Feier des hundertjährigen Geburtstages von Simon Boli'var, des kolumbianischen Washington, die man Monate vorher in Scene gesetzt hatte, äußerst langweilig und ohne alle innere Theilnahme des Volkes verlaufen sein. Bei kirchlichen Festen dagegen, bei den großen Processionen der Charwoche oder des Frohnleichnamstages ist die ganze Bevölkerung auf den Beinen. In den Straßen, durch welche der Zug kommt, sind die Balkons mit geputzten Damen und Herren dicht besetzt, während sich das Volk auf den Bürgersteigen aufstellt, um beim Nahen der Monstranz ehrfürchtig auf die Knie zu fallen. Es ist zwar nicht angenehm, inmitten einer solchen dichten Volksmenge zu stehen, denn die Ausdünstungen derselben sind gewöhnlich nichts weniger als lieblich, aber ihr Betragen kann man nur rühmen, von einem unziemlichen Stoßen und Drängen habe ich selten etwas bemerkt. Früher ist es mehrfach vorgekommen, daß Fremde, die nicht niederknieen wollten, mit Steinen geworfen oder sonst gröblich insultirt wurden, aber es war dann sicher immer ein fanatischer Priester, der die Menge dazu anstiftete. In den letzten Jahren, besonders seit sich der englische Gesandte einmal energisch beschwert hat, ist dergleichen nicht mehr vorgekommen. Aber fassen wir nun den Zug selbst ins Auge! Die Behörden und der größere Theil der gebildeten Klassen halten sich gegenwärtig von den Processionen fern; die Kerzenträger sind überwiegend Männer und Frauen des Volkes; der eigentliche Kern des Zuges, Bilder aus der Leidensgeschichte oder von heiligen Persönlichkeiten, die von vermummten Trägern, Büßern, getragen werden. Meistens sind diese Bilder Holzfiguren, welche man möglichst geschmacklos angezogen hat, aber mitunter werden lebende Menschen in diese Kleider gesteckt und spielen für einige Tage, ähnlich wie in Oberammergau, die Rollen des neuen Testamentes. In der Charwoche z. B. wird für einige Thaler ein Judas gemiethet, der dann tüchtig durchgeprügelt wird. Im Allgemeinen haben sich diese allernaivsten und

draſtiſchen Formen der religiöſen Erbauung heute doch ſchon in die kleineren Ortſchaften zurückgezogen; was uns in Bogota am meiſten auffällt und befremdet, iſt die Art der kirchlichen Muſik. Nur wenige Kirchen beſitzen überhaupt Orgeln; vor dem Palmſonntag ſchicken Privatleute ihre Klaviere in die Kirche; wer gerade Luſt hat — es gilt das für ein verdienſtliches Werk — ſetzt ſich ans Klavier und begleitet die Gebete der Andächtigen mit ſeinem Spiele. Und welche Art Muſik iſt es, mit der man hier, wie jeden Sonntag in der Kathedrale oder wie bei größeren Begräbniſſen ſeinen frommen, oft traurigen, Gefühlen Ausdruck giebt? Gewöhnlich ein Walzer von Strauß oder irgend ein Stück aus einer Operette. Am Charfreitag hört alle Muſik auf, auch das Gebimmel der Glocken (denn in Folge der ſchlechten Verkehrsmittel können im Allgemeinen nur ganz kleine Glocken nach Bogotá gebracht werden) verſtummt, nur mit einer großen Schnarre werden noch die Stunden verkündet und der Gottesdienſt begleitet, bis am Oſterſonntag die Glocken von Neuem erklingen und das Ende der Faſten verkündigen.

Nach der Oſterwoche fließt das Leben wieder in ſeinem alten langweiligen Geleiſe dahin, nur von einzelnen kirchlichen Feſttagen unterbrochen. Das Pfingſtfeſt, welches bei uns Alles in die freie Natur hinauslockt, ſpielt im Bogotaner Leben keine Rolle. Denn die Vertheilung der Jahreszeiten iſt eine ganz andere als bei uns. Die Temperatur bleibt hier, ſo nahe dem Aequator, das ganze Jahr über faſt dieſelbe, für die Unterſchiede der Jahreszeiten ſind die Niederſchläge viel wichtiger. In den Tiefländern am Magdalenenſtrome ſind die Frühlings- und Herbſtmonate, alſo die Monate, welche den Aequinoctien folgen, die eigentlichen Regenzeiten, auch in Bogota fallen in dieſen Monaten, meiſt in den Nachmittagsſtunden, die heftigſten Güſſe, aber noch viel unangenehmer ſind die weniger ſtarken, aber ganze Tage über andauernden Regen, welche von Juni bis September herrſchen und welche man Paramitos nennt, weil ſie von Oſten her über den Páramo nach Bogota gelangen. Am ſchönſten ſind die Monate des niedrigſten Sonnenſtandes, der December und Januar; ſie ſind daher die Reiſemonate der Bogotaner. Aber eigentliche Reiſen in unſerem Sinne, bei denen man beſtändig den Ort verändert, um immer neue Eindrücke in ſich aufzunehmen, ſind den Kolumbianern etwas Unerhörtes; die Freude derſelben an der Natur iſt viel zu gering, das Reiſen noch mit zu vielen Mühſeligkeiten und Entbehrungen verbunden, als daß man es für etwas Anderes als ein nothwendiges Uebel anſähe. Ihre Reiſen entſprechen vielmehr unſeren Badereiſen. Bei dem Mangel eines jahreszeitlichen Wechſels der Temperatur hat man das Bedürfniß, denſelben durch einen Ortswechſel zu erſetzen. Man ſucht für einige Wochen einen möglichſt nahe gelegenen Ort wärmeren Klimas auf, badet im Fluſſe, veranſtaltet gemeinſame Spazierritte mit Picknicks, verſammelt ſich in den Abendſtunden zu Konverſation, Spiel und Tanz. Kurz, das Leben gleicht mehr oder weniger dem in einem europäiſchen Badeorte, nur daß die Zahl der Badegäſte eine viel geringere iſt, und daß ſich das geſellſchaftliche Treiben nicht in der Oeffentlichkeit eines Kurhauſes, ſondern in den einzelnen Privathäuſern abſpielt.

Ein wichtiges Moment in dem Leben der reichen Bogotaner bildet eine Reiſe nach Europa und den Vereinigten Staaten. In Europa iſt es nicht das Mutterland Spanien, welches man vorzugsweiſe aufſucht, das Eldorado aller Kreolen iſt vielmehr Paris. Dorthin wird gewöhnlich der Jüngling geſchickt, um ſeine Studien zu vollenden, dorthin geht der reich gewordene Haciendenbeſitzer und Kaufmann, um das Leben zu genießen. England wird meiſt nur vorübergehend, um es kennen zu lernen und aus geſchäftlichen Rückſichten aufgeſucht, Deutſchland mit ſeiner ſchweren Sprache wird nur ſelten eines Beſuches gewürdigt. Die Südamerikaner leben in Paris meiſt unter ſich und lernen daher nur die Aeußerlichkeiten des Lebens, Vergnügungen und neue Moden kennen, ohne für ihre innere Bildung viel zu gewinnen. Die jungen Leute kommen meiſt mit ungenügender Vorbildung hin; ſtatt zu ſtudiren, flaniren ſie auf den Straßen und verkehren mit Damen der Halbwelt, ſie halten ſich, um einen ſtudentiſchen Ausdruck zu gebrauchen, Studirens halber in Paris auf. Ein kolumbianiſches Verschen lautet:

„Aquellos jóvenes vienen de Europa.“
„Qué traen de nuevo?“ „La ropa.“

„Dieſe Jünglinge kommen aus Europa?“ „Was bringen ſie Neues?“ „Die Wäſche.“

Treffend charakteriſirt der Volkswitz durch dieſe Worte den wunden Punkt kolumbianiſcher Bildung, die äußerliche Nachahmung europäiſchen Weſens, welche uns an den Wachtmeiſter in Wallenſtein's Lager mit ſeiner Nachahmung des Feldherrn gemahnt.

Die Bewohner der Andamanen.

II.

E. M. Wie ſchon mehrfach erwähnt, zerfallen die Andamanenſen in verſchiedene Stämme; das von jedem derſelben bewohnte Gebiet wird als Eigenthum des Stammes, nicht als das des Häuptlings betrachtet; die Leute (25 bis 50), welche in einem Lager zuſammen leben, haben wieder ihren eigenen Häuptling, welcher dem des ganzen Stammes untergeordnet iſt. Die Macht des letzteren iſt ziemlich beſchränkt; gewöhnlich begnügt er ſich damit, von Zeit zu Zeit Verſammlungen der verſchiedenen Gemeinden zu veranſtalten und alle Maßregeln zu treffen, welche ſeinen Leuten zum Vortheile gereichen können; er ordnet Jagd- oder Fiſchzüge an und ſucht die Streitigkeiten in ſeinem Stamme zu ſchlichten. Er thut dies jedoch nicht auf Grund einer gewiſſen Autorität, denn er beſitzt keine Strafgewalt und kein Recht, ſeinen Wünſchen Gehorſam zu erzwingen; jeder Einzelne, der ſich für beleidigt hält, kann ſich ſelbſt Genugthuung verſchaffen.

Jeder der beiden Stämme der Küſtenbewohner, ſowie der beiden Stämme der Dſchungelbewohner, hat ſein eigenes Oberhaupt; Alle ſind von einander ganz unabhängig. Die Würde des Häuptlings iſt nicht nothwendiger Weiſe erblich; wenn bei dem Tode eines ſolchen ein erwachſener Sohn da iſt, wird man ihn in den meiſten Fällen zum Nachfolger wählen, oder aber auch einen der Leute, die ihm bei Lebzeiten ſchon zur Hand gegangen ſind. Eine eigentliche formelle Wahl findet nicht ſtatt, da ſchon die allgemeine Stimme des Stammes *eine* Perſon für die Würde bezeichnet; iſt dies

einmal ausnahmsweise nicht der Fall, so bleibt es der Minorität unbenommen, sich einem anderen Stamme anzuschließen. Die Stellung des Einzelnen im Stamme gründet sich nicht nur auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern hauptsächlich auch auf seine persönlichen Eigenschaften, seine Geschicklichkeit bei Jagd und Fischfang, sowie auf Edelmuth und Gastfreiheit. Die jungen Leute des Stammes suchen dem Häuptlinge und seiner Frau die kleinen Mühen und Arbeiten des Lebens durch Hilfeleistung zu erleichtern. Die Gattin des Häuptlings nimmt unter den Frauen eine gewisse Stellung ein, namentlich leitet sie die unverheiratheten Frauen und diejenigen verheiratheten Frauen, welche jünger sind als sie selbst. Auch als Wittwe behält sie diesen Einfluß, so lange sie sich nicht wieder verheirathet; hinterläßt aber ein Häuptling eine junge, kinderlose Wittwe, so verliert dieselbe ihre Vorrechte und kehrt zu ihrer früheren Stellung im Stamme zurück.

Wie schon erwähnt, nimmt bei Streitigkeiten die beleidigte Partei selbst das Gesetz in die Hand; z. B. wirft sie dem Gegner ein brennendes Reisigbündel auf das Dach, schießt einen Pfeil auf ihn ab oder lieber noch an ihm vorbei, worauf alle Stammgenossen, möglichst unter Mitnahme ihres Eigenthumes, flüchten, um den Streitenden das Feld frei zu lassen. Wenn einer seinen Feind tödtet, bleibt er straflos, wenn nicht etwa ein Freund des Ermordeten die Rache in die Hand nimmt; gewöhnlich jedoch verbreitet die That einen solchen Schrecken, daß Niemand es wagt, dem Mörder etwas zu sagen. Sein böses Gewissen treibt den letzteren manchmal an, seinen Stamm auf einige Zeit zu verlassen. In der Nähe der englischen Niederlassung kommen, seitdem 1880 ein Eingeborener wegen Mordes gehängt wurde, solche Fälle selten vor. Manchmal zerstören Männer, ja auch Knaben, im Zorne nicht nur ihr Eigenthum, sondern auch das ihrer Stammesgenossen, wobei nur der Besitz der Häuptlinge verschont wird. Niemand wagt es, diesen Wüthenden, die, wie man glaubt, von einem bösen Geist besessen sind, Widerstand zu leisten, obgleich der von ihnen angerichtete Schaden manchmal sehr groß ist. Derartige Streitigkeiten kommen auch unter dem schwächeren Geschlechte vor; es ereignet sich wohl, daß eine Frau der anderen einen brennenden Holzklotz mit dem Fluche vor die Füße wirft: „daß du häßlich werdest!“ oder es kommt gar zu einer regelrechten Prügelei, der endlich eine zur Familie des Häuptlings gehörige Frau ein Ende macht.

Selbstmord ist bei ihnen unbekannt. Ihr Rechtsgefühl ist sehr entwickelt; als Unrecht betrachten sie Falschheit, Diebstahl, persönliche Angriffe, Mord und Ehebruch und — das Verbrennen von Wachs, welches den Schöpfer beleidigt. Werden Verbrechen von Angehörigen eines anderen Stammes begangen, so führt dies gewöhnlich zu Stammfeindschaften. Der Umgang mit Europäern hat auch bei ihnen manche böse Gewohnheit eingebürgert, namentlich die Vorliebe für Spirituosen hat sehr überhand genommen. Vor der Ankunft der Weißen waren auch narkotische Mittel ganz unbekannt; nachher haben sich die Eingeborenen namentlich dem Rauchen so leidenschaftlich ergeben, daß dieser Genuß schädlich auf ihre Konstitution wirkt. Nie, so läßt sich mit Sicherheit behaupten, sind sie dem Kannibalismus ergeben gewesen; merkwürdiger Weise aber erklärt jeder Stamm die Mitglieder des zunächst wohnenden Stammes für Menschenfresser.

Das dichte Dschungel, die Unmöglichkeit, die Canoes für lange Reisen zu gebrauchen, mehr noch die Verschiedenheit der Sprache machen den Verkehr der Stämme sehr schwierig. Dieselben achten den gegenseitigen Besitz, obgleich sie keine bestimmten Grenzen haben, und wagen es nicht ohne Einladung auf dem Gebiete eines anderen Stammes zu jagen oder zu fischen; geschieht dies doch einmal, so sind ernste Streitigkeiten die Folge.

Wenn sie einen neuen Weg betreten, so bezeichnen sie ihn, namentlich in der trockenen Jahreszeit, wo die Fußspuren schwer zu unterscheiden sind, durch eingeknickte Zweige. Im Uebrigen haben sie keine Mittel, die Erinnerung an Geschehenes anders als durch die Ueberlieferung zu bewahren; Botschaften werden nur mündlich ausgerichtet, ohne daß der Bote auch nur ein Zeichen zur Beglaubigung mit sich führte. Um ihre Pfeile und Speere zu unterscheiden, bedienen sie sich keines besonderen Zeichens, sie erkennen dieselben jedoch an der Arbeit. Trotzdem sind sie im Stande, Zeichnungen und Karten zu verstehen und die verschiedenen Lager auf denselben anzugeben, obwohl sie ebensowenig vom Zeichnen wissen, als sie eine Schrift besitzen. Sie haben nicht die Gewohnheit, bekannte Wege oder die Abstände längs derselben zu markiren; Moräste werden umgangen, Gewässer auf Fuhrten passirt. Mit wenig Ausnahmen sind sie ausgezeichnete Schwimmer, die sehr lange im Wasser ausdauern können; sie schwimmen wie der Frosch, tauchen ausgezeichnet und halten es länger als 70 Sekunden unter Wasser aus. Wassersport ist sehr beliebt bei ihnen.

Wir übergehen Alles, was über die Sprache gesagt wird, um gleich auf die socialen Verhältnisse einzugehen. Die Frauen werden mit großer Güte behandelt; weniger Liebe zeigen sie für ihre eigene Nachkommenschaft. Die Gewohnheit der Adoption ist so allgemein, daß man behauptet, es sei schwer, ein Kind von sechs bis sieben Jahren nachzuweisen, welches sich noch bei seinen leiblichen Eltern befinde; doch bleiben letztere trotz der Adoption noch mit ihren wirklichen Kindern in lebhaftem Verkehre. Freundschaft für die Eltern der Kinder ist der gewöhnliche Grund, dieselben zu adoptiren. Wenn die Kinder soweit erwachsen sind, daß die Lust bei ihnen erwacht, sich einen eigenen Haushalt zu begründen, finden sie bei den Eltern einen meist auf Selbstsucht begründeten Widerstand gegen ihre Wünsche; doch trotz aller Vorsichtsmaßregeln findet der junge Mann den Weg zu seinem Mädchen und endlich ist es zu spät, das Verhältniß abzubrechen; dann vereinigen sich die jungen Leute. Bei der Heirath spielt die Verwandtschaft eine große Rolle; Heirathen zwischen Personen, die in irgend einer näheren Beziehung stehen, sind ganz ausgeschlossen, selbst bloße Adoption wird zu einem Ehehindernisse. Durch die Heirath wird mit den Verwandten des Gatten keine Verwandtschaft hergestellt; diese Verhältnisse scheinen bei ihnen ziemlich verwickelter Natur zu sein. In dem Buche Man's ist eine Liste von etwa 60 verschiedenen Verwandtschaftsgraden, die sie unterscheiden, aufgestellt. Auch die Namen sind ein sehr verwickeltes Thema; der eigentliche Name wird dem erwarteten Kinde schon vor der Geburt beigelegt, was insofern keine Schwierigkeiten hat, als die Namen männlicher und weiblicher Personen nicht von einander verschieden sind. Nach der Geburt wird ein Zusatz gemacht, der das Geschlecht bezeichnet und dieser wird nach dem zweiten oder dritten Jahre durch einen anderen ersetzt, welcher bis zum Alter der Mannbarkeit beibehalten wird.

Dem Namen der Mädchen wird dann je nach dem Zeitpunkte der Reife einer von 18 Blumennamen, mit deren Blüthe er zusammenfällt, vorgesetzt. Nach der Verheirathung erhält sie den Namen „Frau“ oder „Mutter“, nachdem sie Mutter geworden, sonst erst nach einigen Jahren einer kinderlosen Ehe. Man sieht, bei den Frauen entsteht nicht leicht die Möglichkeit einer Verwechselung; anders bei den Männern, wo gewöhnlich Spitznamen aushelfen müssen. Vor dem Eintreten der Pubertät müssen sich Alle einiger Speisen,

Schildkröten, des Honigs, Schweinefleisches, der Fische und einiger anderen Dinge enthalten; dieses sogenannte „Fasten“ dauert ein bis fünf Jahre lang und hat den Zweck, die jungen Leute in Entsagung zu üben.

Die Ehe ist ursprünglich bei ihnen heilig; Bigamie, Polygamie, Polyandrie und Ehescheidung sind unbekannt; andererseits sind unter denen, welche in der englischen Ansiedelung leben, unmoralische Handlungen vorgekommen. Dagegen haben beide Geschlechter, insofern nicht Verwandtschaft ein Hinderniß bildet, vor der Ehe vollkommene Freiheit, mit einander zu verkehren. Stellen sich Folgen ein, so unterrichten sich die Verwandten über die Person des Verführers, der gewöhnlich das Mädchen heirathet. Häufig werden die Kinder schon in frühester Jugend mit einander verlobt, worauf dann das Mädchen in die Hütte der zukünftigen Schwiegereltern einzieht, um da einige Monate zu bleiben; stirbt eins der Verlobten, so ist der andere Theil völlig frei. So lange ein Mann nicht das mittlere Lebensalter erreicht hat, benimmt er sich den Frauen seiner jüngeren Verwandten gegenüber sehr zurückhaltend; aller Verkehr mit denselben findet durch Vermittelung dritter Personen statt, während er den Frauen der älteren Verwandten beinahe dieselbe Ehrfurcht wie der eigenen Mutter erweist. Die Heirath kommt gewöhnlich durch den Vormund, und bei Wittwern oder Wittwen durch den Häuptling zum Abschluß. Einer besonderen Form der Heirath müssen wir noch gedenken; dieselbe kommt zur Anwendung, wenn ein Junggeselle oder Wittwer in der Hütte der unverheiratheten Frauen schlafend angetroffen wird. Die Ehe wird durch die Thatsache als abgeschlossen betrachtet und es findet keine weitere Ceremonie statt; die Sache selbst wird, wenn die Leute sich später ordentlich betragen, ihnen nicht weiter nachgetragen.

Die Ceremonie bei einer Heirath ist übrigens sehr einfach; der Bräutigam wird nach einigem Sträuben zur Braut geführt, die sich ebenfalls sehr schüchtern benimmt; sie sitzt auf der Erde, die Matronen strecken ihre Beine aus und der Bräutigam setzt sich auf den Oberschenkel; die so gebildete Gruppe wird mit Fackeln beleuchtet, um allen Anwesenden den Beweis der vollzogenen Ceremonie zu geben. Hierauf ziehen sich die Neuvermählten in ihre eigene Häuslichkeit zurück; bleiben sie bei dem Stamme, so versorgen die Freunde sie in der ersten Zeit mit Lebensmitteln, damit der Honigmonat nicht durch die Sorge für Lebensbedürfnisse verkümmert wird; Hochzeitsgeschenke gehören überhaupt zum guten Tone.

Wenn die Neuvermählten wieder in die Oeffentlichkeit eintreten, wird ein Tanzfest abgehalten; erst durch die Geburt eines Kindes werden, wie man annimmt, die Bande zwischen Mann und Frau ganz fest. Stirbt die Frau, so darf der Mann wieder heirathen; sein Ansehen steigt indessen, wenn er von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch macht; eine kinderlose Wittwe ist durch die Sitte beinahe gezwungen, sich mit einem Bruder oder älteren Vetter des verstorbenen Gatten zu verheirathen, sonst kehrt sie zu ihren Eltern zurück oder lebt mit den unverheiratheten Frauen.

Wenn ein Kind stirbt, sitzen Eltern und Verwandte stundenlang neben der kleinen Leiche, darauf bestreichen sie sich mit der Trauerfarbe. 18 Stunden nach dem Tode etwa findet das Begräbniß statt, die Mutter schmückt das todte Kind mit der Trauerfarbe, scheert sein Haar ab, drückt Arme und Beine gegen den Körper, worauf sie letzteren in Blätter einschnürt. Darauf wird durch den Vater ein Loch an der Stelle gegraben, wo das Feuer in der Hütte brennt, dann wird das Gesicht der Leiche entblößt, die Eltern blasen zum Zeichen des Abschiedes dreimal auf dasselbe, und legen nun den Körper in sitzender Haltung in das Grab. Dann werden die Trauerzeichen an der Hütte aufgehängt, das Feuer wird wieder angezündet und Milch der Mutter in einer Muschel neben dasselbe gesetzt und darauf das Lager verlassen. Während der Trauerzeit enthalten sie sich des Schweine- und Schildkrötenfleisches. In ähnlicher Weise geht das Begräbniß eines Erwachsenen vor sich, der jedoch außerhalb des Lagers bestattet wird. Die Frauen nehmen schon im Lager von dem Todten Abschied, alle Männer aber begleiten ihn hinaus, wo er entweder dem Schoße der Erde anvertraut oder auf einem Gerüste in den Zweigen eines starken Baumes mit dem Gesichte nach Osten beigesetzt wird. Nach einiger Zeit werden die Reste der Todten gereinigt, die Knochen gesammelt und zum Andenken an den Verstorbenen zu Schmucksachen verarbeitet.

Wenn Freunde sich nach einer längeren Abwesenheit wiedersehen, findet keine besondere Begrüßung statt; sie sehen sich sehr lange an, dann beginnt der Jüngere das Gespräch mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Wenn aber Verwandte einander nach längerem Abschiede wiederfinden, setzen sie sich nieder, legen die Arme einander um den Hals und begleiten diese Ceremonie mit einem Geschrei, welches mit Trauerklagen die allergrößte Aehnlichkeit hat. Darauf wird, wenn Niemand der Betheiligten gerade in Trauer ist, ein Tänzchen gemacht. Kinderlose Leute, die von der Reise zurückkehren, führen erst mit den Freunden die Begrüßungsscene auf, ehe sie die Gattin aufsuchen; ist aber die Ehe mit Kindern gesegnet, so ist der erste Weg zur Frau, die weinend und schreiend am Halse des Mannes hängt. Der aber beherrscht sich mit männlicher Fassung und wendet sich dann erst zu seinen Freunden, wo er Gelegenheit findet, seinem gepreßten Herzen, wie oben beschrieben, Luft zu machen. Gäste werden feierlich empfangen; bei der Abreise giebt man ihnen das Geleite und zum Abschiede schüttelt der Gast die Hand seines Freundes, der dies erwidert. Begrüßungen am Morgen, Erkundigungen nach dem Befinden sind (außer bei einem Kranken) nicht gebräuchlich.

In manchen Berichten über die Andamanesen wird angegeben, daß sie zur Zeit der Entdeckung mit dem Feuer unbekannt gewesen seien; sie selbst behaupten den Gebrauch desselben seit der Schöpfung zu kennen. Fest steht, daß sie kein eigenes Verfahren haben, Feuer zu entzünden, weshalb sie dasselbe sorgfältig bewahren. Ein besonderer Glaube ist aber nicht mit dem Erlöschen des Feuers oder dem Fortbrennen desselben verbunden; auch hat es keine reinigende Kraft, doch dient es, wie wir sehen werden, zum Schutze gegen böse Geister. Im Allgemeinen hat die Frau das Holz zu sammeln, der Mann das Feuer zu unterhalten; die Zündhölzchen allein waren im Stande, die Europäer in ihren Augen zu übernatürlichen Wesen zu machen.

Dem Herrn Mond — die keusche Luna ist auch bei ihnen männlichen Geschlechtes — beweisen sie große Ehrfurcht; sie hüten sich sehr, um die Zeit seines Aufganges Lärm zu machen und sie verbergen jedes Feuer, um seine Eifersucht nicht zu erregen; sehen sie aber, daß er seinen gewöhnlichen Lauf nimmt, so lassen sie sich nicht weiter stören. Meteore und Sternschnuppen fürchten sie sehr; für sie sind es brennende Reisigbündel, die Eremchangala, einer der bösen Geister, in den Weltraum schleudert, um ein ihm verfallenes Opfer zu erspähen. Vom Anbrechen der Dämmerung bis zum Morgengrauen thun sie keine Arbeit, die Geräusch hervorbringt, damit die Frau Sonne es nicht übel nimmt; besonders dürfen sie die Bogensehnen nicht schnappen lassen. Bald nach dem Aufstehen nehmen sie ein Mahl, da ein leerer Magen Unglück bringt. Manche Holzarten dürfen sie nicht zum Brennen gebrauchen. Der Wind wird

beruhigt, indem die Blätter von Mimusops Indica aufs Feuer geworfen werden; der durch dieselben hervorgebrachte Knall besänftigt das höchste Wesen, dessen Athem der Wind ist. Kommt eine Regenwolke zu ungelegener Zeit, so suchen sie Pu-luga (den Schöpfer) durch lautes Geschrei zu bewegen, dieselbe von ihrem Laufe abzulenken. Sturm und Gewitter sind Zeichen seines Unwillens, in der Regenzeit dürfen sie eine gewisse Pflanze nicht abpflücken, weil sonst eine neue Sintfluth folgen würde; auch das Brennen von Bienenwachs ist Pu-luga sehr unangenehm. Hiervon machen sie zuweilen Gebrauch, um einem Anderen, der sich gerade auf der Reise, auf der Jagd oder dem Fischfange befindet, zu schaden, indem sie zu seinem Nachtheile den Zorn Pu-luga's zu erregen suchen. Die Erdbeben werden durch boshafte Geister ihrer Voreltern verursacht, welche den Palmbaum, auf dem die Erde ruht, schütteln, um letztere zum Fall zu bringen und so die Stunde der Auferstehung zu beschleunigen; übrigens gebrauchen dieselben die Vorsicht, nur in der nassen Jahreszeit zu schütteln, damit die Erde, wenn sie zu trocken ist, bei einem etwaigen Falle nicht zerschellt. Gähnen, Schlucken ꝛc. haben keine besondere Bedeutung, nur Nießen ist glückbringend. Anstatt „zur Genesung" sagen die Umstehenden: „Wer denkt an Dich?" worauf der Betreffende einen abwesenden Freund nennt; ist er allein, so sagt er: „Hier bin ich" und nennt seinen Namen. Böse Träume, schlechte Vorzeichen, deren es manche giebt, werden beachtet.

A. Feddersen über Island und seine Fischerei[1]).

Der Verfasser erinnert in der Einleitung zu seinem kleinen interessanten Werke an den Unmündigkeitszustand, in welchem Island so lange von Dänemark gehalten worden ist, und wodurch es an Fortschritten und den Wohlstand zu erreichen gehindert wurde, welchen Natur und die Lage des Landes gewähren können, und weist darauf hin, daß dies zunächst der Grund zu dem schlechten Einvernehmen zwischen Dänen und Isländern sei. Zu diesem Verhältnisse dürften, nach der Ansicht des Verfassers, Reisebeschreibungen beigetragen haben, in denen Island nicht nach isländischem, sondern nach englischem oder Kopenhagener Maßstabe beurtheilt wurde, und dies erscheint dem Verfasser weder ehrenhaft noch klug, da fast jeder Reisende für die ihm in vollem Maße erwiesene Gastfreiheit und für den Eifer der Führer, so viel als möglich den Gefahren und Unbehaglichkeiten der Reise vorzubeugen, zu Dank verpflichtet ist.

Verfasser hat sich eine lichte Auffassung von dieser sagenreichen Insel dort oben im Eismeere bewahrt, wohl zum Theil darauf beruhend, daß er dieselbe während eines „guten und freundlichen Sommers" bereiste. Er hält die aus Grastorf aufgeführten Gebäude der Isländer für besser geeignet, gegen Kälte und Feuchtigkeit zu schützen, als die Häuser der dänischen Bauern, insofern diese aus Lehm oder dünnen Backsteinwänden bestehen. Im Gastzimmer findet man allgemein ein Sopha, Kommode und Stühle, sowie andere bei uns gebräuchliche Möbel, Kupferstiche oder Photographien — meist Porträts berühmter Männer — an den Wänden. Spiegel sind dagegen selten, ausgenommen in den Hafenplätzen. Dies hat darin seinen Grund, daß alles landeinwärts auf dem Pferderücken transportirt werden muß und dies immer für zerbrechliche Sachen gefährlich ist; deshalb kommt auch Glas und Porcellan selten vor, aber die Petroleumlampe hat doch allgemein die Thranlampe verdrängt. In der Schilderung der eigenthümlichen Schönheit der isländischen Natur tritt die Vorliebe des Verfassers für dies Land in voller Stärke hervor. In Verbindung damit berichtigt er gewisse Angaben bezüglich der Schattenseiten dieser Natur. So theilt der Verfasser bezüglich der Mückenschwärme, welche dem See Myvatn seinen Namen gegeben haben, und deren unleidliche Angriffe von den Reisenden als so furchtbar ausgemalt worden sind, mit, daß man tagelang warten kann, ohne eine Mücke zu bemerken, und selbst dann nicht, wenn das Wetter milde und feucht ist; und trifft man wirklich eines Tages einen Insektenschwarm, so sind es keine Mücken, sondern eine Art von Stechfliegen, die „Moskitos des Nordens", die nach dem Verfasser entfernt nicht so schlimm sind, als ihr Ruf. Besonders nennt der Verfasser die Angaben in hohem Grade übertrieben, welche N. Mohr in seiner „Isländischen Naturgeschichte" gemacht hat. Die Mücken, welche „Reykmy" genannt werden, weil sie wie eine Rauchwolke in der Luft stehen, stechen nicht. Verfasser bemerkt im Uebrigen, daß sowohl die Stechfliegen wie die Mücken von großer Bedeutung für das ganze übrige reiche Thierleben sind, das mit der See in Zusammenhang steht, da ihre unzähligen Larven eine reiche und vorzügliche Nahrung für die Enten und andere Wasservögel, sowie für die Fische bieten, welche ihrerseits wieder eine Lebensfrage für die Bewohner des Landes bilden.

Mit dem Lesen der Schilderungen der Natur der verschiedenen Gegenden erhöht sich das Interesse des Lesers für die große Insel im Polarmeere, deren Eigenart so groß ist, daß selbst, wenn man sich früher schon eine Vorstellung von derselben gebildet hatte, doch die Wirklichkeit sie bei Weitem übertrifft. Feddersen giebt außerdem viele Aufklärungen über das Leben der Isländer in der Gegenwart und skizzirt mehrere aus dem Volke hervorragende Männer. Bezüglich des Gerüchts, daß das isländische Volk besonders dem Laster der Trunksucht verfallen sei, ist er zu dem Resultate gekommen, daß in den dänischen Bauerhöfen mehr Branntwein genossen wird, als in den isländischen, ja daß dieses Getränk nicht einmal auf Island allgemeine Verbreitung gefunden hat; in den Handelsplätzen findet man freilich Trunkenbolde, doch sind dies häufig nur naturalisirte Isländer oder auch solche Leute, welche sich im Auslande das Trinken angewöhnt haben und als verwahrloste Subjekte wieder zur Heimathsinsel zurückgekehrt sind.

Als den Hauptzweck seiner Reise bezeichnet der Verfasser die im Auftrage des Allthinges vorgenommene Untersuchung der Lachsfischerei. Obwohl diese Untersuchungen weit entfernt von der Küste im Inneren des Landes stattfinden mußten, widmete er doch auch der Seefischerei große Aufmerksamkeit. In erster Linie bemerkt er, daß die Isländer sich den außerordentlichen, ihre Insel umgebenden Fischreichthum nicht ausreichend zu Nutze machen können, weil es ihnen an gedeckten Fischerfahrzeugen mangelt und die Fischer deshalb im Allgemeinen mit offenen Böten in See

[1]) Paa Islandsk Grund. Optegnelser fra en Reise 1884 af Arthur Feddersen. (Auf Isländischem Boden. Aufzeichnungen auf einer Reise im Jahre 1884.) Kopenhagen 1885.

gehen müssen, um durchnäßt und erfroren am selben Tage wieder heimzukehren. Feddersen plädirt für die Bildung einer Aktiengesellschaft zur Anschaffung von solchen gedeckten Fahrzeugen und empfiehlt die Einrichtung einer Navigationsschule in Verbindung mit einer Fischerschule in Reykjavik, da nur auf diese Weise die isländische Seefischerei in der Zukunft einige Aussicht auf Erfolg habe. Was den hauptsächlich von norwegischen Fischern betriebenen Häringsfang in den isländischen Fjorden angeht, so hält der Verfasser im Interesse der Isländer es für gerechtfertigt, wenn die Norweger für jedes Fischerboot eine Steuer an Island bezahlen. In einem längeren Berichte wird der Fang von Dorsch, Häring, einer Haifischart (Scymnus microcephalus) und Heiligbutten geschildert; den Lebensbedingungen und dem Vorkommen des Lachses in den isländischen Gewässern, der Lachsfischerei und den Mitteln zur Hebung derselben hat der Verfasser ein besonderes Kapitel gewidmet.

Auch in anderer Hinsicht sucht Feddersen zu zeigen, wie die Isländer vorgehen müßten, um ihre ökonomische Lage zu verbessern, und betont dabei besonders die Hausindustrie, wie z. B. die Holzschnitzerei und Goldschmiedarbeiten, welche früher mit so großem Erfolge auf der Insel betrieben wurden, die aber trotz der natürlichen Anlagen der Isländer in diesen Richtungen aufgegeben wurden, als es ihnen möglich wurde, entsprechende ausländische Waaren in den Handelsplätzen zu kaufen. W. F.

Kürzere Mittheilungen.

Persische Sprüchwörter.

„Das Herz sucht den Weg zum Herzen."

„Besser ist's als Bettler zu sterben, denn Anderen seine Noth klagen oder fremde Hilfe suchen."

„Wenn du einen Menschen kennen lernen willst, mach mit ihm eine Reise oder wohne zusammen, oder führe einen Handel."

„Eine Lüge, die der Seele Frieden giebt, ist besser als eine Wahrheit, die Unruhe bringt."

„Ein wissender Feind ist besser als ein unwissender Freund."

„Ein gelber Hund ist der Bruder des Schakals" — wird im Sinne unseres: „ein Rabe hackt dem anderen das Auge nicht aus" — gesagt.

„Komm, den Esel aus dem Schmutze herausziehen", d. h. „wenn du eine Sache verdorben hast, hilf das Verdorbene oder den Fehler verbessern." — Wer das komische Bild gesehen hat, wie die eigensinnigen Esel sich in den Schmutz legen, während ihre Führer mit schrecklicher Mühe sie am Schweife aus dem Schmutze hervorzuziehen suchen, wird den Sinn dieses Sprüchwortes wohl würdigen, wie schwer es hält, einen Fehler, oder was verdorben ist, zu verbessern.

„Wer den Esel aufs Dach hinaufführt, wird ihn auch herunter zu führen verstehen."

„Der Ausländer ist blind." — Der in Persien Reisende wird nicht selten in die Lage kommen, die Wahrheit dieses Sprüchwortes zu erfahren. Nur er kann es verstehen, welche Mühe es kostet, sich aus dem Labyrinthe von Lügen herauszufinden, mit dem alle Welt vorsätzlich den in Persien Reisenden umgiebt.

„Wo die Schlange, da giebts auch Gold, wo die Rose, dort auch Dornen."

„Treue und Anhänglichkeit lerne vom Hunde."

„Dem Dummen dient zur Antwort Schweigen, den Verleumdern dient zur Strafe, sie unbeachtet zu lassen."

„Der Dummkopf ist sein eigener Feind, wie kann er Anderen ein Freund sein?"

„Den Unverständigen erkennt man daran, daß er sich ohne Grund ärgert, zur Unzeit spricht, sich Jedermann anvertraut, ohne Grund sich ändert, denjenigen sucht, der nicht zu ihm paßt, Freund von Feind nicht unterscheidet."

„Wer sein Geheimniß bewahrt, erlangt das Gewünschte."

„Wer viel Worte sagt, verwickelt sich auch in ihnen." — Als Pendant hierzu dient das gleichfalls in Persien gebräuchliche arabische Sprüchwort, „die Leute gehen am Ueberflusse an Reichthümern, wie am Ueberflusse an Worten zu Grunde."

„Das Geheimniß ist dein Sklave, so lange du es bewahrst; wenn du es aber bekannt machst, wirst du zu seinem Sklaven."

„Ein Nadelöhr ist breit genug für zwei Freunde, die ganze Welt aber nicht für zwei Feinde."

„Der Derwisch ist durch nichts gebunden": freiwillige Armuth erhebt den Menschen über die Welt.

„Wer einen Freund ohne Fehler wünscht, wird gar keine Freunde haben."

„Drei Dinge verlängern das Leben: gutes Kleid, gutes Haus und gutes Weib."

„Fürchtet den, der euch fürchtet."

„Den Freunden eröffne deine Geheimnisse soweit, um bei einem Streite mit ihnen es nicht zu bereuen und nicht zu leiden."

(Aus den „Rußkija Wedomosti" (Russische Nachrichten) mitgetheilt von N. von Seidlitz.)

Die Bevölkerung von Réunion.

Dr. C. Keller beschreibt in der „Neuen Züricher Zeitung" (Nr. 188 und 189) den Fortgang seiner Reise (vergl. oben S. 15), die ihn von Suez über Aden nach der Insel Réunion führte. Wir entnehmen diesen Reisebriefen das Folgende über die Bevölkerung von Réunion.

„In ethnographischer Hinsicht bietet St. Denis, wie die Insel Réunion überhaupt, ein recht interessantes, aber keineswegs einheitliches Bild dar. Am besten sucht man die ärmeren Vorstadtquartiere auf oder schaut in der Frühe des Tages dem originellen und bewegten Treiben des Volkes in der geräumigen Markthalle zu und wird da ein recht buntes Leben antreffen.

Den soliden Kern des Volkes bilden die französischen Kreolen. Man nennt im weiteren Sinne alle diejenigen Kreolen, welche von freien Eltern abstammen, in der Kolonie geboren wurden und für Frankreich optirt haben. Es giebt daher auch indische, afrikanische und madagassische Kreolen, im engeren Sinne nennt man auch wohl den in der Kolonie geborenen Europäer Kreolen. Der letztere ist in seinem Verkehre gesellig und gastfreundlich und hat die Anhänglichkeit an seine europäische Heimath bewahrt. Im Jahre 1870 sind zahlreiche französische Kreolen ausgezogen und haben als Freiwillige in der Armee gedient. Vergleicht man jedoch den Kreolen mit dem frisch eingewanderten Europäer, so überzeugt man sich bald, daß er durch seinen langen Aufenthalt in einem milden Klima an Beweglichkeit und Energie bedeutend eingebüßt hat, er ist etwas matt und langsam.

Im Uebrigen ist die körperliche Konstitution in beiden Geschlechtern eine gesunde, oft blühende. Die Frauen halten viel auf äußeren Tand und entwickeln einen mehr als nöthigen Luxus.

Die Mattheit spricht sich auch in der Sprache aus. Es wird ein reines Französisch gesprochen, aber mit völlig kindischer Aussprache. Alle r werden vollständig eliminirt, das „j und ch“ überall durch „s“ ersetzt, der Kreole spricht sour, seu, sval statt jour, jeu, cheval und deshalb erscheinen uns größere Personen, insbesondere die Männer, oft etwas läppisch, man hat den Eindruck, als seien die Leute zu faul, diejenigen Konsonanten anzuwenden, welche physiologisch etwas verwickelt zu Stande kommen.

Nebenbei besitzt der Kreole in seiner Sprache noch eigenthümliche Ausdrücke, so das fast unübersetzbare, beifällige Ça même. Der Morgengruß lautet Salam! Der Diener, welcher meinen Morgenkaffee bringt, steigert diesen Gruß sogar zu beaucoup Salam und ich glaubte, als ich ihn zum ersten Male hörte, er wünsche mir eine tüchtige Portion Salami anzubieten, was ich in diesem heißen Klima dankend ablehnte, bis mir hinterher einfiel, daß dieser Gruß dem Arabischen entnommen sei.

Neben dem französischen Kreolen bildet der Hindu ein wesentliches Element in dem ethnographischen Charakter der Insel. Er stammt meist von der Malabarküste, ist Einwanderer, der sich für einige Zeit auf die Pflanzungen verdingt oder als Bedienter Geld zu gewinnen sucht, später wieder in seine Heimath zurückkehrt oder Handel treibt und französischer Unterthan wird.

Der Malabar, wie er kurzweg genannt wird, ist von kleinem Wuchse und auffallend dunkel. Unter den Männern finden sich schöne Gestalten mit einem etwas melancholischen Gesichtsausdrucke, sie sind behende und nicht so unterwürfig, wie der Durchschnitts-Indier. Redet man den Malabar, auch wenn er Diener ist, mit „Boy“ an, so verhält er sich ziemlich schwerhörig, er will die respektvollere Anrede „Agah“ oder wie man hier wiederum mit einiger Kreolenfaulheit ausspricht „Ayah“.

Die Malabarfrauen sind ebenfalls beweglicher als die Kreolinnen. Man findet unter ihnen Gestalten von sehr ausdrucksvollem Wesen und mit einer prachtvollen Modellirung des Kopfes. Zur Blüthezeit sind die Züge von einer überraschenden Feinheit und den schönsten kaukasischen Völkerzweigen an die Seite zu stellen. Das große, feurige Auge verräth einen hohen Grad von Intelligenz. Die glatten, glänzend schwarzen Haare werden entweder zu zwei dicken Zöpfen geflochten und aufgebunden oder zu einem Chignon aufgedreht, welcher bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Hinterkopfes sitzt.

Die Malabarfrauen lieben Gold- und Silberschmuck, welcher auf ihrer zarten, dunkeln Haut sich sehr effektvoll abhebt. An den Armen der wohlhabenderen Frau prangen goldene Armbänder von massivem, unverfälschtem Metall. Die Finger sind dicht mit Ringen besetzt. Die zweite Zehe des Fußes ist mit doppelten Silberringen geschmückt, die Ohren mit Gold beladen, so daß die weitgeschlitzten Ohrläppchen gegen die Schultern herabhängen. Die Nasenflügel sind mit Goldstiften besetzt.

Wirft sich ein so geschmücktes Weib mit einer graziösen Bewegung in ihren bunten, baumwollenen Ueberwurf, so bietet dasselbe eine höchst malerische Erscheinung dar.

Die Malabarkinder mit ihren magern, geschmeidigen Gliedern sind von einer fabelhaften Behendigkeit, aber ohne Gemüth.

Eine französische Familie zeigte mir ein Malabarkind von 7 Jahren, das in der Küche schon sehr anstellig war, bei den Einkäufen auf dem Gemüsemarkte stets mitlief und den schweren Korb nach Hause trug, Ausgänge besorgte, aber den Pflegeeltern, welche den armen Wurm im Alter von einigen Monaten vor dem Verderben retteten, nie das geringste Zeichen der Anhänglichkeit bekundete, sondern stets die kleine Egoistin spielte.

Bei den hier lebenden Indiern ist das Betelkauen eine sehr verbreitete Sitte und an den Straßenecken werden Betelblätter mit Arekanüssen und Kalk feilgeboten.

Ein drittes Element bildet der schwarze Afrikaner, welcher verschiedenen Völkerschaften der Ostküste angehört. Der Kreole findet es nicht für nöthig, feinere ethnographische Unterschiede festzustellen, er nennt die Afrikaner in Bausch und Bogen „Kaffern“.

Viele dieser Schwarzen sind häßlich wie die Nacht, die Frauen oft wahre Vogelscheuchen, aber ihrer guten Eigenschaften wegen sind sie durchweg beliebt.

Man lobt ihren Fleiß und ihre dankbare Anhänglichkeit an die Europäer.

Der Madagasse ist hier vielfach vertreten und nicht ungern gesehen.

Ein weiteres Volkselement bildet der Chinese. In den ärmeren Quartieren ist er gewöhnlich Boutiquier, er bewohnt die Vorstadt, wo er Viktualien und Spirituosen verkauft. Man begegnet ihm in jeder Straße; er verräth sich durch seinen breitkrämpigen, in den Nacken gedrückten Strohhut, seine kurze braune oder blaue Blouse und seine weiten Hosen. Diplomatisch durchschreitet er die Straße, als ob er das Zeug zu einem Marquis Tseng in seiner Hosentasche besäße.

Mir sind diese glattrasirten Leichenwachsfiguren aus dem fernen Osten stets unsympathisch vorgekommen.

Das arabische Element und der Jude aus Jemen ist hier in geringer Zahl vertreten.

Einen sehr wichtigen Volksbestandtheil bildet der Mischling zwischen Weißen und Schwarzen, der Mulatte. Das Kreuzungsprodukt zweier so verschiedener Menschenspecies (denn zoologisch genommen bilden Neger und Kaukasier sicher zwei gute Arten) ist von einem gewissen Interesse, liefert aber die physiologisch merkwürdige Thatsache, daß bei solchen Kreuzungen die guten Eigenschaften einen Rückschlag erleiden, die Vererbung dagegen sich vorwiegend auf die schlechten Qualitäten erstreckt. Die Hautfarbe variirt nach der Menge von Negerblut, sie zeigt alle Nuancen vom Dunkelbraun bis zum völligen Weiß. Wer einige Uebung erlangt hat, wird übrigens auch bei täuschendem Weiß noch leicht die Mulattenphysiognomie herausfinden.

Der Mulatte ist intelligent, aber ehrgeizig und maßlos eitel; das Mulattenmädchen ahmt die Europäerin in der Toilette so genau als möglich nach, sucht ihre Bewegungen zu kopiren, aber nur zu oft kommt wieder die Niggernatur zum Vorschein.

Die Mulattinnen tragen selbstverständlich auch eine auffällige Tournure, und nachdem diese jedem guten Geschmack hohnsprechende Mode auf der südlichen Hemisphäre bei den Mulatten Einkehr gehalten und sich demnächst auch beim Negerweibe einbürgern wird, dürfte man ihr im Norden baldigst den Abschied geben.

Viele Mulatten haben sich durch ihre Intelligenz und durch ihre Rührigkeit zu einer höheren socialen Stellung emporgearbeitet, dennoch tritt der französische Kolonist mit ihm nur selten in nähere Verbindung und der Kreole aus guter Familie wird keine Mulattin heirathen.

Um so demonstrativer entfalten die wohlhabenden Mulattenfrauen ihren Goldschmuck, und der braune Mulatte, wenn er es etwa auf dem Lande zum Gemeindeammann bringt, wird in der Hauptstadt stets in feinem Schwarz, Stehkragen, feinem Cylinder und weißer Halsbinde erscheinen.

Im Allgemeinen fehlt es dem Bewohner von Réunion, der gegen die schöne Natur seiner Insel nicht unempfindlich ist und sie in vollem Zuge genießt, etwas an Frische und Lebendigkeit. Ich habe hierfür ein Kriterium, das mich noch selten getäuscht hat — ich sehe mir die Jugend auf der Straße an. Wenn die Jungen sich zuweilen ordentlich balgen, dann sage ich mir, daß eine reichliche urwüchsige Kraft vor-

handen ist, welche man nur richtig zu lenken braucht, um aus ihr etwas Tüchtiges hervorgehen zu lassen; wo die Jugend lahm ist, da wird kein kräftiges, schöpferisches Volk erstehen. Mir scheint, daß die Jugend von Réunion sich nicht ordentlich balgen kann. Etwas besser steht es in den Bergen, wo eine weniger erschlaffende Luft vorhanden ist.

Dennoch sind die Menschen hier durchschnittlich sehr gesund und von epidemischen Krankheiten weiß man auf dieser gesegneten Insel wenig zu erzählen. Fälle von Elephantiasis habe ich jedoch nicht selten bemerkt und in einigen Gemeinden kommt leider zuweilen eine Krankheit vor, welche wohl als das scheußlichste aller Leiden bezeichnet werden darf — ich meine den Aussatz oder die Lepra.

Die Kolonie besitzt für solche Kranke eine eigene Anstalt, die Leproserie, in welcher dieselben isolirt werden. Die Anstalt ist etwa vier Stunden von der Hauptstadt entfernt und liegt tief in den Bergen von Affonches versteckt. Da ich noch nie einen Aussätzigen gesehen, entschloß ich mich, diesen weiten Weg zu unternehmen, und wurde vom Direktor der Anstalt in zuvorkommendster Weise empfangen. Inmitten der schönsten Natur ein Bild des traurigsten menschlichen Jammers! Ich sah etwa 50 Patienten, Gestalten, wie sie die wahnwitzigste Phantasie nicht scheußlicher erfinden konnte. Die Krankheit ergreift meistens Madagassen, Neger und Mulatten, und verschont in der Regel den Europäer. Doch ist vor einigen Monaten in dieser Anstalt ein Schweizer verstorben.

Die Patienten wurden mir von einer im Dienste der Menschheit ergrauten Ordensschwester vorgeführt. Dieselbe widmet sich seit 25 Jahren ausschließlich der Pflege von Leprakranken. Ein Vierteljahrhundert im Dienste der Aussätzigen ist ein stilles Heldenthum, dem man wohl die höchste Anerkennung zollen darf — vor dieser ächten Religiosität hat wohl Jeder ein Gefühl der Bewunderung.

An eine Heilung der Kranken ist nicht zu denken; sie werden beschäftigt, so gut es geht, und jeder erhält ein Stück Land zur Pflege eines Gartens. Um die Disciplin unter den Insassen der Anstalt aufrecht zu erhalten, sind einige Galeerensträflinge mit der Ueberwachung beauftragt.

Wenden wir uns ab von diesem Bilde menschlichen Elendes.

Die nordamerikanische Landschneckenfauna.

Binney hat auf Veranlassung der Leitung des U. St. National Museum ein Manual of American Land Shells herausgegeben (Bull. U. S. Nat. Mus. Nr. 28), welches die geographische Bedeutung der nordamerikanischen Landschneckenfauna sehr eingehend erörtert und darum auch hier eine Erwähnung verdient. Binney unterscheidet drei Hauptprovinzen, die pacifische, die centrale und die östliche, die ganz scharf geschieden sind. Die pacifische Provinz hat mit der östlichen nur etwa ein Dutzend Arten gemeinsam, welche sämmtlich über den ganzen Norden des Continents verbreitet und offenbar von dort her längs der Sierra Nevada eingedrungen sind; mindestens drei von ihnen sind circumpolar und auch durch ganz Europa verbreitet (Conulus fulvus, Cionella lubrica und Vallonia pulchella). Sie läßt sich durch eine Linie, welche etwa von der Humboldt-Bai ausgeht, in eine nördliche (Oregon) und eine südliche Hälfte (California) theilen; doch finden sich die Arten beider Bezirke in den Grenzzonen gemischt. Drei Arten, Arionta Townsendiana, Mesodon devius und Macrocyclis Vancouverensis, dringen südöstlich bis nach Idaho und Montana ins Gebiet der centralen Provinz vor. Charakteristisch für die pacifische Provinz sind die Untergattungen (von Helix) Aglaja und Arionta, welche aber mit Ausnahme von Aglaja Hillebrandti und Arionta Mormonum und tudiculata auf das Küstengebiet beschränkt sind. Im Ganzen sind aus dem ganzen großen Gebiete nur 73 Arten Landschnecken bekannt. Die centrale Provinz ist ihrem wüstenartigen Charakter entsprechend noch viel ärmer an Landschnecken, und beherbergt nur etwa 25 Arten, von denen aber 11, darunter die einzige Art der Gattung Polygyrella, ihr eigenthümlich sind; die anderen eigenthümlichen sind, dem Wüstencharakter angemessen, kleine Patula, Microphysa und Pupa. Die centrale Fauna ist von der pacifischen sehr scharf getrennt und hat, die kleine oben erwähnte Ecke in Idaho und Montana ausgenommen, mit ihr nur die Einwanderer von Norden her gemeinsam; nur Patula solitaria und P. Hemphilli scheinen neuerdings die Cascade Range westwärts überschritten zu haben. Nach Osten hin sind die Grenzen naturgemäß weit weniger scharf gezogen und die vorkommenden Gruppen sind mit Ausnahme von Polygyrella dieselben.

Die östliche Provinz, welche den ganzen ungeheuren Raum östlich der Felsengebirge einnimmt, zeigt der Gestaltung des Terrains gemäß weit weniger scharf geschiedene Unterabtheilungen und besonders nicht den scharfen Unterschied zwischen dem Mississippigebiet und der Atlantischen Küste, wie er in den Süßwassermollusken nachweisbar ist. Binney begnügt sich darum, drei den Breitegraden parallele Zonen zu unterscheiden, welche aber an den Grenzen ganz allmählich in einander übergehen.

Die nördliche Zone umfaßt nur einen geringen Theil des Uniongebietes und zeigt nur in Neuengland nördlich und östlich der Apalachian Mountains ihre scharfe Ausprägung; sie ist weniger durch die in ihr vorkommenden Arten charakterisirt, wie durch das Fehlen der Gruppe Mesomphix und der Helixgruppen Mesodon und Triodopsis. Als mit Europa gemeinsam und somit circumpolar erkennt Binney nur sieben Arten an, die übrigen Identifikationen, wie sie namentlich Jeffreys gemacht hat, bestreitet er. Einigermaßen eine Ausnahmestellung nimmt Alaska ein, das drei nordasiatische Arten aufzuweisen hat, Vitrina exilis, Patula pauper und Pupa borealis. Die innere oder mittlere Zone hat die eigentlich charakteristische nordamerikanische Fauna, wie sie sich auch schon in den postpliocänen Schichten am Ohio und Mississippi findet. Von den 108 bekannten Arten der Zone sind bis jetzt 31 auch pleistocän bekannt, zahlreiche andere Arten werden sich wohl noch finden. Eine eigenthümliche Subregion innerhalb der mittleren Zone bildet der südliche Theil der Apalachen, also Ost-Tenessee, Nordkarolina und ein Theil von Westvirginien, die sogenannte Cumberland Subregion. Nicht weniger als 39 Arten, darunter besonders die großen Mesomphix und viele Arten von Stenotrema und Mesodon, sind entweder auf dieses Gebiet beschränkt oder doch dort am häufigsten und überschreiten seine Grenzen nur wenig; diese Subregion bildet jedenfalls das wichtigste Entwickelungscentrum der Vereinigten Staaten.

Die südliche Zone umfaßt außer der Halbinsel Florida und den Küsteninseln die Golfstaaten ungefähr so weit nördlich, als das reine Alluvialgebiet reicht; sie enthält also das östliche Nordkarolina, Südkarolina, Georgia, Florida, das südliche Alabama, Mississippi, Louisiana und einen Theil von Texas. Außer etwa 30 Einwanderern aus der mittleren Zone und einigen kleinen, durch ganz Nordamerika verbreiteten Arten finden wir hier 27 eigenthümliche Arten, darunter Glandina truncata und die Untergattung Polygyra, deren Verbreitungscentrum in Florida liegt, und etwa ein Dutzend echt westindischer Arten, welche offenbar von Menschenhand, und zwar meist auf dem Wege von Kuba über Florida eingeschleppt worden sind. Zum Ersatz dafür haben auch eine Anzahl kleiner amerikanischer Arten ihren Weg nach den Antillen gefunden.

Im südlichen Texas grenzt die südliche Provinz an die mexikanische, und da hier keine natürliche Grenze vorliegt, mischen sich die beiderseitigen Faunen. So kommen zahlreiche Polygyra, Triodopsis und Mesodon in die mexikanische Fauna und dringen theilweise bis nach Centralamerika vor, während mexikanische Bulimulus, Macroceramus, Dorcasia, Holospira, Glandina und Stenogyra auf das Unionsgebiet

herüber reichen. Im Ganzen sind aus dieser Subregion, welche Binney als Texan Subregion bezeichnet, 70 Arten bekannt, fast genau so viel, wie aus Florida.

Auf der pacifischen Seite schließt sich im Süden zunächst die Halbinsel Unterkalifornien an, welche eine Provinz für sich bilden muß; sie hat 17 eigenthümliche Arten, vorwiegend Bulimulus und die seltsame Gattung Berendtia, nur eine Art mit dem Festlande von Mexiko gemeinsam, dagegen angeblich zwei (Bulimulus proteus und Bulimulus pallidior) mit Südamerika, den ersteren sogar mit Chile. Die mexikanische Westküste bis Mazatlan hinab zeigt zwar im Allgemeinen dieselben Gattungen (Glandina, Bulimulus, Holospira, Polygyra, auch Orthalicus), wie Unterkalifornien, aber in anderen Arten; die Grenze ist hier entschieden schärfer als in Texas.

Von den verschiedenen Faunen hält Binney die nordische, deren Arten ohne Rücksicht auf die Gebirgsbildung verbreitet sind, für die älteste; auch die echte Fauna der inneren Zone, die Mesodon, Stenotrema, Triodopsis, reichen bis zum Beginn der Pleistocänperiode zurück, aber sie sind jedenfalls jünger als die Aufrichtung der Rocky Mountains, welche eine Barrière für sie bilden. Die südlichen Gruppen, Polygyra, Glandina (und verschiedene Cyclostomiden), scheinen die Nachkommen einer ausgestorbenen subtropischen Fauna, vielleicht der des alten Landzusammenhanges mit Südamerika zu sein. Die Centralprovinz hat ihre Molluskenbevölkerung der ganzen geologischen Bildung nach erst später erhalten und ihre Formen von Patula haben es bei aller Mannigfaltigkeit noch nicht eigentlich zur Ausbildung scharf umgrenzter Arten gebracht. Noch mehr gilt das von den pacifischen Arionta, welche die Systematiker zur Verzweiflung bringen und von Binney darum für das jüngste Glied der amerikanischen Schneckenfauna gehalten werden. W. Kobelt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach Professor Heim beträgt die gesammte Anzahl der Gletscher in den Alpen 1155, wovon 249 eine Länge von mehr als 7500 m besitzen. Davon entfallen auf Frankreich 144, auf Italien 78, auf die Schweiz 471 und auf Oesterreich 462. Die Gesammtoberfläche dieser Gletscher beläuft sich auf zwischen 3000 und 4000 qkm, wovon 1839 km auf die Schweiz kommen. Die größte Länge von 24 km erreicht der Aletsch-Gletscher. Ueber die Dicke liegen bekanntlich noch keine genaue Messungen vor; doch sei daran erinnert, daß Agassiz am Aar-Gletscher bei 260 m den Boden noch nicht erreicht und dessen Tiefe an einer bestimmten Stelle auf 460 m berechnet hat.

— Im Frühjahre 1885 hat Dr. Bernhard Schwarz der Dobrudscha und den dortigen deutschen Ansiedelungen einen kurzen Besuch abgestattet und denselben kürzlich unter dem Titel „Vom deutschen Exil im Skythenlande" (Leipzig, P. Frohberg, 1886) beschrieben. Geographisch bietet die Broschüre wenig Neues, abgesehen vielleicht davon, daß Schwarz beim Kloster Lossowa Chloritschiefer, welcher Kupfer und Silber enthält, aufgefunden hat (S. 77). Allgemein sind im Lande die Klagen, daß die Zustände zur Türkenzeit besser waren als jetzt (vgl. S. 31, 36, 37 ff., 64, 88 und 112); aber bei genauerem Zusehen fand der Reisende, daß die Schuld nicht ausschließlich auf Seiten der rumänischen Regierung, sondern auch auf derjenigen der deutschen Bauern zu suchen sei (S. 121 f.). Es seien allerdings Fehler und Härten der Regierung vorgekommen; die höheren Beamten in der Dobrudscha seien, wenigstens theilweise, Ignoranten oder walteten gar ihres Amtes nur im eigenen Interesse. Ebenso seien bei der Konstatirung des Besitzstandes der Kolonisten deren wohlerworbene Rechte mitunter grausam verletzt worden. Diese Leute seien zwar fleißig, genügsam, gute Landwirthe u. s. w., aber daneben machten sich auch Geiz, Habsucht, ein falscher Trotz, Mangel an Initiative, Kleinmüthigkeit, sowie ein zu geringes Maß von Selbstvertrauen und sich selbst helfender Energie geltend. Dazu trete vielfach eine stark ausgeprägte Bigotterie, die eindringenden Sektirern nur zu leichten Eingang gewähre, sowie ein großer Mangel an Gemeinsinn, der oft genug schon der Grund auch zu politischer Spaltung und Uneinigkeit geworden sei. Schwarz räth den Leuten, ruhig in der Dobrudscha auszuharren, wo ihnen die Verhältnisse bekannt, und sie selbst acclimatisirt seien, und wünscht, daß ihnen eine Art Anwalt in der Person eines praktischen, erfahrenen Mannes gegeben würde, der, mit dem deutschen wie dem rumänischen Wesen und Idiom vertraut, mitten unter ihnen, etwa in Babadagh, seinen Sitz nähme und ihre Sache wenigstens so lange führte, bis Alles in Zug gekommen wäre.

— In der allernächsten Zeit werden nach dem „Nowoje Wremja" zwei Expeditionen St. Petersburg verlassen; die eine geht in das Gebiet des Weißen Meeres und des Onega-Sees, um den Weg für den zukünftigen Weißen-Meer-Kanal zu suchen; die andere nach Tscherdyn im Gouvernement Perm, um wegen der Kama-Petschora Bahn die Gegend zwischen der Kama und Petschora zu untersuchen: vom Hafen Suslowk an der Berefowka, einem Zuflusse der Kama, bis zum Hafen Jakschinsk an der Petschora, soll eine 30 km lange Eisenbahn erbaut werden.

Asien.

— Die russische Regierung hat ein Projekt des Ingenieurs Poklevski-Kozell genehmigt, nach welchem der Damm des Sultan Beg am Murghab, oberhalb Merw, welcher vor etwa einem Jahrhundert durch Schah Murad von Buchara zerstört worden ist, wieder hergestellt werden soll. Die Kosten sollen 238 000 Rubel betragen, welche, wie man hofft, durch Baumwollenbau auf dem, durch Anlage des Dammes wieder bewässerbaren Lande gedeckt werden sollen.

— Ueber die Reise Krasnow's (s. oben S. 111) wird der „Oestl. Rundschau" Nr. 25 aus Almaty gemeldet: Krasnow verließ Werny im April und begab sich nach Fliisk, dann den Fli-Fluß entlang abwärts bis zur Mündung des Kurtu, ging diesen Fluß stromaufwärts bis zum Ursprunge des Kopa-Flusses zum Gebirge Kandyk-tau und Kuldschabaschi, überschritt die Tschu-Fli-Berge, ging bis zum Busen Alakul (Südspitze des Balkasch-Sees), um denselben herum und erreichte das Westufer des Balkasch bei dem Berge Atylesken; kehrte von da zurück, ging um den Alakul herum und besuchte die Mündung des Flisflusses. Den Rückweg nahm er durch die Sandwüste Tau-Kum, über die Gebirge Chan-Tau, Dala-Kainar, durch Otary nach Werny. Das von Krasnow durchwanderte Gebiet ist äußerst interessant. Am ganzen westlichen Ufer des Balkasch-Sees ist das Wasser desselben süß und trinkbar; dagegen ist es im Busen von Alakul salzig. Die Sandwüste Tau-Kum ist nach allen Richtungen hin passirbar; in Kaman, einem Aufenthaltsorte von Tigern, sind Kirgisen ansässig, welche Getreide bauen. In dem Tschu-Fli-Gebirge sind an vielen Stellen

die Felsen bedeckt mit Abbildungen von Thieren, Hirschen, Kameelen, von mit Bogen und Pfeil bewaffneten Leuten auf Pferden und auf Mammuth ähnlichen Thieren. Auch viel Kurgane mit Steinfiguren (kamennija baby) giebt es daselbst. Die Flora, sowie die Resultate der geologischen Forschung bekunden, daß noch vor Kurzem die Gegend reicher an Wasser war als jetzt; bemerkenswerth ist das vollständige Fehlen von Seemuscheln und die Anwesenheit von zahlreichen Süßwasserformen in der Sandwüste Tau-Kum, welche übrigens in Bezug auf die Flora den Kara-Kumy Mittel-Asiens vollkommen gleicht. Die Ufer des Ala-Kul und das westliche Ufer des Balkasch sind reich an Jaspis und Kupfererzen. Der daselbst vorkommende Jaspis ist gebändert, von trefflicher Beschaffenheit und steht dem Orsker nicht nach („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 25).

— Nach Nachrichten vom 9. (21.) Oktober v. J. haben Potanin und Skassi von Sun-chan-ting bis Lantschou-fu eine Aufnahme ihrer Marschroute gemacht; die letzten Tagereisen hätten die Mitglieder der Expedition zu Fuße marschiren müssen, während Träger den Transport der Sachen besorgten. Die Expedition wird in Sining überwintern, wohin am 1. März auch der Reisegefährte Potanin's — Berezowski — kommt. — Einem in der k. Russisch. Geogr. Ges. am 7. Mai verlesenen Briefe Potanin's ist Folgendes zu entnehmen: Gumbum, 21. December 1885. Der Naturforscher der Expedition Berezowski ist nach Signsjän jagen gegangen; dagegen sind Potanin und der Topograph Skassi in dem Thale des Gelben Flusses aufwärts gegangen bis nach Santschuan; von hier ging Skassi, um die Aufnahme mit Lautschen und Guidai zu verbinden, weiter stromaufwärts über Sjan-chuaten bis Gumbum; Potanin selbst dagegen wandte sich den Sining-Fluß stromaufwärts. In Sining verbrachte er sechs Tage und wartete die Erlaubniß ab, nach Gumbum zu gehen. Der Amban von Sining entschloß sich nach einigem Zögern, einen Brief nach Gumbum zu schreiben und einen Beamten dahin zu senden, um die Expedition in jenes Kloster zu führen. Am 7. December langte Potanin in Gumbum an, wo die Klosterverwaltung der Expedition ein ganzes Haus anwies. Dort wurden Chalcha-Mongolen aus Uljassutai angetroffen, welche zum Beten hierher gekommen waren. Die Mongolen sind von Dsabchyn über Kebyr und Bemba-nura zum Flusse Edsin-gol gewandert und haben etwa acht Tagemärsche südlich von Gan-tschou das Flußufer erreicht. Nach den Berichten der Mongolen wohnen die Edsin-Torgouten an diesem Flusse abwärts von der Stelle, wo der Weg von Uljassutai nach Gan-tschou den Fluß schneidet. Zu diesen Edsin-Torgouten will die Potanin'sche Expedition im Frühlinge 1886 ihren Weg nehmen in der Hoffnung, unter ihnen einen Führer zu finden, um die Wüste Gobi zwischen Sogok-nor und der östlichen Fortsetzung des Altai zu durchschneiden. — Die Zeitung „Sibir" meldet, daß der Reisende Potanin durch die Mongolei nach Sibirien zurückzukehren gedenkt und daß bereits aus Peking die zur Rückreise nöthigen Schutzbriefe ihm zugeschickt seien. Potanin verbrachte den Winter über in Sinin.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine entsetzliche vulkanische Eruption fand kürzlich in und um Rotorua auf der Nordinsel von Neu-Seeland statt. Rotorua oder Ohinemutu, im Centrum des wunderbaren Hot Springs- (Heiße Quellen-) Distriktes, liegt in 38° 10′ südl. Br. und 176° 8′ östl. v. Gr. an der südwestlichen Ecke des Rotorua-Sees. Es sind dort für Invalide Badehäuser und Hospitäler eingerichtet, und in guten Hotels ist für allen Komfort gesorgt. Der Ort zählt für gewöhnlich 50 Europäer und 150 Eingeborene, wird aber in der Badesaison von December bis Ende März von zahlreichen Kranken und Touristen, im letzten Jahre von 1300, besucht. Die Katastrophe brach in der Nacht zum 9. Juni los. Es folgte eine mächtige Erderschütterung der anderen. Der Tarawera-Berg, in der Nähe des Rotomahana-Sees, erhob sich um 300 Fuß und wurde zu einem furchtbar thätigen Vulkane mit drei bis vier brüllenden Kratern; Feuerballen und 500 Fuß breite Feuerzungen, sowie ungeheure Lavamassen und Asche wurden unaufhörlich bis 8000 Fuß hoch emporgetrieben. Der ganze Berg war in Feuer gehüllt. Das donnerartige Gekrache wurde 80 bis 100 englische Meilen weit gehört. Die umliegende Gegend ist jetzt 40 Miles weit mehrere Fuß tief mit Schlamm und Asche bedeckt, ja der Ort Wairoa liegt 10 Fuß tief, die Häuser bis zum Dache, unter blauem Schlamme und Steinmassen begraben. Auf den üppigen Grasweiden der Umgebung ist kein Grashalm mehr zu finden. Der ganze Tikitapu-Busch ist entwurzelt und zerstört. Die Seen Rotamahana, Rotokohokitio und Kakarama haben sich gesenkt und bilden eine siedende zitternde Masse und Hunderte von neuen heißen Quellen sind entstanden. Die Insel Mokoia in dem Rotorua-See ist völlig erweicht und Eruptionen zeigen sich überall. Die berühmten blaßrothen und weißen Terrassen, Wunder der Natur, sind leider vollständig zerstört. So viel bis jetzt bekannt, fanden 12 Europäer, unter ihnen der bekannte Geologe Dr. Hector, und 80 Maoris ihren Tod. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohner haben auf der Flucht fast gar nichts retten können. Am 12. Juni ließ die Eruption des Mount Tarawera in ihrer Stärke wesentlich nach und hörte am 13. Juni ganz auf, so daß man sich in die Nähe des Vulkans wagen konnte. Wo zuvor die erwähnten Terrassen und der Rotamahana-See lagen, hatte sich eine Reihe großer Vulkane gebildet, welche fortwährend gewaltige Steinmassen und Aschenregen auswarfen. Das schönste landschaftliche Bild, wie es in seiner Art auf der Erde nicht weiter existirt, ist in kurzer Zeit zu einer Ruine geworden. Wer den Hot Springs-Distrikt zuvor kannte und seine wunderbaren Naturbilder angestaunt hat, für den bestand freilich immer kein Zweifel, daß die unterirdischen Feuer, welche die Tausende von Geysern und kleinen Wasserlöcher auf dem Siedepunkte hielten, einmal ihren Ausgang finden und Tod und Verwüstung verbreiten würden. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß ungefähr 14 Tage vor Bildung und Ausbruch des Vulkans Tarawera dem Gipfel des für längst erloschen gehaltenen, 2961 m hohen Vulkanes Ruapehu, in der Provinz Wellington, (in 39° 16′ südl. Br. und 175° 35′ östl. v. Gr.), plötzlich wieder mächtige Rauchwolken entstiegen. Bisher war der Mount Tongariro in 39° 5′ südl. Br. und 175° 45′ östl. v. Gr. der einzige noch thätige Vulkan auf Neu-Seeland.

H. Greffrath.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. II. (Mit vier Abbildungen.) — Dr. Alfred Hettner: Die Bogotaner. IV. (Schluß.) — Die Bewohner der Andamanen. II. — A. Feddersen über Island und seine Fischerei. — Kürzere Mittheilungen: Persische Sprüchwörter. — Die Bevölkerung von Réunion. — Die nordamerikanische Landschneckenfauna. Von W. Kobelt. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 22. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

III.

Der Gipfel des Hügels von Sambunath ist mit kleinen Heiligthümern und zahlreichen Bildwerken bedeckt, aber den größten Theil davon nimmt der große Tempel ein, der von Wallfahrern aus den entlegensten Theilen Tibets besucht wird. Derselbe besteht aus einer Halbkugel von Lehm und Ziegelsteinen, ähnlich dem Tope von Santschi, aber auf derselben erhebt sich noch ein viereckiger Thurm, den kreisrunde, parallel über einander angeordnete Scheiben krönen. Auf den vier Seiten des Thurmes sind in Roth, Weiß und Schwarz die Augen Buddha's angebracht; die etwas vorspringende Basis des Tope ist cylindrisch und mit Steinplatten gedeckt, während in jeder der vier Hauptrichtungen eine Kapelle sich an das Heiligthum anlehnt, deren Façade mit ciselirter Bronce überkleidet ist und in deren Innern sich je eine skulpirte Steinplatte befindet. Die meisten dieser Baulichkeiten stammen, wie die zahlreichen vorhandenen Inschriften beweisen, aus den Jahren 1650 bis 1750; die älteste datirt von 1593. Dagegen ist das eigentliche Heiligthum weit älter und stammt, wie seine Aehnlichkeit mit den Topes Central-Indiens darthut, wahrscheinlich aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

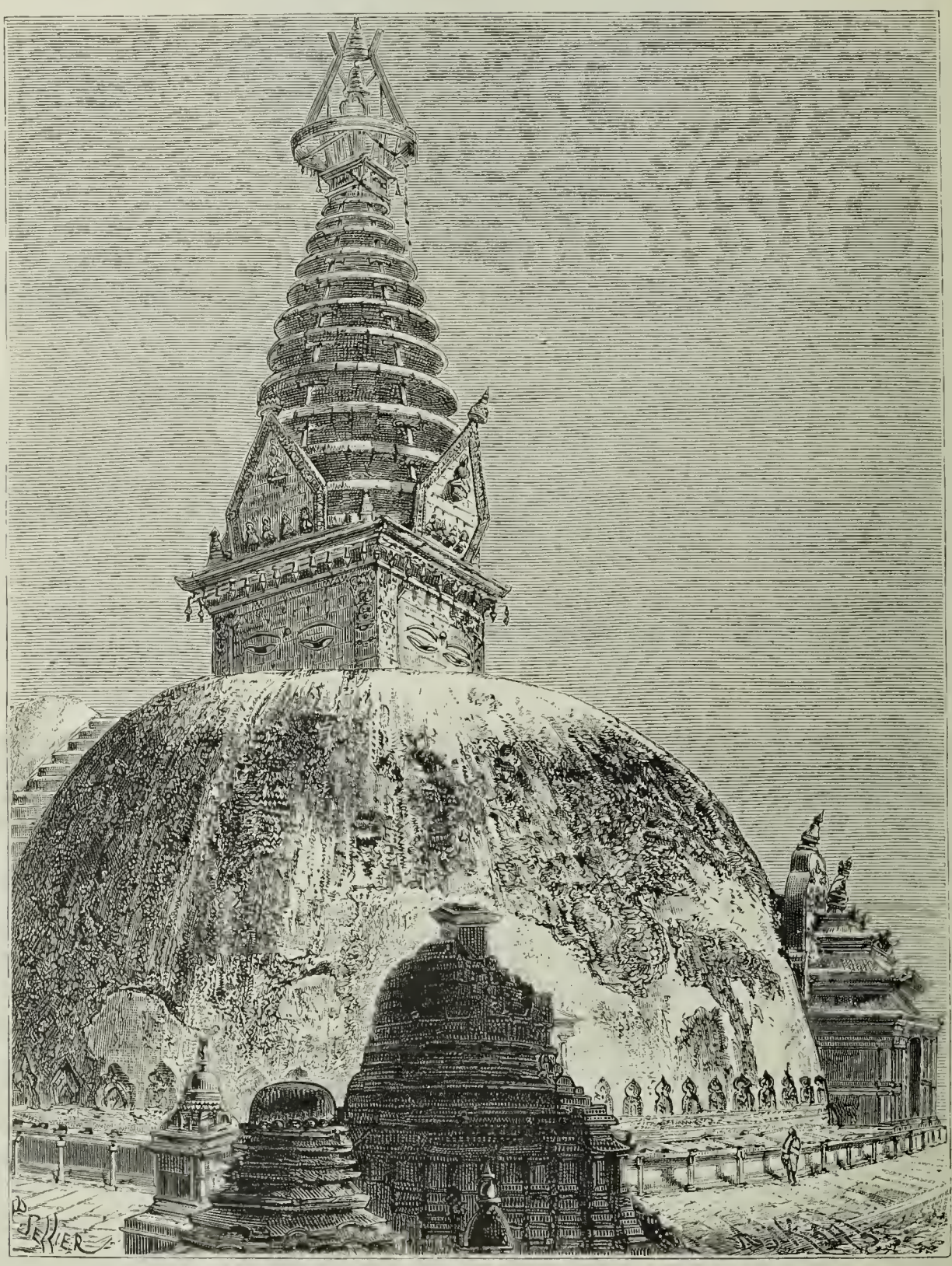
Wenn auch der Tempel ausschließlich buddhistisch ist, so fehlt es ihm doch auch nicht an brahmanischen Emblemen; so ist eine der Kapellen einer Göttin geweiht, welche ihre Verehrer gegen die Blattern schützt — ein in Nepal nicht seltenes Beispiel davon, wie die Statuen der Götter des indischen Pantheon friedlich neben denen Buddha's hausen, des Reformators, welcher die Existenz aller dieser Götter leugnete.

Die übrigen kleinen Bauwerke, welche den Tempel umgeben, sind Votiv- oder Weihkapellen zu Ehren irgend einer verehrungswürdigen Persönlichkeit; in einem der Häuser lebt auch eine Familie tibetischer Lamas, die seit undenklichen Zeiten mit der Bewahrung eines heiligen Feuers betraut sind, das als Symbol einer einst vom Himmel herabgestiegenen Gottheit verehrt wird und niemals erlöschen darf. Uebrigens stehen sämmtliche Tempel von Sambunath unter der religiösen Aufsicht tibetischer Lamas.

Nepal wird von einer großen Anzahl sehr verschiedener Stämme mit verschiedenen Sprachen bewohnt; dieselben sind theils tibetischen Ursprunges, theils Mischlinge zwischen Tibetern oder den ursprünglichen Landesbewohnern und Einwanderern aus verschiedenen Theilen Indiens. Letztere sind theils Radschputen, also die höchststehende indische Rasse, theils halbwilde Völkerschaften, ähnlich den Kohls in Tschota Nagpur und Orissa, gewesen. Zu den ersteren gehören die Gorkhas, zu letzteren die Sikkim benachbarten Stämme Nepals. Die große Masse der Bevölkerung des nepalischen Hochthales, in welchem alle großen Städte liegen, zerfällt in zwei scharf geschiedene Theile, die Newars, welche einst das Land beherrschten, und die Gorkhas, welche es gegen Ende des letzten Jahrhunderts eroberten. Dieselben bewohnten schon früher als ein kriegerischer Stamm das Land und halten sich für Abkömmlinge von Radschputen, welche einst, um der mohammedanischen Eroberung zu entfliehen, nach Nepal einwanderten. Sie sind offenbar von Hindu-Abstammung, aber nur wenige tragen keine sichtbaren Spuren tibetischen Blutes an sich. Gorkha bezeichnet übrigens keineswegs eine bestimmte Rasse, sondern Abkömmlinge von Individuen jeder Klasse und jeder Herkunft, welche im letzten Jahrhundert die nepalische Provinz Gorkha

verließen, um ihre Herrschaft über das ganze Land auszudehnen. Ihrem Ursprunge gemäß zerfallen sie in mehrere Klassen, deren oberste, die der Kschatrijas, aus der Verbindung von Radschputen mit Frauen des eingeborenen Stammes der Khus entstanden ist. Die Gorkhas bilden den Kern der nepalischen Kriegerbevölkerung, an welchen sich andere Tribus, Magars, Gurungs u. s. w. anschließen, bei denen der mongolische Typus viel mehr vorherrscht, als bei den Gorkhas. Diese sind es, welche hauptsächlich im englischen Heere Dienste nehmen und dort allgemein, aber ungenau, als Gorkhas bezeichnet werden.

Den eigentlichen Gorkhas, einem tapferen und kriegerischen Geschlechte, verdankt Nepal seine Vereinigung unter einem Herrscher. Sie geben und nehmen niemals Pardon, aber außer dem Kriegshandwerke verstehen sie nichts und wollen von Industrie, Ackerbau, Handel und Kunst nichts



Buddhatempel in Sambunath. (Nach einer Photographie des Dr. Le Bon.)

wissen. Ihre Religion ist der Brahmanismus, ihre Sprache, das Parbattia, ein mit tibetischen Wörtern gemischter Sanskritdialekt, der mit Sanskritlettern geschrieben wird.

Die Hauptmasse der Bevölkerung des Thales von Nepal bilden die Newars, welche Jahrhunderte lang von Radschahs aus ihrem Geschlechte regiert wurden; während dieser Zeit füllten sich die Städte des Landes mit merkwürdigen Denkmälern an. Die Newars sind, wie die Gorkhas, hauptsächlich durch Kreuzungen zwischen Hindus und Tibetern entstanden, nur daß bei ihnen das tibetische Element vorwiegt. Ihre Sprache, das Newari, unterscheidet sich stark vom Parbattia, obwohl es wie dieses eine Mischung von Sanskrit und Tibetisch darstellt; es ist die einzige Sprache Nepals, welche eine Literatur besitzt. Die kriegerischen Neigungen der Gorkhas gehen ihnen vollständig ab, aber dafür sind sie, was jenen fehlt, geschickt für Ackerbau, Handwerke und Künste; sie haben die merkwürdigen Tempel des Thales errichtet und mit prachtvollen Skulpturen ge-

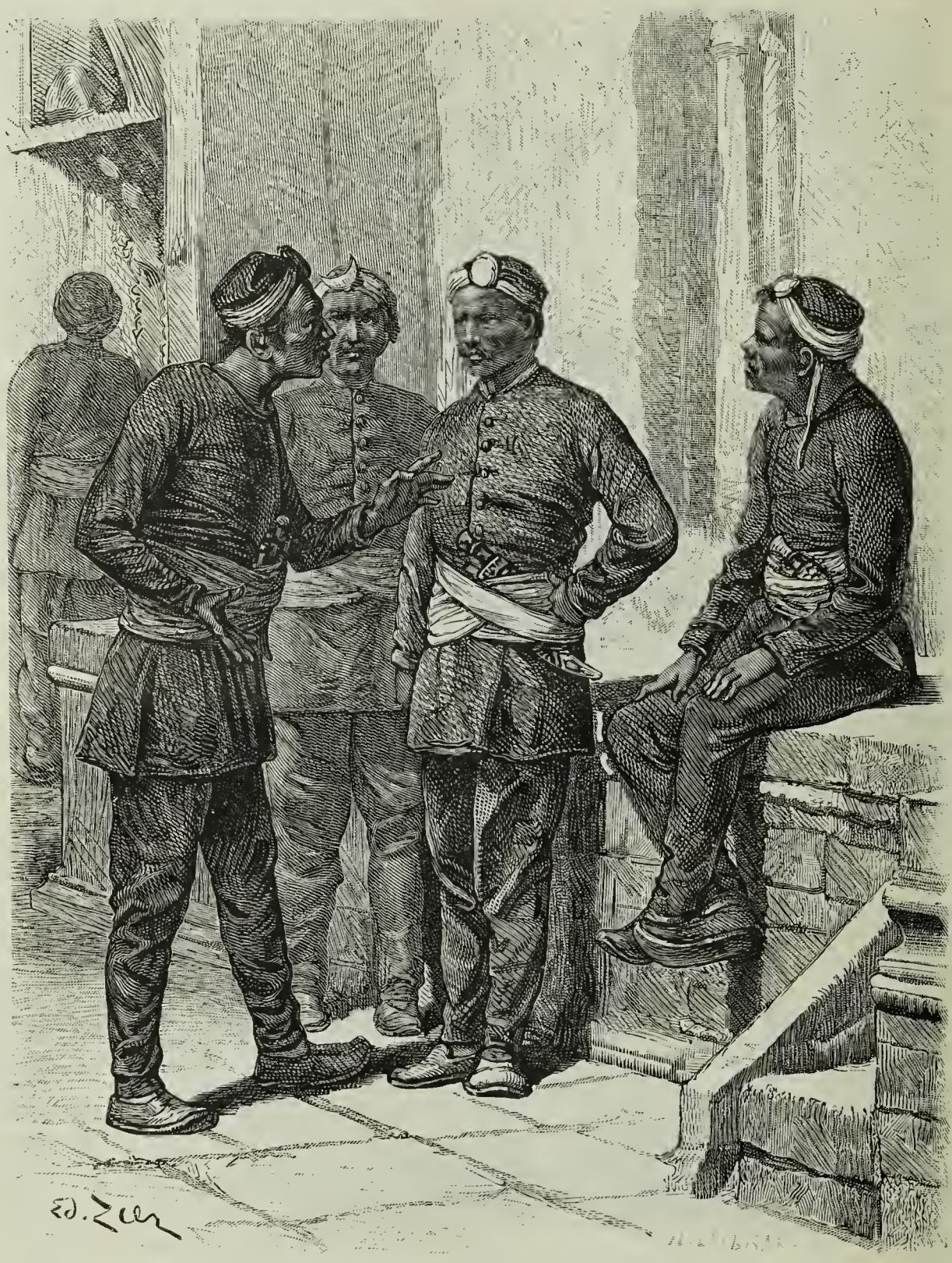
schmückt, und in der Holzschnitzerei stehen sie hinter keinem der Völker, welche heute Europa bewohnen, zurück. Leider finden diese Bestrebungen bei den gegenwärtigen Herren des Landes, den Gorkhas, nicht die geringste Unterstützung, so daß die Newar-Künstler allmählich aussterben, und es heute im ganzen Thale nicht über ein Dutzend geschickter Holzschnitzer giebt. Als Le Bon eine Holzsäule eines alten Tempels für das Pariser Museum kopiren lassen wollte, konnte er für kein Geld einen geeigneten Handwerker auftreiben, da die kleine Zahl derselben gerade von einem Landesbewohner beschäftigt wurde. Wenn der letzte dieser jetzt noch vorhandenen Holzschnitzer stirbt, wird mit ihm seine Kunst in Nepal erlöschen, was mit der Fertigkeit der Broncebearbeitung bereits geschehen ist. Auch die Architektur befindet sich im Verfalle; was das Land an hervorragenden Bauwerken besitzt, wurde vor Beginn der Gorkha-Herrschaft errichtet. Ein Drittel der Newars bekennt sich zur Hindureligion und verehrt den Siva, die beiden anderen Drittel sind Buddhisten.

Haben wir im Vorstehenden auf die Verschiedenheiten zwischen den beiden Stämmen hingewiesen, so haben sie doch auch zwei wesentliche Eigenschaften gemeinsam, nämlich die Religiosität und den Unabhängigkeitssinn. Die Nepaler sind vielleicht das religiöseste und abergläubischste Volk auf Erden; ihre Tempel und Priester sind zahlreicher, als in irgend einem anderen Lande, und den größten Theil ihrer Zeit füllen sie mit religiösen Ceremonien und Festen aus. Bei allen Ereignissen des Lebens spielen die Astrologen, die meist aus den Priestern genommen werden, eine wesentliche Rolle, und kein Nepaler unternimmt ein Geschäft oder eine Reise, ohne sich vorher den dafür günstigen Augenblick verkünden zu lassen. Dagegen steht ihre Moralität auf einer niedrigen Stufe; sie sagen niemals die Wahrheit, was bei einem Hindu doch wenigstens zuweilen vorkommt. Worin sie sich aber gänzlich von den Hindu unterscheiden, das ist ihr Patriotismus und ihr Unabhängigkeitssinn, welcher den Hindus fast ganz und gar abgeht, und den die Nepaler im höchsten Maße besitzen. Daraus entspringt ihr großes Mißtrauen gegen Fremde und das Verbot für dieselben, ihr Land zu betreten.

Von der Geschichte Nepals wissen wir vor dem Jahre 1300 nichts, als daß im ersten christlichen Jahrhundert der Buddhismus dort Eingang fand. Als Ala-ed-din 1306 Schittor eroberte, flohen die ersten Radschputen nach Nepal, denen 30 Jahre später andere aus Oudh und Kanudsch folgten; sie gaben Anlaß zur Entstehung des Gorkha-Volkes, welches in Nepal ein kleines, unabhängiges Fürstenthum bildete und dasselbe mehrere Jahrhunderte hindurch erhielt, bis es 1765 sich kräftig genug fühlte, die neben ihm bestehenden drei Newar-Reiche in Bhatgaon, Patan und Katmandu über den Haufen zu werfen und dann allmählich auch die zahlreichen, außerdem noch vorhandenen kleinen Fürstenthümer sich unterthan zu machen. Seitdem gab es nur noch einen einzigen Herrscher und eine einzige Hauptstadt, Katmandu. Wiederholt wurde später die Unabhängigkeit des Landes von seinen beiden mächtigen Nachbarn, China und den Engländern, bedroht; Nepal wurde auch einige Male besiegt, aber noch hat kein fremdes Heer seine Residenz erreicht. 1816 drang ein englisches Heer bis auf drei Tagemärsche von derselben vor und zwang die Nepaler zum Frieden, dessen härteste Bedingung die Aufnahme eines englischen Gesandten in Katmandu war. Wenn dies vielleicht auch den nepalischen Stolz verletzte, so war damit doch nur wenig erreicht; denn der Gesandte hat nicht das Recht, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen und hat kaum andere Befugnisse, als wie der Konsul einer fremden Macht in einer Stadt Europas. Sein einziger Gefährte während

Dschang Bahadur, einstiger erster Minister von Nepal.
(Nach einer Zeichnung des Mr. Wright.)

seines oft langjährigen Aufenthaltes ist ein Arzt; officiell darf er keinen Schritt außerhalb seiner Residenz machen, ohne von einer nepalischen Wache begleitet zu sein, welche angeblich zu seinem Schutze bestimmt ist, in Wahrheit aber sein Thun und Treiben überwacht. Die Residenz, von einer Abtheilung Sipoys behütet, liegt einige Kilometer von der Stadt und umschließt alles, was zum Leben nöthig ist, Bäckerei und Schlächterei einbegriffen — es gehört wahrhaftig der schweigsame und gestählte Charakter eines englischen Beamten dazu, um unter solchen Bedingungen nicht vor Langeweile zu sterben. Aber sie sterben nicht, diese Beamten, welche man auch außerhalb Nepals unter gleichgültigen oder feindlichen Völkern ganz isolirt lebend antrifft. Solche Einsiedler bewahren dabei die Sitten und die Lebensweise ihrer Heimath aufs Strengste und legen zu Tische Frack und weiße Binde an, wenn auch der einzige



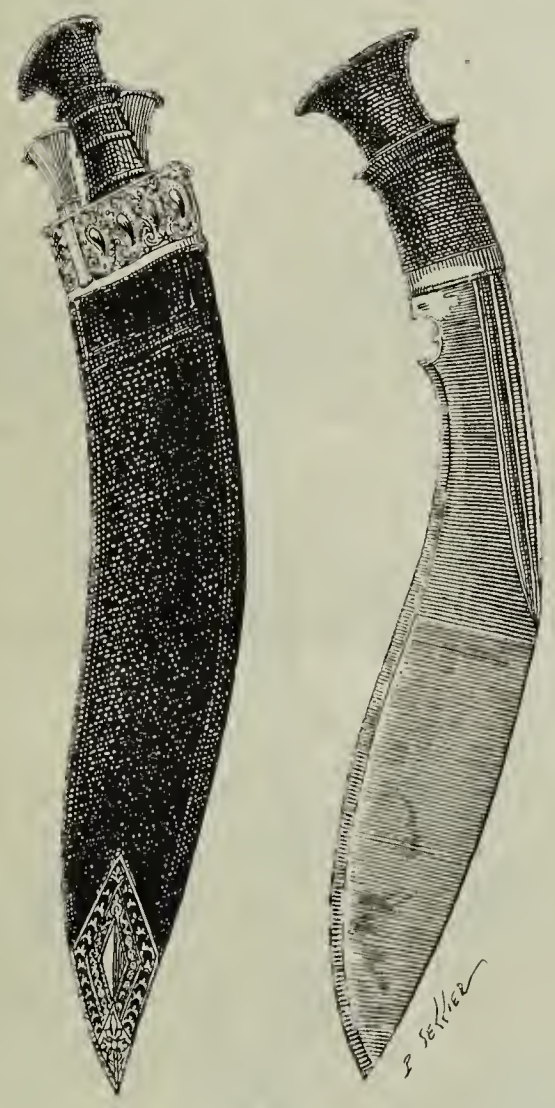
Nepalische Soldaten. (Nach einer Photographie.)

Tischgenosse ihr Bild im Spiegel an der Wand ist. Das genügt ihnen derart, daß viele dieser Beamten sich nicht ohne Bedauern von ihrem Amte und von Indien trennen. Kein Volk kann Schweigen und Einsamkeit so gut ertragen, als die Engländer.

Nepal ist eine absolute Monarchie; aber in Wahrheit ist seine politische Verfassung viel weniger einfach, als es auf den ersten Blick erscheint. Denn sie begreift Formen von sehr verschiedener Entwickelung, je nach der Gegend. In den meisten Thälern findet sich die einfache Stammesorganisation, daneben aber die merkwürdige Erscheinung, daß zwei Provinzen 1855 vom Kaiser seinem Minister Dschang Bahadur und dessen Erben mit absoluter Souveränetät geschenkt wurden. Noch heute besitzen die Söhne jenes Ministers dort den Titel Maharadschah (Großkönig) und das Recht über Leben und Tod. Die Autorität des Kaisers von Nepal ist übrigens rein nominell, da die oberste Gewalt vom ersten Minister ausgeübt wird, unter

dessen Befehlen ein aus den hervorragendsten Standesherren des Landes zusammengesetzter Rath steht. Dieser erste Minister ist allmächtig, was aber nicht hindert, daß er über kurz oder lang von einem Nebenbuhler ermordet wird. Von Nepal viel mehr als von Rußland kann man sagen, daß es eine durch Meuchelmord gemilderte absolute Monarchie sei. Dschang Bahadur aber entging diesem Geschicke, indem er jedem anscheinenden Mitbewerber schleunigst den Kopf abschlagen ließ oder dies nöthigenfalls auch eigenhändig besorgte und auf diese Weise sich länger als 30 Jahre an der Spitze erhielt und zuletzt eines natürlichen Todes starb. Er war sicherlich einer der merkwürdigsten Despoten, die Asien hervorgebracht hat, von überlegener Intelligenz und von großem Nutzen für sein Land. Er kannte europäische Verhältnisse, hatte London und Paris besucht und in Nepal wichtige Reformen eingeführt. Dabei war er von großer Stärke, ein ausdauernder Reiter, vermochte einen Panther mit einem Säbelhiebe in zwei Theile zu spalten und schlug ohne langes Federlesen verrätherischen Adeligen selbst den Kopf herunter. Zuletzt hatte er keine Feinde mehr, da er sie sämmtlich vernichtet hatte. Die wichtigen Staatsämter hatte er alle mit seinen Verwandten besetzt, und das wurde ihm nicht schwer, da er mehr als hundert Söhne besaß.

Während seiner langen Herrschaft prosperirte das Land und sein Reichthum wuchs; Kriege wußte er zu vermeiden, unterstützte England während des Sipoy-Aufstandes und gewährte gleichzeitig dem flüchtigen Nana Sahib Asyl; er gilt heute für die wichtigste historische Persönlichkeit des Landes.



Kukhri.
(Nach Originalen aus der Sammlung des Dr. Le Bon.)

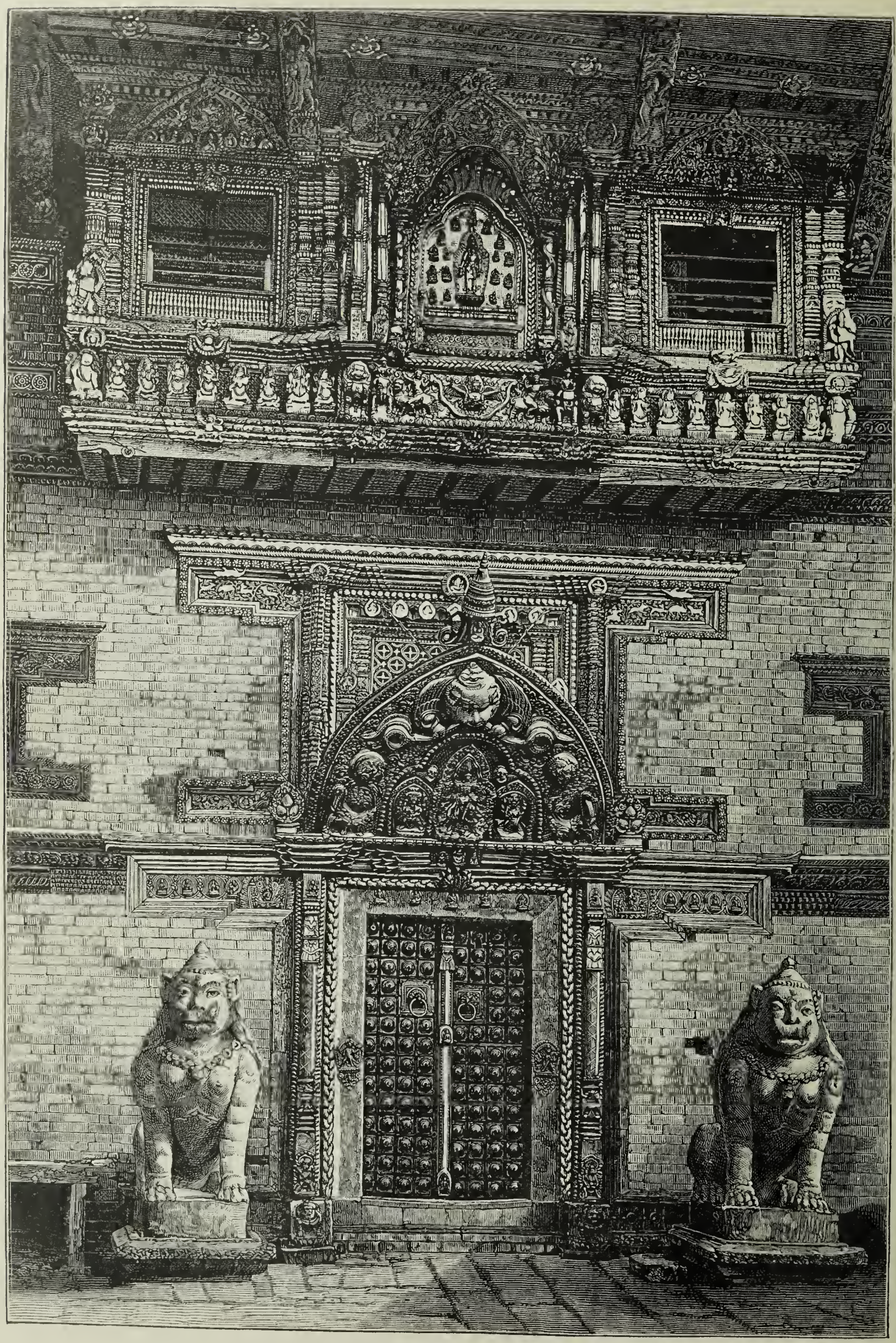
Handglocke aus einem buddhistischen Tempel in Nepal.
(Nach einem Originale in Dr. Le Bon's Sammlung.)

Obwohl Nepal ein Heer von insgesammt 32 000 Mann unterhält, so hat es doch keine sehr bedeutenden Einkünfte, nämlich etwa 20 Millionen Francs. Freilich will das in einem Lande, wo ein Mann täglich mit 30 Centimes gut auskommt, mehr heißen als in Europa. Das Heer wird hauptsächlich durch zeitweilige Ueberweisung von Staatsländereien ernährt, dafür aber der größte Theil der Einkünfte auf Beschaffung von Waffen, Kanonen, Uniformen u. s. w. verwendet. 16 000 Mann, in 26 Regimenter getheilt, bilden die reguläre, eben so viel die irreguläre Armee; die Uniform ist blau, die Kopfbedeckung besteht aus einem kleinen Turban. Von Reiterei giebt es, dem bergigen Charakter des Landes entsprechend, nur 100 Mann. Die Waffen sind etwas verschiedenartig und gehören verschiedenen Systemen an; aber jeder Soldat, wie überhaupt jeder Bewohner des Landes, trägt den Kukhri, ein großes, eigenthümlich geformtes Messer. Die Artillerie hat zahlreiche Berggeschütze, die meist im Lande selbst verfertigt worden sind.

Was dem an sich kleinen Heere aber besondere Tüchtigkeit verleiht, ist der Umstand, daß die Soldaten auswandern und sich für englisch-indische Regimenter anwerben lassen dürfen, wo sie europäische Schulung erhalten und zu den besten dortigen Truppen gehören. So erzogen und gedrillt, bilden sie einen Kern, der sich sofort in eine treffliche Armee umwandeln läßt, welche im Gebirge vorzügliche Dienste leisten und jedem feindlichen Einfalle trotzen kann. So hat Nepal von seinen Nachbarn nichts zu fürchten, wenn nicht etwa in Folge einer inneren Revolution irgend ein Häuptling englische Truppen herbeiruft und denselben Einlaß in die Hauptstadt verschafft.

Uebrigens dient das Heer nicht ausschließlich zu militärischen Zwecken, sondern wird dauernd zu öffentlichen Arbeiten und namentlich zur Ausbesserung der Wege — eigentliche Straßen giebt es nicht — verwendet.

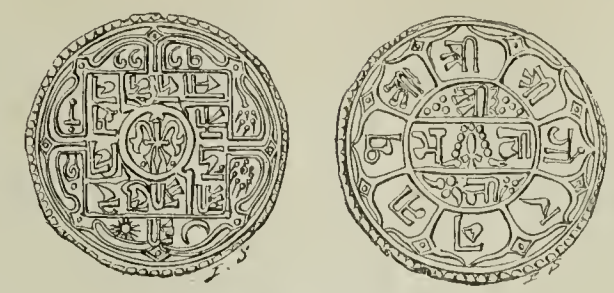
Ackerbau liefert den Nepalern ihren hauptsächlichsten Lebensbedarf; jede Familie besitzt einige Aecker, welche sie mit primitiven Instrumenten durchaus zweckentsprechend bebaut. Geschickt werden dieselben an den Bergabhängen terrassenförmig angelegt und bewässert und liefern meist zwei Ernten im Jahre, Getreide und Reis in der warmen Jahreszeit, Kartoffeln, rothen Pfeffer, Knoblauch, Radischen u. s. w. während der kalten. Die Industrie ist von geringer Bedeutung und beschränkt sich auf die Herstellung von wollenen und baumwollenen Stoffen, Papier, Gold- und Silberschmuck, Broncegötzen, eisernen Geräthen und Waffen; die Künstler in Bronce, Holz und Stein sind, wie gesagt, seitdem die Gorkha die Herrschaft führen, fast verschwunden. Auch der Handel ist geringfügig; auf dem Rücken von Menschen werden Reis, Getreide, Gummi und Gewürze nach Indien exportirt und dafür Stoffe, Metallwaaren, Salz und Luxusgegenstände eingeführt. Aus Tibet kommen auf nicht minder schwierigen Wegen Salz, Borax, Wolldecken, Moschus, Gold, Thee, Hammel, Gewürze und Edelsteine, dorthin ausgeführt werden Seiden- und Atlasstoffe und verschiedene kostbare



Broncethür im königlichen Palaste zu Patan. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Gegenstände, die aus Indien kommen. Da die Gorkhas sich nur mit dem Kriegshandwerke befassen, so liegen Handel und Industrie in den Händen der Newars und eingewanderter Kaschmirer, welche letzteren selbst europäische Waaren beziehen. In Lhassa giebt es eine Kolonie von 3000 Nepalern, welche den Handel zwischen Tibet und ihrer Heimath besorgen.

Den dritten Ort, welchen Dr. Le Bon in Nepal besuchte, war Patan, eine der früheren Hauptstädte des Landes, und sicher einer der merkwürdigsten Orte von ganz Asien. In ganz Europa, Nordafrika und Westasien findet sich keine phantastischere Architektur wie dort, kein packenderer Anblick, als die dortige Hauptstraße. Sind auch die Einzelheiten mitunter barbarisch, so ist die Gesammtwirkung doch um so blendender, und wenn die Abbildungen, welche wir in dieser und der folgenden Nummer aus Patan mittheilen, in dem Beschauer vielleicht nicht den gleichen Eindruck hervorbringen, so liegt das daran, daß ihnen die bunten Farben fehlen. Diese intensiv roth angemalten Paläste, deren Ziegel- oder Kupferdächer von Tausenden von Göttern und Göttinnen in den verschiedensten Farben getragen werden und deren von steinernen Ungeheuern bewachte Broncethore in hellem Lichte erstrahlen, spotten wahrhaftig jeder Nachbildung.



Nepalische Silbermünzen.
(Nach einem Originale in Dr. Le Bon's Sammlung.)

Patan ist eine Stadt von 40 000 Einwohnern südöstlich von Katmandu und scheint gegen das Jahr 300 u. Chr. gegründet worden zu sein. Die Straßen sind meist von Häusern aus Ziegelsteinen und Holz eingefaßt, deren Säulen und Fensterrahmen prachtvoll geschnitzt sind; der Platz aber, auf welchem der königliche Palast und ihm gegenüber die Tempel liegen, bietet unstreitig einen der malerischesten Anblicke in der Welt dar. Besonders zu beachten ist der Palast und dessen große Eingangsthür aus ciselirter Bronce (siehe Abbildung S. 134). Seit der Eroberung und Plünderung der Stadt durch die Gorkhas hat sie viel von ihrer Bedeutung verloren, und zahlreiche ihrer Monumente fallen in Trümmer. Die Tempel sind dort noch zahlreicher als in Bhatgaon; manche derselben sind mit Klöstern verbunden, welche aber seit lange ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen sind und heute einfach als Kaufmannsläden dienen. Es sind das übrigens zweistöckige Häuser, wie die anderen Wohnungen in der Stadt.

Die Bewohner der Andamanen.

III. (Schluß.)

E. M. Ueber ihre religiösen Vorstellungen müssen wir eingehender berichten, jedoch die Bemerkung vorausschicken, daß dieselben sich selbständig unter ihnen entwickelt haben. Man erklärt es für im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß sie ihre Legenden von Missionaren oder anderen Personen, welche vielleicht in früheren Jahren auf den Andamanen gelandet sein könnten, empfangen haben sollten, einmal nämlich, weil durchaus keine Ueberlieferung von derartigen Begegnungen besteht, dann aber wegen ihrer allem Fremden gegenüber in höchstem Maße abweisenden Haltung, die sie bis zum Jahre 1858 zum Schrecken aller Seefahrer machte, welche die benachbarten Meere befuhren. Hatten trotzdem zu irgend einer Zeit christliche oder mohammedanische Missionare sie besucht und Einfluß auf sie gewonnen, so wäre es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß deren Aufenthalt bei ihnen aber auch gar keine Spur zurückgelassen haben sollte. Diese Verwahrung ist sehr nöthig; denn so, wie sie mitgetheilt wird, bietet ihre Geschichte von der Schöpfung, dem Paradies und dem Sündenfalle so außerordentlich viele biblische Anklänge, daß der Gedanke, diese Legenden seien von außen her eingedrungen, ganz unwillkürlich entsteht.

Pu-luga, dem Schöpfer, werden folgende Eigenschaften beigelegt: seine Erscheinung ist Feuer, aber er ist jetzt unsichtbar. Er wurde nie geboren und ist unsterblich. Durch ihn wurden alle belebten und unbelebten Gegenstände, mit Ausnahme der bösen Mächte, geschaffen. Er weiß Alles, so lange es Tag ist, selbst die Geheimnisse der Herzen; durch bestimmte Sünden wird er beleidigt; er ist gütig gegen die, welche in Schmerz und Trübsal leben und gewährt ihnen manche Erleichterung. Er ist Richter, und jede Seele empfängt nach dem Tode ihr Urtheil von ihm; die Hoffnung, den Martern, welche der Sünde im Jenseits folgen, zu entgehen, beeinflußt die Handlungen der Inselbewohner in diesem Leben. Pu-luga lebt im Himmel in einem großen steinernen Hause mit einer Frau, die er für sich geschaffen, und vielen Kindern, lauter Töchtern mit Ausnahme des ältesten, der eine Art Erzengel ist und seinen Vater unterstützt. Der Schöpfer ißt und trinkt wie ein Sterblicher; er schläft in der trockenen Jahreszeit ziemlich viel, denn man hört seine Stimme (den Donner) dann nicht oft. Er giebt dem Menschen Nahrung und Beute; wiewohl er diejenigen, welche ihn erzürnen, nie mit dem Tode straft, kann er sich doch über ein schlecht zerlegtes Schwein so ärgern, daß er den Uebelthäter in die Macht der bösen Geister giebt, die denselben schleunigst expediren. Ueber die bösen Geister, wenigstens über die stärkeren derselben, besitzt er keine eigentliche Macht. Der gewaltigste derselben ist der Dämon der Wälder, der mit seinen Söhnen im Dschungel umherschweift, während Frau und Töchter zu Hause bleiben. Krankheit und Tod schleudert er gegen diejenigen, welche in seine Macht kommen. Ein anderer, unbeweibter böser Geist lebt in Ameisenhügeln; wiewohl er mit einem Messer bewaffnet ist, tödtet er wenigstens die Menschen nicht, wenn sie in seine Hände fallen. Der dritte endlich, Iuruwin, wohnt mit Frau und Kindern im Meere und ißt die Körper derjenigen, welche in dem nassen Elemente sterben oder nach dem Tode demselben anvertraut werden. Seine Waffe ist ein Speer und damit verwundet er diejenigen, denen er Böses zufügen will (Krampf). Dann giebt es noch eine

ganze Reihe von bösen Geistern, Nachkommen eines solchen, der schon vor der Sintfluth lebte. Diese ganze Familie ist namentlich den Leuten gefährlich, welche Schweinefleisch rösten oder braten, da der Geruch desselben den Mitgliedern derselben unangenehm ist; Pu-luga, der ebenfalls, wie wir gesehen haben, hinsichtlich der Zerlegung der Schweine Vorurtheile hat, hilft jenen zuweilen einen solchen Uebelthäter entdecken. Sie können übrigens nur am Tage strafen, da sie sonst aus ihrer weit von der Erde gelegenen Wohnung, die sie nicht verlassen dürfen, nicht im Stande sind, ihre Pfeile mit der nöthigen Sicherheit zu schießen.

Die Sonne ist die Gemahlin des Mondes, die Sterne, ihre Kinder, sind beiderlei Geschlechtes; ihr Haus steht etwas unter dem östlichen Horizonte. Frau Sonne führt ein ganz geordnetes Leben, aber der Herr Gemahl, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat, kann sich nicht an bestimmte Stunden binden. Beide gehen unter der Erde her nach Hause, wobei sie den armen Seelen im Hades leuchten. Die Mondphasen erklären die Andamanesen dadurch, daß der Mond der Kälte wegen einen Mantel gebraucht, den er nach und nach zurückschiebt. Bei einer Mondfinsterniß werden möglichst viele Pfeile unter lautem Lärmen abgeschossen; eine Sonnenfinsterniß erfüllt Alles mit furchtbarem Entsetzen. Die Welt hat die Gestalt einer flachen Scheibe und ruht auf einem Palmbaume, der mitten in einem Dschungel steht, welcher den ganzen Raum unter der Erde bedeckt; das ist der nur schlecht beleuchtete Hades, wohin Pu-luga die Todten schickt, um die Auferstehung zu erwarten. Sie bleiben dort in derselben Gestalt und dem Alter, wie sie das Leben verlassen haben, und die Seelen der Thiere und Vögel folgen ihnen, damit sie auch dort das Vergnügen der Jagd genießen können. Die Seelen der kleinen Kinder sitzen unter einem Feigenbaume. Alles dies wurde einmal vor langer Zeit einem Lebenden im Traume offenbart. Manche gehen auch nach dem Volksglauben, wenn sie die Erde verlassen, in allerlei Thiere über. Mit dem Hades besteht immer noch eine gewisse Verbindung; die Geister, die da wohnen, sind im Stande, denen, die ihrer gedenken, manchmal beizustehen.

Von der Erde führt eine Rohrbrücke, welche die Seelen überschreiten, nach dem östlichen Himmel, dem Paradies; darunter liegt ein anderer Raum, eine Art Fegefeuer, obwohl dieser Name nur uneigentlich gebraucht ist, da sie dasselbe für sehr kalt halten. Der Geist verläßt den Körper schon bei schwerer Krankheit und schwebt zwischen dem Kranken und dem Hades; nach dem Tode spukt er noch einige Zeit am Sterbehause und am Grabe; die Seele verläßt den Körper schon während des Traumes. Die Farbe des letzteren ist roth, die des Geistes schwarz, beide nehmen sie die Augen Anderer an, die Gestalt der Person, zu welcher sie gehören. Alles Böse geht von der Seele, alles Gute vom Geiste aus. Bei der Auferstehung vereinigen sich beide zu ewigem Leben auf einer neuen Erde; auch die Seelen der Bösen haben indessen eine Läuterung erfahren. Das ewige Leben wird nur eine Wiederholung des gegenwärtigen sein, aber ohne die Sorgen und Leiden desselben. Dieser Zustand wird eingeleitet werden durch ein großes Erdbeben, wobei die Erde ihren Stützpunkt verliert, alles Lebende vernichtet wird und die Todten auferstehen.

Vieles von den mitgetheilten Ueberlieferungen ist, wie man sagt, von älteren Mitgliedern entfernter Stämme berichtet worden, und der jüngeren Generation vielleicht unbekannt.

Nachdem Pu-luga die Welt erschaffen hatte, erschuf er einen Mann, der hieß Tô-mo; er war schwarz wie seine jetzt lebenden Nachkommen, aber viel größer und bärtig. Pu-luga setzte ihn in einen blühenden Garten, half ihm Feuer machen, wozu Frau Sonne auf die Erde kam. Auch Schweine gab der Schöpfer dem Menschen, die leicht zu fangen waren, da sie weder Nasen noch Ohren hatten. Als Tô-mo im Stande war, für sich selbst zu sorgen, wurde ihm auch eine Frau gegeben; aller der Geschenke des Schöpfers durfte er sich erfreuen, nur von einigen Früchten sollte er während des West-Monsuns nicht essen. Man lebte so recht glücklich, bis sich die Schweine so vermehrten, daß sie zur Last wurden; die Frau des ersten Menschen erdachte, um dem abzuhelfen, ein kluges Mittel: sie bohrte den Schweinen Löcher in die Nase und Ohren, so daß sie jetzt im Stande waren, ihre eigene Nahrung zu suchen, und darauf trieb man sie in das Dschungel. Jetzt aber entstand eine Schwierigkeit für die Menschen: sie konnten die Schweine, deren sie zu ihrer Nahrung bedurften, nicht mehr fangen. Da kam ihnen der Schöpfer zu Hilfe und lehrte sie Bogen und Pfeile verfertigen, auch mit dem Bau von Booten machte er sie bekannt und zeigte ihnen, wie man Fische fängt. Später besuchte er sie noch einmal — er wohnte damals noch auf dem Saddle Peak — und lehrte sie von dem rothen und weißen Thon Gebrauch machen, Netze flechten und andere nützliche Sachen mehr. Auch die Sprache empfingen sie (es ist dies die des südlichen und südöstlichen Theiles der Mittel-Andamanen, welche als der Stamm aller anderen Dialekte der Andamanen betrachtet wird). Durch einen glücklichen Zufall entstanden Baien und Buchten; Tô-mo harpunirte nämlich eines Tages ein Seeungeheuer, welches im Todeskampfe mit der Schnauze gegen das Land stieß und so dieselben hervorbrachte.

Tô-mo lebte sehr lange; schon waren seine Nachkommen so zahlreich, daß sie kein Unterkommen mehr finden konnten, da wanderten sie auf Pu-luga's Geheiß aus; er gab ihnen Alles, dessen sie bedurften, aber auch verschiedene Sprachen und nun zerstreuten sie sich über alle Länder. Der Stammvater der Menschen ertrank und wurde dann der Stammvater der Cetaceen; seine Frau, von einigen Enkelinnen begleitet, suchte ihn, doch das Boot schlug um und beinahe Alle verunglückten und wurden in Seethiere verwandelt.

Die Nachkommen des ersten Menschen erregten den Zorn Pu-luga's. Da schickte er eine große Fluth, welche alles Lebende vernichtete mit Ausnahme zweier Männer und zweier Frauen, welche sich in einem Canoe befanden. Als sie landeten, fanden sie Alles vernichtet, doch Pu-luga erbarmte sich ihrer, er rief die Thiere wieder ins Leben. Doch litten sie schreckliche Noth, da sie kein Feuer hatten; einer ihrer verstorbenen Freunde erbarmte sich über sie, er flog in Gestalt eines Vogels nach dem Himmel und versuchte einen Feuerbrand im Schnabel wegzutragen, ließ jedoch denselben auf Pu-luga fallen, welcher neben dem Feuer schlief. Darob gerieth der Schöpfer in Zorn und schleuderte das brennende Scheit gegen den Eindringling, traf ihn aber glücklicher Weise nicht; das Holz fiel auf die Erde und gereichte den Menschen, welche ihre traurige Lage bejammerten, zum Troste. Sie versuchten es nun, sich gegen Pu-luga zu empören, doch erkannten sie bald das Thörichte eines solchen Beginnens.

Es folgen noch eine Menge Legenden über die Verbreitung von Pflanzen und Thieren und über den Ursprung des Tatnirens, welche wir hier übergehen müssen, um nur noch zwei Ueberlieferungen mitzutheilen, welche sich auf zwei ungeheure Steine und die auf einem Felsblocke eingegrabenen Zeichen beziehen. Von letzteren nämlich wird behauptet, daß sie in Hieroglyphen, die jetzt nicht mehr entziffert werden können, die ganze Schöpfungsgeschichte enthalten. Die beiden Steine aber, heißt es, seien ungeheure Thiere, welche nach

der Insel geschwommen und dort im Moraste verzaubert seien; die Eingeborenen nennen sie u-chu und merkwürdiger Weise haben sie auch den von den Engländern nach Port-Blair geschafften Elephanten ohne Weiteres diesen Namen beigelegt.

Ueber das Entstehen von Tag und Nacht sind ebenfalls verschiedene Legenden im Umlaufe; eine derselben erzählt, daß Pu-luga, der den Menschen zürnte, weil sie eine Raupe getödtet hatten, ihnen die Nacht schickte. Auf den Rath eines Häuptlings fuhren sie aber ruhig fort zu tanzen und zu singen, so daß Pu-luga zu dem Glauben kam, daß er sie gar nicht einmal hart gestraft habe, weshalb er Tag und Nacht abwechseln und endlich auch noch die Nacht durch den Mond erleuchten ließ. Diese Legende scheint mit dem Umstande im Zusammenhange zu stehen, daß „Raupe“ und „Nacht“ durch dasselbe Wort bezeichnet werden.

Wir wenden uns nun dem gesellschaftlichen Zusammenleben der Andamanesen zu, insofern von einem solchen überhaupt die Rede sein kann. Mann und Frau haben ihren Antheil an der Arbeit, welche für die Haushaltung gethan werden muß, ohne daß letztere darum als die Sklavin des ersteren zu betrachten wäre; sie scheert die Köpfe, tatuirt, bereitet Schönheitsmittel und Trauerfarbe, verfertigt Schmuckgegenstände und einzelne Geräthschaften und besorgt die Küche zum größten Theile. Alle Leute, die nicht körperlich ungeschickt dazu sind, müssen auch im Interesse der Gesammtheit arbeiten. Züge der Gemeinde werden durch die Häuptlinge und Aeltesten angeordnet; hierüber werden die Frauen nie befragt, wiewohl sie während des Marsches die größten Lasten zu tragen haben, damit die Männer nicht etwa an dem freien Gebrauche ihrer Waffen verhindert sind, wenn sie unerwartet ein Wild austreiben. Die Kindererziehung liegt in den Händen der Eltern und ist der Natur der Sache nach sehr einfach. Kindermord ist ganz unbekannt, die Kindersterblichkeit ganz ungeheuer in Folge nachlässiger Behandlung.

Ueber die Kleidung läßt sich nur wenig sagen; wie alle Völker, deren Hülle mehr als bescheiden ist, suchen sie sich durch Schmucksachen und durch Tatuirung zu verschönern. Zum vollen Aufputze gehören: Büschel von Pandanusblättern am Hand- und am Knöchelgelenke; um den Kopf werden Blätter gewickelt, ebenso um den Leib; die Frauen tragen manchmal acht solcher Gürtel über dem Schurze. Wenn es nöthig ist, z. B. auf der Jagd, entledigen sich die Männer jeder Hülle mit Ausnahme eines kleinen Gürtels, der auch zur Aufnahme der nothwendigsten Geräthschaften dient.

Mit der Tatuirung sind keine besonderen Ceremonien verbunden; mit Ausnahme der nördlichen Stämme wird die Operation immer von Frauen vollzogen, die jedoch dafür keine Bezahlung empfangen, sondern sich mit dem Ansehen begnügen, welches ihnen ihre Kunstfertigkeit giebt. Die Operation wird bei den Kindern beiderlei Geschlechtes, selten nur später als im 8. Lebensjahre, begonnen, doch dauert es bis zum 16. oder 18. Jahre, ehe sie ganz vollendet ist; ausgeführt wird sie mit einem Quarzsplitter oder einem Stückchen Glas, welches zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten wird. Hals, Schultern, Rücken, Brust, Seiten, Unterleib, auch der obere Theil der Füße und die äußere Seite der Hände werden so geschmückt. Die verschiedenen Stämme haben verschiedene Muster für dieselbe; das Gesicht wird immer verschont. Außerdem wird der Körper bemalt, wozu drei verschiedene Farben dienen, die je nach der Gelegenheit anders gewählt werden, zum Theil werden die Grundstoffe über die Haut vertheilt, zum Theil in mehr concentrirter Form zur Darstellung von Zeichnungen verwendet.

Absichtliche Deformationen sind unbekannt, doch rufen die Frauen solche hervor, indem sie die Lasten, welche sie tragen, an der Stirn befestigen; 40 Pfund sind etwa die Last, welche eine Person fortschafft, doch haben sie weder Gewichte noch Maße (wie z. B. Nagel, Fingerglied, Finger, Spanne oder Schritt); kleine Gewichte vergleichen sie mit einem Samenkorne, größere mit dem Steine einer Frucht. Sie zählen nur bis zwei, höher hinauf bis zehn zählen sie mit Hilfe der Finger, ohne jedoch besondere Zahlwörter zu gebrauchen; die Anwendung anderer Hilfsmittel (Kerbholz, Knoten in einem Stricke, Samenkörner) ist ganz unbekannt. Kleine Abstände vergleichen sie mit einem Bogenschusse, größere mit einer Tagereise, die sie zu etwa 18 engl. Meilen annehmen. Den Tag theilen sie, wenn sie recht genau sein wollen, in 13 Abschnitte. Hilfsmittel zur genaueren Bestimmung derselben (Sonnenuhr) besitzen sie nicht; da sie nicht zählen können, sind sie nicht im Stande, die in einem Jahre stattfindenden Mondkulminationen anzugeben. Das Jahr besteht aus drei Abschnitten, der kühlen Zeit, der heißen Zeit und der Regenzeit, die sie wieder in 20 Unterabtheilungen, benannt nach den in denselben zur Blüthe kommenden Pflanzen, trennen. Sie unterscheiden die vier Mondphasen, sind mit dem Einflusse derselben auf die Tiden bekannt; die Hauptpunkte des Horizontes nennen sie „Erscheinen“ und „Verschwinden“ und „Einsamer Platz“ (Süd); die Bedeutung des für Norden gebrauchten Wortes ist verloren gegangen.

Die Winde unterscheiden sie nach den dazwischen gelegenen Richtungen; für Nordostwind haben sie die Bezeichnung „des Schöpfers Athem“, weil er aus der Richtung kommt, wo die Brücke liegt, welche die Erde mit dem Paradiese verbindet. Noch wäre hier zu bemerken, daß sie drei verschiedene Arten von Wolken (cumulus, stratus und nimbus) durch Namen unterscheiden. Von den Sternen hat nur der Gürtel des Orion, sowie die Milchstraße, einen besonderen Namen; letztere heißt „der Weg der Engel“.

Lange ehe die Europäer dorthin kamen, haben schon Malayen, Barmanen und Chinesen diese Inseln besucht und, wie es heißt, eßbare Vogelnester und Trepang dort eingehandelt; wahrscheinlicher ist es jedoch, daß die fremden Handelsleute die Waaren einfach weggenommen haben; überdies entführten sie viele Eingeborene, um sie als Arbeiter zu gebrauchen. Selbst jetzt noch enthalten sich die Eingeborenen aller eigentlichen Handelsgeschäfte, sie betrachten den Tauschhandel, den sie in der englischen Niederlassung treiben, doch im Grunde als bloßes Auswechseln von Geschenken, obwohl sie dabei ihren Vortheil nicht aus den Augen verlieren. Am empfänglichsten würden sie wohl für Branntwein sein, den man ihnen jedoch beinahe gänzlich vorenthält; sonst geben sie Hunden, Eisen, Flaschen, Tabak, Pfeifen und Zündhölzchen den Vorzug. Die Leute aus dem Dschungel tauschen gern Eisen und Muschelgeräth gegen selbst verfertigte Gegenstände ein. Da sie im Allgemeinen mit ihren Sachen sehr nachlässig umgehen, ist es schwer, bei ihnen Erzeugnisse einer früheren Generation zu finden. Allerdings wird insofern eine Ausnahme gemacht, als bei einem Todesfalle der nächste Blutsverwandte, mehr jedoch aus einem Gefühle der Pietät, von dem persönlichen Eigenthume des Verstorbenen Besitz ergreift. Als solches betrachtet man hauptsächlich die Waffen und Geräthschaften zum Fischfange, während Kochtöpfe, Canoes und Anderes mehr oder weniger als Gemeindeeigenthum gilt.

Vor der Ankunft der Fremden war Ackerbau unbekannt; auch jetzt, nachdem sie doch Gelegenheit gehabt haben, die Vortheile, welche gut betriebene Landwirthschaft abwirft,

kennen zu lernen, scheinen sie durchaus nicht geneigt, sich der damit verbundenen Mühe zu unterziehen, wozu allerdings wohl der Umstand beiträgt, daß sie hauptsächlich Gefangene bei derartigen Arbeiten beschäftigt sehen. Sie geben am liebsten ihrer Neigung zur Jagd nach, wobei sie sich seit 1865 auch der Hunde bedienen, die sie sehr gut behandeln, ja manchmal ihre Kinder nennen. Dieselben erwidern diese Zuneigung und suchen sie durch große Bissigkeit gegen Fremde zu beweisen. Mit der Jagd verbindet sich der Glaube an gewisse Vorzeichen, wogegen der Glaube an märchenhafte Thiere unbekannt ist.

Die Nahrung der Andamanesen ist viel genügender, als man manchmal geglaubt hat; die Ansicht, daß sie Mangel leiden, muß vielleicht dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie Mancherlei genießen, was der Europäer verschmäht, jedoch ist dieser Maßstab unrichtig. Man hat häufig gesehen, daß sie eine Hand voll gekochter Larven oder Käfer mit sichtlichem Wohlbehagen verspeisten, während sie Gerichte von Schweine- oder Schildkrötenfleisch unberührt stehen ließen. Etwa ein Drittel der Nahrung ist vegetabilisch, der Rest wird durch alle möglichen Vertreter der Thierwelt geliefert. Sie begnügen sich mit zwei Hauptmahlzeiten, einem Frühstück und einem soliden Abendessen; in der Zwischenzeit nehmen sie auch einige Nahrung zu sich und, wenn sie längere Jagdzüge unternehmen, führen sie gewöhnlich die nöthigen Vorräthe mit sich. Durchschnittlich scheinen sie mehr Nahrung zu gebrauchen, als die Bewohner Indiens, etwa drei bis vier Pfund täglich. Bei außergewöhnlichen Veranlassungen vermögen sie ganz erstaunliche Massen von Lebensmitteln zu vertilgen. Das Fleisch wird mit den Zähnen gefaßt und das gefaßte früher mit einem scharfen Bambu, jetzt häufig mit einem Messer abgeschnitten. Sehr gewandt öffnen sie die Muscheln und Austern, die sie früher kochten, jetzt scheint sich dieser Gebrauch auf die Bewohner der kleinen Andamanen zu beschränken. Im Ganzen muß man sich über die Mannigfaltigkeit ihres Speisezettels wundern und auch der Bereitung der Speisen widmen sie größere Aufmerksamkeit, als man von Menschen in ihrem Zustande erwarten sollte.

Natürlich giebt es bei ihnen auch viele Dinge, welche Tabu sind, sei es immer oder nur unter besonderen Verhältnissen oder endlich für bestimmte Personen. Auch im Umgange bestehen manche Beschränkungen, z. B. liebt man es nicht, von den Todten zu sprechen, namentlich nennt man in der ersten Zeit nach dem Ableben nicht gern ihren Namen.

Wenn mehrere Stämme einander besuchen, kommt es manchmal zu Streitigkeiten, die häufig einen bösen Ausgang haben, da einem Verwundeten gewöhnlich auch gleich der Gnadenstoß gegeben wird. Der Gefallene wird nicht verstümmelt. Auf der Jagd bedienen sich die Andamanesen der Bogen und Pfeile, jetzt auch wohl des Eberspeeres; die Spitze der Waffe wird nie vergiftet. Der Gebrauch des Bogens erfordert eine gewisse Uebung, die größten $5^1/_2$ bis 7 Fuß langen Waffen dienen nicht zum wirklichen Gebrauche, sondern nur zum Prunke; im Ganzen kennt man fünf verschiedene Sorten von Bogen. Die Pfeile werden möglichst gerade gebogen, die Spitze mit Sorgfalt befestigt, die Schußweite beträgt 40 bis 50 Yards, obwohl noch auf den doppelten Abstand ein $1^1/_2$ Zoll dickes Brett von der Pfeilspitze durchbohrt wird. Wie es scheint, haben sie keine Neigung, ihre Waffen gegen solche von fremdem (europäischem oder indischem) Ursprunge zu vertauschen. Auch bei dem Schildkrötenfange zeigen sie große Geschicklichkeit; gewöhnlich werden dieselben gespeert; Angeln verschmähen sie, doch machen sie bei dem Fischfange zuweilen Gebrauch von dem Samen einer Pflanze, welcher, auf das Wasser gestreut, die Fische betäubt. Ihre Boote stehen hinter denen der Nikobaren zurück, sie erreichen nur etwa die halbe Schnelligkeit eines europäischen Bootes. Als Anker dient ein schwerer Stein.

Wiewohl die Andamanesen ihre Waffen und Geräthschaften mit allerlei Mustern schmücken, suchen sie doch nie Menschen- oder Thierfiguren nachzuahmen. Am meisten zeichnen sie sich durch die ganz aus freier Hand verfertigten Töpferwaaren aus; der Inhalt eines Topfes beträgt vier bis fünf Liter, doch giebt es auch größere, welche etwa zehn Liter Inhalt haben; das Glasiren derselben ist ihnen unbekannt. Steine werden als Hammer und Ambos verwendet, viele Kleinigkeiten aus Bambu, Rohr und Muscheln verfertigt. Wiewohl ihnen die Bearbeitung des Eisens nicht mehr fremd ist, haben sie den Gebrauch von Steingeräthschaften durchaus nicht ganz aufgegeben, jedoch soll Stein nie zu Pfeilspitzen, Aexten und Meißeln verwendet worden sein. Bei ihren Zusammenkünften vergnügen sich die Männer mit allerlei Spielen und Wettkämpfen, jedes Fest aber wird noch mit Tanz und Gesang gefeiert, woran beide Geschlechter sich betheiligen. Sie bewegen sich in vorgeschriebener Haltung über den Platz, auch Solotänzer treten auf, wozu die anderen den Chorus machen. Die Musik ist an sich nicht unangenehm, sie wird nur durch den Mangel an Abwechslung ermüdend. Nach dem Feste werden Freunde und Verwandte besucht und nach dem üblichen Austausche von Geschenken unter vielen Thränen Abschied genommen.

Wir haben in dem Vorhergehenden Manches übergehen müssen, hoffen aber durch das Mitgetheilte manchem Leser Anregung gegeben zu haben, sich mit dem Buche Man's noch eingehender bekannt zu machen.

Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen.

[Nach Andreas Petscherski's (Paul Melnikow's) „Aus den Wäldern", Sittenschilderungen aus den Wildnissen jenseits der Wolga.]

Mitgetheilt von **N. v. Seidlitz.**

„Der Tod steht zu meinen Häupten. Segnet mich schneller mit dem großen elterlichen Segen in den Tod und rufet die Anderen . . . Ich will mich von Allen verabschieden", sagte die sterbende Jungfrau zu den an ihrem Krankenbette stehenden Eltern.

Nachdem die Mutter die vorschriftsmäßigen sieben Verbeugungen gemacht, nahm sie andachtsvoll aus dem Heiligenschreine das Bild der Mutter Gottes heraus und reichte es dem Manne. Dieser segnete die Tochter, auf ihn folgte die Mutter. Dann traten alle Hausgenossen in das Zimmer

mit den großen Fenstern. Und Alle beschenkte Nastia mit ihrem letzten Gruße.

„Theures Väterchen, verabschieden wir uns nochmals ...“, sagte die Tochter mit schwindender Stimme.

„Ruhiger, ... sie verscheidet“, flüsterte Jemand, nachdem alle überflüssigen Leute entfernt worden, und Vater und Mutter nochmals die Tochter gesegnet hatten.

Die Schaffnerin zündete die Kerzen vor den Heiligenbildern an und ging mit der Nonne hinaus ... Alle sahen sich an, errieth es. .. Die Mutter setzte sich zu Häupten der Tochter und weinte. Der Vater kreuzte die Hände über einander und wandte kein Auge vom Antlitze seines Kindes.

Die Schaffnerin trat ein. In der einen Hand trug sie ein Glas mit Wasser, in der anderen ein Gefäß mit glühenden Kohlen und Weihrauch. Das Glas stellte sie aufs geöffnete Fenster, damit die Seele etwas habe, um sich abzuspülen, wenn sie zum Himmel fliegt. .. Das Räucherfaß schwenkte sie der Sonne nach (von rechts nach links) dreimal vor den Heiligenbildern, dann über dem Haupte der Sterbenden. Es trat eine Nonne ein und zu den Heiligenbildern tretend, begann sie mit gedämpfter Stimme den „Kanon zum Scheiden der Seele“ zu lesen.

Leiser und seltener athmete Nastia auf ... Bald ward sie ganz still.

Im selben Augenblicke begann unerwartet eine Bachstelze zart und traurig ihr Lied; voller und lauter erklang unter dem Himmelszelte das freie Lied der Lerche ... Ein stiller Windeshauch wehte ins Zimmer herein und bewegte leicht flatternd die aufgezogenen Fenstervorhänge.

„Betet“, sagte, nach Allen sich umschauend, die Schaffnerin, — „Engel sind die Seele abzuholen gekommen.“ Und Alle bekreuzigten sich in tiefem Schweigen andächtig.

Die Schaffnerin zündete ein Wachslicht an und solches in die Hand der Sterbenden legend, befahl sie einem Mädchen, es zu halten.

Tiefer athmet Nastia auf .... Nochmals stiller .... Noch ... und der Athem hatte ganz aufgehört.

Die Schaffnerin zog die Nonne am Aermel. Sie hörte zu lesen auf.

Fünf Minuten lang währte ein tiefes Schweigen .... Zu hören war bloß das traurige Singen der Bachstelze am Boden und das heitere Lied der in den Lüften flatternden Lerche.

Die Schaffnerin beugte ihre Wange an die erkaltenden Lippen der Verstorbenen und sprach zur Mutter:

„Sie ist verschieden.“

Es erhob sich die Mutter von ihrem Stuhle. Sie schloß der Tochter die Augen zu und, sie bekreuzigend, sprach sie still: „Lebe wohl, mein theures Töchterchen, erwarte mich! ...“ Und ein Schreien und Wehklagen erhob sich im ganzen Hause ... Das Weinen übertönte das traurige Lied der Bachstelze und den Himmelssang der Lerche ...

Mit Mühe trieb die Schaffnerin Alle aus der Todesstube hinaus. Mit der Nonne und einem Mädchen allein geblieben, begann sie Nastia „zur Heiligen“ anzurichten, die neuverschiedene Magd Gottes, das Fräulein Anastasia, zu waschen, zu kämmen und zu kleiden.

Kaum hatten die Weiber die Leiche gewaschen, so nahm die Schaffnerin der betrübten Hausfrau die Schlüssel von den Truhen ab und holte alles zur Beerdigung Nöthige heraus. Den Mägden gab sie ein Stück Kammertuch, um das Leichengewand zu nähen, zuvor aber mußte die Mutter selber die ersten drei Stiche thun. Sei es, zur Hochzeit das Mädchen herzurichten oder in den Sarg zu legen — jede Naht begann die Mutter selber — so pflegte man es in Rußland zu halten ...

Hervor holte die Schaffnerin neues Leinen, der Verblichenen die Füße einzuwickeln, ein neues ungebrauchtes Handtuch ihr in die Hände zu thun, auf daß sie etwas habe, am Tage des letzten Gerichtes den Schweiß vom Antlitze abzutrocknen. Sie wuschen, kämmten die Verstorbene. Sie thaten ihr ein reines Hemd an, hüllten sie in das Leichengewand ein, umwanden sie mit neuem langgeschnittenem Leintuche und legten sie in der Gebetsstube auf den Tisch ... Zuvor aber hatten sie auf diesen Tisch Stroh gethan und solches mit einem Laken bedeckt. Da kein Brokat sich vorfand, ward ein vorräthiges Stück himmelblauen venetianischen Sammetes genommen; den Sammet bewahrte man zu Nastia's Aussteuer auf. Auf ihn nähte man nun ein großes achtzinkiges Kreuz mit dem Speere, Stecken und Fußbrette aus und bedeckte damit den Leichnam. Die Nonne holte aus dem Bücherschreine einen papiernen Gebetkranz alten Moskauer Druckes mit dem aufgeschriebenen Gebete „Heiliger Gott“ hervor, die Mutter that diesen Kranz auf die erkaltete Stirn ihres Töchterleins. Sie zündete die Lichter vor allen Heiligenbildern an, stellte die Leuchter mit den Stangenlichtern um den Leichnam herum, und die Nonne begann, nachdem sie die Heiligenbilder und die Verblichene mit dem Räucherfasse umschwenkt hatte, die Psalmen zu lesen.

Die Schaffnerin nahm selber das Maß zum Sarge, selber trug sie auch das Bett der Verstorbenen in den Hühnerstall hinaus, damit die Hähne dasselbe drei Nächte lang umkräheten ... Nachdem sie damit fertig geworden, heftete sie von außen an das Fenster, zu welchem die Seele der Verstorbenen hinausgeflogen war, ein reines Handtuch an und rührte das Glas mit dem Wasser auch nicht von seinem Flecke. Kehren doch die Seelen der Verschiedenen sechs Wochen lang auf die Erde und fliegen bis zur Beerdigung zum Orte zurück, wo sie vom Körper geschieden. Und jedes Mal wäscht die Seele sich, trocknet sie sich hier ab.

Auch das ordnete die Schaffnerin an, daß sich zur Beerdigung möglichst viel Mägde einstellten. Jugend muß durch Jugend wie unter die Haube, so zu Grabe geleitet werden. Deswegen sandte man Knechte in die umliegenden Dörfer nah und fern herum, alle Mägde zusammen zu rufen, daß sie Nastasia Patapowna zu ihrer ewigen Heimath geleiteten. Allen Mägden waren Geschenke zubereitet, der zu einem Tuche, jener zu einer Schürze oder zu einem Bande in den Zopf. Jenseits der Wolga gilt der Brauch, auf Beerdigungen von Jungfern wie auf einer Hochzeit Geschenke zu vertheilen.

Die Schaffnerin vergaß auch nicht, nach Klageweibern zu schicken. Da es nicht dazu gekommen war, Nastia's Hochzeit zu feiern, muß man deren Beerdigung so groß herrichten, daß sie den Leuten auf lange im Gedächtnisse verbleibe .... Die Schaffnerin sandte eine Fuhre 40 Werst weit in ein Kirchdorf, um von dort das berühmte Klageweib[1]) Ustinia Klestschicho zu holen, die im ganzen Landstriche jenseits der Wolga wegen ihrer Klagelieder, Beschwörungen und Hochzeitsgesänge berühmt war ... Ein wahres Goldweib war diese Klestschicho. Wird eine Hochzeit gefeiert, und sie führt den Reigen an — gehen graubärtige Alte hockend tanzen; beginnt sie den Klagesang — fängt ein

---

[1]) Die Plakuschi, Platscheji oder Woplennizy sind Weiber, die dazu gedungen werden, Besprechungen herzusagen und die alten Klageweisen auf den Leichenfeiern, bei den Seelenmessen und Hochzeiten vorzutragen.

Herz von Stein zu schluchzen an . . . Außer der Ustinia rief die Schaffnerin noch sechs Klageweiber zweiten Ranges, damit die ganze Bestattungsfeier nach Sitte und Ordnung, wie es von den Vätern und Großvätern verordnet worden, erfolge.

Indessen zimmerten auf der Straße vor dem Hause des Patap Maximowitsch sieben Hauswirthe Kiefernbretter zur Domowina, dem Sarge, zusammen[1]). Nachdem sie den Sarg hergerichtet, trugen sie ihn in die Hausflur hinein und beschlugen ihn mit hellrothem Sammet mit Posamenten, die Hobelspäne und Klötze sammelten sie sorgfältig auf und händigten sie der Schaffnerin ein. . . . Sie selbst trug sie zum Dorfe hinaus und ließ sie mit einem Gebete auf das strömende Wasser los, — sie in den Bach werfend. Bewahre der Herr, wenn irgend ein kleines Ueberbleibsel des Sarges ins Feuer geriethe — heiß würde es dem Verstorbenen in jener Welt werden. . . . In den Sarg des Mädchens breitete man wie unter das Brautbett Roggengarben und beschlug dann das ganze Innere mit neuem weißem Leinzeuge.

In den Sarg that man duftende Vogelkirschreiser (Prunus Padus L.) und umgab das Haupt der schönen Jungfrau mit seltenen Blumen.

Aus einem Kloster der Altgläubigen war der Chor von Kirchensängerinnen verschrieben worden — Alles Freundinnen der Verstorbenen, die mit ihrer Schwester im selben Kloster erzogen worden war.

Hunderte von Lichtern brennen im Kirchenleuchter und auf anderen Leuchtern im Gebetraume des Vaters der Todten. In Wolken steigt der blaue Weihrauchdampf empor; gedämpft, traurig singen die Sängerinnen die Trauerlieder des Beerdigungskanons. Zu Häupten des Sarges steht im langen Kirchenornate, das Antlitz bedeckt vom schwarzen Krepp-Chemiset, die Aebtissin Taïsa, die Tante der Verblichenen — sie celebrirt den Trauergottesdienst. Herum stehen Verwandte und fremde Weiber, alle in schwarzen Sfarafanen, mit Tüchern von weißem Leinen auf dem Kopfe . . . .

Der Kanon war zu Ende gesungen. Die Stimme der Vorsängerin erbebte, als sie den Sang des Abschiedsliedes: „Kommet, geben wir den letzten Abschiedskuß“ anhub. . . . Als erster kam der Vater Abschied nehmen. Drei Fußbeugungen vor den Heiligenbildern thuend, trat er langsam an den Sarg heran, bekreuzigte dreimal die Verstorbene, legte seine Lippen an die erkaltete Stirn, trat zurück und grüßte die Tochter bis an den Boden. . . Als er nun aber aufstand und ihr Todtenantlitz anschaute, erzitterte er ganz und stieß in einem Anfalle von Verzweiflung hervor:

„Mein leibliches Kind! . . .“

Nach dem Abschiedskusse trug man die Mutter besinnungslos auf den Händen aus dem Betramme hinaus.

Das Abschiednehmen war zu Ende. Aus dem Hause trug man den Sarg auf Leinentüchern hinaus und ihn auf den schwarzen Odior[2]) stellend, trug man ihn zwei Werst weit bis auf den Kirchhof hinaus.

Dem Zuge voran ging ein Junge von 14 Jahren, im schwarzen Tuchkaftan, mit zwei über beide Schultern ins Kreuz gebundenen Handtüchern. In den Händen trug er in großem Batisttuche das Heiligenbild, mit welchem die Verstorbene eingesegnet worden war, in seiner goldenen Bekleidung (Risa) funkelnd unter den Strahlen der Mittagssonne.

Da schreiten die Chorsängerinnen des Klosters hin, sanft singend: Christus erstand von den Todten, durch seinen Tod zertrat er den Tod. . .

Da tragen vier Männer auf ihren Schultern die Todtenbahre dahin. . . Von den mäßigen Schritten der Träger schwankt der Sarg ein wenig und bewegt sich auf ihm die Decke von himmelblauem Sammet.

Dann folgen die gramgebeugten Verwandten und Freundinnen — dahinter ein bunter Haufen von Männern, Weibern, Kindern, viel, viel Volkes. . . . Es ertönen die lauten, packenden Gesänge der Klageweiber:

Thue kein Hehl, sag' es, meine Schwalbe,
Was, mein Schwälbchen, dich erschrecken machte?
Warum du dich zum Grabe anschicktest?
Wohl erschrakst du, meine Schwalbe,
Daß nun lauter Thränenjahre kamen,
Alles junge Volk sich voller Trug erwies,
Alle Junggesellen nun gewissenlos sind.

Die Todtenklagen (pogrebal'nye plätschi) tragen den Stempel des fernsten Alterthums. Es ist dieses ein altes Ceremonial, die Reste der altrussischen Todtenfeier (Trisna), bei deren Celebrirung die dem Verstorbenen Nahestehenden, besonders Weiber, mit großem Weinen weinten. Allerwärts in ganz Rußland erhielten sich diese Lieder — ein Ausfluß der von schwerem Kummer gebeugten Seele. Von Hörensagen gingen diese Lieder im Laufe der Jahrhunderte von einem Geschlechte zum anderen über, trotz des Verbotes der Kirchenhirten, heidnische Klagen über christlichen Leichen anzustimmen. . .

Nirgends erhielten sich diese Nachklänge des Alterthums so sehr als in den Wäldern jenseits der Wolga und überhaupt im Norden, wo aus Mangel an Kirchen das Volk weniger als in anderen Gegenden dem Einflusse der Geistlichkeit unterlag. Die Klageweiber (platscheji und woplennizy) — diese Auslegerinnen fremden Kummers — sind die unmittelbaren Nachfolgerinnen jener weisen Weiber, die „mit großem Weinen“ die Todtenfeier (Trisna) über den Vorfahren der heutigen Russen anstellten. Die Bestattungsgebräuche werden von ihnen ehrbar und in Ordnung, nach einer mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überantworteten Regel abgehalten. Auf reichen Beerdigungen stellen die Klageweiber ihre Klagen in der Weise eines Dramas an: die Anführerin leitet die Klage ein, die anderen, den Chor darstellend, antworten ihr. . . Besondere Klagen giebt es beim Hinaustragen der Leiche aus dem Hause, besondere beim Hinaustragen derselben auf den Kirchhof, besondere auf dem eben erst bedeckten Grabe, besondere beim Todtenmahle, besondere beim Vertheilen der Geschenke, wenn eine Jungfrau gestorben ist. Die einen Klagen werden im Namen des Mannes oder der Frau, andere in dem der Mutter oder des Vaters, des Bruders oder der Schwester gesungen, und werden bald an den Verstorbenen, bald an seine Verwandten, bald an seine Bekannten und Nachbaren gerichtet. . . Und für Alles giebt es eine Ordnung, für Alles eine Regel. . . Solcherweise werden gleichzeitig zwei Leichenfeiern abgehalten: die eine kirchlich, die andere uralt russisch, von jenem Alterthume angehaucht, da die Vorfahren der heutigen Russen noch die fahrende Wolke anbeteten,

---

[1]) Den Sarg stellen unabänderlich auf der Straße gewöhnlich Verwandte des Verstorbenen und jedenfalls in ungerader Anzahl her. Fehlen Verwandte, so machen den Sarg Hausväter des Dorfes, in dem der Verblichene starb.

[2]) Die Tragbahre, auf der man die Leichen hinausträgt. Sie bis auf den Kirchhof auf Leintüchern tragen oder auf Pferden fahren, gilt jenseits der Wolga, besonders unter den Altgläubigen, für sündhaft.

dann die hohe Sonne, hierauf den rollenden Donner und die Mutter-Feuchte-Erde [1]).

Siehe, da gehen hinter Nastia's Sarge, hinter den Verwandten, sieben Weiber gesenkten Hauptes. Alle in blauen gefärbten Sfarafanen mit schwarzen Aermeln und weißen Tüchern auf dem Kopfe. . . Voraus schreitet die Hauptklagefrau Ustinia Klestschicho. Da man ein Mädchen bestattet, hält sie in der Hand einen grünen Zweig, mit rothem Tuche umwunden.

Es stimmte Ustinia die Klage im Namen der Mutter an, die Klageweiber wiederholen im Chore jeden Vers. Weit werden über das Feld die helltönenden Klagelieder getragen, den gedämpften, von den voraufgehenden Sängerinnen vorgetragenen Gesang des Himmelfahrtstroparions übertäubend:

Im Fluge fliegt das weiße Schwänchen,
In schnellem trägt sich die Hausschwalbe dahin.
Du wohin, wohin fliegst du, weißer Schwan,
Wohin zieheſt du, mein Hausschwälbchen? . . .
Verhehl' es nicht, sage, mein leibliches Kind . . .
Auf welchen Weg hast du dich gerüstet,
Auf welchen Pfad, welchen Weg,
Zu welchen Unbekannten zum Besuche,
Unbekannten, Ungewünschten?
Du sammeltest dich, du bereitetest dich
Zum ewigen unendlichen Leben.
Wie eine Biene badetest du dich bei mir im Honig,
Wie eine Kirschperle zerstobst du auf goldener Schüssel.
Wie viel Lust erwecktest du in den verwegenen, braven Burschen
Nach deiner verschaulichen Schönheit,
Sagten dir doch die umsichtigen holden Genossinnen:
„Glücklich bist du doch, erfolgreiche Jungfrau,
„Mit bunten Kleidern bist du behängt,
„Mit schwerer Arbeit nicht bedrückt,
„Durch Scheltworte nicht grob geworden."
Nicht ahnte ich dich gramvoll
Im Sarge zu sehen und im eichenen.
Früh am Morgen aufstehend,
Komme ich still zu deinem Bettchen,
Verrichte über dir das Gebet Christi,
Bedecke dich mit der Zobeldecke,
Streiche dir über das junge Köpfchen:
„Du schlafe nur, schlafe ein, mein weißes Schwänchen,
„In deiner holden Jungfräulichkeit,
„Auf weichem Federbette."
Verhehl's nicht, sage, mein gewandtes Mädel,
Wodurch ich arme Gekränkte dich erzürnt,
Durch welches Wort ich dich verletzt?
Wie wenn die Sonne sich hinter die Wolken verborgen,
Der helle Mond hinter die Wolken unterginge,
Der glänzende Stern vom Himmelszelt hinabgerollt,
Entfloh mein holdes Töchterlein
Hinter die Berge, die hohen,
Hinter jene Berge, die dichten,
Hinter jene Wolken, die wandernden,
Zur goldenen Sonne, zu Gespräch und Unterhaltung,
Zum glänzenden Monde zur trauten Spinnstunde,
Zu den dichten Sternen, um den Reigen zu tanzen.

Und man trug die Jungfrau auf den Kirchhof, bedeckte ihr weißes Antlitz mit dem Sargdeckel, ließ sie ins tiefe Grab hinab, übergab sie der Mutter-Feuchten-Erde, beschüttete sie mit lohgelbem Sande.

Es steht am Grabe die Mutter, verschüttet bittere Thränen über das bleiche Antlitz, sie mag nicht von der neuen Wohnung des theuren Töchterchens scheiden . . . . Und der Vater steht, die Arme gekreuzt, das Haupt gebeugt; mit grauer Wolke umhüllte der Gram sein Gesicht . . . . Alle Verwandten, Genossinnen, Bekannten stehen am Grabe, vergießen Ströme von Thränen . . . . Und kaum haben die Sängerinnen des Klosters das „Ewige Angedenken" ausgesungen, so stimmt Ustinia am frischen Grabe ein neues Klagelied an, sich an die Verstorbene wendend:

Ich beschwöre mein stürmisches Köpfchen,
Ich grolle meinem traurig gramen Herzlein!
So wehet denn, wehet denn, ungestüme Winde,
Wehet weg, verwehet denn den gelben Sand,
Der das neue frische Grab deckt.
Zerspaltet, spaltet das Sargbrett,
Entfaltet, entfaltet das weiße, feine Leichengewand,
Oeffne du, mein Täubchen, deine weißen Arme,
Oeffne du, meine Schwalbe, deine strahlenden Augen,
Löse, mein Schwänchen, deinen süßen Mund,
Schau mich an, die bezwungene Kummerleiderin,
Flüstere mir bloß ein einziges Wörtchen zu . . . .
Ich hoffte auf dich mit fester Hoffnung:
Erzog dich bis auf ein gutes Lebensalter,
Lehrte dich Sinn und Verstand
Und jegliche Handarbeit.
Nicht fügte der Herr es, mit dir zu leben,
Du verließeſt mich, die Kummerleiderin, früh, sehr früh,
Vorbei ist es mit meinem schönen Leben,
Eine bittere Thränenzeit beginnt . . . .

Einer nach dem anderen verließen sie den Kirchhof. Sie spannten die Rosse aus und spannten sie dann von Neuem an und fuhren in das Dorf zurück. Ohne diesen Brauch kann man nicht vom Gottesacker fahren — sonst brächte man einen neuen Todesfall ins Haus zurück.

Nachdem die Schaffnerin die Verstorbene bis vor das Dorf hinaus begleitet und die weiteren Begräbnißbräuche der Anführerin der Klageweiber überlassen hatte, kehrte sie ins Todtenhaus zurück und brachte dort mit Hilfe der Arbeiterinnen und herbeigerufenen Dorfweiber Alles in Ordnung . . . . Sie wuschen und rieben mit nassen Lappen die Dielen in allen Stuben und im Betraume ab. Die Lappen, Besen, allen Kehricht, das Stroh, auf dem die Leiche gelegen hatte, ehe man sie in den Sarg that, den Topf, aus welchem man sie gewaschen, den Kamm, mit dem man ihr die Haare gekämmt hatte, Alles sammelte die Schaffnerin, trug es mit Gebet bis hinter das Dorf hinaus und warf es dort am Scheidewege fort [1]). Nachdem sie dann sich gewaschen und völlig umgekleidet, machte sie sich daran, mit den Zurichterinnen zusammen das Erinnerungsmahl herzurichten. In allen Zimmern wurden Tische gedeckt und auf ihnen Schüsseln mit Kutija [2]) und Kanun [3]) und andere Erinnerungsspeisen aufgestellt. Längs der Straße, wie zu den herbstlichen oder den Pfingstfesten, wurden große Tische aufgerichtet und mit Tischtüchern bedeckt. Auf den Tischen erschienen Schüsseln mit „Kutija" und

---

[1]) Im grauen Alterthume verehrten die Vorfahren der heutigen Russen den fahrenden Himmel oder die fahrende Wolke — es war dieses der Swarog. Dann fingen sie an, die Sonne anzubeten — es war das der Dasbog, und endlich den Donner — den Perun oder Rollenden Donner (Grom Gremutschij). Dasselbe fand bei den alten Hellenen statt. Anfangs Verehrung des Uranus (Himmels), dann des Chronos (Zeit, die durch den Gang der Sonne sich ausspricht), endlich des Zeus (Donner). Was bei den Hellenen die Cybele, ist bei den Russen die Mat'-Syra-semlja — die Mutter-Feuchte-Erde.

[1]) Wir erinnern daran, daß im Augenblicke, wo aus einem armenischen oder griechischen Hause in Tiflis der Leichenzug sich in Bewegung gesetzt hat, ein dort zurückgebliebenes Weib einen Topf vor die Hausthür hinauswirft, ihn am nächsten Steine oder Pfosten zerschlagend. Auch die Juden zerschlagen im Todtenhause Töpfe. N. v. S.

[2]) Graupen oder Reis mit Honig, nothwendiger Bestandtheil jeder Todtenfeier. N. v. S.

[3]) Blinzen oder andere Speisen, mit der Kutija zusammen Hauptbestandtheile des Leichenmahls oder späterer Erinnerungsfeste. N. v. S.

„Kaum“, hölzerne Kannen mit Honigmalz und Gefäße mit Honigwasser für den Erinnerungs-„Kissel“ [1]) aus Hafermehl.

Zur Rückkehr vom Gottesacker verstand es die rührige Schaffnerin, Alles gehörig herzurichten: wie die Gäste auf den Hof, so auch gerade zum Tisch .... Die Anführerin der Klageweiber that, in die große Stube tretend, drei Kniebeugungen vor den Heiligenbildern, nahm vom „rothen“ (dem Haupt-) Tische eine Schüssel mit Kutija und bediente damit Vater und Mutter, dann die Verwandten und Bekannten des Hauses. Auf der Straße setzten sich an die Tische mehr als 200 Männer, Weiber, Mägde und Halbwüchslinge; dort trugen die Klageweiber in derselben Ordnung Allen die Kutija herum. Man aß sie mit Schweigen, so war es durch alten Brauch festgesetzt.

Nach der Kutija tranken in den Zimmern die Verwandten und Ehrengäste Thee, auf der Straße trug man bei Allen Branntwein herum, die solchen nicht Trinkenden bewirthete man, wie die Weiber, Mägde und Halbwüchslinge, mit Wein. Kaum setzte man sich zu Tisch, so stellten die Klageweiber sich unter die Fenster des Hauses .... Ustinia hob die Erinnerungsklage (pominal'nyi platsch) an, sich im Namen der Mutter an die Verstorbene mit der Einladung zum Beerdigungsmahle (Trisna) wendend:

Meine leibliche Tochter,
Mein geliebtes Kindlein,
Nastasia — die Leuchte [2]) — Patapowna,
Beliebe gütigst anzunehmen
Ein Glas berauschenden Bieres,
Ein Schälchen Brotbranntwein
Von mir, der trauernden Dulderin.
Von meinem berauschenden Biere
Mag das stürmische Köpfchen nicht schmerzen,
Sich nicht beklemmen das muthige Herzchen;
Betrinkt euch fröhlich
Und erwachet leicht.
Du beliebe, mein weißes Schwänchen,
Brot und Salz zu kosten:
Die eichenen Tische sind hingestellt,
Zuckerne Speisen aufgetragen.

Auf der Straße wurden dem Volke Erinnerungsspeisen in Menge aufgetischt. Aus allen 18 Häusern des Dorfes trug man Buchweizen-Blinzen mit Butter und Rahm heraus, die Blinzen aber waren von großem, gutem Maße, in jeden ein gutes Stück Brot einzuwickeln. Nach den Blinzen bewirthete man das Volk mit Tischkuchen [3]), Sauerkohlsuppe mit Salzfleisch, Fadennudeln mit Schweinefleisch, Butterfladen (priashenzy) mit Eiern, zum Ende des Tisches aber wurde Hafer-Kissel mit Honigwasser (Ssyta) aufgetragen. Branntwein wurde dreimal herumgetragen, Bier und Honigwasser mit Maische trank man, so viel man wollte, unaufgefordert. Nach dem Kissel (Haferschleim) gedachte man der Verstorbenen mit der Trisna: trank je ein gutes Glas einer Mischung von Bier, Meth und Honigwasser mit Maische [4]). In den Zimmern am „rothen“ Tische (der vornehmen Gäste) waren die Speisen ausgesucht: da wurden theure Weine und großartige Sterlets und feiste Puter und verschiedenes Wild aufgetragen. Aber Blinzen, Kissel und Trisna, als Zubehör des Leichenmahls, wurden auch auf den ausgewählten „rothen“ Tisch gestellt.

Kaum hatte man abgespeist, so begann die Vertheilung der Geschenke. Zuerst vertheilte, in Vertretung der Schwester, eine Freundin des Hauses in den Stuben den von der Verstorbenen nachgelassenen Putz an deren nächste Freundinnen, an die Chorsängerinnen aus dem Kloster und an einige Dorfmägde, dann ging sie mit dem Hausvater und den angesehensten Gästen auf die Straße hinaus. Auf 10 großen Theebrettern wurden hinter ihr die Geschenke hinausgetragen. Ustinia stellte sich neben sie und stimmt allein, ohne die übrigen Klageweiber, das alte Lied an:

Gehet hin, ihr guten Leute,
Guten Leute, die getauft,
Und empfanget große Gaben,
Groß und ehrenvoll
Von Nastasia — der Leuchte — Patapowna:
Schmucke Mädel eine Zeugesbreite,
Junge Mädchen eine Schürze,
Brave Bursche einen Gürtel,
Seid nur ja nicht brummig,
Seid nur ja nicht trotzig,
Seid dagegen gütig,
Gütig und recht mitleidig,
Mitleidig und zugänglich.

Anfänglich traten die Jungfrauen eine nach der anderen zur Geschenkvertheilerin heran und erhielten aus ihren Händen: die ein Tuch, jene Zeug zu Aermeln oder zu einer Schürze. Nach den Jungfrauen kamen die Mädel an die Reihe, dann die unverheiratheten Leute, die Tücher, Gürtel, Leibbinden erhielten. Ohne Geschenke blieben weder die Greise mit den Greisinnen, noch die Halbwüchslinge mit den kleinen Kindern. Alle beschenkte die mildthätige Hand des Patap Maximytsch: auf daß sie seiner theuren Nástenka gedächten, zu Gott für ihre Seelenruhe beteten.

Während der Geschenkvertheilung aber fang Ustinia mit den Klageweibern:

Nicht war ich, Betrübte, vergeßsam,
Nicht war mein kummervolles Köpfchen gedächtnißlos,
Auszuforschen mein theures Schmerzenskind,
Welcher Weise seine Kleidung zu vertheilen.
In den Truhen werden ja die bunten Kleider verkommen,
Im Kasten die kostbaren Edelsteine verbleichen,
In der Lade die Edelperle zerstäuben.
Sprach doch zu mir das weiße Schwänchen,
Nastasia — die Leuchte — Patapowna:
„Ich thue die Perlenschnüre
„Und alle Edelsteine
„Zu dem Bilde der allerreinsten Gottesgebärerin.
„Ich thue es der Rettung meiner Seele wegen
„Und zum ewigen Gedächtnisse.
„Alle bunten, rosenrothen Bänder
„Vertheile ich den schmucken Herzensmädeln:
„Daß sie meiner, der Jungfrau, gedächten
„Bei ihren heiteren Unterhaltungen.
„Meine feingefälteten Sfarafane
„Vertheile ich den jungen Mägdelein,
„Daß sie mein gedächten, der schmucken Jungfrau.
„Die seidenen Atlastücher aber
„Vertheile ich den kecken braven Burschen,
„Sie zu tragen an den Feiertagen
„Um den Hals der Kecken,
„Mein, der holden Jungfrau, zum Gedächtniß.“

Almosen aber vertheilte man den dürftigen Brüdern alltäglich sechs Wochen lang. In die Kirche der benachbarten Stadt und an alle Klöster der Umgegend wurden große Geschenke zu feierlichem Gottesdienste, zu unverlöschlichen Lichtern und zu großen Speisungen gesandt .... Schön, nach allen Regeln, hatte der reiche Handelsbauer Patap Maximytsch das Seelenheil seiner Tochter besorgt.

---

[1]) Kissel ist ein meist mit Fruchtsäften versüßter Mehlschleim, eine sehr gewöhnliche Speise in der russischen Küche.

[2]) Sswiet, das Licht, die Leuchte; wird in den alten Todtenklagen zwischen den Namen der Verstorbenen und ihren Vaternamen gesetzt.

[3]) Die Pirogi-stolowiki oder Tischkuchen sind große runde Kuchen aus Fladen, die mit Hanföl getränkt und mit Milchblinzen und Rüben gefüllt sind.

[4]) Diese Mischung, zu der man auch Traubenwein thut, wird Trisna oder auch tschaschа (Schale) genannt.

Und ging davon das Gerücht und vieles Gerede im ganzen Lande jenseits der Wolga und in den dortigen Wäldern herum. Alle belobten und erhoben den Patap Maximytsch für seine gute Anrichtung. Wenngleich ein Tausendmann und ein Sammetmann, so richtete er doch bei Bestattung seiner Tochter Alles nach altem Brauche und Herkommen aus, wie es von den Vätern und Großvätern dem altrussischen Volke verordnet worden war.

Kürzere Mittheilungen.

Das Hinterland von Kamerun.

Dr. Bernhard Schwarz hat seinen Vorstoß in das Hinterland von Kamerun (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 191) jetzt in einem eigenen Büchlein von 357 Seiten unter dem Titel „Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie" (Leipzig, P. Frohberg, 1886) beschrieben; wir empfehlen dasselbe Freund und Feind der Kolonialpolitik zu aufmerksamem Studium. Dr. Schwarz ist ein eifriger Befürworter derselben und geht wiederholt (S. 64, 79, 81, 131, 356) scharf gegen die Gegner derselben los; aber er giebt doch der Wahrheit die Ehre und stellt das Klima der Westküste Afrikas nicht besser dar, als es ist. Da lesen wir S. 46 von dem „verderbenbringenden Klima" in Sinoe, S. 54 von dem „fieberhauchenden Continent". Auf S. 55 erzählt er, wie das Fieber an Bord seines Dampfers selbst ausbricht; S. 56 führt er das englische Bonmot an, daß für die Goldküste immer zwei Gouverneure unterwegs seien, einer, der mit dem Dampfer von zu Hause komme, und einer, der als Leiche nach Hause verschifft werde. [Ein Gegenstück hierzu ist die grausam scherzhafte Bezeichnung von Westafrika als W. C. (sprich: Döbbl yu ßi), worunter sowohl West Coast als auch Water Closet, d. h. Abort, das Schlechteste im Hause, verstanden werden kann.] Schon am 29. Oktober, vor Lome, packte den Reisenden selbst das Fieber (S. 70 ff.); das Fieber heißt S. 78 das „Hauptthema jedes Gespräches"; S. 86 erfaßt es ihn wieder in Kamerun; S. 97 wird der Gouverneur von Soden „häufig von Fieber geplagt"; S. 98 heißt das Fieber „unvermeidlich"; S. 99 bedürfen die „in Kamerun angesiedelten Weißen immer von Zeit zu Zeit eines Luftwechsels, um nicht zu Grunde zu gehen"; auf S. 112 wird die traurige Geschichte zweier junger Missionarsfrauen erzählt, deren eine schon während der Flitterwochen, die andere bei der ersten Entbindung dem Klima erlag: „von den nach Afrika kommenden Weißen scheinen aber die Frauen noch weniger Widerstandsfähigkeit zu besitzen als die Männer." Noch schlimmer als Kamerun ist in dieser Hinsicht Viktoria (S. 113), und selbst in dem 600 m hoch gelegenen Mapanja erlag einer der dort wohnenden Schweden dem Fieber (S. 134, 138), dem „schlimmsten Kannibalen" (S. 204). Auf S. 195 heißt Kamerun eine „weite Todesregion", in welcher Bea (800 m hoch) als ein „Paradiesgärtlein des Lebens" liegt. Dann erkrankte auch der Begleiter des Reisenden, Lieutenant v. Prittwitz-Gaffron, schwer am Fieber (S. 221 ff.) und mußte umkehren. Nördlich von Ikatta ($4\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) wird die Luft sogar „so verderbenbringend", daß selbst die Eingeborenen daselbst nicht lange würden leben können (S. 236). Ekumbeba Baranga erfreut sich eines „miserabelen Klimas" (S. 284) und dort erkrankten selbst drei Träger des Reisenden (S. 287), kurz darauf noch einige (S. 290, 291), so daß die Zahl der Kranken schließlich auf sieben (S. 303) und zehn (S. 317) wuchs. Selbst der starke Schwede Knutson, welcher sich Dr. Schwarz angeschlossen hatte, mußte seinen Tribut zahlen (S. 316). Noch schlimmer sind natürlich die Gegenden am Flusse Mungo, z. B. Mandame (S. 336). Als dann Schwarz Kamerun wieder erreichte, fand er zwei Freunde nicht mehr am Leben; der Schwede Gustavson und der Agent Hofmann waren dem Fieber erlegen, der eine erst 20, der andere 24 Jahre alt, „nebenbei wieder ein Beweis, daß, entgegen der bisherigen Ansicht Europas, gerade die jüngsten Leute das afrikanische Klima am schlechtesten vertragen. Unter 25 bis 30 Jahren sollte sich Niemand da hinaus wagen" (S. 354). So zieht sich durch das ganze Buch die Klage über das entsetzliche Klima, und selbst noch auf der letzten Zeile desselben spricht der Autor von seinem „fiebergeschwächten Körper". Daß ein eifriger Vorkämpfer der Kolonisation sich in dieser Hinsicht so deutlich ausgesprochen hat, ist der vollen Anerkennung werth.

Schwarz' Hauptzwecke waren, das Hinterland von Kamerun zu erkunden und dort Verträge mit Dorfhäuptlingen abzuschließen, was beides ihm in gewisser Hinsicht gelungen ist (vergl. S. 280 f.). Was solche schwarze Potentaten freilich alles als „Vertrag" oder „book", wie sie es nennen, ansehen, das mußte Schwarz in Kumba erfahren, dessen Häuptling bereits ein „book" besaß. Und worin bestand dasselbe? In einer kleinen gläsernen Pomadenbüchse mit französischer Etikette! Das lehrreiche Geschichtchen zeigt, wie weit das Begriffsvermögen der Neger in Bezug auf Staatsverträge reicht.

Sodann hat Dr. Schwarz etwas südlich vom fünften Grade nördl. Br. die Grenze des inneren Hochlandes erreicht und ist ca. 35 km weit in dasselbe eingedrungen, bis Kimendi, einer Stadt der Bafou oder Bafarami; nicht nur ist dasselbe wegen seiner höheren Lage gesunder als das Tiefland im Süden, sondern es bietet auch dem Handel gute Aussichten (S. 265, 315), wie sich überhaupt die Verhältnisse bessern, je weiter man von der Küste mit ihren faulen Dualla-Händlern in das Innere vordringt (vergl. S. 145, 149, 167, 261). So werden nach Norden zu die Häuser vollkommener und luxuriöser, mancherlei Industrien (Flechterei, Waffenschmiederei, Gerberei) entwickelter, überhaupt die ganze Kultur fortgeschrittener. Schade, daß Schwarz durch Handelsneid, wahrscheinlich auf Veranlassung von König Bell, mit Gewalt zur Umkehr gezwungen wurde (S. 329), ehe er seine Forschungen dort vervollständigen konnte. Er erhofft (S. 142) von Kamerun in Zukunft folgende Produkte: Kaffee, Kakao, Zuckerrohr, Chinin, Pfeffer und Tabak; aber ob dieselben gute Preise bringen und den Markt nicht drücken, und ob sie die S. 225 verlangte Aufstellung eines Kolonialheeres und das Halten eines Kriegsschiffes auf dem Mungo (S. 266) bezahlt machen würden, das zu untersuchen unterläßt der Verfasser leider. Er bleibt dabei: „Was wir brauchen, das sind Gebiete, die unserer Kulturwelt ihre industriellen Fabrikate abzunehmen und dagegen nöthige Rohmaterialien billig zu liefern vermögen. Und als ein solches Terrain par excellence muß die immens fruchtbare und reich bevölkerte Kamerun-Kolonie trotz der Fieber auf alle Fälle bezeichnet werden."

Um noch auf einige Einzelheiten hinzuweisen, so behauptet Referent mit Bestimmtheit und aus besten Quellen, daß Nachtigal keineswegs, wie es nach S. 48 scheinen möchte, ein begeisterter Verfechter der Kolonialpolitik gewesen ist; sein Tod hat vielmehr verhindert, daß er seine Stimme gegen allzu optimistische Auffassung der Sache erheben konnte. Ebenso möge man aufhören, dem Kamerun-Gebirge (S. 85) dadurch eine gewisse Weihe zu verleihen, daß man es fälschlich mit dem „Götterwagen" des Karthagers Hanno identi-

ficirt. Daß das „Theon ochema“ an der Sierra-Leone-Küste zu suchen ist, hat u. A. der treffliche Karl Müller längst dargethan. — Von Interesse ist die Angabe (S. 64), daß eine einzige deutsche Faktorei in Klein-Popo einen jährlichen Umsatz von zwei Millionen Mark und sämmtliche deutsche Handelsniederlassungen an der Westküste einen solchen von mindestens 50 Millionen Mark erzielen. Trotzdem kaufte Schwarz (S. 66) z. B. baumwollene Unterjacken in Klein-Popo fast billiger, als in Hamburg! Ueber das Daniederliegen des Geschäftes in Dahome wird sehr geklagt. — Zum Schlusse machen wir Kartographen auf die saubere Originalkarte der Reise, Ethnographen auf die ausführliche Schilderung des Bakwiri-Stammes (S. 144 bis 181) aufmerksam.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Insel Sachalin bringt die Zeitung „Wladiwostock“ folgende Nachrichten: Auf Sachalin existiren gegenwärtig 25 Ansiedelungen; die Zahl der Ansiedler ist: 864 Männer, 541 Weiber und 429 Kinder; die Zahl der Soldaten 740, deren Weiber und Kinder 204; Beamte 36, militärische Aufseher 35, Geistliche 4, Aerzte 8, dazu Frauen und Kinder 38. An Sträflingen giebt es 3680 Personen. Man beabsichtigte jedem Ansiedler 5 Dessjätinen Land zu geben, aber thatsächlich kommen nur 200 bis 300 Sashen auf jeden Hausbesitzer; die einzelnen Aecker sind zerstreut; selten, daß ein Ansiedler mehr als 1 Dessjätine besitzt. Ungefähr drei Viertel aller Ansiedler leben auf Kosten der russischen Krone. An Hausthieren sind vorhanden: 559 Pferde, 672 Stück Rindvieh, 50 Schafe und Ziegen. — Wie aus den obigen Zahlen ersichtlich, ist die Zahl der Weiber weit geringer als die der Männer; in einzelnen Ansiedelungen kommen auf 30 Männer nur zwei bis drei Weiber; solche Ansiedelungen sind wahre Räuberhöhlen.

Afrika.

— Dr. Paul Engelhardt und J. v. Wensierski haben eine Karte von Central-Ostafrika in 1:3000000 (Berlin, Engelhardt'sche Landkartenhandlung, 1886) herausgegeben, auf welcher als Interessantestes die Grenzen des Besitzes und die Stationen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und die Routen ihrer Expeditionen verzeichnet sind. Das deutsche Gebiet reicht nunmehr von der Küste, wo nur einige Hafenorte als dem Sultan von Zanzibar gehörig bezeichnet sind, bis zum Nordende des Njassa-Sees und vom Rovuma (ca. 11° südl. Br.) bis fast zum Aequator; namentlich im Süden umschließt es weite, noch völlig unbekannte Gebiete, zu denen noch nie ein Europäer vorgedrungen ist, wo man sich vergeblich fragt, auf welche Weise die dortigen Herrscher ihre Unterwerfung kundgegeben haben. Von Interesse ist namentlich die Reise des Grafen Pfeil und des Lieutn. Schlüter vom November 1885 bis Februar 1886, welche durch die Landschaften Uhehe, Maheuge, Ugangi 2c. führte und geographisch Werthvolles verheißt für den Fall, daß die Reisenden der Topographie ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

— Die achte Durchkreuzung Inner-Afrikas von Meer zu Meer — die sieben ersten führten aus Livingstone, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Wißmann, Arnot und Capello und Ivens — hat der in Diensten des Congostaates stehende schwedische Lieutenant Gleerup unternommen und, wie eine Depesche aus Zanzibar meldet, glücklich durchgeführt. Nachdem er über drei Jahre in Afrika zugebracht hatte, verließ er mit einer Karawane des bekannten Arabers Tipo-Tip die Station an den Stanley-Fällen und traf etwa acht Monate später an der Küste des Indischen Oceans ein. Sein Reiseweg muß ungefähr mit demjenigen zusammenfallen, welchen Stanley 1877 in umgekehrter Richtung verfolgte.

— Durch Verträge ist ein Theil des starke Viehzucht treibenden Ovampo-Landes (östlich vom Kap Frio, unter 18° südl. Br.) unter deutschen Schutz gestellt worden. Zwischen der deutschen und der portugiesischen Regierung sollen augenblicklich Verhandlungen über die Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete im Ovampo-Lande stattfinden.

— Ueber eine eigenthümliche Art der Honiggewinnung bei dem Stamme der Bakwiri am Ostabhange des Kamerun-Gebirges berichtet Dr. B. Schwarz (Kamerun, S. 150) Folgendes: Es wächst dort im Walde eine Liane, die, wenn man an ihren Stamm klopft, einen sehr betäubenden Geruch ausströmt. Diese Pflanze benutzt man, wenn man die wilden Bienen tödten will, um ihren Honig zu nehmen. Man hält in diesem Falle einfach ein Stück von jener über den Bau der kleinen Thiere, indem man fleißig an dasselbe schlägt. Doch wird durch diesen Proceß die oberste Schicht des Honigs ungenießbar. Knutson, einer der in Mapanja (am Kamerun-Gebirge) ansässigen Schweden, erkrankte selbst noch durch den Genuß der nächsten Schicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Compagnie hat auf ihrem Gebiete im December 1885 eine zweite Station begründet, Hatzfeldthafen in 4° 24′ südl. Br. und 145° 9′ östl. L., welche auf der Mahde-Insel liegt und unter der Leitung von F. Grabowsky steht. Eine dritte Station wurde im April 1886 in Constantinhafen (Astrolabe-Bai 5° 30′ südl. Br., 145° 45′ östl. L.) errichtet. In der zuerst errichteten Station Finschhafen wurden in der Zeit von November bis April nicht weniger als sieben Erderschütterungen beobachtet, darunter am 5. April eine, bei welcher die Häuser förmlich schwankten und auf dem Tische stehende Gegenstände umfielen. In der ersten Hälfte des Februar kamen auf dieser Station verschiedene Erkrankungen an leichtem und mittelschwerem Malariafieber vor. Die unter Dr. Schrader stehende Forschungsexpedition ist am 19. April in Finschhafen eingetroffen, mußte sich aber auf kleinere Ausflüge beschränken, da die aus Cooktown mitgenommenen 10 Chinesen zu Trägerdiensten sich als untauglich erwiesen.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. III. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Bewohner der Andamanen. III. (Schluß.) — N. v. Seidlitz: Tod, Bestattung und Todtenklage bei den altgläubigen Großrussen. — Kürzere Mittheilungen: Das Hinterland von Kamerun. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 30. Juli 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

IV.

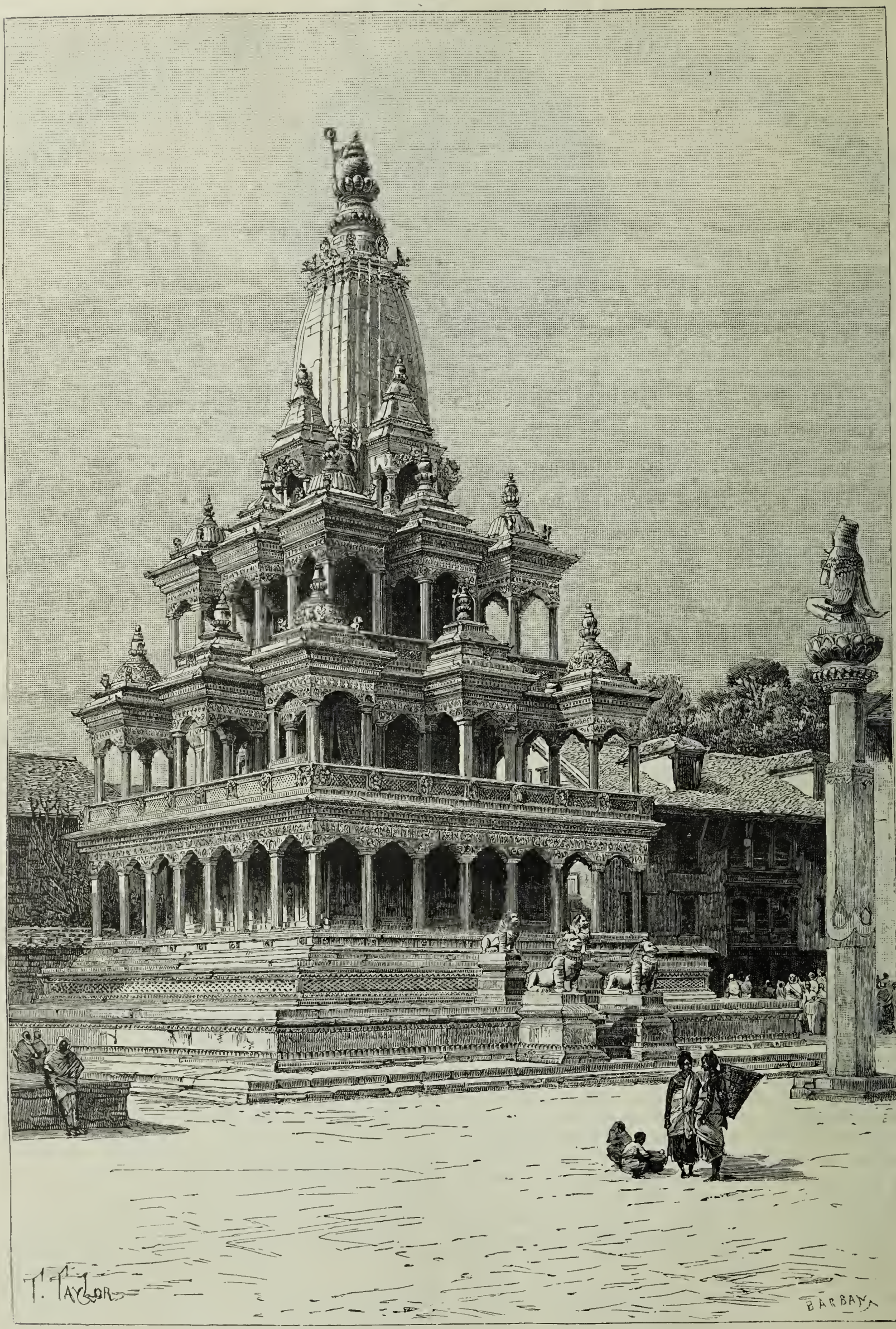
Bei Patan sieht man mehrere große, halbkugelförmige Topes, welche denjenigen von Buddnath und Sambunath gleichen und wahrscheinlich ebenso alt sind. Die dortige Ueberlieferung schreibt ihre Erbauung dem Könige Asoka zu, als er etwa 250 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung nach Nepal gepilgert sein soll. Die daran befindlichen Inschriften sind leider zu verwischt, um gelesen werden zu können. Patan umschließt ebenso wie Bhatgaon mehrere steinerne Tempel; einer der wichtigsten darunter und vielleicht gleichzeitig durch Originalität und Eleganz seiner Formen einer der bemerkenswerthesten in ganz Indien steht dem königlichen Palaste gegenüber. Unsere erste Abbildung stellt denselben mit allen Einzelheiten dar; wie man sieht, ist er auf drei über einander gestellten und nach oben hin sich verjüngenden Plattformen errichtet und besteht aus einem rechteckigen Gebäude von drei Stockwerken, welches von einer Art Pyramide gekrönt wird. Jedes Stockwerk ist mit einer Veranda umgeben und zeigt auf jeder Seite drei kleine, mit einer Kuppel überwölbte Pavillons. Ueber das Alter des Gebäudes kann Dr. Le Bon nichts Bestimmtes angeben, da er sein Inneres nicht betreten konnte; denn jeder Europäer, welcher auch nur Miene machte, dort hinein zu dringen, würde sofort von der Bevölkerung niedergemacht werden. Indessen glaubt Le Bon nicht, daß das Bauwerk älteren Ursprunges ist, als aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts.

In Patan, wie auch in Bhatgaon und Katmandu, sieht man oft vor den Tempeln Pfeiler, welche Statuen tragen, die gewöhnlich den Radschah, welcher den betreffenden Tempel erbaut hat, darstellen; so zeigt unsere dritte Abbildung in der Mitte eine viereckige Säule, auf welcher ein knieender Mann angebracht ist. Ueber seinem Haupte erhebt sich eine broncene Schlange, auf deren Kopf ein kleiner Vogel sitzt.

Die Pagoden mit über einander gestellten Stockwerken stimmen im Stile mit denjenigen in Bhatgaon überein. Statt sie hier im Einzelnen zu beschreiben, verweisen wir auf das, was später über letztere gesagt werden soll. Die wichtigste derselben, welche am Eingange der Straße, in welcher der königliche Palast liegt, sich befindet, hat Dr. Le Bon gemessen; sie ist etwa 20 m hoch und 14 m breit.

Darauf besuchte er die Stadt Paschpatti, welche nordöstlich von Katmandu am linken Ufer des Flusses Baghmati liegt und zahlreiche Tempel aus Holz und Stein enthält. Um dorthin zu gelangen, hat man einen Fluß, über den zwei Brücken führen, zu überschreiten und gelangt dann auf einen mit Bäumen bestandenen Hügel, von welchem aus man einen Gesammtanblick der Stadt hat, wie ihn die vierte Abbildung darstellt. Zur Rechten sieht man im Hintergrunde den Tempel Paschpatinath, einen der verehrtesten im ganzen Lande, welchem sich kein Fremder auch nur nähern darf. Seine Thore bestehen aus ciselirtem Silber im Stile derjenigen an den königlichen Palästen in Bhatgaon und Patan (siehe oben). Neben diesem Tempel befindet sich ein Raum, wo sich die Wittwen, die ihren Männern in den Tod folgen wollen, selbst verbrennen.

Die Tempel von Paschpatti sind modern und stammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Das charakteristische Element an diesen steinernen Bauwerken ist der glockenförmige Dom; sonst aber weichen sie unter einander sehr von einander ab, während die Tempel aus Ziegelsteinen



Der große steinerne Tempel gegenüber dem königlichen Palaste in Patan.

und Holz, welche die große Mehrzahl ausmachen, sämmtlich nach einem und demselben Muster erbaut zu sein scheinen.

Von der übrigen Welt getrennt, unberührt von der mohammedanischen Invasion und ohne jede Beziehung zu den Europäern haben die Bewohner Nepals Jahrhunderte hindurch ihre Sitten und Gebräuche sich bewahrt und geben uns ein getreues Bild des Zustandes, in welchem sich Indien etwa während des 7. christlichen Jahrhunderts befand, als es in lauter kleine Königreiche zerfiel und jene große religiöse Umwandlung durchmachte, in welcher Nepal sich jetzt befindet und welche mit dem Verschwinden des Buddhismus ihr Ende erreichen wird. Unter den verschiedenen Stämmen Nepals haben die Gorkhas die altindischen Sitten am besten bewahrt, denn sie stammen ja hauptsächlich von Hindus ab, welche vor den mohammedanischen Eroberern nach Nepal flüchteten.

Die Nahrung der Nepaler ist dieselbe, wie im übrigen Indien, jedoch mit dem Unterschiede, daß wenigstens unter den wohlhabenden Ständen der Fleischgenuß sehr verbreitet ist. Hammel, Ziege, Geflügel und Wild (Hirsch, Wildschwein, Fasan u. s. w.) kommen täglich auf den Tisch. Die Aermsten leben nur von Reis und Vegetabilien, namentlich Knoblauch und Radischen. Das verbreitetste Getränk ist Wasser, dann Thee; aus gegohrenem Reis und Mehl wird ein alkoholisches Getränk, Raki, destillirt, aber Trunkenheit ist sehr selten.

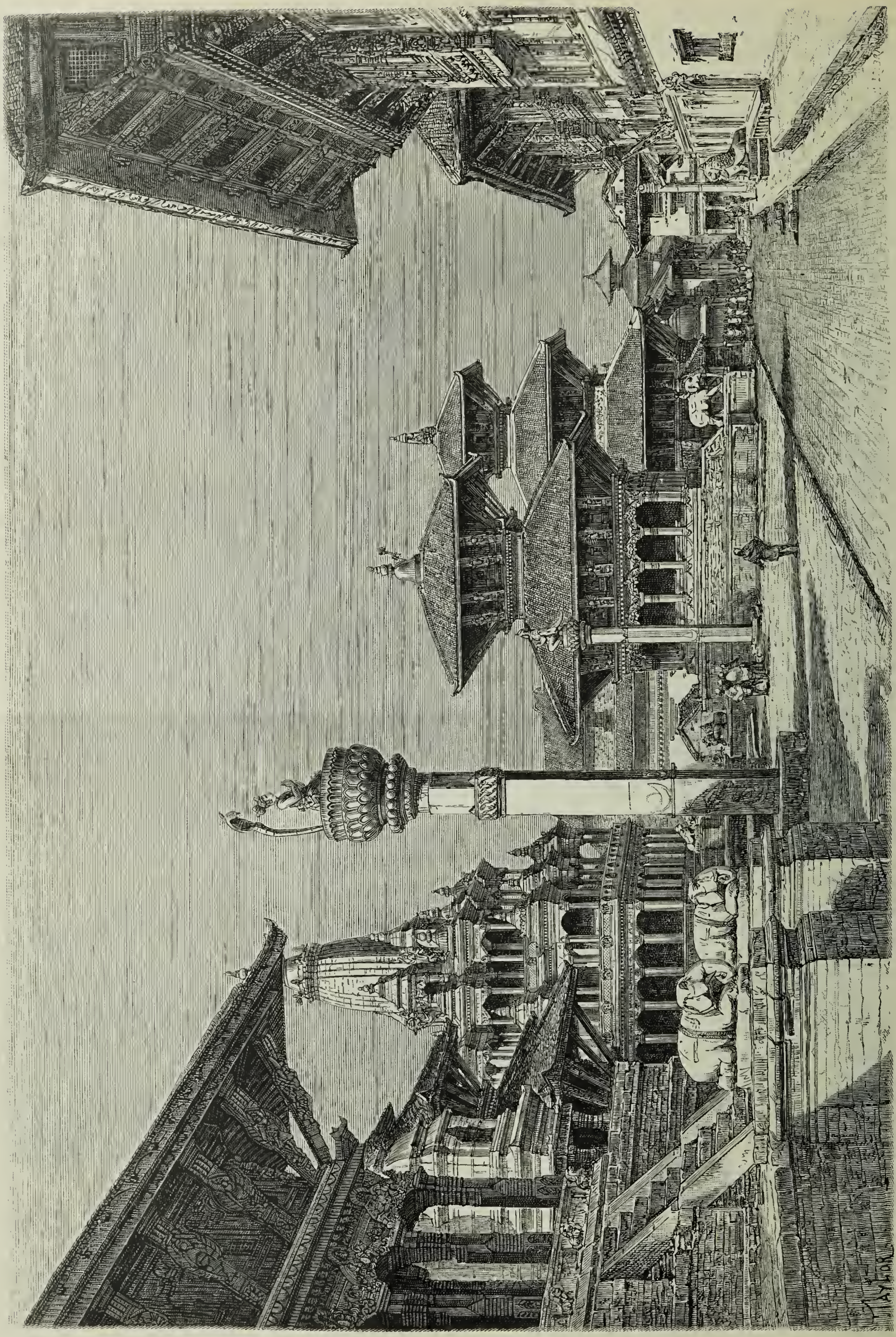
Die Tracht der Eingeborenen besteht aus einer Tunika von weißem oder blauem Baumwollenzeuge. Im Gürtel steckt stets der gefährliche Kukhri, eine dem Lande eigenthümliche Waffe, welche zu allen möglichen Zwecken, ebenso zum Kopfabhauen, wie zum Holzspalten oder Fleischschneiden dient. Die Frauen tragen eine Art Tunika und ein Jäckchen. Sie sind, wie alle Indierinnen, mit Schmuck, Hals- und Armbändern, Ketten, Ohr- und Nasenringen, Blumen in den Haaren u. s. w. überladen. Auf den Straßen zeigen sie sich ohne Schleier, sie werden gut behandelt und genießen mehr Freiheit als ihre Schwestern in Indien; in Dörfern unterhalten sie sogar Läden, was sonst im ganzen Morgenlande, von Marokko angefangen bis China hin, nicht vorkommt.

Pfeiler eines Hauses in Patan.

Das Kastenwesen ist in Nepal ebenso fest eingewurzelt, wie im übrigen Indien, sowohl bei den Buddhisten wie bei den Brahmagläubigen. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß der Buddhismus die Aufhebung der Kasten gepredigt habe. Er verkündigte nur, daß alle Menschen vor dem Schicksale gleich seien, und daß sie sich ihr Schicksal durch ihre Handlungen machen. Er führte alle Menschen bei ihren Lebzeiten in denselben Tempeln zusammen und wies ihnen nach ihrem Tode dieselbe Ruhestätte an, aber weiter ist er nicht gegangen. Die buddhistischen Schriften Nepals, die ältesten, welche wir besitzen, bieten Belege in Ueberfluß dafür dar, daß die Kaste als sociale Unterscheidung niemals durch den Buddhismus erschüttert worden ist. In Nepal wird vielmehr das Kastenwesen bei Buddhisten wie bei Anhängern des Brahma mit ebensolcher Strenge aufrecht gehalten wie in Indien. Ein Nepaler, welcher durch einen Spruch des obersten geistlichen Gerichtshofes seine Kaste einbüßt, verliert mit einem Schlage Alles, Familie, Freunde, socialen Stand, und befindet sich in der Lage eines Exkommunicirten des Mittelalters. In Indien hat heutigen Tages der Verlust der Kaste zwar sociale Folgen, aber keine strafrechtlichen; in Nepal dagegen wird ein solcher Unglücklicher mit verschiedenen Strafen, meist mit Gefängniß, belegt. Bei schweren Fällen wird er als Sklave verkauft, und stirbt er, so wird sein Leichnam auf das Feld hinaus geworfen, den Raubvögeln und Schakalen zur Beute.

In Nepal existirt noch, wie angedeutet, die Sklaverei, und jeder Reiche besitzt eine große Anzahl von Sklaven, deren es im ganzen Lande wenigstens 40 000 giebt. Viele, die von Sklaveneltern stammen, sind es durch Geburt; andere haben ihre Freiheit verloren in Folge von Verbrechen, namentlich solchen gegen die Kastengesetze. Eine Sklavin kostet etwa 300 bis 400 Franken, ein Sklave 200 bis 300 Franken. Sie werden übrigens zumeist gut behandelt und sind, wie überall, wo sie nicht Christen unterthan sind, mit ihrem Loose vollständig zufrieden.

Zahlreich vertreten sind in Nepal die Aerzte, aber ihre Lage ist insofern keine beneidenswerthe, als sie nur Bezahlung erhalten, wenn sie den Kranken wirklich heilen. Unter den vorkommenden Krankheiten ist vornehmlich der Kropf zu nennen, welcher in Nepal, wie in allen Gebirgsländern von gleicher geologischer Beschaffenheit, endemisch ist. Neben der Elephantiasis, Syphilis und dem Steine ist er die verbreitetste Krankheit. Fieber kommen nur im Tieflande des Teraï vor, wo sie so schnell tödten, daß ärztliche Hilfe unnütz ist. Schwere Krankheiten haben in Indien überhaupt einen raschen tödtlichen Ausgang; dem Fieber, dem Sonnenstiche, der Cholera, Schlangenbissen u. s. w. erliegen die Menschen binnen wenigen Stunden. Man kann sich Vormittags mit einem gesunden Menschen für den Abend verabreden, und wenn man sich zur bestimmten Stunde einfindet, erfährt man, daß er inzwischen todt ist und gerade verbrannt wird. Unter solchen Verhältnissen ist jedes therapeutische System von geringer Wirksamkeit.



Platz vor dem Königspalaste in Patan.

Die Nepaler haben auch Advokaten; dieselben sind aber wenig zahlreich und stehen in geringer Achtung. In Folge dessen wird die Rechtspflege auch ohne die bei uns üblichen Verzögerungen und Kosten gehandhabt. Seit den Reformen Dschang Bahadur's steht die Todesstrafe nur noch auf der Tödtung eines Menschen oder einer Kuh — namentlich einer Kuh —, auf Verrath und Fahnenflucht. Die heiligen Kühe spielen in Nepal eine ansehnliche Rolle und werden fast höher geachtet, als der Landesfürst und seine Minister. Eine selbst unfreiwillige Verletzung derselben zieht lebenslängliches Gefängniß nach sich. Darum laufen die Kühe nach Belieben in den Straßen umher, ohne daß Jemand sie zu berühren wagt. Die Soldaten, welche Le Bon auf seinen Wanderungen durch die an Markttagen dicht mit Menschen gefüllten Straßen Katmandus begleiteten, machten ihm Raum, indem sie freigebig rechts und links Stockhiebe austheilten; aber wenn sie einer Kuh begegneten, so traten sie ehrfurchtsvoll zur Seite. Hat doch selbst der Premierminister dem englischen Gesandten wörtlich Folgendes gesagt: „Einen Menschen in Nepal erschlagen, das ist nicht schlimm; aber ich selbst wäre nicht mächtig genug, das Leben irgend Jemandes zu retten, der eine Kuh getödtet hätte." Für einen Europäer ist es selbst nicht rathsam, diese Thiere auch nur zu berühren, denn sie haben in Indien eine ausgesprochene Abneigung gegen Weiße.

Die Familie ruht in Nepal, wenigstens bei den Gorkhas, auf fester Grundlage. Die Macht des Vaters ist unbeschränkt, die der Mutter, obwohl nur moralisch, doch von

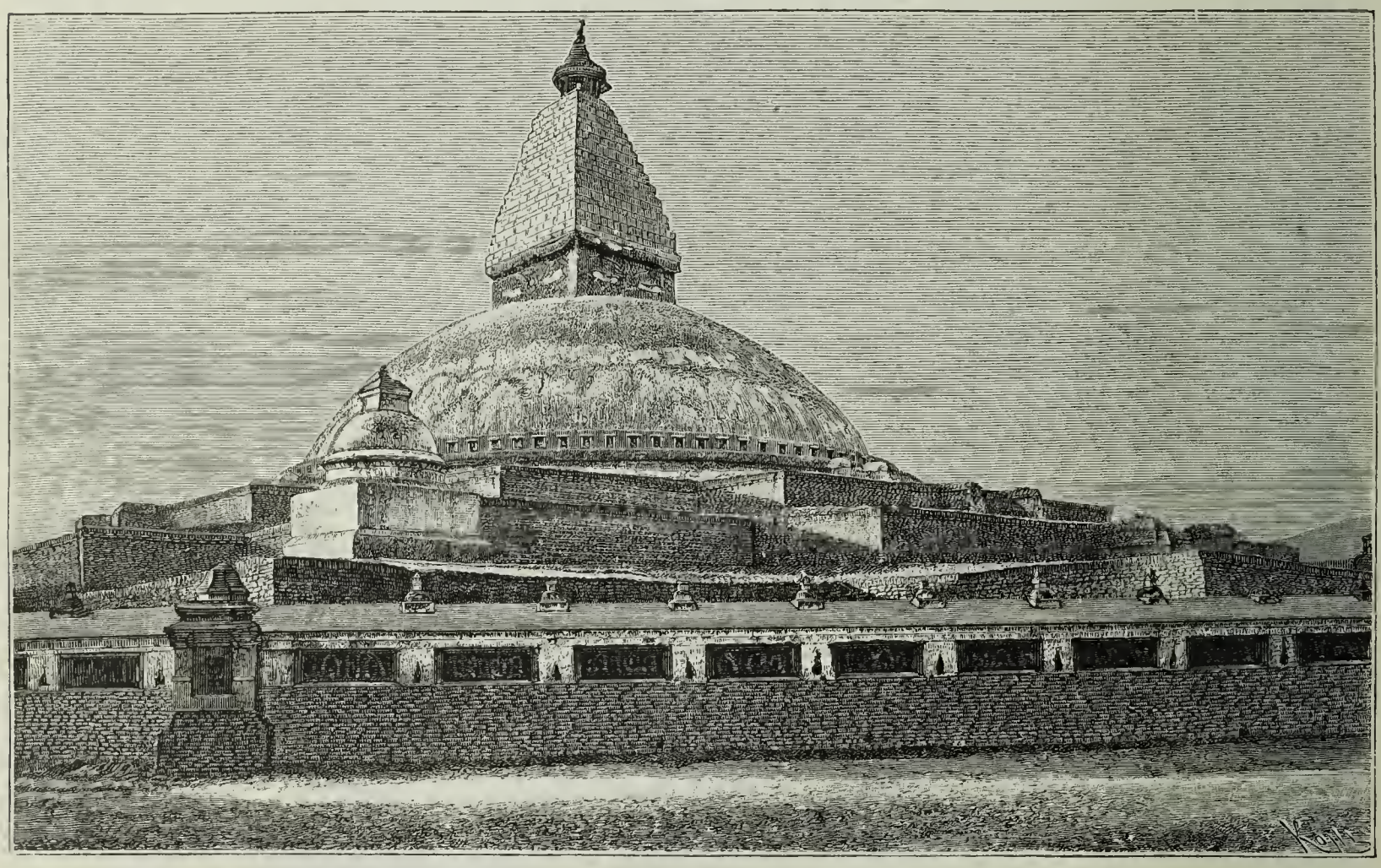
Gesammtansicht von Paschpatti.

den Kindern sehr respektirt. Nach ihrer Verheirathung bleiben die Söhne im väterlichen Hause wohnen, bis sie das Anwachsen ihrer Familie zwingt, einen neuen Herd sich zu gründen. Die Erbgesetze sind dieselben wie in Indien. Der älteste Sohn erhält zwar den größten Theil der väterlichen Erbschaft, aber auch die anderen Söhne und selbst die Schwestern gehen nicht leer aus. Da der Vater unumschränkter Herr über seine Kinder ist, so hat er auch das Recht, sie als Sklaven zu verkaufen; aber nur im Falle der größten Armuth macht er davon Gebrauch. Das eheliche Band, das bei den Gorkhas sehr fest ist, ist um so lockerer bei den Newars, welche tibetisches Blut in den Adern haben. Wie alle Hindus, huldigen erstere der Vielweiberei und sind in Bezug auf die Treue ihrer Frauen sehr streng. Wird der Ehebruch vor die Gerichte gebracht, so wird die schuldige Frau mit lebenslänglichem Gefängnisse bestraft und der geschädigte Ehemann erhält das Recht, ihren Liebhaber, sobald er ihm begegnet, zu tödten. Meist aber verläuft die Rache einfacher und sicherer: der Mann schneidet seiner Frau die Nase ab und jagt sie aus dem Hause. Letztere Sitte hat den Ehebruch in Nepal ziemlich selten gemacht. Uebrigens sind die Gorkha-Frauen trotz der Polygamie ihren Männern sehr zugethan, wie aus dem Eifer hervorgeht, mit welchem sich noch vor wenigen Jahren Wittwen zu dem Scheiterhaufen, der ihren todten Gemahl verzehrte, drängten. Mit Mühe haben bekanntlich die Engländer diese Sitte in Indien abgeschafft. Dschang Bahadur, welcher dieselbe Reform in Nepal einzuführen

suchte, hat damit nur einen halben Erfolg erzielt, und zwar fand er den größten Widerstand bei den Frauen selbst. Haben sich doch nach seinem Tode drei seiner eigenen Frauen mit seiner Leiche verbrennen lassen.

Ganz anders bei den Newars, wo die Trennung der Ehe im Belieben der Frau steht. Sie bezeigt ihre dahingehende Absicht, indem sie einfach unter das Kopfkissen ihres Mannes eine Betelnuß legt und darauf ohne Weiteres sein Haus verläßt. Unter solchen Verhältnissen kann Ehebruch kaum als eine Sache von Bedeutung betrachtet werden. Die Newar-Frauen haben übrigens, wie diejenigen der Gorkhas, das Recht, sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu lassen, aber sie machen davon keinen sehr ausgedehnten Gebrauch. Wie man sieht, ist die Ehe bei den Newars nur eine Verbindung auf Zeit, welche nur so lange dauert, als beide Theile wünschen. Man nimmt dort eine Frau, wie man sich in Frankreich eine Geliebte zulegt, und trennt sich, wenn man nicht mehr Gefallen an einander findet. Es besteht dabei nur der einzige Unterschied, daß in Nepal die Kinder dem Vater verbleiben, welcher für ihre Erziehung zu sorgen hat. Da die Frauen diese Leichtigkeit, ihre Männer zu wechseln, etwas mißbrauchten, so ordnete Dschang Bahadur an, daß eine Ehescheidung nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Mannes stattfinden dürfe; aber diese Erlaubniß wird selten verweigert.

Religiöse Feste sind eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner Nepals, welche — ohne zu übertreiben — mindestens ein Drittel ihrer Zeit auf solche Ceremonien verwenden. Dieselben bestehen aus Processionen, Besuchen der Tempel, Illuminationen und besonders aus Schmausereien. Dr. Le Bon hat keinem solchen Feste beigewohnt; aber ein früherer Arzt der englischen Gesandtschaft, Oldfield, hat eins beschrieben. Dabei waren die Häuserwände mit



Großer Tempel in Buddnath.

bunten Bildern jeglicher Art geschmückt; mit Staunen bemerkte er da zwischen lauter buddhistischen Gottheiten die Porträts von Napoleon, der Jungfrau Maria und einer Pariser Grisette. Manche dieser Feste werden auch durch widerliche Thieropfer verherrlicht, z. B. das Dasserafest, welches den Sieg Durga's über das Ungeheuer Mahasura zu feiern bestimmt ist, zehn Tage lang dauert und mehreren Tausenden von Büffeln das Leben kostet, denen außerhalb des Tempels mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit mittels eines einzigen Säbelhiebes der Kopf abgeschlagen wird. Drinnen im Tempel wird aber eine Anzahl auf weit grausamere Weise getödtet. Man bindet den Büffel so, daß er keiner Bewegung fähig ist, zieht ihm bei lebendigem Leibe das Fell von der einen Seite des Halses und löst langsam und vorsichtig die darunter liegenden Muskeln auf eine Länge von 30 cm, bis die Halsader frei liegt, um dann auf der anderen Seite ebenso zu verfahren. Darauf wird das arme, furchtbar brüllende Thier vor den Altar des Gottes geschafft und in jede Halsader eine kleine Oeffnung gemacht, so daß das Blut in ganz dünnen Strahlen auf den Altar spritzt und das Thier ganz langsam stirbt. Das ist gewiß grausam; aber man muß sich dabei erinnern, daß die Nepaler noch im vollen Mittelalter leben, und daß man in Europa in dieser Epoche nicht Thiere, sondern Menschen auf noch viel fürchterlichere Weisen quälte und hinrichtete.

Unter den berühmten Orten Nepals befindet sich auch Buddnath, eigentlich nur ein Dorf, aber im Besitze des geräumigsten Tempels des Landes, welcher ebenso von Nepalern, wie von ihren Nachbaren in Tibet besucht wird. Gerade als Le Bon sich demselben näherte, traf er dort eine Schaar tibetischer Pilger, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend; er näherte sich ihnen, um ihre merkwürdigen Kleider aus Thierfellen und die Schmucksachen

der Frauen zu besichtigen, erwarb auch ein besonders interessantes Stück von letzteren. Anfangs zeigten sich die Leute beim Anblicke von Le Bon's Instrumenten etwas scheu, faßten aber bald Zuvertrauen, umdrängten den Reisenden in einer Anzahl von etwa hundert Personen und gaben ihm schließlich einen Tanz zum Besten, der von drei kleinen, wegen ihrer Pelzbekleidung Affen ähnelnden Ungeheuern ausgeführt wurde. Mit dem Fuße stampften dieselben den Takt, stießen entsetzliches Geheul aus und verdrehten den Leib in der sonderbarsten Weise; als ihnen Le Bon einige Rupien schenkte, wurde ihr Tanz wahrhaft diabolisch.

Der große Tempel in Buddnath besteht, wie derjenige in Sambunath, aus einer großen Halbkugel von Ziegeln, welche einen viereckigen, von einer Pyramide gekrönten Thurm trägt; um seine Basis läuft eine kreisrunde Pliuthe, in welche Nischen mit Buddhafiguren eingelassen sind. Er unterscheidet sich von demjenigen von Sambunath dadurch, daß er auf einer aus drei nach oben zu kleiner werdenden Etagen bestehenden Plattform errichtet ist; dieselbe hat ungefähr die gleiche Höhe wie die Halbkugel. An jeder ihrer Seiten befindet sich ein kleines Heiligthum. Der Tempel übertrifft an Ausdehnung alle ähnlichen Bauten in Nepal; sein Durchmesser beträgt etwa 90 m, seine Höhe 42 m. Er liegt in der Mitte eines Art Platzes, der von Häusern eingefaßt ist, welche einst als Klöster dienten, jetzt aber nur noch von Händlern mit broncenen Götzenbildern, Juwelen, Amuletten, Gebetmühlen und dergleichen bewohnt werden. In einem derselben hausen, wie in Sambunath, Lamas, die mit der Obhut des heiligen Feuers betraut sind. Ebenso wie in Sambunath finden sich auch um den Tempel von Buddnath eine Anzahl kleiner, religiöser Gebäude, welche indessen von keiner Bedeutung sind.

Alaska.

(Nach **Iwan Petroff**, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

I.

Ko. Die weiten Gebiete des ehemals russischen Amerika sind in dem letzten Decennium mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gewesen, über welche auch der „Globus" mehrfach berichtet hat. Trotzdem enthält der gelegentlich der letzten Volkszählung erstattete officielle Bericht des Specialagenten Iwan Petroff, eines mit den Verhältnissen vollkommen vertrauten früheren Beamten der russischen Kompagnie, noch gar Manches, was in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Der mit farbigen Abbildungen reich ausgestattete Bericht trägt das Datum 1884, ist uns aber erst jetzt zugänglich geworden.

Petroff theilt für seine Zwecke Alaska in sechs Abtheilungen: 1) Arctic Division, nördlich der Inkonwasserscheide und Port Clarence am Beringsmeer; sie umfaßt 125 245 square miles; — 2) Jukon Division, das Stromgebiet des gleichnamigen Flusses nebst St. Lawrence Island, 176 715 square miles; — 3) Kuskokvin Division, die Gebiete des Kuskokvin, Togiak und Nushegak nebst den zwischenliegenden Seen, 114 975 square miles; — 4) Aleuten Division, die Halbinsel Alaska westlich der Landenge zwischen Moller Bay und Zakharof Bay, nebst den Inseln, 14 610 square miles; — 5) Kadiak-Division, von der Südküste von Alaska bis zur Stelle, wo der 141. Längengrad die Küste schneidet, im Lande bis zur Hauptkette reichend, nebst den vorliegenden Inseln 70 884 square miles; — 6) Southeastern Division, der Küstenstreifen von Eliasberg bis zur englischen Grenze, 28 980 square miles.

1) Die Arctic Division ist noch kaum erforscht (seitdem sind einige wichtige Reisen darin gemacht worden). Nur eine öfter von Eingeborenen begangene Handelsstraße führt von einem der nördlichen Jukonzuflüsse, dem Koyukuk, zum Kotzebuesund; bis im vorigen Jahre war es keinem Weißen gelungen, sie zurückzulegen. Vielleicht sind noch einige andere Verbindungen da, doch kennt man sie noch nicht; die Hauptmasse des Innenlandes ist gefrorene Tundra, in welcher das Renthier noch eine Zuflucht findet. Von Flüssen sind bekannt der Colville und der Kok an der Nordküste und die in den Kotzebuesund mündenden Gewässer, Noatak (Nunatak), Koak, Selawik und Buckland. Die Eingeborenen wohnen an der Küste und längs den Flüssen zerstreut; sie sind eifrige Jäger und treiben Handel mit den Weißen und auch nach Asien hinüber. In der Umgebung von Cap Lisburne kommt gute Kohle vor, sonst sind Mineralschätze nicht bekannt. Die Eingeborenen sind durch den Branntweinschmuggel gewissenloser Händler demoralisirt; die Missionsgesellschaften bekümmern sich um sie so wenig, wie um die Indianer.

Walfische kommen in diese Gegenden, sobald das Eis aufgeht; am häufigsten ist der bow-head, dann der Beluga (Weißwal). Letzterer findet sich besonders im Kotzebuesund und die Weibchen mit den Jungen gehen ziemlich weit in die Flüsse hinein. Das Walroß ist häufig; es hält sich immer dicht am Eise und mit Vorliebe auf einzelnen Schollen, wo es den Eisbär, seinen schlimmsten Feind, kommen sehen kann. Dieser wird hier bis 2000 Pfund schwer, man jagt ihn nur gelegentlich, da sein Sommerpelz keinen Werth hat. Außerdem kommen 3 bis 4 Robbenarten vor. Auf dem Lande sind Renthiere häufig, das Moosedeer kommt nicht bis zur Küste, ebensowenig das Wildschaf (Ovis Dalli); von Pelzthieren finden sich überall Eichhorn, Moschusratte und besonders der Eisfuchs. Von Fischen benutzen die Eingeborenen fast nur den Lachs, der ihnen einen Haupttheil der Nahrung liefert.

Die Einwohner dieses Gebietes sind ausschließlich Eskimos; ihre Anzahl beläuft sich nach einer 1880 von Kapt. Smith vorgenommenen Zählung auf wenig über 3000.

2) Die Jukon Division ist durch zusammenhängende Bergketten, von denen die südlichere die höhere ist, scharf umgrenzt; erst gegen den Kuskokvin hin nehmen die Berge an Höhe ab und hier findet sich eine Portage (Tragplatz), an welcher sich die Flüsse auf eine halbe Meile nahe kommen und ein Kanal von dieser Länge die beiden Flüsse verbinden würde. Das Jukonthal war immer die große Völkerstraße von Alaska. In seinem oberen Theile jenseits

der Einmündung des Anvik und Schageluk wohnen Athabaska-Indianer, den unteren nebst dem Delta haben Eskimos in Besitz genommen; es ist ihnen unter steten blutigen Kämpfen gelungen, die Indianer bis in die neueste Zeit am Erreichen der Küste zu hindern. Heute noch wagen weder Indianer noch Eskimos, die Grenze beim Dorfe Paimute ohne die Begleitung weißer Männer zu überschreiten. Im Sommer sammelt sich die ganze Bevölkerung am Fluß, um Lachse zu fangen; der getrocknete Fisch, hier yukala genannt, giebt die Hauptnahrung für den Winter. Das ganze übrige Gebiet ist um diese Zeit völlig menschenleer, aber am Fluß reiht sich Dorf an Dorf, und wer in dieser Zeit auf ihm reist, muß zu ganz falschen Ansichten über die Bevölkerungsdichte des Jukonthales kommen. Die ganze Existenz der Eingeborenen hängt am Lachs; nur in den höheren Bergen am oberen Jukon und am Tennanah findet sich auch Wild genug, um für die Ernährung von Bedeutung zu sein. Das Renthier wurde nach Einführung der Feuerwaffen fast ausgerottet, zeigt sich aber neuerdings wieder häufiger, das Moosedeer dagegen weiß den Nachstellungen der Jäger zu entgehen.

Seit der Besitzergreifung durch die Amerikaner ist der Handel auf dem Jukon sehr lebhaft geworden, Dampfschiffe gehen alljährlich weit hinauf und Handelsposten sind fast bis zur Grenze hin errichtet. Zwei kalifornische Gesellschaften exportiren jährlich für etwa 75 000 Dollars Pelzwerk, besonders Füchse, dann Marder und Fischotter. Die Lebensmittel reichen für gewöhnlich nicht aus und eine Hungerzeit kehrt ziemlich alljährlich wieder. — Von Mineralien hat sich nur am Tennanah etwas Gold gefunden.

Petroff stellt dem Ackerbau nicht die günstige Prognose, wie manche Reisende, welche das Jukonthal nur im Sommer gesehen haben. Die ebenen Flächen sind immer sumpfig, auch die flacheren Abhänge sind schlecht drainirt; noch im Juli kommen schwere Fröste vor und wo, wie an manchen Stellen im Inneren, die Verhältnisse günstiger sind, fehlen alle Absatzwege. Einige hundert Miles von der Küste landein streckt sich die sumpfige Tundra mit Thonuntergrund, in der nur wenige trockene Hügel emporragen. Auf diesen haben armselige Eingeborene ihre Dörfer errichtet und nähren sich von Fischfang und Jagd; ihre glücklichsten Tage sind, wenn es einmal gelingt, einen Maklak, eine große Robbenart, oder gar eine Beluga zu erlegen, die ihnen für Monate reichlich Fleisch und Thran liefert. Gänse und Enten finden sich massenhaft, aber die Eskimos mögen das theure Pulver nicht an sie verschwenden. Temperaturbeobachtungen in Fort Jukon, an dem Zusammenfluß von Jukon und Porcupine, geben die merkwürdig hohe Mitteltemperatur von + 16°84; im Sommer kommt 56° vor, im Winter — 23°. Nelson hat bei Saint Michael sogar + 74° und — 50° beobachtet. Die Tiden betragen an der Küste durchschnittlich 2 bis 3′, aber bei schweren Südstürmen kann die Fluth im Norton Sund bis zu 10′ steigen. Gewitter sind an manchen Stellen im Jukonthal nicht selten, in St. Michael hat man es in vier Jahren nur zweimal blitzen sehen. Die ersten Zugvögel kommen Ende April, das Aufsteigen des Lachses beginnt Anfang Juni, manchmal aber auch erst in der zweiten Hälfte des Monats.

Der Haupthafen ist Saint Michael, aber er ist selten vor Ende Juni zugänglich, dort ist auch eine Kapelle, aber das Hauptquartier der russischen Geistlichkeit ist Ikogmut am Jukon, an der Stelle, wo sich die Portage nach dem Kuskokwin abzweigt; sie haben ca. 3000 Eingeborene bekehrt.

Der erst neuerdings genauer bekannt gewordene Jukon hat eine Wassermenge, welche die des Mississippi wahrscheinlich fast um ein Drittel übertrifft. 50 Miles vor seiner Mündung beginnen schon seine Anschwemmungen, das Meer seicht zu machen und über hundert Miles landein reicht sein Delta. Aber auch weiterhin ist das ganze Land im Sommer voll Wasser wie ein Schwamm und bei der äußerst geringen Verdunstung fließt das alles dem Jukon zu. Leider können Schiffe von einigem Tiefgang sich weder dem Flusse nähern noch in seine Mündungen einlaufen.

Die Bevölkerung des ungeheuren Gebietes beläuft sich auf 6870, darunter 19 Weiße und 18 Mischlinge, die Pelzausfuhr auf 70 000 bis 80 000 Dollars. Die Einfuhr besteht wesentlich in Provisionen, Mehl, Thee und Zucker.

3) Die Kuskokwin Division ist in ihrem inneren Theile noch am wenigsten erforscht, nach Angaben der Eingeborenen ist es eine Hochebene, über welche der Fluß langsam herankommt, um erst am Küstenrande ein rascheres Tempo anzunehmen. Der Thalboden ist fruchtbarer als am Jukon, und enthält Zinn, Antimon und silberhaltigen Quarz, dagegen sind im unteren Gebiete die Pelzthiere schon arg decimirt. Auch hier wohnen an der Küste Eskimos, im Inneren Indianer. Der Lachsfang muß die Hauptnahrung liefern, daneben ist der Pelzrobbe wichtig. Die Tiden sind sehr bedeutend, Springfluthen steigen bis zu 50′ und mit der Fluth gelangen die Handelsschoner den Fluß hinauf bis Shineyagamute. Das Delta ist ein weiter Sumpf, den die Fluth unter Wasser setzt, so daß die Baidarken darüber hinfahren können. Im Sommer wimmelt das ganze Gebiet dermaßen von Muskitos, daß selbst Bär und Moosedeer es nicht aushalten können und in das Wasser flüchten; sie sind, wie in Labrador, ein Haupthinderniß für die Erforschung.

Am Togiak sind die Verhältnisse günstiger, aber da sein Gebiet kein werthvolles Pelzwerk liefert, befindet sich kein Handelsposten dort und die Eingeborenen sind kaum mit Europäern in Berührung gekommen, sie kleiden sich in die Felle des Erdziesel (Spermophilus empetra) und jagen, nur mit Speeren bewaffnet, den furchtbaren braunen Sumpfbären (Ursus Richardsoni); im Winter kommt das Moosedeer heerdenweise ins Thal.

Das Gebiet des Nushegak hat seit allen Zeiten lebhaften Verkehr mit den Russen und besitzt eine Missionsstation; über eine Kette von Seen führt eine alte Handelsstraße ins Innere. Die Eingeborenen wohnen in halb unterirdischen Erdhütten, sie sind weniger eifrige Jäger, als ihre Nachbaren und die Pelzthiere sind darum noch häufiger als anderswo. Der Salmenreichthum des Flusses ist wunderbar, aber die Concurrenz der Amerikaner hat den Eingeborenen die Nahrung etwas geschmälert.

Die Bevölkerung der ganzen Division beläuft sich auf 8911, darunter nur 3 Weiße, 111 Mischlinge und über 8000 Eskimos.

4) Die Aleuten Division besteht aus der Südspitze von Alaska und den Inseln, welche ihre direkte Fortsetzung bilden. Alle Inseln sind reich an Gras und würden sich ohne den langen Winter vorzüglich zur Viehzucht eignen; aber Heu zu machen, ist kaum möglich, da in sieben Jahren nur 53 sonnige Tage beobachtet wurden. Die Einwohner sind vom Eskimostamm, aber in Sprache und Sitten eigenthümlich. Hier hat sich die Seeotter noch in ziemlicher Anzahl erhalten und wird besonders von Belkowsky aus gejagt. Bei Popoff Island sind auch reiche Fischgründe, welche eine Gesellschaft für San Francisco ausbeutet. Stockfisch und Heilbutt sind allenthalben gemein. Auf einzelnen Inseln, z. B. Attu, der westlichsten, hegen die Eingeborenen den Blaufuchs und verkaufen jährlich etwa 200 Felle; St. Paul und St. George sind wichtig durch die

berühmten Rookeries, welche jährlich 100 000 Pelzrobbenfelle liefern.

Die Gesammtbevölkerung der Inseln beträgt gegenwärtig 2451 Seelen, darunter 82 Weiße und 479 Mischlinge.

5) Die Kadiak Division ist längs der Küste hin sandig und flach. Hier wohnen Eskimos, welche sich namentlich vom Walfischfang ernähren; an einigen Punkten haben sich Aleuten nach erbittertem Kampfe mit den Eingeborenen festgesetzt. Zahlreiche Seen erleichtern die Verbindung über die Halbinsel hinüber. Hier war Kadiak schon im vorigen Jahrhundert der Hauptsitz des russischen Handels und der Missionare und die Leute sind in einem ganz anderen Grade civilisirt als sonst in Alaska, sie züchten auf der Insel Kadiak Rindvieh und bauen mit Erfolg Kartoffeln und Rüben; Schafe gedeihen und liefern gute Wolle, pflanzen sich aber nur langsam fort.

Am Cooks inlet sind Indianer vom Athabaskastamm bis zur Küste vorgedrungen. Hier gilt noch das Muschelgeld, ein Dentalium, das als Schmuck verwandt wird. Die Indianer wohnen in Rindenhütten, für die schlimmste Winterzeit haben sie solide niedere Anbaue, in denen sie mit ihren Hunden dicht zusammengedrängt der strengsten Kälte trotzen. Sie haben auch keine Einbäume, sondern Rindenkanoes, wie andere Indianerstämme. Die zahlreichen Seen liefern ihnen auch im Winter Fischnahrung genug, darum kommen sie zu den Flüssen nur herunter, wenn der Königlachs (Schavitscha) aufsteigt oder wenn ein Trupp Belugas in allzu hitziger Verfolgung der Fische gestrandet ist. Im Gebirge ist das Wildschaf häufig und sein zottiges Fell dient als Lagerstatt.

Weiter östlich ist die ganze Küste ein wild zerrissenes Fjordgebiet mit Gletschern im Hintergrunde jeder Bucht, von denen manche bis ins Wasser hinein reichen. Trotzdem sind die Berge bis zu 1000′ Höhe dicht mit stattlichem Nadelholz bewachsen, aber ziemlich arm an Pelzthieren. Das Klima ist feucht, aber für viele europäische Produkte geeignet. Die Haidahs bauten Kartoffeln, schon als die ersten Engländer und Amerikaner in das Land kamen; sie bringen sie jetzt den Weißen zum Verkauf. Die Eingeborenen haben schwere Kämpfe mit den Russen bestanden, sind aber nun friedlich. Ihre Zahl beläuft sich auf 4352, davon fast die Hälfte Eskimos und nur 34 Weiße, aber 917 Mischlinge.

6) Die Southeastern Division bildet nur einen schmalen Küstenstreifen, der von Rechtswegen zu Britisch Kolumbia gehört; meist bergig, dicht bewaldet, mit unzähligen durch die vorliegenden Inseln geschützten Fjords. Die gelbe Zeder liefert ein geschätztes Schreinerholz, das schon in ziemlicher Quantität exportirt wird. Kohle und Kupfer sind an verschiedenen Stellen aufgeschlossen, neuerdings auch goldhaltiger Quarz ganz in der Nähe von Sitka. Das Klima ist angenehm, aber für Ackerbau zu feucht; Kartoffeln und Gemüse gedeihen dagegen besser als in der vorigen Abtheilung. Die Bewohner sind die neuerdings durch Krause näher bekannt gewordenen Tlinkit, 6437 Seelen stark, ein kriegerischer Stamm, der den Russen viel zu schaffen machte, sich aber nun so ruhig verhält, daß die Regierung die Besatzung von Sitka zurückgezogen hat. Sitka hat sich neuerdings sehr gehoben, doch beträgt die weiße Bevölkerung noch nicht über 300 Seelen. Seit der Abfassung des Petroff'schen Berichtes hat sich übrigens die Mineninduſtrie nicht unbedeutend gehoben und damit die weiße Bevölkerung zugenommen.

Das indische Kaiserreich.

I.

Die kolonialen Bestrebungen sind an der Tagesordnung; durch dieselben wird ein neuer Faktor in das öffentliche Leben eingeführt, der im Falle des Erfolges vielleicht ein Mittel werden kann, manche Gefahr, welche jetzt die Gesellschaft zu bedrohen scheint, noch zu beschwören. Um den richtigen Weg auf diesem Felde zu finden, giebt es wohl kein besseres Mittel, als sich die Erfahrungen zu Nutze zu machen, welche andere Länder bei der Organisirung und der Verwaltung ihrer Kolonialreiche gemacht haben und dieselben unter Berücksichtigung von Zeit und Umständen zu verwerthen. Die Erfahrungen, die gemacht sind, kennen zu lernen, genügt es nicht, sich durch Autopsie selbst einen mehr als flüchtigen Ueberblick über ein fremdes Land zu verschaffen; es gehört dazu auch ein sehr gründliches Studium der Zustände und der Geschichte ihrer Entwickelung.

Der mächtigste Kolonialbesitz der gegenwärtigen Zeit, das indische Kaiserreich, ist in den letzten Jahren mehrfach zum Gegenstande eines solchen eingehenden Studiums gemacht worden, namentlich durch die Herren J. C. Cotton in „Colonies and Dependencies“ und Wilfried Scawen Blunt, dessen Betrachtungen zuerst in der „Fortnightly Review“ veröffentlicht wurden. Diese Arbeiten sind zu ausführlich, als daß es möglich wäre, einen Auszug vom Ganzen zu geben; wir müssen uns auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil beschränken und wählen dazu diejenigen Abschnitte der Arbeit Cotton's aus, in welchen von den Resultaten und der Zukunft der britischen Herrschaft in Indien die Rede ist.

Gewiß ist der Gegenstand, den wir im ersten Theile dieses Aufsatzes behandeln werden, ein sehr schwieriger, nicht nur wegen der Masse eines spröden, nicht leicht zu bewältigenden Materials, welche hierbei zu Rathe gezogen werden muß, sondern viel mehr noch, weil derselbe ganz vom subjektiven Standpunkte des Beurtheilers aus — caeteris paribus — eine ganz verschiedene Beantwortung zuläßt. Diesen Schwierigkeiten gegenüber werden wir uns so viel wie möglich objektiv verhalten und mit Zurückhaltung unserer persönlichen Ansicht nur die Bausteine herbeizuschaffen suchen, um es dem Leser zu überlassen, die Entscheidung der Frage nach seinem eigenen Ermessen zu treffen.

Nach Cotton löst sich dieselbe in die folgende auf: Müssen die Einwohner Indiens den Engländern für ihre Gegenwart und für das, was unter ihrer Herrschaft geschehen, dankbar sein? Hierauf giebt die pessimistische Partei die Antwort: Indien wird von den Engländern in ihrem eigenen Interesse ausgebeutet; die Selbstsucht der herrschenden Klasse kommt nur ihrer Unwissenheit gleich; das herrschende Landsystem ist nur eine Erpressung, das

Rechtssystem erlaubter Meineid, das Land ist verarmt durch seine Ausfuhr, der Boden erschöpft, das Volk lebt am Rande des Hungertodes und die mit Schulden überhäufte Bevölkerung ist in fortwährender Abhängigkeit.

Auf der anderen Seite haben wir die optimistischen Ansichten der officiellen Kreise; die Pax Britannica, welche Indien nicht nur gegen äußere Angriffe schützt, sondern auch Recht und Gesetz im Lande bewahrt und die Ruhe erhält, wird laut verherrlicht; die Regierung, welche Millionen hergiebt, um Hungersnoth zu lindern, um Eisenbahnen und Bewässerungsanlagen auszuführen, wird zum Himmel erhoben; wir hören auf dieser Seite von gleichmäßig fortschreitender Entwickelung, von stets zunehmender Bevölkerung. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Versuch zu machen, zwischen diesen entgegengesetzten Meinungen in Bezug auf Recht und Unrecht einen Ausgleich zu versuchen; die Einen mögen daran denken, daß wir mit Thatsachen zu rechnen haben und daß Indien faktisch zu England gehört, die Anderen, daß das Vertrauen auf die leitenden Personen in Indien nicht unbegrenzt sein darf und daß man dieselben dort noch schärfer ins Auge fassen muß als in Europa; denn sie sind weit entfernt und unverantwortlich.

Einige der Hauptpunkte, die hier von Bedeutung sind, müssen wir etwas näher betrachten und zwar zu allererst die Frage, ob denn unter englischer Herrschaft der Zustand des Volkes ein so viel besserer geworden ist? Um hierbei billig zu sein, dürfen wir nicht die Zeit des Verfalles der Mongolenherrschaft allein ins Auge fassen, sondern müssen ein Bild dessen zu geben suchen, was die einheimische Herrschaft während einer Reihe von Jahren war, und dem gegenüber das Bild einer idealen Provinz unter englischer Verwaltung stellen.

Bunter Wechsel der Dynastien, Blüthe und Verfall von Städten folgen einander mit schwindelerregender Schnelligkeit; daneben läuft seit Jahrhunderten das Leben der Handwerker, das Leben der Ackerbauer unverändert fort. Gewiß finden wir in dieser langen Zeit blutige Streitigkeiten, die vielfach ihren Ursprung in religiösem Eifer fanden, und namentlich die Mohammedaner machten sich häufig der Unduldsamkeit schuldig und erpreßten Schätze von den unterworfenen Völkern. Wenn man aber die Sache aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, kann man nicht behaupten, daß es für die große Masse einen bedeutenden Unterschied machte, ob sie von Mohammedanern oder von Hindus regiert wurde.

Mögen auch die Steuern unter der mongolischen Herrschaft drückender gewesen sein, mag man sie mit größerer Strenge eingetrieben haben, das System der Besteuerung war dasselbe, und wenn wir von dem mannigfachen Wechsel der Dynastien absehen, dürfen wir wohl annehmen, daß der Zustand des Volkes in irgend welcher Periode als typisch für die ganze Zeit der einheimischen Herrschaft angesehen werden darf.

Alle Fremden, die in älterer Zeit Indien besucht haben, berichten voll Erstaunen über die hohe Stufe, auf der das Volk stand. Von dem Standpunkte der Industrie aus betrachtet, war die Organisation im Stande, die großen Resultate zu erzielen, die bis zum heutigen Tage bestehen; vom sittlichen Standpunkte befriedigte sie die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wenn sie dieselben auch nicht anregte; in politischer Beziehung konnte man sie nicht fortschrittlich nennen. Die vielen prächtigen Hofhaltungen gaben manche Anregung, die Künste blühten, die Städte entwickelten sich. Schätze wurden gesammelt, was nicht hätte geschehen können, wenn das Eigenthum nicht sicher gewesen wäre; man lese in alten Berichten nach, welch' ungeheurer Reichthum durch die Engländer angetroffen wurde, welche reiche Beute vorher schon indischen Eroberern zugefallen war. Hiergegen kann man allerdings anführen, daß das Zusammenströmen von Schätzen an einzelnen Stellen sehr gut von allgemeiner Armuth begleitet gewesen sein kann. Doch von solcher Armuth haben wir keinen Beweis. Wohl aber wissen wir, daß Akbar es verstanden hat, ein Einkommen von 40 000 000 Pfd. St. aus einem Lande einzutreiben, dessen Oberfläche bedeutend kleiner als die des heutigen Indiens war, und unter seinen Nachfolgern nahm dasselbe noch zu. Gewiß waren es keine sanften Mittel, mit denen man dem Volke solche Schätze abpreßte, doch dasselbe war im Stande, sie Jahre lang zu liefern und erst nach dem Tode Aurangzeb's (1707) fing die Anarchie an, während welcher ebenso wie unter den ersten englischen Herrschern die indischen Schätze starken Abfluß fanden. Die natürlichen Hilfsquellen aber waren vorher schon gewiß ebenso sehr entwickelt, wie sie dies jetzt sind. Die Bebauung eines so fruchtbaren Bodens mußte Ueberschüsse liefern, die aber im Lande blieben, um verschiedene Handwerke und Industrien zu nähren; nicht die Rohprodukte waren es, welche zuerst die Aufmerksamkeit erregten, sondern verschiedene Fabrikate, welche diejenigen Europas in den Schatten stellten.

Der Landbau hat seit Jahrhunderten in Indien keine Veränderung erlitten; die englischen Verbesserungen haben dem Eingeborenen keinen anderen Nutzen gebracht, als hier und da eine Ausbreitung des Kartoffelbaues. Die Ackerbauer haben ihre Aufgabe auch unter einheimischer Herrschaft sehr gut verstanden; viele Bewässerungsanlagen sind mustergiltig und von den durch die Engländer gemachten Anlagen haben diejenigen den besten Erfolg gehabt, welche denen der Eingeborenen nachgebildet sind.

Unglücksfälle von höherer Hand traten ebenso gut ein, wie dies jetzt noch der Fall ist; vielleicht darf man annehmen, daß Hungersnoth damals leichter getragen wurde als in unseren Tagen; dagegen kann man behaupten, daß die Könige früherer Tage eine Veranlassung des häufigeren Erscheinens einer solchen waren.

Ziemlich sicher ist es, daß das Land im Ganzen nie so bevölkert gewesen ist wie jetzt; ebenso sicher aber, daß einzelne Orte früher mehr Menschen ernährten als heute. Die große Vermehrung, von der man jetzt zu sprechen weiß, muß wohl hauptsächlich mit dem Anbaue früher unbebauter Ländereien in Verbindung gebracht werden. Einen eigenthümlichen Beitrag zur Frage der Vermehrung liefert das Beispiel von Oudhe. Diese Provinz wurde 1856 annektirt, weil dort eine unerträgliche, schlechte Regierung herrschte. Im folgenden Jahre brach der Aufstand aus und länger als zwölf Monate wüthete der Bürgerkrieg. Man hätte diesen ungünstigen Verhältnissen gegenüber später eine schnelle Zunahme der Bevölkerung erwarten sollen, aber das Gegentheil trat ein. Die erste Volkszählung nach dem Aufstande, die 1868 stattfand, ergab über 11 Millionen Seelen — etwa 180 Menschen auf den Quadratkilometer — eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in den anderen Theilen des Landes bei Weitem nicht erreicht wurde (Bengalen 146, die nordwestlichen Provinzen 145). Die zweite Volkszählung (1881) wies eine Vermehrung von etwa 200 000 Seelen, kaum 1,6 Proc. in 13 Jahren, nach, während in Britisch-Birma die Zunahme 35 Proc., in den Centralprovinzen 25 Proc. betrug. Hieraus können wir zweierlei lernen, nämlich daß eine Provinz, die erst kurz vorher von einer schlechten, einheimischen Regierung und den Greueln des Krieges erlöst war, doch noch eine sehr bedeutende Bevölkerung haben konnte, und zweitens, daß auch die Zunahme

derselben unter einer geordneten Regierung unbedeutend und wohl kaum größer als die Ausbreitung des Ackerbaues gewesen ist. In Wirklichkeit wird die Bevölkerung von Indien immer so dicht sein, wie die Verhältnisse es erlauben, d. h. wie der Landbau es zuläßt; wo unbebaute Ländereien vorhanden sind, vermehrt sich die Bevölkerung schnell. Aber gerade darum, weil in früherer Zeit schon andere Erwerbszweige neben dem Ackerbau bestanden, bestand auch die Gelegenheit zu starker Vermehrung der Bevölkerung.

Seit der Einführung der englischen Herrschaft ist die centrale Regierung stabil geworden, während die ackerbauende Bevölkerung ihr Gleichgewicht zu verlieren scheint. England hat einen komplicirten Staatsmechanismus in der Hoffnung eingeführt, Indien damit ein kostbares Geschenk zu machen; die ersten englischen Herrscher ließen Alles ziemlich beim Alten, sie paßten sich selbst gewissermaßen ihrer Umgebung an und in ihrer Zeit war der Zustand des Volkes eigentlich ebenso wie früher, nur daß durch die Aufhebung so mancher fürstlichen Hofhaltung auch manche Gelegenheit, Geld zu erwerben, verloren ging; doch später, in den letzten 30 Jahren, speciell seit der Regierung Lord Dalhousie's, hat man dem Volke die Segnungen der britischen Herrschaft aufgezwungen und nur der Aufstand hat hierin einige Unterbrechung gebracht.

Wenn auch die Folgen hiervon überall sichtbar sind, so treten sie doch ganz besonders bei den Ackerbauern sehr klar und deutlich hervor. Der Anschlag der Steuern geschieht nach einer genauen Durchschnittsberechnung und kann, wenn man die Steigerung der Preise berücksichtigt, nicht einmal hoch genannt werden. Er wird für viele Jahre voraus festgesetzt und dies taugt nicht für den Eingeborenen, der es nicht versteht, den Ueberschuß der guten Jahre für die schlechten zu bewahren und immerwährend in den Händen der Wucherer sich befindet. Dies sind die einzigen Personen, welche von dem niedrigen Steuersatze, der aber streng eingetrieben wird, Vortheil ziehen, eine Folge der Anwendung eines niedrigen Steuersatzes und eines „kurzen Rechtes". Allerdings hat die Regierung die Nachtheile, die hiermit verbunden sind, erkannt und es werden Maßregeln zur Abhilfe erwogen; man will erstens den Ackerbauer durch ein Gesetz hinsichtlich „Schulden und Pfändung" zu schützen suchen, zweitens die Steuereinnehmer ermächtigen, Aufschub und selbst Nachlaß von Steuern zu bewilligen, und drittens endlich ländliche Kreditbanken unter dem Schutze der Regierung errichten; gewiß würden diese Maßregeln Segen bringen, ob sie aber das einmal gestörte Gleichgewicht des Landes wieder herzustellen im Stande wären, ist eine andere Frage. Fragt man, ob der Reichthum Indiens zugenommen hat, so kommt man zu folgenden Schlußfolgerungen. Gewiß ist (wie schon erwähnt) die Zahl der Bevölkerung größer als je vorher, was sich einmal durch Ausbreitung des Ackerbaues, dann durch den Schutz, den die englische Herrschaft gewährt, leicht erklärt; hieraus folgt aber noch nicht, daß der allgemeine Wohlstand zugenommen hat, denn weder führen die niedrigen Klassen ein besseres Leben als früher, noch ist ein ansehnlicher Theil des Volkes vom Betriebe des Ackerbaues abgezogen worden. Berufene Autoritäten gehen selbst so weit, anzunehmen, daß der Zustand der niedrigsten Klassen unter englischer Herrschaft schlechter geworden sei; Dr. W. W. Hunter behauptet, daß 40 Millionen Menschen „mit ungenügender Nahrung die Reise durchs Leben machen". Vielleicht kann dem abgeholfen werden, wenn andere Erwerbszweige eröffnet und der Druck auf den Ackerbau vermindert wird. Allerdings besteht in verschiedenen Theilen von Indien ein Ueberschuß, doch die Frage ist, wer die Vortheile desselben direkt genießt. Der Staat eignet sich einen Theil derselben unter verschiedenen Formen zu — sei es als Abgabe von der Ernte, sei es als Steuer auf die Ausfuhr von Reis; ferner wird ein Theil des Nutzens durch die Eigenthümer geerntet und endlich kann ein Theil dem Ackerbauer selbst zu Gute kommen. Letzteres mag in Birmah und einem Theile Bengalens der Fall sein; der Ackerbauer lebt hier in verhältnißmäßig gerade so günstigen Verhältnissen, wie die Bauern in irgend einem Theile von Europa; endlich kann ein Theil des Nutzens in die Hände der Wucherer kommen. Wie dies aber auch sein mag, es liegt auf der Hand, daß früher der ganze Ueberschuß im Lande blieb und für die Hofhaltungen verwendet wurde, dabei aber auch der eigenen Industrie zu Gute kam, während jetzt ein großer Theil aus dem Lande geht und der Ackerbauer seinen Ueberschuß gegen englische Waaren vertauscht.

In den letzten 40 Jahren hat Indien für 400 Millionen Pfund englische Baumwollenwaaren und 300 Millionen Silbergeld absorbirt. Mit Bezug auf das zuletzt Gesagte darf man jedoch nicht übersehen, daß die Ueberschüsse früher viel geringer als jetzt waren, weil sie großentheils erst durch die von der britischen Herrschaft verschaffte Sicherheit und durch die große Thätigkeit des heutigen Handels entstanden sind, wozu natürlich die verbesserten Transportmittel das ihrige beitragen; erfahrungsmäßig ist eine reiche Ernte nur dann ein Segen, wenn Absatz für dieselbe besteht; wo er fehlt, wird sie eher zum Fluche. Was die nicht landbauenden Klassen betrifft, so müssen wir einräumen, daß ihr Zustand unter der englischen Herrschaft nicht verbessert worden ist. Der Zustand der Weber hat sich entschieden verschlechtert, mit ihnen sind die Färber zurückgegangen, auch andere Handwerker haben durch den Untergang der Höfe und die europäische Konkurrenz gelitten; dies muß theilweise nicht nur als Verlust für die nationale Industrie, sondern auch für die Kunst im Allgemeinen betrachtet werden. So Manches, was Werth hatte, ist vergessen worden und jedenfalls kann ein in Bezug auf seine Manufakturen auf England, dem es seine Rohprodukte liefert, angewiesenes Indien kein angenehmer Anblick für den Freund des Landes sein.

Kürzere Mittheilungen.

Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems.

Der „Warte des Tempels" (1886, Nr. 28) wird aus Jerusalem vom 25. Juni geschrieben: „Jeder, der Jerusalem in den letzten paar Jahren gesehen, ist überrascht von der Vergrößerung und Verschönerung, welche diese Stadt in den letzten zwei Decennien erfahren hat, indem sich außerhalb der alten schmutzigen und unwegsamen Stadt eine Vorstadt erhob, die an Ausdehnung der alten Stadt nicht nachsteht und sich vor ihr durch hübsche Bauten, Reinlichkeit und frische Luft auszeichnet. Diesen Aufschwung verdankt aber die heilige Stadt nicht dem Umstande, daß sie für irgend

einen materiellen Umtrieb eine günstige Gelegenheit darböte, vielmehr ist das Urtheil eines Juden ganz richtig, welcher sagte: „Jerusalem ist gut zu beten, aber nicht für Geschäfte zu machen.“ Auch ist die Vorstadt hauptsächlich mit Juden bevölkert, die theils in besonderen einzelnen Wohnhäusern, theils in für sich abgeschlossenen Kolonien zu Hunderten beisammen wohnen. Allerdings sind auch in der Vorstadt Magazine, Lokanden, Gasthäuser, Hospitäler, Schulen und Konsulate erbaut worden, bilden aber doch gegenüber der jüdischen Bevölkerung den kleineren Theil. Unzweifelhaft ist die Zunahme der jüdischen Einwohnerschaft großentheils den bekannten europäischen Judenverfolgungen zuzuschreiben, doch giebt es auch viele reiche, alte Juden, die ihren Wohnsitz hierher verlegen, um ihre Tage im Lande ihrer Väter zu beschließen und in heiliger Erde begraben zu werden.

Um für die Seelenzahl der Bevölkerung einen Anhalt zu bekommen, war ich bemüht, Erkundigungen bei den verschiedenen Religionsgenossenschaften einzuziehen, die auch bereitwilligst gegeben wurden und wohl nicht viel von der Wahrheit abweichen werden. Nur bei den Juden wollte es mir scheinen, daß sie aus politischen Gründen geneigt wären, lieber zu nieder als zu hoch zu greifen. Nach diesen Angaben beziffert sich die Bevölkerungszahl folgendermaßen:

Juden, Aschkenasim und Sephardim zusammen		20 000
Muslimen		5 600
Christen und zwar	Griechen	4 600
	Katholiken	2 100
	Protestanten	850
	Armenier	450
	Kopten	85
	Unirte Katholiken . . .	70
	Abessinier	56
	Syrianer	40
	Zusammen	33 851.

Hierzu mag bemerkt werden, daß früher die Zahl der Muslimen auf 8000 angegeben wurde, so daß also die mohammedanische Bevölkerung in einer merklichen Abnahme begriffen ist. Die christliche Bevölkerung besteht dem größten Theil nach aus Eingeborenen, doch kommt bei den Katholiken eine beträchtliche Anzahl von temporär ansässigen Mönchen und Nonnen in Betracht, die in den letzten Jahren sich entschieden vermehrt haben. Die Abessinier von pechschwarzer Farbe kommen und gehen und sind als Wächter, weil sie mit den Arabern nicht fraternisiren, sehr beliebt. Die Protestanten sind zum größten Theile Europäer, Engländer und Deutsche, die förmlich im Dienste der englischen Mission oder doch zu derselben in Beziehung stehen, oder auch wie die Tempelmitglieder selbständig einen Missionszweck verfolgen, sich aber grundsätzlich des Proselytenmachens enthalten.

Obige Bevölkerungsliste kann keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit machen, da es im Osmanenreiche an statistischen Tabellen über die Bevölkerung fehlt; jedenfalls dringt nichts hiervon in die Oeffentlichkeit. Dennoch werden die angeführten Zahlen nicht weit von der Wirklichkeit abweichen, und im Ganzen wird die Seelenzahl der Bevölkerung eher größer sein, als sie sich nach unserer Liste berechnet. Wenn man sich auf die Stimmen mancher Leute, die sich hören lassen, verlassen könnte, so dürfte die Einwohnerzahl Jerusalems sich auf 40 000 oder gar 45 000 belaufen; da sich aber im Volksmunde die Zahlen gewöhnlich zu erhöhen pflegen, so wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die Seelenzahl Jerusalems auf die Summe von 35 000 abrundet. Nach dem immer noch lebhaften Baugeschäfte zu schließen, ist Jerusalem gegenwärtig noch im Wachsen begriffen, was auch durch die hohen Preise der Bauplätze bestätigt wird, die bis heute noch eher im Steigen als im Fallen begriffen sind . . . . . “

Scratchley über Britisch-Neu-Guinea.

Der zum ersten Oberkommissär über das englische Neu-Guinea ernannte General-Major Sir Peter Henry Scratchley starb am 3. December 1885 am Sumpffieber. Die von ihm gesammelten Notizen über Neu-Guinea hat sein Privatsekretär Mr. G. Seymour Fort geordnet und veröffentlicht. Wir entnehmen daraus das Nachfolgende.

Mit Ausnahme einiger Theile der Nordostküste wird das ganze Küstenland des unter englischer Hoheit stehenden Neu-Guinea von Eingeborenen bewohnt. Im Westen und Nordwesten, d. i. vom Fly R. (8° 33′ südl. Br. und 143° 15′ östl. L. Gr.) bis Hall-Sound (8° 48′ südl. Br. und 146° 30′ östl. L. Gr.), sind sie sehr zahlreich. Der Boden ist hier an manchen Stellen außerordentlich fruchtbar. Der in großer Menge producirte Sago bildet einen wichtigen Handelsartikel und wird von den an der Südwestküste bis Kaile (9° 35′ südl. Br. und 147° 26′ östl. L. Gr.) hin wohnenden Eingeborenen gegen von ihnen verfertigte Töpferwaaren eingetauscht. Sir Peter Scratchley sah von Port Moresby (9° 27′ südl. Br. und 147° 7′ östl. v. Gr.) aus eine große Handelsexpedition abgehen, welche auf ihren aus einer Anzahl zusammengebundener Canoes bestehenden Fahrzeugen, Lakatois genannt, 20 000 Stück Töpferwaare verladen hatte, wofür sie gegen 150 Tonnen Sago zurück zu bringen gedachte.

Die Eingeborenen, welche am Hall Sound bis Kerepunu in 10° 5′ südl. Br. und 147° 50′ östl. L. Gr. nicht nur die Küste, sondern auch landeinwärts das Hochland und dessen Thäler bewohnen, sind nicht minder zahlreich und dabei friedliebend. Sie folgen bei ihren ländlichen Arbeiten gern und willig den Anweisungen und Belehrungen der Missionare. Es gilt dies namentlich von den Bewohnern der fruchtbaren Distrikte hinter Kapakapa (9° 50′ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. Gr.), Hula (10° 6′ südl. Br. und 147° 43′ östl. L. Gr.) und Kerepunu. Dem Einflusse der Missionare W. G. Lawes und J. Chalmers ist es zu verdanken, daß man sich jetzt von irgend einem Punkte der Küste zwischen Port Moresby und Hula aus in größter Sicherheit unbewaffnet 50 engl. Meilen weit ins Innere wagen kann. Oestlich von Kerepunu ändert sich der Charakter der ebenfalls zahlreichen Eingeborenen. Sie sind körperlich schöner gebaut, aber es wohnt ihnen eine unwiderstehliche Blutgier inne. Zwischen der Orangerie-Bai (10° 30′ südl. Br. und 149° 35′ östl. L. Gr.) und dem Ostkape (10° 13′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. Gr.) liegt die Region des Kannibalismus der schlimmsten Art.

Ueber die zum Theil in großen Dörfern wohnenden Eingeborenen an der Nordostküste weiß man zur Zeit nicht viel. Sie sind scheu, aber doch nicht gerade feindlich gesinnt. Die Inseln im Louisiade-Archipel und in der D'Entrecasteaux-Gruppe sind mit verrätherischen Kannibalen dicht bevölkert, und man muß die größte Vorsicht gegen sie beobachten.

Die Verschiedenheit der Dialekte bildet ein großes Hinderniß im Verkehre mit den Eingeborenen, denn nicht allein in jedem Distrikte, sondern auch fast in jedem Dorfe wird ein anderer gesprochen. Nur der Motu-Dialekt ist in dem ganzen Distrikte von Port Moresby bis Kapakapa allgemein.

Die Eingeborenen sind keine Nomaden. Sie leben meistens von Vegetabilien und sind dadurch auf Ackerbau angewiesen, welcher gewöhnlich von den Frauen mit großer Tüchtigkeit betrieben wird. Ihre Hauptnahrung besteht in Yams, Bananen, Bataten, Taro, Kokosnüssen, Zuckerrohr, Brotfrüchten und Fischen. Was den Landbesitz anlangt, so ist die Annahme, daß, ähnlich wie auf Neu-Seeland, der Grund und Boden dem ganzen Stamme gehöre, unrichtig. Er beruht vielmehr auf Verwandtschaft. Das Land in seinen Theilen ist das Eigenthum von Gruppen von Individuen, welche zu einander in Blutsverwandtschaft stehen. Die Zahl derselben wechselt natürlich, je nach den Geburten und Todesfällen. Sie kann sich auf ein einziges Individuum vermindert oder auch beträchtlich vermehrt haben. Jede einzelne dieser Gruppen-

familien hat ein unbestrittenes Anrecht an dem ihrem Verwandtenkreise gehörigen Lande, welches nie, im Ganzen oder getheilt, ohne die Einwilligung sämmtlicher Mitglieder veräußert werden darf. Der Kaufpreis wird unter Alle vertheilt. Dieses individuelle Eigenthumsrecht ist ein sehr ausgedehntes und erstreckt sich sogar auf einzelne Bäume, deren Früchte u. s. w. Die Häuptlinge der Stämme haben bei diesen Geschäften keinen Einfluß, es sei denn, daß das betreffende Land ihrer Verwandtschaft angehört. Es ist eine seltene Ausnahme, daß ein Häuptling stark und mächtig genug ist, um über Land seines Gebietes frei zu verfügen.

Der Papua-Golf, bemerkt Sir Scratchley, ist in hohem Grade unsicher und gefährlich. Da das Wasser in Folge der heftig rollenden See immer trübe ist, so sind die vielen Riffe darin nicht sichtbar, dazu kommt, daß auf mehrere Kilometer von der Küste oft kaum zwei Faden Tiefe angetroffen werden. An Flüssen fehlt es nicht; das ganze Gebiet des englischen Neu-Guinea, mit Ausnahme des Distriktes um Port Moresby, ist gut bewässert. Die bedeutendsten Flüsse — unter diesen der Fly mit seinen vielen Nebenflüssen an erster Stelle — liegen auf der Westseite des Papua-Golfes und entwässern die dortige große Ebene. Die Mündungen sind, ähnlich wie in Australien, häufig versandet. An den zahlreichen Flüssen im Südosten breitet sich fruchtbarer Boden aus; sie haben aber, da das Hochland, wo sie entspringen, sich in der Nähe der Küste befindet, nur einen kurzen Lauf und halten mit denen im Westen keinen Vergleich aus. In der Milne-Bai (10° 17′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. Gr.) entdeckte Sir Scratchley zwei bisher unbekannte Flüsse und erforschte sie. Der eine, von den Eingeborenen Davadava genannt, mündet an der Nordostküste der Bai, hat eine Tiefe von 8 bis 12 Fuß und kann mit kleinen Dampfern befahren werden. Die Ufer sind steil und abschüssig und mit Nutzhölzern und reicher Vegetation bestanden. Die Mündung wird durch eine Barre versperrt. Der zweite Fluß, welchen die Eingeborenen Hadara heißen, ist der bedeutendere. Er hat eine Tiefe von 12 bis 16 Fuß und scheint weit aus dem Inneren der Insel herzukommen. Seine Mündung bildet mehrere Deltas. Das Land zu Seiten seiner Ufer ist flach und sehr fruchtbar, die reiche Vegetation tropisch. Die dortigen zahlreichen Eingeborenen sind freundlich gesinnt.

Ueber das Klima, welchem Sir Scratchley zum Opfer fiel, spricht er sich dahin aus: „Es entkräftet (enervates) in hohem Grade, und Europäer sind nicht im Stande, in der Sommerzeit viel Arbeit zu verrichten. Das Sumpffieber mit häufig schlimmem Ausgange grassirt überall. Es ist möglich, daß, ähnlich wie im Norden von Queensland, sich der pestartige Charakter des Klimas in dem Maße ändern werde, wie das Land von Europäern unter Kultur gebracht wird." Dem gegenüber hält es der Missionar W. G. Lawes, wohl der gründlichste Kenner des südöstlichen Neu-Guinea, für sehr fraglich, ob das dortige böse Klima eine europäische Ansiedelung überhaupt zulassen werde. H. Gr.

K. von den Steinen's Schingú-Expedition.

In reicher Ausstattung ist jetzt das lange erwartete Werk des Dr. med. Karl von den Steinen über seine Schingú-Expedition des Jahres 1884 erschienen, das als eine der hervorragendsten Reisebeschreibungen unserer Zeit insofern bezeichnet werden darf, als es sowohl die Geographie, als auch die Ethnographie Südamerikas ganz bedeutend fördert. Sein voller Titel lautet: „Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingú im Jahre 1884. Von Karl von den Steinen, Dr. med. Mit über 100 Text- und Separatbildern von Wilhelm von den Steinen, 12 Separatbildern von Johannes Gehrts, einer Specialkarte des Schingústromes von Dr. Otto Klauß, einer ethnographischen Kartenskizze und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886."

Es sei daran erinnert, daß zwei Mitglieder der Expedition, der Arzt Dr. Karl von den Steinen, der Verfasser des vorliegenden Buches, und Dr. Klauß, Physiker von Fach, an der deutschen Südpolar-Expedition nach Süd-Georgien theilgenommen hatten und von dort im September 1883 in Montevideo eintrafen, wo der Vetter des ersteren, der Maler Wilhelm von den Steinen, sie bereits erwartete. Derselbe hatte die nöthigen Instrumente von Deutschland mitgebracht und sich im Gebrauche derselben auf der Hamburger Seewarte unter Prof. Neumayer's Leitung eingeübt. Auf dem Paraguay begaben sie sich nach Cuyabá, der Hauptstadt der Provinz Mato Grosso, deren Präsident, Baron v. Batovy, mit großer Bereitwilligkeit auf ihre Wünsche einging, wie denn auch Seitens der brasilianischen Regierung ihnen eine militärische Begleitmannschaft gestellt wurde.

So reisten sie Ende Mai 1884 von Cuyabá nach Norden mit etwas östlicher Abweichung ab, behielten dieselbe Richtung im Wesentlichen bei, gelangten zu einem linken Zuflusse des gesuchten Schingú, dem Tamitatoala, auf welchem sie sich am 25. Juli in acht selbstgefertigten Rindencanoes einschifften, und durchfuhren nun auf jenem Nebenflusse und dem Schingú so recht das unbekannteste Innere Brasiliens. Am 13. October erreichten sie die Indianerniederlassung Piranhaquara (4° 5,1′), den obersten Punkt am Strome, bis wohin im Jahre 1843 Prinz Adalbert von Preußen vorgedrungen war — ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß alle Pioniere dieses Stromes Deutsche gewesen sind: zuerst Pater Rochus Hundertpfund, der um 1750 den Schingú eine Strecke aufwärts gefahren ist, dann Prinz Adalbert 1843, schließlich 1884 die Herren von den Steinen und Clauß, die dann freilich gleich gründliche Arbeit gemacht haben. Erst am 15. October treffen sie auf den ersten Brasilianer, deren letzten sie bald hinter Cuyabá vor mehr als vier Monaten verlassen hatten, und hörten nun zum ersten Male kaum 2 Breitengrade von der Mündung des sich durch mehr als 12 Breitengrade hinziehenden Stromes den Namen Schingú, welchen die unterwegs angetroffenen Indianer nicht kennen. Gegen Ende October befanden sie sich in Pará wieder im Bereiche der Civilisation, in welchen sie glücklich ihre sämmtlichen Aufzeichnungen, Beobachtungen, Skizzen, die jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde befindliche ethnologische Sammlung u. s. w. gerettet hatten.

Während dieser denkwürdigen, fast fünfmonatlichen Reise sind sie mit fünf verschiedenen Indianerstämmen, den Bakaïri, Kustenaú, Trumaí, Suyá und Yuruna, zusammengetroffen, wobei es aber nur ein einziges Mal zu einem feindlichen Zusammenstoße (mit den Trumaí) gekommen ist. Unendlich dünn gesäet ist in jenen Einöden die Bevölkerung; nach genauester Berechnung haben die Forscher im Ganzen gesehen: 217 Männer, 163 Frauen, 124 Kinder, zusammen 664 Individuen. Da aber wiederholt Frauen und Kinder nicht sichtbar waren, so geben obige Zahlen kein richtiges Bild von der Vertheilung der Geschlechter und dem Nachwuchse und es müssen einige Posten abgezogen werden; es ergeben sich dann 36 Proc. Männer, 35,5 Proc. Frauen, also in gleichem Verhältnisse, und nur 28,4 Proc. Kinder (bis etwa zu 15 Jahren), während Europa im Mittel 33 Proc. Kinder hat. Zwischen $13\frac{1}{4}^0$ und $12\frac{1}{2}^0$ südl. Br. traf man nur vier Dörfer der Bakaïri, dann unter 12° 20′ einige Kustenaú, nördlich von 12° ein Dorf der Trumaí, zwischen $11\frac{1}{4}^0$ und 11° die Suyá und Manitsauá und dann erst wieder — der Fluß durchbricht hier eine gebirgige Zone — unter $8\frac{1}{2}^0$ das erste Dorf der Yuruna, bei 7° das zweite, südlich von $5\frac{1}{2}^0$ das dritte, und je $\frac{1}{2}^0$ weiter das vierte und fünfte. Die Yuruna sind die ersten portugiesisch sprechenden Indianer, welche beim Hinabfahren getroffen wurden; es scheint, als ob sie seit einigen Generationen auf einer Wanderung flußaufwärts begriffen sind, um der Civilisation zu entfliehen und ihre Freiheit sich zu bewahren. Im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie das Hauptobject der Bekehrung zum Christenthume

in den unteren Missionen, während Prinz Adalbert sie auf dem 3. und am Beginne des 4. Breitengrades concentrirt fand.

Den wissenschaftlich werthvollsten Theil des Buches bilden die sechs letzten linguistischen Kapitel. Das Hauptresultat der betreffenden Studien von den Steinen's, das bedeutsamste Ergebniß seiner Reise ist der Nachweis, daß die Bakaïri, dieses im Herzen Südamerikas ansässige Völkchen, Karaiben sind, die man bisher nur nördlich vom Amazonenstrome gekannt hat. Außer ihnen aber weist Steinen noch von zwei anderen Stämmen südlich des Amazonas die Zugehörigkeit zu den Karaiben nach, von den Pimenteira, die weit nordöstlich von den Bakaïri, zwischen den Flüssen S. Francisco und Parnahyba, und von den Palmellas, die ebenso weit westlich, im Quellgebiete des Madeira, sitzen. Zwischen diesen Stämmen, südlich, nördlich, westlich und besonders nordwestlich, von Bolivien bis Venezuela hin und bis in die Provinz Mato Grosso hineinreichend, wohnen jetzt andere, welche Steinen nach einem, in deren Sprachen oft vorkommenden Präfixe als die Nu-Stämme zusammenfaßt und für deren ursprüngliche Heimath er die centrale Hochebene Südamerikas hält. Von dort breiteten sich dieselben weit nach Norden aus, und die mit ihnen in naher Berührung stehenden, wenn nicht verwandten Arnak waren einst das herrschende Volk im heutigen Venezuela und auf den kleinen Antillen. Das ist die erste geschichtliche Epoche, die sich aus sprachlichen Gründen und solchen der geographischen Verbreitung der Stämme, sowie aus einzelnen Ueberlieferungen noch erschließen läßt.

Später erstarkten die Karaiben, deren Urheimath südlich vom Amazonas, etwa im Quellgebiete des Madeira und des Tapajoz zu suchen ist (wo die Bakaïri ihr Residuum bilden), drangen nach Norden vor in das nördlich vom Amazonenstrome gelegene Gebiet der Nu und Arnak, welche, wie ein Blick auf die beigegebene ethnologische Karte zeigt, nach Osten und Westen vor ihnen zurückwichen, und eroberten die Antillen, während zum Theil gleichzeitig mit ihnen auch die Tupi nach Norden vorrückten. Dann erst erschienen die Europäer auf dem Schauplatze.

Es ist in der That überraschend, wie die Sprache jenes kleinen, noch keine 250 Seelen umfassenden Stammes der Bakaïri, welcher noch keine Metalle, keine Hunde, keine berauschenden Getränke, keine Bananen kennt und noch in der echten Steinzeit lebt, dem scharfsinnigen Forscher die Mittel an die Hand gegeben hat, die früheren Wanderungen der südamerikanischen Indianer aufzuhellen und einiges Licht in das herrschende Wirrwarr zu bringen. Nur die Sprachvergleichung lieferte ihm zuverlässige Anhaltspunkte, um verwandte und nicht verwandte Völkerkreise abzugrenzen; weder anthropologische, noch ethnologische Daten sind bisher in genügender Menge gesammelt, um das auszuführen. Um so eindringlicher mahnt von den Steinen daran (S. 328), jene Gebiete am oberen Schingú und seinen Nebenflüssen, deren Bewohner noch ihren Urzustand bewahrt haben, so rasch und so vollständig als möglich zu erforschen, ehe die vorschreitende Civilisation dort alles gleich macht.

K. von den Steinen's Buch ist mit prächtigem Humor geschrieben, die Schilderung des Lebens in Cuyabá (Kap. 5 und 6) ist oft von überwältigender Komik und größter Lebenswahrheit, ein wahres Kabinetstück. Diese Seite tritt dann freilich in der tagebuchartigen Schilderung der Stromfahrt mehr zurück, um in den letzten Kapiteln ganz dem wissenschaftlichen Ernste zu weichen. Das ganze Werk mit seiner schönen Ausstattung ist ein hochwichtiger und werthvoller Zuwachs unserer Reiseliteratur.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Vossischen Zeitung" vom 24. Juli 1886 wird aus der sächsischen Oberlausitz geschrieben, daß nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung die Wendische Bevölkerung in Sachsen nicht, wie behauptet wird, zu-, sondern abgenommen habe. Nach einer Mittheilung der „Bautzener Nachrichten" ist eine ganze Reihe früher rein wendischer Dörfer an der Sprachgrenze, namentlich bei Löbau, Bischofswerda und Kamenz, deutsch geworden, z. B. Cunnewitz, Lautitz, Grube, Unwürde, Schmölln, Demitz, Thumitz, Jesau, Bernbruch und Andere. In 15 Dörfern, die früher ganz wendisch waren, bilden die Deutschen heute die Mehrheit. Rein wendische Dörfer giebt es nach der Volkszählung nur noch vier. In 110 wendischen Dörfern bilden die Deutschen 20 bis 50 Proc., in 63 Dörfern 11 bis 20 Proc., und in 81 wendischen Dörfern 1 bis 10 Proc. der Bevölkerung.

— Die von Halbherr und Fabricius 1884 in den Trümmern von Gortyn auf Kreta gefundene Inschrift erweist sich, obwohl die Deutung noch nicht ganz gelungen ist, als einer der werthvollsten Funde der Neuzeit. Im ältesten Dorisch und mit einem fast rein phönizischen Alphabet geschrieben, in welchem die jüngeren Buchstaben (φ, η, χ, und ω) noch fehlen, enthält der bis jetzt bekannt gewordene Theil die gesetzlichen Bestimmungen über die Sklaverei, über die Bestrafung von Raub und Ehebruch, über Scheidung und das Recht geschiedener Frauen, über Erbrecht, Eherecht, Adoption und dgl. und giebt uns einen genauen Einblick in die Sitten und Gebräuche des uralten dorischen Gemeinwesens, von welchem Lykurg die Grundlagen seiner Gesetzgebung entlehnte. Die Inschrift befand sich an der Innenwand eines Gebäudes archaischester Konstruktion, unmittelbar in die ohne Cement zusammengefügten Blöcke eingehauen; sie stammt spätestens aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, also aus der Zeit des Solon.

— Die Frage „Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern?" behandelt Georg Jacob soeben in einer Broschüre von 41 Seiten (Leipzig, Georg Böhme), indem er die einschlägigen orientalischen Geographen und Naturforscher dabei in größerer Vollständigkeit als seine Vorgänger heranzieht. Er erörtert nach einander folgende Exportwaaren des Nordens: Sklaven, Mammuthzähne, lebendes Vieh, Pelze vom Fuchs, Zobel, Hermelin, Wiesel, Eichhorn, Biber und Hasen, Leder, Hausenblase und Fischzähne, Honig und Wachs, Rinde (und Holz) von Birke und Weißpappel, Haselnüsse, Getreide, Bernstein, der aber nur in geringer Menge und zu Arzneizwecken ausgeführt wurde, Edelmetalle (Gold, Silber, Kupfer, Blei), Waffen, wie Schwerter, Panzer, Pfeile und Pelzmützen.

Asien.

— Die „Sibirische Zeitung" meldet: Die amerikanischen Reisenden Kenan und Frost, welche Ostsibirien besucht haben, sind nach Tomsk zurückgekehrt. Sie haben insbesondere einigen Seiten des Lebens in Sibirien ihre Aufmerksamkeit geschenkt, der Verbannung, dem Gefängnißwesen, der Presse u. a. Sie reisten auf der großen Heerstraße bis Nertschinsk

und besuchten auf dem Rückwege Minussinsk. Frost hat eine große Sammlung (an 400) sibirischer Ansichten bei sich. Die Resultate der Reise werden im „Century Magazine" veröffentlicht werden und dann gesammelt in Buchform erscheinen. Die Redaktion der „Century Magazine" hat bereits 40000 Dollars für die Abbildungen zu jenen Reiseschilderungen bestimmt. — Späteren Nachrichten zu Folge sind die Reisenden am 7. (19.) März in St. Petersburg eingetroffen, von hier geht Kenan nach der Wolga, Frost nach Amerika.

— Ueber die Flora der Commandeur-Inseln (siehe „Globus" Bd. 48, S. 95) machte Professor Kjellmann zu Upsala einige Mittheilungen, von denen wir einiges dem „Bot. Centralbl." entnehmen. Die Physiognomie der Vegetation stimmt mit derjenigen der Grasfluren von Kamtschatka am meisten überein, wie sie Grisebach beschreibt. Vorherrschend sind die Stauden; Sträucher oder strauchartige Bäume finden sich hier und da eingestreut, sind aber sehr niedrig und oft unter den dicht gedrängten, nicht selten Manneshöhe erreichenden Kräutern nicht sichtbar. Am höchsten sind die Compositen und Doldengewächse. Die Holzgewächse sind durch Sorbus sambucifolia (hollunderblätterige Eberesche), Rhododendron chrysanthum und Salix arctica vertreten. Das Innere des Landes stellt dagegen ein mit Bryanthus Gmelini, Cassiope lycopodioides, Arctostaphylos alpin. etc. bewachsenes heideähnliches Hochplateau dar. In entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht setzt sich die Flora der Commandeur-Inseln einmal aus solchen Arten zusammen, welche sich in dem jetzigen arktischen Gebiete nicht finden, oder wenigstens nicht zu den Charakterpflanzen desselben gerechnet werden können, vielmehr in ihrer Mehrzahl auf die Inseln und Küsten des nördlichen Stillen Meeres beschränkt sind. Kjellmann betrachtet sie als arktotertiäre Arten, von denen wahrscheinlich mehrere früher eine weit größere Verbreitung gehabt haben. Ein anderer kleinerer Theil der Flora wird sodann von Arten gebildet, welche entsprechend ihrer jetzigen Verbreitung als arktisch-alpine aufgefaßt werden dürfen. — Die Commandeur-Inseln bilden nebst den übrigen Aleuten ein Gebiet, das drei Florengebiete, nämlich das arktische, das mandschurisch-japanische und das Gebiet des pacifischen Nordamerika verbindet, das aber mit jenem weniger verwandt ist, als mit diesen beiden, deren nördlichste Partien es bildet.

— Von Ebers' und Guthe's Prachtwerke „Palästina in Bild und Wort" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt; vergl. „Globus", Bd. 49, S. 368) liegen zehn neue Hefte (Lieferung 6 bis 15) vor, welche die Schilderung Jerusalems zu Ende führen, und diejenige von Betlehem und dem nördlichen Judäa beginnen. Mit kundiger Hand führt uns Guthe durch die architektonischen Wunder des Haram esch-Scherif, des Juden, Christen wie Mohammedanern gleich heiligen Tempelplatzes und seine Geschichte, zu den Stadtmauern, dem Oelberge mit den Gräbern an seinem Fuße und dem Garten Gethsemane, schließlich zu den Brunnen und Quellen in der Stadt und ihrer Umgebung, die für das durstige Land (im Jahre fällt durchschnittlich nicht mehr als 0,48 m Regen) von so einschneidender Bedeutung sind. Es ist ja bekannt, daß bei den vielen Belagerungen, welche die heilige Stadt zu erdulden hatte, die feindlichen Heere außerhalb der Mauern stets an Wassermangel litten, während die Belagerten reichlich mit Getränk versehen waren. — Dann folgt die Beschreibung von Betlehem, der Salomonsteiche, der Höhle Adullam, des Frankenberges u. s. w., und über das wunderbare Höhlenkloster Mar Saba gelangen wir an das Nordende des Todten Meeres und den durch die Legende geheiligten Unterlauf des Jordans. Eine Fülle trefflicher Illustrationen veranschaulicht die eingehend geschilderten Bauwerke und Landschaften, wie nicht minder das heutige Menschenleben im Gelobten Lande; auch die Flora findet in denselben vielfach Beachtung.

— Es ist in diesen Blättern schon wiederholt (vergl. Bd. 47, S. 269 und 366; Bd. 48, S. 79 und Bd. 49, S. 223) von den überreichen Goldwäschen an der Sheltuga berichtet worden. Die letzten Nachrichten von da lauten nicht erfreulich. Von Blagoweschtschensk wird am 1. Januar 1886 telegraphirt: In den Goldwäschereien von Sheltuga herrscht große Unordnung und Todtschlag. Die Lage der Händler ist eine trostlose. Der chinesische General hat den Bewohnern daselbst erklärt, daß sie bis zum 4. Januar die Goldwäschereien räumen müßten. Die chinesischen Goldsucher sind vollständig bewaffnet und haben die russischen Arbeiter gebeten, ihrer Vertheidigung nicht entgegen zu wirken. Die Russen fürchten sich vor der Verantwortung und bemühen sich, sich nicht hinein zu mischen, allein die bedrängnißvolle Lage zwingt sie, sich zu vertheidigen. Morgen rückt aus Blagoweschtschensk eine Sotnije Kosaken nach Ignaschino für den Fall etwaiger Unordnungen daselbst. — Aus Nertschinsk wird am 5. Februar mitgetheilt: An der Sheltuga sind innerhalb zweier Jahre 500 Pud (1 Pud = 16 kg, folglich 500 Pud = 9000 kg) Gold gewonnen worden; das Gold wurde nach China geschafft. Im Herbst hinderte das Wasser an der Arbeit, im Winter war die Ausbeute reichlicher. Das Verbot, Getreide und Fleisch an die Sheltuga zu führen, wurde durch Schmuggel umgangen. Die Gefahr, durch die Arbeiter beraubt zu werden, hinderte die benachbarten Landbewohner, Handel zu treiben. Im December wurde das Verbot aufgehoben. Allein das Erscheinen einer chinesischen Militärabtheilung an der Sheltuga brachte den Händlern große Verluste; von ungefähr 4000 Goldsuchern flüchteten sich mehr als die Hälfte in die naheliegenden Dörfer; es blieben etwa 500 chinesische und 500 russische Flüchtlinge. Die Russen sind von den Chinesen aufgereizt worden und beabsichtigen gemeinschaftlich mit jenen mit ihren Berdan-Gewehren dem Militär Widerstand zu leisten. Die chinesische Militärabtheilung zählt nicht mehr als 500 Mann, doch werden noch 500 Mann mit Kanonen erwartet. — Aus Nertschinsk wird am 11. Januar telegraphirt: Mandschurische Soldaten haben das Winterlager an der Sheltuga in Brand gesteckt. Bei Ignaschino haben sie auf der Eisdecke des Amur sieben chinesische Goldsucher hingerichtet: die abgeschlagenen Köpfe sind auf Pfähle gesteckt; die Körper liegen am Wege. Auf den Straßen, welche zur Goldwäscherei führen, liegen gleichfalls die Leichen einiger erschlagenen Chinesen. Die Mandschuren plündern und tödten alle ihnen begegnenden Chinesen, sie fallen auch Russen an. Die Arbeiter gehen auseinander, den Amur abwärts, die Schilka und den Argun aufwärts. Mit der Rückkehr der Arbeiter in die Städte und Dörfer vermehren sich daselbst die Diebstähle. Die Amurpost wird von Militär eskortirt. Durch das Aufhören der Arbeiten an der Sheltuga haben die Händler daselbst große Nachtheile erlitten; viele Artelle sind zu Grunde gegangen. („Oestl. Rundschau", 1886, Nr. 2 und 3.)

— Aus Gumbum (China, Provinz Kan-su) schreibt ein Mitglied der Potanin'schen Expedition der „Oestl. Rundschau" (1886, Nr. 18): Seit dem Herbst leben in hiesiger Gegend zwei schottische Missionare, Mr. Parker und sein Gefährte, sowie ein junges Fräulein. Zuerst wohnten sie in Lan-tschen, doch siedelte Mr. Parker und das Fräulein später nach Bajan-shun über, während der andere Missionar in Sining weilte. Sie betreiben jetzt die Verbreitung der Evangelien in tibetischer, mongolischer und arabischer Sprache und beabsichtigen im nächsten Jahre in Sining ein christliches Gotteshaus, das erste daselbst, zu bauen. Das Fräulein hat schon vortrefflich tangutisch sprechen gelernt. Die belgische katholische Mission hat ihre Thätigkeit gleichfalls erweitert. Bei unserem ersten Besuche in Lan-tschen fanden wir nur einen einzigen Missionar, P. van Ret, welcher in der kleinen Stadt Sin-tschen, 79 Li westlich von Lan-tschen, lebte; jetzt im Herbst 1885 ist noch ein zweiter Missionar, P. de Maistre, hinzugekommen, welcher in Lan-tschen geblieben ist. Man beabsichtigt im Laufe des nächsten Jahres eine neue Missionsstation westlich von Sining am Kukunor zu gründen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber Henry O. Forbes' schnelle Rückkehr aus Britisch-Neu-Guinea, wohin er sich im September 1885 mit der Absicht, das Owen Stanley-Gebirge zu ersteigen, begeben hatte, berichten australische Zeitungen, daß sie wegen Geldmangels erfolgen mußte. Forbes war über Sogere hinaus bis Kaukari, 100 km landeinwärts, vorgedrungen und hatte das auf seiner Reise berührte Land sorgfältig erforscht und bis Lake Meroka triangulirt. Alle hervorragenden Bergspitzen und Landmarken wurden bestimmt und kartographisch festgelegt. Von Kaukari aus lag der Gipfel des Owen Stanley-Berges noch 33 km entfernt, aber der Weg dahin führte über ein wildes, stark zerrissenes Terrain mit schwer passirbaren felsigen Terrassen. In dieser Richtung lag auch das Gebiet der feindlichen Ebé-Eingeborenen, welches nicht umgangen werden konnte. Eine Aussöhnung mit ihnen hatte Mr. Forbes nicht bewerkstelligen können. Ihre große Feindschaft gegen die Weißen verschuldete der frühere Reisende Morrison, welcher wegen eines geringen Diebstahls einen der ihrigen erschossen hatte. Die Kaukari-Eingeborenen wollten Mr. Forbes an einen Fluß führen, der vom Owen Stanley-Gebirge herkomme. Nach ihrer Aussage würde sich die Besteigung dieses Gebirges viel leichter auf der entgegengesetzten Seite — etwa von Glanville Island oder Holnieote-Bay in 8° 20′ südl. Br. und 148° 20′ östl. v. Gr. ab — ausführen lassen. Mr. Forbes bringt außer meteorologischen Beobachtungen reiche Sammlungen an Vögeln, Reptilien und Pflanzen aus einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß mit zurück, für deren Transport an die Küste er 120 Eingeborene nöthig hatte. Als leidenschaftlicher Botaniker wandte er seine besondere Aufmerksamkeit der Pflanzenwelt zu. Das Herbarium wurde doppelt angelegt. Das eine Exemplar geht an das britische Museum in London und das andere an die Geographische Gesellschaft in Melbourne. Schon seit Januar dieses Jahres war Mr. Forbes von den ihn begleitenden beiden Europäern und einem Theile der von ihm engagirten Malayen, weil sie von der Malaria befallen wurden, verlassen worden. Selbst die Eingeborenen hatten davon zu leiden und verlangten immer viel „Muramura", d. i. Medicin. Mr. Forbes richtete nun bei seiner Ankunft in Australien (Mitte Mai d. J.) an den Vorstand der dortigen Geographischen Gesellschaften das Gesuch, ihn zur Fortsetzung seiner Forschungen mit Geldmitteln zu unterstützen. Die Gesellschaft in Adelaide gab kurzweg eine abschlägige Antwort, und auch die in Sydney, welche sich von Mr. Forbes wegen ungenügender Berichterstattung vernachlässigt fühlte, zögerte. Nur die Geographische Gesellschaft in Melbourne wollte 100 Pfd. St. hergeben. Da erklärte sich der Oberkommissär des englischen Neu-Guinea, John Douglas, bereit, aus dem Protektoratfonds die Summe von 500 Pfd. St. zu bewilligen, wenn Mr. Forbes die Besteigung des Owen Stanley aufgeben und dagegen die Aufsuchung einer passirbaren Route über die Halbinsel des englischen Gebietes von Sogere aus zwischen dem Owen Stanley-Gebirge und dem Mount Obree hindurch entweder nach Holnieote Bay oder nach Dyke Ackland Bay in 8° 58′ südl. Br. und 148° 20′ östl. v. Gr. unternehme. Mr. Forbes war damit einverstanden, und Versuche zur Aufbringung der noch fehlenden Summe — die Kosten einer solchen Reise waren auf 2000 Pfd. St. veranschlagt — wurden gemacht. Als aber alle Bemühungen nicht den erwünschten Erfolg hatten, mußte Mr. Forbes seinen Plan vorläufig aufgeben. Er trat in den Dienst der Regierung von Queensland, welche ihn als Government Resident auf Dinner Island anstellte. Er hofft, daß sich bis zum nächsten Jahre die Geldmittel zur Fortsetzung seiner Forschungen auf Neu-Guinea werden aufbringen lassen.

— Jede der australischen Kolonien scheint ihre eigene internationale Industrieausstellung haben zu wollen. Wie schon bekannt, wird am 20. Juni 1887, an welchem Tage die Königin von England vor 50 Jahren den Thron bestieg, eine solche zur Feier der 50jährigen Existenz der Kolonie in der Hauptstadt Adelaide eröffnet werden. Und jetzt proponirt schon wieder die Regierung von Neu-Seeland eine im Jahre 1890, wo die große Centralbahn von Auckland nach Wellington in Verkehr gesetzt werden wird, in der City of Auckland abzuhaltende internationale und interkoloniale Industrieausstellung.

Nordamerika.

— Wie der Süden der Vereinigten Staaten auf industriellem Gebiete fortschreitet, mag man aus dem Umstande entnehmen, daß allein im Jahre 1885 ein Kapital von über 60 Millionen Dollars in neue Unternehmungen gesteckt wurde. Das Eisenbahnnetz hat sich seit 1880 um mehr als 10400 engl. Meilen vergrößert und seit derselben Zeit sind fast 575 Millionen Dollars für Erbauung von neuen Straßen und Verbesserung von alten aufgewendet worden. Der besteuerte Werth des Eigenthums hat sich seit 1879 um nahezu eine Milliarde Dollars vermehrt. 1880 fabricirte der Süden 397301 Tonnen Roheisen, 1885 aber 713835 Tonnen, ein Zuwachs von 315534 Tonnen. Drei Staaten, Virginia, Alabama und Tennessee, producirten 1880: 178006 Tonnen, 1885 aber 552419, also 374413 Tonnen mehr. 1880 wurden 6048571 Tonnen Kohle im Süden producirt, 1885 jedoch nicht weniger als 11966000 Tonnen. („Times".)

— In der Academy of natural sciences zu Philadelphia las kürzlich Prof. Leidy eine Mittheilung von Dr. V. Gonzalez über die Skorpione von Durango (Mexiko) und die tödtlichen Wirkungen ihres Stiches. Man findet sie überall in der Stadt und es sind alle Anstrengungen gemacht worden, um sie auszurotten, aber vergeblich. Es wird eine Prämie von $1\frac{1}{2}$ Cent für ein Männchen und von 3 Cents für ein Weibchen gezahlt, und in einigen Jahren wurden mehr als 100000 gefangen und getödtet. Der Stich wird, besonders Kindern, fast immer verhängnißvoll; ist das Opfer unter zwei bis drei Jahren, so stirbt es in wenigen Stunden, zuweilen sogar in einigen Minuten, unter heftigen Convulsionen. Bis jetzt hat man noch kein Gegenmittel für das Gift entdeckt. — Es wird angenommen, daß der mexikanische Skorpion von der in Florida und Kalifornien angetroffenen Form abweicht, da der Stich der letzteren gewöhnlich keine schlimmeren Folgen hat, als der einer Wespe.

— Während seiner öfters im „Globus" erwähnten Mission nach Mexico und Centralamerika hat Désiré Charnay auf dem Popocatepetl in einer Höhe von 13000 Fuß eine alte indianische Begräbnißstätte aufgedeckt und derselben 370 Gegenstände entnommen. Die daselbst Begrabenen waren sämmtlich Kinder und es fand sich kein einziger Knochen, der einem Erwachsenen angehört hätte. Es liegt deshalb die Vermuthung nahe, daß man es hier mit einer jener hochgelegenen Stätten zu thun hat, auf welchen dem Gotte Tlaloc Kinderopfer dargebracht wurden — und gerade Darstellungen dieses Gottes waren unter den Grabfunden zahlreich vertreten.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Alaska. I. — Das indische Kaiserreich. I. — Kürzere Mittheilungen: Das Anwachsen der Bevölkerung Jerusalems. — Seratchley über Britisch-Neu-Guinea. — K. von den Steinen's Schingú-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 7. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal.

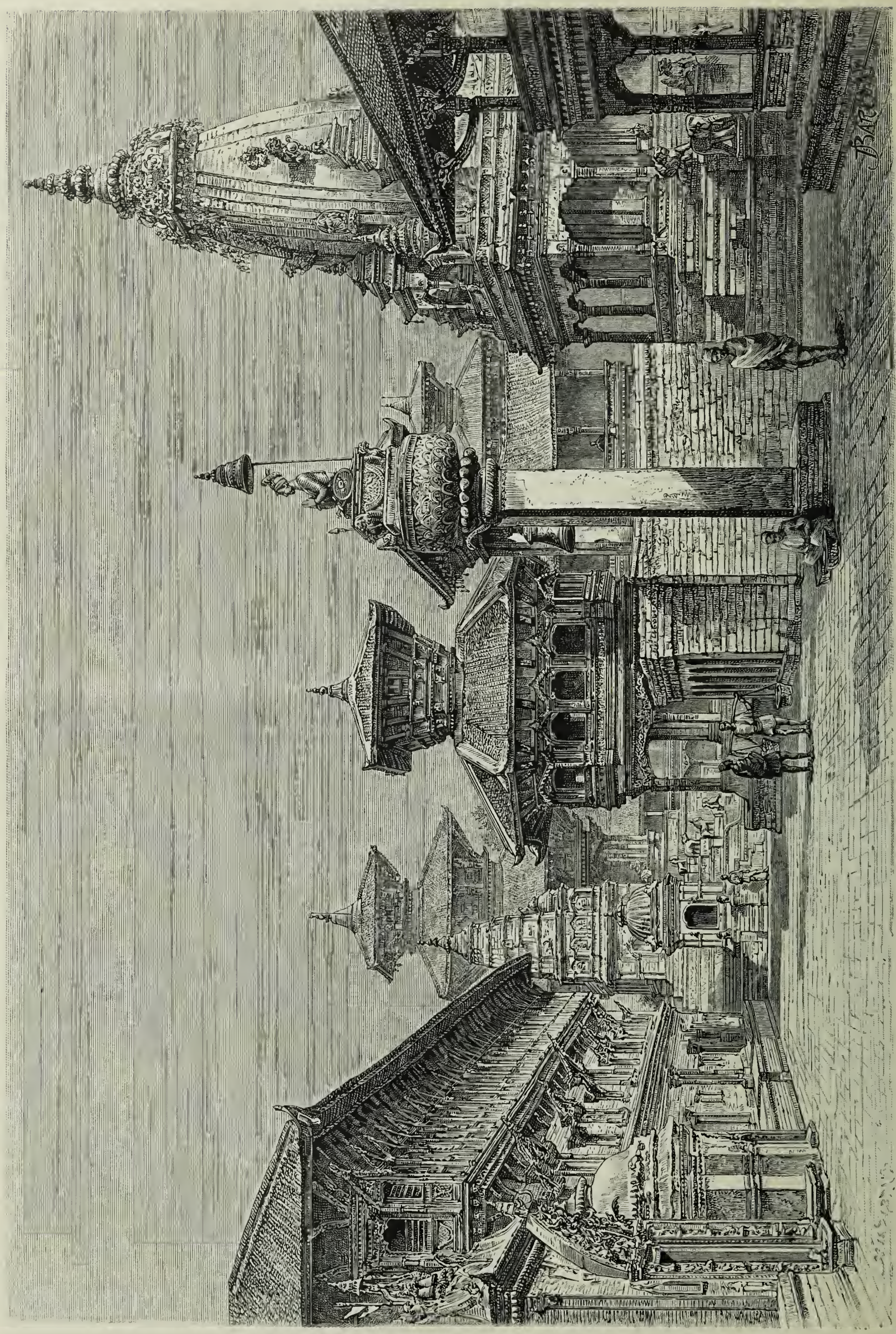
V. (Schluß.)

Die letzte Stadt, welche Le Bon besuchte, ehe er Nepal auf demselben schwierigen Wege, auf welchem er gekommen war, verließ, war Bhatgaon, welches 15 km von Katmandu entfernt auf einer Höhe gelegen ist. Seine Gründung reicht in das neunte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück; später war es die Hauptstadt eines der drei Königreiche in Nepal. Seine Tempel und Paläste zählen neben denjenigen Patans zu den bemerkenswertheften des Landes. Nur ein Drittel der Bevölkerung der Stadt ist buddhistisch; der größte Theil gehört zu den Hindu, und deshalb sind die hervorragendsten Heiligthümer brahmanischen Gottheiten geweiht. Vor der Eroberung Nepals durch die Gorkhas war der König von Bhatgaon mächtiger, als diejenigen von Katmandu und Patan. Da die Stadt sich sofort, als sie von den Gorkhas eingeschlossen worden war, ergeben hatte, so wurden ihre Denkmäler und Bauwerke geschont und sind deshalb viel besser erhalten, als diejenigen der anderen beiden Städte. Noch heute befindet sich Bhatgaon in blühendem Zustande. Jedoch giebt es dort keine alten Bauwerke, wie es auch bei dem angewendeten Materiale, Holz und Ziegelsteinen, nicht gut anders sein kann. Le Bon hält die ältesten für nicht älter als zwei bis drei Jahrhunderte.

Die wichtigsten Tempel liegen auf einem großen Platze zusammen, dessen ganze eine Seite von dem königlichen Palaste eingenommen wird. Unsere erste Abbildung zeigt diesen Platz nach einer von dem Reisenden angefertigten Photographie; das lange Gebäude mit drei Stockwerken auf der linken Seite ist der königliche Palast, während sich im Mittelpunkte ein einstöckiger Tempel befindet, dessen hölzernes, mit Elfenbein überzogenes Schnitzwerk von sehr schöner Arbeit ist. Zwischen beiden genannten Gebäuden erhebt sich weiter im Hintergrunde, theilweise von einem kleinen modernen Bauwerke verdeckt, ein steinerner Tempel, welchen die zweite Abbildung dieser Nummer in vergrößertem Maßstabe zeigt. Er ist von sehr zierlicher Gestalt und steht, wie die Tempel aus Holz und Ziegelsteinen, auf einer Anzahl über einander gestellter und nach oben sich verjüngender Plattformen. Eine Treppe, welche an den Seiten mit steinernen Ungethümen eingefaßt ist, führt zu ihm hinauf. Seine steinernen Säulen sind den hölzernen der anderen Tempel genau nachgebildet; aber damit hat auch die Aehnlichkeit ein Ende, denn sonst gleicht der Tempel in nichts den Ziegelsteintempeln mit über einander gesetzten Dächern. Er hat die Form einer Pyramide mit gekrümmten Kanten, wie sie die Pagoden des nördlichen Indien zeigen; aber auch hierin ist die Analogie nur eine rein auf das Aeußere beschränkte.

Nebenbei bemerkt, waren zur Zeit der Gesandtschaft des Megasthenes, also drei Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung, die indischen Paläste aus Holz und Ziegelsteinen erbaut. Steinerne Bauwerke bildeten damals die Ausnahme. In dieser Periode des Ueberganges befindet sich Nepal noch heutigen Tages. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher die Steinsäulen den hölzernen nachgeahmt sind, bestätigt die allgemein angenommene Ansicht, daß die ersten steinernen Gebäude Indiens nur Nachahmungen älterer hölzerner Bauten gewesen sind.

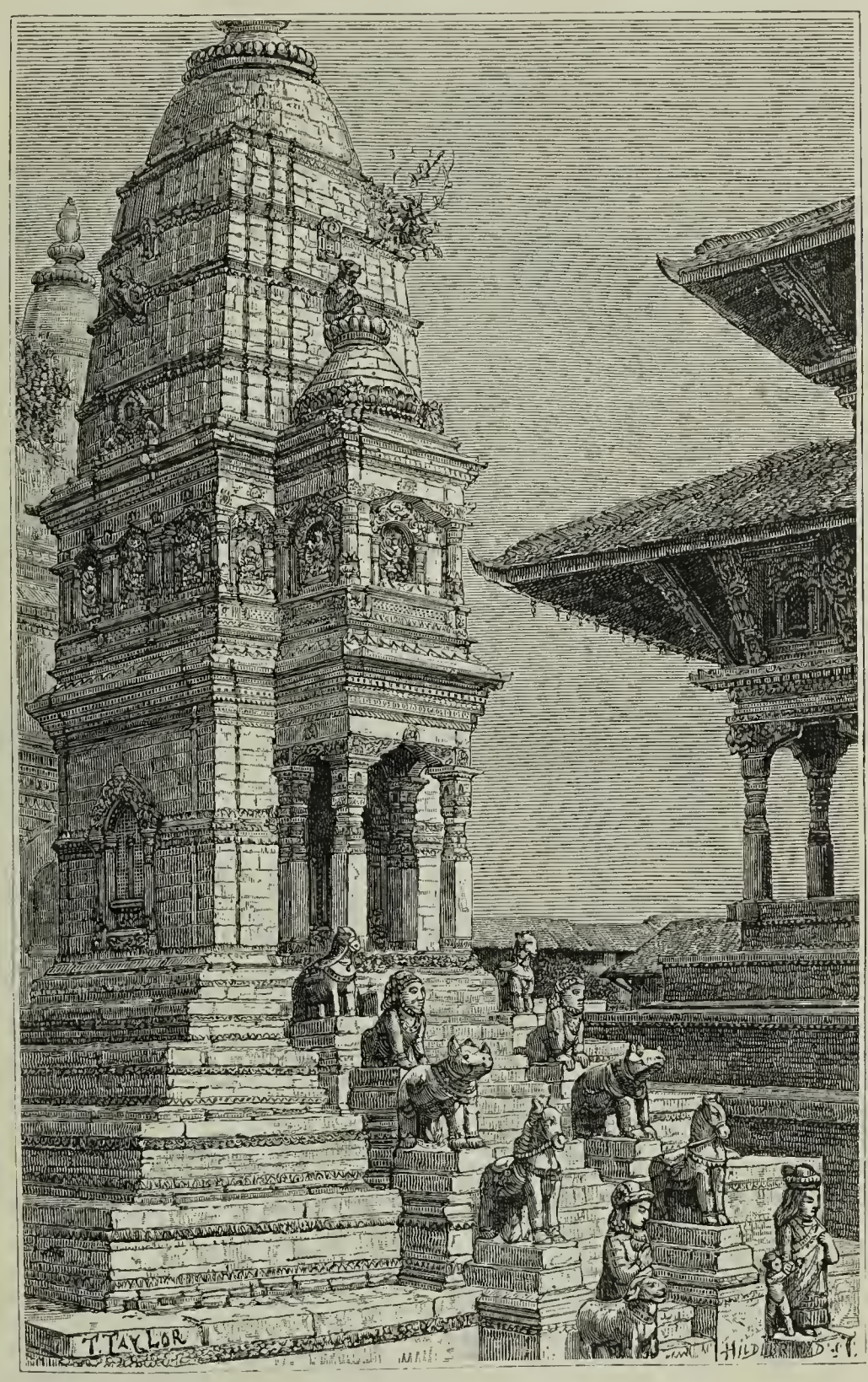
Ferner ist ein großer, fünf Stockwerke hoher Tempel aus Ziegeln und Holz zu nennen, etwa zwei Jahrhunderte



Ansicht des großen Platzes in Bhatgaon. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

alt und, wenigstens seinen Größenverhältnissen nach, einer der ansehnlichsten in Bhatgaon.

Der königliche Palast ist ganz aus rothen Ziegeln erbaut, Thüren und Fenster mit prächtigen Holzschnitzereien eingefaßt. Zutritt zu ihm gewährt eine broncene Pforte, welche den Namen des goldenen Thores führt. Dieser Palast wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von demselben Radschah erbaut, welcher den fünfetagigen Tempel errichten ließ, während der mit einer betenden Gestalt gekrönte Monolith vor dem Palaste von seinem Sohne aufgestellt wurde.



Steinerner Tempel in Bhatgaon. (Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Neben seinem Hauptzwecke, die Architektur Nepals kennen zu lernen, verfolgte Dr. Le Bon noch den anderen, die Ursachen des Verschwindens des Buddhismus aus Indien zu studiren, und er glaubt, diese Frage gelöst zu haben. Allbekannt ist, daß der Buddhismus sich von Indien aus über einen großen Theil von Asien ausgebreitet, China, Birma und selbst russische Gebiete überzogen hat und zur Religion von 500 000 000 Menschen, d. h. des guten Drittels der Bevölkerung der Erde geworden, dabei aber im 7. oder 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus seinem Geburtslande fast gänzlich verschwunden ist. In Indien existirt er nur noch an den beiden äußersten Enden des gewaltigen Landes: in Nepal im Norden und in Ceylon im Süden. Da die indische Literatur über die Ursachen dieses Verschwindens gänzlich schweigt, so hat man dasselbe durch heftige Verfolgungen erklären wollen. Dem widerspricht aber Mancherlei, nämlich der tolerante Charakter der Hindus und die Erfahrung, daß Verfolgungen eine Religion niemals unterdrücken, sondern vielmehr zu ihrer Verbreitung mächtig beitragen. Wie wäre es schließlich möglich gewesen, daß in einem in so zahlreiche Fürstenthümer zersplitterten Lande wie Indien plötzlich sämmtliche Fürsten sich entschlossen hätten, der seit Jahrhunderten von ihren Vorfahren geübten Religion zu entsagen und ihren Unterthanen eine neue aufzuzwingen?

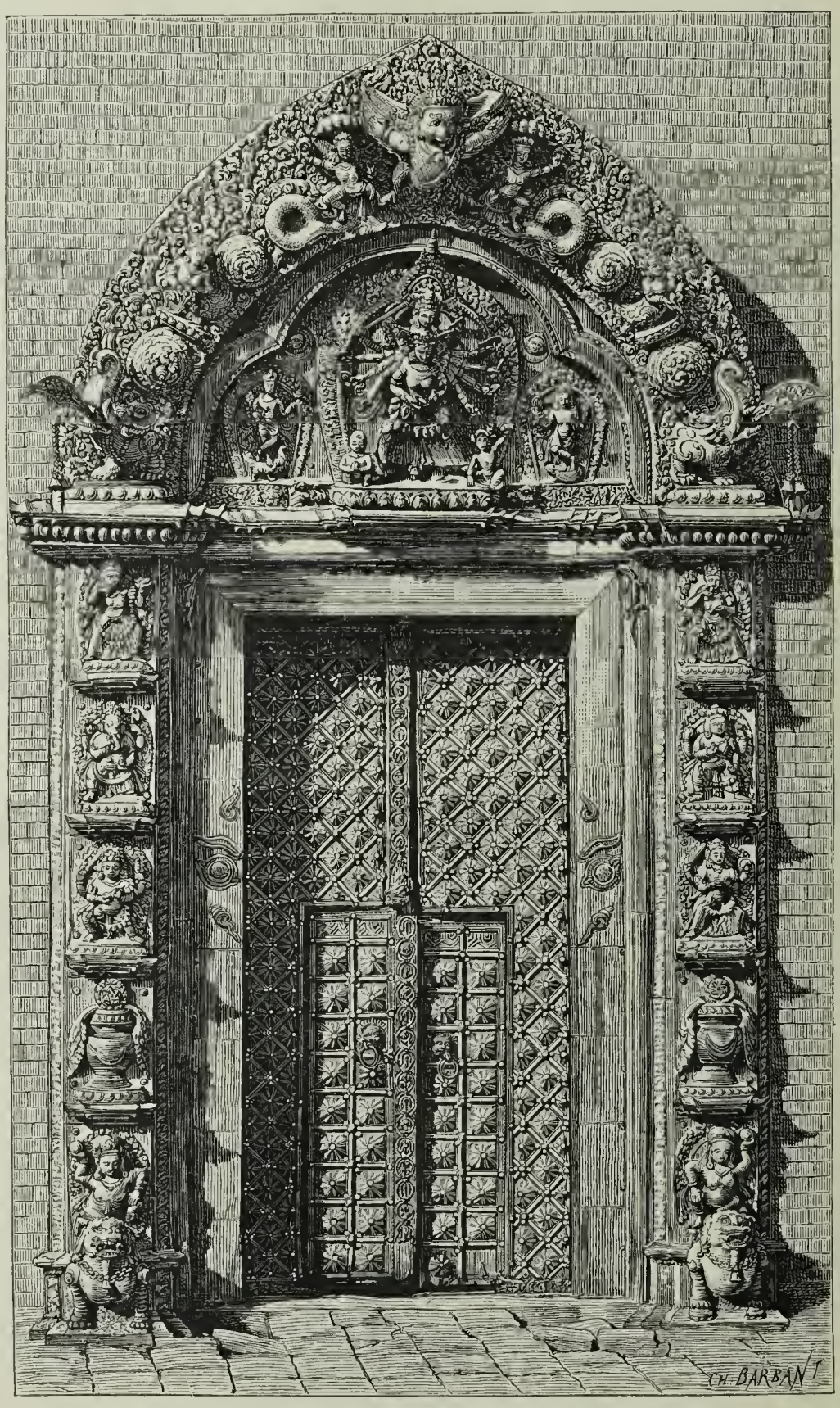
Die Lösung dieser Frage, welche der Reisende schon ahnte, als er die alten Denkmäler Indiens studirte, wurde ihm in Nepal völlig klar: der Buddhismus ist ganz einfach darum verschwunden, weil er sich allmählich mit derjenigen Religion, aus welcher er entstanden war, wieder verschmolzen hat. Diese Umbildung ist sehr langsam vor sich gegangen; aber in einem so geschichtslosen Lande wie Indien, welches Perioden von fünf oder sechs Jahrhunderten, aus denen wir absolut nichts wissen, durchgemacht hat, giebt es kein Mittel, den Anfang und das Ende von Phasen, die uns als plötzliche erscheinen, aus einander zu halten und mit einander zu verknüpfen. Wenn man die Basreliefs und Bildsäulen der indischen Denkmäler genau untersucht, so erzählen sie uns die Geschichte von der Umbildung des Buddhismus; sie zeigen, wie der Gründer dieser Religion, der alle Götter verachtete, selbst sich zum Gotte umwandelt und, nachdem er anfangs nirgends dargestellt worden war, zuletzt in allen Heiligthümern abgebildet wird, wie er sich nach und nach mit den alten brahmanischen Göttern vermischt, sie erst alle überragt und zuletzt mit ihnen derart verschmilzt, daß er zu einer Nebengottheit herabsinkt und schließlich ganz aus ihrer Zahl verschwindet. Darüber sagen uns die Bücher nichts, wohl aber die Denkmäler, denen zufolge der Buddhismus keineswegs ein atheistischer Kultus ist, sondern im Gegentheil der polytheistischeste, den es giebt.

In den ersten buddhistischen Denkmälern, die ein Alter von 18 bis 20 Jahrhunderten zählen, wie die Balustraden von Bharhut, Santschi, Buddha Gaja u. s., w. erscheint der Reformator Buddha unzweifelhaft nur in Gestalt eines Emblems. Da verehrt man nur seine Fußspur oder das Bild des Baumes, in dessen Schatten er den Gipfel der

Weisheit erreichte; bald aber wird er zum Gott und erscheint in allen Tempeln, zuerst ganz allein oder fast allein, wie in den ältesten Tempeln von Ajunta. Dann mischt er sich allmählich unter die brahmanischen Götter Indra, Kali, Sarasvati ꝛc., wie man es in den buddhistischen Tempeln zu Ellora sehen kann. Dann versinkt er nach und nach in der Masse der Götter, die er einst beherrschte, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte wird er nur noch als eine Fleischwerdung Wischnu's angesehen. Und damit war der Buddhismus in Indien todt.

Dieser eben geschilderte Proceß nahm aber ein ganzes Jahrtausend in Anspruch; seine Geschichte ist in zahlreichen Bauwerken niedergelegt, deren Erbauung in das dritte vorchristliche bis siebente nachchristliche Jahrhundert fällt. Während dieser ganzen Zeit wurde Buddha ununterbrochen von seinen Gläubigen als ein allmächtiger Gott angebetet. Den Legenden zufolge erschien er in dieser Zeit seinen Schülern und erwies ihnen Gnadenbezeugungen; noch der chinesische Pilger Hinën-tsang, welcher Indien im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung besuchte, berichtet, daß ihm in einer heiligen Grotte Buddha erschienen sei.

Legende und Denkmäler reden demnach eine deutliche Sprache; aber um letztere hat man sich erst in jüngster Zeit gekümmert, während man gerade aus ihnen einen ganz anderen Begriff vom Buddhismus, als den landläufigen, hätte gewinnen können. Aber die Gelehrten — meint Dr. Le Bon —, welche uns diesen Glauben kennen gelehrt haben, kannten Indien nicht aus Selbstanschauung und schöpften ihre Kenntniß nur aus Büchern, Werken philosophischer Sekten, welche mindestens 500 oder 600 Jahre nach Buddha's Tode verfaßt und der in Wirklichkeit ausgeübten Religion ganz fremd waren. Die darin enthaltenen metaphysischen Spekulationen, welche Europa in solches Erstaunen versetzten, boten durchaus nichts Neues; denn seitdem die indische Literatur besser bekannt ist, hat man dieselben in Werken philosophischer Sekten aus der brahmanischen Periode wiedergefunden. Der Atheismus, die Verachtung der Existenz, die von religiösem Glauben unabhängige Moral, die Ansicht, daß die Welt nur ein leerer Schein sei, alles das findet sich schon in den Upanischads, philosophischen Büchern des verschiedensten Alters, deren Anzahl etwa ein Vierteltausend beträgt. Dieselben enthalten die gleichen Lehren, wie die philosophischen Schriften der Buddhisten, z. B. die Lehre vom Karma, die Grundlage des Buddhismus, wie aller religiösen Sekten Indiens, wonach die in diesem Leben begangenen Handlungen maßgebend sind für den Zustand des Menschen in künftigen Existenzen; eben diese Lehre liegt auch Manu's Gesetzbuche zu Grunde. Das Endergebniß dieser Wiedergeburten ist die Aufnahme in das Universalprincip aller Dinge, den Brahma, von welchem Manu spricht, oder das Nirvana der Buddhisten; erst damit ist die Seele befreit von jeder Wiedergeburt. Um dieses Ziel zu erreichen, ist nach buddhistischer wie brahmanistischer Lehre erforderlich, daß man jedes Verlangen unterdrücke, den Gütern dieser Welt entsage und das beschauliche Leben eines Einsiedlers führe.



Das „Goldene Thor" im königlichen Palaste zu Bhatgaon.
(Nach einer Photographie des Dr. G. Le Bon.)

Die philosophischen Theorien des Buddhismus sind also dieselben, wie diejenigen des Brahmanismus, der jenem vorauging; es sind Theorien, welche sich neben der von den Priestern gelehrten und vom Volke geübten Religion entwickelten und sich von derselben wesentlich unterschieden. Wenn man diese

Nepalische Typen. (Nach Photographien.)

Lehren für den Buddhismus hält, so ist das ein ebenso arger Fehler, als wenn man die Theorien der Upanischads mit denen der Brahmanenlehre zusammenwirft. Aber es liegt doch auf der Hand, daß man mit nüchternen philosophischen Spekulationen keine Religion gründet, die 500 Millionen Anhänger zählt. Es giebt nichts Ungereimteres, als zu glauben, daß die Hindus sich jemals zu einer Religion ohne Götter bekannt hätten. In ihren Augen ist die Welt voll davon. Er betet ja zu dem Tiger, der seine Heerden verschlingt, zu der von den Europäern erbauten Eisenbahnbrücke, ja im Nothfalle zu dem Europäer selbst. Das älteste buddhistische Buch, Lalita Vistara, das etwa 1800 Jahre alt und demnach um fünf Jahrhunderte jünger als Buddha ist, enthält eine Anzahl Abhandlungen über die Einbildungen und die Nichtigkeit der Dinge dieser Welt; aber wem trägt Buddha diese Lehre vor? Zuerst den Göttern, den zahllosen Göttern, von welchen auf jeder Seite des Buches die Rede ist, die mit Brahma an der Spitze die Geburt des Reformators überwachen, der bestimmt ist, selbst ein Gott zu werden, die ihn überall begleiten und ihn zuletzt anbeten. Natürlich wimmelt es in dem Buche von Widersprüchen, die aber für den Hindu keine solchen sind. Unsere europäische Logik existirt für ihn nicht; es fehlt ihm nicht ganz an einer solchen, aber sie ist weiblichen Charakters und nimmt an Widersprüchen keinen Anstoß.

Man muß demnach, will man den Buddhismus begreifen, die philosophischen Spekulationen, welche ihn überlagert haben, bei Seite lassen, aber die Götter, deren keine indische Religion entbehren kann, nicht antasten. Buddha hat ebensowenig an das brahmanische Pantheon gerührt, wie an das Kastenwesen, diesen Eckstein der socialen Verfassung Indiens, den kein Reformator jemals zu erschüttern die Kraft besessen hat. Was Buddha der gealterten asiatischen Welt gebracht hat, das ist der unübertroffene Geist der Liebe. Niemals früher ist der Menschheit eine reinere Moral gelehrt worden, als durch ihn; keine Religion hatte tieferes Mitleid für das menschliche Elend, mehr Mitgefühl für jede Kreatur; sie suchte nach Mitteln, um die Menschen ihrem harten Schicksale zu entziehen, und die Menschen sind ihr gefolgt. Buddha, dieser Königssohn, der ein Bettler wurde, um das Elend der Massen zu theilen und ihnen die Liebe zu lehren, ist einer der größten Zauberer, die je über die Welt geherrscht haben. Ueberall, wohin seine Lehre drang, eroberte sie sich die Geister, und nur durch die Milde, die Liebe und Selbstverleugnung ihrer Missionare; sie hat die Sitten Asiens gemildert und blutdürstige Barbaren in friedliche Menschen verwandelt. Unter ihrem Einflusse sind die wilden Mongolen, die einst Schädelpyramiden errichteten, civilisirt und gebildet geworden. Man könnte den Buddhismus die erhabenste aller Religionen, welche die Welt gesehen, nennen, wenn er nicht zu gleicher Zeit am geeignetsten wäre, die Menschen zur Knechtschaft hinabzudrücken.

Aus dem Gesagten ergiebt sich leicht, daß der Buddhismus nur eine Entwickelung des Brahmanismus ist, dessen sämmtliche Götter er beibehielt, indem er nur seine Moral änderte. Wahrscheinlich hat er sich erst nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte etwas schärfer von dem alten Kultus unterschieden, und man darf billig zweifeln, ob man ihn lange Zeit hindurch überhaupt als eine neue Religion angesehen hat. Nichts weist darauf hin, daß der im dritten vorchristlichen Jahrhundert lebende Asoka je der Ansicht gewesen ist, sich zu einer neuen Religion zu bekennen; in seinen zahlreichen religiösen Edikten, die sich erhalten haben, wird Buddha kaum ein- oder zweimal erwähnt. Er empfiehlt darin die größte Toleranz für alle religiösen Sekten; die Buddhisten mußten ihm damals nur als eine Sekte erscheinen, die sich durch die von ihrem Stifter gepredigte Liebe besonders empfahl.

Nepalischer Götze aus Bronce.
(Nach dem Originale in Dr. G. Le Bon's Sammlung.)

Der Buddhismus in Indien ist also, wie gesagt, allmählich von dem älteren Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen ist, wieder aufgesaugt worden, doch nicht ohne denselben gründlich umzugestalten. Nach anderen Ländern, wo er Wurzel faßte, wie in Cambodja, Birma u. s. w., begleitete ihn der brahmanische Olymp gleichfalls; aber da letzterer dort niemals das Uebergewicht hatte, so gab es auch keine Brahmanen, welche ein Interesse daran hatten, ihm dasselbe zu bewahren, und so behielt dort Buddha stets den Platz, welchen er in Indien verloren hat. Das ergiebt sich klar aus den berühmten Denkmälern von Angkor Vat in Cambodja, über deren Zugehörigkeit zum Buddhismus oder Brahmanismus man sich lange gestritten hat; Aehnliches ist in Birma der Fall, dessen buddhistische Bewohner zu den vedischen Göttern, namentlich zu Indra und Brahma, beten, und dessen König Brahmanen an seinem Hofe unterhielt. Ebenso verehren die mongolischen Chane im Altai die vedischen Götter.

Nepal dagegen bietet uns ein Bild davon, wie die Zustände in Indien waren, als sich beide Kulte mit einander zu mischen begannen, aber die Verschmelzung noch nicht vollzogen war. In den dortigen Tempeln sind buddhistische und brahmanische Götterbilder oft derartig durch einander gemischt, daß es unmöglich ist zu bestimmen, welcher Religion das betreffende Heiligthum angehört. Das haben schon die englischen Gelehrten, die Nepal studirten, wohl bemerkt, aber sie konnten es sich nicht erklären.

So wird auch der Umstand verständlich, daß sich in Indien oft buddhistische, brahmanische und Dschaina-Tempel

neben einander finden, welche zu gleicher Zeit erbaut worden sind, und ebenso die Erzählung des chinesischen Pilgers Hiuën-tsang von einem indischen Fürsten, der den Anhängern beider Kulte mit größter Unparteilichkeit Feste veranstaltete und Geschenke vertheilte.

Nepal war eine der Wiegen des Buddhismus, dessen Stifter selbst das Land besucht haben soll, und in seiner Abgeschlossenheit hat es ihn bis heute sich bewahrt, wenn auch nicht unverändert und unbeeinflußt. Beide Kulte sind in Nepal heute, wie in Indien vor 1100 Jahren, nominell zwei verschiedene Religionen, welche sich aber gegenseitig mit großer Toleranz behandeln, die eine natürliche Folge ihrer Aehnlichkeit ist und so weit geht, daß die Anhänger beider Kulte eine Anzahl Tempel, Götter und Feste gemeinsam haben. Denselben gemischten Charakter tragen die Legenden, und die Pilger besuchen mit gleicher Andacht die Heiligthümer beider Religionen. Noch zwei oder drei Jahrhunderte, und der Buddhismus wird sich auch in Nepal wieder friedlich mit dem Brahmanismus verschmolzen haben, ohne daß er Verfolgungen durchzumachen gehabt hätte, wie es in Indien der Fall gewesen sein soll.

Alaska.

(Nach **Iwan Petroff**, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

II.

Ko. Die zweite Abtheilung des Petroff'schen Berichtes beschäftigt sich mit den Hilfsquellen und Produkten von Alaska und wird besonders interessant durch Karten, welche die geographische Verbreitung der wichtigsten Pelzthiere zeigen. Vor der Hand sind noch die beiden Robbeninseln der einträglichste Theil von Alaska, ihre Erträge decken die Regierungsunkosten völlig. Zimmerholz ist zwar in großen Quantitäten vorhanden, aber die Balsamfichte (Abies sitchensis), der häufigste Baum, ist nicht sonderlich werthvoll, und die gelbe Ceder (Cupressus Nutkaënsis) nicht häufig genug; so lange Oregon und Washington Territory noch nicht erschöpft sind, kann der Holzreichthum von Alaska nicht sonderlich in Betracht gezogen werden. Auch der Fischreichthum wird erst in späterer Zeit eine entsprechende Bedeutung gewinnen.

Bis auf Weiteres ist der Pelzhandel die Hauptsache, und es ist sehr interessant, daß in den sibirischen Häfen Ochotsk, Bolscheretzk und Petropavlovsk seit dem ersten Beginn des Verkehrs mit Alaska genaue Register geführt worden sind, die eine Vergleichung des heutigen Handels mit dem früheren ermöglichen. Andere Nationen haben den Russen in Alaska selbst nur wenig Konkurrenz gemacht; ein Versuch Marseiller Händler mit einem Schiff unter Roquefeuille 1818 scheiterte, und die englischen und amerikanischen Schiffe konnten weiter im Süden Seeotterpelze genug kaufen. Eine bestimmte Ordnung kam in den Handelsverkehr seit 1799, wo die russische Kompagnie ihren Freibrief vom Kaiser Paul erhielt. Damals kam es noch vor, daß ein Schiff eine Ladung im Werthe von zwei Millionen Rubel brachte, für die höchstens 10 Proc. in Tauschwaaren bezahlt worden waren. Aber schon damals lieferten die beiden Robbeninseln den sichersten und größten Ertrag, wie heute noch; dafür wurden auch schon 1820 strenge Gesetze zum Schutze der Pelzrobbe erlassen, welche im Wesentlichen heute noch beobachtet werden.

Die Pelzrobben sammeln sich alljährlich in großen Massen auf den beiden Inseln St. Paul und St. George in den sogenannten Rookeries. Die alten Männchen bemächtigen sich der Weibchen und bewachen dieselben eifersüchtig, die schwächeren jüngeren Männchen lagern getrennt von ihnen weiter landein. Die Aleuten der beiden Inseln besitzen nun eine wunderbare Geschicklichkeit, diese sogenannten Bachelors ins Land hineinzutreiben. Man umringt bei trübem Wetter einen Trupp von 2000 bis 3000 Stück und treibt ihn langsam den Schlachtstellen zu, höchstens 5 bis 6 Miles weit im Tage; Nachts läßt man sie rasten, bewacht sie aber sorgsam; wenn sie entweichen wollen, genügt ein Pfiff, um sie wieder zusammenzutreiben. Auf dem Schlachtplatze läßt man sie wieder eine Nacht rasten, dann theilt man sie in Trupps von 20 bis 30 Stück und der Schlachter beginnt seine Arbeit. Aber er verfährt dabei mit sorgsamer Auswahl; nur vierjährige vollkommen gut entwickelte Exemplare mit völlig gutem Pelz erhalten den Todesstreich mit der Keule; schwächere oder verletzte werden mit einem leichten Stoß davon gejagt und können ungehindert wieder das Meer erreichen. Dicht hinter den Schlägern kommen die Skinner, welche mit wunderbarer Geschwindigkeit den Kadaver abhäuten und die Häute auf von Maulthieren gezogene Karren werfen, während ihre Frauen den Speck nach Belieben nach Hause schleppen. Die frischen Häute werden tüchtig gesalzen, dann je zwei in ein Bündel zusammengeschnürt und so verschifft.

Jahr für Jahr werden so 100 000 Robben geschlachtet, die alten Männchen und die Weibchen bleiben unbelästigt und so ist immer eine genügende Zahl vorhanden; eine Haut gilt ca. 15 Dollars. Vergeblich hat man versucht, andere Breeding places zu finden; auch wo die Pelzrobbe den Winter zubringt, hat man trotz aller Bemühungen noch nicht in Erfahrung bringen können.

Nach der Pelzrobbe kommt an Wichtigkeit die Seeotter, welche immer noch 4500 bis 6000 Bälge jährlich liefert, was bei dem hohen Preise derselben, durchschnittlich 80 Dollars, schwer ins Gewicht fällt. Die Seeotter hat die Inselkette der Aleuten auch früher so gut wie gar nicht nordwärts überschritten, aber ihr Verbreitungsbezirk erstreckte sich auf der amerikanischen Seite südlich bis Oregon, auf der asiatischen über Kamtschatka und die Kurilen nach Japan; von Kalifornien ist sie seit dem Beginn dieses Jahrhunderts schon verschwunden, aber auch bis nach Vancouver hinauf wird nur dann und wann einmal ein Exemplar erlegt. Auch die Tlinkit haben sie in ihrem Gebiete völlig ausgerottet; an den Kurilen und in Kamtschatka galt sie schon dreimal für ausgestorben, ist aber nach einiger Schonzeit immer wieder eingewandert. An den Aleuten beginnt

sie von Unmak an westwärts häufiger aufzutreten und ist am häufigsten in den Distrikten von Sannak und Belkowsky. Außerdem hat sie sich noch an den Inseln südlich von Cooks Inlet in einiger Zahl erhalten. Es sind übrigens jetzt Maßregeln zu ihrem Schutze getroffen und die Aleuten befolgen dieselben im wohlverstandenen eigenen Interesse.

Die Jagd erfolgt noch ganz in der alten Weise, wenn auch die Ceremonien, mit welchen sich der heidnische Jäger früher für die Seeotterjagd — die Tlinkit sehen nach Krause in ihr eine Verwandte — vorbereitete, mit der Verbreitung des Christenthums in Wegfall gekommen sind. Früher mußte der Jäger sich schon eine Zeit lang vor Beginn der Expedition von seiner Frau getrennt halten und mußte sich seine Kleider selbst nähen oder doch, wenn sie von Frauen genäht waren, selbst waschen. Doch immer ziehen sie in größeren Trupps aus, 4 bis 20 Fellboote, Baidarkas, jedes mit zwei Männern besetzt. Als Waffe dient der Speer, mitunter auch Bogen und Pfeil; nur einzelne Weiße bedienen sich dem Gesetz zuwider der Schießwaffen; ein paar Frauen gehen zur Besorgung der Küche mit. Ein Peredoschnik hat das unbedingte Kommando. An irgend einer einsamen Küste oder auf einer kleinen Felseninsel wird das Lager aufgeschlagen und abgewartet, bis der wetterkundige Medicinmann, der Eiklept, Tag und Wetter günstig findet. Das kann in diesem Klima Wochen und selbst Monate dauern, aber die Geduld der Aleuten ist nicht zu erschöpfen.

Endlich kommt der günstige Tag und die Baidarken rudern langsam, in einen großen Bogen angeordnet, über die geeignet erscheinenden Stellen, jedes Auge gespannt auf die glatte Meeresfläche gerichtet. Da hebt ein Jäger lautlos das Ruder und deutet damit in eine bestimmte Richtung; er hat den Kopf einer athemholenden Otter erspäht, und schnell schließen die Boote einen Kreis um die Stelle. Zehn Minuten gespannten Beobachtens, da erscheint der Kopf wieder; der Kreis schließt sich enger, noch einmal zehn Minuten, da fliegt ein Speer und das untertauchende Thier nimmt die Eisenspitze mit hinunter. Aber die daran befestigte Blase läßt es nicht tief kommen, nach ein paar Minuten muß es zur Oberfläche zurück und bald trifft es ein Speer tödtlich. Der Peredoschnik besichtigt das Thier; es gehört dem, der den tödtlichen Speer geworfen, was aus dem gezeichneten Eisen ersichtlich ist; aber der, welcher den ersten Speer warf, erhält ein paar Dollars als Antheil. Nicht jede Ausfahrt aber bringt Beute, gar manchmal vergehen Wochen, bis ein Stück gefunden wird, aber die Aleutenmänner lassen sich nicht ermüden, und verlassen einen günstig erscheinenden Platz nicht eher, als bis sie Beute gefunden. Manchmal ist die Beute so reich, daß es jedem Theilnehmer einige hundert Dollars trägt, oft aber auch viel weniger; ein Fell wird immer zurückgelegt für den Priester und eins für die Schule.

Die Fischotter, Lutra canadensis, ist weniger wichtig, aber neuerdings im Werthe gestiegen, da man aus ihrem Fell unechte Robbenpelze macht. Sie ist durch ganz Alaska verbreitet bis nach Norton Sund und findet sich auch im Oberlauf der Flüsse, welche dem Eismeer zuströmen, ebenso auch auf den Inseln. Viele Bälge gehen nach China; das Stück gilt in Alaska durchschnittlich drei Dollars.

Der braune Bär von Alaska, Ursus Richardsonii, ist von unserem braunen Bären gut verschieden und bedeutend größer und gefährlicher. Im Gegensatz zu diesem bevorzugt er die baumlosen, sumpfigen Strecken und die Flußufer. Ein ausgezeichneter Fischer, bahnt er sich jedem Flußufer entlang einen wohlbetretenen Pfad; auch durch die Sümpfe und über die Berge laufen ausgetretene Wechsel, denen er immer folgt, die einzigen Straßen in Alaska. Man findet ihn in Menge in der Kuskokwim Division, dann auch auf Alaska, Unimak und besonders Kadjak. Die größten Exemplare finden sich aber an Cooks Inlet, Bursche von 12 Fuß Länge sind keine Seltenheit und Petroff hat 1880 ein Exemplar aus der Umgebung von Kenai gemessen, das 14′ 2″ lang war. Da die Jagd gefährlich und der Pelz nur wenig werthvoll ist, wird der braune Bär nur dann und wann gejagt; wie bei den meisten nordischen Völkern neigt sich dann der Jäger erst vor dem Bären und bittet ihn um Entschuldigung. Die meisten Häute dienen als Lagerstätten und Thürvorhänge; auch verwendet man sie zu Schlittenbezügen und Schneeschuhen, da sie gegen die Nässe unempfindlich sind.

Der schwarze Bär, Ursus americanus, ersetzt seinen braunen Vetter überall im Waldgebiete und geht bis zur Baumgrenze, bewohnt aber nur wenige Inseln; am häufigsten ist er auch an Cooks Inlet und im Inneren der Kenai-Halbinsel. Sein Pelz steht hoch im Preise und wird immer mehr gesucht, aber die Jagd, wenn schon weniger gefährlich als die des braunen Bären — die Eingeborenen meinen, daß ein Knabe den schwarzen Bären erlegen kann — erfordert viel Zeit und Geduld, da er sich den Verfolgungen sehr geschickt zu entziehen weiß.

Das gemeinste und überall verbreitete Pelzthier Alaskas ist der Rothfuchs, Vulpes fulvus, den man bis nach Point Barrow hinauf überall findet. Der Balg der gemeinen Art steht allerdings sehr niedrig im Preise, so daß die Eingeborenen ihn nur jagen, wenn gar nichts Anderes zu haben ist, aber es kommen auch die beiden werthvolleren Varietäten vor, der Silberfuchs (V. fulvus var. argentatus) und der Kreuzfuchs (V. fulvus var. decussatus). Beide kommen meist zusammen vor, da der Kreuzfuchs wohl nur eine Bastardform des gemeinen Fuchses mit dem Silberfuchs ist; ihr Hauptbezirk sind die Grenzberge zwischen dem Gebiet von Sitka und Britisch Kolumbien, wo die Konkurrenz den Preis für einen schönen schwarzen Balg auf 40 bis 50 Dollars getrieben hat; am Jukon ist die Qualität geringer und man zahlt nur 10 bis 15 Dollars. Auch auf den Inseln ist der Silberfuchs verbreitet, auf manche haben ihn aber zweifellos die Aleuten eingeführt. Die Kreuzung mit dem gemeinen Fuchs verschlechtert den Pelz sehr; ein Kreuzfuchs gilt nur 2 bis 3 Dollars; in einigen Gebieten ersetzt er den Silberfuchs leider schon ganz. Während im Waldgebiet der Rothfuchs ausschließlich herrscht, gehört das Strandgebiet dem Eisfuchs (Vulpus lagopus) und zwar kommen seine beiden Varietäten, die weiße und die blaue, vor. Beide sind äußerst frech und zudringlich und darum leicht zu erlegen. Die besten Blaufüchse kommen von den Inseln, wo sie keiner Kreuzung ausgesetzt sind, besonders den Pribylof-Inseln, die jährlich 1000 bis 1500 Stück feinster Qualität liefern. Der Blaufuchs herrscht aber auch auf einem kleinen Gebiete des Festlandes am unteren Kuskokwim ausschließlich. Sein Balg gilt durchschnittlich vier Dollars, der der weißen Form drei Dollars.

Der Mink (Putorius Vison) ist ziemlich eben so weit verbreitet wie der Rothfuchs, geht aber nicht auf die Inseln; sein Hauptgebiet sind die Tundren an den Mündungen der großen Flüsse. Sein Balg ist fast werthlos und wurde von der russischen Kompagnie überhaupt nicht gekauft, dient aber den Eingeborenen zum Besatz ihrer Pelze. Jetzt kommen 10 000 bis 15 000 Stück zur Ausfuhr. Die Küsteninidianer, in deren Gebiet kein anderes Pelzthier vorkommt, werden von den anderen spöttisch Minkmen genannt.

Der amerikanische Marder oder Sable (von dem russischen Sobol), Mustela americana, ist auf den Hochwald beschränkt, sein Pelz steht dem sibirischen weit nach und wurde von der russischen Kompagnie überhaupt nicht ausgeführt, sondern den Beamten zu 10 Cts. das Stück überlassen. Jetzt ist mehr Nachfrage nach Marderfellen, eine Zeit lang galten sie vier bis sechs Dollars, heute nur noch 1,50.

Andere Pelzthiere haben für den Handel in Alaska keine Bedeutung. Der Eisbär kommt und geht mit dem Treibeis; die Felle der erlegten Exemplare kommen meist in die Hände der Walfischfänger und Branntweinschmuggler. Der Luchs kommt in den Waldungen vor, aber sein Fell ist nicht dauerhaft; Wolf, Moschusratte, Kaninchen und Murmelthier (Arctomys) kommen nur für die Eingeborenen, die ihre Kleider damit verzieren, in Betracht.

Trotz der Abnahme in der Zahl der exportirten Felle beträgt in Folge der gestiegenen Preise der Werth der Ausfuhr aus Alaska immer noch 2 180 000 Dollars.

Alaska ist sehr reich an guten Fischen, Bean führt 75 eßbare Arten an. Unter den Seefischen steht der Kabljau voran, aber die Bänke werden bei Weitem noch nicht so ausgebeutet, wie sie es verdienen; die Eingeborenen fangen ihn nur für ihren eigenen Bedarf. Nur an den Shumagin-Inseln fischt eine kalifornische Gesellschaft; sie erzielte 1880 einen Ertrag von 1 728 000 Pfund. In zweiter Linie kommt der Heilbutt, und von Süßwasserfischen der Lachs, von dem 1880 bereits 3000 Faß gesalzen und 8000 Blechbüchsen eingemacht ausgeführt wurden. Alle anderen Fische dienen nur dem Lokalverbrauch. Die Fischerei ist noch einer ungeheuren Entwickelung fähig, wird sie aber erst erlangen, wenn einmal die pacifischen Küsten in größerer Ausdehnung besiedelt sein werden.

Das indische Kaiserreich.

II. (Schluß.)

Cotton faßt seine Ansicht über den Zustand des indischen Reiches in folgende Worte zusammen: Welche Antwort sollte also ein Augenzeuge mit voller Ueberzeugung auf die Frage geben, ob Indien bei der englischen Herrschaft gewonnen hat? Er würde zugeben, daß die Bevölkerung sich stark vermehrt und daß hierdurch die ganze Summe menschlichen Glückes oder Unglückes zugenommen hat. Er würde einräumen, daß das Volk sowohl in den eingeborenen Staaten als auf britischem Gebiete gegen die gröberen Formen einer schlechten Regierung geschützt wird und ebenso gegen die Stürme von Grausamkeit, die dann und wann über das Land wütheten; gewiß müßte er auch einräumen, daß die britische Herrschaft, wenigstens in den letzten Jahren, kräftige Anstrengungen gemacht hat, um den Zustand der Massen zu verbessern. Wahrscheinlich aber würde er zweifeln, ob die Wirkungen der guten Absicht entsprochen haben; über den Erfolg im Ganzen würde er sich kaum berechtigt glauben, ein Urtheil auszusprechen. Eine Regierung kann sehr leicht das Wohlergehen eines Landes hindern, doch im Ganzen kann sie nur wenig thun, um es zu befördern, denn Alles in Allem genommen hängt dasselbe doch schließlich vom Volke selbst ab. Der Staat kann den Frieden nach außen hin, das Recht im Inneren handhaben, er kann drückende Steuern vermeiden und künstliche Störungen des Handels entfernen, doch Alles dies ist mehr negativ als positiv; Alles dies beweist eher die Abwesenheit des Bösen als das Vorhandensein des Guten. Es gehört zur guten Ordnung, bildet jedoch keinen absoluten Beweis des Fortschrittes. Die Quellen der nationalen Entwickelung liegen tief in der menschlichen Natur; sie können sich leicht der Hand eines fremden Herrschers entziehen, der nicht im Besitze eines Zauberstabes ist. Die Einführung des verwickelten Mechanismus der abendländischen Bildung in eine einfache orientalische Gesellschaft ist ein Versuch, dessen Resultat das jetzt lebende Geschlecht nicht vorhersehen kann. Japan hat eine ähnliche Probe auf eigene Gefahr hin unternommen; in Britisch-Indien findet sie in größerem Maßstabe statt; die Verantwortlichkeit aber ruht auf der englischen Nation.

Sowohl in englischen als einheimischen Kreisen hält man es nicht länger für unangemessen, mögliche Veränderungen in dem bestehenden Verhältnisse der beiden Länder zu besprechen; einerseits merkt man doch auch in England, daß ein solch' ungeheures Reich manche Beschwerden für den Herrscher herbeiführt, was sich um so mehr fühlbar macht, als man anfängt, an der eigenen Befähigung, die Herrschaft zu führen, hier und da zu zweifeln; auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß eine große Anzahl Indier mit der Zeit und ihren Anforderungen fortschreitet. Wenn man auch die Zahl und den Einfluß solcher Männer vielfach übertrieben hat, so ist es doch gewiß, es giebt Leute, die auf einer solchen Bildungsstufe stehen, daß man sie nicht länger als zu einer niedrigeren Rasse gehörig betrachten darf. Trotzdem aber darf man sich nicht der Täuschung hingeben, als ob Indien im Ganzen anglisirt wäre oder voraussichtlich jemals werden würde; auch der gebildete Indier ist nur auf der Oberfläche verändert und seit unzähligen Generationen hat sich die Rasse in Uebereinstimmung mit ihrer Umgebung entwickelt; wir müssen auch in Zukunft damit rechnen, daß dieses einheimische Element die größte Rolle spielen wird, denn nie wird ganz Indien anglisirt werden.

Seit dem 1. November 1858 sind die Indier unter die Herrschaft der englischen Krone gekommen; damals erklärte Lord Canning, daß die alten Rechte unangetastet bleiben sollten und daß alle Einwohner ohne Unterschied der Kaste und der Religion in den öffentlichen Dienst sollten eintreten können; theoretisch ist kein Grund vorhanden, weshalb ein Hindu oder ein Mohammedaner nicht Vice-König von Indien werden, warum nicht eine Abtheilung europäischer Soldaten durch schwarze Officiere kommandirt werden sollte. In der Praxis gestaltet sich die Sache allerdings etwas anders — das Personal der Regierung bleibt ein vorherrschend englisches und vielleicht kann man sagen, daß das englische Element in demselben Verhältnisse zugenommen hat, wie die Zustände eine mehr bureaukratische Form angenommen haben. Die alten „Anglo-Indier" sind verschwunden, mit ihnen die Leute, die es verstanden, im indischen Geiste zu lesen, die das Volk liebten und von ihm wieder geliebt wurden.

Die Beamten gehen nicht mehr ganz so jung nach Indien

wie früher, wo sie dorthin gingen, um ein zweites Vaterland zu finden, dem sich ihre vom europäischen Leben noch nicht angehauchten Illusionen ganz und voll zuwendeten. Jetzt genießen sie ihre Erziehung an der Universität, gehen in eine vorübergehende Verbannung nach Indien, wir wollen gerne annehmen, mit der besten Absicht, während ihres Aufenthaltes da tüchtig zu arbeiten, aber gewiß nicht ohne den Plan, so viel Geld wie nur möglich zu erübrigen und so bald wie möglich zurückzukehren. Eisenbahnen, Dampfschiffe, die verkürzte Verbindung durch den Suez-Kanal haben Indien England bis auf eine Entfernung genähert, die in drei Wochen zurückgelegt werden kann, und dieselben Mittel, welche so viel zur Entwickelung des Handels beigetragen haben, sind für eine gute Geschäftsführung nachtheilig geworden, indem sie Urlaube, Wartegelder ꝛc. begünstigen; die Concentration der Verwaltung in den Hauptstädten, der jährliche „Exodus“ nach den Bergen wirken in derselben Richtung. Die Persönlichkeit des Einzelnen verschwindet unter dem Drucke der Maschine. Obwohl man nicht leugnen kann, daß die Beamten, die jetzt nach Indien geschickt werden, viel besser entwickelt sind als ihre Vorgänger, so ist es doch ebenfalls sicher, daß sie mehr englisch als indo-englisch sind. Länder sind mehr als einmal erobert worden und haben sich ihren Eroberern unterworfen, die Unterwerfung eines asiatischen Landes aber durch eine europäische Bureaukratie scheint von vornherein aussichtslos.

Den früheren Anglo-Indier vermochte der Eingeborene zu schätzen, insofern ersterer nämlich einige einheimische Gewohnheiten angenommen hatte. Dieser Zustand ist mit der Kompagnie verschwunden und das heutige Ideal, europäische Bildung in ihrer vollen Entwickelung in indischen Boden zu verpflanzen, entzieht sich der Beurtheilung des Volkes.

Ja, die träge Herrschaft der Anglo-Indier ist durch eine thätige centrale Regierung, welche materiellen Wohlstand anregt, Versuche auf dem Gebiete der Gesetzgebung macht, den Unterricht unterstützt und der Presse Freiheit giebt, ersetzt worden; das ganze Land ist erfüllt mit Verbesserungsvorschlägen und daran nehmen die Eingeborenen theil; mit der Sprache hat man ihnen die Lehren des industriellen Wohlstandes und der konstitutionellen Freiheit gelehrt, doch indem England so gehandelt hat, hat es langsam aber sicher die Grundlagen der eigenen Oberherrschaft untergraben. Ein anglo-indisches Reich hätte stationär bleiben können, ein fortschrittliches Indien unter der Herrschaft von Beamten, die nach dem Ausfalle eines vergleichenden Examens aus Engländern und Eingeborenen ausgewählt werden, ist in eine Periode eingetreten, deren Ende Niemand vorhersehen kann. Die Bewegung wird auf allen Gebieten gefühlt, auch auf dem des Gottesdienstes; allerdings ist der direkte Einfluß des Christenthumes im Vergleiche mit Hinduismus und Islam nur unbedeutend gewesen, doch was die Missionare nicht zu Stande gebracht haben, geschieht jetzt durch die Ausbreitung des Unterrichtes. Ein Eingeborener, der zum Lehrer ausgebildet wurde, ist, welche Religion er auch haben mag, intellektuell ein ganz anderer Mann; es würde zu weit führen, an alle auf diesem Gebiete vorgekommenen Erscheinungen zu erinnern, es mag genug sein, anzuführen, daß das geistige Leben in Indien nie todt gewesen ist, wie wenig fortschrittlich es in europäischen Augen auch gewesen sein mag; unter dem Einflusse des durch Europäer gegebenen Antriebes hat es einen neuen Anlauf genommen, der zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Im politischen Leben ist die Bewegung sichtbarer und ebenso wichtig. Man ist verträglicher geworden und macht dem Volksgeiste Zugeständnisse; bis in den Rath des Vicekönigs und der Gouverneure sind Eingeborene zugelassen, einheimische Richter haben die höchsten Stellungen erlangt, Zeitungen unter der Redaktion Eingeborener, in englischer und in einheimischen Sprachen geschrieben, sind zu einer neuen Macht im Lande geworden; die meisten Kommunalbehörden bestehen aus einer Mehrheit gewählter einheimischer Mitglieder; manche in englischen Schulen erzogene Minister hatten und haben die Leitung von einheimischen Staaten. Alle diese Erscheinungen, im Einzelnen mehr oder weniger bedeutend, beweisen im Ganzen den ungeheuren Fortschritt, der seit 30 Jahren stattgefunden hat. Bis auf Lord Dalhousie war die Losung der wohlwollendsten Regierungsmänner: Alles *für*, nichts *durch* das Volk. Der englische Maßstab einer guten Regierung wurde für unfehlbar gehalten und erst dem großen Aufstande war es vorbehalten, den Beweis zu liefern, daß trotz Jahrhunderte langer Unterwerfung doch gewisse nationale Bestrebungen bestehen bleiben, die gefährlich werden, wenn sie keinen friedlichen Ausweg finden.

Bis jetzt ist erst ein kleiner Schritt zur Lösung des Problems der Zukunft, nämlich zur politischen Emancipation Indiens, gethan; das Endresultat kann kaum mehr als zweifelhaft betrachtet werden; kein englischer Staatsmann würde jetzt unbedingt die Eroberung von Indien empfehlen, ebensowenig wie er an die Eroberung Chinas denken würde, und außerdem würde die Demokratie in England zu solchem Schritte nie ihre Zustimmung geben. England hat Indien mit allen Lasten und Vortheilen geerbt und kann Indien nicht verlassen, ohne die Folgen eines solchen Schrittes zu berücksichtigen; selbst wenn man annehmen wollte, daß England den Eingeborenen durch die Eroberung von Indien Unrecht gethan hat, könnte man das Uebel durch ein plötzliches Verlassen des Landes nicht gutmachen; man müßte jedenfalls dafür sorgen, daß erst eine Regierung eingeführt würde, die Aussicht auf Dauer hätte, und das könnte nur eine Regierung nach einheimischem Zuschnitt sein.

Die größte Kunst des Staatsmannes besteht darin, gewaltsame Umwälzungen zu vermeiden; um letzteres zu können, muß man im Stande sein, den Lauf der Ereignisse schnell aufzufassen, und bereit sein, die zweckmäßigsten Gegenmittel an der richtigen Stelle anzuwenden. Bis jetzt hat man in Indien die erste Forderung nicht erfüllen können, die Beamten dort vertiefen sich im Allgemeinen zu sehr in die Einzelheiten und verlieren das Ganze aus dem Auge; um so mehr ist es eine Pflicht der im Vaterlande befindlichen Engländer, sich die Fragen zu stellen: Was thun wir in Indien? Müssen wir die bestehende Verbindung als dauernd ansehen und nur die aus derselben sich ergebenden Uebelstände zu vermeiden, oder aber müssen wir die Emancipation von Indien als Zweck unserer Politik betrachten und sie möglichst zu beschleunigen suchen? Hierbei muß jedoch sogleich bemerkt werden, daß die Emancipation an sich nicht nothwendig die Trennung von der englischen Krone zur Folge haben muß, wenn auch ein großes Maß von lokaler Unabhängigkeit nothwendiger Weise damit zu verbinden wäre; ebenso wie in anderen Kolonien könnte für Indien „Home Ruling“ die Unabhängigkeit von 20 verschiedenen Provinzen oder Staaten bedeuten, die ihr gemeinschaftliches Haupt in England finden würden.

In Bezug auf einheimische Staaten hat sich die Politik der Neuzeit in verschiedenen Fällen in einen auffallenden Gegensatz zu derjenigen früherer Jahre gestellt; so hat man Baroda seine Unabhängigkeit gelassen und hat Mysore nach 50jähriger britischer Herrschaft den einheimischen Fürsten zurückgegeben; in letztgenanntem Lande wurde ein ganzer Stab von englischen Beamten durch Eingeborene ersetzt und

hier befinden wir uns eigentlich einem im großen Maßstabe unternommenen Versuche gegenüber, dessen Erfolg für die Zukunft sehr lehrreich sein wird. Wenn Mysore unter einheimischer Leitung sich entwickelt, weshalb sollte das in der angrenzenden Präsidentschaft Madras nicht auch der Fall sein?

In den englischen Provinzen ist allerdings nur wenig in dieser Richtung geschehen; auch hier sind es zwei Mittel, die in erster Linie zur Anwendung kommen müssen: die Entwickelung der lokalen Selbständigkeit und die Ernennung von einheimischen an Stelle der englischen Beamten. Was den ersten Punkt betrifft, so hat Lord Ripon in dieser Richtung namentlich durch zwei Maßregeln zu wirken gesucht: die erste derselben, die „Minute", in der er den Gouverneuren der Provinzen eine neue Aera von municipaler Selbstregierung — eine Sache, für welche die Eingeborenen so geschickt sind — ankündigte, ist in dieser Hinsicht epochemachend. Die zweite Maßregel sucht den Unterricht zu decentralisiren und die Verantwortlichkeit für denselben vom Staate auf das Volk zu übertragen. Der Ersatz der englischen Beamten durch einheimische ist eine anerkannte Nothwendigkeit, gleichzeitig aber eine sehr schwierige Aufgabe. Der Kastengeist der jetzigen Beamten legt ihnen die Pflicht auf, das Bestehende zu schützen, da sie stolz auf das sind, was sie zu Stande gebracht haben und wovon sie leben. Aus diesen Kreisen hört man häufig die Behauptung, daß die Eingeborenen ungeschickt für höhere Stellen seien, und daß kein Europäer ihnen in untergeordneter Stellung dienen würde. Beide Behauptungen werden durch die Erfahrung widerlegt; man könnte eine Anzahl Namen von verstorbenen und noch lebenden Eingeborenen anführen, deren Klang genügen würde, um den Beweis zu liefern, daß sie in hohem Grade ein tüchtiges Verwaltungstalent besitzen, und wenn dasselbe auch vielleicht von dem der Engländer verschieden sein sollte, so darf man auch nicht vergessen, daß dieses Talent auch nicht bei allen europäischen Nationen gleichmäßig und in derselben Richtung entwickelt ist.

Noch andere Umstände treten hinzu, um den Widerstand der europäischen Beamten kräftiger zu machen; sie verstimmen, hieße den ganzen bestehenden Mechanismus stören, und das würde seine eigenthümlichen Gefahren haben; auf ihrer Hingebung beruht die gegenwärtige Ordnung beinahe ebenso sehr, wie auf der Stärke der Armee.

Schließlich aber besteht doch das Corps der Beamten für das Land und nicht umgekehrt, und was geschehen muß, wird geschehen, wenn auch die schwierige Aufgabe zu lösen ist, beide Interessen mit einander zu versöhnen, was nöthig sein wird, da es nicht genügend scheint, die Eingeborenen zu den untergeordneten Stellen zuzulassen. Wenn man auch die erworbenen Rechte achten und Ueberwachung durch Europäer noch auf Jahre hinaus für nöthig erachten will, wird man doch einräumen müssen, daß die Eingeborenen Anspruch haben, in höhere Stellen der administrativen und richterlichen Hierarchie vorzurücken, um so mehr, als die Forderungen der Sparsamkeit sich mit denen der Billigkeit vereinigen.

Dies schließt nicht aus, daß noch lange eine englische, von Engländern angeführte Armee nöthig sein wird, wenn auch die englischen Beamten lange verschwunden sind, denn auf England wird die moralische Verpflichtung ruhen, Indien gegen innere Unruhen und gegen fremde Eroberer zu schützen.

Obwohl Cotton es nicht für besonders schwierig hält, das eben gestellte Ziel zu erreichen, wenn das angedeutete Princip einmal angenommen ist, enthält er sich, die Einzelheiten eines derartigen Planes zu entwickeln; sein Traum für das 20. Jahrhundert ist eine Konföderation von Provinzen, die sich, jede in ihrer Weise, friedlich entwickeln und durch ein gemeinschaftliches Band, den englischen Namen, verbunden sind.

Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes.

Von **W. Mönkemeyer**, früherem Chef der Kulturen zu Boma.

Eine Tagereise zu Wasser von Banana entfernt liegt der Haupthandelsplatz des Unter-Congo-Gebietes, nämlich Boma. Schon aus weiter Ferne erkennt man die Faktoreien und besonders hebt sich das Sanitarium vortheilhaft gegen die triste Umgebung ab. 10 Minuten von Boma entfernt, liegt es auf dem Plateau eines Hügels, welcher nach O, N und W steil abfällt, nach S, Boma zu, langsam ausläuft. Einen prachtvollen Rundblick hat man von diesem Hügel aus. Am Fuße desselben liegt Boma mit seinen weiß gestrichenen Wohn- und Waarenräumen, der Congo verbreitert sich dort seeartig und schließt ziemlich bedeutende Inseln ein, während sich auf den anderen Seiten hohe, steile Hügelketten hinziehen. Im W umfließt den Berg der Krokodilfluß, der das Sanitarium mit Wasser versorgt. Dasselbe wurde vor etwa $1^1/_2$ Jahren im Großen und Ganzen fertig gestellt und ist mit allen Einrichtungen versehen, welche an ein solches Institut für tropische Verhältnisse zu stellen sind. Es wurde in Europa gebaut, dort aufgeschlagen und von Herrn Dr. Allard, seiner Zeit Chef der sanitären Abtheilung am Congo, installirt. Das ganze Gebäude ruht auf 2 m hohen Eisenpfeilern, welche in Cementblöcken befestigt sind. Ungehindert kann die Luft unter dem Hause hindurch wehen und den Boden trocken halten, was besonders in der nassen Zeit von hoher Wichtigkeit ist.

Um den Raum unter dem Gebäude auszunutzen, sind dort Waarenräume eingerichtet, ferner ist die Apotheke dort untergebracht und eine Abtheilung geschaffen, in der sich erkrankte Schwarze aufhalten können.

Der Hauptaufgang ist auf der Ostseite. Eine breite Treppe führt auf eine große Veranda, welche als Speisesaal dient; auch hält man sich hier während der heißen Tageszeit auf. Fast den ganzen Tag weht eine Brise von SW her, welche die oft fast unerträgliche Hitze bedeutend mildert. Acht Kammern öffnen sich nach der um das ganze Gebäude führenden Veranda; sie sind verschieden groß, alle sehr geräumig und mit zwei oder drei Betten versehen. Das Sanitarium könnte 12 bis 15 Kranke auf einmal aufnehmen, doch ist diese Zahl noch nie erreicht worden, aus welchem Grunde, werde ich unten weiter aus-

führen. Das Dach, welches wie das ganze Gebäude aus Brettern besteht, ist zum Schutze gegen den Regen mit Theerpappe bedeckt und weiß gestrichen. Es springt bedeutend über die Veranda vor, wodurch die Sonnenstrahlen abgehalten werden. Ueber das Hauptdach ragt am Scheitel des Gebäudes ein zweites Dach mit einem Abstande von etwa $^1/_2$ m empor, so daß die heiße Luft im Inneren des Gebäudes stets abziehen kann. An Stelle von Glasfenstern sind gewöhnlich fein geflochtene Gazefenster angebracht, die durch Rouleaux verhängt werden können. Nach oben sind die Kammern bis zum Dache frei, so daß eine vorzügliche Ventilation vorhanden ist. An der Südwestseite sind vom Dache herab bis zum Fußboden starke Vorhänge gezogen, welche aufgerollt werden können und gegen Sturm und Regen schützen. Ein Anbau enthält ein Badezimmer. Die Kammern sind wohlversehen mit Betten, Stühlen, Waschgeräthschaften u. dergl., ferner sehr luftig und hell, so daß man von der drückenden Luft wenig zu leiden hat.

Als ich zum Sanitarium nach Boma kam, um dort Kulturen einzurichten, war die Umgebung desselben wüst und nur mit Gräsern, welche während der trockenen Zeit verbrannten, bewachsen. Mit Hilfe der Eingeborenen gelang es mir, die Umgebung freundlicher zu gestalten, einige Baumpflanzungen zu machen und besonders Maniokplantagen anzulegen, welche selbst während der trockenen Jahreszeit einen frischen, freundlichen Anblick gewähren. Ich halte es für sehr wichtig, gerade die Umgebung der Sanitarien durch Anpflanzungen zu verschönern, denn man erzielt dadurch einen angenehmen Schatten, und ferner wirken dieselben ungemein auf das Gemüth des Kranken ein, besonders während der trockenen Zeit, wo man durch die kahlen, verbrannten Grassteppen mißmuthig gestimmt wird. Ebenso wichtig als solche Anpflanzungen ist neben Gemüsekultur die Einrichtung einer Viehwirthschaft. Es gelang mir, durch Bezug aus Mossamedes 100 Hühner anzuschaffen, welche besser waren als die dort einheimischen; Schafe, Ziegen und Enten kaufte ich von den Eingeborenen, so daß auch nach dieser Richtung gesorgt war.

Aus dieser kurzen Skizze ist zu ersehen, daß das Sanitarium in jeder Beziehung gut ausgestattet war. Jedoch trotz guter Pflege, trotz aller aufs Beste erprobten Einrichtungen wurde dort kein ernstlich Erkrankter wieder gesund; nur solche, die an vorübergehender Schwäche litten, fanden durch die Ruhe, welche sie genießen konnten, und durch eine bessere Verpflegung ihren früheren Zustand wieder.

Boma gilt als einer der ungesundesten Plätze des Unter-Congo-Gebietes. Einige Meilen von Boma entfernt, der Küste zu, dehnen sich weite, sumpfige Niederungen aus, hieran schließen sich weit ausgedehnte Mangrovenwälder mit ihren schädlichen Ausdünstungen.

Die fast beständig wehende Meeresbrise muß ihren Weg über diese Wälder nehmen; sie führt daher eine Menge gesundheitsschädlicher Stoffe mit sich. Die Brise macht zwar den Aufenthalt im Gebäude selbst während der heißen Mittagszeit angenehm, ist aber nichtsdestoweniger verderblich. Ferner dehnen sich am Fuße des Hügels, auf welchem das Sanitarium liegt, große Sümpfe und Moräste aus und diese beherbergen eine Unzahl von Mosquitos, wie sie blutdürstiger kaum zu finden sind und während der Nächte trotz Mosquitonetze ꝛc. zur größten Qual werden. Diese so bedeutsamen Uebelstände lassen die Wahl des Ortes zum Sanitarium sonderbar erscheinen, aber die herrliche Aussicht vom Hügel aus über die triste und dabei doch imposante Gegend, der Umstand, daß man das Sanitarium schon aus weiter Ferne sehen und bewundern kann, und andere persönliche Umstände waren für Herrn Dr. Allard zu verlockend, um diesen Platz zu übergehen. Trotz seiner vorzüglichen und praktischen Einrichtungen wird das Sanitarium zu Boma niemals den Zweck erfüllen, für welchen es bestimmt ist. Am Congo selbst hat man den Namen Sanitarium boshafter Weise, aber mit einem gewissen Rechte in „Moritorium“ umgewandelt, und schwer Erkrankte bleiben lieber auf ihren Stationen als dorthin zu gehen.

Ganz das Gegentheil von dem, was ich soeben in gesundheitlicher Beziehung von diesem Institute gesagt habe, erklärte Dr. Allard nach seiner Ende vorigen Jahres erfolgten Rückkehr. Er stellt sich selbst als Beispiel hin, wie wohl man dort leben kann, und findet sein Sanitarium ausgezeichnet. Hierauf will ich erwidern, daß Dr. Allard, so lange ich mit ihm zusammen dort gewirkt habe (sieben Monate), fast beständig an Fiebern danieder lag, zuletzt seinem eigenen Sanitarium nicht traute und auf längere Zeit nach Mossamedes ging.

Mir ist aufgefallen, daß Personen, die durch das Klima noch nicht zu sehr mitgenommen waren, sich in Mossamedes bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte wieder erholten, Personen jedoch, welche ernstlich erkrankt waren, sich zwar momentan besser fühlten, aber gleich nach Wiederankunft am Congo in das alte Stadium zurückfielen und oft noch elender wurden.

Die Sterblichkeit am Congo ist bedeutend. Fieber und Dysenterie sind dort ganz gewöhnliche Krankheiten, und besonders letzterer sind schon viele zum Opfer gefallen. Man hält es am Congo schon für eine Leistung, wenn Jemand dort zwei Jahre gelebt hat und noch einigermaßen gesund ist; nur 1 Proc. der Agenten von der Association war im Stande, die kontraktliche Zeit von drei Jahren innezuhalten.

Daß von den Aerzten der Association das Gesuch eingereicht wurde, die kontraktliche Zeit von drei Jahren auf zwei herabzusetzen, bestätigt das oben Gesagte. Ich habe nach genauen Daten zusammengestellt, daß von den 40 Personen, welche vom Juni 1884 bis Februar 1885 nach dem Congo für die Association Internationale du Congo herauskamen und sich durchschnittlich fünf bis sechs Monate dort aufhielten, bereits vier starben und 13 hauptsächlich aus klimatischen Rücksichten zurückkehren mußten. Leider ist es zu schwierig, das Material zu erhalten, aus welchem die dortigen klimatischen Einwirkungen auf den Weißen ersichtlich sind; es ist ein Geheimniß der Congo-Gesellschaft. Wenn sie es sich bisher angelegen sein ließ, das Klima am Congo als günstig zu bezeichnen und alle Gegenmeinungen todt zu schreiben, ohne indeß die Beweise zu bringen, die sie allein in den Händen haben muß, so ist das doch ein sehr bedenkliches Zeichen, jedenfalls würde eine Statistik nicht zu ihren Gunsten ausfallen. Daher halte ich es für wichtig, an dieser Stelle nochmals auf das gefährliche Klima des Unter-Congo-Gebietes hinzuweisen, um Diejenigen zu warnen, ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, welche ihr Glück in überseeischen Gebieten zu machen hoffen. Eine gute gemischte Nahrung, Enthaltung von Spirituosen und eine regelmäßige Lebensweise halte ich für die ersten Bedingungen, um in den Tropen zu leben. Es ist auffallend, daß gerade in den Handelshäusern am Congo verhältnißmäßig weniger Erkrankungen und Todesfälle vorkommen, als bei den Mitgliedern der Congo-Gesellschaft. Ist das auch einestheils darin begründet, daß sich die Agenten der Handelshäuser weniger den Unbilden der Witterung auszusetzen brauchen als jene, so liegt es doch hauptsächlich daran, daß sie bessere Nahrung haben. Selbst bei den einzelnen Handelshäusern kann man den Unterschied wahrnehmen, da die Verpflegung in denselben nicht überall gleich gut ist.

Auffallend ist, daß die Portugiesen fast gar nicht vom Klima zu leiden haben.

Von höchster Wichtigkeit in der Ernährungsfrage ist das Gemüse. Es ist nicht leicht, Gemüse in den Tropen zu ziehen, besonders nicht während der trockenen Jahreszeit. Man hat deshalb eingemachtes Gemüse in Blechbüchsen eingeführt, welches vielfach verdorben ankommt, fade im Geschmacke ist und theuer zu stehen kommt. Diesem Uebelstande kann für die Zukunft abgeholfen werden und zwar durch das gedörrte Gemüse, und hierauf möchte ich ganz besonders hinweisen. Bis heute ist es bei uns und in den Tropen noch ziemlich unbekannt, wird sich aber in kurzer Zeit eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung verschaffen. So gut man bisher getrocknete Aepfel, Birnen, Pflaumen ꝛc. hatte, ebenso gut hat man jetzt getrockneten Blumenkohl, Wirsing, Weißkohl und Rothkohl, Rosenkohl, Kohlrabi, Steckrüben, Möhren, grüne Erbsen, grüne Bohnen, Suppenkräuter u. dergl. mehr. Diese Gemüse sind leicht und bequem zu transportiren, man kann auf geringem Raume ein großes Quantum lassen und vor allen Dingen, sie sind so zart im Geschmacke, daß man sie von frischen nicht zu unterscheiden vermag. Ein bedeutender Schritt in der Ernährungsfrage ist wiederum vorwärts gemacht worden zum Wohle Derer, die sich in den Tropen aufhalten. Mögen diese Zeilen dazu anregen, das gedörrte Gemüse zu versuchen, und möge es bald die Anerkennung und Verwerthung finden, welche es verdient.

Kürzere Mittheilungen.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge.

I.

Vor zwei Jahren hat der Unterzeichnete auf eine Moränenbildung hingewiesen (vergl. „Ausland" 1884 Nr. 15), welche sich am Nordabhange des ca. 500 m hohen Peterskopfes, der letzten Norderhebung des Hartgebirges, auf eine Strecke von 350 Schritten deutlich erkennen läßt. War diese glaciale Erscheinung auch von Manchem angezweifelt worden und hatte sie der Geologe Prof. v. Gümbel zu München im Gegensatze zu Prof. Fraas nur eine „Muhre" genannt, so dürfte vielleicht eine zweite Glacialerscheinung die ehemalige Existenz von Gletschern im Hartgebirge deutlicher beweisen.

Zu Neustadt an der Hart ward um Mitte des letzten Juni eine Drehscheibe an der Südwestseite des dortigen Bahnhofes unterhalb dem „Eselswege" angelegt. Im diluvialen Gerölle, das mit gelbem Lehm stark vermischt ist, fand sich nun daselbst in einer ursprünglichen Tiefe von 12 bis 15 m ein Block, bestehend aus gelbweißem, quarzitähnlichem Sandsteine in der Gestalt eines verschobenen Parallelepipedums. Derselbe mißt 1,10 m in der Länge, 0,87 m in der Breite und 0,75 m in der Höhe. Auf seiner Oberfläche befindet sich eine runde Höhlung, nicht von Menschen, sondern von der Natur gemacht, welche einen oberen Durchmesser von 39 : 42 cm aufweist und eine Tiefe von 25 cm hat. Die Wände sind fast senkrecht eingeschliffen. Die topfähnliche Form dieser Höhlung erinnert sofort an die Gestaltungen der sogenannten Gletschermühlen, wie sie sich bekanntlich im Gletschergarten zu Luzern vorfinden. Neben der platten Haupthöhlung befinden sich auf derselben Seite der Oberfläche noch drei seichtere Ansätze zu Höhlungen, von denen eine im Durchmesser 13 : 30 cm bei 7 cm Tiefe mißt, die andere 14 : 25 cm bei 6 cm Tiefe. Eine rinnenartige Höhlung, deren tiefster Punkt jedoch mit dem tiefsten Punkte der Haupthöhlung 19 cm Differenz aufweist, hat eine Breite von 12 cm bei einer Länge von 34 cm, sowie eine Tiefe von 7 cm. Eine fünfte Höhlung befand sich am Rande des Felsenblockes, ward jedoch von den Bahnarbeitern beim Herausholen des Blockes stark beschädigt und hat noch eine Länge von 40 cm. Diese fünf Höhlungen können nicht allein durch fließendes Wasser, welches in die Tiefe hätte wirken müssen, sondern nur durch reibende kleinere Gesteine unter dem gewaltigen Drucke einer anlagernden Eismasse hervorgebracht worden sein.

Der Felsblock lag ursprünglich umgekippt in der Richtung von SW nach NO, ebenso lagern die meisten der hier befindlichen kleineren Geschiebe. Nach unserer Untersuchung entstammen diese Gerölle einem gewaltigen diluvialen Schuttkegel aus Kies und Lehm von ca. 1 km Länge, welcher sich in seiner Längenachse von SW nach NO am Fuße des 490 m hohen Nollenberges ausdehnt und auf dessen nordöstlichem Ausläufer der jetzige Bahnhof von Neustadt steht. Sein abgescheuertes, massiges Geröll, aus Sandstein und Quarz bestehend, reicht nach unserer Untersuchung bis an den Fuß eines nördlich des Nollenberges gelegenen ca. 300 m hohen Steinbruches. In gleicher Höhe liegt der Teufelsstein bei Dürkheim, dessen auffallende Höhlung Prof. Fraas gleichfalls für eine Gletschermühle erklärte. — Am jenseitigen Ufer des Speyerbaches bei Neustadt kommt nun nach Aussage von Ortskundigen (Architekt Rettinger, Bahnmeister Winterle) solches diluviale Gerölle nicht vor. — Nach dieser Sachlage sind wir geneigt, diese Geröllmasse mit ihren abgeschliffenen Findlingen und dieser Gletschermühle für eine gewaltige Stirnmoräne zu halten, welche von einem Gletscher der Vorzeit producirt und ausgestoßen ward, der entweder bis zur Höhe des hinter Neustadt gelegenen Königsberges (419 m) und der Platte (559 m) reichte oder wahrscheinlicher vom Doppelkegel der höchsten Erhebung des Hartgebirges, dem nahen Kalmit (683 m), in südwestlicher Richtung ausging und gegen NO seine Ablagerungen gesandt hat. Dies die auf dem Fundbestande, der Analogie und der Karte beruhende Ansicht.

Dürkheim, Ende Juni 1886.

Dr. C. Mehlis.

Die Volksschulen im europäischen Rußland und in den Gouvernements des Weichselgebietes.

Bearbeitet von A. W. Dubrowskij. (Statist. Annal. d. Russ. Reiches, Ser. III, Lief. I, St. Petersburg 1884, S. LVII. u. 304.)

Die Schulverhältnisse eines so jungen Landes wie Rußland, eines Landes, das zudem eine so bedeutende Rolle in der Geschichte der Gegenwart spielt und in dessen Händen ein großer Theil der Kulturarbeit im fernen Osten ruht, verdienen die allseitigste Beachtung. Von diesem Standpunkte aus gewinnt der uns vorliegende, mit mehreren werthvollen Karten und Diagrammen versehene, und wenn auch noch lange nicht vollständige, so doch im Vergleich zu den früheren bezüglichen Publikationen des Comités (1866 und 1879) inhaltsreichere und, wollen wir hoffen, auch zuverlässigere Band ein bedeutendes Interesse. Indem wir der genannten Arbeit einige wichtige Angaben entnehmen, bemerken wir noch, daß

der vorliegende Band die erste Lieferung der Arbeiten des Comités über Schulstatistik ist und daß das Material von einer Enquete von 1880 herrührt, deren Resultate (Fragebogen) übrigens erst 1881 bis 1883 endgültig eingesammelt wurden.

Am 20. März 1880 wurden in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands und in den 10 Gouvernements des Weichselgebietes gezählt 22 770 Volksschulen (Dorfschulen) mit 1 140 915 Schülern, wovon 904 918 männlichen und 235 997 weiblichen Geschlechtes, und mit 36 955 Lehrern, wovon 12 566 Religionslehrer, 19 511 Lehrer, 4878 Lehrerinnen. Die Gesammtausgaben für diese Schulen (verschiedener Ressorts, öffentliche und private) beliefen sich auf 6 158 155 Rubel. Unter den Schulen waren 17 431 für beiderlei Geschlecht, 4728 ausschließlich für Knaben, 611 ausschließlich für Mädchen bestimmt; die Trennung der Geschlechter in den Schulen ist am schärfsten durchgeführt im Lehrbezirk Orenburg. Auf 1000 Kinder im Schulalter (7 bis 14 Jahre inkl.) fallen in den 60 Gouvernements 1,8 Schulen. Die Lehrbezirke Moskau, Charkow, Odessa, Kasan, Orenburg und Wilna stehen dabei unter dem genannten Mittel; die Lehrbezirke St. Petersburg, Kiew, Warschau darüber; das Maximalverhältniß hat der Lehrbezirk Dorpat aufzuweisen mit 4,9. Den bedeutendsten Procentsatz der in Schuljahren sich befindlichen Kinder hat der Bezirk Dorpat zur Schule herangezogen: 39,3 Proc. Knaben und 29,0 Proc. Mädchen; den geringsten der Bezirk Wilna: 9,6 Proc. Knaben und 0,5 Proc. Mädchen. In den übrigen Bezirken finden wir im Allgemeinen 11,7 bis 15,6 Proc. Knaben, 6,5 bis 6,7 Proc. Mädchen. Der Unterhalt der Schulen wird in erster Linie besorgt durch die einzelnen Kreis-Semstwo, welche sich mit 44 Proc. aller Ausgaben (für 59 Gouvernements) betheiligen; dann folgen die Dorfgemeinden mit 34 Proc., wenngleich die Angabe auch angesichts der Naturallasten der Bauernschaft (Einräumung und Unterhalt eines Schulhauses) zu niedrig gegriffen ist. Der Staatsschatz betheiligt sich mit 12 Proc., das private Interesse mit 6 Proc. Die sonstigen Leistungen (Schulgelder ꝛc.) sind sehr gering und machen in Summa nicht über 4 Proc. aus. Die Unkosten des Unterrichts lassen sich (in 59 Gouvernements) auf 5 Rubel 98 Kopeken berechnen; auf den Einwohner fallen 9 Kopeken für den Unterhalt der Volksschule. Die bedeutendsten Auslagen bieten sich im Lehrbezirke St. Petersburg, 9 Rubel 16 Kopeken, die geringsten im Lehrbezirke Dorpat, 3 Rubel 72 Kopeken; im Verhältniß zu der Zahl der Bevölkerung zahlt jedoch der Einwohner des Bezirkes Dorpat 19 Kopeken (das Maximum), des Bezirkes St. Petersburg 15 Kopeken, der Bezirke Wilna und Kiew 6 Kopeken (das Minimum).

Unter der Lehrerschaft überwiegen die Geistlichen und die Bauern mit je 36 Proc. Von den Lehrern haben bloß 25 Proc., von den Lehrerinnen 7,6 Proc. eine speciell pädagogische Vorbildung genossen; übrigens wird ja, wie in den geistlichen Seminaren, so auch in den Mädchengymnasien Pädagogik vorgetragen, so daß der angegebene Procentsatz im Allgemeinen zu erhöhen ist. Unsere Statistiker lassen 35,9 Proc. für die Lehrer, 26,5 Proc. für die Lehrerinnen gelten, von denen eine allgemeine Bekanntschaft mit der Pädagogik vorauszusetzen wäre. Den höchsten Procentsatz der pädagogisch geschulten Lehrer hat der Lehrbezirk St. Petersburg aufzuweisen, 52,0 Proc., den niedrigsten der Bezirk Kiew, 14,0 Proc.

Jedenfalls sind über $^2/_5$ aller Lehrer und Lehrerinnen in Bezug auf ihren Bildungsgrad noch lange nicht genügend für ihre pädagogische Thätigkeit vorbereitet.

Zum Verständniß der nachfolgenden Tabelle, sowie auch der oben erwähnten Hinweise auf die Lehrbezirke geben wir hier eine Eintheilung der Gouvernements in die zehn Lehrbezirke: der Bezirk St. Petersburg enthält die Gouvernements St. Petersburg, Olonez, Wologda, Nowgorod, Pskow, Archangel; der Bezirk Moskau: Moskau, Twer, Jaroslawl, Kostroma, Nishnij-Nowgorod, Wladimir, Rjasan, Tula, Orel, Kaluga, Smolensk; der Bezirk Charkow: Charkow, Penza, Tambow, Woronesh, das Gebiet der donischen Kosaken, Kursk; der Bezirk Kiew: Kiew, Tschernigow, Poltawa, Podolsk, Wolynien; der Bezirk Odessa: Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien, Bessarabien; der Bezirk Kasan: Kasan, Ssamara, Ssarotow, Ssimbirsk, Wjatka, Astrachan; der Bezirk Orenburg: Orenburg, Ufa, Perm; der Bezirk Wilna: Wilna, Kowno, Grodno, Witebsk, Mogilew, Minsk; der Bezirk Dorpat: Estland, Livland, Kurland; der Bezirk Warschau: die 10 polnischen Gouvernements.

Die nachfolgenden Angaben gewähren uns einen Einblick in den Entwickelungsgang des russischen Volksschulwesens:

Lehrbezirke	Gesammtzahl der Schulen	Jahr der Eröffnung der Schulen						Jahr der Eröffnung nicht angegeben
		Bis zum Jahre 1861	Vom Jahre 1861 bis 1863 inclusive	Vom Jahre 1864 bis 1868 inclusive	Vom Jahre 1869 bis 1873 inclusive	Vom J. 1874 bis zum 20. März 1880		
St. Petersburg . . .	1598	180	71	114	399	693		141
Moskau	3919	412	282	537	981	1583		124
Charkow	2219	271	191	374	574	795		14
Kiew	3635	905	809	381	563	707		270
Odessa	1365	263	61	146	330	413		152
Kasan	2535	504	158	333	534	812		194
Orenburg	1238	187	36	65	394	407		149
Wilna	1514	159	244	655	171	236		49
Dorpat	2460	1047	107	273	299	248		486
Insgesammt in den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands	20 483	3928	1959	2878	4245	5894		1579
Warschau	2 287	694	25	813	393	243		119
In dem gesammten europäischen Rußland mit den Gouvernements des Weichselgebietes	22 770	4622	1984	3691	4638	6137		1698

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem Census vom Mai 1886 hatte Kopenhagen 285 700 Einwohner. Am 1. Februar 1885 zählte es 280 100, also ein Zuwachs von nur 5600 oder 1,6 Proc. Die Stadt umschließt etwa ein Siebentel der Bevölkerung des ganzen Königreiches und ist, was dieses Verhältniß anlangt, die bevölkertste auf Erden.

— Nach einer Zusammenstellung von Esmark und Hoyer überschreiten im Ganzen 25 Arten Süßwassermolusken und ebenso viel Landarten in Norwegen den Polarkreis, 30 auch den

70. Breitegrad. Am Nordkap wurden noch vier Arten (Conulus fulvus, Arion subfuscus, Vitrina Angelicae und Pupa arctica) gefunden, doch rührt diese Armuth mehr von der Beschaffenheit des Bodens und namentlich dem Mangel an Süßwasser her, als von der Polhöhe.

— Eine sehr interessante Diskussion fand, wie wir „Nature" (Nr. 871) entnehmen, kürzlich in einer Sitzung der Petersburger Naturforscher-Gesellschaft statt, nachdem eine Abhandlung von Prof. Beketow über die südrussischen Steppen im Vergleich mit denjenigen Ungarns und Spaniens zur Verlesung gekommen war. Die russischen Steppen zwischen Pruth und Don, obgleich sie zu der großen Steppenregion Grisebach's gehören, unterscheiden sich doch von der übrigen Region dadurch, daß sie Ackerbau ohne künstliche Bewässerung gestatten. Sie sind in dieser Beziehung mit den ungarischen Pußten verwandt. Verhältnißmäßig gut bewässert, gehören sie mehr zu Europa als zu Asien, während diejenigen jenseits des Don und der Wolga einen echt asiatischen Charakter tragen. Was die disiertos Spaniens anbelangt, so sind sie mehr den Wüsten Afrikas, als den Steppen Centralasiens oder Europas verwandt; sie haben indessen einige Aehnlichkeit mit denjenigen von Transkaukasien. Das Fehlen der Wälder in den russischen Steppen führte Prof. Beketow darauf zurück, daß sie, weil nach dem Auftauchen aus dem Meere mit Salzthon bedeckt, zuerst für das Gedeihen von Wäldern nicht geeignet waren. Als die Oberfläche aber nach und nach ihren Salzgehalt verlor und sich mit Gräsern bedeckte, wurden Wiederkäuer in Massen angezogen und diese verhinderten den Baumwuchs, indem sie die Sprößlinge, wenn sie erschienen, abfraßen. Die amerikanischen Büffel sind ein Beispiel desselben Einflusses. Dr. Woeikow pflichtete vollkommen der Ansicht Beketow's bei, wies aber darauf hin, daß das Abbrennen der Steppen durch den Menschen auch einen wesentlichen Antheil habe an der Verhinderung des Erscheinens von Wäldern. In Amerika seien ihm mehrere Beispiele namhaft gemacht worden, wo die Bäume zu wachsen begannen, sobald das Abbrennen der Prärien aufhörte. Sicher ist das Hornvieh ein großes Hinderniß für das Erscheinen von Wäldern. Die Trockenheit im Jahre 1857 vernichtete einen Theil der Rinder in Texas und veranlaßte, daß man das Vieh in die Berge schickte; sogleich begann die Mezquita (Prosopis — eine Mimosee) sich auf den Prärien auszubreiten. Sie hatte Zeit, sich fest zu bewurzeln, und jetzt wächst sie allenthalben. Aehnliches ist in den Llanos von Venezuela zu beobachten. Die beständigen Kriege und Requisitionen haben zu einer beträchtlichen Verminderung der Rinder geführt, und jetzt finden wir nicht mehr die endlosen Steppen früherer Zeiten, sondern dieselben sind überall von größeren oder kleineren Waldflecken unterbrochen. Herr Jonas glaubt, daß dieser Wechsel sogar eine leichte Aenderung im Klima hervorgerufen hat. Prof. Sovyetow hob noch hervor, daß das Vieh nicht nur ein Feind der Wälder, sondern auch der Grasdecke der Steppen sei. Er erwähnte das Beispiel einer großen Besitzung von 800 000 Acres jungfräulicher Steppe in Taurien, wo fast eine halbe Million Schafe grasen. Der Graswuchs auf diesen Steppen ist auffallend arm geworden, so daß nach der Berechnung der Eigenthümer ein Schaf 4,6 Acres, ein Rind 21,6 Acres und ein Pferd 27 bis 32 Acres Weideland brauchen. Der Humusboden erhärtet unter den Tritten der Schafe allmählich wie ein Thonboden; er wird daher schwächer durchlüftet und unfähig, eine reiche Grasvegetation zu erzeugen.

— Vor Kurzem kehrte Herr N. L. Gondatti, Mitglied der Moskauer Gesellschaft für Anthropologie und Sekretär der anthropologischen Sektion, von seiner nordischen Reise nach Moskau zurück. Dieselbe dauerte neun Monate; ihr Hauptzweck bestand in der Untersuchung der Wogulen, Ostjäken und anderen Eingeborenen, welche die Gegend zwischen Petschora und Ob bewohnen. Gondatti verließ Moskau im Juni 1885, begab sich nach Tobolsk, dann nach Berefow und von hier die Soswa stromaufwärts. Die Wasserreise dauerte 40 Tage; gegen 1000 km wurden in einem kleinen Boote, einem sogenannten Seelenverkäufer oder Einbaume zurückgelegt. Am Ursprunge der Soswa überschritt Gondatti den Ural und bereiste die nomadischen Ansiedelungen der Ostjäken und Syrjänen. Von hier kehrte er über Sibirjäkowsk nach Berefow zurück und reiste den Ob stromaufwärts bis Samarow, um die Orte kennen zu lernen, wo der Jassak (jährliche Abgabe) gesammelt wird, weil um diese Zeit hier auch aus den entferntesten Gegenden sich Ostjäken einstellen. Dann begab er sich auf den Jahrmarkt nach Obdorsk 2. (14.) Januar, um die hier sich versammelnden Samojeden zu studiren. Von Obdorsk wandte sich Gondatti über Berefow nach Kasym, gleichfalls um hier mit Samojeden (aus Jenisseisk) und Ostjäken zusammenzutreffen, und trat dann die Rückreise an. Der Hauptzweck der Reise war das Sammeln von anthropologischen und ethnographischen Materialien, photographische Aufnahmen von Gegenden u. s. w. Die gesammelten Gegenstände sind bereits nach Moskau abgeschickt. Gondatti hat etwa 200 Eingeborene anthropologisch gemessen und viel Ethnographica gesammelt: Waffen, Kostüme, Geräthe, Musik-Instrumente, Zauber-Apparate (schamanistische), Jagdgeräthe 2c.; er hat sehr viel photographische Aufnahmen von Lokalitäten wie Menschen gemacht. Auch viel zoologisches Material mit besonderer Berücksichtigung der jagdbaren Thiere wurde zusammengebracht. Die Reise in so abgelegenen und wenig bevölkerten Gegenden war mit vielen Strapazen verbunden: Gondatti mußte mehr als einmal hungern, sich mit ostjäkischer Kost ernähren und viel Ungemach von Seiten der Eingeborenen ausstehen. Er hat seine Reise auf eigene Kosten gemacht und nur eine Unterstützung von Seiten der Moskauer Gesellschaft erhalten, wogegen er sich verpflichtete, den größten Theil seiner gesammelten Sachen dem Museum derselben zu übergeben. — („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 15, 16.)

Afrika.

— Die Säugethierfauna von Nordafrika ist nach Kobelt (Zool. Garten, 1886, Juni und Juli) durchaus nicht so übereinstimmend mit der südeuropäischen, wie man gewöhnlich annimmt. Von 95 sicher in Nordafrika nachgewiesenen Arten kommen allerdings 34 auch nördlich des Mittelmeeres vor; davon sind aber bei zoogeographischen Betrachtungen zunächst die 14 Fledermäuse auszuscheiden, welche über das Meer wandern, dann fünf Mäuse und vier kleine Insektenfresser, die überall hin verschleppt werden. Es bleiben somit nur 11 gemeinsame Arten. Davon sind aber zunächst noch die beiden Hirsche abzuziehen, welche nur in der Umgebung von la Calle vorkommen und offenbar zu Jagdzwecken angesiedelt sind. Herpestes ichneumon und Viverra genetta, erstere heute auf ein ganz kleines Gebiet in Andalusien beschränkt, letztere freilich bis Südfrankreich gehend, können ganz wohl verwildert sein, da sie in halbzahmem Zustande nicht nur im Alterthume, sondern auch noch in der Maurenzeit anstatt der Katzen gehalten wurden; der Affe von Gibraltar ist allem Anschein nach einmal dort ausgesetzt worden; das Vorkommen von Putorius boccamela in Algerien wird neuerdings ganz entschieden bestritten. Es kommen also als sicher gemeinsame Arten für die Frage nach dem ehemaligen Landzusammenhange nur noch in Betracht: die Wildkatze, das Wildschwein, der Fischotter, der Mittelmeerhase, das Stachelschwein und das Kaninchen, wenn letzteres nicht, wie neuerdings Lataste will, eine vom europäischen verschiedene Art bildet. Dem gegenüber fällt viel schwerer ins Gewicht, daß in Nordafrika von den Charakterthieren Europas Wolf, Marder, Iltis, Fuchs, Reh, Maulwurf, Hamster und die sämmtlichen Wühlmäuse fehlen, während umgekehrt nördlich des Mittelmeeres der Schakal und die echten Höhlenmager (Gerbillus, Rhombomys, Psammomys, Pachyuromys, Dipus, Ctenodactylus, Meriones) nicht angetroffen werden. Speciell

Sicilien, das noch Wolf, Maulwurf, Reh, verschiedene Schläfer und Arvicola besitzt, zeigt durchaus keine nähere Verwandtschaft mit Nordafrika, es ist also die Trennung hier wohl vor der Einwanderung der gegenwärtigen Säugethierfauna erfolgt. Etwas näher steht Sardinien, welches ein Muflon besitzt und welchem auch die Wühlmäuse, der Maulwurf, der Hamster und der Wolf fehlen; doch muß auch hier die Trennung schon in einer sehr frühen Epoche erfolgt sein. Südspanien hat, wenn wir Magot, Genette und Ichneumon ausschließen, durchaus keine größere Verwandtschaft mit Nordafrika als der Rest von Europa, ja sogar eine geringere als Süditalien, da ihm wahrscheinlich das Stachelschwein fehlt. — Alles in Allem genommen sind also die Beziehungen der nordafrikanischen Säugethierfauna zur südeuropäischen keine so engen, daß sie allein einen ehemaligen Landzusammenhang mit Spanien, Sardinien oder Sicilien nothwendig oder selbst nur wahrscheinlich machen.

— Ein uns vorliegender Privatbrief aus Banana klagt darüber, daß der Congo-Staat vom 1. Juli ab Ausfuhrzölle von 6 bis 10 Proc. und darüber erheben will, und das selbst von Waaren, welche durch Küstendampfer von St. Paulo de Loanda nach Banana geschafft werden, um dort auf größeren Schiffen nach Europa verladen zu werden. Nach der Generalakte der Berliner Konferenz (Kap. I, Art. 3 und Kap. IV, Art. 14) dürfen aber nur solche Abgaben zur Erhebung gelangen, welche den Charakter eines Entgeltes für der Schiffahrt selbst geleistete Dienste tragen, also Hafen-, Lotsen- und dergl. Gebühren. Aber selbst die an Land liegenden Güter sollen in gleicher Weise versteuert werden, was zu thun sämmtliche Hauptagenten der europäischen Handelshäuser sich entschieden weigern. Diese Maßregel wird auf den Handel nachtheilig wirken; denn die Steuern werden von den Kaufleuten dadurch eingebracht werden, daß sie den Eingeborenen niedrigere Preise zahlen; diese haben also den Schaden zu tragen. Es kommen nun 90 Proc. aller Handelswaaren aus dem Inneren zu beiden Seiten des Congo, auf diesem selbst nur das Elfenbein von Stanley-Pool; die Regierung hatte aber dem Syndikate, welches die Congo-Eisenbahn erbauen wollte, 40 Proc. vom Ertrage dieser Steuern als Prämie versprochen, so lange, bis die Bahn 4 Proc. Dividende trägt! Wie hoch könnte wohl jene Prämie sich belaufen, und wann könnte sie in Wegfall kommen? — Sonst meldet der Brief noch, daß Vivi niedergerissen, die Kunststraße, welche Stanley bei den Eingeborenen den Namen Bula Matadi (Steinbrecher) eingetragen hat, verlassen, das Werk der ersten drei Jahre aufgegeben wird; man benutzt wieder die Handelspfade, welchen die Eingeborenen vielleicht seit Jahrhunderten gefolgt sind. Fast sämmtliche Stationen zwischen dem Pool und den Stanley-Fällen sind aufgelassen worden; man begreift schwer, wozu sie erst erbaut worden sind. An den Fällen ist der Alleinherrscher der Araber Tippu Tip, und nicht der dort stationirte belgische Officier; so lange der Congostaat ihn ungeschoren läßt, thut er dasselbe mit dem Staate, aber gewiß nicht länger.

— Die direkte telegraphische Verbindung zwischen Europa und der afrikanischen Westküste ist jetzt durch die Kabel der „African Direct Telegraph Company" bis Sierra Leone (über Lissabon und S. Vincent, Capverden) eröffnet worden.

— Aus Tamatave auf Madagaskar schreibt Dr. C. Keller an die „Neue Zürcher-Zeitung" unter dem 27. Juni 1886. „Die Einwanderung in Madagaskar beginnt zur Zeit große, ja geradezu ungesunde Dimensionen anzunehmen. Jedes Schiff ist mit Passagieren überfüllt. Meist sind es Kreolen und Mulatten von Reunion und Mauritius, welche Geschäfte zu machen suchen. Sie kommen ohne Mittel an und fallen den Behörden in Tamatave zur Last. Zu ihnen gesellen sich Indier und Araber, welche von der neuen Ordnung der Dinge etwas erwarten. Diese abnorme Erscheinung hängt mit der schwierigen wirthschaftlichen Lage der beiden Kolonien Mauritius und Reunion zusammen. Dieselben sind zur Zeit übervölkert, da die Zuckerindustrie im Niedergange begriffen ist. Die Konkurrenz mit dem deutschen Rübenzucker ist so drückend geworden, die Arbeitslöhne für den Plantagebetrieb so hoch und die Rendite so gering, daß ein baldiger Aufschwung zweifelhaft erscheint. Viele greifen daher aus Mangel an Arbeit und Gewinn zu dem Mittel der Auswanderung nach dem benachbarten Madagaskar, wo das Leben sehr billig und ein wirthschaftlicher Aufschwung mit Sicherheit zu erwarten ist. Allein die Leute kommen zu früh. Vorläufig hat der tüchtige Handwerker dort einen soliden Boden, der Geschäftsmann gewinnt nur dann, wenn er Mittel genug besitzt, um günstige Konjekturen abzuwarten." Ueber das Auftreten der Franzosen in Madagaskar äußert sich der schweizerische Gelehrte folgendermaßen. „Die Franzosen beurtheilen im Allgemeinen ihre Aufgabe in Madagaskar vollkommen richtig. Sie versuchen ihren bisherigen Gegner durch gerechte und vorsichtige Behandlung zu gewinnen und können im gegebenen Moment Alles erreichen; sie sehen ein, daß Waffengewalt nur im äußersten Falle anzuwenden ist. Der diplomatische Apparat, welchen Frankreich in Madagaskar aufwendet (ein Generalresident, zwei Hilfsresidenten, ein Kanzler, ein Arzt und zwei Commis, außerdem noch zwei Vicepräsidenten für die Ost- und für die Nordwestküste, welche zusammen jährlich etwa 300000 Francs kosten), beweist, daß es sich dort in ernstere Unternehmungen einzulassen gesonnen ist .... Im Norden der Insel, in Diego Suarez, sind ausgedehntere Bauten in die Hand genommen, um die Polizei und die Marinesoldaten unterzubringen. Zwischen der Hauptstadt und dem Hafenplatze Tamatave ist ein regelmäßiger Postdienst eingerichtet und in den nächsten Monaten dürfte auch eine Telegraphenleitung zwischen beiden Städten erstellt werden. Vor der Hand sind die Beziehungen zwischen Franzosen und Howa nicht getrübt; die nächsten Monate werden Fragen interner Natur aufs Tapet bringen, aus welchen sich ein Schluß auf die Gesinnungen beider Parteien machen läßt. Vorläufig ist die gegenseitige Haltung eine ruhig beobachtende."

Südamerika.

— Vor einigen Jahren wurde neben Buenos Aires, das der Sitz der Bundesregierung wurde, die Stadt La Plata als Hauptstadt der Provinz Buenos Aires neugegründet. Ende 1884 zählte dieselbe schon 21 349 Einwohner, 1885 aber 26 327. Davon sind aber nur 10 480 Argentinier, dagegen 15 847 Fremde, und unter letzteren befinden sich nicht weniger als 10 809 Italiener; ferner 2246 Spanier, 1045 Franzosen, 719 Uruguayer, 306 Tyroler, 207 Schweizer u. s. w.

Inhalt: Dr. G. Le Bon's Reise nach Nepal. V. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Alaska. II. — Das indische Kaiserreich. II. (Schluß.) — W. Mönkemeyer: Das Sanitarium zu Boma und die klimatischen Verhältnisse des Unter-Congo-Gebietes. — Kürzere Mittheilungen: Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. I. Von Dr. C. Mehlis. — Die Volksschulen im europäischen Rußland und in den Gouvernements des Weichselgebietes. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 14. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

I.

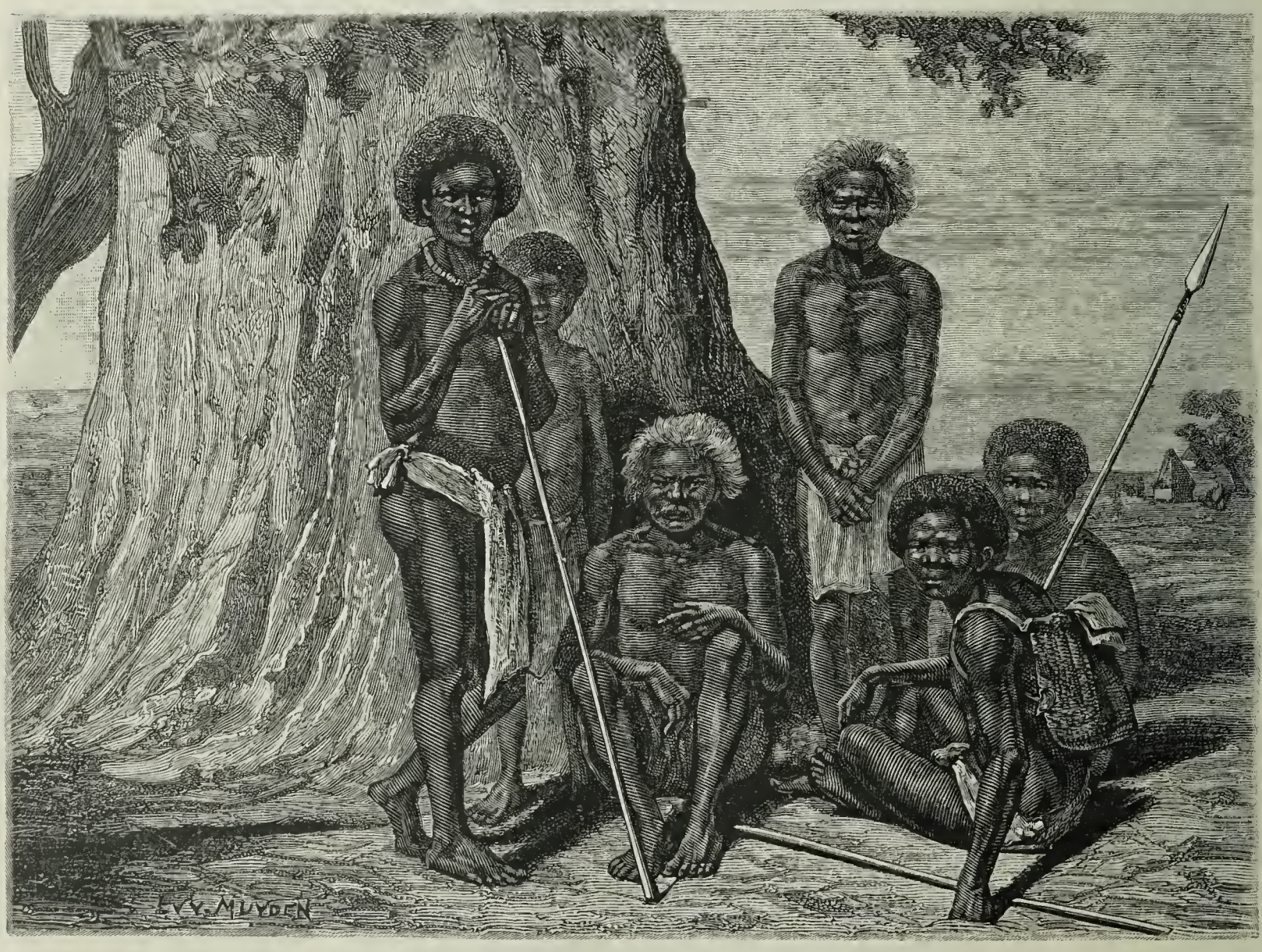
Im Jahre 1879 wurde Herr A. Marche von dem Minister des öffentlichen Unterrichtes mit einer wissenschaftlichen Reise nach Ost-Asien beauftragt, welche er im Juli desselben Jahres antrat. Nach einigen Tagen im Rothen Meere, die sich durch eine außerordentliche Hitze, welche verschiedene Menschenleben kostete, auszeichneten, erreichte der Dampfer das Indische Meer, wo die Reisenden an dem ziemlich seltenen Schauspiele des „Milchmeeres" oder, wie die Holländer es nennen, des „Wintermeeres", sich erfreuen konnten. Es war auf 13° nördl. Br. und 51° 8′ östl. L. (Paris), am 10. August Abends zwischen 8 und 9 Uhr, als man vor dem Schiffe eine weiße Wand erblickte, die einem vom Monde erleuchteten, schneebedeckten Abhange glich; der Dampfer drang in diese Lichtmasse ein, man sah nur noch den sternbedeckten dunklen Himmel und die milchweißen Wellen ringsumher, das Schiff selbst schien verschwunden zu sein, nur die feurigen Spuren, die das Kielwasser hinterläßt, erinnerten an seine Bewegung. Am eigenthümlichsten ist der Augenblick des Eintrittes und des Austrittes in das Milchmeer; jedesmal hat man einige Augenblicke lang den Eindruck, als führe man auf einem halbirten Schiffe; denn beim Hineinfahren befindet sich das Vordertheil im Lichte, das Hintertheil im Schatten, beim Hinausfahren ist es umgekehrt. Länger als eine Stunde dauerte diese Erscheinung, welche Marche durch das Auftreten von Milliarden phosphorescirender Thierchen erklärt. Ob diese Erklärung allgemein gültig ist, dürfte zu bezweifeln sein, wiewohl es richtig ist, daß die Erscheinung nur bei Nacht sich zeigt. In der Oceanographie von Boguslawsky wird hierüber nur berichtet, daß dies Phänomen am häufigsten im Indischen Meere beobachtet wird; doch wird auch ein Fall mitgetheilt, wo man es im Chinesischen Meere gesehen hat. Ziemlich häufig scheint es in den Gewässern nördlich von Banda in den Monaten Juni bis September vorzukommen.

Von Singapur aus begab sich Herr Marche nach Pulu Pinang; dem Aufenthalte daselbst verdanken wir einige interessante Bemerkungen über Land und Leute, die wir hier, zum Theil aus anderen Quellen ergänzt, auszugsweise folgen lassen.

Die Niederlassung zu Pinang feierte am 17. Juli die Vollendung des hundertsten Jahres ihres Bestehens; seit 1798 haben die Engländer auch auf dem gegenüberliegenden Festlande einen Strich Landes erworben, der im Jahre 1874 noch vergrößert wurde und die jetzige Provinz Wellesley bildet. Wie die Straits Settlements im Allgemeinen hat sich auch Pinang in den letzten zwanzig Jahren sehr gehoben; die Einfuhr, die im Jahre 1880 etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. St. betrug, werthete 1884 über $5\frac{1}{2}$ Millionen; die Ausfuhr stieg in derselben Periode von $3\frac{1}{2}$ Millionen auf $6\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. St. Die Bevölkerung betrug 1881 einschließlich der Provinz Wellesley und der Dindings: 674 Europäer, 32 Armenier, 32 Juden, 1597 Eurasier, 67 502 Chinesen, 574 Araber, 25 094 Tamils und 84 724 Malayen, der Rest — die Totalsumme der Bevölkerung erreichte die Zahl 190 597 — gehörte verschiedenen anderen Rassen an. Wenn, wie es vorauszusehen ist, England über kurz oder lang das Protectorat über die ganze Halbinsel Malakka übernimmt, wird die Bedeutung von Pinang noch sehr zunehmen.

Auf der Insel erheben sich verschiedene Hügel bis zu einer Höhe von etwa 600 m über dem Meere; das Klima ist ziemlich gesund und die ganze Oberfläche bis zu den entlegensten Stellen hin wird eifrig bebaut. Natürlich bietet

Familie von Pulo Pinang. (Nach einer Photographie.)



Draug Sakaïs. (Nach einer Zeichnung von Alfred Marche.)

die eingeborene Bevölkerung eine wahre Musterkarte von Rassen und Rassenmischungen, deren einige uns in dem Bilde einer Familie von Pulo-Pinang vorgeführt werden.

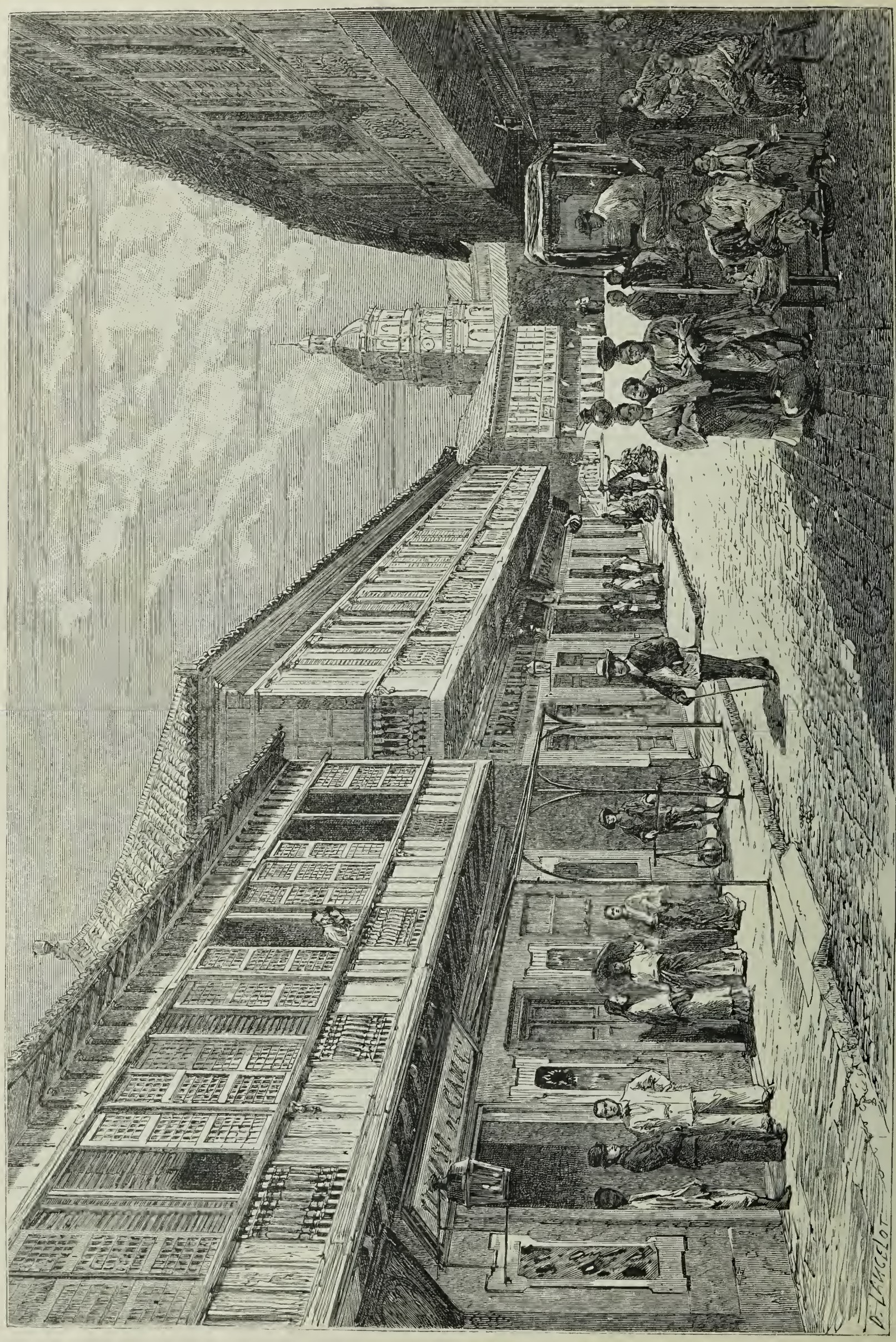
Ein kleiner Ausflug, den Marche nach dem Festlande unternommen, giebt ihm Gelegenheit, uns einige Mittheilungen über Wellesley und die einheimische Bevölkerung zu machen. Wir übergehen seine übrigen persönlichen Abenteuer, um ihn bei einer Begegnung mit den Orang Sakais zu begleiten; zehn Tage verfolgte er „hoch zu Elephant" die Spuren dieser scheuen Söhne des Waldes, bis er sie am 7. November erreichte. Trotz seiner Aufforderung wollten sie nicht stehen bleiben; bald jedoch besannen sie sich anders und schickten ein Kind, um mit den Fremden zu verhandeln, worauf sie dieselben zu ihrem Dorfe führten, welches aus einigen Hütten neben einem größeren, auf Pfählen gebauten Hause bestand. Es sind arme, elende Menschen, welche von den Malayen häufig gejagt und zu Sklaven gemacht werden; wie man sie behandelt, mag folgender, von Marche mitgetheilter Zug beweisen. Er ersuchte eines Tages einen Malayen, ihm einige Sakai-Schädel zu verschaffen. „Zu welchem Preise?" war die Frage, und da die Antwort jenem genügte, verschwand er, worauf man erst dem Reisenden begreiflich machte, daß der Mann weggegangen war, um ihm frische Schädel zu besorgen. Er wurde nun zurückgerufen und ihm bedeutet, daß es sich um fleischlose Schädel, die schon lange in der Erde gelegen, handle; darauf verschwand er und ließ sich nicht mehr sehen. Wie Marche angiebt, zerfallen die Sakais in S. china, S. bukit (Hügel), S. alas (Wildniß); er giebt folgende Beschreibung von ihnen: Sie haben einen kleinen Kopf, durchdringende, aber tiefliegende Augen, die Haare sind kraus ohne wollig zu sein, die Nase ist glatt; sie sind klein, aber keine Zwerge. Ihre Sprache ist vielsilbig und enthält jetzt viele malayische und siamesische Wörter; das Fürwort steht vor dem Zeitworte, das Verb vor dem Umstandsworte und das Hauptwort vor dem Beiworte; sie haben keine Schrift und kein einziger konnte weiter als bis drei zählen. Der Versuch, an den Berg-Sakais anthropometrische Untersuchungen vorzunehmen, scheiterte an ihrer Furcht, sich dem Verfahren zu unterwerfen. Die Sakais, wie sie hier genannt werden, sind wohl identisch mit den unter verschiedenen Namen vorkommenden Stämmen

Der Hafen von Manila. (Nach einer Photographie.)

des Inneren, welche in nicht gar zu langer Zeit ausgestorben sein dürften, was sich einerseits durch die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, andererseits durch die Gewohnheit erklärt, viele Mädchen aus dem Stamme weg an Chinesen zu verkaufen.

Doch wir wollen bei diesem schon häufig behandelten Gegenstande nicht länger stehen bleiben, sondern mit Marche am Abend des 9. December im Hafen von Manila vor Anker gehen.

Die eigentliche Stadt, das Manila murada, hatte 1879 nur etwa 18000 Einwohner, ist jedoch von zahlreichen Vorstädten und Dörfern der Eingeborenen umgeben, wodurch sich die angegebene Zahl um einen ansehnlichen Betrag erhöht. Manila im engeren Sinne wird auf dem größten Theile seines Umfanges durch hohe Mauern und Gräben geschützt, in welch letztere die Fluth eintritt; der übrige Theil wird von dem Pasig bespült. Wiewohl die alten Festungsmauern einen malerischen Anblick bieten, besitzen sie kaum eine wirkliche Bedeutung. Die Straßen sind im Allgemeinen wenig belebt, zum Theil gepflastert und mit Trottoirs versehen; namentlich in der Regenzeit befinden sie sich zuweilen in einem recht trostlosen Zustande. Die großen Häuser, welche großentheils nach einem Muster erbaut sind, besitzen gewöhnlich ein massives Erdgeschoß mit hölzernem Aufbau, über dem sich das mit drei Lagen Ziegeln gedeckte Dach erhebt; eine Konstruktion, welche im Falle eines Erdbebens recht unangenehme Folgen hat; demgemäß hat die Regierung auch nach dem großen Unglücke von 1880 verboten, die Häuser mit anderem Material als mit Zink und Eisen zu decken. Die eigentlichen Wohnräume liegen im ersten Stocke; auf der Vorderseite befindet sich eine durch Läden geschlossene Gallerie; diese Läden werden in Nachahmung von Glasscheiben mit kleinen mattweißen, halbdurchsichtigen Muscheln (Placuna placenta) geschmückt. Die Kirchen sind in der Stadt in ziemlich verschiedener Form erbaut; anders in der Provinz, wo jeder Mönchsorden sowohl bei Kirchen als bei Pfarrhäusern und Klöstern meistens einem bestimmten Plane folgt. Die Kathedrale, welche nach dem Erdbeben des Jahres 1863 wieder aufgebaut und 1879 aufs Neue in Gebrauch genommen wurde,



Die Straße l'Escolta in Manila. (Nach einer Photographie.)

ist mit Eisen gedeckt. Die Anzahl der Kirchen und Klöster ist ziemlich groß; drei große und in gutem Zustande befindliche Hospitäler sorgen für die Aufnahme und Verpflegung der Leidenden. Der Unterricht befindet sich in den Händen der geistlichen Orden. Wie man auch sonst über die Geistlichkeit auf Manila urtheilen mag, muß man zugeben, daß sie viel für die Wissenschaft thut; das unter der Leitung des P. Faure stehende Observatorium mit seinen telegraphisch (mit der Centralanstalt) verbundenen Stationen im Norden und Süden von Luzon hat sich durch seine meteorologischen Beobachtungen der Schiffahrt wiederholt nützlich erwiesen.

Der Pasig, dessen Spiegel durch den Verkehr der Boote belebt wird, bringt eine angenehme Abwechslung in das von den Straßen gebotene Bild. Die Escolta- und Rosariostraße sind sehr belebt; früh schon sieht man die Milchverkäufer da passiren, die ihre Gefäße auf dem Kopfe tragen, dann kommen die Sacateros (Verkäufer von Pferdefutter) und die chinesischen Barbiere, welche auch frisiren und Nasen und Ohren reinigen. Hieran schließen sich die Sorbetverkäufer, die ihre Waare mit lauter Stimme ausrufen.

In den Kaffeehäusern wird hauptsächlich Limonade und deutsches, jedoch sehr schweres Bier getrunken; Tagalen in weißem Hemde und weißen Beinkleidern bedienen; ersteres wird, wie überall bei den Tagalen, über letzterem getragen.

Es giebt auch schöne, mit Bäumen bepflanzte Promenaden, wie z. B. den Sampaloc. Während der guten Jahreszeit läßt sich die Musik zweimal wöchentlich am

Die Promenade Sampaloc in Manila. (Nach einer Photographie.)

Meeresufer hören, wo sich ebenfalls ein hübscher Sandweg befindet, neben dem das Exercierfeld liegt. Sonntags bei der Musik erscheinen Wagen in großer Zahl, wirkliche europäische Prachtwagen, in denen europäische Kaufleute und reiche Mestizen nachlässig ausgestreckt ruhen und dazwischen zahlreiche Calesas und einheimische Carromatas. Die Calesa ist ein für die Tropen ganz geeignetes Beförderungsmittel, klein und schmal; das Verdeck fällt vorn tief genug herab, um das Innere gegen die Hitze zu schützen, der Kutscher sitzt hinten; wenn das Verdeck niedergeschlagen ist, steckt er seinen Kopf durch ein in demselben angebrachtes Loch. Die Carromata ist ein mit Ledervorhängen abgeschlossener Diminutivwagen, der auf zwei Rädern läuft; der Kutscher sitzt gewöhnlich auf der Gabel; in der Stadt sind diese Vehikel meistens nur mit einem Pferde bespannt.

Musik und Theater helfen den Bewohnern die Zeit kürzen, namentlich erstere ist bei der einheimischen Bevölkerung sehr beliebt; die „Bella Filipina", ein Lied, welches die Anmuth und die Schönheit der einheimischen Frauen preist, ist in aller Munde. Die Damen verdienen dieses Lob, wenn auch ihre Schönheit der starken Rassenvermischung wegen keinen bestimmten Typus besitzt, sie zeigen vielleicht gerade darum meist wenig Charakter und vermischte Züge. Negritos, Malayen, Chinesen, Menschen aus allen Ecken Indiens, Nord- und Südamerikaner, Europäer aus allen Gegenden des Erdtheiles finden sich dort zusammen. Wenn man den Physiognomien größere Aufmerksamkeit zuwendet, wird man allerdings gewisse Grundformen unterscheiden lernen; die Eingeborenen des Landes, tagalischen Stammes und also zur malayischen Rasse gehörig, haben einen ge-

meinschaftlichen Zug, sie tragen großentheils die Zeichen der Vermischung der malayischen Eroberer mit den kleinen, mehr oder weniger dunkel gefärbten Negritos; die Mestizen besitzen häufig eine große, ganz eigenthümliche Schönheit.

Die Verwaltung der Besitzung ist ziemlich einfach; an der Spitze der Kolonie steht der General-Kapitän, dessen Stelle reichlich dotirt und daher sehr begehrt ist; vielleicht erklärt sich hieraus der häufige Wechsel der Würdenträger, der wohl nicht zum Vortheile der Kolonie mitwirkt. Er besitzt eine ziemlich unumschränkte Gewalt, nur der Kommandant der Flotte und der Erzbischof von Manila sind in ihrem eigenen Departement Herren und namentlich der Einfluß des letzteren ist sehr groß. Die ganze Besitzung ist in Provinzen und Distrikte getheilt; an der Spitze der ersteren stehen mit dem Titel Alcaldes mayores Militär-Gouverneure, dem Range nach in drei Klassen getheilt; sie sollen unter keinen Umständen länger als 10 Jahre in den Besitzungen überhaupt, länger als drei Jahre in derselben Provinz bleiben. Durch diese Bestimmung wird die weltliche Macht der geistlichen gegenüber sehr in Nachtheil versetzt, da der Priester außer dem Einflusse, den ihm seine Stellung überhaupt verleiht, nun auch den der lokalen Anciennität besitzt. Außerdem aber will man nicht, daß die Beamten mit dem Lande und seinen Bewohnern zu vertraut werden; aus einem Mißtrauen der spanischen Regierung gegen ihre eigenen Diener entstanden, muß dieser Grundsatz nothwendiger Weise sehr nachtheilige Wirkungen für die Besitzungen zur Folge haben; ohne besondere Vorbereitung treten die Beamten ihre Stellen an, und ehe sie noch Gelegenheit gehabt haben, diesem Mangel durch prak-

Indierin von Manila. (Nach einer Photographie.)

Mestizinnen von Manila. (Nach einer Photographie.)

tische Erfahrung abzuhelfen, ehe sie noch sich mit Land und Leuten haben bekannt machen können — wenn sie wirklich die ernste Absicht dazu hegen sollten — werden sie wieder zu einer anderen Stellung berufen. In den Händen dieser Beamten liegt auch die richterliche Autorität. Im Uebrigen beruht Alles auf der Verwaltung der Gemeinden; jede derselben wählt ihren Gobernadorcillo und seine tenientes auf zwei Jahre (Wiederwahl ist unter Umständen statthaft); wenn die Beamten, wie es wohl vorkommt, kein einziges Wort Spanisch verstehen, stellt man ihnen einen Gehilfen zur Seite. In jedem Dorfe besteht ein Gemeindehaus (tribunal), in welchem die dazu berechtigten Reisenden ein Unterkommen finden, wobei ihnen gegen Vergütung sogar ein Mann zur Bedienung gestellt wird, der Holz und Wasser holt. Nach dem Census von 1876 zählte man 802 Kirchspiele, wovon nur 181 unter der Leitung europäischer oder eingeborener Weltgeistlichen standen; die übrigen waren mit Ordensgeistlichen besetzt, deren 10 zu den Jesuiten, 89 zu den Dominikanern, 154 zu den Rekollekten (Franziskanern strenger Observanz), 164 zu den Franziskanern und 196 zu den Augustinern gehörten.

Daß die Geistlichkeit einen für die Entwickelung des Landes sehr wohlthätigen Einfluß geübt hat, läßt sich nicht leugnen; ihr ist es zu danken, wenn in jedem Dorfe eine Schule besteht, wo bis vor nicht gar langer Zeit der Elementarunterricht nur in der Landessprache ertheilt wurde; seither hat man allerdings versucht, das Spanische allgemeiner einzuführen, doch scheint das edle Kastilianisch bei den Eingeborenen noch keine starke Verbreitung gefunden zu haben. Um die spanische Herrschaft in den Kolonien zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß die Ausbreitung des christlichen Glaubens gewöhnlich das erste Ziel war,

welches sich die Spanier stellten, dann erst kamen die Handelsinteressen und die Ehre der Krone. Daß hier die Bekehrung zum Christenthume eine sehr oberflächliche ist, thut nichts zur Sache; es ist den Priestern und, wie wir gesehen haben, nur ihnen allein zu danken, wenn zwischen der herrschenden Rasse und der unterworfenen Bevölkerung eine viel größere Sympathie besteht, als man wohl in irgend einer anderen Kolonie findet. Gewiß ist die Klage, die F. Jagor (Reise in den Philippinen) ausspricht, nicht unbegründet, daß die christlichen Bewohner der Philippinen so viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben und die Gewohnheiten der Herrscher nachäffen, ohne sich dieselben innerlich angeeignet zu haben. Das ist traurig genug, aber wohl beinahe überall der Fall, wo eine höhere Rasse, selbst mit den besten Absichten, in das Geschick einer fremden Rasse eingreift und diese nach dem Bilde, welches sie sich selbständig geformt hat, zurecht zu kneten trachtet; die Eigenthümlichkeiten der untergeordneten Rasse nach höheren Einsichten zum Guten zu leiten, sollte das wahre Ziel sein. Ein solches Ziel aber wird, wenigstens für ein ausgedehntes Gebiet, immer unerreichbar bleiben, da es den Machthabern sicherlich nie glücken wird, mit dem Gedankengange des beherrschten Volkes so vertraut zu werden, wie nöthig ist, um überall das Richtige zu treffen. In kleinem Maßstabe können wir die Resultate eines derartigen Strebens, aber leider nur sehr vereinzelt, bei den Gemeinden einzelner Missionare sehen.

Monolithische Denkmäler vom Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis.

Zu den interessantesten und unbekanntesten Denkmälern der vorgeschichtlichen Zeit im Mittelrheinlande gehört der Gollenstein [1]). Einen Kilometer nordwestlich von Bliescastel, dem angeblichen Castrum ad Blesam der Römer, steht einsam und geheimnißvoll auf unbewaldeter Höhe, weithin den Bliesgau beherrschend, wohl das älteste Baudenkmal der Pfalz, der altersgraue Gollenstein, im Volksmunde auch Golden- oder Gothenstein genannt.

Es ist ein gewaltiger Obelisk von roher Form, ohne Spuren künstlerischer Bearbeitung, genau den auch in Skandinavien, in Wales und im mittleren Frankreich — Gallia celtica — vorkommenden vorgeschichtlichen Steinpfeilern, archäologisch menhir genannt, entsprechend. In Skandinavien heißen diese Erinnerungszeichen der Vorzeit Bautasteine [2]).

Der Gollenstein bei Bliescastel.

Der „Gollenstein“, ursprünglich vielleicht „Gallierstein“ und vermuthlich von den im fünften Jahrhundert v. Chr. nach Süddeutschland vorrückenden celtischen Galliern errichtet, ist, wie gesagt, ein Obelisk von nahezu quadratischer Grundform von 1,50 bis 1,70 m Breite und über 7 m Höhe; etwa das oberste Drittel ist zuckerhutförmig zugespitzt; das Gebilde ist ein Monolith aus roth und weiß geflecktem Bliescastler Buntsandstein. Er steckt jedenfalls noch mehrere Meter tief in der Erde, und mag man die Schwierigkeiten bei der Transportirung und Aufrichtung dieses Kolosses ermessen, wenn man sich die geringen technischen Hilfsmittel jener Zeit und jener primitiven Völkerstämme vergegenwärtigt.

Eine etwa im unteren Drittel des Steines angebrachte kleine Vertiefung scheint aus christlicher Zeit zu stammen und zur Aufnahme eines Crucifixes oder Heiligenbildes gedient zu haben, wohl um die bösen Geister dieses „Teufelssteines“ zu bannen oder das Unheimliche, Furchterregende seiner Erscheinung einigermaßen zu mildern.

Der Gollenstein soll die höchste aller derartigen Steinsäulen in den Vogesen sein.

Obwohl, wie oben ausgeführt, die meisten Anzeichen für die Errichtung des Steines auf gallischen Ursprung hinweisen, so ist die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß wir es hier mit einem alamannischen Grenz- oder Kultussteine zu thun haben.

Wie weit übrigens die tausendjährigen Witterungseinflüsse die ursprüngliche Höhe des Sandstein-Monolithes oder dessen Form beeinflußt haben, darüber läßt sich nichts bestimmen. Soweit Ingenieur H. Levy von Dürkheim. — August Becker bemerkt in seinem Werke: „Die Pfalz und die Pfälzer“, S. 689, daß manche unheimliche Sage von dem „Teufelssteine“ im Volke gehe.

---

[1]) Die Abbildung des Gollenstein und die Mittheilungen darüber verdanken wir der Güte des Herrn Ingenieur H. Levy zu Dürkheim.

[2]) Vergl. Fr. v. Hellwald: „Der vorgeschichtliche Mensch“, 2. Aufl., S. 528, und du Chaillu: „Im Lande der Mitternachtssonne“, kleine Ausgabe, S. 545 bis 546. Diese nordischen Bautasteine sind jedoch nur Gedenksteine für Grabsetzungen. Obelisken dieser Art kommen auch im Mittelrheinlande vor. Erwähnt sei der Hinkelstein von Monsheim und ein kleiner Obelisk, der auf Grabhügeln bei Neunkirchen in der Pfalz nordöstlich von Kaiserslautern stand; vergleiche dazu Mehlis: „Archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete.“

Solche Monolithe sind übrigens häufig im Hartgebirge und in den Vogesen. Zwei Stunden nach Westen an der Grenze der Rheinpfalz erhebt sich bei Reutrisch am Fuße des von einem prähistorischen Ringwalle gekrönten „großen Stiefels“ eine zweite Spitzsäule, Spilstein genannt. Sie ist nach A. Becker[1]) vierkantig, 15 Fuß hoch, hat 14 Fuß im Umfange und besteht aus einem Steine. Manche Sagen gehen dort um vom Riesen „Heim“ und den in den Höhlen des „Stiefels“ hausenden „rothen Pfaffen“. Am Rande des Hartgebirges weiter nach Osten, südwestlich von Landstuhl, steht bei Martinshöhe ein dritter Monolith dieser Art; er ist vierkantig, oben abgebrochen und ragt nur noch in Manneshöhe über den Boden.

Zahlreich finden sich diese räthselhaften Säulen auch im Elsaß und zwar gewöhnlich auf den wasserscheidenden Höhen des Mons Vosagus.

Südlich von Bitsch liegen am Fuße des von einer Ringmauer umgebenen Volksberges, welcher sich zwischen Saar und Rhein, zwischen Elsaß und Lothringen, erhebt, drei dieser Menhirs. Bei Althorn erhebt sich an der Grenze zwischen Rhein und Mosel auf der Höhe des Königsberges der Breitenstein[2]). Er hat eine Höhe von 4,40 m und jede seiner Seitenflächen mißt 1 m in der Breite. Auf der Generalstabskarte vom Jahre 1879 heißt er „Zwölfapostelstein“. Nach A. Schricker und A. Becker[3]) ward er seit 1787 mit dem Crucifixe und dem Bilde der zwölf Apostel geschmückt, „da einige Holzhändler eines Gelübdes wegen den heidnischen Stein für den christlichen Kultus gewinnen wollten.“ Ein Urkundencodex des nahen Klosters Weißenburg erwähnt den lata petra, den Breitenstein, schon als Grenze in einer Schenkung vom Jahre 713. Später grenzte er das Eigenthum und den Wildbann der Lothringer Herzöge ab. Dieser Monolith bezeichnete ebensowohl die Grenzen der Germania prima und der Gallia Belgica, als nachher die der Diöcesen Straßburg und Metz, und wie dieser Menhir in historischer Zeit als politischer und religiöser Grenzstein galt, so mag er, wie Daniel Specklin meint, schon in der Vorzeit grauen Tagen die Gaue der Treverer und der Triboccen geschieden haben und ebenso schied er wohl die Gebiete der Franken und der Alamannen, als diese germanischen Stämme den „alsturinfer“ und den „faroinfer“ Gau besiedelten.

Ein zweiter Grenzstein steht als Stumpf einige hundert Schritte nördlich von derselben Straße, welche zur Saar und nach Lothringen hinabführt.

Ein dritter Monolith aus der Vorzeit steht in den düsteren Grenzwaldungen zwischen Moder und Eichel, $1\frac{1}{2}$ Stunden südlich auf der sogenannten Hochstraße zwischen Volksberg und Roßsteig. Er besteht, wie die übrigen, aus einem Blocke des Vogesensandsteines, hat vier Kanten und spitzt sich nach oben zu. Seine Höhe beträgt 3,38 m, sein Durchmesser 0,30 m. An seinem Fuße liegt ein Haufen von herbeigetragenen Feldsteinen. In eine seiner Seitenflächen ist eine Nische eingehauen, welche ein Marienbild schmückt. Dieser Monolith trägt den Namen Spitzenstein[1]); nach A. Becker heißt er Spille oder Spindelstein. Bezeichnender Weise steht der Spitzenstein zwischen zwei Wäldern, welche nach A. Schricker die Namen Scheidwald und Streitkopf führen. Die Namen Breiten- und Spitzenstein führen diese Menhirs offenbar von ihrer im Gegensatze stehenden Gestalt.

Der Toutonenstein bei Miltenberg. ($\frac{1}{30}$ der natürlichen Größe.)

Faudel und Bleicher führen aus dem Dagsburger Ländchen, welches nördlich vom Mont Donon in Wäldern liegt, noch mehrere der hier einschlägigen Spitzsäulen an[2]). Unter ihnen ragt die Kunkel am Eingange zum Soldatenthale unterhalb des Teufelfels im Gemeindewalde von Albersweiler hervor. Diese „énorme obélisque“ hat eine Höhe von 7 m und nähert sich demnach am meisten dem bei Bliescastel gelegenen Gollenstein. Nach Schöpflin befanden sich früher zwei kleinere Menhirs zu beiden Seiten der Kunkel. Den genannten Monolithen ist die Form des nach oben zugespitzten Obelisk gemeinsam; entweder bildet ihre Grundform ein Quadrat oder einen Kreis. Das Gestein besteht aus Vogesensandstein. Das Volk nennt sie nach ihrer mit einer Spindel verwandten Gestalt „Spillen“, „Spindelsteine“ oder „Kunkeln“ oder nach ihrer gegensätzlichen Form Breitenstein und Spitzenstein. Nach diesen Benennungen zu schließen, wird auch der Name Golgenstein oder Gollenstein mit der Form in Verbindung zu bringen sein und nicht mit den Urhebern, den Galliern. Da nun solche Monolithe in anderen Gegenden mit dem profanischen Namen „Galgenstein“ [3]) bezeichnet werden, so halten wir Gallenstein einfach für eine verderbte Form von Galgenstein. Das Volk verglich im einen Falle den sonderbaren Obelisk, wenn er rund, mit einer Spindel oder Kunkel, im anderen Falle, wenn er vierkantig wie hier, mit dem Hauptbalken eines Galgens. Karl Christ dagegen leitet Gollenstein von der „Gugel“ oder „Gogel“ ab, einer runden Kopfbedeckung des Mittelalters.

Was den Zweck dieser Monolithe betrifft, so spricht ihre Lage auf den wasserscheidenden Höhen und ihre Benutzung in historischen Zeiten als Grenzsteine, für diese Bestimmung von Anfang an in vorgeschichtlicher Periode. Daß an diesen altehrwürdigen Grenzsteinen auch religiöse Gebräuche ausgeübt wurden und werden, darf Niemanden wundern, welchem die Formen der Steinverehrung in der Gestalt der Hermen und der lapides terminales bei den Griechen und Römern bekannt ist.

---

[1]) Vergl. „Die Pfalz und die Pfälzer“, S. 708 bis 709.
[2]) A. Schricker: „Durch das elsässische Heckenland“ in der Gegenwart, 1883, Nr. 6 und 7, besonders S. 93.
[3]) Vergl. a. a. O. S. 703 bis 704.

[1]) Vergl. Bleicher und Faudel: „Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace“, II. publication, p. 85; hier auch die genaueren Maße des „Breitenstein“.
[2]) Vergl. a. a. O. S. 60 bis 61 und S. 86.
[3]) Vergl. v. Hellwald: „Der vorgeschichtliche Mensch.“ 2. Aufl. S. 528.

Aber es liegt außerhalb der Hart und des Wasgenwaldes ein bezeichnendes Beispiel vom unteren Mainlande vor, daß diese Obelisken wirklich zum Zwecke der Grenzsetzung errichtet wurden.

Im Mai 1878 fand man auf dem Greinberge oberhalb Miltenberg im Spessart wenige Schritte außerhalb eines prähistorischen Ringwalles einen Monolith in Form eines Obeliskes von 4,78 m Gesammthöhe und einem Durchmesser an der Basis von 64 cm. Besonderes Interesse giebt diesem roh zubehauenen Denksteine die aus römischen Buchstaben bestehende Inschrift:

INTER
TOVTONOS
C
A
H
F

Dieser Monolith wird nach der Inschrift von J. Becker, K. Christ, Conrady, Mommsen als ein lapis terminalis aufzufassen sein. Da nun bei Miltenberg ein römisches Kastell nachgewiesen ist, und eine hier gelegene Kolonie „Aelia Hadriana“ nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, so bezeichnet dieser Monolith die Grenze zwischen dem gallisch-germanischen Gauvolke der Toutonen-Teutonen und dem römischen Gebiete [1]).

Schließen wir nun vom Bekannten auf das Unbekannte, so werden auch die Obelisken längs der Wasserscheide zwischen Rhein und Saar im Hartgebirge nach Lage, Gebrauch in historischer Zeit und diesem Analogon als Grenzsteine benachbarter gallisch-germanischer Stämme aufzufassen sein. Ob dieselben längs dem ganzen Firste der Vogesen herlaufen, ist noch nicht festgestellt. Da jedoch, wo sie nach unserer Darlegung konstatirt sind, von der Moder und dem Eichelbache an zur Saar und Blies bei St. Ingbert in erster Linie und nach Osten zum Nordrande des Hartgebirges bei Landstuhl und vielleicht weiter nach Osten bis Colgenstein (= Galgenstein) an der Eis nahe bei Worms in zweiter Linie, werden wir diese Grenzsteine als Abgrenzungen gallisch-germanischer Völker, etwa der Mediomatriker im Osten, der Treverer im Nordosten einerseits, der Triboccer im Westen andererseits zu halten haben [1]). Daß diese Terminalsteine in späterer Zeit auch für andere politische und religiöse Bezirke, für Germania prima und Gallia Belgica, sowie für die Begrenzung der Diöcesen in Geltung verblieben, ja bis auf dies Jahrhundert Grenzen bezeichneten, liegt in der Natur der Sache und zeugt nur für die richtige Wahl dieser Grenzmarken ab ovo an [2]).

[1]) Ueber den Toutonenstein vergl. „Korrespondenzblatt des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ 1878 Nr. 8, 9, 10.

[1]) Vergl. E. Huhn: „Geschichte Lothringens.“ S. 8 bis 9, und Karte. Ueber das Verhältniß dieser mittelrheinischen Stämme vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie“ §. 451, 452 und 456.

[2]) Zum ganzen Thema vergl. die archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete von Dr. C. Mehlis, sowie Text dazu.

Alaska.

(Nach **Iwan Petroff**, Report on the Population, Industries and Resources of Alaska. Washington 1884.)

III. (Schluß.)

Ko. Die Ethnographie von Alaska bietet trotz Allem, was in neuerer Zeit hierüber publicirt worden ist, immer noch ein weites Feld für eingehende Studien, aber die Schwierigkeiten für den Beobachter sind sehr groß, besonders da die meisten Völkerschaftsnamen bekanntlich am Boden und nicht an den Leuten haften. Mit Sicherheit lassen sich vier Hauptabtheilungen unterscheiden: Innuit oder Eskimo, Unangan oder Aleuten, Tlinkit und Athabaska oder Tinneh.

Die Eskimos bewohnen die ganze Küstenlinie mit einer kleinen Unterbrechung an Cooks Inlet, wo die Tinneh zur Küste durchgebrochen sind. Sie sind offenbar von demselben Stamme, wie die grönländischen Eskimos und wahrscheinlich gleichzeitig mit diesen aus dem Süden in diese unwirthlichen Regionen gedrängt worden. Sie alle gebrauchen Fellboote, Kajaks für die Männer und Umiaks für die Frauen, durch die Russen sind auch die ursprünglich auf den Aleuten einheimischen mehrsitzigen Baidarken eingeführt worden. Ihre Lebensweise ist der ganzen Nordküste entlang ziemlich dieselbe, nur daß die einen mehr auf dem Lande, die anderen mehr auf dem Wasser jagen. Sie haben keine anerkannten Häuptlinge, wohl aber so ziemlich in jeder Ansiedelung einen Mann von besonderem Einfluß, der bei Handelsgeschäften den Verkehr vermittelt; er heißt Umailik, besitzt aber keinerlei Autorität über seine Mitbürger. Petroff unterscheidet folgende Unterabtheilungen: die Kopagmute im Inneren; die Nunatagmute am Noatak und Kovak, zum Theil mit den Tinneh vermischt; die Malemute zwischen Kotzebuesund und Nortonsund, die eifrigsten und kühnsten Händler in Alaska; die Kingigimute, kriegerische kühne Händler, welche den Verkehr zwischen Amerika und Asien vermitteln, aber kaum selbst jagen; dann längs der Küste nach Süden die Kaviagmute, die Unaligmute am Nortonsund, die Ikogmute an der Jukonmündung, die Magmute oder Minkleute in den Deltaebenen, die Nunivagmute und die Kajaligumute; die drei letzten Stämme vereinigt Dall als Magmute. Im Kuskokwimgebiet wohnen die Kuskokwagmute, 3000 bis 4000 Seelen stark; sie sind dunkeler als ihre nördlichen Nachbaren und haben häufig Schnurrbärte. Die Togigamute am Togiak sind erst seit 1880 mit den Weißen in Berührung gekommen; Petroff war der erste, welcher die Stämme im Inneren besuchte. Weiber und Kinder flüchteten schreiend vor ihm. Sie leben meistens nomadisch, ohne jede Autorität, selbst ohne Umailik, nur die Küstenstämme auf Cap Newenham sind civilisirter.

Mehr durch die europäische Civilisation umgewandelt sind die Bewohner des Nuschegakgebietes, die Nuschegagmute. Sie gelten alle für Christen und treiben eifrigen Handel mit den Tinneh. Ebenfalls für Christen gelten die Aglemute an der Nordküste der Halbinsel Alaska, unter ihnen wohnten früher Aleuten, die aber westwärts gedrängt und auf die äußerste Spitze der Halbinsel beschränkt worden sind. An der Südseite wohnen die Kaniagmute, einer der wichtigsten Stämme als die besten Seeotterjäger, früher gefährliche Feinde der Russen, aber später ihre besten Unterthanen. Sie bewohnen hauptsächlich Kadjak und die umliegenden Inseln und werden deshalb von den Russen einfach Kadjaken genannt. Sie hatten früher schon erbliche Oberhäupter, die aber seit der russischen Herrschaft durch gewählte Starschinas (Aelteste) ersetzt wurden. Wie die Tlinkit hielten sie Sklaven, behandelten sie aber besser und opferten sie nie; die Sklaverei nahm aber rasch ein Ende, da die Sklaven zu den Russen flüchteten und unter deren Schutz ihren früheren Herren trotzten. Die Kadjaks haben auch sonst manche Sitten der Tlinkit angenommen und ihnen allerhand sonst den Eskimos fremde Kunstfertigkeiten abgesehen; auch den Bogen zur Seeotterjagd haben sie angenommen, der Pfeil ist 2′ lang mit einer 6″ langen scharf geschliffenen Knochenspitze.

Von diesen Abtheilungen können nur die wenigsten als Stämme bezeichnet werden, denn die wanderlustigen Eskimos siedeln sich in dem einen Jahre hier an, im anderen dort und werden darum bald dieser, bald jener Abtheilung zugerechnet. Besonders die südlichen Küstenstämme sind stark mit Einwanderern durchsetzt.

Die Aleuten oder Unangan bewohnen die Spitze von Alaska, die Schumaginiinseln und die Aleuten. Die Ableitung ihres Namens ist dunkel, vielleicht von den Olutorsky, dem einzigen Stamme in Kamtschatka, welcher, wie die Aleuten, den Walfisch jagte. Auch über ihre Abstammung sind wir durchaus noch nicht im Klaren, ihre Traditionen wissen nichts von einer Einwanderung aus Asien. Petroff bringt übrigens über die Aleuten nichts Neues bei, sondern giebt nur einen längeren Auszug aus dem Buche von Veniaminof.

Die Athabasken oder Tinneh gehören zu demselben Stamme, wie alle Indianer nördlich von Mexiko; sie bewohnen das Inland bis zum oberen Jukongebiete, sind aber, wie schon erwähnt, nur an Cooks Inlet bis zur Küste vorgedrungen. Der Civilisation stehen sie weit feindlicher gegenüber, als die Eskimos, und sie werden wahrscheinlich das Schicksal ihrer südlicheren Stammesgenossen theilen und verschwinden, sobald die Besiedelung stärker wird. Sie zerfallen in eine Masse von Stämmen, deren einzelne Aufzählung hier zu weit führen würde, den Stammnamen hängen sie meistens das Wort khotana oder tena, im oberen Jukonthale auch kutschin an. Länger mit den Russen in Berührung sind nur die Tinnat-khotana an Cooks Inlet, die erst nach langem Kampfe sich unterwarfen. Heute haben sie vielfach die Sitten der halbcivilisirten Kadjaken angenommen und bauen Holzhäuser mit festem Dache; kleine gedielte Anhänge am Hauptraume dienen im Winter als Schlafzimmer. Sie sind dem Namen nach Christen, haben aber mit dem alten Aberglauben auch viele alte Traditionen bewahrt, darunter namentlich die von Kämpfen mit Riesenstämmen in den nördlichen Gebirgen, die zeitweise in ihr Gebiet einbrachen, um Menschen zum Verzehren zu rauben.

Die Ahtena oder Ahtna-khotana am Copper River, höchstens 300 Mann stark, vermitteln den Verkehr zwischen den Eskimos und den Binnenlandstämmen, hüten aber eifersüchtig ihr Gebiet. Sie haben zwar einem weißen Bergmanne gestattet, sich am unteren Flusse niederzulassen, aber auch er hat nicht in ihre Dörfer kommen dürfen, und Russen, welche früher den Versuch wagten, sind erschlagen worden. An der Küste kaufen sie Tabak, etwas Baumwollenzeug und namentlich Perlen, letztere aber nur, um sie an die Stämme im Inneren weiter zu verhandeln, schwerere Gegenstände nehmen sie nicht mit, weil der Fluß zweimal von Gletschern gesperrt werde und sie die Boote weit über das Eis tragen müßten. Ihr Typus ist ganz der der echten Indianer und ihre Pelzkleider sind mit den Stacheln des Stachelschweines verziert.

Die vierte große Bevölkerungsabtheilung, die Tlinkit oder Koloschen, sind durch die schönen Forschungen der Gebrüder Krause neuerdings genauer bekannt geworden, und wir brauchen auf das, was Petroff über sie sagt, um so weniger einzugehen, als seine Angaben von Krause in seinem auch im „Globus“ besprochenen Buche [1]) benutzt worden sind.

Die europäische Besiedelung des neuen Territoriums hat auch seit der Erwerbung durch die Vereinigten Staaten keine sonderlichen Fortschritte gemacht. In der That hat das Land wenig, was zur Ansiedelung verlocken könnte. Ackerbauer können selbst an den günstigsten Stellen nicht mit Sicherheit auf eine Getreideernte rechnen; auch Fruchtbäume gedeihen, mit Ausnahme der Cranberries und der Erdbeere, nicht mehr. Dagegen läßt sich die Kartoffel in den südlicheren Gegenden mit Erfolg züchten, aber in größerem Maßstabe geschieht es nur auf Asognak Island, wo auch Rüben auf Feldern gezogen werden; sonst beschränkt man sich auf Gartenbau. Selbst auf Kadjak mißräth die Kartoffel mindestens einmal innerhalb fünf bis sechs Jahren. — Versuche mit Hafer sind völlig mißlungen.

Rindviehzucht haben schon die Russen unternommen und zwar auf Kadjak mit recht befriedigendem Erfolge; die Winterfütterung bietet aber solche Schwierigkeiten, daß die Heerde nie über 20 bis 25 Köpfe stark wird. Dasselbe Hinderniß steht der Schafzucht entgegen und auch für die Schweine läßt sich nur schwer Winterfutter beschaffen. Der Ackerbau ist seit dem Ende der russischen Herrschaft eher zurückgegangen.

So wird Alaska wohl für immer nur auf seine Pelzthiere und seine Fische angewiesen bleiben. Schon die jetzige Bevölkerung erfordert in immer steigendem Maße die Einfuhr von Mehl und Schiffszwieback. Auch der Zuckerimport nimmt erheblich zu, aber es ist kein gutes Zeichen, denn der Zucker geht besonders in die Gebiete, in denen Weiße und Mischlinge gelernt haben, einen fuseligen Schnaps aus ihm zu gewinnen. Daneben findet anscheinend auch noch von den Walfischfängern oder eigenen Schiffen aus ein bedeutender Branntweinschmuggel statt und die demoralisirende Wirkung des berauschenden Getränkes macht sich bereits so fühlbar, daß eine strengere Zollüberwachung dringend nöthig erscheint.

---

[1]) Vergl. „Globus“, Bd 48, S. 336.

Eine Pilgerstadt in Indien.

Ko. Neben den berühmten heiligen Städten am Ganges hat Indien noch manche andere Stadt, die vielleicht in Europa weniger bekannt ist, aber trotzdem aus großen Entfernungen Pilgrime anzieht. Neben dem Ganges hat seit der Urzeit der Godawery, der Purvaganga der alten Bücher, seine Heiligkeit bewahrt, und wenn die Städte am ersteren Flusse Denkmäler des Triumphes der eingedrungenen Arier bilden, so liefert der Godawery den Beweis, daß sie im Süden der kuschitischen Urbewohner niemals völlig Herr wurden und schließlich auch in religiöser Beziehung sich zu einem Pakt verstehen mußten, durch welchen Siwa und sein gewiß nicht arischer Kultus als gleichberechtigt neben Brahma und Wischnu anerkannt wurden. Die Söhne der braunen Kadru blieben dort Priester und Fürsten, und alles, was die Brahmanen erreichen konnten, war, daß sie den Godawery und seine heiligen Stätten gewissermaßen zu Filialen derer am Ganges herabdrückten, die Heiligkeit des Godawery davon ableiteten, daß seine Quelle wenigstens zeitweise einen unterirdischen Zufluß vom Ganges her erhalte.

Den Bewohnern Centralindiens macht das keine Sorge. Für die ganze Präsidentschaft Bombay ist die heiligste Stätte Nasik; nach Benares verirrt sich nur dann und wann einmal der Frömmsten und Reichsten einer. Nasik ist aber in Europa so wenig bekannt, daß nachstehende Schilderung eines Besuches daselbst, welche wir der „Mail“ vom 30. Juli d. J. entnehmen, wohl einiges Interesse beanspruchen dürfte.

Nasik ist eine Stadt von 20 000 bis 25 000 Einwohnern, schon seit uralten Zeiten ein wichtiger Punkt für den Handel, welcher den Godawery herauf nach der Westküste ging, heute mit Bombay durch die nach Benares führende, große centralindische Eisenbahn verbunden und Hauptstadt eines Distriktes. Obschon das ganze Jahr hindurch von Pilgern aufgesucht, welche in der nahen Godaweryquelle ihrer Sünden ledig werden wollen, sieht es den Hauptpilgerstrom doch nur alle zwölf Jahre. In jedem zwölften Jahre, wenn Jupiter in das Zeichen des Löwen tritt, entsendet der Ganges einen Theil seines Wassers in die Godaweryquelle und dann ist ein Bad in derselben ebenso heilsam für die Seele, wie eines im Ganges selbst. Ueber 200 000 Pilger pflegen dann in Nasik zusammen zu strömen, aber nur wenige ziehen noch zu Fuß heran. Die Eisenbahn, anfangs den Brahmanen so unangenehm, daß sie energisch gegen ihre Erbauung protestirten und schließlich auch durchsetzten, daß die Station in vier Meilen Entfernung angelegt wurde, hat die Frequenz ungeheuer gehoben und kann in den Hauptfestwochen kaum Waggons genug beschaffen. Von der Station führt jetzt eine gute Straße mit einer Allee schattiger Tamarisken und Akazien zur Stadt. Als unser Berichterstatter dort anlangte, wimmelte sie von Pilgern aller Stände und Lebensalter; unter allen Bäumen lagerten Gruppen und eine Menge von Ochsenkarren und mit Ponys bespannten Wägelchen beförderten die wohlhabenderen Pilger zur Stadt. Vor dem Thore warteten ihrer die Brahmanen. Es sind ungefähr 500 Familien, die sogenannten Ubadhyas, welche die Pflicht — oder richtiger das sehr einträgliche Recht — haben, die Pilger zu beherbergen und zu bewirthen. Konkurrenz findet unter ihnen nicht statt; die Pilger werden nach altem Herkommen getheilt und in streitigen Fällen entscheiden uralte Bücher, welche bis in die Zeiten Aureng Zeb's zurückreichen und Namen und Heimath früherer Besucher enthalten. Wer einmal bei einem Ubadhya gewohnt hat, dessen Nachkommen sind für alle Zeiten Gastfreunde und müssen in seinem Hause absteigen, d. h. wenn sie Geld mitbringen, denn sonst können sie sehen, wo sie unterkommen. Umsonst ist nichts in der heiligen Stadt und die sauer ersparten Rupien der Frommen wandern rasch in die Taschen der Brahmanen.

Der Pilgrim bereitet sich zu den heiligen Ceremonien durch ein 24stündiges strenges Fasten vor. Dann geht er in einen der Tempel, welche dem Flusse entlang stehen und bringt sein Opfer an Reis, Blumen und geklärter Butter, und nun darf er endlich zum Flusse hinab steigen. Aber ehe er in eins der gemauerten Bassins eintreten darf, in welchen sich in der trockenen Jahreszeit das spärliche Wasser sammelt, muß er wieder zahlen; ist er recht fromm und kann er zahlen, so besucht er die verschiedenen Becken nach einander und macht vielleicht auch die ganze Ceremonie noch einmal durch, um auch die Seelen seiner Vorfahren zu erlösen, die vielleicht in unreine Thierleiber gebannt sind. Dann erst darf er in seinen nassen Kleidern nach Hause zurückkehren und seinen Hunger stillen. Indigestionen sind die gewöhnliche Folge und Cholera und Dysenterie reißen alljährlich arge Lücken in die Reihen der Pilger.

Die zweite Ceremonie besteht in einem Besuche der Godaweryquelle bei Trimbuk, 14 Miles entfernt. Hier hat er nicht nur in einem Teiche, der für die Quelle gilt, zu baden, sondern auch von dem Wasser zu trinken, keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß dasselbe beinahe stagnirt und den Schmutz von Tausenden aufnimmt. Der Kollektor von Nasik nahm einmal eine Flasche davon zur Untersuchung mit und es bedurfte keines Mikroskopes, um eine Menge lebender Organismen darin zu erkennen; als er es aber einem der angesehensten Brahmanen vorhielt, zuckte der die Achseln und meinte, das Paradies sei auch diesen Preis werth. — Bösartige Epidemien sind die natürliche Folge, aber dem Hindupilger ist das ziemlich gleichgültig; stirbt er im heiligen Bezirke, so bleibt ja seine Seele vor all den Unannehmlichkeiten und Gefahren bewahrt, welche eine arme Hinduseele nach dem Verlassen des Leibes bedrohen. Nasik ist eines der Centren, wo die Choleraepidemien ihren Ursprung nehmen, und mit den zurückkehrenden Pilgern verbreitet sie sich über ganz Indien. Die englische Regierung ist dem gegenüber machtlos; sie sendet zwar in jedem Pilgerjahre Aerzte und Arzneien nach Nasik, aber die Pilger befolgen deren Vorschriften durchaus nicht; helfen die Beschwörungen des Brahmanen und ein von ihm geschriebener und in den Fluß geworfener Zettel nicht, nun, so stirbt der Kranke eben und wird alsbald am Flußufer verbrannt. Die Ueberlebenden ziehen sündenrein ihrer Heimath zu und nehmen für ihre Angehörigen ein verlöthetes Kupfergefäß mit dem heiligen Wasser mit nach Hause.

Ganz Nasik ist voll von Tempeln und Heiligthümern; heilige Ochsen und Kühe wandeln auf den Straßen umher und stecken ungestraft die Nase in die Kornsäcke der Läden. Götterbilder sind überall zu haben; der Berichterstatter beschwert sich darüber, daß sie sämmtlich im schlechtesten Stile gearbeitet sind, vergißt aber ganz, daß dieselben wohl sämmt-

lich Birminghamer Fabriken ihre Entstehung verdanken. Daß die Händler tolerant genug sind, auch Europäern die Götter mit einigem Aufschlag zu verkaufen, ist kein Wunder; der Berichterstatter hätte die Serie, die er für vier Rupien kaufte, in Birmingham billiger erwerben können. Dieselbe bildete übrigens eine vollständige Garnitur, wie sie eine Hindufamilie braucht: ein Bronzebild des Gottes, eine Badewanne für ihn, eine Gießkanne, um ihn zu übergießen, und Schüsseln, um die Opfergaben darauf zu stellen.

Nasik ist zwar vorwiegend Pilgerstadt, aber es hat auch seine Arbeiterviertel, und es ist eine Erleichterung, wenn man aus dem frommen Quartier in die Bazare tritt, in denen die Arbeiter in Erz und Kupfer ihr Wesen treiben. Hier und da sieht man noch ältere Wohnungen mit prachtvollen Holzschnitzereien; aber dem jetzigen Geschlechte scheint die Kunstfertigkeit der Alten abhanden gekommen zu sein und die neuen Häuser sind so häßlich wie nur möglich. Die Stadt erstreckt sich über ein paar Hügel und bietet stellenweise eine hübsche Aussicht über das Tafelland und die dasselbe einfassenden, tafelförmig abgeflachten Basalthügel. Hier ist mancher blutige Kampf ausgefochten worden, denn die Stadt beherrscht den wichtigen Uebergang von der Küste ins Godawerythal und war stets der Schlüssel zum letzteren. Erinnerungen aus allen Epochen sind erhalten; einer der Hügel ist vollkommen ausgehöhlt durch Tempel aus der Buddhistenzeit; in einem alten Hindupalaste, dessen Säulen aus unvergänglichem Teakholze prachtvoll geschnitzte Kapitäle tragen, hält der Gerichtshof seine Sitzung, in einem anderen wohnt der Kollektor, jetzt der höchste Beamte, der über 750 000 Menschen gebietet. Aber in grellem Widerspruche zu den alten Palästen stand die Verhandlung, welche gerade in denselben vorgenommen wurde, und die alten Radschahs hätten sich im Grabe herumgedreht, wenn sie es gewußt hätten; es wurde nämlich der Gemeinderath, der Local Government Board, gewählt und mindestens 50 Proc. der wahlberechtigten Eingeborenen nahm daran regen Antheil. Es war ein Contrast, wie man ihn nur in Indien sehen kann: Krischnaverehrung, souveräne Herrschaft der Brahmanen über die Seelen und englisches Self-Government.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Führer durch das Wallis.

Eine umfangreichere, in sich geschlossene Beschreibung des Kantons Wallis und von Chamonix hat F. O. Wolf, früherer Präsident der Schweizer Naturforscher-Gesellschaft, in den „Europäischen Wanderbildern" (Orell Füßli & Co., Zürich) zu veröffentlichen begonnen; dieselbe zeichnet sich durch die genauen und interessanten Daten aus, welche der Verfasser über die merkwürdige Natur und Geschichte des Ländchens beibringt, ferner durch die prächtigen Hochgebirgsbilder J. Weber's und durch eine Reihe guter klarer Karten (meist im Maßstabe von 1 : 200 000), deren Beigabe einem Bedürfnisse entspricht. Wir können auf die bisher erschienenen Bändchen (I. Heft, 81 bis 82. Von der Furka bis Brig; II. Heft, 94 bis 95. Brig und der Simplon; III. Heft, 99 bis 102. Die Visperthäler; IV. Heft, 105 bis 107. Lötschen und Leukerbad; seitdem auch als Bd. I. von „Wallis und Chamonix" ausgegeben) natürlich nicht im Einzelnen eingehen, aber einiges Interessante aus diesen Heften, welche in die Literatur, die Botanik, Geologie und Geschichte des Kantons gleicher Weise einführen, gestatten wir uns doch hier hervorzuheben.

Wallis vereinigt in sich die stärksten Gegensätze; von den milden Ufern des Genfer Sees steigt es hinan zu der rauhen Region der höchsten Bodenerhebungen unseres Erdtheiles. Alle möglichen Abstufungen zwischen diesen beiden Extremen kann man im Hochsommer an einem einzigen Tage durchwandern: im Thalgrunde tropische Hitze, in welcher Wein und Mandeln reifen, und hoch oben polare Kälte, wo eisige Winde über die Felder ewigen Schnees dahinfegen. Während die Kulturregion des Weinstockes (S. 247) in den bevorzugtesten Gegenden der übrigen Schweiz kaum höher als zu 1700 Fuß über dem Meere aufsteigt (wie die höchsten Weinberge Neuchâtels, am Genfer-See, in Thun und Graubünden), so beginnen die geschlossenen Rebgelände des eigentlichen Rhonethales in derselben Höhe, erreichen hingegen im Mittel die beträchtliche Erhebung von 2500 Fuß und steigen am Eingange des Vispthales, bei Visperminen, Stalden und oberhalb Calpetran sogar bis 3100 Fuß hinauf. Erst im Süden der Alpen finden sich Analoga, so am Comersee, im Aostaner Alpenlande und in den südlicheren Hautes-Alpes. Im Wallis erreichen wildwachsende Mandelbäume Granaten, Feigen, die Opuntie und ungefähr 60 andere Species südlicher Gewächse, die der übrigen Schweiz fehlen, ihre Polargrenze, während die Roggenkultur im Findelen oberhalb Zermatt bis zur enormen Höhe von 6300 Fuß ansteigt in die mit Rhododendren erfüllten Lärchengehänge bis zur Grenze der Alptriften hinauf. Selbst die südlicher gelegenen Hochgebirge Italiens, Frankreichs und Spaniens erreichen selten analoge Maxima und nur die Sierra Nevada in Südspanien stellt obigen Zahlen noch höhere gegenüber. Besonders reich aber ist die Alpenflora des Wallis an Seltenheiten; jeder Ort, jedes Nebenthal, ja fast jede Alpe stellt ihre eigenen Repräsentanten, Seltenheiten, die oft nur einen Standort aufweisen, sei es für Wallis, sei es sogar für die ganze Schweiz (S. 81).

Wallis ist ebenso klassischer Boden für die Kunde der Alpengletscher, deren größten, den Aletschgletscher, es besitzt. Von hier sind uns auch aus früheren Jahrhunderten Nachrichten über deren wechselnde Ausdehnung überkommen. Im 16. Jahrhundert (S. 31 ff.) hat urkundlich ein lebhafter Verkehr zwischen dem oberen Wallis und Grindelwald über die Gletscher bestanden, während doch heute der leichteste Uebergang dorthin, der über das Mönchsjoch, zu den tapfersten Thaten kühner Bergsteiger gerechnet wird. Den noch vorhandenen Kirchenbüchern in Grindelwald zufolge begaben sich die der Reformation zugeneigten Walliser über die Gletscher nach Grindelwald, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen, sich trauen und ihre Kinder taufen zu lassen, während umgekehrt Grindelwaldener den umgekehrten Weg einschlugen, um im katholischen Wallis ihre Religionsübungen zu verrichten. Die Gletscher waren aber zu jener Zeit viel weniger ausgedehnt und mächtig als heute, wie alte Chroniken, die Ueberlieferung, noch vorhandene Reste des einstigen Weges und noch heute übliche Ortsnamen beweisen. 1540 waren die Grindelwaldener Gletscher wegen der großen Hitze und Trockenheit ganz abgeschmolzen, 62 Jahre später hatten sie dann ihre größte historisch bekannte Ausdehnung erreicht. Zwischen diesen beiden Terminen war es leicht, von Fiesch oder von Naters im Wallis durch das Thal, welches jetzt vom Aletschgletscher bedeckt ist, aber damals noch reiches Weideland war, über die Alpen von Rinderturren und Schönbuhl zum Faulberge zu gelangen. Hier erst, am soge-

nannten Concordiaplatze, mußte der Gletscher betreten werden und dessen Steigung über den Jungfraufirn oder auch über das Ewigschneefeld mochte kaum mehr als 600 m betragen. Der jenseitige (nördliche) Absturz war dann freilich wegen seiner großen Steilheit schwierig, aber doch, weil eisfrei, viel leichter zu begehen als die heutige Gletscherwand. Auch das obere, jetzt vergletscherte Fieschertal soll damals noch reiche Weiden gehabt haben, und vor nicht gar langer Zeit wurde noch im Gemeindehause zu Fiesch ein Käse mit der Jahreszahl 1600 aufbewahrt, der von jener längst verschwundenen Alp stammen sollte.

Auch sonst giebt es im Wallis manche Sagen über ein Kälterwerden des Klimas; so sollen in alter Zeit auf dem nördlich oberhalb Visp gelegenen, 3070 m hohen Wywannihorne und im Aletschgletscher Weinberge bestanden haben, und im hintersten Theile des heute vergletscherten Zmutthales wuchsen Apfelbäume. In einer der höchsten Alphütten daselbst zeigt man noch einen ziemlich dicken Block, der als Tisch dient und aus einem dort gewachsenen Baume gesägt worden sein soll.

Besonders reich ist Wallis an Mineralien; es werden gefördert Gold, Silber, Nickel, Kupfer, Blei, Eisen, Anthracite, Steinkohlen, Marmor, Topfstein, aus welchem sehr gut heizende Stubenöfen verfertigt werden, Kalk und Gypse. Kein Thal der Alpen ist so reich an seltenen, zum Theil nur dort vorkommenden Mineralien als das Binnthal; Hyalophan, Binnit, Skeroklas, Fordanit und Dufrenoysit finden sich nur in ihm.

Auch das Volk, das dieses großartige, aber rauhe Land bewohnt, verdient unsere volle Aufmerksamkeit. Es sind ihrer kaum 100 000 Seelen, welche auf den 94 Quadratmeilen, von denen aber nur ein Zehntel bewohnbar und nutzbar ist, hausen und sich die Natur unterthan gemacht haben. Beweis dessen die jetzt in Angriff genommene Ableitung des Morjelen-Sees (S. 44 ff.), der durch den Aletschgletscher aufgestaut wird und periodisch abfließt, zuletzt 1878 und 1884. In zwei bis drei Tagen entleert sich die kolossale Wassermenge von ca. 10 Millionen Kubikmeter, die sich durch den Aletschgletscher den Weg bahnen muß, und laut den Aussagen der Hirten ein furchterregendes Rauschen, Krachen, Gepolter und Klingeln in den grausigen Spalten und engen Eisgewölben, im Rhonethale aber ausgedehnte Ueberschwemmungen verursacht. Man will nun durch Abtragen einer ganz niederen Wasserscheide dem See einen dauernden Abfluß nach Osten zum Fieschertha le verschaffen. Ein Zeugniß des Fleißes und der Thätigkeit, des nimmer ruhenden Kampfes, den die Bewohner täglich, Jahr aus und ein, mit den Elementen führen müssen, sind ferner die Wasserleitungen, welche, oft auf den gefährlichsten Strecken, ganz Wallis durchziehen (S. 54), ist namentlich die großartige und erfolgreich durchgeführte Rhone-Korrektion.

Dabei hat sich dieses Volk die Lust am Aufführen von Dramen aus der vaterländischen oder von Scenen aus der heiligen Geschichte bewahrt; solche werden z. B. alljährlich abwechselnd in einem der Dörfer des Lötschenthales aufgeführt (S. 288)', und die fähigsten Männer des Landes verfassen diese Volksstücke und üben ihre Werke selbst ein (S. 70).

Wir könnten noch mancherlei Interessantes aus diesen Bändchen mittheilen, namentlich über die allmähliche Erschließung der Hochalpen und die Geschichte der Erforschung und Besteigung der einzelnen Gipfel; aber wir brechen hier ab und verweisen auf die Originale selbst, welche, was den Text anlangt, zu den gelungensten Heften der ganzen Sammlung gehören.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber ein eigenthümliches jüdisches Heiligthum, welches etwa 2½ km südlich von Tiberias bei den dortigen warmen Bädern gelegen ist, berichtet Pfarrer Adolf Frei in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins (IX, Heft 2, S. 91 ff.). Durch das Thor der Umfassungsmauer tritt man in einen ziemlich geräumigen, zum Theil gepflasterten Hof, auf welchem sich zwei schornsteinähnliche Brandaltäre erheben. Einige Stufen ermöglichen es dem Opfernden, seine Spende auf den hohen Tisch zu legen, wo eine rauchgeschwärzte Vertiefung zu ihrer Aufnahme bestimmt ist. Diese Altäre gehören den Sephardim. Das Gebäude selbst bildet einen rechten Winkel mit ungleichen Schenkeln, deren kürzerer den Sephardim eignet. Derselbe enthält ein hohes geräumiges Gemach mit einem gitterumgebenen, hoch aufgemauerten Grabmale, in dessen zahlreiche Nischen Lampen gestellt werden. Jüdische Männer und Frauen beten eifrig innerhalb des abgegrenzten Raumes, hinter welchem ein Zimmer eine Bibliothek von talmudischen Schriften und Gebetbüchern birgt. Der andere Flügel, aus schönem rothem Stein erbaut, gehört speciell den Aschkanasim und enthält im Parterre gar keine Räume; dagegen führt eine Treppe in einen Hof des ersten Stockwerkes, welches ziemlich hohe, vergitterte Bogenfenster besitzt und einen etwas größeren Brandaltar enthält. In einem anstoßenden Zimmer ragt an der südlichen Wand aus einem unteren Raume das aufrechtstehende Grab des hier verehrten Heiligen empor, das beide Sekten zu besitzen behaupten. Derselbe heißt Meïr Ba' al-Hannes, d. h. Meïr, der Herr des Zeichens, oder der Wunderthäter, und gilt bei den Juden als ein Enkel Nero's, welcher sich zu ihrer Religion bekehrte. Während Frei's Anwesenheit beging man seinen angeblichen Todestag den 12. Ijjar, welcher 1884 auf den 8. Mai fiel. Aus großer Entfernung, selbst aus Jerusalem, versammelten sich dazu die Feiernden. Am Abend begann das Fest. Die Sephardim erfüllten den vor dem Gebäude sich ausdehnenden Hof. Ein Tänzer, der zugleich als Vorsänger funktionirte, zog einen dichten Kreis von Zuschauern und Zuhörern um sich. Seine halb gesprochenen, halb gesungenen, von komischen Arm- und Beinbewegungen begleiteten Worte wurden von dem ganzen Chore jeweilen mehrmals wiederholt, und jeder Theilnehmende schwang den rechten Arm auf und nieder, bald langsamer, bald schneller, je nach dem Tempo des Vorsängers. Bisweilen wurden die Schenkel geschlagen, dann wieder klatschte man die Hände und nickte mit dem Kopfe. Auch eine Gruppe jüdischer Beduinen, welche im Ghôr (Jordanthal) herumschweifen sollen, hatte sich zu dem Schauspiele eingefunden und nahm einen regen Antheil daran. Im oberen Hofe, demjenigen der Aschkenasim, ertönten Geigen und Gesänge. Einzeltänzer bewegten sich um den Brandaltar, an welchem die Vorbereitungen zu einer Feuerspende getroffen wurden, indem man alte Kleider und Lumpen in den beckenartigen Kopf des Altars legte und sie mit ganzen Eimern von Olivenöl übergoß. Ein Ausrufer versteigerte nun die Ehre des Anzündens. Endlich, nachdem die Nacht schon lange eingebrochen war, steckte der Käufer das Opfer vermittels ölgetränkter brennender Lumpen an, und alsbald züngelten die Flammen auf dem Altar, einen grellen Schein auf die lärmende bunte Menge werfend.

— Der Redaktion der „Oestl. Rundschau" ist folgendes Kuriosum aus China zugegangen. Die Chinesen lieben

es bekanntlich, durch allerlei phantastisch gemalte Ungeheuer Furcht und Schrecken zu verbreiten; sie meinen oft sogar dadurch die Europäer einschüchtern zu können. So hat jüngst die Beilage zur officiellen Pekinger Zeitung von einem ungewöhnlichen Ungeheuer Da-lao-man berichtet, welches in der Umgegend von Shanghai entdeckt worden ist und die Fremdlinge verschlingt. Der Bericht ist durch den Gouverneur selbst abgestattet worden. Die Beschreibung des Ungeheuers (auch eine Abbildung ist beigefügt) lautet wie folgt: Im vierten Monde dieses Jahres sind in Shanghai Wasserungeheuer, Da-lao-man, entdeckt worden, es sind ihrer im Ganzen 13 Stück. Der Körper ist über 26 m groß; sie wohnen am Ufer des Meeres und beschäftigen sich damit, die Fremden zu verschlingen; wenn ihnen ein Chinese in den Weg kommt, so verachten sie ihn auch nicht. Die zum Christenthume bekehrten Chinesen werden nicht gefressen, sondern nur getödtet. Der Gouverneur der Provinz Tsiän-su stattet darüber Bericht ab gleichzeitig mit einer Abbildung der besagten Ungeheuer. Es hat einen Schweinekopf, aber keine Ohren, hat eine lange Zunge, auf dem Bauche sind zwei menschliche Gesichter wahrnehmbar; es spricht mit menschlicher Sprache, hat Füße, aber keine Zehen, hat Augen auf dem Rücken, auf den Händen und Füßen und ist mit Schuppen wie ein Fisch bedeckt. — („Oestl. Rundschau", 1886, Nr. 3.)

Afrika.

— Eine eigenthümlich lockere Art der Sklaverei traf Dr. B. Schwarz (vergl. dessen „Kamerun", S. 258 ff.) bei den Bakundu, welche nordöstlich vom Kamerun-Gebirge zwischen $4^1/_2{}^0$ und 5^0 nördl. Br. sitzen. Ob dort zu Lande Einer ein Knecht oder ein Freier ist, ist ganz gleichgültig. Man hält im Allgemeinen ziemlich viel Sklaven, aber in der Praxis gestaltet sich dies mehr zu einer Paradesache als zu einem direkten Vortheile. Das kommt daher, daß die Sklaven durchgängig aus dem Gebirge des äußersten Hinterlandes, wenn nicht gar aus den Hochlanden der Benuë-Quellflüsse stammen; es sind große, starkknochige Menschen, die ihre Herren an Kraft weit überragen. Auch behalten sie ihre fremde Sprache im Verkehre unter einander bei, obwohl sie des Bakundu-Idioms ebenfalls mächtig zu sein pflegen. So liegt die Gefahr einer Verschwörung nahe, zumal diese importirten Menschen aus Gegenden stammen, wo die Berührung mit Arabern die Eingeborenen bereits wilder und waffengeübter gemacht hat. Alle diese Sklaven, vielfach auch selbst schon mit der langen mohammedanischen Flinte ausgerüstet, sind treffliche Schützen. All das bewegt die schwächlichen Bakundu, ihre Sklaven, die insgesammt an einer runden Stirn- und Schläfentatuirung kenntlich sind, nicht in ihrer Nähe zu belassen, sondern sie in Plantagen mitten im Urwalde zu verweisen, die nicht selten eine Stunde und darüber von den Wohnplätzen der Freien entfernt sind. Dort schalten diese sonderbaren Hörigen völlig unbeschränkt. Sie nehmen Weiber, besitzen eigene Häuser und leben von ihren Bodenprodukten, ohne von diesen den Herren etwas abzugeben, wenn es ihnen nicht beliebt. Diese große Freiheit ist wohl auch der Grund, daß niemals einer von ihnen an ein Entweichen denkt. Vielmehr schließen sie sich da, wo sie in größerer Zahl vorhanden sind, zu festen, selbständigen Gemeinwesen zusammen, die sogar einen eigenen König haben. Das sind die sogenannten slave-towns, die man namentlich weiter im Inneren in wahrhaft imposanter Entwickelung antrifft, obwohl die eigenthümliche Einrichtung hier und da selbst schon weiter unten am Mungo zu finden ist. Die Souveräne dieser Heloten-Städte, im Grunde ebenso gut Sklaven wie ihre Unterthanen, haben als Gebieter über mehr oder weniger zahlreiche, waffengeübte und wilde Streiter eine Macht, die ihnen bei wichtigen Berathungen selbst einen Sitz neben dem Herrscher der Freien sichert. Gewiß tritt nirgends auf der Erde die Sklaverei in einer so milden, oder richtiger nichtssagenden Form auf, wie hier. Die Herren haben in diesen Hinterländern von Kamerun keinen anderen Gewinn von ihren doch theuer erkauften Untergebenen, als daß sie sagen können: mir gehören so und so viel Sklaven an! Damit ist aber auch der ganze Vortheil abgethan. Wie frei diese letzteren in Wirklichkeit sind, zeigte sich z. B. darin, daß sich in Bakundu ba Nambele einer dieser Leibeigenen von Dr. Schwarz für ganz unbestimmte Zeit anwerben ließ, ohne auch nur seinen Herrn, der noch dazu einer der Könige des Ortes war, von seinem Weggehen in Kenntniß zu setzen, geschweige denn ihn um Erlaubniß zu fragen. Derselbe spielte auch bald unter der Trägerschaar, zu welcher selbst freie Bakundu gehörten, in Folge seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit eine tonangebende Rolle, wie er sich denn zugleich stets vornehm von dem lärmenden Trosse zurückhielt. — In diesen Sklavenmassen steckt nach Dr. Schwarz ein bedeutsames fortschrittliches Wesen; in ihren Händen ruht das kriegerische Können, wie die hoch entwickelte Agrikultur des Inneren. Sie treten ferner, wenngleich vielleicht zumeist nur aus Opposition gegen die ihnen verhaßten Freien, am leichtesten zum Christenthume über. Ohne Zweifel — schließt Dr. Schwarz — ist ihnen in der Entwickelung dieser weiten, verheißungsvollen Gebiete noch eine große Rolle vorbehalten, und vielleicht wäre das gegenwärtig noch so schwere, wenn nicht geradezu unmögliche Werk der Erschließung der innersten Gebiete von Kamerun leicht durchzuführen, wenn man durch Unterhandlung und Geschenke diese Sklaven zu gewinnen verstehen würde.

Australien.

— In einigen Gegenden der australischen Kolonien macht sich eine beträchtliche Abnahme der Waldbäume bemerklich. Es war bereits von Peter Mc. Pherson vermuthet worden und wird neuerdings von K. H. Bennett bestätigt, daß die Opossums die Ursache dieser Zerstörungen sind. Bennett hat schon früher in Gipps Land in der Kolonie Viktoria Beobachtungen darüber angestellt. Dieser Landstrich wimmelte vor 25 Jahren von Opossums. Man kann sich von ihrer Menge einen Begriff machen, wenn man hört, daß eine Gesellschaft von vier Jägern sich zur Beschaffung von einer Viertelmillion Fellen zusammenthat und dieses Unternehmen in verhältnißmäßig kurzer Zeit durchführte. Die Vermehrung der Opossums war die Folge der schnellen Abnahme der Eingeborenen, welche früher dort sehr zahlreich waren und deren Hauptnahrungsmittel die Opossums bildeten. Bennett beobachtete, daß die von den Opossums angegriffenen Bäume fast ohne Ausnahme der „Red Gum" (Eucalyptus rostrata) und der „Yellow Box" (Eucalyptus mellidora) waren. Zu gewissen Zeiten des Jahres scheinen die Blätter eines oder des anderen dieser Bäume dem Opossum schmackhafter zu sein, und sie pflegen dann Nacht für Nacht einen oder mehrere derselben in großen Schaaren (zuweilen über 30 Individuen) zu besuchen, bis fast alle Blätter verschlungen sind. Dann suchen sie frische Bäume auf. Wenn nach einem Monate die abgefressenen Bäume neue Schößlinge getrieben haben, so werden sie von Neuem attakirt und so weiter, zwei oder drei Monate lang, bis die Bäume schließlich ganz erschöpft sind und absterben. Auch mag zu ihrem Untergange der stinkende Urin der Thiere, mit denen die Bäume ganz imprägnirt werden, beitragen. In Neu-Süd-Wales fand Bennett die Bäume auf dieselbe Weise getödtet. In der Nachbarschaft von Melbourne dagegen wird nichts derartiges bemerkt; es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß es dort keine Opossums giebt.

— Der gefürchtete Blasenwurm (Echinococcus), welcher sich in der Leber und anderen Körpertheilen entwickelt und zuweilen den Tod des Befallenen herbeiführt, entsteht bekanntlich aus Eiern des im Hunde lebenden Hülsenband-

wurmes (Taenia echinococcus), welche zufällig in den Mund des Menschen gelangen. In keinem Erdtheile kommen nun, wie Dr. v. Lendenfeld in den „Zool. Jahrbüchern" mittheilt, so viele durch Blasenwürmer verursachte Todesfälle vor, als in Australien. Die Bewohner der Städte und civilisirteren Gegenden werden von diesem Schmarotzer lange nicht so heimgesucht, wie die Bewohner des Urwaldes. Die meisten Fälle kommen in den wasserarmen Gebieten des Inneren und namentlich in jenen vor, wo Dingos (wilde Hunde) leben. Dagegen sind sie in den wasserreichen australischen Alpen, wo Dingos gleichfalls häufig sind, selten. Diese Thatsache ist leicht erklärlich. „In den Alpen giebt es genug Wasser und der Reisende wählt sich Quellwasser zum Trank. Im trockenen Inneren giebt es keine Auswahl, und man muß froh sein, wenn man überhaupt eine Pfütze mit süßem trinkbarem Wasser findet. Diese seltenen Wasserlöcher werden aber von den Hunden ebenso wie von den Menschen aufgesucht. Der durstige Wanderer — das weiß ich aus eigener Erfahrung — stürzt sich ohne Ueberlegung ins Wasser und säuft daffelbe, mag es durch Lehm noch so getrübt oder durch Algen noch so verschleimt sein, und mit dem Wasser mag da wohl auch häufig eine todbringende Bandwurmlarve verschluckt werden. Es wird nicht viele von Europäern bewohnte Landstriche geben, wo so elendes Wasser mit Genuß getrunken wird, wie im Inneren des australischen Kontinents." In den Städten und Ortschaften, wo man meist Regenwasser trinkt, ist die Gefahr einer Erkrankung durch Genuß von inficirtem Wasser großentheils ausgeschlossen. Aus dem Blasenwurme entwickelt sich wieder der Bandwurm, wenn mit ersterem behaftetes Fleisch in den Magen des Hundes gelangt. Da nun ein am Blasenwurme verstorbener Mensch wohl nie den Hunden zum Fraße dient, so muß der Blasenwurm auch in Thieren gedeihen. Obgleich es Dr. v. Leudenfeld nicht gelungen ist, ihn in Schafen (oder Känguruhs) nachzuweisen, so hält er es doch für wahrscheinlich, daß erstere die natürlichen Zwischenwirthe des Hülsenbandwurmes sind, und daß demselben viele der verderblichen Leberkrankheiten der australischen Schafe, welche gewöhnlich auf andere Ursachen zurückgeführt werden, zugeschrieben werden müssen. Außer in Australien wird der Blasenwurm besonders in Island gefährlich, „während zwischen diesen antipodial gestellten Inseln durch Taenia echinococcus verursachte Todesfälle zu den Seltenheiten gehören".

— Die bisher nur langsam sich entwickelnde Kolonie Westaustralien hat im Jahre 1885 gute Fortschritte gemacht und wird es, in Folge des am Elvire River und an dem in ihn mündenden Brookman's Creek (Kimberley-Distrikt) entdeckten Goldfeldes, im laufenden Jahre noch mehr thun. Die Bevölkerung belief sich Ende 1885 auf 35 186 (+ 2 228); die Revenue ergab 323 213 Pfd. St. (+ 32 894 Pfd. St.); der Import bewerthete 650 391 Pfd. St. (+ 129 224 Pfd. St.) und der Export 446 692 Pfd. St. (+ 40 999 Pfd. St. gegen das Vorjahr). An Wolle wurden 4 968 000 Pfd. St. (+ 695 092 Pfd. St.) exportirt, und die Schafe vermehrten sich von 1 547 061 auf 1 702 709 Pfd. St.

Inseln des Stillen Oceans.

— Alfred Marche, dessen Reise auf Luzon und Palawan wir in der vorliegenden „Globus"-Nummer zu schildern beginnen, hat vom französischen Unterrichtsminister den Auftrag erhalten, auf dem Marianen-Archipele geographische, naturhistorische, anthropologische und ethnographische Untersuchungen auszuführen.

— In der Januarsitzung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft machte Moncelon auf das traurige Loos der Mestizenkinder auf Neu-Caledonien aufmerksam. Werden dieselben von ihren Müttern nicht alsbald nach der Geburt umgebracht, so bleiben sie als Stammsklaven im Heimathsdorfe derselben und haben trotz ihrer guten Behandlung die grausamste Behandlung zu erdulden. Moncelon beantragt die Errichtung von Findel- und Waisenhäusern, aus denen allmählich eine Bevölkerung hervorgehen würde, welche auf die Europäer angewiesen und bildungsfähiger sein würde als die reinblütigen Eingeborenen.

— Die erste Nachricht, daß auch der bekannte Regierungsgeologe Dr. Hector seinen Tod bei der schrecklichen Katastrophe auf Neu-Seeland gefunden, hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt; sie ist widerrufen worden, wie aus Wellington vom 27. Juni gemeldet wird. Die beiden Maori-Ansiedelungen, Ariki und Mourea am Taraweraberge, sind vollständig untergegangen. Die erstere ist 20 Fuß hoch mit Schlamm bedeckt, die letztere steht tief unter Wasser. Man hat keine Hoffnung, daß einer der Bewohner noch am Leben ist. Die vulkanische Aktion läßt nach, hat aber keineswegs aufgehört. So viel bis jetzt ermittelt, haben im Ganzen 8 Europäer und 97 Eingeborene ihr Leben verloren. Der frühere Rotomahana-See ist jetzt nichts weiter als eine siedende schlammige Masse. Die beiden berühmten Terrassen, welche das Centrum der Hauptaktion bildeten, sind vollständig vernichtet. Wo zuvor die Pink Terrace oder die Otuka puarangi lag, ist ein mächtiger Geiser entstanden, welcher seine Wasser 400 Fuß hoch emporspritzt. Zur Zeit ist keine weitere Gefahr vorhanden, es sei denn, daß die Gletscher von den Berghöhen herabstürzen.

Nordamerika.

— Die von Defiré Charnay (vergl. oben S. 160) am Popocatepetl gesammelten altmexikanischen Gräberbeigaben sind von Hamy katalogisirt worden und haben ihn zu einigen sehr interessanten Mittheilungen an die Pariser Anthropologische Gesellschaft veranlaßt (Séance du 12. avril 1886). Charnay hat an zwei Stellen gegraben. Die eine findet sich in über 4000 m Meereshöhe auf einem kleinen Plateau von 30 m Länge und 12 m Breite, 150 m oberhalb der Vegetationsgrenze. Hier hat Charnay, obschon die Gräber schon zum Theil umgewühlt waren, noch 370 gut erhaltene Gegenstände gefunden, welche gegenwärtig die Museen von Mexiko und Paris schmücken. Regellos eingewühlt lagen auf diesem, von den Indianern Tenenepaneo genannten Platz eine Menge von Gräbern; die Skelette waren fast ganz zerstört; was gerettet werden konnte, gehörte Kinderleichen an. Jedes Skelett war von verschiedenartigen Artefakten umgeben, meistens gebrannten Thongefäßen verschiedener Art, dreifüßigen Tassen, Krügen, Töpfen, allem möglichen Kinderspielzeug; dabei fanden sich auch einige Gegenstände aus Obsidian und sogar einige fein polirte Sachen aus dem kostbaren grünen Stein, welchen die Mexikaner chalchihuitl nannten. Daneben finden sich Bilder des Götterpaares, welchem die Berge geheiligt waren, Tlaloc und seiner Frau Chalchintlicue. Auch die Füße der Thongefäße werden meist von Köpfen der Thiere gebildet, welche diesen Göttern heilig waren; besonders häufig tritt die Schlange auf. Tlaloc war der älteste der in Mexiko verehrten Götter, der eigentliche Nationalgott der Nahuas, dessen Verehrung weit vor die Einwanderung der Aeolhuas zurückreicht. Man verehrte ihn auf hohen Bergen; der höchste Gipfel der Bergkette von Tezcuco trug noch zur Zeit der Conquista seinen Namen und sein uraltes Bild, einen sitzenden Mann, der nach Nordosten schaute. Er hatte drei massive Goldringe am Arme, die einen Bruch verdecken sollten, den die Statue davongetragen hatte, als der letzte Fürst von Tezcuco, Neeahualpilli, sie bei Seite schaffen ließ, um ein besser gearbeitetes Bild aus schwarzem Stein an ihre Stelle zu setzen. Aber dem Gott mißfiel der Tausch, ein Blitzstrahl zerschmetterte das neue Bild, und man setzte das alte wieder an seine Stelle, wo es stand, bis Zumarraga es zerstören ließ. Tlaloc gebot besonders über den Regen, von ihm hing darum die Fruchtbarkeit ab und man suchte seine Gunst zu gewinnen

durch das Opfern von Kindern. Hamy macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch am höchsten erreichbaren Punkte des Riesenberges ein Heiligthum des Gottes bestand und daß Tenenepanco der Friedhof ist, wo man die armen Opfer zur Ruhe bettete. Die Abwesenheit aller echt aztekischen Götter läßt vermuthen, daß die Gräber aus der Zeit vor der Einwanderung der letzten Eroberer stammen.

Die zweite Fundstelle ist das Thälchen Nahualac, etwa 200 m tiefer am Abhange gelegen. Auch hier finden sich Reste derselben Art wie weiter oben, aber sie sind mit unzweifelhaft aztekischen Statuetten vermischt, unter denen der Sonnengott Tetzcatlipoca die Hauptrolle spielt. Diese Station muß also für jünger gelten als die obere, und dasselbe gilt von einigen anderen Fundstellen, welche noch einer genaueren Durchforschung harren.

— Im „American Naturalist" hält Barcena energisch seine Angaben über den fossilen Menschen vom Peñon bei Mexiko aufrecht; die Reste liegen in einem offenbar von Mineralquellen abgesetzten kieseligen Kalktuff, der außer ihnen nur Seemuscheln (besonders Paludiniden), aber keinerlei Artefakte enthält. In einer zwei englische Meilen entfernten ganz ähnlichen Ablagerung am Fuße der Sierra de Guadalupe hat man dagegen Topfscherben und unmittelbar unter diesen Mammuthsknochen gefunden.

— Im südwestlichen Mexiko, im Staate Chiapas, gegen die Grenze von Guatemala hin, lebt ein Stamm von wilden Eingeborenen (Indios bravos), die Lacandones, in deren Bezirk weder Mexikaner, noch zahme „Indios", aus Furcht, erschlagen zu werden, sich hineinwagen [1]). Indeß wird von letzteren mit den Lacandones in der dem Ethnographen auch bei anderen Naturvölkern bekannten Weise Handel getrieben, daß man die zu ertauschenden Güter am Saume eines Waldes und dergleichen den Tauschwaaren gegenüberlegt u. s. w., ohne einander jemals zu Gesicht zu bekommen. Merkwürdig aber ist hierbei, daß die Waare, gegen welche die Wilden ihren Indigo oder Cochenille eintauschen — fette Hunde sind, die sie leidenschaftlich gern verzehren und die zu dem Zwecke von ihren mexikanischen Nachbaren gezüchtet werden.

Etwas einigermaßen Analoges fand ich vor Jahren in der Argentinischen Republik vor, wo die Regierung den wilden, räuberischen „Indianern" des Südens einen jährlichen Tribut von 4000 Pferden — peguas, Stuten, nennt sie der Gaucho verächtlich, wir würden sagen: „Schindern" — zahlte, gegen welchen diese sich verpflichteten, keine Einfälle in argentinischen Grund und Boden zu unternehmen. Auch diese Pferde dienten den Eingeborenen zur Nahrung, sofern von einer solchen bei Kleppern, für welche die argentinische Regierung damals 3,20 Mark pro Stück bezahlte, überhaupt die Rede sein kann.

[1]) Daß Dr. Charnay mit diesen Lacandones friedlich verkehrt hat, ist unseren Lesern aus Bd. 46, S. 102 bekannt. Auf S. 101 desselben Bandes ist eine Gruppe von Lacandonen nach einer Photographie abgebildet.

Südamerika.

— Das sogenannte Orinocodelta ist bekanntlich durchaus keine Bildung des Flusses, dessen Schlammmassen ja von der Küstenströmung alsbald nach Westen entführt werden. Nach einer Mittheilung von Prof. Ernst in Caracas (in „Nature", 4. Februar) ist es am Ende der Tertiärperiode entstanden und zwar in Folge der Senkung des Festlandrandes, welcher damals, wie die Zoogeographie beweist, noch die Inseln Grenada, Tobago und Trinidad mit einschloß. Der alte Flußlauf hat sich im heutigen Südarme des Orinoco erhalten, aber durch die Senkung des linken Ufers erfolgten verschiedene Durchbrüche nach dieser Richtung hin und bewirkten die Bildung der verschiedenen Inseln. Durch dieselbe Senkung entstanden der Golfo Triste, der Golf von Coriaco und die Strandlagunen der Provinzen Cumana und Maturin, sowie weiterhin der See von Carupana. Aus den damals mit versunkenen organischen Substanzen ist das Bitumen entstanden, das man überall an der Küste findet.

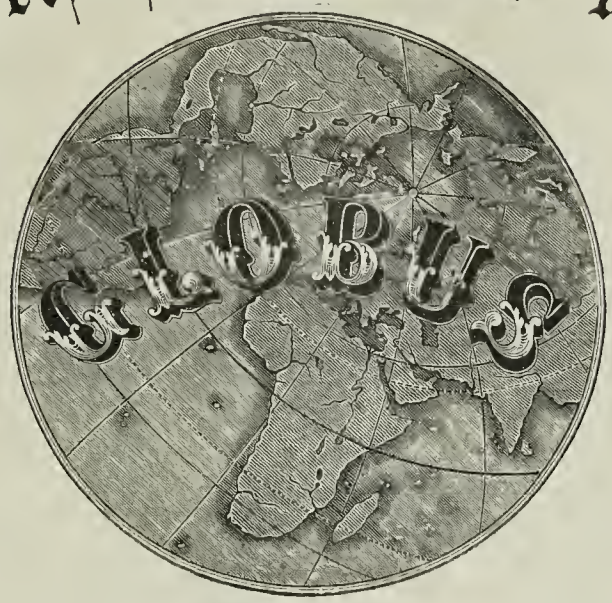
— Die geologische Erforschung Brasiliens hat seit dem Tode des Prof. Hartt nahezu vollständig stillgestanden, da die Regierung in ihren finanziellen Schwierigkeiten dem Nachfolger Hartt's, Prof. Derby, keinerlei Mittel zur Verfügung stellen konnte. Nun ist sie wenigstens für die Provinz Sao Paulo wieder aufgenommen worden, anläßlich der allgemeinen Vermessungen und der Untersuchung bezüglich der Schiffbarkeit des Rio Paranapanema, zu der sich Prof. Derby nur unter der Bedingung verstand, daß dieselbe ganz im Anschluß an den Hartt'schen Plan zur Erforschung des ganzen Reiches ausgeführt werde. Es wird somit eine vollständige Karte im Maßstabe von 1 : 100 000 aufgenommen werden; das Personal besteht mit Ausnahme Prof. Derby's ausschließlich aus Brasilianern, und die nöthige Zeit ist auf 10 Jahre berechnet. Die Vermessungen haben mit dem 25. Mai dieses Jahres begonnen (American Naturalist).

— Ueber die Aussichten, welche Einwanderer in Paraguay haben, äußert sich Dr. K. von den Steinen (s. dessen „Durch Central-Brasilien", S. 227) folgendermaßen: „Es scheint in Paraguay zu sein wie übrigens an manchen Orten anderwärts: bring Geld mit und du kannst ein reicher Mann werden. Alles wächst, was du pflanzest, der Boden ist fruchtbar, dein Gut wird nicht durch schlimmere meteorologische Unbilden gefährdet, die Viehzucht ist eine höchst ergiebige Quelle des Wohlstandes, deine Arbeiter endlich, die zuverlässig und fleißig sind, allerdings richtig behandelt sein wollen, kosten 5 Dollars pro Monat, leben von Mandioca und sind zufrieden, an einer beliebigen Stelle zu schlafen; du kannst dein Haus mit europäischem Comfort ausstatten, deine Zeitungen, deine Bibliothek halten, dir nach Geschmack Liebhabereien erlauben, — kurz, du lebst so gut wie ein etwas isolirter Gutsbesitzer in Deutschland oder England und prosperirst besser. Dagegen komm als unbemittelter Kolonist mit leeren Händen: du findest sofort für stramme Arbeit eine gute Unterkunft, — aber wenn du nicht eine Ausnahme von der Regel bist, bleibt es dabei. Ueberlege deshalb wohl, ob es dich verlockt, nach Paraguay auszuwandern und den vielfachen Schwierigkeiten, die im Anfange zu überwinden sind, die Stirn zu bieten, nur um schließlich wie ein wohlhabender Bauer daheim zu leben: das kannst du haben; dann beschäftige dich aber nicht mit staatsverbessernden Projekten, sondern arbeite für den Konsum im Lande."

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Monolithische Denkmale vom Mittelrheinlande. (Mit zwei Abbildungen.) — Alaska. III. (Schluß.) — Eine Pilgerstadt in Indien. — Kürzere Mittheilungen: Ein Führer durch das Wallis. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 25. August 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

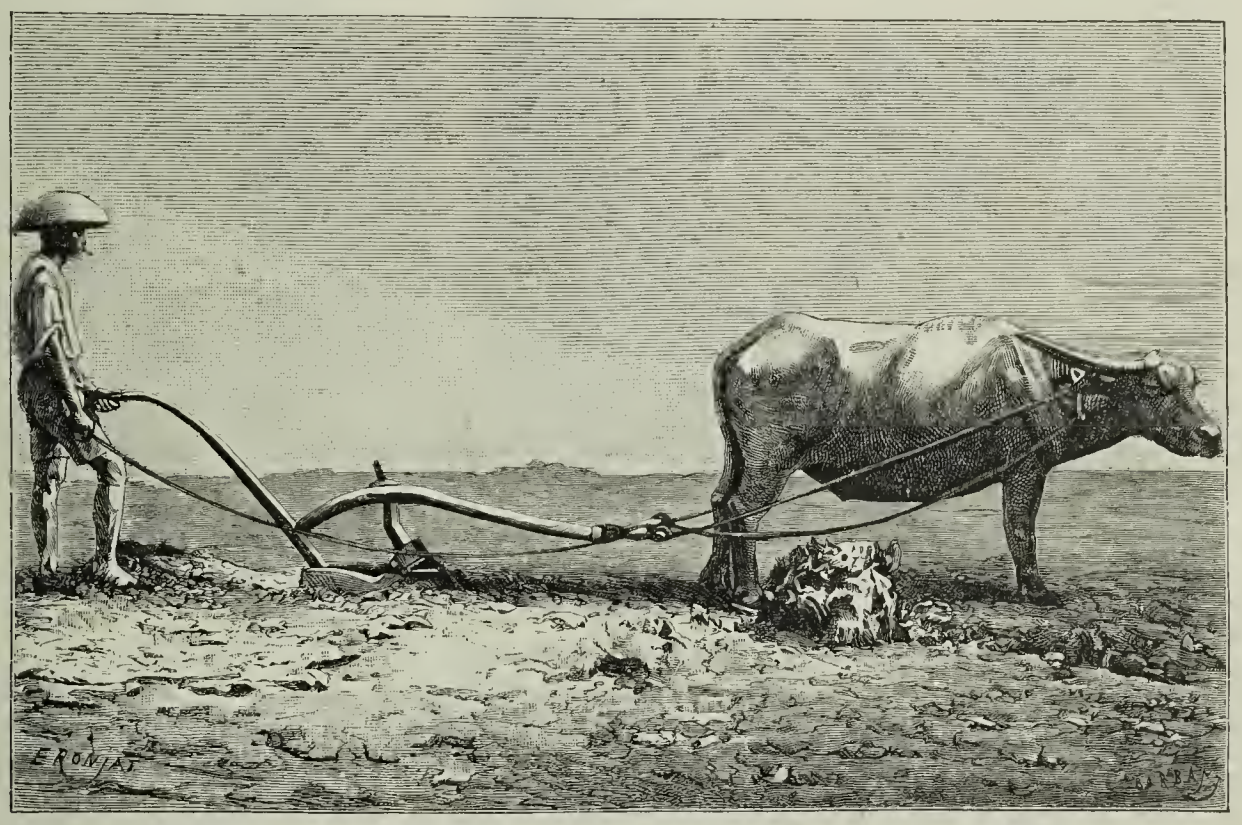
II.

Gegen Ende des Jahres unternahm Marche einen Ausflug ins Innere, nach Jala-Jala, einer Pflanzung, welche von einem Franzosen gegründet und beinahe immer im französischen Besitze geblieben ist und sich zu einer wahren Mustereinrichtung gestaltet hat. Eisenbahn zum Transport des Zuckerrohres, Dampfsäge, Dampfmühle überraschen hier den Besucher. Der reizende Ort lockte zu längerem Aufenthalte, der jedoch durch verschiedene Ausflüge unterbrochen wurde; wir übergehen die meisten derselben, um nur zu bemerken, daß die vorgenommene Besteigung des Santa Maria nicht glückte, weil die Reisenden auf dem letzten Drittel des Weges von einem heftigen Sturme überrascht wurden, der sie zur Rückkehr zwang. Weiter wurde nach der Seite des Stillen Oceans hin eine Reise nach der Insel Polillo angetreten. Die Hängematten, in denen die Mitglieder der Gesellschaft getragen wurden, hingen mittels Rotanstricken an einem Bambu; das Ganze war durch ein Strohdach geschützt; natürlich hat ein derartiges Beförderungsmittel manches Unbequeme, bei jedem Schritte beinahe kommt der Kopf mit dem Bambu in Berührung, und wenn es den Trägern einfällt, ihre Last nieder zu setzen, oder wenn sie straucheln, muß der Reisende sich, um eine bekannte Redensart zu gebrauchen, freuen, daß er nicht von Glas ist. Um sich diesen Genuß zu verschaffen, hatte man je dem Träger täglich 5 Francs zu bezahlen und ihm außerdem die Kost zu geben. Schön ist der Weg durch die Bergwälder, denen das Unterholz fast ganz fehlt; einer der am meisten geschätzten Bäume ist der Molave (Vitex geniculata), der allen Angriffen der Termiten widersteht; sein Holz wird denn auch zu allen Bauten verwendet, welche der Feuchtigkeit ausgesetzt sind. Am dritten Tage wurde das Gestade des Stillen Oceans erreicht und die Sonne wurde als sehr erwünschte Abwechselung mit der Feuchtigkeit, der man in den Wäldern ausgesetzt gewesen, freudig begrüßt; spät am Abend erst wurde das Dorf Binangonan erreicht. Dieser Ort ist die Hauptstadt des Bezirkes Infanta, an dessen Spitze ein Kapitän steht. Mit Ausnahme der Insel Polillo, welche eine Fischerbevölkerung hat, ist diese Gegend ziemlich verlassen. Natürlich hatten die Bewohner nur Augen für die Fremden, unter denen ein ebenholzschwarzer Indier am meisten bewundert wurde; der Ausflug nach Polillo mußte des schlechten Wetters wegen aufgegeben werden, der Rückweg durch die Berge wurde unter strömendem Regen angetreten und am 3. Februar befand sich Marche wieder in Jala-Jala.

Bei einem Ausfluge nach Boso-Boso traf er im Gebirge nördlich vom Bay-See einen Amerikaner, der sich hier niedergelassen hatte und die Eingeborenen mit allerlei vervollkommneten Maschinen für den Ackerbau beglücken wollte; seine Mühe war vergebens; die Indier wollten den schon bei ihren Voreltern gebräuchlichen Pflug nicht aufgeben. Ein anderer Ausflug brachte unseren Reisenden nach den Minen von Angat; der Weg dorthin führt durch ein ungeheures Reisland; das Gebirge, welches sich an dasselbe anschließt, ist großentheils entwaldet; die gefällten Bäume haben die für die Erzschmelzereien nöthigen Kohlen liefern müssen. Diese Gießereien, nach einheimischer Art sehr einfach, beschäftigen sich beinahe nur mit der Verfertigung von Pflugscharen; das Eisen ist von feinem, sehr

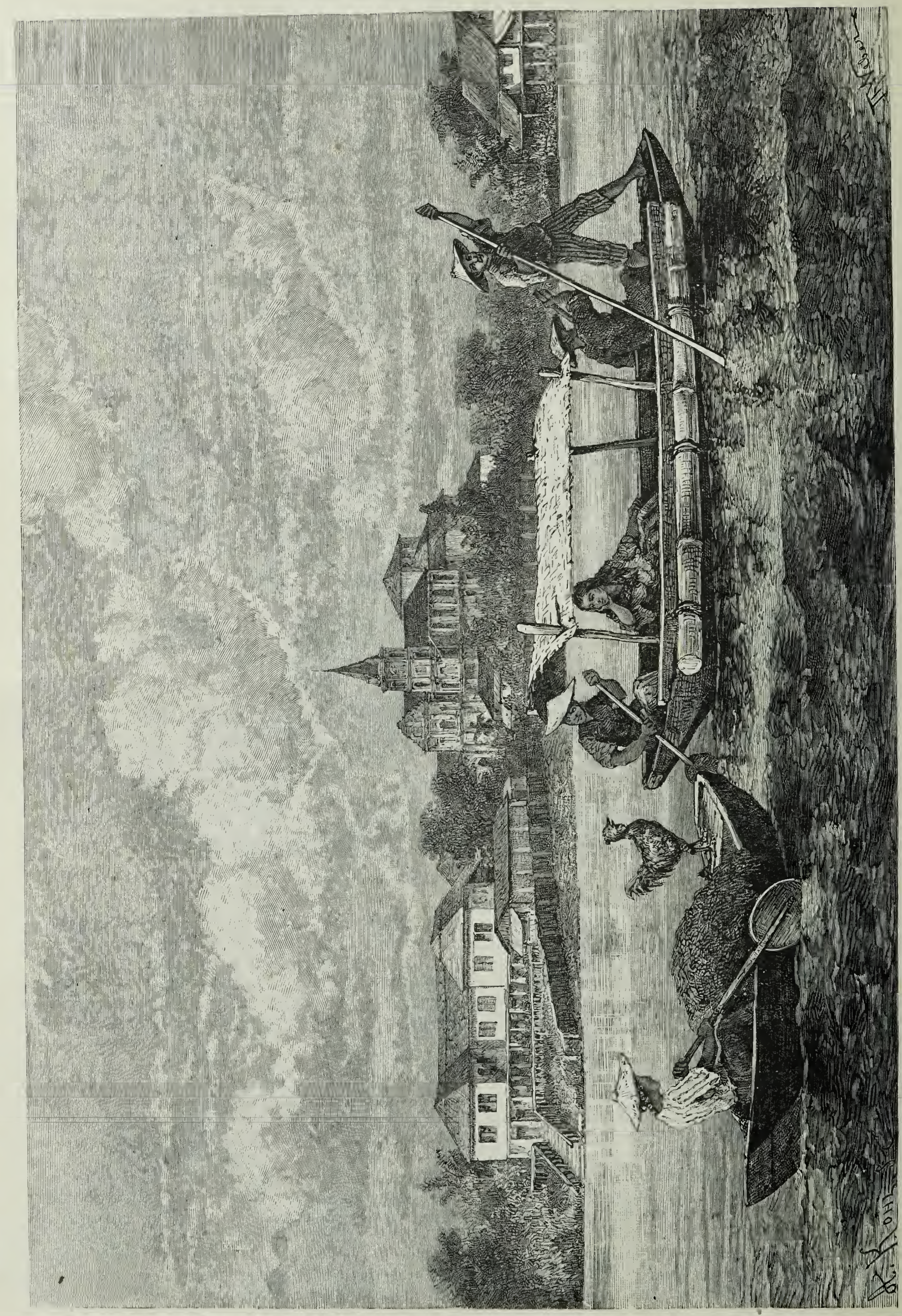
Phototypie von Edm. Gaillard. Berlin.

schönem Korn und man zieht dieselben den aus England und China eingeführten bei Weitem vor. Folgen wir dem Reisenden auf einem der verschiedenen Ausflüge, um den Pasig und seine Ufer näher kennen zu lernen. Auf einem der kleinen Dampfer erreichte man bald Santa Ana, wo ein Landsmann Marche's lebte; bis dorthin sind die Ufer des Flusses mit Villen der reichen Stadtbewohner bedeckt; dann macht der Fluß eine Krümmung und passirt zahlreiche Dörfer, denn das Land ist fruchtbar und stark bevölkert. Zahlreiche bancas und cascas beleben den Strom. Die einen führen Trinkwasser zur Stadt, die anderen entführen derselben Wäscher und Ausflügler, andere wieder bringen Sacaté (Viehfutter); beinahe jede trägt ein kleines Dach zum Schutze gegen die brennende Sonne und beinahe immer steht auf dem Vordertheile ein Hahn, der treue Gefährte des Tagalen, von dem er sich nur ungern trennt. Die cascas sind große, flache Fahrzeuge, welche schwere Waaren transportiren; sie führen ein großes Segel, doch ihre Fahrt ist nur langsam; auf dem Flusse bedienen sie sich gewöhnlich nur der Stangen, um vorwärts zu kommen. Hier und da führt von einem dicht am Flusse erbauten Hause eine Bambutreppe zum Flusse herab, ein Zeichen, welches den vorüberziehenden Fährmann einladen soll, sich hier zu erquicken. Wenn er der Lockung nachgiebt, kauert er sich auf einer der Stufen nieder und kaut, manchmal Stunden lang, seinen Betel oder verspeist seinen gekochten Reis und seinen getrockneten Fisch. Dort, wo der Pasig aus der Laguna de Bay austritt, wird die Fahrt durch eine Sandbank erschwert; der Reisende ist genöthigt, sich hier einer kleinen Barke zu bedienen, um den Dampfer zu erreichen. Immer weiter führte der Weg durch reiche Pflanzungen von Kokospalmen nach Majaijay, dem Ziele der Reise. Der Ort ist um eine mit Ziegeln gedeckte, den Franziskanern gehörige Kirche gebaut, welche einen stattlichen Eindruck macht; südlich vom Orte erhebt sich der über 2200 m hohe Berg gleichen Namens, dessen Besteigung aber ebenfalls nicht glückte. Man setzte daher den Weg nach Lugban, einem kleinen herrlichen Orte am nordöstlichen Abhange des Majaijay mit frischer Luft, fort, um von dort aus den Versuch zu wiederholen. Es lebt dort eine Indierin,



Mit einem Büffel bespannter Pflug der Indios. (Nach einer Zeichnung von Henry Warlomont.)

Signora Vicenta, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, die fremden Besucher zu beköstigen und ihnen womöglich Orchideen zu verkaufen. Die dortigen Tagalen, von denen uns ein Familienbild vorliegt, sind viel arbeitsamer als in allen anderen Theilen der Insel; selten nur sieht man sie hier die Zeit am Fenster zubringen oder ihre Hähne liebkosen, sie sind den ganzen Tag über mit ihrem Handel beschäftigt. Die Frauen flechten Hüte oder Cigarrentaschen, die sehr gesucht sind; ein eingeborener Schmied verfertigte ein Gitter für die Kirche; auch Jagdmesser, die mit Gold oder Kupfer in originellen Mustern eingelegt waren, gingen aus seinen Händen hervor. Wie die Chinesen sind auch hier die Eingeborenen sehr geschickt in der Nachahmung gegebener Modelle; einem Künstler dieser Art kaufte der Reisende ein auf ein altes Stück Weißblech gemaltes Landschaftsbild ab. Die Besteigung des Berges mißglückte in Folge schlechten Wetters auch hier wieder. Einige Zeit später finden wir Marche in Sariaya, unweit des Meeres am Südabhange des Berges gelegen, wieder, wo er sich vorübergehend niedergelassen hatte, um der Jagd obzuliegen. Ein Haus wurde um den Preis von einer Mark pro Tag gemiethet; dasselbe hatte den Vorzug, daß man vom Balkon aus Theatervorstellungen genießen konnte. Das Theater selbst war den Verhältnissen angemessen, von Bambu errichtet, keine Bühne, keine Kulissen, nur zwei Thüren im Hintergrunde; das Stück vertheilt sich manchmal auf zwei, ja drei Abende. Natürlich wird in tagalischer Sprache gespielt; Schauspieler und Schauspielerinnen werden den jungen Leuten des Dorfes entnommen und die erste Frauenrolle eröffnet ihrer glücklichen Inhaberin meist die Aussicht auf baldige Heirath. Der Inhalt eines Stückes, das Marche übersetzt wurde, möge hier in seinen Umrissen eine Stelle finden. Eine junge afrikanische Schöne wird von zwei Prinzen, einem guten und einem bösen, geliebt, jeder derselben hat einen Diener, welcher wieder die Begleiterin der Prinzessin liebt; jeder Scene zwischen Dame und Herr folgt eine andere zwischen Dienerin und Diener (letztere sind komische Rollen). Das Stück wird durch einen von der Musik gespielten Marsch eingeleitet, dann feierlicher Aufzug der Mitwirkenden, die Frauen voraus, die Männer hinter-



Ufer des Pasig. (Nach einer Photographie.)

her. Hierauf treten sie wieder ab und der Regisseur erscheint, welcher in eintönig gesprochenen Versen den Inhalt des Stückes mittheilt. Er trägt einen schwarzen Anzug und entgegen der Mode steckt der untere Theil seines Hemdes in den Beinkleidern, was große Heiterkeit bei den Zuschauern erregt. Goldene Wehrgehänge, mit Federn und Flittern verzierte Kostüme von rothem Scharlach schmücken die Schauspieler. Wenn der Regisseur seinen Vortrag abgeleiert hat, erscheinen die Hauptpersonen, immer im gleichen, abgemessenen Schritte, und hocken dann auf den Fersen einander gegenüber; der gute Prinz sagt seiner Dame etwas Schönes, letztere erhebt sich dann, antwortet ihm und kauert sich wieder hin. Hierauf dieselbe Scene mit dem bösen Prinzen, darauf die Zofe mit den beiden Komikern. Das geht so von Scene zu Scene weiter, endlich greifen die Prinzen zu den Schwertern, die Knappen nach den Haaren, nach einigem Besinnen finden sie es aber besser, den Streit durch ihre Hähne ausfechten zu lassen. Die Prinzessin versöhnt die beiden Prinzen und stirbt.

Wir übergehen, was Marche über seine Jagdabenteuer und seine naturwissenschaftlichen Sammlungen erzählt, um ihn über die Kampfhähne zu hören. Er hatte das zweifelhafte Glück, einst bei einem Indier zu wohnen, welcher sich mit der Erziehung dieser Thiere beschäftigte. Jeder Hahn sitzt in einem besonderen Käfig und wird täglich von seinem Erzieher gewaschen und geliebkost; überhaupt werden die Hähne von ihren Besitzern sehr gut behandelt. Diesen Vorzug bezahlen diese Thiere sehr theuer; immer an einem Fuße angekettet sehen sie mit verhaltener Wuth, wie ihre glücklicheren Brüder den Hennen den Hof machen. Der Tag eines Hahnengefechtes wird zum Feste; überhaupt ist ein solches ohne Kampf der streitbaren Vögel beinahe undenkbar; von dem Eintrittsgelde fließt ein Theil in die Tasche der Regierung, welche dafür die Unparteiischen, die

Tagalische Familie. (Nach einer Photographie.)

in zweifelhaften Fällen die Entscheidung fällen, ernennt. Mit einer scharfen Federmesserklinge bewaffnet und aufs Aeußerste gereizt, werden die Vögel endlich gegen einander losgelassen, bis der Besiegte, vom Zischen der Menge begleitet, die Flucht ergreift.

Marche beschreibt sodann als Augenzeuge das schreckliche Erdbeben vom 18. Juli 1880; er befand sich gerade an Bord des Dampfers, welcher die Verbindung zwischen Manila und Santa Cruz unterhält. Derartige Naturerscheinungen sind auf jener Inselgruppe nichts Seltenes und man weiß von furchtbaren, durch sie verursachten Verwüstungen zu erzählen. 1625, 1795, 1827, 1828, 1863 und 1874 sind als Jahre des Entsetzens in den Annalen der Philippinen verzeichnet. „Die schrecklichen Verwüstungen und Veränderungen, welche durch Erdbeben hervorgebracht werden", schrieb Sir John Bowring schon 1859, „sind nirgend so auffallend, als in den Philippinen. Berge sind dadurch umgeworfen, Thäler ausgefüllt, ausgedehnte Ebenen verwüstet worden; sie haben dem Meere einen Weg in das Innere gebahnt und den See mit dem Meere in Verbindung gebracht."

Von Bord des Dampfers eilte unser Reisender nach Santa Cruz, um womöglich Hilfe zu bringen; in den Straßen wogte eine unruhige Menge ängstlich, rathlos, hin und her; von der Kirche stand nur noch ein Theil der Mauern und die Kuppel über dem Altar, doch war der Einsturz des stehen gebliebenen Theiles jeden Augenblick zu erwarten. Das Pfarrhaus hatte sein Dach verloren, der Geistliche war vor Entsetzen beinahe wahnsinnig; die Casa real wurde halb zerstört, aber der Alcalde und seine Familie waren in Sicherheit. Zwischen der Erschütterung und dem Zusammensturze der Gebäude lag so viel Zeit, daß es einem kaltblütigen Menschen möglich war, das Freie zu erreichen. Der erste Erdstoß hatte eine Dauer von 70 Secunden

gehabt und die Bewegung war oscillirend, drehend und vertikal gewesen, die Oscillationen waren sehr stark und die größte Amplitude wurde vom Observatorium zu 22° 11′ östl. und 11° westl. bestimmt. Dem ersten Stoße folgten den ganzen Tag weitere, jedoch schwächere Erschütterungen in Zwischenräumen von etwa einer Stunde, bis Abends 6 Uhr, dann aufs Neue von 8 Uhr Nachts bis 4 Uhr Morgens, viel schwächer, doch in viel kürzeren Zwischenräumen; aus dem Gefängnisse, welches einzustürzen drohte, mußte man die Gefangenen loslassen. Endlich um 2 Uhr Nachts kam die Nachricht, daß die Hauptstadt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden sei.

Alle großen Gebäude waren zerstört, ebenso viele Eckhäuser halb eingestürzt, einzeln stehende Häuser hatten im Ganzen die Erschütterung besser ertragen. In der eigentlichen Stadt waren beinahe alle Dächer, alle Kirchthürme zerstört, in den stehen gebliebenen Mauern klafften weite Risse. Allerdings war nur ein einziger Europäer durch die Katastrophe verwundet worden, dagegen zählten Chinesen und Indier mehr als 100 Todte und 200 Verwundete. Einige leichte Erschütterungen wurden am 16. beobachtet, am 20. folgten vereinzelt stärkere Stöße, am Nachmittage einer, welcher den vom 18. an Stärke noch übertraf und 45 Sekunden dauerte; was am 18. noch Widerstand geleistet hatte, war dieser zweiten Katastrophe großentheils erlegen. Alle Welt hatte den Kopf verloren und der panische Schrecken wuchs noch, als Abends gegen 11 Uhr ein neues Erdbeben folgte. Am nächsten Tage war die Panik vollständig; wenn Schiffe auf der Rhede gelegen hätten, wären die Europäer ohne Zweifel diesem gefahrdrohenden Boden entflohen; die Chinesen, ebenso oder womöglich noch mehr erschrocken, kauerten in ihren Läden zwischen ihren Vorräthen, die Indier wollten überall sein, um zu sehen, um zu hören; sie riefen alle Heiligen des Paradieses an; als der Schrecken aber vorbei war, verfielen sie in ihre gewöhnliche Apathie — und vermietheten ihre stehen gebliebenen Häuser zu außerordentlichen Preisen.

Am Morgen des 25. ertönte eine Glocke, und während man noch Bewunderung äußerte über den Muth des Priesters, der es gewagt, seinen Thurm zu besteigen, erfolgte

Eckhaus in Manila nach dem Erdbeben. (Nach einer Photographie.)

ein neuer Stoß, das Haus schwankte, wie ein vom Meere gewiegtes Schiff — dieser Vergleich ist sehr treffend, denn bei manchen Erdbeben haben Personen, welche der Seekrankheit unterworfen sind, schon alle Symptome derselben empfunden; der Thurm stand unversehrt. Bis zum 6. August wiederholten sich die Erschütterungen mit kurzen Unterbrechungen und während der ganzen Zeit kampirte man Nachts in den Räumen des Erdgeschosses oder unter dem Thorwege; der Zustand war um so trauriger, als vom 21. Juli bis 18. August ein furchtbares Regenwetter herrschte.

Am 16. August trat Marche zu Schiff eine neue Reise in Begleitung eines Bergwerks-Ingenieurs an, welcher sich nach dem Norden begab, um die Wirkung, welche das Erdbeben dort gehabt, zu untersuchen; in solcher Begleitung war die Reise ein Genuß. Am Abend schon passirte das Schiff die Spitze von Samploc, und am nächsten Mittage das Kap Bolinao; man befand sich nun im Golf von Lingayen, in welchen der Fluß Agno grande, einer der größten der Insel, mündet. In Sual verließ man den Dampfer, ein kleines spanisches Schiff, welches zweimal im Monate die Fahrt längs der Küste macht, um Passagiere und die Post zu befördern, wofür die Regierung eine ziemlich bedeutende Subvention zu zahlen hat. Die Reise nach Lingayen, dem Hauptorte der Provinz, war in Begleitung des Alcalden, welcher sich zum Empfange eingefunden hatte, bald zurückgelegt; die Reisegesellschaft fuhr im Wagen, ein zahlreiches berittenes Gefolge umgab denselben; lustig flatterten die mit dem Stadtwappen und den spanischen Farben verzierten Wimpel von den Lanzen der Reiter. In der ganzen Gegend, soweit sie aus Alluvium besteht und mehrere Meilen vom Gebirge entfernt ist, hatte das Erdbeben keinen Schaden gethan. Bei den Ausflügen, die nach allen Seiten gemacht wurden, benutzte man einen ziemlich primitiven Wagen, der von Ochsen oder Büffeln gezogen wurde. Dieses carreton ist ein niedriger Kasten, welcher auf einer hölzernen Achse befestigt ist, die an ihren Enden zwei hölzerne Scheibenräder trägt; außerdem standen den Reisenden zu persönlichem Gebrauche noch zwei calesas zur Verfügung, welche von Pferden gezogen wurden. Je weiter

man ins Innere vordrang, je mehr Spuren der Verwüstung traf man an; natürlich hatten die massivsten Gebäude am meisten gelitten. Aus Malasique berichtet Marche von einem eigenthümlichen Brauche; der Priester hatte die Reisenden zum Frühstücke eingeladen, und als sie sich zu ihm begaben, bemerkten sie an der Mauer des Pfarrhauses eine hübsche, kleine, längliche Schachtel, die ganz mit weißem, blauem und rosafarbenem Zeuge ausgefüttert war und eine Art schön frisirter, geschminkter und mit Gewändern von verschiedener Farbe bekleidete Puppe zu beherbergen schien; als Marche näher trat, sah er, daß es die Leiche eines kleinen Mädchens war, welche die Eltern dort niedergelegt hatten, damit der Priester ihr den Segen gäbe. Er that es sofort und nun begaben sich die Eltern, Musik voran, auf den Kirchhof.

Das Wetter machte die weitere Reise gegen Ende August unmöglich, man kehrte nach Lingayen zurück, wo man bis zum 2. September durch die nortadas aufgehalten wurde; man nennt hier die nördlichen Stürme so, welche das Land verheeren und das Meer in solchen Aufruhr versetzen, daß die Schiffahrt schwierig und gefährlich wird. Am 3. September wurde die Reise nach Norden fortgesetzt und zahl-

Carretones oder Büffelkarren. (Nach einer Photographie.)

reiche Flüsse etwas oberhalb der Mündung überschritten. Durch die jüngsten Ueberschwemmungen waren die Brücken weggerissen, und so mußten die Flüsse auf Flößen oder, wenn sie gar zu breit waren, auf Fähren überschritten werden, die aus zwei Booten und darüber gelegten Brettern bestanden. Hinter San Fabian überschritt man die Grenze der Provinz Pangasinan und kam in die Provinz Union, an deren Spitze ein höherer Officier der Armee steht. In Santo Thomas ist die Kirche die einzige Merkwürdigkeit, weil der Thurm, entgegen dem was sonst in den Philippinen üblich ist, mitten in der Façade auf den Schlußstein des Thürbogens aufgesetzt ist. In Aringay fand Marche einige Nachkommen eines Franzosen, die den Namen ihres Vaters schon nicht mehr führen, sondern nur seinen Spitznamen, und noch viel weniger ein Wort französisch kennen. Sie sind die reichsten Leute des Dorfes; um Gobernadorcillo werden zu können, haben sie ihre Stellung als Mestizen aufgegeben und sind ganz zu Indiern geworden. Der Aeltere tauscht Gold von den Igorroten ein, diesem merkwürdigen Volksstamme des Inneren, zu dem wir Marche bald begleiten werden; er schickt jährlich etwa für 20 000 Piaster von diesem Metalle nach Manila.

Farini's Reise in der Kalahari-Wüste[1]).

Der Bericht über die vorliegende Reise ist in verschiedenen Kreisen mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen worden, welches wohl mehr durch die Art der Darstellung und die äußeren Verhältnisse des Reisenden, als durch den Inhalt des Buches eigentlich gerechtfertigt ist. Herr Farini war nämlich, ehe er die Reise antrat, was die Amerikaner einen „Showman" nennen, und hatte unter Anderem dem Publikum einige sogenannte Erdmänner aus der Kalahariwüste vorgeführt. Sie wurden von einem mischblütigen Jäger, Namens Kert, begleitet, dessen Erzählungen von fruchtbaren Savannen, von Wäldern voll Wild die Kalahari zu einem Paradiese für den Jäger machten. Dies, sowie Mittheilungen über Diamanten, welche allerdings anfänglich mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen wurden, dann aber durch bei den Erdmännern gefundene Edelsteine eine scheinbare Bestätigung erhielten, lockten Herrn Farini, jene wenig bekannten Gegenden zu besuchen, wo er überdies eine gute Gelegenheit für Viehzucht zu finden und seine in Amerika bestehenden Unternehmungen dieser Art in größerem Maßstabe fortzusetzen hoffte.

Auf seiner Reise begleitete ihn ein Photograph, der unter dem Namen Lulu die Besucher des von Herrn Farini geleiteten Cirkus oft in Erstaunen gesetzt hatte.

Nach seiner Rückkehr ließen die Berichte des Reisenden die von ihm gemachten Entdeckungen wohl in einem etwas zu günstigen Lichte erscheinen; dazu kam noch, daß die von ihm besuchten Gegenden durchaus nicht so unbekanntes Land waren, wie er dies anzunehmen schien — Livingstone, Galton, Parker, Chapman, Dr. Fritsch, Dr. Holub u. A. hatten sie vor ihm besucht — und endlich läßt sich nicht leugnen, daß er allerlei merkwürdige Abenteuer gehabt haben will; der Zufall scheint ihm, seiner Erzählung nach, in einer Weise günstig gewesen zu sein, wie sich dessen gewiß nur wenige Sterbliche rühmen können. Wenn man aber von dem romantischen, abenteuerlichen Beiwerke absieht und auf den Kern der Sache eingeht, wenn man Farini nicht in seiner übertriebenen Auffassung von dem Werthe seiner Beobachtungen folgt, die er als ebenso viele Entdeckungen hinstellen möchte, so wird man das Buch gewiß nicht aus der Hand legen, ohne Dankbarkeit gegen den Verfasser zu fühlen, der uns mit manchen Eigenthümlichkeiten bekannt macht.

Wir wollen nun in Folgendem nur ganz im Allgemeinen auf seine Reisen und gar nicht auf seine Jagdgeschichten eingehen, sondern bloß einzelne charakteristische Züge, besonders über die Bevölkerung der von ihm besuchten Gebiete, hervorheben. Die Kalahari-Wüste, der Schauplatz seiner Reisen, nimmt den mittleren Theil des südlichen Afrika nördlich von dem Orangeflusse ein; sie liegt etwa 1000 m und mehr über dem Meere, zwischen Damara- und Groß-Namaqualand einerseits und Bechuanaland andererseits, und erstreckt sich von Süden nach Norden mehr als 10 Grade weit.

Unter den Bewohnern des Landes sind es in erster Linie die Buren, welche unsere Aufmerksamkeit erregen. Es wird nicht nöthig sein, hier auf die verschiedenen Urtheile hinzuweisen, welche über dieselben gefällt sind; fügen wir gleich hinzu, daß die von Farini ausgesprochene Ansicht wohl das schwärzeste Bild von ihnen giebt, welches uns je zu Gesicht gekommen ist. Er beschreibt sie als einen unwissenden, habgierigen Menschenschlag, dessen Angehörige jedem Fortschritte abgeneigt sind und keinen sehnlicheren Wunsch kennen, als in ihrem Schmutze allein gelassen zu werden. Daß ein Amerikaner das Unabhängigkeitsgefühl des „Afrikaners" in dieser Weise auffaßt, ist wohl nur durch ein gewisses Haschen nach Effekt zu erklären. Sie behandeln den Eingeborenen mit größter Härte, heißt es weiter, und schon darum scheint es unbegreiflich, daß englische Staatsmänner ihnen eine gewisse Sympathie entgegenbringen. Aehnliches ist bekanntlich schon öfter erzählt worden, und vielleicht ist diese Auffassung von einem gewissen Standpunkte aus auch nicht unberechtigt zu nennen. Farini geht aber weiter als die meisten seiner Vorgänger, indem er die Buren sowohl der Unehrlichkeit als abscheulicher Laster beschuldigt, denen sie neben scheinbarer Frömmigkeit fröhnen sollen, so daß wir sie zum Ueberflusse auch als Heuchler kennen lernen. Welch merkwürdiger Gegensatz mit der Meinung eines anderen Reisenden der neuesten Zeit (J. A. Froude in Oceana)! Wir müssen daher einen Augenblick bei Farini's Schilderungen verweilen; nicht unmöglich, daß eine Art von Widerspruchsgeist — Froude spricht mit Vorliebe von „the honest Boer" — unseren Autor angetrieben hat, aus einzelnen Fällen ein allgemeines Urtheil abzuleiten. Die Unehrlichkeit soll durch einen Fall bewiesen werden, wo eine verlorene Börse vermuthlich in dem Hause eines Buren abhanden gekommen sei, der aber bei Nachfrage nichts davon wissen wollte! Und das Andere? Wir wollen Farini selbst darüber hören. „Am nächsten Morgen wurden wir schon vor Tagesanbruch durch die Stimmen der Familienmitglieder unseres Buren und seiner Dienstboten aufgeweckt, welche Psalmen sangen — ein Beweis von häuslichem Glück, wenigstens, wenn nicht von religiösem Drange. Der Psalmen singende alte Heuchler und seine Söhne waren Väter von Kindern, welche von einer eingeborenen Mutter erzeugt waren; doch lebten alle recht glücklich in demselben Zelte zusammen." Und darauf hin Beschuldigungen gegen einen ganzen Stamm! Charakteristisch sind seine Erzählungen allerdings manchmal, wie die folgende beweisen mag.

„Nicht weit von Prieska hielten wir vor dem Hause eines Buren an, dessen Tochter gerade im Begriffe war, sich zu verheirathen. Die Farmer aus dem ganzen Distrikte waren mit ihren Familien erschienen; da sie erkannten, daß ich kein Handelsmann war, hielten sie mich für einen Engländer und wiesen mich daher aus dem Hause. Es war nicht ganz leicht, sie zu überzeugen, daß ich nicht der gehaßten Nation angehöre; als sie aber diesen Umstand einmal begriffen hatten, waren sie, in ihrer Art wenigstens, recht vertraulich. Als sie hörten, daß ich über England nach dem Kap gekommen, fragten sie, ob ich die Königin gesehen habe. Wie sieht sie aus, wie viel Soldaten, wie viel Zimmer hat sie in ihrem Hause? Nachdem ich ihre Fragen ihren Begriffen gemäß beantwortet, erzählte ich, die Königin

---

[1]) Through the Kalahari Desert. A Narrative of a Journey with Gun, Camera & Note Book to Lake N'Gami and back. By G. A. Farini, London. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington 1886.

besitze verschiedene Paläste und hundert Zimmer in jedem. „Wie viel Zimmer, sagtet ihr?“ fragte der Hausherr, indem er seinen würdigen Nachbar verständnißvoll ansah. „Einhundert“, sagte ich. „Wie viel Vieh hat denn die Königin?“ Das war ein scharfes Examen! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und erwiderte: „50 Stück etwa.“ Da leuchtete ein wenig Intelligenz in den Zügen des Mannes auf, als er näher zu mir kam und mit aufgehobener Hand zu mir sagte: „Ihr lügt uns Buren was vor. Wie kann die Königin so viele Gemächer und so wenig Vieh haben? Sie würde ja gar nicht Dünger genug bekommen, um den Flur ihrer Gemächer gut zu unterhalten, geschweige denn neu machen zu lassen.“

Die Buren sind schlimme Herren für die Buschmänner, nicht nur wegen der grausamen Behandlung, die sie ihnen manchmal angedeihen lassen, sondern auch, weil sie durch ihr bloßes Erscheinen im Lande den Eingeborenen den Kampf ums Dasein erschweren. Das Hochwild wird durch die Heerden aus dem Lande vertrieben, das kleine Wild kann der Buschmann nicht jagen, da man ihm seine Bogen und vergifteten Pfeile überall abnimmt. Dadurch ist er zum Stehlen gezwungen, und wenn er sich ein derartiges Vergehen zu schulden kommen läßt, nimmt man ihm seine Freiheit, die er so hoch schätzt. Kann man sich verwundern, daß er sich der Gefangennehmung so verzweifelt widersetzt. Doch die fortschreitende Civilisation hat kein Ohr für den Nothschrei dieser Armen, die sie erdrückt, wenn sie ihr im Wege stehen. Nach dieser Aeußerung seines Mitleides erzählt er, daß er endlich glaubte, Froude's „Ehrlichen Buren“ gefunden zu haben, doch auch der entpuppte sich als ein Scheusal, das aus reinem Muthwillen einen armen Buschmann halb zu Tode geprügelt hatte.

In Hopetown hörte Farini, daß man in den Läden den Buren auf die Finger sehen müsse; wenn sie Sonntags dem Herrn gedient haben und die Kirche verlassen, machen sie in den Läden ihre Einkäufe, suchen aber auch wohl etwas ohne Bezahlung in ihren Besitz zu bringen. „Wenn wir sie dabei erwischen“, sagte ein Ladenbesitzer, „schreiben wir es auf ihre Rechnung, nicht bei der Polizei, sondern auf wirkliche Rechnung und gewöhnlich bezahlen sie, ohne Umstände zu machen.“

Durch den Zusammenfluß so vieler Rassen scheint eine gemischte Bevölkerung zu entstehen, welche die Eingeborenen ganz erdrückt. Manchmal werden durch die Rassenmischungen ganz eigenthümliche Erscheinungen hervorgerufen; so findet man in einer Beschreibung der Begegnung mit Dirk Verlander, dem Bastard-Kapitän, manches Interessante, wovon wir einiges hier folgen lassen.

An einem Sonntage erreichte die Karawane Mier, ein Konglomerat von schlechten Hütten, zu deren Bedeckung jedes Material gebraucht war, was man bei der Hand gehabt hatte, auf einer offenen, steinigen Stelle, deren einziger Vorzug der war, daß man dort keinen Sand antraf. Mitten darin steht ein mit Stroh gedecktes und mit Lehm beworfenes steinernes Haus. Es war das Haus des Häuptlings, der die Reisenden am Thore empfing. Ein großer, wohlgebauter, dunkelbrauner Mulatte, mit großen, schönen Augen, die, wenn er sprach, funkelten, und einem fortwährenden Lächeln auf dem Gesichte, ließ zwei Reihen fester, weißer Zähne sehen, konnte aber einen schlauen Zug nicht verbergen. Er war in Hemdsärmeln, deren ursprüngliche Farbe unkenntlich geworden war, die Beine staken in einem Paar Lederbeinkleidern und ein Paar Feldschuhe bedeckten seine Füße theilweise. Man trat in das Haus ein, wo den Fremden Stühle angeboten wurden. In einer Ecke des viereckigen Raumes stand ein schmales hölzernes Bettgestell, welches mit harten Ochsenfellen bedeckt war; in einer zweiten Ecke befanden sich einige blau angestrichene Kisten, welche die Sitze eines Wagens zu bilden bestimmt waren; in der dritten Ecke lagen einige Ochsenjoche und in der Nähe der Thür hing ein Eimer mit Wasser, an welchem ein Trinkgefäß befestigt war. Mitten auf dem aus Kuhmist bestehenden Flur lag ein Haufen von Antilopenhäuten (Springbock, Antilope euchore), auf welchem Ziegen und kleine Kinder mit einander spielten. Im Dachstuhle hatte verschiedenes Geflügel einen ruhigen Sitz eingenommen. Der Raum war voller Männer, während verschiedene Frauen aus- und eingingen; durch ihre nachlässige Haltung unterschieden sie sich von den eingeborenen Frauen, welche sich gerade hielten. Die Lage fing an unangenehm zu werden, da Kert, der Abgesandte Farini's, welcher seine Ankunft angekündigt hatte, etwas geflunkert zu haben schien: sein Herr wünsche der Rathsversammlung eine Botschaft der Königin von England zu bringen, hatte er angekündigt, und große Erregung entstand, als Farini dies verneinte. Kert aber machte seine Eigenmächtigkeit wieder gut; er erklärte, sein Herr sei ein Freund der Farbigen, er wünsche Land zu kaufen und habe einen Schutzbrief von der Regierung. Farini fing den Wink auf und verhandelte in dieser Richtung weiter. Das Recht Verlander's auf das Land scheint allerdings nur durch die Thatsachen begründet; er hatte sich nach der Auswanderung dem Jan Africander widersetzt und war schließlich als „Kapitän der ausgewanderten Bastarde“ anerkannt worden. Jedes Jahr breitete sich die Kolonie aus, die Leute lebten hauptsächlich von der Jagd in der Kalahari-Wüste, und je größer ihre Zahl wurde, desto mehr mußten sie sich ausdehnen. Sie zogen immer weiter nördlich, was sie dadurch ermöglichten, daß sie Brunnen gruben; Händler folgten ihnen und erzielten manchmal bei dem Federnhandel einen großen Gewinn. Die Preise waren damals 40 bis 70 Pfd. St. pro Pfund, während sie jetzt nur noch 5 bis 10 Pfd. St. betragen.

Diese Leute sind sehr leichtherzig und verbrauchen den Ertrag ihrer Jagd, den sie als Vorschuß in der Gestalt von Waaren empfangen, schon im Voraus. Vom Kapitän angestellte Feldkornetts handhaben die Gesetze; jeder seiner Unterthanen besitzt ein Stück Land, von welchem der Kapitän eine Abgabe empfängt. Geld besitzt man allerdings nicht; junge und ältere Thiere stellen die verschiedenen Werthe vor. Ueber Zeit hat man sehr unbestimmte Begriffe, man deutet sie durch Hinweis auf den Stand der Sonne an; noch schlimmer ist es mit der Entfernung: „gerade dort drüben“ bedeutet etwa eine halbe Stunde, „eine halbe Stunde“ heißt sechs Meilen zu Pferde. Das Urtheil Farini's über diese Bastarde ist ebenso ungünstig, wie das über die Buren. Sie sind arm an Heerden, während sie reich sein könnten, wenn sie nur etwas mehr Energie besäßen. Daß in jener Gegend durch Anstrengung und Thätigkeit viel zu erreichen ist, zeigt folgendes Beispiel:

Ein gewisser Rautenbach, ein weißer Händler, kam dorthin um zu jagen und warb eine Menge Buschmänner zu diesem Zwecke an. Er verdiente viel Geld und gab Verlander etwa 1500 Pfd. St. Kredit, als Bezahlung gab ihm dieser unter Zustimmung seines großen Rathes Ländereien, welche sich von Mier etwa 60 engl. Meilen nach Süden, nach Westen aber bis zur Grenze von Betschuanaland ausdehnten. Dieses Gebiet versorgte nun Rautenbach zuerst durch Brunnen und Reservoirs mit Wasser, und trieb dann mit Erfolg Viehzucht, so daß er jetzt zum Aerger der Bastarde dort eine blühende Unternehmung, eine Oase in der Wüste geschaffen hat.

Nach manchen Verhandlungen wurde die Reise fortgesetzt; drei Tage lang führte der Weg durch Sanddünen und dann

in den Sama-Gürtel, wo die durstigen Thiere losgelassen wurden. Sama wird die wilde Wassermelone genannt, welche für Menschen und Thiere in der Wüste einen unschätzbaren Werth besitzt; sie liefert Nahrung und Getränk, trägt in einem Jahre zweimal, und als Farini sie zum ersten Male sah, lagen die Früchte der ersten Ernte, hart und trocken, mit reifem schwarzem Samen, auf dem Boden, während die der zweiten Ernte in der Bildung begriffen waren. So lange die reife Frucht nicht vom Regen benäßt wird, verdirbt sie nicht.

Die Jagdabenteuer, welche die Wüste den Reisenden verschaffte, können wir ruhig übergehen, obwohl sie manche Mittheilungen, namentlich über die Thierwelt, einschließen, welche wohl der Beachtung werth sind. Aber auf einem der Jagdzüge stieß man auf alte Bauwerke, eine lange Linie von Stein am Fuße eines Berges, dessen Namen keiner der Begleiter kannte; die Mauer erstreckte sich wohl eine engl. Meile weit und war zum Theil im Sande begraben. Im Ganzen beschrieb sie einen ovalen Bogen; auf der inneren Seite derselben befanden sich in Zwischenräumen von etwa 40 Fuß Haufen von Mauerwerk in der Form von Ellipsen, zum Theil aus massivem Felsen gehauen, zum Theil künstlich zusammengefügt. Die angestellten Nachgrabungen hatten den Erfolg, daß man beinahe in der Mitte des Bogens in geringer Tiefe einen aus großen Steinen bestehenden Flur antraf. Die äußeren Steine lagen rechtwinkelig zu den inneren; ein ähnliches Pflaster in der Form eines Malteser Kreuzes, in dessen Mitte eine Säule oder ein Altar gestanden zu haben schien, schnitt den ersten Flur. Inschriften oder Hieroglyphen wurden nicht gefunden. Drei Tage später wurde der Ki-Ki-Berg erreicht. Die Stelle, wo die Ruinen gefunden wurden, soll sich etwa auf $23^1/_2{}^0$ südl. Br. und $21^1/_2{}^0$ östl. L. befinden. Auf dem Rückwege von Mier nach den schönen Fällen des Orange-Flusses traf man zahlreiche Niederlassungen, worunter auch einige von Europäern; die von den Fällen genommenen Photographien belohnten für die Anstrengungen des Weges.

An vielen Stellen werden Schlangen erwähnt und interessant ist die Mittheilung über deren Bisse und die Behandlung derselben, welche sehr an die Entdeckungen Pasteur's erinnert. Die erste Anwendung der Methode sah Farini bei Thieren; drei Ochsen waren gebissen worden, ein Buschmann machte eine leichte Einschneidung neben der verwundeten Stelle und rieb dieselbe mit einem Pulver ein, dessen Hauptbestandtheil die getrockneten Giftsäcke einer anderen Schlange waren. Der Mann war seiner Sache so sicher, daß er, um eine Probe abzulegen, sich von einer ausgewachsenen Schlange in den Fuß beißen ließ, er behandelte sich in gleicher Weise durch Einimpfung, trank aber außerdem, nachdem die Schlange getödtet war, einen Tropfen Gift aus dem Giftsacke, wodurch er in eine lange Betäubung fiel, während welcher die Anschwellung zuerst schnell zunahm, dann aber nachließ. Am nächsten Tage wurde die Einimpfung wiederholt, die Anschwellung verschwand in derselben Nacht und in vier Tagen war er wieder ganz wohl. Aehnliche Mittel sollen unter der Halbblut-Bevölkerung in der Kap-Kolonie allgemein gebräuchlich sein.

Die Entdeckung eines Stammes kleiner Menschen in einer von Forschern wiederholt besuchten Gegend scheint so auffallend, daß wir uns nicht versagen können, hier den Bericht Farini's ziemlich vollständig folgen zu lassen. Das erste Exemplar dieser Rasse traf man, als man einen verwundeten Händler, welcher einen derselben angehörigen Sklaven bei sich führte, Hilfe leistete. Am See N'gami machte dieser kleine Mann auf eine Gruppe kleiner Hütten aufmerksam, welche, wie er sagte, von Leuten seines Stammes bewohnt wurden. Wirklich sah man eine Gruppe derselben, die sich jedoch bald den Blicken entzog und an demselben Tage nicht mehr zum Vorschein kam.

Am folgenden Tage jedoch näherte sich eine Gruppe von sieben oder acht dieser braunen Geschöpfe dem Wagen sehr vorsichtig, sie waren alle vollkommen nackt. Ihrer Größe nach hätte man sie in einiger Entfernung leicht für Kinder halten können, aber in größerer Nähe bewiesen die Runzeln ihrer — den Zügen nach den Buschmännern sehr ähnlichen — Gesichter, daß man erwachsene Männer und Frauen vor sich hatte. Alle waren auf Wangen, Armen und Schultern tatuirt; es waren kurze, gerade blaue Striche ohne weitere Verzierung und alle bis zu dem kleinen Säuglinge herunter hatten ein besonderes Stammeszeichen; das erste Glied des kleinen Fingers beider Hände fehlte. Zuerst waren sie sehr scheu, doch dies änderte sich bald und in wenigen Tagen war man mit dem Häuptlinge und seiner Familie auf dem besten Fuße, indem sie sich messen ließen und freimüthig Fragen stellten, sowie auch in derselben Weise antworteten. Der Stamm trägt den Namen M'Kabba. Sie leben in Monogamie und sind der einzige Stamm, bei welchem die Beschneidung nicht gebräuchlich ist. Der Häuptling war ein kleiner Mann, 4 Fuß 1 Zoll (engl.) hoch, seine Frau einen halben Zoll größer, die beiden Töchter genau von der Größe des Vaters. Eine derselben hatte zwei Kinder, die andere deren eins; die kleinen Geschöpfe mit ihren niedlichen olivenfarbigen Gesichtern und funkelnden schwarzen Augen sahen sehr lieb aus, leider wird der Eindruck etwas zerstört durch den watschelnden Gang und den hervortretenden Bauch. Der kleine Häuptling war seiner eigenen Schätzung nach ein sehr bedeutender Mann und wollte seinen Untergebenen, wie es schien, nicht erlauben, sich den Weißen zu nähern, wenigstens waren die Leute nicht so vertraulich, wenn er dabei war, und nach mehreren Tagen noch liefen sie, wenn die Weißen ihnen unerwartet in den Weg traten, weg und versteckten sich, namentlich die jüngeren Mitglieder des Stammes, hinter einer Hütte, mit dem Gesichte im Sande. Eines Tages sah Farini ein kleines Mädchen, welches, hinter einem Strauche versteckt, ihn betrachtete. Als er auch schnell hinter denselben trat, warf es sich auf die Erde und fing laut an zu schreien. Diese Leute scheinen weniger Bedürfnisse zu haben als alle anderen, die er je getroffen hat. Wenn die Wassermelonen gut gerathen sind, leben sie ganz von denselben und werden fett dabei durch den Genuß des an Oel reichen Samens, aus welchem sie Kuchen backen. Fehlen diese Früchte, so müssen die wilden Melonen (Sama) deren Stelle ersetzen, und fehlen auch diese, so begnügen sie sich mit verschiedenen Arten von Wurzeln, welche die Frauen suchen, und kleinem Wilde, welches die Männer erbeuten. Unter den Wurzeln spielt eine Trüffelart eine große Rolle; im Sande geröstet oder in Oel gebacken ist sie ausgezeichnet.

Auf der Jagd gebrauchen diese Pygmäen den Bogen und vergiftete Pfeile. Das Gift wird aus den Knollen einer fächerförmigen Pflanze bereitet, deren bräunlichweißer Saft etwa die Konsistenz von Milch hat; derselbe wird ganz eingekocht und das Gift der gelben Kopra zugefügt. Doch wird auch der Saft ohne dasselbe verwendet. In beiden Fällen wird das Gift mit etwas Lehm vermischt und der Pfeil gerade hinter dem Widerhaken bestrichen; wenn ein solcher Pfeil weit genug in die Haut einer Antilope eindringt, um das Fleisch zu berühren, muß das Thier innerhalb einer Stunde sterben.

Ein erbeutetes Thier wird ganz verspeist, nicht einmal Haut und Knochen werden übrig gelassen. Farini erzählt: „Wir gaben ihnen eines Tages eine Kudu (Antilope strepsiceros), um zu sehen, was sie mit dem Thiere anfangen würden. Sie hatten dieselbe bald abgezogen und die Eingeweide waren das erste, was sie aßen, dann kam das Fleisch, welches zum Theil roh, zum Theil gewärmt verzehrt wurde; dann kam die Reihe an die Haut, welche sie zuvor rösteten, und endlich wurden die Knochen mit Steinen zermalmt und dann auch verschlungen. Sie hörten nicht eher auf, als bis nichts mehr übrig war. Trotz ihrer kleinen Figur zeigten sie sich hinsichtlich ihrer Vertilgungsfähigkeit vollkommen den Buschmännern ebenbürtig; nach dem Mahle trat allerdings bei Allen der Unterleib so hervor, als ob er bersten wolle.

Als die ganze Gesellschaft photographirt werden sollte, erschienen sie im Festgewande, d. h. sie hatten neue Taschentücher um den Kopf gewickelt. Nach der Aufnahme wurden sie mit Kaffee und Weizen bewirthet, sie wollten jedoch aus Furcht vor Vergiftung nichts nehmen, bis die Gastgeber mit gutem Beispiel vorangegangen waren.

An demselben Tage besuchte man sie in ihrem armseligen Lager; die meisten schliefen schon ganz zusammengekauert unter einem Busche oder einem einfachen aus Gras gebildeten Dache. Gegen die wilden Thiere suchen sie sich durch Feuer zu schützen, die ihnen selbst aber häufig gefährlich werden, wie zahlreiche Brandwunden beweisen. Als man mit ihnen auf vollkommen vertrauten Fuß gekommen war, wurden Unterhandlungen angeknüpft, um sie zur Reise nach Europa zu bewegen. Hier spielten denn auch Schilderungen der Wunder, welche sie dort sehen sollten, eine große Rolle. Das Merkwürdigste für die Wüstenkinder war die Mittheilung, daß in England eine Frau herrsche; sie zeigten sich sehr erstaunt darüber, daß man im ganzen Lande keinen Mann finden könne, der für die Regierungsgeschäfte tauglich sei. Nachdem der Verlauf der Unterhandlungen anfänglich ein sehr günstiger war, zerschlugen sie sich zuletzt und Farini hatte nicht das Vergnügen, einige dieser Leute nach Europa zu bringen.

A. H. Keane, der den Reisebericht von Farini in der „Academy“ ziemlich scharf behandelt, ist sehr verwundert darüber, daß dieses Zwergvolk, der Beschreibung nach kleiner als jeder andere schon bekannte Stamm, der Aufmerksamkeit eines Livingstone und Anderer entgangen sein solle und sagt schließlich: „Herrn Farini wäre also die Ehre vorbehalten, die kleinste Rasse entdeckt zu haben; doch ist es bekannt, daß von Laien ausgeführte anthropometrische Untersuchungen manchmal der Verbesserung bedürfen und es möchte vielleicht angewiesen sein, bis zum Eintreffen näherer Mittheilungen unser Urtheil aufzuschieben.“

Das Ergebniß seiner Reise, wie es Farini in den Proc. R. Geogr. S. zusammengestellt hat, ist etwa folgendes: Das Klima in der Kalahariwüste ist für den Europäer vollkommen gesund, da die Tage nicht übermäßig heiß (80° F.), die Nächte kühl sind. Im Winter sinkt die Temperatur auf 60° F. bei Tage und in den Nächten bis zu dem Gefrierpunkte. Der Name Wüste ist nicht gerechtfertigt; die Folgen der zeitweise herrschenden Trockenheit wären durch Bewässerungsanlagen leicht unschädlich zu machen, mit einem Worte, für tüchtige Leute würde die Kalahari ein günstiges Feld für Ansiedlung bieten. Allerdings bildet der schwierige Zugang dorthin jetzt noch ein bedeutendes Hinderniß; jedenfalls müßten längs des Weges Brunnen gegraben werden. Die Buren möchten sich gern in Besitz des Landes setzen, und dies müßte möglichst verhütet werden.

Auch in der Sitzung der R. Geogr. S., wo die Abhandlung vorgelesen wurde, hörte man den Einwurf, daß Farini die Sache in zu rosigem Lichte betrachtete. — Sehr werthvoll ist der Anhang, welcher Mittheilungen über die Flora, die Fauna und die Geologie der Kalahariwüste enthält.

Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben[1]).

Der Verfasser dieser interessanten und bei dem gegenwärtigen Stande der Theorie des Föhns zeitgemäßen Abhandlung bringt uns in derselben im Zusammenhange Alles, was sich bezüglich der Einwirkung des Föhns auf Natur- und Menschenleben in den besten Werken bedeutender Alpenforscher zerstreut findet, und verfehlt nicht, eigene Bemerkungen bezüglich jener Einwirkung einzuflechten. Die Anordnung des Stoffes ist in der Weise geschehen, daß im ersten Hauptabschnitte der Einfluß des Föhns auf die unorganische Natur mit den Unterabtheilungen: Klima, Schneedecke, sowie Umgestaltung des Bodenreliefs, und im zweiten Hauptabschnitte der Einfluß des Föhns auf die organische Natur behandelt wird, wobei sich selbstverständlich die Unterabtheilungen: Pflanzenwelt, Thierwelt und Mensch ergeben.

Treten wir in eine kurze Besprechung der einzelnen Abschnitte ein.

Hinsichtlich des Klimas ist zunächst die Eigenthümlichkeit des Föhns besonders hervorzuheben, daß unter seiner Herrschaft die Wärme schnell zunimmt und, da sein Erscheinen vorzüglich in die kühle Jahreshälfte fällt, sich zu Wärmegraden steigert, die z. B. am 8. Januar 1877 zu Altstätten das Tagesmittel um + 17,2° C. vom normalen abweichen ließen. Da der Föhn regelmäßig in der kühlen Jahreshälfte in den nach N offenen Thälern der Reuß, des Rheins ꝛc. auftritt und zwar in solcher Häufigkeit, daß Bludenz z. B. das Jahr über einen Monat Föhn hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn sich dieser wärmeerhöhende Einfluß des Föhns selbst im Jahresmittel, noch mehr im Wintermittel der Temperatur kund giebt. So kommt es denn, daß die Hauptföhnorte sämmtlich mildere Wintertemperaturen haben, als die nächsten Nachbarorte ohne Föhn und selbst solche Orte, welche südlichere Lage besitzen. Hierauf gründet sich zum Theil auch das Vorhandensein von klimatischen Winterkurorten, wie Seelisberg, Schönegg, Gersau ꝛc. im Reußthale resp. am Vierwaldstätter See. Wenn aber der Verfasser auch die Erscheinung der Temperaturzunahme mit der Höhe im Winter dem Föhn zuschreibt, so glaubt Referent doch dieser Behauptung widersprechen zu müssen. Diese Erscheinung vollzieht sich stets unter dem Einflusse einer Anticyklone, also bei ruhiger Luft, und ist zur Genüge von Hann in seiner Klimatologie S. 155 bis 169 erläutert worden.

[1]) Dr. Gustav Berndt, Der Alpenföhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben. Ergänzungsheft 83 der „Petermann'schen Mittheilungen“. Mit einer Karte. Gotha 1886.

Im engsten Kausalzusammenhange mit der hohen Wärme des Föhns steht dessen niedrige relative Feuchtigkeit, so daß der Föhn stets als trockener, ausdörrender Wind erscheint. Zu Bludenz beträgt z. B. die relative Feuchtigkeit im Mittel von 191 innerhalb 10 Jahren beobachteten Südostföhnen 27 Proc., d. i. eine Abweichung von — 48 Proc. von der normalen. Mit dieser Eigenschaft der Föhnluft, viel Wasser in Dampfform aufzunehmen, hängt auch die geringe Bewölkung zusammen, während die auf den Föhn folgenden Niederschläge, oft von großer Heftigkeit, nach der Ansicht des Referenten nichts mit dem Föhn selbst zu thun haben, sondern veranlaßt werden durch das Umdrehen der allgemeinen Luftströmung aus einer Richtung mit südlicher Komponente in eine solche mit nördlicher. Dieses letztere Umdrehen des Windes wird aber hervorgerufen durch das Fortrücken des vom Atlantischen Ocean heranziehenden Sturmcentrums in östlicher oder nordöstlicher Richtung. Diesem Druckminimum verdankte aber der zuvor herrschende Föhn selbst erst sein Entstehen, wie auch der Verfasser S. 8 richtig entwickelt. Ebenso kann sich Referent nicht mit der S. 9 gegebenen Behauptung einverstanden erklären, daß der Föhn eine deprimirende Wirkung auf den Luftdruck ausübe. Im Gegentheil, der Föhn ist erst eine Folge einer in dem Thale vorhandenen Luftdruckverringerung, entstanden durch das schnelle Abströmen der untersten Luftschichten nach dem Hauptminimum. Wichtig ist dagegen die Bemerkung, daß die Hauptföhnthäler frei vom Sumpffieber und Kretinismus sind und daß diese Erscheinung allein dem Föhn zu verdanken ist, der für gute Ventilation der Thäler sorgt und Stagnation von Luft und Wasser, letzteres durch sein Verdunstungsvermögen verhindert.

Weiter schreibt der Verfasser dem Föhn einen hohen Einfluß zu hinsichtlich der Zufuhr und Vertheilung der Schneemassen, des Vorrückens und Zurückweichens der Gletscher, vor Allem aber bezüglich der Beseitigung der winterlichen Schneelasten zu Beginn des Frühlings. Was die nach dem Föhn oft starken Schneefälle anlangt, so ist hierüber schon das Nöthige bezüglich ihrer Ursache oben gesagt. Die starken Niederschläge und oft eintretenden Ueberschwemmungen auf der Südseite der Alpen sind in der That als stetige Begleiterscheinungen von Föhn in den nördlichen Alpenthälern anzusehen, wenn auch der alsdann auf der südlichen Alpenseite herrschende schwache Wind nicht den Namen „Föhn“ verdient (S. 19), da mit diesem immer die Prädikate warm und trocken verbunden sind.

Die Bedeutung des Föhns für die Verwitterung der Gesteine liegt darin, daß er starke Temperaturschwankungen um den Gefrierpunkt veranlaßt und demzufolge der Sprengarbeit des in die Felsenritzen eingedrungenen und später gefrierenden Wassers Vorschub leistet. Erodirend wirkt der Föhn nur indirekt auf die Gesteine der Alpen, indem er starke Niederschläge zur Folge hat, die, wenn in fester Form gefallen, beim nächsten Föhn in kurzer Zeit geschmolzen werden und die mechanische Kraft der Bäche und Flüsse bedeutend steigern. In gleicher Weise übt er einen denudirenden Einfluß aus, indem die durch den Thauproceß oder die mechanische Erschütterung seitens des Föhns losgelösten Lawinen Gesteinsschutt mitreißen; daneben transportirt der Föhn selbst durch seine Orkangewalt Gesteinstrümmer zu Thal.

Wir kommen nun zur Besprechung des Einflusses, den der Föhn auf die organische Natur ausübt. Diese Einwirkung äußert sich auf die Pflanzenwelt in dynamischer, in physikalischer und in pflanzengeographischer Hinsicht.

Der Verfasser unterscheidet bei den alpinen Gewächsen solche, deren Samen mit Flugapparaten versehen sind, und solche, denen dieselben fehlen. Die ersteren werden offenbar leichter und weiter durch den Föhnsturm entführt werden als die letzteren, setzen sich an dem nackten Felsboden fest, treiben bei ihren geringen Ansprüchen, die sie an den Boden stellen, Wurzeln und verwandeln die oberste Gesteinsschicht in Humus, der geeignet ist, den langsam folgenden Gewächsen der zweiten Art einen Standort zu bieten. Dies vollzieht sich aber nicht immer in so ruhiger Weise, wie eben geschildert, da oft der Föhn bei seiner Orkangewalt die eben gebildete Humusschicht sammt ihrer Pflanzendecke fortweht und den Felsboden bloßlegt. Hierauf führt auch der Verfasser die zunehmende Verwilderung des Hochgebirges und den Rückgang der Alpwirthschaft zurück. Weitere Nachtheile bringt der Föhn den Gewächsen dadurch, daß dieselben, wegen der dünnen Humusdecke ohne festen Halt, früher oder später dem Sturme zum Opfer fallen, daß die allseitige und gleichmäßige Beastung der Bäume gehindert wird und eine Abweichung der Achse von der vertikalen sich herausbildet, die das Sturzvermögen erhöht. Vor Allem wirkt aber der Föhn zerstörend da, wo die Bäume als Wald auftreten. Als Beispiel führt hier der Verfasser den Sturm an, welcher am 20. Februar 1879 die Nordschweiz durchraste und in den schweizerischen Forsten einen Schaden von gegen drei Millionen Francs anrichtete.

Die physikalischen Wirkungen des Föhns auf die Pflanzenwelt äußern sich zunächst darin, daß in den Föhnthälern das Wiedererwachen der Flora bedeutend früher eintritt, als in den Nachbargebieten ohne Föhn, so daß z. B. in Zürich der Frühling einige Tage später eintritt, als in den zwischen Züricher und Walen-See gelegenen Niederungen der March und des Gaster, sowie den noch höher gelegenen Gebieten des Glarner Linththales, obwohl hier weit mehr Schnee im Winter fällt, als an den Ufern des Züricher Sees. Der Verfasser führt dann nähere phytophänologische Beobachtungsresultate an für das Glarner Linththal, das Urner Reußthal und die Umgebungen des Vierwaldstätter Sees, die alle zeigen, daß der Föhn hier ein früheres Erwachen des Pflanzenlebens bewirkt und zwar in dem Maße, daß die ersten Frühlingsblumen bei Gersau, Vitznau und Stanz bereits Mitte Februar blühend zu finden sind. Dadurch, daß der Föhn auch die Schneeschmelze von oben nach unten betreibt, befähigt er den Frühling, in Regionen vorzudringen, die er ohne solche kräftige Unterstützung nicht erreichen würde. Nicht das Licht, wie Christ in seinem „Pflanzenleben der Schweiz“ sagt, sondern die Wärme des Föhns ist es nach dem Verfasser, welche das schnelle Hervorbrechen der Knospen bewirkt. Gefährlich wird aber dieses frühzeitige Wecken des Safttriebes, wenn Kälterückfälle, besonders im Mai, dem Föhn folgen, so daß hierdurch gewisse, dafür empfindliche Gewächse gänzlich die Föhnthäler zu meiden gezwungen sind. Weiter wirkt der Föhn nachtheilig zur Zeit der Blüthe, namentlich der Obstbäume, da in Folge der Trockenheit der Luft die Griffel ausdorren und nicht aufnahmefähig für die Pollenkörner werden. Obst muß aber dem Bauer der Schweiz das Korn zum Theil ersetzen, woraus sich das Verderbliche eines solchen Obstausfalles leicht ergiebt. Dagegen ist der Föhn dem Aelpler willkommen zur Reifezeit der Baumfrüchte, da durch ihn deren Qualität besser wird, sowohl was Zuckergehalt als auch Aroma betrifft. Wegen seiner austrocknenden Wirkung ist der Föhn den Wiesen nur nützlich im Frühjahr, wenn sie noch stark durchfeuchtet sind; im Sommer dagegen entsteht leicht in Verbindung mit der starken Insolation ein Verdorren der Gräser. Weiter befördert der Föhn erheblich den Dörrproceß bei der Heuernte, läßt das Gemüse an Größe verlieren, dafür aber an Geschmack gewinnen und

veranlaßt, daß sowohl der Gärtner während seiner Herrschaft Oculiren und Pfropfen unterläßt, als auch, daß der Forstmann auf der Leeseite der Waldungen das Holz anschlägt, wodurch einmal Schutz gegen Windbruch gewährt, dann aber auch das Ausstreuen des Samens durch den Föhn auf die abgeholzten Flächen befördert wird. Unter der Wirkung des Föhns allein gelangt der Mais in der Schweiz zur vollen Reife und erhält der Wein eine Süßigkeit und ein Aroma wie kaum anderwärts, obwohl auch die Trockenheit des Föhns zur Blüthezeit und später als Rauschbrand die Hoffnungen des Weinbauers vernichten kann. Selbst dem gekelterten Weine wird der Föhn noch verderblich, indem die plötzliche Wärmezunahme die Gährung des Mostes zu sehr beschleunigt und dem Sauerwerden desselben günstig ist.

Nach Kerner's Untersuchungen sind gewisse morphologische Veränderungen im Habitus der Pflanzen, wie die lederartige Oberhaut der Saxifrageen, die dicke Behaarung der Leontopodien ꝛc. als Schutzmittel gegen Verdorrung nur dem Föhn zuzuschreiben.

Welchen Einfluß der Föhn endlich auf die geographische Verbreitung der Pflanzen ausübt, sieht man am besten daraus, daß im östlichen Theile des Berner Oberlandes, in den Thälern von Hasli und Gadmen, sich Pflanzen angesiedelt haben, die diesem Thalgebiete den Charakter einer Kolonie transalpiner Arten verleihen. Das Gleiche findet man in der schmalen Zone des Brienzer und Thuner Sees, wo neben Wein die edle Kastanie und der Kirschlorbeer gedeihen und der Feigenbaum ohne Schaden im Freien überwintert. Nirgends am ganzen Nordhange der Alpen gedeiht der Nußbaum (Juglans regia) besser als am Thuner und Brienzer See; daneben finden sich eine Menge wildwachsender Gewächse südlicher Herkunft. Aehnliches gilt von den Gestaden des Vierwaldstätter Sees und denen des Walen-Sees, sowie vom Rheinthale, in welchem zwischen Chur und Sargans der beste Wein der Schweiz — vom Wallis abgesehen — wächst, sowie prächtiger Mais und die edle Kastanie gedeihen.

Sehr günstig für die Verbreitung der Pflanzen und für die Zusammensetzung der Vegetationsdecke ist endlich noch der Föhn, wie schon erwähnt, durch seine dynamische Wirkung, wobei die Pässe bequeme Durchlässe für den Samentransport darbieten, dagegen auch Schwierigkeiten dem Ueberschreiten dieser Schwelle durch schwer flugfähige Samen bereiten. Daher haben auch rings von steilen Wänden umschlossene Thalkessel die relativ ärmste Flora. Aehnliche Erscheinungen, wie in den Föhnkanälen der Schweiz, finden sich auch in den weniger vom Föhn durchzogenen nordwärts geöffneten Thälern Tyrols, wie im Oetzthal, dem Sillthal ꝛc., sowie in den Föhnthälern des südlichen Alpenhanges. Zuletzt bespricht noch der Verfasser die Ansicht Wahlenberg's und Tschudi's, daß nämlich die Buche die Föhnkanäle meide. Nach dem Verfasser gedeiht jedoch dieser Baum nirgends besser, als in den föhndurchrasten Thälern des Berner Oberlandes und anderen Föhnthälern, so daß die Gründe für das Fehlen der Buche in gewissen Thälern andere sein werden als die Wirkungen des Föhns.

Wie die meisten Thiere das Eintreten von Gewittern, Erdbeben ꝛc. durch ein gewisses Verhalten in ihrer Lebensweise im Voraus ahnen lassen, so gilt dies auch vom Föhn. Die Bienen, Wespen, Hornissen, Stechfliegen ꝛc. verrathen vor dem Föhn eine auffallende Unruhe und Reizbarkeit, die Fische schnellen häufiger über die Wasserfläche, die Kreuzotter kriecht als Freundin der Trockenheit und Wärme aus ihrem Schlupfwinkel und die Gemse verläßt die südlichen Gehänge, weidet bergab und sucht geschütztere tiefere Thalkessel auf. Bei näherem Anrücken des Föhns wird die Gemse unruhig, weil die trockene Luft ihr die Schleimhäute entfeuchtet und hierdurch die Witterung entzieht. Gleiches Verhalten zeigen die Bergziegen, welche äußerst reizbar werden und sich gegenseitig anfallen oder wie von Sinnen die höchsten Grate erklettern, bis sie weder vor- noch rückwärts können. Auch das Rindvieh zeigt sich unruhig und rennt, geplagt von den Stechfliegen, die jähen Hänge hinab, hierbei oft in den Abgrund stürzend. Weiter sind für den Föhn empfindlich das Pferd und der Hund, namentlich gilt dies von den Hirtenhunden in Oberwallis und denen der Bergamasker Hirten in Graubünden, welche hier vor Ausbruch des Föhns den Menschen in dem schwierigen Geschäft des Sammelns der Heerde treu unterstützen.

Lange vor dem Erscheinen des Föhns verstummen die befiederten Sänger und suchen sich geschützte Schlupfwinkel auf, während niedere Thiere, wie Ameisen und Spinnen, gleich den Pflanzen thätiger zum Leben angeregt werden. Auch die Balzzeit des Auerwildes fällt stets früher nach Wintern mit wenig Schnee und viel Föhn, als wenn das Gegentheil der Fall gewesen ist.

Endlich übt der Föhn auch einen Einfluß auf die Wanderungen der Vögel aus, welche bekanntlich die Einsattlungen der Gebirge zum Ueberschreiten desselben wählen, und zwar in der Weise, daß die größeren, flugkräftigeren Wanderer sich zu ungewöhnlichen Höhen erheben, die schwerfälliger fliegenden sich aber gleichsam in den Windschatten des Föhns niederdrücken und so die Paßhöhen zu gewinnen suchen, während ein dritter Theil von Vögeln die Wanderung ganz aufgiebt oder einen anderen Weg einschlägt, gewöhnlich den Weg nach Südwesten über Genf, also zwischen Jura und Alpen.

Die Einwirkung des Föhns auf den Menschen ist eine direkte, seinen Körper, und eine indirekte, seinen Haushalt betreffende. Die direkte Einwirkung äußert sich, namentlich bei nervösen Personen, in einem Gefühl der Mattigkeit und Herabdrückung der Gemüthsstimmung schon lange vor dem Erscheinen des Föhns. Während desselben tritt hierzu noch Beschleunigung des Blutumlaufes und des Pulsschlages sowie Vermehrung der Herzthätigkeit und Blutandrang nach dem Kopfe. Alles dies schreibt der Verfasser neben der Trockenheit des Föhns auch dem geringen Sauerstoffgehalte der Luft zu, welche die südlichen Winde herbeiführen, gegenüber dem in der Luft nördlicher Winde.

Was den indirekten Einfluß betrifft, den der Föhn auf den Menschen ausübt, so ist derselbe schon in gewissem Sinne im Vorhergehenden enthalten, denn Alles was der Thier- und Pflanzenwelt nützlich oder schädlich ist, ist zum größten Theile auch für den Menschen nutz- oder verderbenbringend. Der Föhn mildert also vor Allem das Klima, beseitigt die winterlichen Schneemassen, drängt die Gletscher zurück, und macht hierdurch weite Thalungen der menschlichen Kultur fähig. Dagegen ist er dem Menschen verderblich durch das Lösen der Lawinen, worauf sich gewisse Vorsichtsmaßregeln der Alpenbewohner für das Passiren gefährlicher Stellen der Saumpfade gründen, durch das Ueberdecken der Weide- und Ackergründe mit Schutt und Geröll, durch Herbeiführung von Bergstürzen u. s. w. In seiner Wirkung auf die Vegetabilien zeigt sich wieder der Föhn als Freund des Menschen. Er bewirkt den Samentransport im Großen und hierdurch die Verjüngung und Erweiterung der Weideplätze, er gestattet, die edelsten Kulturgewächse zu ziehen und ihre Früchte zu voller Reife zu bringen, bringt aber auch hier leider zuweilen Schaden, namentlich in der Blüthezeit. Mit allen jenen Vortheilen

des Föhns hängt aber der Wohlstand des Bauern der Schweiz aufs Engste zusammen, da Viehwirthschaft und Obstkultur seine Hauptbeschäftigung bilden. Die Bauart des Hauses ist in der Schweiz äußerst zweckmäßig, den Eigenschaften des Föhns angepaßt, besonders seiner Heftigkeit. Nicht hoch und weit in die Luft ragend, sondern so tief als möglich zur Erde sich drückend und in die Breite sich dehnend, schmiegt sich das Blockhaus des Aelplers an den Berghang an, auf mindestens einer Seite geschützt durch einen mächtigen Felsblock, einen Tannenbestand oder eine jähe Felswand. Das Dach ist dabei mit dicken Holzschindeln gedeckt, und diese sind gegen das Abdecken durch den Föhn mit mächtigen Steinen beschwert. Selbst auf die Gesetzgebung wirkt der Föhn, indem durch eigene Verordnungen in der Schweiz verboten ist, bei Föhnsturm Feuer zu unterhalten, in neuester Zeit selbst zu rauchen. Zum Schutz des Waldes im Sommer ist endlich noch forstpolizeilich festgesetzt, daß das Laubsammeln erst nach dem ersten Föhnsturme stattfinden darf. In Schaaren ziehen alsdann die Bewohner in den Wald, um das Laub zu sammeln für sich zum Füllen ihrer Lagerstätten und für das Vieh als Streu und zur Noth als Futter.

Wägt man daher diese Vortheile und Nachtheile des Föhns im Haushalte der Natur ab, so kommt man mit Recht wie der Verfasser zu dem Schlußergebniß, „daß der Föhn ein Wohlthäter ist für das Alpenland und seine Bewohner, und daß die Aufgabe, die er im Haushalte der Natur wie des Menschen vollzieht, eine kulturelle Mission ersten Ranges genannt werden darf".

Kürzere Mittheilungen.

Die Erforschung des Sekoliflusses durch Jacques de Brazza.

Das „Mouvement Géographique" vom 22. August 1886 bringt aus der Feder eines Pariser Korrespondenten einen Bericht über die Reise des jüngeren de Brazza, dem wir auszugsweise Folgendes entnehmen.

Die Expedition wurde durch den Gouverneur des französischen Congo, Savorgnan de Brazza, zu Madiville, einem zwischen Bundji und Dumi am Ogowe gelegenen französischen Posten, ausgerüstet; sie sollte unter Führung des Herrn de Lastours gestellt werden. Derselbe starb jedoch vorher am Fieber und nun wurde Jacques de Brazza die Führung übertragen; Herr Pécile wurde ihm beigegeben, und am 10. Juli 1885 verließ die Expedition Madiville. Sie drang zuerst in ein ganz unbekanntes, mit ungeheuren Wäldern bedecktes Land ein. Dasselbe ist von verschiedenen Stämmen der Obamba bewohnt, welche zahlreiche, von gut bebauten und sehr fruchtbaren Feldern umgebene Dörfer besitzen. Im Allgemeinen verfolgte die Expedition eine nord-nordöstliche Richtung auf der Wasserscheide zwischen dem Congo und dem Ogowe, den Quellen des Ivindo, der sich nach Westen zum Ogowe, und denen der Licona, die sich nach Osten zum Congo wendet.

Gegen Mitte August erreichte man unter etwa 1° 30′ nördl. Br. einen Fluß, der nach Osten strömte und von den Eingeborenen Sekoli genannt wurde. Nach den Berichten derselben sollte der Strom etwa 100 km aufwärts von der Stelle, wo die Expedition ihn erreicht hatte, entspringen und weiterhin genau östlich fließen.

Dieser Fluß dient den Okata als südliche Grenze. Ihr Gebiet, welches sich gegen Norden ausdehnt, ist ein ebenes Land, in dem man unermeßliche Urwälder, aber auch zahlreiche Dörfer antrifft; nördlich von dem genannten Stamme wohnen die Giambi. Als das Gebiet der letzteren erreicht war, wurde der bis dahin schon schwierige Marsch durch den Mangel an Gastfreundlichkeit seitens der Bewohner noch mehr erschwert. Die Reisenden blieben dort mehrere Wochen und machten vergebliche Anstrengungen, Träger und Lebensmittel zu bekommen. Sie waren an der durch den mit Deutschland abgeschlossenen Vertrag festgestellten nördlichen Grenze der französischen Besitzungen angekommen; das unter etwa 2° 30′ nördl. Br. gelegene Dorf Ilunu war das letzte Ziel, welches erreicht wurde und wo der böse Wille der Eingeborenen sie zur Rückkehr nöthigte. Nach dem Uebergange über den Sekoli hatte man keinen weiteren bedeutenden Wasserlauf mehr berührt. Als nun der genannte Fluß wieder erreicht war, entschloß sich J. de Brazza, anstatt dem Wege nach Madiville am Ogowe zu folgen, sich auf dem Sekoli einzuschiffen. Einmal hielt er diese Art des Reisens für bequemer und interessanter, dann aber hoffte er auf diese Weise entweder den Congo selbst oder den von Grenfell entdeckten Ubangi zu erreichen; bei der Unmöglichkeit, Boote von den Eingeborenen zu kaufen, mußte man ein Lager beziehen, um selbst einige Fahrzeuge und Flöße zu bauen. Endlich wurde die Fahrt, welche sechs Wochen dauerte, angetreten. Während des ersten Theiles der Reise folgte der Sekoli im Ganzen der Richtung von Westen nach Osten, dann wendete er sich allmählich nach Süden, da der Ausweg nach Osten durch die Hügelketten, welche in einigem Abstande längs des rechten Ufers des Ubangi streichen, gehemmt wird.

In der Nähe des Aequators nimmt der Strom, der auf seinem Laufe den Namen einige Male wechselt, vom rechten Ufer her einen ziemlich bedeutenden, von den Eingeborenen Ambili genannten Zufluß auf. Wahrscheinlich ist dies der Lebaï Ocua, auf welchen Savorgnan de Brazza 1878 stieß, wodurch er zum Aufgeben seiner Expedition und zur Rückkehr nach der Alima gezwungen wurde. In der Landessprache bedeutet Lebaï Ocua „Salzfluß". Wirklich strömt der Fluß, ebenso wie der Sekoli weiter abwärts, durch ein außerordentlich salzreiches Land. Die Eingeborenen gewinnen dies kostbare Produkt, welches sie weiter nach den entfernter gelegenen Ortschaften bringen, durch Verdampfung des Wassers der kleinen Bäche, welche sich in den Ambili und den Sekoli ergießen. Diese Gegend ist von Okangas bewohnt.

Südlich vom Aequator wendet sich der Fluß vollständig gegen Mittag. Dort wird es klar, daß er sich durch eine der unzähligen Mündungen, welche man auf dem rechten Ufer zwischen der Alima- und der Ubangi-Mündung bemerkt, in den Congo ergießen muß. Die Breite des Flusses wechselt zwischen 500 m und 600 m, je nach dem sich mehr oder weniger Inseln in ihm befinden. In seinem unteren Laufe strömt der Sekoli durch ausgedehnte Savannen, die von einer so zahlreichen Thierwelt bewohnt werden, daß man wirklich hier und da in einem Wunderlande zu sein meint. Auf dem Lande sieht man jeden Augenblick zahlreiche Heerden von wilden Büffeln, von Antilopen und Elephanten, im Flusse selbst sind die Flußpferde so zahlreich, daß sie im wahren Sinne des Wortes die Fahrt erschweren und die Boote zuweilen zum Beilegen zwingen. Dagegen aber findet man nur sehr vereinzelt Spuren von Menschen. — Nach vielen

Leiden erreichte die Expedition endlich den Congo durch die in Frankreich Shanga genannte Mündung (das „Mouvement Géographique“ hat sie wiederholt Bunga genannt). Die Vereinigung mit dem Congo findet durch ein Delta statt, dessen Mündungen der früheren Station der Congo-Gesellschaft Lukolela etwa gegenüber liegen. An der Spitze des Delta befand sich ein, wie es scheint jetzt verlassener französischer Posten Bonga.

Anfang Januar kam die Expedition auf dem Congo an. Die Reisenden waren von Allem entblößt; sie waren von einander getrennt worden und befanden sich in großem Elende. In diesem Augenblicke bemerkte Pécile glücklicher Weise den „En Avant“, einen Dampfer des Congo-Staates, welcher, mit den Herren Westmark und Delatte an Bord, eine Forschungsreise stromaufwärts unternahm; er, sowie seine bei einer kleinen Insel zurückgelassenen Soldaten vom Senegal wurden von dem Schiffe aufgenommen.

Auf dem Congo traf man auch die französische Grenzkommission, bestehend aus den Herren Rouvier, Ballay und Pleigneur; J. de Brazza's Bericht setzte dieselbe in Stand, die Mittheilung in ihren Rapport aufzunehmen, daß die Licona im Westen und der Ubangi im Osten des Sekoli zwei ganz von einander unabhängige Flüsse sind. Die Reisenden kehrten von da zur Alima und längs des Ogowe nach Gabun zurück. Sechs Monate hatte die Reise gedauert.

Die Aufgabe, welche der Expedition gestellt war, das Bennë-Becken zu erreichen, ist allerdings nicht gelöst worden, doch hat sie ein wichtiges Ergebniß geliefert, nämlich die Sicherheit, daß ein größerer schiffbarer Fluß, welcher der Licona beinahe parallel läuft, zwischen derselben und dem Ubangi existirt.

Aus einem Berichte im „Tour du Monde“ theilen wir zur Ergänzung noch Folgendes mit:

Nachdem der Sekoli passirt war, gelangte die Expedition in das Gebiet der Okota; sie nehmen einen Landstrich ein, welcher sich über beinahe zwei Längengrade parallel dem Fwindo ausdehnt. Westlich von ihnen wohnen die Ossieba, östlich die Obamba, die Mbete oder Umbete, die Ossete und die Mboko. Es ist ein kriegerisches, jedoch handeltreibendes Volk, welches in großen Dörfern wohnt, in welchen die in zwei Reihen geordneten Häuser 2 bis 3 km Länge einnehmen. Sie sind klein, sehr dunkel gefärbt und große Freunde von Schmuck. Man trifft unter ihnen einzelne Bakalai, Ureinwohner des Landes, die jetzt meistens nach den Handelsmittelpunkten an der Küste ausgewandert sind. Sie sind die geeignetsten Dolmetscher, da sie sich bei allen Stämmen des Ogowe und des Congo verständlich machen können, als ob alle diese Dialekte Zweige der Bakalai-Sprache wären.

Dann kam die Expedition in das Gebiet der allgemein gefürchteten Giambi. Nur mit Hilfe eines, mit einer Giambi-Frau verheiratheten Häuptlings gelang es, Floku zu erreichen. Nördlich von den Giambi wohnen die Abanha und nordöstlich die Pupu. Von ihnen konnte man, obwohl sie viel zu Handelszwecken herumreisen, keine Nachricht erhalten, ob der Wald im Norden aufhörte, ob Flüsse oder Seen in dieser Richtung zu finden seien. — Der Reichthum an Wild in der Nähe des Ambili und Sekoli wird dem häufigen Vorkommen von Salz zugeschrieben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der uns eben zugehende „III.—IV. Jahresbericht des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie“ (unter Redaktion von E. Metzger) enthält außer geschäftlichen Mittheilungen eine Reihe von Vorträgen, Aufsätzen und Referaten, welche fast sämmtlich deutsche Interessen im Auslande, deren Förderung der Verein sich besonders angelegen sein läßt, behandeln. So schildert Dr. F. Hofmeister in anschaulicher Weise, wie sich das Leben eines Kolonisten in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in den deutschen Kolonien Brasiliens gestaltet. Interessant ist die Notiz, daß der in der Provinz Rio Grande massenhaft gebaute Tabak zum größten Theil unter ganz deutscher Marke von Schmidt, Wagner, Link ꝛc. ꝛc. an — die französischen Tabaksmanufakturen geht und dort zu dem bekannten „Caporal“ verarbeitet wird. — A. Kappler bespricht im Hinblick auf unsere tropischen Erwerbungen die holländische Kolonie Surinam, in welcher er 43 Jahre gelebt hat, „die bei üppiger Vegetation und Fruchtbarkeit als Normal-Tropenland gelten kann, und trotz dieser äußerst günstigen Lage und bezüglich geringer Entfernung vom Mutterlande, ungehinderter Einfuhr von Arbeitskräften von Indien, durch die niederen Preise der Kolonialprodukte schon lange eine Last für die niederländische Regierung ist“. — E. Metzger behandelt den Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, ferner Interessen im fernen Osten (Neu-Guinea) und Deutsch-Ostafrika; Dr. Karl Müller die Deutschen in Brasilien und ihre Zukunft, die sich entschieden aussichtsreicher gestalten wird, als in Neu-Guinea oder anderen Tropenländern; E. Baelz Japan und seine Beziehungen zu Europa, insbesondere zu Deutschland (mit zahlreichen statistischen Daten). Auch ein kurzes Referat über einen Vortrag des fast verschollenen Dr. A. Stecker, dessen Reisen in den Gallaländern betreffend, ist in dem Jahresberichte mitgetheilt; es geht daraus hervor, daß Stecker mit der Herausgabe eines größeren Werkes beschäftigt ist und dann, womöglich auch im Interesse des deutschen Handels, nach Abessinien zurückgehen will.

Asien.

— Von einem neuen Reisenden in Central-Asien berichtet der Calcuttaer „Pioneer“. Danach sind Nachrichten vom April von Mr. Carey eingetroffen, welcher von Leh nach China reist; er befand sich damals am Lob Nor, wohin er durch das westliche Tibet und über Chotan gelangt war. Von Chotan aus hatte er den Tarim-Fluß erreicht, hatte einen Ausflug nordwärts zum See Baba-kul unternommen und war dann zum Tarim zurückgekehrt und diesem bis zum Lob Nor gefolgt. Inzwischen hat er wahrscheinlich das nördliche China erreicht.

— Am 24. Juli ist in Peking zwischen England und China ein Vertrag über Birma abgeschlossen worden, wonach die oberste Behörde in Birma die herkömmliche, alle 10 Jahre abgehende Gesandtschaft nach Peking auch fernerhin abgehen lassen wird (es ist das gewissermaßen eine Anerkennung der Oberhoheit Chinas über Birma, durch welche England sich zum Vasallen Chinas herabwürdigt). Dafür kann England in Birma nach seinem Befinden schalten und walten, während China verspricht, den Handel mit Birma zu beschützen und zu ermuthigen. Eine Kommission wird die Grenze zwischen beiden Ländern feststellen, eine andere den Grenzhandel reguliren. Schließlich verzichtet England auf die Absendung jener Expedition, welche unter Führung Macaulay's nach Tibet gehen sollte (vergl. „Globus“ Bd. 49, S. 302) und bereits seit dem Mai in Dardschiling auf die

Erlaubniß zur Abreise gewartet hat. Im Ganzen macht dieser Vertrag nicht den Eindruck, als befördere er den Ruhm und das Ansehen Großbritanniens.

— Nach dem neuesten englischen Konsularberichte aus Niu-tschwang (Mandschurei) steht jetzt Söul, die Hauptstadt von Korea, mit Peking und dadurch mit der übrigen Welt in telegraphischer Verbindung, und zwar über Mukden. Noch vor sechs Jahren war es jedem Europäer verboten, Korea zu betreten, und wer das Verbot zu übertreten wagte, hatte dafür gewöhnlich mit seinem Leben zu büßen — schon heute aber kann jeder Kaufmann in Europa mit der Hauptstadt dieses „verschlossenen Landes" telegraphisch verkehren.

Afrika.

— Wie der „Allg. Zeit." aus Wien vom 23. August geschrieben wird, sind dort neue Briefe und eine größere Sendung wissenschaftlichen Materials von der österreichischen Congo-Expedition eingetroffen. Ein Versuch des Prof. Lenz, in der Falls-Station Mannschaften für eine Expedition nach Norden anzuwerben, mißlang, da sich die Leute dessen entschieden weigerten. So beschloß er denn, mit dem arabischen Großhändler Tippo-Tip nach Njangwe zu reisen, um von da aus zu dem noch unerforschten See Muta Nsige und weiter zum Albert Nyanza vorzudringen, um schließlich über Zanzibar nach Europa zurückzukehren. Das Klima in der Falls-Station ist sehr ungesund; fast alle Europäer, die dort stationirt waren, sind erkrankt. Dasselbe Schicksal traf Herrn Oskar Baumann, Prof. Lenz' Gefährten, der von der Falls-Station aus auf dem Congo nach Leopoldville zurückkehren mußte und sich mit reichen Sammlungen bereits auf der Heimreise nach Europa befindet.

— Wie der „Vossischen Zeitung" aus Brüssel vom 29. August geschrieben wird, begleitet der belgische Lieutenant Le Marinel den Lieutenant Wißmann, der Lulnaburg bereits verlassen hat, auf dessen neuer Reise zum oberen Lualaba und in das Gebiet des Landschi-Sees. Noch kein Europäer ist bisher in diesen Theil des Congo-Bassins vorgedrungen. Was für diese Expedition von besonderem Vortheile, ist, daß der mächtige Negerhäuptling der Balubas Kalema, der nahe bei der Station Lulnaburg ansässig ist, mit einer Kriegerschaar aus seinem Stamme Wißmann, zu dem Kalema blindes Vertrauen hat, begleitet. Kalema ist einer der einflußreichsten Häuptlinge des Kassai-Gebietes und den Weißen wohlgesinnt; er hat vor Kurzem mit seiner Schwester eine Reise nach dem Stanleypool gemacht, wurde dort auf das Festlichste empfangen und kehrt, entzückt von dem, was er gesehen, zurück. Derselbe hat einen Harem von 600 Weibern, die er zum größten Theil von seinen Vasallen erhalten hat. Diese zahlen ihm die Abgaben in Elfenbein und in Weibern. Die Balubas selbst sind die besten Landbebauer und Arbeiter des ganzen Kassai-Gebietes.

— Die Abmachungen vom April 1885 zwischen England und dem Deutschen Reiche über die Grenze der beiderseitigen Gebiete westlich von Kamerun haben jetzt durch ein Uebereinkommen vom 2. August d. J. eine sehr nothwendige Ergänzung erfahren, welche aber leider den Schaden, welchen die deutschen Interessen durch die unzureichende frühere Uebereinkunft erleiden, nicht wett zu machen im Stande ist (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 287 ff.). In der betreffenden Note des Lord Rosebery an den deutschen Botschafter in London heißt es: „Die vereinbarte Linie folgt im Inlande der rechten Uferseite des Rio del Rey von der Mündung dieses Flusses bis zu seiner Quelle, nimmt von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar- oder Croß-Flusses, überschreitet diesen Fluß und endet ungefähr auf 9° 8′ östl. L. von Gr. an einem Punkte, der auf der englischen Admiralitätskarte als „Rapids" bezeichnet ist. Die deutsche Regierung hat vorgeschlagen, die Grenzlinie nach dem Inlande zu verlängern und die Regierung Ihrer Majestät hat diesen Vorschlag angenommen. Die Vorschläge der Regierung Ihrer Majestät bezüglich der Richtung, welche die verlängerte Linie zu nehmen hätte, und bezüglich ihrer Begrenzung sind von der deutschen Regierung angenommen worden. In Folge dessen habe ich nunmehr formell zu erklären, daß die Regierung Ihrer Majestät bereit ist, sobald die deutsche Regierung ihre Zustimmung ertheilt, einzuwilligen, daß die Demarcationslinie von dem Endpunkte der ursprünglichen Linie auf der linken Uferseite des Alt-Kalabar oder Croß-Flusses beginnend, in diagonaler Richtung nach dem rechten Ufer des Benuë-Flusses östlich von Jola und in unmittelbarer Nähe dieser Stadt bis zu einem Punkte verlängert wird, welcher nach näherer Untersuchung dem praktischen Bedürfnisse entsprechend zur Festsetzung dieser Grenze als geeignet befunden werden wird." Danach verbleibt fast der ganze schiffbare Theil des Benuë, Flegel's Station in Bakundi und selbst die Hauptstadt von Adamaua, Jola, in den Händen Englands, der größere Theil Adamauas freilich in denen Deutschlands. Leider ist aber der letztere für den Weltverkehr wahrscheinlich ganz auf den Benuë angewiesen, und einen Handelsverkehr zu Lande zwischen Adamaua und Kamerun herzustellen, wird wohl auf lange hinaus nur ein frommer Wunsch bleiben. — Uebrigens hat die National African Company, die Besitzerin des Niger-Benuë-Gebietes, durch königliches Patent vom 10. Juli fast unumschränkte Souveränitätsrechte daselbst erhalten.

Inseln des Stillen Oceans.

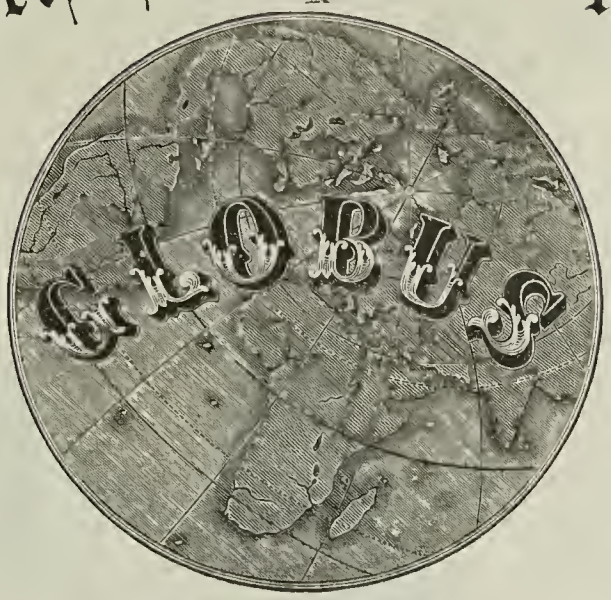
— Nach einem aus Cooktown eingetroffenen Telegramme hat der Landeshauptmann von Kaiser-Wilhelms-Land, Freiherr von Schleinitz, den bei Cap de la Torre mündenden Kaiserin-Augusta-Fluß befahren und bis zum 142° östl. L. Gr. schiffbar befunden. Dadurch ist eine Zugangsstraße in das Innere des Landes in einer Ausdehnung von mehr als 2½ Längengraden in südwestlicher Richtung eröffnet worden.

— Die Kermadec-Inseln, zwischen Neu-Seeland und den Tonga-Inseln gelegen (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 352) sind jetzt endgültig dem britischen Reiche einverleibt worden.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Farini's Reise in der Kalahari-Wüste. — Der Alpensöhn in seinem Einflusse auf Natur- und Menschenleben. — Kürzere Mittheilungen: Die Erforschung des Sekoliflusses durch Jacques de Brazza. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 4. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

III.

Wir folgen jetzt Marche auf seiner Reise zu den oft besprochenen Igorroten, die er schon am zweiten Tage nach seinem Aufbruche von Aringay in Galiano zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Ursprung dieses merkwürdigen Stammes war lange Zeit mit einem dichten Schleier umgeben, und erst in neuester Zeit ist es namentlich Herrn Fr. Blumentritt geglückt, gestützt auf die Arbeiten verschiedener Forscher, deren Resultate er in seinem „Versuch zur Ethnographie der Philippinen" (Ergänzungshefte zu Petermann's Mittheilungen Nr. 67) scharfsinnig zusammengefaßt hat, mehr Licht über die Sache zu verbreiten. Er unterscheidet, um kurz daran zu erinnern, zwei Invasionen der Malayen auf den Philippinen und nimmt an, daß die Nachkommen der ersten wohl von Borneo gekommenen Eindringlinge heute hauptsächlich die Bergstämme des Inneren von Luzon bilden, und daß die Igorroten zu diesen gehören [1]). Mit Rücksicht auf die erwähnten Arbeiten beschränken wir uns hier darauf, dem Texte Marche's einige wenige Mittheilungen über diesen Stamm zu entnehmen.

Es kommt ihm vor, als ob sie keinen übereinstimmenden Typus besitzen; die einen gleichen Chinesen, die anderen Malayen, die meisten den Japanern; die Frauen erklärt er für abscheulich. Die Tatuirung ist bei ihnen eine Kunst geworden, formvollendete Zeichnungen bedecken in geringerer oder größerer Ausdehnung, je nach dem Reichthume und dem Ansehen der Person, den Körper. Während die Aermeren sich auf das Handgelenk beschränken, sind bei Anderen auch Arme und Beine, ja der ganze Körper mit solchen Zeichnungen bedeckt.

Am meisten beschäftigen sie sich mit Goldwaschen, was sie in geschickter Weise ausführen; vor der Regenzeit graben sie ein großes Loch am Fuße eines Abhanges, den sie in der Regenzeit zum Einsturze bringen wollen; der eingestürzte Boden wird dann in der nächsten trockenen Zeit gewaschen; in dieser Weise wird jährlich Gold im Werthe von etwa 100000 bis 120000 Francs gewonnen. Sie verstehen nicht nur Gold zu schmelzen, sondern es auch in geschickter Weise mit Silber und Kupfer zu mischen, so daß ihnen Gold in Barren nur mit 40 Francs, der Hälfte des Preises für nicht geschmolzenes Gold, bezahlt wird. Außer verschiedenen Schmuckgegenständen machen sie auch Pfeifen aus Kupfer, welche sie guyos nennen. Man sieht aus der Illustration, daß dieselben in verschiedener Form und Größe vorkommen, manche stellen eine niedergekauerte männliche oder weibliche Figur vor, deren Hände an die Backen gelegt sind, während die Ellenbogen sich auf die Knie stützen, eine Haltung, die sie auch vorzugsweise ihren Fetischen geben. — Während des folgenden Tages wurde in einer Höhe von beinahe 900 m in einem Vantay, einem von der Regierung erbauten Passantenhause, Halt gemacht, einem einfachen Bauwerke, welches aber ein genügendes Unterkommen bot, und von wo aus sich eine wunderschöne Aussicht über die nach dem Meere zu amphitheatralisch abfallenden Berge eröffnete, an deren Fuß sich die weißen Thürme von Banan und Cava gegen das tiefe Blau des Oceans abhoben. Trinidad, der Hauptort des Distriktes, welcher am Abend

[1]) Eine sehr gediegene Monographie über diesen Stamm ist dem Buche des Dr. Hans Meyer, Eine Weltreise 1885, angehängt.

erreicht wurde, ein kleiner stiller Ort an einem See, beinahe 1700 m über dem Meere in reizender Lage, hat ein prächtiges Klima; bald darauf sollte der Friede, den alles dort athmete, wenn auch nur auf kurze Zeit, durch die Hügelstämme gestört werden.

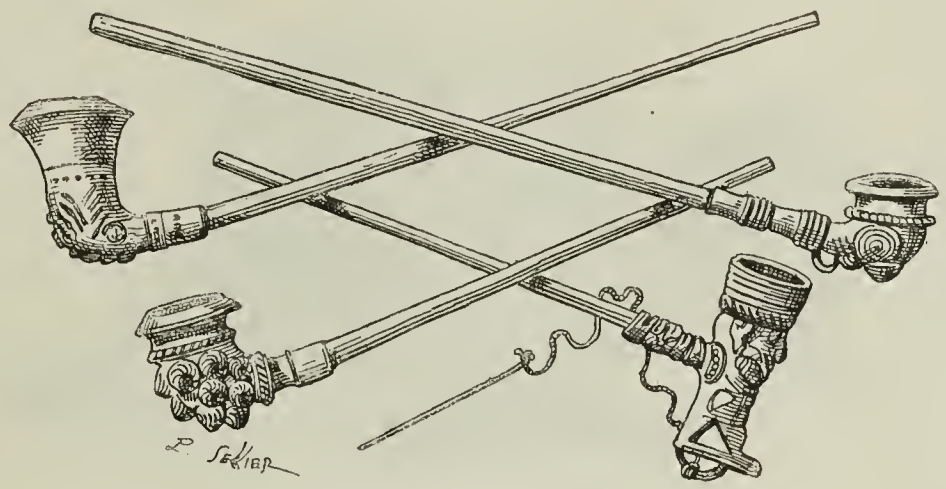
Die Wege, welche von Aringay nach Norden führen, sind wohl die besten in den Philippinen, die Umgegend von Manila nicht ausgenommen; die Bewohner beschäftigen sich mit dem Tabaksbau; der Staat hat bekanntlich sein Monopol seit Juli 1882 fallen lassen. Die Namen der einzelnen Orte, welche Marche besuchte, können wir, soweit nichts Besonderes über dieselben zu berichten ist, füglich übergehen und so treffen wir ihn wieder in Augaqui, einem in der Höhe von etwa 700 m gelegenen Igorrotendorfe. Die Umgebung ist schön, wiewohl unfruchtbar; nicht weit davon entfernt sind die Kupferminen von Mancayen, die inmitten ausgedehnter Wälder liegen, welche die für das Schmelzen des Erzes nöthigen Kohlen liefern; der Transport nach der Küste ist jedoch so schwierig, daß der Ertrag unverhältnißmäßig gering ist.

Igorroten. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

Die Arbeiter sind zum Theil Chinesen, zum Theil Igorroten; unter den von Marche gemessenen Personen befand sich eine, die beinahe den vollen Negertypus besaß, was übrigens auch den Kameraden auffiel. Es glückte nicht, sich Igorrotenskelette zu verschaffen, da die Leichen an gut verborgenen Stellen beigesetzt werden. Glücklicher war Marche in Bezug auf andere Gegenstände, so erhielt er unter anderem einen doppelten Napf mit dazu gehörigem hölzernen Löffel; der größere Napf ist für den Reis, der kleinere für die Brühe, welche zu demselben gegessen wird, bestimmt.

So drang der Reisende immer mehr nach Norden vor; Loag, die Hauptstadt des nördlichen Ilocos, wurde erreicht, und von hier sollten die Bergwerke besucht werden, aber in Pasuquin, dem nördlichsten Punkte, bis zu dem er überhaupt gelangt ist, wurde die weitere Reise durch eine nortada unmöglich gemacht. Der Rückweg wurde theils zu Lande, theils zur See angetreten und namentlich die Seereise von Sual nach Laminosa war interessant, weil man auf der-

selben Gelegenheit hatte, den Champignon-Archipel, wie ihn die Reisenden unter sich nannten, im Golf von Lingayen zu bewundern. Diese kleinen Inseln, welche wie über den Golf ausgestreut scheinen, sind auf der großen Karte von Coello nicht genau dargestellt, es müßten noch manche kleine Inseln im NNO hinzugefügt werden; überdies ist der Archipel auf der Karte namenlos. Manche von den Inselchen scheinen, von Ferne gesehen, wie auf einem Fuß zu stehen, daher der ihnen von den Besuchern beigelegte Name: Champignon-Archipel. Sie sind mit einem üppigen Pflanzenkleide bedeckt; chinesische Kohlenbrenner, welche ihre Waare nach Manila schicken, bewohnen sie.



Pfeifen der Igorroten.
(Nach den Originalen im Museum des Trocadéro in Paris.)

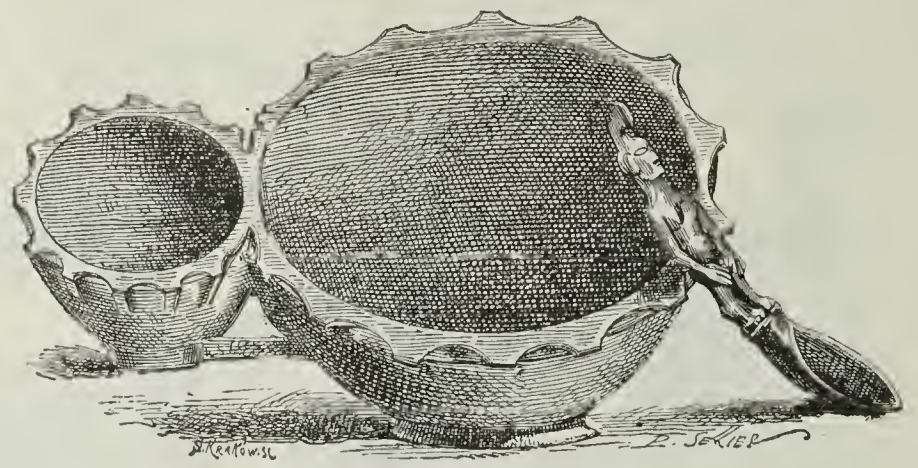
Von Sual nach Manila wurde der Weg zu Lande und zwar durch die Provinzen und Distrikte Pangasinan, Tarlac, la Pampanga und Bulacan zurückgelegt. Eine der Unannehmlichkeiten, welche die Landreise mit sich bringt, sind die Flußübergänge wegen der wenig zuverlässigen Fuhrten, deren man sich bedienen muß, wenn die Regengüsse und die Nortadas die Brücken zerstört haben. Eine andere Geißel des Landes sind die Beutelschneider, vor denen man die Reisegesellschaft gewarnt hatte; trotzdem hatte man keine Begegnung mit ihnen, sei es zufällig, sei es, weil sie sich hüten, den gewöhnlich gut bewaffneten Europäern entgegenzutreten; dagegen haben die Chinesen viel von ihnen zu leiden; man sagt — wohl mit einiger Uebertreibung — daß wöchentlich aus jedem Dorfe einer ermordet wird. Der Distrikt Tarlac ist arm, er grenzt aber an zwei der reichsten Provinzen der Insel, und so liegt die Versuchung nahe, sich mit Gewalt in den Besitz fremden Gutes zu setzen; denn wenn der Schlag gefallen ist, bietet die Cordillere eine gute Zuflucht. Der Weg ist großentheils einsam bis zur Mission Capas; von da an reihen sich die Dörfer an einander bis nach Bacolor, der Hauptstadt der Provinz Pampanga. Der Ort ist von schönen Anpflanzungen von Zuckerrohr, von üppigen Weiden, auf denen prächtiges Vieh graft, umgeben. Hier findet man großen Reichthum. Ungeheure Haciendas trifft man allerorten, doch befinden sich dieselben beinahe nie in den Händen von Europäern; die religiösen Orden, ferner Mestizen und Indianer sind die Großgrundbesitzer in diesem Theile der Insel. Das Ganze

Ein vantay (Rasthaus) im Gebirge. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

bildet eine ausgedehnte Alluvialfläche, in deren Mitte sich ein erloschener Vulkan, der Arayat, erhebt.

Bald war Manila erreicht und nachdem Marche dort einige Zeit ausgeruht hatte, begab er sich wieder auf Reisen; er wünschte mit eigenen Augen die Verwüstungen zu sehen, welche das Erdbeben in der Umgegend der „Laguna" angerichtet hatte und womöglich bis in den Distrikt von Infanta, von wo traurige Nachrichten eingelaufen waren, vorzudringen. Nachdem Marche in Begleitung von M. Centeno sich in Tunasan, auf dem westlichen Ufer des Sees, ausgeschifft hatten, folgten sie dem südöstlichen Rande desselben, um sich dem Maquiling zu nähern. Das an den See grenzende Land gehört beinahe ganz den Dominicanern, welche dort Reis und Zuckerrohr bauen und auf ihren blühenden Haciendas das Doppelte von dem ernten, was andere erzielen. Santa Rosa ist eine dieser Niederlassungen, welche durch „Kolonisten", Indianer, die auf Antheil arbeiten, bewirthschaftet wird. Auch in wirthschaftlicher Hin-

sicht macht sich die priesterliche Uebermacht geltend; es ist für einen Europäer beinahe vollständig unmöglich, eine Plantage anzulegen, wenn er nicht in erster Linie mit den Priestern, in zweiter aber auch mit den Beamten auf gutem Fuße lebt, und um dazu zu gelangen, sind manchmal sehr kostspielige Opfer erforderlich. Ohne dies aber giebt es kein Mittel, um die nöthigen Arbeitskräfte zu bekommen und selbst wenn dies geglückt ist, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Regierung schützt den Eingeborenen gegenüber europäischen Privatpersonen in geradezu übertriebener Weise, so daß in allen außergewöhnlichen Fällen die letzteren gewöhnlich Unrecht haben müssen. Ohne Vorschuß zu geben, ist es überhaupt nicht möglich, Arbeiter zu bekommen, und um denselben zu erhalten, bieten sich Freiwillige genug an, denken aber hinterher wenig an die Erfüllung der übernommenen Pflichten. Glückt es also dem Pflanzer nicht, sich den Gobernadorcillo zum Freunde zu machen und durch ihn seine Arbeiter anzuhalten, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, so ist er gewöhnlich ein verlorener Mann. Ebensowenig kann er mit Erfolg den Versuch machen, den Rohstoff von den Eingeborenen zu kaufen und sich durch weitere Bearbeitung desselben eine Existenz zu gründen; häufig genug ist er, wenn er diesen Versuch gemacht hat, später genöthigt, seine Fabrik zu schließen; denn der Eingeborene, welcher weiß, daß der Fabrikant seine Erzeugnisse nöthig hat, mißbraucht diesen Umstand und verlangt zuweilen Preise, welche jener, ohne sich zu ruiniren, nicht bezahlen kann. Ueberdies wird der Vollblut-Europäer, welcher den Versuch machen wollte, sich inmitten der indianischen Bevölkerung niederzulassen, ohne sich des Schutzes des Priesters zu erfreuen, als eine Art Gottseibeiuns angesehen werden, der in Folge dieser Stimmung manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre.



Hölzerne Doppelschüssel und Löffel der Igorroten.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Weniger Schwierigkeiten scheint die Viehzucht zu finden; Personen, die Heerden von einigen Tausend Stück Vieh besitzen, gehören nicht zu den Seltenheiten, und im Allgemeinen besitzt der Indianer eine Neigung, sich diesem Berufe zu widmen, so daß es nicht so große Schwierigkeiten macht, sich für diesen Zweck die Dienste der Eingeborenen zu sichern — sie verdienen ja Geld dabei und brauchen kaum zu arbeiten.

Der Champignon-Archipel im Meerbusen von Lingayen. (Nach einer Zeichnung von E. d'Almonte.)

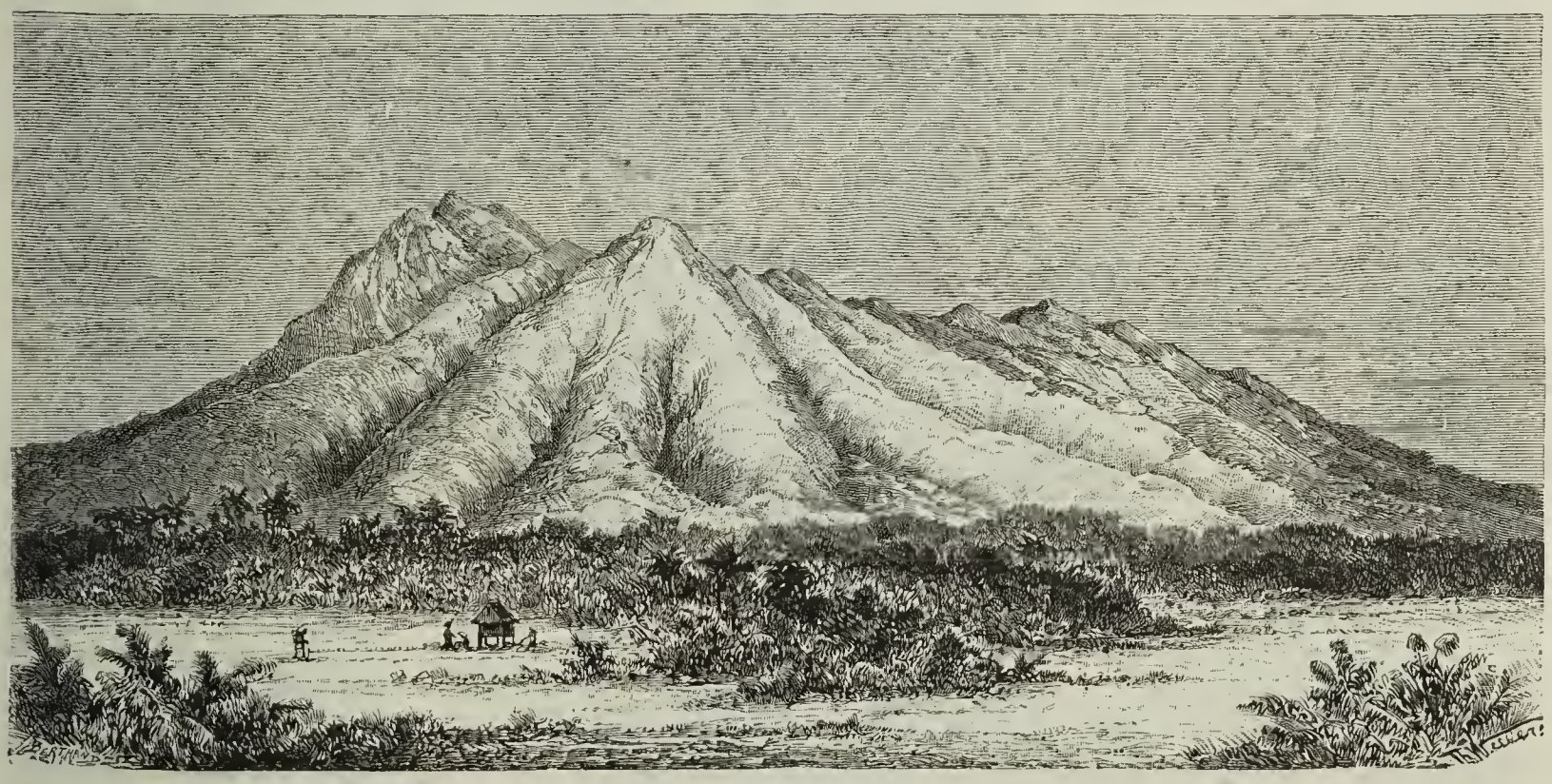
Die Eingeborenen essen im Allgemeinen wenig Fleisch; Büffelfleisch wird mit Schweinefleisch abwechselnd, Rindfleisch meist nur in Manila selbst verbraucht. Eigenthümlich genug scheint auf den Philippinen communaler Grundbesitz beinahe ganz unbekannt zu sein; jetzt wenigstens findet man mit Ausnahme eines Stückes Gemeindeländerei nur persönlichen Besitz. Zum Theil erklärt sich dies wohl daraus, daß eine verhältnißmäßig schwache Bevölkerung über ausgedehnte Ländereien verfügte, dann aber, daß dieselbe noch in ihrer politischen Entwickelung sehr zurück war, als die Spanier auf der Scene erschienen. In den Ländern Hinterindiens, auf der malayischen Inselwelt, wo der Gemeindebesitz eine so große Rolle spielt, ist er wahrscheinlich mit dem Hinduismus enge verknüpft, jedenfalls aber dadurch sehr befördert worden, daß er für die Herrscher ein Mittel wurde, das Volk leistungsfähiger zu machen, indem ihnen gegenüber die

ganze Gemeinde, die solidarisches Eigenthum besaß, auch solidarisch verpflichtet war.

Wenn auch die Regierung der Erwerbung von Ländereien grundsätzlich keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg legt — auch hier besteht der Grundsatz, daß herrenloses und nicht bebautes Land der Regierung gehört —, so machen doch Europäer der oben angedeuteten Gründe wegen nur in geringerem Maße von diesem Umstande Gebrauch. Mestizen und Indianer thun es aber mit Vorliebe und suchen durch alle möglichen Mittel möglichst viele Grundstücke in ihren Besitz zu bringen, so daß, in der Nähe der Hauptstadt wenigstens, die Zahl der kleinen Grundbesitzer in bedenklicher Weise abgenommen hat; Vorschüsse sind das beliebte Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Daneben besteht allerdings hier und da eine Art gemeinschaftlicher Besitz sowohl der Gemeinden als auch in anderer Art, wie wir z. B. oben schon hinsichtlich der Hacienda Santa Rosa vernommen haben.

Die Natur ist milde, der Boden reich, und ohne große Anstrengung seinerseits erntet der Eingeborene den Reis, dessen er bedarf, oder kauft ihn um sehr mäßigen Preis. In geringem Maße nur wird der Reis nach vervollkommneter Methode mit künstlicher Bewässerung und Terrassenbau gepflanzt; wenn auch die Priester es versucht haben, in dieser Hinsicht die Lehrer des Eingeborenen zu werden, der, was die Ernte seiner Reisfelder betraf, nur vom Regen abhängig war, so hat ihr Unterricht nur wenig Erfolg gehabt. Nach der Reisernte werden die Aecker mit anderen Früchten bepflanzt, alles aber geschieht in sehr primitiver Weise.

Bei der mehrerwähnten Hacienda Santa Rosa vorbei erreichte die Reisegesellschaft den Fuß des Maquiling. Dieser sehr hohe Berg ist ein verlassener Vulkan, der während des vergangenen Erdbebens im Juli den Eingeborenen fortdauernd das größte Entsetzen eingeflößt hatte, da man jeden Augenblick befürchtete, ihn zu neuer Thätigkeit erwachen zu sehen; zehnmal im Tage kündigten die Neuigkeitskrämer seinen Ausbruch an, dieses Mal glücklicher Weise ohne Grund. Santa Cruz, welches nun besucht wurde, hatte durch die späteren Erdbeben (nach dem 19. Juli) nur wenig gelitten. Die ganze Umgegend wurde besichtigt; die Verheerungen,

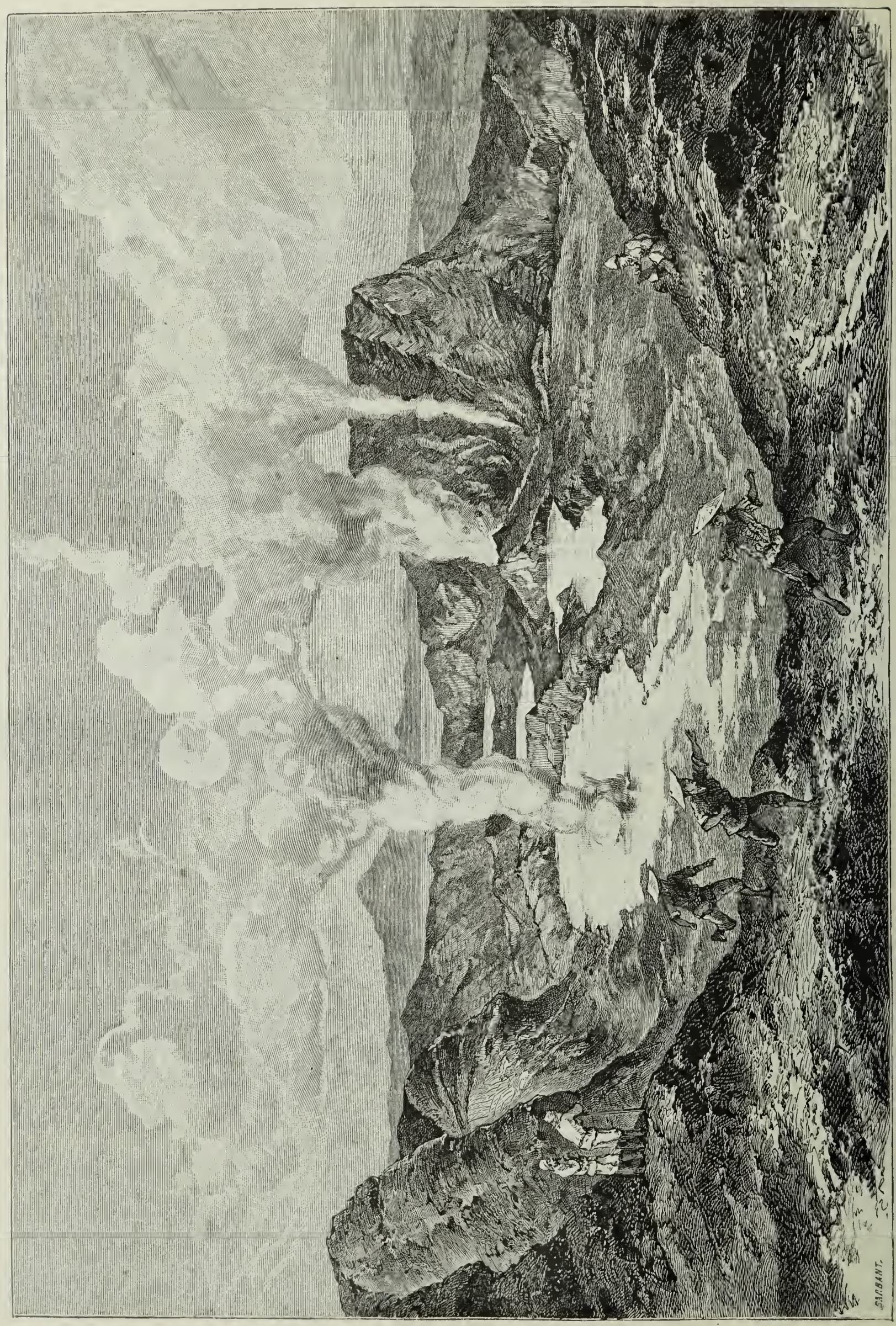


Der Maquiling. (Nach einer Zeichnung E. d'Almonte's.)

welche hier durch das Naturereigniß angerichtet worden waren, waren ganz entsetzlich; in Siniloan war beinahe kein Haus unversehrt, die Kaserne, die Kirche waren furchtbar zugerichtet, doch glücklicher Weise waren keine Menschen beschädigt worden. Nachdem Marche seine Reise bis Binangonan de Lampon, am Ufer des Stillen Oceans, fortgesetzt hatte, begleiten wir ihn gegen Ende des Jahres nach Manila zurück.

Der Aufenthalt dauerte bis zum Juli 1881, dann trat er eine neue Reise, zunächst nach dem am Ufer des Bombon-Sees gelegenen Vulkan Taal an; dieser Berg liegt nicht weit vom Ufer des Meeres, dem ein kleiner Fluß die Gewässer des ebengenannten Sees zuführt. Während des Erdbebens hatte dieser noch thätige Vulkan die Eingeborenen noch mehr als der Maquiling in Angst versetzt; die bekanntesten älteren Ausbrüche desselben sind die der Jahre 1709, 1716, 1740, 1754 und vom 4. Oktober 1867. Der Ausbruch, welcher im December 1754 stattgefunden hat, dauerte acht Tage, die Asche flog bis Bulacan und Pampanga und verdunkelte die Luft so sehr, daß man am Mittage Licht anzünden mußte; das Wasser des Sees siedete, die Fische starben natürlich und um die Lagune hin wurden die Dörfer zerstört und einzelne beinahe ganz entvölkert. Auch während des Erdbebens im Jahre 1880 war der Vulkan nicht ganz ruhig; am 1. Juli entströmten dem Schlunde Flammen, am 6. und 7. Juli wurden Steine ausgeworfen, was sich am 14., 17., 18. und 22. wiederholte; an den zuletzt genannten Tagen wurden sie bis auf 2 km Entfernung vom Krater geschleudert; während der Dauer der Erderschütterungen schien die Thätigkeit abzunehmen. Vor und während des Ausbruches ließ sich unterirdisches Geräusch vernehmen.

Der Krater bildet ein ungeheures, wenigstens 200 m tiefes, elliptisches Becken, die von Norden nach Süden gerichtete Achse ist etwa 500 m lang, während der Durchmesser in der Richtung OW wenigstens 1000 m beträgt; die inneren Wände des Kraters sind rauh und unwegsam. Außen- und Innenseite des Berges haben eine von der Sonne gebleichte, aschgraue Farbe, beinahe im Mittelpunkte des Kraters schlummert ein kleiner, fortwährend rauchender



Der Vulkan Taal. (Nach einer Skizze von E. d'Almonte.)

See von apfelgrüner Farbe, nahe bei ihm ein zweiter mit grün und gelber Oberfläche, von dem ersten durch eine kleine Lava-Erhöhung getrennt. Im SSW gähnen drei Oeffnungen in Form von Brunnen mit erhobenem Rande; der letztere bildet mit seiner tiefschwarzen Farbe einen starken Gegensatz zu der bleichen Aschenfarbe des Kraters. Der eine dieser Brunnen ist der wirkliche Krater, dem während des Besuches lange Rauchsäulen entströmten, welche sich langsam zum Himmel erhoben. Weiter links erhebt sich ein gegen 300 m hoher, senkrechter Berg, seine Seiten sind von Hunderten von Rissen und Spalten durchfurcht, aus denen sich Schwefeldämpfe entwickeln, deren Niederschlag sich als dicke Lage auf den Abhängen zeigt.

Im Grunde des Beckens ist das Gelände in allen Richtungen durch tiefe Rinnen zerschnitten, deren Wände leicht abbröckeln, wodurch es schwierig und gefährlich wird, sich hier zu bewegen. Am Nachmittage wurde der Vulkan zum zweiten Male von der Nordwestseite bestiegen; im Augenblicke, als man auf dem Kraterrande vorschritt, um das Innere von allen Seiten zu besehen, erhob sich in der Mitte des Sees eine Säule, eine Masse mit Schwefel gemischten Wassers. Es war dasselbe Geräusch, aber natürlich hundertmal stärker, wie wenn ein Topf überkocht und das Wasser in die Kohlen läuft. Bei diesem Anblicke liefen die einheimischen Begleiter Marche's weg; das wunderbare Schauspiel dauerte leider nur wenige Sekunden, dann stürzte die Säule in sich zusammen, der See trat aus seinen Ufern und dem Krater entströmte eine neue, dichtere Rauchsäule.

Bald darauf wurde die Reise nach Taal angetreten; die Reisenden kreuzten den See und folgten dann dem Flüßchen, welches dem Meere die Gewässer der Laguna von Bombon zuführt, einem seichten Wasser, welches den Böten trotz ihres geringen Tiefganges manche Hindernisse bereitete; von Taal ist der Hauptort der Provinz, Batangas, nicht weit entfernt; an einer Bai gut geschützt gelegen, ist es der Landungsplatz der Dampfer, welche den Süden Luzons und die Bisayas befahren.

Die Manguianen der Insel Mindoro (Philippinen).

Aus dem Spanischen des Don Ramón Jordana y Morera[1]) übersetzt und mit Anmerkungen versehen von **F. Blumentritt.**

Nächst den Inseln Luzón und Mindanao besitzt (von allen Philippinen) Mindoro die größte Anzahl mehr oder minder wilder Heiden. Es ist bekannt, daß die mohammedanischen Piraten (von Sulu, Borneo und Mindanao) schon in alten Zeiten diese Insel zum Schauplatze ihrer Thaten gewählt haben und daß sie im vergangenen Jahrhundert es sogar dahin brachten, sich einiger Landstriche dort zu bemächtigen, theils bei Pola, theils bei Sablayan, wo sie geraume Zeit hindurch die überreichen Produkte des fruchtbaren Bodens für sich ausbeuteten. Diese Piraten-Einfälle hörten erst auf, als die Kriegsmarine unaufhörlich die Eindringlinge verfolgte. Trotzdem sind auch für die jüngste Zeit Seeräuberanfälle zu verzeichnen, wie die von Bulalacao, Tulin und Socól im Juni 1870 und zu St. Cruz de Napo (Insel Marinduque) im Juni 1871. Die Piratenplage war das Haupthinderniß eines Anwachsens der christlichen Bevölkerung von Mindoro. Die wenigen Pueblos, welche man heute dort findet, liegen an der Küste; es genügt, ein paar Leguas ins Binnenland einzudringen, um auf heidnische Stämme friedlichen Charakters zu stoßen, die man gemeiniglich mit dem Namen der Manguianen bezeichnet.

Abgesehen von den sogenannten Buquiles, welche Mischlinge von Negritos sind und, wie wir an einer anderen Stelle es bereits erwähnt haben[2]), bei Bacóo und Subaan wohnen, unterscheidet man bei den Manguianen drei verschiedene Gattungen oder Stämme: Jene, welche längs der Westküste der Insel in den Bergwildnissen zwischen Paluan und Irurun wohnen, sind von beinahe weißer Hautfarbe, besitzen intelligente Gesichtszüge, reichlichen Haar- und Bartwuchs und zwar bei vielen von kastanienbrauner Farbe, ferner einen kräftigen und schön geformten Körperbau und angenehme Umgangsformen. Diejenigen, welche ihre Heimath in den Landschaften zwischen Abra de Ilog und Pinamalayan haben, weisen die Farbe des gegerbten Leders auf und besitzen ein schlaffes Haar, vorspringende Backenknochen, eine platte Stirn, eine etwas weitgedehnte Nase und einen stumpfen Gesichtsausdruck. Von Pinamalayan an gegen Süden zu wohnen schließlich Leute eines anderen Schlages, die dem Anscheine nach etwas chinesisches Blut[1]) in ihren Adern besitzen, nicht allein wegen ihrer Physiognomie, der schief gestellten Augen, ihrer stumpfen Nase, der vorspringenden Backenknochen, der platten Stirn und der Olivenfarbe ihrer

---

[1]) Don Ramón Jordana y Morera. Bosquejo geográfico é histórico-natural del Archipiélago filipino. Publicado de Real órden en vista del favorable informe de la Real Academia de Ciencias Exactas, Físicas y Naturales. Madrid. Imprenta de Moreno y Rojas, 1885.

[2]) S. 52 sagt Jordana: „.... Unter der großen Menge von Heiden, welche im Inneren der Insel Mindoro hausen und unter dem Kollektivnamen der Manguianen zusammengefaßt werden, endeckt man verschiedenerlei Rassen von sehr verschiedener Herkunft. Eine von diesen, bestehend aus Individuen mit wolligem, gekräuseltem und dichtem Haar, einer breiten und platten Nase und anderen physischen Eigenthümlichkeiten, welche nicht minder wie die eben angeführten der Negritorasse zukommen, wenn auch die Hautfarbe heller ist als bei den echten Aëtas, offenbart ohne Zweifel, daß sie ein Resultat der Kreuzung der letzteren mit Indiern (indio = Eingeborener malayischer Abkunft) ist. Diese unter dem Namen Buquil bekannte Bastardrasse bewohnt in großer Seelenzahl die Umgebung von Bacóo und Subaan. Was ihre Sitten und Bräuche anbelangt, so unterscheiden sie sich kaum von den übrigen Manguianen, welche im Allgemeinen sanft, demüthig, friedfertig und arbeitsam sind."

[1]) Die spanischen und philippinischen „Philippinologen" sprechen gleich von chinesischem oder japanischem Blute, wenn ein Volksstamm der Philippinen einen mongoloiden Gesichtsausdruck aufweist. Wenn auch die Chinesen schon im Mittelalter mit den Philippinen in Verbindung gestanden haben, so ist es doch merkwürdig, daß gerade die Stämme des Binnenlandes chinesische Beimischung erhalten hätten, während die Küstenbewohner nicht so auffällige, an Chinesen erinnernde Gesichtszüge besitzen. Es genügt ja, daß man von mongoloidem Typus spricht; die Chinesen selbst müssen es nicht gewesen sein, die diesen interessanten Völkerstämmen den Stempel mongolischer Beeinflussung des malayischen Typus aufgedrückt haben.

Haut, sondern auch wegen ihrer Sitte, am Hinterhaupte einen Zopf stehen zu lassen, während sie die übrigen Haare, wo nicht abrasiren, so doch kurz scheeren [1]). Dieser Menschenschlag, der hinlänglich arbeitsam ist, wie die von ihm auf die christlichen Märkte gebrachten Produkte zu schließen gestattten, ist unzweifelhaft minder dürftig wie die vorerwähnten Manguianes-Zweige.

In Bezug auf die Benennung der einzelnen Stämme herrscht eine ziemliche Ungenauigkeit und Vielfältigkeit. Zwischen Socól und Bulalacao bezeichnet man jene Heiden mit dem Namen Manguianen, welche die Uferlandschaften der Flüsse bewohnen, während jene, welche die Ebenen bewohnen, Bangot genannt werden; Buquil [2]) heißen diejenigen, welche die Gebirgslehnen besiedeln, und Beribi werden jene genannt, welche auf den Kammhöhen der Berglandschaften hausen. In analoger Weise werden je nach der Beschaffenheit ihrer Wohnsitze bei Pinamalayan jene Heiden Bangot, Buquil, Tadianan und Durugmun oder Buctulan geheißen. In Naujan substituirt man bei den letzterwähnten Tribus den Namen Tiron [3]) und von da an bis nach Abra de Ilog zu wendet man nur die allgemeine Bezeichnung Manguian an. In Mangarin schließlich führen die Tribus der Ebenen den Namen Lactan, jene der Flußlandschaften den der Buquil; Manguian ist hier der Name der die Gebirgsabhänge bewohnenden Tribus, während die Bewohner der Hochlandschaften oder Kammhöhen als Barangan bezeichnet werden.

Man begreift nach dem Angeführten, daß die heidnische Bevölkerung Mindoros eine gehörige Rassenmengung aufweist. Abgesehen von den echten Malayen finden wir, daß die Buquil offenbar Mischlinge von Negritos oder Aëtas und die Heiden südlich von Pinamalayan unzweifelhafte Bastarde chinesischer Abkunft wären. Was die Wilden anbelangt, welche die Berglandschaften von Sablayan bewohnen und durch eine sehr helle Hautfarbe sich auszeichnen, so vermuthen einige, daß sie von einigen englischen, holländischen oder amerikanischen Schiffbrüchigen abstammen, welche in vergangenen Zeiten an diese Gestade getrieben worden waren [4]).

Sämmtliche Heiden Mindoros sind sanfte, ja sogar furchtsame Leute, wie sie denn sofort in ihre Walddickichte sich flüchten, sobald sie eines Europäers ansichtig werden, es wären denn solche, welche schon in einen sehr engen Verkehr zu den Christen getreten wären. Diejenigen von ihnen, welche weniger menschenscheu sind, leisten Dienste als Führer und sie walten ihres Amtes mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß, wenn der Reisende die Führer wechselt, der erste seinem Nachfolger das Versprechen abnimmt, sich brav und getreu zu benehmen, wobei er gleichzeitig konstatirt, daß er seinerseits ebenso gehandelt habe, indem er (den Reisenden) gesund und unversehrt (seinem Nachfolger) übergäbe. Was man aber nie erlangen kann, ist, daß ein Führer die Grenzen des von seiner Tribus oder Rancheria [1]) innegehaltenen Territoriums überschritte. Mit derselben Gewissenhaftigkeit tragen sie Briefe und Schriftstücke von einem Punkte zum anderen, und es muß hervorgehoben werden, daß die Papiere ohne jegliche Falte, Schmutzfleck oder sonstige Beschädigung, selbst in den Zeiten der Regenperiode, am Orte ihrer Bestimmung anlangen, obwohl sie weder Beutel noch Brieftaschen oder Zeugstücke, sondern nur Baumblätter zum Umschlage derselben verwenden können.

Der Anzug der Manguianen beschränkt sich auf einen Taparrabo, d. h. Schamgürtel oder Binde aus einem festen Zeuge von ursprünglich weißer Farbe, welche aber in Folge des Schmutzes später undefinirbare Töne annimmt; er reicht von den Hüften bis 6 bis 8 Fingerbreiten unterhalb der Schrittöffnung. Der Kopf wird immer unbedeckt getragen ohne anderen Schutz als das wirre und schmutzige Haar, das durch einen Bejuco (Rotang), wie von einer Hutschnur zusammengehalten wird. Um die Taille festgeschlungen tragen sie einen Strick oder Bejuco, von welchem der Guloc oder das Messer herabhängt. Einige von ihnen tragen plumpe Ringe von rothgefärbtem Holze oder um die Hüften und Arme Messingreifen, ferner drei- bis vierfache Schnüre von blauen Kügelchen nach Art von Armbändern, dann Ohrgehänge von lächerlich großer Länge, gleichfalls aus farbigen Kügelchen bestehend, und schließlich um den Hals Schnüre, an welchen Knöpfe verschiedener Art angefädelt sind. Diese Schmucksachen gehören ausschließlich solchen Manguianen, welche in einer langen Reihe von Jahren sich selbe durch den Verkehr mit den christlichen Indiern erworben haben, sie sind deshalb Gegenstände von so hoher Werthschätzung unter den Heiden, daß sie dem Besitzer einen lächerlichen Anstrich von Selbstbewußtsein verleihen, das an den neidischen Blicken jener minder Glücklichen, welche noch nicht zu jenem Grade der Wohlhabenheit gelangt sind, Nahrung findet. Die Weiber bedienen sich einer Saya [2]), welche jener der christlichen Indierinnen ähnlich ist, während der Oberkörper unbekleidet bleibt oder von einer sehr knappen Jacke, welche unter die Arme reicht und die Büste verhüllt, bedeckt wird [3]).

Die Manguianen, welche die Landschaft zwischen Abra de Ilog und Pola bewohnen, leben in sehr dürftigen Verhältnissen, ihre Reisfelder genügen rein nur zur Befriedigung ihres unumläßlichen Lebensbedarfes. Jene aber, welche man von Mansalay bis nach Bulalacao und Mangarin findet, bauen in großer Menge Reis, Mais [4]), Kakao [4]), Kaffee [4]) und Tabak [4]) an und benutzen als Arbeitsthiere Carabaos (Keraban-Büffel).

---

[1]) Dies ist gar kein Beweis chinesischer Abkunft, denn die Chinesen nahmen den Zopf erst von ihren Besiegern, den Mandschu, also erst im XVII. Jahrhundert an; damals aber fand keine Chineseneinwanderung nach Mindoro statt, nur vereinzelte Individuen dieser Rasse wohnten auf jener von malayischen Piraten und den Holländern gebrandschatzten und verödeten Insel. Der Zopf wird auch von anderen Heidenstämmen der Philippinen getragen.

[2]) Sollte dieser Name mit bukit zusammenhängen? Dies gäbe einen Sinn: Buquil = Waldbewohner (vergl. den Stamm der Buquidnones = Monteses auf der Insel Mindanao).

[3]) Tirones wurden früher die Piraten genannt, welche von den Inseln zwischen Borneo und Tawi-tawi, sowie von der Landschaft Tiron (Tedun, Tidon) der Insel Borneo herkamen. Sollten im XVII. Jahrhundert vielleicht Tiron-Piraten in jenem Theile Mindoros sich festgesetzt und durch Vermischung mit den Manguianen zur Uebertragung jenes Namens Anlaß gegeben haben? Diese Annahme klingt bestechend, doch könnte sie nur dann auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben, wenn Erinnerungen an den Islam und sprachliche Anklänge bei den Tiron-Manguianen zu finden wären.

[4]) Diese Vermuthung entbehrt jeder Begründung: der Schiffbruch könnte den Annalisten der Philippinen nicht entgangen sein, auch würden dann die Schiffbrüchigen sich nicht auf die Höhen zurückgezogen haben: je tiefer im Lande, je höher in Bezug auf die Gebirgshöhe ein Stamm wohnt, desto sicherer ist anzunehmen, daß er zu den älteren Bewohnern des Landes gehöre. Graphisch dargestellt, stellen die Einwanderungen concentrische Kreise dar, der innerste repräsentirt die älteste Bewohnerschicht.

[1]) Rancheria = Dorf.

[2]) Saya, ein um die Hüfte wie ein Frauenrock geschlungenes Zeug, der Sarong der Malayen des Holländischen Indiens.

[3]) Die geschilderte Tracht erinnert an jene verschiedener heidnischen Stämme Luzóns, vergl. Dr. A. B. Meyer, Album von Philippinentypen, Dresden 1885.

[4]) Diese Nähr- und Genußpflanzen sind erst von den Spaniern, zum Theil erst im XVII. Jahrhundert, nach den Philippinen gebracht worden.

Die Waffen der Manguianen bestehen aus dem Boloc oder Guloc [1]), einer Lanze mit Eisenspitze und Pfeilen. Letztere pflegen sie mit einem Safte zu vergiften, der unter allerlei Präparationen von einem Baume Namens Salugon gewonnen wird. Fast alle besitzen Hütten, nur sehr wenige schweifen ohne bestimmten Aufenthaltsort in den Bergen herum. Diese Hütten sind klein und elend und gewöhnlich aus Rohr und Bejuco hergestellt, die Bauart entspricht vollkommen der bei den christlichen Indiern üblichen. Ihr Hausrath setzt sich aus einigen Töpfen, einer Art Pfanne, Matten und einigen sehr kleinen Tischen zusammen; feines Thongeschirr und Glasgefäße sind Luxusgegenstände, welche sie im Handel nur gegen einen hohen Preis von den christlichen Indiern erstehen. An einigen Orten trifft man auch Manguianen, welche selbst sich der Herstellung von Töpfen und anderem irdenen Geschirre widmen.

Ihre Nahrungsmittel bestehen vorzugsweise aus Reis, Gabe [2]), Camote [3]), Ube [4]) und anderen Wurzelknollen und Fischen. Ihre Beschäftigung ist getheilt zwischen der primitiven Bestellung ihrer Felder, dem Fischfange, der Jagd auf Wildschweine, dem Sammeln von Wachs, zu welchem Behufe, um die Bienennester zu finden, sie die höchsten Gipfel ersteigen [5]), und schließlich dem Schneiden und Sammeln von Bejuco und anderen Waldprodukten, welche sie nach den christlichen Niederlassungen bringen, um hierfür Reis, Messer, Webwaaren, blaue Glasperlen, Messing, Schellen, Rauchtabak und Buyo [6]) einzutauschen.

Die Manguianen glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, wie auch an die Unsterblichkeit der Seele, wenngleich in vagen Vorstellungen, welche weder in religiösen Bräuchen, noch in irgend welchen Ceremonien Ausdruck finden. Nach ihrem Glauben entfernen sich die Seelen der Verstorbenen nicht von dem Orte, wo selbe bei Lebzeiten sich aufgehalten hatten, deshalb glauben sie sich immer von den Geistern ihrer Väter, Großväter und Vorfahren umgeben, von welchen sie in Stunden der Gefahr geschützt und vertheidigt, und von denen sie gestraft werden, wenn sie sich schlecht aufführen. Wie alle Wilden hängen sie an abergläubischen Vorstellungen; besonders verbreitet ist der Glaube, daß es in den Wäldern einen Vogel giebt, dessen Gesang ein nahe bevorstehendes Unglück anzeigt, weshalb sie, sobald der Gesang dieses Vogels von ihnen vernommen wird, weder das Haus verlassen, noch irgend eine Arbeit an diesem Tage unternehmen. Die Unterhaltungen der Manguianen beschränken sich auf Tanz und Gesang, finden aber nicht häufig statt. Als einziges Musikinstrument benutzen sie eine Art Violine, die — zweisaitig — an die chinesische erinnert. Ihre Gesänge und Melodien unterscheiden sich nicht von jenen der christlichen Indier; um in Zeiten der Dürre vom höchsten Wesen Regen zu erflehen, stimmen sie einen Bittgesang an, der in einigen Gegenden Malagía genannt wird.

Der Verehelichung geht immer eine Annäherung und Vereinbarung der Familien der beiden Brautleute voran. (Bei der Hochzeit) kommen diese (beiden Familien) zusammen und die Eltern oder nächststehenden Anverwandten ergreifen einen Topf oder sonst einen zerbrechlichen Gegenstand, den sie dann auf die Erde werfen zum Zeichen, daß die Ehe unlöslich sei [1]). Bei einigen Tubus folgt dieser Ceremonie folgender Brauch: Braut und Bräutigam legen sich jedes in eine besondere Hängematte, worauf die resp. Eltern ihr Kind so lange schaukeln, bis bei der Annäherung beider Matten der Mann in jene der Frau hinüberspringt, womit die Sache ihren Abschluß findet. Hierauf wird ein Fest gefeiert, das in einem Schmause, Gesängen und Tanzen besteht.

Jede Tribus oder Rancheria besitzt ein Oberhaupt, das durch Wahl oder durch allgemeine Uebereinstimmung zu seiner Würde gelangt und dem sie Alle ehrfurchtsvoll sich unterwerfen. Jene Manguianen, welche in der unmittelbarsten Nähe der christlichen Niederlassungen leben, pflegen den Provinz-Chef zu bitten, er möge die Autorität ihres Häuptlings durch ein Schriftstück bestätigen, dieser Brauch ist aber nicht häufig und den Rancherias des Binnenlandes gänzlich unbekannt. Das einzige, was der Gouverneur thut, besteht darin, daß er für jeden christlichen Pueblo einen sogenannten Comisario de Manguianes ernennt; dieser ist gewöhnlich ein Angehöriger einer benachbarten Rancheria, der dann bei allen dienstlichen und anderweitigen Anlässen als vermittelnde Person zu fungiren hat.

Die Strafgebräuche der Manguianen sind, wie sie selbst versichern, sehr streng. Der Ehebruch wird mit dem Tode gebüßt, sowie sie auch sehr harte Strafen für Raub angesetzt haben; doch werden sie bei einigen Tribus, wie z. B. bei denen, welche um Sablayan herum hausen, nicht mit großer Strenge angewendet. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Sitten der Manguianen einen guten Untergrund von Rechtschaffenheit und Sittlichkeit besitzen. Sie erfüllen mit Gewissenhaftigkeit ihre Versprechen, betrügen und prellen nicht, ja im Gegentheil, diese so hochwerthigen Eigenschaften im Verein mit ihrer natürlichen Einfalt machen sie zu Opfern der christlichen Indier, welche sie nach ihrem Gutdünken ausbeuten, indem sie sie auf ihren Reisfeldern schwer arbeiten lassen oder sie zum Fällen und Herbeischaffen von Holz verwenden und dies für eine Hand voll Reis. Auch im Handelsverkehre haben sie unter den Folgen der Habsucht der Christen zu leiden, indem sie für beträchtliche Mengen von Wachs, Bejuco und anderen Sachen nur werthloses Zeug erhalten. Dieser Mißbrauch ist schon zum äußersten Skandal geworden, da abgesehen von den Handelsbetrügereien auch die Sklaverei [2]) noch besteht und sehr im Schwunge ist sogar unter den christlichen Indiern. Sie pflegen den Manguianen einen Vorschuß von Palay, Zeug oder anderen Gegenständen zu geben, für welche sie nicht sofort den Gegenwerth nehmen wollen, sie machen vielmehr mit jenen aus, daß sie den schuldigen Betrag durch Arbeit auf den Feldern ihrer Gläubiger abtragen sollen. Dieser anscheinend gerechte Vertrag verwandelt den Manguianen in einen wahren Sklaven, da der Feldbesitzer die Arbeit sehr niedrig bewerthet und außerdem Zinsen zu dem noch nicht abgearbeiteten Schuldkapitale schlägt; wenn neue Nothlage den Manguianen zur Aufnahme

---

[1]) Guloc dürfte also mit Boloc identisch sein; letzteres ist ein breitklingiges Waldmesser, erinnernd an die Faschinenmesser der österreichischen „technischen“ Truppen und Trainsoldaten.

[2]) Caladium esculentum, nach S. Vidal: Colocasia antiquorum, Schott. (Araceae).

[3]) Convolvulus Batatas, Bl.

[4]) Dioscorea alata; D. sativa, L.; D. hirsuta, Blume; D. aculeata, L.; D. fasciculata, Roxb.

[5]) In den Wäldern der Philippinen sind Wildbienen sehr häufig.

[6]) Die zum Kauen hergerichtete Betelportion.

[1]) Dieser auch in anderen Erdtheilen nicht seltene Brauch ist auf den Philippinen auch den Visayern nicht unbekannt, wenngleich damit nicht die Unlöslichkeit der Ehe, sondern der jungfräuliche Zustand der Braut symbolisirt wird.

[2]) Die Sklaverei ist auf den philippinischen Inseln schon von den habsburgischen Königen verboten worden; alle Versuche, die man im XVIII. Jahrhundert unternahm, dieses Verbot wieder rückgängig za machen, scheiterten an dem mächtigen Einflusse der philippinischen Geistlichkeit, besonders der Mönchsorden.

einer weiteren Schuld zwingt, wird wieder wie früher vorgegangen, so daß die vom Manguianen aufgenommene Schuld statt abzunehmen, erheblich anwächst und er sich genöthigt sieht, sein ganzes Leben hindurch für die kleine Summe, die er zuerst erhalten, zu arbeiten. Zu bewundern ist nur die Rechtlichkeit und Langmuth des Manguianen, welcher mit Resignation sich dieser gehässigen Plackereien ohne irgend einen Widerstand unterwirft, obwohl die Flucht in das Walddickicht zu seiner Errettung hinreichen würde, da mit vollkommener Gewißheit zu sagen ist, daß kein christlicher Indier sich getrauen würde, dort einzudringen und ihn aus seinem Schlupfwinkel heraus zu holen.

Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

Während andere Völker, deren geistige Entwickelung schon vor ihrer Christianisirung eine Litteratur geschaffen hatte, sich in der glücklichen Lage befinden, geschriebene Denkmäler ihres Denkens und Schaffens auf mythologischem Gebiete aufweisen zu können, also Material bieten, aus welchem man die Geschichte ihres Volksthums auch in ihrer Jugend ersehen kann, befinden sich die Slaven nicht in dieser glücklichen Lage. Nicht als ob dieselben hinter dem Pfluge einherschreitend oder ihre Heerden bewachend nicht auch über die Fragen nachgedacht hätten, welche in jedes Menschen Gehirn zuerst auftauchen, sobald dasselbe zu eigener Thätigkeit erwacht ist. Gewiß war der Eindruck, welchen die den slavischen Pflüger oder Hirten umgebende Natur übte, nicht geringer als der Einfluß des Schlachtenlärms auf den reisigen Germanen; in beiden mag daher auch die Spekulation über die Frage: Woher und Wohin? schon früh Eingang und auch Antwort gefunden haben. Als aber der Glaube des Gekreuzigten Einzug hielt bei den germanischen Kriegern und den slavischen Pflügern, da bot er dem jungen Christen als Entgelt für den abgeschworenen Irrthum in erster Linie nur die Ueberzeugung, daß all sein früherer Glaube, alle seine alten Gottheiten, seine alten Bräuche und Gewohnheiten ein Werk des Teufels gewesen, welchem er für alle Zukunft die Gefolgschaft abgesprochen. Und mochte auch in seines Herzens Tiefe noch manch Bröcklein Erinnerung an das alte heidnische Einst schlummern, zog es ihn auch mächtig hin, die alten frohen Feste zu feiern, mitzujubeln mit der neu erwachenden Natur, mitzutrauern, wenn die weiße Schneedecke die Erde in monatelangen Schlaf niederzwang; er mußte diese Anwandlungen der bösen alten Dämone, deren Bildsäulen er niedergeworfen auf der Stätte früherer Verehrung, die er noch an bangen Abenden klagen hörte in dem Sumpfe, wohin sie die Hand der neuen Apostel gestürzt, niederkämpfen, um nicht die Anwartschaft zu verlieren auf den Lohn, der den Beharrlichen und Glaubensstarken erwartete.

Und als die Zeiten sich klärten, als auf den Ruinen des Alten neues Leben emporsproß, als der Abscheu vor dem heidnischen Wesen schwand und in Europa die Erinnerung erwachte an die goldenen Zeiten hellenischer und römischer Litteratur, da wandte sich Alles dem Studium der klassischen Muster zu; daß es in der eigenen Heimath auch Perlen gebe, die von einheimischer Poesie gigantischer Kämpfe und reckenhafter Thaten Zeugniß ablegten, dessen erinnerten sich die Männer der damaligen Gelehrtenrepublik nimmer. Herangebildet an fremden Mustern, hatten sie das eigene Volk verachten gelernt; nur das „gemeine“ Volk erzählte sich noch Abends bei loderndem Kienspane alte Geschichten, der Fischer opferte noch wohl heimlich und verstohlen dem Alraun in den Zweigen der Weide am Bache, der Hirte und Bauer hing noch Wachspuppen an die Aeste altehrwürdiger Eichen, aber wehe ihm, kam die Geschichte den gelehrten Herren zu Ohren.

Solche und ähnliche Gründe waren es, welche den Schatz alter mythologischer Erinnerungen dem Vergessen überantworteten. Glücklich noch das Volk, welches Männer in seiner Mitte zählte, die es unternahmen, Sagen und Geschichten in fremder Sprache aufzuzeichnen oder gar in den Klängen der Volkssprache die Thaten der Vorfahren niederzuschreiben. In dieser Beziehung waren die Deutschen glücklicher als die Slaven. Bei letzteren fand sich nur vereinzelt ein Mann, der die Mythen des Volkes auch nur in dürftigem Auszuge der Nachwelt überlieferte. Dafür wachte aber das Volk selbst desto wachsamer über den alten Schätzen. Im Norden und im Süden klingt bis auf unsere Tage der schwermüthige Gesang über Feld und Hain; wenn auch vielfach in veränderter, oft kaum mehr verstandener Form tönt die Erinnerung an das halbvergessene Einst aus dem Munde des Sängers, und wessen Ohr gelernt hat, auf den Sang zu achten, der findet wohl noch heutzutage in dem schwermüthigen Liede Anklänge an Uraltes, an Heidnisches.

Ueber die Entstehung der Welt nach heidnischem slavischem Volksglauben haben sich gar keine schriftlichen Nachrichten erhalten; das Wenige, welches aber über slavisches Heidenthum sich gerettet hat, findet sich nur in Berichten christlicher Missionare und mohammedanischer Reisenden, ein Umstand, der den Werth derselben bedeutend beeinträchtigt, da diese Gewährsmänner nur in den seltensten Fällen in der Lage waren, objektiv zu beobachten und ohne Voreingenommenheit zu berichten. Das Wichtigste finden wir dagegen in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes, im Volksliede. Dabei müssen jedoch die Einflüsse in Anrechnung gebracht werden, welche von Seiten der neuen Religion auf das Phantasieleben des Volkes modificirend einwirkten.

Doch zur Sache. Bei den Ruthenen in Galizien[1]) singt man ein Koloda- (Neujahrs-) Lied zu Ehren der Hausherren, welches charakteristisch genug lautet, wie folgt:

Da im Anfange die Welt noch nicht war,
Blase, Herr, blase
Mit dem heiligen Geiste über die Welt![2])
Da gab es nicht Himmel, nicht Erde,
Es war nur das blaue Meer.

Inmitten des Meeres ein grüner Ahorn, auf dem Ahörnlein drei Täubchen, die drei Täubchen hielten Rath, wie die Welt zu schaffen wäre:

---

[1]) J. Th. Gotovacki, norodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi. Moskau 1878, II, p. 5, Nr. 7.

[2]) Dieser Refrain wiederholt sich nach jeder Zeile.

Tauchen wir unter auf den Grund des Meeres.
Daß wir uns holen feinen Sand.
Den feinen Sand säen wir aus,
Daß uns entstehe die schwarze Erde;
Daß wir uns holen den goldenen Stein;
Den goldenen Stein säen wir aus,
Daß uns entstehe der heitere Himmel,
Der heitere Himmel, die leuchtende Sonne,
Die leuchtende Sonne, der glänzende Mond,
Der glänzende Mond, die helle Morgenröthe,
Die helle Morgenröthe, die kleinen Sternlein.

Ein kleinrussisches Märchen dagegen erzählt [1]):

Einst gab es nichts, nur den Himmel oberhalb und unterhalb des Wassers. Damals schwamm Gott auf dem Wasser und fand einen großen Klumpen harter Blasen, auf welchem der Teufel saß. „Was bist du?“ fragte ihn Gott. „Ich will mit dir nicht reden“, antwortete der Böse, „wenn du mich nicht in deinen Kahn nimmst“. Gott nahm ihn auf, da sprach jener: „Ich bin der Teufel.“ Beide fuhren weiter, sprachen aber kein Wort mit einander. Endlich sprach der Böse: „Wie schön und gut wäre es, wenn auf der Welt eine feste Erde wäre.“ — „Sie wird sein,“ antwortete Gott, „tauche in den Abgrund des Meeres und bringe eine Hand voll Sand herauf; aus demselben werde ich die Erde schaffen. Wenn du untertauchst und den Sand nehmen willst, sage dies Wort: Ich nehme dich im Namen Gottes.“ Der Teufel wartete nicht und war sogleich unter Wasser. Auf dem Grunde griff er mit beiden Händen nach dem Sande und sprach: „Ich nehme dich in meinem Namen.“ Als er wieder an die Oberfläche kam, sah er neugierig nach, was er in den geschlossenen Fäusten hätte, fand aber zu seiner Verwunderung nichts. Gott aber, der wohl wußte, woher das käme, tröstete ihn und befahl ihm, noch einmal auf den Grund zu tauchen. Der Teufel that es und sprach auf dem Grunde: „Ich nehme dich in seinem Namen.“ Da brachte er so viel Sand auf die Oberfläche, als hinter seinen Nägeln Platz hatte. Gott aber nahm ein wenig Sand, säete ihn auf das Wasser und es entstand ein festes Land, doch nicht größer als ein Bett. Als es Abend wurde, legten sich Gott und der Teufel auf dieses Stück Erde, um auszuruhen. Als aber der Herr eingeschlafen war, stieß ihn der Teufel gegen Osten, daß er ins Wasser falle und ertrinke. Aber die Erde breitete sich weit nach Osten aus und der Herr war gerettet. Da stieß ihn der Teufel gegen Westen, aber auch dahin wuchs die Erde. Auf diese Weise breitete sich die Erde bei den erneuerten Versuchen des Teufels nach allen Seiten aus. Nachdem Gott die Erde erschaffen, erhob er sich in den Himmel. Der Teufel wollte nicht allein bleiben und folgte seinen Spuren. Da hörte er, wie die Engel den Herrn priesen in Lobgesängen und begann zu trauern, daß er Niemand habe, der sich seiner Ankunft freue. Da trat er zu Gott und flüsterte ihm ins Ohr: „Was muß ich thun, um auch eine solche Schaar zu haben!“ Da antwortete ihm Gott: „Wasche Hände und das Gesicht und spritze das Wasser hinter dich.“ Das that er und es entstanden so viele Teufel, daß die Engel und Heiligen zu wenig Platz im Himmel hatten. Der Herr sah ein, was für einen Schaden die Seinen davon hätten, daher rief er den heiligen Elias und befahl ihm, Donner und Blitz loszulassen. Elias war es zufrieden, er donnerte und schoß mit dem Blitze. 40 Tage und Nächte strömte der Regen und mit demselben fielen die Teufel auf die Erde. Zuletzt gab es keine Bösen mehr im Himmel und es fingen auch Engel an herabzufallen. Da befahl Gott Elias einzuhalten, und jeder Teufel blieb gerade dort, wo er sich eben befand. Daher schwirren noch jetzt am Himmel helle Lichter herum und fallen erst jetzt auf die Erde.

Eine altrussische Erzählung von den sieben Planeten [1]), welche den Kampf zwischen den Anhängern Gottes und denen des Satanas schildert, sagt, daß auf den Lobgesang der Himmlischen der Himmel, der unter dem Anstürmen des Satanas schon einzustürzen drohte, seine Festigkeit wieder gewann, und Satanas, der sich unter der Erde befand, welche er erschütterte, auf diesen Ruf festgebannt, blieb im Hades, im Abgrunde. Unter ihm ist Wasser, unter dem Wasser dagegen das unauslöschliche Feuer. Andere abgefallene Engel, welche sich eben auf der Erde befanden, blieben dort, hausen daselbst und thun den Menschen alles mögliche Ueble an und verwandelten sich in Teufel. Andere waren noch nicht bis zur Erde gestürzt, als sie den Lobgesang hörten, und blieben in der Luft. Und alle diese Satanas-Teufel verwandeln sich in Engel, Menschen, Thiere und quälen den Menschen.

Aehnliches erzählt Rußwurm von den Raskolniks [2]): Die Erde war im Anfange ganz mit Wasser überschwemmt. Als nun Gott das feste Land schaffen wollte, schickte er den Teufel ins Wasser, eine Hand voll Erde vom Grunde des Meeres zu holen, wobei er sagen sollte: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Der Teufel tauchte unter, holte eine Hand voll, sagte aber nichts dabei. Als er nun an die Oberfläche des Meeres kam, war seine Hand leer. Daher mußte er zum zweiten Male untertauchen, sagte die vorgeschriebenen Worte, wollte aber von der Erde etwas für sich behalten, brach daher ein kleines Stückchen ab und steckte es in den Mund. Das Uebrige übergab er Gott, der es ausstreute und sprach: „Es vermehre sich das Land und wachse!“ Da wuchsen denn drei Erdtheile daraus, aber auch das Stück in des Teufels Munde fing an zu wachsen, so daß ihm die Backe dick aufschwoll, und er vergeblich sich bemühte, es auszuspeien. Endlich befreite ihn Gott von seiner Plage; er spie das Stück aus über alle Lande und es wurden daraus Moräste, Wüsten und unfruchtbare Stellen.

Aehnlich erzählt Terešienko [3]). Als dem Teufel der Sand im Munde zu wachsen begann und ihn Gott fragte, was er habe, floh er voll Bestürzung. Da schlugen aber Donner und Blitz den Fliehenden nieder; wo er niederfiel, erhoben sich Hügel, wo er hustete, da erwuchs ein Berg, wo er aufsprang, entstand ein himmelhohes Gebirge. So floh er über die Erde und wühlte sie auf.

Diese Schaffung der Erde nennt das kleinrussische Volk in seiner poetischen Sprache „das Säen“ (sějanije), wie es denn heißt: „Es nahm Gott ein Sandkörnchen und besäete die ganze Erde mit Gräsern, Wäldern und allerlei Nutzbarem“ [4]).

Die Slovenen in Krain erzählen [5]): Im Anfange war nur Gott, die Sonne und das Meer. Die Sonne brannte; Gott wurde es heiß und er tauchte ins Meer, um zu baden. Als er wieder an die Oberfläche kam, war ihm ein Sandkorn hinter dem Fingernagel hängen geblieben. Das Sandkorn fiel auf die Meeresfläche und blieb liegen, es bildete unsere Erde; der Meeresgrund ist ihre Heimath.

---

[1]) K. J. Erben, sto prostonárodních pohádek a pověstí slovanských. Prag 1865, p. 143. Vergl. J. W. Wolf, Zeitschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde. I. Band (1853), S. 178 ff.

[1]) Erben, čitanka slovanska, p. 203.

[2]) Mannhardt, Zeitschr. f. deutsche Mythologie, IV. Band (1859), S. 157 ff.

[3]) Nach Afanasjev, poet. vozzr. II, 458.

[4]) Afanasjev, II, 459.

[5]) Aufgezeichnet im „Neven“, 1858, S. 60.

Mit dem Vorausgehenden stimmt auch die bulgarische Ueberlieferung, welche wir nach der seinerzeit in Belgrad erschienenen Zeitschrift Opšt trud[1]) mittheilen wollen: Im Anfange gab es keine Menschen und keine Erde; überall gab es nur Wasser; es existirten nur Gott und der Teufel, welche fortwährend zusammen waren. Die Entstehung der Erde wird ganz so geschildert, wie in den angeführten Quellen, nur wuchs die Erde nach diesen darum so sehr nach allen Seiten, weil der Satan, bei den Bemühungen, Gott ins Wasser zu stoßen, das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte. Der Teufel verließ nun zornig Gott und dieser schuf die Engel, Satan aber einen Bock. Gott schickte nun den Heeresengel gegen seinen Widersacher; da aber dieser auf einem Bocke gegen den Feind angerückt kam, wurde er weidlich ausgelacht und kehrte unverrichteter Sache zu seinem Herrn zurück.

Gott schuf nun den Menschen aus Koth. Die Menschen begannen aber hinzusterben, weshalb Gott den Teufel wieder in seine Gesellschaft aufnahm, wogegen dieser die Bedingung stellte, daß alle todten Menschen ihm gehören sollten. Dieses Bündniß dauerte 4000 Jahre. Da jedoch Satan mehr Menschen zufielen als dem Herrn, berathschlagte sich dieser mit Abraham, Moses und Josef, wie er das Bündniß auflösen könnte. Doch dies war schwer, denn der Teufel behauptete, Gott könne das Bündniß nicht lösen; dies könne nur dessen Sohn, wenn derselbe von einem Geiste gezeugt und nicht in derselben Weise geboren werde wie die übrigen Menschen. So geschah es auch: Gott band ein Sträußchen Basilikum, legte sich nieder, legte das Sträußchen in seine Achselhöhle und wünschte, daß vom Geiste Gottes ein Sohn geboren werden möge. Das Sträußchen schickte er durch den Engel Gabriel Maria, der Schwester Jordan's, welche daran roch und schwanger wurde; doch gebar sie nicht auf dem gewöhnlichen Wege, da Jesus Christus vom Geiste gezeugt wurde, sondern durch eine Oeffnung, welche Jordan mit der Lanze in der Brust seiner Schwester gemacht hatte. Darum begann dann der Kampf zwischen Christus und Satan, welcher die Juden aufstachelte, daß sie Christus tödteten.

Diese bulgarische Erzählung scheint schon von der mohammedanischen beeinflußt. Die Schaffung des Menschen behandelt auch die oben schon erwähnte Ueberlieferung der Raskolniks[2]). Nach derselben bildete Gott den Leib des Menschen aus Thon, stellte den Hund als Wächter bei demselben auf und ging die Seele zu holen. Der Teufel sah den schönen Leib und wollte ihn zerstören, der Hund fuhr auf ihn los und biß ihn. Da ließ Satan eine gewaltige Kälte kommen, so daß der Hund, der damals noch nicht behaart war, erstarrte und sich nicht von der Stelle rühren konnte. Nun bespie der Teufel den Leib des Menschen, weshalb derselbe so viel Krankheiten und Leiden auszustehen hat. Als der Herr mit der Seele kam, bemerkte er zwar den bösen Streich seines Widersachers; da er jedoch einsah, daß die Leiden dem Menschen nothwendig seien, unterließ er es, einen neuen Leib zu bilden, dem Hunde gab er aber einen Pelz, um ihn für die Zukunft zum Wächteramte geeigneter zu machen.

Nach einer slovenischen Erzählung[3]), welche bei Mannsburg aufgezeichnet wurde, entstand der Mensch aus einem Schweißtropfen Gottes. Dieselbe lautet: Im Anfange gab es nichts als Gott; Gott schlief aber und träumte. Dieser Schlaf dauerte lange, lange. Endlich wachte er auf und jeder Blick desselben verwandelte sich in einen Stern. Da wunderte er sich und begann zu wandern, um alle die Herrlichkeit, die er mit seinen Augen hervorgebracht, zu besehen. Er wanderte und wanderte, fand aber nirgends ein Ende. Endlich kam er auf unsere Erde; er war schon müde, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Ein Tropfen fiel auf die Erde, derselbe belebte sich und der erste Mensch stand da. Er ist göttlichen Ursprunges, aber zur Mühe und Arbeit geboren.

Eine Erzählung über die Sintfluth nach dem Volksglauben der Slovenen erzählt[1]), die Erde sei anfangs öde und wüste gewesen, bis der Herr einen Hahn aussandte, welcher ein Ei legte. Aus diesem Eie strömten sieben Ströme hervor, welche die Erde bewässerten, daß dieselbe ergrünte und fruchtbar wurde. Die Menschen waren glücklich und froh, denn sie kannten keine Sorgen, der himmlische Hahn zeigte ihnen durch sein Krähen an, wann sie aufstehen, wann sie essen und was sie thun sollten. Mit der Zeit wurde ihnen aber das Gekrähe unangenehm, sie meinten ohne dasselbe auch das Richtige treffen zu können und baten Gott, das Thier zu entfernen. Der Himmelsvater erhörte ihr Flehen. Mit dem letzten Rufe: „Wehe mir, hütet den See!“ verschwand der Hahn auf immerdar. Die Menschen freuten sich des Erfolges; anfangs hielten sie aus alter Gewohnheit an der gewohnten Beschäftigung fest, endlich ergaben sie sich aber dem Fraße und der Völlerei und anderen Ausschweifungen, da brachen Krankheiten und Ungemach ein. Sie konnten sich aber nicht helfen. In ihrer Noth beschlossen sie, wenigstens den letzten Warnungsruf des Hahnes noch zu befolgen, wußten aber nicht, was sie unter dem See verstehen sollten. Sie schickten eine Wache auf die Berge, weil sie fürchteten, von dorther könnte Gefahr drohen. Nach und nach legte sich ihre Angst und ihr Uebermuth regte sich von Neuem.

Die Weiber machten Besen aus Weizenähren, um die Häuser zu kehren, die Männer waren so faul, daß sie nicht einmal mehr auf die Bäume klettern wollten, um die Brotlaibe, welche auf denselben wuchsen, herabzuholen, sondern gleich die Bäume umhieben, um die Früchte zu erlangen. Man fing an, auch darüber zu debattiren, daß es besser wäre, wenn die Ströme mehr Wasser lieferten; sie zerschlugen das Ei, aus welchem das Wasser hervorquoll. Da drang das Wasser unter Donner und Blitz hervor und überfluthete das ganze Paradies, welches zu einem See wurde.

Nach einer anderen Erzählung[2]) rettete sich nur ein einziger Mensch, ein Krainer. Dieser fand auf dem Berge, auf welchen er sich geflüchtet hatte, einen Weinstock, an welchen er sich anklammerte. Kurent, der im Volksglauben der Slovenen die Rolle eines alleweil lustigen Freudengottes spielt, streckte die Ranken, daß sie bis über die Wolken reichten; an diesen hing der Krainer durch neun Jahre und nährte sich von den Trauben, bis die Erde wieder trocknete. Aus Dankbarkeit versprach nun der Gerettete für sich und seine Nachkommen der Rebe und Kurent ewige Dankbarkeit.

Eine ähnliche Darstellung der Entstehung der Erde finden wir in dem russischen Svitok božestvennyh knig[3]) die allerdings nur in jüngeren Abschriften erhalten ist, dem Inhalte nach aber jedenfalls alt ist und Anklänge an die Lehren der Bogomilen enthält. Bis zur Schaffung der

---

[1]) 1868, II. Heft, S. 73 bis 78.
[2]) Ibid. S. 158.
[3]) Joh. Trdina in der kroat. Zeitschrift „Neven“ 1858, S. 60. Vergl. Ljubljanski Zvon, Laibach 1881, I, S. 164.

[1]) Ibid. S. 61. J. Grimm (deutsche Mythol. IV. Ausg. I, S. 482) war nur eine slavische Sintfluth bekannt, nämlich die bei Vuk Stefanović Koragjić in den serbischen Volksliedern, II. Ausg. I, Nr. 207, besungene Entstehung des Platten-Sees.
[2]) Ibid. S. 74.
[3]) Afanasjev, poetičeskija vozzrênija Slavjan na prirodu II, p. 462 f.

Welt, heißt es dort, saß Gott Sabaoth in drei Kammern in den Lüften und der Glanz seines Antlitzes war 70 mal 7 mal heller als dieses Licht, seine Kleider waren weißer als Schnee, leuchtender als die Sonne. Da gab es weder Himmel noch Erde, weder Meer noch Wolken, weder Sterne noch Morgenroth, weder Tag noch Nacht. Da sprach der Herr: Es werde der krystallene Himmel und das Morgenroth und Wolken und Sterne. Und es blies ein Wind aus seinem Schoße und er pflanzte das Paradies im Osten und der Herr selbst setzte sich im Osten nieder in seiner Schönheit, und der Donner — die Stimme des Herrn — befestigt an einem feurigen Wagen und der Blitz — das Wort des Herrn — kommt aus dem Munde des Herrn. Darauf schuf er das Meer von Tiberias ohne Ufer, und er ging auf das Meer durch die Luft und da sah er auf dem Meere eine Quackerente schwimmen, d. i. den sogenannten Satanas, der sich im Schlamme verstrickt hatte. Da sprach der Herr zu Satanael, als kennte er ihn nicht: „Wer bist Du den Menschen?“ der Satan antwortete: „Ich bin Gott.“ — „Wie nennst Du mich?“ — Satan erwiderte: „Du bist der Gott der Götter und der Herr der Herren.“ Hätte Satanas nicht so geantwortet, hätte ihn der Herr auf dem Meere Tiberias vernichtet. Da sprach der Herr zu Satanael: „Tauche ins Meer und bringe mir Sand und einen Kieselstein.“ Und es nahm der Herr den Sand und den Stein und säete (den Sand) auf dem Meere und sprach: „Es werde die Erde fett und weit.“ Darauf nahm er den Kieselstein, brach ihn in zwei Theile und es flogen aus der einen Hälfte auf den Schlag des Scepters Gottes die reinen Geister; aus der anderen Hälfte aber schlug Satanas eine unzählige Menge von Teufeln. Aber der Erzengel Michael warf ihn sammt allen Teufeln vom hohen Himmel herab. Die von Gott geschaffene Erde war auf 33 Walfischen befestigt.

Mit der letzten Angabe stimmt eine jetzt in Prag aufbewahrte serbische Handschrift: „Erzählung vom Himmel und der Erde[1].“ Dort heißt es: „Aus was ward der Himmel? — Aus Wasser. — Wie viel Himmel giebt es? — Sieben. — Aus was ward Sonne, Mond und Sterne? — Aus Gewändern Gottes. — Aus was ward die Erde? — Aus Schlamm des Wassers. — Was hält die Erde? — Das Wasser. — Und wovon wird das Wasser getragen? — Vom großen Steine. — Und was hält den Stein? — Die vierflügeligen Thiere (oder die vier beflügelten Thiere). — Und was hält die vier Thiere? — Das Feuer, aus welchem warme Quellen entspringen. — Und was hält das Feuer? — Ein anderes Feuer, zwölfmal heftiger als dieses. — Und was erhält dieses Feuer? — Die Eiche, gepflanzt vor allen anderen, und die Wurzeln dieser Eiche stehen auf der göttlichen Kraft; der Herr aber und die göttliche Kraft haben keinen Anfang und kein Ende.“

Diesen Fragen und Antworten entsprechen ähnliche in einer bulgarisch-slovenischen Handschrift, nach welcher die Erde auf vier goldenen Walfischen ruht, das zweite Feuer nur zweimal heftiger ist als das erste und die Eiche eine eiserne genannt wird[1]).

Auch nach dem slovenischen Volksglauben kam die Erde aus dem Wasserabgrunde hervor, wo sie mit Sonne, Mond, Sternen, dem Blitz und den Winden verborgen gewesen; zuerst tauchte der Triglav (nach slovakischem Glauben die Tatra) hervor, das Leben auf der Erde aber begann, als sich in ihrem Inneren das Feuer entzündete; darum glauben die Ruthenen in den Karpathen, die Welt sei vom Car-ogon (Kaiser-Feuer) und der Carica-voda (Kaiserin-Wasser) geschaffen worden[2]).

Woher alle diese Anschauungen gekommen, ob sie ursprünglich oder entlehnt sind, läßt sich wohl nicht entscheiden; so viel ist jedoch sicher, daß zur Erhaltung derselben die Bogomilen sehr viel beitrugen, denn dieselben liebten es, ihre Lehren in die Form derartiger Erzählungen zu kleiden, weshalb dieselben in Bulgarien besonders häufig waren und die Apokryphen in Rußland geradezu „bulgarische Fabeln“ hießen[3]). Auch die apokryphe Litteratur trug zur Erhaltung und Verbreitung dieser Vorstellung viel bei, denn sie vermengte Kirchliches, Einheimisches und Fremdes, ohne daß man jetzt noch dies immer sondern könnte.

[1]) Slovo o nebesi i o zemli. S. Jagić, Archiv für slav. Philol. I. (1875) S. 95.

[1]) Jagić, Archiv, I, S. 128.
[2]) Afanasjev, o. c. p. 468.
[3]) Jagić, historija kujiževnosti, p. 82—93.

Französische Höhlenfunde.

Ko. In Nr. 3 der diesjährigen „Revue d'Anthropologie“ finden wir unter dem Titel Ossements et squelettes humaines dans les cavernes et les stations quaternaires ein Kapitel aus einem demnächst erscheinenden Werke von E. Cartailhac (La France préhistorique d'après les sépultures), welches manches Interessante auch für die Leser des „Globus“ enthält. Alle die Funde sind relativ neueren Ursprungs; unbestreitbar sehr alt ist vielleicht nur die berühmte Kinnlade von la Roulette[1]) und eine andere Kinnlade, welche der Marquis de Vibraye in einer tiefen Schicht der Höhle von Arcy-sur-Cure zusammen mit Resten des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Elephanten und des Nashorns gefunden hat.

Häufiger werden Menschenreste erst in der verhältnißmäßig neuen Epoche von Solutré und la Madeleine. — Solutré liegt am linken Gehänge des Saônethales nicht weit von Macon. Unter einem steilen Absturze von Jurakalken liegt ein sich allmählich abdachender Hügel und entspringt eine starke Quelle; die Stelle ist vor dem Nordwinde geschützt und bietet einen weiten Ausblick; sie ist darum auch immer bewohnt gewesen und trägt heute noch ein Dörfchen. Herabstürzende Steine und Trümmer haben vielfach die Reste der alten Bewohner begraben und undeutliche Schichten gebildet, in welchen die Orientirung leider nicht eben leicht ist. Die Stelle wird seit 1865 von den Herren de Ferry, Arcelin, Ducrost, Lartet, Chantre ausgebeutet und hat interessante Resultate geliefert.

[1]) Dieselbe Nummer enthält einen interessanten Aufsatz von Topinard über dieses wichtige Fundstück, welcher die sämmtlichen angeblich „simioiden“ Eigenschaften des Unterkiefers einer eingehenden Prüfung und Vergleichung sowohl mit Menschen- wie mit Anthropoidenknochen unterzieht. Er warnt entschieden davor, auf dieses einzige vielleicht abnorm ausgebildete Fragment hin eine neue Rasse und auf diese weittragende Theorien zu gründen.

Zu unterst liegen hier Pferdeknochen, unvermischt und in erstaunlichen Mengen; die Hauptanhäufung bildet eine Art Mauer von über 100 m Länge bei 3 m Höhe und 4 m Breite. Mindestens die Knochen von 40000 Pferden liegen hier, und alle Röhrenknochen sind aufgespalten und die meisten zeigen die Einwirkung des Feuers. Wir haben zweifellos die Küchenabfälle eines Stammes vor uns, der sich fast ausschließlich vom Ertrage der Pferdejagd nährte. Hier und da erkennt man noch die Feuerstellen; Feuersteinsplitter liegen herum, aber die sonst so häufigen sorgsam bearbeiteten Pfeilspitzen hat man hier noch nicht gefunden. — Andere Feuerstätten sind auf Steinplatten und Blöcken vor dieser Knochenmauer angelegt worden und haben auf sie eingewirkt, sind also jünger. Um sie herum liegen nicht mehr ausschließlich Pferdeknochen; neben dem Pferde herrscht das Renthier vor; daneben sind Mammuth, Auerochs, Wapiti, der braune Bär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, Wolf, Fuchs, Luchs, Saigaantilope, Iltis, Dachs, Hase und Murmelthier vertreten, also eine reiche und mannigfache Fauna, wie sie eine zahlreiche Jägerbevölkerung ernähren konnte. Die Steinwaffen gehören alle einem eigenthümlichen Typus an, der nach Solutré benannt worden ist und die dritte Abtheilung des französischen Quaternärs charakterisiren soll. Neben ihnen findet man nur spärliche Knochengeräthschaften ohne Verzierung.

Ueber die ganze, ungefähr einen Hektar umfassende Oberfläche des Hügels, der als Crot du Charnier bekannt ist, liegen Gräber zerstreut: 1870 hatte man schon gegen 60 aufgedeckt. Sie liegen bald auf oder in den Feuerstätten, bald unmittelbar daneben, sehr häufig aber auch völlig unabhängig davon. Vier rohe Steinplatten umschließen ziemlich dicht ein Parallelogramm, in welchem die Leiche auf einem Bette von zerschlagenen und angebrannten Pferdeknochen liegt. Renthierknochen und Feuersteininstrumente sind beigegeben. Die Menschenknochen aber zeigen keinerlei Spuren von Feuereinwirkung; die Leichen sind offenbar ohne Verbrennung bestattet worden. Ob diese Gräber der Renthierepoche angehören? Die Entscheidung ist hier um so schwieriger, als, wie oben bemerkt, der Crot du Charnier zu allen Zeiten bewohnt gewesen zu sein scheint, und auch neolithische Gräber mit polirten Steinwerkzeugen und selbst solche aus der Römer- und Merovingerzeit vorkommen. Bisweilen scheint es, als habe man die Knochen und Werkzeuge, welche man beim Ausheben des Grabes fand, aus irgend einem Grunde wieder hineingelegt. Beispiele von verschiedenen Gräbern über einander hat man nirgends gefunden, ebenso wenig Feuerstellen, die über Gräbern angelegt wären; die Altersbestimmung wird dadurch noch schwieriger.

Eine andere hochinteressante Station aus der Steinzeit liegt am Fuße der Seealpen, dem Haupttheile nach noch auf italienischem Gebiete, bei Menton, in der Gemeinde Vintimiglia. Hier öffnen sich dicht am Strande, etwa 27 m über dem Wasser, in Schichten der unteren Kreide neun Grotten und unter ihnen liegt ein kleines Plateau, über welches früher die Via Julia Augusta zog, während es jetzt die Küstenbahn durchschneidet. Sie dringen nicht tief ein und sind fast ganz erfüllt von Küchenabfällen, Kohlen, Knochen und Muscheln, welche stellenweise 16 m hoch angehäuft sind. Die untersten Schichten fallen, wie in dem Einschnitte der Eisenbahn zu erkennen ist, mit einer alten Strandlinie zusammen. Genaue Untersuchungen, welche E. Rivière angestellt hat, ergaben namentlich in den untersten Schichten eine sehr alte Fauna: Löwe, Hyäne, Vielfraß, aber auch Elephant, Rhinoceros, verschiedene Hirscharten, außerdem Reste von Vögeln, einzelne Fischgräten und Massen von Mollusken. Dagegen fehlt das Renthier vollständig; es scheint hierher so wenig gelangt zu sein, wie nach Italien und Spanien; seine südlichsten Spuren finden sich beim Pont du Gard. In den unteren Schichten findet man hauptsächlich Werkzeuge aus Quarzit, in den oberen überwiegen die Feuersteine, von denen manche sehr sorgsam bearbeitet sind. Sie haben übrigens einen besonderen Charakter; die Höhlenbewohner von Baoussé-Roussé mögen wohl demselben Stamme angehört haben, wie die von Solutré oder Langerie, hatten aber offenbar eine eigene Kultur entwickelt und arbeiteten mit anderen Instrumenten.

Gleich in der ersten Grotte dicht an der französischen Grenze fanden sich zwei Kinderskelette dicht neben einander; um sie herum lagen Tausende von Cyclonassa neritea L.; alle auf der Rückseite durchbohrt, um einen Faden durchziehen zu können; die heute noch überall am Mittelmeere in Unmassen vorkommende Schnecke hat offenbar zur Verzierung der Kinderkleider gedient, eine Verwendungsart, zu welcher sie durch ihre knopfförmige Gestalt ganz besonders geeignet ist. Auch in der vierten Grotte fanden sich bei dem Schädel eines erwachsenen Mannes über 200 Exemplare, welche offenbar eine Mütze geschmückt hatten; an der rechten Schläfe lagen 22 durchbohrte Schneidezähne vom Hirsche, welche offenbar eine Art Rosette gebildet hatten. Außerdem fand sich aber der Rest eines aus denselben Muscheln gebildeten Beinringes unter dem linken Knie. Das ganze Skelett und seine Umgebung waren mit gepulvertem Eisenkiesel bestreut und unmittelbar vor der Mundöffnung des Schädels war eine 4 cm breite Rinne ganz mit diesem Mineral erfüllt. An einer anderen Stelle derselben Höhle wurde ein Behälter aufgefunden, der Tausende von durchbohrten Muschelchen enthielt, als ob die Bewohner ein Geschäft daraus gemacht hätten, sie für die Verwendung vorzubereiten. Außer Cyclonassa neritea und einigen anderen Mittelmeerarten fanden sich aber auch Purpura lapillus L. und Littorina littorea L., zwei Arten, die nur an der Atlantischen Küste vorkommen; sie und einige versteinerte Arten, die nur von Valognes in Nordfrankreich bekannt sind, beweisen, daß schon damals ein Tauschhandel mit diesen geschätzten Schmuckgegenständen durch ganz Frankreich hindurch stattfand. Neben den Muscheln finden sich nur ganz wenige und sehr einfache Gegenstände aus Knochen; was vorkommt, ähnelt den Funden von Solutré.

Die fünfte, von A. Julien sorgsam erforschte Grotte ergab nur bis zu 4 m Tiefe bearbeitete Knochen; aber noch 3 m tiefer auf dem festen Felsenboden lag zwischen einem Felsblocke und der Grottenwand ein Skelett auf dem Rücken, den Kopf auf eine Schicht rother Erde gebettet, auf dem Schädel drei große Feuersteinsplitter, zwei andere an beiden Schultern. Schmuckgegenstände wurden hier nicht vorgefunden.

Auch in der sechsten Grotte fand sich in 3,75 m Tiefe ein nicht ganz vollständiges Skelett; es hatte am einen Schulterblatte, an den Ellenbogen, am Handgelenke und an den Unterschenkeln Reste von Muschelschnüren aus Cyclonassa neritea, Nassa corniculum und Cypraea pyrum. Ein anderes wenig entfernt vom ersten gelegenes Skelett wies ebenfalls Muschelschnüre auf, in denselben außer den oben genannten Arten auch Cypraea lurida, Trivia coccinella, Nassa reticulata, Cerithium und Cardium edule. Das Vorkommen der beiden Cypraeen ist von besonderem Interesse, da sie an der südfranzösischen Küste zu den Seltenheiten gehören und westlich der Rhonemündung ganz zu fehlen scheinen; sie müssen auch damals schon hoch geschätzt worden sein und finden sich auch, mit

einem Schlitze im Rücken versehen, isolirt; wahrscheinlich wurden sie als Amulete umgebunden. Das zweite Skelett ist offenbar dem Schicksale verfallen, von einer Hyäne angenagt zu werden. Die Zahnspuren sind noch deutlich sichtbar; es scheint aber auch, daß das Skelett überhaupt als solches beigesetzt worden ist, daß die Höhlenbewohner ihre Todten erst auf irgend eine Weise vom Fleische befreiten. Wie sie das anfingen, läßt sich nicht nachweisen, jedenfalls geschah es rasch und ohne daß die Gelenkbänder zerstört wurden, denn eines der gefundenen Skelette hat ganz die Stellung eines Schlafenden bewahrt. Das Erzpulver, das man bei allen Menschenknochen der Grotten von Baoussé-Roussé fand, kann erst nach der Entfernung der Weichtheile aufgestreut worden sein, denn es hat sich in den Vertiefungen der Knochen in größerer Menge angesammelt. Auch die Muschelbänder können erst dem entblößten Knochen umgelegt worden sein. Jedenfalls sind aber die Gräber noch in intakten Schichten vorgefunden worden und gehören ohne jeden Zweifel der paläolithischen Periode an. Die wenigen Gegenstände neolithischen Charakters sind sämmtlich in den obersten Schichten gefunden worden.

Die dritte und wohl berühmteste Station in Frankreich ist Cro-Magnon in Périgord. Hier hat sich die Vezère ein enges pittoreskes Thal gegraben, in dessen steilen Wänden sich eine Menge von Höhlen und Grotten finden. Die Menschen der Steinzeit haben mit Vorliebe hier gewohnt und die Menge der Ueberreste, welche sie zurückgelassen haben, ist eine überraschende. Die Eisenbahn, welche Toulouse mit Limoges verbindet, durchschneidet die Ansiedelung und hat namentlich die speciell Cro-Magnon genannte Station bloßgelegt. Hier haben unter einem überhängenden Felsen durch lange Zeit Jägerstämme gehaust, bis ihre Küchenabfälle den Boden so erhöht hatten, daß die fernere Benutzung der Grotte unmöglich wurde. Die Wichtigkeit des Fundes wurde glücklicher Weise alsbald gewürdigt und die ganze Fundschicht unter der Leitung des Herrn Louis Lartet vorsichtig ausgebeutet. Wie in Solutré und Laugerie haute herrschen hier die Pferdereste vor, während Renthier, Hirsch und Auerochs zurücktreten; auch eine gefundene Lanzenspitze entspricht ganz denen von Solutré und Werkzeuge aus Knochen sind ebenso selten wie dort. Fischgräten kommen kaum vor, während doch der fischreiche Fluß unmittelbar vor der Grotte vorbeifließt.

In Cro-Magnon wurden fünf Skelette gefunden, ein Greis, zwei erwachsene Männer, eine Frau und ein ungeborenes Kind. Zwischen den Knochen lagen Hunderte von durchbohrten Muscheln, meistens Littorina littorea, außerdem auch Purpura lapillus, Sipho Jeffreysianus und Turritella communis; die drei ersteren Arten kommen nur im Atlantischen Ocean vor und sind also jedenfalls von dort bezogen worden. Auch runde Plättchen von Elfenbein und durchbohrte Thierzähne wurden gefunden. Die Muscheln haben hier meist noch ihre Farbe bewahrt, während die aus anderen Stationen häufig gebleicht sind; doch ist dies kein Beweis für ein geringeres Alter. Littorina und Purpura sind Strandarten, welche man an und über der Wasserlinie in Menge lebend sammeln kann, während Cyclonassa, von der gebleichte Exemplare zu Hunderttausenden am Strande liegen, nur bei sorgsamem Nachsuchen lebend zu finden ist; von den ersteren kamen also naturgemäß mehr lebend gesammelte Stücke in den Handel und diese halten ihre Farbe bei trockener Aufbewahrung unendlich lange; beide Arten dienen übrigens an den Küsten überall als beliebte Nahrung und sind auch in den dänischen Kjökkenmöddings häufig. — Die Skelette von Cro-Magnon haben übrigens ganz oberflächlich gelegen und es ist durchaus noch nicht erwiesen, daß sie demselben Stamme angehören, der die Pferde jagte und mit Solutré gleichzeitig war, ein Umstand, der nicht unwichtig ist, da ja Cro-Magnon der ganzen Rasse, welche in der späteren Quaternärzeit Frankreich bewohnte, den Namen gegeben hat.

Auf der anderen Thalseite, bei Laugerie basse, ist der Felsen brüchiger; die Grotten sind ausgedehnter, aber herabstürzende Blöcke haben die Bewohner häufig gezwungen, ihre Wohnstätten zu verlegen. Sie sind aber immer wieder zurückgekehrt und zwischen den Felstrümmern haben die Küchenabfälle sich allmählich auch bis zu einer Höhe von 10 bis 12 m angesammelt. Die oberflächlichen Schichten sind von den Herren Lartet, Christy und de Vibraye ausgebeutet worden und haben zahlreiche, sehr gut erhaltene Gegenstände geliefert; die Zwischenräume der gestürzten Blöcke hat neuerdings Herr Massenat durchforscht. Ganz in der Tiefe, unter den Blöcken, fand man ein Skelett, die Füße gegen die Wand gerichtet, Ellenbogen und Knie fast sich berührend, die Wirbelsäule durch einen herabgestürzten Block zerschmettert. Auch hier fanden sich wieder Muscheln als Schmuck, und zwar Mittelmeermuscheln (Cypraea pyrum und C. lurida); also auch damals schon ein Tauschverkehr zwischen Mittelmeer und Ocean. Mortillet möchte daraus schließen, daß diese Stämme im Sommer das Renthier in den Bergen von Perigord jagten, im Winter aber an der warmen Mittelmeerküste ihren Aufenthalt hatten, aber dann müßten auch die Steinwaffen und Knochenwerkzeuge übereinstimmen, was durchaus nicht der Fall ist. Zweifellos waren aber beide Stämme nahe verwandt und gehörten auch die damaligen Bewohner Liguriens zur Rasse von Cro-Magnon.

Von großem Interesse sind die Knochenreste, welche man in der Höhle von Gourdan (Dep. Haute Garonne) gefunden hat; Schädel und Unterkiefer sind durch Schläge mit einem schweren Instrumente zerschmettert, man sieht noch die Einschnitte der Kieselmesser, mit denen die Haut vom Knochen abgeschabt wurde; ringsum liegen Küchenabfälle. Trotzdem kann man die Bewohner dieser Grotte nicht so ohne Weiteres des Kannibalismus beschuldigen, denn man findet nie andere als Schädelknochen und die beiden obersten Wirbel in der Grotte, und es ist ganz gut möglich, daß nur aus irgend einem abergläubischen Grunde die Köpfe der erschlagenen Feinde in die Grotten gebracht wurden; vielleicht waren es gar nicht einmal die Köpfe von Feinden, sondern von eigenen Stammesgenossen, deren Knochen man, wie bei Menton, vor der Beerdigung vom Fleisch befreite.

Eine fernere interessante Fundstätte findet sich an einem kleinen Vorsprunge zwischen den Thälern der Gave de Pau und der Gave d'Oloron bei dem Dörfchen Sordes. Hier liegt ein unbedeutender, kaum 100 m hoher Felsrücken, welcher aber in Folge seiner günstigen Lage die ganze Umgegend beherrscht; die Südwestseite enthält mehrere Grotten, von denen eine, auf dem Gute eines Herrn Duruthy befindlich, von den Herren Lartet und Duparc ausgeräumt worden ist. Unmittelbar auf dem Boden in einer Lage von calcinirter Erde und Asche lagen gegen 40 Reißzähne des Höhlenbären und drei Löwenzähne, alle zum Anhängen durchbohrt, viele mit eingeritzten Figuren von Thieren, Pfeilspitzen oder mit anderen Ornamenten; Skelettreste, die sich damit zusammen fanden, ließen sich nicht mehr zusammensetzen. Darüber lag eine dicke Schicht schwarzer thoniger Asche mit den gewöhnlichen Steingeräthen, in derselben auch eine Harpunenspitze mit Widerhaken; eine dünne Schicht mit Landschnecken begrenzte sie nach oben und schien anzudeuten, daß die Höhle einmal für eine längere Zeit

unbewohnt geblieben ist. Darüber folgte noch einmal eine Aschenschicht wie die untere, aber über dieser lagen Steinwerkzeuge von ganz abweichender Form und etwa 30 Skelette, die offenbar einer neueren Epoche angehören. Nur das mit den Bärenzähnen zusammen gefundene Skelett gehört der ältesten Epoche an und auch von ihm nimmt der Verfasser an, daß es in derselben Weise vom Fleische befreit bestattet worden sei, wie in den anderen bisher aufgeführten Stationen.

Es scheint also allgemeine Sitte in der Epoche von Solutré und Cro-Magnon gewesen zu sein, die Skelette der Leichen allein beizusetzen, ein Gebrauch, wie er sich ja heute noch bei manchen wilden Stämmen findet. Die Seltenheit der Höhlenfunde scheint aber darauf zu deuten, daß die Wohnhöhlen nur ausnahmsweise als Begräbnißstätten benutzt wurden. Bekanntlich ist der italienische Anthropologe Professor Pigorini schon vor einigen Jahren zu denselben Resultaten gelangt, wie Carvailhac. Es wäre interessant, eine Vergleichung anzustellen zwischen der Verbreitung dieses Skelettirens der Leichen und der Dolmen oder anderer angeblicher Spuren der ehemaligen Verbreitung der iberischen Rasse.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Herr Lüderitz sandte in den Jahren 1884 bis 1885 eine aus Dr. Schinz, Dr. Schenck, de Fough, H. Pohle und sechs Bergarbeitern bestehende Expedition aus, um das Gebiet zwischen dem Orange River und der Walfischbai 20 geographische Meilen landeinwärts von der Küste zu untersuchen. Die Resultate, über welche H. Pohle unter Beigabe einer Originalkarte in „Petermann's Mittheilungen" (1886, Heft 8) berichtet, sind geradezu niederschmetternd für die Freunde der Kolonisation Südwestafrikas. „Der gänzliche Mangel an atmosphärischen Niederschlägen und die Geringfügigkeit des an nur wenigen Stellen vorkommenden Trinkwassers hindert jeden Versuch zu Kolonisationszwecken. Die Untersuchung in mineralogischer Beziehung gab durchaus keine nennenswerthe Ausbeute, um den Transport nach Deutschland zu lohnen, da nur Edelmetalle, als Gold, Silber, Platin, und zwar auch nur in ganz bedeutenden Mengen, einen pekuniären Gewinn abwerfen würden, und endlich ist die Vegetationslosigkeit dieses ganzen Landstriches erwiesen, die ja kaum das Leben von Menschen und Thieren gestattet, wenn auch in sanitärer Beziehung nichts zu wünschen übrig bleibt. Die Worte, die mir der nun verstorbene Generalkonsul Herr Dr. Nachtigal sagte: „Ich will lieber durch die Wüste reisen, da finde ich doch wenigstens Oasen, als noch einmal durch dieses Land", sind vollständig zutreffend."

— Ueber den Lomami, den großen Zufluß des Sankurru und des Kassai, berichtet „Le Mouvement Géographique" (1886, Nr. 18) nach Mittheilungen des Dr. Ludwig Wolf (vergl. oben S. 80) noch Folgendes. Der Lomami ergießt sich mit zwei, resp. 30 und 50 m breiten Armen in den Sankurru und ist weiter oberhalb bis 100 m breit. Seine Befahrung ist leicht, da er wenig Inseln und sehr wenig Sandbänke enthält; Krokodile sind überall in Massen vorhanden. Die Uferlandschaften sind zauberisch, die Wälder mit riesigen Pandanus erfüllt, die Elephanten zahllos, die Bevölkerung von außerordentlicher Dichtigkeit. Dr. Wolf hat Städte von 10000, 12000, ja 15000 Einwohnern besucht. Die Bewohner des rechten (nördlichen) Ufers sind stellenweise äußerst primitiv; der Reisende hat in dieser Beziehung eine Beobachtung gemacht, welche für Innerafrika einzig in ihrer Art dazustehen scheint: er fand ganze Dörfer in den Wipfeln der Bäume errichtet. Die Bewohner, flink und beweglich wie die Affen, bewegten sich auf den Aesten hin, sich von Zweig zu Zweig schwingend. Die Hütten waren im Laube versteckt errichtet, sicher vor jedem Handstreiche. — Dort, wo der Dampfer „En Avant" die weitere Erforschung des Lomami aufgeben mußte (5° 20′ südl. Br.), hatte derselbe noch $2\frac{1}{2}$ m Tiefe bei Niedrigwasser; aber nach Angabe der Eingeborenen waren Stromschnellen, welche der Schiffahrt ein Ziel setzen, dort nicht mehr fern.

Australien.

— Die australischen Kolonien machen im Eisenbahnwesen rasche Fortschritte. Gegen Ende des Jahres 1885 hatten die fünf Kolonien des Kontinents 9766 km und die beiden Inselkolonien Neu-Seeland und Tasmanien 2813 km Eisenbahnen im Betriebe, also zusammen 12579 km gegen 12046 am Schlusse des Jahres 1884. Gleichzeitig befanden sich noch über 3000 km im Bau. Von diesen 12579 km entfielen 2906 auf Neu-Süd-Wales, 2703 auf Victoria, 2380 auf Neu-Seeland, 2184 auf Queensland, 1704 auf Südaustralien, 433 auf Tasmanien und 269 auf Westaustralien. Die ersten Bahnen in Australien waren die von Melbourne nach Port Melbourne oder Sandridge, $3\frac{1}{2}$ km (am 14. September 1854), die von Sydney nach Parramatta, $22\frac{1}{2}$ km (am 25. September 1855), und die von Adelaide nach Port Adelaide, 12 km (am 21. April 1856 eröffnet). Die Verbindungsbahn zwischen Adelaide und Melbourne wird Anfang nächsten Jahres auf ihrer ganzen Länge in Betrieb gesetzt werden. Südaustralien hat seine Strecke von Adelaide bis zur Grenze von Victoria, 295 km, bereits Ende April 1886 in Betrieb gesetzt. Zwischen Melbourne und Sydney (925 km) besteht schon seit 1883 volle Eisenbahnverbindung, und die Bahn, welche Sydney mit Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, verbinden soll, wird in spätestens zwei Jahren fertig sein. Auch Westaustralien rührt sich jetzt. Am 1. März dieses Jahres wurde der erste Spatenstich an einer Bahn gethan, welche von Guilford, einer Station an der von Fremantle über Perth laufenden Ostbahn in 31° 57′ südl. Br. und 116° 3′ östl. v. Gr., nach Greenough, einem Städtchen mit 1557 Seelen in einem fruchtbaren Agrikulturdistrikte (28° 56′ südl. Br. und 114° 42′ östl. L. von Gr.) gebaut werden soll. Den Bau dieser ungefähr 405 km langen Bahn läßt ein Londoner Syndikat von Kapitalisten, welches anstatt Baarzahlung große Strecken Landes am Bahnkörper entlang erhält, ausführen. Er ward für die Summe von 900000 Pfd. St. in Kontrakt gegeben. H. Gr.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. III. (Mit sieben Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Mangianen der Insel Mindoro (Philippinen). — Fr. Hubad: Die Entstehung der Welt nach slavischem Volksglauben. — Französische Höhlenfunde. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. (Schluß der Redaktion: 10. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

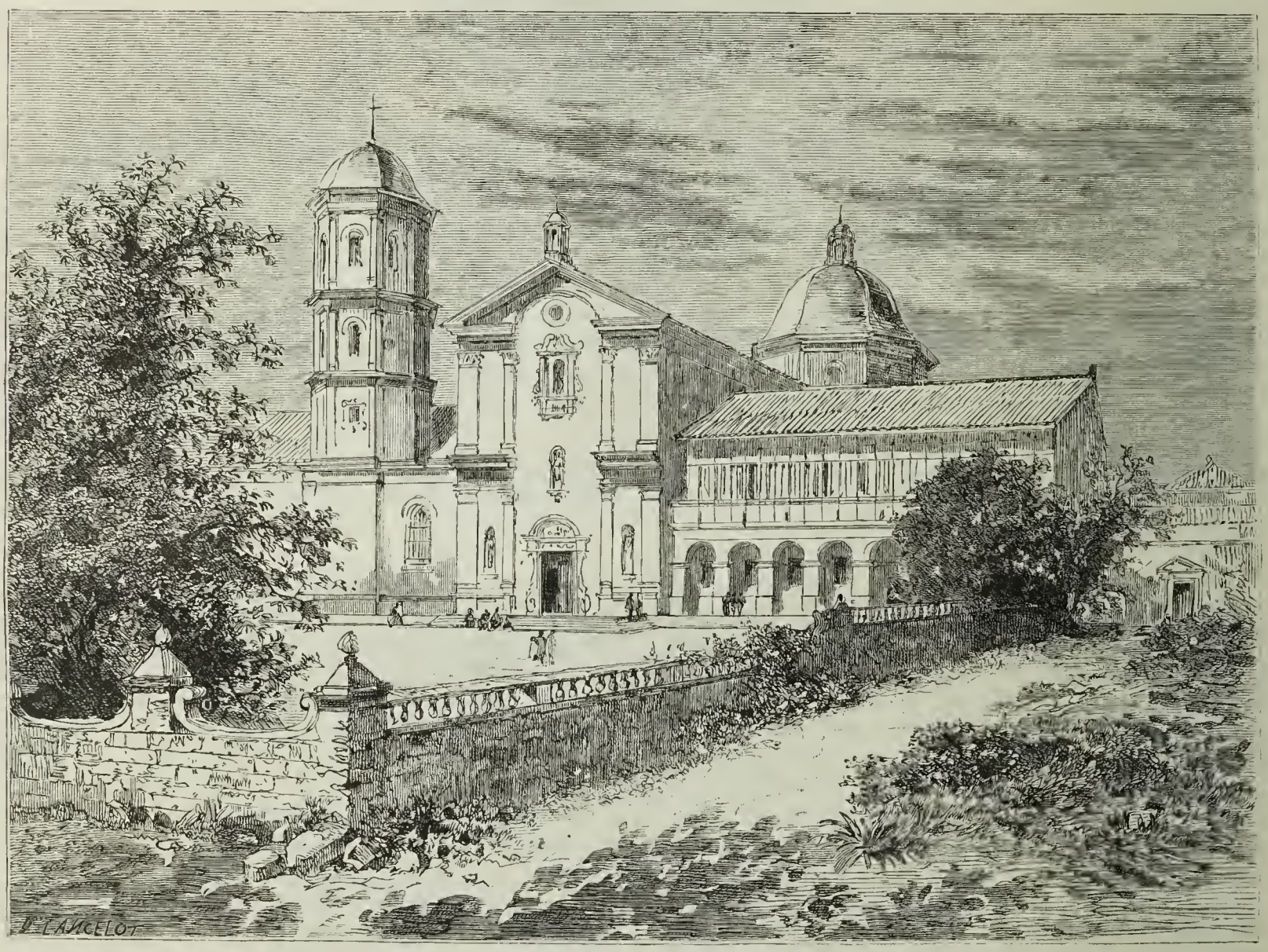
IV.

Von Batangas ging die Reise nach Lipa, dessen Kirche und Pfarrhaus besichtigt wurden; zur Zeit des Besuches wurden hier viele Gefangene verwahrt, die im Gebirge, bis in das Gebiet der Tayabas hinein, gemacht worden waren. Hieran schloß sich ein Besuch auf der Halbinsel Bicol, so genannt nach dem den Tagalen verwandten Stamme, welcher dieselbe bewohnt. In Naga, der Hauptstadt der Provinz Camarines Sur, trennte sich Marche von seinen Begleitern, welche ihre Sendung als beendet betrachteten und nach Manila zurückkehrten; er selbst setzte seine Reise weiter fort. Der erste Ausflug galt den großartigen Grotten von Limanan mit ihren 60 bis 80 m hohen Gewölben, welche von unzähligen Fledermäusen bewohnt werden. Der Weg, welcher zu den in ziemlicher Entfernung von Naga und in nordwestlicher Richtung von dem genannten Orte gelegenen Grotten führt, zieht sich durch ungemein fruchtbare Felder hin, welche mit Reis und Zuckerrohr bepflanzt sind; daneben weiden zahlreiche Heerden auf den üppigsten Wiesen. Ein weiterer Ausflug nach Yriga brachte Herrn Marche mit den Negritos in Berührung, welche in den umliegenden Bergen längs der Wasserläufe in sehr einfachen Hütten wohnen. Diese Leute haben die Gewohnheit, ihre Todten in aus Palmblättern (Palma brava) geflochtenen Bahren zu begraben. Wenn Jemand stirbt, wird er nicht gleich bestattet; man wacht bei der Leiche, aber es ist eine lustige Todtenwache: Verwandte, Freunde und Bekannte singen und springen und tanzen um den Todten, essen und trinken, und dies ist der wichtigste Theil der Feierlichkeit, die erst aufhört, wenn es nichts mehr zu beißen und zu brechen giebt; manchmal dauert dies länger als einen Monat, denn die Gäste bringen einigen Vorrath mit. Endlich wird der Körper an der Stelle, wo das Haus des Todten steht, eingescharrt und Niemand bekümmert sich weiter um ihn. Trotzdem ist es nicht rathsam, die Ruhe der Todten zu stören; als Marche hier und an anderen Stellen Skelette ausgraben ließ, hatten die Leute, welche sich zu diesem Zwecke im Schatten der Nacht in die Wildniß begaben, sich hohen Lohn bedungen, weil, wie sie sagten, sie sich der Gefahr aussetzten, von den Negritos einen vergifteten Pfeil zu erhalten, dessen Wunden immer tödtlich sind. Trotzdem konnte Herr Marche sich zwölf, jetzt im naturhistorischen Museum zu Paris befindliche Skelette verschaffen. Die Negritos in dieser Gegend widmen sich der Kultur der Abaca, an welcher diese Gegend sehr reich ist. Sie sammeln auch den Ilang-Ilang, den sie in ihren Bergen finden. Dieser Ilang-Ilang ist der unserer eleganten Welt so bekannte Wohlgeruch, der augenblicklich zu Paris mit 500 Francs per Kilogramm bezahlt wird; früher hat er schon einmal den doppelten Werth besessen. Die Blume, aus der er gewonnen wird, blüht auf einem sehr großen Baume, den man nur in der Höhe von 500 bis 600 m findet. Leider verschwindet er immer mehr, denn die Leute, welche sich mit dem Sammeln der Blüthen beschäftigen, finden es am einfachsten, den Baum gleich niederzuschlagen, wenn er sich in voller Blüthe befindet; allerdings würde es ziemlich schwer sein, ihn zu erklettern.

Einen Besuch, welcher dem in der Nähe von Albay gelegenen Vulkane Mayon abgestattet wurde, verdanken wir folgende Mittheilungen: Wie die Mehrzahl der feuer-

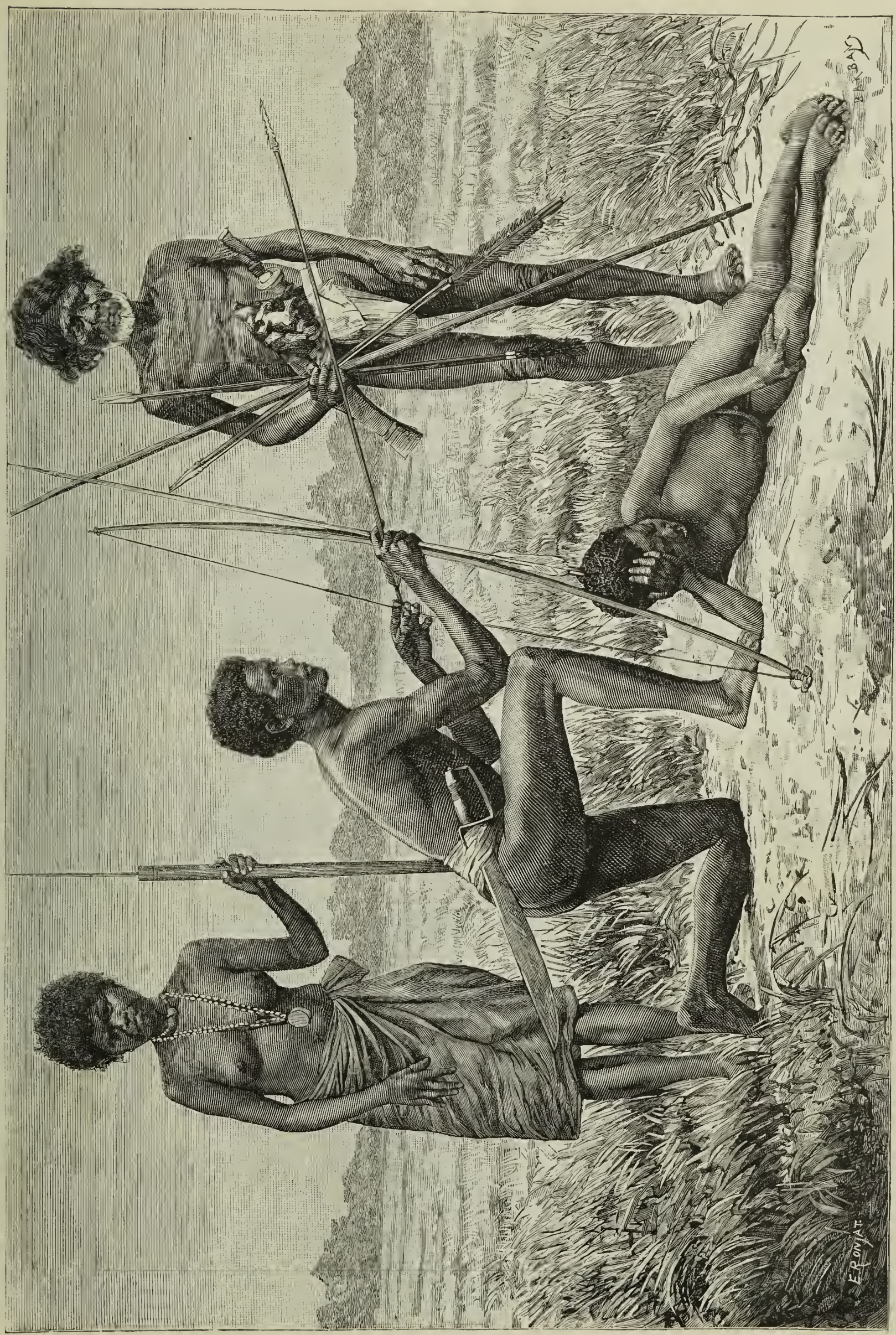
speienden Berge hat er die Form eines Kegels; die Basis ist bewaldet. Die Angaben über die Höhe desselben schwanken, Jagor giebt 2734 m an, andere sprechen von 2500 oder gar nur 2400 m; der obere Theil ist mit grauer Lava bedeckt, der ähnlich, welche wir bei dem Taal kennen gelernt haben. Verschiedene Personen haben die Besteigung des Vulkans unternommen, manche derselben behaupten, den Gipfel erklommen und den Schlot erreicht zu haben, doch jeder solchen Behauptung wird durch spätere Besucher widersprochen. Der erste, welcher einen solchen Versuch gemacht hat, soll ein Franziskanermönch, Esteban Solis, gewesen sein, welcher das Unternehmen wagte, um den Aberglauben der Eingeborenen hinsichtlich feuerspeiender Berge zu vernichten.

Der erste Ausbruch des Berges, der den Spaniern nach ihrer Ankunft auf den Philippinen bekannt geworden ist, soll nach Alexander Perrey im Monat Februar 1616 stattgefunden haben; die furchtbarste Eruption war wohl die vom 23. Oktober 1766, welche uns Legentil und Perrey beschrieben haben. Das Dorf Molinao wurde ganz vernichtet, alle anderen, auf dem südlichen Abhange gelegenen menschlichen Niederlassungen mehr oder weniger beschädigt. Die Beschreibung des Ausbruches wird von den genannten Autoren in folgenden Worten gegeben: Am 20. Juli fingen die Flammen an am Gipfel zu erscheinen; bis zum 5. September hatten sie die Gestalt einer Pyramide, dann nahm die Höhe ab; die ganze Spitze schien in Feuer zu stehen und ein glühender, 20 Fuß breiter Lavastrom ergoß sich



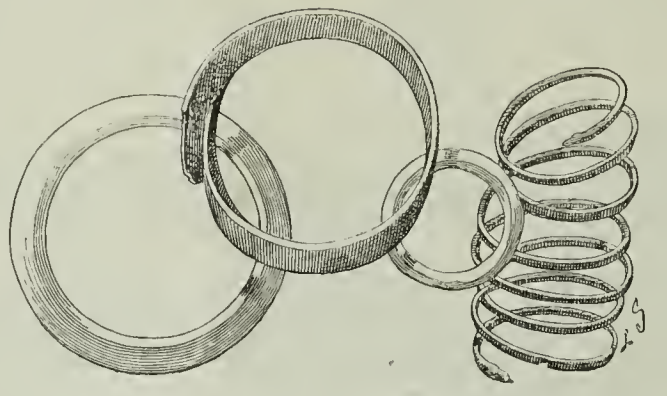
Kirche und Kloster Lipa. (Nach einer Skizze.)

zwei Tage lang über den östlichen Abhang. Am 23. Oktober warf der Vulkan so viel Wasser aus, daß sich zwischen Albay und Tilog mehrere, 20 bis 25 m breite Bäche bildeten, welche mit solcher Macht dem Meere zueilten, daß die steigende Fluth nicht im Stande war, ihren Lauf zu hemmen. Diesem Naturereignisse folgte ein heftiger Sturm, welcher am Abend aus WNW kam und sich bis um 3 Uhr nach S drehte; Flüsse und Bäche traten aus, das ganze Land veränderte sein Aussehen. Molinao wurde, wie schon erwähnt, ganz zerstört, die Felder weithin mit Asche überdeckt; Cagsana hatte theilweise dasselbe Geschick wie Molinao; von allen Seiten von tiefen Schluchten umgeben, in denen wilde Gewässer tobten, lag es wie eine einsame Insel inmitten dieser Verwüstung. Im SW waren die Kokospalmen bis zum Gipfel in der Asche begraben; viele Leichen wurden gefunden. Noch schrecklicher war der Ausbruch von 1814, den Perrey nach dem Berichte von Augenzeugen folgendermaßen schildert: „Gegen 8 Uhr Morgens, am 1. Februar stieg eine Wolke aus dem Vulkane, aus Sand, Asche und Steinen bestehend, welche sich zu einer großen Höhe erhob; die Abhänge des Berges entzogen sich dem Anblicke und eine Feuermasse ergoß sich bis zum Fuße desselben und drohte Alles zu begraben. Die Zuschauer nahmen die Flucht nach den am höchsten gelegenen Orten, die Dunkelheit nahm zu und mehrere Personen wurden von den ausgeworfenen Steinen getroffen. Die Häuser boten keine Sicherheit mehr, die glühenden Massen, welche auf dieselben niederfielen, entzündeten sie und so wurden die reichsten Dörfer von Camarines in Asche gelegt. Gegen 10 Uhr ging der Steinregen in einen Aschenregen über,



Negritos vom Iriga. (Nach einer Photographie.)

gegen ½ 2 Uhr nahm das Geräusch ab und der Himmel klärte sich ein wenig auf; man sah nun, daß die Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt war; in der Kirche von Budiao fand man 200, in einem Hause desselben Dorfes 35 Todte; fünf Dörfer in Camarines waren vollständig vernichtet, die Stadt Albay zum größten Theil zerstört; mehr als 12000 Personen kamen um, sehr viele wurden verwundet und alle verloren ihr ganzes Besitzthum. Der Anblick des Vulkans ist unendlich traurig; die einst so malerischen, ganz bebauten Abhänge sind jetzt mit Sand bedeckt, die Steine und Asche erreichen eine Dicke von 8 bis 10 m, und an der Stelle, wo sich früher einmal Budiao befand, sind die Kokospalmen vollständig begraben. In den anderen Dörfern hat die deckende Lage eine Mächtigkeit von nicht weniger als 40 m. Der Gipfel des Vulkans hat etwa 120 Fuß an Höhe verloren und auf der Südseite läßt eine ungeheure Bresche drei neue Schlünde sehen, die sich in der Nähe des Hauptkraters geöffnet haben und noch immer Rauch und Asche auswerfen. Die ganze Provinz Camarines ist in eine Wüste verwandelt." Es wird mitgetheilt, daß die Dunkelheit bis Manila hin herrschte und die Asche vom Winde bis nach China getragen wurde. 1827 folgte wieder eine Eruption, die bis zum Februar 1828 dauerte; wie Jagor mittheilt, war der Vulkan 1834 und 1835 beinahe fortwährend thätig, und 1845, 1846, 1851, 1853, 1855, 1857, 1858, 1859 und 1860 beunruhigte er seine Umgebung durch häufiges Ausstoßen von Rauch.

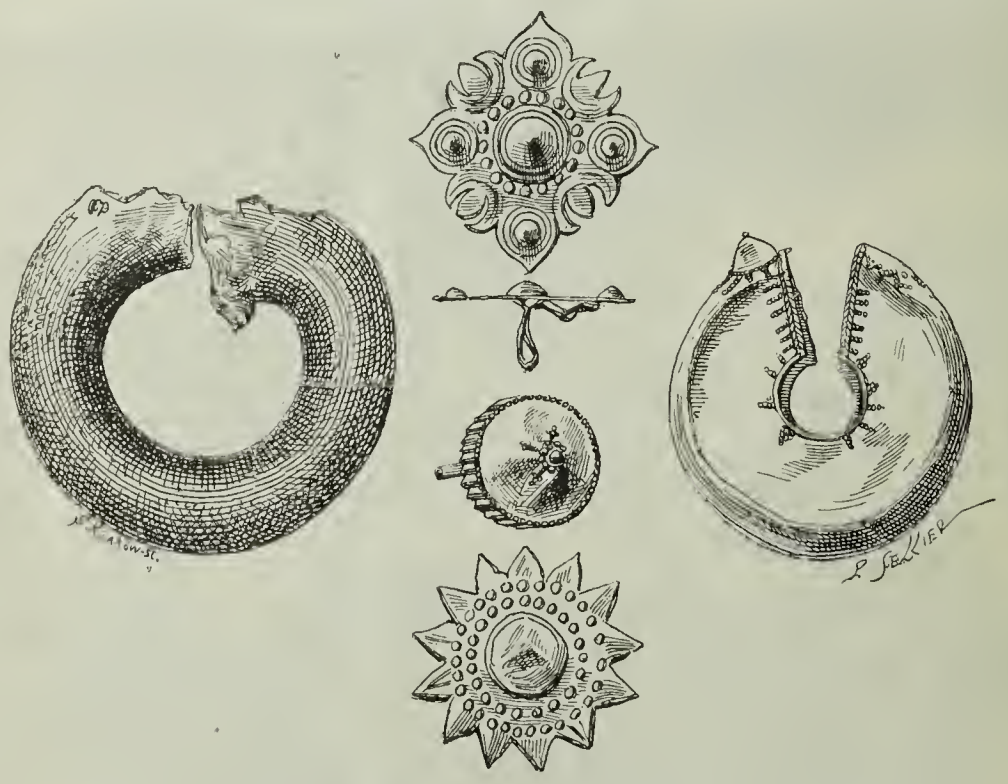


Ringe aus den Särgen von Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Es folgten nun einige weitere Reisen, von denen nur zu bemerken ist, daß in der Nähe von Tabaco eine Insel besucht wurde, wo sich Todtengrotten befinden sollten; Marche fand dort nur einige in zwei Theile geschnittene Kokosnüsse, die mit von den Fischern den Geistern geopfertem Palmweine gefüllt waren. Keine Gefäße oder Knochen waren dort zu finden; die Grotten waren wohl vorher schon besucht worden. An diesen vergeblichen Zug schloß sich eine Reise nach den warmen Quellen von Tiwi, die in der Nähe des Meeres in einem Cirkus hoher Berge emporquellen. Eingehüllt in eine Wolke von schwefligen Dämpfen, auf Felsen, welche ihm trotz der schweren Jagdstiefel die Füße zu versengen drohten, maß Marche, so gut es anging, die Temperatur, welche zwischen 60° und 94° betrug. In der Nähe steht das Bad, ein bescheidenes Bambugebäude, eine Art Schuppen, in dessen Mitte man die heiße Quelle geleitet hat; das Wasser eines kleinen Baches dient zur Abkühlung, so daß man im Stande ist, das Bad in beliebiger Wärme zu nehmen. Nicht weit von dort entspringen Quellen, welche kieselhaltige Ablagerungen bilden, die sich immer höher aufbauen.

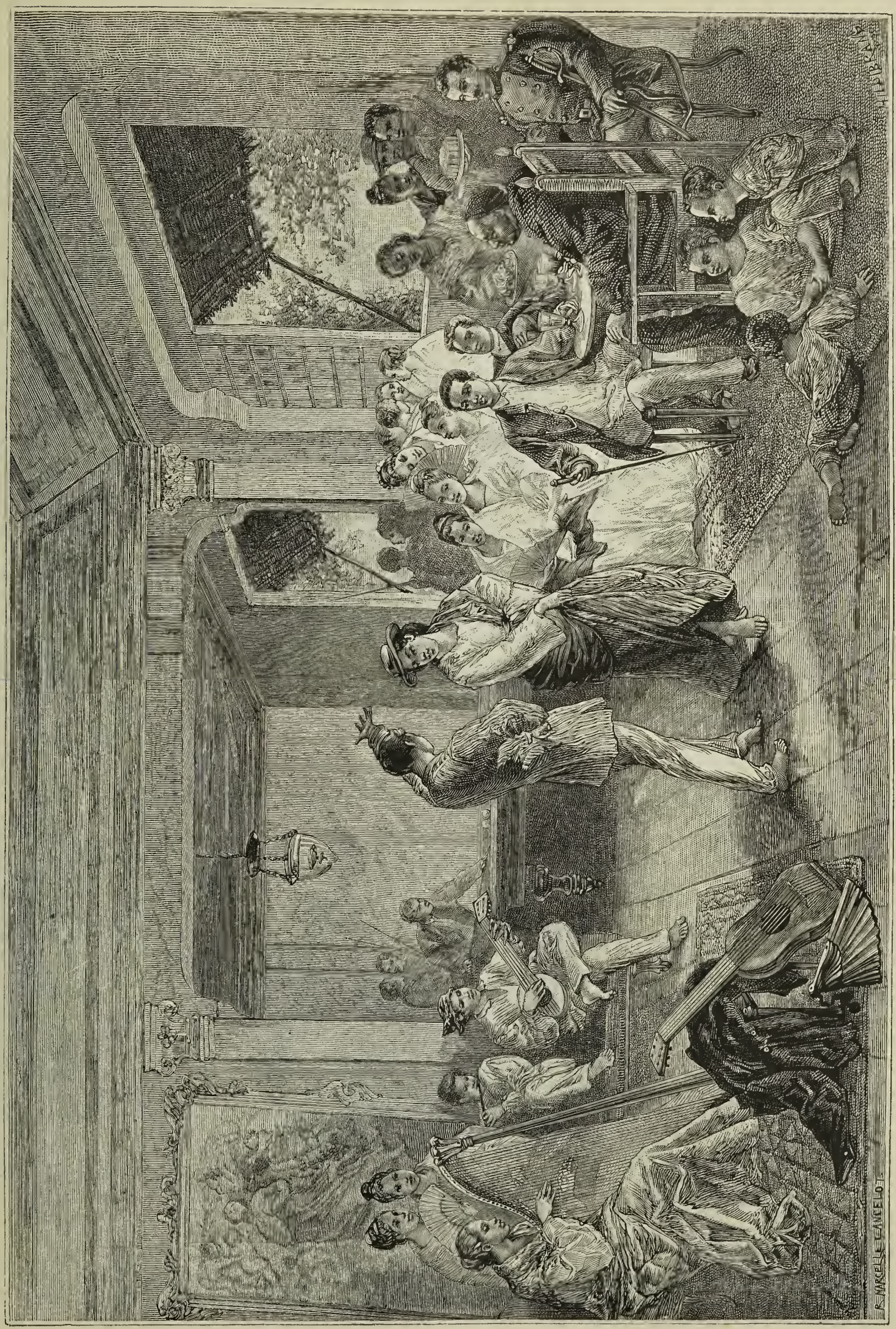
Als sich Marche wieder einmal zu Manila aufhielt, empfahl er Herrn Coroy, dem Direktor des botanischen Gartens in Saigon, der gerade dort anwesend war, die Abaca zu Acclimatisationsversuchen in Kambodscha und Cochinchina; der Versuch schien zu glücken, doch im Februar 1885 bemerkte unser Reisender in Saigon, daß der Nachfolger des Herrn Coroy diese Versuche aufgegeben hatte. Es ist dies sehr zu bedauern, denn auch in dem Werke von Bouinais und Paulus, „L'Indo-Chine française contemporaine" (1885), wird der Pflanze großer Erfolg vorhergesagt. Wir finden dort auch die Angabe, daß 1879 53000 Tonnen Abaca, also etwa die Ladung von 80 Schiffen, von Manila nach Amerika abgegangen sind; die beste Abaca kommt aus Camarines und Albay.

Im April 1881 begab sich Marche zum Besuche der Todtengrotten nach der südlich von Luzon, gegenüber der Provinz Tayabas gelegenen Insel Marinduque. Dieselbe ist eine gehobene Koralleninsel, deren höchste Spitze, der Marlanga, etwa die Höhe von 500 m erreicht. Jede dieser Grotten hat ihre Legenden, ihre Geister, ihre Schreckniss. Aus der einen tritt jedes Jahr in der Nacht von Allerheiligen eine Procession der europäischen Geister, welche Hymnen singen; Jedermann will sie mit eigenen Augen gesehen haben. Wenn man da eindringt, heißt es, sieht man nur Schädel, so groß wie Kochtöpfe. In einer anderen soll sich ein hölzernes Thor befinden, welches Niemand öffnen, in einer dritten eine ungeheure Glaswand, die Niemand zerbrechen kann; alle aber sind voll von ungeheuren Schlangen.



Goldene Schmuckſachen aus den Särgen von Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Die erste Höhle, welche besucht wurde, war die mit dem hölzernen Thore; eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich dem Forscher angeschlossen, einige der Notabeln, deren Theilnahme erwartet wurde, sich jedoch noch im letzten Augenblicke durch ihre Söhne vertreten lassen. Zahlreiche Eingeborene bewunderten den Franzosen, der die Geister in



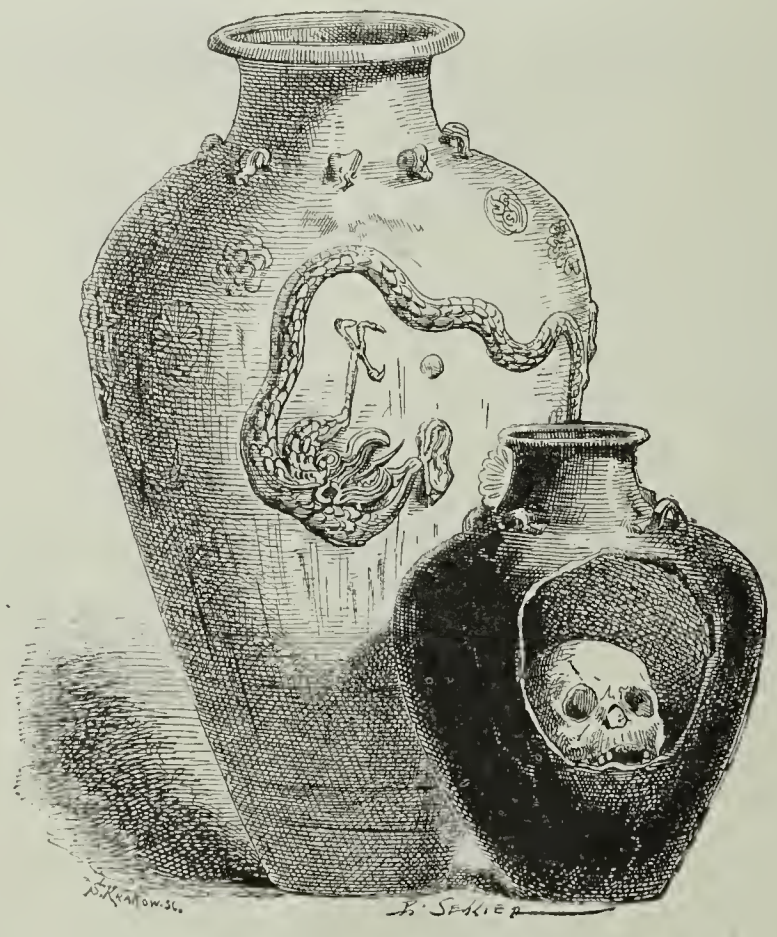
Fest in Santa Cruz de Nano. (Nach einer Skizze.)

ihrem eigenen Gebiete aufsuchen wollte. Nach einem Ritte von zwei und einer halben Stunde befand man sich gegenüber dem Eingange des unheimlichen Ortes. Alle Eingeborenen betrachteten ängstlich, mit aufgesperrtem Munde, den kühnen Mann, welcher ohne Zögern da eintrat. Die Höhle war nur klein, mit verkalkten Wänden; der Boden mit Guano von Legionen von Fledermäusen bedeckt. Nur wenige Scherben von Töpfen und wenige Knochen wurden gefunden.

Das waren die Tausende von Skeletten, welche dort liegen sollten! Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten: der Asnan hatte vom Plane des Franzosen gehört und alle Knochen fortgeschafft. Auch in einer zweiten, viel größeren Höhle wurde nichts weiter gefunden. Der Weg hinein war nicht ganz gefahrlos, dunkle tiefe Schluchten unterbrachen denselben und Wolken der aufgeschreckten Fledermäuse umschwärmten die Fremden und drohten die Fackeln auszulöschen. Als Marche mit seinen Begleitern wieder im Tageslichte erschien, da athmeten die Eingeborenen auf, sie hatten schon gefürchtet, der Asnan habe Alle vernichtet. Obwohl Marche auch hier mit leeren Händen zurückkehrte, hatte er doch einen moralischen Erfolg errungen, das Vertrauen seiner Begleiter zu ihm hatte in hohem Maße zugenommen; das Wenigste, was erzählt wurde, war, daß er Besitzer eines Amuletts sei, welches größere Kraft besitze als der Asnan selbst. Auch weitere, vom 20. bis 25. April unternommene Versuche hatten kein größeres Ergebniß.

Hölzerne Figuren aus Grabhöhlen der Insel Marinduque.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Am 25. wurde die Reise fortgesetzt; durch prächtige, mit Reis und Zuckerrohr bepflanzte Felder führte der Weg am Meeresufer entlang nach Gazan, wo bei einem Herrn Berdote, dem Enkel eines Franzosen, Quartier genommen wurde, einem wohlhabenden und einflußreichen Manne, ohne dessen Rath einzuholen Niemand auf der Insel etwas zu thun wagte. Sofort nach der Ankunft besuchte der Provinz-Arzt, welcher Marche begleitet, die dortigen Pockenkranken; um ihm seine Aufgabe zu erleichtern, hatte man unter Trommelschlag die Einwohner aufgefordert, da, wo sich Kranke befänden, eine kleine Fahne aufzustecken; in weniger als einer Stunde war die ganze Stadt voller Fahnen, kein Haus, welches nicht geflaggt hatte. Nach dem Besuche ließ der entsetzte Alcade den Arzt kommen und sprach ihm sein Erstaunen über die vielen Krankheitsfälle aus. Er habe, sagte er, doch alle Kinder impfen lassen. Auf die Frage des Arztes, woher er die Lymphe genommen, gestand er ganz unbefangen, daß er mit dem Eiter aus den Pusteln des zuerst Erkrankten die ganze Gemeinde habe impfen lassen.



Urnen aus der Grotte Pamine-Taan.
(Nach den im Trocadéro-Museum zu Paris befindlichen Originalen.)

Eine interessante Bekanntschaft wurde dort gemacht, die eines emeritirten Priesters, eines eifrigen Sammlers von Naturalien und allen möglichen Gegenständen; Marche erhielt eine hübsche Insektensammlung, darunter einen Euchirus Dupontinus, welchen das naturwissenschaftliche Museum zu Paris noch nicht besaß. Die Kirche und das Pfarrhaus sind befestigt zum Schutze gegen die Moros (Malayen), welche vor einigen Jahren dort in Aufstand waren. Der Besuch einer in der Nähe gelegenen Todtengrotte war erfolgreicher als die früheren Unternehmungen; 70 Schädel und verschiedene ethnographische Gegenstände waren die Ausbeute. In den ersten Tagen des Mai brach Marche nach Santa Cruz de Nano an der Nordküste von Marinduque auf, in dessen Nähe sich, wie ihm versichert wurde, Todtengrotten befinden sollten, deren Ruhe vorher noch nicht gestört worden war.

In Santa Cruz beging man gerade eine Festlichkeit, so daß sich dem Reisenden ein großes Gefolge anschloß; am Ziele angekommen, wurde Marche mit seinen beiden Freunden im schönsten Hause der Stadt untergebracht, es regnete Einladungen zu Gastmählern und Tanzvergnügen. Wenn auch im ganzen Lande die Vorliebe für Tanz und Gesang, für Festlichkeiten und Gastmähler bei der indischen und Mestizen-Bevölkerung groß ist, so steht doch die Insel Marinduque in dieser

Hinsicht ziemlich unerreicht da. Das Leben ist leicht, der Boden reich und mild, giebt den Bewohnern mehr als das Nöthige; es ist ein wahres Schlaraffenland.

Von zahlreichen Todtengrotten, die hier besucht wurden, belohnten einige die aufgewendete Mühe reichlich. Während des Besuches der Batala genannten Höhle, der zweiten, in welche Marche eintrat, erzitterte die Erde, jedoch nur schwach, so daß er einen Augenblick fürchten mußte, selbst dort begraben zu werden. Als er mit Schädeln beladen zurückkehrte, fragten ihn zwei eingeborene Priester, ob es wahr sei, daß die Schädel mit einem Kreuz gezeichnet seien; wenn dies wirklich der Fall sei, seien es Schädel von Christen. Es ergab sich, daß sie die Schädelnäthe für das Zeichen des Kreuzes nahmen.

Einige dieser Grotten sind ziemlich weit von Santa Cruz entfernt, so unter Anderen auch die von Pamine-Taan, wo Marche, obwohl sie anfänglich seine Neugierde nicht besonders erregte, eine reiche Fundgrube antraf. Der Eingang ist ein niedriges Loch; nachdem er denselben passirt hatte, befand er sich zwischen zwei Reihen auf einander gestellter Särge, und hinter denselben befanden sich große Urnen, welche gleichfalls Skelette enthielten. Es war beinahe unmöglich, die Särge mit den Gebeinen aufzuheben, nur bei wenigen glückte dies; der größte hatte 90 cm Länge, 20 cm Breite und 15 cm Höhe; die Knochen lagen durcheinander; beinahe jeder Sarg enthielt ein Skelett und zwei Schädel, deren einer einer Frau oder einem Kinde von acht bis zwölf Jahren anzugehören schien.

Unter den Knochen wurden sonderbare Armbänder gefunden, eins in Spiralform, wie die modischen Schlangenarmbänder, die anderen durchbohrt, wie wenn man sie am Halse oder am Ohre hängend getragen hätte; einige dieser Schmucksachen sind von sehr dünnem Goldblech, Knöpfe oder Plättchen mit getriebenen Sternen. Nur wenige sind mit Perlen verziert, sei es, daß das Wasser dieselben weggespült hat oder daß sie zur Zeit der Verfertigung des Schmuckes selten waren. Diese sowie die anderen gefundenen Gegenstände, Schüsseln, Gefäße, Fläschchen von emaillirtem und lackirtem Thon oder von Porzellan, zeigen beinahe nie gleiche Formen.

Die Urnen stecken so fest in der Erde, daß sie mit dem Jagdmesser losgelöst werden mußten; einzelne zerbrachen dabei, doch gelang es Marche, sich einer der schönsten unversehrt zu bemächtigen. Der Boden ist roh, das Uebrige mit Firniß überzogen; zwei flammenspeiende Drachen mit Schlangenkörpern und Schuppen schmücken denselben; diese Ungeheuer haben vier Beine, jedes derselben mit vier Klauen, die übrigen schmucklosen Gefäße enthielten zum Theil kostbarere Gegenstände. Nur wenig Kupfer wurde angetroffen: bloß zwei Ohrgehänge und ein einziger Ring. An Waffen wurden nur einige sehr verrostete eiserne Gegenstände (Messerklinge und Hacke) sowie eine Art hölzerner Lanzenspitze und ein hölzerner Stock, der als Lanze dienen konnte, gefunden.

Alle diese Grotten haben ihre Legenden; in der zu Macayan hört man während des Sturmes die Geister musiciren, singen und die Glocken läuten; diese Erzählung ist wohl auf die dort befindlichen Stalaktiten zurückzuführen, welche, wenn sie angeschlagen werden, einigermaßen wie Glocken tönen. Auch an anderen Stellen wurden mit Erfolg Nachsuchungen in den Begräbnißhöhlen angestellt, die bis zum 4. Juli dauerten; außer verschiedenen, den früher beschriebenen ähnlichen Gegenständen wurden auch Fetische (pastores) gefunden, welche jetzt im Trocadero aufgestellt sind; dieselben sind recht schlecht in Holz geschnitzt und stellen ziemlich unvollkommen verschiedene Personen vor.

Am 15. December kehrte Marche vorübergehend nach Frankreich zurück, um später seine Reisen wieder aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

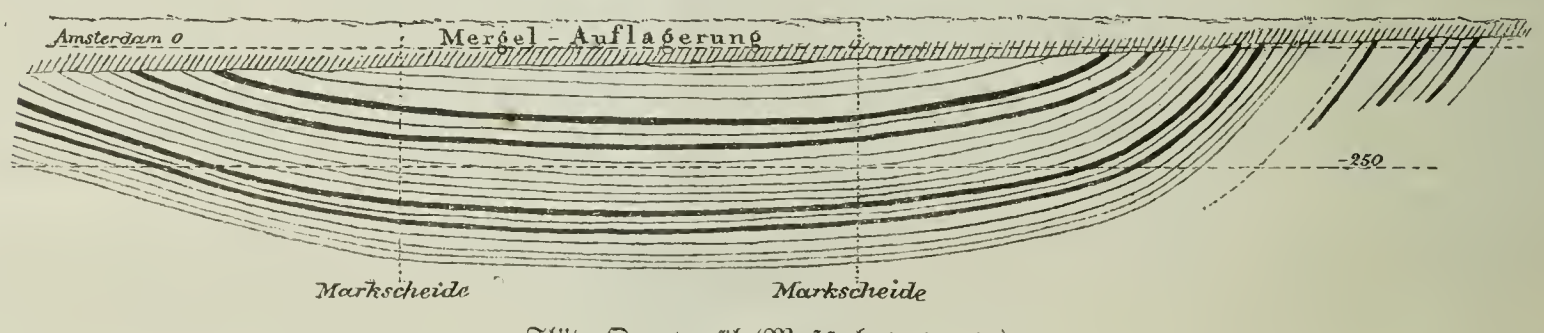
Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere.

H. B. Wer in dem Kohlenreviere an der Ruhr gereist ist und aufmerksam die nicht schöne, aber vielfach recht interessante Gegend neben der Eisenbahn betrachtet hat, wird sich gewundert haben über die große Anzahl schief stehender Gebäude, unentwässerter Wiesen an einer, tief liegender Gräben an einer anderen Stelle. Die Eisenbahnen sind vielfach nachträglich aufgehöht, aus Einschnitten sind Dämme geworden, viele Stationsgebäude liegen tiefer als die Geleise, während sonst überall das Gegentheil der Fall ist; fast jedes Gebäude ist verankert und hat trotzdem Risse, viele andere haben sich bedenklich geneigt und werden nur durch die benachbarten Häuser vor dem Umsturze bewahrt. Alles dies sind Folgen von Bodensenkungen, die der Kohlenbergbau verursacht hat. In dem ganzen Striche, der von der Stadt Dortmund an sich in einer Breite von mehreren Meilen bis zum Rhein erstreckt, sind nur wenige einzelne Punkte, von denen man mit absoluter Bestimmtheit behaupten kann, daß ihre Höhenlage gegen den Meeresspiegel unverändert geblieben ist. Alles übrige Terrain ist in einer theils langsamen, theils schnellen sinkenden Bewegung schon begriffen oder in der nächsten Zeit derselben ausgesetzt. Entweder ist es die unmittelbare Einwirkung des Bergbaues, welche die Senkung verursacht, oder die mittelbare durch Wasserentziehung. Jene ist verschieden je nach der Lagerung der im Abbau begriffenen Flötze. Je flacher die Neigung der Kohlenschicht gegen den Horizont ist und je weniger tief sie unter der Erdoberfläche liegt, desto stärker sind die Einwirkungen der Senkung. Nun ist vielfach die Lagerung der Kohlenschichten nahezu horizontal und die Entfernung zwischen dem Flötze und der Oberfläche so gering, daß man die Schüsse im Bergwerke oben und das Rollen der Eisenbahnzüge unten ziemlich deutlich hören kann. Sobald daher die Absteifungen nach erfolgtem Abbau der Kohle herausgeholt werden, fängt die oberhalb liegende bis zur Erdoberfläche reichende Schicht an zu sinken und geht so weit herunter, bis die Sohle des Flötzes erreicht ist. Je stärker (mächtiger) also das Flötz ist, desto erheblicher wird die Senkung sein. Wird später ein tiefer liegendes Flötz darunter abgebaut, so geht die Senkung natürlich weiter. Daß hierdurch unter Umständen die Vorfluth verloren geht, aus schönen Wiesen und Weiden fieberverbreitende Sümpfe werden, in denen sogar Wildvögel sich einnisten, ist leicht denkbar; stehen Gebäude an solchen Stellen, so müssen diese, wenn nicht zufällig die Senkung eine ganz gleichmäßige ist, Risse und Unebenheiten erhalten, die das Bewohnen erschweren. In den Städten des

Kohlenreviers, namentlich in Gelsenkirchen, Essen u. a., giebt es viele Häuser, welche so stark geneigt sind, daß ein Kinderwagen im Zimmer von selbst ins Rollen kommt; trotz der angebrachten Verankerungen sind einzelne Häuser so zerstört worden, daß sie von den Bewohnern geräumt werden mußten. Die Besitzer der Bergwerke leisten selten freiwillig Ersatz für solche Schäden, weil ja doch die Möglichkeit vorliegt, daß andere Ursachen mitwirken; es kommt deshalb häufig zu langwierigen Processen und diese Kosten sind so hohe geworden, daß die Bergwerksbesitzer empfindlich darunter leiden, wie mancher Aktionär und Kuxenbesitzer zu seinem Schaden erfahren haben wird. Namentlich sind es die Grundbesitzer, welche unbequem werden. Sie begnügen sich in den allerseltensten Fällen damit, den Grubenverwaltungen ihren Schaden in Rechnung zu stellen, sondern verlangen, daß das Grundstück durch Auftragen geeigneten Bodens in den früheren ertragfähigen Zustand versetzt wird, selbstredend unter Entschädigung für die Zwischenzeit. Die Kosten jener Aufhöhung sind oft erheblich bedeutender als der Werth des Grundstückes an sich; eine Enteignung ist aber nicht angänglich und es bleibt daher den Zechen nichts Anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen.

Die Senkungen gehen zwar allmählich vor sich, folgen aber dem Bergbaue selbst sehr rasch. Schon nach 14 Tagen kann sich sein Einfluß über Tage zeigen. Ein Abbruch unter Uferbildung erfolgt höchst selten, gewöhnlich geht die neue Oberflächengestalt ganz allmählich in die alte über und nur da, wo Wasserläufe in ihrem Gefälle verändert werden, macht sich das Fortschreiten der Senkung durch die Vorwärtsbewegung der Wasserlinie dem Auge bemerkbar, sonst ist die Bodenbewegung nur durch Nivellement festzustellen. Dieser allmähliche Uebergang ist ein Beweis der Elasticität der Erdkruste und eine Folge des Fehlens einer Gebirgsschicht über der kohlenführenden Schicht. Wo die Lagerung steiler ist, was auch im Ruhrrevier vorkommt, namentlich in der Nähe des Flusses, treten auch sogenannte „Tagesbrüche“ ein, trichterförmige, plötzliche Einsenkungen von meistens engeren Grenzen, aber gefährlich durch ihre Tiefe und dadurch, daß ihr Eintritt ohne Vorzeichen erfolgt; ihres geringen Umfanges wegen kommen dieselben nicht weiter in Betracht, auch sind sie nicht charakteristisch für das Ruhrbecken, kommen vielmehr auch in anderen Gegenden vor.

Die eigentlichen Bodensenkungen haben dagegen einen so großen Umfang angenommen, daß sich Genossenschaften unter den Bergwerken gebildet haben, um gemeinschaftlich durch Anlage tiefer Entwässerungsgräben, die sich bis zur Emscher erstrecken, den üblen Folgen der Versumpfung für längere Zeit vorzubeugen. An anderen Stellen werden die Grubenbaue da, wo sich werthvollere Objekte über Tage befinden, mit den beim Abbau und Separationen gesammelten „Bergen“ (todtes Gestein) wieder ausgefüllt, um den Senkungen vorzubeugen, ähnlich wie dies in Staßfurt geschieht.



Flötz-Querprofil (Maßstab 1 : 20 000).

Am sichersten kann man die abwärts gehende Bewegung der Erdoberfläche an den Eisenbahnen verfolgen. Hier sind die Steigungen und absoluten Höhen vom Bau her bekannt, jede Unterbrechung der regelmäßigen Steigung oder der Horizontalen macht sich dem Auge sofort bemerkbar. Die größte bisher beobachtete Senkung liegt bei Gelsenkirchen und beträgt 2,60 m; sie erstreckt sich auslaufend zu beiden Seiten auf ungefähr je 2300 m.

Dort, wo zwei Grubenfelder an einander stoßen, bleiben neben der Grenzlinie (Markscheide) Sicherheitspfeiler stehen, das heißt, die Kohle wird hier auf eine größere Breite nicht abgebaut, damit jede Grube gegen das Eindringen von Feuer oder Wasser aus der benachbarten Grube geschützt ist. An solchen Stellen tritt naturgemäß keine Senkung ein; wenn die daneben befindlichen Terrains niedergehen, bleiben hier Rücken stehen, die unter Umständen den Uebelstand noch vergrößern. Zuweilen werden Senkungen beobachtet an Stellen, unter denen gar kein Bergbau umgeht. Diese Erscheinung ist nur so zu erklären, daß die Bewegung unter dem sogenannten „Bruchwinkel“ erfolgt, d. h. in der Senkrechten zur Neigung des Flötzes, wobei freilich auch das außerhalb des abgebauten Theiles liegende Terrain in Mitleidenschaft gezogen werden kann. In anderen Fällen ist die eingetretene Veränderung auch hiermit nicht zu begründen und es bleibt dann nichts übrig, als die Wirkung der Wasserentziehung anzunehmen; es kann ja auch leicht vorkommen, daß ein unterirdisches Wasserbecken durch den Bergbau angezapft und allmählich trocken gelegt wird, wobei die wasserführende Schicht an Dicke und Tragfähigkeit verliert. Im Ruhrbecken kommt, wie in Oberschlesien, ein Gemenge von Lehm und Sand vor, das hier „Fließ“ genannt wird und durch Abtrocknung außerordentlich an Volumen verliert.

Die Bergschäden haben sich um so schneller vermehrt, je weiter der Bergbau nach Norden vorgedrungen ist. Bis in die Mitte der vierziger Jahre war das eigentliche Ruhrbecken Centrum der Kohlenindustrie; die Verfrachtung erfolgte auf der Ruhr bis zum Rhein; da die Lagerung dieser Flötze eine wesentlich steilere ist, auch die Ruhrsandsteinbänke darüber lagern, so hörte man wenig von Bergschäden. Mit dem Bau der Köln-Mindener und der übrigen Bahnen veränderte sich das Bild, der Mittelpunkt verschob sich weiter nördlich, die unsichere Ruhrschiffahrt wurde eingestellt, der Versand mit der Bahn trat in den Vordergrund und verdrängte jene fast vollständig, so daß heute nur noch höchst selten ein Kohlenschiff den Fluß passirt, auch nur, um ein an demselben belegenes industrielles Werk mit Brennstoff zu versorgen.

Aber gerade in jenen nördlicheren Mulden lagern die Kohlen flach; die deckende Schicht ist Mergel (siehe das beigefügte Profil), der nicht trägt, daher die Senkungen sich hier äußerst fühlbar machen. Im Jahre 1884 betrug die Steinkohlengewinnung im Ruhrgebiet 28 403 258 Tonnen = 568 065 160 Centner oder 2 840 326 Doppelwagen,

die doch mindestens 10 Millionen Kubikmeter Raum im Erdboden beanspruchen. Seitdem hat die Produktion noch zugenommen; es ist daher kaum zu verwundern, wenn die Phantasie des Verfassers einer Broschüre über den neuen Emskanal sich zu der Annahme versteigt, daß an Stelle des industriellsten deutschen Gebietes in absehbarer Zeit ein mächtiger Binnensee sich ausbreiten werde. Unmöglich ist es nicht, daß die jetzt schon vorhandenen Uebelstände zu Zuständen sich steigern, welche den Bewohnern die größten Schwierigkeiten in den Weg stellen. Sumpffieber sind schon heute keine Seltenheit und was jetzt mit großen Opfern gethan wird, um die Entwässerung nach der immer noch der Regulirung harrenden Emscher künstlich zu erhalten, kann doch nur für wenige Jahrzehnte helfen, nicht für Jahrhunderte. Der Streit zwischen dem vorhandenen Grundbesitz und der Industrie wird ein immer intensiverer werden zum Nachtheil der letzteren, so daß die jetzt schon mehrfach von den Zechen angewandte Methode, die Güter anzukaufen und zu verpachten, immer weitere Ausdehnung gewinnen muß. Eine der bedeutenderen Zechen hat seit fünf Jahren jährlich für 15 000 Mark Schaden allein an den Eisenbahnen angerichtet, die für die Wiederherstellung doch nur ihre Selbstkosten erstattet haben wollen und nur die nothwendigsten Regulirungsarbeiten vornehmen.

Noch schwieriger werden die ohnehin schon complicirten Verhältnisse, wenn es sich um Bergschäden an solchen Stellen handelt, wo nach dem früheren Berggesetze mehrere Zechen über einander Bergbau treiben. Während jetzt die Grenzen der Grubenfelder vertikale Ebenen sind, ist es nach dem alten Gesetze möglich gewesen, daß in zwei über einander liegenden Flötzen verschiedene Berechtigte arbeiten ließen. Wer in solchem Falle der Schuldige, ist oft kaum zu ermitteln, und die hierüber aufgestellten Theorien weichen nicht unwesentlich von einander ab.

Wir wollen wünschen, daß es den Bergtechnikern gelingen möge, Mittel und Wege zu finden, die eine blühende Industrie vor einer Zunahme der Schäden und Processe bewahrt. Eine im Jahre 1878 eingesetzte Kommission zur Regulirung der Bergschäden im Wege des schiedsgerichtlichen Verfahrens ist wenig in Anspruch genommen worden, durch wessen Schuld, wollen wir nicht untersuchen.

Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná.

In der „Revista“ der Secção da Sociedade de Geographia de Lisboa, no Brazil (Tomo II, 1883) veröffentlicht Telemaco Morocines Borba einige interessante Notizen über die Caingangs-Indianer, welchen wir Folgendes entnehmen.

Unter den verschiedenen Eingeborenen, welche noch heute den westlichen und südlichen Theil der Provinz Paraná bewohnen, nehmen die Caingangs ohne Zweifel einen hervorragenden Platz ein; obwohl weniger wild wie die Botocuden haben sie sich noch bis heute nicht mit der Civilisation befreunden können, trotzdem manche Versuche zu diesem Zwecke angestellt worden sind. Lange Zeit hindurch haben sie dem Eindringen civilisirter Menschen in die von ihnen bewohnten Territorien ganz energischen Widerstand geleistet.

Sie führen den Namen Caingangs, für welchen man eine Erklärung nicht angeben kann; wenn man sie fragt, weshalb sie sich so nennen, antworten sie „Weshalb nennt ihr euch Portugiesen?“ (die Indianer dieser Provinz nennen alle civilisirten Menschen Portugiesen; sie allein sehen sich als wahre Brasilianer an), und wenn man ihnen erklärt, was Portugiese bedeutet, bleiben sie bei der Antwort, daß sie sich Caingangs nennen, weil dies eben ihr Name sei.

Für gewöhnlich sind sie unter dem Namen der Coroados, Tonsurirte, bekannt, weil sie ihr Haar so schneiden wie die katholischen Priester.

Die Caingangs behaupten, daß ihre Vorfahren die jetzigen Gebiete von Castro und Guarapuava bewohnten, von wo aus sie die Bewohner des Inneren und die auf der Straße von Rio Grande do Sul Durchziehenden angriffen. Sie wollten sich der Bevölkerung von Guarapuava widersetzen, griffen diese anfänglich an, wurden jedoch zurückgeworfen und verloren, nachdem die Bevölkerung größer geworden, in einem großen Kampfe viele Menschen; nach diesem Verluste gingen sie wieder zu ihrem alten Systeme über, indem sie verrätherischer Weise die unvorbereiteten Bewohner von Palmas und Guarapuava überfielen; trotzdem erlitten sie häufig große Verluste und die Repressalien der Einwohner in Verbindung mit den Kaziken Condã und Very, waren ihnen immer verhängnißvoll. 1856 und 1857 griffen die Leute des letzteren sie in ihren Ansiedelungen am Flusse Piquiry an, tödteten ihnen viele Krieger, nahmen andere gefangen und verbrannten ihre Ranchos.

Durch diese und andere Verluste entmuthigt, suchte ein großer Theil von ihnen die Freundschaft der Brasilianer zu gewinnen und stellte sich 1858 in der Militärkolonie Jathahy, in welcher damals der verabschiedete Major Thomas José Muniz Direktor war; dieser behandelte sie gut und ging auf ihre Friedenswünsche ein.

Die Regierung suchte sie in S. Jeronymo und S. Pedro Alcantará anzusiedeln; in S. Jeronymo leben noch heute viele von ihnen, friedlich und fleißig, Dank den Bemühungen des Paters Luiz de Cemitile; die von S. Pedro Alcantará sind, nachdem sie sich mit den verschiedenen Missionen erzürnt hatten, von dort weggezogen und leben jetzt friedlich in den Thälern des Tibagy und Ivahy. Diejenigen, welche noch jetzt nicht unterworfen sind, wenngleich sie keine Ueberfälle mehr ausüben, leben nomadisirend in den Wäldern des Piquiry, des unterem Ivahy und Iguassú.

Als Borba 1876 den Piquiry besuchte, hatte er Gelegenheit, sie in ihren Ansiedelungen näher kennen zu lernen. Er konnte bei dieser Gelegenheit erreichen, daß 25 von ihnen nach Jathahy kamen, wo er sie mit einigen Messern, Sensen und Aexten beschenkte, worauf sie zufrieden in ihre Ranchos zurückkehrten. Diese Indianer sind von kleiner Statur, groben Gesichtszügen, wohl proportionirt, doch häßlich, gut genährt, die Weiber mit großen Brüsten; der Kopf ist groß, die Stirn kurz, die Augen klein und schräg, die Oberbacken sehr hervorstehend; kleine Ohren, kleine, ein wenig stumpfe Nase, großer Mund, dicke Lippen, große, gut geformte Zähne,

kurzer Nacken, kleine Hände und Füße und dünne Finger. Männer wie Weiber reißen sich alle Haare am Körper aus, inbegriffen Augenbrauen und Wimpern; sie tragen das Kopfhaar tonsurirt wie die Mönche, mit einer großen kahlen Stelle im Mittelpunkte. Die Weiber sind bedeckt mit einem Schamgürtel, den sie aus einem selbstgefertigten Gewebe aus Fasern einer großen Nesselart herstellen. Die Männer gehen nackend, fast alle haben jedoch eine Art großer Decken, welche sie curú-cuchá nennen, ebenfalls aus Nesselfasern hergestellt; mit diesen tanzen sie bei ihren Festen und bedecken sich in kalten Nächten damit.

Die Caingangs leben in Banden von 50 bis 100 und mehr Individuen unter der Leitung eines Kaziken, dessen Macht jedoch fast Null ist. Nur durch Ueberredung und Sanftmuth, vor Allem durch Geschenke, kann der Kazike sich einigen Einfluß auf seine Genossen verschaffen; in dem Augenblicke aber, wo er sich dieser Mittel der Herrschaft nicht mehr bedient, steht er vereinsamt da und wird von Allen verlassen, selbst seine Kinder und Verwandten gehen von ihm fort und suchen sich einen freigebigeren und weniger despotischen Chef.

Während Kaziken meist diejenigen sind, welche am meisten arbeiten, sind sie doch zugleich die, welche am wenigsten besitzen, denn es ist Gebrauch unter diesen Leuten, daß sie niemals etwas verweigern dürfen, was man von ihnen fordert, und eine der größten Beleidigungen, welche man ihnen zufügen kann, ist es, wenn man sie knauserig nennt.

Es ist ein Volk von großem Unabhängigkeitsgefühl und sehr hochmüthig; sie gehorchen Niemandem; nur vermittels Geschenke und guter Worte kann man erreichen, daß sie irgend einen Dienst leisten. Ihre religiösen Begriffe sind sehr geringe; sie erkennen nur ein gutes Wesen an, welches sie Tupem nennen; dieses bringt sie in ein anderes Leben, in ein Land des Ueberflusses, mit reicher Jagd, wo sie leben ohne arbeiten zu müssen, nur große Antas (Tapir) jagend, welche sich ihren Pfeilen stellen, ohne daß sie nöthig haben, sie durch die Wälder zu verfolgen. Einige von ihnen, die schlaue Betrüger sind, geben vor, durch Träume mit Tupem in Verbindung zu stehen, welcher ihnen auf diese Weise gutes oder schlechtes Wetter vorhersagt, ihnen Gelegenheit zu glücklichen Jagden zeigt u. s. w. Dies sind meist alte Kaziken, welche sich dieses Mittels bedienen, um nicht von ihren Genossen verlassen zu werden.

Die Caingangs haben ein sehr feines Gesicht, Geruch und Gehör. Sie sehen in sehr großen Entfernungen und nichts ist ihnen leichter, als im Dickicht der Spur des Wildes, des Feindes oder ihrer Freunde zu folgen. Durch den Geruch erkennen sie die Annäherung einer Cobra oder anderer schädlicher Thiere; auf das Genaueste hören und unterscheiden sie das leise und schleichende Auftreten des Tigers.

Wie die anderen Indianer haben die Caingangs keine feste Wohnungen; sie verändern ihren Wohnsitz fast alljährlich, je nachdem ihnen die Existenzmittel ausgehen. Wenn sie ein an Wild und Honig reiches Gebiet finden, bauen sie sich 25 bis 30 m große Ranchos aus Palmblättern ohne irgend welche Abtheilungen; an zwei Enden werden kleine Oeffnungen gelassen, durch welche ein Mensch gebückt eben eintreten kann. Im Inneren zündet jede Familie ihr eigenes Feuer an. Männer, Weiber und Kinder schlafen durch einander auf, auf die Erde gestreuter Baumrinde, die Füße dem Feuer zukehrend. Sie reinigen ihre Wohnungen niemals; wenn sie schmutzig sind und voller Flöhe, so verbrennen sie dieselben und bauen sich neue.

Sie besitzen sehr wenige Geräthschaften; diese beschränken sich auf einen Kochtopf (cócran), ein Steinbeil (béng), einen kleinen Reismörser (creíe), dessen Stößel aus Stein gefertigt ist (crá), ein Sieb, einen Korb (quênhe), einige durchschnittene Kürbisse, die als Teller dienen (rumiá), und kleine Splitter Feuerstein (toi), welche als schneidende Instrumente Verwendung finden. Diejenigen, welche in der Nähe der brasilianischen Dörfer wohnen, haben schon einige Geräthschaften der Weißen im Gebrauche.

Ihre Waffen bestehen aus dem Bogen (ui), Pfeilen (dou) und einer Lanze (uruq'ur'u), alles sehr gut aus sehr hartem Holze gearbeitet. Die Spitzen der Pfeile sind aus Affenknochen gemacht, manchmal sogar von Eisen. Wenn sie irgend einen verrätherischen Ueberfall unternehmen, so bedienen sie sich sehr starker Holzkeulen, welche sie bei den Erschlagenen liegen lassen. Die in S. Pedro de Alcantará Lebenden gebrauchen schon Feuerwaffen, welche ihnen der Missionsdirektor verkauft; sie sind ausgezeichnete Schützen und sowohl mit dem Pfeile wie mit der Flinte verfehlen sie selten ihr Ziel.

Zur Jagd vereinigen sich 10 bis 20 Männer und folgen, begleitet von einer großen Anzahl magerer Hunde, der Spur des Wildes, bis sie in die Nähe desselben gelangen; wenn sie es zu Gesicht bekommen und es flieht, so lassen sie die Hunde los und begleiten die Jagd mit großem Geschrei, bis sie das Wild erreicht und getödtet haben. Wenn es ein großes Wild ist, z. B. ein Anta (Tapir), so nehmen sie die Eingeweide aus, geben diese und das Blut den Hunden und legen das ausgeweidete Wild bis zum nächsten Tage in Wasser, dann bringen sie es in ihre Wohnung und braten es auf folgende Weise: Sie graben, der Größe des Wildes entsprechend, ein Loch in die Erde, füllen dies mit viel Holz und zünden es an; auf die glühenden Kohlen legen sie Steine und füllen darauf wieder viel Holz; wenn dieses gut in Gluth ist, hüllen sie das Thier mit der Haut in Palmblätter, decken das Ganze noch mit einer guten Menge Palmblätter zu, legen es auf die Kohlen und bedecken die Grube mit Erde. Am nächsten Tage graben sie das Fleisch aus, was dann herrlich gebraten ist und keinerlei Gewürzes bedarf, um als sehr schmackhafter Bissen verzehrt zu werden. Kleines Wild wird sogleich verspeist, nachdem es auf Kohlen oder an kleinen Bratspießen gebraten ist; bisweilen kochen sie es auch, nachdem es vorher etwas angeräuchert ist. Vögel fangen sie in Hütten oder mit Leimruthen. Sie nähren sich auch von Fischen, welche sie in parys fangen; es sind dies von einer Seite des Flusses zur anderen reichende Rohrgeflechte, in welche sie einen großen Korb aus Rohrgeflecht versenken, welchen sie mit zu diesem Zwecke gepflanzten Früchten, Bohnen, Hirse, Kürbis und Honig, füllen.

Im Essen sind sie sehr gefräßig; sie essen immer, wenn sie nur können, wenn sie jedoch nicht viel haben, sind sie auch mit Wenigem zufrieden und nehmen dann oft nur einen Mund voll. Sie setzen sich zum Essen alle zusammen in hockender Stellung nieder und essen mit den Fingern oder mit einem Stückchen Holz oder Rohr. Nach der Mahlzeit reinigen sie sich die Hände im Haare und gehen bald darauf zum Flusse, um sich den ganzen Körper zu waschen.

Da in den von ihnen bewohnten Gegenden das Wild sehr reichlich ist, essen sie nur das Fleisch derjenigen Thiere, welche ihrem Geschmacke am besten zusagen, wie vom Anta (oyôro), Affen (caiôre), Wildschweine (creng) und Gürtelthiere (okxa). Das Fleisch der Hirsche und vieler anderer Thiere lieben sie nicht. Sie genießen auch viele Waldkräuter, besonders eine große Nesselart und eine Art Alge oder Flechte mit sehr zarten Fäden, welche sich an den Steinen in den Flußeinbuchtungen findet.

Die Caingangs treiben Vielweiberei, meist jedoch nehmen sie nicht mehr wie vier bis sechs Weiber, und diese gewöhnlich aus derselben Familie. Die Männer heirathen nicht vor dem 18. bis 20. Jahre; wenn sie ein Kind oder junges Mädchen finden, was ihnen gefällt, so fordern sie es vom Vater und machen diesem ein kleines Geschenk. Wenn er auf den Wunsch eingeht, so schließt sich der Bräutigam der Familie der Braut an; ist die Braut schon ausgewachsen, so gehört sie ihm gleich ohne weitere Ceremonien; wenn die Braut jedoch noch Kind ist, muß der Bräutigam dem Schwiegervater alle nöthigen Dienste bei der Jagd, dem Ackerbau, Holzhauen u. s. w. thun, bis die Braut 10 bis 12 Jahre alt ist. Von da ab bleibt er entweder in der Familie des Schwiegervaters oder er nimmt sein Weib mit sich und sucht eine andere Familie, was jedoch selten geschieht. Es ist sehr selten, daß ein Mann seine Frau verläßt; die Weiber jedoch, wenn sie ausgewachsen sind, gehen öfter fort, um sich einen anderen Gefährten zu suchen. In diesem Falle verstecken sie sich sechs bis acht Tage im Dickicht; findet der Mann sie in den ersten Tagen und der Liebhaber ist nicht muthig, so empfängt er sicher eine gehörige Tracht Prügel und die Ungetreue geht in das von ihr verlassene Heim zurück; für sie hat es weiter keine Folgen, als daß der Mann noch zärtlicher gegen sie ist. Wenn die Weiber ihre Entbindung nahe fühlen, so gehen sie mit einer Freundin in den Wald; gleich nach der Entbindung gehen sie mit dem Neugeborenen ins Wasser und waschen sich und das Kind, dann gehen sie wieder in ihre Wohnung zurück, wo sie ihre gewohnte Arbeit wieder aufnehmen, als ob nichts passirt sei.

Die Männer behandeln ihre Frauen mit großer Sanftmuth; sie sind immer mit ihnen und den Kindern zusammen und besprechen ihre Geschäfte mit ihnen. Gegen die Kinder sind sie ausnehmend zärtlich, sie schelten oder strafen sie niemals. Resultat dieser unvernünftigen Liebe ist, daß die Kinder ihren Eltern wenig Achtung bezeigen; Borba hat selbst gesehen, daß sie ihre Väter mit Stöcken mißhandelten. Die Mütter tragen die kleinen Kinder immer auf dem Rücken, um den Kopf eine Schleife, um sie damit festzuhalten, und eingehüllt in die Decke (curú); sie nähren sie bis zum zweiten und vierten Jahre, meist bis sie ein anderes Kind haben.

Wird Jemand aus dem Stamme krank, so setzen sie ihn in die Nähe eines Feuers und reiben ihn mit dem Safte verschiedener Kräuter und Pflanzen ein; wird der Kranke schlimmer, so versammeln sich alle bei ihm, die Weiber beginnen zu weinen und die Männer sagen ihm, er solle noch nicht sterben, denn sie wollten ihn gut behandeln und ihm viele Geschenke machen. Wenn sie aber sehen, daß keine Hilfe mehr für ihn ist, versprechen sie ihm, ihn mit einer neuen Decke, schönem Bogen, Pfeilen und großen Muschelschnüren zu begraben und für seine Weiber und Kinder zu sorgen. Wenn er gestorben ist, wird er sogleich in liegender Stellung mit Decke, Bogen, Pfeilen und Axt in eine flache, mit Holz ausgefütterte Grube gelegt; seine Verwandten bereiten Wein und laden die Nachbaren ein, ihn zu begraben, was diese auch thun, indem sie in Körben Erde bringen und diese auf den Todten schütten, bis sich ein Grabhügel in Form einer Pyramide von 4 bis 6 m Höhe und 6 bis 8 m Basis gebildet hat.

Nach Beendigung dieses Liebesdienstes begeben sich Alle in die Wohnung des Verstorbenen, wo sie sitzend trinken und singen. Sobald sie anfangen animirt zu werden, erheben sie sich singend und tanzen nach dem Takte einer Art Cymbel (Xü) um ein großes Feuer herum. So fahren sie, bald sitzend, bald stehend, immer fort zu singen und zu trinken, bis der Wein zu Ende ist, dann gehen sie an den Fluß, sich zu waschen und schlafen darauf. Die Weiber, Kinder, Mütter und Geschwister beweinen den Todten noch viele Tage. Kinderleichen werden nicht unter pyramidenförmigen Grabhügeln beerdigt, sondern nur in ebener Erde eingescharrt. Die Musikinstrumente der Caingangs, wenn man sie als solche Gegenstände bezeichnen kann, welche kaum unharmonische und unbestimmte Töne von sich geben, sind: ein gebogenes Horn aus Holz oder Rohr (oaquerê), eine Flöte aus Rohr (coquê), eine Art Cymbel (Xü), Pfeifen aus Rohr und ein Instrument aus feinem Rohr mit einem durchlöcherten Kopfe am Ende, welches sie otorerê nennen.

Bei der Gastfreundschaft beobachten sie folgende Gebräuche. Wenn ein Fremder in eine Ansiedelung seines Stammes kommt, sucht er sich an dem Orte zu verstecken, wo die Bewohner gewöhnlich ihr Wasser holen, bis er irgend einen Verwandten oder Bekannten sieht; dann tritt er hervor und erzählt, wer er ist. Dies theilt nun der Betreffende den Anderen mit, welche sich auf den Empfang des Besuches einrichten. Der nächste Verwandte legt sich auf die Erde, bedeckt sein Gesicht mit der Decke (curú) und seine Frau bereitet ein Essen. Der Besuch tritt ein ohne ein Wort zu sagen und ohne Jemanden zu grüßen und legt sich neben den mit verdecktem Gesichte schon Liegenden. Die Frau stellt dann das fertige Essen vor die Beiden und sagt zu ihrem Manne, er möge mit seinem von fern hergekommenen Verwandten essen. Der Mann setzt sich und ladet den Anderen ein, mit ihm zu essen. Nach dem Essen erzählt der Besucher, woher er gekommen, was in seinem Hause geschehen und was er auf der Reise gesehen und erlebt hat. Wenn der Besucher den Tod irgend eines Verwandten zu berichten hat, ist dies für die Weiber Grund zu großen Wehklagen, und unter vielem Geschrei und mächtigen Thränenströmen suchen sie ihn zu trösten. Gewöhnlich werden bei diesen Besuchen ihre goio-fa-Feste (s. unten) aufgeführt.

Die Caingangs sind mit Allem, was sie in ihrer Wohnung haben, sehr freigebig; das erste, was sie thun, wenn Jemand zu ihnen kommt, ist, daß sie fragen, ob er Hunger habe; in Tagen des Ueberflusses fragen sie nicht einmal, sondern setzen, ohne etwas zu sagen, ihm Essen vor. Niemandem verweigern sie das Essen und selbst, wenn sie nur ganz wenig haben, theilen sie das Wenige mit dem Hungrigen.

Die Caingangs verstehen zwei Arten gegohrener Getränke herzustellen, deren Hauptbestandtheil die Hirse (nhára) ist; das nur aus Hirse und Wasser bereitete Getränk nennen sie goio-fa, wird demselben noch Bienenhonig zugefügt, so heißt es quequi. Zur Bereitung des goio-fa zerstampfen sie die Hirse, übergießen sie in großen hölzernen Gefäßen mit einer genügenden Quantität lauwarmen Wassers und lassen sie unter häufigem Umrühren mehrere Tage in der Nähe des Feuers stehen; nach beendigter Gährung ist das Getränk fertig. Nun werden die immer gern erscheinenden Nachbaren eingeladen, dann trinken, tanzen und singen sie Tag und Nacht, bis sie betrunken sind und der Wein zu Ende ist. Das goio-fa ist säuerlich, bitter und für einen civilisirten Gaumen von schlechtem Geschmacke; das quequi, welches, wie oben gesagt, mit Bienenhonig gemischtes goio-fa ist, schmeckt besser, berauscht jedoch leichter.

Wenn die Caingangs ihre Trinkgelage halten, essen sie nichts, erbrechen sich häufig und trinken dann weiter, bis sie umfallen. Wenn einer der Theilnehmer am Gelage in der Trunkenheit anfängt zu schreien und die übrigen zu be-

lästigen, so wird er von den Weibern fortgebracht und an Händen und Füßen festgebunden, bis er ruhig ist.

Aus der Hirse fabriciren sie noch ein anderes Getränk, eine Art dünnen Breis, welchen sie goio-cupri, weißes Wasser, nennen. Um dieses herzustellen, unterwerfen sie die Hirse einer leichten Röstung, indem sie dieselbe mit glühenden Kohlen vermischt in Körbe legen und diese in der Luft schwenken; hierauf wird die Hirse zerstampft und in große Thongefäße (cocrèn) gethan, diese werden in die Nähe des Feuers gestellt und mit Wasser gefüllt; am nächsten Tage schöpfen einige alte Weiber die Hirse heraus, zerkauen sie langsam und speien das Gekaute wieder in die Thongefäße. Nach 24 Stunden ist das Getränk fertig, welches nach Aussage der Caingangs sehr schmackhaft und kräftig ist.

Zur Herstellung von Feldern suchen sie nicht zu dicht bewachsene Stellen aus, schlagen die jungen Bäume nieder und zünden sie dann an. Die Feldarbeit wird von den Weibern besorgt; dieselben bedienen sich hölzerner Grabscheite, womit sie kleine Höhlungen machen, in welche der mit Speichel angefeuchtete Samen gelegt wird. Von den Nahrungsmitteln pflegen sie keine Vorräthe anzulegen; wenn sie etwas nöthig haben, holen sie es vom Felde. Von der frischen wie trockenen Hirse machen sie große Kuchen, welche, in die Blätter des Caeti gehüllt, in der Asche gebacken werden, sehr schmackhaft sind und sich lange halten; es ist dies auf Reisen meist ihr Nahrungsmittel.

Wenn die Caingangs reisen, haben sie keine Eile; für sie ist Reisen und Jagen dasselbe. Wo sie auf der Reise Wildspuren entdecken, verfolgen sie das Wild, bis sie es erlegt und gegessen haben.

In der Arbeit sind sie sehr faul; im Ueberflusse arbeiten sie selten, nur in den frühen Morgenstunden, ehe die Sonne anfängt heiß zu scheinen; den Rest des Tages verwenden sie zum Schlafen, den Nachmittag zum Herumschlendern. Trotzdem sie eine an Flüssen reiche Gegend bewohnen, verstehen sie von der Schiffahrt nichts und können nicht einmal Canoes bauen. Sie baden sich sehr gern, sind aber selten Schwimmer.

Als Schmuck und Zierrath haben sie bei festlichen Gelegenheiten eine Art Hemd (craninim) ohne Aermel und ganz offen, welches ihnen bis auf die Schenkel reicht; schöne Kränze vielfarbiger Federn (arangretára), ihre großen Decken (curú-cucha), große Schnüre von weißen Muscheln oder Affenzähnen. Einige bestreuen sich, wenn sie schwitzen, mit einer Menge kleiner Federn, welche im Gesichte und am Körper hängen bleiben; die meisten streichen sich den ganzen Körper schwarz an und halten sich dann für sehr schön und ansehnlich. Als körperliche Uebung haben sie ein Spiel, welches sie caingire (Spiel oder Vergnügen der Stöcke) nennen; es ist dies eigentlich mehr ein wirklicher Kampf, obwohl die hierbei empfangenen Verwundungen keine Feindschaft veranlassen. Dazu richten sie einen großen freien Platz her und schneiden eine Menge kurzer, dicker Stöcke, welche sie an zwei Endpunkten des Platzes niederlegen; dann fordern sie die Bewohner einer anderen Ansiedelung zu diesem Vergnügen auf; diese nehmen die Einladung immer an, schneiden sich gleichfalls eine Menge Stöcke und nähern sich, dieselben tragend, vorsichtig dem zum Spiele bezeichneten Platze; sobald sie ankommen, stellen sich die Anderen zum Kampfe; sie werfen sich nun gegenseitig unter großem Geschrei mit den Stöcken, bis eine der Gruppen unter großem Hohngeschrei der Gegner den Platz verläßt. Die Weiber, bedeckt mit einer Art Schild aus Baumrinde, sammeln die geworfenen Stöcke auf und legen sie an die Seite ihrer Kämpfer; wenn einer der Männer schwerer verwundet wird, bringen sie ihn fort und suchen ihn zu heilen. Bei diesen Gelegenheiten giebt es immer schwere Wunden, ausgelaufene Augen, zerschlagene Finger u. s. w. Nichts jedoch stört die Freundschaft unter den beiden Parteien; die, welche unter den ungünstigsten Umständen kämpften und am meisten mißhandelt wurden, werden als die Muthigsten und Lobenswerthesten angesehen (turumanim). Dieser Kampf wird auch bisweilen Nachts ausgeführt und heißt dann pingire; hierbei werden die Stöcke an einem Ende angezündet und zu den sonstigen Wunden kommen noch Brandwunden hinzu. Alle ihre Spiele sind plump und grob.

Die Caingangs sind mittheilsam, vergnügt, neugierig, lieben sehr, ihnen unbekannte Dinge kennen zu lernen, erlernen mit Leichtigkeit das, was man ihnen zeigt, jedoch sind sie in geistigen Beschäftigungen wenig ausdauernd; sie halten selten, was sie versprechen und schämen sich durchaus nicht ihres Wortbruches. Um sie zum Gehorsam und zur Achtung zu bringen, ist es nöthig, daß man ihnen einen Beweis körperlicher Ueberlegenheit giebt; dann sind sie ebenso unterwürfig und lenksam, als sie vorher unverschämt und hochmüthig waren. Es ist Gebrauch, daß die Verwandten für eine einem der Ihrigen zugefügte körperliche Mißhandlung Ersatz oder Bezahlung fordern; in diesem Falle giebt man ihnen entweder irgend ein kleines Geschenk oder zahlt ihnen in derselben Münze wie dem Verwandten, in beiden Fällen gehen sie ruhig und zufrieden fort und benutzen die erste sich ihnen bietende günstige Gelegenheit, sich zu rächen.

Ihre Sprache ist sehr guttural und der der Guarani in Nichts ähnlich. Sie sprechen das l und das starke r nicht aus; von den Worten, welche Borba von ihrer Sprache kennt, sind zwei aus der Guarani-Sprache (pira = Fisch, und piraju = Goldfisch) und ein drittes (kifé = Messer) ist dem kice im Guarani ähnlich. Das j wird wie das spanische Jota ausgesprochen. Es ist die Meinung fast aller Autoren, welche über die Sprachen der brasilianischen Wilden geschrieben haben, daß in ihnen einige Buchstaben gänzlich fehlen, so das starke r, l und z. Auch Borba war bis vor Kurzem dieser Meinung; nachdem er jedoch Gelegenheit gehabt hat, einige Wilde vom Stamme der Chavantes kennen zu lernen, welche in den Campos novos der Provinz S. Paulo leben, hat er sich überzeugt, daß dieses Fehlen der Buchstaben nicht so ausnahmslos ist; in der Chavanti-Sprache findet sich das r, l und z, welches letztere wie das englische th ausgesprochen wird.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong [1]).

Der französische Schiffslieutenant Réveillère, welchem es früher geglückt ist, die Stromschnellen des Mekong mit dem Torpedoboote Nr. 44 zu passiren, hat neuerdings die gleiche gefährliche Fahrt mit zwei Dampfbarkassen zurückgelegt. Dem von ihm verfaßten, im „Journal officiel de Saigon" vom 2. August erschienenen Bericht über seine Fahrt entnehmen wir Folgendes: Wir verließen mit den beiden Dampfbarkassen „Préa-Patang" und „Etincelle", welche das Kanonenboot „Bouclier" schleppten, am 15. Juli Krattieh. Der „Bouclier" mußte in Samboc zurückbleiben und wir fuhren nach Sambor weiter, um dort einen eingeborenen Lootsen an Bord zu nehmen, welcher daran gewöhnt war, die Flüsse mit Fahrzeugen der Eingeborenen zu befahren; er wurde an Bord der von Réveillère befehligten „Préa-Patang" genommen. Da das Wasser nicht hoch genug war, um dem steilen Ufer zu folgen, mußte man den Weg durch die große Schnelle von Sambor nehmen, wo der Strom so stark war, daß man mit voller Kraft fahren mußte. Dies war sehr gefährlich, da sich Baumzweige in die Schraube verwickelten und man nur mit Mühe frei kommen konnte; noch in Sambor mußte man Reste von Zweigen und Aesten entfernen.

Der Lootse war, wie man sich überzeugen konnte, vollkommen sicher und es wurde mit ihm die weitere Reise besprochen, die aber an demselben Tage nur bis Ca-Prien fortgesetzt wurde, wo man in der Nacht während eines heftigen Sturmes vor Anker ging.

Dort fangen die eigentlichen Schwierigkeiten an, die Felsen werden zahlreicher, die Strömung heftiger, namentlich aber, und dies ist das Gefährlichste, nimmt die Zahl der Bäume, welche aus dem Flusse auftauchen, in sehr bedenklicher Weise zu. Durch den hohen Wasserstand dem Auge zum Theil entzogen, bilden sie Hindernisse, welche von den Eingeborenen kaum weniger als Felsenklippen gefürchtet werden.

Bei Tagesanbruch wurde die Reise fortgesetzt. Die Fahrt durch die Wirbel von Prasco war nicht besonders beschwerlich. Gegen 9 Uhr wurde dieses Dorf erreicht, dessen Häuptling bei der Fahrt des Torpedo Nr. 44 Réveillère als Führer gedient hatte; von letzterem hatte er einen Mantel als Belohnung empfangen, seine Landsleute aber hatten ihn bis auf das Blut gegeißelt, weil er das Land den Franzosen eröffnet hatte; er konnte sich noch glücklich schätzen, daß ihm nicht der Kopf abgeschnitten worden war.

Den Weg, den Nr. 44 genommen, hielt er für unmöglich; man entschloß sich also, der von Fesigny im vorigen Jahre eingeschlagenen Richtung zu folgen. Die Maschine wurde sorgfältig nachgesehen und der Mannschaft eine Stunde Ruhe gegönnt. Mit gutem Dampfdrucke befand man sich bald der ersten Schnelle gegenüber; zur Rechten hatte man starke Wirbel, die ganz von weißem Schaume bedeckt waren, links eine scharfe Felsspitze, die sich eben aus dem Wasser erhob. Einen Augenblick schien die „Préa-Patang" still zu stehen, der Macht des Stromes zu weichen; da erscholl das Kommando: „Oeffnet die Klappe ganz und schürt das Feuer." Die Barkasse überwand den Widerstand, sie kam langsam vorwärts, richtete sich auf — und die erste Schnelle war überwunden. Auch die „Etincelle" folgte. Der Zustand war nun eigentlich noch gefährlicher geworden; wäre es nicht geglückt, dies erste Hinderniß zu überwinden, so wäre allerdings der Eigenliebe des Kommandanten ein empfindlicher Schlag versetzt worden, jetzt aber hatte man zwei weitere Hindernisse vor sich und keinen Platz zum Wenden, so daß man, im Falle es nicht glückte, die zwei weiteren Schnellen zu überwinden, genöthigt gewesen wäre, mit dem Hintertheile voraus zurückzukehren, ein Verfahren, dessen Gefahr auf der Hand liegt. Auch das zweite Hinderniß wurde jedoch mit erhöhtem Dampfdrucke glücklich überwunden, ebenso das dritte gleich darauf folgende.

Man kam nun in furchtbare Strudel, in denen die arme Barkasse nach rechts und links geschleudert wurde, sie rollte wie in einem wüthend erregten Meere; endlich war auch dies überstanden. Es ist unerklärlich, wie die Bäume, welche die Fahrt so gefährlich machen, in einem derartigen Strudel Wurzel fassen und fortbestehen können, Bäume, von denen einzelne 4 Fuß im Durchmesser haben. Trotzdem sie beinahe blätterlos sind, sehen sie gesund aus; man sieht, daß das während der Ueberschwemmung unterdrückte Wachsthum ihres Blätterschmuckes nur ein langsames sein kann.

Da mit einem Male hielt die Barkasse plötzlich in ihrem Laufe inne, wie wenn sie auf eine Sandbank aufgelaufen wäre. Obwohl nun allerdings hier Raum zum Wenden vorhanden und die Lage also nicht so gefährlich war, wäre es doch schrecklich gewesen, hier umkehren zu müssen. Wieder wurde mit voller Kraft angedampft und wieder überwand das Schiff den Strom; da brachte der Maschinist die Schreckensbotschaft, daß das Wasser im Kessel in gefahrdrohender Weise abnehme; da es unmöglich war, hier mitten in einem Strome von fünf bis sechs Knoten und auf felsigem Boden vor Anker zu gehen, so mußte selbst auf die Gefahr einer Explosion hin die Fahrt fortgesetzt werden; es glückte im letzten Augenblicke noch, am Lande einen Ankerplatz zu finden. Als man die Feuer löschte, war auch das Wasser aus dem Kessel verschwunden. Der entstandene Schaden war bald wieder ausgebessert, vier Stunden später konnte man die Fahrt fortsetzen.

Da lag nun der Mekong, breit und ruhig; in der Ferne über Bananenpflanzungen flatterte die Tricolore (des Posten zu Siemboc). Am 17. früh um 7 Uhr verließ die „Préa-Patang" den genannten Grenzposten. Jenseits lag das Gebiet der Laos, welches unter siamesischer Herrschaft steht, von rechtswegen aber zu Kambodscha gehört. Um 10 Uhr kam das Schiff nach Stung-Treng. Die Autoritäten, durch den Dolmetscher von der Ankunft unterrichtet, empfingen die Gäste freundlich. Der siamesische General, welcher die Streitkräfte der Provinz befehligte, kam mit dem Civil-Gouverneur, um die französischen Officiere zu begrüßen; seine Truppen, etwa 40 Mann, nur mit dem Sampot bekleidet, mit verrosteten Gewehren, denen Bajonnet und Hahn fehlte, waren in zwei Reihen aufgestellt; der General selbst hatte den Fremden zu Liebe Schuhe und Strümpfe angelegt, die ihm recht unbequem zu sein schienen; ein Ordensstern glänzte auf seinem alten Dolman und er trug die dem Franzosen so verhaßte Pickelhaube. Der General führte den französischen Officier an der Hand, wahrscheinlich weil er selbst es nicht wagte, vorauszugehen, andererseits wohl aber auch dem Franzosen den Vorrang nicht lassen wollte. Die prächtigen halbnackten Körper seiner Mannschaft versöhnten mit den Mängeln ihrer Ausrüstung.

Des niederen Wasserstandes wegen war es unmöglich, Ato-Peu zu erreichen. Nur den Wasserfällen Khong konnte noch ein Besuch abgestattet werden; ein Lootse, der das Fahrwasser dorthin gut kannte, wurde an Bord genommen und gegen Mittag die Fahrt durch ein Gewirre von Inseln

[1]) Vergl. oben S. 96.

und Inselchen angetreten. Bald kam man in einen engen Kanal mit dem Festlande zur Rechten, dem ausgedehnten, vom Wasser überströmten Walde zur Linken; nach einer scharfen Wendung versperrte ein mitten im Fahrwasser liegender Fels dasselbe beinahe gänzlich; nur eine schmale Durchfahrt von etwa 50 m Breite blieb übrig. Trotzdem dieselbe einen schrecklichen Anblick bot, glückte es doch, sie mit voller Kraft, aber ohne besondere Anstrengung zu passiren. Dies ist die Stromschnelle von Kohndinh. Nachdem die Fahrt noch einige Zeit lang in einem schmalen Kanale fortgesetzt war, kam man an eine große und schöne Erweiterung desselben, wo er ziemlich ruhig dahin fließt. Alle Schwierigkeiten schienen überwunden, als die „Etincelle" plötzlich auffuhr. Da sie einigen Schaden erlitten, mußte man an den Rückweg denken, was um so trauriger war, als man sich in der Entfernung von nur noch drei Stunden von den Katarakten von Khong befand.

Die Fahrt durch die Wirbel war aufregend, die „Préa-Patang" gerieth mit ihrem Hintertheile in einen Trichter von etwa 12 m Durchmesser, der wenigstens 1 m tief war; ein Augenblick der Spannung, ein starkes Rollen, dann war die Gefahr glücklich überwunden. Der Ansicht des Herrn Réveillère nach besteht eigentliche Gefahr nur bei der Bergfahrt, weil man bei derselben die verhältnißmäßig schwache Maschine über ihre Kräfte anstrengen muß und die Möglichkeit besteht, daß sie in dem entscheidenden Augenblicke ihre Dienste versagt.

Mit einer guten Maschine und der nöthigen Geschwindigkeit wird man mit Leichtigkeit den Weg zurücklegen, den die bescheidenen Dampfbarkassen gemacht haben; doch sollte man so schwache Fahrzeuge keiner solchen Gefahr wieder aussetzen.

Fastnacht-Gebräuche der Aymara-Indianer.

Ch. N. Auf dem Theile der Andinischen Hochebene, welche sich in Bolivien zwischen dem Titicaca- und dem Poopo-See ausbreitet, feiert die indianische (Aymara-) Bevölkerung die Fastnacht durch verschiedene Gebräuche, welchen sicherlich Reminiscenzen aus vorspanischer Zeit beigemengt sind.

Am Fastnachtssonntage begeben sich die Indianer, nachdem sie zuerst der Messe beigewohnt haben, auf den mitten im Dorfe liegenden Marktplatz, um Branntwein, Früchte und Blumen einzukaufen, die sie am folgenden Tage aufs Feld mitnehmen. Früchte und Blumen kommen aus den benachbarten warmen Thälern, da sie die rauhe Hochebene nicht zum Reifen und Blühen bringt. Am Montag ist die Ortschaft menschenleer, denn Groß und Klein befindet sich auf den Feldern; dort graben die Indianer zwischen zwei Furchen eine Vertiefung, in deren Umkreise weiße mit bunten Federn geschmückte Fahnen aufgesteckt werden. Der Boden der Vertiefung ist mit einer wollenen Decke ausgelegt, auf der man einen tüchtigen Haufen Coca — eine für alle diese Handlungen wesentliche Opfergabe —, Flaschen, silberne oder hölzerne Trinkgefäße und Thierfelle erblickt. Nachdem einige Cocablätter in die Furchen eingescharrt sind und die sie deckende Erde mit Branntwein benetzt ist, fangen die Indianer an, zahlreiche Becher auf die Gesundheit der Feldarbeiter, auf die zu erhoffende günstige Witterung und auf die Erhaltung und Vermehrung der kommenden Saaten zu leeren; der hauptsächliche Zweck der Libationen ist aber, das Eintreten der so schädlichen Nachtfröste zu beschwören. Bei Sonnenuntergang vereinigen sich die Bewohner der gleichen Gemarkung, die Männer mit um die Hüften geschlungenem Poncho, die Weiber mit den in phantastischer Weise übergeworfenen Decken, die Hüte mit Blumen bekränzt; in der einen Hand den Cocabeutel, in der anderen Hand die Flasche, ziehen sie unter dem Vortritt des eine mächtige Fahne schwingenden Fahnenträgers in zwei langen Reihen daher und führen beim Ton ihrer Rohrpfeifen und Trommeln lärmende Tänze auf. In vielen Wendungen, die man etwa unserem Cotillon vergleichen kann, bewegt sich der Zug dem Dorfe zu, wo sie tanzend und lärmend die Nacht verbringen.

Am Dienstag früh beschäftigen sich die Indianer mit ihren Schafheerden; die dabei beobachtete Ceremonie besteht darin, daß sie das schönste Lamm heraussuchen, ihm die Hörner, den Schwanz und den Rücken mit Bändern schmücken und es zwingen, einige Cocablätter zusammen mit einem Stückchen der scharfen Aschenpaste (lejia oder llipta), durch welche die Indianer den Cocagenuß erhöhen, zu kauen. Sie schütten ihm ferner etwas Branntwein ein; alles dies in der Meinung, eine zahlreiche Nachzucht dadurch hervorzurufen. — Am Nachmittage versammelt sich die Bevölkerung auf dem Marktplatze. Unausgesetzt ertönen die monotonen Melodien der von den Panderetas (eine Art von Castagnetten) begleiteten Rohrpfeifen.

Die Männer halten in der rechten Hand ihre Schleudern, in der linken Hand ein Tuch voller Lujmas. Beiläufig gesagt, führt diese ungemein schmackhafte Tropenfrucht auch den Namen Membrillo, d. h. „Quitte", mit welcher sie indessen nichts gemein hat. Die Lujma kann nur roh verzehrt werden; das etwas mehlige Fleisch umschließt einen Kern, der mit einer kleinen Roßkastanie täuschende Aehnlichkeit hat. Die Indianer fordern sich in der Reihenfolge zu zwei und zwei heraus, um sich mit Lujmas zu beschießen; hierfür stellen sie sich in einer Entfernung von etwa 7 m einander gegenüber auf; der Herausforderer bedeckt sich das Gesicht mit seinem Hute und dreht dem Schleuderer den Rücken zu; letzterer sendet ihm nun das Geschoß mit aller Wucht in den Nacken, wo es in Stücke zerschellen muß; trifft er ihn, so darf er ein Gläschen Branntwein leeren, fehlt er, so geht er leer aus. Sofort ist nun an den anderen, d. h. an dem Geforderten die Reihe, und dauert das Spiel so lange, bis alle Lujmas aufgebraucht sind. Die liebe Jugend springt zwischen den Schleuderern durch, um die Ueberbleibsel der zerschmetterten Früchte aufzulesen; die Tanzenden sind unermüdlich und mit der zunehmenden Trunkenheit erreicht das lärmende Gewühl den Höhepunkt, wo jedes Pastorale zur widerlichen Orgie wird.

Am Aschermittwoch geht die Vertheilung der im nächsten Umkreise der Ortschaften gelegenen Ländereien vor sich. Der Contorno, wie er genannt wird, ist der Raum, der die Ortschaft auf eine Stunde im Umkreise umgiebt. Die umsichtige, wohlüberlegte und gewissenhafte Vertheilung dieser Ländereien zwischen allen Einwohnern und Insassen geht unter der Aufsicht des Correjidors, des Munizipalagenten und anderer Magistrate vor sich. Streitigkeiten, die bei dieser Gelegenheit selten vorkommen, werden von den Autoritäten bald beigelegt. Der Besitz und die Nutznießung dauern dergestalt nur eine kurze Zeit, nach deren Verlauf die Ländereien an die Gemeinde zurückfallen, um wieder neu zur Vertheilung zu gelangen. Wohl haben neuere Gesetze die Besitzverhältnisse auf den dem Staate gehörigen Ländereien, welche die indianischen Gemeinden vom Staate so zu sagen zu Lehen besaßen, einer nicht besonders glücklich durchgeführten Reform unterzogen, allein gewisse Einrichtungen, wie die vorstehende, sind bei dem konservativen Wesen der Indianer nicht so leicht auszurotten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Allgemeine deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen" beschloß in seiner Schlußsitzung am 16. September in Berlin im Wesentlichen Folgendes: Schaffung einer Vertretung der deutschen Kolonialinteressen durch die Bildung eines Kollegiums von 25 Personen, welches die Schaffung eines Allgemeinen deutschen Verbandes zur Förderung überseeischer Interessen herbeiführen und die Vorbereitung zu einem in Berlin innerhalb der nächsten drei Jahre abzuhaltenden dritten Kongreß in Angriff nehmen soll. Der Kongreß beschließt, den Allgemeinen deutschen Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen zu einer dauernden Institution zu erheben.

Der Kongreß erklärt sich für Schaffung direkter Dampferverbindungen mit Deutschland und die Einrichtung deutscher Bankinstitute für unsere kolonialen Unternehmungen.

Die auf die Erforschung der Naturprodukte in den deutschen Schutzgebieten, sowie der Sprachen und Sitten der Eingeborenen gerichtete deutsche Wissenschaft ist aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen und sind die zur Erforschung Afrikas vom Reichstage bewilligten Mittel zur Erforschung der deutschen Kolonien und benachbarten Gebiete zu verwenden.

Der Kongreß beschließt eine Petition an den Deutschen Reichstag um Bewilligung der zur Schaffung der subventionirten afrikanischen Dampferlinien erforderlichen Geldmittel. Der Kongreß ersucht die Reichsregierung, zur Förderung des Studiums der afrikanischen Sprachen in Deutschland baldmöglichst geeignete Schritte zu thun.

Die deutsche Auswanderung soll nach Südamerika etwa südlich vom 25° südl. Br. gelenkt und das preußische Ministerialreskript vom 3. November 1859, welches dieser Auswanderung im Wege steht, soll beseitigt werden. Auch Südafrika wird namentlich in den Burengebieten für Auswanderung empfohlen.

Hilfeleistung durch Privatassociationen unter Staatsüberwachung für Auswanderungslustige in der Heimath und auf der Seereise. Ortskundige Fürsorge für neu einziehende Landsleute in überseeischen Gebieten.

Es ist eine nothwendige Aufgabe der deutschen Mission, ihre Arbeit den neuerworbenen deutschen überseeischen Gebieten zuzuwenden.

— In einer unter dem Titel „Orometrie des Harzgebirges" (Halle 1886, Tausch und Grosse) erschienenen Abhandlung unternimmt Dr. Karl Leicher die Ermittelung der orometrischen Verhältnisse des Harzgebirges. Er benutzt hierzu die im Maßstabe 1:100000 von der königl. preuß. geolog. Landesanstalt publicirte Höhenschichtenkarte und wendet zur Berechnung des Volumens nicht die Methoden von Sonklar und Leipoldt an, von denen die erste sich nur für Kammgebirge eignet, die zweite aber ihre vielfachen Mängel hat, sondern eine neue Methode, darauf basirend, daß der Verfasser unter Höhenstufe den Theil des Gebirges versteht, welcher zwischen den durch zwei auf einander folgende Isohypsen bestimmten ebenen Flächen liegt, daß er ferner diese Höhenstufe als abgestumpften Kegel im weitesten Sinne ansieht und hierauf, nachdem er durch das Planimeter das Areal der zugehörigen Isohypsen bestimmt hat, die bekannte Formel aus der Elementargeometrie für das Volumen eines abgestumpften Kegels anwendet. Zunächst ist es ihm darum zu thun, den Harzrand festzustellen. Hierzu bedient er sich hauptsächlich der geologischen Zusammensetzung des Gebirges und findet als mittlere absolute Höhe des Gebirgsfußes 261,63 m. Interessant ist bei der volumetrischen Berechnung des Harzes der Vergleich, den der Verfasser anstellt zwischen den Resultaten seiner Methode und den durch Legen von senkrechten Querschnitten erhaltenen. Er wendet beide Methoden auf den Theil des Harzes an, welcher, um den Brocken liegend, bis 2000 Pariser Fuß (649,68 m) herabreicht. Nach seiner Methode findet er dann für die mittlere absolute Höhe dieses Gebirgstheiles 772,16 m und nach der zweiten Methode ergiebt sich bei Zuhilfenahme von 57 Querschnitten 772,248 m. Eine solche überraschende Uebereinstimmung der Resultate beider Methoden wird sich selbstverständlich nicht bei jeder Anwendung derselben ergeben, sondern nur für solche Gebirge, für welche sorgfältig gearbeitete Höhenschichtenkarten mit Höhenstufen von geringer Mächtigkeit existiren. Das Gesammtvolumen des Harzes findet Dr. Leicher zu 1091,024 591 074 cbm, woraus bei einer Grundfläche von 2468,12 991 qkm sich als mittlere absolute Höhe des Harzgebirges der Werth von 442,045 m ergiebt. — Die sich dann anschließenden Gefällverhältnisse der Harzgewässer ergaben, daß den größten mittleren Fallwinkel die Ilse mit 3° 42′ 58,19″ besitzt. Hierauf folgen die übrigen Gewässer nach der Größe dieses Winkels geordnet, als: Holzemme, Radau, Ecker, Oker, Söse, Sieber, Wieda, Zorge, Thyra, Oder, Innerste, Bode, Selke und Wipper, welche einen mittleren Fallwinkel von nur 0° 22′ 42,8″ hat.

Eine Tabelle, in welcher die den einzelnen Höhenstufen zugehörigen oberen und unteren Grundflächen ihrem Areal nach, sowie ihr Höhenunterschied und das Volumen jeder Höhenstufe sich finden, gestattet, das Volumen des Harzes bi zu jeder Höhe herab zu verfolgen, sowie, falls sich Jemand der Mühe unterziehen wollte, die Rechnung zu kontrolliren, was bekanntlich bei den übrigen Methoden der volumetrischen Berechnung von Gebirgen so gut wie ganz ausgeschlossen ist.

— Von der unter Alfred Kirchhoff's Leitung erscheinenden „Länderkunde der fünf Erdtheile" liegen jetzt 12 prächtig mit Holzschnitten, Kärtchen und Phototypien geschmückte Lieferungen vor. Das von vorzüglichen Fachmännern bearbeitete Werk beabsichtigt bekanntlich nicht sowohl für den Geographen von Fach, als für den weiten Kreis der Gebildeten die Erde nach der Mannigfaltigkeit ihrer Ländergestalten umrißweise, doch streng wissenschaftlich zu schildern. Der Einleitung von Kirchhoff folgt eine Uebersicht über Mittel-Europa von Penck und dann eine hochinteressante Darstellung des Deutschen Reiches von demselben, welche den Hauptnachdruck auf die geologische Gestaltung, die Entstehungsgeschichte, Klima u. s. w. der geschilderten Gebiete legt. Die zahlreichen Kärtchen und Profile kommen dem Verständnisse sehr zu Hilfe.

— Die Mohammedaner in Orenburg haben ein sehr originelles Mittel ergriffen, um der Entwickelung der Prostitution unter ihren Glaubensgenossinnen zu steuern. Die mohammedanische Geistlichkeit, unterstützt von reichen Kaufleuten ihres Glaubens, hat sich mit Eifer der Sache angenommen. Nachdem die Erlaubniß des Ministeriums der inneren Angelegenheiten eingeholt worden war, wurde zur Ausführung geschritten. Durch die Polizei hatte man sich ein Verzeichniß der tatarischen, baschkirischen, kirgisischen und anderen mohammedanischen Mädchen verschafft, welche sich gewerbmäßig mit Prostitution befassen — es waren ihrer im Ganzen 200. An einem festgesetzten Tage nun versammelte sich auf dem Hofe der Hauptmoschee die mohammedanische Geistlichkeit und gleichzeitig wurden 20 Frauen mit verhülltem Antlitze unter Begleitung eines Polizeibeamten

herbeigeführt. Der Obergeistliche nahm das Verzeichniß und verlas erst die Namen der Anwesenden und dann den Beschluß der mohammedanischen Gesellschaft, welchen die Geistlichkeit und das Ministerium bestätigt hatten, Mittel zu ergreifen, die Laster unter der weiblichen Bevölkerung auszurotten, hielt eine längere Rede, in welcher er den Frauen ihr unordentliches und lasterhaftes Leben vorwarf und ihnen rieth, ein neues, und zwar ein Familienleben zu beginnen. Bei der Versammlung waren alte und junge, verehelichte und nicht verehelichte Tataren zugegen und ihnen wurde der Vorschlag gemacht, unter den Anwesenden sich eine Frau auszuwählen. An Liebhabern war kein Mangel: innerhalb einer halben Stunde hatten alle Bräute ihren Mann gefunden und es begann sofort die Trauung der einzelnen Paare. Ein reicher Kaufmann, Achmed Galiewitsch, schenkte jedem neuvermählten Paare 30 Rubel (60 Mark). Am anderen Tage wurden abermals 20 Mädchen herbeigeführt mit demselben Erfolge: alle erhielten 30 Rubel zur Aussteuer. Das dauerte nach der Korrespondenz im „Russischen Kourier" 10 Tage und schließlich waren alle 200 prostituirte Mädchen verheirathet.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 22.)

Asien.

— Im August wird der „Neuen Zeitung" zufolge eine Anzahl Tarantschen, zehn Personen, Moskau und St. Petersburg besuchen und sich hernach zur Messe in Nishni Nowgorod begeben; Zweck der Reise ist, Handelsbeziehungen zwischen dem europäischen Rußland und den mittelasiatischen Gebieten anzuknüpfen.

— Der amerikanische Lieutenant Schütze, welcher persönlich die für Rettung der Jeannette-Mannschaft von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zugesagten Geschenke den betreffenden Personen überbracht hat, ist auf der Rückreise Anfangs August in Moskau eingetroffen. Er hat die an der Mündung des Olenek und der Lena sitzenden Eingeborenen besucht, ist nach Osten bis zur Indigirka gereist, um dem Tschuktschen Arara seine Belohnung zu überliefern, dann weiter nach Wiluisk gegangen, um den früheren Isprawnik von Kolymsk, Kotscharowsky, zu sprechen. Während seiner nur kurzen Reise hat er doch eine sehr beträchtliche Sammlung von allerhand Sachen zu Stande gebracht: tungusische Kleider, Hausgeräthe, Waffen, Modelle u. s. w. — Die von Lieutenant Schütze persönlich abgelieferten Geschenke sind kostbar und deshalb für Sibirien etwas Ungewohntes. Die beiden Isprawniks von Werchojansk und Kolymsk haben goldene Uhren und Medaillen erhalten. Den übrigen Personen, meist Eingeborene, hat er acht goldene und zwölf silberne Medaillen zum Tragen auf der Brust übergeben; die Medaillen haben die Inschrift „For courage and humanity". Außerdem hat er vertheilt: 13 sehr theure Gewehre, 1200 Rubel baares Geld und für 4000 Rubel verschiedene andere Gegenstände, z. B. Thee, Tabak, Kleider, Geschirre, Schmucksachen u. a. Im Ganzen sind 122 Personen belohnt und beschenkt worden.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 32).

— Die Zeitung „Wladiwostok" meldet, daß das Gerücht über die Entdeckung reicher Naphtha-Quellen auf Sachalin sich bewahrheitet. Der Chef des Bezirkes von Alexandrowsk, Lindenbaum, hat persönlich die nördlich vom Baikalbusen befindliche Quelle aufgesucht. Naphtha-Proben sind nach Alexandrowsk gebracht worden.

Afrika.

— Ferdinand de Lesseps und Kommandant Landas, Roudaire's Nachfolger, halten noch immer an dem Gedanken, die südtunesischen Schotts in ein Binnenmeer zu verwandeln, fest, wie ersterer in der Sitzung der Académie des sciences vom 2. August d. J. erklärte. Vorläufig hat Landas am Wed-Melah, an dessen Mündung später ein Seehafen für den projektirten Kanal angelegt werden soll, einen artesischen Brunnen erbohrt, welcher über 500 ha Landes bewässert und bereits Anlaß zur Erbauung einer kleinen Ortschaft gegeben hat. Ein zweiter Brunnen ist in Arbeit.

— G. A. Farini's Reisewerk, welches wir oben, S. 200 ff. ausführlich besprochen haben, ist soeben unter dem Titel „Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika" (Mit 46 Abbildungen und zwei Kartenskizzen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. Pr. 8 Mk.) in autorisirter deutscher Uebersetzung erschienen. Da wir das Buch bereits zur Genüge charakterisirt haben, so erübrigt nur, hinzuzufügen, daß die Ausstattung der Handlung, welche in Deutschland wohl den größten geographischen Verlag hat, durchaus würdig ist — von der Karte etwa abgesehen.

— Die portugiesische Expedition unter Major de Carvalho (vergl. „Globus" Bd. 49, S. 383) hat die Hauptstadt des Muata Jamwo erreicht und mit demselben einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich das Lunda-Reich unter den Schutz Portugals stellt. In Zukunft soll ein portugiesischer Resident in der Mussumba seinen Aufenthalt nehmen.

— Bei dem offenbar noch zu keinem endgültigen Abschlusse gediehenen Eingreifen der Franzosen in Madagaskar mögen manche unserer Leser sich gelegentlich über diese Insel rasch orientiren wollen. Dazu kann ihnen Prof. R. Hartmann's „Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen" („Das Wissen der Gegenwart", Bd. 47, Preis 1 Mark) gute Dienste leisten, weil es, nach den Quellen gearbeitet, Flora, Fauna, Ethnographie, politische Verhältnisse, Geschichte u. s. w. kurz und klar darlegt. Den Gedanken von einem einstigen Zusammenhange Madagaskars mit seinen Nachbarinseln, mit Theilen Asiens und Afrikas und selbst, unter Vermittelung des letzteren, mit Amerika erklärt Hartmann einstweilen noch für ein Bedürfniß für die speculative Seite der Wissenschaft; nur dadurch läßt sich nach dem heutigen Standpunkte unseres Wissens eine Erklärung für die Mannigfaltigkeit und für die geographische Zerstreuung der madagassischen Thiertypen geben. — Auch die schwierige Frage von der Abstammung der Howas wird eingehender erörtert. Es steht fest, daß auf Madagaskar eine „malayische" Einwanderung stattgefunden hat, deren Elemente sich theils in größerer Reinheit erhalten, theils mit Afrikanern vermischt haben. Aus rein physisch-anthropologischen, linguistischen und rein ethnographischen Gründen erklärt sich Hartmann mit O. Finsch für eine Herkunft der Howas aus Polynesien. — Interessant ist die Notiz (S. 112), daß die 400 Meilen nordwestlich von Madagaskar gelegenen Aldabra-Inseln 1882 von Norwegern in Besitz genommen und mit einigen Kolonistenfamilien aus Bergen besetzt worden sind.

Inhalt: A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan. IV. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Bodensenkung im Ruhr-Kohlenreviere. (Mit einem Profil.) — Die Caingangs-Indianer in der brasilianischen Provinz Paraná. — Kürzere Mittheilungen: Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Mekong. — Fastnacht-Gebräuche der Aymara-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 17. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

I.

Einer der wichtigsten Flüsse des ausgedehnten französischen Kolonialbesitzes in Senegambien ist der Rio Nuñez; obwohl er aber schon lange den Franzosen gehörte — wie überhaupt Senegambien deren älteste Kolonie ist —, so übten dieselben dort ihre Macht nur wenig aus und ließen die Eingeborenen sich ruhig unter einander bekämpfen. Neuerdings aber mußten sie sich etwas eingehender mit den dortigen Zuständen beschäftigen, wozu sie das Besitzergreifungsfieber anderer Mächte veranlaßte, und um in dem mörderischen Klima keine Truppen unterhalten zu müssen, schlugen sie den Ausweg ein, den König der Nalous als Oberhaupt aller dortigen Häuptlinge anerkennen zu lassen.

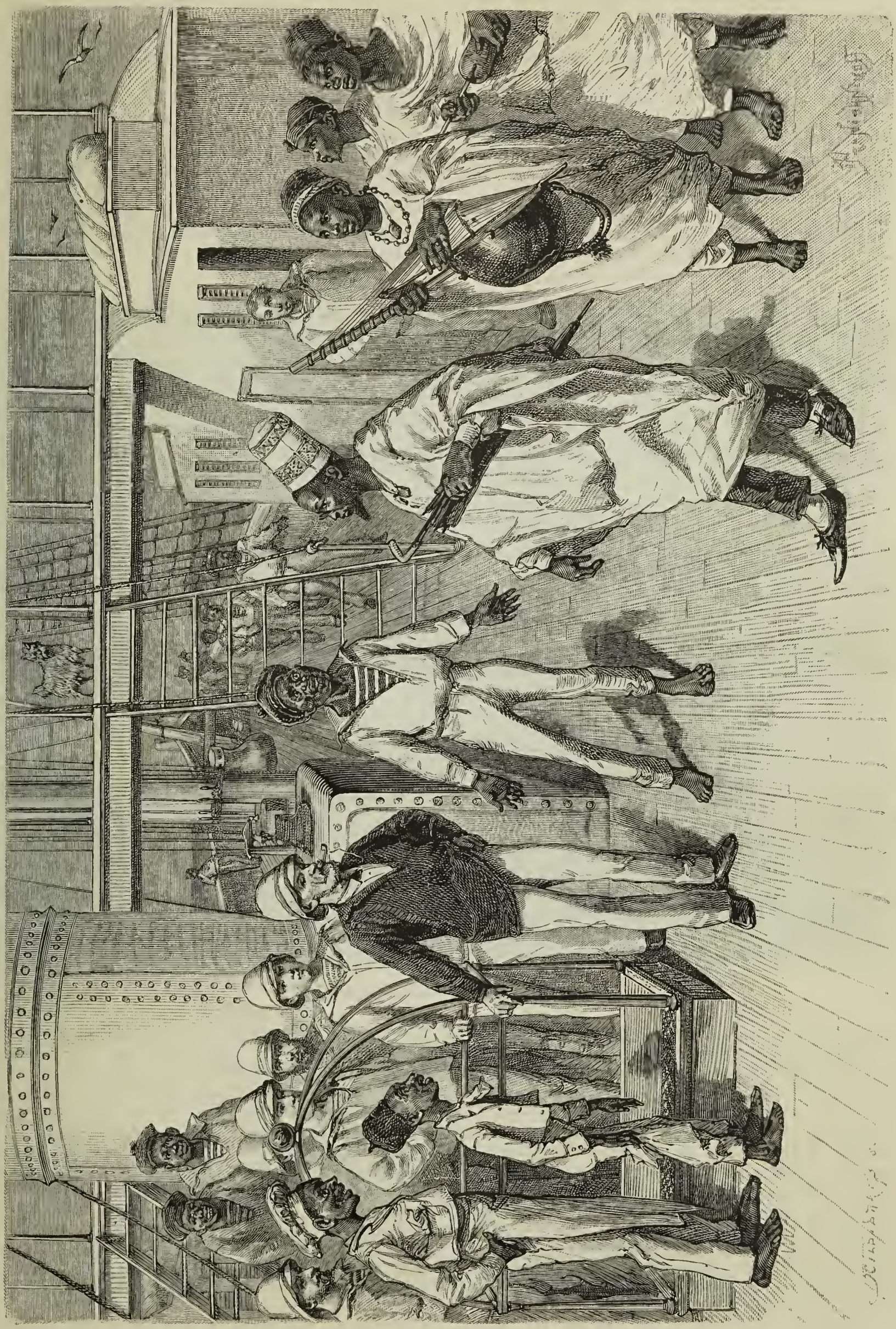
Nördlich vom Kap Verga, unter 10° 35′ nördl. Br. und 14° 45′ östl. L. von Greenwich, ergießt sich der Rio Nuñez mit einer sehr breiten Mündung in den Atlantischen Ocean; aber die Einfahrt wird durch eine fortlaufende Reihe von Klippen, Sandbänken und Untiefen etwas erschwert. Dafür fehlt hier die Barre, welche bei so vielen westafrikanischen Strömen zu passiren ist: zu allen Zeiten des Jahres können große Schiffe in den Rio Nuñez einlaufen. Die Strömungen sind dort sehr heftig und erreichen während der Syzygien eine Geschwindigkeit von ca. 9 km in der Stunde; noch 40 Seemeilen stromaufwärts bei der Faktorei Bel-Air, beträgt der Fluthunterschied 7 m. Das Klima ist sehr ungesund, namentlich im November und December, und zu jeder Zeit gehört dieses Gebiet zu den heißesten der Erde. Dennoch ist der Rio Nuñez stets viel besucht worden, und merkwürdiger Weise ist am Oberlaufe des Flusses mehr Gesittung zu Hause als am Unterlaufe, vielleicht in Folge des Klimas. Früher fand hier starker Sklavenhandel statt, den die Schwarzen noch heute fortsetzen, wenn auch im Geheimen; ein Sklave gilt zwei Ochsen und ein Ochse 50 Franken. Der legitime Handel findet in den Monaten December bis Mai statt und dabei werden die Landesprodukte, Reis, Kautschuk, Palmöl und Erdnüsse, gegen billige und wenig haltbare Stoffe, Eisenwaaren u. s. w. eingetauscht. Nicht verschwiegen soll werden, daß die englische Konkurrenz den Franzosen viel zu schaffen macht.

Der oberste und zugleich für jetzt einzige französische Posten am Rio Nuñez ist Boké; von dort aus erreicht man in einer drei- bis vierstündigen Bootfahrt Wasserfälle, welche von der Quelle nicht mehr weit entfernt sind. Von Boké an kann der westwärts fließende Strom kleine Schiffe tragen; bei Noppas beginnen die Untiefen und der im Allgemeinen gegen Südwesten gerichtete Lauf beschreibt mehrere gewaltige Krümmungen. Bei Victoria verbreitert er sich plötzlich zu fast 5 km, wird bei Petit-Talibonche etwas eingeengt und öffnet sich dann wieder weit zum

Meere. Der gesammte Lauf wird nicht über 120 km lang sein.

Die ganze Niederung ist von zahllosen Flüssen, Flußarmen und Creeks, dort Marigots genannt, durchschnitten, in welchen die Richtung der Strömung je nach Ebbe und Fluth beständig wechselt; manche liegen bei Ebbe trocken, so daß zwischen ihren mit Maugrovewäldern bedeckten Ufern nur ein schmaler Schlammstreifen zurückbleibt. Dieses traurige Gebiet wird nur von Krokodilen und weißen Reihern bewohnt. Wenn man aber mit steigender Fluth auf einem leichten Boote bis an das Ende eines solchen Wasserlaufes vordringt, so erblickt man mitunter andere Bäume, als die endlosen Rizophoren, nämlich schlanke Palmen und riesige Wollbäume, deren unterste Zweige die höchsten Palmen noch beschatten. An solchen Stellen findet man fast mit Bestimmtheit Einwohner, am unteren Strome Bagas, weiter hinauf die Nalous, bei Boké die Landoumans und schließlich an der Quelle des Rio Nuñez die Fulahs, deren Land sich bis zum oberen Senegal hin erstreckt, welcher nur noch 30 Tagemärsche vom oberen Nuñez entfernt ist.

Zu Anfang des Jahres 1885 befand sich am linken Ufer des Nuñez, dort wo er sich zu einem Aestuarium erweitert, ein Dorf Catinou, wo sich unter Anführung eines gewissen Bokar Räuber festgesetzt hatten und die Umgegend plünderten. Zwei französische Avisos zerstörten das Nest, während ein dritter, der von Lieutenant Coffinières de Nordeck befehligte „Goéland“, dazu zu spät kam; ihm blieben aber noch diplomatische Unterhandlungen mit den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen, welche den König der Nalous, Youra Towel, als ihr Oberhaupt anerkennen sollten; ferner war die Grenze zwischen den Landoumans und den Nalous, um welche seit längeren Jahren gekämpft worden war, festzusetzen, und schließlich das ganze Gebiet unter französischen Schutz zu stellen. Alles das gab natürlich zu interessanten Studien über die Eingeborenen willkommenen Anlaß. „Le Goéland“, ein Räderdampfer mit 80 Mann Besatzung, lag vor dem Dorfe Camfarandi vor Anker, dort wo der Rio Nuñez sich verbreitert und nach Westen der Marigot Dissaker von ihm sich abzweigt. Ringsum waren Mangrovewälder zu sehen, nur gegen



Ankunft Dinah Salifou's auf „le Goéland".

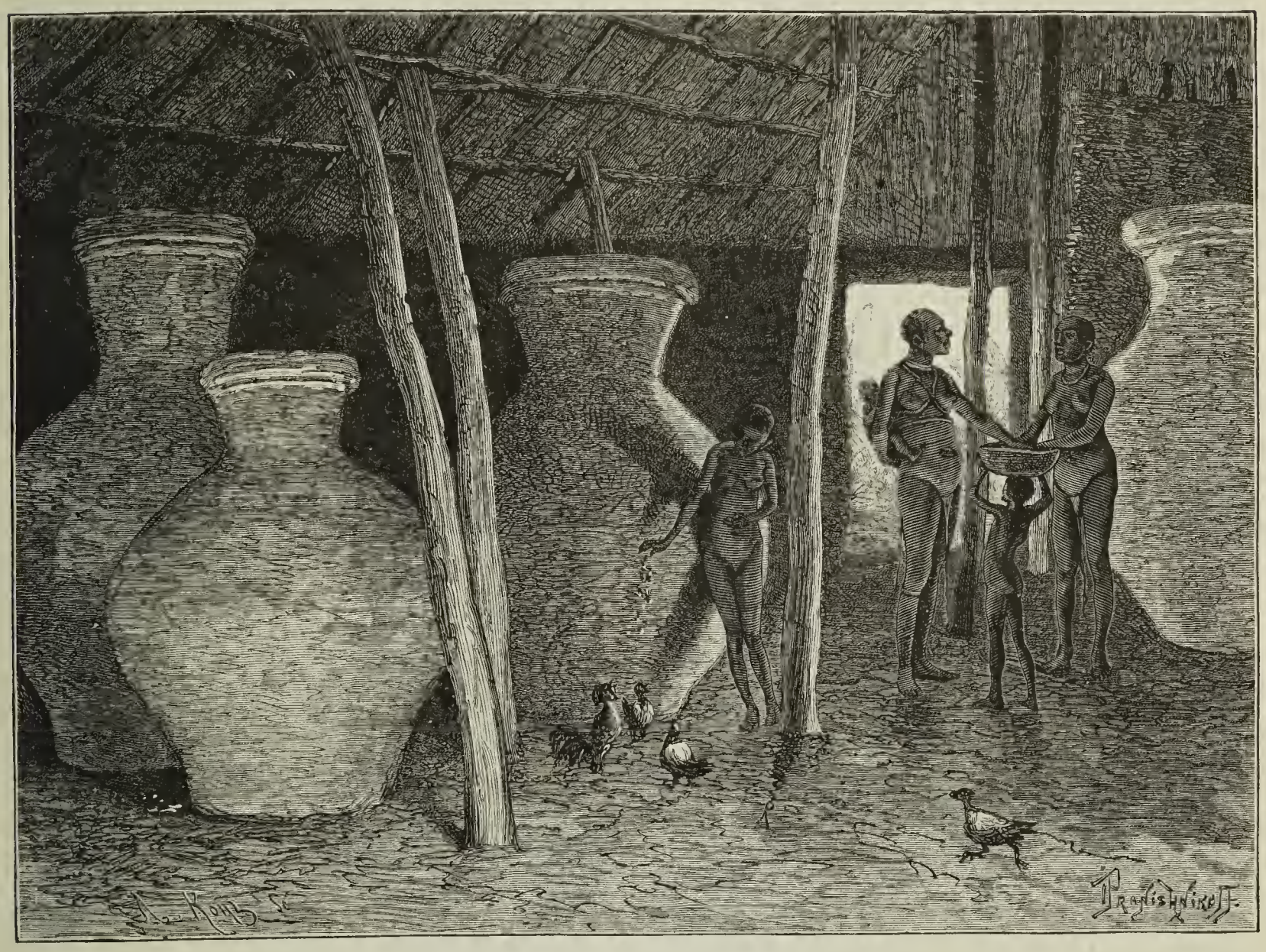
Südwesten die Ile du Diable und einige Bäume des Dorfes Petit-Talibonche. Am linken Ufer liegt dort das Haus des französischen Zollpostens, von welchem aus man bis auf den Ocean hinausschaut, daneben ein mit schönen Bäumen bewachsener Hügel und an dessen Fuße die englische Faktorei Victoria, vor welcher Pirogen auf die einzuladenden Waarenballen warteten. Niedliche graue Affen kamen ungescheut bis zum Landeplatze herab und holten sich die aus den schlecht verschlossenen Säcken herausfallenden Erdnüsse. Gegenüber auf dem linken Ufer, etwas stromauf, liegen die von riesigen Bäumen beschatteten Ruinen des Räuberdorfes Catinou, wo sich Geier mit den letzten Resten der Gefallenen zu schaffen machten. Auch Camfarandi, das hinter der Faktorei Victoria liegt, war zerstört worden; doch hatten sich seine Bewohner rechtzeitig geflüchtet. Victoria selbst ist der Schlüssel zum ganzen Flusse; dasselbe und Boké sind die beiden strategischen Positionen des Landes. Man könnte es zum Ausgangspunkte einer Eisenbahn nach dem oberen Senegal und Niger machen, wenn man wollte; englische Dampfer legen schon jetzt regelmäßig dort an.

Lieutenant Coffinières de Nordeck erging sich gerade mit M. de Beeckmann, dem Chef des Bezirkes Rio Nuñez und seinem zweiten Officier, M. de Roquemaurel, auf Deck seines Avisos, als er eine Reihe von Pirogen auf denselben zukommen sah, allen voran eine gewaltige Pinasse aus einem Stücke, in welcher fast nackte Schwarze knüppelartige Ruder handhabten und mit Geschrei und tollen Verdrehungen auf die Bänke sprangen. Vorn saßen zwei Männer und

Häuser von Petit-Talibonche.

bearbeiteten Tamtams; hinten spreizte sich eine Gruppe von ansehnlichen Herren in merkwürdig zusammengestoppelten Kostümen, von Regenschirmen beschattet. Ein Neger spielte das bekannte, von Afrika nach Südamerika übertragene Instrument, welches aus kleinen, neben einander und über Kalebassen, die als Resonnanzboden dienen, befestigten Holzstäben besteht und hier Balafon, sonst Marimba heißt; das Getöne derselben ist den Mandingos besonders angenehm, und man hört es überall auf den Flüssen Westafrikas, wenn die Piroge eines großen Häuptlings vorüberfährt. Außerdem sangen „Griottes“ das Lob ihres Gebieters. Dieser große Aufzug verkündete, wie M. de Beeckmann erklärte, das Nahen des Prinzen Dinah Salifou, des präsumptiven Erben des Königs der Nalou, Youra Towel. Kurze Zeit darauf stieg der Prinz an Bord, indem er seinen Regenschirm zuspannte, und begrüßte den wachhabenden Matrosen, der wenig geneigt schien, in dem Ankommenden eine wichtige Persönlichkeit zu erkennen. Inzwischen ist Dinah Salifou durch den etwa im Juli 1885 erfolgten Tod von Youra Towel in der That König der Nalous und Bagas, Schutzherr der Mandi-Foré, Freund und Schützling der Franzosen geworden. Sehen wir ihn uns näher an. Zu Ehren des Besuchs hatte er einen Regenschirm unter dem Arme, auf dem Kopfe eine hohe, schräg nach hinten gerückte Kappe, auf dem Leibe ein weißes Hemd, eine Cravatte, schwarze Hosen, Schuhe, Strümpfe und zu allem Ueberflusse noch eine blaue Brille, durch deren Schuld er bei der Ankunft den Quartiermeister für den Komman-

dauten des Schiffes hielt. Ueber das Ganze hatte er eine rosafarbene, goldgestickte Art Dalmatica von der Form des senegalischen Bubu geworfen, welche seiner Erscheinung ein wenig Würde verlieh. Der Bubu ist die allgemeine Männertracht in Senegambien und selbst auf der Reise leicht herzustellen; man nimmt ein Bettlaken, schneidet in der Mitte ein Loch hinein, durch welches der Kopf gesteckt wird, näht die beiden zu jeder Seite herabhängenden Zipfel mit einem Nadelstiche zusammen und bringt vorn eine senkrechte Tasche von der Größe eines Sackes an. Unter diesem Bubu trägt man in Senegambien allgemein ein Hemd, bei den Nalous aber nur eine Hose, während der Prinz beides angelegt hatte. Aber abgesehen von seiner wunderlichen Tracht hatte er ein sehr feines Gesicht, zierliche Füße und Hände und ein Benehmen wie ein Gentleman; französisch zu sprechen wurde ihm schwer, dagegen beherrschte er das Englische, das Nalou und das Sousou. Sousou wird in dem Gebiete südlich vom Rio Nuñez bis Sierra Leone fast durchgängig gesprochen und ist für Reisende in diesem Gebiete fast unentbehrlich. Bei seinen Verhandlungen mit den Eingeborenen mußte Coffinières de Nordeck seine Ansicht zunächst einem Wolof klar machen, welcher dieselbe in stundenlangem Bemühen einem zweiten Dolmetsch auf Sousou vortrug, der sie dann seinerseits in das Baga übersetzte. Zuweilen waren aber noch mehr Dolmetscher erforderlich, um ein Palaver zu Ende zu führen, und alsdann mußte man sich wohl hüten, eine überflüssige Phrase zu gebrauchen, um die Verhandlungen nicht ins Endlose auszudehnen. Dinah

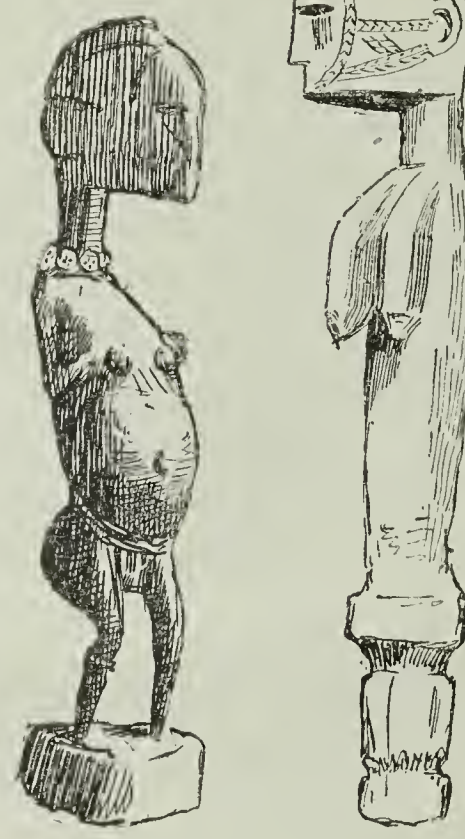


Inneres eines Hauses in Petit-Talibouche.

war indessen Dank seiner Bildung im Stande, seine Gedanken, die er in Wolof, Sousou oder Nalou wiedergab, in schlechten arabischen Charakteren niederzuschreiben, wie er sich denn auch zum Islam bekannte, von dessen Riten er indessen wenig wußte. Doch trug er um den Hals zahlreiche Amulette (Gris-gris) und machte mit großem Ernste seine Salams. Im Uebrigen war sein Ansehen in letzter Zeit sehr gewachsen, seitdem die Räuberdörfer am unteren Rio Nuñez zerstört worden waren; jetzt durchzog er triumphirend diese Gebiete, welche er früher nicht hatte betreten dürfen. Während des Aufenthaltes des „Goéland“ ließ er auch den Nalou-Häuptling der nördlich der Nuñez-Mündung gelegenen Insel Bossa kommen, um seine Unterwerfung kund zu thun. Derselbe hieß Baky und brachte zwei seiner Söhne mit, um ihm als Zeugen zu dienen und den Verhandlungen zuzuhören, damit man nach seinem Tode wisse, was vorgegangen sei. Mit großem Erstaunen erfuhr er, daß er bereits seit fast 20 Jahren, nämlich kraft eines Vertrages vom 28. November 1865, unter französischer Herrschaft stehe. Er erhielt eine französische Flagge, die er als „gri-gri France“ (französischen Talisman) bezeichnete, und einige Flaschen Rum und unterzeichnete Alles, was man von ihm verlangte; dann fuhr er wieder ab, indem er die Flagge wehen ließ und sich über den Rum hermachte, während seine Söhne ruderten. Das war de Nordeck's erste diplomatische Verhandlung, über welche selbst Dinah lachen mußte.

Am 21. April 1885 unternahm „le Goéland“ mit Dinah und einigen seiner Unterhäuptlinge an Bord eine

Rundfahrt bei den Bagas am unteren Rio Nuñez und warf zuerst beim Dorfe Petit-Talibonche, der Nordgrenze von Bagatay oder Baga-Land, Anker. Die Gegend war bis dahin selbst den benachbarten Nalous fast unbekannt gewesen; selbst in Victoria hatte man die dortigen Eingeborenen für nichts als ganz echte, nackte, kriegerische Wilde erklärt. Als man sich aber auf einem vielfach gewundenen Marigot dem Orte genähert und die ersten Bewohner desselben, welche nach Negerart beim Anblicke der Weißen schreiend entflohen, zu Gesicht bekommen hatte, bemerkte man mit Erstaunen alle Anzeichen einer verhältnißmäßig vorgeschrittenen Civilisation. Jenseits eines freien Platzes, den drei weithin sichtbare und darum als Merkzeichen dienende Bäume überragen, gelangte man in das Dorf und erblickte auf den Schwellen der Häuser — diesen Namen verdienen die Wohnungen mehr, als den von Hütten — nur unbewaffnete, friedfertige Leute, welche eigens ihre Bubus, Kappen und sonstigen Kleidungsstücke angelegt hatten, während die Weiber, von einer Schnur um die Hüften abgesehen, völlig nackt einhergingen. Die Häuser waren etwa 20 m lang und 10 m breit, aus Lehm gebaut und standen, wohl zum Schutze gegen die winterlichen Regen, jedes auf einer kleinen Erhöhung; sie waren alle nach demselben Modell errichtet, mit einem starken Dache aus Reisstroh, welches auf außen herumlaufenden langen symmetrisch aufgepflanzten Pfählen ruht, so daß es das Haus schützt, ohne es zu berühren. Der First befindet sich etwa 10 m vom Boden. Straßen giebt es nicht, die Wohnungen liegen vielmehr vereinzelt, doch anscheinend diejenigen einer und derselben Familie gruppenweise zusammen; ein Wachtgebäude, wie bei den Pahuin am Gabun, oder eine heilige Hütte oder dergleichen ist nicht vorhanden. Zwischen den außen herumlaufenden Pfählen ist eine niedrige, mitunter sorgsam gearbeitete Mauer gezogen, so daß ein großer luftiger Umgang oder Vorraum entsteht, von welchem aus eine Drückerthür in das Innere führt, das keine Fenster hat, sondern sein spärliches Licht durch den freien Raum zwischen Dach und Wänden erhält. Diese Einrichtung hat den Vortheil, daß sie die in dem flachen Lande so zahlreichen Moskitos abhält. Betritt man den Innenraum, so erstaunt man über die dort befindlichen riesigen Thonkrüge von mehr als 3 m Höhe, welche zur Aufbewahrung des Getreides dienen; trotzdem sie nicht auf der Drehscheibe gefertigt, sondern nur in der Sonne getrocknet sind, sind sie von großer Regelmäßigkeit.



Fetische, welche die Kopfform der Eingeborenen von Petit-Talibonche nachahmen.

In ein solches Haus wurden die Franzosen von dem Dorfhäuptling Kronman geführt und zum Niedersetzen auf bedenklich wackeligen Sesseln eingeladen, worauf in Gegenwart aller Männer des Gebietes das Palaver begann. Die Einwohner hatten sehr intelligente, nicht häßliche Gesichter; die Farbe ist ein gelbliches Braun. Sehr charakteristisch ist, daß ihr Hinterkopf in der direkten Verlängerung des Halses liegt, was sehr deutlich zu sehen ist, da sie ihre Schädel rasiren. Kinn oder Gesicht bildet durch den Unterkiefer einen rechten Winkel mit dem Halse, und diese Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich leicht von den Wolofs und Nalous unterscheiden lassen, treten auch in ihren sonst ziemlich primitiven Holzschnitzereien deutlich hervor.

Die Verhandlungen, an denen die Weiber keinen Theil hatten, verliefen ziemlich glatt, denn ohne Zaudern erkannte Petit-Talibonche die französische Oberhoheit an, während es etwas mehr Mühe kostete, die Einwohner zur Unterwerfung unter König Youra Towel zu bewegen. Dann zerstreuten sich die Theilnehmer und brachten zum Verkaufe, was sie an Lebensmitteln besaßen, namentlich Hühner und Bananen, wofür sie als Bezahlung nur Tabakblätter, kein baares Geld annehmen. Das Dorf mag etwa 300 bis 400 Einwohner zählen, welche Reis und Palmöl produciren; sein Ackerland ist nicht sehr ausgedehnt, da es auf der einen Seite vom Flusse, auf der anderen von einem Mangrovesumpfe eingeengt wird. Zum Schlusse führte der Häuptling den Fremden, um sie zu ehren, die Simons vor; so heißen die Mitglieder eines in jenen Gebieten weit verbreiteten religiösen Geheimbundes, über welchen weiter unten noch näher berichtet werden soll. Eine lebhafte Bewegung ging durch das Dorf; die jungen Leute eilten in den Wald, die Frauen flüchteten sich nach allen Seiten, Hornmusik ertönte und jagte die Wildtauben von den Bäumen und schließlich erschienen Vermummte auf dem Platze, allen voran Ponda-Ponda, die Frau des großen Geistes, eine Gestalt von mehr als Lebensgröße, mit einem riesigen Holzkopfe und langem Rocke aus Rohr. Eine im Inneren verborgene Person setzte die Puppe in tanzende Bewegung; sehr respektirt scheint dieselbe nicht zu werden, denn alle Jungen des Dorfes tummelten sich um sie herum und standen mit ihr auf ziemlich vertrautem Fuße. Leider konnten die Franzosen das Ende des Festes nicht abwarten, da sie die eingetretene Fluth benutzen mußten, um ihr Schiff wieder zu erreichen; man versprach ihnen also, die Simons ein anderes Mal zu zeigen.

Die Omumborombonga-Sage der Herero (Ova-herero) und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung.

Von Missionar H. Brincker.

So geringfügig die Sage der Herero, daß sie nämlich von dem Baume Omumborombonga abstammen, erscheinen mag, so wichtig möchte dieselbe sich doch erweisen, wenn wir dieselbe näher kennen lernen und bei dieser Gelegenheit einen prüfenden Blick werfen erstens auf unsere Sage selbst, und zweitens auf die gewöhnlich aus dergleichen Produkten deducirten Ueberreste einer sogenannten Urreligion, die man unter jedem heidnischen Volke und Stamme ganz bestimmt finden will.

Um uns nun nicht lange bei Vorbemerkungen und scribentirendem Gerede aufzuhalten, lassen wir den Wortlaut der Sage, so wie sie von einem kompetenten Herero in seiner Sprache aufgezeichnet ist, hier direkt folgen mit der unter jedem Worte beigefügten Uebersetzung und geben dann unter Nr. 1 und 2 unsere Bemerkungen dazu.

Die Omumborombonga-Sage.

Kuza ovandu va za m'omumborombonga, u ri k'okooko, n'ouo omuti
Man sagt Menschen sie kommen aus dem Omumborombonga, er ist im Kaoko, und er ein Baum

omunene tjinene, nu u n'ondovi, n'ouo mbua kuala ovandu. N'ovandu tji ve
großer sehr, und er hat ein Loch, und er es der geboren die Menschen. Und Menschen wenn sie

ja p'omumborombonga mbui, ve tunga omaruo nave jambere ko nave
kommen an Omumborombonga diesen, sie errichten Feuer(Opfer-)stellen und sie opfern da und sie

kumbu kuuo. Nu ingui ngua kapita uriri u koka a ha kapita n'omundu
beten zu ihm. Und der welcher vorbeigeht ohne er stirbt er nicht vorbeigehe mit (einem) Menschen

rukuao; k'a tukana tje ja pomuti mbo. Tjiva ve jamba ko ovindjendje
wiederum; nicht er flucht, wenn er kommt an Baum diesen. Einige sie opfern da Stränge gläserner

n'omihanga ave tua m'omututu uomuti mbo, nu tjiva ve zepa ozomeva,
und eiserner Perlen sie (dieselben) legend in Höhlung Baumes dieses, aber einige sie schlachten Opferthiere,

kuza nai. Nete tji tu zuva, tu zuva, kutja oposio jomerakokuvare nguina
man sagt so. Und wir so wie wir hören, wir hören, daß da an der Seite der See dort

k'okaoko ku rukua ok-omundjavara. N'ozonjanda kuza za za moruuua
im Kaoko es wird genannt da omundjavara. Aber das Kleinvieh man sagt sie kommen aus einem Felsen

n'ozongombe n'ovinamuinjo mbi ri m'ovandu. N'ovina mbi vi hungirua
und Rinder und Lebewesen, welche sind unter Menschen. Aber Dinge diese sie werden geredet

ekumbiko. —
(erzählt als ein) Mysterium. —

1. Anmerkungen zum Wortlaute dieser Sage.

Es geht aus dem Wortlaute dieser Sage hervor, daß nicht jeder Omumborombonga-Baum im Lande eo ipso Anspruch hat auf die mythische Verehrung, die diesem Anthropogenerator früher zu Theil wurde, sondern nur ein ganz bestimmter, sehr großer, im Kaokolande gedachter Baum dieses Namens ist hier gemeint. Es ist ein Irrthum, wenn man angiebt, die Herero zollen einem jeden Omumborombonga, wo er vorkommt, diese Verehrung. Eine solche Species kann höchstens einen Herero an den imposanten pater hominum, nach der Vorstellung im Kaoko sich findend, erinnern, daher wohl früher andächtige Herero im Vorübergehen einen Büschel Gras auf die untersten Zweige hingen oder einen Stein an seinen Stamm legten mit den Worten: minikua, tate, sei gegrüßt, unser Vater! Oben genannte Opfer würden sie einer solchen Species nie und nimmer bringen. Jetzt ehrt auch der Herero die Species nicht mehr mit dem Gruße und einem Büschel Gras, denn er hat im Allgemeinen alles bischen Glauben verloren, ohne einen neuen dafür angenommen zu haben. Man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß ein Herero heute nur noch an seine Rinder und sein Vieh glaubt.

Ueber das Kaokoland hinaus geht die Rückerinnerung der ältesten Herero nicht mehr, was ein Zeichen dafür sein möchte, daß sie sich daselbst lange aufgehalten haben müssen, ehe sie durch ewigen Hader und Uneinigkeit unter einander und gegenseitige Beraubung getrieben, bis in ihr jetziges Wohngebiet gelangten. Trotzdem sehen sie noch immer das Kaokoland als ihre ursprüngliche Heimath an, wonach sie dann und wann noch Heimweh fühlen und jenes Land als ein glückseliges und heiliges preisen. Daß demnach im Kaoko der eigentliche Omumborombonga stehen muß, bedarf keiner Erklärung. Wo aber, ist Niemandem bekannt.

Der wirkliche hier in Betracht kommende Omumborombonga muß ein ondovi und omututu, d. i. ein Loch und eine Höhlung im Inneren haben, wohin fromme Wanderer ihre Opfergaben, bestehend in Strängen von Glas- und Eisenperlen unter Gebeten und Segen für die geliebten Rinder ꝛc. legten. Es mag in früheren Zeiten wohl öfters vorgekommen sein, daß besonders fromme Herero einen okuruo (pl. omaruo), d. i. Opferstelle oder Altar bei dem richtigen Omumborombonga zurichteten und

einiges Opfervieh (ozomeva) dabei schlachteten, wobei der Baum den Genuß vom Mist aus den Eingeweiden und den Geruch vom Braten des Fleisches hatte, alles Genießbare aber in den Bauch der Opfernden ging. Heutzutage würde das nun freilich jedem Herero lächerlich vorkommen. Ihr immer mehr zunehmender Geiz hat sie dahin gebracht, daß sie nur noch bei den drückendsten und unabwendbarsten Uebeln es übers Herz bringen, von ihrem lieben Vieh zu schlachten, und auch dann müssen sie sich erst durch ein allgemeines Echauffement dazu bringen lassen. Freiwillige aus Deisidämonie entspringende Opfergaben würde, vorausgesetzt sie kämen an den richtigen Baum, derselbe wohl kaum mehr erhalten. Was mag der Grund hiervon sein? Meistens wohl folgender. Die sogenannten civilisatorischen Faktoren sind im Herero- (und auch im Gr.-Nama-) Lande so alle Grundlagen der socialen gesunden Entwickelung des Landes und Volkes zerstörend und verwüstend aufgetreten, haben so gesetzlos und habsüchtig ca. 25 Jahre lang unter unseren Stämmen durch Ausrottung alles heidnisch-biederen Sinnes gehaust, das ganze früher so wildreiche Land durch systematisches Abschießen und Morden zu einer wildlosen heulenden Wüste gemacht, daß man jetzt, nachdem diese barbarischen Civilisatoren, ihre Rechnung nicht mehr findend, sich ein wenig zurückgezogen, im Blicke auf den Zustand vor 25 Jahren vor Staunen nicht weiß, was man sagen soll. Diese systematische, durch Habsucht und Mordlust eingegebene Verwüstung hat die Eingeborenen ganz ins Bockshorn gejagt und vornehmlich der Ausbreitung des Christenthums mehr geschadet, als man für gewöhnlich annimmt. Die Herero z. B. haben aus dieser ostensibeln Habsucht den Schaden gehabt, daß sie ihr altes bischen Deisidämonie verloren und dafür erst recht die Hab- und Gewinnsucht aus dem ff gelernt haben und vielleicht noch besser ausüben, wie sie es je an dem Vorbilde einiger Europäer gesehen.

Es fragt sich nun ferner, was man unter dem Ausdrucke verstehen soll: oposio jomerakokuvare nguina k'okaoko ku rukua ok-omundjavara, die Seite (Ufer) der See dort im Kaoko wird genannt omundjavara? Dieses Wort kommt in der Herero-Sprache nicht weiter vor, auch läßt sich nicht mit unumstößlicher Gewißheit sagen, das und das ist der Sinn desselben. Das Verbum ist wahrscheinlich tjava-ra, sich dann und wann unter Wasser tauchen, das durch das Präfix omu-III zu omu-ndjavara gefornt ist. Das Suffix-ra wäre hier, wie in zuva-ra, hörbar werden, sich hörbar machen, intransitiv-reflexiv. (Siehe über diesen Punkt unser Herero-Wörterbuch mit grammatico-syntaktischen Principien, Berlin.) Die Bedeutung des Wortes wäre demnach: eine sandige Gegend, die dann und wann unter Wasser gesetzt wird, a posteriori Ueberfluthung. Dies ist der Fall an der Mündung des Kunéne, der wegen der hohen Dünen seine Hochfluthen nicht direkt ins Meer werfen kann, sondern am Ufer entlang weit ausbreitet. Zuweilen muß diese Wassermasse eine große Strecke Landes an der Küste überschwemmen und in einen undurchdringlichen Schlamm verwandeln. Bei gewöhnlichem Wasserstande des Kunéne sickert sein Wasser unter dem Sande hindurch ins Meer oder verdunstet in den stehenden Lagunen zwischen den Dünen. Diese Strecke mögen die Herero mit Ok-omundjavara meinen und im Allgemeinen dabei an eine große Fluth, Ueberfluthung, gedacht haben. Ihr Heimathsland Kaoko denken sie daher mit einer Ueberfluthung eines gewissen Theiles desselben zusammen, wie sie die Mündungsgegend des Kunéne ihnen jeweilig vor Augen legte.

Die Version, daß nicht allein ozonjanda, Kleinvieh, sondern auch ozongombe n'ovinamuinjo mbi ri m'ovandu, Rinder und alle Lebewesen, welche unter den Menschen sind, aus einem oruuua, platten Felsen, kommen, scheint nach anderen alten Herero dahin geändert werden zu müssen, daß die Rinder aus den otutavi, Aesten des Baumes, stammen sollen, somit mit den Herero einen und denselben paterfamilias haben. Es wäre daher die ungemein große Liebe der Herero zu ihren Rindern wohl zu begreifen.

Die Worte: ovina mbi vi hungirua ekumbiko, Dinge diese sie werden erzählt (als ein) Mysterium, eigentlich als arcani disciplina, deuten an, daß diese Sage früher als eine religiöse Geheimlehre, nur von den Alten gekannt und unter gewissen Umständen mitgetheilt, unter den Herero existirte, daß es im Allgemeinen nicht erlaubt war, danach zu fragen und die alten Herero immerhin mit einiger Zurückhaltung diese Sage dem danach Fragenden verrathen haben mögen. Gewöhnlich bekommt man bei der Frage danach die Antwort: Katu vi i, nicht wir es wissen.

2. Enthält diese Sage irgend welche Spuren einer Urreligion oder eines historischen Vorganges?

Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir im Gedächtniß behalten, daß die Herero gar keine Reminiscenzen über das Kaokoland hinaus haben, in welchem sie, wie schon erwähnt, früher längere Zeit sich aufgehalten haben müssen. Dort haben ihre wenigen, meist unbedeutenden alten Sagen ihren Herd. Dort ist auch ihr Mukuru, der (durch die Mission apotheosirte) Ur-Herero, der Sage nach begraben. Dort findet sich irgendwo auch der kolossale Omumborombonga-Baum, dessen innere Höhlung so groß sein soll, daß wenigstens alle Herero darin Platz haben. Ebenso ist dort (nach der Sage der Herero) die große Fluth gewesen, wovon einige noch zu erzählen wissen, deren Vorfahren wohl Augenzeugen einer großen Ueberschwemmung des Kunéne (vergl. im vorigen Abschnitte das über omundjavara Gesagte) gewesen sein mögen. Diese Fluthsage mag durch eine frühere Sage, die durch diese in Vergessenheit gerieth, ersetzt worden sein. Die betreffende Fluth soll auch im Kaoko nach dem Meere zu und so furchtbar gewesen sein, daß die Herero auf die Berge fliehen mußten und nach einigen Erzählern ihre Rinder bis auf eine Kuh und einen Stier verloren, worauf sie heute noch mit Vergnügen hinweisen, wenn sie sagen: „Wenn wir auch Alles verlierend (etwa durch die raubenden Nama) nur eine Kuh und einen Stier übrig behalten, werden wir nach einer Reihe von Jahren wieder Rinder besitzende reiche Herero sein.“ Diese Fluth soll zugleich (der Sage nach) zwei weiße Menschen (ob Schiffbrüchige?) gebracht haben, die lange unter den Herero im Kaoko gelebt haben und unter ihnen gestorben sein sollen. Sie sollen die Stammväter der heller gefärbten Herero sein.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu anzunehmen, daß wir hier, wenn auch noch so entfernten Nachklängen einer einst lebendiger und bekannter gewesenen Reminiscenz eines gewissen historischen Vorganges, der einen der tiefsten Eindrücke auf das Gemüth der Ueberlebenden gemacht haben muß, begegnen, ohne geradezu den Weg derer einzuschlagen, die dergleichen Produkten wer weiß was für Reste einer Urreligion haufenweise andichten und noch immer vorhandene und gewußte Bekanntschaften der wahren Uroffenbarungen Gottes auch unter den tiefst gesunkenen Völkern sich findend wähnen.

Wir haben schon anderswo hervorgehoben (in „Ueber den Organismus der Linguae-Bantu speciell in den Dialekten Otjiherero und Oshindonga“ u. s. w.), daß die Progenitoren der Bantu allem Anscheine nach bald nach ihrer Trennung von den Völkern Vorderasiens, welche an die Uroffenbarungen Gottes verhältnißmäßig glaubten, jede

Erinnerung an Gott und seine Werke geflissentlich vermieden und in dem Grade ins Fleisch versanken, daß Gott an ihnen als an Neokainiten ein neues bleibendes Kainszeichen, die Aufdrückung des Negertypus, machen mußte, um sie in die entferntesten Erdtheile zu drängen, wo sie ihr Wesen, ohne anderen, noch nicht so tief gefallenen Völkern gefährlich zu werden, treiben konnten [1]). Den Stämmen, die in die trockenen Theile Afrikas und anderer Länder gedrängt wurden, ging überhaupt jeder Begriff einer Wasserfluth verloren, bei ihnen würden wir wohl vergebens nach der Sage einer großen Fluth suchen. Diese möchte sich nur finden bei solchen Stämmen, die Augenzeugen von einer großen Ueberschwemmung gewisser Länderstrecken (wie die alten Herero an der Kunéne-Mündung dergleichen gesehen) gewesen sind, wodurch in ihnen die alten Nachklänge echter Ursagen wieder wachgerufen wurden.

Wir dürfen ferner doch auch wohl annehmen, daß unter diesen Neokainiten dann und wann bei passenden Gelegenheiten die Frage entstand: Woher kommen wir, überhaupt alle Menschen? Diese Frage hatte als solche nichts zu thun mit Gottesfurcht und Suchen nach Gott, das ja die Bantu so sehr haßten. Auch in diesem Punkte könnte ein gewisser Rest einer einst bekannt gewesenen Urtradition von den Alten her von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt worden sein, und so recht auf Bantuweise sich derselbe zu der Entstehung der Sage geformt haben, daß die Menschen aus einem Baume (in unserem Falle aus dem fabelhaften Baume, der Species Omumborombonga angehörend) stammen (va za m'omuti). Zu den κατ' ἐξοχήν-Menschen sind nach Hererobegriffen aber nur die Schwarzen und die Hottentotten zu rechnen; die Weißen, überhaupt alle Europäer (ovi rumbu [2]), werden nicht mit dem Menschen bezeichnenden Präfixe ova- (wie in ova-ndu = Menschen) beehrt, sondern stehen unter der Dinge und Sachen bezeichnenden Klasse mit dem Präfixe ovi- (wie in ovi-rumbu = gelbe, fahle Dinge, Sachen).

Es mag nun ein gut Stück von durch geschichtliche Thatsache begründeter Tradition in unserer Sage liegen, die die Bantu-Stämme durch alle Jahrtausende mit sich geführt und in den frühesten Zeiten nach Maßgabe ihres Begriffsvermögens kultivirt haben mögen. Wo bei ihren steten Wanderungen ihnen ein ausnehmend großer Baum mit einer Höhlung entgegen trat, mag derselbe die von den Alten gehörte Sage wieder auferweckt und in dem dann gegenwärtigen Geschlechte die Ehrfurcht vor dem Menschen-, speciell Bantu-Vater aufs Neue wach gemacht haben. Dieser

---

[1]) Wir drucken diesen Satz und einige andere, wie sie der Herr Verfasser geschrieben hat, ab, ohne dafür die Verantwortung übernehmen zu können. Red.

[2]) Eigenthümlich und nicht sehr ästhetisch lautet bei den Herero die jüngere Sage über die Entstehung der ovirumbu. Eine schwangere Frau (nach Einigen eine Nama-Frau) kam an einen oruuua, platten Felsen, und fand in einer Vertiefung des Felsens außer der Regenzeit etwas gelblich aussehendes Wasser. Ei, sagte die Frau, woher kommt doch wohl jetzt in der heißen regenlosen Zeit das Wasser? Das kann nicht mit guten Dingen zugehen. Sie bekam aber solche Lust, das Wasser zu trinken, daß sie nicht widerstehen konnte und trank. Nachdem sie alles Wasser aufgetrunken, wurde sie eines männlichen Löwen ansichtig, der ihr zurief: O Frau, du hast meinen Urin getrunken; deine Kinder werden von nun an meine Farbe haben. Sie gebar darauf einen otjirumbu, einen gelben Menschen, d. h. einen Europäer. Von ihr stammen nun alle anderen ovirumbu ab und sind deshalb auch, wie die Nama, ovatua, d. h. ungesetzmäßig, niedrig geborene Menschen. Der Löwe selbst wird auch par exellence otjirumbu (im Anredefalle tjirumbu) genannt. Der Herero mag in der Erscheinung des Europäers etwas Löwenartiges bemerkt haben, was ihn zu dieser Fabelbildung veranlaßt hat. Uebrigens spielen in den Herero-Fabeln Löwen, die sich in schöne Jünglinge verwandelt, mit denen herumschweifende Herero-Mädchen sich eingelassen, eine große Rolle. Diese Sage wird für sehr alt ausgegeben, ist aber in Wirklichkeit kaum 40 Jahre alt.

Wie übrigens Sagen unter den heidnischen Stämmen entstehen, die antiquarisches Aussehen haben, aber nichts destoweniger ganz neueren Datums sind, möge folgende Herero-Sage beweisen, die zwischen 1840 und 1850 entstanden ist.

Kuza ovandu, ova kazendu n'ovarumendu rukuru va ongerue m'ondjuo
Man sagt die Menschen, Frauen und Männer vor Alters sie versammelt wurden in einem Hause

one'ne nu indino omu va riri nu ka-ave riri omahoze. N'ovarumendu ave
großen und nun darin sie weinten und nicht sie weinten Thränen. Und Männer sie

tja: vakazendu, ene tji mamu koka, ka mu nakukotoka, nete tji matu
sagten: Frauen, ihr wenn ihr werdet sterben, nicht ihr werdet zurückkehren, aber wir, wenn wir werden

koka, matu kotaka. Nu indino omukazendu n'omurumendu va patasanene.
sterben, wir werden zurückkehren. Und nun eine Frau und ein Mann sie zankten sich.

Omukazendu ua tjere: ene ovarumendu mu tja: ovakazendu tji mave koka,
Die Frau sie sagte: ihr Männer ihr sagt: Frauen wenn sie werden sterben,

kave nakukotoka, n'ovarumendu tji mave koka, mave kotoka;
nicht sie werden zurückkehren, aber Männer wenn sie werden sterben, sie werden zurückkehren;

nambano matu is' okurira ene opu mu ha kotoka rukuao. Ovakazendu
nun jetzt werden ablassen zu weinen ihr damit ihr nicht zurückkehrt auch. Frauen und

n'ovarumendu opu mave zu kutja ka ve nokukotoka rukuao.
Männer daher sie kommen, daß nicht sie zurückkehren wieder.

Die Erklärung dieser Sage ist diese. Das große Haus ist ein Versammlungslokal der ersten Missionare. Diese sind die Männer, die den Frauen (= den Heiden) drohen, daß sie nicht wieder auferstehen werden. Das Weinen ohne Thränen bedeutet Singen. Die Frauen suchen sich aber zu rächen, indem sie drohen zu striken, d. h. nicht mehr singen wollen. So kommt es, daß auch noch keiner der verstorbenen Missionare wieder auferstanden = zurückgekehrt ist, was den Heiden ein Grund sein soll, nicht „glauben" zu brauchen. Im Allgemeinen haben die außen wohnenden Herero-Heiden die Botschaft des Evangelii so aufgefaßt, wie diese Sage es ausdrückt. — Sagenkundige Männer könnten leicht in die Versuchung kommen, den Herero ein gewisses Maß von Auferstehungsglauben, nach dieser Sage, zu vindiciren.

Baum wird nicht immer der Species Omumborombonga angehört haben, sondern kann auch ein Baobab oder ein anderer gewesen sein.

Auf die unmittelbaren Nachkommen Ham's hatte Gottes Hand, wie es scheint, wenig Eindruck gemacht. Nur das Mittel der Erhaltung ihres Vaters blieb ihnen wohl einigermaßen im Gedächtnisse. Die Baum-Arche wurde in den je länger je mehr abwärts gehenden Gedanken der Bantu-Hamiten der Erzenger von ihnen, wodurch sie ihren ferneren Standpunkt religiöser Gesinnung genügend charakterisirten. Noch heute ist es ein Grundzug ihres Wesens, die offenbare Hand Gottes zu verkennen, ja bis auf die letzte Spur zu vergessen, hingegen die von Gott gebrauchten Mittel zu vergöttern und zu suchen, dieselben sich durch Zauberei geneigt und unterthänig zu machen. Omuti, Baum, Strauch, ist aus diesem Grunde wohl auch der Name für jede Art von Pharmakon geworden, das der von Uebeln geplagte Bantu-Mensch suchte und zum Theil auch fand. Omuti, Medicin, ist daher das opus operatum der ozonganga (Medicinmänner) früheren Schlages, mit dem sie, weil keine hinlängliche Kenntniß der Wirkungen der omiti, Pflanzen-Medicinen, besitzend, Manchen zu Tode gebracht.

Es bleibt nun einer gesunden Kritik überlassen, in obiger Sage so viel und so wenig von Resten einer sogenannten Urreligion und eines für uns unumstößlich dastehenden Ereignisses zu suchen und zu finden, als es ihr immerhin beliebt. Wir haben hiermit das Unsere gethan.

Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export.

Von Dr. L. E. Browski in Mossul.

I.

Reichthum und Volkswohlstand der von der Natur so gesegneten Euphrat- und Tigrisländer, die im klassischen Alterthume eine bedeutende Rolle spielten, sind, dank der türkischen Mißwirthschaft, in stetem Niedergange begriffen. Endlos dehnt sich heute die dürre Steppe, wo einst weit und breit üppige Fruchtfelder grünten, so daß die Sage sogar einen Theil des Paradieses hierher verlegte, und zahllose Ruinen bezeichnen nur noch mehr oder weniger deutlich die Stätten ehemals blühender Städte und Dörfer. Die Wälder und Auen an den Ufern der beiden Ströme und in den Gebirgen wurden seit jeher, so weit sie zugänglich waren, was zum Glück eben nicht überall der Fall ist, ohne Sorge um die Zukunft erbarmungslos niedergehauen, so daß schon heute in den größeren Städten des Landes der Preis des Brennholzes — vom Stamm- und Bauholze gar nicht zu reden — ein für die meisten Leute unerschwinglicher ist, und an der Sonne gedörrter Schaf- und Kameeldünger an dessen Stelle allgemein in Verwendung steht.

Die dereinst nicht unbedeutende Industrie des Landes liegt ganz darnieder; fast könnte man sagen, es giebt gar keine mehr, denn beinahe alle Bedürfnißartikel der Bevölkerung vom Fes bis zur Schuhsohle und den darin befindlichen Holzstiften, sowie dem Garn, womit sie genäht sind, vom Zündhölzchen bis zum kupfernen Koch- und Speisegeschirr sind importirte Waaren. Verhältnißmäßig bedeutend ist nur noch die Fabrikation von buntem Saffianleder zu Mossul und in einigen Gebirgsdistrikten weben die Kurden einen groben, wellig marmorirten Kleiderstoff aus Schafwolle oder Angoraziegenhaar, Aba genannt, der jedoch keineswegs auch nur für ihren eigenen Bedarf ausreicht. Es kann demnach von Industrieprodukten des Landes schlechterdings kaum die Rede sein. Dagegen sind einige Naturprodukte noch immerhin in Bezug auf Quantität und auch Qualität sehr bemerkenswerth.

Darunter ist vor Allem die Schafwolle und das Angoraziegenhaar zu nennen.

Die Schafe, die fast den einzigen Besitz und Reichthum der Nomadenvölker ausmachen, gehören durchwegs der großen Fettschwanzrasse an. Bezüglich der Qualität der Wolle unterscheidet man zwei Arten von Schafen: die kurdische und arabische. Letztere wird in der Wüste gezüchtet und ist feiner in der Wolle als die kurdische, die in den Gebirgen heimisch ist. Die ebendaselbst vorkommende Angoraziege liefert hier ebenso vorzügliches Haar wie in ihrer Heimath und Anatolien. Die Gesammtzahl dieser Thiere ist weder genau bekannt, noch auch nur annäherungsweise zu schätzen. Die Regierung erhebt wohl alljährlich per Stück 3 Piaster Steuern, doch nur von solchen Besitzern, welche dieselben gutwillig bezahlen oder zu schwach sind, um sie zu verweigern. Die großen Beduinenstämme, Schammar, Aneși, Montefik und andere, deren Schafreichthum sich allein nach Millionen beziffert, prügeln die türkischen Steuerexekutoren, falls sie sich etwa einmal einfallen ließen, auf der Bildfläche der Wüste zu erscheinen, einfach durch und jagen sie fort, oder werfen ihnen im günstigsten Falle den hundertsten Bruchtheil ihrer Forderung vor die Füße. Die türkische Autorität in Mesopotamien steht eben auf sehr schwachen Füßen und verfeindet sich nicht gern einer solchen Kleinigkeit wegen mit ihren widerhaarigen „Unterthanen". Auch die Beduinen selbst bemühen sich dann ihrerseits ab und zu, diese ihre Illoyalität wieder gut zu machen; sie erfreuen und besänftigen das Herz und Gewissen des betreffenden General-Gouverneurs durch einen „Backschisch", zumeist eine kostbare Vollblutstute.

Es werden alljährlich geradezu enorme Quantitäten von Schafwolle exportirt und gehen zum größten Theile über Bassora und Bombay nach England oder in geringer Menge über Aleppo nach den Häfen des Mittelmeeres, vorzüglich nach Marseille.

Der hiesige Einkaufspreis stellt sich verschieden, je nachdem er im Voraus oder erst bei Uebernahme der Waare bezahlt wird. Der Bedunine braucht im Herbst Geld, um alle seine Bedürfnisse an Lebensmitteln und Kleidern für den Winter zu decken. Er kommt dann — gewöhnlich der Schech als Vertreter des ganzen Stammes — nach einer größeren Stadt und erhält von den ihm bekannten Kaufleuten den annäherungsweise berechneten Betrag für die im nächsten Frühlinge von ihm zu liefernde Wolle im Vorhinein. In diesem Falle stellt sich der Durchschnittspreis eines Vließes auf 2 bis 3 Piaster (99 Piaster = 1 Napoleondor), der eines Angoraziegenvließes auf 7 bis 10 Piaster. Bei diesem Modus ist irgend ein Rifiko für die Kaufleute

selbst so gut wie nicht vorhanden, denn der noch unverdorbene Wüstensohn, der allerdings Straßenraub und Plünderung benachbarter Dörfer als Sport betreibt, ist im Handel durchaus ehrlich. Später im Frühlinge, beim Verkaufen der Wolle gegen Baarzahlung kostet das Vließ durchschnittlich 4 bis 5 Piaster, bei besonders reger Nachfrage auch noch mehr.

Die Wolle wird dann vermittels Kameelen nach Mossul oder Bagdad gebracht, daselbst im Tigris durch Schlagen mit hölzernen Schlägeln gewaschen, wobei deren Fett unbenutzt verloren geht, sodann in große Säcke festgetreten und auf die Tigrisdampfer zum Weitertransport verladen.

Der gesammte Wollexport Mesopotamiens liegt zur Zeit in den Händen einheimischer Kaufleute, deren nur wenige über namhaftes Betriebskapital verfügen. Ich glaube in der Annahme nicht zu irren, daß Deutschland die für seine Textilindustrie erforderliche Wolle keineswegs in hinreichenden Quantitäten selbst producirt und daher einen großen Theil des Bedarfes vom Auslande zu beziehen genöthigt ist, und zwar, wie sehr wohl begreiflich, zu ziemlich hohen Preisen, zumeist wohl aus dritter oder sogar vierter Hand.

Es ist nun nachgerade zu verwundern, daß in einer Aera lebhafter Handelsbestrebungen, in welcher man im deutschen Vaterlande mit lobenswerther Energie auf direkte Handelsverbindungen mit überseeischen Ländern hinarbeitet und sich dabei sogar mitunter zu einzelnen recht abenteuerlichen und nahezu ans Absurde grenzenden Versuchen und Unternehmungen herbeiläßt, Niemand daran denkt, ein Wenig auch solchen Projekten nahezutreten, deren leichte und sicher gewinnbringende Realisirbarkeit ohne alle Gefahr und über jeden Zweifel erhaben ist. Als ein solches sei heute nur die Errichtung eines Exportunternehmens in Mesopotamien hervorgehoben, das sich jedoch keineswegs auf Wolle allein zu beschränken hätte, sondern auch noch mit einigen anderen, in Europa sehr geschätzten hiesigen Landesprodukten nebenbei vortheilhaft befassen könnte, die in einem nächsten Artikel behandelt werden sollen.

Kürzere Mittheilungen.

Gleerup's Reise durch Afrika[1]).

Der Held dieser neuen Durchkreuzung Afrikas, P. E. Gleerup, ist in Chicago im Jahre 1860 geboren; seine Eltern sind Schweden, er selbst wurde in Lund erzogen und 1879 zum Officier ernannt. Im Jahre 1883 veranlaßte ihn sein abenteuerlicher Geist, in den Dienst der Congogesellschaft zu treten; schon am 14. November schiffte er sich zu Liverpool ein, um seiner neuen Bestimmung zu folgen. Gleich nach seiner Ankunft wurde er nach Vivi geschickt, von wo aus er verschiedene Recognoscirungsreisen machte, im April 1884 wurde er Chef der Station Kimpoko, von wo er jedoch bald nach der Station an den Stanleyfällen versetzt wurde, wo er Anfangs 1885 ankam und die Araber Tippo Tip's dort häuslich niedergelassen fand; die Erinnerung an die Unruhe, welche der erste Bericht über diese Thatsache in Europa verursachte, wird manchem unserer Leser noch frisch im Gedächtniß sein; viele wollten in Tippo Tip schon einen zweiten Mahdi oder wer weiß was sonst noch sehen und prophezeiten aus diesem Grunde schon der Unternehmung des Königs der Belgier einen baldigen Untergang. Jetzt weiß man, was man von dieser rein commerciellen Unternehmung zu halten hat, und gerade die Reise des Lieutenants Gleerup hat in dieser Hinsicht manches Licht verbreitet.

Die Station an den Fällen ist sehr gut eingerichtet; hübsche Häuser für die Chefs und das untergeordnete Personal sind durch prächtige Pflanzungen in Zusammenhang gebracht und die verschiedensten Fruchtbäume entwickeln sich ganz vorzüglich. Heute befinden sich vier Europäer dort, und Kapitän van Gèle ist auf der Reise dorthin begriffen, um die Leitung des Distrikts zu übernehmen. Während der Zeit, daß Gleerup sich dort befand, sind die guten Beziehungen mit der einheimischen Bevölkerung und den Arabern nicht ein einziges Mal gestört worden.

Am 28. December brach Lieutenant Gleerup, der sich einer Expedition Tippo Tip's, welcher sich sehr entgegenkommend zeigte, angeschlossen hatte, von der Station nach Njangwe auf. Die Expedition bestand aus etwa 20 Männern und einigen Frauen und Kindern in vier Booten, hatte den Zweck, Elfenbein nach Njangwe zu schaffen, und war so gut wie unbewaffnet. Man gebrauchte zehn Tage, um die Stanleyfälle, deren Zahl bekanntlich sieben beträgt, zu passiren. Der unterste derselben liegt ein wenig stromaufwärts von der Station; mit den angrenzenden Schnellen unterbricht er die Schiffahrt auf etwa 4 km. Von hier bis zum sechsten bei Hochwasser passirbaren Katarakt befindet sich ein 40 km langer Theil des Flusses, welcher befahrbar ist, ebenso zwischen dem sechsten und dem fünften Katarakt ein Stück von 35 km Länge. Die obersten fünf liegen so nahe bei einander, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann; eigentlich darf man hier nicht von Fällen sprechen, es sind, namentlich am linken Ufer, gefährliche Schnellen, durch welche jedoch am rechten Ufer verschiedene Kanäle hindurchführen, welche die Eingeborenen ohne große Schwierigkeit passiren. Gleerup schlug den Landweg ein, während die Araber auf dem Wasserwege die Hindernisse überwanden.

Die ganze Gegend ist wunderschön und namentlich durch reichen Pflanzenwuchs und die verschiedenartigsten, bunten Blumen ausgezeichnet. Gleich oberhalb des ersten, obersten Katarakts an der Mündung des Leopold haben die Araber auf dem rechten Congoufer eine Niederlassung gegründet, welche sie Kibongo nennen. Von hier aus führt der Weg durch eine Gegend, welche bisher nur Stanley passirt hat; die Angaben beider sollen gut mit einander übereinstimmen. Die Reise war leicht; während Stanley neun Jahre früher den Widerstand der Eingeborenen zu überwinden hatte, machte Gleerup die Erfahrung, daß der Verkehr durchaus frei ist, vermuthlich in Folge der Furcht, welche die Araber einflößen. Sie haben längs des Flusses eine Reihe von kleinen Posten errichtet und dann gegenüber der Liramündung eine zweite große Station Liba Riba; auch hier findet man prächtige Anpflanzungen von Reis, Bananen und Fruchtbäumen und überall wurde Lieutenant Gleerup von den Arabern auf das Freundlichste empfangen.

In diesem Theile seines Laufes empfängt der Congo von rechts her den an der Mündung etwa 900 m breiten Lowa, der mit seinen Zuflüssen wahrscheinlich das ganze noch unbekannte Gebiet zwischen dem Congo und dem Muta-Nzige-See entwässert; da zwischen dem See und der Flußmündung ein Höhenunterschied von 500 m besteht, ist es wahrscheinlich, daß der Fluß nicht befahrbar ist; nach den

[1]) Nach „Le Mouvement Géographique", III, Nr. 18.

Mittheilungen Tippo Tip's wird das Land von einer ackerbauenden, freundlichen Bevölkerung, die im Besitz großer Heerden ist, bewohnt.

Weiter aufwärts wird die Fahrt noch durch zwei Gruppen von Fällen erschwert und zwar zuerst durch die Ukassafälle. Zwei nahe bei einander gelegene Felseninseln liegen im Flußbette und lassen am linken Ufer einen ruhigen Kanal offen, welchen nur zum Theil ein kleiner Fall von 15 bis 30 cm Höhe versperrt. Am rechten Ufer hat der Fluß eine Breite von 700 m, welche auf eine Entfernung von 2 km ganz von Strudeln und Wirbeln eingenommen wird. Zur Regenzeit bereiten diese Fälle der Schiffahrt jedoch kein Hinderniß. Eine Tagereise weiter aufwärts traf man auf einer Insel im Fluß auf das von den Arabern sorgfältig unterhaltene Grab des am 1. December 1884 verstorbenen Reisenden L. Amelot, welcher allein und mit ungenügender Ausrüstung versucht hatte, denselben Weg, wie nach ihm Gleerup, zurückzulegen.

Gleerup ist der erste, welcher den jetzt folgenden Theil des Flusses gesehen hat; denn Stanley zog 1876 von Njangwe durch die Wälder von Uregga und erreichte den Congo erst bei dem Dorfe Kampuzu. Zwei Tagereisen oberhalb Ukassa stößt man auf neue Fälle, denen der Reisende den Namen „Wester" gegeben hat; sie nehmen etwa 4 km Länge ein, sind jedoch nicht bedeutend genug, um den Weg ganz zu versperren; Gleerup hat sie längs des Ufers fahrend passirt. Am 25. Januar 1886 wurde Njangwe erreicht, nachdem die Reisenden noch zwei Abtheilungen von Arabern, welche flußabwärts fuhren, begegnet waren.

Njangwe hat sich, seitdem Stanley dort gewesen, sehr entwickelt und wird vielleicht von etwa 10000 Seelen bewohnt. Die Ankunft eines Europäers erregte die Neugierde der Bewohner im hohen Maße; man bewies demselben jedoch die größte Aufmerksamkeit, von der er aber nur wenig Vortheil ziehen konnte, da er an einem Gallenfieber erkrankte. Doch schon am fünften Tage vermochte er die Reise nach dem Tanganika anzutreten, wurde jedoch in Kasongo, der südsüdöstlich von Njangwe gelegenen Residenz Tippo Tip's länger aufgehalten. Auch dieser Ort hat sich sehr vergrößert; während Livingstone von einem kleinen Dorfe spricht, zählt die von prächtigen Pflanzungen umgebene Stadt jetzt über 8000 Einwohner; Gleerup blieb 12 Tage bei dem Sohne Tippo Tip's, welcher ihn auf das Freundlichste empfing und unterstützte. Am 11. Februar setzte der Reisende, von einem Führer und 18 Trägern begleitet und gut ausgerüstet, seine Reise fort. Beiläufig wollen wir bemerken, daß am oberen Congo Muschelgeld, an den Stanleyfällen eiserne Aexte, zu Njangwe und in Manjema Taschentücher und in Udschidschi Perlen das gebräuchlichste Bezahlungsmittel sind.

Ebenso wie seine Vorgänger (Livingstone, Cameron, Stanley und Wißmann) preist Gleerup die Schönheit des Manjema-Landes, nur die Bevölkerung ist in Folge der arabischen Raubzüge nicht mehr so dicht wie früher. Der Marsch durch diese Landschaft dauerte einen Monat. Die Araber haben hier 4 bis 5 Posten, welche eigentlich als Schulen für die weiblichen Sklaven dienen, welche dort zu 50 bis 75 in landwirthschaftlichen Arbeiten unterwiesen werden. Der Weg durch Manjema endet in Mtowa am Tanganika-See, von wo die protestantische Mission seit einem Jahre nach der gegenüber gelegenen Insel Kavala verlegt ist; bei den freundlichen Missionaren Hore und Swan blieb der Reisende zwei Tage, dann fuhr er in 33 Stunden auf ihrem Segelschiffe (mit der Zusammensetzung ihres Dampfers waren sie damals noch beschäftigt) nach Udschidschi. Auch dieser Ort hat sich so entwickelt, daß er jetzt über 8000 Einwohner zählt; viele arabische Karawanen ziehen in verschiedenen Richtungen durch das Land, auch traf man zwei von Zanzibar kommende französische Missionare. Am 29. März wurde die Reise fortgesetzt, in Urambo dem traurigen Nachfolger Mirambo's ein Besuch gemacht, und zu Tabora am 27. April die sehr blühende französische Mission erreicht. Gleerup schloß sich einer der nach der Küste ziehenden Elfenbeinkarawanen an; unterwegs traf man noch andere Gesellschaften, welche dem gleichen Ziele zueilten, so daß manchmal 2000 Personen im Nachtlager vereinigt waren. In Mpuapua, einer protestantischen Mission, traf man den französischen Reisenden Révoil, der am Fieber darniederlag und nun nach Zanzibar mitgenommen wurde. Den deutschen Unternehmungen verspricht Gleerup bei hinreichender Ausdauer günstige Resultate, wie das Beispiel der Missionsniederlassungen beweist. Ueberall fand der Reisende einen freundlichen Empfang und erreichte am 25. Juni Zanzibar. Wenn die Reise Gleerup's auch mit Ausnahme eines kleinen Theiles des Congo keine unbekannten Gegenden berührt hat, so beweist sie doch, wie sehr die Civilisation in jenen Gegenden fortgeschritten ist, und gewiß haben wir von ihm noch interessante Mittheilungen über Land und Leute zu erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Bergwerksbetrieb in Oesterreich im Jahre 1885 ergab nach dem statistischen Jahrbuche des Ackerbauministeriums nach Abzug der verhütteten Erze für die Bergbau- und Hüttenproduktion einen Werth von 66 590 488 Gulden ö. W., um 4 395 167 Gulden weniger als im Jahre 1884 und zwar die Bergwerksproduktion 49,56 Millionen (gegen 1884 um 0,33 Millionen weniger), die Hüttenproduktion 28,59 Millionen (um 3,13 Millionen weniger als 1884). Die Abnahme war eine Folge geringerer Eisenproduktion; an Kohlen wurde mehr gefördert als im Vorjahre, doch sanken die Grubenpreise.

— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Produktion, geschildert von Friedrich v. Hellwald. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) Heft 34 bis 43 bringen zunächst den Schluß der Schilderung der Bretagne, wobei wir die interessanten Aufzeichnungen des Verfassers über die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Bretonen erwähnen möchten; zu den interessantesten gehören jene Gebräuche, welche Brautwerbung, Hochzeit, Taufe und Begräbniß betreffen. Sodann folgen die Schilderungen der Vandée und Poiton, von Marche und Limousin mit den interessanten Städten Poitiers, Limoges, La Rochelle u. s. w.; sowie den Schlössern, die zum Theil an sehr bekannte Namen erinnern, wie Schloß Larochefoucauld, Schloß Pompadour u. s. w. Darauf folgt der Anfang der letzten Abtheilung des Werkes, nämlich Südfrankreich, das der Verfasser mit einer Charakteristik der Franzosen in Nord und Süd einleitet, wobei er die großen Verschiedenheiten beider Völkerschaften, der Nordfranzosen und der Südfranzosen hervorhebt, die er als „zwei ganz verschiedene Rassen" bezeichnet. Die Schilderung von Südfrankreich beginnt mit der Provinz Guyenne, und begegnen wir gleich sehr bekannten Namen, wie Roquefort mit seiner berühmten Käsefabrikation, Cahors, Périgueux, den Hauptort der Landschaft des Périgord und Haupthandelsort der ebenfalls welt-

berühmten Trüffeln, die jetzt jährlich im Werthe von 16 bis 20 Millionen Franken gezüchtet werden. Sodann folgt die bedeutende Handelsstadt Bordeaux mit ihrer großartigen Weinausfuhr, die im Jahre 1883 bis auf 362 Millionen Franken stieg. Dann folgt die Schilderung der Provinzen Gascogne und Béarn, welche dem Verfasser Gelegenheit zu einer Charakteristik der Basken giebt, den Nachkommen der alten Iberer, einer der merkwürdigsten Völkerreste Europas. Die bekannten Badeorte Biarritz und Pau werden uns in lebhaften Farben beschrieben.

— Ueber die Lavendel-Industrie im Massiv des Ventoux macht Henri Laval im „Arch. de Pharm." einige interessante Mittheilungen. Zwei Lavendelarten kommen auf dem Mont Ventoux vor, der eigentliche Lavendel (Lavandula vera) und der Aspic (L. spica); ersterer tritt in größerer Höhe auf als letzterer. Beide bedecken eine Oberfläche von etwa 11 000 ha, wovon 8000 den Gemeinden und 3000 Privatbesitzern gehören. Man sammelt die Pflanzen im Juli und August. Um diese Jahreszeit begeben sich Männer, Frauen und Kinder in die Berge. Zur Zeit der stärksten Thätigkeit beträgt ihre Zahl über 1200. Mittels einer Sichel schneiden sie die Pflanzen oberhalb des beblätterten Theiles ab und tragen sie in schweren Bündeln auf dem Kopfe hinab nach Bedoin, Villes, Sault oder anderen Fabrikationscentren. Im Allgemeinen ist das Sammeln in den Gemeindeländereien frei; einige Gemeinden erheben aber eine Abgabe von 1 Franc pro Jahr.

Man schätzt das Gewicht frischen Lavendels, welcher jährlich gesammelt wird, auf 1 700 000 kg. Hiervon werden 1 200 000 kg destillirt und liefern 6000 kg Essenz, welche im Mittel mit 12 Francs verkauft wird; das macht hierfür eine Einnahme von 72 000 Francs. Von dem Reste der Pflanzen werden die Blüthen entfernt und gereinigt. Man gewinnt so 150 000 kg Blüthen, welche im Mittel mit 16 Francs pro 100 kg verkauft werden. Das macht im Ganzen 24 000 Francs. Hierzu noch die obigen 72 000 Francs gerechnet, ergiebt sich eine Gesammteinnahme von etwa 100 000 Francs. Die Destillation geschieht sowohl durch Dampf wie am Feuer. Beide Methoden ergeben etwa die gleichen Quantitäten. L. spica ist reicher als L. vera, da von ihm 160 kg genügen, um 1 kg Essenz zu geben, während man von L. vera 200 kg braucht. Die Essenz ist fast ganz in den Blüthen enthalten; die Stengel und Blätter enthalten davon nur geringe Mengen von schlechterer Qualität.

— Weibliche Artele. An vielen der Halteplätze der Dnjepr-Dampfböte existiren seit langer Zeit Arbeiterartels, welche ausschließlich aus Mädchen bestehen. Dieselben sind verpflichtet, bei der Ankunft und dem Abgange der Dampfer zugegen zu sein und Trägerdienste zu verrichten. Sie tragen Holz und Steinkohlen vom Ufer aufs Schiff, stellen die Landungsbrücke her und binden das Schiff mit Tauen ans Ufer; außerdem verrichten sie allerlei Gänge, um sowohl für den Schiffsrestaurateur als auch für das Publikum Einkäufe und Besorgungen zu machen. Die Mädchen, welche Mitglieder der Artels sind, gehören meist zur Familie der besseren Bauern und neue Mitglieder werden nur mit großer Auswahl aufgenommen. Sobald ein Mitglied sich verheirathet, so wird ein anderes Mädchen in den Artel aufgenommen, aber nur unter allgemeiner Einwilligung der übrigen. Die Mitglieder der Artels erscheinen nur zu bestimmten Zeiten am Halteplatz der Dampfer, während der übrigen Zeit beschäftigen sich die einzelnen in ihrem eigenen Haushalte. Jedes Mitglied erhält außer dem monatlichen Sold (3 Rubel = 6 Mark) noch eine besondere Bezahlung für das Tragen des Heizmaterials, so daß jedes Mitglied („Schwester") während des Sommers etwa 60 bis 75 Rub. (120 bis 170 Mk.) verdient. Einige dieser Mädchenartels existiren nun schon länger als 20 Jahre; die Mitglieder haben oftmals gewechselt, weil sie sich verheiratheten, aber die Ordnung und Einrichtungen der Artels sind stets dieselben geblieben. Die Dampfschiffsinhaber geben den Mädchenartels unbedingt den Vorzug vor den gewöhnlichen Arbeiterartels, weil die Mädchen pünktlicher bei der Arbeit und nüchterner sind und eine geringere Löhnung beanspruchen.

(„Oestl. Rundschau", 1886, Nr. 29 nach der „Kiewljänin".)

Asien.

— Vom 15. Mai bis 15. September 1887 wird in Jekaterinburg am Ural eine sibirische Ausstellung für Gewerbe und Wissenschaft stattfinden; für Anthropologie und Ethnographie Sibiriens wird eine besondere Abtheilung existiren.

— Die Turkestaner Zeitung erhielt von dem Entomologen und Reisenden G. J. Grumm-Grshimailo aus der Stadt Osch folgenden Brief: Ich hatte die Absicht, schon am 1. (13.) April aus Margelan auszurücken, allein der späte Frühling und viele andere Umstände, vor Allem die Unmöglichkeit, so früh ins Gebirge eindringen zu können, veranlaßte mich, meine Abreise bis zum 20. April (2. Mai) zu verschieben. Meine Reiseroute geht von Osch zum Naryn bis nach Kaschgar, dann über Pamir und Alai zum Ursprunge des Flusses Ak-Bura und zurück nach Osch. — Der Frühling ist hier in Fergana ungleich später als in Taschkent eingetreten: die Fruchtbäume sind noch kahl und in den Bergen liegt noch Schnee und heute ist schon der 19. April (1. Mai). Ende Februar und zu Beginn des März fiel in den Bergen so viel Schnee, daß die Karawane am Terek-dawan-Paß Halt machen mußte. Um im tiefen und lockeren Schnee den Weg festzutreten, wurde eine Heerde Jaks (tibetanische Ochsen) vorausgeschickt. Im März gab es Ueberschwemmungen und Lawinen, welche einzelne Aule (Dörfer) verschütteten. Alles deutet darauf hin, daß der Sommer in Alai und Pamir heuer so kalt sein wird wie im vorigen Jahre, als der Reisende Lidski im Juli auf dem Alai-Gebirge durch einen Schneesturm überrascht wurde. — Ich hoffe während meiner Exkursion neue Gründe für meine Behauptung zu finden, daß es möglich sei, den Alai, Pamir, die ostbucharischen Vorberge und den Hindukusch in ein Gebirgssystem zusammenzufassen, das zu dem Tiën-schan keine Beziehung hat. Jenes Alai-Pamir-System war, als die Thierwelt hier auftrat, vollständig getrennt vom Tiën-schan. Der zwischen Tiën-schan und Pamir existirende Verbindungszug hat sich erst in allerletzter Zeit erhoben. Zu diesem Resultate der Scheidung und Trennung des Alai-Pamir vom Tiën-schan ist auch Prof. J. Muschketow gekommen, im Gegensatze zu Prof. v. Richthofen, welcher zum Tiën-schan-System außer dem Ala-tau und dem Alexander-Gebirge noch den Alai und Pamir hinzurechnet. Meine Exkursion soll namentlich untersuchen, wie sich Flora und Fauna auf jener Verbindungskette zwischen den Tiën-schan und dem Hindukusch (mit Alai und Pamir) verhält. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 22.)

— Ethnographische Untersuchungen an Kirgisen. In der Sitzung der Ostsibirischen Abtheilung der k. R. geograph. Gesellschaft in Omsk am 29. Mai machte Herr M. A. Schestakow einige Mittheilungen über seine Forschungen, welche er während des Winters im Kreise Omsk an Kirgisen anstellte. Schestakow bereiste 24 Aule, machte anthropologische Erhebungen (aber keine Messungen) an 125 Individuen und sammelte statistische Notizen in 50 Jurten; außerdem notirte er mancherlei über Sitte, Aberglauben, Sprüchwörter u. s. w. Die Kirgisen halten sich nach Schestakow für Mohammedaner und zwar für Sunniten; sie alle sind gar keine Fanatiker und die Mehrzahl derselben erfüllt nur äußerliche Forderungen (Gebete, Fasten). Die früheren tatarischen Mullas bemühten sich freilich, die Kirgisen zu Fanatikern zu machen, allein das ist anders geworden, seit die Mullas eingeborene Kirgisen sind. Dieselben werden wegen ihres Verstandes, ihrer Abstammung und der genauen Erfüllung der alten Gebräuche geachtet. Die Kir-

gisen haben angefangen, den Nutzen der Bildung einzusehen, und es giebt kaum einen Aul, in welchem man die Kinder nicht im Lesen, Schreiben und den Grundlehren des Islam unterrichtete. Neben den Vertretern des Islam, den Mullas, haben sich Reste des Schamanenthums und dessen Vertreter, die Baksas, erhalten. Der Baksa repräsentirt eine besondere Gattung von Zauberern oder Schamanen, welche jederzeit ihr Wesen treiben, nicht tanzen, keine Trommel schlagen, aber durch Spielen auf einem Instrumente sich begeistern. Das Instrument, Kobys oder Kobus genannt, ist eine Art Guitarre, von Rauch geschwärzt, denn es stammt von den Voreltern, wie der Beruf eines Baksa selbst. Die Baksas heilen auch Kranke durch Beschwörungen, und diejenigen, welche dabei besonders rasen, werden vom Volke für die wirksamsten gehalten. Außer ihnen giebt es unter den Kirgisen auch noch sogenannte Duanas. Ein solcher geht gewöhnlich in einer Mütze aus Schwanenfell einher; der Hals des Schwanes hängt wie ein Schwanz herab, der Kopf ist aus Korallen, Kauris u. s. w. zusammengesetzt. Der Duana kann niemanden heilen; er bettelt auch nicht, aber man giebt ihm Almosen. Er und der Baksa sind Feinde; beide halten sich nie in einem und demselben Aule auf. Außerdem giebt es besonders heilige Mullas, welche die Verrückten heilen sollen. („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 28.)

— Die „St. Petersburger Zeitung" meldet, daß in letzter Zeit die Kolonisation der Provinz Kuldscha durch die Chinesen solche Fortschritte mache, daß der dortige russische General-Gouverneur darum nachgesucht hat, auch das anstoßende russische Gebiet (Semiretschje = das Land der sieben Ströme) durch Heranziehung größerer Mengen russischer Einwanderer in verstärktem Maße kolonisiren zu dürfen. Um das zu Ansiedelungen geeignete Terrain zu vermehren, soll das Land künstlich bewässert werden.

— Ueber die Bunge'sche Expedition erfährt man Folgendes: Am 26. Februar hat Baron Toll den Ort erreicht, wo das Mammut (vergl. oben S. 95) gefunden wurde; er hat dem Dr. Bunge gemeldet, daß keinerlei Weichtheile desselben erhalten seien, daß aber die Hoffnung vorhanden sei, interessante Thatsachen in Betreff der Konservirung jener antediluvianischen Thiere im Boden Sibiriens zu erfahren.

— Um die Insel Sachalin besser zu bevölkern und zu kolonisiren, ist bestimmt worden, daß alle Frauen und Mädchen, welche in Rußland zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt worden sind, mit ihren Kindern nach Sachalin befördert werden sollen. Ebenso werden diejenigen Frauen der schon nach Sachalin verschickten Männer, welche sich bereit erklärt haben, ihren Männern in die Verbannung zu folgen, gleichfalls nach Sachalin gesandt werden. — Es sind gegenwärtig im Ganzen mehr als 300 Frauen und Mädchen, welche zum Theil in Moskau noch im Gefängnisse sich aufhalten, aber demnächst nach Odessa und mit dem Dampfschiffe „Kostroma" nach Sachalin transportirt werden sollen. Unter den verurtheilten weiblichen Individuen ist die Hälfte verheirathet, aber kein einziger Ehemann hat sich bereit erklärt, freiwillig seiner Frau nach Sachalin zu folgen. — Die erste Partie von Frauen, welche ihren Männern oder nahen Anverwandten freiwillig in die Verbannung nach Sachalin folgten, ist am 14./26. August aus dem Moskauer Centralgefängnisse abgefertigt. („Oestl. Rundsch." 1886, Nr. 32 u. 34.)

— Die „Oestliche Rundschau" hat aus Gumbum von Potanin Nachricht erhalten, voraussichtlich die letzte aus der Mongolei, da die Reisenden Ende März Gumbum, wo sie den Winter verbrachten, verlassen und nach Irkutsk zurückkehren wollten. Ihr Weg geht von Gumbum über Donkyr zum Kuku-nor, von da über den Nan-schan zum chinesischen Städtchen Su-tschen, weiter längs den Ufern des Flusses Jedsin-gol, woselbst Mongolen wohnen, bis zur Grenze Sibiriens. M. M. Beresowski verbrachte den Winter, wie wir bereits meldeten, in Si-tschuan, woselbst er unter den Tanguten weilte und jagte. Ende Februar langte er in Gumbum an, wo die Expedition schon mit Vorbereitungen zur endlichen Rückkehr, mit dem Ankaufe von Pferden und Kameelen beschäftigt war. Die Mitglieder der Expedition sind gesund und hoffen im Herbste in Irkutsk zu sein.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 26.)

— Weiter wird gemeldet, daß die Expedition Potanin's bereits in der Stadt Donkyr eingetroffen sei. Von hier wird der eine Begleiter Potanin's, M. M. Beresowski, mit neuen Mitteln ausgerüstet, noch im Mai nach Gansu zurückkehren, sobald er seine Sammlungen nach Irkutsk abgefertigt haben wird. Die übrigen, Potanin und Frau, sowie A. W. Skassi, marschiren direkt nach Irkutsk: ihre Karawane besteht jetzt aus 19 Kameelen, 15 Pferden, 2 Eseln und 13 Knechten, außerdem geleiten sie bis Su-tschen vier chinesische Soldaten und zwei chinesische Beamten. Anfang April waren in Donkyr am Tage noch 18° C., aber am Kuku-nor lag noch tiefer Schnee. In der letzten Zeit hat sich zu Potanin ein Engländer, der Missionar Parker, gesellt, der bereits zehn Jahre in China lebt, mit einer englisch erzogenen Chinesin verheirathet ist und als ausgezeichneter Kenner des Landes gilt. Er reist mit Potanin bis Su-tschen und will dann nach Chami, Kaschgar, Jarkent, Chotan, Urumtschi, Kobdo und Uljässutai weiter. Parker beschäftigt sich insbesondere mit der Verbreitung der heiligen Schrift.

(„Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 27.)

— Dr. Pekelharing, Professor der Medicin an der Universität zu Utrecht, ist von der niederländischen Regierung ersucht worden, sich nach Atjeh zu begeben, um die Natur der unter dem Namen Berri-Berri bekannten Krankheit zu studiren; er wird die Reise im nächsten Monat antreten. Uebrigens hat, wie in dem in Japan erscheinenden „The Sei-i Kwai Medical Journal" mitgetheilt wird (nach der Uebersetzung in der „Medical Press"), ein Arzt in Japan die Bakterien entdeckt, welche Kakhé (Berri-Berri) verursachen und Dr. Wallace-Taylor hat diese Untersuchungen fortgesetzt. Das Blut gab saure Reaktion und verursachte, durch Einspritzung einer Ratte mitgetheilt, Lähmung der Hinterfüße. Er erklärt die Krankheit für ansteckend, ferner daß alle anderen Erscheinungen der Erkrankung der Verdauungswerkzeuge untergeordnet sind.

Afrika.

— Der Congo fährt fort, seine Opfer zu kosten: Nr. 18 des „Mouvement Géographique" brachte die Nachricht, daß Graf Posse in Boma verstorben sei; Nr. 19 meldet den Tod zweier Belgier, Delatte und Eycken. Letzteren befiel in der Falls-Station, welche bisher für besonders gesund galt, eine schwere Dysenterie. — Sehr ungünstig spricht sich neuerdings Schiffslient. G. Bove, welcher von der italienischen Regierung nach dem Congo geschickt worden ist, über dessen Klima und Zukunft aus, und wenn dem entgegengehalten wird, daß er bisher nur den unteren Stromlauf kennen gelernt habe, so ist doch geradezu vernichtend, was Prof. Lenz von Stanley-Falls aus nach Wien schreibt (Mitth. der k. k. Geogr. Ges. 1886, S. 339): „Das Congobecken, wie überhaupt das ganze tropische Afrika, ist und bleibt einmal ein für Europäer ungesundes und gefährliches Land, man mag das zu beschönigen suchen, wie man will, es nutzt Alles nichts. Ich halte jeden Versuch, auch nur ein Wort zu Gunsten des Klimas zu sagen, für gewissenlos und verbrecherisch, nur geeignet, unerfahrene Leute hierher zu locken, wo sie neben Enttäuschungen aller Art auch noch Leben und Gesundheit aufs Spiel setzen. Es ist ganz gleichgültig, ob das Land am Meere liegt oder im Inneren, ob der Platz hoch oder tief gelegen ist, es ist und bleibt ein ungesundes Klima, und Jeder, der mit heiler Haut diese Länder verläßt, kann von Glück sagen." Dieser

Ausspruch läßt allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

— Die Baseler Missionsgesellschaft hat unter Mitwirkung des Auswärtigen Amtes von der Londoner Baptisten-Mission die Station Victoria am Südfuße des Kamerun-Gebirges für 2000 Pfd. St. angekauft, so daß diese, bisher unter englischem Schutze stehende Enklave nunmehr zum deutschen Besitze zu rechnen ist. Schwere Arbeit werden die Baseler Missionare dort vorfinden, denn ein nichtswürdigeres Gesindel als die Bewohner Victorias giebt es weit und breit nicht. „Eine Gesellschaft — schreibt H. Zöller, Die deutsche Kolonie Kamerun, I, S. 112 —, die von Weißen und von unverdorbenen Schwarzen so sehr verachtet wird, wie dieses Missionsgesindel, würde man in Westafrika kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse sind nun noch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetischdienstes sind heute noch ebenso im Schwunge wie früher. Das Christenthum der Leute beschränkt sich auf jene Baptisten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfassung — aus Gründen des Anstandes wollen wir sie bloß „höchst kindlich" nennen — im Vereine mit dem blödsinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß."

— In der eben erschienenen zweiten Nummer der „Größeren Aufsätze" (1886), welche die Niederländische Geographische Gesellschaft veröffentlicht, sind einige Bemerkungen des Herrn J. Büttikofer über das Buch des Kolonel Wauwermans „Libéria, Histoire de la fondation d'un état nègre libre" enthalten, deren Inhalt hier eine kurze Erwähnung finden möge. Herr Büttikofer, dessen Reisen in Liberia der „Globus" im 46. Bande ausführlich gedacht hat, weist zunächst darauf hin, daß Oberst Wauwermans, der selbst nie in Liberia gewesen, einmal Alles in viel zu rosenfarbenem Lichte betrachtet, dann aber das, was in Gesetzen und Bestimmungen festgesetzt ist, für die Wirklichkeit nimmt, mit einem Worte, Büttikofer glaubt von dem, was er früher über die Zustände in Liberia gesagt, nichts zurücknehmen zu können. Allerdings machen einzelne Bemerkungen, die bei Wauwermans vorkommen, auf den unbefangenen Leser einen überraschenden Eindruck, wenn er z. B. sagt: „Die Bürger von Liberia sind vollständig von den Pflichten durchdrungen, welche ihnen durch die Gründung der Kolonie hinsichtlich der Wiedergeburt Afrikas und der Befreiung der Negerrasse aufgelegt sind." Man denke nur einen Augenblick daran, was wohl dazu gehört, eine solche Idee zum Bewußtsein eines ganzen Volkes, sei es auch des gebildetsten der Welt, zu bringen, vielleicht werden dann sich einige leise Zweifel darüber erheben, ob die in dem angeführten Satze ausgedrückte Meinung in Liberia so ganz vollständig allgemeines Eigenthum geworden ist. Büttikofer hebt weiter einige Bemerkungen über das Schulwesen und die Industrie hervor, wo seiner Ansicht nach Wauwermans viel zu günstig urtheilt; zum Schluß, und dies ist mit das Wichtigste, vertheidigt er seine Karte gegen die ihr durch Wauwermans gemachten Vorwürfe und die, wie er meint, willkürlich an derselben angebrachten Verbesserungen.

— Von dem an der ganzen Küste West-Afrikas eingeführten Bergreis (Riz Antavy) berichtet, wie wir der „Gartenflora" entnehmen, ein französischer Missionar P. Camboué von Madagaskar. Er schildert besonders die Bedürfnißlosigkeit dieses Reises in Bezug auf künstliche Bewässerung und Vorarbeiten zur Pflanzung desselben. Die Eingeborenen auf Madagaskar thun weiter nichts, als daß sie ein Stück Wald herunterschlagen und verbrennen, und dann den Reis säen, indem sie mit einem Stocke den Boden etwas ritzen und darauf den Samen in die aufgelockerte Stelle streuen. Der Missionar empfiehlt den Bergreis zum Anbau in Algier, Tunis und vielleicht auch in Südfrankreich, wo im Allgemeinen die Arbeitskräfte für gründliche, moderne Bodenbearbeitung fehlen. Auch für unsere neuen Länder in den heißen Gegenden dürfte er zu empfehlen sein, etwa für den Unterhalt des schwarzen Personals, zu welchem Zwecke man neuerdings auch umfassende Versuche damit im Congo-Staate am Stanley-Pool zu machen gedenkt. Der Reis führt sich bei allen wilden Völkern, die ihn noch nicht kennen, außerordentlich leicht ein, was z. B. mit den großkörnigen Sorghum-Arten durchaus nicht der Fall ist.

Australien.

— Eine von der Victorian Squatting Company ausgesandte, aus fünf Personen bestehende Gesellschaft kehrte Anfang Juli vom Cambridge Golf an der Nordküste von Australien zurück. Sie hatte auf den Cambridge Downs ein welliges Terrain erforscht, welches mit schönem nahrhaftem Grase und mit Eukalyptenwald bestanden war. Zwei nicht unbedeutende Flüsse wurden entdeckt, die man Lorimer und Drysdale benannte. Ausdauernde Creeks, Lagunen und Wasserlöcher existirten ebenfalls; Fische und Wild gab es in Menge. Eingeborene waren zahlreich und schlank und kräftig gebaut, manche über 6 Fuß hoch.

— Wir haben früher (Bd. 49, S. 46 und 191) auf eine Expedition David Lindsay's hingewiesen, welche derselbe Ende Oktober 1885 unternahm. Es handelte sich dabei zunächst um die Durchkreuzung des unbekannten Gebietes zwischen 24° und 27° südl. Br. und 135° und 138° östlich von Gr., welches auf den Karten noch einen weißen Fleck bildet. Unter seinen Begleitern befindet sich auch der frühere preußische Artillerie-Lieutenant Hermann Dittrich als Botaniker und Sammler. Wir entnehmen einem Briefe, welchen der letztere unter dem 10. Mai 1886 im westlichen Queensland, von der Rocklands Station am Lake Mary in 20° 6′ südl. Br. und 138° 20′ östl. v. Gr. aus, an eine australische Zeitung sandte, Folgendes: „Nachdem wir im Januar ungefähr 200 Miles (322 km) über eine denkbar schlechte Wüste von Sandhügeln gereist waren, erreichten wir Dalhousie Springs in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östl. v. Gr. und verloren hier zu unserem großen Bedauern eines unserer Kameele an einem bösen Fußleiden. Wir zogen dann nördlich an den Finke R. und von da über Sandhügel an den Todd R. (24° 16′ südl. Br. und 135° östl. von Gr.) und in die Mc. Donnell Ranges. Im Todd fanden wir leider keinen Tropfen Wasser. Der ganze Distrikt bot ein trostloses Bild der Dürre, und es schien, als wäre seit wenigstens zwei Jahren kein Regen gefallen. Wir wollten dann ein Wasserloch im Giles Creek, welcher in 25° 35′ südl. Br. und 134° 40′ östl. von Gr. in den Todd mündet, aufsuchen, aber es gelang uns nicht. Unsere Kameele mußten, mit Gepäck stark beladen und unter einer entsetzlichen Hitze, sieben Tage lang ohne einen Trunk Wasser marschiren. Unsere Hunde, welche bei ihrer Erschöpfung zuletzt auf den Kameelen transportirt wurden, krepirten sämmtlich und unser Afghane ward vom Sonnenstich befallen. Wir befanden uns in einer sehr kritischen Lage und es fehlte wenig daran, so hätten wir ein neues schwarzes Blatt für die Entdeckungsgeschichte Australiens geliefert. Glücklicher Weise stießen wir im letzten Augenblicke auf zahlreiche Spuren von Thieren, welche in eine enge Schlucht führten. Wir folgten der Fährte und gelangten an einen unbedeutenden Lauf von gelblich trübem Wasser, welches uns jedoch viel besser schmeckte als das schönste Lagerbier und den Kameelen nicht weniger. Die Mc. Donnell Ranges hielten uns mehrere Wochen fest, und als wir uns dann endlich höchst mühsam durch sie hindurchgewunden hatten, kamen wir an den Plenty R. (22° 58′ südl. Br. und 135° 50′ östl. von Gr.). Hier begannen unsere Leiden von Neuem, denn der sogenannte Fluß enthielt keinen Tropfen Wasser. Wir mußten also ins Gebirge zurückkehren und waren so glücklich, in einem Felsenloche ein wenig Wasser von recht schlechter Beschaffenheit zu entdecken. Damit ver-

sehen, setzten wir unsere Reise fort und gelangten an den Marshall R. (22° 52′ südl. Br. und 135° 35′ östl. von Gr.), wo wir zahlreiche Eingeborene antrafen und auch gutes Wasser fanden. Es war eine trostlose Gegend, welche wir passirt hatten, für irgend einen Kulturzweck schwerlich je zu verwenden. Wir waren jetzt noch 175 Miles (282 km) von der Station Lake Nash, wenige Miles von der Westgrenze der Kolonie Queensland gelegen, entfernt, wo wir mit der civilisirten Welt wieder in Verbindung treten sollten. Der Weg dahin führte von Neuem über unbekanntes, völlig werthloses Land, über welches wir zwar unter vielen Schwierigkeiten, jedoch glücklich hinwegkamen. Leider hatten wir dabei ein zweites Kameel verloren, so daß ihre Zahl jetzt auf zehn reducirt war, — viel zu wenig für acht Personen und deren Gepäck. Am 3. April 1886 erreichten wir Lake Nash und fanden Briefe und Zeitungen für uns vor. Von hier aus ließ ich das dritte Packet getrockneter Pflanzen über Burketown an den Baron von Müller in Melbourne abgehen. Die Saison war für botanische Sammlungen eine sehr ungünstige. Viele Pflanzenexemplare waren so trocken, daß sie nach wenigen Tagen wie Staub aus einander fielen. Ich hoffe, daß der Carpentaria-Golf-Distrikt eine bessere Ausbeute gewähren werde. Mr. Lindsay ist mit seinen Begleitern gegenwärtig 100 Miles (161 km) westlich von hier (d. h. Rocklands Station) mit Landvermessung beschäftigt. Ich bin jetzt mit meinem alten Beltana-Reitkameele allein und, theils für wissenschaftliche Zwecke, theils zum Vergnügen, auf der Reise nach Burketown in 17° 47′ südl. Br. und 139° 31′ östl. von Gr. und nach dem Carpentaria-Golf begriffen. Ich verlasse morgen, den 11. Mai, Rocklands Station und reise nordöstlich in der Richtung auf Gregorytown in 18° 50′ südl. Br. und 139° 20′ östl. von Gr., wo mir die Gebrüder Watson hoffentlich Pferde leihen werden, um nach Burketown zu kommen. Ich gedenke nach Verlauf von sechs bis sieben Wochen bei Corella Lagoon, westsüdwestlich von hier, wieder mit der Lindsay-Gesellschaft zusammenzutreffen."

Lieutenant H. Dittrich hat sich auf der ganzen Reise als ein tüchtiger Buschmann und Explorer bewährt und die Gesellschaft einmal von einem fast sicheren Untergange gerettet. Er besitzt Unerschrockenheit, Muth und Intelligenz und wäre ganz der Mann, eine Expedition unter schwierigen Verhältnissen zu leiten. Wir denken dabei an eine Expedition in Neu-Guinea. H. Greffrath.

— Unter den australischen Kolonien ist Victoria die erste, welche ihre Bevölkerung über eine Million hinausgebracht hat. Am 1. Juli 1851 wurde bekanntlich der Port Phillip-Distrikt mit nur 76000 Seelen von Neu-Süd-Wales getrennt und zu der selbständigen Kolonie Victoria erhoben. Am 31. December 1885 war ihre Bevölkerung auf 991875 und am 31. März 1886 auf 1001756 gestiegen. Ihr zunächst steht Neu-Süd-Wales, dessen Seelenzahl sich Ende 1885 auf 980573 und am 31. März 1886 auf 992875 belief. Dann folgen Queensland mit 326916 (am 31. December 1885) und Südaustralien mit 317242 Ende März 1886. In Südaustralien hat sich die Bevölkerung, in Folge starker Auswanderung, in den ersten drei Monaten des Jahres 1886 um 2527 vermindert.

Südamerika.

— In der Mittheilung über die Goldlager in Patagonien (s. oben S. 61) ist erwähnt, daß selbst bis zur Südspitze des Welttheiles schon sehr lange goldhaltige Mineralien gefunden worden seien. Auch Musters erzählt, daß er während seines Aufenthaltes im Punta Arenas bei einem Kaufmann Proben von Gold von den Ufern eines benachbarten Stromes gesehen habe. Wie reich Feuerland an Gold ist, geht aus dem Berichte eines Goldwäschers hervor, der seit einiger Zeit an einem Zuflusse der Bahia Inutil, Namens Santos Ossa, thätig ist. Am ergiebigsten sei jedoch der Santa Maria, wo jetzt eine ganze Anzahl Unternehmer von vielen Arbeitern waschen ließen. Am Rio del Oro sei nun gleichfalls eine Goldwäscherei. Es wird beklagt, daß nicht mehr Unternehmer kommen, „von dieser wilden Insel das Gold zu holen". Auch andere Metalle seien vorhanden und die Ausbeutung versprechender, als am Cabo Virjines, wo das Wasser fehle. Auf Feuerland sind noch die Kasten mit vergitterten Böden, eine jener ursprünglichen Einrichtungen der australischen und kalifornischen Goldwäscher, in Anwendung.

— Demnächst wird Dr. R. A. Philippi in Santiago de Chile, dessen Sohn die Hochebene des früheren Südbolivien, von Antofagasta de la Sierra bis Tarapacá und dem Fluß Camerones, der jetzt die Nordgrenze von Chile bildet, bereist hat, eine Abhandlung über die daher erhaltene botanische Ausbeute und dann auch Näheres über diese weniger bekannte Hochebene selbst veröffentlichen. Nach einer vorläufigen Mittheilung ist dieselbe 3000 bis 4000 m und darüber hoch, es liegen auf ihr 30 bis 40 oder mehr große und kleine Salzseen, und dazwischen sind wohl 20 theils erloschene, theils noch rauchende Vulkane zerstreut, von welchen drei oder vier höher als der Chimborazo sind. Die ganze ungeheuere Hochebene ist fast nur mit Trachytlavaströmen bedeckt und eine eigentliche Gebirgskette und eine Hochgebirgsnatur, eine Theilung der Anden in parallele Ketten mit tieferen Thälern, schwierigen Pässen u. s. w. giebt es nicht. Man könnte in jeder beliebigen Richtung reisen, ja meist ohne Schwierigkeit fahren, wenn man überall Wasser fände. Auf der bereisten Strecke ist viel mehr Pflanzenwuchs — und in vielen Thälchen sogar ziemlich reiche Viehweiden —, als auf der westlichen von Philippi 1834 durchzogenen Linie.

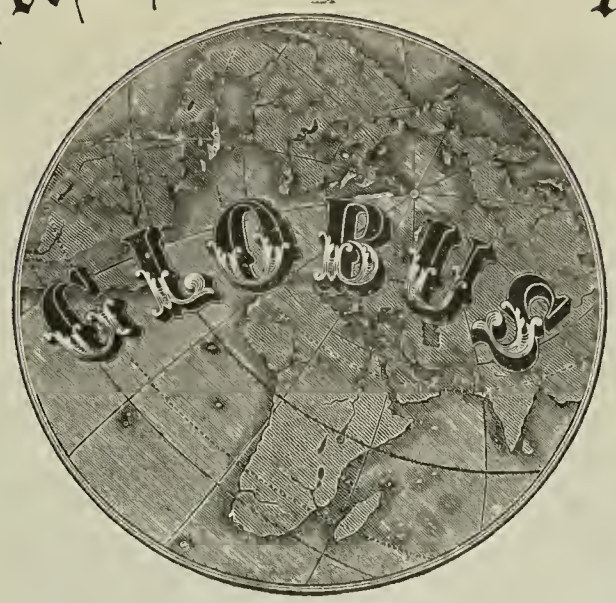
Polargebiete.

— Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere. Von den zu Anfang des Sommers nach dem nördlichen Polarmeere abgegangenen norwegischen Robben- und Walroßfängern sind Ende August bereits mehrere wieder mit sehr kleiner Beute nach Hammerfest zurückgekehrt. Wie die Schiffer übereinstimmend berichten, hat dies seinen Grund in den äußerst ungünstigen Eisverhältnissen. Vom Frühjahre bis zu den letzten Tagen des August mußten die Fangfahrzeuge in einer Entfernung von fünf bis acht Meilen von Spitzbergen theils des Packeises und theils des ununterbrochen herrschenden starken östlichen Windes wegen hin und her kreuzen. Das Packeis erstreckte sich von Hopen Island bis nach Foreland, und sowohl der Storfjord und Homsund, wie der Bellsund und Isfjord waren in diesem Sommer durchaus unzugänglich. Als auch Ende August keine Anzeichen vorhanden waren, daß sich das Packeis zertheilen werde, und somit keine Aussicht war, zu den gewöhnlichen Fangrevieren zu kommen, mußten sich die angesammelten 20 Fahrzeuge endlich entschließen, nach Hause zurückzukehren.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — H. Brincker: Die Omumborombonga-Sage der Herero (Ova-herero) und ihre ethnologisch-mythologische Bedeutung. — Dr. L. E. Browski: Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. I. — Kürzere Mittheilungen: Gleerup's Reise durch Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. September 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

II.

Der nächste Ausflug galt dem Dorfe Coffin südlich von der Mündung des Rio Nuñez an einem Marigot gelegen, der von Grand-Talibonche und Kassan aus nach Süden führt und eine größere, ihrerseits wieder mehrfach getheilte Insel vom Festlande abschneidet. Dinah Salifou wollte sich zuerst nicht in diese Gegend wagen, da sein Feind Carimou, der Sohn des kürzlich getödteten Bokar, sich nach Kassan geflüchtet hatte, und er in volles Feindesland zu gerathen fürchtete; schließlich aber entschloß er sich zu der Fahrt, welche auf einem Walfisch- und einem anderen Boote bei eintretender Fluth unternommen wurde. Als Ruderer wurden wegen der Hitze nur Schwarze verwendet; Theil nahmen Dinah, der Dolmetsch, der Lotse Seymou, Schiffsfähnrich Martel, de Beecknann und Lieutenant de Nordeck, alle mit Revolvern bewaffnet. Am Boden der Fahrzeuge lagen außerdem Lebensmittel, Flinten und einige Instrumente.

Die Seekarten nennen den Golf südlich von der Mündung des Nuñez, in welchen die Expedition jetzt hineinfuhr, Caméchade, ein Name, der an Ort und Stelle ganz unbekannt ist; die Eingeborenen nennen ihn vielmehr Marigot von Grand-Talibonche. Ueberhaupt tragen die meisten Wasserläufe dieser Gegend keine eigenen Namen, sondern heißen nach der bedeutendsten Ortschaft, welche an ihnen liegt.

Glücklich passirten die beiden Boote die von Klippen und Felsbänken besetzte Einfahrt des Marigot und erreichten um 11 Uhr einen Punkt, wo sich derselbe in drei gleich ansehnliche Arme theilt, die nach Norden, Osten und Süden in das Land hineinführten; auf den Seekarten waren dieselben noch nicht verzeichnet, so daß man sich also in einem völlig unbekannten Gebiete befand. Der nördliche führte nach Grand-Talibonche, der östliche nach Kassan, beides Punkte, welche Dinah Salifou vermeiden wollte, so daß nur der südliche zur Fortsetzung der Fahrt übrig blieb. Der Wind hatte sich gelegt, die Segel waren gerefft und in Zeltform über den Booten ausgespannt, die Flaggen aufgehißt worden, und mit Hilfe der Ruder fuhr man nun auf dem schönen, von Mangrovedickicht eingefaßten, etwa 200 m breiten Gewässer dahin. Bald begegnete man einer großen, von sonderbar kostümirten Eingeborenen besetzten Piroge. Dieselbe wurde von etwa 10 Knaben gerudert, welche einen kurzen, aus Rohr gefertigten, bauschigen Rock, wie unsere Ballettänzerinnen, trugen. Das waren Simons, Mitglieder jener religiösen Sekte, von welcher am Rio Nuñez beständig die Rede ist; sie sind es, welche an den jungen Leuten beiderlei Geschlechts die Beschneidung vollziehen. Die ersten fünf bis sechs Monate nach dieser Ceremonie tragen die Betreffenden den eben beschriebenen kurzen Rock. Sie leben dann in kleinen Gruppen unter der Obhut von älteren Lehrmeistern im Walde, dürfen nur Nachts in die Dörfer kommen und müssen ihre Ankunft durch Hörnerklang melden. Nach dieser Lehrzeit werden sie unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen. Nur ein bestimmter Theil von ihnen wird darauf in die Mysterien der Religion der Simons eingeweiht; so bilden sie

eine Gesellschaft, welche über ihre Gebräuche und selbst über die Namen ihrer Mitglieder das tiefste Geheimniß bewahren muß. Frauen sind von der Theilnahme ausgeschlossen und müssen selbst, sobald die Simons in einem Dorfe sich

Ein Boot mit Simons.

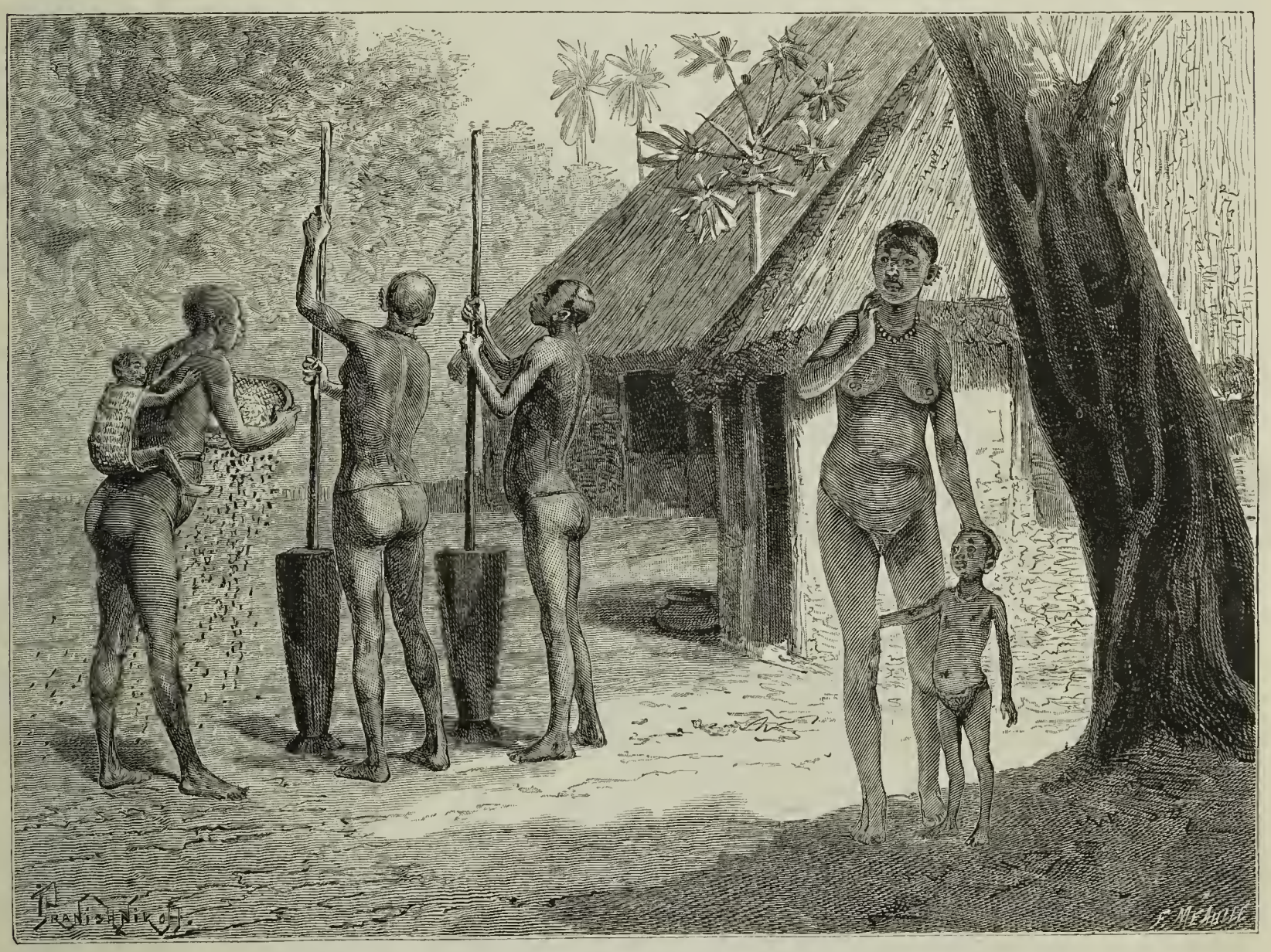
Landschaft beim Dorfe Catombe.

zeigen, die Flucht ergreifen. Sobald sie erscheinen, geschieht es nur in Verkleidungen, welchen sie ein möglichst schreckliches Aussehen zu geben suchen. Niemals unternimmt ein Häuptling irgend etwas Wichtiges, ohne sie zu Rathe

zu ziehen; ihr Oberhaupt ist allmächtig, Niemand darf vor ihm aufrecht stehen und er weiß mit Gisten Bescheid, deren er sich in seinem eigenen Interesse und in dem seiner Gesellschaft bedient. Auf keine Weise kann man sich trotz der Vermummungen Zutritt zu ihren Versammlungen verschaffen, wenn man nicht Simon ist; dazu dienen gewisse Passirwörter, die man kennen muß. Wenn ein Häuptling einem Europäer einen ganz besonderen Beweis seiner Freundschaft geben will, so kann er nichts Besseres thun, als ihm einige jener Geheimwörter mittheilen, welche ihm bei jeder Gelegenheit Achtung und Ansehen verschaffen.

Die Simons, mit welchen unsere Expedition zusammentraf, hatten ein ziemlich harmloses Aussehen und zeigten sich, nachdem der erste Schreck überwunden war, sehr entgegenkommend, indem sie den Reisenden über Coffin Auskunft gaben und ihnen einen Führer stellten. Sie erzählten auch, daß Carimon, der Feind Frankreichs, sich in Kassan befände und alle vorbeifahrenden Pirogen plünderte; erst letzthin habe er ein Boot mit acht Leuten überfallen und letztere in die Sklaverei verkauft.

Im Besitze des Führers setzte die Expedition ihre Fahrt, von der Fluth getrieben, ruhiger fort, passirte eine Biegung und erreichte eine Art malerischer Stromschnelle; zur Linken beschattete ein prächtiger Wald von Palmen und Magnolien das Dorf Catombe, von wo einige Eingeborene an das Ufer herabkamen und die Franzosen zum Landen aufforderten. Da sie aber fürchteten, Coffin vor Beginn der Ebbe nicht mehr zu erreichen, so fuhren sie weiter auf

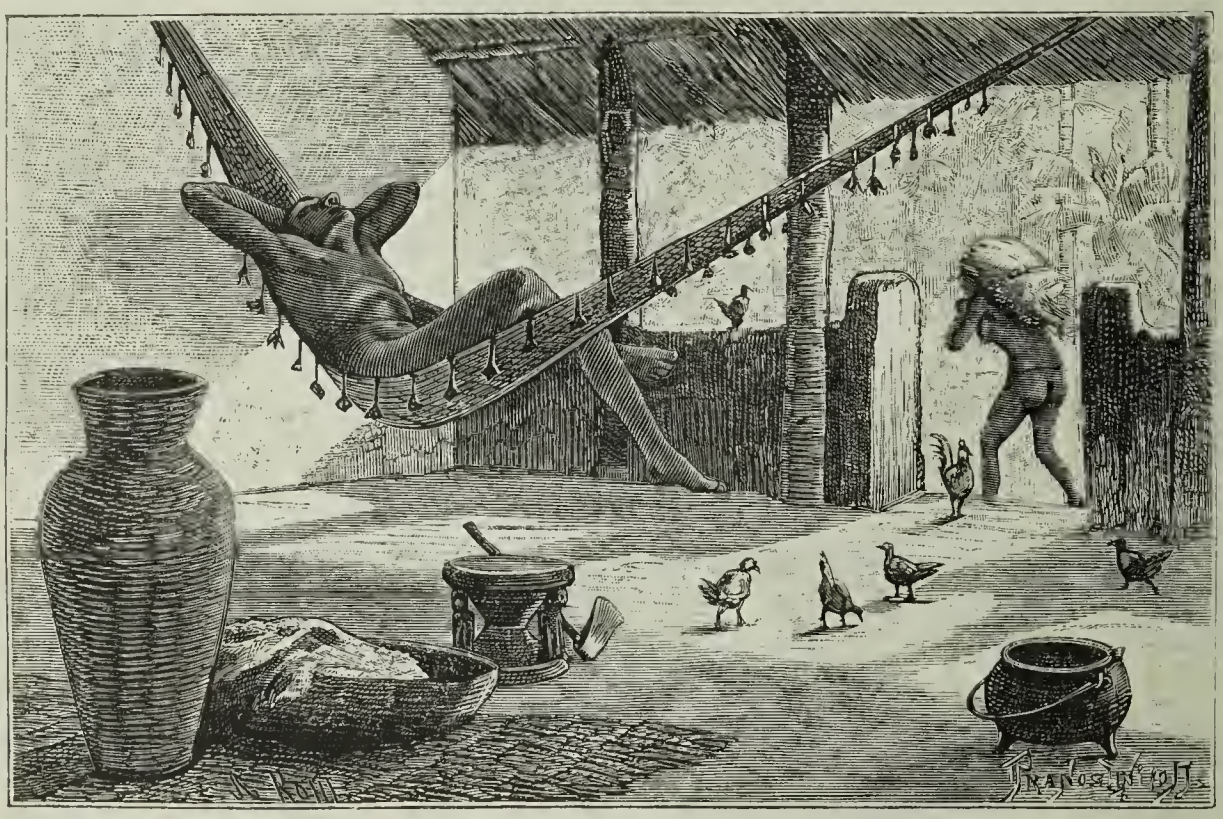


Weiber im Dorfe Coffin.

dem Marigot, welcher mit seinen unendlichen Mangrovewäldern und seiner, nur selten von einem aufgeschreckten Sumpfvogel unterbrochenen Todtenstille langweilig zu werden begann. Zeigte sich einmal ein großer weißer Fischadler, so war dies für Alle eine angenehme Unterbrechung. Als man gegen Mittag zur Rechten einige Palmen bemerkte, glaubte man sich schon am Ziele, aber es war ein Irrthum. Eine Stunde später erst konnte man landen und sah im Süden die hohen Bäume des Dorfes Coffin, wohin man zu Fuß sich begab. Es war die Stunde, wo die Sonne am heißesten brannte und Alles schlief, der Eingeborene in der Hütte, das Wild im Walde; wo Alles den Schatten sucht, und nur die Kaimans sich in der Sonnenhitze am Lande ergehen; so eilte man, um nicht einem Sonnenstiche zu verfallen, so rasch es anging, über gut bestellte Felder nach dem Dorfe, ohne sich dort, wie Dinah Salifou wünschte, erst durch einen Boten anmelden zu lassen. Zuerst traf man auf eine kleine Schaar unbewaffneter Eingeborenen, welche erklärten, daß das Gerücht von der französischen Expedition schon zu ihnen gedrungen sei. Coffinières de Nordeck gab sofort Befehl, die Häuptlinge der umliegenden Dörfer zu versammeln, und betrat dann das Dorf, welches etwa eben so groß wie Petit-Talibonche sein mochte und auf einer fast rings von Wasserläufen umgebenen Erhöhung liegt. Die Einwohner schienen über die Ankunft der Fremden nur wenig erstaunt zu sein; sie trugen sich ebenso, wie die früher gesehenen Bagas. Die Weiber hatten in ihrer Nase meistens einen kleinen Ring und an der Hüftschnur

eine Anzahl sonderbarer Gegenstände, wie Carabinerhaken, Vorlegeschlösser, Schlüssel und andere wenig als Schmucksachen geeignete Kurzwaaren, befestigt. Den Kopf hatten sie alle rasirt und nur wenige kurze Haare in ziemlich regelmäßigen, rautenförmigen Mustern stehen lassen, welche auf dem Rücken in blauen Tatuirungen ihre Fortsetzung fanden. Fast bei allen war der Rand des Ohres mit sechs oder sieben Löchern durchbohrt, in welchen kleine Päckchen gelben Reisstrohes steckten, die sich von der braunen Haut hübsch abhoben. Da sie beim Vorübergehen der Fremden meist lachten, so konnten diese beobachten, daß sie die oberen Zähne spitz zugefeilt hatten, wie die Pahnin am Gabun; viele aber hatten, eine Seltenheit bei Negern, angestockte Zähne. Die Franzosen beobachteten sie auch bei ihren bescheidenen Mahlzeiten, die sie in irdenen Töpfen zubereiteten, von denen mehrere Fabriken im Dorfe bestanden. Ihre Nahrung besteht aus Korn, das in einem plumpen Holzmörser mittels 2 m langer Stöcke zerstampft wird. Oft trugen die Weiber bei diesem Geschäfte auf ihrem Rücken in einer Matte ein kleines Kind, das durch das Stampfen in seinem süßen Schlummer nicht gestört wurde. Negerkinder weinen selten; wenn sie es hier zu Lande öfter als sonst thaten, so lag der Grund in den zahlreichen Sandflöhen, welche hier vorkommen und unter den Fußnägeln schmerzhafte Wunden verursachen.

Die Häuser des Dorfes glichen denen von Petit-Talibonche; einige waren jedoch mit einer Stange versehen, die einen Fetzen weißen Zeuges trug. Es ist das ein Aushängeschild der Händler; dieselben sind Agenten von Handlungshäusern am Rio Nuñez und von Herkunft alle Wolofs. Auf Anordnung Dinah's wurde den Franzosen ein Haus mit zwei Zimmern eingeräumt, welches ganz den schon beschriebenen glich. Die Erbauer dieser Häuser sind die Weiber, und zwar beginnen sie mit der Scheuer, d. h. den großen Krügen zur Aufbewahrung des Reises, die in manchen Dörfern von so gewaltigen Dimensionen sind, daß man, um leichter zu dem Inhalte gelangen zu können, Thüren darin anbringt. Wenn diese Krüge aus Stroh und Flußschlamm



Vorhalle eines Hauses im Dorfe Coffin.

fertig gestellt sind, läßt man sie in der Sonne gut trocknen und errichtet dann ringsum aus geknetetem Schlamm die Wände des Hauses; darauf werden ringsherum die das Dach tragenden Pfeiler aufgerichtet und zuletzt die Bedachung selbst angebracht. Dann wird in der Vorhalle eine Hängematte aufgehängt, an der Thür ein Gris-gris angebracht, das meist nur in einer Flasche mit einem mit arabischer Schrift versehenen Papiere besteht und drinnen ein Bett mit Moskitovorhang aufgestellt, von wo aus der Hausherr seine Weiber commandirt, welche der Einfachheit halber auf Matten auf der Erde schlafen. In eine der Ecken wird als Hausgötze ein kleiner hölzerner Fetisch gestellt, wie sie ähnlich auf den Marquesas-Inseln geschnitzt werden.

Während die Franzosen diese Beobachtungen machten, waren sie selbst Gegenstand der Neugier der Einwohner. Ein Mann mit einer langen Flinte wurde sogar so zudringlich, daß man ihn fortweisen ließ. Da Dinah Salifou seit der Ankunft verschwunden war, so gerieth Coffinières de Nordeck in Unruhe und ließ ihn suchen; mit heiterem Gesichte als gewöhnlich erschien Dinah und theilte seinen Freunden mit, daß der Mann mit der Flinte ein Spion seines Feindes Carimou sei, der selbst nach Coffin gekommen sei; man hatte ihn beobachtet, wie er sich den Franzosen auf kaum 50 m genähert hatte. Coffinières erstaunte über Dinah's Ruhe und Gleichgültigkeit und meinte, er hätte sie von Carimou's Anwesenheit benachrichtigen sollen, damit sein Todfeind hätte ergriffen werden können. Aber Dinah erklärte, daß er dies absichtlich nicht gethan habe, damit die Franzosen keinen Verstoß gegen die Gesetze der Bagas begingen. Bagatay gilt nämlich in diesen Ländern als ein Asyl, wo man nicht kämpfen darf, und aus diesem Grunde wird man niemals einem bewaffneten Baga begegnen. Eben darum hatten früher die Bagas das Gebiet von Kassan den räuberischen Bewohnern von Camfarandi und Catinon eingeräumt, damit sie dort ihre Gefangenen in Sicherheit bringen konnten. Als jene Dörfer dann zerstört wurden, siedelten die Ueberlebenden ganz nach Kassan über, wodurch sich die Existenz dieses Naloudorfes mitten unter den Bagas erklärt. Noch ein anderes Beispiel dieses Asylrechtes lernte Coffinières kennen. Dinah hatte in dem Dorfe seine Schwester Mahmadi, die Wittwe des Häuptlings Bundu,

Landeplatz von Grand-Talibonche.

den er im vorhergehenden Jahre getödtet hatte, gefunden; nach den Landesgesetzen hätte die Unglückliche den Sohn ihres Mannes, eben jenen Carimou, heirathen müssen, aber sie wollte sich dieser Sitte nicht unterwerfen und hatte sich mit ihrem Kinde zu den Bagas geflüchtet, worauf Carimou geschworen hatte, sie bei der ersten Gelegenheit zu tödten. Coffinières versprach ihr nun, sie zu schützen und sie zu ihrem alten Vater, dem Könige Youra Towel, nach ihrer Heimath Casasocobouly, der Hauptstadt der Malons, zu bringen.

Mit heranbrechender Nacht führten die Weiber einen Tanz auf, der anständiger zu sein schien, als sonst in Negerländern; aber die Tänzerinnen selbst waren so häßlich, daß das Vergnügen des Zuschauens nur ein sehr mäßiges war. Die erste Hälfte der Nacht brachte einen heftigen Tornado, gegen dessen Regenfluthen das Strohdach wacker Stand hielt, der folgende Tag ein längeres Palaver mit verschiedenen Häuptlingen der weiteren Umgegend, worauf am Nachmittage die Weiterreise nach Grand-Talibouche erfolgte. Schiffsfähnrich Martel, der das Fieber hatte, wurde mit der Schwester Dinah's und deren Sohn an Bord des „Goéland" zurückgeschickt.

Erst als die Ebbe eingesetzt hatte, näherte man sich auf einem vielgewundenen kleinen Marigot seinem Ziele, blieb aber zuletzt im Schlamme stecken und mußte, wenn man nicht die Nacht im Boote bei den Moskitos zubringen wollte, durch den tiefen Morast ans Land waten. Dort warteten ihrer schon, durch einen Boten benachrichtigt, die

Platz in Grand-Talibouche.

Aeltesten von Grand-Talibouche. Auch ein Engländer vom schönsten Negerschwarz, aber in tadelloser Kleidung, hatte sich eingefunden, bot ihnen auf Englisch seine Dienste an und ließ ihre beschmutzten Kleider durch seine Frau mit Schwamm und Handtuch reinigen. Die Lage des Dorfes war eine prächtige, namentlich wegen der riesigen Bäume, deren Größe im Vergleich zu einigen Hütten am Ufer des Marigot ganz besonders hervortrat; Simons, welche Hörner bliesen und Fackeln schwingend umherliefen verliehen der Landschaft etwas Phantastisches. Die Aeltesten empfingen die Franzosen mit den besten Absichten, gaben ihnen eine Ehrenwache mit und wiesen ihnen eine sehr bequeme Hütte zum Quartier an. Grand-Talibouche ist eine kleine Stadt von etwa 1000 Einwohnern, welche sich wie die Bagas kleiden; doch scheinen die Weiber etwas gefallsüchtiger zu sein als anderswo, denn sie verzieren ihre Hüftschnur mit kleinen Perlen; die Häuser sind schöner als sonst, bilden regelmäßige Straßen und Plätze und liegen in schöner landschaftlicher Umgebung. Bemerkenswerth ist die Reinlichkeit der Einwohner, welche die Anfertigung von Geschirr und von Palmöl fabrikmäßig betreiben; in Grand-Talibouche sind nicht weniger als fünfzehn Händler ansässig, deren Häuser durch weiße Fähnchen an hohen Bambusstangen kenntlich gemacht sind. In den Straßen herrschte ein Leben, wie in einem großen Mittelpunkte; hier brachten Weiber Bündel abgeschnittener Maisähren und stellten sie senkrecht in Pallisaden-Verzäunungen, dort gingen andere mit Gefäßen von sehr zierlicher Form, um Wasser zu

schöpfen. Die Männer dagegen thaten zum größten Theile nichts, und nur einige zeigten sich mit einer festen Liane in der Hand, mit deren Hilfe sie die Palmstämme erklettern. Unglücksfälle in Folge des Reißens dieser Lianen verlaufen meist tödtlich; Coffinières de Nordeck brachte während seiner Reise deren mehrere in Erfahrung. Die Neger stiegen auf solche Weise so gern auf die Kokospalmen, daß böse Zungen behaupten, sie stammten durch Vermittelung der Affen von dort her. Grand-Talibouche besitzt übrigens große Palmenanpflanzungen, die seinen Reichthum ausmachen und von gut gebahnten Wegen nach allen Richtungen hin durchzogen werden.

Am nächsten Mittag fand ein großes Palaver statt; als dasselbe beendet war, konnte man auf das Steigen der Fluth schließen aus den zahlreichen Frauen, welche mit Körben und Netzen versehen sich eilig auf den Fischfang begaben. Da nahm auch Coffinières von seinen neuen Mitbürgern Abschied und kehrte, mit einigen Fetischen beschenkt, an Bord seines Aviso zurück, ohne daß Carimon ihn anzugreifen wagte, als er bei Kassan vorbeifuhr.

Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export.

Von Dr. L. E. Browski in Mossul.

II. (Schluß.)

Die beiderseitigen Uferländer des oberen Tigris und des großen wie kleinen Zab, die Gebirge von Zakho, Hekiari, Dohok, Imádie, Musuri und Rowandus, lauter weltentlegene Gegenden, deren viele noch kaum eines Europäers Fuß betreten hat, sind in ihren höheren Regionen fast durchgehends ziemlich dicht mit der Färber- oder Galleneiche (Quercus tinctoria) bestanden, an deren Zweigen sich bekanntlich in Folge eines Stiches der Gallenwespe die Galläpfel entwickeln, die von den einheimischen Kurden gesammelt und verkauft werden. Der Stapelplatz hierfür ist die Stadt Mossul am Tigris, gegenüber den Ruinen des alten Ninive. Auf allen europäischen Handelsplätzen sind die „Galläpfel von Mossul“ wohlbekannt und von Fachleuten als die besten geschätzt. Sie sind groß, dunkel gefärbt, fein bestäubt und haben einen hohen Gehalt von reinem Tannin.

Es ist sehr zu bedauern, daß diese Eichenart an allen leicht zugänglichen Stellen, um die Städte mit Brennholz zu versorgen, fortwährend schonungslos niedergehauen und für deren Nachwuchs nicht weiter gesorgt wird, so daß die Bestände von Jahr zu Jahr sich merklich lichten und die Zeit nicht mehr allzufern ist, wo die Galläpfel aufhören werden, einen bemerkenswerthen Exportartikel des Landes zu bilden.

Die Waare wird von Mossuler Kaufleuten durch ihre Agenten gegen baar aufgekauft, auch wohl zuweilen gegen verschiedene importirte Artikel eingetauscht, sodann nach der Größe sortirt, in Hanfsäcke gefüllt und auf dem Seewege über Bassora nach England versendet, woselbst sie fast vollständig verbraucht wird, so daß die auf dem Kontinente unter dem Namen „Mossul-Galläpfel“ zuweilen im Handel vorkommenden in Wirklichkeit nur sogenannte „Levantiner“ sein dürften, die aus Anatolien und Syrien stammen und über Beirut oder Smyrna nach den Häfen des Mittelmeeres gehen.

Die Rinde der als Brennholz verwendeten Färbereiche würde wohl zur Gewinnung einer guten Lohe unbedingt sehr geeignet sein, denn sie ist durchwegs sogenannte Glanz- oder Spiegelrinde, von höchstens 20- bis 25jährigen Stämmen, die überdies zumeist im Frühlinge gefällt werden, zu welcher Zeit bekanntlich deren Gerbstoffgehalt am größten ist. Sie wird nicht exportirt und merkwürdiger Weise auch im Lande selbst zum Gerben gar nicht verwendet, sondern hat an sich als wenig geschätztes Brennmaterial nur einen sehr geringen Werth. Die Holzhändler würden ohne Zweifel gegen eine äußerst geringe Entschädigung gern bereit sein, all ihr Eichenholz abschälen zu lassen.

Der im Lande sehr reichlich vorhandene Summach (Rhus) gelangt gleichfalls nicht zur Ausfuhr, doch wird er in der einheimischen Gerberei des Saffianleders ausschließlich verwendet.

Dieser Summach wird hier zu Lande keineswegs etwa wie anderwärts in Plantagen kultivirt, sondern wächst in verschiedenen Arten wild an vielen Orten des Landes. Die noch nicht verholzten Schößlinge und die Blätter der Pflanze werden eingesammelt, an der Sonne getrocknet, dann auf sehr primitiv konstruirten Mühlen zu einem grün-gelben Pulver gemahlen und schließlich gesiebt. Weitaus nicht der fünfte Theil der in Mesopotamien wild wachsenden Rhusarten wird verbraucht; der große Rest geht unbenutzt verloren.

Da bei dem Transporte dieser Gerbemittel, namentlich derjenigen, deren Gehalt an reiner Gerbsäure ein relativ geringer ist, oft 60 bis 70 Proc. an Stoffen, die so gut wie werthlos sind, hunderte von Meilen mit verfrachtet werden müssen, so dürfte sich die einfache Exportation dieser Rohmaterialien, wie Eichenrinde und Summach auch wohl kaum lohnen. Anders würde sich dagegen die Sache stellen, wenn man es hier verstände, die in diesen Rohmaterialien enthaltene Gerbsäure auf rationelle Weise zu extrahiren, was bis jetzt nicht der Fall ist. Dieses Produkt, ein concentrirter Extrakt, würde dann allerdings die Transportkosten auch nach den entferntesten Plätzen sehr wohl vertragen.

Einen wesentlichen Exportartikel bilden auch noch getrocknete Thierhäute aller Art, zumeist Kuh-, Büffel-, Schaf- und Ziegenhäute, letztere beiden zum Theil roh, zum Theil etwas angegerbt, um zum großen Theil als fertiges Leder — zumeist aus Frankreich — wieder zurück zu kommen, denn im ganzen Lande giebt es keine einzige Lohgerberei!

Die in großer Menge zur Ausfuhr gelangenden Fuchs- und Marderfelle sind fast durchweg nur von geringer Qualität.

Fast überall in den oben genannten Bergen, in deren höheren Regionen die Galleneiche wächst, findet sich in den tiefer gelegenen Thälern, wild wachsend, häufig ausgedehnte, dichte Wälder bildend, der Wallnußbaum, an dessen Stämmen sich häufig krankhafte, knorrige Auswüchse von

mitunter geradezu enormer Größe entwickeln. Das Innere derselben zeichnet sich durch bedeutende Härte und einen sehr schönen Maser aus und dient, mittels einer eigenen, sinnreich konstrnirten Maschine in dünne Platten geschnitten, bekanntlich zum Belegen verschiedener Luxusmöbel. Einst lieferten die Gebirgsländer zwischen dem oberen Tigris und dem Hochlande von Iran ungeheure Mengen dieses kostbaren Holzes. Ausschließlich waren es französische Handelshäuser, die ihre Agenten hierher sandten, ja mitunter förmliche Expeditionen ausrüsteten, um die Gebirge danach zu durchsuchen und auszubeuten. Damals war diese Waare („loupe“) an Ort und Stelle noch für einen Spottpreis zu haben, da die Kurden nicht zu begreifen vermochten, daß diese unscheinbaren Knollen und Klötze, die im Kamine nicht einmal recht brennen wollten, überhaupt irgend einen Werth haben könnten. Man pflegte ihnen den ganzen Baum abzukaufen, der ja, da er schon einmal krankhaft afficirt war, ohnedem nicht mehr viel taugte, schnitt die brauchbaren Auswüchse ab und ließ ihn liegen.

Die einzige und oft recht bedeutende Schwierigkeit lag nur in dem Transporte dieser mitunter sehr schweren Stücke aus dem wilden, gänzlich unwegsamen Gebirgslande bis an das Tigrisufer, von wo dieselben dann erst leicht mittels „Kellek“ (Floß aus aufgeblasenen Bocksschläuchen) bis Bagdad und weiter zu Schiff nach Europa verfrachtet werden konnten.

Gegenwärtig sind alle jene Gebiete, die nur irgendwie mit Mühe und Noth zugänglich waren, nahezu völlig ausgebeutet, so daß die Franzosen, die sonst mit jedem jungen Jahre in den Thälern der kurdischen Hirten sich einzufinden pflegten, seit geraumer Zeit nicht mehr erschienen sind. Hier und da bringt nur noch ein Mossuler Kaufmann, der in die Gebirge zieht, um Galläpfel und Angoraziegenhaar einzukaufen, gelegentlich einige Stücke mit, die dann über Bassora nach Marseille gehen.

Obwohl das Land Mesopotamien vermöge seiner Bodenbeschaffenheit und seines Klimas sehr wohl im Stande wäre, bedeutende Quantitäten einer vorzüglichen Baumwolle zu produciren, ist doch die gegenwärtige Ausbeute eine verhältnißmäßig nur geringe, die zumeist von der einheimischen Textilindustrie, sowie zur Füllung der landesüblichen Matratzen und Kissen fast vollständig aufgebraucht wird.

Besagte Textilindustrie ist übrigens, nebenbei bemerkt, eben nicht sonderlich hoch entwickelt. Da der Faden ausschließlich von der Bevölkerung des flachen Landes, den Fellachs, ohne Spinnrad aus freier Hand gesponnen wird, so ist er, ungleich in der Stärke und knotig, zur Erzeugung halbwegs glatter und feiner Gewebe nicht geeignet. Die Kunstfertigkeit, jene feinen „Musseline“, die einst Marco Polo hier gefunden und beschrieben, die von der Stadt Mossul als deren Haupterzeugungs- und Stapelplatz ihren Namen erhalten hatten, zu weben, ist nunmehr längst versunken und vergessen. Es wird eben nur noch eine Art grober und knotiger Zeltleinwand auf höchst primitiv konstruirten Webestühlen hergestellt und von den Eingeborenen zu Leibwäsche verwendet. Nach besonders feuchten Jahren und guten Ernten ergiebt sich allerdings noch ein überschüssiger Rest von Baumwolle, der dann über Bagdad oder Trapezunt nach Europa geht.

Wie gesagt, wäre das Land im Stande, weit größere Mengen Baumwolle hervorzubringen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Der Grund, warum diese nutzbringende Pflanze in so geringem Umfange cultivirt wird, liegt in der Schwierigkeit der Bodenbewässerung, deren sie zu ihrem Gedeihen so sehr bedarf. Von März bis November (incl.) sind die atmosphärischen Niederschläge in Mesopotamien gleich null, und das hundertgradige Thermometer steigt dabei im Hochsommer auf 65 bis 70 Grade, so daß dann ohne Wasser jedwede Vegetation ersterben, jeder Halm rettungslos verdorren muß. Es werden demnach entweder am Ufer der Ströme, oder an davon entfernter belegenen Grundstücken über einem mächtigen Brunnen zwei gabelförmige Pfähle eingerammt. Darüber liegt eine in der Mitte trommelförmig erweiterte Welle, auf welcher ein langer Strick läuft. An dem einen Ende desselben ist ein aus Kuhhaut gefertigter großer Sack befestigt, der hinab ins Wasser taucht, an das andere wird ein Maulthier gespannt. Der Betrieb dieses häßlichen Apparates ist nun ebenso einfach als unpraktisch und lächerlich. Das arme Maulthier und dessen aus zwei bis drei Arbeitern bestehende Bedienungsmannschaft mühen sich Tag und Nacht erbärmlich daran ab und vermögen im Schweiße ihrer Angesichter nur ein verhältnißmäßig geringes Wasserquantum zu fördern, das jedoch schon zur Hälfte wieder in den Strom oder Brunnen zurückfließt, während noch der weit offene Lederbeutel an dem langen Stricke langsam schwingend emporbaumelt. Der Rest, der nun glücklich oben anlangt, versickert des Weiteren noch theilweise ganz nutzlos in den oft langen Leitungsgräben, so daß der Nutzen dieser Thier- und Menschenquälerei für die Plantage nur ein verhältnißmäßig höchst minimaler ist. In Mesopotamien, Arabien und Syrien wird eine solche Vorrichtung B'kra genannt. Sie ist in diesen Ländern bereits seit Jahrhunderten, ohne inzwischen auch nur die geringste Modifikation oder Verbesserung erfahren zu haben, im Gebrauche.

Eine Pumpe, durch einen einpferdekräftigen Dampfmotor betrieben, würde mindestens ebenso viel leisten, als etwa 30 dieser B'kras zusammen und dabei weniger Betriebskosten verursachen als eine einzige derselben, da die Maulthiere verhältnißmäßig hoch im Preise stehen und sich bei dieser Arbeit ungemein rasch abnützen und unbrauchbar werden.

Leider sind die Leute zur Anschaffung von Maschinen überhaupt nicht zu bewegen. Im Banne eines heillosen Fatalismus befangen, der sie nachgerade Alle zu Idioten gemacht, überlassen es Mohammedaner, Christen wie Juden in wenig löblicher Uebereinstimmung unentwegt ihrem respektiven guten Gott allein, für sie ohne, oder fast ohne ihr eigenes Zuthun zu sorgen, der nur dann, wenn es ihm gerade beliebt, seinen Geschöpfen Segen und Ueberfluß spendet, den in dürren Sand gestreuten Samen zu hundertfältiger Frucht gedeihen läßt — ohne Pumpen und Maschinen. Welch ein Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt dieses Landes, und den Menschen, welche es bewohnen!

Vor dreitausend Jahren war Mesopotamien ein blühender Garten, von tausendfach verzweigten Bewässerungskanälen durchzogen, deren Spuren an vielen Stellen noch immer deutlich erkennbar sind. Am Tigrisstrande lebte damals in herrlichen Städten, den größten, bedeutendsten jener Zeit, ein thatkräftiges Geschlecht voll Lebenslust und Kunstsinn, dessen Produkte wir heute noch an und unter den Trümmern von Babylon und Ninive staunend bewundern. Heute dagegen ist dieses Land fast eine weite Wüste, welche ihre spärliche Bevölkerung, die in geistiger und körperlicher Stumpfheit und Schlaffheit, scheinbar ihres elenden Daseins müde, ein trauriges Leben dahinlebt, nur noch nothdürftig zu ernähren vermag.

Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel[1]).

In dem vorliegenden 8. Hefte der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ unternimmt Professor Jansen zu Kiel einen Versuch, die Ansiedlungen Nordalbingiens in ihrer Bedingtheit durch Natur und Geschichte nachzuweisen. Nachdem er in der Einleitung zunächst die allgemeinen Sätze über Wanderung von Volksstämmen und Besiedelung von Ländergebieten angeführt hat, schildert er in dem ersten Hauptabschnitte „Lage und Bodengestalt der cimbrischen Halbinsel“. Unter der letzteren versteht er die mittlere der drei Ausbuchtungen der niederdeutschen Küste und setzt ihre südliche Begrenzung durch eine Linie fest, welche man zwischen Hamburg und Lübeck direkt zieht oder auf einem Umwege längs der unteren und mittleren Bille mit der Trave oder endlich von Lauenburg längs der Delvenau, des Stecknitzkanals und der Wakenitz nach Lübeck. Von Bedeutung für die cimbrische Halbinsel ist vor Allem ihre Küstenlinie. Während die Westküste mit flacher Abdachung sich in die Nordsee verliert und durch vorgelagerte Untiefen fast unzugänglich ist, erhebt sich die Ostküste höher über dem Meere, zeigt keine Untiefen und bietet in den tief ins Land einschneidenden Förden vortreffliche Häfen. In letzterer Hinsicht wird aber Jütland wieder überragt durch Schleswig und Holstein. Obwohl der Boden der cimbrischen Halbinsel eben und einförmig ist, so zeigt er doch einige wichtige Abschnitte und Unterschiede. Durch die ganze Halbinsel zieht sich der flache, von einzelnen Erhebungen durchsetzte Heiderücken, welcher in Jütland von einem breiten Flugsandstreifen eingefaßt wird. Das höhere, buchten- und seenreiche Hügelland längs der Ostküste verbreitert sich in der Mitte und verschwindet im letzten Drittel der Halbinsel fast ganz. Das besonders in Schleswig-Holstein die Westküste bildende Marschland zeigt im Allgemeinen die Grenze an zwischen Alluvium und Diluvium. Näher bezeichnet wird diese Linie durch die Lage größerer und älterer Ortschaften wie Tondern, Husum, Heide, Itzehöe ꝛc. bis Hamburg. Die Grenze zwischen dem Geschiebesand und Geschiebethon ist vielfach durchsetzt. Nördlich vom Limfjord herrscht Geschiebethon, südlich davon bis zum Mariagerfjord Geschiebesand vor. Bis über den Randersfjord südwärts wechseln dann Lehm und Sand. Erst hierauf folgt, wesentlich den höheren Ostrücken zusammensetzend, der Geschiebethon, dessen Westgrenze etwa zwischen Hamburg und Bergedorf die Elbe erreicht. Die Marsch ist eigenthümlich nach Stoff und Form, letzteres durch ihren völlig wagerechten Horizont, bedingt durch eine eben solche Oberfläche, ersteres durch jenen, Klai genannten, fetten und schweren Thonboden, der durch seine Unergründlichkeit bei Regen- und Thauwetter dem Verkehr äußerst hinderlich, wegen seiner Fruchtbarkeit aber ein wahrer Segen für das Land ist. Der breite Mittelstreifen zwischen Marsch und Geschiebethon ist zusammengesetzter und besteht wesentlich aus Süßwasseralluvium, durchsetzt von Heide- und Geschiebesand. Diese Dreitheilung der Bodenzusammensetzung spiegelt sich wieder in dem äußeren, landschaftlichen Bilde. Der Mittelstreifen mit seinen öden Heiden steht im grellen Gegensatze zu dem mit Wiesen und Saaten bedeckten Marschlande im Westen und den mit herrlichen Buchenwäldern bestandenen Höhen im Osten, wo zu den Wiesen- und Getreidefeldern noch die das Naturbild belebenden Flußthäler, Seen und Förden kommen.

Die Marschniederung greift in zwei größeren Einbuchtungen tief in das Land hinein, die früher Meerbusen bildeten. Die große Niederung der Elbmarsch dringt zunächst zwischen Itzehöe und Horst bis Kellinghusen vor, von da theils nordöstlich bis Segeberg, theils nördlich bis Rendsburg an der Eider. Hier vereinigt sie sich zugleich mit der zweiten Marschniederung, welche längs der Eider nordöstlich bis zur oberen Schlei und nördlich bis unweit Flensburg sich ausdehnt. Hiernach wird das Gebiet des Geschiebesandes in Holstein in ein südöstliches Plateau (das alte Stormarn) und in ein nordwestliches geschieden, das wiederum durch die Gieselaue und Holstenaue in zwei Theile gespalten wird, welche von den Dithmarschen und Holsten eingenommen wurden. Die Erhebungen des Bodens steigen aus diesen Niederungen theils allmählich, theils steil an, letzteres besonders längs der nördlichen Ufer der Flüsse und Moore sowie der Marschgrenzen. So erreicht z. B. das Norduser der Elbe im Baursberg bei Blankenese 319 Fuß Höhe. Von den übrigen zerstreut liegenden Erhebungen des Mittelrückens sind noch zu erwähnen der Kisdorfer Wohld (bis 272 Fuß), der Klausberg in der Segeberger Heide, die Boostedter Berge ꝛc. In Schleswig erreicht der wellenförmige Boden des Mittelrückens im Steensberg 308 Fuß Höhe, während in Jütland im Allgemeinen Ebene vorherrscht. Zugleich nimmt hier der Flugsand fast die ganze Westküste ein und überdeckt die Nordspitze gänzlich. Der aus Geschiebethon bestehende Ostrand bildet ein durch Seebecken und Förden, Wiesenniederungen und tiefe Thalspalten unterbrochenes Hügelland. Die höchsten Erhebungen finden sich an den breitesten Stellen der Halbinsel, nämlich der Bungsberg (554′) zwischen Lübeck und der Hohenwachter Bucht und in der Mitte Jütlands die Eiersbavnehöi (547′). Die übrigen größeren Erhebungen schwanken zwischen 300 und 400 Fuß.

Die Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee geht von dem Rücken zwischen Stecknitz und Delvenau in nordwestlicher Richtung auf den Bockberg und die Mitte des alten Alsterkanals zu. Dann zieht sie nördlich bis Bornhöved und westlich ausgreifend bis dicht an die Kieler Förde. Hierauf begleitet sie die Ostküste und springt in die durch die Fördeneinschnitte gebildeten Halbinseln nach Osten vor. Im nördlichen Jütland erlischt immer mehr, je weiter nach Norden, eine Scheidung des Wasserablaufes in Ost und West, und tritt hier eine Entwässerung nach allen vier Hauptrichtungen ein. In Folge dieses Verlaufes der Wasserscheide können sich nur nach Westen längere und zahlreichere Flüsse entwickeln, unter denen die bedeutenderen sind: Delvenau, Bille, Alster, Stör, Eider. Nach Osten finden sich nur längere Flüsse auf den Verbreiterungen der Halbinsel, in Holstein die Trave und Schwentine und in Jütland die Gudenaa. Zahlreicher als die Flüsse finden sich im Osten die Seen, von denen viele bereits durch Vermoorung verschwunden resp. in Wiesengründe verwandelt sind oder noch im Stadium der Vermoorung sich befinden.

[1]) „Poleographie der cimbrischen Halbinsel“ von Prof. Dr. K. Jansen, Heft 8 der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“, Stuttgart 1886, Verlag von J. Engelhorn.

Alle diese hydrographischen Elemente bedingen eine Zerschnittenheit des Bodens, die sich auch in der Geschichte durch die Bildung und Abgrenzung der vier Herzogthümer des Landes kund giebt, so daß der Verfasser mit Recht sagen kann: „Als Ganzes erscheint die cimbrische Halbinsel kaum aus dem Meere emporgetaucht, im Einzelnen auf Schritt und Tritt durch Wasser oder die verschiedenen Zwischenformen zwischen Festem und Flüssigem zerschnitten."

Auf der im Vorhergehenden geschilderten Lage und Gestaltung der cimbrischen Halbinsel beruht auch ihr Wegenetz. Vor Allem unterscheidet sich eine Längsstraße von einer Querstraße. Die letztere mußte wegen des Verkehrs in der Längsrichtung der Ostsee nach den Handelsstädten der Niederlande der Basis so nahe als möglich liegen. Daher geht sie von Lübeck die Trave entlang nach dem Fahrwasser der Elbe bei Hamburg. Behufs bequemeren Verkehrs wurden denn auch frühzeitig Versuche gemacht, eine Wasserstraße in dieser Richtung herzustellen. So entstand der Kanal zwischen Steknitz und Delvenau, sowie der bald wieder verlassene Alsterkanal zwischen Alster und Beste. Die Längsstraße zieht im Wesentlichen in Südrichtung von Kolding oder Hadersleben nach Hamburg und folgt dem Westrande des Geschiebethons, hierbei die Fördenspitzen streifend oder überschreitend. Auf ihr liegen die Ortschaften: Schleswig, Rendsburg, Jevenstedt, Hohenwestedt, Hohenaspe, Itzehöe, Steinburg, Elmshorn, Uetersen und Wedel. Von Schleswig ging eine Zweigroute über Eckernförde, Kiel ꝛc. nach Lübeck und von da über Mölln nach Lauenburg, theils auch der mecklenburgischen Küste entlang. Weiter zweigte sich eine Seitenstraße ab von Rendsburg nach Lübeck. Der als zweite Längsstraße zu betrachtende Seeweg längs der Ostküste fand in Kiel sein Ende und trat dann als Landweg auf, um über Neumünster nach Hamburg zu führen. Geringeren Verkehr besaß die westliche Küstenstraße von Hamburg über Itzehöe, Meldorf, Lunden, Tondern ꝛc. nach Aalborg. Weiter bestanden noch einige unbedeutende Querstraßen, so Lübeck-Meldorf, entweder über Segeberg und Itzehöe oder Segeberg und Neumünster. Weiter sind zu erwähnen die Straßen Heiligenhafen-Oldenburg-Hamburg, entweder über Neustadt oder Eutin, Kiel-Flensburg, Schleswig-Husum, Flensburg-Tondern, Apenrade-Tondern. In Jütland sind noch als Querstraßen zu nennen: Lemvig-Viborg-Randers-Grenaae, Aarhus-Ringkjöbing und Horsens-Veile. Fridericia-Kolding verbindet schon die Eisenbahn mit dem Hafen Esbjerg.

Im zweiten Hauptabschnitte berichtet der Verfasser über die „Bevölkerung, Städte und Staaten der cimbrischen Halbinsel". Bereits die Fundorte der Steingräber und Riesenbetten, Urnenfelder und Alterthümer aus der Stein-, Bronze- und Eisenperiode zeigen, wie der Mensch den Osten der Halbinsel dem Westen entschieden vorzog.

Von dem Lande, an dessen Küsten der Bernstein gefunden wird, hat zuerst Pytheas aus Massilia seinen Zeitgenossen berichtet; dann tritt die cimbrische Halbinsel deutlicher in der Geschichte hervor, als die Cimbern 113 v. Chr. an der römischen Nordgrenze anlangten. Wahrscheinlich wurden dieselben durch große Ueberschwemmungen zum Verlassen ihrer fruchtbaren Marschgebiete veranlaßt, jedenfalls deutet aber ihre große Volkszahl auf dichte Besiedelung unserer Halbinsel hin. Die Züge römischer Feldherren zur See gegen deutsche Stämme lassen ferner auch eine große Vertrautheit mit der Schiffahrt bei den letzteren voraussetzen. Tacitus berichtet zuerst ausdrücklich, daß in unserer Halbinsel die Cimbern wohnten, ebenso die Angeln und Jüten. Eine große Volksentleerung der Halbinsel trat ein, als 449 n. Chr. unter Hengist und Horsa zahlreiche Bewohner nach Britannien zogen. Ersetzt wurden dieselben durch nachdrängende Jüten aus Norden und slavische Wagiren aus Ost und Südost. In diese Zeit fällt die Gründung der Orte Dahme, Grube und Wessek. In der Folgezeit dringen die Slaven weiter vor und gründen Plön, Lütkenburg, Krempe, ferner Pretz, Lübeck, Ratzeburg und Segeberg. Nachdem im 8. Jahrhundert Lübeck Sitz der wagrischen Fürsten geworden ist und die Slaven auf der Wakenitz-Delvenau-Linie bis zur Elbe vorgedrungen sind, wird ihr Weiterschreiten verhindert durch die fränkische Monarchie. 734 besiegt Karl Martel den Friesenfürsten Bobo, 785 wird zu Meldorf die erste christliche Kirche gebaut und Hamburg unter Karl dem Großen zum Stützpunkte für weitere Operationen gegen die Nordalbingier und Dänen gemacht. Im Anschluß an diese Feldzüge entstanden dann die Orte Münsterdorf, Heiligenstedten und Scheuefeld, sowie Buchhorst bei Lauenburg. Ein Grenzgürtel von Befestigungen, der Limes Saxonicus, zog sich ferner von der Schwentine über Segeberg zur Trave.

Auch nach Schleswig kam 826 das Christenthum von Westen. 850 wurde die erste Kirche zu Schleswig, 860 die zweite zu Ripen erbaut. In Jütland scheint Viborg älteste Kultusstätte und Residenz gewesen zu sein. Zum Schutz gegen die Dänen richtete Heinrich I. zwischen Eider und Schlei die dänische Mark ein, welche unter Otto I. und Otto II. noch erweitert und befestigt wurde. Hiermit hören die Feldzüge deutscher Könige gegen die Dänen auf. Die Obotriten fallen aus Südost in die dänische Mark ein, verbrennen 983 Hamburg und finden nur Widerstand an Itzehöe und der Bokelnburg. Das Heidenthum geht siegreich aus diesem Kampfe hervor, so daß das Bisthum Oldenburg fast ein Jahrhundert verschwindet. Ende des elften Jahrhunderts tritt auch zum ersten Male die Dreitheilung der Bevölkerung Holsteins auf, nämlich in die Tedmarsgoi (Dithmarschen), Holcetae (Holsten) und Sturmaren, welche die angesehensten waren.

Die Entscheidung des Kampfes des Kaisers mit der Kirche und Fürstengewalt im zwölften Jahrhundert und der partikulare Zeitgeist kam auch der cimbrischen Halbinsel, besonders ihrem Süden zu Gute. Das durch Heinrich von Badwide zurückeroberte Wagrien wurde mit Friesen, Holländern und Westphalen besiedelt und das Bisthum Oldenburg mit dem Bischofssitz Lübeck wieder eingerichtet. Auch in Schleswig und Jütland entwickelt sich unter den Waldemaren ein kolonisatorisches Leben. Neben Ripen entfalten sich Tondern, Hadersleben, Apenrade ꝛc. zu blühenden Handelsstädten. Ebenso treiben neben Viborg die Städte Aarhus und Aalborg ausgedehnten Handel, denen sich bald Kolding und Horsens anschließen. Nach der Aechtung Heinrich's des Löwen dringen die Dänen vor, und Friedrich II. muß an Waldemar II. alles Land jenseits der Elbe und Elde abtreten. Jedoch schon 1227 wird das Dänenthum durch die Schlacht bei Bornhöved in seine alten Grenzen zurückgedrängt, gleichzeitig gehören von dieser Zeit an Hamburg und Lübeck, namentlich letzteres, mehr sich selbst an, können sich frei entfalten und ihre günstige Lage ungehindert ausnutzen. Dem Aufblühen dieser beiden Städte war förderlich der allgemeine Drang des Germanenthums, die Ostsee zu einem deutschen Binnenmeer zu machen. Ende des 13. Jahrhunderts war die Ostseeküste bis Livland in deutschem Besitz, und ein ungeahnter Handelsverkehr entwickelte sich auf ihr, dessen Mittelpunkt Lübeck wurde, der Sitz der Hansa für mehrere Jahrhunderte. Der Durchgangsverkehr des Ostseehandels von Lübeck über Hamburg nach den Niederlanden mußte auch Hamburg emporblühen

lassen. An neuen Ortschaften entstehen um diese Zeit Kiel, Neustadt, Heiligenhafen, Veile, während Apenrade, Flensburg, Eckernförde und Kolding das Stadtrecht erhalten. Das Gleiche geschieht mit Tondern, Hjörring, Meldorf, Krempe, Ratzeburg ꝛc. Die gleichzeitig in großer Zahl erfolgende Gründung von Klöstern giebt Anlaß zur Anlage weiterer Siedelungen und Kirchen, so daß im Anfang des 14. Jahrhunderts die Besiedelung der cimbrischen Halbinsel als abgeschlossen anzusehen ist. Die folgenden Jahrhunderte werden im Wesentlichen ausgefüllt durch den Kampf des Deutschthums mit dem Dänenthum. Bald hat das eine, bald das andere die Oberhand, bis endlich, nachdem durch Säkularisirung der Kirchengüter als Folge der Reformation sich eine Menge kleiner Herrschaften gebildet hatten, Schleswig-Holstein Ende des 16. Jahrhunderts in zwei Haupttheile zerfiel, in einen königlich-dänischen und einen herzoglich-gottorpischen. In beiden Theilen fanden zur Hebung des Wohlstandes neue Stadtgründungen statt. So entstanden Glücksburg, Glückstadt, Friedrichstadt, Fridericia ꝛc., während Orte wie Wandsbeck und Wyk auf Föhr zu Städten oder Flecken emporkamen. Im 18. Jahrhundert wird endlich fast ganz Schleswig-Holstein von Dänemark in Besitz genommen.

Erst mit dem Jahre der Julirevolution beginnt für den Südtheil der cimbrischen Halbinsel eine bessere Zeit. Das bereits 1624 von Christian IV. eingerichtete Postwesen erfährt eine bedeutende Erweiterung, indem auf der ersten 1831 vollendeten Chaussee Altona-Kiel 1832 die erste tägliche Diligence eingerichtet wird, welcher bereits 1844 die Eisenbahn folgt. Bald kamen weitere derartige Verkehrserleichterungen, die aber erst zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangen konnten, als man die anmaßenden Dänisirungsversuche zurückzuweisen 1848 begann und 1864 vollendete, ganz im Sinne des den Holsten unvergeßlichen Uwe Jens Lornsen. Wenn auch die Dänen mit ihrem energischen Willen dem Ostseehandel andere Wege vorzuschreiben beabsichtigen durch Anlage von Häfen an der westjütischen Küste, so gelingt ihnen dies nur für den Handel mit England. Den Handel nach den Niederlanden, Frankreich und den Rhein aufwärts nach der Schweiz kann Dänemark den Städten Hamburg und Kiel niemals nehmen. Welche Bedeutung der neu zu erbauende Nord-Ostseekanal für den Handel, namentlich für die Wege desselben haben wird, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Wie sehr aber der Verkehr zugenommen hat, läßt sich am besten mit Zahlen beweisen. Von 1834 bis 1884 ist die Zahl der durch Eisenbahnen und Posten beförderten Personen von rund 3000 auf rund 10 Millionen gestiegen, also, wenn man auch ein drei- und mehrmaliges Zählen derselben Personen auf der Eisenbahn berücksichtigt, eine Steigerung um etwa das Tausendfache. In gleicher Weise ist die Zahl der Briefsendungen von 1 165 763 im Jahre 1833 auf 56 Millionen im Jahre 1884 gestiegen.

Zum Schluß bringt der Verfasser noch Einiges über Wortdeutung und Rechtschreibung und plädirt unter Anderem für die Schreibweise Lübek, Meklenburg, Sild, anstatt mit ck und y.

Die Yuma-Indianer in Süd-Californien.

Von **Johann A. Spring** (Tucson, Arizona).

In einem Umkreise von etwa zehn englischen Meilen um das am Coloradoflusse gelegene Städtchen Yuma herum leben meist nahe am Flußufer in kleineren oder größeren Ansiedelungen die Yuma-Indianer. Der ganze Stamm zählt vielleicht noch 2000 Seelen; für ihren Unterhalt sind sie vollständig auf sich selbst angewiesen: sie haben keinen Agenten, keine Reservation und beziehen keinerlei Unterstützung von der Regierung, sondern leben in kleinen Gütergemeinschaften friedlich und ruhig dahin.

Das Klima der von ihnen bewohnten Gegend überhebt sie großer Wohnungs- und Kleidungssorgen und die jährliche Ueberschwemmung des Coloradoflusses gewährt ihnen für den größten Theil des Jahres reichliche Nahrung; wie der Nil in großem Maßstabe durch periodisches Uebertreten seine Ufer befruchtet, so bewässert in kleinem Maße der durch den im Norden schmelzenden Schnee anschwellende Colorado unzählige Vertiefungen, die sich größtentheils auf dem westlichen Ufer befinden. Hier bleibt das Wasser bis Anfangs Juli stehen; der Fluß tritt dann in sein natürliches Bett zurück, das zurückbleibende Wasser verdunstet schnell, eine etwa zolldicke befruchtende Decke von schlammigem Boden zurücklassend. Jetzt kommt der Yuma mit einer selbst verfertigten Hacke oder auch nur mit einem zugespitzten Stocke, macht kleine Gruben in die lockere, durchwässerte Erde, legt Mais-, Kürbis-, Melonenkerne und Bohnen hinein, deckt dieselben zu und überläßt seine Saat einer gütigen Vorsehung, d. h. in seinem Falle dem Sonnengotte, den seine Vorfahren wenigstens eifrig verehrten. Dieser entspricht denn auch vollständig den kühnsten Hoffnungen: schon nach acht Tagen schießt und sprießt die Saat in kräftigem Wuchse und mit ganz erstaunlicher Ueppigkeit hervor. In ganz kurzer Zeit entwickeln sich die Pflanzen und erzeugen die schönsten Früchte; centnerschwere Kürbisse und fünfzigpfündige Wassermelonen sind hier durchaus nichts Seltenes; auch das Welschkorn und die Bohnen gedeihen vortrefflich. Auf die primitivste Weise, auf den Schultern und Köpfen seiner Weiber, heimst der Yuma seine Ernte ein: Bohnen und Mais werden in großen, aus Weiden geflochtenen Körben unter Dach gebracht, Melonen und Kürbisse haufenweise im Freien aufgestapelt. Viele der letzteren werden in lange Streifen zerschnitten und an der Sonne getrocknet; in diesem Zustande heißen sie bichicores und können, wie unser getrocknetes Obst, Jahre lang aufbewahrt werden.

Wie schon bemerkt, leben die Yumas in kleinen Gütergemeinschaften, welche je von allen Gliedern einer Familie gebildet werden. Herrscht Ueberfluß, so werden Alle satt; tritt Mangel ein, so leiden Alle darunter; theils in überdachten Gruben, theils in luftigen Hütten lebend, unterwerfen sich Alle den Anweisungen des ältesten männlichen Familienmitgliedes; Zank und Streit kommt nie oder doch äußerst selten vor. Während die Anpflanzung im Wachsthum begriffen ist, wird täglich ein Familienmitglied zu ihrer Bewachung befohlen, um das hier frei herumstreifende

Vieh abzuwehren. Im geschlechtlichen Umgange herrscht die größte Freiheit; Heirathen werden ohne irgend welche Ceremonien geschlossen, doch erwartet und erhält meistens der Vater des Mädchens eine Vergütung in Vieh oder Ponies.

Von allen anderen mir bekannten Indianern zeichnet sich der Yuma vortheilhaft durch seine Ehrlichkeit aus; er hat sowohl im Städtchen, wie auch auf den umliegenden Farmen überall freien Zutritt; nur wenn die größte Noth des Hungers im Januar und Februar ihn dazu drängt, erlaubt er sich einen diebischen Kniff, um zu Nahrung zu gelangen: er treibt dann ein Thier, das zu der Heerde eines in der Nähe wohnenden Viehzüchters gehört, in einen möglichst weit von der Farm gelegenen Sumpf, wo es von selbst nicht wieder herauskommen kann; dann begiebt er sich zu dem Eigenthümer und benachrichtigt ihn von dem Zustande seines Thieres; dieser, gewöhnlich ein kürzlich angesiedelter Amerikaner (mexikanische Viehzüchter werden selten von diesem Manöver betroffen), läßt sich das Thier beschreiben, das wohlweislich als werthlos dargestellt wird und wirklich nie viel werth ist; er findet gewöhnlich den Ort zu weit, die Sache nicht der Mühe werth, schenkt dem Yuma das Thier und giebt ihm vielleicht noch ein gutes Mittagessen für seine gehabte Mühe.

Unreinlich und faul sind diese Indianer im höchsten Grade; sie arbeiten nie mehr als durchaus nothwendig, um sich vor Hunger zu schützen und die wenige Kleidung, welche sie brauchen, anzuschaffen. Da sie stets schläfrig und in der Auswahl ihrer Lagerstätte durchaus nicht wählerisch sind, sich also unter jeden beliebigen Baum in den heißen Sand hinlegen, sich äußerst selten, im Winter gar nicht, baden oder waschen, und massenweise in buntem Durcheinander die Nacht zubringen, so sind sie meistens voll Ungeziefer, welches dann durch das vollständige Bepflastern des Kopfhaares mit einer lehmigen Masse zerstört wird. Da der Coloradofluß und die angrenzenden Wasserlachen von Fischen wimmeln, so brauchte der Yuma eigentlich nie zu hungern; doch versteht er vom Fischfang mit Angel und Netzen sehr wenig, sondern er schießt die Fische mit ganz einfachen, unbefederten Pfeilen, wenn dieselben gegen Sonnenuntergang an die Oberfläche des Wassers kommen. Im Winter ist ihm dazu das Wasser zu kalt, denn da er keine Boote besitzt, muß er zu erwähntem Zwecke hineinwaten. Ueberhaupt ist der Yuma ein ausgezeichneter Bogenschütze; mit Pfeil und Bogen durchstreift er die Gegend, tödtet Hasen, Kaninchen, Wachteln, Tauben und anderes kleines Wild; Feuerwaffen besitzt er keine oder doch äußerst wenige. Während neun Monaten des Jahres trägt der Yuma keinerlei Kleidung, abgesehen von einem Lendentuche, das vorn und hinten bis auf die Knie herunterhängt; während des Winters wickelt er sich in eine wollene Decke und in Ausnahmefällen sieht man auch ältere, schwächliche Männer in abgetragenen, erbettelten Beinkleidern. Männer wie Weiber tragen ihr Haar über der Stirn kurz abgeschnitten; das übrige fällt in dichten, schwarzen Massen bis auf die Schultern, wird bei ersteren auch öfters in zwei lange Zöpfe geflochten; Alle tragen Halsschmuck von farbigen Glasperlen. Die Weiber bekleiden sich mit einem stark ausgeschnittenen, kurzen Hemdchen mit 3 bis 4 Zoll langen Aermeln und einem aus buntem Kattun verfertigten Rocke. Die nackten Schultern und Arme bedeckt ein bunter Ueberwurf; die Lieblingsfarbe der Yumas ist unstreitig roth und orangegelb.

Die Männer sind meist hochgewachsene, schlanke und schön proportionirte Gestalten mit starken Schenkeln und großen Füßen, doch sind ihre Waden, wie die der Weiber, nur wenig entwickelt; die letzteren haben zierliche, sehr kleine Hände und Füße, in der Jugend volle starke Busen, die jedoch schon im 30. Jahre zu welken beginnen und sich dann schnell in zusammengeschrumpfte, längliche Beutel verwandeln. Mit 11 bis 12 Jahren ist das Mädchen mannbar, mit 35 ein altes runzeliges Weib. Neben dem sehr heißen Klima mag dazu allerdings der Umstand beitragen, daß das Weib alle Arbeit, Jagd und Saat ausgenommen, verrichten muß, während die großen, faulen Schlingel sich schlafend im Sande wälzen. Die Gesichtszüge beider Geschlechter sind nicht unschön, deren Ausdruck jedoch stumpf und fast durchweg nichtssagend.

Die Behandlung der Kranken bei diesen Indianern kann ich nur eine barbarische Quälerei nennen. Als Yuma noch Garnisonsplatz war, nahmen sich die Aerzte ihrer und ihrer oft sehr ekelhaften syphilitischen Krankheiten an und verabfolgten ihnen unentgeltlich Medikamente, die dankbar angenommen und gebraucht wurden; die intelligenteren Glieder des Stammes suchen auch jetzt noch in schwierigen Krankheitsfällen, wie sie sich Rath und Hilfe von den Aerzten des Städtchens oder anderen weißen Einwohnern verschaffen können, doch sind dieses Ausnahmen; gewöhnlich wird die Kur von einem Medicinmann und von alten Weibern unternommen, die durch Kneten des Unterleibes und allerlei abgekochte Kräuter das Uebel zu beseitigen suchen.

Der Yuma scheint von dem Grundsatze auszugehen, daß der Sitz und die Ursache fast aller innerlichen Krankheiten der Magen ist, in dem sich die unverdaute Nahrung zu einem Knäuel zusammengeballt hat und bald Durchfall, bald Verstopfung erzeugt. In beiden Fällen wird zur Knetkur Zuflucht genommen. Ist der Patient noch ein Kind in zartem Alter, so begnügen sich die alten Weiber damit, den Unterleib und die Magengegend mit ihren knöchernen Fäusten zu bearbeiten, ohne auf das Wimmern und die reichlich fließenden Thränen der armen Kreaturen zu achten. Anders verhält sich die Sache, wenn der oder die Kranke eine erwachsene Person ist; in diesem Falle knetet der Medicinmann mit Fäusten, Ellbogen und Knien auf dem Unterleibe des Patienten herum. Dieser krümmt und windet sich und stöhnt, daß es einen Stein erweichen könnte, doch da er von Anderen festgehalten wird, muß er wohl ausharren. Nach der Knetung wird der Patient umgedreht und die Kur auf dem Rücken durch Klopfen mit den Knöcheln der gekrümmten Hand am unteren Theile des Rückgrates fortgesetzt. Dabei wird stets strengste Diät gehalten, d. h. Enthaltung von aller Nahrung, so daß es oft fraglich ist, ob der oder die so Behandelte an der Krankheit, an der Knetkur oder am Hungertode gestorben. Auf jeden Fall sterben Viele, sehr Viele.

Ist nun der Patient nach dieser martervollen Behandlung ins Jenseits gegangen, so wird er lang ausgestreckt, gewaschen und gekämmt und die Vorbereitungen zur Verbrennung der Leiche werden getroffen. Die Yuma sind meines Wissens die einzigen von allen ihren Stammverwandten, die ihre Leichen durch — freilich sehr primitive — Cremation zerstören. Es wird eine etwa 7 Fuß lange, 3 Fuß breite und 2 Fuß tiefe Grube gegraben, deren Seiten mit trockenen Holzstämmen belegt werden, etwa wie man das Innere eines Brunnens auskleidet; auf den Boden der Grube kommt eine etwa sechszöllige Schicht von trockenen Spänen, Kleinholz oder Zweigen zu liegen und auf diese wird die Leiche gebettet; den Männern wird ihre Kleidung, Bogen und Pfeile und eine ansehnliche Quantität Welschkorn zur Wegzehrung mitgegeben, den Weibern anstatt der Waffen ein irdener Krug (olla) und ein Mahlstein (metate). Jetzt wird über den Körper ein Haufen Mosquitoholz (Prosopis Juliflora), das hier in großer

Menge wächst, geschichtet, welcher eine Höhe von etwa 4 Fuß über dem Erdboden erreicht und den Rand der Grube rings herum um etwa einen Fuß überragt. Dabei wird sorgfältig Acht gegeben, daß an zwei entgegengesetzten Ecken der Grube je ein Zugloch gelassen wird, damit das Feuer bis auf den Boden gelange und Alles verzehre. Unter allgemeinem Wehklagen und Weinen wird nun der Scheiterhaufen an zwei Orten zugleich angezündet und brennt bald lichterloh. Ein oder mehrere Thiere des Verstorbenen, meistens ein einziger Pony, werden nun herbeigeführt und auf der östlichen Seite des brennenden Haufens abgeschlachtet, während die Weiber unausgesetzt Hände voll Welschkorn in das Feuer werfen und dabei Klagerufe ausstoßen. Das verzehrende Element hat den Körper erfaßt und das schmorende Fleisch verbreitet einen sehr unangenehmen Geruch. Nach etwa zwei Stunden ist Alles vorbei; da das Mosquitoholz eine intensive Hitze erzeugt, bleibt außer einigen Knochen nur ein verhältnißmäßig geringes Quantum Asche, welche sorgfältig gesammelt, in die Grube geworfen und mit Erde zugedeckt wird.

Merkwürdig ist das Weinen und Wehklagen der Yumas in so fern, als die dabei erzeugten Töne denen von uns beim Lachen hervorgestoßenen Lauten vollkommen ähnlich sind, so daß man sich durch die reichlich fließenden Thränen und schmerzverzerrten Gesichtszüge überzeugen muß, daß Trauer und Seelenschmerz vorhanden.

Nach der stattgehabten Verbrennung werden die Thiere verspeist und dann rüstet sich die kleine Gemeinde zum Aufbruch, denn niemals wird eine Yumafamilie in der Nähe der letzten Ruhestätte eines ihrer Angehörigen wohnen bleiben. Die Hütten werden abgebrochen und überhaupt alle Wohnungen dem Erdboden gleichgemacht; alles Tragbare wird unter die verschiedenen Mitglieder vertheilt und die nomadische Karawane setzt sich in Bewegung, um ein neues Lager zu suchen, was ja in dieser wilden, unbebauten Gegend keine Schwierigkeiten darbietet. Kein Kreuz [1]), kein Stein, kein Hügel bezeichnet die Stelle, wo die Gebeine und die Asche des Verstorbenen ruhen.

Es ist eine große Seltenheit, einen Yuma zu Pferde anzutreffen; er besitzt überhaupt im Vergleich mit seinen Stammverwandten, den Papago- und Pima-Indianern, eine verschwindend kleine Anzahl von Thieren; desto besser ist er zu Fuß bestellt und deshalb zu Botendiensten auf große Distanzen sehr geeignet. Ein von Yuma nach Castle Dome (38 engl. Meilen Entfernung) abgesandter Yuma wird in längstens acht Stunden zurückerwartet; kommt er nach Ablauf dieser Zeit nicht, so kommt er gewiß nicht bis zum folgenden Tage, denn keine Macht der Erde kann den Yuma dazu bewegen, freiwillig während der Nacht zu reisen. Der Grund davon liegt in seinem Aberglauben.

[1]) Die Yuma-Indianer wurden zu verschiedenen Malen von katholischen Missionaren besucht und Jahre lang von denselben in der christlichen Religion unterrichtet.

Sowie die Landbevölkerung fast aller europäischen Länder sich über den Kuckuck unzählige Märchen und Sagen erzählt und ihm allerlei zauberhafte Attribute beimißt, so hat auch der Yuma-Indianer vor diesem Vogel, den er tecolote nennt, einen gewaltigen Respekt [1]). Wenn während der periodischen Ueberschwemmung des Coloradoflusses die Yumas am Abend sich vor ihren Hütten versammeln, johlen, spielen, tanzen und singen im Vorgenuß der reichlichen Ernte, die das segenspendende Naß ihnen in Aussicht stellt, geben sie sich ganz der ausgelassensten Freude hin. Plötzlich tönt das gemessene „ku-ku! ku-ku!“ des gefürchteten Vogels von einem Baumgipfel herab und rasch wie der Blitz verschwinden Männer, Weiber und Kinder in ihren Gruben und Hütten, wo sie sich zitternd und zagend in die kleinsten Winkel verkriechen. Selbst ihre Hunde, die erblaßten Gesichter und zitternden Glieder ihrer Herren bemerkend, werden von der allgemeinen Panik ergriffen und suchen heulend mit eingeklemmten Schwänzen ein sicheres Versteck.

Es sind verbürgte Fälle vorhanden, daß einzelne Yumas, die sich durch hohen Botenlohn verleiten ließen, bei Nacht einen Gang zu machen, durch den Schrei dieses Vogels so von Angst und Furcht überwältigt wurden, daß sie ihrer Sinne beraubt, im Sande hockend, aufgefunden wurden und seit jener verhängnißvollen Stunde verrückt geblieben sind. Wenn der Kuckuck-Ruf in der Nähe eines Lagers gehört wird, so bedeutet er, daß der zuletzt Verstorbene im Jenseits entweder an Kälte oder Hunger leidet; die nächsten Anverwandten suchen deshalb seine letzte Ruhestätte beim ersten Tagesgrauen auf (ein Einzelner würde um keinen Preis hingehen) und verbrennen daselbst einige Decken und ein Quantum Nahrungsmittel, um die durch des Vogels Stimme angedeuteten Bedürfnisse des Dahingegangenen zu befriedigen. Pfeile und Bogen werden nie zum zweiten Male gespendet, indem der Glaube herrscht, daß diese Waffen im Jenseits unfehlbar (ma-ki) sind.

Also sind die Yumas Spiritualisten. Weiteres aus dem Seelenleben dieser Indianer war mir unmöglich zu erfahren, theils aus Mangel an Sprachkenntnissen beiderseits, theils wegen ihrer Verschlossenheit; doch so viel läßt sich behaupten, daß die häufigen andauernden Versuche, sie zu Christen zu bekehren, theils an ihrem Aberglauben, theils an ihrem Stumpfsinn vollständig gescheitert sind. Ob die katholischen Schwestern mit ihrer kürzlich errichteten Indianerschule, wo sie Kinder nicht nur unterrichten, sondern auch bekleiden, ernähren und erziehen, bessere Erfolge haben werden, wird die Zeit lehren.

[1]) Auch im Inneren von Mexiko fand ich viele Indianerstämme, denen der Schrei dieses Vogels eine grenzenlose Furcht einflößt; die dort meistens spanisch sprechenden Indianer haben das Sprichwort:

Cuando canta el tecolote
El Indio se muere.
Wenn der Kuckuck schreit,
Stirbt der Indianer.

Nekrologe.

— Am 15. März starb in Caloundra bei Brisbane William Landsborough, dessen Name mit der Erforschung Australiens verknüpft ist. Sein Vater war ein schottischer Naturforscher von Ruf. 1860 entdeckte Landsborough den Oberlauf des Thompson River, 1861 die Quellen der Flüsse Gregory und Herbert. Dann übernahm er die Führung einer Expedition zur Aufsuchung von Burke und Wills und kreuzte den ganzen Kontinent vom Golf von Carpentaria bis Melbourne. Weitere Reisen in Queensland unternahm er 1864 bis 1865 und 1867 bis 1868. Später erhielt er in Anerkennung seiner Leistungen eine Beamtenstelle und 2000 Pfd. St. von dieser Kolonie.

— Dr. Ferdinand Heinrich Müller, außerordentlicher Professor der Geographie an der Universität Berlin, geboren am 2. Mai 1805, starb daselbst am 8. April d. J. Sein Hauptwerk ist das 1840 bis 1852 erschienene „Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter".

— Am 13. April 1886 starb im Haag im Alter von 58 Jahren D. Maarschalk, zuletzt General-Inspekteur und Chef der Staatseisenbahnen auf Java. Nachdem er über 30 Jahre lang mit wenigen Unterbrechungen in Indien thätig gewesen, hatte er im Jahre 1880 seine Pensionirung nachgesucht und seinen Aufenthalt dauernd in der Heimath genommen. In jungen Jahren als Genieofficier nach Java gekommen, verließ er den Militärdienst im Jahre 1868 als Oberstlieutenant, vollendete dann die in Privatbesitz befindliche Eisenbahn von Samarang nach Solo und Djokja und von Batavia nach Buitenzorg, sagte sich aber schon im Jahre 1872 von der Gesellschaft los. Nachdem er noch einen Entwurf zu Hafenanlagen für Batavia gemacht hatte, ging er 1873 nach Europa, kehrte aber schon 1875 nach Indien zurück, um den Dienst der Staatseisenbahnen zu organisiren. Dank seiner Energie und Ausdauer glückte es ihm, viele Hindernisse zu überwinden, sowie das unter seinen Befehlen dienende Personal zu organisiren und durch sein eigenes Beispiel zu den größten Anstrengungen anzufeuern. Wer in den Eisenbahnen einen Faktor der Entwickelung namentlich für halbkultivirte Länder sieht, wird gern anerkennen, welche Bedeutung Maarschalk für Java besitzt.

— Louis Simonin, französischer Reisender, geboren zu Marseille am 22. August 1830, gestorben zu Paris am 15. Juni 1886. In seiner Eigenschaft als Bergingenieur hat er zahlreiche Missionen in Nordamerika, im Mittelmeerbecken und im Indischen Ocean ausgeführt und eine Reihe von Werken verfaßt, darunter „L'Etrurie et les Etrusques" (1866); „Aux pays lointains" (1867); „La Toscane et la Mer Tyrrhénienne" (1868); „Le Grand Ouest des Etats Unis" (1869); „L'Homme Américain" (1870); „A travers les Etats-Unis" (1875); „Le Monde Américain" (1876); „Les Grands Ports de Commerce de la France" (1878).

— Hermann Abich, hervorragender Geolog und Orientreisender, geboren 11. December 1806 zu Berlin, gestorben 2. Juli 1886 zu Wien. Er studirte in Berlin, unternahm seit 1833 eine eingehende Untersuchung der italienischen Vulkane, wurde 1842 als Professor der Mineralogie nach Dorpat berufen und 1844 von der russischen Regierung nach dem Ararat gesendet, an dessen Abhängen ein verheerender Bergsturz erfolgt war. Diese Reise wurde für sein weiteres Leben entscheidend. Gefesselt von der Schönheit des Kaukasus und den Riesenvulkanen Armeniens, kehrte er während der nächsten 28 Jahre immer wieder dorthin zurück. Erst spät fing er an, seine Beobachtungen in einem großen Werke zusammenzufassen, zu welchem Zwecke er 1877 nach Wien übersiedelte. Von seinen „Geologischen Forschungen in den kaukasischen Ländern" (Wien 1878, 1882) sind aber nur die ersten beiden Bände erschienen. Von seinen früheren Arbeiten sind unter anderen zu nennen: „Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen, beobachtet am Vesuv und Aetna 1833 und 1834" (Berlin 1836); „Ueber die Natur und den Zusammenhang vulkanischer Bildungen" (Braunschweig 1841); „Ueber die geologische Natur des armenischen Hochlandes" (1843); „Ueber Orographie von Daghestan" (1847); „Vergleichende geologische Grundzüge der kaukasisch-armenischen und nordpersischen Gebirge" (St. Petersburg 1858); „Geologische Beobachtungen auf Reisen zwischen Kur und Araxes" (St. Petersburg 1867).

— „Le Mouvement Géographique" vom 11. Juli 1886 meldete aus Marseille den Tod von M. Moustier, eines Agenten des dortigen Hauses Verminck in der Faktorei Bokeh am Rio Nuñez, welcher 1879 im Auftrage seines Chefs mit Herrn Zweifel zusammen von Sierra Leone aus die bekannte Expedition nach dem Kuranko-Gebiete ausführte und die Quelle des Niger auffand.

— Mit Robert Flegel, der am 11. September d. J. in Braß an der Nigermündung wohl weniger der Dysenterie als der herben Enttäuschung und dem Kummer über das Mißlingen seiner großen Pläne erlag, ist der letzte und einer der besten und eifrigsten Sendboten der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland aus dem Leben geschieden. Eduard Robert Flegel war am 1. (13.) Oktober 1855 zu Wilna geboren, trat 1869 in eine Rigaer Buchhandlung ein, siedelte 1872 nach München über, wo er die Handelsschule besuchte, und nahm 1875 eine Stelle in der Gaiser'schen Faktorei zu Lagos (Guinea) an, wo er drei Jahre blieb. 1879 bestieg er das Kamerun-Gebirge und wandte sich nun ganz der Afrikaforschung zu. Zuerst befuhr er 1879 im Anschluß an eine Expedition der Church Missionary Society den mittleren Benuë und nahm denselben auf; dann ging er 1880 in Dienst der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" nach Nupe und Sokoto, durchwanderte 1881 das Gebiet zwischen Bida und Loko und in den folgenden Jahren bis 1884 die Landschaften Zaria, Kororofa, Muri und Adamaua. Das Gebiet der südlichen Zuflüsse des Benuë erschien ihm als ein besonders begehrenswerthes und für Kolonisation geeignetes und, um die Mittel zu einer solchen aufzubringen, ging er im Oktober 1884 nach Deutschland zurück, wo er schwer erkrankte. Mit mehreren Begleitern und neuen Mitteln versehen, kehrte er sieben Monate später (April 1885) nach dem Benuë zurück, stieß aber überall auf Widerstand seitens der englischen National African Company, welche sich inzwischen durch Vermittelung des Reisenden Joseph Thompson in Besitz der Uferländer gesetzt hatte (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 368; Bd. 49, S. 287). In Deutschland waren seine Absichten nicht verstanden worden; der Vertrag mit England vom 2. August 1885 (s. oben S. 208) räumte letzterem gerade diejenigen Landschaften ein, welche Flegel deutschem Unternehmungsgeiste hatte erschließen wollen, und so mußte er, gebrochen an Leib und Seele, nach der Küste zurückkehren. In ihm verlieren wir einen der eifrigsten, uneigennützigsten Pionire, der sich um die Erforschung Afrikas wohl verdient gemacht hat. Die wichtigsten seiner Berichte und Karten veröffentlichten die „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" seit 1881; der Hauptheil seiner geographischen Arbeiten, namentlich über Adamaua, sieht indessen noch der Publikation entgegen.

— Paul Soleillet, der bekannte Afrikareisende, geboren 29. April 1842 in Nimes, gestorben 11. (?) September in Aden in Folge der auf seinen vielfachen Reisen erlittenen Strapazen. Seit 1865 bereiste er Algerien und drang 1873 bis 1874 bis zur Oase Aïn-Salah vor, welche bis dahin nur von Laing und Rohlfs besucht worden war. Damals faßte er den Plan zu einer transsaharischen Eisenbahn zur Verbindung Algeriens mit dem Senegal, stieß aber, als er sich 1878 nach letzterem begab, auf den Widerstand der Behörden und wurde Ende 1880 dort sogar gefangen genommen. Nun verlegte er den Schauplatz seiner Thätigkeit nach Ostafrika, nahm Obok für Frankreich in Besitz, knüpfte Verbindungen zwischen seinem Heimathlande und Schoa an, dessen König Menilek ihm besonderes Vertrauen schenkte. Er verfaßte eine Reihe von Werken, unter denen hervorzuheben sind: „Exploration du Sahara Central" (1874); „Les Explorations de Paul Soleillet racontées par lui-même" (1881); „Voyages en Éthiopie" (1885) und „Une exploration en Éthiopie" (1886). Im Ganzen ist er weniger als wissenschaftlicher Geograph, denn als ein Pionir des Handels und der Civilisation aufgetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachtrag zum Artikel: „Monolithische Denkmale im Mittelrheinlande." Herr Dr. Paul Wislicenus, Generalsekretär des deutschen Bildungsvereins, bringt in einem Schreiben an Dr. C. Mehlis, d. d. Zürich, 23. September 1886, folgende nachträgliche Bemerkungen zur angeregten Sache. „In Nr. 12 des laufenden Globus-Bandes sehe ich soeben einen Ihrer so anregenden Artikel (Monolithische Denkmale vom Rheinlande), welcher mich zu folgender Mittheilung veranlaßt: In Bartenstein (Ostpreußen) stehen neben der Kirche zwei Steinsäulen von nahezu Menschenhöhe, oben spitz, mit roh eingemeißeltem Mund und Augen; auch sind durch vertiefte Striche Arme und Hände angedeutet. Auf dem kleineren steht in Charakteren des 15. Jahrhunderts ein Name, den ich „Gusteridda filia Waidewuthi" las. Für den ersteren Namen stehe ich nicht ein, für den letzteren jedoch unbedingt, ebenso für das Wort filia. Die Inschrift ist jedenfalls erst spät eingemeißelt, um die Gestalt zu erklären. — Bei Christburg (Westpreußen) ward eine etwas kleinere Gestalt gefunden, in gleich roher Ausführung, auch mit Andeutung der Arme und Hände, an der Seite ein Schwert mit Kreuzgriff. Die Gestalt ist an der Ecke des früheren Klosters (jetzt Schulhaus) eingemauert. Die Leute denten sie als Götzen und nennen sie in Folge eines Scherzes der Lehrertochter „Potrimpos". Der Kreuzgriff des Schwertes gilt ihnen für ein Kreuz, die Hand für eine Krebsscheere, sie meinen einen Fischgott gefunden zu haben. Diese Steinmänner sind nichts Anderes als Grenzsteine; der „Potrimpos" stellte einfach einen Ritter vor und bezeichnete die Grenze des Christburger Dominiums im Mittelalter. Die Steine kommen in Ostpreußen massenhaft vor, stehen meist an Acker- oder Gemeindegrenzen, und finden sich auch in Weißrußland häufig. Das Volk nennt sie Mönneken- oder Männekensteene, also Mönchs- oder Mönnleinsteine. Sie haben meist Mannsgröße, spitzen Kopf und Mannsgesicht. Die Deutung der Bartensteiner Steine als Waidewuth und seine Tochter gehört dem späten Mittelalter oder der Reformationszeit an. Waidewuth war der letzte Herzog der Preußen, welcher tapfer kämpfend gegen den Orden fiel.

— Neben der Kreuzotter leben in Deutschland noch vier andere, aber unschädliche Schlangenarten, nämlich die Ringel- und die Würfelnatter (Tropidonotus natrix und tessellatus), die Aesculapnatter (Coluber Aesculapii) und die Schlingnatter (Coronella laevis). Von diesen Nattern ist die Ringelnatter die gewöhnlichste. Die Würfelnatter findet sich nur in den Rheingegenden. Die Aesculapnatter trifft man in einzelnen Theilen unseres Landes, wie in Thüringen, im Harze und am Rheine, z. B. bei Schlangenbad; einige haben auf Grund dieses zerstreuten Vorkommens angenommen, daß die Schlangen, als dem Aesculap geweihte Thiere, von den Römern in die von ihnen angelegten Badeorte eingeführt worden seien. Die Schlingnatter endlich ist durch einen großen Theil Deutschlands verbreitet. Diese Schlange wird zuweilen mit der Kreuzotter verwechselt, und einige ihrer Spielarten sehen der letzteren in der That sehr ähnlich. Wie nun Dr. Notthaft in Frankfurt a. M. kürzlich festgestellt hat, besteht zwischen der Verbreitung dieser beiden Schlangen ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Wo nämlich die Kreuzotter häufig und allgemein verbreitet vorkommt, da fehlt die Coronella, und wo letztere am zahlreichsten auftritt, findet sich wiederum jene nicht. Die Kreuzotter fehlt z. B. im Rheingebiete von Basel bis Koblenz, im größten Theile der Reichslande (ausgenommen ist die Umgegend von Metz, links der Mosel), und der Rheinprovinz, sowie in einem beträchtlichen Stücke von Westphalen. In dieser ganzen otterfreien Landschaft ist die Schlingnatter allgemein verbreitet. Dagegen fehlt die letztere völlig oder beinahe ganz in Pommern, Westpreußen, Mecklenburg, am Unterlaufe der Weser, im Fichtelgebirge, in einem großen Theile der Provinz Brandenburg und anderen Gegenden. Und in diesen Gebieten tritt wieder die Kreuzotter meist sehr zahlreich auf. Was die Ursache dieser eigenthümlichen Vertheilung ist, läßt sich vorläufig noch nicht erkennen; Dr. Notthaft sucht sie in der allgemeinen klimatischen Beschaffenheit der Gegend. Zum Theil spielt die Thatsache mit, daß die Kreuzotter mehr an einen bestimmten Grad von Feuchtigkeit und Kühle gebunden ist als die Coronella. Jedenfalls ist es nach den erhaltenen Ergebnissen jetzt nicht mehr erlaubt anzunehmen, wie vielfach geschieht, daß die Kreuzotter in den Rheingegenden lediglich ausgerottet sei, während sie früher daselbst recht wohl existirt habe; es ist dies so wenig glaublich, wie die Annahme, die Schlingnatter sei in Mecklenburg oder Pommern in Folge gänzlicher absichtlicher Vertilgung verschwunden.

— Der Tabaksbau in Rußland umfaßte im Jahre 1885 im

			Desjätinen Baufläche
europ. Theile mit Polen	136 816	Pflanzungen mit	45 029
westlichen Sibirien	4 952	„ „	524
westlichen Kaukasus	10 777	„ „	1 764

im Ganzen also 152 545 Pflanzungen (gegen 135 704 im Vorjahre) mit 57 317 Desjätinen Baufläche (um 5848 Desjätinen mehr als 1884). Der Ertrag wurde im Jahre 1885 auf 3 114 099 Pud (gegen 2 272 494 Pud im Jahre 1884) geschätzt.

— Die Einfuhr an Salz nach Rußland betrug in den Jahren

1864 bis	1868	durchschnittlich pro Jahr	9 833 000	Pud
1869 „	1873	„ „ „	11 539 000	„
1874 „	1878	„ „ „	11 498 000	„
1879 „	1883	„ „ „	10 028 000	„
im Jahre 1884 dagegen nur			5 330 000	„

und in der Zeit vom 1. Januar bis 1. November 1885 gar nur 1 926 000 Pud gegen 4 213 000 Pud für dieselbe Zeit des Vorjahres.

Asien.

— Prof. Heinrich Kiepert hat sich, um gewisse Lücken seiner großen, seit Jahren vorbereiteten Karte von Kleinasien auszufüllen, nach Konstantinopel und dem westlichen Kleinasien begeben. In ersterer Stadt hat er in verschiedenen Ministerien sehr werthvolle Bereicherungen der kleinasiatischen Karte zur Einsicht erhalten und theils selber kopirt, theils das Versprechen bekommen, daß ihm Kopien überschickt werden würden. Auch hat er in griechischen Kreisen durch einen Vortrag im Hellenikos Syllogos auf eine bessere Erforschung dieses alten Kulturlandes hinzuwirken gesucht. Am 10. September begab sich Prof. Kiepert dann nach Astaki und Panderma an der Südküste des Marmarameeres und von da quer durch die noch unerforschte Gebirgslandschaft nach Bergama (Pergamon), wo er am 16. September anlangte. Die Route führte über Yönen am gleichnamigen Flusse, dem antiken Aisepos, nach der Provinzialhauptstadt Balikesri, zwischen welchen Orten antike Reliefs und Inschriften gefunden wurden, weiter noch Sorindi, in dessen Nachbarschaft

gleichfalls antike Ruinen, sowie Kupfer-, Zink- und Antimongruben liegen, und nach Bergama, dessen Umgegend im vergangenen Sommer durch Rittmeister von Diest eine sachgemäße Aufnahme erfahren hat. Kiepert's nächstes Ziel soll das Tmolosgebirge östlich von Smyrna bilden.

— Transbaikalien ist so reich an Mineralquellen, daß dieselben für die ganze Welt ausreichen würden, — so schreibt wenigstens die „Revue scientifique". Die verschiedenen Wässer besitzen medicinische Eigenschaften, die eine große Anzahl von Krankheiten zu heilen vermögen. Der Charakter der Quellen ist sehr verschieden; es giebt Stahlquellen, Säuerlinge, alkalinische und Schwefelquellen 2c. Ihre Temperatur variirt zwischen 43° und 2° R. Bis jetzt sind sie noch nicht einer Analyse unterworfen worden, aber ihre Wirksamkeit ist nicht zweifelhaft, da sie seit lange erprobt ist. Die Eingeborenen behandeln sich dort selbst und zugleich auch ihr Vieh; Heerden von Schafen, Kühen und Pferden, die von Hautkrankheiten ergriffen sind, machen in diesen Gegenden richtige Kuren durch. Auf einer verhältnißmäßig kleinen Oberfläche kennt man 34 Mineralquellen, und in jedem Frühjahre werden neue entdeckt. Die bekannten Quellen befinden sich nahe bei bewohnten Ortschaften, aber einige sind schwer zugänglich. Die Wasser von Daratomsk und Turkinsk sind die einzigen, welche bequem eingerichtet sind. Man kann dort Wohnung und Unterhalt bekommen, dank der Verwaltung, welche die Quellen in Pacht hat. Einige besitzen zahlreiche Sonderbehausungen, welche Privatleute sich haben herstellen lassen; aber im Allgemeinen sind die Besucher genöthigt, sich mit den Hütten der Einheimischen zu begnügen.

Afrika.

Emin Bey (Dr. Schnitzler) hält nach den letzten Nachrichten, die über Zanzibar nach Aegypten gelangten, noch immer einen Theil der äquatorialen Provinzen mit 3000 Soldaten für die ägyptische Regierung besetzt; er befindet sich in Wadelai am oberen Nil (2° 47′ nördl. Br.), ist aber außer Stande, sich den Weg nach der Küste zu erzwingen, da ein feindlicher Häuptling ihm den Durchmarsch nach Süden hin versperrt. Ihm dorthin Hilfe zu bringen, dürfte für die Aegypter, bezw. die Engländer in Aegypten, schwer, wenn nicht unmöglich sein. — Dr. Junker, sein Reisegefährte, scheint dagegen so gut wie gerettet zu sein; er soll sich in Msalala im Süden des Victoria Njanza befinden, von wo er bald Tabora und die große Karawanenstraße nach der Ostküste zu erreichen vermag.

— Einer Besprechung des Cecchi'schen Reisewerkes „Da Zeila alle frontiere del Caffa" durch Prof. Paulitschke in der „Oesterreich. Monatsschrift für den Orient" (XII, Nr. 9) entnehmen wir Folgendes über das Vasallenverhältniß König Menilek's von Schoa zum König Johannes von Abessinien. Die Unterwerfung geschah am 20. März 1878 auf dem Boden von Schoa, welchen Johannes mit einer Armee von etwa 78000 Mann betreten hatte, während Menilek nur etwa 30000 bei sich hatte. Als Menilek vor dem Zelte des Johannes vom Maulthiere gestiegen war, berührte er mit der Stirn die Erde und betrat das Innere des Zeltes. In diesem Momente erdröhnten 20 Kanonenschüsse, zum Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schoas gefallen sei. Johannes erwartete in großem Staate, Krone und Scepter zur Rechten, den Vasallen, erwiderte höflich dessen Gruß und reichte ihm die Hand. In einer zweistündigen Verhandlung wurde vereinbart: 1) daß Menilek fortan den Titel negus-negest (König der Könige) nicht mehr führen sollte, sondern bloß negus (König) von Schoa; 2) daß die Grenzen Schoas gegen Norden der Baschilô, gegen Westen der Abai und gegen Osten und Süden der Hawasch bilden sollte; 3) daß die Staatsreligion Schoas die gleiche sein sollte wie jene Abessiniens; 4) daß Schoa jährlich ein- oder auch mehrmal einen zu vereinbarenden Tribut zahlen sollte; und 5) daß Menilek in Debra Breahan anstatt in Litsche residiren sollte. Die Herrscher beschenkten einander bei dieser Gelegenheit reichlich. — Der dritte Punkt der angeführten Vereinbarungen wurde für die katholische Mission in Schoa verhängnißvoll, weil Menilek den Missionaren den ferneren Aufenthalt in seinem Lande verbot.

Nordamerika.

— Lieutenant Schwatka, welcher die Alaska-Expedition der „New-York Times" befehligt (vergl. oben S. 112), berichtet aus Sitka, daß er die Icy-Bay (unmittelbar südlich vom St. Elias-Berge) vermessen und einen großen, dort mündenden Fluß, der den Namen Jones erhielt, entdeckt, sowie den St. Elias-Berg von Süden bis 7200 Fuß über dem Meere — der Berg selbst ist nach Dall 5950 m hoch — erstiegen habe, wobei rother Schnee in großen Massen passirt wurde. Von Gletschern wurden namentlich drei gefunden, welche die Namen Agassiz, Guyot und Tyndall erhielten; die Dicke des ersteren wurde auf etwa 1000 Fuß geschätzt. Schwatka will nun versuchen, den Berg von Norden oder Osten zu besteigen.

Vermischtes.

— Vor uns liegt die zehnte und vorläufig letzte Lieferung von „Hölzel's Geographischen Charakter-Bildern für Schule und Haus", welche uns zunächst einen Theil des Giants Causeway (basaltische Steilküste) in Irland vorführt. Im Begleittexte behandelt Toula neben der Landschaft auch die vulkanische Bildung des Basalts und erzählt uns die Geschichte der Lehre vom Basalt, die schon vor 230 Jahren anhebt, als der Engländer Trembley 1656 die Basalte am Rhein mit den irländischen verglich. — Es folgt ein Bild der Pußta Hortobágy bei Debreczin (Begleittext von V. v. Haardt), mit ihrer eigenthümlichen Vegetation, einer Pferdeheerde, dem Ziehbrunnen, der Schäferhütte u. s. w. und zuletzt der Große Cañon des Colorado in den Vereinigten Staaten (Begleittext von Toula), ein großartiges Bild aus jenem wunderbaren Gebiete in Arizona und Utah, über welches Baldwin Möllhausen 1858 als einer der Ersten Nachricht gegeben, und welches dann Major J. M. Powell seit 1867 eingehend erforscht hat. Das Bild zeigt uns die Stelle, wo sich der Colorado am tiefsten (über 1500 m) in das System fast genau horizontaler Schichten des der Steinkohlenformation entsprechenden Kalk- und Sandsteins eingegraben hat. Mit diesen drei Bildern ist diese prächtige Sammlung indessen noch nicht ganz abgeschlossen; es sollen jedenfalls später noch einzelne Supplement-Bilder in zwanglosen Heften erscheinen. Zuvor aber sollen Verkleinerungen (20 × 15 cm) der bisher erschienenen 30 Bilder zu billigem Preise (ca. 20 Pfennig das Stück) veröffentlicht werden, welche dem Schüler in die Hand gegeben werden sollen und ihm eine Uebersicht der hauptsächlichsten Oberflächenformen unserer Erde vermitteln werden, wie sie anschaulicher und lehrreicher nicht zu denken ist. Freilich wird der Preis des Ganzen seine weite Verbreitung, die ihm von Herzen zu wünschen ist, etwas beeinträchtigen.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. L. E. Browski: Naturprodukte Mesopotamiens und deren Export. II. (Schluß.) — Siedelungsgeschichte der cimbrischen Halbinsel. — Johann A. Spring: Die Yuma-Indianer in Süd-Californien. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 11. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 18.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Das Land der Bagas und der Rio Nuñez.

(Nach dem Französischen des Schiffslieutenants Coffinières de Nordeck.)

III. (Schluß.)

Zu weiteren Verhandlungen im Inneren von Bagatay begab sich der „Goéland", da der in das Herz des Landes führende Catako-Fluß für ihn nicht schiffbar war, den Rio Nuñez stromaufwärts, weil Coffinières beabsichtigte, zu Lande von Casasocobonly aus den Catako zu erreichen. Die Fahrt von Victoria bis zur französischen Faktorei Belair nimmt bei günstiger Fluth nur zwei Stunden in Anspruch. Unterwegs passirt man einige senegalische Faktoreien, darunter das wichtige Gama-Saint-Jean, aber auch Schiffstrümmer auf den Sandbänken, welche gerade hier der Schiffahrt sehr gefährlich werden. Bei Casasocobonly, dessen Einwohner herausströmten, um ihren Prinzen Dinah zu begrüßen, fuhr man vorbei, weil der Strom zu heftig war, und ankerte vor Belair, dessen Direktor, ein alter Kapitän Guichard, so recht der Typus eines in Westafrika Ansässigen, sich mit seiner reichen Erfahrung dem Lieutenant zur Verfügung stellte. Die Faktoreien gleichen einander fast alle; eine Pallisade umschließt Magazine und ein kleines Wohnhaus, wo die Angestellten es nicht verschmähen, die Zeit zwischen zwei größeren Geschäftsabschlüssen mit Detailverkauf auszufüllen. Davor ein Landeplatz für die Schiffe. Nachts werden die Thore geschlossen, und ein Wächter feuert von Zeit zu Zeit sein Gewehr, das er möglichst voll stopft, ab, um etwaige Diebe zu verscheuchen. Der Handel vollzieht sich in sehr einfacher Weise und zwar meist in natura. Nach der Reisernte vertauschen die Schwarzen ihren Ertrag gegen Stoffe und andere europäische Produkte, haben dann im Winter nichts zu essen, müssen sich darum an das mühselige Sammeln von Palmnüssen machen und erhalten dann für letztere den vor einigen Monaten verkauften Reis zurück. Und dieses von Seiten der Neger kindische, für die Faktoreien aber sehr einträgliche Geschäft wiederholt sich in gleicher Weise Jahr für Jahr.

Zwischen Victoria und Sierra Leone fährt ein kleiner, der Compagnie Sénégalaise gehöriger Dampfer hin und her; ebenso läuft dort allmonatlich ein zwischen Dakar und Sierra Leone verkehrender Dampfer an, welcher nach einander alle Flüsse des südlichen Senegambiens besucht. Das geschätzteste Produkt des Landes ist der sogenannte Rio-Nuñez-Kaffee, kleiner von Korn als der Mokka und von ausgesuchtem Wohlgeschmacke; seines Namens ungeachtet kommt er weniger am Rio Nuñez als besonders am Pongo vor. Ferner glauben Viele, daß die Kola-Nuß am Rio Nuñez sehr verbreitet sei; sie findet sich allerdings dort in Menge, doch kommt der größte Theil der Früchte von Mellacorée. Coffinières glaubt der erste zu sein, der über diese Pflanze nach Autopsie berichtet hat; seine mit Zeichnungen nach der Natur versehene Arbeit wurde 1885 in der Académie de médecine verlesen.

Kola ist ein Susu-Wort, welches die von den Gelehrten Sterculia acuminata genannte Pflanze bezeichnet; Baillon rechnet sie zur Familie der Malvaceen und der Unterabtheilung der Sterculeen. Am Senegal heißt sie Guru oder Ngurn. Die Schwarzen vom Senegal, Niger, Saluni, Gambia u. s. w. und überhaupt im ganzen Hinterlande von Sierra Leone schätzen die Nuß und ihre Eigenschaften

so hoch, daß sie in Bakel mit einem Franken das Stück bezahlt wird, während man zu Benty in Mellacorée, dem Mittelpunkte ihrer Produktion, 400 für 5 Franken haben kann. Dank dieser kostbaren Nuß trotzt der Reisende dem Durste wie dem Fieber; sie gilt als ein Universalmittel. Der Baum selbst gilt für heilig; wer ihn beschädigt, ist nicht selten dem Tode verfallen. Es giebt zwei Arten, solche mit rothen, und andere mit weißen Nüssen. Wenn ein Häuptling dem Reisenden nach einem Palaver weiße Nüsse zusendet, so ist das ein Zeichen freundlicher Gesinnung, rothe aber bedeuten Feindschaft. Die meisten Bäume hat Coffinières in Mellacorée und auf der Insel Timbo gesehen; äußerlich haben sie nichts sehr Auffälliges an sich: der Baum ist gewöhnlich 15 bis 20 m hoch, seine Aeste sind ziemlich schlank und seine Blätter gleichen denen des Nußbaumes ein wenig. Die Früchte wachsen in Büscheln am Ende der Zweige und werden im November und besonders im December eingesammelt. Der Baum liebt eisenhaltigen und vulkanischen Boden und vermeidet Sümpfe; Gebiete mit starken Winterregen sind ihm besonders günstig. Die runzeligen Schoten des Kolabaumes enthalten je fünf bis sechs der kastanienähnlichen Früchte; das violette oder weiße Fruchtfleisch ist mit einer weißlichen Hülle überzogen, welche an der Luft schnell braun wird. Im Lande selbst heißt der Baum „Goldbaum“ und er verdient diesen Namen, denn wo er wächst, herrscht Ueberfluß, weil die Neger seine Frucht so außerordentlich lieben. Meist betreiben Frauen den Handel mit den Nüssen; sie gehen von den Produktionscentren aus und reisen oft sehr weit, um ihre Waare zu verkaufen. Um sie gut zu erhalten, legen sie dieselbe in Wasser, das alle acht Tage erneuert werden muß, oder besser noch in feuchte Erde, was den Früchten einen bitteren, für die Liebhaber angenehmeren Geschmack giebt. Europäer können dieser Panacee der Schwarzen meist keinen Geschmack abgewinnen.

Frucht des Kola-Baumes.

Von Belair aus besuchte Coffinières zwei benachbarte Dörfer der Nalous, Catongron und Samia. Männer und Frauen waren in denselben anständig gekleidet. Die Häuser sind rund, von der Form der Bienenkörbe, aber mit einer offenen Vorhalle, welche dem Besitzer erlaubt, die frische Luft zu genießen, ohne von Sonne oder Regen belästigt zu werden; im Inneren finden sich oft europäische Möbel. Unter den Bewohnern gab es auch Fulahs oder Bewohner von Futa, welche dem französischen Officier Früchte der wenig bekannten Nerepflanze gaben; dieselbe dient der Bevölkernng am oberen Niger, Senegal und Nuñez zur Nahrung und ebenso den dort verkehrenden, aus Sklaven bestehenden Karawanen — jeder Sklave in einer solchen muß in Mellacorée eine Last von 65 kg Salz tragen. Nere — ein Nalou-Wort — ist eine Akazienart, die im ganzen Lande wächst; das Blatt ist 50 cm, die Schote 20 cm lang. Letztere sitzen zu je Vieren zusammen und jede enthält ein citronengelbes Stärkemehl von ziemlich gutem Geschmacke.

Der Kola-Baum.

Das Dorf Belair besitzt eine Eigenthümlichkeit, welche an der westafrikanischen Küste ziemlich selten ist, nämlich Fabriken. Eine derselben ist eine Schmiede, eine Art Schuppen, wo sich eine Anzahl Wolofs in ihrem nationalen weißen Bubu sich um einen rohen Ambos niedersetzen und ein Stück rothglühenden Eisens mit ihren leichten Hämmern bearbeiten, während einer von ihnen zwei Bocksfelle abwechselnd zusammenpreßt und dadurch ein kleines Holzkohlenfeuer anfacht. Meist aber hockt diese Gesellschaft unbeschäftigt da. Eine zweite Fabrik, welche gleichfalls von Wolofs (Schwarzen von St. Louis) betrieben wird, betreibt die Saffiangerberei und liefert z. B. sehr hübsch verzierte, billige Säbelscheiden.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß auf dem Belair gegenüberliegenden Flußufer sich hübsche Ebenen ausdehnen, wo sich der Europäer an der Jagd auf Antilopen und ganz kleine, wahrscheinlich einheimische Wachteln, wie sie ähnlich am Gabun vorkommen, erfreuen kann.

Nachdem Coffinières den König der Landoumans zu sich hatte bescheiden lassen, um dessen Grenzansprüche gegenüber denjenigen der Nalous zu regeln und den mehrjährigen Krieg zwischen beiden zum Abschlusse zu bringen, begab er sich nach Casasocobouly, um den kranken König Youra-Towel zu besuchen, und dieser Ausflug gab ihm Gelegenheit, die höchste Civilisation am ganzen Flusse kennen zu lernen. Das Dorf ist mit Pallisaden umgeben, in welchen durch Wolfsgruben vertheidigte Ausfallthüren für die Krieger angebracht sind; innerhalb der Pallisaden finden sich noch Lehmmauern mit Schießscharten. Jede hervorragende Persönlichkeit hat seine Hütten mit einer großen Mauer umgeben, welche die Grenzen seines Besitzthums anzeigt.

Der König Youra-Towel hatte zu Ehren des Besuches die Uniform eines französischen Schiffsfähnrichs angelegt, die Coffinières vervollständigte, indem er ihm zu seiner großen Befriedigung ernsthaft seine Degenquaste um den Hals hing und ihn darauf abzeichnete. Der arme Mann hatte im Kampfe mit den Landoumans ein Auge verloren und war glücklich, als er erfuhr, daß der Krieg mit denselben nun beendigt sei; doch fügte er hinzu, er sei schon zu alt und werde bald sterben, was auch in der That nach einigen Monaten der Fall war. Youra-Towel war der dritte Sohn des Königs Towel, der um 1830 regierte; als dieser starb, folgte ihm zuerst der älteste Sohn Salifou, dann der zweite Lamenaba und dann endlich Youra; auf ihn würde dann sein jüngster Bruder Carimon gefolgt sein,

Thor von Casasocobouly.

wenn derselbe nicht schon vor ihm gestorben wäre. Erst nachdem diese ganze Generation erschöpft ist, greift man auf den ältesten Sohn des ersten Nachfolgers von Towel zurück, nämlich auf Dinah Salifou; dann würde dessen Bruder dem Alter nach folgen u. s. f. Von Interesse war auch eine Hütte, in welcher Youra-Towel eine seiner Lieblingstöchter hatte begraben lassen; es war das erste Mal, daß Coffinières bei afrikanischen Negern ein monumentales Grab zu sehen bekommen hatte.

Einige Tage später entschloß sich der Herrscher der Landoumans, Menga Sera, der Einladung des französischen Officiers Folge zu leisten und sich an Bord des Aviso zu begeben, wo Coffinières seine Aussöhnung mit den Nalous zu Stande brachte. Als Grenze wurde der Marigot von Cabong festgesetzt, einem Dorfe, das seit vielen Jahren zwischen beiden Stämmen streitig gewesen war. König Sera hatte zu dieser Gelegenheit einen schön gestickten Hausrock angelegt, welchen die Griottes des Prinzen Dinah in allen möglichen Tonarten besangen. Griottes sind die ständigen Sänger von Fürsten oder reichen Negern, welche eine Klasse für sich bilden und z. B. nicht das Recht haben, das Haus eines freien Mannes zu betreten. Dabei besitzen sie oft große Reichthümer in Folge der Geschenke, die sie ihren Patronen durch Schmeicheleien abpressen. Ihre Loblieder haben etwa folgende Form. „Erinnerst Du Dich Deines Vorfahren Towel? Du hast ihn nicht gekannt, ich auch nicht; er lebte im Dunkel der Zeiten. Meine Großväter haben mir gesagt, daß er ihnen niemals weniger als eine Kalebasse gab! Und Dein Vater Salifou! Der war erstaunlich! Einmal, ich erinnere mich genau, gab er mir

zwei Kalebassen! Und Du, edler Herr, Prinz Dinah, Nachfolger so vieler großer Vorfahren, Du hast einen Vertrag geschlossen mit dem heldenmüthigen Menga Sera, der einen so schönen Rock trägt! Ihr beide werdet mir wohl vier Kalebassen geben! Weniger könnt ihr ja nicht.“ Das wird in einer monotonen Melodie und zum Klange einer primitiven Guitarre vorgetragen.

Der Abschluß des Vertrages nahm mehr als 24 Stunden in Anspruch; dann folgte Coffinières der Einladung de Beeckmann's, zur Erholung seinen Posten Boké zu besuchen, wohin er sich in Gesellschaft des Dr. Laborde im Walfischboote begab. Trotzdem Fluth war, dauerte es länger als vier Stunden, ehe man das Ziel erreichte. Der Posten liegt auf einem, mit wohlgepflegten Gärten bedeckten Hügel und ist ringsum mit einer Hecke stachlicher Cactus umgeben; drinnen befindet sich ein schöner, mit Citronen- und Orangenbäumen bepflanzter Hof, den ein Denkmal René Caillé's ziert, jenes berühmten Franzosen, welcher von hier aus zu seiner Reise nach Timbuktu und Algerien aufbrach. Hier war auch der Ausgangspunkt, von wo aus der Gouverneur-Lieutenant Jean Bayol seine interessante Reise nach Timbo unternahm. Boké enthält auch eine Succursale der „Compagnie Sénégalaise“, wo die Frau des Dolmetschers Coffinières über die Werthschätzung unterrichtete, welche die französischen Fünffrankenstücke mit dem Bilde des Herkules und zweier jugendlicher Nymphen in Afrika finden: diese Stücke werden für mehr als sieben Franken aufgekauft und dann als Schmuck verwendet. Auch einem Tanze der Simons wohnte Coffinières bei, wo junge, wenig bekleidete Mädchen, eine Art Lichtschirm auf dem Kopfe, zierliche und wohlanständige Pas machten, während später Männer in sonderbaren Vermummungen wilde Verrenkungen zum Besten gaben und scheußlich dazu brüllten. Etwas später gab ein Häuptling zu Ehren seiner am Tage zuvor verstorbenen Schwester einen solchen Tanz, wobei die Tänzer sangen und so das Orchester ersetzten.

Menga Sera, Häuptling der Landoumans.

Mit Bedauern verließ Coffinières zuletzt Boké, diesen verhältnißmäßig civilisirten Ort und kehrte auf demselben Wege nach dem „Goéland“ zurück, wobei er einen berühmten Fetischwald passirte, welcher den Tod jedes Königs verursacht, der mit unverhülltem Haupte bei ihm vorbeizufahren versucht. An Bord angelangt, stellte er schließlich die Mandifore unter französischen Schutz; dieser Stamm bewohnt im Inneren ein noch fast ganz unbekanntes Gebiet und ist aus Sklaven der Landoumans entstanden, welche die Nalous gefangen genommen, freigelassen und in ihrem Lande angesiedelt haben. Um die Bedeutung aller dieser Verträge würdigen zu können, beachte man Folgendes.

Eingang zum Posten Boké.

Die Küste Senegambiens verläuft bis zum Grünen Vorgebirge in nordsüdlicher, von da bis Sierra Leone in nordwest-südöstlicher Richtung. Beim Rio Cacheo nimmt die der Küste parallele und etwa 10 bis 15 Wegstunden breite sandige Region ein Ende; dringt man weiter in das Innere ein, so gelangt man zu einem erdigen, theils sandigen, theils thonigen, vielleicht 50 Stunden breiten Gürtel, der eben ist und bei einem etwa 80 m hohen Absturze der Grenze des großen Plateaus von Futah endet. Diese Steilmauer, welche das flache Land mit Meeresklima von dem

innerafrikanischen Hochlande trennt, ist von St. Louis am Senegal mindestens 80 Stunden entfernt; sie zieht sich fast genau von Norden nach Süden hin und endet am Meere bei Kap Verga, südlich von Rio Nuñez. Dieser Fluß aber ist, wie schon gesagt, zu jeder Jahreszeit für große Schiffe zugänglich, hat starke Gezeiten und keine Barre, so daß die dort einlaufenden Fahrzeuge unmittelbar bis in jenes Gebiet gelangen können, welches man von jedem anderen Flusse aus erst mit großer Mühe erreicht. Darum könnte auch, wie erwähnt, Victoria der Ausgangspunkt einer großen Verkehrsstraße nach dem oberen Niger und Senegal, der wahre Beginn der Eisenbahn nach Timbuktu werden, deren Herstellung freilich noch lange auf sich warten lassen wird.

Aber auch wenn sich an der Einfahrt zum Rio Nuñez ein stattlicher Leuchtthurm erhöbe und den europäischen Dampfern den Weg wiese, würde das auf die Bagas, diesen viel verläumdeten, aber friedlichen, arbeitsamen Stamm von einfachen Sitten, von geringem Einflusse sein. Denn für Europäer ist ihr flaches, mit Mangrovewäldern bedecktes Gebiet ein für alle Mal unbewohnbar. Nur durch Vermittelung der Nalous, unter deren Oberherrschaft sie zum Theil seit 1884 stehen, könnten sie an dem allgemeinen Verkehre theilnehmen. Die Nalous sind intelligent; im vorigen Jahrhundert wohnten sie besonders am Rio Cassini nördlich vom Rio Nuñez, an welchem sie jetzt hausen und an den sie ihre Interessen mehr und mehr knüpfen. Den Cassini, wo einst die Residenz ihrer Könige stand, haben sie fast ganz verlassen; dort ist die beste Gegend für die Jagd in ganz Senegambien, z. B. auf Elephanten.

Bei Kap Verga beginnt das Bergland, Coundehré genannt, das im Norden von dem so schwierig zu befahrenden Rio Cataho, dem Hauptflusse der Baga, begrenzt wird. Dort herrscht als unabhängiger Häuptling Menga Lahir, dessen wilde Unterthanen sich europäischen Ideen nicht so bald anbequemen werden. Weiter südlich sind die Bagas weniger schlimm und gleichen etwa ihren Stammesgenossen am Rio Nuñez; in Dubreka, dem Südende von Bagatay, gehorchen sie dem Susu-Könige Bale Demba, der eine Frau ihres Stammes geheirathet hat. Dieses Volk steht also unter verschiedenen Häuptlingen; aber überall ist es dasselbe, einfach, ackerbauend, seine eigene Sprache redend und dem Kriege abhold, darum aber stellenweise den Häuptlingen von kriegerischeren Stämmen des Inneren unterthan. Das schlechte Klima des von ihnen bewohnten Landes schützt sie aber vor allgemeiner Unterjochung und verbürgt ihnen ihre Erhaltung.

An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge.

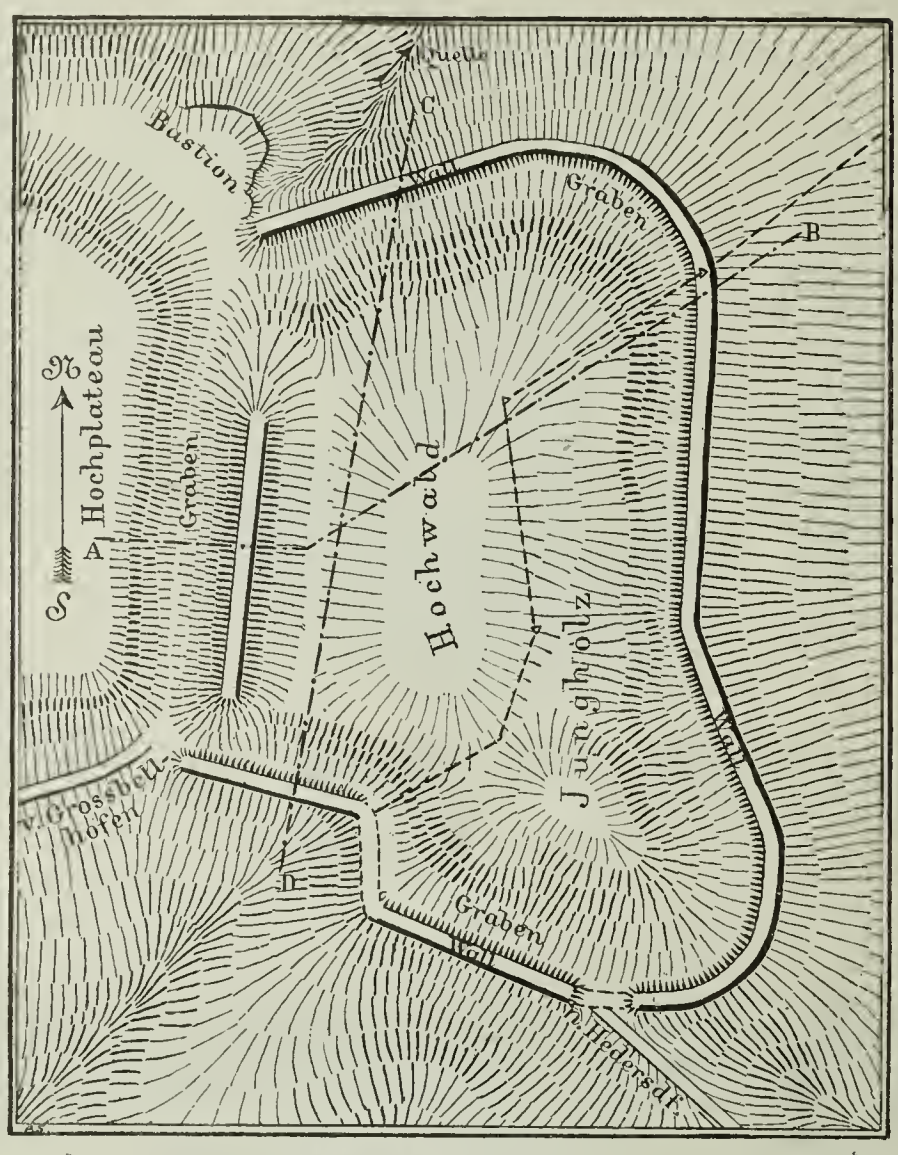
Von Dr. C. Mehlis[1]).

Es war am letzten Charsamstag, als sich im Nebel eines Frühmorgens eine prähistorische Expedition von Lauf bei Nürnberg aus nach dem Norden bewegte. An Heuchling, diesem Orte mit bajuvarischem Namen, vorüber, führte der Weg über Berg und Thal nach dem am Hochrande der Keuperebene gelegenen Oertchen Höfles. Bald wurde der sumpfige Schwarzenbach überschritten und ein schattiger Kiefernwald nahm am Eichelberge die Wanderer auf. Von Nordosten her schneidet den Wald eine alte Straße, die Eisenstraße genannt. Sie führt als sandiger Fuhrweg mitten durch eine Grabhügelgruppe, welche wir jetzt nahe einer sumpfigen Lichtung erreichen. Südlich der alten Eisenstraße konstatiren wir in Kürze fünf Tumuli, von welchen einer umgegraben sich zeigt, ein anderer die stattliche Höhe von 3 m aufweist. Rechts der Straße liegen hier zwei Grabhügel. Die Gruppe wird bereits im 7. Jahresberichte des historischen Vereins für Mittelfranken erwähnt, doch ist über ihre Ausgrabung Nichts bekannt. Hier bietet sich der prähistorischen Forschung ohne Zweifel ein fruchtbares Operationsfeld und zwar um so mehr, da diese Hügel an der uralten Verkehrsstraße liegen, welche die Donau bei Wien über Regensburg und Forchheim mit dem Norden Deutschlands verband. In einem Capitular Karl's des Großen nämlich vom Jahre 805 (vergl. Monumenta Germaniae historica III. Tom. p. 133) wird eine alte Verkehrsgrenze oder Grenzstraße zwischen Frankenland und dem Gebiete der Slaven und Avaren mit folgenden Worten erwähnt: de negotiatoribus, qui partibus Sclavorum et Avarorum pergunt quousque procedere cum suis debeant id est partibus Saxoniae usque ad Bardaenowic et ad Schezla et ad Magadoburg et ad Erpesfurt, et ad Halazstat et ad Foracheim et ad Breemberga et ad Ragenisburg et ad Lauriacum. Et ut arma et brunias non ducant ad venumdandum. — Hier werden also folgende Städte als Endpunkte des erlaubten Handelsverkehres bezeichnet: Bardaenowic = Bardewick, Schezla, Magadoburg = Magdeburg, Erpesfurt = Erfurt, Halazstat = Hallstatt bei Bamberg, Foracheim = Forchheim, Breemberga, Ragenisburg = Regensburg, Lauriacum = Lorch a. d. Donau. Für unsere Gegend erscheint von besonderer Wichtigkeit Breemberga, das zwischen Regensburg und Forchheim fallen muß, also wahrscheinlich in das Defiléegebiet der Pegnitz, wo die Straßen von der Oberpfalz und von Oberfranken zusammenliefen, zu setzen sein wird. Die Eisenstraße selbst zieht von Forchheim über das Hochplatean südlich von Gräfenberg und der prähistorischen Befestigung auf der „Katz" vorüber, geht weiter nach SO über Bullach, Simonshofen, Schnaittach und wird sich über Kersbach nach Hersbruck gezogen haben. Hier bei Haderichsbrucca befand sich ein uralter Flußübergang an einer Pegnitzfuhrt. Die Eisenstraße nahm nun ihre Richtung an der Honbirg und der Havechesburg vorüber (vergl. „Globus", Jahrg. 1886, Bd. 49, Nr. 17) nach SO über die Karolingischen Orte Lauterhofen, Kastel, Hohenburg, Kalmünz nach Stadt am Hof. Das räthselhafte Breemberg, dessen Schreibung in den Handschriften noch dazu unsicher ist und als Brebemberg, Bremberg ꝛc. erscheint, muß entweder bei Schnaittach oder bei Hersbruck gelegen haben. Ob es mit Noremberg = Nürnberg zu identificiren sei, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls bildete der Ort einen natürlichen Haltepunkt und Verkehrsplatz zwischen Forchheim und Regensburg. Aber wo? Das wissen bis jetzt nur die Götter! Längs der Straße wurden besonders Eisengegenstände, dann Stoffe, Schmuck u. s. w. um den

[1]) Nach einem in der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, Ostern 1886, gehaltenen Vortrage.

Honig, das Pech, das Vieh, die Sklaven der Wenden und Avaren umgetauscht. Man kann die Bedeutung dieser Handels- und Zollstraße dem des Limes gleichsetzen, der ja nach Cohausen's Forschungen nichts Anderes als eine Zollschranke vorstellte.

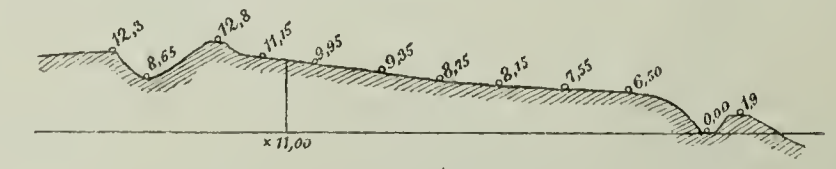
Von der Eisenstraße aus wandern wir durch sumpfiges Terrain nach Norden, durchziehen junge Kiefernwaldungen und sehen auf einer Blöße Kleinbellhofen vor uns liegen. Hinter diesem Oertchen erhebt sich zwischen den Ufern des Rottenbaches und des Schnaittachbaches ein zum Theil bewaldeter Doppelkegel. Das ist der alte Rothenberg, von dem zuerst Forstmeister Pöhlmann berichtet hat. Zur Linken dehnt sich ein wallartiger Höhenzug, von dessen Kamme die Häuser des Lillinghofes herniederglänzen. Am Ende dieser Kette sehen wir oberhalb Unterrüsselbach deutlich die steile Höhe liegen, auf welcher der Ringwall der „Katz" sich erhebt. Vor uns zur Linken und Rechten breitet sich eine wohl angebaute Ebene fruchtbaren Geländes aus. Wir machten nach dem nahen Großbellhofen einen nothwendigen Fouragezug, trafen aber außer saurem Biere, schlechtem Wasser, magerem Käse nichts Bemerkenswerthes an. Hierauf nahmen wir den bis zur Höhe mit Hopfenplantagen, Obstbäumen, Fruchtfeldern und Wiesen wohl angebauten alten Rothenberg oder Reißberg von der Südwestseite. Die Schichtungen bestehen aus stark eisenschüssigen Lagern des Dogger, der Unterlage des weißen Jura [1]). Ob vielleicht aus diesen Eisensandflötzen bereits in vorhistorischer Zeit Eisen hergestellt ward? Das Material in Eisenberg in der Pfalz war kein besseres. Eisenschlacken, welche ich an diesem Tage in der Quelle nordöstlich vom alten Rothenberg auffand, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Der andere westliche Theil des alten Rothenberges, von dessen Gipfel sich eine weite Rundsicht bis nach Nürnberg, dem Steigerwald, dem Jura bei Neumarkt, Thalmässing, sowie den Höhen von Gräfenberg, Hilpoltstein, Betzenstein, Hohenstein sich dem überraschten Auge darbietet, ist wohl angebaut und mit Kirschbäumen bepflanzt, welche Tausende von Bienen umsummen. Ein schmaler Grat trennt das westliche Plateau vom östlichen, steil nach Nordosten und Süden abfallenden Gipfel. Wir beschreiten den Grat und stoßen auf einen etwa 2 m hohen Erdwall, der in einer Neigung von 31° nach außen abfällt. Hinter ihm umläuft die ganze Ostspitze des alten Rothenberges ein wohl erhaltener Graben, hinter dem sich das eigentliche Kernwerk erhebt und zwar in einer Höhe von 4 bis 8 m und einer Neigung von 37° bis 70°. Wir umgehen nun den ganzen Wall und gelangen an die Nordseite. Hier legt sich eine bastionartige Ausbeugung vor und schützt den durch ein romantisches, wasserreiches Thälchen von Bühl heraufführenden Aufgang.



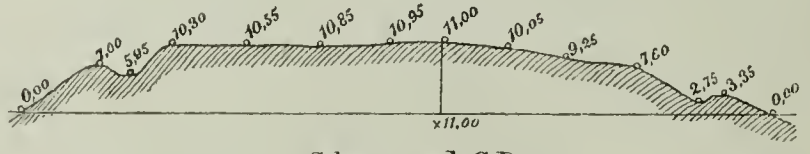
Maafsstab 1:1500.

5 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Meter.

Ringwall auf dem alten Rothenberge nordwestlich von Schnaittach.



Schnitt nach A-B.



Schnitt nach C-D.

1:1500. 5 10 20 30 40 50 Meter.

Bei A wird die Anlage der Befestigung, eines sogenannten Ringwalles, am deutlichsten. Das westliche Plateau ist von der Bergnase durch einen hier jetzt noch 8 bis 9 m tiefen Graben abgetrennt. Die Erdwände gehen jetzt noch fast senkrecht hinab. Dem Graben gegenüber erhebt sich über das Plateau des Kernwerkes ein Frontwall oder Absatzwall in einer Länge von circa 40 m und einer Höhe von 1,70 m über dem Inneren der Befestigung. Links und rechts erscheint der Wall abgewaschen. Nach einer Durchgrabung besteht der Wall aus reinem, wahrscheinlich innen abgehobenem Lehm fast ohne Zugabe von Findlingssteinen; der übrige Theil des Kernwerkes ist weder nach Süden, noch nach Osten, noch nach Norden durch einen weiteren Erdaufwurf geschützt. Der steile Berghang macht an diesen Seiten einen künstlichen Schutz unnöthig. Es stellt sich demnach dies Refugium also konstruirt dar: Man hob in Zeiten, wo man auf solche Erdwälle angewiesen war, rings um diese abgelegene, hochblickende Bergnase einen tiefen Graben aus. Das Erdreich warf man nach außen und gewann so als zweites Annäherungshinderniß den Außenwall der Contreescarpe. Auf der am meisten bedrohten inneren Seite, gegenüber dem nach Westen fortlaufenden

[1]) Vergl. Dr. Hagen im „Führer für Hersbruck und Umgebungen".

Bergplateau, warf man einen zweiten, dies Plateau überragenden Wall auf. So war dieser Raum nach allen Seiten abgesperrt, und verhältnißmäßig sicher konnten in ihm Mensch und Vieh sich bergen.

Die Raumverhältnisse dieses Ring- oder Burgwalles, von dessen Existenz die Geschichte nichts hinterlassen hat, stellen sich nach den Vermessungen der Herren Otto Krell und Bernett also dar: Umfang = 382 m, höchste Länge bei C bis D = 130 m, Breite = 65 bis 85 m, Flächeninhalt des Kernwerkes ca. 9000 qm.

Der tiefste Punkt des Schutzwerkes liegt bei B, wo also der Nullpunkt der vertikalen Differenz liegt. Die Höhenmaße verhalten sich im Schnitte A bis B und C bis D also, wenn wir die Contreescarpe mit C, den Graben mit G, das Kernwerk mit K bezeichnen:

	C	G	K	
1) bei A	12,3 m	3,65 m	12,8 m	(fällt bis 6,50 m)
2) „ B	1,9 „	0,0 „	6,50 „	(steigt „ 12,8 „)
3) „ C	7 „	5,95 „	10,30 „	(„ „ 11 „)
4) „ D	3,35 „	2,75 „	7,60 „	(„ „ 11 „)

Die größte Differenz liegt also bei A, wo der Graben 8,70 m tief, und bei B, wo das Kernwerk 6,50 m hoch liegt. Die durchschnittliche sonstige, jetzige Differenz zwischen Grabensohle und Rand des Innenwerkes beträgt nur 4 bis 5 m.

Für primitive Schutz- und Angriffswaffen, um die Wirkungen von Lanze, Pfeil und Schleudersteinen zu verstärken, beziehungsweise am meisten abzuschwächen, genügten solche Dimensionen, welche ohne Zweifel bei der Anlage stärker waren, als jetzt nach dem Abschwemmungsprocesse von längeren Jahrhunderten.

Durch Grabungen an den Stellen, wo vom inneren Plateau die Wege nach Großbellhofen und Hedersdorf führen, suchte ich archäologische Anhaltspunkte für die Zeit der Erbauung dieses Refugiums zu gewinnen. Allein außer rothem Sande und einer natürlichen Rollkugel bot sich dem Prähistoriker Nichts dar. Nichts! Nicht einmal ein Pfeifenrohr von Julius Cäsar, ein prähistorisches Küchenmesser oder eine moderne Maultrommel à la Erlenhüll! Es war ein reiner Jammer für den Mann des Spatens, der mit Bestimmtheit im unverfälschten Dialekte erklärte: „Herr Dokter, dô finnes nit dei Wour, wei Sie's souchen!“ [1]).

Zur Chronologisirung des Baues sind wir daher einstweilen auf die architektonischen Kriterien des Refugiums angewiesen. Wir haben hier eine fast geniale Verbindung des prähistorischen Absatzwalles mit der römischen Anlage von Wall und Graben. Einen solchen Absatzwall finden wir von Onadern erbaut am „Heidenschuh“ nahe dem Trifels in der Pfalz; eine römische Anlage im Kernwerke der Buschelkirche bei Thalmässing. Als römische und germanische Befestigungskunst in den Anfängen der nachchristlichen Zeit sich verband, damals konnte dieses Mischwerk hier vor uns entstanden sein. Etwa in die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert, in die bajuwarisch-karolingische Periode, muß demnach die Erbauung dieser Specula oder Warte, die zugleich als Refugium, als Zufluchtsort der umwohnenden bajuwarischen Bevölkerung oder einem fränkischen Gravio, einem Burggrafen diente, versetzt werden. Bestimmtere Anhaltspunkte über die Zeit, in welcher diese „Burg“, ferner nach Osten die „Katz“ und wohl auch die Havechesburg auf der Südseite der Houbirg zur Vertheidigung benutzt ward, gewährt uns die Nachricht des fränkischen Chronisten Fredegar, Kap. 75. Dort erzählt er, daß im Jahre 631 die Winidi auf Befehl des Böhmenkönigs Samo im Grenzlande wütheten, oftmals die fränkische Grenzbefestigung (limes) überschritten, das Reich der Franken und besonders Thüringen und die Nachbargaue stark verwüsteten. Gegen Wenden und Czechen hatten die fränkischen Könige im Osten des Reiches demnach eine eigene Grenzwehr, einen „limes“ errichtet. Zu demselben gehörten vor Allem, wie zum römischen Limes, Kastelle, in welche sich die Landbewohner zurückziehen konnten und von wo aus die Landesvertheidigung geleitet werden konnte. Dieser Limes mußte aber in der späteren Merovingerzeit gerade hier in die Gegend der Katz und des Rothenberges fallen, denn hier grenzten zur Karolingerzeit der slavische Ratanzgau und der bajuwarische Nordgau an einander [1]). Noch in späterer Zeit war dies Gebiet als Landgrafschaft Auerbach direkt dem Reiche unterstellt. Katz und Rothenberg [2]), sowie Houbirg gehörten also in historischer Zeit dem Limes an, welchen die Frankenkönige gegen die Einfälle der Ratanz- und Mainwenden, sowie der Böhmenherrscher lange Zeit vertheidigten, bis die Grenzmarken gesicherter an das Fichtelgebirge und den Böhmerwald vorrückten.

Als die Edelinge späterer Zeit mehr Platz brauchten und Steine zur Wölbung von Zwinger, Wall und Graben und Schildburg-Absatzwall nöthig hatten, zogen sie auf das gegenüberliegende Felshaupt, wo jetzt die Wälle der Bergveste „Rothenberg“ stehen, hinüber. Um 1250 wird der Rothenberg zuerst urkundlich erwähnt [3]). Bis zur Salierzeit mögen hier vom Ringwalle aus die lanzenschwingenden Kriegsknechte der Franken Hab und Gut der flüchtenden Hofleute gegen die Angriffe der vom Jura einbrechenden Mainwenden vertheidigt haben.

Wir nehmen Abschied von der reizenden Höhe mit ihrem sonnigen Ausblicke auf Au, Thal und Berg und schreiten hinab zum Lochhofe nach Südosten. Dort finden wir auf wasserreichen Waldwiesen die blauen Glockenkelche der Gentiana verna, einer alpinen Gentiane. In Hedersdorf, am Fuße des alten Rothenberges, hören wir vom Wirthe die Sage, daß früher dort oben der Rothenberger gewohnt habe; aus Mangel an Steinen habe er den Berg verlassen und sei auf den gegenüberliegenden, die jetzige Veste „Rothenberg“ gezogen. Ob hier eine alte Tradition zu Grunde liegt, oder eine Zuthat der erklärungssüchtigen Zopfzeit zu wittern ist, mag unentschieden bleiben!

Wir bestiegen von hier aus die immer morscher werdenden Wälle der Veste Rothenberg, winkten dem nahen Hohensteine einen freundlichen Gruß zu und stiegen hinab nach dem romantisch zwischen Glatzenstein und Veste Rothenberg gebildeten Kersbach. Im Walde zwischen Kersbach und Speikern hat vor ca. 50 Jahren Oberst v. Gemming eine Reihe von Grabhügeln mit Erfolg untersucht. Es fanden sich hübsche Gefäße germanischer Art, Broncezierrathe und Eisenwaffen. Erst jüngst (Sommer 1886) legte bei Speikern die anthropologische Sektion zu Nürnberg einen Tumulus bloß, in welchem sich ein eisernes Haumesser der Hallstatter Periode neben vielen rothen Grabgefäßen und Bronzeschmuck befand. Auch Spuren prähistorischer Erdwerke sind hier am Teufelsgraben zu konstatiren. Am

[1]) „Da finden Sie nicht die Waare, welche Sie suchen.“

[1]) Vergl. Spruner's „Historischer Atlas“ (1. Aufl.) Blatt 12 und 13.

[2]) Vergl. Spruner a. a. O. Blatt 15; später gehörte dies Gebiet zu Nürnberg und zur Oberpfalz.

[3]) M. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg.“ Ansbach 1848, S. 3 bis 4. Fuchs leitet Rothenberg von „reuten“, „roten“ ab. Wir möchten seinen Namen entweder mit dem slavischen Hrod-, Hrad = Burg, wie in Belgrad, Hradschin in Verbindung bringen, oder mit den „rothen“ Eisensteinflötzen, woher auch der Name Röttenbach = „rother Bach“.

Waldessaume bei Speikern blicken noch einmal zu uns herüber die beiden hochragenden Wächter des Schnaittachthales, links der bewaldete Kegel des „alten“, rechts das befestigte Plateau des „neuen“ Rothenberges, monumentale Erinnerungen an vorhistorische und historische Zeiten, an die Kämpfe mit den Slaven und an die Feindschaften zwischen Fürsten und Städten im deutschen Reiche.

Hier am Eingange zum breiten Thale nahe den Ufern der Pegnitz wird uns der Zweck dieser beiden Befestigungen klar. Das Schnaittachthal führt vom Herzen des Nordgaues über Hilpoltstein an die Gestade der Wisent und des Mains. Dieser Thalweg war direkter, als der über Nürnberg und Forchheim führende. Ein vom Norden her einbrechender Feind mußte hier im Schnaittachthale Widerstand finden und an der Ecke des Pegnitzthales oberhalb Hersbruck, sonst konnte er ungehindert nach Südosten bis in die Umgegend von Regensburg, nach Südwesten in die weite Keuperebene von Nürnberg plündernd und sengend sich ergießen. Deshalb mußte hier auf dem „alten“ Rothenberge in den wilden Zeiten, wo Grenzschutz von Nöthen ward, ein schirmendes Erdwerk entstehen. Und später, als die Grafen von Vohburg[1]) ein „steinernes Haus“ zum Schutze der Grenzmarken erbauen wollten, da wählten sie dazu das gegenüberliegende Felsenhaupt, das breit und hoch wie eine natürliche Hochburg dem alten steinarmen Rothenberge gegenüber lag. So entstand auf dem jetzigen Rothenberge die gewaltige, aus Quadersteinen gethürmte Veste, nachher lange Jahrhunderte der Zankapfel zwischen den Pfalzgrafen und den Böhmenkönigen, bis die Veste seit 1478 der Sitz eines eigenen Burggrafen und einer Gemeinschaft von 44 Rittern unter pfälzischer Hoheit ward[1]). Später war sie bis zur Erstürmung im Jahre 1703 den Nürnbergern ein Dorn im Auge[2]).

In einem Stündchen gelangen wir, die Pegnitz überschreitend, nach Ottensoos, dem Otunsuaza, dem Sitze des Otto, vom Jahre 903. Vielleicht sah damals noch der alte Ottositz die Mannen der fränkischen Grenzburg vom „alten“ Rothenberge beim vollen Humpen zechen und oftmals schwer beladen am Teufelsgraben vorüber zur finsterblickenden Höhe gen Abend heimziehen. — Bei uns geht die Entrückung schneller! Das eilende Dampfroß führt uns in Bälde hinein in die weitgedehnte Ebene, in deren Mitte sich langgedehnt Noris erhebt: „Die wirthliche Stadt am Fuße des ragenden Burgfels.“

[1]) Vergl. Fuchs: „Die Bergveste Rothenberg“ S. 4. Später kam die Burg in den Besitz der Nürnberger Burggrafen, der Zollern.

[1]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 5 bis 9.

[2]) Vergl. Fuchs: a. a. O., S. 21. Seit 1839 ist der Rothenberg verlassen. Letzter Kommandant war der genannte Archäologe Oberst v. Gemming.

Die Gletscher der Vereinigten Staaten.

I.

Ko. Die Existenz von Gletschern innerhalb der Vereinigten Staaten ist bis vor zwei Decennien eifrigst bestritten worden und Zusammenhängendes ist über dieselben bis in die neueste Zeit überhaupt nicht veröffentlicht worden. Mit um so größerer Freude begrüßen wir darum die im fünften Berichte der U. S. Geological Survey enthaltene erschöpfende Arbeit des Geologen Russell[1]), aus welcher einige Auszüge unseren Lesern wahrscheinlich nicht unwillkommen sein werden.

Gletscher finden sich im Gebiete der Vereinigten Staaten, von Alaska abgesehen, heute nur in der Sierra Nevada, auf den Hochgipfeln der Cascade Range und an einigen wenigen Punkten in den Rocky Mountains; ein paar Stellen mit ewigem Schnee finden sich auch in den Bergen des Großen Beckens. Im Großen und Ganzen sind nur schwache Ueberreste der ehemaligen ausgedehnten Gletschermassen vorhanden und kein einziger Gletscher kann wirklich bedeutend genannt werden; die wichtigsten gehören der Sierra Nevada an.

Dieses Gebirge, bei weitem das großartigste in ganz Nordamerika, erreicht seine größte Höhe zwischen Owens Lake und Lake Tahoë, also zwischen 36° und 38° 30′ nördl. Br. Hier liegt die High Sierra der californischen Geologen, das Hochgebirge par excellence, eine wildzerrissene Masse von rauhen Piks, schmalen Kämmen und steilen Felshängen mit unzugänglichen Abgründen dazwischen. Das Hochland erreicht seine höchste Erhebung im Süden, wo Mount Whitney bis zur Montblanchöhe (14 448 Fuß) aufragt. Mount King und Mount Humphreys, die sich nördlich anschließen, sind kaum weniger mächtig; außerdem erheben sich in der Nähe des Lake Mono noch eine Menge Piks über 13 000 Fuß, wie Mount Lyell, Mount Ritter, Mount Dana, Towers peak und andere. Weiter südlich nimmt das Gebirge rasch an Höhe ab und erreicht am Tehichipi-Paß etwas nördlich vom 35. Breitengrade sein Ende. Nördlich vom Mount Whitney liegt die eigentliche, fast unzugängliche High Sierra, welche ihren wilden Charakter beibehält bis zum Sonora-Paß und selbst bis zum „Juwel des Gebirges“, dem Lake Tahoë. Soweit die Sierra aus hellem Granit besteht, ist sie schwach bewachsen und erscheint in einem kalten, grauen Tone. Um Lake Mono dagegen bestehen die Gipfel aus metamorphischen Sedimentgesteinen, durchbrochen von Granitadern; hier nimmt die Landschaft einen reichen, bunten Ton an, welcher besonders im Hauptthale südlich vom Mount Dana mitunter an die Gemälde der alten Holländer erinnert. Hier liegen eine Anzahl Gletscher, welche zum Theil den Mono-See, zum Theil den Tuolumne, Merced und San Joaquin speisen. Noch sind sie bei Weitem nicht alle erforscht; bei der Expedition von 1883 wurden von den erstiegenen Gipfeln aus eine ganze Anzahl kleiner Eismassen gesehen, die noch der Erforschung harren. Alle liegen in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 11 500 Fuß, nur an der Nordseite vom Mount Ritter reicht einer bis zu 11 000 Fuß herab. Alle sind klein; der größte, der am Mount Lyell, ist noch nicht eine englische

[1]) Israel C. Russell, Existing Glaciers of the United States. In Fifth Annual Report U. S. Geological Survey, p. 305—355, plates 32—55.

Meile lang und wenig breiter; die meisten liegen in tiefen Zirken an der Nordseite der Hochgipfel, und alle fließen nordwärts mit einziger Ausnahme des Gletschers am Osthange der Minarets und am Mount Ritter. Diese Eismassen dürften die südlichsten in den Vereinigten Staaten sein, wenn nicht die Flecken ewigen Schnees, welche Johnson an den Quellflüssen des Owen River fand, sich als wirkliche Gletscher ausweisen.

Hochinteressant sind die Gletscher am Mount Dana. Die Bergmasse am Westrande des Mono-Sees ragt etwa 5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel empor; Sturm und Schnee haben sie in eine Menge einzelner Gipfel zerfressen, von denen Mount Dana mit 13227 Fuß am meisten in die Augen fällt, obschon in der Bergwildniß zwischen dem See und dem Meere eine ganze Anzahl ähnlicher Bergmassen zu finden sind. Mount Dana fällt nach Norden hin steil in eine enge, nordwärts führende Schlucht ab, welche die amerikanischen Geologen den Gletscher-Cañon genannt haben. In früheren Zeiten war diese ganze Schlucht von Eismassen erfüllt, welche dem großen Gletscher des Leevining Creek und mit diesem dem Mono-See zuflossen. Heute ist nur noch eine Eismasse von ungefähr 2000 Fuß Länge vorhanden, welche den gegenwärtigen Dana-Gletscher bildet.

Steigt man den Dana-Creek herab bis zu seiner Einmündung in den Tuolumne und diesen wieder hinauf, so trifft man an dessen Quelle unmittelbar auf den Lyell-Gletscher, aus welchem der Fluß entspringt. Der Berg selbst, 13217 Fuß hoch, steht den prachtvollsten Bergen des Berner Oberlandes an wilder Größe nicht nach. Von ihm und seinem nur wenig niedrigeren Nachbar Mount Mac Clure (13067 Fuß) ging in der Eiszeit ebenfalls ein gewaltiger Gletscher aus, der an den steilen Abhängen, welche die Terrassen des oberen Thales trennen, prachtvolle Eiskaskaden gebildet haben muß; seine Spuren finden sich noch etwa 2500 Fuß über dem heutigen Flußbette. Auch von ihm ist heute nur noch ein kleiner Rest übrig. Genau ebenso sind die Verhältnisse am Cañon des Parker Creek, dessen Gletscher heute der kleinste ist, aber ganz auffallend große concentrische Moränen gebildet hat; freilich sind sie immer noch klein im Vergleiche zu den mächtigen Ablagerungen, welche der Parker Creek-Gletscher an seiner Einmündung in die Ebene des Mono-Sees aufgehäuft hat.

So klein diese Eismassen sind, müssen sie doch unbedingt als echte Gletscher angesehen werden. Jeder von ihnen hat sein Firnfeld, das sich scharf gegen die eigentliche kompakte Eismasse absetzt; Spalten sind vorhanden, mitunter über 100 Fuß tief, das Eis zeigt deutliche Bandstruktur mit Schmutzbändern, am Parker Creek-Gletscher fanden sich auch prächtige Gletschertische, von denen einer auf 8 Fuß hohem Postamente einen Block von 34 Fuß Länge, 23 Fuß Breite und 10 Fuß Dicke trug. — Der Lyell-Gletscher trug an seinem unteren Ende eine Unmasse von kleinen Eispyramiden. Diese schwankten in ihrer Höhe von wenigen Zoll bis zu drei Fuß; an ihrem Nordfuße lag jederzeit ein Stein von 5 bis 6 Zoll Durchmesser oder eine Hand voll Kiesel oder Schmutz, meist etwas in die Gletscherfläche eingesunken; der Nordabhang ist konkav und besteht aus festem Eis, während der Rest der Pyramide poröser ist. Sie können nur in der Weise entstanden sein, daß der durch die Sonne erwärmte Stein beim Einsinken durch sein Schmelzwasser eine Fläche kompakten Eises bildet, welche dem Abschmelzen besser widersteht als das gewöhnliche poröse Gletschereis. — Keiner der Gletscher zeigt eine Mittelmoräne, da sie heute alle nur einfache Eisströme bilden; Randmoränen sind dagegen in den meisten Fällen vorhanden, Endmoränen immer und stets auffallend groß. Die Endmoräne des kleinen Dana-Gletschers ist ungefähr 1000 Fuß lang, 30 bis 40 Fuß breit und gegen 100 Fuß hoch; die am Lyell-Gletscher und am Parker Creek sind noch bedeutender. Die Bewegungsgeschwindigkeit zu bestimmen, hatte Russell keine Gelegenheit. John Muir fand am Mac Clure-Gletscher in 1872 das Maximum der Bewegung nächst dem Centrum mit 47 Zoll in 46 Tagen, also ungefähr einen Zoll täglich.

Die Gletscher der Sierra Nevada sind gegenwärtig offenbar nicht in der Zunahme begriffen. Als Muir sie 1872 für die Wissenschaft entdeckte, war der Gletscher am Mount Mac Clure ungefähr eine halbe Meile lang und ebenso breit, der am Mount Lyell eine Meile lang und breit. Bei den späteren geologischen Aufnahmen der California Survey scheinen die Gletscher vollkommen übersehen worden zu sein, vielleicht weil damals mehr Schnee lag; noch in dem 1882 erschienenen Berichte wird die Existenz von Gletschern in der Sierra Nevada unbedingt geleugnet. Es kommt ganz entschieden darauf an, zu welcher Zeit man das Gebirge besucht; erst im Nachsommer treten die Gletscher in ihrer Natur deutlich hervor, und so mag es gekommen sein, daß sie bis in die neueste Zeit übersehen wurden.

Jedenfalls sind die heutigen Gletscher nur schwache Ueberreste der ungeheuren Eismassen, welche in einer geologisch zu reden nicht fernen Zeit die sämmtlichen Hochgipfel der Sierra Nevada bedeckten und ihre Gletscherzungen durch alle Thäler hinabsandten. Die nach Westen gerichteten waren größer; offenbar waren schon damals die Niederschläge auf der Westseite stärker als auf der Ostseite. Der große Tuolumne-Gletscher in Verbindung mit dem vom Mount Dana herabkommenden Eisstrome erfüllte den Cañon auf mindestens 30 bis 40 englische Meilen in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Gleich mächtige Eisströme durchzogen die Thäler des Merced und des San Joaquin. Hier findet man überall Reste von Randmoränen, Rundhöcker und geglättete Felsen; ihre genauere Ausdehnung wird eben ersorscht. Die nach Osten gerichteten Gletscher zeichnen sich meistens dadurch aus, daß ihre Moränen über die Mündung der Cañons hinausreichen und in der Ebene des Mono-Sees mächtige Parallelwälle bilden. An der Mündung des Bloody Cañon sind diese sogar doppelt; ein Paar wendet sich südwärts, dann scheint der Gletscher sich bis in den Cañon zurückgezogen und sich beim Wiedervordringen nördlicher gewandt zu haben, so daß ein neues Moränenpaar entstand. Eine ähnliche Erscheinung findet sich am Ausgange von Parkers Creek Canon. Der Gletscher von Nash Creek hatte an seiner Ausmündung noch eine Mächtigkeit von 1500 Fuß; eine Felsenmasse spaltet ihn hier und verursacht ganz eigenthümliche Erscheinungen, die ein genaueres Studium verdienen. — Der Bericht giebt eine äußerst interessante Karte der heutigen Gletscher und eine auf durchsichtiges Papier gedruckte Skizze der früheren, die eine sehr bequeme Vergleichung gestatten.

II.

Einen wesentlich anderen Charakter bieten die Gletscher in der Cascade Range. Wenn schon dieses Gebirge eigentlich die direkte Fortsetzung der Sierra Nevada durch Oregon und Washington Territory bildet, ist es doch von wesentlich jüngerer Bildung und der Hauptmasse nach aus recenten vulkanischen Gesteinen zusammengesetzt. Dieses vulkanische Gebiet beginnt noch etwas südlich von der Nordgrenze Californiens und gerade hier stehen die prachtvollsten Berge ganz Amerikas. Noch ist die Gegend nur ungenügend ersorscht, und wahrscheinlich stehen hier noch eine ganze An-

zahl erloschener Vulkankegel, welche den bis jetzt bekannten ebenbürtig sind.

Einer der bekanntesten Berge ist Mount Shasta, 14451 Fuß hoch. Hier wurden Gletscher schon bei der ersten Besteigung gefunden, welche Clarence King mit verschiedenen Mitgliedern der geologischen Expedition zur Erforschung des 40. Breitengrades ausführte. Er fand schon auf dem kleinen Shasta, einem sekundären Kegel dicht unter dem Gipfel an seiner Nordwestseite, einen Gletscher von drei englischen Meilen Länge mit prachtvollen Eiskaskaden und großer Endmoräne. Vom Hauptgipfel gingen drei Gletscher aus, der größte $4^1/_2$ Miles lang und 2 bis 3 Miles breit, aber alle drei auf den Nordabhang beschränkt. Das Jahr 1870 war zur Erforschung der Gletscher ganz ungewöhnlich günstig; noch niemals seit der Besiedelung der anschließenden Thäler hatte man den Hochgipfel so von Schnee entblößt gesehen wie damals. In allen Schluchten fand man an der Schattenseite noch Eisstreifen gletscherartigen Gefüges, die gewöhnlich von Schnee verhüllt sind. Ein größerer Gletscher erfüllte eine Schlucht an der Ostseite und senkte sich mit einem durchschnittlichen Fall von 28^0 in prächtigen Eiskaskaden abwärts, trotzdem bedeckten ihn herabgestürzte Steinmassen fast ganz, eine Erklärung für die auffallend starken Moränen dieser Gletscher; am unteren Ende entsprang ein echter Gletscherbach mit milchigem Wasser aus einem prächtigen Gletscherthore. Den größten Gletscher fand man auf der Nordseite, wo ein kolossales Firnfeld an seinem unteren Rande sich in eine Menge von Eisströmen theilt, die mindestens 1800 bis 2500 Fuß dick sind. Alte Moränen reichen bis zu 8000 Fuß herab und haben dort ein Plateau gebildet, das ganz aus Moränenmaterial besteht.

Eine genauere Erforschung des Shasta wurde durch Gilbert Thompson im Auftrage der U. S. Geological Survey 1882 vorgenommen. Den Forschern fiel zunächst der Unterschied gegen die Gletscher des Nevada auf. Die Gletscher des Shasta bergen sich nicht in Schluchten und im Schatten von Felswänden, sondern liegen frei am Abhange des Kegels, dem vollen Sonnenbrande ausgesetzt. Außer einigen Firnflecken und kleinen Eismassen an schattigen Stellen lassen sich fünf stärkere Gletscher unterscheiden, welche die Namen Whitney, Konwakiton, Wintum, Hotlum und Bolam erhielten. Der Konwakiton-Gletscher reicht bis auf die Südostseite hinüber und erfüllt eine geräumige Mulde am oberen Ende einer Schlucht, durch welche ein wasserreicher Strom herabrauscht. Der untere Gletscherrand liegt bei 12000 Fuß, die Oberfläche beträgt etwa 320000 Quadrat-Yards.

Der Wintum-Gletscher ist erheblich größer, ungefähr 2000000 Quadrat-Yards; er bildet zwei prachtvolle Eiskaskaden am Steilhange, verengt sich dann in einer Schlucht zu einem echten Eisstrome und reicht bis zu 8000 Fuß herunter, sein Abfluß macht gleich nach seiner Entstehung einen Sprung von 400 Fuß Höhe, eine der prachtvollsten Kaskaden im ganzen Gebirge. — Etwas weiter nördlich, durch ein paar rauhe Felsenvorsprünge geschieden, liegt der Hotlum-Gletscher, der nur bis zu 10000 Fuß herabreicht. Er bildet keinen größeren Gletscherbach, sondern hat eine Menge Abflüsse, welche den unterliegenden Abhang unterminiren und sehr gefährlich machen. — Den Hauptttheil der Nordseite nimmt der Bolam-Gletscher ein, welcher sehr bedeutende Eismassen zu führen scheint; seine Endmoräne liegt bei 10000 Fuß, während der Whitney-Gletscher bis zu 9500 Fuß herabreicht.

Auch von dem dreigipfeligen Mount Rainier oder Tachoma ist schon lange bekannt, daß er Gletschermassen trägt; die Forschungsexpedition des Lieutenants Kautz im Jahre 1857 fand ihren Weg durch einen Gletscher gesperrt. Genauere Angaben machte Emmons, welcher den Berg im Jahre 1870 bestieg. Er fand den Berg mit großen Gletschermassen bedeckt, von denen der Cowlitz, welcher dem Columbia zufließt, und der Nisqually, der Puyallup und der White River, welche direkt in Puget Sound münden, gespeist werden. Sein Gipfel besteht aus drei Spitzen, von denen die östliche die beiden anderen um einige hundert Fuß an Höhe übertrifft. Er ist ein prachtvoller, fast kreisrunder Krater, dessen Tiefe ewiger Schnee erfüllt; seine Außenwand ist vielleicht auf 60 Fuß Höhe bloß, dann bedeckt ihn ein Schneemantel, der in körniges Eis übergeht und mindestens 2000 Fuß tief ununterbrochen hinabreicht. Dann springen einzelne Felsenmassen vor und trennen die Gletscher des Nisqually, des Cowlitz und des White River von einander, die als Eiskaskaden noch gegen 3000 Fuß weiter steil, stellenweise fast senkrecht, herabfallen und dann erst in die eigentlichen, weniger steil abfallenden Gletscher übergehen; von den zwischenliegenden Bergspornen senken sich kleinere Eisströme herab, von denen aber manche eigene Abflüsse haben und somit als selbständige Gletscher angesehen werden müssen.

Der Nisqually ist von den drei Hauptgletschern der schmalste und am meisten gewundene; er strömt im Ganzen südwestlich und südlich und ist an seinem Ende noch ungefähr 500 Fuß dick. In seinem oberen Laufe, wo er weichere, vulkanische Gesteine durchschneidet, ist er ziemlich glatt, aber sobald er in das Gebiet des härteren Syenits tritt, zeigt er eine Menge Spalten. Der Cowlitz-Gletscher, welcher dem vorigen im Ganzen parallel läuft, aber weniger gewunden ist, hat in seinem ganzen Laufe Eiskaskaden und Spalten. Beide Gletscher reichen in die Waldregion herab und sind von schönen Waldungen von Picea nobilis und Pinus flexilis umgeben. Der Cowlitz hat eine starke Mittelmoräne, welche den starken Zuflüssen von dem östlichen Berghange ihre Entstehung verdankt. Hier trennt ihn ein mächtiger Bergsporn, welcher sich gegen 3000 Fuß über die Gletscherfläche erhebt, von der Gletschermasse des White River. Nach beiden Seiten senken sich sekundäre, kleinere Gletscher herab, welche an den steilen Abstürzen meist als senkrechte Mauern von mehreren hundert Fuß Mächtigkeit endigen, ohne sich mit dem Cowlitz zu vereinigen. Westwärts nach dem White River-Gletscher senken sich von dem Bergsporn vier kleinere Gletscher, zwei größere entspringen in einer länglichen Mulde unter dem Kamme, welcher den Sporn mit der Hauptbergmasse verbindet; die Hauptmasse des Gletschers senkt sich direkt vom Kraterrande nach Nordosten, anfangs 4 bis 5 Miles breit, dann auf $1^1/_2$ Miles verschmälert, aber mindestens 10 Miles lang. Er hat sich ein tiefes Bett in die Lavamassen des Berges eingeschnitten und trägt zwei stärkere Mittelmoränen, deren Ursprungsstellen als schwarze Felsenmassen hoch oben erkennbar sind; wo der steile Abhang sich zu verflachen beginnt, theilt der Gletscher sich in zwei Hälften, deren Abflüsse sich erst 15 bis 20 Miles weiter vereinigen. Im Ganzen konnte die Expedition am Mount Rainier zehn selbständige Gletscher unterscheiden, obwohl sie nicht den ganzen Berg untersuchte und gewiß noch einige Eismassen der Beobachtung entgingen. Wenn man bedenkt, daß der Berg ein isolirter, erloschener Vulkankegel ist, so erscheint die Zahl seiner Gletscher gewiß merkwürdig genug.

Am Mount Hood wurden Gletscher zuerst 1866 von Prof. A. Wood beobachtet; eine genauere Beschreibung gab 10 Jahre später Arnold Hague. Er fand auf der Spitze einen Krater, dessen größerer Durchmesser eine halbe

Mile betrug, umgeben von einem scharfen, stellenweise nur 2 Fuß breiten Rande, der nach innen etwa 450 Fuß, nach außen gegen 2000 Fuß hoch steil abfällt. Drei Gletscher nehmen hier ihren Ursprung, die Quellen dreier bedeutender Flüsse, des White, des Sandy und des Little Sandy, welche also alle drei ihre Namen von den Eigenschaften des Gletscherwassers entlehnen. Der Gletscher des White River entspringt an der Ostseite des Kraters und wendet sich südöstlich; er ist etwa eine viertel Mile breit, zwei Miles lang und reicht gegen 500 Fuß in die Waldregion hinein; eine breite Spalte durchschneidet ihn hoch oben in seiner ganzen Breite und war damals nur an einer einzigen Stelle mittels einer Eisbrücke zu passiren. Eine andere Spalte schnitt scharf durch blaues Eis von mindestens 200 Fuß Dicke; überall zeigten sich kleinere Spalten und Höhlen und die echte Gletscherstruktur war im Eise deutlich erkennbar. Ein hoher kahler Felsrücken, welcher den Krater in zwei Hälften theilt, trennt den genannten Gletscher von dem des Sandy River; der des Little Sandy nimmt seinen Ursprung am Westabhange. Die Gesteinsmassen, welche die drei Gletscher und ihre Abflüsse alljährlich ins Thal führen, sind bei dem weichen vulkanischen Gestein geradezu kolossal. Spuren älterer Gletscher lassen sich sehr weit verfolgen; namentlich nordwärts dem Hood River zu und längs des Sandy bis zu seiner Mündung in den Columbia lassen sich die von ihnen tief eingeschnittenen trogartigen Thäler durch die trachytischen Lavaströme erkennen.

Außer an den drei genannten Kegelbergen sind Gletscher noch mit voller Sicherheit nachgewiesen durch Colman 1869 am Mount Baker, durch Diller 1883 am Mount Jefferson, Diamond Peak und an den Three Sisters, deren gewaltige Bergmasse wahrscheinlich die bedeutendsten und interessantesten Gletschermassen im Gebiete der Vereinigten Staaten, Alaska ausgenommen, enthält. Sie bedürfen noch genauerer Erforschung. Mount Tielson und Mount Scott waren gletscherfrei, dagegen werden wohl noch manche bis jetzt nicht besuchte Kegelberge der Cascade Range Gletscher tragen. Jedenfalls sind die Gletscher dieser Bergkette nicht so unbedeutend, wie man gewöhnlich annimmt, und sie können an wilder Großartigkeit und landschaftlicher Schönheit getrost mit den berühmtesten Gletschern der alten Welt rivalisiren.

III.

Das große Becken zwischen der Sierra Nevada und den Wasatchbergen wird von einer ganzen Anzahl Bergketten durchschnitten, deren Höhe von 10 000 bis 13 000 Fuß schwankt. Sie sind dürr und wüstenartig, wie das ganze Becken, die Thäler meist spärlich mit dem Sage-bush bewachsen oder auch ganz kahl, die Berge fast immer völlig kahl. Es ist schwer, sich ein ungünstigeres Klima für Gletscherbildung zu denken und doch hat W. Eimbeck am Jeff. Davis eine Masse ewigen Schnees gefunden, die beinahe ein Gletscher genannt werden könnte. In der Eiszeit trugen alle diese Berge ausgedehnte Gletscher; ein geringer Klimawechsel würde auch heute wieder ausreichen, um neue sich bilden zu lassen.

Jeff. Davis, von den Indianern Tuburrit genannt, auch unter den Namen Union, Lincoln und Wheelers Peak bekannt, ist mit 13 100 Fuß Höhe einer der höchsten Pnukte im ganzen Becken; er erhebt sich gegen 8000 Fuß über die Thäler östlich und westlich, nach Norden und Süden setzt er sich in eine der wildesten Bergketten des ganzen Gebietes fort. Er gehört noch zu Nevada, liegt aber nahe der Grenze von Utah. Eine tiefe Kluft am Kamme, oben gegen 4000 Fuß weit und mindestens 2000 Fuß tief, hat den langen, einst gerundeten Rücken in zwei Spitzberge zerschnitten; in ihrer Tiefe liegt eine Eismasse von ungefähr 1500 Fuß Länge, 200 Fuß Breite und etwa 20 bis 30 Fuß Dicke, in circa 11 500 Fuß Höhe und in einem Winkel von 50° geneigt. Moränen sind heute nicht mehr vorhanden, aber etwa eine Mile tiefer in dem von der Schlucht auslaufenden Cañon liegt eine Endmoräne, welche die frühere Ausdehnung dieses Gletschers anzeigt.

In den Rocky Mountains kannte man zwar schon lange die Spuren ehemaliger Gletscher; man wußte auch, daß Sierra Blanca im südlichen Colorado und einige Berge in Central-Colorado das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis trugen, aber eigentliche Gletscher sind erst 1878 bekannt geworden. Auch heute noch kennt man keinen Gletscher südlich von Central-Wyoming. Zuerst entdeckte wirkliche Gletscher der Geologe Holmes, Mitglied der Hayden'schen Expedition, und zwar in den Wind River-Bergen und am Fremonts Peak. Ein sehr trockener Sommer begünstigte in 1878 die Erforschung und hatte den Schnee beinahe völlig aufgezehrt. Unter dem fast senkrecht abstürzenden Nordabhange am Wind River lag eine Eismasse von etwa 2400 Fuß Breite und einer Mile Länge, vor der Sonne geschützt durch einen fast senkrechten Kamm, der vom Hauptberge ausläuft; das ganze Amphitheater ist bis oben hinauf geglättet und auch die von ihm ausgehende Schlucht zeigt alle Spuren der ehemaligen Ausfüllung durch einen Gletscher. An wenigen Stellen sind die Spuren ehemaliger Vergletscherung so deutlich wie hier. Von einem Plateau in der durchschnittlichen Höhe von 12 000 Fuß ergossen sich Eisströme nach allen Richtungen in die Thäler hinein; sie haben sich nach und nach zurückgezogen, aber ihre Bahnen sind noch überall deutlich erkennbar; manche von ihnen erstrecken sich 20 Miles weit und zeigen eine ehemalige Mächtigkeit von über 1000 Fuß.

Weiterhin liegen eine ganze Anzahl kleiner Gletscher am Nordabhange von Fremonts Peak, ebenfalls in einem tiefen, fast kreisrunden Amphitheater, das aber damals nicht genauer untersucht werden konnte. Auch an den Teton Mountains sind noch winzige Gletscherreste vorhanden, ebenso in den tiefen Schluchten, welche von Mount Moran nach dem Jackson-See hinunterziehen. Endlich hat neuerdings Prof. Pumpelly erheblich stärkere Gletscher an den Quellbergen des Flathead River beobachtet, und allem Anscheine nach wird man sie im nördlichen Montana und im britischen Nordamerika in größerer Ausdehnung entwickelt finden.

Der Besitz der Vereinigten Staaten an Gletschern hat einen enormen Zuwachs bekommen durch den Erwerb von Alaska. Die Natur dieses Landes bedingt es, daß seine meisten Gletscher sich in den südlichen Grenzgebirgen finden; in dem flachen nördlichen Theile beobachtet man ewiges Eis nur an ganz wenigen Stellen, von denen nachher die Rede sein wird. Die echten Gletscher liegen sämmtlich in Schluchten und Zirken, wie die in der Sierra Nevada, aber sie sind unvergleichlich ausgedehnter und großartiger, entsprechend der nördlicheren Lage und dem feuchteren Klima. Leider haben die Specialforschungen hier noch kaum begonnen. Eisklippen, die vom Meere aus sichtbar waren, bemerkte schon Belcher bei der Reise des „Sulphur"; am Fuße des Mount Elias bestand ein Theil des Strandes von Icy Bay aus Eis, ungefähr 20 Fuß hoch. Aehnliche Eisklippen fand Vancouver am Strande von Prince William Sound, an Stephens Passage und an der Küste gegenüber Admiralty Island. Auch nördlich und westlich von Point Converdeen entdeckte er zwei Buchten, deren Hintergrund von Eismassen gesperrt wurde. Genauere Forschungen stellte aber zuerst 1863 William P. Blake

an den prachtvollen Gletschern des Stilkine River bei Sitka an. Diese Eisfelder liegen sämmtlich am rechten Ufer des Flusses, der zur Zeit der Schneeschmelze etwa 125 Miles weit schiffbar ist; innerhalb der ersten 60 bis 70 Miles zählt man vier große und mehrere kleinere. Der erste erfüllt eine steil abfallende Schlucht nur zwei Miles vom Ufer entfernt und sieht aus wie eine ungeheure Eiskaskade; er greift seine Umgebung sehr stark an, seine Ränder zeigen überall frisch abgebrochene Felsstücke. Der zweite Gletscher ist bedeutend größer und dringt mit geringerer Neigung bis ans Ufer vor, wo er immer noch $1^1/_2$ Miles breit und etwa 150 Fuß hoch ist; eine Moräne schützt ihn vor dem Angriffe des Flusses. Er scheint aus einem breiten Seitenthale hervorzutreten; alte verwachsene Moränen dehnen sich weithin aus und bilden eine ausgedehnte Hügellandschaft. Eine genauere Erforschung war leider unmöglich; die Indianer weigerten sich, das Eis zu betreten, da in früheren Zeiten einmal einer ihrer Häuptlinge auf diesem Gletscher umgekommen sei. Ein paar bedeutende Gletscherbäche brechen aus dem Eisfuße hervor und stürzen nach kurzem Laufe in den Stilkine. Weiterhin liegen der Bernardo- und der Orlebar-Gletscher, von denen Russell Abbildungen nach Photographien giebt.

Nördlich von der Mündung des Stilkine liegen noch eine ganze Anzahl von Gletschern, welche die Küste erreichen; so namentlich am Taka River, an Glacier Bay und am Lynn Kanal; ihre Lage ist meistens auf der Dall'schen Karte angegeben. Auf dem Wege vom Lynn Kanal nach dem Yukon-Thale beobachtete Schwatka allein bis zum Lake Lindeman vier größere Gletscher. Noch zahlreicher sind sie an den wilden Bergen nördlich von Croß Sound, aber bekannt sind bis jetzt nur die der Küste zugewandten, welche Dall auf der Karte der Coast Survey verzeichnet hat. Eine ganze Anzahl wurden auch bemerkt am Südabhange der Kette, welche Mount Vancouver und Mount Elias verbindet; an dem noch ganz unbekannten Nordabhange werden sie auch schwerlich fehlen. Auf der Kenai-Halbinsel wurden vier größere Gletscher notirt, auf Alaska beobachtete Dall noch einen solchen unter 162° westl. L., selbst auf Unalaschka entdeckte Davidson noch einen echten Gletscher in 2000 Fuß Höhe. Die Gletscher im Binnenlande sind noch völlig unbekannt.

Dall, der neun Sommer auf die Erforschung Alaskas verwandte, macht bereits darauf aufmerksam, daß die Gletscher von Alaska unter sehr verschiedenen Formen auftreten. Die einen füllen große Plateaumulden aus und werden nur bemerkt, wenn sie solche Dimensionen annehmen, daß sie über die Ränder überfließen. Andere füllen ausgedehnte Thäler, fließen auch nach bestimmten Richtungen, haben aber keine Seitenmoränen und häufig auch keine Endmoräne; wieder andere stürzen als steile Eiskaskaden durch steile Schluchten herab. Weiter findet man typische Gletscher mit Firnfeld, Seiten- und Endmoränen und endlich noch gewissermaßen todte Gletscher, deren Quellen versiegt sind und die sich in diesem Klima haben auch ohne Zufluß erhalten können. Außerdem finden sich aber an der Nordküste in der Umgebung von Kotzebue-Sound förmliche Eisflötze, geschichtete Eismassen mit Zwischenlagern von Thon und Sand, hier und da überlagert von Thonmassen mit Knochen von Bos latifrons, Ovis montanus, Pferden und anderen Säugethieren. Die Lager erstrecken sich am Kotzebue-Sound und am Eiskap auf eine große Entfernung hin, hier und da unterbrochen durch Hügel von Kohlenkalkstein, die aber weder Gletschereis tragen, noch Spuren ehemaliger Vergletscherung zeigen; das Eis ist von einer Erdschicht einige Fuß stark bedeckt, welche auffallend nach thierischer Materie riecht. Diese Decke ist nirgends unterbrochen oder zerrissen; eine Bewegung des Eises findet also sicher nicht statt und es handelt sich hier um Eismassen, welche älter sind als die Periode des Mammuth und ganz dasselbe Verhältniß zur Erdoberfläche haben wie andere geschichtete Gesteine auch.

Kürzere Mittheilungen.

Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze.

Nach der „St. Petersburger Zeitung" hat Mitte Juli d. J. der bekannte Reisende Dr. G. Radde seine neue Expedition vollendet, die sich auf die Erforschung des russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenzgebietes erstreckt.

Nach verschiedenen Exkursionen, welche Radde mit seinem Begleiter Dr. Walter von Aschabad aus Ende Mai nach dem Kopet-Dagh und der neuen russisch-persischen Grenze unternahm, setzten sie ihre Forschungen nach Osten fort. Gegen Pfingsten (Mitte Juni) trafen sie in Karybend ein, von wo aus sie nach Merw aufbrachen. Unweit von Dart-Kuyu hatte Dr. Walter das Unglück, das rechte Bein zu brechen, so daß er nach dem Militärlazareth in Aschabad gebracht werden mußte. In Merw traf Radde mit dem bekannten Minen-Ingenieur Koutschin zusammen, welcher vom Amu-Darja kam. Beide setzten die Reise in das Thal von Pendsch-deh fort, indem sie den Murghab aufwärts reisten. Man besuchte hierbei die Ruinen des alten Merw und setzte dann die Reise auf dem linken Ufer des Murghab fort. Die Natur ist in diesen Gebieten äußerst einförmig. Das rechte Ufer dieses Wasserlaufes ist ähnlich dem der Wolga hoch und besteht aus mehr thonigen als sandigen Dünen der aralokaspischen Formation. Was man „Wälder" des Murghab und Tedschend nennt, rechtfertigt nicht den Sinn, welchen man diesem Ausdrucke beilegt; denn beide Ufer zeigen nur einen schmalen Saum von isolirt stehenden Pappeln (Populus diversifolia) und dichtem Buschwerke, unter welchem Tamarix vorherrscht. Die Pappel zeichnet sich dadurch aus, daß, ihrem Alter entsprechend, die Form ihrer Blätter sich ändert, so daß man Zweifel hegen kann bezüglich der Identität der Art. Sie erreicht keine große Höhe, hat mehrere, fast an der Wurzel entspringende Aeste und bald spitze, bald ovale, gezähnte oder ungezähnte, lederartige Blätter von grünbläulicher bis grüngrauer Färbung. Sie wächst am Flußufer, zuweilen im Flußbette selbst, ist aber auf den steilen Uferhöhen nicht zu finden. An einigen günstig gelegenen Stellen wechselt sie mit der gemeinen Ulme ab. Außer diesen beiden Bäumen bemerkt man in diesen Gegenden nur zwei Gehölzarten. Auf dem Kopet-Dagh und auf den Balkanbergen Juniperus excelsa, wenig belaubt, aber bis zwei Daumen dick und gegen 30 Fuß hoch, und auf den Molassefelsen des oberen Tedschend und auf den alten Sanddünen an der afghanischen Grenze Pistacia vera, mit ihren ölreichen Früchten. Dieser Baum zeichnet sich durch seinen verkümmerten Wuchs, die Ausbreitung seines Blätterdaches und seine glänzenden, lederartigen Blätter aus. Im nördlichen Chorassan mit seiner brennend heißen Sonne giebt die Pistazie den besten Schatten, namentlich gilt dies für das Gebiet zwischen Merutschak und Pul-i-Chatun.

Im ganzen Gebiete des Murghab litten die Reisenden viel von der Hitze, namentlich aber im Thale von Pendsch-

deh. Wochen lang zeigte gegen 2 Uhr Nachmittags das Thermometer in der Sonne 55 bis 58° C. und erhob sich sogar zweimal über 60° C., während Schattentemperaturen von 40 bis 43° C. gewöhnlich waren. Hierzu kamen noch die heißen, periodisch auftretenden Nordwinde, welche glühend heißen Sand aus der Wüste Karakum brachten. Dieselben erhoben sich Nachmittags und wehten ungeschwächt bis gegen Mitternacht, so daß man Tag und Nacht keine Ruhe fand.

In sanitärer Hinsicht hat Sary-Yazy eine mehr als ungünstige Lage. Mitte Juni war die Krankenzahl des dort garnisonirenden Jäger-Bataillons schon eine beunruhigende. Der Typhus forderte täglich seine Opfer, während Dysenterie und Geschwürkrankheiten mehr und mehr sich ausbreiteten.

Die Nacht des 21. Juni verbrachte die Expedition auf dem Schlachtfelde von Kuschk, und zwar auf den von den Afghanen eingenommenen Positionen. Man bemerkte noch Kleidungsüberreste dieser Asiaten, Fragmente von Schuhwerk sowie ihrer Pelzmützen.

Am folgenden Morgen erreichten die Reisenden Tachta-Bazar, von wo aus Herr Kontschin Ausflüge nach den Höhlen am rechten Murghabufer und nach Merutschak unternahm. Inzwischen traf Radde die Vorbereitungen zur Fortsetzung seiner Reise längs der afghanischen Grenze. Die Gegend zwischen dem Murghab und dem Tedschend ist die trostloseste, welche Radde bei seinen vielen Reisen längs der russischen Grenze jemals angetroffen hat. Selbst die Grenze der Mongolei ist viel besser. Die Brunnen von Ak-Robat mit ihrem salzigen Wasser finden sich mitten in einer Einöde ohne jegliches menschliche Wesen, so daß die Karawane Wasser und Futter auf ihrem Wege für die Pferde mitführen mußte. Während des Tages beobachtete man Temperaturen von 50 bis 53° C., während in der Nacht das Thermometer auf 15° C. fiel.

Am 30. Juni erreichte die Expedition die Pässe von Zulfagar und nach einem anstrengenden Marsche in der Nacht den Tedschend, wo sie von dem afghanischen Posten angehalten wurden. Einige Auseinandersetzungen ordneten jedoch diese Angelegenheit zu beiderseitiger Befriedigung, so daß Radde am rechten Ufer des Tedschend die Reise fortsetzen konnte und bald Pul-i-Chatun erreichte, den bestgelegenen Ort der ganzen Gegend. Hier bekamen Radde und Kontschin leichte Fieberanfälle, die sie zu einer dreitägigen Rast nöthigten. Während des folgenden Marsches nach Serachs wurden diese Anfälle immer heftiger, so daß endlich Radde zwölf Stunden lang auf den Sanddünen im heftigsten Delirium liegen blieb. Mit der größten Mühe erreichten die Reisenden Serachs, wo sie vom Baron Salza, dem Befehlshaber des daselbst stationirten ersten kaukasischen Jäger-Bataillons aufs Liebenswürdigste aufgenommen wurden.

Die Rückreise nach Karybend erfolgte zu Wagen und am 14. Juli war die Expedition wieder in Aschabad.

Einige Tage später sollte ein Ausflug unternommen werden, um die Gipfel des Kopet-Dagh zu erforschen und den etwa 10 000 Fuß hohen Schach-Schach zu besteigen. Ob man hierauf die Reise weiter nach dem persischen Gebiete fortsetzen würde, hing zum Theil von dem Gesundheitszustande der Reisenden ab, welcher durch die erneuten Fieberanfälle sehr angegriffen war. Hinsichtlich der botanischen Ausbeute wird wohl diese Reise aber erst nächstes Frühjahr ausgeführt werden, da Ende Juli die gesammte Vegetation schon versengt war.

Mount Pitt in Oregon.

Ko. In Nr. 4 des „Bulletin of the California Academy of Sciences“ giebt Herr Emmons einen interessanten Bericht über diesen prachtvollen Vulkankegel, welcher sich 9718 Fuß hoch erhebt. Derselbe ist einer der südlichsten unter den erloschenen Vulkanen, welche auf dem Kamme der Kaskade Range zerstreut stehen und einen charakteristischen Zug in der californischen Landschaft bilden. Während seine höheren Brüder, Mount Hood, Mount Shasta und Mount Rainier, längst genauer untersucht und beschrieben wurden, blieb der im südwestlichen Oregon gelegene Mount Pitt fast unbekannt, und man wußte von ihm kaum mehr, als daß er ein erloschener Vulkan sei; erst 1875 wurde er von Herrn Emmons zum ersten Male genauer untersucht.

Mount Pitt bildet einen regelmäßigen Kegel, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will: seine Seiten erheben sich mitunter bis zu einem Winkel von 35°. Da er gerade auf dem Kamme der Cascade Range steht, beträgt die relative Höhe nördlich und südlich nur 3857, resp. 4988 Fuß, nach Westen dagegen fällt er fast 7000 Fuß hoch zur Raucherie Prärie ab. Der ganze ungeheure Kegel besteht aus einer Anhäufung von Schlacken und Blöcken, aus welcher nur an wenigen Punkten festes Gestein hervorragt. Ein großer Krater ist an der Nordostseite des Gipfels zu erkennen; der größere Theil des Randes ist heruntergebrochen, der heutige Gipfel bildet einen Theil der Kraterwand, die beiden stehen gebliebenen Ränder fallen fast senkrecht ab, doch läßt sich längs des südlichen Randes der Gipfel noch am leichtesten ersteigen. Dieser Krater muß einen Durchmesser von etwa einer halben Meile gehabt haben. Ein zweiter noch größerer Krater von etwa dreiviertel Meilen Durchmesser befindet sich an der Nordseite; in ihm hält sich der Schnee alljährlich den ganzen Sommer hindurch; er wandelt sich in eine Firnmasse mit tiefen Spalten um, wird aber nicht zum eigentlichen Gletscher, wie auf den höheren Bergen derselben Kette.

Im August 1875 lag auch an der Südseite des Gipfels noch Schnee, aber im September pflegt er hier zu verschwinden. — Etwas tiefer unten läßt sich ein dritter kleinerer Krater erkennen. Reste kleinerer Lavaströme sind überall nachweisbar, doch sind sie meistens sehr verwittert und meist in unregelmäßige Haufen von Blöcken verwandelt.

Eine Ausnahme bilden nur zwei Lavakegel, von denen der eine auf der Westseite etwa 2000 Fuß unter dem Gipfel emporragt, der andere weiter südlich und etwa 300 Fuß weiter oben. Bei einer Höhe von etwa 200 Fuß stehen beide schräg und unverwittert da, wie sie gebildet wurden, ohne Sand und Schlacken, riesige Felsmassen mit Blöcken, deren Kanten und Brüche so frisch sind, als kämen sie eben aus dem Steinbruche; weder ein Krater noch ein abfließender Lavastrom sind erkennbar; offenbar handelt es sich hier nicht um einen parasitischen Kegel, wie bei anderen Vulkanen, sondern um einen inneren Ausbruch festeren Gesteines, den die Verwitterung nach und nach bloßgelegt hat.

Das Gestein des ganzen Berges besteht ausschließlich aus Basalt; doch ist dasjenige, welches die Basis bildet, viel fester und dichter, als das mehr porphyrartige des Gipfels; in diesem finden sich in der dunkel-blaugrauen Grundmasse zahlreiche winzige weiße Feldspathkrystalle, und hier und da größere Krystalle von Pyroxen und einzelne Olivinkörner; die zahlreichen Bläschen sind häufig mit Eisenoxyd gefüllt, das durch die Verwitterung prächtige bunte Farben annimmt. Die älteren Basalte sind heller und für das bloße Auge gleichmäßig; der Feldspath ist stets Plagioklas, nie Orthoklas. Allem Anscheine nach hat Mount Pitt nur eine einzige Eruptionsperiode gehabt. Für die Bestimmung der Epoche, in welcher dieses geschehen, bieten die Angaben des Herrn Emmons keinen Anhalt.

Die Mondombé.

Ueber die Mondombé berichtet P. J. van der Kellen in Briefen an „Het Nieuws van den Dag“, denen wir Folgendes entnehmen. Dieselben gehören zur Bantu-Rasse. Man muß diese in Mossamedes und Benguella einheimische Rasse nicht mit anderen, häufig in Mossamedes angetroffenen Negern verwechseln, welche als Träger im Ver-

kehre mit dem Inneren gebraucht werden und sich durch ihre Kleidung sowohl wie durch die Sprache von den eigentlichen Eingeborenen unterscheiden. Diese Neger von Mossamedes, die man auch in kleinen Gruppen, z. B. in der Serra de Chella und zu Quillengues, aber stets abgesondert von den wahren Moudombé, antrifft, sprechen Nihimbi, eine der des Damara-Landes beinahe gleiche Sprache. Wahrscheinlich sind es Flüchtlinge aus dem Damaralande und, da die Bewohner des letzteren nach alten Ueberlieferungen wieder aus der Gegend des Zambesi verdrängt sind, dürfte man wohl annehmen, daß das eigentliche Vaterland dieser Stämme am genannten Flusse zu suchen ist.

Die wirklichen Moudombé, die auch Humpata und Umgegend bewohnen, findet man in einem ziemlich großen Gebiete; in Quipungo, wo sie an die Mullondos, einen in Sprache und Sitte ganz verschiedenen Stamm, stoßen, hat van der Kellen ihre Grenze erreicht. Wenn man von Quillengues in der Richtung nach Benguella weiterreist, kommt man erst Tage lang durch einen unbewohnten Landstrich und wenn man endlich an dem zuletzt genannten Orte, sowie zu Catumbella wieder Menschen sieht, bemerkt man bald, daß sie zu anderen Stämmen gehören, die weit aus dem Inneren kommen, um Handel zu treiben; es scheint selbst aus der Vergleichung mancher ethnographischen Gegenstände sich zu ergeben, daß die Neger vom Okovango ihre Handelszüge bis hierher ausdehnen. Auch die von Hombe kommenden Neger zeigen in mancher Beziehung starke Unterschiede mit den Moudombé; im Allgemeinen wird man den Landstrich von der Westküste bis zum 15. Grade östl. L. und zwischen dem 13. und 15. Grade südl. Br. als den Wohnsitz des eben genannten Stammes im engeren Sinne annehmen können.

Es ist für den Forschungsreisenden am leichtesten, die Geräthschaften, die Kleidung, den Schmuck eines fremden Stammes zu beschreiben, viel schwerer ist es, über Sitte und Gewohnheiten, und noch schwerer, über die religiösen Ansichten Bericht zu erstatten; van der Kellen beschränkt sich daher vorläufig darauf, einige kurze Mittheilungen über die zuerst erwähnten Punkte zu machen.

Wenn ein Europäer zuerst mit den Negern in ihrem eigenen Lande in Berührung kommt, wird seine Aufmerksamkeit wohl zunächst durch die Kleidung erregt; bei den Mondambé bemerkt man sofort, daß Alles, was sie anhaben, mit Fett bestrichen ist, ein Umstand, der mit ihrer Abneigung gegen den Gebrauch von Wasser im engen Zusammenhange zu stehen scheint. Die Kleidung ist sehr einfach, sie besteht, sowohl bei Männern als bei Frauen, aus zwei um die Taille mit einem Gürtel befestigten Fellen, eins vorn und eins hinten; der Gürtel ist entweder aus Leder und dann flach, oder aus Därmen zusammengedreht und mit Fett bestrichen. Bei den Männern sind die Felle sehr kurz und reichen nur bis über die Knie, bei den Frauen ist namentlich das hinten getragene Fell länger und beide sind häufig mit Perlen und Muscheln verziert. Es gilt bei den Frauen für schön, beim Gehen dem Unterkörper eine drehende Bewegung zu geben, die sich natürlich den Fellen mittheilt. Die Männer gleichen gewöhnlich einem wandelnden Arsenal, ein Beil, ein Messer ein oder zwei Keulen, eine Lanze und gewöhnlich noch ein Feuersteingewehr bilden ihre Bewaffnung; sind sie jung und daher noch nicht reich genug, ein solches zu kaufen, so ersetzen sie es durch Bogen und Pfeile.

Das Beil besteht aus einem etwa einen halben Meter langen Stiele, der nach oben dick zuläuft und nach rückwärts gebogen ist und ferner aus einem in demselben befestigten kurzen, schmalen Keile, der 5 bis 6 cm breit und 9 bis 10 cm lang ist. Auffallend ist es, wie die Neger in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit diesem augenscheinlich so unbrauchbaren Instrumente dicke Aeste abzuhauen verstehen. Bei einer zweiten Art von Beilen ist der Keil etwas länger und breiter, der Stiel häufig mit Kupfer beschlagen und schön geschnitzt; dieselben dienen ausschließlich im Kriege; namentlich die Waffen der Könige (Sobas) zeichnen sich durch künstliche Bearbeitung aus; derartige Beile werden bei ihnen hoch geschätzt und würden nur mit großen Opfern einzutauschen sein. Alle Beile werden entweder mit dem Stiele in dem Gürtel oder mit dem Keile auf der Schulter getragen.

Das Messer, welches nie in dem Leibgurte fehlt, ist jetzt gewöhnlich europäisches Fabrikat. Wenn sie es selbst verfertigen, ist die Klinge zweischneidig und lanzenförmig, nie breiter als 2 bis 4 cm und von verschiedener Länge. Dasselbe wird mehr als Jagd- denn als Kriegswaffe, und zwar besonders zum Wurfe gebraucht. Sie haben wenigstens zwei derselben, häufig noch mehrere, bei sich, um, wenn sie eins oder einige weggeworfen haben, nicht ohne Waffen zu sein. Lange Keulen dienen zur Vertheidigung. Die Lanze, meist in der Länge von 4 Fuß, ist gewöhnlich ganz von Eisen, die Spitze von ovaler Form ist 15 bis 16 cm lang und 5 bis 6 cm breit, der eiserne Stiel ist in etwa $^3/_4$ der Länge mit einem Ochsenschwanze überzogen, während der unterste Theil ganz bloß bleibt. Häufig findet man unter der Spitze eine oder auch mehrere Spiralen von Kupferdraht angebracht, jede derselben bedeutet, daß ein Feind mit der Lanze erlegt ist. Die Lanze ist eine scharfe und in den Händen eines Moudombé gefährliche Waffe, da sie mit derselben sehr behende umzugehen wissen; sie ist auch die eigentliche Kriegswaffe. Bogen und Pfeile werden jetzt nur noch selten gefunden; ersterer ist etwa $1^1/_2$ m lang und mit einer starken Sehne von Leder versehen. Die Pfeile müssen in Jagd- und Kriegspfeile unterschieden werden; der Unterschied besteht darin, daß die ersteren nie vergiftet sind und nicht immer eiserne Spitzen haben, was beides bei den Kriegspfeilen stets der Fall ist. Erstere haben verschiedene Formen und scharfe oder stumpfe hölzerne Spitzen; die eisernen Spitzen sind theils keil-, theils lanzenförmig. Die Art des gebrauchten Giftes ist unbekannt, doch soll es sehr schnell wirken.

Außer den Waffen findet man beinahe bei allen Moudombé und zwar bei beiden Geschlechtern einen Artikel allgemein verbreitet, nämlich ein Schnupftabakshorn, welches auch am Gürtel getragen wird. Gewöhnlich ist dasselbe aus einem Thierhorne verfertigt, manchmal auch aus dickem Rohr und dann gewöhnlich künstlich ausgeschnitten. Oben an demselben ist ein kleiner Riemen befestigt, an welchem ein Stopfen hängt, der zum Verschluß des Behälters dient. Das Schnupfen wird bei diesem Stamme sehr leidenschaftlich betrieben; selten nur wird man einen Moudombé müßig sehen, ohne daß er sich den Genuß einer Prise gönnte oder wenigstens mit einem, gleichfalls am Gürtel getragenen eisernen Pfriemen den Tabak aufstocherte; leider hinterläßt dieser Genuß Spuren, denn bei den meisten sind Nasenspitze und Oberlippe leicht gelb gefärbt. Selten nur gebrauchen sie Tabak in anderer Weise, und wenn sie rauchen, so thun sie dies nur in Nachahmung des von den Europäern gegebenen Beispieles. Die dazu nöthigen Pfeifen verfertigen sie jedoch selbständig, indem sie dieselben entweder aus dem „Rothklipp" bohren, oder sie aus demselben Materiale, das zu ihren Töpfen dient, brennen; ein Rohrhalm vollendet die Pfeife, die manchmal noch mit Riemen, Perlenschnüren ꝛc. verziert wird.

Ihre Schmucksachen haben manchmal noch einen besonderen, inneren, auf Aberglauben beruhenden Werth; zu den gewöhnlichen Gegenständen gehören kupferne und eiserne Armringe und bei den Frauen auch die Beinringe, welche spiralförmig und etwa 10 bis 20 cm lang sind; bei den Männern findet man manchmal an einem Arme 20 bis 30 eiserne oder kupferne Ringe. Auch die kupfernen Knöpfe und ähnliche Artikel, welche im Haare getragen werden, gehören hierher.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Monaco sind nach einer Mittheilung von Millière an den „Naturalista Siciliano“ in diesem Jahre eine Anzahl exotischer Schmetterlinge gefangen worden (Papilio Troilus, Cingras und Ajax), die in Amerika zu Hause sind. Troilus, dessen Raupe in den südlichen Vereinigten Staaten auf dem Fenchel lebt, scheint sich sogar eingebürgert zu haben, denn es wurden im Laufe einer Woche fünf Exemplare gefangen. Millière nimmt an, daß die Puppen durch irgend einen Zufall, vielleicht an Farbhölzern befestigt, in den Hafen von Monaco gekommen und dort ausgeschlüpft sind. — Derselbe Autor nimmt an, daß die großen Oleanderschwärmer (Deilephila Nerii) und Weinvögel (Deilephila celerio), welche in Südfrankreich alljährlich, weiter nördlich nur in warmen Jahren zur Beobachtung kommen, über das Meer zugeflogen sind; ihre Raupen entwickeln sich nur dann zum Schmetterling, wenn die Verpuppung so früh erfolgt, daß sie noch vor Winter ausschlüpfen können. Puppen zu überwintern ist selbst bei der größten Vorsicht niemals gelungen.

— Auf der Messe zu Nishnij-Nowgorod betrug im Jahre 1885 der Werth der Zufuhr 186 164 858 Rubel; verkauft wurden Waaren im Werthe von 167 793 948 Rubel; unverkauft blieben Waaren für 18 370 910 Rubel. Gegen das Jahr 1884 wurde um 18 851 043 Rubel weniger zugeführt und um 31 254 183 Rubel weniger verkauft.

— Die internationale geodätische Konferenz, welche am 20. Oktober d. J. sich in Berlin versammelt, wird sich damit beschäftigen, in welcher Weise die in Rom und Washington im Jahre 1883 und 1884 gefaßten Beschlüsse am besten sich ausführen lassen. Die Zählung der Meridiane von Greenwich als dem ersten wird durchgesetzt werden. Anders ist es aber mit der Einführung der internationalen Normalzeit, da hier praktische, in das gewöhnliche Geschäftsleben eingreifende Umstände Schwierigkeiten bereiten werden. Um endlich das Projekt einer internationalen Uebersicht des ganzen Erdkreises zu fördern, wird beantragt werden, in Berlin ein geodätisches Central-Bureau zu errichten.

— Die erfolgreiche Kultur der Ramé oder Boehmeria nivea (chinesischer Hanf), welche seit 1884 durch Professor Schnetzler auf dem Champ-de-l'Air bei Lausanne betrieben wird, ist eine interessante Thatsache, besonders hinsichtlich der geographischen Verbreitung dieses Gewächses. Während die Heimath desselben China und Sumatra ist, ist es schon gegen 30 Jahre in den südlichen Distrikten der Vereinigten Staaten und Frankreichs angebaut und kürzlich in Algier eingeführt worden. Es besteht nun aber ein ganz bedeutender Temperaturunterschied zwischen Lausanne und den asiatischen Gegenden Asiens, wo die Ramé wild gefunden wird. Während die chinesischen Breiten sich zwischen 15° und 35° bewegen und hier vorübergehend im Norden ab und zu auch einmal Frost vorkommen kann, ist die Breite von Lausanne 46° 31′ und die mittlere Jahrestemperatur 9,5° C. Im letzten Winter widerstanden aber die Pflanzen einer Temperatur, die 124 Stunden lang unter Null lag und ein absolutes Bodenminimum von — 12,5° C. anzeigte. Es liegt also hier ein Beispiel seltener Widerstandsfähigkeit von Gewächsen gegen Temperaturextreme vor.

— Die Albanesen bedienen sich bekanntlich noch jetzt fast ausschließlich der Feuersteinflinten und die Verfertigung von Flintensteinen und Feuerzeugsteinen ist bei ihnen heute noch in Blüthe. Während aber die westlichen Nationen schon zeitig gelernt haben, den Steinen durch ein paar Schläge mit passenden Instrumenten die nöthige Form zu geben, sind die Albanesen der alten Methode der neolithischen Zeit treu geblieben und ihre Steine von manchen alten Gräberfunden kaum zu unterscheiden. Herr Arthur J. Evans hatte Gelegenheit, in Frannina einen alten Albanesen zu beobachten, der diese Industrie noch betrieb, und berichtet darüber in der Märzsitzung der englischen Anthropological Society. Der Albanese saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden und schlug zuerst mit einem großen Eisenhammer ein Stück von einem Feuersteinknollen ab, dann nahm er einen kleineren Hammer mit Stiel und gab mit schnellen, wunderbar geschickten Schlägen dem Splitter zunächst die nöthige rundliche oder viereckige Form; schwächere, ausschließlich mit der scharfen Kante des Hammers geführte Schläge auf den Rand gaben rasch die Schneide, und der Feuerstein war fertig. Sein Rohmaterial bezog der Albanese aus der Nähe des Dorfes Dobro, etwa zwei Stunden von Joannina. Der Reisende ließ sich dorthin führen, suchte aber umsonst nach Spuren einer prähistorischen Industrie. In Albanien hat man bis jetzt überhaupt nur auffallend selten alte Feuersteingeräthe gefunden, fast nur in Norddalmatien; die vorkommenden Celte und Aexte sind aus Nephrit oder Diorit. Heutzutage ist der Hauptsitz der Feuersteinfabrikation Albaniens in Valona und dem benachbarten Dorfe Draschowitza am Abhange der Akrokeraunischen Berge, wo aber das nöthige Rohmaterial in einigen Fuß Tiefe gegraben werden muß. Zum Gebrauch als Feuerzeug faßt man sie in reich verzierte bleierne Halter, welche nur die Schneide frei lassen und sehr hübsch aussehen; auch die Feuersteine sind stets an beiden Flächen bearbeitet.

Asien.

— Reformen und öffentliche Arbeiten, die in Europa so selbstverständlich sind, daß Niemand davon spricht, gehören im Türkischen Reiche zu den außerordentlichen Erscheinungen, von denen man mit Interesse Notiz nimmt. Dahin sind die Straßenbauten in Syrien zu rechnen, welche neuerdings in Angriff genommen worden sind (vergl. Die Warte des Tempels, 1886, Nr. 39); es sind die Straßen 1) von Akka der Küste entlang nach Beirut; 2) von Akka über Tiberias nach dem Hauran; 3) von Haifa nach Nazareth; 4) von Haifa nach Jenin; 5) von Nazareth nach Akka; 6) von Nazareth nach Jenin; 7) von Safed nach dem Dschisr Benat Y'akub (Jordanbrücke südlich vom See Merom) und 8) von Safed nach Akka. Ferner wurden türkische Schulen gebaut in Nazareth, Saffurieh, Rehueh und Meshhad bei Kana und ein neues Serail (Regierungsgebäude) in Akka. Die warmen Quellen bei Tiberias erhalten eine neue Fassung und ein neues achteckiges Badegebäude, und in Haifa ist eine neue, 23 m lange und 6 m breite eiserne Landungsbrücke errichtet worden, bis heute die einzige an der ganzen syrischen Küste. Auch soll die längst geplante Brücke über den Kison zwischen Haifa und Akka jetzt erbaut werden.

Afrika.

— Am 21. August ist in Las Palmas die Kommission angekommen, welche die Geographische Gesellschaft zu Madrid nach Afrika gesandt hatte und die aus dem Geniehauptmann Julio Cervera, dem Professor des naturgeschichtlichen Museums Dr. Francisco Quiroga, dem Generalkonsul Felipe Rizzo und zwei Rif-Mauren aus Ceuta bestand. Dieselbe war am 16. Juni von der Faktorei am Rio de Oro aufgebrochen und am 24. Juli aus der westlichen Sa-

hara kommend, ohne Lebensmittel und Kleidung in elendem Zustande daselbst wieder angekommen. Während der Reise hatten die Mitglieder viel von den Leiden der Wüste wie von den Belästigungen der Araber zu erdulden. Mehrfach waren sie in Todesgefahr und hatten Hunger und Durst bei einer Hitze von 57° C. im Schatten und 65° C. in der Sonne zu ertragen. In einem Dorfe des Stammes Uled-Bu-Sba, etwa 425 km von der Küste, wurden die Reisenden sechs Tage lang eingesperrt und mußten ein hohes Lösegeld zahlen, bis sie eine Unterredung mit dem Stammesoberhaupte Yehyan-Azman bewilligt erhielten, der die öde Gegend von Adrar besitzt. Cervera machte diesem Häuptling, welcher sich Uld-el-Aidda nannte, und den von allen Seiten herbeigekommenen Stammesfürsten Geschenke, bestehend in Stücken Leinwand, Beuteln, Spiegeln, Tabak, Zucker, Thee, Seife, Parfümerien, seidenen Taschentüchern, Spieldosen, Photographien, arabischen Büchern und anderen Gegenständen. Die Mitglieder der Expedition verdanken wesentlich ihr Leben den Diensten des Arabers Hadsch Abd-el-Kader aus Ceuta, sowie der Vorsicht, bei dem Nachtlager und während des Mittagsmahles gut bewaffnete Wachen auszustellen. Die Kommission hat zahlreiche astronomische und meteorologische Beobachtungen gemacht und reiche Sammlungen für das Studium der Geologie und Naturgeschichte des bereisten Landes zusammengebracht. Auch hat sie Pläne und Skizzen des Terrains gesammelt, und Hauptmann Cervera verspricht sich gewisse Erfolge von den Verhandlungen, welche er mit den arabischen Häuptlingen geführt hat. Die gesammelten Daten lassen erkennen, daß das Gebiet von Adrar, welches man so reich und bevölkert wähnte, nichts anderes ist als ein Theil der Wüste, ohne Vegetation, ohne Fluß, ohne andere Einwohner als nomadisirende Horden, die in der größten Armuth leben.

— Italienische Zeitungen melden, daß Marquis Gaetano Benzoni mit zwei Officieren und einem Ingenieur nach Afrika abreisen wird, um von Assab aus in Harrar einzudringen. Der Reisende hält diesen Weg für seine Zwecke für sicherer als den von Zeila, welchen bekanntlich der verstorbene Graf Porro eingeschlagen hatte. (Vergl. „Globus" Bd. 49, Nr. 19, S. 303.)

Nordamerika.

— Ueber den viel umstrittenen Lenape-Stein hat sich neuerdings de Nadaillac in einer Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen. Der Stein ist ein sogenannter Gorget Stone, eine Art Amulet oder Orden, wie man sie mitunter in Gräbern auf der Brust von Skeletten findet, 15 cm lang und an der dicksten Stelle etwa 4 cm dick, mit zwei Löchern zum Durchziehen von Schnüren; er trägt vollkommen erkennbar die Zeichnung des Kampfes zwischen vier Indianern und einem Elephanten oder Mammuth oder auch Mastodon. Der Stein wurde von einem Arbeiter Namens Hansell auf einem Acker in Bucks Cty. Pa. gefunden und zwar im Jahre 1872; er behielt ihn ein paar Jahre und verkaufte ihn 1881 zusammen mit einer Anzahl Pfeilspitzen und anderen Alterthümern für 2½ Dollars, einen Preis, der eine Fälschung sehr wenig wahrscheinlich macht. Die Darstellung bezieht sich jedenfalls auf eine bei den Indianern weit verbreitete Sage von einem Kampfe ihrer Vorfahren mit riesenhaften Säugethieren, bei welchem dieselben nur durch die direkte Intervention des großen Geistes und seiner Blitze gerettet wurden. Der Verfertiger des Steines kannte offenbar ein elephantenartiges Thier, aber wann hat es gelebt? Nadaillac hat Gelegenheit gehabt, auch die beiden Elephant. pipes zu prüfen, welche in Louisa Cty., Iowa, gefunden worden sind, und gerade der Umstand, der vielfach gegen deren Echtheit angeführt wird, erscheint ihm als ein Beweis dafür. Den Thieren fehlen nämlich die Stoßzähne; ein Fälscher hätte diese gewiß nicht weggelassen. Er bringt aber noch einige andere Beweise dafür bei, daß die Amerikaner schon in der vorcolumbischen Zeit ein elephantenartiges Thier kannten; in den Ruinen von Uscmal sind am Palaste der Nonnen und noch mehr an der Casa Grande de Zayi Elephantenrüssel als Verzierungen angebracht, und auf einem der Basreliefs von Palenque trägt der Oberpriester auf seinem Haupte einen Kopfputz, der offenbar einen Elephanten mit Rüssel und Stoßzähnen darstellt. Außerdem hat Graf Sartiges im Museum von la Paz in Bolivien zwei neuerdings gefundene Vasen gesehen, welche ebenfalls mit Elephanten verziert sind. Trotzdem spricht sich Nadaillac sehr vorsichtig aus und erklärt es nur für möglich, daß der Lenape-Stein in die vorcolumbische Zeit und vielleicht noch erheblich weiter zurückreicht. Leider fehlt es noch immer an einer fachmännischen Untersuchung darüber, ob die Gravirung mit Feuersteinen oder mit Metallinstrumenten vorgenommen worden ist.

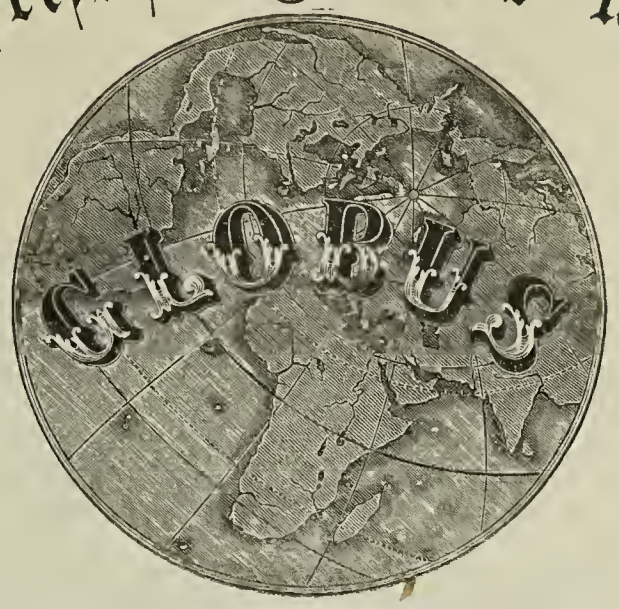
— Im Juliheste des „American Antiquarian" macht Proudfit auf den engen Zusammenhang zwischen den Mounds und gewissen kreisförmigen Vertiefungen aufmerksam, die man früher als „Circles" bezeichnete und die sich besonders in ausgedehnteren Befestigungswerken oft in größerer Anzahl finden. Es sind kreisförmige Vertiefungen von 20 bis 60 Fuß Durchmesser und einer Tiefe von gegenwärtig noch 3 bis 4 Fuß. Proudfit sieht in ihnen die Grundlagen der Wohnungen der Erbauer der Vertheidigungswerke und schlägt für sie den Namen Lodges (wörtlich „Hütten") vor. Nachgrabungen zeigten, daß ihr Boden meistens 1½ bis 2 Fuß hoch mit Humus bedeckt ist, doch läßt sich daraus kein Schluß auf ihr Alter ziehen, denn, wie der Autor sehr richtig bemerkt, die Anhäufung des humosen Bodens geht an verschiedenen Stellen sehr verschieden schnell voran und bei trockenem Wetter kann ein Sturm in kurzer Zeit an geschützten Stellen förmliche Staubwehen aufhäufen. Größere Bäume hat man in den Lodges niemals gefunden, allem Anscheine nach sind sie erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit verlassen worden und es unterliegt für den Verfasser keinem Zweifel, daß die Lodge-dwellers mit den Mound-builders und mit den Vorfahren der heutigen Indianer identisch sind.

— Die jüngsten Erdbeben in Nordamerika scheinen noch nicht zur Ruhe gelangt zu sein. Erst am 27. und 28. v. M. wurden zu Charleston und an anderen Orten des Südens Erdstöße deutlich gespürt. Das Gleiche beobachtete man zur selben Stunde in Columbia, Augusta und Savannah.

Inhalt: Das Land der Bagas und der Rio Nuñez. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: An der Eisenstraße und auf dem alten Rothenberge. (Mit einer Karte und zwei Profilen.) — Die Gletscher der Vereinigten Staaten. I., II. und III. — Kürzere Mittheilungen: Radde's Reise an der russisch-persischen und russisch-afghanischen Grenze. — Mount Pitt in Oregon. — Die Mondambé. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 17. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona.

(Nach dem Französischen von M. Albert Tissandier.)

I.

[Die Abbildungen nach Zeichnungen des Reisenden.]

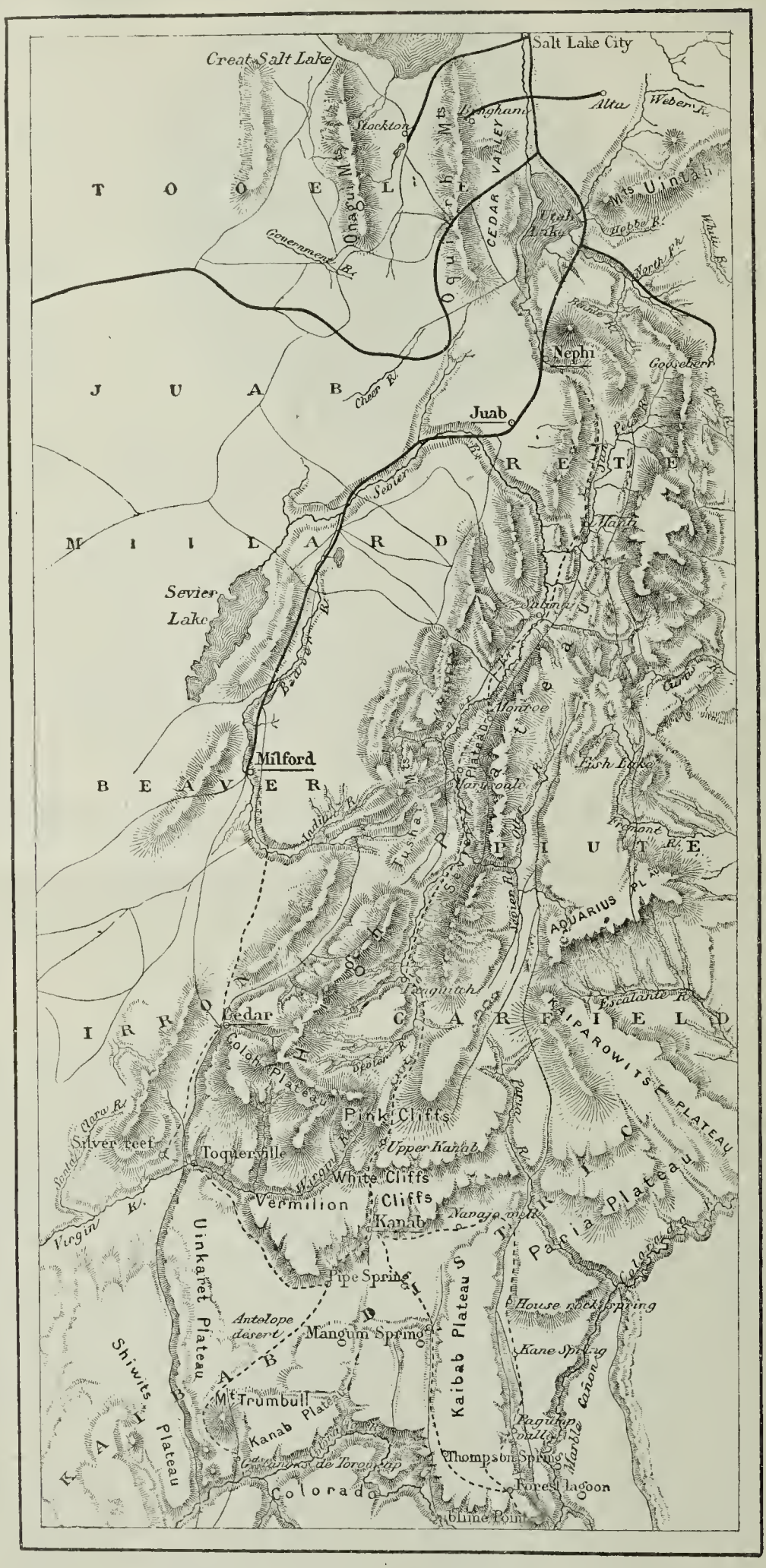
Der Süden des Mormonenstaates Utah und das Kaibab-Plateau in Arizona, wunderbare Gegenden, welche A. Tissandier im Juni 1885 bereist hat, sind den Amerikanern selbst noch fast unbekannt; sie wissen darüber kaum das, was Major Powell, der gelehrte Direktor des „Geological Survey", veröffentlicht hat. 15 Jahre hindurch hat derselbe zahlreiche Forschungsreisen durch dieses Land unternommen und mit Hilfe von M. Thompson und anderen Geologen prachtvolle geologische Karten desselben entworfen. Ihm verdankte auch Tissandier die Mittheilungen, welche ihm den hochinteressanten Ausflug ermöglichten.

Von Salt Lake City führt die Eisenbahn in 13 Stunden nach Milford, eine Fahrt, die solchen in anderen Ländern wenig gleicht. Wenn man das Thal und die Ufer des Salzsees hinter sich hat, erblickt man nur noch trockene Sandwüsten. Die Stationen, bei denen der Zug hält, sind höchst ursprünglich; die bedeutendste darunter, Juab mit Namen, besteht nur aus fünf bis sechs Holzhütten. Außer Tissandier befand sich nur noch ein einziger Reisender, M. Lund, im Zuge. Als der Tag sich seinem Ende zuneigte, nahmen Beide mit dem Kondukteur und seinen Gehilfen ihr Mahl neben dem Gepäckwagen ein. Die Vorräthe waren sehr bescheiden, wurden aber freundlich dargeboten, und die Bezahlung dafür war mäßig genug. Um 9 Uhr Abends war Milford erreicht, wo ein kleines Bretterhaus als Hôtel fungirt, und um 7 Uhr am nächsten Morgen bestiegen die beiden Reisenden einen federlosen Postwagen, der sie nach Silver Reef bringen sollte. Auf dem kaum erkennbaren Wege erhob sich ein unerträglicher Staub. Zahlreiche Heerden, welche während des ganzen Jahres sich selbst überlassen bleiben, weiden in diesen Einöden; verendet eine Kuh oder ein Hammel vor Hunger und fällt auf der Straße nieder, so giebt sich Niemand die Mühe, ihn bei Seite zu schaffen. Der Wagen biegt etwas aus und der Kadaver bleibt liegen, bis er zerfällt. Sonst bewohnen noch Hasen diese Gegend, die, von den Pferden aufgeschreckt, sich unter den mageren Salbeibüschen mit den bläulichen Blättern verstecken, dann chip monks, kleine reizende Erdeichhörnchen, und ab und zu herumirrende Wölfe. Von den schönen Blumen, welche die Ebenen wie die blauen Berge am Horizonte bedecken, war vor Staub wenig zu sehen.

Nach zwölfstündiger, ziemlich reizloser Fahrt erreichte man das Mormonendorf Cedar City, das den Reisenden wie eine Oase in der Wüste erschien. Der Ort besitzt aber auch schöne Straßen mit prächtigen Bäumen, niedliche Häuser aus Ziegelsteinen und mit Hecken umgebene Gärten voller Gemüse und Obstbäume. Ueberall sprudeln von den Bergen im Osten muntere Bäche herab und vereinigen sich zu einem rauschenden Flüßchen. Ein großer Berg rothen Sandsteins überragt das Dorf, das von Feldern und Wiesen umgeben ist. M. Lund, selbst Mormone und mit allen

Einwohnern bekannt, führte seinen Gefährten alsbald zum Bischof des Ortes, welcher die wenigen, dort hindurchkommenden Reisenden aufnimmt und bewirthet. Die eine seiner beiden Frauen, offenbar die ältere, eine intelligente und gebildete Dame, wartete bei Tische auf. Das äußerst reinliche Haus beherbergt auch das Telegraphenbureau; im Salon ein schöner Kamin, darüber eingerahmt die religiöse Tagesordnung der Familie, auf dem Tische Zeitungen, überall Teppiche. Gegen Abend spielten die jungen Töchter des Bischofs die Orgel; ein Knecht in sauberer Kleidung trat ins Zimmer und sang mit ihnen geistliche Lieder. Auch in anderen Mormonenhäusern, die Tissandier besuchte, herrschte dieselbe Ordnung, dieselbe peinliche Sauberkeit und derselbe Komfort, wie man es in solchem abgelegenen Dorfe kaum erwarten sollte.

Schon um 3 Uhr Morgens machten sich die beiden Reisenden wieder auf den Weg und erreichten um 1 Uhr Silver Reef, den Eingang zu der großartigen Felslandschaft von Utah; ihr und derjenigen von Kaibab läßt sich in der That Nichts in Europa zur Seite stellen. Das Prériegras wächst hier auf sandigem Boden von den lebhaftesten Farben, wie Grün, Weiß, Rosa, Goldgelb ꝛc. und die meist aus Sandstein bestehenden Berge sind ähnlich gefärbt. Alle diese verschiedenen Töne, welche zum Theil ohne irgend einen Uebergang neben einander stehen, bringen eine ganz sonderbare, unbeschreibliche Wirkung hervor. Im grellen Sonnenlichte ist der Eindruck ein vollständig phantastischer, unwahrscheinlicher, und das um so mehr, als auch die Vegetation ein nicht minder sonderbares Aussehen hat: dunkelgrüne Cedern, bläuliche Salbei und die funkelnden Blüthen des Monats Juni lassen die merkwürdige Färbung der Berge erst recht hervortreten.



Karte des Gebietes zwischen Salt Lake City und dem Colorado River.

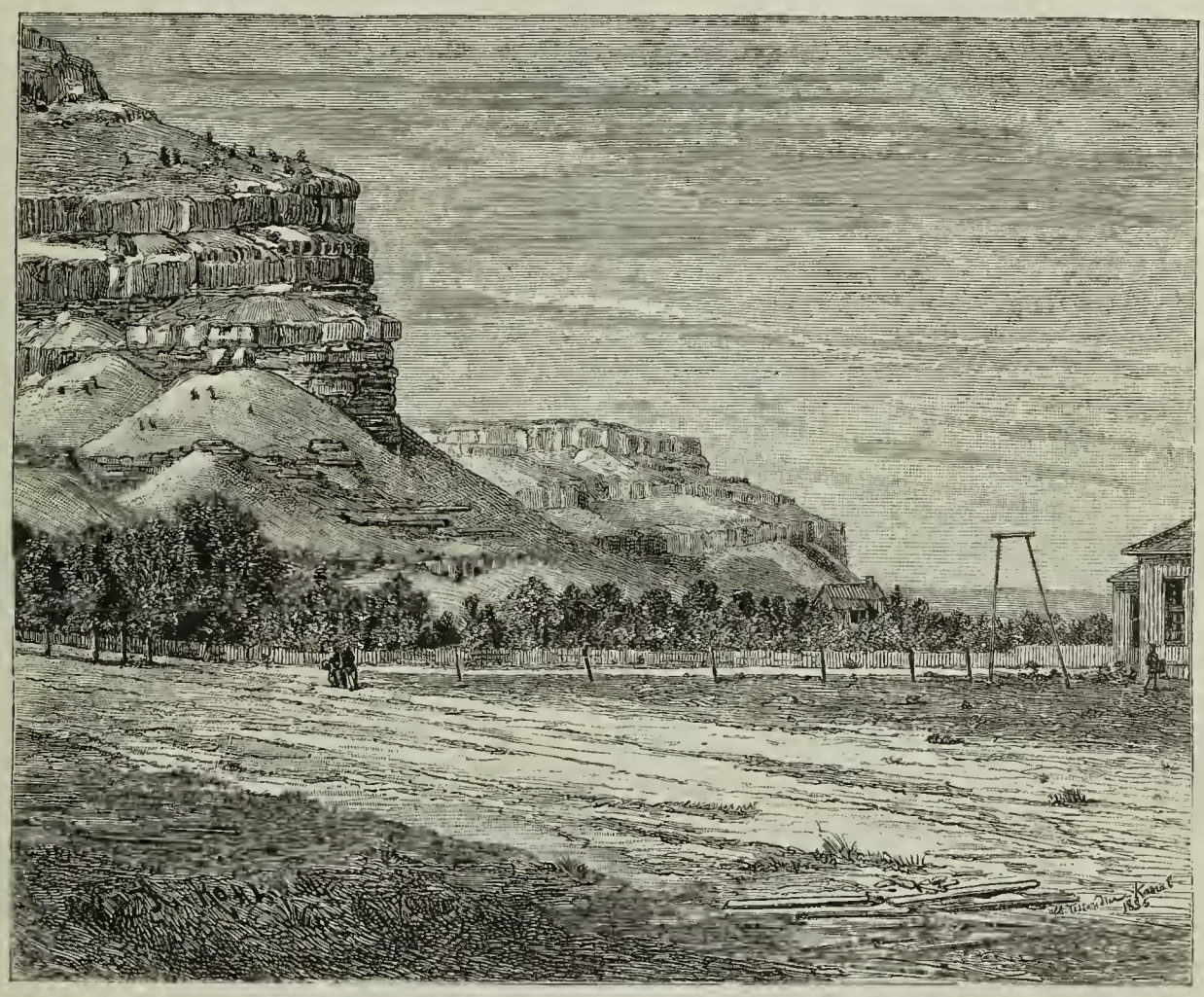
In Silver Reef hielt sich Tissandier einen Tag auf; es ist ein kleines Städtchen von etwa 400 Einwohnern, welches in Folge der vor einigen Jahren stattgefundenen Entdeckung von Silberminen, und darunter einige ziemlich bedeutende, aufgeblüht ist. Eine derselben, an deren Direktor Allen der Reisende empfohlen worden war, war ca. 83 m tief und ihre Entwickelung betrug 400 m; binnen sechs Jahren hat sie schon 18 Mill. Dollars abgeworfen. Eine Tonne Erz liefert einen Gewinn von 25 Dollars. Das Mineral findet sich besonders in fossilen Schichten von Wasserpflanzen; gediegenes Silber in kleinen Blättchen kommt in den Schichten von clay shale (Thon) vor. Die Mine liegt in dicken Bänken grünen und weißen Sandsteins.

Hier in Silver Reef erhielt Tissandier einen neuen Begleiter, einen der französischen Sprache mächtigen Kanadier, der ihn nach Kanab bringen sollte. Kaum majorenn geworden, hatte derselbe sein Vermögen durchgebracht, war dann Walfischfänger und zuletzt Bergmann geworden, kam in San Francisco zu Reichthum, verlor binnen wenigen Jahren wiederholt Alles durch Minenspekulation,

wurde wieder einfacher Arbeiter und war damals Wagenvermiether, ohne die Hoffnung aufzugeben, ein viertes Mal wieder reich zu werden. Sein Wagen war ebenso schlecht wie derjenige, welcher den Reisenden nach Silver Reef brachte, und der Weg um nichts besser als vorher; dafür aber führte er beständig durch eine prächtige Landschaft am Virgin River aufwärts, deren rosenfarbene und silbergraue Felsen zu tausenderlei phantastischen Figuren und Zacken zerspalten sind. Jenseits der zwischen Blumen und Bäumen versteckten Häuser des Dorfes Toquerville beginnt wieder die Einöde, welche den ganzen Tag über andauert. Dann führte der Weg in südöstlicher Richtung an den Vermilion Cliffs entlang, einer langen Bergkette, oder besser Gebirgsrand von rothem Sandstein, dessen großartige Scenerien von dem Mondlichte feenhaft erleuchtet werden. Erst gegen Mitternacht machen die von einer fünfzehnstündigen Fahrt ermüdeten Pferde vor Pipe Spring, einer ganz vereinzelten Farm, Halt, wo die Reisenden trotz der vorgerückten Stunde noch Unterkunft fanden.

Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten sie Kanab, an einem fast stets trockenen Flusse gelegen, der während der Schneeschmelze gewaltig anschwillt und das Land weit und breit mit seinen Gewässern überdeckt. Hohe rothe Sandsteinfelsen überragen den Ort im Norden, während nach Süden hin sich die Steppe ausdehnt, so weit das Auge reicht.

Es wohnen dort etwa 500 Seelen. Jedes Haus liegt in einem Garten, der mit Hecken gelber Rosen umgeben ist, und die Straßen sind mit Akazien eingefaßt. Eine oben offene, mehrere Kilometer lange Leitung führt das Wasser des Kanab River in die Stadt und gestattet den Anbau von Gemüsen und Früchten. Die Mormonen lieben ihre Gärten und verwenden auf sie große Sorgfalt; selbst einige Weinreben gedeihen in denselben, liefern aber nur ein



Straße in Kanab. Dahinter die Vermilion Cliffs.

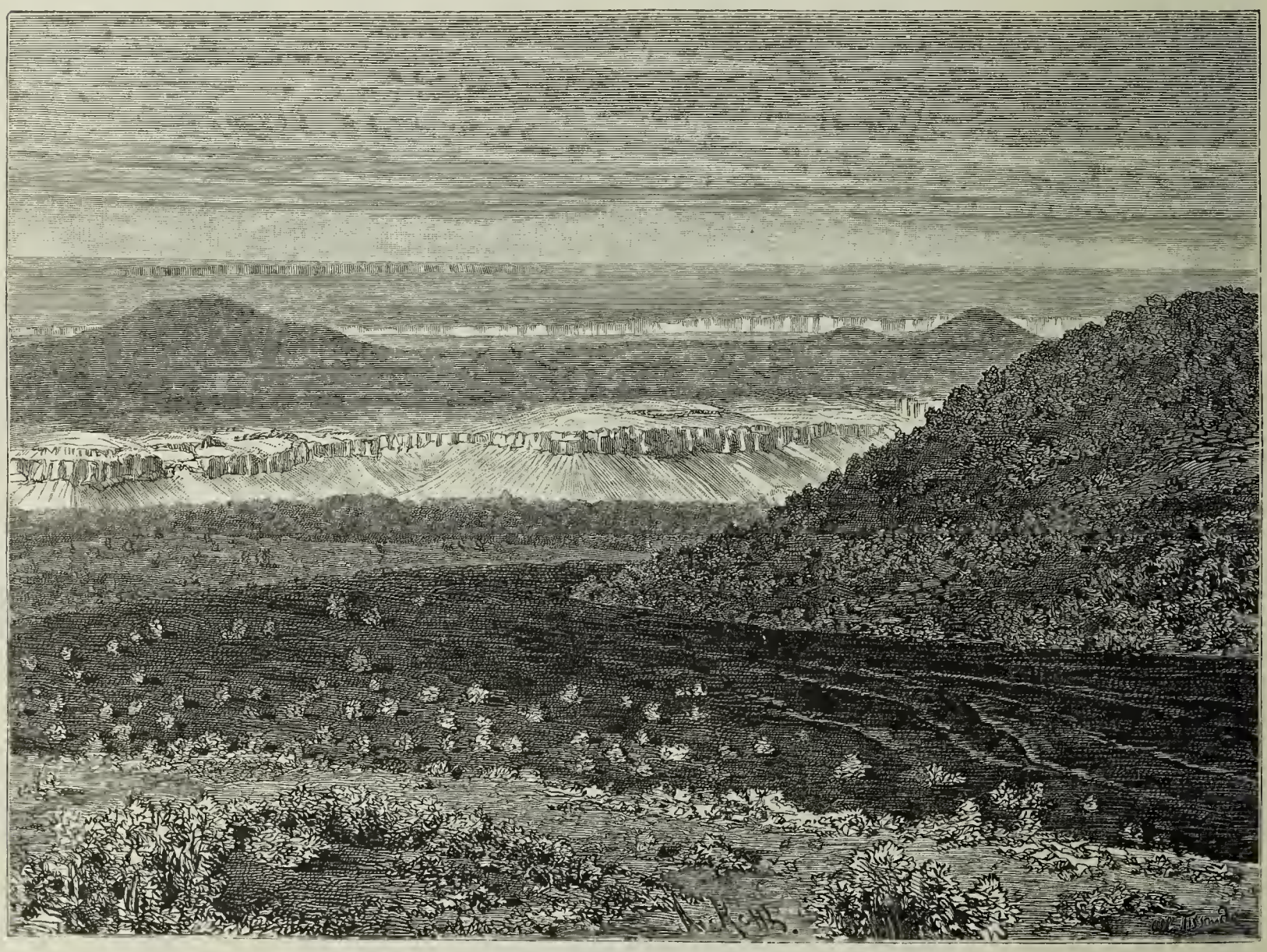
mäßiges Produkt, auf das die Besitzer nichtsdestoweniger als auf die Frucht ihrer Arbeit und ihres unablässigen Kampfes gegen die Dürre nicht wenig stolz sind.

Der Empfang, den Tissandier in Kanab fand, war mißtrauisch und unfreundlich, weil die Mormonen in ihm irgend einen Beamten der Vereinigten Staaten vermutheten, der zur Unterdrückung der Bigamie einen der Ihrigen zu verhaften gekommen wäre. Erst ein Empfehlungsbrief Powell's an Nathan Adam, den in Aussicht genommenen Führer, beruhigte die Leute und verschaffte dem Reisenden Unterkunft, welcher von hieraus die großen Cañons zu besuchen vorhatte.

Sein erster Ausflug richtete sich nach dem Mount Trumbull und den Toroweap-Schluchten. Es ist das eine Reise von sieben Tagen durch Einöden, wo es große Schwierigkeiten hat, Wasser zu finden. In dem einzigen Laden Kanabs versah man sich mit Conserven, Kaffee, Thee u. s. w. und nahm vier Pferde mit, je eines für den Reisenden, Nathan, dessen Sohn und das Gepäck. Sobald man Kanab verlassen hat, spielt sich das tägliche Leben des Reisenden folgendermaßen ab. Man steht um 4 Uhr auf, nimmt um 5 auf dem Erdboden das Frühstück, bestehend aus Speck, conservirtem Lachs, Wasser und Brot, das täglich dreimal, zu jeder Mahlzeit, gebacken wird. Die Pferde, welche jeden Abend in Freiheit gesetzt werden, müssen sich ihr Futter selbst suchen; vorsichts halber, damit sie sich nicht zu weit entfernen, bindet man ihnen die Vorderbeine mit Lederriemen zusammen. Waren die Pferde eingefangen, so war die nächste Sorge, eine Quelle zum Füllen der Schläuche und Tränken der Thiere zu finden; mitunter blieb man aber auch den ganzen Tag ohne Wasser und mußte sich, da das aufbewahrte Wasser in der Hitze rasch verdirbt, mit etwas Kaffee begnügen. Nachmittags wurde Halt gemacht und gegen 7 Uhr legte man sich, in die Decken

gewickelt, im Walde oder mitten in der Sandwüste zum Schlafen nieder.

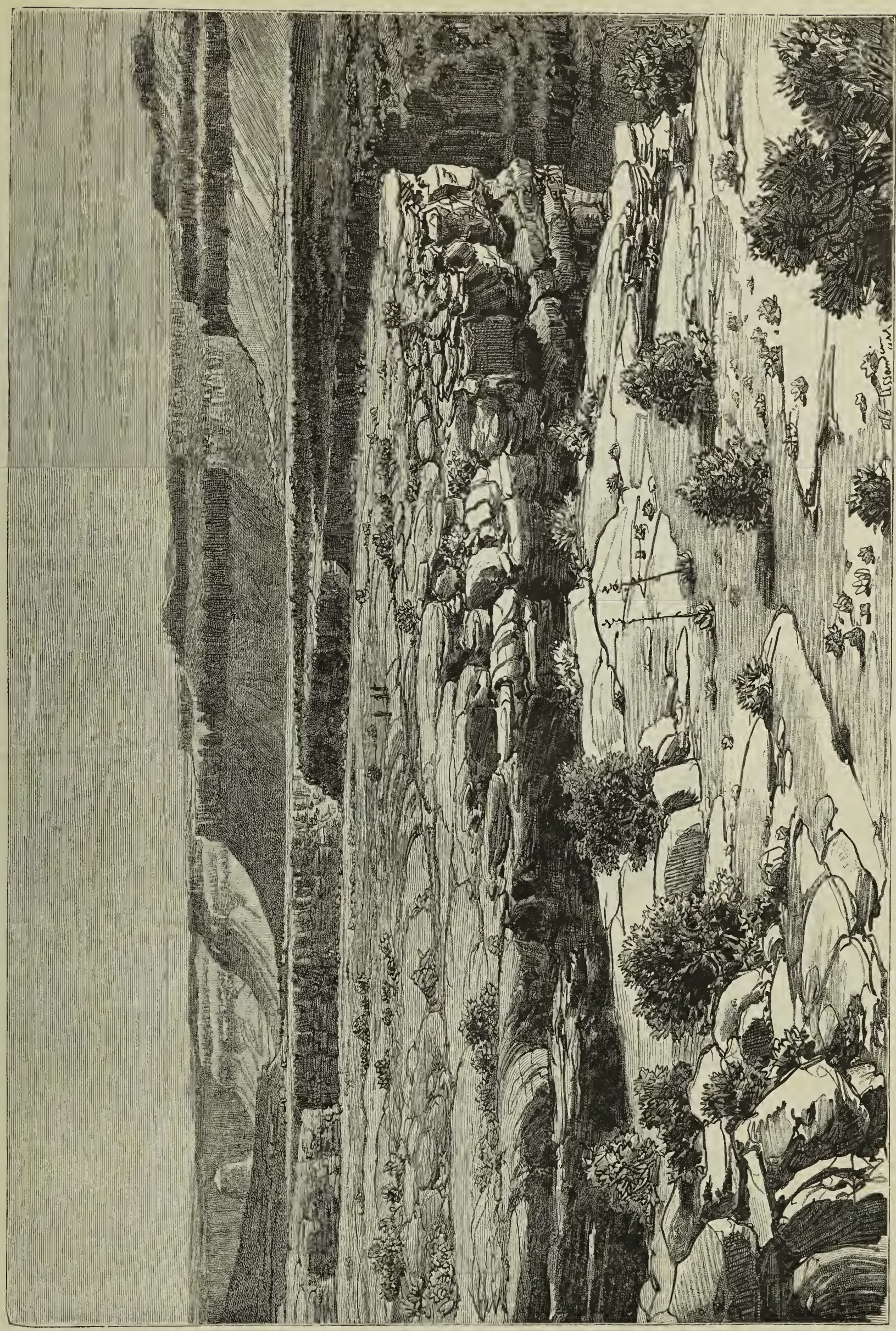
Von Kanab kehrte man zuerst nach Pipe Spring zurück, weil sich dort eine der wenigen süßen Quellen befindet. In der Umgegend der Farm werden große Heerden durch Cowboys (Kuhjungen) geweidet; aber deren Zahl soll vor 15 Jahren größer gewesen sein als jetzt. Der Grund davon ist, daß die Thiere beim Abweiden der Gräser die Wurzeln derselben mit ausreißen, so daß die Prärie sich nicht wieder bestocken kann und die Wüste an Ausdehnung gewinnt. Zahlreiche Thierskelette, welche auf den Wegen herumliegen, zeugen für die Richtigkeit jener Angabe. Andererseits sollen auch die ehemals in Menge vorhandenen Antilopen und wilden Pferde sich mehr und mehr nach anderen Gegenden hinziehen oder im Sande umkommen. Bei Pipe Spring verließ man den hohen Felsrand der Vermilion Cliffs, schlug eine südwestliche Richtung ein und befand sich bald in der echten, kahlen Wüste, in deren weichem, staubigem Sande die Pferde nur langsam vorwärts kamen. Jeder Luftzug wirbelte den Sand in die Höhe. Und trotzdem blühten jetzt im Juni, büschelweise zusammenstehend, zahlreiche Blumen; freilich nimmt deren Pracht rasch ein Ende, und wenig später ist Alles von der Sonne verbrannt. Auch auf einzelne Antilopen und einen Trupp wilder Pferde von etwa 50 Stück traf man. Erst gegen Ende des Tages hatte man das sandige Gebiet überwunden und näherte sich dem Mount Trumbull. Nun bedecken Laven den Boden und legen Zeugniß ab von den



Laven des Mount Trumbull.

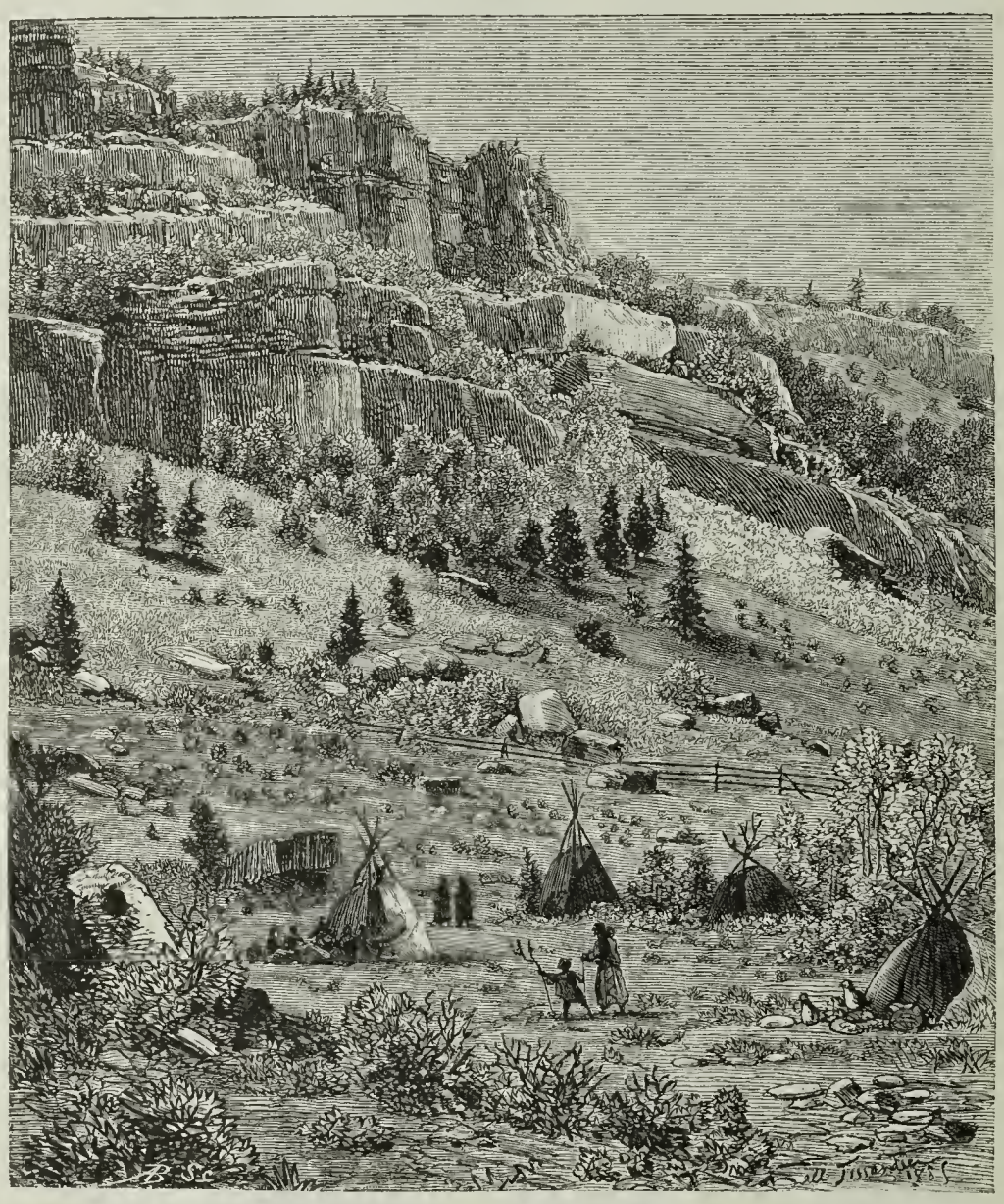
Umwälzungen längst vergangener Jahrtausende. Jener Vulkan ist lange erloschen und fast alle seine Krater sind jetzt mit Wäldern hundertjähriger Fichten bedeckt, während sie früher das ganze Uinkaretplateau mit ihren kolossalen Lavaströmen überfluthet haben. Auch unter dem Pflanzenteppich und den Wurzeln des Waldes stößt man auf mächtige Bänke des basaltischen Gesteins, das durch den Einfluß der Zeit verwittert und zerstört ist. Weiterhin findet man eine Art Lavameer von jüngerem Ursprung, das noch nicht von Vegetation überzogen ist, und auf welchem nur einiges dürftige Eichengestrüpp mit Mühe fortkommt. Ueber diesen Lavaerguß von tiefschwarzer Farbe erhebt sich ein mit spärlichem Grün bedeckter Berg, und in der Ferne erscheinen die von der sinkenden Sonne beleuchteten Cañons von Kanab wie riesige lichterfüllte Spalten des Hochplateaus. Ganz merkwürdig ist der Gegensatz zwischen ihnen und den pechschwarzen Laven, und ihre Helligkeit läßt die auffallenden Umrisse der Vulkankegel des Mount Trumbull nur um so schwächer hervortreten.

Mühselig war der Abstieg von hier in das lange, sandige und schmale Thal Toroweap unweit der Cañons, das beiderseits von gewaltigen Felsen in den buntesten Farben eingeschlossen wird. Da die Pferde dort zu Lande meist unbeschlagen sind, so verletzen sie sich leicht an den scharfen Laven und müssen vorsichtig und langsam am Zügel geführt werden. Auf einem ausgedehnten Sandsteinplateau von gerundeten Formen, die der winterliche Schnee zerfressen hat, am Fuße einer alten Ceder, von Agaven, die bis 4 m Höhe erreichen, Kaktus, Blumen und



Das Plateau Torowcap und der große Colorado-Cañon.

alten Bäumen umgeben, brachte man die Nacht zu und kletterte nach kurzer Ruhe weiter zu Thal, oft auf Händen und Füßen kriechend oder über breite Spalten springend. Endlich hatte man die großartigen Felsklippen Toroweap, an deren Fuße der Colorado fließt, unter sich: ein gewaltiger Anblick, diese 600 bis 800 m tiefen Erosionsspalten, die von senkrecht abstürzenden Wänden oder riesigen, bis zum Strome sich hinabsenkenden Stufen gebildet werden. Mit staunenden Augen mustert der Reisende vom Plateau aus diese Felsmassen, welche in Form von Vorgebirgen mit den sonderbarsten Umrissen über der Tiefe sich erheben. Man ist zu Umwegen ohne Ende genöthigt; aber bei jedem Schritte, bei jeder Bewegung ändert sich der Ausblick in der wunderbarsten Weise.



Indianerlager im Walde von Kaibab.

Dies Cañongebiet des Colorado liegt zum größten Theile im nördlichen Arizona und setzt sich nordwärts bis nach Utah hinein fort. Seine Länge beträgt von NW bis SO etwa 180 englische Meilen und seine Breite von NO bis SW etwa 125; seine Oberfläche etwa 16 000 Quadratmiles. Der Colorado, der seinen spanischen Namen von dem röthlichen Lehme in seinen Gewässern führt, fließt mitten hindurch; die Thäler, welche er sich hier gegraben hat, heißen Marble Cañon und Grand Cañon. Der nördliche Theil des Gebietes, der allein bis jetzt gut bekannt ist, zerfällt in sechs scharf bestimmte Theile. Da sind zuerst die „Terrassen", gewaltige Plateaus, dem Miocän und unteren Eocän angehörig, dann die wunderbar schönen „Etagen", schroff unterbrochen durch hohe, in Stufen endigende Klippen; dann folgen von Westen nach Osten die Plateaus Shiwits, Uinkaret, Kanab, Kaibab und Paria, welche durch tiefe Schluchten in nordsüdlicher Richtung von einander getrennt werden. Kaibab ist das höchste, Paria das niedrigste; alle sind sie noch fast unbekannt. Hier sieht man etagenartig über einander lange, senkrechte Felsmauern sich erheben, an denen man die einzelnen Gesteinsschichten (der Steinkohlenformation entsprechende Kalk- und Sandsteine) aufs Klarste studiren kann. Das Ganze ist von einer unbeschreiblichen Größe und Feierlichkeit, dabei von einer überraschenden Genauigkeit der Umrisse und Schärfe der Linien.

Wegen Wassermangels mußte Tissandier bald nach Kanab zurückkehren und wollte von da aus das Plateau Kaibab besuchen; aber sein Führer Nathan weigerte sich, ohne Begleitung eines Ute-Indianers die dortigen Urwälder zu betreten, und so beschloß der Reisende, zunächst ein etwa eine starke Tagereise entferntes Lager dieses Stammes aufzusuchen. Man fand dasselbe bei Mangum Spring südöstlich von Kanab und am Fuße des Kaibabplateaus gelegen; es waren acht oder neun Zelte auf einer sonnigen Lichtung, in denen etwa 20 Indianer mit ihren Frauen und einigen Kindern hausten. Die Zelte bestanden nur aus Baumästen, die in Pyramidenform zusammengestellt und mit einem schlechten Stücke Zeug oder einem Thierfelle bedeckt waren. Im Walde daneben standen zwei etwas bessere Hütten von Amerikanern, welche gleichfalls dort mit Frauen und Kindern wohnten und einiges Vieh besaßen.

Um die Quelle benutzen zu können, beschloß Tissandier gleichfalls dort zu lagern.

Die Ilongoten.

Nach dem Spanischen des Don Ramón Jordana y Morera und Don Maximino Lillo [1]).

Von **F. Blumentritt.**

Die Ilongoten sind im Allgemeinen robuste, dabei schlanke und überaus kräftige Leute, eher von hoher als niedriger Statur und ausgestattet mit einem sehr scharfen Sehvermögen, wie dies schon bei Wilden zu sein pflegt. Ihre Haut ist dunkelkupferbraun, wie bei den christlichen Indiern [1]),

[1]) D. Ramón Jordana y Morera. Bosquejo geográfico é histórico-natural del Archipiélago filipino. Madrid, Imp. de Moreno y Rojas, 1885. S. 69 u. ff.

[1]) Die Eingeborenen malayischer Abkunft werden, wenn

von denen sie sich in den übrigen physischen Eigenthümlichkeiten nicht unterscheiden. Die Männer tragen das Haar lang nach Frauenart. Die Ilongotinnen gleichen auch den christlichen Indierinnen, nur sind sie von kleinem Wuchse und schmutzig und nichts weniger als lieblich von Ansehen. Beide Geschlechter haben viel von Hautkrankheiten zu leiden, wie denn ihre Haut mit Flechten und ekelhaften Schuppenbildungen besäet ist.

Vom Standpunkte der Moral sind die Ilongoten die verkommensten Wesen, die man sich vorstellen kann. Ihnen ist jede Idee der Liebe zu ihresgleichen unbekannt; weder hegen sie irgend ein menschliches Gefühl, noch kann ihr elendes und hartes Herz für irgend eine edle That sich begeistern. Ueber alle Maßen feige, lechzend nach dem Blute ihrer Feinde, ohne Erbarmen gegen ihre wehrlosen Opfer und rachsüchtig von Geschlecht zu Geschlecht, gewähren sie Niemandem Gastfreundschaft, ja sie reiben sich selbst wechselweise auf. Sie besitzen demnach die lasterhaftesten Neigungen, bis auf den Hang zum Rauben, der ihnen wunderbarer Weise vollkommen fremd ist.

In ihrem häuslichen Leben finden sich viele Berührungspunkte mit den christlichen Indiern. Das Material für ihre Häuser liefern ihnen Rohr, die Nipa-Palme (Nipa fruticans, Thnb.), Cogon-Gras (Saccharum Königii, Bl.) und verschiedene Gramineen und Cyperaceen oder die Anajao-Palme (Livingstona rotundifolia, Mart.); der Boden besteht aus einem vorzüglich verbundenen Bejuco (Rotang), während die Seitenwände gewöhnlich mit Baumrinde bekleidet sind. Die Hütten stehen auf Pfählen, und, um das Fällen, Herbeischaffen und Einrammen derselben zu ersparen, pflegen sie sich vier passende Bäume auszusuchen, die zunächst aller Aeste beraubt werden, die in den Bauplan nicht hineinpassen, dann wird in ziemlicher Höhe die Hütte auf diesen vier Baumstämmen erbaut, welche immer nur kleine Raumverhältnisse aufweist. Trotzdem wohnt in jeder dieser Behausungen eine ganze Familie zusammen mit ruppigen Hunden, ohne daß auch der geringste Schein von Reinlichkeit bemerkbar würde; eine Folge hiervon ist, daß beim Betreten einer solchen Hütte einem ein widerlicher Gestank in die Nase fährt, welcher auch ihren Bewohnern und allen ihnen gehörigen Gegenständen eigenthümlich ist.

Der Hausrath beschränkt sich auf ein Kupfergefäß, eine Art Pfanne aus Eisen, einen aus Cocosschalen hergestellten und mit einem hölzernen Stiele versehenen Schöpflöffel, eine hohle Cocosnuß als Trinkgefäß und einen Wasserbehälter, welcher in einem mächtigen Stück Bamburohr besteht. Auf dem Fußboden der Hütte wird durch Aufschüttung von Erde ein Feuerherd hergestellt, auf welchem sie ihre Speisen kochen, wobei ihnen zur Bereitung von Reis oder Mais als Kochgefäße derbe Knotenstücke von Bamburohr dienen. Brauchen sie künstliche Beleuchtung, so verwenden sie Harz dazu, und um das Feuer selbst zu erzeugen, reiben sie zwei Rohrstücke so lange, bis sie in Brand gerathen. Einige an dem Dache oder an den Wänden aufgehängte Bejuco-Körbe, einige Hirschgeweihe und eine Anzahl von Wildschweinskiefern im Verein mit einem Hirschfell, das ihnen als Bett dient, vollenden ihre gesammte Wohnungseinrichtung.

Ihre Nahrung ist eine gesunde; sie setzt sich zusammen aus dem Wildpret, das ihnen die Wälder liefern und das sie gebraten verzehren, ferner aus Fischen, die sie in den Flüssen und Tümpeln fangen, ferner aus Reis, Mais, Camote (Convolvulus Batatas, Bl.), Gabe (Colocasia antiquorum, Schott., Araceae) und anderen Pflanzen und Knollen, die sie massenhaft anbauen. Zur Jagd bedienen sie sich der Pfeile und Hunde, für welche sie eine große Vorliebe besitzen, die sie aber trotzdem in Schmutz und Hunger verkommen lassen; ferner benutzen sie Netze, geflochten aus Stoffen, die sie der Rinde verschiedener Bäume abgewinnen; diese Netze werden dann auf dem Wildwechsel aufgestellt. Mit den Hunden wird das Wild aufgescheucht, welches dann durch die Netze zu brechen sucht, sich aber darin verfängt, um dann schließlich durch die Hunde oder einen Lanzenstoß das Ende zu finden. Bei aller Indolenz, die sie im Allgemeinen aufweisen, verwenden sie doch genug Sorgfalt auf ihre Felder, besonders aber auf den Tabak, welcher trotz seiner minderen Qualität, die eine Folge der Verwendung von schlechtem Samen ist, nicht ganz zu verachten ist und der auch einen gangbaren Artikel im Handelsverkehr mit den christlichen Pueblos bildet.

Spiele und Schrift sind ihnen unbekannt, auch besitzen sie nur dürftige Kenntnisse in der Tonkunst, wie sie denn keine anderen Musikinstrumente aufzuweisen haben, als eine Art Pfeife und ein Stück Bambu, das auf der Längsseite mit Sehnen bespannt ist, welche mit den Fingern angeschlagen werden und so Töne ohne Klang und Wohllaut von sich geben. Nach dem Schalle dieser Instrumente schreien und tanzen sie ohne Geschmack und ohne Sinn für Takt und Rhythmus.

Vor dem Wasser fürchten sie sich; sagt man doch ihnen nach, daß kein einziger von ihnen des Schwimmens mächtig wäre, ein Umstand, welchem in vielen Fällen die christlichen Indier ihre Rettung zu danken hatten. Sie kennen keine Industrie und ihre ganze Handfertigkeit findet nur Anwendung beim Aufbau ihrer Hütten, der Bereitung von Sehnen, der Herstellung ihrer Waffen und Verfertigung von Zeugen aus Baumrinde, mit welchen sie aus Mangel an Webstoffen die Blößen ihres Körpers bedecken.

Wie die Igorroten, so glauben auch sie an ein höchstes Wesen, den Schöpfer alles Existirenden, ohne aber irgend welchen Ritus oder Gottesdienst zu kennen. Alle ihre religiösen Ceremonien beschränken sich darauf, der Gottheit ein Schwein oder Huhn zu opfern, welches Opferthier sie nach ihrer Weise schmücken, und das dann von den Opfertheilnehmern aufgezehrt wird, nachdem vorher gewisse Tänze aufgeführt und Rufe, die der Feier entsprechen, ausgestoßen worden sind. Dagegen verhöhnen sie die Christen als Götzendiener, da diese, wie sie sagen, viele Götter, die sie sich nach Gutdünken aus Holz verfertigt, anbeten.

Polygamie ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Wer eine Ehegefährtin erlangen will, einigt sich am ersten besten Orte mit seiner Auserwählten, worauf sofort von den Eltern der Beiden Verhandlungen wegen der Heirath geführt werden. Die Eltern der Braut setzen einen Kaufpreis für selbe fest, der gewöhnlich in einer gewissen Stückzahl von Vieh oder Hühnern besteht, außerdem pflegt die Schöne selbst noch einige Köpfe von Christen oder Feinden ihrer Familie zu fordern. Wenn diese Forderungen, welche nicht immer genau nach dem Wunsche der Braut in Erfüllung gehen können, mehr oder minder getreu befriedigt werden, so wird der Hochzeitstag festgesetzt; zur Festlichkeit selbst werden die Freunde und Verwandten der beiden Familien geladen, die in dem geräumigsten Hause (der Ranchería?) sich versammeln; hier wird unter gewissen Ceremonien ein Schwein oder Huhn geschlachtet und dann tanzen und lärmen sie nach ihrem alten Brauche. Hierauf erklären die Eltern der Brautleute im Angesicht der Festgäste, daß von nun an die beiden jungen Leute mit einander ehelich verbunden wären,

---

sie Heiden (infieles) oder Christen (cristianos) sind, von den Spaniern indios genannt; jene, welche dem Islam huldigen, führen den Namen Moros.

womit die Feier nach der Verzehrung der aufgetragenen Speisen ein Ende findet. Stirbt einer der Ehegatten, so steht dem überlebenden Theile es frei, sich ein neues Ehegespons zu suchen. Es scheint, daß die Weiber ihren Gatten strenge die Treue bewahren und daß die ledigen Mädchen auf ihre Keuschheit achten und sie zu schätzen wissen. Bei einer Geburt wird die Hilfe erfahrener Frauen in Anspruch genommen; am fünften Tage wird dem Neugeborenen der Name gegeben, den die bei dem Geburtsakte assistirenden Personen festsetzen. Während der fünf Tage, welche zwischen der Geburt und dem Feste der Namensgebung verstreichen, beschäftigt sich der glückliche Vater mit der Jagd, um mit dem Wildpret den Geladenen aufzuwarten, welche aus den nächsten Anverwandten bestehen. Von diesen wird zunächst das Geschlecht des Neugeborenen sichergestellt und hierauf erst der Name mitgetheilt, den er fürder tragen sollte. Damit und mit verschiedenen Gesängen und Tänzen wird die Feier beschlossen.

Wenn jemand schwer erkrankt, so werden zunächst Arzneien angewendet, die aus Kräutern, denen man bestimmte Wirkungen zuschreibt, bestehen; dann werden im Chorus Bittgesänge angestimmt, welche die Genesung des Erkrankten erflehen; wenn der Kranke stirbt, so beweint man ihn 24 Stunden lang, während welcher Frist von den Leidtragenden — zur Linderung ihres Schmerzes — alles aufgezehrt wird, was man an Lebensmitteln vorfindet. Dann wird eine Grube am Fuße der Hütte gegraben und darin die Leiche, in Tücher gehüllt — falls solche vorhanden sind, was nicht sehr häufig der Fall zu sein pflegt — bestattet.

Die Männer tragen, wie schon oben erwähnt wurde, das Haar lang wie die Weiber und flechten es zu einem Zopfe zusammen, der nach Frauenart durch ein schmutziges Stück Zeug zusammengeknüpft wird [1]). Sie tragen auch Halsbänder und um den Leib eine Anzahl von Messingdrähten und ähnlichen Schmuckgegenständen, als Reihen von Samenkörnern, Früchten und Glasperlen u. a. m.; ebenso legen sie um das Armgelenk fest anpassende Reifen von vergoldetem Kupfer- oder Messingdraht. Sie bedienen sich keines anderen Kleidungsstückes als eines sehr schmalen Stückes Zeug, das sie zwischen den Beinen hindurch ziehen und an den Schnüren oder den Drahtstreifen vorn und hinten befestigen, womit sie sich zu umgürten pflegen. Diejenigen von ihnen, welche ein sehr entwickeltes Schamgefühl (?) besitzen, pflegen noch Pantalon-Beinkleider, eine Jacke oder Camisa [2]) und ein Salaeot [3]) zu tragen, welche Bekleidungsstücke sie sich um viele tausend Tabaksblätter von den Christen einhandeln. Die Weiber tragen gleich den Christinnen einen Rock oder Tapis [4]), doch bleiben die Beine und der Oberkörper vollständig nackt. Sie schmücken sich in derselben Weise wie die Männer und sind ebenso wie diese im Gebrauche der Waffen geübt. Einige Frauen besitzen auch eine kurze und enge Saya [4]) und eine Weiber-Camisa, doch sind dies nur wenige, nicht als ob sie keine Freude an diesen Gewandstücken besäßen, nein, vielmehr hindern ihre weitere Verbreitung die hohen Preise, für welche sie von den Christen verkauft werden. Die Knaben und kleinen Mädchen gehen splitternackt einher und führen bereits die ihnen zukommenden Waffen, von welchen sie sich auch nicht einen Augenblick trennen, sobald sie hinlänglich Kraft erlangt haben, sie zu tragen. Auch die Erwachsenen gehen immer bewaffnet einher, auch wenn sie sich nur auf eine kurze Strecke von ihrem Hause entfernen — ein untrüglicher Beweis des gegenseitigen Mißtrauens, das unter ihnen herrscht. Die Weiber unterstützen ihre Männer bei der Bestellung der Felder, bei der Jagd und selbst im Gefecht.

Der kriegerische Geist der Ilongoten äußert sich nicht nur gegen die Christen, sondern auch in Fehden unter einander. Der nichtigste Vorwand genügt, um einen Streit zwischen einer aus 15 bis 20 Familien bestehenden Rancheria mit einer anderen von gleicher Größe oder überlegenen Einwohnerzahl zu entzünden. Von Anklagen geht man zu Drohungen über, und von diesen zur Legung eines Hinterhaltes, denn sie kämpfen niemals Mann gegen Mann. Die Folge hiervon pflegt der Tod eines oder mehrerer Menschen zu sein, und da, sobald einmal ein Kopf abgeschnitten ist, die Rancheria des Getödteten Blutrache nehmen muß, so nimmt die Fehde kein Ende, indem sie von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt, ohne daß man jemals die Zahl der (abgeschnittenen) Köpfe vergißt, für die man Revanche zu üben hat. Dieser grausame Krieg währt gewöhnlich so lange, bis beide Rancherías so gut wie aufgerieben sind, worauf die wenigen Ueberlebenden sich einer anderen Tribus anschließen, ohne deshalb die Vendetta aufzugeben, so lange noch ein Nachkomme ihrer Gegner existirt. Private Streitigkeiten zweier Familien werden ebenso abgethan (wie jene der Rancherías), ohne daß die übrigen Angehörigen der Rancheria daran Theil nehmen. Wenn es aber gilt, gegen die Christen und ihre Nachbaren, die Dumagas [1]) zu kämpfen, so vereinigen sich Freunde und Feinde, ohne an eine gegenseitige Genugthuung zu denken.

Die Rancherías der Ilongoten liegen tief und trefflich versteckt im Inneren der Wälder und auf den Gipfeln der Berge, so daß sie sowohl zum Auslug als auch wegen des schweren Zuganges und ihrer durch die Natur erleichterten Vertheidigung als vorzüglich angelegt erscheinen. Trotzdem ist immer genug Ackerland für Bestellung ihrer Saaten vorhanden. Die Bewohner jener Rancherías, welche in der unmittelbaren Nähe der christlichen Pueblos liegen, stehen in direkter Verbindung mit den Bürgern der letzteren, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhalten, die Insassen der entlegeneren Rancherías aber sind kaum jemals in irgend eine Beziehung zu den civilisirten Indiern, ja nicht einmal mit vielen Leuten ihrer eigenen Rasse getreten. Die Neigung, jeden Verkehr mit den Christen zu fliehen, ist den Ilongoten angeboren und sie würden ihn vollständig abbrechen, wenn sie ihn nicht unbedingt nothwendig hätten, um Eisen für ihre Waffen und andere Waaren zu erlangen, die ihnen ihre Wälder nicht liefern können.

Auf eine eigenthümliche Weise messen sie die Zeit. Die Tage theilen sie in Viertel, je nach der Höhe der Sonne

---

[1]) Man vergleiche über die Tracht der Ilongoten die betr. Tafeln in dem Prachtwerke: Dr. A. B. Meyer. Album von Philippinentypen. Dresden 1885.

[2]) Die Camisa der philippinischen Eingeborenen ist ein gewöhnlich kurzes Hemd, das zugleich die Stelle einer Jacke vertritt und über den Hosen getragen wird. Die Camisa der Weiber ist noch kürzer; man vergleiche übrigens die Abbildungen in dem oben erwähnten Album und in F. Jagor's Reisen in den Philippinen. Berlin 1873.

[3]) Hut von der Form eines Kugelsegments, vergl. die Abbildungen bei Jagor u. A. B. Meyer.

[4]) Die Saya, der Sarong der Malayen von Holländisch-Indien, besteht in einem nach Art eines Frauenrockes um die Hüfte und die Beine geschlungenen Stücke Zeug; der Tapis ist ein Stück Tuch, das um den oberen Theil der Saya geschlagen wird.

[1]) Dumaga, Dumaya und (das Richtigste:) Dumagat werden die Negritos der Nordostküste Luzóns genannt; doch findet man in älteren Werken diesen Namen auch für die Bewohner einzelner Küstenstriche der Visayer-Inseln und Mindanaos verzeichnet; der Name kommt von dagat = Meer her und dürfte so viel wie Küstenbewohner bedeuten.

über dem Horizonte, ein, für die Nacht aber giebt es kein Zeitmaß. Die Dauer des Mondes, die Mondphasen, bilden einen Monat und 12 solche Monde bilden einen Zeitabschnitt, der einem Jahre entspricht. Da sie nur unvollkommene Begriffe vom Zahl- und Rechnungswesen besitzen, so greifen zwei Leute, die sich für einen bestimmten Tag zusammenbestellt haben, zu folgendem Mittel: sie nehmen ein Stück Bambus und machen so viele Brüche darein, als Tage bis zu jenem der Zusammenkunft zu zählen sind, jeden Tag reißen sie einen Bruchtheil ab, und sind auf diese Weise stets unterrichtet, wann der vereinbarte Tag da ist. Um eine größere Zahl von Gegenständen zu bezeichnen, zählen sie die Finger der Hände und geben der Summe einen Namen, dazu rechnen sie die Zehen der Füße und geben der Gesammtsumme wieder einen anderen Namen, auf diese Weise bekommen sie einen Begriff von der Ziffer 1000, die zu kennen für ihren Handel mit den Christen nothwendig ist, da die Tabakblätter in Päckchen zu 1000 Stück ge- und verkauft werden.

Vor den Spaniern fürchten sie sich sehr und ungeheuer ist ihre Angst, wenn sie einen Soldaten zu Gesicht bekommen. Die einzige Waffe, welche ihnen Furcht einflößt, ist das Feuergewehr, denn im Gebrauch der blanken Waffen halten sie sich für überlegen. Sie schreiben der Gewehrkugel die Eigenschaften des Blitzstrahles zu und glauben, daß sie auch hinter einem Felsen versteckt dennoch vom Geschoß ereilt werden könnten. Sobald sie mit einem Missionar oder sonst einem Spanier zusammenkommen, sind sie dem Augenscheine nach unterwürfig und geben tausend Betheuerungen ihres Gehorsams zum besten; dies währt aber nur so lange, als Geschenke unter sie vertheilt werden; wenn diese versiegen, dann ist es auch mit ihrer Unterwürfigkeit zu Ende, einer nach dem anderen verschwindet auf Nimmerwiedersehen, ohne der gegebenen Versprechen jemals wieder zu gedenken.

Sobald ihre Späher eine günstige Gelegenheit, einem Christen den Kopf abzuschlagen, gemeldet haben, so treten sie an einem bestimmten Tage zusammen und setzen den Ort fest, wo sich alle jene, die an dem Zuge theilnehmen wollen, einfinden sollen. Sie überzeugen sich dann von der Zahl der geladenen Expeditionsmitglieder, deren es nie unter 80 bis 100 giebt; der Arrangeur hat dann die Pflicht, genau bis auf die geringste Kleinigkeit herab alles anzugeben, was Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang verspricht. Er bezeichnet ferner den Ort, wo der Hinterhalt zu legen ist, theilt die Zahl der Christen mit, welche dort vorübergehen würden, beschreibt deren Waffen, malt die Sicherheit des Triumphes aus und schwört zuletzt, daß, wenn seine Angaben sich als unwahr erwiesen, er den ersten Besten, der ihnen in den Weg käme, und wäre es auch der eigene Vater, tödten würde; diesen Eid nehmen ihm die Theilnehmer an der Kopfjagd ab, da sie nicht umsonst ausgezogen sein wollen. Wenn dies letztere eintritt, so pflegt die Expedition mit der Ermordung ihres Veranstalters zu enden; es sind daher die umsichtigen Vorbereitungen begreiflich, die bei Veranstaltung eines solchen teuflischen Zuges getroffen werden. Ist endlich die Gelegenheit günstig, so raffen sie alle Waffen, über die sie verfügen können, zusammen; es sind dies der Campilan, die Lanze, Bogen und Pfeile und der Schild. Der Campilan ist ein Hanmesser in Form eines Machete-Säbels, ungefähr $1^1/_2$ Fuß lang; sie erhalten diese Waffe im Handelsverkehre mit den Christen. Die Ilongoten machen durch Abschleifen die Klinge schmäler, schleifen sie dann mit Sorgfalt wieder scharf zu und ersetzen den ursprünglichen Griff durch einen neuen, den sie aus Kupfersplittern alter Kupfergefäße herstellen und, um die Waffe besser führen zu können, mit Lappen umwickeln, die mit einer feinen Sehne umbunden sind, an deren Ende ein zum Fischfange bestimmter Angelhaken herabhängt; die Klinge wird in einer hölzernen Scheide geborgen, an dieser eine Art Säbelgurt befestigt, den sie um den Leib sich binden. Der Schaft ihrer Lanzen ist 2 bis 3 m lang und aus dem Holze der Palma brava (Coryphaminor, L.) hergestellt; er läuft in eine eiserne Spitze von wechselnder Größe und Form aus, indem dieselbe bald ein spitz verlaufendes Oval, bald eine Harpunenform mit einfachen oder doppelten Widerhaken repräsentirt. Der Bogen besteht gleichfalls aus dem Holze der Palma brava, besitzt eine Länge von ungefähr 2 m, ist vollkommen geglättet und in der Mitte dicker als an den Enden; die Sehne wird von einem starken Gewebe aus Baumrinde gebildet. Der Schaft der Pfeile besteht aus einem fingerbreiten Rohre, an das an dem einen Ende ein kurzes Stück Holz angesetzt ist, an welchem die Eisenspitze befestigt ist, deren Größe und Form verschieden sind. Das andere Ende ist immer mit zwei halben Federn versehen, damit der Pfeil besser dirigirt werden könne, und besitzt dort überdies noch einen Einschnitt, welcher beim Abschießen an die Sehne gedrückt wird. Die Ilongoten gebrauchen zweierlei Pfeile, die einen zur Jagd, die anderen für den Krieg. Die Eisenspitze der letzteren ist von verschiedener Länge; es giebt welche, die 1 dcm lang, während andere überaus klein sind. Die äußere Form ist bald die eines Blattes, bald die einer Harpune, mitunter befestigen sie an der Basis Dornen, um die Wunde schmerzlicher zu machen, doch ist ihnen der Brauch fremd, die Pfeile zu vergiften. Die Jagdpfeile sind den Kriegspfeilen ähnlich, nur ist die Spitze breit und mit Widerhaken versehen und besitzt an dem unteren Ende eine Verlängerung, welche in eine Höhlung des Schaftes hineinpaßt. Daran wird die Pfeilspitze vermittels Umschnürung mit feinen Sehnen befestigt, welche die erwähnte Verlängerung der Pfeilspitze und den Schaft mit einander verbinden und in einer Linie erhalten. Jener Dornfortsatz der Pfeilspitze dient auch dazu, letztere mit dem Schafte durch eine Masche aus grobem Bindfaden zu verbinden: Dringt der Pfeil in den Leib des Wildes ein, so löst sich die Masche auf, der Schaft fällt zu Boden, die Harpune bleibt aber im Leibe stecken. Das Wild schleppt auf der Flucht den Schaft nach, dessen Nachzerren durch das dichte Gestrüpp ihm durch die in der Wunde festsitzende Spitze große Schmerzen bereitet und seinen Lauf hemmt, so daß es leicht in die Hände der Jäger fällt. Der Schild wird aus einem porösen und glatten Holze verfertigt und ist dunkelroth angestrichen; er mißt 1 m in der Länge und etwa 3 dcm in der Breite und besitzt eine Handhabe in der Mitte der Innenseite. Er dient dazu, vor den Pfeilen und Hieben des Gegners sich zu decken, wenn der äußerst seltene Fall eintritt, daß es zu einem richtigen Kampfe kommt.

Ausgerüstet mit den beschriebenen Waffen, den Kopf mit einem Stück Zeug als ihrem Unterscheidungszeichen umwickelt, und versehen mit Mundvorrath schleichen sie sich vorsichtig durch das Dickicht, bis sie in der Nähe des Ortes, wo der Hinterhalt gelegt werden soll, angelangt sind. Zunächst spähen sie von den Gipfeln der Bäume aus und wenn sie die Ueberzeugung erlangt haben, daß sie ungesehen geblieben sind und wenn kein fremdes Geräusch zu hören ist, dann theilen sie sich in zwei Horden, deren jede zu einer der beiden Seiten des Waldpfades[1]) sich versteckt, wo sie

[1]) Die Philippinen haben nur wenige für Fuhrwerk passirbare Straßen aufzuweisen, meist sind die Ortschaften nur durch Reitpferde und Fußsteige mit einander verbunden, letztere sind gewöhnlich so schmal, daß die Reisenden nur im „Gänsemarsch“ selbe begehen können. Von einem solchen Fußsteige (Senda) ist hier die Rede.

den Vorübermarsch der Christen erwarten. Jede der Horden theilt sich in drei Rotten. Die erste, bewaffnet mit Campilan und Schild, hockt sich drei bis vier Schritte vom Pfade entfernt und versteckt hinter dem Cogongrase nieder, die zweite nimmt eine ähnliche Stellung nur weiter nach hinten zu ein, ihre Waffe ist die Lanze; die dritte Rotte hockt noch weiter rückwärts, um, wenn nöthig, mit Pfeil und Bogen einzugreifen. In dieser Stellung verharren sie Stunden lang, ohne das geringste Geräusch zu verursachen oder eine Bewegung zu machen, nachdem sie jede Fußtapfe, die ihre Anwesenheit verrathen könnte, vertilgt haben. Endlich erscheinen die Wanderer, gewöhnlich 12 oder mehr an der Zahl, bewaffnet in ähnlicher Weise wie die Wilden; ohne die Nähe der Gefahr zu ahnen, marschiren sie sorglos einer hinter dem anderen einher, da die Beschaffenheit des Steiges keine andere Marschordnung gestattet. Das scharfe Gehör der Ilongoten vernimmt sofort die Annäherung von Menschen, demgemäß macht sich die ganze Bande zum Angriff bereit. Dieser findet statt in demselben Augenblicke, wo der letzte der Wanderer in das Centrum des Hinterhaltes getreten ist. Da mit einem Male erschallt wildes Geschrei. Die Christen voller Bestürzung ergreifen die Flucht und werfen alles, was sie tragen, weg und ohne einen Versuch, sich ihrer Waffen zu bedienen, halten sie nicht eher in ihrem rasenden Laufe ein, als bis sie mindestens eine Legua Entfernung zwischen sich und dem Schauplatze des Ueberfalles haben. Nun erst blicken sie sich verstört an und brechen in Ausrufungen und Wehklagen aus, bemerken erst jetzt den Verlust eines oder mehrerer Genossen und setzen unverweilt den Marsch bis zu dem nächsten Pueblo fort, wo sie von dem Vorfalle Bericht erstatten und gewöhnlich von irgend einer kühnen That, die sie ausgeführt, erzählen, auf welche aber nie zu schwören ist. Die Flucht der Christen begünstigt sehr die Absichten der Ilongoten; denn da diejenigen, welche die ersten sind, auch zuerst die Flucht ergreifen, so ist es für die letzten schwer, zu entkommen und dem tödtlichen Schlage auszuweichen. Der Unglückliche, der sich durch einen — gewöhnlich in die Schultergegend versetzten — Lanzenstich getroffen fühlt, fällt sofort zu Boden und hiermit beginnt das Siegesfest der Ilongoten und ein grausames Martyrium des Schlachtopfers. Alle umringen den Unglücklichen unter großem Freudengeschrei und unter ausgelassenen Tänzen, wobei einer nach dem anderen mit seiner Lanze in den Körper desselben sticht. Wenn noch eine Spur von Leben an dem Armen zu merken ist, so naht sich einer der Angreifer, haut ihm den Kopf ab und wirft ihn hoch in die Luft, worauf alle sich beeifern, ihn zu erhaschen, da jener für den Tapfersten sich hält, dem es gelingt, das abgeschlagene Haupt aufzufangen. Manchmal lassen sie das letztere bei dem entseelten Rumpfe liegen, manchmal aber schleppen sie es nach ihrer Rancheria, um dort ihr gräßliches Siegesfest fortzusetzen. Die christlichen Indier behaupten, daß die Ilongoten die Sitte üben, das Herz und die Leber ihrer Schlachtopfer aufzuessen, und zwar so lange diese bluttriefenden Beutestücke noch zucken; diese Behauptung ist aber bis zum heutigen Tage nicht erwiesen worden.

Dieselben Bräuche befolgen sie auch in Fehden gegen jeden anderen Feind. Sie erbarmen sich Niemandes, im Gegentheil, sie schwelgen in dem Vergießen des feindlichen Blutes bis zu dem Grade, daß nicht ein Zoll breit Zwischenraum zwischen den Wunden übrig bleibt, bis das Fleisch von den Spitzen ihrer Lanzen zerfetzt ist; ja sie schlagen noch mit dem Campilan die Knochen in Splitter. Aber bei all ihrer Wildheit und bei all dem Vertrauen, das sie in die Undurchdringlichkeit ihrer Waldwildnisse setzen können, genügt es, daß sie den Knall eines Feuergewehres vernehmen, um sofort ohne eine Spur von Widerstand in eiliger Flucht sich zu zerstreuen.

Jede Hütte liegt auf einer Anhöhe, die theils wegen der steil abfallenden Felsen, theils wegen der Dichtigkeit des sie umgebenden Waldes schwer zugänglich ist und zu der man auf einem geschlängelten und steilen Fußsteige gelangen kann, den sie mit eingerammten Stacheln (Fußangeln) und ähnlichen im Grase versteckten Vertheidigungsmitteln ausstatten, damit die Angreifer schmerzhafte Wunden an den Füßen sich zuzögen und so kampfunfähig würden oder gar einem noch schlimmeren Loose anheimfielen. Da sie bei Tag und bei Nacht wachsam sind, so ist es unmöglich, sie zu überraschen, und wenn die Behörden ein Truppencorps abschicken, um sie für ein begangenes Verbrechen zu züchtigen, so entfliehen sie eiligst auf versteckten Pfaden in das angrenzende Walddickicht, von wo aus sie die Verfolger beobachten, ja sogar anrufen, ohne daß es möglich wäre, sie zu erwischen. Die Soldaten feuern dann einige Schüsse ab ohne jedes Resultat oder wenigstens, ohne daß man weiß, ob eine Kugel getroffen oder nicht, und wenn sie den Angriff fortsetzend nach unsäglichen Beschwerden endlich den Weg zu dem Ilongotenschlupfwinkel gefunden haben und in den Wald eindringen, wohin die Ilongoten sich neuerdings zurückgezogen hatten, so finden sie Alles verlassen, so daß sie sich damit begnügen müssen, die Hütten zu verbrennen, deren Verlust für jene leicht zu tragen ist.

Jede Rancheria ernennt den Häuptling aus den hervorragendsten ihrer Mitglieder; dieser schlichtet alle vorfallenden Streitfälle, wobei er mitunter auch mit dem Bejucorohr dreinschlägt. Trotzdem wird seine Autorität nicht immer geachtet und es ereignet sich häufig, daß seine Befehle nicht ausgeführt werden und man, um Geschehenes zu legitimiren und Streitigkeiten beizulegen, an das Recht des Stärkeren appellirt. Das größte Ansehen genießt die väterliche Gewalt der Greise, aber gerade diese sind es, welche am ersten darauf achten, daß die ererbten Bräuche und Anschauungen sich unversehrt weiter erhalten und so ihren Stamm in dem Zustande der niedrigsten Barbarei erhalten.

Slavische Gebräuche beim Hausbau.

Von Fr. Hubad in Graz.

I.

Wie interessant es auch wäre, die Einrichtung des slavischen Hauses genauer festzustellen, so ist dies doch für einen einzelnen Menschen bei den geringen Vorarbeiten und dem weit zerstreuten Materiale nicht möglich. Die historische Entwickelung der Hauseintheilung nachzuweisen ist aber geradezu unmöglich, da die Slaven größtentheils nur Holzbauten aufführten, von denen natürlich keine Spuren erhalten sind; wollte man dagegen die steinernen Ueberreste

aus alter Zeit, die ohnehin nur spärlich sind, allein zu Grunde legen, würde man sich derselben Gefahr aussetzen, der man anderswo wirklich unterlegen, daß man nämlich das, was nur den Begüterten, an einen feineren Lebensgenuß Gewöhnten zukam, auf die Allgemeinheit des Volkes übertrüge, was natürlich in vielen Fällen zu falschen Schlüssen führen würde.

Die vergleichende Sprachforschung kann in diesem Falle nur den Umstand bestätigen, daß die ältesten Häuser aus Holz gebaut waren, und bietet sonst nur die Namen der einzelnen Räume des Hauses dar, deren Vergleichung vor Allem die Thatsache zu Tage bringt, daß die ursprüngliche Anlage des Hauses bei den verschiedenen Völkern dieselbe war.

Bei aller Einfachheit, welche das Haus des gemeinen Volkes auszeichnet, leistet es demselben doch dieselben Dienste, wie dem Reichen sein Palast, und selbst den bekannten Spruch: „Mein Haus ist meine Burg", drückt der Südslave fast ebenso aus, wenn er sagt: Moja kucica, moja slobodica.

In Gegenden, wo die ursprünglichen Hauscommunionen noch bestehen, hat natürlich das Haus noch eine erhöhte Bedeutung, doch bildet selbst in Gegenden, wo diese nicht mehr bestehen, das Vaterhaus für alle Familienmitglieder, auch wenn dieselben nach dem bürgerlichen Gesetzbuche kein Anrecht mehr darauf haben, den Mittelpunkt. Es könnte nur in seltenen Ausnahmen der Fall eintreten, daß ein schon abgefertigtes Familienglied im Falle der Noth im Vaterhause nicht mehr die liebevollste Aufnahme fände.

Das neue Haus soll nicht allein den Familiengliedern Schutz und Obdach gewähren, es ist bestimmt, auch die Schutzpatrone derselben zu beherbergen, mögen sie nun kirchliche Heilige sein, deren Bilder beim Einzuge mitgebracht werden, oder noch als echte und rechte Hausgeister, Götter und Genien (russisch dêduška domovyj oder kurz domovoj; ruthenisch did, d'od, did'ko; böhmisch šetek, hospodářiček; slovakisch buožik ꝛc.) für das Wohl ihrer Schutzbefohlenen die Sorge übernehmen. Es bildet noch immer, wie in alten Zeiten, zugleich die Verwahrungsstätte für die Gottheit. Darum erfordert schon die Wahl des Bauplatzes besondere Aufmerksamkeit, von der freilich in den modernen Bauordnungen kein Paragraph mehr spricht.

In Rußland begiebt sich daher der Hausvater mit der Hausmutter heimlich an den auserlesenen Platz, sie hauen einem Hahn den Kopf ab und vergraben ihn an der Stelle, wo die vordere Ecke (perednji ugolj) des neuen Hauses stehen soll. Oder man legt auf diese Stelle einige Scheidemünzen und etwas Gerste, damit im neuen Hause Geld und Brot immer im Ueberflusse vorhanden sei. Auch fügt man wohl etwas Wolle und Weihrauch hinzu, damit Vieh und Menschen gesegnet würden. In Volhinien legt man ein Stück Brot, Salz und eine Hand voll Gerste dorthin. Diese Dinge läßt man ein oder zwei Tage an Ort und Stelle liegen und beobachtet, ob alles daselbst verbleibt, wie es hingelegt worden, oder man legt auch wohl an die Stellen, wo sich die vier Ecken erheben sollen, Brotstücke; bleibt alles am Orte, so ist es ein gutes Zeichen, im entgegengesetzten Falle muß man eine neue Baustelle suchen [1]).

Durch diese ausgelegten Dinge erscheint der ganze Umfang des Hauses bestimmt. Die vordere (Haupt-) Ecke des Hauses ist natürlich von der größten Bedeutung, denn dort steht der Tisch, an welchem sich die Familienglieder zum gemeinsamen Mahle versammeln, dort hängt in der Ecke das heilige Kreuz und an dessen Seiten die Heiligenbilder, dort in der Ecke ist der Ehrenplatz, dorthin setzt man den Gast, welchen man ehren will, dort ist der Sitz des Familienoberhauptes, so lange er sein Anwesen nicht seinem Sohne übergiebt. Darum sagt ein slavisches Volkslied von dem Vater, der das Haus seinem Sohne übergeben, er sei hinter dem Tische hervor in den Winkel „hinter den Ofen übersiedelt".

Knistert oder kracht es in der Hauptecke, so bedeutet dies Unglück für den Hausvater oder es wird in kurzer Zeit Jemand aus der Familie sterben. Knistert oder kracht es dagegen in der hinteren (Ofen-) Ecke, so wird bald Jemand das Haus verlassen müssen (Afanasjev, II, p. 113). Dort hängen die zu Ostern geweihten Weidenruthen und Ostereier; auf den Tisch werden die Weihnachtskuchen (kutja, uzvara, bei den Slovenen kuc-kruh) gelegt, vor den Heiligenbildern, welche dort hängen, verneigt sich in Rußland jeder Eintretende. Darum darf auf der Bank Niemand so liegen, daß er seine Füße in diese Ecke streckte, denn es wäre eine Sünde. Dieser Glaube herrscht auch bei den Slovenen [1]). Hinter den Heiligenbildern sitzen nach russischem Volksglauben die Seelen der Verstorbenen, bis der Leib beerdigt wird [2]). Unter der Hauptecke des Hauses wurden in der Heidenzeit die Todten begraben [3]).

Eine andere Stelle im Wohnzimmer, der Hauptecke gegenüber, ist von ebensolcher Wichtigkeit. Dort stand früher der Herd, die Opferstätte der Familie, dort steht jetzt der Ofen. Die Wichtigkeit des Feuers für das menschliche Leben ist einleuchtend; dort wurde es in alten Zeiten Tag und Nacht unterhalten. Darum hat sich der Ofen in der Bedeutung als Opferstätte bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Möllthale in Kärnten sprechen die „Hâzácher" (Heuzieher) bei ihrer Ankunft an der Feuerstätte den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus, Heu und Hâzácher!" und die andere Partei antwortet: „In Ewigkeit, sind wir auch willkommen!" Dann werfen sie ein Büschchen Heu in die Luft und sprechen: „dô hoat der wint sein tál, ear láss uns s' andre mit Glück und hâl" [4]).

Um den Schratl bei guter Laune zu erhalten, muß man ihm nach dem Volksglauben der Deutschen in Steiermark Speisen auf den Ofen stellen [5]). Nach der Meinung der Slovenen in Steiermark soll man ihm auf das Fenster Hirsebrei geben [6]).

In Böhmen sollen Braut und Bräutigam beim Eintritte in ihr neues Haus zuerst in den Rauchfang sehen, oder soll die Braut drei Haare in den Kamin werfen, oder sich vor dem Herde verneigen, um vor Bangigkeit geschützt zu sein und den Hexen die Macht über ihre Kinder zu benehmen [7]).

Ebenso verrichtet die Braut bei den Slovenen in Steiermark bei dem Eintritte in ihre neue Heimath ein Gebet vor dem Herde und wirft Münzen in den Ofen, ehe sie sich zum Hochzeitsmahle setzt [8]). Wenn der Wind heult, fliegt nach böhmischem Volksglauben Melusina mit ihren Kindern durch die Luft, da muß man Mehl und Salz in den Ofen werfen [9]). Ebendaselbst werfen die Kinder den ersten Zahn,

---

[1]) Afanasjev, poetičeskija vozzrênija Slavjan na prirodu. II, p. 109, 110.

[1]) Letopis matice slovenske, Laibach 1881, S. 147.

[2]) Afanasjev op. c. II, p. 112.

[3]) Kotljarevskyj, o pogrebalnyh obyčajah jazyčeskih Slavjan. Moskva 1868, p. 226.

[4]) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. IV, S. 300.

[5]) Ibid. S. 298.

[6]) Pajek, črtice iz duševnega žitka štajerskih Slovencev. Laibach 1884, S. 228 f.

[7]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen. S. 122.

[8]) Pajek, a. a. O. S. 271.

[9]) Grohmann, a. a. O. S. 2.

welcher ihnen ausfällt, über den Kopf hinter den Ofen und sprechen: „Tu máš babo (oder liško, oder auch myško) košteny, — Dej mi za to železný“ = Da hast du Weib (pec = der Ofen ist im Böhmischen weiblichen Geschlechtes) oder „Füchslein“, oder auch „Mäuschen“ einen knöchernen — Gieb mir dafür einen eisernen [1]). Die Hausschlange (had hospodařik) haust unter dem Ofen [2]). Beim Brotbacken soll man drei Erbsen oder ein Strumpfband in den Ofen werfen, damit das Brot nicht verderbe [3]). Verdorbenes Brot soll beim Erhitzen des Ofens verbrannt werden [4]). Wer etwas sucht und kann es nicht finden, streue Salz auf den heißen Ofen [5]).

Ein Märchen aus Galizien „Der Teufel in der Hütte“ erzählt: „Es war eine Hütte, in welcher Niemand leben wollte; Jedem, der sich in derselben ansiedelte, starben die Kinder, darum blieb sie leer. Da kam ein Armer in die Hütte und sprach: ‚Guten Tag demjenigen, welcher in diesem Hause wohnt!‘ — ‚Was willst du?‘ antwortete ihm der Hausgeist. — ‚Ich bin arm, habe weder Hof noch Dach‘, klagte der Ankömmling. — ‚Bleibe hier‘, sprach der Hausgeist; ‚trage nur der Frau auf, sie möge jeden Sonntag den Ofen neu schmieren und auf die Kinder Acht geben, daß sie nicht auf den Ofen kriechen.‘ Da siedelte sich der Arme in der Hütte an und lebte mit seiner Familie ruhig in derselben. Als er einmal Abends über seine Armuth klagte, kam der Hausgeist aus dem Ofen und gab ihm einen Kessel voll Geld [6]).“ Ebenso erzählt man in Galizien und Polen von einem unsichtbaren Diener Iskrzycki (das Fünkchen), welcher bei einem Hausherrn im Ofen seinen Sitz aufschlug nnd alle häuslichen Arbeiten verrichtete [7]).

Auch nach dem Glauben der großrussischen Bauern hat der Domovoj (Hausgeist) seinen Sitz hinter oder unter dem Ofen.

Bei den Südslaven sind Betheuerungen und Eide mit Berufung auf den Herd gebräuchlich. „So wahr das Herdfeuer nicht mit meinem Blute ausgelöscht werden möge“; „So wahr der Giebel des Daches nicht auf den Herd fallen soll“ und andere [8]). Bei Theilungen des Vermögens der Hauscommunion wird daher genau bestimmt, wem „Haus und Herd“ zufallen soll [9]). Die Kleinrussen sprechen darum, wenn sie etwas Ungeziemendes sagen sollten: „Ich möchte es sagen, wenn es keinen Ofen in der Hütte gäbe [10]).“

Doch genug von diesen Anführungen, eine genaue Schilderung der Heiligkeit des Herdes würde ein ganzes Buch füllen.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Schwelle des Hauses. Diese bildet die Grenze der Wirksamkeit der Penaten; wer die Schwelle überschreitet und in das Haus eintritt, tritt unter den Schutz der Hausgötter; daher wird das Kind nach der Taufe vom Vater auf die Hausschwelle gelegt und dadurch geheiligt; im Perm'schen Gubernium sagt das Sprichwort: „Du hinter die Schwelle, der Teufel aber fort [1]).“ Darum begrüßen sich die russischen Bauern nicht über die Schwelle, und geben einander nichts über dieselbe; wer sich beim Schreiten über dieselbe nicht bekreuzt, hat ein großes Unglück zu befürchten. An manchen Orten darf man sich auf die Schwelle nicht setzen [2]), bei den Slovenen schickt es sich nicht, darüber hinaus zu sprechen. Die Schwelle spielt auch bei der Todtenbestattung eine wichtige Rolle. Das russische Märchen „Nečistoj“ [3]) erzählt: In einem Dorfe kam die Jugend zusammen, um den heiligen Andreas [4]), den Erstgenannten (Pervozvannyj) zu feiern. Da erschien auch ein unbekannter Fremdling, ließ Wein und Speisen auftragen und unterhielt sich besonders mit Marusja. Er gab sich für einen Handlungsdiener eines reichen Kaufmannes aus der Stadt aus und trug Marusja Herz und Hand an. Das Mädchen willigte ein und erzählte alles der Mutter. Diese rieth ihr, bei der nächsten Gelegenheit dem Bräutigam beim Abschiede einen Faden unbemerkt an den Knopf zu binden und dann langsam den Knäuel abzuwinden, um zu erfahren, wohin er gehe. Marusja that es. Der Faden führte zu einer Kirche. Da dieselbe geschlossen war, holte das Mädchen eine Leiter, schaute zum Fenster hinein und bemerkte, daß ihr Bräutigam einen Todten aß, welcher in der Kirche lag. Athemlos kam sie nach Hause, erzählte aber der Mutter nichts. Am folgenden Tage kam der Bräutigam wieder und fragte sie beim Abschiede, ob sie gestern an der Kirche gewesen und gesehen habe, was er gethan. Marusja leugnete es. „Darum muß Morgen dein Vater sterben“, sprach der böse Geist und verschwand. So geschah es auch. Auch auf weiteres Befragen leugnete das Mädchen, an der Kirche gewesen zu sein und den Bräutigam beobachtet zu haben, darum starb die Mutter und auf die dritte Verweigerung sollte das Mädchen selbst sterben. Da rieth ihr eine alte Frau, sie möge zum Popen gehen und ihn bitten: „Wenn ich sterbe, grabet unter der Schwelle des Hauses eine Grube und traget meinen Körper nicht durch die Thür, sondern durch diese Grube hinaus und begrabet mich an einem Kreuzwege, wo sich zwei Straßen kreuzen.“ So geschah es. — Nach einiger Zeit fuhr ein Bojarensohn an Marusja's Grabhügel vorüber und fand auf demselben eine wunderschöne Blume, wie er noch keine gesehen. Er ließ sie ausgraben und in einen schönen Blumentopf setzen. Der Diener bemerkte aber, daß sich die Blüthe um Mitternacht in ein wunderbar schönes Mädchen verwandelte. Er erzählte es dem Herrn; dieser hielt eine Nacht Wache und packte das Mädchen bei der Hand. Da sie so schön war, heirathete er sie, doch stellte sie ihm die Bedingung, daß sie durch vier Jahre in keine Kirche gehen dürfe; der Mann war es zufrieden. Als ihm aber einst Gäste den Vorwurf machten, daß seine Frau nie in die Kirche ginge, befahl er ihr, mit ihm dorthin zu gehen. Da saß, allen anderen unsichtbar, der böse Geist auf dem Fenster und fragte neuerdings, ob sie damals an der Kirche gewesen sei und ihn beobachtet habe. Da sie es wieder leugnete, drohte ihr der Geist mit dem Tode ihres Mannes und ihres Sohnes. Marusja erhielt aber von dem alten Weibe Weihwasser und Wasser des Lebens. Am folgenden Tage starben der Mann und der Sohn, der Geist erschien wieder und stellte die zwei Fragen. Da gestand sie es, besprengte den Geist mit Weihwasser und derselbe zerfiel in Staub; darauf be-

---

[1]) Grohmann, a. a. O. S. 111.
[2]) Grohmann, a. a. O. S. 78.
[3]) Grohmann, a. a. O. S. 103; Časopis českeho museum. 1853, p. 483.
[4]) Grohmann, ibid; Časopis 1855, p. 52.
[5]) Grohmann, S. 229; Časopis 1855, p. 328.
[6]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 68.
[7]) Afanasjev, ibid. II, p. 69.
[8]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne poslovice. p. 305, 9.
[9]) Bogišić, Zbornik sadašnjih pravnih obicaja u južnih Slovena; p. 558, 337.
[10]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 30.

[1]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 114.
[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 114.
[3]) Der böse Geist; Afanasjev, narodnyja russkija skazki VI. Moskva 1861, p. 326 ff., übersetzt in Ralston's-russian folk. tales. London 1873, S. 10 ff. the fiend.
[4]) 30. November.

spritzte sie den Mann und den Sohn mit dem Wasser des Lebens und dieselben wurden wieder lebendig. Aehnlich sagt die sterbende Ibronka in einem slovakischen Märchen[1]): „Liebe Nachbaren! wenn ich sterbe, traget meinen Leichnam nicht über die Schwelle durch die Thür und lasset mit meinem Sarge nicht dreimal auf die Schwelle schlagen, sondern lasset unter der Schwelle eine Grube graben und ziehet den Sarg durch dieselbe hinaus. Spannet das Pferd, welches im Stalle steht, vor den Wagen, und begrabet mich an der Stelle, wo das Pferd mit mir stehen bleibt."

Dieser Zug des Märchens hat seinen historischen Hintergrund, denn im Alterthume wurden die Todten auch im Hause selbst, unter der Schwelle, dem Fußboden oder der Hauptecke begraben; bei den Kleinrussen finden noch heutzutage die Leichen ungetaufter Knaben ihre letzte Ruhestätte unter der Hausschwelle[2]). An diesem Orte dachte man sich auch den Aufenthalt der Hausgeister, da dort der Wirkungskreis ihrer Thätigkeit begann.

In einer späteren Entwickelungsperiode hörte die Bestattung im Hause auf, der Todte durfte jedoch nicht zu der Thür hinaus, zu welcher die Lebenden aus- und eingingen. Man legte also in der Wand, welche hinter dem Kopfe lag, ein Stück nieder und trug ihn hier rückwärts hinaus. Für die germanischen Stämme finden wir dies bei Weinhold[3]) nachgewiesen. Man suchte also dem Todten die Rückkehr unmöglich zu machen. In ähnlicher Weise durfte nach römischem Volksglauben derjenige, welcher, nachdem er todt gesagt worden, nach Hause zurückkehrte, nicht durch die Thür eingehen, sondern mußte beim Impluvium einsteigen[1]).

Aehnliches finden wir bei den Slaven. „Als Vladimir in Berestov gestorben war (15. Juli 1015), verheimlichte man seinen Tod, denn Svijatopolk war in Kiev. In der Nacht entfernte man den Fußboden, wickelte den Todten in Teppiche, ließ ihn an Stricken hinunter und führte ihn in die Kirche[2]). Nach dem Chronisten soll dies aus Furcht vor Svijatopolk geschehen sein, doch ist dies nicht richtig, da nach seiner eigenen Erzählung „Menschen ohne Zahl" die Leiche besichtigten und das Leichenbegängniß öffentlich gefeiert wurde. Es wirkte demnach hier die heidnische Vorstellung ein, welche in der Folgezeit immer mehr verblaßte, aber noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts es dahin führte, daß die Leiche des Boris Godunov, welcher als Zauberer angesehen wurde, durch ein zu diesem Zwecke in der Wand ausgebrochenes Loch aus der Gruft geworfen wurde[3]). Zauberer und an Seuchen Gestorbene sollen deshalb durch ein Fenster aus dem Hause geschafft werden. Wenn unter den Kindern große Sterblichkeit herrscht, glauben die Mazuren das Uebel dadurch bannen zu können, daß die gestorbenen Kleinen nicht durch die Thür, sondern durch das Fenster hinausgebracht werden[4]).

Diese Beispiele beweisen es zur Genüge, wie wichtig die Schwelle des Hauses ist; wir werden es demnach auch begreifen, daß es wohl nicht der Zufall allein war, weshalb Libuscha bei der Gründung Prags die Stadt nach der Schwelle benannte.

[1]) Pavol Dobšinský, prostonárodnie slovenské povesti. Thurocz St. Marton 1880, I, p. 83—89. Krek im Kres II. Klagenfurt 1882, S. 442 ff.

[2]) Kotljarevskyj, O pogrebalnyh obyčajah jazyčeskih Slavjan. Moskva 1868, p. 34, 226.

[3]) Altnordisches Leben. Berlin 1856, S. 476. Zeitschrift für deutsche Mythologie. IV, S. 280.

[1]) Plutarch. quaest. Rom. V. Vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 397. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. Berlin 1867, II, S. 170 ff.

[2]) Chronica Nestoris ed. Miklosich. Wien 1860, cap. 47, p. 79, 80.

[3]) Kotljarevskyj, op. cit. p. 124.

[4]) Töppen, Aberglauben der Mazuren. Danzig 1867, S. 112. Kotljarevskyj, op. cit. p. 125.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache".

Die Untersuchungsfahrten S. M. Kubt. „Drache" in den Sommern 1881, 1882 und 1884 hatten den Zweck, die Lücken, welche hinsichtlich der Kenntniß, namentlich der physischen Verhältnisse der Nordsee bestanden, und welche selbst durch die auf Veranlassung der Kommission zur Untersuchung der deutschen Meere im Jahre 1872 angestellten Fahrten der „Pommerania" nicht ganz geschlossen waren, nach Möglichkeit auszufüllen. Die vorliegenden Ergebnisse[1]) haben dieses Ziel in befriedigender Weise erreicht. Das Beobachtungsgebiet des „Drache" erstreckte sich besonders über den Theil der Nordsee, welcher bisher am wenigsten erforscht war, also auf den centralen Theil und die tiefe Rinne südlich von Norwegen. Die Beobachtungen selbst bestanden in solchen über die Temperatur des Wassers an der Oberfläche, in gewissen Tiefen und am Grunde, ferner in Messungen des specifischen Gewichtes des aus diesen Tiefen geschöpften Wassers. Weiter wurde der Salzgehalt bestimmt, Strombeobachtungen nach Richtung und Stärke angestellt und namentlich den Gezeitenströmungen große Aufmerksamkeit zugewendet. Die chemischen Untersuchungen des Nordseewassers setzten sich zusammen aus der Bestimmung von Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, letztere besonders im neutral- und sauer-gebundenen Zustande. Endlich wurden noch die Meeresgrundproben einer geologisch-mineralogischen Untersuchung unterworfen.

Die Resultate dieser Beobachtungen, welche sich im Text, sowie den beigegebenen Tabellen, Tafeln und Kartenbeilagen der vorliegenden Publikation deutlicher angegeben finden, als es hier geschehen kann, sind etwa die folgenden.

Zunächst ist der Nordsee hinsichtlich ihrer physikalischen Verhältnisse eine größere Selbständigkeit zuzuertheilen, als dies bisher geschehen ist. Das oceanische Wasser, im Norden von England eindringend, sperrt das Nordseebecken gegen polare Ströme ab; ebenfalls von Norden dringt das salzige atlantische Wasser unvermischt fast bis in den centralen Theil der Nordsee vor, sinkt in Folge der winterlichen Abkühlung zu Boden und conservirt diese geringe Temperatur auch im Sommer. Namentlich in den oberen Schichten und längs der Küsten mischt sich das salzige oceanische Wasser mit den Süßwasserzuflüssen der benachbarten Landmassen und wird mit diesem Süßwasser in zwei Hauptströmen nordwärts geführt, nämlich längs der eng-

[1]) Die Ergebnisse der Untersuchungsfahrten S. M. Kubt. „Drache" in der Nordsee in den Sommern 1881, 1882 und 1884. Veröffentlicht vom Hydrographischen Amt der Admiralität. Berlin 1886, Mittler u. Sohn.

lischen und längs der deutschen-jütischen Küste. Beide Ströme treffen sich zwischen 3° östl. v. Gr. und der norwegischen Küste und gehen dann nach dem norwegischen Nordmeere weiter. Beide Ströme unterscheiden sich besonders darin, daß der norwegische Küstenstrom besser seine charakteristischen Eigenschaften beibehält als der englische, namentlich was die Mischung zwischen dem Wasser des Oberstromes mit dem des Unterstromes betrifft.

Die Gezeitenerscheinungen erklären sich unter Zuhilfenahme der Konfiguration des Nordseebodens dadurch, daß aus NW, von den Shetlandsinseln, eine Fluthwelle eindringt, die an der Steilküste von Norwegen nach SW reflektirt wird. Beide Bewegungen bedingen ein Fortschreiten der Fluthwelle von N nach S, so daß westöstliche Linien gleicher Fluthzeit entstehen müssen. Südlich der Dogger-Bank giebt der daselbst von Flamborough Head bis Helgoland sich erstreckende Kanal dann Veranlassung zur Bildung einer stationären Welle mit großem Fluthwechsel an den gegenüberliegenden Küsten. Das Heranziehen einer Fluthwelle, welche durch den Kanal in die Nordsee eindringt, ist hiernach nicht mehr zur Erklärung dieser Hochfluthen nöthig, zumal schon Thomson aus anderen Gründen die völlige Bedeutungslosigkeit des englischen Kanals für die Flutherscheinungen der Nordsee gezeigt hat.

Der im Nordseewasser enthaltene Sauerstoff wurde nach Volumprocenten der gesammten Gasmenge bestimmt. Es fand sich für Sauerstoff aus 25 Oberflächenwasserproben ein Minimum von 33,59 Proc., ein Maximum von 34,43 Proc. und ein Mittelwerth von 33,95 Proc. Die Pommeraniafahrten hatten für letztere Größe 33,93 Proc. ergeben. Für 24 Tiefwasserproben bis etwa 300 m Tiefe stellten sich obige Zahlen als kleiner heraus, es fand sich sogar ein Minimum von 25,20 Proc. Begünstigt wird das Auftreten solcher geringen Mengen Sauerstoff jedenfalls durch die Bestandtheile des Meeresbodens, besonders wenn derselbe aus leicht oxydirbaren Substanzen gebildet wird.

An Kohlensäure ergab sich, abgesehen von einem mit viel Süßwasser verdünnten Oberflächenwasser, als Minimum 48,84 mg und als Maximum 54,56 mg in 1 Liter Nordseewasser und in neutral gebundenem Zustande. Als Mittelwerth ergab sich aus 67 Beobachtungen 52,66 mg. Für den durch die norwegischen Expeditionen untersuchten Nordtheil des Atlantischen Oceans stellt sich nach Tornöe diese Zahl zu 52,82 mg. Nach Bestimmung des gesammten Kohlensäuregehaltes ergab sich als Subtraktionsrest für die sauer gebundene Kohlensäure ein Minimum von 35,48 mg, ein Maximum von 52,08 mg und ein Mittel von 43,78 mg. Tornöe fand für letzteren Werth 43,70 mg. Die Angaben über den Kohlensäuregehalt der Wasserproben, welche während der Fahrten der „Gazelle" im Jahre 1874 bis 1876 geschöpft wurden, übergehen wir; sie stimmen mit den Beobachtungen in der Nordsee darin überein, daß mit der Tiefe der Gehalt an Kohlensäure zunimmt.

Bei der Untersuchung der Meeresgrundproben sollte festgestellt werden, in wie weit die in denselben enthaltenen Gesteinsbrocken aus älteren Gesteinsbildungen der umgebenden Festländer herrühren, dann aber auch, wie sich unter Berücksichtigung der beigemengten kalkigen, thonigen und sandigen Bindemittel wie organischen Bestandtheile die Bildung von Schichtgesteinen im Allgemeinen erklären lasse. Die chemische Untersuchung erstreckte sich im Anschluß an die norwegischen Forschungen auf die Bestimmung des Gehaltes an Kalk- und Bittererdecarbonaten. Die 35 zur Verfügung stehenden Proben ließen sich in zwei Gruppen bringen. Die erste charakterisirte sich als quarzig-sandig, war locker gebunden und hatte eine hellgraue, weiße oder röthliche Färbung. Die zweite Gruppe war sandig-thonig, fest gebunden, im feuchten Zustande plastisch und von dunkler bis schwarzgrauer Farbe. 26 Proben gehörten der ersten Gruppe an. Eigentliche kalkige, dem Globigerinenschlamm entsprechende Ablagerungen fehlten den Proben, jedenfalls wegen der geringen Meerestiefe (im Maximum nur 317 m). Bemerkenswerth ist ferner, daß der größte Theil des Nordseebodens einen sandigen Charakter besitzt, der nur an einigen Stellen einer thonigen Beschaffenheit weicht, wie z. B. in der norwegischen Rinne. Ihren Ursprung haben diese sandigen Sedimente, wie ihre mineralogische Zusammensetzung beweist, besonders im Urgebirge Norwegens. Außerdem liefern auch die schottischen Gesteine Material für die Oberdecke des Nordseebodens.

Als besonders instruktiv ist zum Schluß die große Anzahl von Karten und Tafeln anzuführen, die dieser Abhandlung beigegeben sind. Die ersteren stellen dar die Tiefenverhältnisse, den Salzgehalt und das specifische Gewicht für die Oberfläche, für 30 m Tiefe und größere Tiefen resp. Meeresgrund, ferner den Sauerstoffgehalt an der Oberfläche wie im Tiefenwasser und eine Uebersicht der Strömungen. Die fünf Tafeln stellen graphisch die Aenderungen von Salzgehalt und Temperatur mit der Tiefe, sowie die Strömungen dar.

Das westliche Kaschgar und das Chanat Kungut.

Ueber den westlichen Theil der Provinz Kaschgar liegen neuere Daten vor, die sich auf die Forschungen des Lieutenant Grombtschewsky stützen. In geodätischer Hinsicht hat derselbe gewissermaßen die Arbeiten des Hauptmann Kuropatkin vom Jahre 1867 mit denen verknüpft, welche im letzten Jahre vom Lob-Noor bis Kotan und Aksu seitens des General Prshewalski angestellt worden sind. Die von Grombtschewsky ausgeführte Aufnahme vervollständigt und verbessert nicht nur die von Forsyth vom Jahre 1873 bis 1874, sondern umfaßt auch noch den Raum, welcher Ferghana von Kaschgar und diese Stadt vom Engpaß von Suiok trennt.

Außer diesen geodätischen Arbeiten hat der junge Reisende eine große Anzahl authentischer Daten über die innere Organisation und die wirthschaftliche Lage dieses Landes gesammelt, obwohl er sowohl mit den chinesischen Behörden wie der Ungunst des Herbstwetters während seiner Reise schwer zu kämpfen hatte. Nach Grombtschewsky ist die Stellung der Chinesen in Kaschgar eine mißliche. Nachdem sie durch die bekannte Revolution um die Mitte dieses Jahrhunderts vertrieben waren, kehrten sie 1877 nach dem Tode Jakub-Chans zurück und unterwarfen leicht die durch den Bürgerkrieg geschwächte mohammedanische Bevölkerung in Kaschgar. Die von Jakub-Chan eingeführten Steuern wurden durch die Chinesen vermehrt und aufs Rücksichtsloseste und bei jeder Gelegenheit erhoben. So besteht neben den verschiedenen Abgaben in Naturalien und baarem Gelde in Kotan sogar eine Steuer von $2\frac{1}{2}$ Rubel für jedes Mädchen, welches sich verheirathet. Jeder Gouverneur, selbst der Bezirksvorsteher, hat das Recht über Leben und Tod, und jeder noch so unbedeutende Beamte kann zur Anwendung der Folter schreiten, welche bei jeder gerichtlichen Untersuchung ausgeübt wird. Körperliche Züchtigung ist durch kein Gesetz beschränkt und schreckt man selbst vor tausend und mehr Stockschlägen nicht zurück.

Der Reisebericht Grombtschewsky's enthält ferner eine große Anzahl statistischer Daten über Kaschgar, sowie eine Beschreibung des kleinen Chanats Kungut, welches dieser Reisende als der erste Europäer besucht hat. Dieses Chanat liegt südlich des Pamir und jenseits der Kette des Mustag und wird bewässert durch den Oberlauf des Kungut, eines Nebenflusses des oberen Indus. Vom Siri-kul aus gelangt man nach dem Kungut durch den Pamir-Taghdumbasch, von wo aus man leicht den Mustag auf drei sehr gangbaren Pässen überschreiten kann, dem Kaklik, dem Myn-Teke und dem Hundjurab. Der Weg von Tasch-Kurgan über den Siri-kul nach Myskar, dem ersten kungutanischen Orte, wird von den Karawanen in sechs bis sieben Tagen und bis nach Baltit, der Hauptstadt des Chanats, in zwölf bis dreizehn Tagen zurückgelegt. Fußgänger legen diese Wegstrecken etwa zweimal schneller zurück als die Karawanen.

Das Chanat liegt in einem engen Thale auf dem rechten Ufer des Kungut, dessen andere Seite zum Chanate von Nogar gehört, das dem Maharadschah von Kaschmir tributär ist. Obgleich Ackerbau getrieben wird, ist das Land doch äußerst arm. Man zählt nur 28 Dorfschaften, von denen die Hauptstadt etwa 500 Hütten resp. Feuerstätten besitzt. Die Gesammtbevölkerung des Chanats beläuft sich auf etwa 20 000 Menschen. Die Dörfer sind terrassenförmig auf dem Abhange der Felsen gebaut und wegen der Einfälle der Bewohner von Nogar befestigt, welche ebenso kriegerisch und beutelustig sind wie ihre Nachbaren.

Der gegenwärtige Chan von Kungut heißt Hassan; seine Würde ist erblich. Auch giebt es einen Vizir, und im Falle der Gefahr bewaffnet sich die gesammte Bevölkerung. Die Sprache ist eine dem Lande eigenthümliche, doch versteht man auch persisch.

Der Handel ist der in einem armen und wilden Lande übliche. Das Geld ist den Bewohnern unbekannt und Bezahlung erfolgt mit Goldstaub, wenn es nicht mit Sklaven, d. h. zum Tode Verurtheilten, deren Strafe in Sklavendienst umgewandelt ist, oder mit nogarischen Gefangenen geschieht. Viehzucht findet sich so gut wie gar nicht, höchstens einige Jaks und Schafe, sowie etwa 200 Pferde ist das Ganze, was man davon findet. Das Klima ist hingegen prächtig. Man findet hier den Theestrauch, ebenso den Reis, die Weinrebe, den Granatapfel, die Pfirsiche und Aprikose. Die Frauen allein kultiviren den Boden in dieser Weise.

Bis zum Jahre 1885 zahlte das Chanat von Kungut dem Kaiser von China jährlich einen Tribut von acht Goldtafeln, welche ein Abgesandter nach Kaschgar trug. Seit dem Frühjahr 1885 ist aber das kleine Chanat dem Kaiserreiche Indien unterthan.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Paul Bert, der französische Generalresident in Tonking und Annam, hat — vielleicht etwas zu früh — in Hanoi eine „Tonkinesische Akademie" errichtet, um Geschmack für Literatur und Wissenschaften zu erwecken und die zerstreuten Ueberreste einstigen Glanzes zu sammeln, alte Denkmäler zu erhalten, moderne abendländische Wissenschaft durch Uebersetzung und Auszüge zu verbreiten, einheimische Werke ins Französische zu übersetzen, Bibliotheken zu errichten, eine monatlich erscheinende Zeitschrift herauszugeben und Verbindungen mit europäischen und amerikanischen Orientalisten-Gesellschaften anzuknüpfen. Die Akademie soll aus 40 Mitgliedern und einer unbeschränkten Anzahl von Correspondenten bestehen.

— Im Hafen von Honkong, berichtet die „China Mail", war von einem englischen Seemanne eine Schildkröte gefangen worden, deren Breite und Länge drei, resp. vier Fuß betrug. Das Thier wurde einige Tage ausgestellt, wie es schien, zum großen Verdrusse der chinesischen Arbeiter, welche schließlich eine ansehnliche Summe zusammenbrachten, um dasselbe los zu kaufen. Das Geld wurde bezahlt und das Thier ihnen überliefert. Es wurde in ein Boot gebracht und unter dem Abfeuern von Schwärmern seinem Elemente überliefert. Die vergnügten Arbeiter hatten auch geweihte Kerzen auf einem Brette, auf welchem auch Weihrauch verbrannt wurde, befestigt und angezündet, und dieses Brett gleichzeitig mit der Schildkröte dem Wasser übergeben. Man hat sich vergeblich bemüht, den Grund der Verehrung, welcher der Schildkröte gezollt wurde, in Erfahrung zu bringen; man war nicht im Stande, mehr als einige unbedeutende Worte aus den Leuten herauszulocken.

— In den Bergen von Yün-nan kommt nach A. Franchet eine merkwürdige Orchidee, das Cypripedium arietinum vor, welches bisher nur aus Canada und den benachbarten Gegenden der Vereinigten Staaten bekannt war. Diese Thatsache liefert einen neuen Beweis für den einstigen Zusammenhang der amerikanischen und der ostasiatischen Flora, von dem sich jetzt nur noch die Spuren vorfinden.

Afrika.

— Zu den ausgedehnten südafrikanischen Diamantenfeldern am Vaal River und in der Umgegend von Kimberley sind seit Beginn dieses Jahres reiche Goldfelder getreten, um englischem Spekulationsgeiste neue Wege zu eröffnen. Dieselben liegen im Osten von Transvaal zwischen dem Crocodile River im Norden und dem Komati River im Süden und etwa da, wo die Höhen der Drakensberg-Berge sich in Terrassen zu der niedrigeren Kette des Lebombo herabsenken. Das goldführende Gestein bilden Quarzadern, die in Thonschiefern, Sandsteinen und Konglomeraten eingelagert sind und vertikal von Ost nach West streichen. Das Hauptgebiet der Goldgewinnung ist am Kaap River und seinem Nebenflusse, dem Queens River, gelegen, woselbst sich jetzt in kurzer Zeit die Städte Barberton und Eureka City gebildet haben, wo früher kaum eine Hütte stand. Erstere Stadt hat gegenwärtig gegen 2000 Einwohner, 300 Häuser, 4 Hotels ꝛc., sowie eine Zeitung, den „Barberton Herald". Eureka City ist in stetem Aufblühen begriffen und das Minen-Centrum der Zukunft. Hier sowohl wie in Barberton und Umgebung haben sich eine Menge von Aktiengesellschaften in weiter Ausdehnung der Goldfelder bemächtigt und bauen das goldführende Gestein mit allen Hilfsmitteln der Technik ab. Von Monat zu Monat steigt aber die Anzahl jener Gesellschaften, da immer neue Felder entdeckt werden. Neben den erwähnten Fundorten von Gold, welche gewöhnlich „De Kaap Goldfields" genannt werden, sind nun noch weitere entdeckt worden. So fand man ein Goldfeld im Herzen von Transvaal, etwa 35 Meilen südlich von Pretoria. Die Goldadern laufen auch hier von Ost nach West und finden sich in einem Konglomerat, das die Bouren wegen seines Aussehens „Banket" nennen, worunter gewöhnlich eine süße Speise ähnlich unserem Zuckermandeln verstanden wird. Verschiedene Kapitalisten haben auch hier sich das Recht zum Abbau des goldführenden Gesteins erworben. Zugleich hat auch die Regierung von Transvaal einige Theile dieses Goldfeldes als Staatsbesitz erklärt. Auch in Betschuanaland, in der Nähe von Mafeking, sind goldhaltige Quarzadern entdeckt und Proben des Gesteins zur Untersuchung nach Kapstadt gesandt worden. Endlich sind noch die Golddfunde zu erwähnen, welche in den letzten drei Monaten in der Kap-Kolonie selbst gemacht worden sind. Der Golddistrikt findet sich bei Knysna, und wird hier das Metall im Alluvium gefunden. Obgleich hier die Funde nicht sehr groß sind, sind doch auf diesen Feldern gegen 200 Personen beschäftigt, die genügende Ausbeute erzielen. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß nach Barberton, also nach den zu Anfang erwähnten Goldfeldern, zwei Wege führen. Der eine geht von Kapstadt bis Kimberley mittels Eisenbahn und von hier über Pretoria nach Barberton mittels des bekannten „coach" (Post-

kutsche). Der zweite benutzt vom Hafen von Durban bis Ladysmith die Eisenbahn und von hier bis Barberton, etwa 280 Meilen weit, den „coach“.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine merkwürdige kleine Insel ist White Island, welche in geographischen Werken kaum erwähnt wird. Sie gehört zur Kolonie Neu-Seeland und liegt in 37° 29′ südl. Br. und 177° 10′ östl. v. Gr. und so ziemlich im Centrum der Bay of Plenty an der Ostseite der Nordinsel. Ihre Entfernung von der Küste beträgt 45 km. Sie bildet die östliche Grenze des ausgedehnten Gürtels vulkanischer Aktion, welcher sich von dem erloschenen Vulkane Mount Egmont in 39° 18′ südl. Br. und 174° 5′ östl. v. Gr. durch die Seen Tongariro, Tanpo und Rotomahana nach Whale Island in 37° 50′ südl. Br. und 176° 59′ östl. v. Gr. und den anliegenden felsigen Klippen hinzieht. Sie erhebt sich 265 m über den Meeresspiegel und hat einen Umfang von ungefähr 5 km. White Island ist ein noch thätiger Vulkan. Die Basis des Kraters hat ein mit dem Meere ziemlich gleiches Niveau und mißt 2 bis 5 km im Umkreise. Im Centrum des Kraters steigt eine 90 m weite heiße Quelle auf, welche ihre Dampfwolken über 600 m hoch emporsendet. Am Rande desselben zeigen sich zahlreiche kleine Geiser, die wie Maschinen unter Hochdruck pfeifen und ihre Dämpfe und was sonst mit solcher Stärke und Schnelligkeit auswerfen, daß ein in den Strudel geworfener Stein sogleich wieder in die Luft geschleudert wird. Hier und da bemerkt man auch kleine Seen mit schwefligem Wasser, aber in ruhigem Zustande. Die ganze Insel ist so erhitzt, daß sich nur mit Schwierigkeit darauf gehen läßt. Kein Thier, kein Insekt kann darauf athmen und leben. Vom Rande des Kraters herab erscheint die Insel wie eine Wiese mit prächtigem Grün und sich schlängelnden Wasserbächen, aber wenn man näher kommt, erkennt man, daß es der reinste krystallisirte Schwefel ist. Eine Analyse des dortigen gelben Schwefels hat 99,9 Proc. und die des grünen 62,5 Proc. reinen Schwefels ergeben. Die meiste unreine Beimischung ist schwefelsaurer Kalk oder Gyps. White Island ist Privateigenthum, und eine Kompagnie ist jetzt in der Bildung, welche die Schwefellager ausnutzen will.

— Carl Hager: Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Nebst einem Anhange: die Gilbert-Inseln. (Leipzig, Lingke 1886. 8°. 157 Seiten mit Karte.) Eine recht hübsch geschriebene Uebersicht unserer Kenntniß von der schon seit 1878 im Schutzverhältniß zu Deutschland stehenden Inselgruppe, von der einst Chamisso seine idyllischen Schilderungen des Lebens der Südsee-Insulaner entnahm, und wo jetzt die deutschen Handelsinteressen täglich größere Bedeutung gewinnen. Der Hafen Jaluit verspricht mit der Zeit einer der wichtigsten Stützpunkte der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft zu werden, da die Kokospalme auf den niederen sandigen Inseln vorzüglich gedeiht. Von der Mission, die jetzt ausschließlich in den Händen von Havaiiern liegt, weiß der Verfasser nichts sonderlich Rühmenswerthes zu berichten; der Dollar ist den Herren wichtiger als der Glaube. — Die Gilberts- oder Kingsmill-Inseln, die nur durch einen 200 Seemeilen breiten Kanal von den Marschallinseln getrennt sind, sind besser bewaldet und dichter bewohnt als diese, die Bevölkerung kräftiger, aber auch wilder. Im Handel nimmt das chinesische Haus Ong Chong in Sydney die erste Stelle ein, dann kommen die Deutschen, doch wird ihre Stellung schwierig, da die Inseln bekanntlich nach dem Vertrage zwischen England und Deutschland in die englische Machtsphäre fallen. Ko.

Nordamerika.

— In den neuen Territorien Nordamerikas entdeckt man jeden Tag Naturwunder, von deren Existenz man vorher kaum eine Ahnung hatte. Die Gebirge Californiens besitzen bekanntlich die schönsten Panoramen, von denen seit Kurzem der See Tahoe die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Derselbe liegt dicht auf der Grenze der Staaten Californien und Nevada in einer Höhe von 6216 Fuß über dem Weltmeere. Seine Länge beträgt 25 Meilen, seine Breite 12 bis 14 Meilen und die mittlere Tiefe etwa 1700 Fuß. Die Berge seiner Umgebung steigen 2000 bis 5000 Fuß auf. Von der Stadt Tahoe hat man einen prächtigen Ueberblick. Zur Rechten entdeckt man in etwa 12 bis 15 Meilen Entfernung die Rubiconberge, die sich bis zu 9280 Fuß über dem Meere erheben, den Berg Tallac mit 9715 Fuß, den Berg Ralton mit 9140 Fuß und den Pyramiden-Pik mit 10050 Fuß Höhe. Zur Linken erheben sich die fast ebenso hohen Monument Mountains und endlich die Sand Mountains etwa 2500 Fuß über den Seespiegel. Nach der Seite von Nevada zu dehnt sich die Gebirgskette von Tahoe aus, deren höchste Gipfel zur Rechten der Pik Jos mit 10037 Fuß und zur Linken der Pik von Genoa mit 19137 Fuß Höhe sind.

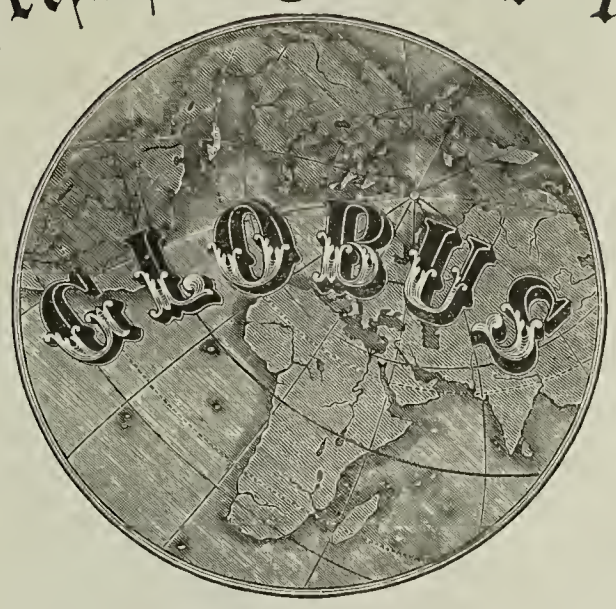
Vermischtes.

— Der tertiäre Mensch will immer noch nicht zu ruhiger Anerkennung kommen. Im vorigen Jahre hat Prof. Sergi in Rom Menschenreste beschrieben, welche Prof. Ragazzoni in Castenodolo bei Brescia in Schichten gefunden hat, welche dem unteren Pliocän, vielleicht sogar dem oberen Miocän angehören. Topinard, der Herausgeber der „Revue d'Anthropologie“, hat vor Kurzem den Fundort in Begleitung des Entdeckers besucht, kann sich aber den Ansichten der italienischen Forscher nicht anschließen. Die Schichtenfolge der Gegend von Castenodolo ist folgende: 1) Diluvium, 2) rother Lehm, 3) erratisches Geschiebe, 4) Konglomerat, 5) gelber Sand, 6) verschiedenfarbiger Thon, 7) grauer Sand, 8) gelber Sand, 9) blaugrüner Lehm, 10) Muscheln und Korallen, 11) unterer gelber Sand. Die Menschenreste, welche einer Frau und einem Kinde angehört haben, liegen in der neunten Schicht; auch in der zehnten sind im Jahre 1860 Menschenknochen gefunden worden. Aber der Fundort liegt nicht in der Ebene, sondern am Abhange eines Hügels, dessen Höhe das Konglomerat (4) bildet, und an welchem das Ausgehende der Schichten steil abbricht. Die Wände der Grube selbst, in welcher man beim Graben nach Kalk die Reste fand, zeigen keinerlei Schichtung, sondern nur einen gleichmäßigen Lehm, und eine Bestattung der Leiche in verhältnißmäßig moderner Zeit ist durchaus nicht ausgeschlossen. Sie wird sogar wahrscheinlich durch den Erhaltungszustand der Knochen. Plastischer Thon wie der, in welchem die Leichen von Castenodolo gelegen haben, erleidet durch Eindringen von Wasser und Wiederaustrocknen ewig wiederholte Verschiebungen, welche die ohnehin erweichten Knochen verschieben und verdrücken und die Lage der einzelnen Knochen eines Skelettes zu einander bis zur Unkenntlichkeit verändern; die Knochen von Castenodolo zeigen davon keine Spur; die Wirbelsäule ist vollkommen intakt und die einzelnen Rippen befinden sich in ihrer normalen Lage; eine Hand ist sogar mit allen Knöchelchen der Phalangen in halber Beugung erhalten. Das deutet gerade nicht auf ein hohes Alter und Topinard dürfte Recht haben, wenn er annimmt, daß die Knochen unter allen Umständen der historischen Epoche zuzurechnen sind.

Inhalt: Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona. I. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Ilongoten. — Fr. Hubad: Slavische Gebräuche beim Hausbau. I. — Kürzere Mittheilungen: Die Untersuchung der Nordsee durch das Kanonenboot „Drache“. — Das westliche Kaschgar und das Chanat Knngut. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 25. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band L. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona.

(Nach dem Französischen von M. Albert Tissandier.)

II. (Schluß.)

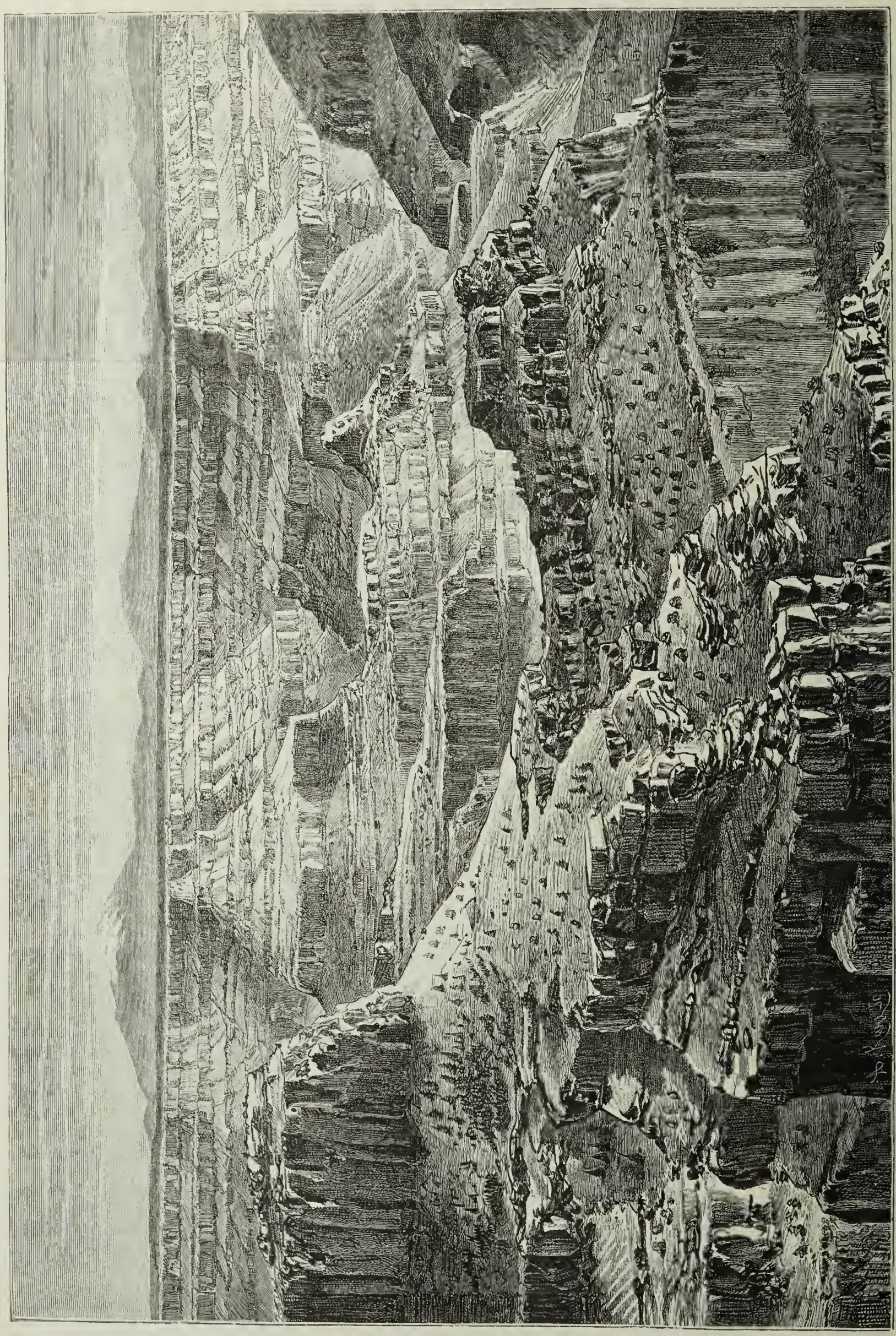
[Die Abbildungen nach Zeichnungen des Reisenden.]

Mit den Indianern mußte der Reisende, schon um von ihnen einen Führer zu erhalten, in näheren Verkehr treten; noch am selben Abend kamen die Männer zu ihm hinüber, um sich an seinem Feuer zu wärmen, von seinem Brote und seinem Kaffee zu kosten. Mehrere von ihnen waren jung und wohlgestaltet, und zwei oder drei hatten das Gesicht bemalt, wie Clowns in einem Circus; der Grund bestand aus gelbem Oker, zwischen Augenbrauen und Lid ein zinnoberrother Strich und auf beiden Backen ein ebensolcher Fleck von der Größe eines Fünffrankenstückes. Ihr Typus war sehr charakteristisch: das Gesicht etwas flach, mit stark ausgeprägten Backenknochen, große Augen, dunkel goldgelbe Färbung, ähnlich wie diejenige altfloren-tinischer Bronzen, prachtvolle rabenschwarze Haare, welche bis auf die Schultern herabfielen und zu langen, mit rothen Baumwollfäden durchflochtenen Zöpfen vereinigt waren, wie sie ähnlich die alten Gallier trugen. Um den Hals hatten sie einige Schnüre Glasperlen geschlungen. Ihre Kleidung war von europäischem Schnitte, aber schlecht gehalten, theil-weise sogar zerlumpt; sie bestand durchweg nur aus Hosen und Hemde von geblümtem Kattun nebst einer kleinen rothen Mütze von orientalischer Form.

Am nächsten Morgen suchte Tissandier ihr Lager auf und lernte ihre Frauen kennen, welche durchaus nicht zu den Schönheiten gehörten. Ihre Haare sind zwar pracht-voll und ihre Augen funkelten wunderbar, aber die Züge sind welk und verblüht, so daß es schwer ist, ihr Alter zu errathen. Da die schwierigsten Arbeiten, namentlich die-jenigen, welche mit dem Lagerleben zusammenhängen, auf ihren Schultern ruhen, so verblühen sie, ehe sie noch das zwanzigste Jahr erreichen. Eine von ihnen trug ihren Säugling, dessen kleines Gesicht gleichfalls schon mit Oker gefärbt war, in einer Art Tragekorb auf dem Rücken; der kleine eingeschnürte Körper steckte aufrecht in demselben und nur der Kopf guckte heraus und wurde in Stirnhöhe durch ein Weidenband festgehalten, welches ohne Zweifel die Er-schütterungen beim Gehen abzuschwächen bestimmt ist.

Müssig gingen diese Indianer, so lange wenigstens Tissandier bei ihnen sich aufhielt, nicht. Mit Hilfe der Frauen zerlegten einige einen Ochsen und ließen die Fleisch-streifen auf einem Felsen in der Sonne trocknen; andere flochten Körbe zu eigenem Gebrauche, und die Frauen, die in große, lange Mäntel aus zusammengenähten Hasenfellen gekleidet waren, unterhielten Feuer bei den Zelten. Nie-mals sahen sie es gern, wenn ihre Kinder sich neugierig dem zeichnenden Franzosen näherten und riefen sie dann jedesmal anscheinend ängstlich zurück; eine der Mütter ver-weigerte auch, wie es schien, aus abergläubischer Furcht, die Erlaubniß, als Tissandier ihr Kind abzuzeichnen wünschte.

Gegen einen Tageslohn von $1\frac{1}{4}$ Dollar verstand sich ein junger Indianer dazu, den Reisenden zu führen. Diese zweite Exkursion in die Urwälder des Kaibab-Plateaus



Der große Cañon und der Mount San Francisco.

dauerte dreizehn Tage und bot die großartigsten und interessantesten Landschaften, die man nur sehen kann. Gebahnte Wege giebt es dort natürlich nicht; nur ein Indianer, welche wie die Brieftauben einen Sinn mehr als andere Sterbliche, den Orientirungssinn, besitzen müssen, kann sich dort zurecht finden. Ohne Unterlaß ging es bergauf und bergab zwischen hundertjährigen Tannen hin, durch dichtes Unterholz und über gefallene Stämme weg. Zuweilen wurde es unter dem Laubdache so dunkel, daß man die Nacht schon gekommen glaubte, und stellenweise war das Gebüsch so dicht, daß der Reisende seine Begleiter auf wenige Schritte Entfernung nicht zu erblicken vermochte. Ab und zu stieß man auf Gerippe von Hirschen oder Rehen und auf Stellen, deren Wald von den Indianern niedergebrannt worden war. Das Vorwärtskommen war für Pferde und Menschen gleich schwierig; alle Augenblicke mußten erstere über gefallene Baumstämme springen oder, wenn dieselben zu groß waren, sie mühselig umgehen, und die Reisenden konnten zahllose Schrammen an Gesicht und Händen und Löcher in den Kleidern nicht vermeiden.

In solcher Weise führte der Marsch in genau südlicher Richtung durch die Wälder dahin, als der indianische Führer an einer lichteren Stelle plötzlich einen Schrei ausstieß und mit dem Finger auf ein wunderbares Panorama hinwies. Da lagen die großen Cañons vor ihnen und dahinter am Horizonte der noch mit Schnee bedeckte San Francisco-Berg und der Red Butte. Wie geblendet und verzaubert machte Tissandier Halt vor diesem Gewirre sondergleichen von über einander gethürmten Mauern, riesenhaften Amphitheatern, Thürmen, Zinnen und Burgen, welche wie von Titanenhänden errichtet schienen. Wenn man eine solche Landschaft betrachtet, glaubt man sich von der Erde entrückt; die Einbildungskraft wird ohnmächtig gegenüber der Unermeßlichkeit solcher Scenerien, solcher phantastischer Plateaus und Felsenmauern, die in den buntesten, stets wechselnden Farben leuchten. Und dasselbe Gefühl des Erstaunens hält Tage lang an!

Zunächst gelangte man nach Thompson Springs, wo große, Mormonen gehörige Schafheerden das zu dieser Jahreszeit wenig üppige Gras abweiden und truppweise zu großen Salzblöcken hinziehen, welche von ihren Besitzern hier und da für sie niedergelegt werden. Dann bog die kleine Karawane nach Südosten ab und erreichte Sublime Point, einen der höchsten Punkte des Kaibab-Plateaus (2600 m über dem Meere). Hier bilden die das Coloradothal begrenzenden Felsen eine Art Vorgebirge, von wo aus man das ganze Cañongebiet von Arizona, das Kwagonet Valley, den Tempel Siwa's und andere Felsbildungen übersieht. Durch die riesigen Spalten hindurch sieht man hier und da in einer Tiefe von mehr als 1500 m die Gewässer des Colorado sich schlängeln.

Da Tissandier alle diese Naturwunder mit Muße studiren wollte, so schlug er für drei Tage am Ufer eines reizenden kleinen, von schlanken Weißpappeln und alten Tannen umgebenen Sees, des Forest Lagoon, sein Lager auf; von dort aus konnte er leicht die ganze Umgegend durchstreifen und die hervorragendsten Aussichtspunkte besuchen. Nicht das wenigst Anziehende an diesem Punkte waren die prächtig gefiederten Vögel, welche zwischen den Blumen, Cedern und Erdbeerbäumen umherflatterten, darunter die Pyranga ludoviciana mit gelbem Körper, rothem Kopfe und schwarzen Flügeln, und zahlreiche Kolibris, deren Anwesenheit sich durch das leise Schwirren ihrer Flügel verrieth. Während Tissandier sein Skizzenbuch füllte, ging der Indianer mit seiner alten Steinschloßflinte auf die Hirschjagd und erlegte auch einige Thiere, die er im Nu ablederte; er behielt nur das Fell, das er an die Mormonen verkaufte. Natürlich bereicherte das Wildpret den für gewöhnlich dürftigen Küchenzettel der Expedition.

Von Forest Lagoon ging die Reise in nördlicher Richtung durch fast undurchdringliche Wälder hinab in das Pagump Valley. Dort traf man auf zwei junge Amerikaner, welche seit zwei Jahren mit einem Cowboy allein in der Wildniß lebten und sich mit der Zucht von Pferden und Rindvieh beschäftigten. Für sie war es ein interessantes Ereigniß, als ein Indianer, ein Mormone, ein Franzose und vier Pferde plötzlich in ihrem einsamen Thale erschienen, und sie waren glücklich, wieder einmal mit Menschen plaudern zu können, welche wie durch Zauberei aus den 500 bis 600 m über ihnen gelegenen Wäldern Kaibabs herabgestiegen waren. Als die beiden Amerikaner die Zeichnungen Tissandier's sahen, waren sie entzückt und forderten ihn auf, bei ihnen zu rasten; sie wollten ihm einen „Schatz" zeigen — darunter verstanden sie die Marble Cañons, welche der mormonische Begleiter nicht kannte — und ihm statt seiner ermüdeten Pferde, welche der Ruhe bedurften, andere leihen. Der Franzose nahm das Anerbieten an, und alsbald verschwand auch der Indianer, weil er merkte, daß seine Führung nicht weiter nöthig sei, ohne sich zu verabschieden oder sein Geld zu fordern. Der Mormone hatte ihm gesagt, er könne es sich gelegentlich in Kanab abholen, und das genügte ihm.

Man braucht einen starken Tag, um von Pagump Valley aus die Marble Cañons zu besuchen. Ihr Anblick gehört zu den großartigsten auf der ganzen Reise. Diese Cañons unterscheiden sich von den anderen durch ihre größere Oede und Trockenheit; solche Wüstenei, wie dort, findet man auf Erden selten wieder. Am selben Abend war man wieder in der aus Baumstämmen errichteten Hütte der Amerikaner zurück; am folgenden Morgen wurden ihre 1800 Stück Rindvieh und 80 Pferde besichtigt. Die Leute hatten Glück; in jenem Jahre waren 500 Kälber geboren worden. Wenn das so fortdauerte, hofften sie nach einigen weiteren Jahren ihres Einsiedlerlebens sich mit einer genügenden Anzahl Dollars nach einer großen Stadt zurückziehen und Tissandier's Besuch in Paris erwidern zu können.

Von Pagump Valley kehrte Tissandier in nördlicher und zuletzt westlicher Richtung nach Kanab zurück; etwa auf dem ersten Drittel des Weges lagerte er bei Kane Spring. Als er dort eines Morgens gegen 4 Uhr an einer von schönen roth und gelb gefärbten Felsen eingefaßten Quelle mit dem Anziehen beschäftigt war, hörte er plötzlich Schreien und Wiehern: etwa hundert frei daherlaufende Pferde, von einem Cowboy geführt, kamen im Galopp nach der Quelle und kehrten, nachdem sie ihren Durst gestillt, in derselben Gangart zu ihren Weiden zurück. Der Anblick war packend: diese wilde feurige Heerde, die malerische Landschaft, dazu die aufgehende Sonne — eine originelle, Amerika eigenthümliche Scene.

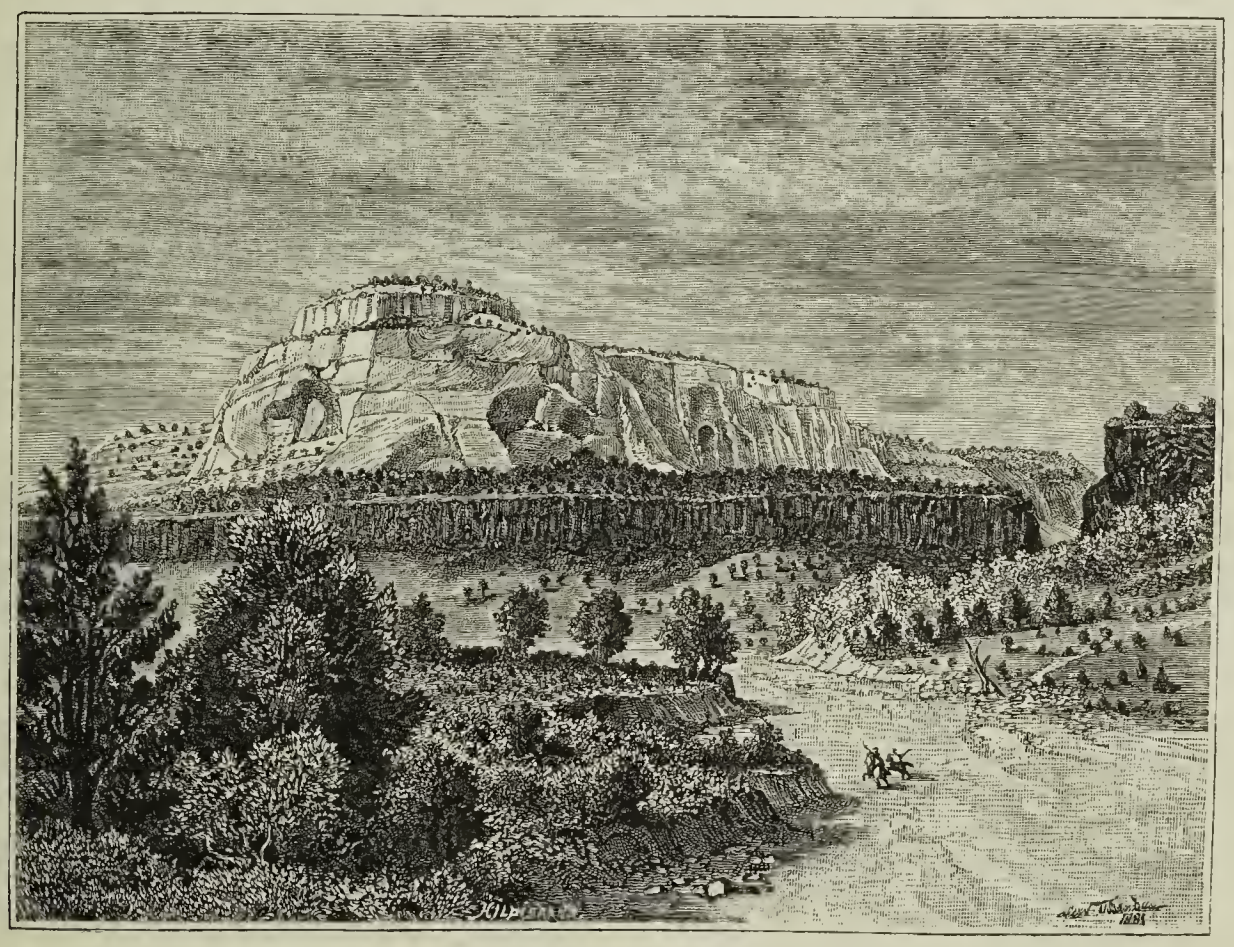
Der Cowboy bat um die Erlaubniß und erhielt sie, die Reisenden ein Stück Weges begleiten zu dürfen, um seine Thiere brauchte er sich nicht zu kümmern. Bald darauf erschien eine kleine Truppe berittener Indianer, darunter Tissandier's Führer, welche zu beiden Seiten ihres Sattels große Töpfe hängen hatten; sie füllten dieselben mit frischem Wasser und schafften sie nach ihrem Lager, das irgendwo in der Wüste und wie immer im vollen Sonnenschein aufgeschlagen war. Auf ihr Verlangen zeigte ihnen Tissandier seine Zeichnungen, welche sie zum Lachen und zu endlosen Gesprächen veranlaßten, schenkte ihnen auch etwas Mehl und Kaffee, worauf sie davonritten, ohne sich

Der Marble Cañon bei Pagump Valley.

auch nur zu dem geringsten Abschiedsgruße herbeizulassen; das ist bei ihnen nicht Brauch.

Von Kane Spring hatten Tissandier, sein Mormone Nathan und der Cowboy fünf Stunden durch schattenlose Wüste zu reiten, ehe sie House Rock, die nächste einsame Quelle, erreichten; dort befindet sich eine Hütte, wo ein alter Mann und ein Knabe wohnen, um Vieh zu hüten und den wenigen vorbeikommenden Cowboys Gastfreundschaft zu gewähren. Der folgende Marsch führte bis Navajo Well, einer Art natürlichen Cisterne, die mit schlechtem Regen- oder Schmelzwasser gefüllt ist, die aber trotzdem, weil es weit und breit keine andere Quelle giebt, von allen Vögeln der Umgegend aufgesucht wird. Schon als sich der Reisende ihr gegen Sonnenuntergang näherte, erkannte er ihre Nähe aus der Menge von Raben und Turteltauben, welche dorthin zur Tränke flogen. Als er zuerst für die Pferde Wasser schöpfte und dann etwas wartete, um für sich selbst einen klareren Trunk zu erhalten, kamen wohl an hundert Tauben, durch seine Anwesenheit und sein Zögern beunruhigt, bis auf 10 m an ihn heran. Da immer neue Vögel hinzukamen und er sich möglichst wenig bewegte, um sie nicht zu erschrecken, so war er bald von großen Schaaren der zierlichen Thiere umgeben, bei denen der Durst die Furchtsamkeit überwand. Willig räumte er ihnen schließlich den Platz. Es war das die letzte Nacht, die er in Arizona verweilte, und eine der schönsten dazu: in der Ferne die rothen Sandsteinmauern, am Himmel die Mondsichel, zwischen den Blumen und Salbeibüschen die klagenden Turteltauben und das Geklingel der Pferdeglocken.

Von Kanab aus kehrte Tissandier auf einem anderen, direkteren Wege, als auf dem er gekommen war, nach Salt Lake City zurück, und zwar in nördlicher Richtung über Panguitch durch das Thal des Sevier River. Der Pfad folgt dem, im Juni fast ganz ausgetrockneten Kanab-Flusse aufwärts; sein mit feuchtem Sande angefülltes Bett wird beiderseits von hellgelben Sandsteinabhängen eingefaßt, über



The White Cliffs.

welchen orangefarbene, theilweise mit dunklen Cedern und bläulichem Salbeigebüsche bewachsene Hügel ansteigen. Weiterhin treten Mauern von rothem, weißgeadertem Sandsteine auf, zuletzt die White Cliffs, mächtige runde Felsen von leuchtend weißer Farbe, an deren Fuße sich eine lange Bank vulkanischen Gesteines entlang zieht.

Von Panguitch aus unternahm Tissandier einen Ausflug in die, das fruchtbare Thal umgebenden Berge, vorbei bei ausgedehnten Bauen von Präriehunden. Das Terrain besteht hier aus Sandstein von beinahe apfelgrüner Farbe, welcher sich stellenweise in Gestalt von hohen, kahlen Hügeln erhalten hat. Wind, Schnee und Regen haben in dieses wenig widerstandsfähige Gestein tausend Bäche und Gänge gegraben und es nach allen Richtungen hin in der wunderbarsten Weise zerfressen und ausgehöhlt. Oft sind Sandsteinsäulen stehen geblieben, auf deren Spitze ein Haufen nierenförmiger Steine liegt, und die nach und nach zusammenstürzen. Was Gestaltung und Färbung anlangt, so kann man sich kaum etwas Sonderbareres vorstellen, als dieses Gebiet grüner Felsen, welche so scharf gegen die rothen, waldbedeckten Abhänge des Hintergrundes abstechen. Zahlreich sind hier auch Klapperschlangen vertreten, deren Biß von den Mormonen nicht sonderlich gefürchtet und leicht mit Branntwein kurirt wird.

Ueber die Mormonen äußert sich Tissandier zum Schlusse in sehr anerkennender Weise. Er rühmt ihr einfaches, pastorales Leben, ihren Trieb nach Bildung, ihre Glaubenstreue; von ihrer Polygamie gilt ihm zufolge dasselbe, wie von derjenigen der Türken: der gemeine Mann begnügt sich hier wie dort mit einer Frau, und es würde seine Kräfte weit übersteigen, deren zwei zu ernähren. Ihm gegenüber waren sie gastfreundlich und entgegenkommend, zeigten sich milde gesinnt und ziemlich unterrichtet, und die meisten interessirten sich für Alles, was auf Civilisation Bezug hat. Er wird stets mit Vergnügen an den Verkehr mit ihnen zurückdenken.

Slavische Gebräuche beim Hausbau.

Von **Fr. Hubad** in Graz.

II. (Schluß.)

Ist einmal der richtige Platz gewählt, so erfordert die Ausführung des Baues wieder besondere Sorgfalt. Die Russen glauben, das Haus werde auf das Haupt irgend eines, welcher in demselben wohnen soll, gebaut, darum wird irgend ein Thier geschlachtet und unter dem Grundsteine vergraben. Aus demselben Grunde mag der so weit verbreitete Glauben herstammen, daß derjenige, welcher sich ein neues Haus baut, bald sterben muß.

An einigen Orten sprechen die Zimmerleute in Rußland beim ersten Schlage mit dem Beile den Namen irgend eines Thieres aus und glauben, dasselbe verdorre darauf. Die Arbeitsleute werden darum auch gut bewirthet, damit sie das Haus nicht auf das Haupt des Hausherrn bauen. Die Bulgaren glauben dagegen, daß ohne „Talasam“ [1]) ein Haus nicht bestehen könne; sie suchen daher mit der Schnur den Schatten eines vorübergehenden Menschen zu messen, welchen sie dann einmauern. Ein solcher Mensch stirbt bald und zeigt sich dann als Geist in dem Hause. Er ist der „Talasam“. Doch genügt es auch, den Schatten eines Thieres zu messen und einzumauern; oder man hilft sich damit, daß man den Grundstein mit dem Blute eines schwarzen Hahnes, einer schwarzen Henne oder eines Lammes bestreicht [2]).

Unter den Slovenen und den benachbarten Deutschen haben die Maurer die Gewohnheit, daß sie an einem Neubau vorübergehende Leute durch das Ausspannen der Senkbleischnur aufhalten oder auch wohl mit derselben umwickeln, wofür ihnen der Betreffende ein Trinkgeld geben muß. Der Grund dafür ist uns nicht bekannt, doch dürfte er wohl in dem oben erwähnten Volksglauben begründet sein.

Wie weit verbreitet übrigens der Glaube war, daß die Festigkeit von Neubauten nur dadurch erzielt werden könne, daß in den Grund ein Mensch eingemauert werde, ist aus den Forschungen Grimm's, Tylor's, R. Andree's u. A. [3]) genügend nachgewiesen.

Bei den Rumänen lebt dieser Glaube ebenfalls noch. Die Sage von Manoli [4]) erzählt: Der Fürst der Wlachen, Nyagon Woda, der Gerechte, wollte die Sitten seines Volkes mildern. Der Patriarch Niphon rieth ihm, Klöster und Kirchen zu bauen. Darum berief der Fürst den Baumeister Manoli. Nachdem derselbe viele Gotteshäuser gebaut, sollte er an der Stelle, wo einst ein Ahnherr Nyagon Woda's als Märtyrer für den christlichen Glauben gestorben, eine Basilika bauen. Die Dämonen ließen jedoch die Vollendung des Gotteshauses nicht zu; als die Basilika bis zum Dache vollendet dastand, versank sie spurlos in den Boden.

Manoli begann den Bau von Neuem und forschte nach Mitteln, denselben zu erhalten. Da offenbarten ihm die Dämonen, das Werk werde für alle Zeiten stehen, wenn das erste Weib, welches sich ihm nahe, im Grunde eingemauert werde. Als erstes Weib erschien die Geliebte des Baumeisters, Anica. In seinem Ehrgeize läßt sie Manoli einmauern. Bald gewinnt jedoch bei ihm die Liebe die Oberhand, er will Anica befreien; da erscheint ihm jedoch der Dämon unter Donner und Blitz, Manoli fällt bewußtlos nieder und flüchtet endlich in den Wald. Nach längerer Zeit kehrt er zurück und findet das Werk durch übernatürliche Kräfte vollendet. Da Anica durch Manoli's Schuld gestorben, verurtheilt ihn der Fürst, daß er lebendig in den Thurm der Basilika eingemauert werden sollte. Der Baumeister fertigt sich aber ein Paar Flügel und schwingt sich in die Luft, um zu entfliehen. Da hört er jedoch aus der Kirche Anica's Stimme, es dunkelt ihm vor den Augen, er stürzt als Leiche zu Boden. Am Fuße der Kirche quoll eine Quelle hervor (Anica's Thränen); wo Manoli's Leichnam lag, entstand dagegen ein schwarzer Stein (der harte Mann).

Die schönste slavische Sage, welche diesen Stoff behandelt, ist unstreitig die serbische von der „Gründung Scutaris [1])“: Drei leibliche Brüder Mrljavčević, der König Vukašin, der Herzog Uglješa und Mrljavčević Gojko, bauten durch drei Jahre mit dreihundert Meistern an der Stadt Scutari an der Bojana, doch konnten sie nicht einmal die Grundmauern fertig bringen, denn was die Meister bei Tage erbauten, zerstörte bei Nacht die Vila. Im vierten Jahre rief die Vila aus dem Berglande dem Könige Vukašin zu: „Strenge dich nicht an, du kannst die Grundmauer nicht fertig bringen, noch weniger aber die Stadt erbauen, so lange du nicht einen Stojo und eine Stojana [2]), welche als Bruder und Schwester diese Namen führen, findest und sie in die Grundmauer einmauerst.“ Da schickte der König seinen Diener Desimir mit sechs Saumlasten Waaren aus, er möge zwei solche Geschwister beschaffen, sie entweder rauben oder kaufen. Nach drei Jahren kehrte der Diener unverrichteter Sache zurück. Da rief Vukašin den Maurermeister Rado und begann den Bau mit dreihundert Maurern von Neuem. Doch auch jetzt gelang es nicht. Da ließ sich die Vila wieder vernehmen: „Ihr seid drei leibliche Brüder, jeder von euch hat eine treue Gattin; jene, welche morgen früh an die Bojana kommt und den Arbeitern das Frühstück bringt, mauert in den Grund ein und ihr werdet den Bau vollenden können.“

Die drei Brüder beriethen sich und kamen überein, nach dem Gebote der Vila zu handeln, doch sollte keiner von ihnen seiner Frau etwas davon sagen, sondern es dem Zufalle überlassen, welche das Loos treffen würde. Aber Vukašin und Uglješa brachen ihr Versprechen und theilten es ihren Frauen mit. Als die Frühstückszeit herankam, ging die

---

[1]) Schutzgeist.

[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 83, 84. Bei den Türken sollen bis in unsere Zeiten beim Baue von Befestigungen Kinder eingemauert worden sein. Vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 286.

[3]) Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. II, S. 956 ff. Tylor, Anfänge der Kultur. I, S. 104 ff. R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 20 ff.

[4]) Manoli, rumänische Volkssage, erzählt von A. Forstenheim. Wien, Verlag von K. Konegen.

[1]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne pjesme. II, p. 115.

[2]) Stojo, auch Stojan und Stojana, sind etymologisch von stojati, stati abzuleiten und bedeuten Standfest.

Frau Vukašin's, an welcher die Reihe war, das Frühstück zu den Arbeitern zu tragen, zu ihrer Schwägerin, der Gemahlin Uglješa's und bat sie, das Frühstück zu besorgen, da sie Kopfweh hätte. Diese gab vor, eine wehe Hand zu haben und wies sie an die Gattin Gojko's. Diese sagte ihr gerne zu, wenn jene nur ihr Kind baden und die Leinwand waschen wollte [1]). Als Gojko seine junge Frau herankommen sah, ergriff ihn Mitleid um seine treue Gattin und seinen erst einen Monat alten Sohn; Thränen brachen ihm hervor. Da trat seine Frau zu ihm und fragte ihn leise, warum er weine. Da erwiderte ihr Mann, er hätte einen goldenen Apfel gehabt, der ihm nun in die Bojana gefallen sei, darum sei er so traurig. Da traten die beiden Schwäger herzu, führten sie auf den Bauplatz, die Arbeiter umzingelten sie und begannen sie einzumauern. Anfangs hielt sie es für einen Scherz, als ihr aber die Mauer schon bis an den Gürtel reichte, begann sie zu bitten, man möge sie nicht „so jung und grün" einmauern. Da jedoch keine Bitten fruchteten, wandte sie sich an den Meister Rado, rief ihn vor Gott als Bundesbruder an und bat ihn, er möge eine Oeffnung für ihre Brust lassen, damit ihr Söhnlein Jovo saugen könne. So geschah es, und der Meister ließ auch eine Oeffnung für die Augen frei. Darauf brachte man den Sohn und sie säugte ihn. Eine Woche lang hörte man noch ihre Stimme; darauf verstummte sie, für das Kind aber floß die Milch noch ein ganzes Jahr.

So weit das Lied. An der Mauer fließt aus zwei Oeffnungen eine weiße Flüssigkeit hervor; Frauen, welche keine Muttermilch haben oder Schmerzen in der Brust spüren, trinken sie mit Wasser gemischt als Arznei.

Mehr verschwommen zeigt sich dieser Glaube in der serbischen Erzählung von dem Bau der Drinabrücke in Višegrad [2]). Dieselbe wurde von einem bosnischen Vezir gebaut. Als sie fertig war, wuchs plötzlich das Wasser an, trieb Baumstämme herbei und zerstörte die Brücke. So geschah es auch zum zweiten Male. Als man den Bau zum dritten Male begann, sagte dem Baumeister ein Mann im Traume, er möge sich in der ersten Nacht nach Vollendung der Brücke unter dieselbe stellen und, wenn das Wasser heranbrause und die Baumstämme herbeitreibe, mit dem Beile auf etwas (was das war, weiß Vuk nicht zu sagen) schlagen und die Brücke werde stehen bleiben. Der Meister that so und hörte aus der Finsterniß eine Stimme: „Es stehe! wie heute so immerdar." Das Wasser fiel wieder und die Brücke blieb stehen.

In dieser Erzählung erscheint der Glaube an die Nothwendigkeit eines Opfers schon verschwunden, doch herrscht unter den Serben der Glaube noch jetzt, man könne keinen größeren Bau aufführen, wenn nicht ein Kind eingemauert werde. Selbst Erwachsene gehen nicht gerne zu einem Baue, da man auch den Schatten eines Menschen einmauern könne und derselbe dann sterben müsse [3]). Ein solcher Mensch geht als „sjenovit" (schattenlos) herum, bis er stirbt. Nach dem Volksglauben giebt es auch starke Bäume (Buchen, Eichen u. dergl.), welche sjenovit sind, d. h. eine solche Kraft haben, daß derjenige, welcher sie umhaut, lange Zeit siecht oder auch stirbt. Wenn also ein Holzhauer befürchtet, es mit einem solchen Baume zu thun zu haben, kann er sich vor Schaden nur dann bewahren, wenn er mit der Axt, mit welcher er den Baum gefällt, auf dem Strunke einer Henne den Kopf abhackt.

Die Russen erzählen von Novgorod, daß die Aeltesten, als Slavensk verödet war und man eine neue Stadt gründen wollte, nach altem Brauch vor Sonnenaufgang Boten nach allen Seiten ausschickten, damit dieselben das erste lebende Wesen, welchem sie begegnen würden, einfangen sollten. Sie begegneten zuerst einem Kinde, fingen es und mauerten es in den Grund der Burg, welche sie deshalb Dětinec nannten [1]).

Aehnliche Sagen finden sich unter den Slaven, besonders bei den Serben, noch mehrere; besonders wird dergleichen von Brücken erzählt. Unter den Slovenen ist ein Schwank bekannt, nach welchem ein Liebhaber, dessen Geliebte jenseits des Flusses wohnte und der einen weiten Umweg machen mußte, um über die Brücke zu ihr zu gelangen, dem Teufel die Seele des Ersten versprach, welcher darüber gehen sollte, wenn ihm der Böse eine Brücke, die gerade zur Geliebten führen sollte, bauen möchte. Der arme Teufel plagte sich die ganze Nacht mit der Arbeit, vollendete sie auch rechtzeitig; als aber der Bursche zuerst darüber gehen sollte, ließ er einen Hahn (oder eine Katze) vor sich auf die Brücke und betrog auf diese Weise den Bösen um seinen Lohn. Ebenso geht noch heute die Sage, der Mörtel, mit welchem die alten Burgen, deren Ruinen noch jetzt stehen, gebaut worden, sei mit Menschenblut zubereitet worden; doch überwiegt nun die Neigung, diese Art der Mörtelbereitung bildlich zu fassen und auf die grausame Unterdrückung der Bauern mit Frohnarbeiten zu deuten.

Ist endlich der Bau beendet, so erfordert es mancher Vorsicht, um nicht schon beim Einzuge das Glück und den Segen zu verscherzen. Wer in eine neue Wohnung einzieht, trage zuerst Brot und ein Heiligenbild oder Brot und Salz in dieselbe [2]). In Rußland herrscht die Gewohnheit, daß man den Freunden und Bekannten bei einer Uebersiedelung Brot und Salz schickt. Bei den Weißrussen bringen die Gäste zu den Freunden, welche in eine neue Wohnung ziehen, Roggen, Gerste und Schafwolle; dieses Getreide wird auf den Tisch gestreut, die Wolle aber, mit einigen Scheidemünzen, in den Ofen geworfen [3]).

Der Einzug in ein neugebautes Haus gestaltet sich natürlicher Weise noch viel feierlicher. Vor Allem muß man das Feuer aus dem alten Hause mitnehmen. Die Mutter des Hausherrn oder eine andere alte Frau heizt im alten Hause den Ofen und kehrt die glühenden Kohlen in die „pečurka" (die Vertiefung für dieselben). Dann bereitet sie einen reinen Topf und ein weißes Tuch. Wenn die Sonne gerade im Mittag steht, kehrt sie die Kohlen in den Topf, bedeckt denselben mit dem Tuche, öffnet die Thür, wendet sich gegen die „hintere Ecke" (wo der Ofen steht) und spricht: „Ich bitte um die Gnade, ‚děduška' (Hausgeist), zu uns ins neue Haus (zu kommen)." Darauf begiebt sie sich mit dem Topfe in das neue Haus, wo der Hausherr und die Hausfrau den „děduška" unter dem offenen Hausthore erwarten. Die alte klopft an den Thorpfosten und fragt: „Sind die Gäste willkommen?" Der Hausherr antwortet mit einer tiefen Verbeugung: „Wir bitten um die Gnade, děduška, auf den neuen Wohnsitz (zu kommen)."

---

[1]) Nach einer Variante hatten sich die Schwägerinnen unter verschiedenen Vorwänden entfernt und kamen nicht zu rechter Zeit zurück. Als nun die Mutter der Gattin Gojko's das Frühstück forttragen wollte, ließ es die Tochter nicht zu, da es vor Gott und den Menschen eine Schande wäre, wenn eine alte Frau, die eine junge Tochter hätte, sich so anstrengen müßte, und trug das Essen selbst an die Bojana.

[2]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne poslovice, p. 241.

[3]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpski rječnik. s. v. sjenovit.

[1]) Afanasjev, poet. vozzr. II, p. 85.

[2]) Časopis česk. museum 1853, p. 472. Grohmann, a. a. O. S. 104, 243.

[3]) Afanasjev, poet. vozzr. II, p. 119.

Nun tritt die Alte ein; vor ihr trägt der Hausherr Brot und Salz, hinter ihr schreitet die Hausfrau. Drinnen stellt die Alte den Topf nieder, nimmt das Tuch herab und beutelt dasselbe in jeder Ecke aus, als wollte sie den Hausgeist auslassen und leert schließlich die Gluth in die Vertiefung des Ofens. Der Topf wird dann zerschlagen und in der Nacht unter der Hauptecke eingegraben [1]). Im Gubernium von Kur haut man einem Huhne auf der Schwelle des neuen Hauses den Kopf ab und vergräbt denselben unter die Hauptecke [2]).

In Kamjenec Podolski geschieht der Umzug in das neue Haus oder in die neue Wohnung auf folgende Weise: Der Hausherr und seine Frau schreiten neben einander voraus und halten beide das Brot und das Salz, die Kinder folgen ihnen nach und beten, wenn sie auf der Schwelle stehen: „Hausherr, Hausherrlein, nimm uns in dein Kämmerlein, sitze ruhig hier und vertreib uns nicht, wir wollen nur einen Theil der Hütte für uns, das Uebrige ist für dich [3])."

Wenn die Entfernung des neuen Hauses zu groß ist, als daß man das Feuer mitnehmen könnte, nimmt man den Ofenhaken oder andere Attribute des Herdes mit. So thun es nach Afanasjev die Landleute, welche aus dem Gubernium von Smolensk in andere übersiedeln. Doch werden auch in diesem Falle den obigen ähnliche Gebräuche beobachtet. In der Nacht, wenn die Plejaden hoch stehen, nimmt das älteste Familienmitglied ein unangeschnittenes Laib Brot, legt es unter einer Verbeugung in die Mitte des alten Hofes und bittet den Hausgeist, mit Brot und Salz und Zufriedenheit in die neue Heimath zu kommen.

Im Gubernium von Perm übersiedelt man bei Nacht, wenn die Hähne das erste Mal krähen, in die neue Behausung. Die Hausfrau deckt den Tisch und stellt Brot und Salz auf denselben, der Hausherr zündet vor den Heiligenbildern eine Kerze an und Alle beten eine Weile. Darauf nimmt der Hausvater das Heiligenbild vom Hausaltare und steckt es in den Busen, geht zum „golbec", zu der Umzäunung in der Nähe des Ofens, innerhalb welcher sich die Thür, welche in den Keller unter dem Fußboden führt, findet, öffnet die Thür, verbeugt sich und spricht: „Nachbarlein, Brüderlein, wir gehen in das neue Haus; wie wir im alten gut und glücklich gelebt, so werden wir auch im neuen leben; du mein lieber Freund und meine Familie." Er nimmt darauf einen Hahn und eine Henne auf die Arme, die Hausmutter aber Brot und Salz und den Backtrog, die anderen Familienmitglieder dagegen andere Gegenstände und ziehen fort. Im neuen Hause läßt der Hausvater zuerst den Hahn und die Henne ins Zimmer und wartet, bis der Hahn im neuen Hause kräht, dann tritt er selbst ein, stellt das Heiligenbild auf den Hausaltar, öffnet den „golbec" und sagt: „Komm hervor, Nachbarlein, Brüderlein!" Die ganze Familie wendet sich nun gegen die Hauptecke und betet; nach dem Gebete deckt die Hausmutter den Tisch, stellt Brot und Salz darauf, heizt im Ofen ein und beginnt zu kochen [1]).

Aehnliche Gebräuche finden sich in anderen groß- und weißrussischen Gubernien; der Aelteste aus der Familie nimmt in eine Hand das Heiligenbild, in die andere dagegen ein Stück Brot und spricht: „Děduska-domovoj! ich bitte deine Gnaden, mit uns in die neue Heimath (zu kommen), nimm Brot und Salz von uns; wir haben dich gern." Ins neu gebaute Haus bringt man zuerst ein unangeschnittenes Laib Brot und etwas Salz oder Mehl mit frisch angemachtem Teige, einen Hahn, eine Henne und eine Katze. Wenn man die Katze in die neue Behausung läßt sagt man: „Siehe da, Hausherr, ein gewaltiges Thier (kommt) in den reichen Hof!" Dann treten die Hausgenossen ein und verrichten vor dem Heiligenbilde, vor welchem eine Kerze brennt, ein Gebet [2]).

Kräht der Hahn in dem neuen Hause bald, so bedeutet dies Glück und Segen. Im Gubernium von Twer übernachtet der Hahn die erste Nacht im Zimmer, damit sein Krähen die neue Behausung verkünde.

Ob man an dem neuen Wohnorte glücklich sein werde, können die Russen auch auf andere Weise ermitteln. Der Hausvater bleibt auf der Schwelle stehen und rollt ein Brotlaib ins Zimmer. Bleibt dasselbe auf der unteren Rinde liegen, wie es beim Backen im Ofen gelegen war, so bedeutet dies Glück, das Gegentheil aber Unglück. Darum erwähnt ein Sbornik auch diesen von den Moralisten des vorigen Jahrhunderts verpönten Aberglauben mit den Worten: „Und sie gehen in das neue Haus mit einer schwarzen Katze und einem schwarzen Huhne und öffnen den Backetrog und rollen drei Laibe hinein und beobachten, wie sie auf dem Boden liegen bleiben [3])."

Wir wollen nur noch beifügen, wie die Grenzsteine gesetzt werden. In Böhmen gräbt man die Grube mit einer hölzernen Hane und streut auf den Grund derselben Kohlen von Lindenholz, untermischt mit Agen und Kalk. Der Stein selbst wird mit Kalk bestrichen oder wenigstens ein Kreuz darauf gemacht. Schließlich ziehen sich die Anwesenden bei den Ohren und schlagen sich mit Haselruthen, damit die Leute der Grenzen wegen nicht processiren [4]).

Die Slovenen in Steiermark werfen auf den Grund der Grube Topfscherben und zerschlagene Ziegel und der jüngste von den Anwesenden muß sich hineinstellen, welchem nun einer der Aelteren plötzlich in die Haare fährt und ihn ordentlich durchbeutelt, damit er den richtigen Standort des Grenzsteines ja nicht vergesse [5]).

---

[1]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 115.
[2]) Afanasjev, a. a. O. II, p. 84.
[3]) Književnik, III. Agram 1866, S. 427 Anm.

[1]) Afanasjev, a. a. O., p. 117.
[2]) Afanasjev, ibid. Im slovenischen Volksmärchen läßt das Mädchen, welches in einem verwünschten Schlosse übernachtet, die Katze miauen, den Hund bellen und den Hahn krähen, um gesichert zu sein. Kres, Klagenfurt, 1884. S. 29.
[3]) Afanasjev, a. a. O., II, p. 119 und Anmerkung. In einigen Dörfern nimmt man auch das Kehricht aus dem alten Hause mit ins neue, da man dasselbe nicht auf den Hof werfen, sondern im Ofen verbrennen muß.
[4]) Grohmann, a. a. O., S. 231.
[5]) Pajek, a. a. O., S. 97.

B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan.

I.

Wenn wir die zahlreichen Eintragungen überblicken, welche sich in den Katalogen der Bibliotheken unter der Ueberschrift „China" finden, sollten wir meinen, daß trotz der ungeheuren Ausdehnung des himmlischen Reiches dort kaum noch ein unbekanntes Fleckchen bestehen könnte; in Wirklichkeit ist dies jedoch anders; selbst bei nur flüchtigem Durchblättern der Inhaltsverzeichnisse bemerken wir schon, daß die meisten über China handelnden Bücher sich immer mit denselben, öfter betretenen Gegenden beschäftigen. Selten nur finden wir eine Ausnahme und zu diesen seltenen Ausnahmen gehört das Buch, dessen Titel unten angegeben ist[1]). Von Canton aus hat der Verfasser, ein Geistlicher, das Flußdelta besucht, ist dann den Bambu- und den North River, beides Zuflüsse des West River oder Si-Kiang, hinaufgefahren, ist in den Lo-Fow-Bergen herum gewandert und hat endlich einen großen Theil von Hainan durchkreuzt.

Das Delta bildet mit seiner ungeheuren Bevölkerung einen für gewisse Theile Chinas so typischen Distrikt, daß wir einige Worte über dasselbe sagen wollen. Durch seine wunderbare Fruchtbarkeit ist es im Stande, nicht nur den in mehreren großen (14 über 100 000 Bewohner zählenden) Städten und in zahlreichen Dörfern zusammengedrängten Menschen, sondern auch den Schaaren von Hausthieren, unter welchen Legionen von Enten zu nennen sind, reichlich Unterhalt zu gewähren. Letztere werden in großen Booten, eigentlich schwimmenden Käfigen, von einem Orte zum anderen geführt, um ihre Nahrung auf den Reisfeldern zu suchen. Die Eier werden künstlich ausgebrütet, wozu die nöthigen Einrichtungen in beinahe allen Städten des Landes vorhanden sind. Wenn die Thiere ausgekrochen sind, werden sie an die Besitzer der Boote verkauft, deren Mancher Hunderte und Tausende dieser Vögel unterhält. Die Eigenthümer ziehen dann mit den Enten im Lande umher; sobald eine Stelle erreicht ist, welche einen reichen Ertrag an Futter verspricht, werden die Käfige geöffnet und schreiend und quackend zieht die ganze Schaar nach den morastigen Feldern. Insekten, Würmer, Schnecken und andere Schalthiere belohnen ihre Anstrengung; die Enten sind übrigens sehr gut gezogen, gehorsam folgen sie dem Boote, wenn es seine Fahrt fortsetzt und wenn der Abend kommt, kehren sie über das ausgelegte Brett in ihren Käfig zurück, wobei sich jede bestrebt, nicht die letzte zu sein, da derselben eine Tracht Schläge sicher ist. In allen Richtungen ist der Distrikt von Kanälen durchschnitten, so daß beinahe jeder Punkt zu Wasser erreicht werden kann. Ein anderer Theil des Deltas ist der Kultur der Maulbeerbäume und der Seidenzucht gewidmet. Wenn man den Westfluß verläßt, passirt man Kong-mun, ebenfalls einen Ort von mehr als 100 000 Seelen, und kommt dann in das Land der Palmen.

Es ist eine besondere Palmenart, die Livistona Chinensis, welche das Material zur Fabrikation der Palmfächer liefert, und diese Industrie verdient schon aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil sie diesem Distrikte eigenthümlich ist und man vergebliche Versuche gemacht hat, sie in andere Distrikte zu verpflanzen; die Palme gedeiht eben in anderen Gegenden nicht so, wie man es wünschte, obwohl sie als Zierpflanze vorkommt. Hier in dem Lande, wo es ihr wohl zu gefallen scheint, bedeckt sie beinahe den ganzen Distrikt; sie wächst auf hohem sowohl, wie auch auf niedrigem Boden, am besten jedoch auf letzterem, längs der Flüsse und Kanäle. Man pflanzt auf einem Acre 600 bis 6000 Pflanzen; erstere bringen nur grobe, letztere viel feinere Blätter, welche die sogenannten Glasfächer liefern; von jedem Baume gewinnt man jährlich 5 bis 15 Blätter. Die Bäume fangen zwischen dem siebenten und achten Jahre an zu tragen; sie werden manchmal mehrere hundert Jahre alt, ohne daß eine Abnahme der Produktion zu bemerken wäre. Der Handel mit Palmfächern blüht hauptsächlich in San-ni, einer Stadt von mehr als 250 000 Einwohnern, wo im Jahre 1278 die Sung-Dynastie ihren Untergang fand.

Versetzen wir uns mit einem Male von hier nach dem Lien-tschau-Flusse im Norden der Provinz, einem Zuflusse des North River, und zwar nach der Stadt Sam-kong, welche auf der Grenze des Gebietes der Ju liegt. Männer und Frauen, welche diesem Stamme angehören, sind regelmäßige Besucher des Marktes, um die Erzeugnisse ihrer Berge, frisch gepflückte Blätter einer groben Theesorte, Geflügel, Mais, verschiedene Pflanzen zu verkaufen, und getrocknetes Ochsenfleisch, Tabak und Stoffe mit zurückzunehmen. Sie sind größer als die Chinesen, scheeren den Kopf nicht und tragen das Haar, Männer sowohl wie Frauen, lang in einen Wulst zusammengeknotet. Ihre Farbe gleicht der der Chinesen sehr, manche sind jedoch kupferfarben; der Bartwuchs ist nur spärlich. Die Frauen sind sehr klein, viele von ihnen dick, ihr Anzug ist dem der Männer ähnlich; ein Jäckchen mit engen Aermeln und über die Brust gefaltet, am Halse offen, Beinkleider, die nur bis zum Knie reichen; bis zum Knöchel ist der Fuß mit einem Stück verzierten, etwa einen halben Zoll breiten Bandes so umwickelt, daß die Verzierungen in harmonischer Weise zur Geltung kommen. Männer und Frauen tragen keine Schuhe und erstere auch keine Hüte, dagegen tragen manche der Frauen einen sonderbaren Kopfschmuck, eine Art hoher Papiermütze, welche den Haarwulst umgiebt. Die Männer scheinen auf das Haar größere Sorgfalt zu verwenden als die Frauen, manche kämmen es nach hinten, legen es in symmetrische Falten und schmücken es mit Kernen der Oelfrucht und Hahnenfedern. Männer sowohl wie Frauen haben schwere silberne Ohrringe und Halsbänder. Sie zeichnen sich durch große Stärke aus und sind im Stande, ungeheure Lasten zu tragen. Ihr Gebiet ist für den Fremden eine verbotene Frucht, die Autoritäten waren ausdrücklich aufgefordert, darüber zu wachen, daß Henry keinen Versuch machte, die Grenze zu überschreiten. Dies kleine Gebiet hat für den Ethnologen ein besonderes Interesse, wiewohl die Nachrichten über die Ju ziemlich spärlich sind. Die besten Berichte findet man in dem Buche eines gewissen Tschik-nga, eines sehr gelehrten Mannes, welcher unter der Ming-Dynastie lebte und der, weil er

[1]) Ling-Nam or Interior Views of Southern China, including Travels in the hitherto untraversed Island of Hainan by B. C. Henry. (London, S. W. Partridge and Co., 1886.)

einer gegen einen höheren Beamten begangenen Unhöflichkeit wegen mit Schlägen gestraft wurde, sich in das Gebirge zu den Ju flüchtete, wo er eine Frau ihres Stammes heirathete. Er giebt sehr viele Einzelheiten über den Stamm, doch leider ist sein Buch sehr selten. Im Verlaufe der Zeit sind sie immer weiter zurückgedrängt worden und jetzt auf das hohe, theilweise unzugängliche Gebirge beschränkt, von wo aus sie vielfach Ausfälle gegen ihre Bedränger gemacht haben.

Nach alten Berichten wird der Ursprung der Ju folgendermaßen angegeben: „In der Zeit des Kaisers Shao-hing unter der Sung-Dynastie, 1131 bis 1163, brachte ein aus Kwang-si zurückkehrender Beamter, Liao, Ju-Sklaven mit, welche er am Fuße der Berge ansiedelte, um das Land dort zu bebauen; nach und nach vermehrten sie sich zu acht starken Stämmen und breiteten sich immer weiter aus, bis sie sich in 24 kleinere Abtheilungen auflösten und sich mehr zerstreuten. Sie lebten ganz vom Ackerbau, einzelne jedoch unternahmen Raubzüge, von denen die Chinesen sehr litten, bis es im Jahre 1688 den vereinten Anstrengungen der Beamten dreier Provinzen glückte, sie zu unterwerfen. Eine Stadt Lien-shan wurde gegründet und 36 Militärposten errichtet."

Hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche wird noch Folgendes erzählt: „Am dritten Tage des dritten Monats im Jahre feiern sie das Reisfest (wörtlich ‚Danksagung für den Reis zu essen'); der sechste Tag des sechsten Monats heißt ‚Danksagungsfest für die Erde und die Götter', und der fünfzehnte Tag des zehnten Monats „Halle der Fröhlichkeit und des Gesanges'. Alle Stämme schlachten dann Schweine und Schafe. Die Trommeln werden gerührt, Gongs geschlagen und alle singen im Chor. Männer und Frauen essen zusammen. Jünglinge und Mädchen sind beinahe ganz frei, die Paare finden sich und sind dann verheirathet. Diese Leute ersteigen einen Berg ebenso leicht, wie sie sich in der Ebene bewegen, sie schlafen ebenso gut in einem geschlossenen Raume, wie in der offenen Luft. Jedes Jahr kommen einige derselben, um der alten Sitte zu genügen, nach der Stadt Lien-tschau, um Tribut zu bringen; sie werden mit Wein, Oelkuchen und Salz beschenkt. Jeder empfängt seinen Theil vor der großen Halle und bricht dann wieder auf. In ihrer Kleidung verwenden sie die hellgrüne Farbe mit Vorliebe. Dieselbe wird mit Flockseide in fünf Farben verziert.

Männer und Frauen binden die Haare auf und tragen schwere silberne Ohrgehänge und ebensolche Halsbänder. Wenn die jungen Leute mannbar werden, legen sie rothe Unterkleider an und befestigen die Federn eines weißen Hahns in ihrem Haar. Die Frauen tragen einen nach oben sich verjüngenden, dreispitzigen Turban. So ist der Anzug der Ju-Leute."

Aus einem anderen Berichte wird noch Folgendes mitgetheilt: Zeuge von gestreiftem und gefärbtem Hanf, in denen die grüne und rothe Farbe vorherrschen, und Hahnenfedern zum Schmuck der Haare werden für schön gehalten. Sie sind wild und grausam, aber außerordentlich abergläubisch. Ein Genuß für sie ist es, ihre Feinde zu tödten. Hunger ertragen sie gut und man sagt, daß sie die Sohlen der Kinder, welche zu laufen anfangen, mit glühendem Eisen oder heißen Steinen brennen, um sie hart zu machen und sie dadurch in Stand zu setzen, ohne sich wehe zu thun, durch das Dickicht und über Dornen zu gehen. Das Gerücht sagt, daß unter ihnen mitten in den Bergen viele reiche Leute leben, welche sich in feines Zeug kleiden und eine gewisse Behaglichkeit genießen. Sie kennen keine geschriebene Sprache und besitzen daher auch keine Litteratur, wenige nur verstehen Chinesisch und die Schulen, die man bei ihnen zur Verbreitung dieser Sprache eröffnet hat, haben keinen bedeutenden Erfolg erzielt.

Ihre Sprache scheint ganz verschieden von allen chinesischen Dialekten zu sein.

Die Chinesen betrachten sie mit einer gewissen Verachtung, nennen sie Ju-tsai und Ju-mui und erzählen allerlei merkwürdige Geschichten über ihre Stärke, Waidmannskunst und Grausamkeit und auch, daß sie zu den geschwänzten Menschen gehören. Sie sollen einander treu beistehen und sehr gastfrei sein, so sehr, daß der Gast, so lange er an einem Orte verbleibt, auch bei demselben Gastfreunde verweilen muß, um ihn nicht zu beleidigen. Ueber ihre Zahl ist man im Ungewissen, die Angaben schwanken zwischen 50 000 und einigen Hunderttausenden.

Der Thee und das Theetrinken in Sibirien[1]).

Chr. H. Vor einiger Zeit lasen wir in den Tagesblättern eine Notiz über den Theeverbrauch auf der Erde; das führte uns auf verschiedene Gedanken und giebt uns hier Veranlassung, vom Theetrinken in Sibirien zu reden. Wir (Sibirier) haben uns immer für die stärksten und für sehr leidenschaftliche Theetrinker gehalten. Wir lieben nicht nur den Thee, nein, in Sibirien wird das Theetrinken fast als eine heilige Handlung angesehen. Das Mittagsessen ist lange nicht so wichtig als das Theetrinken. Man ißt im Allgemeinen in Sibirien sehr viel: zu einem sibirischen Mittagsessen gehört, wie Jemand sich auszudrücken beliebte, der Magen eines Mastodon und die Verdauung eines Krokodils. Der Mensch inmitten des billigen Fleisches und billigen Mehles sorgt für seinen Magen insbesondere wohlwollend und gütig — er hat eben hier nichts anderes. Aber das Mittagsessen ist nur zur Befriedigung des thierischen Bedürfnisses gegeben; der Thee dagegen ist das Dessert, eine Leckerei, ein Genußmittel. Eine gute Hausfrau ist beim Theebereiten am Samowar (Theemaschine) wie in einem Heiligthume. Es gehört zu den nothwendigsten Eigenschaften einer Hausfrau, daß sie es versteht, den Thee zu bereiten. Viele kennen das Vergnügen des Theetrinkens, wenn eine liebenswürdige Wirthin den Thee freundlich einschenkt, wenn sie eine angenehme Stimmung beim Gaste erzeugt, indem sie ihm Glas auf Glas credenzt, den Thee seinem Geschmacke anpassend, und wie viele haben das Unbehagen gespürt, wenn die Hausfrau das Theeschenken als eine schwere Last betrachtet, wenn sie es nur mit Widerwillen ausübt, wenn sie ihnen ein Glas geschmackloses kalten oder zu starken oder zu schwachen Thee einschenkt, wobei sie nicht genügend zum Weitertrinken nöthigt.

Das kann einen echten Theetrinker zur Verzweiflung bringen. Das Theetrinken hat in einer patriarchalischen

[1]) Auszüglich nach dem Russischen der „Oestlichen Rundschau" (1886, Nr. 19).

Familie seine bestimmten Normen und Formen; es giebt eine besondere Etikette des Theetrinkens. Die Hausfrau bietet dem Gaste nach dem ersten Glase Thee das zweite an; der Gast lehnt ab: er deckt das Glas zu und thut ein Stück Zucker oben darauf. Endlich nach weiterer Nöthigung entschließt er sich, noch ein Glas zu trinken. Nach dem zweiten Glase wiederholt sich die Ceremonie und so geht es fort. In allen sibirischen Dörfern kennt man genau die große Vorliebe aller Durchreisenden für den Thee und setzt Jedem ohne viel zu fragen den mit siedendem Wasser gefüllten Samowar hin. Man sagt wohl scherzend, die an der Heerstraße wohnenden Sibirier leben davon, daß sie Thee ausschenken. Der Thee ist in Sibirien nicht allein in den Städten, sondern auch auf dem Lande bei begüterten Bauern zu finden; der Besitz eines Samowars ist bei den Wohlhabenden selbstverständlich, aber auch die Armen haben mitunter ihren Samowar. Wer im europäischen Rußland in irgend einem Dorfe, das nicht am Wege liegt, bei einem Bauern einen Samowar verlangt, dem antwortet man, daß nur ein einziger Samowar im ganzen Dorfe bei Schenkwirthen oder beim Kaufmann existirt, der Bauer hat keinen. In Sibirien ist das anders: jeder Bauer hat seinen Samowar und selbst der ärmste setzt alles daran, einen solchen zu besitzen. In den Städten, in den sogenannten Einfahrten (einfache Wirthshäuser), bei den großen Kaufleuten und den kleinen Händlern ist das Theetrinken durchweg stark im Schwunge — es kennt gar kein Maß; man trinkt bis zur Uebersättigung, wenn man damit sich übersättigen könnte, allein es ist eben ein Getränk, welches man zum bloßen Vergnügen und deshalb ohne Maß trinkt. Mit Verwunderung sieht man, daß unter den Strahlen der brennenden Julisonne die Leute in den Einfahrten, in den Poststationen, oder auch zu Hause um den glühendheißen Samowar herumsitzen und den heißen Trank statt einen kühlenden schlürfen. Aber daran ist eigentlich nichts Wunderbares, weil die von dem heißen Thee erregte starke Wasserausscheidung durch die Haut das Gefühl der Hitze mäßigt und den Durst eher stillt, als ein kühlendes Getränk.

Sobald der erste Morgen graut, steht bereits der Samowar auf dem Tische; man trinkt Thee und ißt dazu allerlei Backwerk, Kuchen, Fleischpasteten und dergleichen: das ist das Frühstück. Leute, welche mit Arbeiten beschäftigt sind, unterlassen es gewiß nicht, um die Mitte des Tages zum zweiten Male Thee zu trinken; zwischen 6 bis 7 Uhr nach dem Mittagsessen ist das Theetrinken obligatorisch für Alle. Wenn man beobachtet, wie viel in Kaufmanns- und Kleinbürgerfamilien im Theetrinken geleistet wird, so kann man in Versuchung kommen zu glauben, die Magen jener Leute seien wie Fässer ohne Boden. Der allerheißeste Thee schafft ihnen keine Hitze, bringt sie nicht in Schweiß, im Gegentheil alle fühlen ein gewisses Behagen und eine angenehme Gemüthsstimmung beim Trinken. Bei jeder Bewirthung giebt es Thee. Man bietet dem Gaste ein Glas Branntwein und sofort ein Glas Thee an. Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch den Theegenuß das Branntweintrinken in Sibirien etwas eingeschränkt worden ist, jedoch noch lange nicht beseitigt. Das Theetrinken ist so sehr in alle Kreise hineingedrungen, daß es zu einer wahren Leidenschaft geworden ist, es ist ein Bedürfniß, ein Komfort, nach welchem Alle streben. Nicht selten ist es, daß bei jungen Eheleuten oder bei allmählich in bessere Verhältnisse gelangenden Personen es als ein Ideal des Glückes und des Wohlergehens gilt, sich einen Samowar kaufen zu können. Irgend ein Kleinbürger beginnt etwas zu verdienen und sofort träumt er davon, wie er sich jetzt komfortabel einrichten wolle, er kauft sich einen zweiten Samowar, dann einen dritten. Gestalt und Größe des Samowars nimmt allmählich zu. Und siehe da, eine Familie, welche sich auf dem Gipfel ihres Glückes befindet, besitzt einen Schatz von 12 glänzenden Samowaren. Kupfergeschirre und eine Theemaschine gehören zur Mitgift.

Die mittleren und niederen Volksklassen in Sibirien trinken den Thee ungesüßt, doch nehmen sie ein kleines Stückchen Zucker in den Mund (man nennt das „den Zucker zubeißen“); das geschieht aus Sparsamkeitsrücksichten, denn der Zucker ist sehr theuer. Man versüßt den Thee auch mit Honig, mit eingemachten Früchten, und in Transbaikalien benutzt man statt des Zuckers chinesischen Kandis. Diese Sparsamkeit hat Veranlassung gegeben zu dem Scherzworte, daß man in Sibirien Thee trinke und dabei den Zucker nur betrachte, oder daß ein Stück Zucker an einem Bindfaden über dem Tische aufgehängt sei, damit jeder nach Gutdünken mit der Zunge daran lecken könne. Arme Leute trinken den Thee ganz ohne Zucker, das Bedürfniß nach Süßigkeit ist bei ihnen gar nicht entwickelt. Der Thee wird auch oft mit Milch getrunken, woran kein Mangel ist, allein der echte Theetrinker setzt niemals Milch zu, damit er nur recht viel trinken kann.

Unter den Eingeborenen von Ostsibirien ist eine ganz besondere Theebereitung im Gebrauche. Man kocht den Thee mit Mehl, Milch, Butter und Salz und nennt das karymschen Thee oder Saturan: er ist nicht gerade schmackhaft, aber recht nahrhaft. Auf der Reise oder auf Expeditionen ist er unersetzlich. Man benutzt dazu aber den sogenannten Ziegelthee. Die Eingeborenen kochen ihn in kupfernen Kesseln; der Samowar ist nur ein Bedürfniß der Kulturmenschen. Wann der Samowar übrigens zum ersten Male aufgetaucht ist, weiß Niemand — es wäre nicht ohne Interesse, darüber nachzuforschen. Man pflegt zu sagen, der Samowar ist eine russische Erfindung. Ist das wahr? In welchem Jahrhundert trat der Samowar in Rußland auf? In China giebt es ein dem Samowar ähnliches Gefäß, welches jedoch zu ganz anderem Zwecke benutzt wird. — Es wäre auch interessant zu erfahren, wann das Theetrinken in Rußland in Gebrauch gekommen. Bei einzelnen der russischen Sektirern (Raskolnike) gilt auch heute noch das Theetrinken als eine Sünde; je weniger unter anderem der Gebrauch von Spirituosen stattfindet, um so mehr trinken sie Thee, so z. B. sind die Molokanen und Skotschen große Verehrer desselben.

In Sibirien trinkt man meist Thee aus Kjachta; gefälscht wird er nicht; hier existiren große Theekenner und große Theeliebhaber. Im Hause eines Theehändlers wird der Thee nach seinen verschiedenen Sorten geordnet; es geschieht das mit großer Sorgfalt unter Anwendung einer außerordentlichen Sauberkeit; die Atmosphäre ist geschwängert vom Thee-Aroma. Russische Kaufleute, welche nach China gewandert sind, haben daselbst angefangen, Thee zu verarbeiten. Die Geschichte dieser russischen Faktoreien in China ist interessant. Kürzlich starb in China der bekannte russische Theehändler Ponomarew, welcher eine Methode erfunden hat, auch die besseren Theesorten in gleicher Weise, wie den Ziegelthee, in gepreßtem Zustande herzustellen. Die russischen Kaufleute in China führen ein angenehmes Leben — sie werden dort mehr zu Europäern, als sie es in Sibirien waren: sie sprechen fremde Sprachen, lesen ausländische Zeitungen und stehen im Durchschnitt auf einer höheren Bildungsstufe als ihre Mitbrüder in Irkutsk oder in Kjachta. — Die Ursache davon liegt in ihrer steten Berührung mit anderen Europäern in den Häfen Chinas. Etwas ganz anderes ist es in Kjachta: hier herrscht weder asiatische noch orientalische Kultur, hier fehlt auch der

chinesische Einfluß. Hier ist noch alt-russisches patriarchalisches Leben zu finden mit allen seinen Schattenseiten.

Der Thee ist früher nach Sibirien und nach Rußland nur durch Vermittelung der Händler über Kjachta gekommen; jetzt hat der dortige Handel in Folge des vermehrten Transportes des Thees zur See bedeutend abgenommen.

Lange Wagenzüge mit Theeballen beladen, gingen früher von Kjachta aus und schleppten sich durch Sibirien und weiter bis nach Moskau; der Transport der Theeballen war ein Erwerbszweig, welcher Viele ernährte; aber diese Art der Beförderung äußerte auch in anderer Weise ihren Einfluß auf die Kultur und die Entwickelung der Menschen. Jene Leute, welche den Thee beförderten, durchzogen ganz Rußland bis nach Moskau, sie erlebten viel, brachten viel Neues nach Hause, Gutes wie Schlechtes; der Theetransport war aber auch sehr vortheilhaft; den Personen wurde die Möglichkeit gewährt, sich etwas zu sparen, aus Fuhrbauern wurden mitunter Kaufleute.

Bei der früheren Art und Weise, den Thee zu transportiren, gab es eine sehr eigenthümliche Methode, sich in Sibirien Thee auf sehr wohlfeile Weise zu beschaffen; doch artete sie mitunter in Raub aus, welcher den Theehändlern großen Schaden brachte. Das System gründet sich auf die Gewohnheit und das Recht der die Theetransporte begleitenden Aufseher, sich zu vergewissern, ob die Theeballen (welche Zibik genannt werden) wirklich Thee enthielten. Man benutzt dazu einen bestimmten Kontrol-Apparat, bekannt unter dem Namen „Sawok"; es war ein langer hohler Stab, welcher durch den Fellüberzug des Theeballens gestoßen wurde und mit welchem man einige Prisen Thee herausholen konnte. Die Aufseher mißbrauchten dieses Kontrolmittel, die Fuhrbauern benutzten es gleichfalls, um sich in den Besitz von Thee zu setzen; man konnte mit Leichtigkeit von einem großen Theetransporte an *jedem* Orte, wo derselbe Halt machte, einige Pfund Thee sammeln, welche sofort an Ort und Stelle verkauft wurden. — Allmählich ist dies Raubsystem aus der Mode gekommen; aber die an der Heerstraße Wohnenden haben sich so sehr an den Gebrauch des billigen Thees gewöhnt, daß sie, als die Theepreise stark stiegen, zu allerlei anderen Kräutern griffen, um dadurch den Thee zu ersetzen.

Man glaubt gewöhnlich, daß in Rußland mehr Thee als irgend anderswo konsumirt wird; allein diese Auffassung wird durch Zahlen widerlegt. Das dort verbrauchte Theequantum ist im Vergleiche mit anderen Staaten, China und Japan ausgenommen, unter Berücksichtigung der Einwohnerzahl sehr gering. In England beträgt der Theekonsum im Jahre durchschnittlich 5 Pfund auf den Kopf, in Kanada und Neufoundland 3 Pfund, in Nordamerika $1^1/_3$ Pfund, in Rußland dagegen nur $^1/_3$ Pfund. Der bedeutende Theekonsum in England wird zum Theil erklärt durch die große Billigkeit des Thees; ein Pfund kostet nur 1 bis 2 Schilling (1 bis 2 Mark), in Rußland muß der Bauer für den schlechtesten Thee $1^1/_2$ Rubel (ca. 3 Mark) bezahlen. Es verhält sich mit dem Theekonsume wie mit dem Branntweingenusse in Rußland; es wird im Einzelnen mehr getrunken als in den außerrussischen Ländern, aber im Durchschnitt ist das Quantum auf den Kopf doch geringer.

Kürzere Mittheilungen.

Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas.

Der holländische Reisende *van der Kellen* hat nach langer Unterbrechung wieder einmal von sich hören lassen (Nieuws v. d. Dag, 21. September); seine Mittheilungen beziehen sich theils auf die Buren, theils auf die Portugiesen.

Was erstere betrifft, theilt er mit, daß im December v. J. der Kommandant der Buren, Gerrit van de Merwe, in Begleitung von Gerrit Alberts nach der Kapstadt gegangen ist, um Transvaal und den Oranje-Freistaat zu besuchen. Die Buren von Humpata haben durchaus keine Lust, nach Transvaal zurückzukehren; im Gegentheil verräth sich in der südafrikanischen Republik eine gewisse Neigung, dem gegebenen Beispiele zu folgen und nach Humpata zu ziehen. Verschiedene kleine Züge deuten darauf hin, daß die Ausgewanderten sich mehr und mehr in der neuen Heimath zu Hause fühlen, Heirathen mit Portugiesen sowohl wie mit englischen Katholiken sind vorgekommen.

Was die Verhältnisse der portugiesischen Besitzungen betrifft, so entnehmen wir den Berichten v. d. Kellen's Folgendes. Die Ausdehnung des Landes ist ungeheuer, die Oberfläche des portugiesischen Gebietes wird auf mehr als 800 000 Quadratkilometer geschätzt; die Angaben über die Stärke der Bevölkerung weichen sehr von einander ab, man hört zwei, aber auch neun Millionen nennen. Wenn man selbst die höchste Angabe annehmen wollte, würde man für den Quadratkilometer eine Bevölkerung von nur 11 Seelen erhalten. Das ausgedehnte Gebiet ist in drei Provinzen getheilt, Angola, Benguela und Mossamedes. Der Gouverneur hat seinen Sitz in San Paulo de Loanda, dem Hauptorte der erstgenannten Provinz, die Untergouverneure residiren in San Felipe de Benguella und in Mossamedes. Die Ortsobrigkeiten sind Officiere der Kolonial-Armee, welche die höchste Gewalt — bürgerliche sowohl als militärische — in Händen haben. Es scheint, daß sie außerdem auch Handelsgeschäfte betreiben; wenigstens giebt v. d. Kellen an, daß er einige dieser Herren angetroffen hat, die drei oder vier Geschäftshäuser besitzen, so daß es erklärlich ist, wenn für die Amtsgeschäfte nicht viel Zeit übrig bleibt.

Es wird auch zuweilen sowohl über den despotischen Druck, den die Beamten ausüben, als auch über ihre Nachlässigkeit und Bequemlichkeit geklagt. Sie bekümmern sich im Allgemeinen nur um die weiße Bevölkerung, die Schwarzen werden ihrem eigenen Schicksale überlassen. Die Neger bezahlen gar keine, die Weißen nur sehr geringe Steuern, die hohen Ein- und Ausfuhrzölle sind die hauptsächlichsten Einnahmequellen, durch welche die Ausgaben gedeckt werden.

Das Vertheidigungswesen der Kolonie kann nicht sehr gerühmt werden. Beinahe die ganze koloniale Armee besteht aus schwarzen Soldaten, namentlich Eingeborenen, die sich des einen oder anderen Vergehens schuldig gemacht haben und zur Strafe in den Soldatenrock gesteckt worden sind. Daß auf solche Soldaten kein Verlaß ist, hat neuerdings wieder der sogenannte Humbe-Krieg gezeigt.

Humbe oder Humbe ist ein Fort, welches an dem Vereinigungspunkte des Caculavar mit dem Cunene liegt. Im November 1885 wurde zu Humpata gemeldet, daß die Neger das Fort angegriffen hätten. Alle Weißen hatten sich dorthin zurückgezogen, ihre Wohnungen waren ausgeplündert und verbrannt worden. Bei den Belagerten war Mangel an Munition eingetreten und sie sahen sehnsüchtig nach Hilfe

aus. Natürlich verbreitete sich auch manches übertriebene Gerücht; so sollten alle Weißen getödtet sein, und wenn auch die Uebertreibung leicht erkannt wurde, war doch die Lage wirklich ernst genug. Die Europäer, Portugiesen sowohl wie Fremde, haben sich aus Eigennutz die Schwarzen zu erbitterten Feinden gemacht. So lange die Sklavenjagden und die Sklaverei, diese Krebsschäden des afrikanischen Lebens, trotz des ernsten Kampfes, welchen die portugiesische Regierung gegen dieselbe führt, wenn auch in verdeckter Form, fortdauern, bleibt der Schwarze der natürliche Feind des Weißen und ein gutes Verhältniß zwischen beiden kann sich nicht herausbilden. Trotzdem haben die Kaufleute kein Bedenken getragen, um die Wette den Schwarzen immer bessere Waffen zu verschaffen und sie so für die wenigen Weißen, denen sie doch nicht freundlich gesinnt sind, immer gefährlicher zu machen.

Das Rauben und Morden in der Gegend von Humbe dauerte fort, da die Regierung keine Mittel besaß, der Sache ein Ende zu machen, und immer mehr Negerstämme nahmen an demselben Theil. In dieser Noth traten die Buren für die Regierung ein, wie dies schon vorher bei der Umballa-Expedition der Fall gewesen war. Sie entsetzten Humbe, doch als sie abmarschirt waren, wurde der Ort aufs Neue von den Negern bedrängt. Die Regenzeit hat bis jetzt (der Brief ist vom März) es nicht erlaubt, entscheidende Schritte zu thun; die Absicht besteht, im Mai einen neuen Zug dorthin zu unternehmen.

Ein Theil der Schwierigkeiten, welche die portugiesische Regierung in Afrika zu überwinden hat, entsteht durch das Benehmen der im Inneren der Besitzung lebenden Kolonisten. Der größere Theil derselben besteht aus Personen, welche aus Brasilien eingewandert sind; andere sind zur Strafe dorthin geschickt oder sind Nachkommen solcher Verbannten. Indem sie immer weiter ins Innere vordrangen, begründeten sie die großen Pflanzungen (Fazendas) und Branntweinfabriken, die man hier so häufig findet. Orte wie Huila, Capangombe, Hombe u. s. w. haben ihnen zum Theil ihr Aufblühen zu verdanken. Früher lag eine Haupteinnahmequelle für sie im Aufkaufen oder Einfangen von Sklaven, doch seit der Krieg in Amerika dieses Feld brach gelegt hat, betreiben sie mehr Plantagenwirthschaft und Handel in Landesprodukten, sowie namentlich Branntweinfabrikation. Dieser zuletzt genannte Industriezweig ist ganz unentbehrlich, da Branntwein das beliebteste Tauschmittel für den Handel ist, indem die Mandombe den „Omewa Malulu", den Branntwein, sehr lieben. Derselbe wird meistens aus Zuckerrohr bereitet.

Diese Leute leben gewöhnlich in sehr großen Gebäuden, welche der starken Mauern wegen, die zum Schutze gegen die Schwarzen nöthig sind, ein festungsähnliches Aussehen haben. Auf den Fremden wirkt das Innere sehr überraschend; zwischen den Mauern halten sich außer den Menschen auch die Hausthiere auf, einige roh bearbeitete Möbel machen den ganzen Hausrath aus und der größte Theil des Raumes dient als Waarenlager. Um die Häuser liegen die Anpflanzungen, welche immer von Negern, die gewöhnlich in der Zahl von 150 bis 200 auf der Plantage anwesend sind, bearbeitet werden; obwohl ihre Stellung kontraktlich gesichert ist, kann man sie für nicht viel mehr als Sklaven ansehen. Wie wir schon angedeutet haben, ist trotz des ernsten Willens der portugiesischen Regierung die Sklaverei mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit abgeschafft.

Eigenthümlich ist es, daß dieselben portugiesischen Kolonisten, welche den Schwarzen mit Härte behandeln, gegenüber ihren weißen Brüdern, welcher Nation dieselben auch angehören mögen, zuvorkommend und opferbereit sind und dem Fremden die unbeschränkteste Gastfreiheit entgegen bringen.

Selten sieht man im Inneren eine europäische Frau; die Kolonisten leben gewöhnlich mit einer schwarzen Haushälterin; die Sittlichkeit steht im Allgemeinen auf einer geringen Stufe. Auch dem Trunke sind beide Geschlechter ergeben, was zu unangenehmen Scenen führt, die leider nicht Ausnahme, sondern Regel sind. Allerdings trifft das hier Gesagte nur bei den im Inneren wohnenden Kolonisten zu, an der Küste stehen dieselben auf einer viel höheren Stufe. Auch der Unterricht läßt im Inneren viel zu wünschen übrig; außer der Schule der Mission Catholique trifft man keine andere derartige Einrichtung. Wenige haben es daher auch bis zum Lesen und Schreiben gebracht.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge[1].

II.

Gelegentlich eines längeren Sommeraufenthaltes im Herzen der pfälzischen Wasserscheide zu Johanniskreuz, wo sich nach allen Seiten die Thalungen des Schwarzbaches, Erlenbaches, der Burgalb, der Mooralb u. A. grüßen und scheiden, hatte Verfasser Gelegenheit, eine Reihe von Erosionserscheinungen zu beobachten, welche sich mit der Kraft der gewöhnlich wirkenden Atmosphärilien nicht erklären lassen. Zwei Thalwände besonders regen zu solchen Zweifeln und anderweitigen Erklärungsversuchen an. Das eine Thal liegt ca. $3\frac{1}{2}$ km südlich von Johanniskreuz und schneidet in das Gebirgsmassiv in südöstlicher Richtung ein, um über den Schacherhübel zur dortigen höchsten Erhebung des Hartgebirges, dem „hohen Heltersberg" (696 m) und dem „Eschkopfe" (610 m) zu führen. Das enge, romantische Thal führt den bezeichnenden Namen „Teufelsloch" und sein Wasser geht zur Burgalb. Ueber dem Rande des Thaleinschnittes befindet sich nach O hin eine allmählich anschwellende Höhe, das Pferdsbrunneneck (570 m), welche plateaumäßig in langsamem Ansteigen zum Fuße der oben genannten Höhen führt.

Die Ostwand dieses Thaleinschnittes ist nun mit gewaltigen, über einander gestürzten Felsblöcken (Buntsandstein) bedeckt. Sie sind vielfach von tiefen Schrammen gefurcht und an den Ecken abgerundet. Dieselben befinden sich keineswegs im Niveau ihres Lagers, sondern sind schief über einander gethürmt, viele stehen umgekehrt oder wenigstens auf der Schmalkante. An manchen Stellen sind fünf, sechs Felstrümmer hoch über einander gestürzt, so daß sich den Blicken ein wahres Felsmeer bietet. Am Fuße eines nach W ausgebeugten Thaleckes hat sich in einer Länge von ca. 150 m eine wahre Moräne gebildet, welche aus den hoch oben herabgefallenen Felsblöcken besteht (dieselbe ist auf der bayerischen Generalstabskarte angedeutet, Blatt Kaiserslautern). Die ganze Wand hat eine Länge von ca. 1 km. Die gegenüberliegende Thalseite trägt nur ganz vereinzelte Blöcke. Die Neigung der Hänge beträgt 30 bis 40^0.

Eine zweite derartige Erscheinung findet sich im sogenannten Karlsthale. Dasselbe bildet das unterhalb und südwestlich von Trippstadt gelegene, von SO nach NW ziehende Durchbruchsthal der Mooralb. Auf die Länge eines Kilometers zwischen dem oberen Eisenhammer des Freiherrn von Gienanth (von hier soll Schiller den Stoff zu seiner Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer" genommen haben) und der malerisch vorspringenden Burgruine Willenstein ist der Nordosthang des Thälchens von gewaltigen, über einander liegenden Felsblöcken bedeckt, welche oftmals mit ihren unregelmäßig über einander gestürzten Massen, Höhlen und Grotten sperrende Riegel und hochragende Thürme bilden (vergl. August Becker: Die Pfalz und die Pfälzer, S. 656 bis 657). Wie im „Teufelsloch" überwölben schlanke Buchen die enge Felsschlucht, so daß kein Sonnenstrahl hineinzudringen vermag. A. Becker sagt wörtlich über das Karlsthal: „Man sieht hier jenes seltsame Naturspiel, die Oefen der Salzach, am Paß Lueg, zwischen Golling und Werfen im kleinen Maßstabe." Die Blöcke sind vielfach von Rinnen gefurcht und an den Ecken abgerundet. Auch

[1]) Vergl. oben S. 173.

vom oberen Rande des Karlsthales schwillt das Plateau im Hadeswalde mäßig an bis zu einem Höhenpunkte von 435 m. Die Steigung des Thalhanges übersteigt 40° nicht.

Beide Felsmeere bieten als Analogon die Thatsache, daß die Blöcke weder von ihrer jetzigen Unterlage durch Erosion ausgewaschen sein können — sie liegen ja vielfach über einander — und daß dieselben ebenso wenig durch die Wasser des Teufelsloches und der Mooralb längs der Thalfurche hinabgewälzt wurden. Dann müßte zumeist der Längsdurchmesser der parallelepipedischen Blöcke parallel dem des Thaleinschnittes liegen. Das ist aber nicht der Fall, sondern zumeist umgekehrt steht ihr Durchmesser senkrecht auf der Thallinie. Beide Thatsachen beweisen strikte, daß diese Blöcke weder von einer lokalen Auswaschung, noch von der Thalerosion an ihre jetzige Stelle bewegt werden konnten. Sie entstammen vielmehr von den Rändern der im Teufelsloch nach O, im Karlsthal nach W gelegenen Hochfläche. Von dieser aus wurden sie durch eine mächtige elementare Gewalt zum Rande des Hochplateaus und dann den Hang hinab gestürzt, um jetzt im wilden Durcheinander den Forscher zu reizen, den Aesthetiker zu entzücken. Von diesen zwei Hochplateaus gehen jetzt trotz der außerordentlich dichten Bewaldung mit mächtigen Buchen und Eichen so schwache Wasserrinnsale aus, daß selbst bei der Annahme einer verdoppelten Niederschlagsmenge die Kraft dieser Wassermenge unmöglich hätte eine dieser Hunderte von Centnern schweren Felsmassen bewegen können. Zur Erklärung dieser „Felsmeere" müssen daher von uns glaciale Erscheinungen angezogen werden. Wie in der Vorderpfalz der 683 m hohe Kalmit, so war auch im Herzen der Hart der mittlere vom Winterberg bei Niederbrunn (577 m) über den Eschkopf (610 m) bis zum Harteskopf bei Hochspeyer (453 m) ziehende mittlere Gebirgszug in seinen Hochtheilen vergletschert[1]). Die Eismassen erodirten bei ihrem Vor- und Rückgange ihre Unterlage, die obersten Sandsteinmassen, und schoben diese als einzelne Blöcke bis zum Rande des Hochplateaus vor. Dort stürzten sie dieselben nach und nach in die Tiefe der Gebirgsspalten hinab, welche schon vor der Eiszeit aus tektonischen Gründen entstanden waren. Diese „Felsmeere" sind demnach als die Reste ehemaliger Stirnmoränen der mittleren Hartgletscher anzusehen, welche früher auf den Hochplateaus des Gebirges lagen und allmählich durch das vorrückende Gletschereis in die Tiefen des Teufelsloches und des Karlsthales vorgeschoben wurden.

Es ist selbstverständlich, daß sich ähnliche glaciale Erscheinungen im Hartgebirge öfter vorfinden müssen. Allein nur in der Mitte der Pfalz umlagert die Hochgipfel des Gebirges ein Plateau, von welchem aus die ehemaligen Moränen in die nahen Thalspalten geschoben und dort bei der geringen Wassermenge der Gegenwart erhalten wurden. An anderen Stellen rollten entweder die von Moränen herrührenden Blöcke nach allen Seiten aus einander und fielen unten der zermalmenden Kraft der Bäche zum Opfer, wie zumeist in der Vorderpfalz am Ostrande der Hart, oder aber, wie auf dem — außerdem zu niedrigen — Muschelkalkplateau des Westrichs südlich von Landstuhl-Homburg, verhinderte die Muldenform der Hochplateaus die Bildung der nur auf mäßig abgedachtem Terrain zur Entstehung kommenden Stirnmoränen.

Dürkheim, Oktober 1886. Dr. C. Mehlis.

Die Gletscher Australiens.

R. von Lendenfeld berichtet in „Nature" vom 30. September d. J. über seine Forschungen, die er in Bezug auf vorhandene Gletscherspuren in den Australischen Alpen im vorigen und diesem Jahre angestellt hat. Nachdem er zunächst die Gletscherperiode Neu-Seelands besprochen und die hierauf bezüglichen Untersuchungen kurz erwähnt hat, kommt er auf Australien selbst zu sprechen. Er führt hierbei kurz die Resultate an, zu denen frühere Forscher hinsichtlich einer etwa früher in Australien vorhanden gewesenen Gletscherepoche gekommen waren und entwirft dann ein ausführliches Bild der Physiographie der Australischen Alpen. Diese Darstellung bringt neben dem geologischen Bau noch die Höhenverhältnisse dieses denudirten, jetzt mehr plateauartigen Gebirges und endlich auch Einiges über den Niederschlag und das Klima überhaupt. Danach schneit es in den Australischen Alpen im Winter ganz beträchtlich. Zugleich bildet sich eine (auch in unserem Schwarzwalde beobachtete) Erscheinung heraus, daß nämlich der im Winter vorherrschende Westwind den Schnee von den Westgehängen über das Gebirge wegträgt und an der Ostseite ablagert. Diese Schneemassen verschwinden niemals ganz im Sommer, so daß man in den Australischen Alpen in einer Höhe von 6500 Fuß ewigem Schnee begegnet. Die ausnehmend reine und durchsichtige australische Luft bietet der nächtlichen Ausstrahlung kein Hinderniß, so daß es häufig in der Nacht, selbst im Sommer, von 5000 Fuß Höhe ab friert. R. von Lendenfeld beobachtete selbst auf dem Mount Kosciusco im Januar 1885 (unserem Juli entsprechend) strengen Frost, während im benachbarten Tieflande intensive Hitze herrschte. Es liegen also in den Australischen Alpen die Verhältnisse so, daß bei etwas kälterem und feuchterem Klima hier sicher noch in der Gegenwart Gletscher angetroffen werden müßten.

„Es scheint daher", sagt v. Lendenfeld, „sehr verwunderlich, daß die älteren Forscher über die australische Vergletscherung ein Urtheil abgegeben haben, ohne die Alpen selbst zu prüfen. Denn wenn keine Gletscherspuren im Tieflande gefunden werden, so können sie doch in den Alpen gefunden werden; und wenn Gletscherspuren sich im Tieflande finden, um wie viel ausgeprägter müssen sie dann erst im Gebirge vorkommen." Der Verfasser unternahm deshalb im Jahre 1885 und 1886 zwei Expeditionen in die Australischen Alpen. Auf der ersten besuchte er die Kosciusco-Gruppe und bestieg den Mueller-Peak sowie den Mount Townsend und in diesem Jahre bestieg er den höchsten Berg in Viktoria, den Mount Bogong, in Begleitung des Herrn James Stirling, Bezirksvorsteher von Omeo. Auf beiden Reisen kam der Verfasser durch bisher völlig unbekannte Gebiete, besonders nördlich vom Mount Bogong. Ueberall fand er Gletscherspuren in Menge und in einem genügend erhaltenen Zustande, um sie ohne Zweifel als solche zu erkennen. Auf den Thalseiten der Zuflüsse des Snowy River, welcher die östlichen Gehänge des Kosciusco-plateaus entwässert, fand er eine Menge sogenannter roches moutonnées in Höhen von über 5800 Fuß und hoch oben über den Thalsohlen. Auch in einigen Theilen des Tafellandes wurden derartige Gebilde gefunden. Besonders gut erhalten waren sie im Wilkinson-Thal, dessen oberer Theil zwischen Mount Townsend und Mueller Peak gelegen ist. Der Boden des oberen Theiles dieses Thales ist eine breite und flache Ebene, etwa 6260 Fuß über der See. Die umgebenden Hügelränder sind bis auf etwa 800 Fuß über dem Thalboden durch Gletscherthätigkeit abgetragen, wobei die obere Grenze dieser Eisthätigkeit so deutlich angezeigt ist, wie in vielen Thälern der Europäischen Alpen, und dadurch auch die Dicke dieses prähistorischen Eisstromes klar angegeben wird. Auf den südlichen Gehängen des Mount Bogong und ebenso auf den Vorsprüngen der nördlichen Gebirgsseite werden erratische Blöcke aus Basalt gefunden, welche nur durch Eisthätigkeit hierher geschafft worden sein können. In dem Thale des Mountain Creek, nördlich des Mount Bogong, findet sich auch eine große und gut erhaltene Endmoräne in einer Höhe von 2800 Fuß, und einige Spuren anderer Moränen noch weiter thalabwärts. Diese große Moräne ist sorgfältig durch v. Lendenfeld und Stirling untersucht worden, wobei sich ergab, daß sie aus Felstrümmern verschiedener

[1]) Vergl. Lepsius: „Die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge." S. 47.

Art in wirrem Durcheinander zusammengesetzt ist. Sie erstreckt sich von einer Thalseite zur anderen und wird nahe der Mitte durch den Mountain Creek durchbrochen.

Diese beiden Forschungsreisen in die Australischen Alpen zeigen daher deutlich, daß dereinst diese Gebirge vergletschert waren und die Entdeckung der erwähnten Moräne in Verbindung mit Stirling's Untersuchungen im Livingstone-Thale beweisen, daß die Eisströme der Gletscherperiode Australiens zu sehr niedrigen Höhen herabgereicht haben müssen. Bis 2000 Fuß sind in verschiedenen Theilen der Alpen Gletscherspuren gefunden worden, ebenso in den hohen Gebirgen bei Adelaide. Von C. Wilkinson und anderen hervorragenden australischen Geologen wird daher behauptet, daß eine niederschlagsreiche Periode in der Miocän-Epoche bestand, und es ist außer Zweifel, daß eine gleiche Periode in der Gegenwart gleichzeitig eine neue Vergletscherung bedingen würde.

Ob endlich die Vergletscherung Australiens und die Neu-Seelands zu gleicher Zeit stattgefunden hat, ist schwer zu entscheiden, denn die bessere Erhaltung der Ritzen in Neu-Seeland ist nur dem dort vorkommenden härteren Gestein zuzuschreiben, welches den klimatischen Einflüssen besser widersteht als der schnell verwitternde Granit der Australischen Alpen. Ob endlich die Vergletscherung Australiens mit der Europas gleichzeitig war, muß späteren Forschungen zur Entscheidung überlassen werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Staatsanzeiger für das Königreich Württemberg" berichtet: In den letzten Tagen (des September) war auf Einladung Württembergs eine Kommission der Uferstaaten des Bodensees in Friedrichshafen versammelt. In Folge einer Anregung des Bodensee-Vereins (in erster Linie des Grafen Eberhard von Zeppelin in Konstanz) sollte eine gemeinsame Arbeit der Uferstaaten zur Erforschung des Sees in Beziehung auf seine Bodengestaltung, die physikalischen und chemischen Eigenschaften seines Wassers und die Tiefenfauna eingeleitet werden. Seit 1826 war in dieser Richtung nichts mehr geschehen. Damals hatte der Kommissar der Landesvermessung, v. Gasser, eine Reihe von Bodensee-Profilen im Auftrage der württembergischen Regierung gemessen. Alles was die Litteratur des Bodensees über Tiefe und Gestalt des Beckens giebt, beruht auf diesen Messungen, so insbesondere die Angabe der größten Tiefe von 276 m zwischen Friedrichshafen und Romanshorn. Auch die neueste Beschreibung von Württemberg war lediglich auf Gasser's Messungen angewiesen. Dieser allzu dürftigen Kenntniß des größten deutschen Sees soll nun abgeholfen werden. Die Kommission fand schon einen tüchtigen Anfang vor in den Arbeiten des eidgenössischen topographischen Bureaus, welches für Zwecke der Siegfried'schen Karte der Schweiz (im Maßstabe 1 : 25000) längs des ganzen Schweizer Ufers und noch weit in den See hinein in den letzten Jahren eine große Zahl von Lothungen hat ausführen lassen (etwa 25 auf den Quadratkilometer). Bei diesem Stande der Sache einigten sich die Delegirten rasch zu dem Antrage an ihre Regierungen, es möge jenes Bureau gebeten werden, die Lothungen am Schweizer Ufer auf den ganzen See auszudehnen und eine Originaltiefenkarte herzustellen. Außerdem einigte man sich dahin, daß auf gemeinschaftliche Kosten Untersuchungen über Temperatur, Lichtdurchlassung, Tiefenfauna ꝛc. angestellt werden, in der Art, wie Prof. Forel (an der Akademie Lausanne) im Genfer See in mustergültiger Weise dies gethan hat. Wir dürfen somit hoffen, daß nach Verlauf weniger Jahre eine Karte und eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten vorliegen werden, welche unsere Kenntniß vom See in ganz anderer Weise als bisher erscheinen lassen wird.

— Eine sorgfältige Berichtigung hat kürzlich die hydrographische Karte des Genfer Sees durch Hornlimann erhalten, welcher Tiefenmessungen mittels der Stahldrahtmethode vorgenommen hat. Es ist hiernach ersichtlich, daß zwischen Lutry, Ouchy, Evian und La Tour-ronde der Seeboden absolut horizontal ist. Auf Entfernungen von 2 km und mehr betrugen die Differenzen bezüglich der Tiefe 10 bis 15 cm, eine Größe, welche sich zwischen den Grenzen der Beobachtungsfehler bewegt. Die tiefste Stelle wurde auf der Linie angetroffen, welche die Mündung des Flon unterhalb Lausanne mit der Kirche von Evian verbindet. Dieselbe betrug 310 m (etwa 1034 engl. Fuß), und liegt die Stelle gegen 7 km von der Schweizer und 5 km von der Savoyer Seite entfernt. Der Seeboden liegt hier 219 engl. Fuß über dem Weltmeere.

— Vice-Admiral Thomasset reichte kürzlich bei der französischen Regierung ein Gesuch ein um Concessionirung einer Gesellschaft, welche aus Paris eine Hafenstadt zu machen beabsichtigt, so daß große Schiffe direkt bis Paris kommen könnten. Der Kanal, welcher dem Laufe der Seine folgt, würde doppelt so breit sein als der Suez-Kanal. Der Hafen würde zwischen St. Denis und Poissy liegen. Die Kosten der Arbeiten betragen 110 Millionen Francs. Die Gesellschaft nimmt die Unterstützung des Staates nicht in Anspruch, sondern nur eine Concessionsdauer von 99 Jahren und das Recht der Einhebung gewisser Durchfahrttaxen für die Zeit der Concession. (Allgem. Zeitung vom 9. Okt.)

— Alexander de Rothe, ein Ingenieur, welcher unter Lesseps beim Bau des Panama-Kanals thätig gewesen ist, hat den Regierungen von Dänemark und Schweden das Projekt eines unterseeischen Eisenbahntunnels unter dem Sunde zwischen Malmö und Kopenhagen vorgelegt. Der Tunnel soll eine Gesammtlänge von 12 km haben, von denen drei zwischen Amager und die kleine Insel Saltholm und neun zwischen Saltholm und Schweden zu liegen kommen. Das zu durchbrechende Gestein ähnelt sehr dem in dem Kanale zwischen England und Frankreich und soll der Ausführung des Unternehmens keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Die Baukosten sind auf 30000000 Francs berechnet worden. Die schwedische Regierung nimmt ein großes Interesse an diesem Plane, während Dänemark gegenwärtig sich noch ablehnend verhält. Jedoch hegt Herr de Rothe Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen. Der Tunnel würde von der größten Wichtigkeit für die zukünftige Handelsverbindung zwischen Schweden und Norwegen sowie weiterhin von Rußland mit dem ganzen Kontinente sein, da beladene Eisenbahnwagen alsdann vom Norden Norwegens, Schwedens oder Finnlands herab bis zu dem Südende Italiens gefahren werden könnten.

(Chamber of Commerce Journal, Sept. 1886.)

Asien.

— Der russische Ingenieur Myschenkow hat 230 Werst von Schir-Abad und 30 Werst vom Amu-Darja entfernt eine Fundstätte von Naphta in ebener und günstiger Gegend entdeckt.

— Die sibirische Universität in Tomsk, deren Eröffnung auf einen unbestimmten Zeitraum verschoben wird, verfügt gegenwärtig über ein Stipendienkapital von 80000 Rubel, von deren Zinsen 15 Stipendiaten erhalten werden können.

— A. Sibirjakow hat einen neuen Dampfer erworben, welcher im nächsten Frühjahre den Jenissei und Angara befahren wird.

— Der Obj-Jenissej-Kanal wird nicht vor Frühjahr 1887 beendet sein; das Tundragebiet der letzten 3 Werst bietet außerordentliche Schwierigkeiten.

— Die russische Presse schreibt der Aufhebung des Freihafens von Batum den Umstand zu, daß auf dem großen Jahrmarkt von Nishnij-Nowgorod im Verhältniß zum vorigen Jahre doppelt so große Einkäufe für Transkaukasien gemacht worden sind.

Afrika.

— Im „Boletim Official do Governo Geral da Provincia de Moçambique“ (24. Juli 1886) finden sich Einzelheiten einer portugiesischen militärischen Expedition, welche zur Bestrafung eines Angriffes der Eingeborenen ausgerüstet wurde, den dieselben gegen den Kapitän Paiva Andrada ausgeführt hatten, und wobei der einzige weiße Begleiter desselben seinen Tod fand. Indem wir von den politischen Resultaten der Expedition absehen, erfahren wir aus dem Berichte, daß das durchwanderte Land, welches sich bis an die östliche Grenze des Betschuanalandes erstreckt, als ungesund anzusehen ist, wobei man jedoch berücksichtigen muß, daß das Tiefland unmittelbar nach der Regenzeit durchzogen wurde. In diesem Gebiete giebt es aber trotzdem einige Erhebungen, welche gesunde Oertlichkeiten für Ansiedlung darbieten. Es ist jenes niedrige ebene Land, welches an die Berge angrenzt, auf denen der Pungwe, Bozi, Sabi und deren Nebenflüsse ihre Quellen haben. In allen diesen Tieflandflüssen wird alluviales Gold gefunden, und Major Moura sagt in seinem Berichte, daß dies den einzigen Handelsartikel mit den Eingeborenen bilde. Das Gold dieser Tieflandflüsse wird von dem höheren Lande durch Auswaschen der goldführenden Adern herabgeführt worden sein. Ueberreste alter Minen werden dort gefunden, so daß kein Zweifel ist, daß ehemals das Gold auch bergmännisch, nicht nur durch Waschen, gewonnen wurde. Gegenwärtig besitzen die Eingeborenen jedoch keine Kenntniß der früheren Verhältnisse und wenden die letztere Methode an. Viele Jahre der Unbeständigkeit und feindlicher Einfälle scheinen die Eingeborenen schrecklich demoralisirt zu haben, so daß es wünschenswerth ist, hier bald durch eine geordnete Regierung Verbesserungen zu schaffen.

— Vom Congo kommen bittere Klagen über Scherereien, welche dem Handel aus den von der Regierung neuerdings eingeführten Ausfuhrzöllen erwachsen. Es sind weniger die Zölle selbst, als die Art und Weise der Erhebung und das Personal, über welches geklagt wird. Auch mit der Sicherheit soll es durchaus nicht gut bestellt sein; früher war man auf Selbsthilfe angewiesen und fand es deshalb ziemlich leicht, sich den nöthigen Respekt zu verschaffen, auch ohne Gewalt; jetzt will die Regierung die Ordnung aufrecht erhalten, hat aber keine Mittel dazu. Die Behauptung des „Mouvement Géographique“, daß die Regierung fünf Dampfer auf dem oberen Congo habe, hat sehr erheiternd gewirkt, da man weiß, daß der „En avant“ allein noch übrig und in sehr betrübendem Zustande ist.

Australien.

— Der „Weiße-Insel-Vulkan“ in der Plenty-Bai an der Nordküste Neuseelands befindet sich gegenwärtig in Thätigkeit und stößt eine mächtige Feuer- und Rauch-Säule aus, die gegen 100 Fuß Höhe erreicht (vergl. oben S. 304).

— Ende Juni ist eine von 10200 selbständigen Kolonisten des nördlichen Queensland unterzeichnete Petition an die Königin von England abgegangen, mit der Bitte, daß der Norden von Queensland von Cape Palmerston in 21° 30′ südl. Br. und 149° 30′ östl. von Gr. ab zu einer besonderen Kolonie erhoben werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach einem Telegramme aus Melbourne hat am 5. Oktober ein vulkanischer Ausbruch auf der zur Tonga-Gruppe gehörenden Insel Niapu stattgefunden. Zwei Drittel der Insel sind vollständig mit vulkanischer Asche überdeckt.

Nordamerika.

— Für den amerikanischen Forst-Kongreß ist eine Uebersicht verfaßt worden, welche die Ausdehnung des Waldlandes in den Vereinigten Staaten sowie die Anzahl Acre an Wald zeigt, welche jährlich vernichtet wird. Danach hat es den Anschein, als ob Amerika keineswegs so stark bewaldet ist, wie man gewöhnlich annimmt, und wenn man den Waldreichthum procentisch vertheilt, so kann es sich mit vielen europäischen Ländern nicht vergleichen. Das Gesammtareal der Vereinigten Staaten beträgt 1 856 077 400 Acre und hiervon sind nur 440 990 000 Acre oder etwa 23 Proc. bewaldet, wobei ein beträchtlicher Theil des Holzes in gebirgigem Gebiete und außer allem leichten Erreichen liegt. 297 650 000 Acre bilden Ackerland und nicht weniger als 1 115 430 400 Acre sind unbenutztes und wüstes Land, alte Felder ꝛc., unbebaut und frei von Wald. Wenn man den Holzverbrauch berechnet, so erfordert er nicht weniger als 15 000 000 Acre oder ein Areal gleich dem von Vermont, New Hampshire, Connecticut und Rhode Island, um den Bedarf an Eisenbahnschwellen zu decken. Der amerikanische Holzverbrauch zur Feuerung entblößt in jedem Jahre 30 000 000 Acre von Wald. Der Verlust durch Waldbrände betrug im Jahre 1880 genau 10 274 089 Acre und im Mittel jährlich rund 10 000 000 Acre. An Bauholz werden jährlich etwa 28 000 000 000 Raum-Fuß geschlagen, wodurch etwa ein Areal Wald größer als das des Staates New Hampshire bloß gelegt wird. Im Ganzen sind die Wälder der Vereinigten Staaten in einer Abnahme begriffen, die jährlich etwa 50 750 000 Acre beträgt, was etwa einem Raume gleich kommt von der Größe der Neu-England-Staaten zusammen mit New Jersey und Maryland.

— Die Nachrichten aus Amerika über Erdstöße dauern fort. So wurden in Summerville am 28. September verschiedene Stöße wahrgenommen, und in Mexiko wurde in der Nähe von Chimalapa ein hoher Berg durch unterirdische Kräfte in zwei zerspalten. Endlich ist der Vulkan Colima in Jahresfrist zum dritten Male thätig. Auch auf den Shetlands sind nach Berichten aus Lerwick in der Nacht zum 5. Oktober Erdstöße beobachtet worden.

Inhalt: Kanab und das Kaibab-Plateau in Arizona. II. (Schluß.) (Mit drei Abbildungen.) — Fr. Hubad: Slavische Gebräuche beim Hausbau. II. (Schluß.) — B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan. I. — Der Thee und das Theetrinken in Sibirien. — Kürzere Mittheilungen: Ueber die Europäer auf der portugiesischen Westküste Afrikas. — Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge. II. Von Dr. C. Mehlis. — Die Gletscher Australiens. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 23. Oktober 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

V. [1])

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Die Lebensmittel in dem kleinen Orte der Landschaft Konde waren bald aufgezehrt, weshalb sich Giraud gezwungen sah, schon am 7. April aufzubrechen; am folgenden Tage stieß man auf Eingeborene in größerer Zahl, deren einer eine Kuh weither herbeitrieb, die er gegen ein Doppelgewehr vertauschen wollte. Dieser Vorfall erweckte bei Giraud den Gedanken, allmählich eine kleine Heerde anzuschaffen und dieselbe auf der weiteren Reise mitzuführen.

Am 9. April kam man an zahlreichen Dörfern vorbei, die zierlich auf dem Abhange der Berge, von Bananengruppen beschattet, lagen. Früchte trugen diese Pflanzen leider noch nicht, wohl aber sammelten sich Legionen von Moskiten, die Plage des Landes Konde, unter ihnen.

Die Dörfer, die hübschesten, welche Giraud seit seiner Abreise von der Küste gesehen, verdienen wohl eine nähere Beschreibung. Die Häuser stehen in Gruppen von sieben bis acht, jedoch durch große Zwischenräume von einander getrennt, zusammen. Zwischen ihnen ist der festgestampfte Boden trotz der Regenzeit in gutem Zustande. Die Hütten sind klein, etwa 3 m hoch und nur 2 m im Durchmesser; die Wand, in Form eines umgedrehten, abgestumpften Kegels, ist aus zwei Reihen Bambu gemacht, deren Zwischenräume mit faustgroßen Stücken von gebranntem Thon ausgefüllt sind; das konische Dach besteht aus regelmäßig angebrachter Matete, über welche eine Lage von in der Sonne getrocknetem Thon gedeckt ist, auf welcher wiederum eine dichte, starke Schicht Stroh liegt. Innen sind Wand und Schwelle so sorgfältig mit Thon verklebt, daß man denselben für Putz halten sollte. Das ganze Gebäude steht auf einer Erhöhung von harter Erde, die sich zum Schutze gegen Ueberschwemmung ca. 20 cm über den Boden erhebt.

Hier hörte man endlich einmal vom Njassa-See sprechen, der von den Mitgliedern der Karawane schon mehr oder weniger als etwas Sagenhaftes betrachtet zu werden anfing. Der weitere Marsch auf den schlüpfrigen Abhängen war trostlos; man folgte einem starken Gießbache, der sich plötzlich in einer gähnenden Oeffnung des Felsens verlor und den man an der anderen Seite als 50 Fuß hohen Wasserfall herabstürzen sah. Endlich gegen 10 Uhr erblickte man eine weiße Linie in dem fernen Nebel, es war der so sehr ersehnte Njassa. Doch es waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe man dieses nächste Ziel erreichen sollte. Gegen Mittag kam man an einem neuen Gießbache an, der zwischen so steilen Ufern dahintobte, daß man keinen Lagerplatz finden konnte und trotz des strömenden Regens den Uebergang bewerkstelligen mußte; erst mit dem Einbruche der Nacht hatte der letzte Träger dies Hinderniß überschritten und konnte man sich der wohlverdienten Ruhe überlassen. Da man das Bedürfniß nach Ruhe hatte und die Eingeborenen viel von einem gewissen Makula, dessen Dorf am nördlichen Ende des Sees liegen sollte, sprachen, entschloß sich Giraud, sich dorthin zu wenden. Am folgen-

[1]) Fortsetzung von Seite 55 dieses Bandes.

den Tage stieß man auf neue, noch schönere und größere Dörfer, die gut bevölkert waren; sie erinnerten an die halbcivilisirte Küste. Eine Menge Eingeborener hatte sich der Karawane angeschlossen, so daß die Länge des Zuges wohl 2 km betrug, und immerwährend kamen neue Leute an, welche einen furchtbaren Lärm machten. Ein großer Häuptling, Muakepesi, kam Giraud entgegen, ein junger, stattlicher Mann mit langer und gerader Nase, kleinem, wohlgeformtem Munde mit dünnen Lippen, aber mit in Folge des Hanfgenusses mattem Auge. Sein Kopf war lang und schmal, seine Haut roth, und die Locke auf seinem Haupte erinnerte an einen Indianer Nordamerikas. Seine scheinbare Gleichgültigkeit bildete einen starken Gegensatz gegen die lebhaften Gebärden seiner Umgebung; leicht unterstützt von den Armen zweier seiner ebenfalls nackten Gefährten betrachtete er Giraud mit listigen Augen.

Diese Wakonde sind ein schöner Menschenschlag. Ein kleines Geflecht von Kupferdraht umgiebt die Lenden, daran befestigt ist ein etwa zwei Finger breiter Zeugstreifen, der ganze Körper und die hervorspringenden Theile des Gesichtes sind mit rother Farbe bemalt; Knöchel und Handgelenke umgeben ebenfalls zwei bis drei Ringe von Kupferdraht.

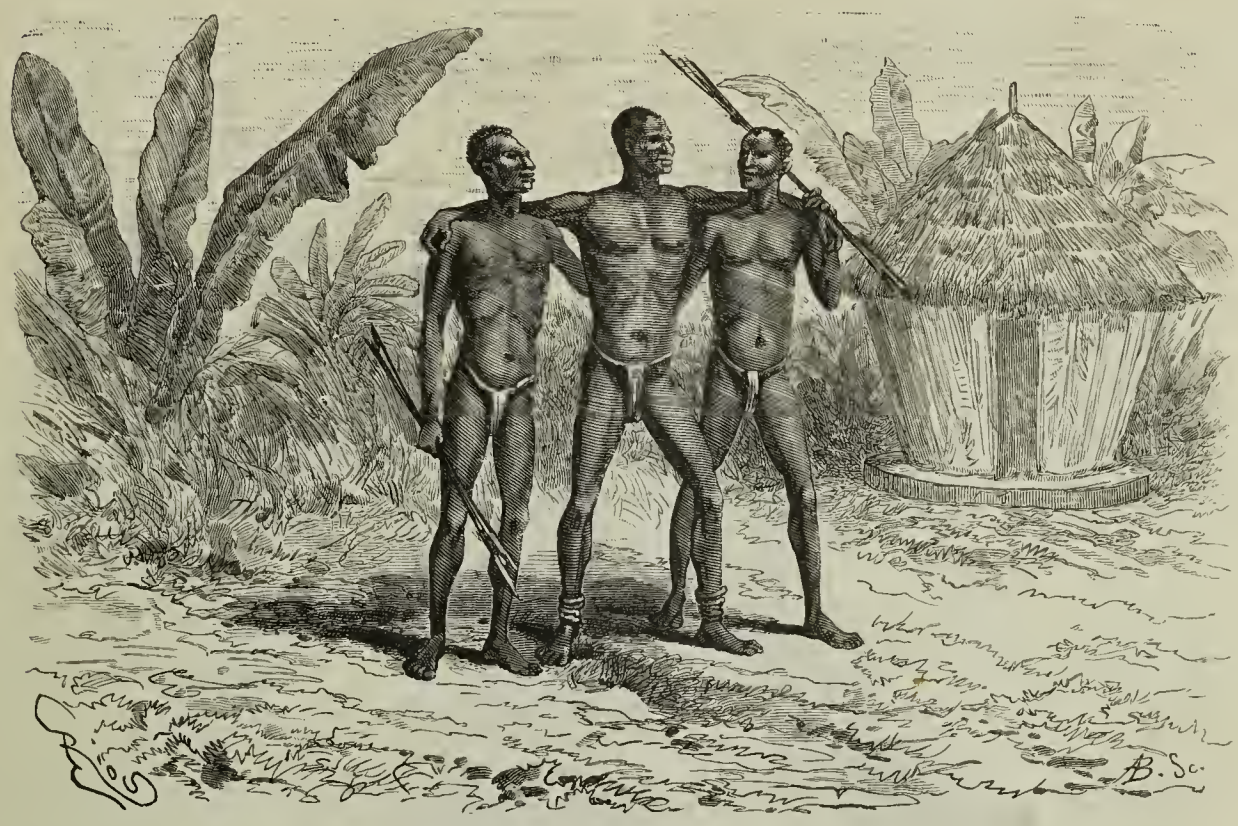
Von dem Dorfe Muakepesi's sah man am nächsten Morgen, als man die dichten und dunkeln Bananenpflanzungen durchschritten hatte, welche den Ort etwa 1 km weit rings umgeben, den Njassa. Die Sträucher stehen zu fünf oder sechs zusammen und zwischen ihnen wird ein Zwischenraum von 4 bis 5 m gelassen, um den Pflanzen freies

Ein Dorf in Konde.

Wachsthum zu gewähren. Der geebnete Boden wird jeden Morgen sorgfältig gereinigt. Die kleinen Hütten, welche unter diesem mächtigen Pflanzenwuchse fast verschwinden, zeichnen sich durch untadelhafte Sauberkeit aus; um dieselben wachsen magere Ficus, deren Bast den Grundstoff für die Zeuge der Eingeborenen liefert. Das wenig zahlreiche Vieh wird in besonderen, ziemlich niedrigen Schuppen untergebracht.

Der Njassa-See war noch etwa 15 Meilen in südlicher Richtung entfernt und leuchtete wie ein Spiegel von Stahl. Der Höhenunterschied zwischen ihm und dem Reisenden, welcher etwa 300 m betrug, vertheilte sich treppenförmig auf einer sanft geneigten, mit Wiesen und Gebüsch bedeckten Fläche, der eigentlichen Landschaft Konde. Links hob sich der verschwimmende Kamm des Livingstone-Gebirges von den Regenwolken des grauen Himmels ab; gegenüber lagen die Berge von Missuku, am westlichen Ufer des Sees, welcher wie ein ungeheurer Strom sich in nebliger Ferne zu verlieren schien. Diese letztere Kette versperrte die Straße nach Westen, und die Träger, an die bequemere Straße nach Tabora gewöhnt, fingen bei ihrem Anblicke von Neuem an zu jammern. Fünfzig Führer wohl boten sich an, um den Weg zum Makula zu zeigen; nur noch vier fuhrtbare Flüsse seien zu passiren, sagten sie. Schon zwei Stunden jedoch nach dem am 12. April erfolgten Aufbruche von Muakepesi stand man vor einem zwar nicht sehr tiefen, aber 30 m breiten Gewässer. Das Bett mit seinen vielen Geröllsteinen war nur ein Chaos von Strom-

schnellen und kleinen Wasserfällen. Die Leute legten ihre Lasten ab und setzten sich nieder, indem sie ruhig abwarteten, welche Maßregeln für den Uebergang getroffen werden würden. Es bestand keine Möglichkeit, das Boot, welches



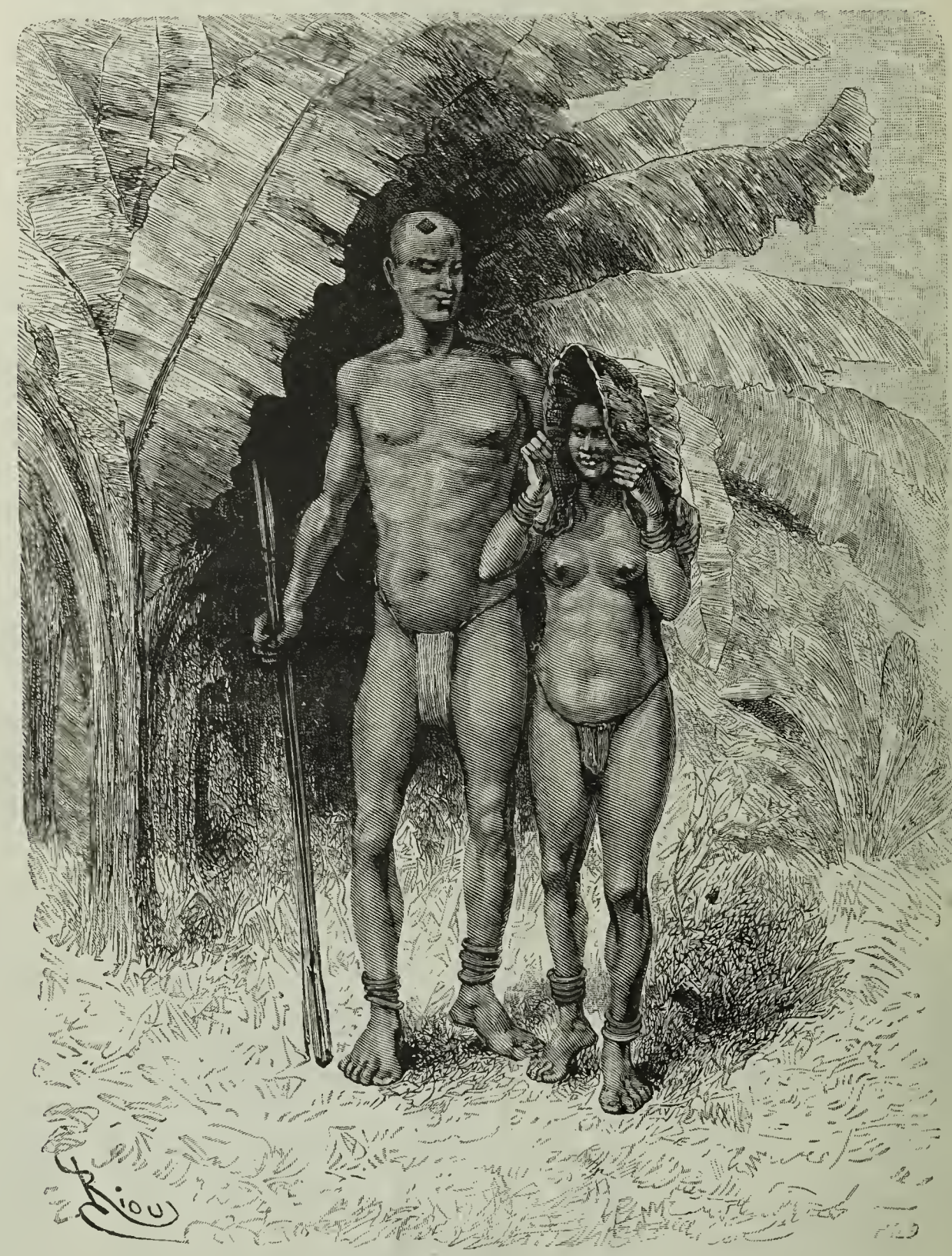
Ankunft des Häuptlings Muakepesi.

Begrüßung mit Makula.

Giraud mit sich führte, zu gebrauchen; er beabsichtigte daher, ein paar am Bache stehende Bäume nieder zu hauen und als Brücke benutzen zu lassen. „Fünfzig Mann, um die Aeste zu entfernen, alle Anführer, um die Bäume zu fällen",

lautete der Befehl. Die Führer gingen frisch an die Arbeit, bald erzitterte der große Stamm; einen Augenblick noch blieben seine oberen Aeste in den nächsten Bäumen verwickelt, dann fiel er mit Getöse in den Strom und sein Wipfelende legte sich vor einen im Flusse befindlichen Felsen; leider reichte er aber nur bis zur Mitte des Stromes und es blieb nichts Anderes übrig, als auf dem anderen Ufer einen zweiten Baum zu fällen und so eine Verbindung herzustellen; die Schwierigkeit bestand nur darin, dorthin zu gelangen.

Einige Versuche, den wirbelnden Strom zu passiren, waren resultatlos geblieben und hatten den kühnen Leuten, welche sie machten, nur Beulen und Wunden eingetragen, ein dritter Versuch endlich glückte. Die Brücke war hinlänglich stark, um sie nöthigenfalls im Trabe zu passiren. Die glückliche Vollendung der Arbeit hatte den Leuten so viel

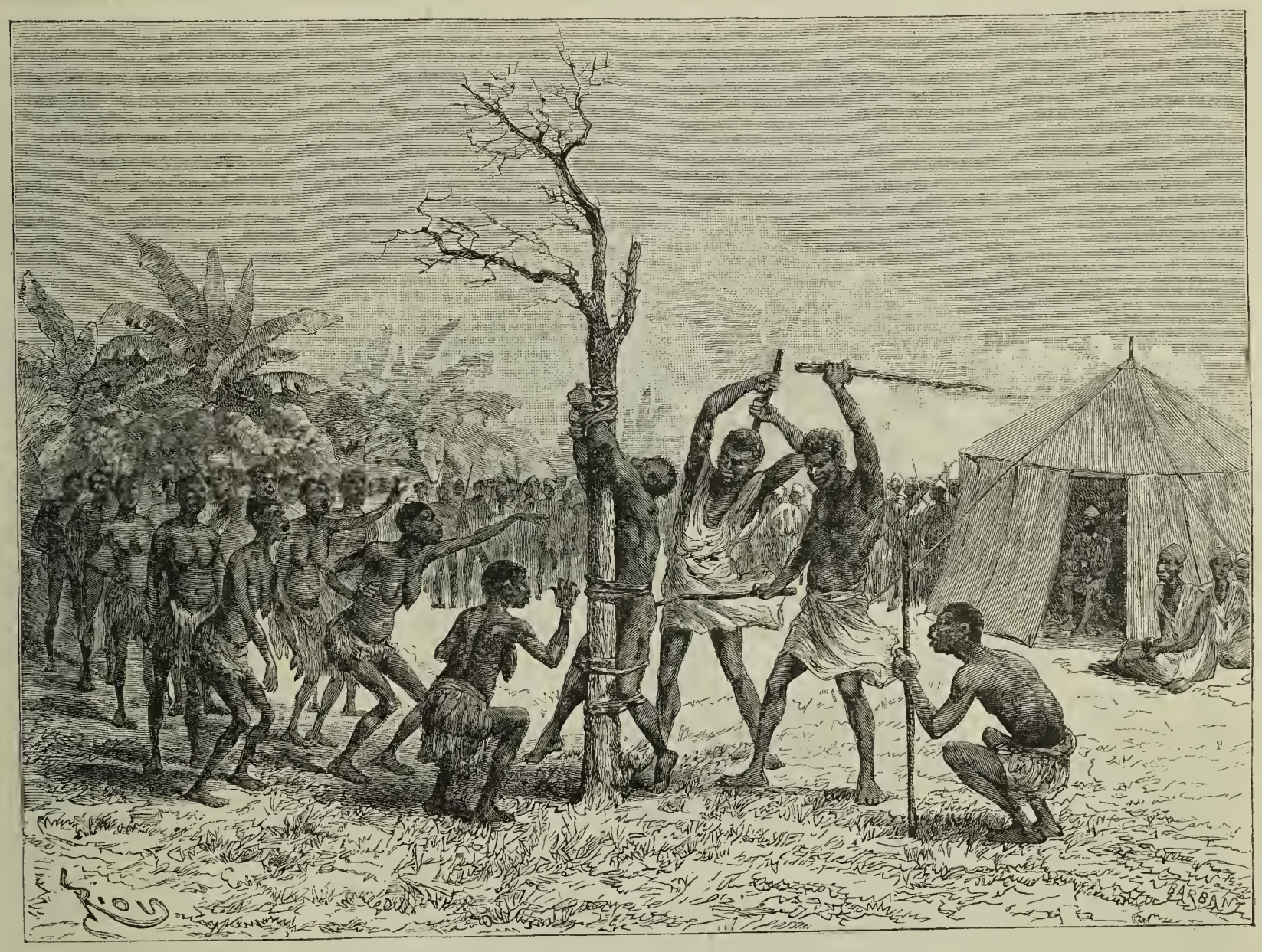


Mädchen und Mann aus Konde.

Vergnügen verursacht, daß sie anfingen, das Kunstwerk mit Geländern auszuschmücken; als aber alle hinüber gegangen waren, betrachteten sie ihre Arbeit noch einmal, um sie dann zu zerstören, damit die Eingeborenen nicht Nutzen davon ziehen könnten. Am 13. April zog man durch ausgedehnte Waldungen, Alle waren erschöpft durch die unaufhörlichen Regengüsse und die im Schlamme zugebrachten Nächte. Fünf an Dysenterie erkrankte Leute mußten getragen werden, zehn andere schleppten sich mit Mühe nach, Giraud selbst wurde einige Male ohnmächtig. Am 14. April war es wieder nöthig, eine Brücke zu schlagen, und nachdem noch eine Meile im strömenden Regen zurückgelegt war, erreichte man ein großes Dorf, wo man am 15. April auszuruhen gezwungen war. Am 16. April wurde die Reise fortgesetzt; drei weitere Flüsse waren zu passiren, die, je mehr man sich dem Njassa näherte, desto breiter wurden; unter ihnen befand sich einer, dessen Breite 60 m betrug. Jetzt in der Ebene hatte man glücklicher Weise mit ruhigem Wasser zu

thun; die Leute passirten es trotz der vielen Krokodile schwimmend, während die Waaren in dem Boote übergesetzt wurden. Zahlreiche Dörfer bedeckten die Ufer; die Eingeborenen waren gutmüthig, aber verlogen, wenigstens insofern, als ihrer Aussage nach das ersehnte Makula am Ufer eines jeden folgenden Flusses liegen sollte und stets wieder in die Ferne rückte.

Die Zahl der Kranken nahm immer mehr zu, so daß die ganze Karawane dem Untergange oder der Auflösung nahe schien; mit Mühe schleppten sich die Leute in Gruppen von 8 bis 10 Personen, über einige Kilometer Längenausdehnung zerstreut, noch fort. Keine andere Nahrung als rohes Mehl war ihnen geblieben. Endlich am 17. April befand sich die Expedition noch 4 km von Makula; ein kurzer Halt mußte gemacht werden, um sich auf einen feierlichen Einzug vorzubereiten. Zwanzig Krieger waren von dem Häuptling der Expedition entgegen geschickt worden, um ihr einen großen Napf geronnener Milch anzubieten, eine eigenthümliche Erscheinung in Afrika, wo alle Welt Geschenke zu erhalten wünscht, wo es jedoch zu den Seltenheiten gehört, wenn solche angeboten werden. Der Pfad führte längs des rechten Ufers des zuletzt überschrittenen Flusses, theils über ausgedehnte sumpfige Weiden, theils durch lange Bananen-Alleen an Wohnhäusern vorbei, deren Bewohner sich schreiend zusammenschaarten und die Zahl der Neugierigen vermehrten. Die Dörfer dehnten sich, dem



Bestrafung eines Diebes.

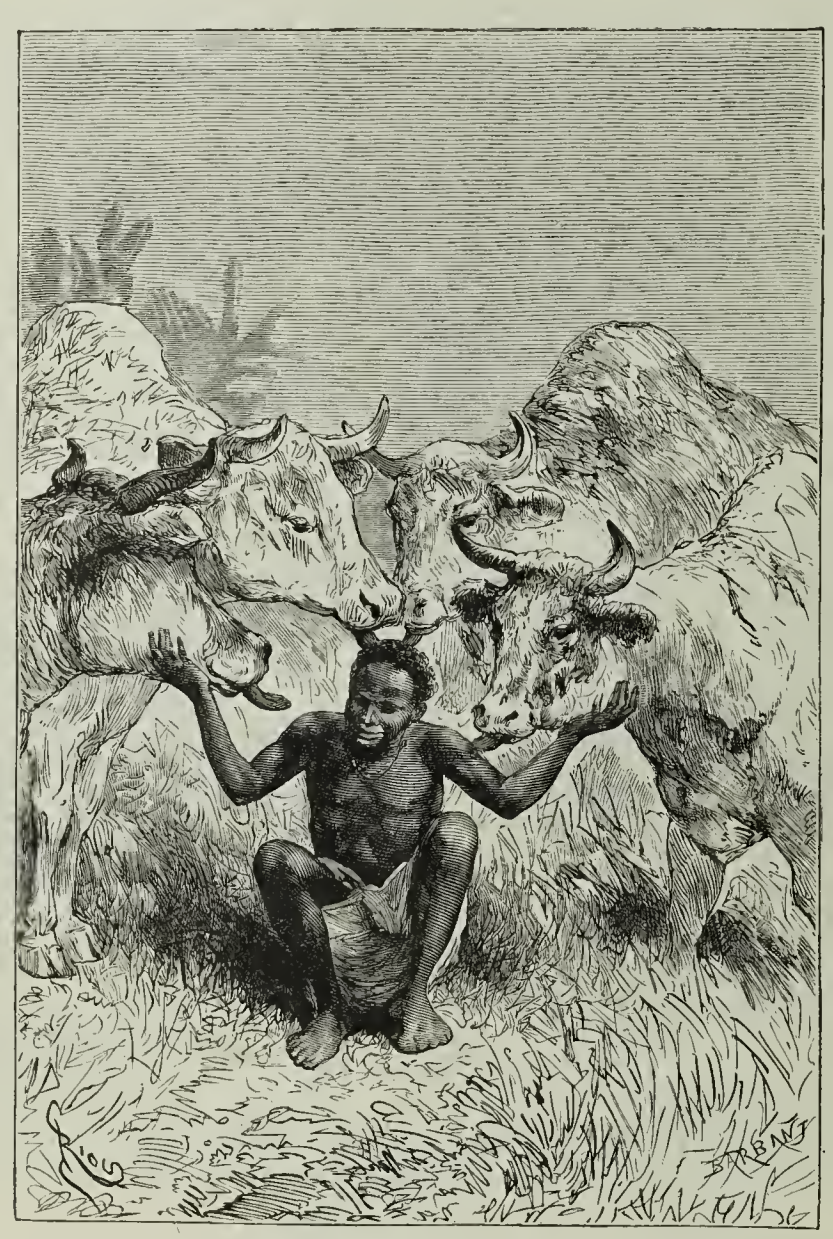
Flußlaufe folgend, in die Länge aus; das letzte Dorf war wohl 3 km lang, wiewohl die Bevölkerung kaum 1500 Seelen betrug.

Endlich erreichte der Zug einen großen, freien Platz, wo Makula die Reisenden erwartete. Sobald der Häuptling Giraud von weitem erblickte, kam er mit feierlichem und würdigem Schritte auf ihn zu, nahm seine Hand, schüttelte sie, wie wenn er ihm den Arm ausrenken wollte — er hatte, wie er sagte, diese Art der Begrüßung von einem Engländer gelernt — und versprach jede Hilfe zu leisten, die in seiner Macht liege. Makula besitzt eine stattliche Länge von etwa 1,90 m; er erschien ganz nackt und ganz roth gefärbt. Auf kräftigen Schultern ruhte ein Stiernacken, ein breites, lächelndes, selbst unter Umständen sympathisches Gesicht. — Sein Dorf liegt nördlich vom Njassa-See; man merkte beinahe dessen Existenz nicht, so schwer ist es, sich in diesem verlorenen Winkel eine Uebersicht über die Umgebung zu verschaffen. Noch 3 km Weges, der mit tiefem Schlamme bedeckt war, trennte die Expedition von der Residenz des Häuptlings. Die kleine Ebene von Konde hat eine prächtige Lage; ganz verloren in diesen Bergmassen steigt sie allmählich vom See an bis zu dem Gebirgsknoten, in welchem sich die Livingstone-Kette und die Missuku-Berge vereinigen. Ausgedehnte Weideflächen, mit 2 m hohen Pflanzen bedeckt, nehmen abwechselnd mit Hochwald die Flächen ein. Die Bananen, welche in großer Menge an den Flußufern wachsen, genügen, mit dem Ertrage der Kuhheerden die ganze Bevölkerung zu ernähren. Man findet kaum einige Kulturen; etwas Mais, ein paar Erdnüsse, Bataten, kurz etwas von Allem.

Die Wakonde sind das glücklichste Völkchen, das man sich denken kann; eine typische Erscheinung im guten Sinne war Makula. Ein freundlicher Mensch, der gern lachte; kaum im Stande, einen Gegenstand zehn Minuten lang ernsthaft zu nehmen, schien er ruhiger und weniger streitsüchtig als die meisten seiner Leute zu sein. Er müßte kein Afrikaner gewesen sein, wäre er nicht auch etwas diebisch und lügnerisch gewesen.

Sechs Monate früher wohnte er noch am Seeufer, die Ueberschwemmung aber hatte ihn von dort vertrieben; leicht genug ist es ja in Afrika, sich an anderer Stelle niederzulassen, die Gründung einer Stadt erfordert hier kaum acht Tage. Das neue Dorf, welches rund um den Platz zerstreut lag, wo Giraud sein Lager aufgeschlagen hatte, besaß eine sehr große Ausdehnung; die immer sehr kleinen Hütten hatten verschiedene Formen, bald wie sie oben schon beschrieben wurde, bald viereckig und länglich, mit flachem Dache. Letztere erreichten 70 bis 80 m Länge, bei nur 1,50 m Höhe und sind hauptsächlich für das Vieh bestimmt; sie erinnerten an die Dörfer des Landes Uhehe.

Die Wohnung Makula's, in deren Nähe das Zelt Giraud's aufgeschlagen war, glich denen seiner Unterthanen; sein Harem war etwas weiter entfernt, an einem Ende des von der Expedition in Besitz genommenen, offenen Platzes. Der Häuptling schickte eine Milchkuh und einen Stier als Gastgeschenk, wurde aber gebeten, solche fürstliche Geschenke zu unterlassen, da man nicht im Stande sei, sie in würdiger Weise zu erwidern. Makula verließ am ersten Tage das Zelt Giraud's nicht und am Abend wurde letzterer sogar mit einem Besuche der Königin-Mutter beehrt, welche in Begleitung von 50 Frauen erschien, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es passend sei, ihr ebenfalls Geschenke zu geben, wie ihr Sohn erhalten habe. Im Gefolge befanden sich einige kaum aufgeblühte, dreizehn- oder vierzehnjährige Mädchen; in diesem Alter kann man noch von einem schönen Geschlechte sprechen; später — und die Königin selbst gab ein abschreckendes Beispiel davon — werden die Frauen sehr häßlich. Uebrigens ist ihr Loos, wiewohl in diesem Lande verhältnißmäßig günstig, immerhin ein schweres. Sie müssen, soweit es nöthig ist, den Acker bepflanzen, aus Ficus-Fasern Zeug weben, welches, obwohl es äußerlich der Packleinwand gleicht, doch sehr fein ist, müssen ferner Töpferarbeit verrichten und die Töpfe bemalen. Die Sorge für das Vieh liegt den Kindern ob, welche außerordentlich geschickt sind, ihre manchmal störrischen Untergebenen zu leiten und zu melken. Die Männer begnügen sich damit, vor den Hütten sitzend die Schäfte ihrer kleinen Lanzen zu poliren und ihre Pfeife zu rauchen, wobei sie nur von Zeit zu Zeit durch heftiges Husten unterbrochen werden; zur Abwechslung machen sie einmal in Abtheilungen von 50 bis 60 einen Dauerlauf, der sich 4 bis 5 km weit erstreckt. Die Reinlichkeit und die Sorgfalt, welche sie auf ihren Körper verwenden, ist wirklich überraschend. Ihr Kopfputz spottet wegen seiner großen Verschiedenheit jeglicher Beschreibung, jedoch hat das Rasirmesser eine hervorragende Stelle bei Anordnung desselben. Der eine hat nur ein kleines Büschel Haare auf dem Scheitel stehen lassen, der andere drei unregelmäßig vertheilte Locken, der eine rasirt den halben Kopf, der andere zwei Drittel desselben. Das hierzu gebrauchte Instrument ist ein ganz kleines, eisernes Dreieck, an dessen einer Seite sich ein 10 cm langer Griff befindet; der nächste beste Stein genügt, um es zu schärfen.



Der Kuhhirt der Expedition.

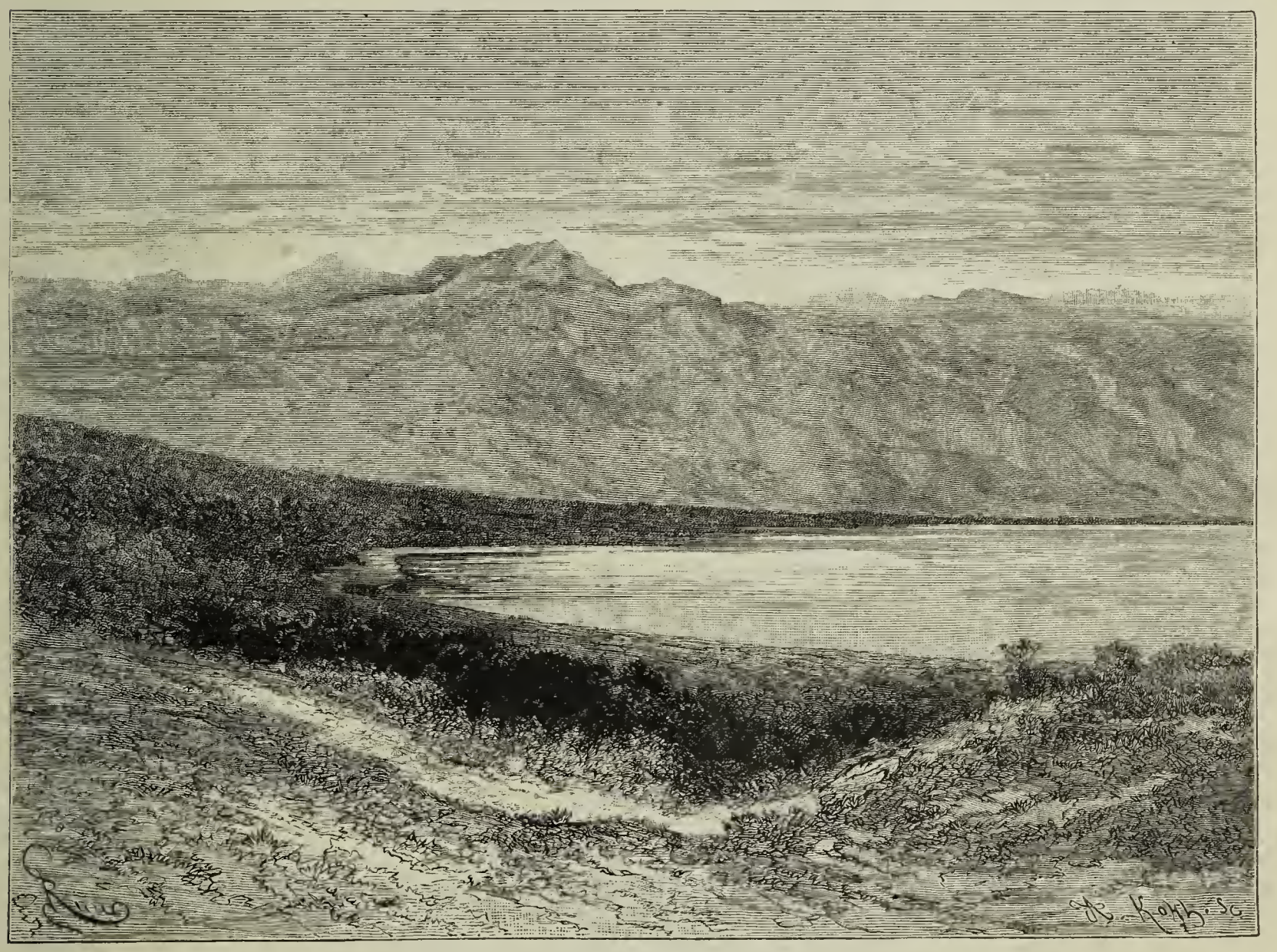
Am dritten Tage hörte der Regen auf, die Strahlen der Sonne brachen durch und unter ihrem wohlthuenden Einfluß erholten sich die Kranken bald. Alles wurde wieder hergerichtet und in Erwartung der Weiterreise, zu der Giraud selbst sich noch zu schwach fühlte, folgte er seinem getreuen Hassan auf die Büffeljagd. Auch in Afrika wird der Büffel von einem Vogel begleitet, der seine Nähe verräth; derselbe ist etwas kleiner als eine Lerche, gewöhnlich schwebt er schreiend über dem Büffel, von Zeit zu Zeit setzt er sich jedoch auf seinen Rücken, um, wie es scheint, dort Insekten zu suchen. Der Büffel ist übrigens das einzige Thier, welches man in Konde in der Nähe der Wohnungen findet; diejenigen Felder, welche nicht von tüchtigen Zäunen umgeben sind, haben sehr von diesen Thieren zu leiden; nicht nur genügen zwei oder drei derselben, um ein großes Feld abzuweiden, sondern mehr noch schaden sie dadurch, daß sie mit ihren plumpen Füßen Alles zertreten.

Am Abend war Ball im Lager. Alle Leute von Zanzibar lieben den Tanz sehr und, da sie so lange keine Gelegenheit gehabt hatten, sich diesem Vergnügen hinzugeben, überließen sie sich demselben jetzt bis zu Tagesanbruch. Makula stand in einer Ecke ganz allein und suchte sich die Pas der Fremden, die er bewunderungswürdig fand, einzustudiren. „Ehe ein Monat vergeht, soll mein Volk diesen Tanz auch können", sagte er voll Entzücken.

Schon seit seiner Ankunft hatte Giraud von der Gegenwart eines zweiten Weißen in der Gegend sprechen hören; immer-

während erzählten ihm die Eingeborenen von demselben und erst Makula sagte ihm die Wahrheit, nämlich, daß derselbe schon seit einem Jahre wieder abgereist sei. Bis dahin wußte man in jedem Dorfe etwas Näheres über ihn mitzutheilen; hier hatte er einen Elephanten, dort einen Büffel getödtet. Eines Tages erlaubten sich die Eingeborenen sogar den Scherz, einige der Ihrigen mit Stoffen von Mozambique als Angehörige einer Karawane zu kleiden, welche dann Giraud begrüßten und, als mit europäischen Sitten vertraut, ihm die Hand schüttelten. Sie wurden aber sofort erkannt, der Reisende zerriß einem derselben das Gewand, die rothe Farbe, mit der er sich bemalt hatte, wurde unter allgemeinem Gelächter sichtbar, Giraud aber, der sich ärgerte, schlug mit seinem Stocke tüchtig darauf los. Im Allgemeinen betrachtet man in Konde den Weißen als einen Dummkopf, der seine Zeit damit verliert, Elephanten und Büffel zu jagen und der wahrscheinlich zu Hause Hungers stirbt, da er in einem Lande, wie sie glauben, seine Nahrung suchen muß, wo er so häufig sein Leben verliert.

Eine andere Begegnung war ernsthafter. Zum ersten Male hatte man sich über einen Diebstahl zu beklagen; man wandte sich an Makula und bat um Abhilfe; doch derselbe erwiderte Giraud: „Strafe du mir selbst die Schuldigen; ich vermag nichts über mein Volk." Am 20. April wurde ein Dieb auf frischer That erwischt, entfloh aber wieder. Die Leute Giraud's verfolgten ihn; aber seine Landsleute standen ihm bei. So kam es zum Streite, in



Blick auf das nördliche Ende des Njassa-Sees.

welchem die Leute von Zanzibar von den Waffen Gebrauch machten und auf Seiten ihrer Gegner zwei Personen verwundet wurden. Vorläufig wurde der Friede geschlossen und der Dieb verurtheilt, 30 Hiebe am Pfahle zu erhalten; namentlich die Frauen stießen die heftigsten Verwünschungen gegen den Delinquenten aus und feuerten die Exekutoren immer von Neuem zu heftigerem Schlagen an, bis Giraud der widerlichen Scene ein Ende machte. Den ganzen Abend blieb das Dorf verlassen, gegen 4 Uhr Morgens erschienen fünf bewaffnete Häuptlinge aus den Nachbardörfern; sie berathschlagten vor der Hütte Makula's. Das Ergebniß, welches letzterer mittheilte, war, daß nach der Ansicht der Anderen Blut geflossen sei; wohl habe der Fremde das Recht gehabt, den Dieb zu tödten, müsse aber den Blutpreis zahlen. Makula selbst mahnte zum Aufbruch, der auch nothwendig wurde, da die Häuptlinge den Frauen verboten hatten, Lebensmittel an die Fremden zu liefern. Derselbe erfolgte am 21. April. Man schlug, zum Theil bis an die Knie im Wasser, den Weg nach NNW ein; erst am folgenden Tage kam man auf etwas besseren Boden und erreichte gegen Mittag das Dorf Uangua, am großen Flusse Ruisi, einen elenden Ort mit wenigen Hütten und kleiner Bevölkerung. Der von Makula mitgegebene Führer wußte schon hier den Weg nicht mehr zu finden. Der Versuch, den Uebergang über den ziemlich breiten und stark angeschwollenen Fluß auf einem Fahrzeuge der Eingeborenen zu bewerkstelligen, führte beinahe den Verlust eines der Begleiter herbei und man entschloß sich, es am 24. April mit

dem eigenen Boote zu wagen. Es war nicht ganz mühelos, das andere Ufer zu erreichen, die erste Fahrt kostete beinahe drei Stunden; Nachmittags fiel das Wasser und die Sache wurde leichter. Am Abend erreichte man ein wenigstens ebenso elendes Dorf, wie das, wo man am Tage vorher übernachtet hatte.

Seit fünf Tagen schon hatte ein Löwe die kleine Bevölkerung desselben in Schrecken gesetzt und noch in der letzten Nacht hatte er eine unglückliche Frau aus einer Hütte geraubt und sie im Dickicht verzehrt. Die verstümmelten Reste, der Kopf und ein Bein, erregten Entsetzen. Nach den Mühen des Tages noch zur Sicherung des Lagerplatzes einen Palissadenzaun zu erbauen, war eine Unmöglichkeit; man suchte also so gut, wie es anging, ein Unterkommen in den verlassenen Hütten zu finden, zu deren Schutze die Eingeborenen Dornsträucher rundum angebracht hatten, die zum Theil bis auf die Dächer hinaufreichten.

Giraud war gegen ein Uhr im Begriff, unter dem Gesumme der Moskitos einzuschlafen, als plötzlich ein sehr bezeichnendes Knistern ihn aufschreckte; keine 100 m von ihm stand eine Hütte in hellen Flammen. „Das Feuer! der Löwe! An die Gewehre!“ tönte es durch einander. Die Flammen, welche die Dornen verzehrten, loderten wohl 7 bis 8 m hoch empor; das Feuer züngelte schon am Dache herauf; zwei Unglückliche waren dort zurückgeblieben, halb erstickte Seufzer antworteten dem ermuthigenden Zurufe; endlich im Augenblicke, als das Dach zusammenbrach, sprangen, Dämonen gleich, zwei Gestalten mit der Flinte in der Hand durch die Gluth. Erst nach einigen Minuten konnten sie erzählen, was sich ereignet hatte. Der Löwe war dreimal gegen die Thür gesprungen und, da sie im Dunklen sich ihrer Flinten nicht bedienen konnten, hatten sie unkluger Weise die Dornen durch hinaus geworfene Feuerbrände in Brand gesteckt. Die deutlich erkennbaren Spuren des Löwen bewiesen auch dem Ungläubigsten seine Existenz.

Am folgenden Tage (20. April) erreichte man nach kurzem Marsche das Dorf Zonguë, wo ein Fluß desselben Namens zu überschreiten war.

Das plötzliche Steigen und Fallen der Ströme in dieser Gegend ist merkwürdig; am 20. April fand man die steilen Uferränder wenigstens 1 m vom Wasser frei, aber doch noch mit frischem Schlamme bedeckt, ein Beweis, daß der Fluß binnen 24 Stunden um so viel gefallen war. Die ganze Gegend bot das Bild einer schrecklichen Verwüstung durch das Wasser dar, die Pflanzungen waren, ebenso wie der Viehbestand, entsetzlich mitgenommen. Kein Thier war mehr zu sehen, selbst die Ziegen waren verschwunden; kaum hier und da erblickte man einen Eingeborenen. Nach und nach stellten sie sich schüchtern wieder ein. Ein kleiner Junge, welchen Makula dem Reisenden mitgegeben hatte, war im Verkehre mit ihnen sehr nützlich; derselbe, jetzt zum Kuhhirten gemacht, besaß eine merkwürdige Geschicklichkeit, die Heerden zu leiten. Ein Wink von ihm genügte, um die Kühe zum Gehorsam zu bringen, was um so wunderbarer war, als alle diese Thiere aus verschiedenen Gegenden zusammengekauft waren; zwei derselben stammten sogar aus Uhehe. Manchmal saß der kleine Hirt in einem Winkel, von allen seinen Thieren umgeben, welche mit ihrer dicken Zunge sein gelocktes Haupt liebkosten. Nur dem Hirten gegenüber waren sie zahm, während andere Leute sich ihnen nur mit Gefahr nähern konnten.

Am 27. April betrat man auf einem gut gehaltenen Fußwege wieder das Gebirge. Auf den letzten Ausläufern der im W an den Njassa stoßenden Bergketten, inmitten hochstämmiger Bäume, traf man nur ausnahmsweise auf eine Elephantenspur, im Uebrigen schien alles Leben erstorben; die Eingeborenen nannten es denn auch „ein todtes Land“. In einer Seehöhe von beinahe 1000 m, bei prächtiger Witterung, erholten sich die Kranken bald. Noch höher (1400 m) kam man am folgenden Tage, wo man auf einem kleinen ebenen Platze inmitten steiler Abhänge ein Dorf von fünf oder sechs Hütten antraf; auf der einen Seite fiel das Gebirge unter einem Winkel von 60° ab, auf der anderen stieg die mit kurzem Grase bedeckte Bergwand beinahe senkrecht auf; rechts und links in tief eingeschnittenen Rinnen murmelten Gebirgsbäche, hier und da auf einem kleinen Vorsprunge befand sich eine Anpflanzung von Zuckerrohr. Wie die Kühe und das Boot diese Stelle erreicht haben, weiß Giraud nicht zu sagen; genug, daß sie glücklich oben anlangten. In der Ferne sah man noch einmal den Spiegel des Njassa, den man schon für immer verlassen zu haben meinte.

B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan.

II. (Schluß.)

Im Allgemeinen hatte Henry sich über die Chinesen nicht zu beklagen; eine unangenehme Haltung nahmen nur diejenigen an, welche aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt waren und eine Abneigung gegen Fremde von dort mitgebracht zu haben scheinen. Wir wollen ihm jedoch nicht weiter auf seinen Reisen auf dem Festlande folgen, sondern gleich zu seinen Zügen auf Hainan, dem zweifellos interessantesten Theile des Buches, kommen. Die Insel ist erst seit Eröffnung des Hafens von Hoi-hau etwas bekannter geworden; die britische Marine nahm ihre Küsten auf, die Konsularbeamten beeiferten sich, Mittheilungen über die Insel zu machen, jedoch das Innere blieb bis jetzt ganz unbekannt.

Erst im Jahre 1882 und später gelang es einem Dänen, Herrn C. C. Jeremiassen, der jetzt als unabhängiger Missionar dort thätig ist, sich mit dem Inneren bekannt zu machen und die Insel in verschiedenen Richtungen zu durchkreuzen; mit ihm hat Henry im Oktober und November 1882 das Innere durchwandert, und dieser Reise verdanken wir den wichtigen Bericht, aus dem wir Einiges hier folgen lassen. Wir fangen gleich mit den Mittheilungen über die Bewohner an. In räumlicher Beziehung bilden die Hakkas einen Uebergang zwischen den chinesischen Küstenbewohnern und den Aboriginern. Vor etwa 120 Jahren kamen zwei Leute dieses Stammes nach Hainan und traten den Weg ins Innere an, wo sie herrenloses Land in Besitz nahmen. Als es ihnen gut ging, ließen sie ihre Familien nachkommen; bald folgten andere Leute ihres Stammes, so daß sich eine kleine Kolonie bildete, die sich immer mehr entwickelte, so daß sie jetzt ein Gebiet von

über 600 (engl.) Quadratmeilen einnimmt, welches mit 20 000 Hakkas bevölkert sein soll. Sie haben ihre eigene Sprache und die heimathlichen Sitten bewahrt und sich durch kluges Benehmen auf guten Fuß mit ihren Nachbaren zu stellen gewußt. Nicht mit diesen zu verwechseln sind die San-hak (neuen Hakkas), welche vor etwa 20 Jahren ins Land kamen, unruhige Leute, welche zu vielen Streitigkeiten Anlaß geben. Die Ueberreste derselben schlossen sich zum Theil plündernden Banden der eingeborenen Le an.

In einzelnen Distrikten findet man Loi, welche sich sichtlich von den Chinesen und von den Aboriginern (Le) unterscheiden. Sie halten ihre eigenthümliche Sprache energisch fest, wiewohl sie beinahe vollständig von Chinesen umgeben sind. Henry glaubt, daß sie Nachkömmlinge der Miao-tze sind, die schon vor Jahrhunderten aus Kwang-tung und Kwang-si gekommen sind und als Vermittler zwischen Chinesen und Le dienen sollten. Der Name Loi scheint ihm anzudeuten, daß sie mit den Le in innige Verbindung getreten sind, vielleicht einen Stamm derselben in sich aufgenommen haben. In Nam-fung, der letzten chinesischen Stadt nach dem Inneren zu, sah er die ersten Le, etwa zwanzig an der Zahl, Männer und Frauen, welche zum Markt kamen. Sie gehörten theils zu den Shang (wilden Le), theils zu den Shuk (zahmen Le). Alle hatten ihr Haar mitten auf dem Kopfe zu einem Knoten vereinigt, einzelne trugen noch einen zweiten Knoten am Hinterkopf, und alle sahen unordentlich aus. Einer der Männer hatte eine Flinte; alle trugen kleine längliche und enge Körbe, darin das unentbehrliche Holzmesser, Feuerstein und Zunder und andere Gegenstände. Die Frauen waren ohne Ausnahme mit blauen Streifen an Wangen, Stirn und Kinn, Händen, Armen, Beinen, zum Theil auch auf Brust und Rücken tatuirt. Sie trugen kurze Jacken, die mit dicken, starken Fäden zusammengebunden waren, und kurze eng anschließende Röcke, die kaum bis an die Knie reichten. In den Ohren trugen sie Stücke von Rehknochen, die einen viertel Zoll im Durchmesser hatten. Das Haar war von der Stirn zurückgestrichen und mit einem Kamm zusammengehalten, der Kopf mit einem ausgefranzten Tuche bedeckt. Manche der jüngeren Frauen waren trotz der Tatuirung recht hübsch. Die Le kauften gestickte Börsen, Ledertäschchen, bunten Zwirn und Perlen, namentlich aber Eisengeräthschaften von den Chinesen, von denen sie schrecklich betrogen wurden. Einige Notizen aus einem von Henry mitgetheilten chinesischen Bericht über die Le mögen den auf seinen persönlichen Erfahrungen beruhenden Mittheilungen vorausgeschickt sein.

In der Mitte des Landes zwischen hohen Bergen wohnen die wilden Le mit den Thieren des Waldes, rund herum die zahmen Le; erstere sieht man nur selten. Die Heirathen werden zwischen Mann und Frau abgemacht, der Mann zeichnet dann nach einem in seiner Familie üblichen Muster Tatuirungen auf das Gesicht der Frau, damit sie nach dem Tode von seinen Ahnen als zu ihnen gehörig erkannt wird; vor der Verlobung werden auch noch die Hände tatuirt und den Abend vor der Hochzeit noch ein besonderes, vom Manne angegebenes Zeichen im Gesichte angebracht, wodurch sie zu seinem ausschließlichen Eigenthum erklärt und verhindert wird, einen anderen Mann zu heirathen. Im Allgemeinen werden Blumen, Insekten oder Fische durch die Tatuirung nachgebildet; nie darf die Operation an Sklavinnen vorgenommen werden. Alle Le-Frauen besitzen ein Stück lackirtes Holz mit Schriftzügen in ihrer Sprache, die jedoch Niemand entziffern kann, da sie den Krümmungen eines Wurmes ähnlich sind. Der ganz aus Rottan gemachte Bogen verläßt die Hand des Mannes selten; die Waffen der wilden Le sind sehr stark, sie haben außer den Bogen auch Lanzen und tragen Bruststücke, die aus Knochen, und Helme, die aus der Rinde eines wohlriechenden Holzes gemacht sind.

Wenn Jemand Tscham-hieng (Aquilaria agolochum), das kostbarste unter ihren wohlriechenden Hölzern, zu kaufen wünscht, läßt er zunächst einen zahmen Le kommen, der als Führer zum Lande der wilden Le dienen muß. Dann werden allerlei in den Augen der Le wohlgefällige Geschenke vorbereitet, darunter namentlich eiserne Geräthschaften, Nadeln, Pfeile, Schmuck ꝛc. Der Bote wird in jedem Dorfe folgendermaßen bewirthet: ein Ochse wird durch einen Pfeilschuß getödtet, seine Haut wird als Kessel gebraucht und das Fleisch vor den Augen der Gäste in derselben gekocht; vor jedem der letzteren wird ein Napf mit gepfeffertem Wein niedergesetzt; wer denselben nicht trinken kann, weist ihn unter dem Vorwande zurück, er sei desselben nicht würdig. Die zahmen Le fungiren auch bei den Raubzügen der wilden als Führer; bei solcher Gelegenheit werden Männer, Frauen und alle Habe weggeschleppt. Sie laufen sehr schnell, nur die Frauen, welche durch ihre Röcke in der freien Bewegung gehindert sind, werden zuweilen gefangen. Im 6. und 12. Monat, der Mitte des Sommers und der Mitte des Winters, begehen sie Feste und dann werden auch die Heirathen gefeiert, welche zwischen den Jünglingen und Mädchen an den lauen Frühlingsabenden, die sie mit Musik und Tanz zubringen, verabredet werden. Die Eltern haben nur die Hochzeitsgeschenke herzugeben und die Feierlichkeit nach den alten Gebräuchen der Le zu begehen. Ist die Zeit gekommen, so muß die Braut den Kopf bedecken, ihr Anzug wird geordnet und sie dem an der Thür stehenden Bräutigam übergeben, welcher sie auf den Rücken nimmt und nach Hause trägt. Die Tänze dauern in mondhellen Nächten bis zum anderen Morgen. Bei einem Todesfalle drücken sie ihre Trauer durch das Verschlingen von rohem Fleisch aus; für den Todten wird ein Baumstamm ausgehöhlt und als Sarg benutzt. Wenn ein Hausvater stirbt, geht seine Gewalt bei einzelnen Stämmen auf den Sohn, bei anderen auf die Wittwe über. In Krankheitsfällen nehmen sie manchmal zur Beschwörung der bösen Geister ihre Zuflucht.

Es giebt noch andere Stämme derselben Rasse, die wilden Kis genannt, die selbst von den wilden Le gefürchtet werden. Das Gebiet derselben ist fruchtbar und gut bevölkert. Wenn Jemand zu ihnen kommt und freundlich an dem ihm bereiteten Mahle Theil nimmt, nehmen sie dies hoch auf; wenn er dies nicht thut, fühlen sie sich beleidigt und suchen sich zu rächen.

Ueber die Le-Mutter, die große Ahne des Stammes, berichtet dieselbe Quelle: Im Westen der Stadt Kingtschau-fu stand früher einmal ihr Tempel. Die Ueberlieferung sagt, daß der Geist des Donners ein Ei in die Berge brachte, aus dem eine Frau erstand, und weiter, daß ein Mann aus Kau-lui (Annam) über das Meer kam, wohlriechende Kräuter zu suchen und daß aus der Heirath der Beiden Kinder und Enkel in großer Zahl hervorgingen. Das war die Le-Mutter, die erste Ahne des Stammes. Ursprünglich gehörten die Le also zu den Vögeln und Thieren; da sie aus einem Ei stammten, war ihre natürliche Anlage verschieden von der menschlicher Geschöpfe, so daß von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart sie unbeeinflußt blieben von der königlichen Civilisation.

Gehen wir nun zu den Erfahrungen über, welche Henry selbst gemacht hat. Wir finden ihn wieder in dem ersten Ledorfe, Ta-man-ten genannt; der erste Anblick des Ortes zeigte, daß man sich unter einem fremden Volke befand;

das Gatter war geschlossen und eingedenk des empfangenen Rathes, warteten die Reisenden, bis einer der Bewohner sie zum Eintritt aufforderte. Das Haus, welches die Fremden aufnahm, war größer und geräumiger als jedes, welches man vorher angetroffen hatte; alle sind so ziemlich nach demselben Muster gebaut und sehen einem umgekehrten Boote ähnlich. Die Zusammensetzung eines solchen Gebäudes ist ziemlich einfach: zwei Reihen hölzerner Säulen aus hartem, gutem Bauholz werden in die Erde eingegraben, Querhölzer verstärken dieselben. Junge Zweige und Aeste werden darauf angebracht, die sich vereinigen, um die Dachfirste zu bilden. Eine dichte Lage von Dschungelgras dient, um das Ganze einzudecken. Die 3 bis 4 Fuß hohen Seitenwände werden aus geflochtenem Bambu gemacht und das Strohdach greift einige Fuß weit über dieselben hinaus, bis es beinahe den Boden berührt, wodurch geräumige Umgänge um das Haus hin gebildet werden, wo Hunde, Ziegen und andere Vertreter des Thierreiches ein gutes Unterkommen finden. An der Giebelseite ladet eine den ganzen Tag offen stehende Thür zum Eintritt ein, Fenster sind der Natur der Sache nach nicht nöthig. Manchmal ist der innere Raum durch aus Bambu geflochtene Wände in besondere Abtheilungen getheilt. Der Flur bestand aus Erde, die aber gut festgestampft und sorgfältig unterhalten war. Auf einer Seite waren Bambu-Betten, die sich etwa einen Fuß über dem Boden erhoben. Da das Haus gegen einen Hügel gebaut war, befand sich der Haupteingang auf der Hügelseite. Auf der entgegengesetzten Seite sprang das Dach 8 bis 10 Fuß vor und beschattete eine Art Plattform, von welcher aus man einen entzückenden Ueberblick über die Landschaft hatte. Etwa 20 Häuser dieser Art bilden das Dorf Ta-man-ten. Die Bevölkerung wich in ihrem Aeußeren zum Theil von der früher gegebenen Beschreibung ab, z. B. rasirten die Männer ihre Köpfe, ohne jedoch den Zopf zu tragen.

Spät am Abend kam der Eigenthümer des Hauses zurück und begrüßte seine Gäste sehr freundlich. Die Leute lebten sehr einfach und schienen nur wenig Bedürfnisse zu haben, welchen sie leicht genügen können. Den Salzfisch, der ihnen als Gastgeschenk angeboten wurde, nahmen sie gern, und man konnte sehen, daß dies etwas Ungewöhnliches für sie war. Obwohl sie ziemlich viel Federvieh halten, schienen sie sich weder von diesem, noch von den Eiern trennen zu wollen; letztere wollten sie ausbrüten lassen, ersteres wurde für kranke oder alte Leute aufbewahrt. An den Wänden hingen starke, zum Fangen von Wild bestimmte Netze, die etwa vier Fuß hoch und mehrere hundert Fuß lang waren; daneben Bogen und Pfeile, Speere und Messer und manche Jagdtrophäen, nämlich die Kiefer der erlegten Thiere.

Nachdem die Träger einige Schwierigkeiten gemacht hatten, wurde die Reise fortgesetzt, einige Le dienten als Führer; ihre Hilfe war sehr nöthig, da es sonst unmöglich gewesen wäre, sich in dem Gewirre der vielen sich kreuzenden Pfade zurecht zu finden.

In den steilen Hügeln, die das Thal, durch welches der Weg führte, einfaßten, wohnte ein besonderer Stamm, die Miao; sie sind entweder unvermischte Nachkommen der vom Festlande gekommenen Miao oder ein Gemisch von Miao und Le, haben aber einen besonderen von den Le unabhängigen Stamm gebildet.

Das Urtheil der Nachbaren über sie ist sehr verschieden, manche nennen sie grausam, rachsüchtig und erfahren in der Bereitung gefährlicher Gifte, mit denen sie ihre Feinde sicher aus dem Wege zu schaffen wissen; andere wieder sagen, daß sie friedlich und ruhig in ihrem Hochlande leben. Alle Nachrichten kommen jedoch darin überein, daß sie sehr scheu und zurückhaltend sind und sich selbst unter einander sehr abschließen. Der Boden im Thal schien sehr fruchtbar zu sein, der Pflanzenwuchs war sehr üppig. Bald gelangte man an die erste Hügelreihe, die einen malerischen Ausblick auf die durchwanderte Ebene bot. Nachdem dieselbe überschritten war, traf man sehr gut bebaute Felder, die von tüchtigen Zäunen umgeben waren; in den Ecken befanden sich Fallen für Schweine und andere Thiere, welche die Anpflanzungen zerstören. Eine solche Falle, im Zaune selbst angebracht, gleicht einem großen Käfig; die Oeffnung liegt etwa sechs Zoll über dem Boden; anfänglich ist die Falle breit, wird aber immer enger und der Boden besteht da aus starken Stangen, in deren Zwischenräume die Füße des Thieres gerathen. Selbst der stärkste Eber, des Gebrauches seiner Füße beraubt, ist nicht im Stande, sich aus der Falle zu befreien. Auch im nächsten Dorfe wurde die Reisegesellschaft, dank den Bemühungen ihres Le-Führers, freundlich empfangen.

Der Reis, den die Le bauen, ist vom Regen abhängig, künstliche Bewässerungen kennen sie nicht; außerdem bauen sie vortrefflichen Mais. Am Abend kamen Vertreter der verschiedenen Familien in großer Zahl zum Besuche, ohne daß dadurch das Hauswesen sehr gestört worden wäre; alle nahmen am gemeinschaftlichen Mahle Theil. Dieses innigere Familienleben, welches bei ihnen zu bestehen scheint, wird ihnen von den Chinesen zum Vorwurfe gemacht, die das Zusammensein von Männern und Frauen für unmoralisch erklären.

Sie haben eine sehr liebenswürdige Weise des Grüßens, indem sie die Arme ausstrecken, so daß die Fingerspitzen der geöffneten Hände einander beinahe berühren und dann mit einladender Gebärde letztere bewegen. Beim Abschiede wird die geöffnete Hand nach oben bewegt, beim Geben eines Geschenkes sucht der Empfänger seine Unwürdigkeit durch eine ablehnende Bewegung auszudrücken.

Auch hier war die Kleidung sehr verschieden; viele der Leute trugen chinesisches Kostüm. Die Stoffe für einheimische Kleidung werden von den Frauen selbst gewebt, sind etwa $1^1/_2$ Fuß breit und so stark, wie schweres Grasleinen, zuweilen in hübschen Farben. Diejenigen Frauen, welche besonders kurze Röcke trugen, hatten eigenthümliche Verzierungen in der Gestalt von Schlüsseln in den Ohren.

Neben den Häusern lagen die Büffel in ihrem Schlammbade, zahlreiches Federvieh — aber nicht zum Verkaufe — bevölkerte die Höfe und halbverhungerte Hunde trieben sich unter den Menschen umher und knurrten sie an und bissen nach ihnen. Die Reise wurde fortgesetzt und in dem von etwa 20 Familien bewohnten Dorfe Kap-hau bei dem Häuptlinge Halt gemacht. Man kam hier etwas zu spät, um einem Feste beizuwohnen, zu dem Freunde und Verwandte durch öffentlichen Anschlag mit der Bemerkung eingeladen waren, jeder möge vier Pfund Schweinefleisch, vier Pfund Wein und etwas Geld für Weihrauch mitbringen. Wie überall wurde man auch auf der weiteren Reise mit größter Gastfreundschaft behandelt. In beinahe jedem Dorfe traf man zwei oder drei chinesische Kaufleute, die das Volk „Meister“ nennt.

Bei solchen Reisen ist die Geldfrage eine sehr unangenehme. Kupfer-Kash ist das einzige Geld, welches Verwendung findet, ist aber ungeheuer schwer, beim Einwechseln von Silber wird sehr viel verloren. Das am meisten begehrte Tauschmittel, Opium, wollten die Reisenden grundsätzlich nicht anwenden. Leider scheint durch die Chinesen der Gebrauch desselben unter den Le Verbreitung zu finden und nur ihre Armuth kann die Leute dagegen schützen. In

Loi-ban, wo der Regen die Reisenden zwei Tage lang festhielt, kamen wie gewöhnlich zahlreiche Besucher von benachbarten Orten, um sie zu sehen; auch hier wieder hatte man Gelegenheit, sich von der Freundlichkeit und Ehrlichkeit der Le zu überzeugen.

Die Mehrzahl derselben war ziemlich groß und, wie es schien, kräftig und gesund. Außer Ackerbau wird auch Viehzucht getrieben.

Allmählich waren die Reisenden in die Berge gelangt. Wie schon öfter der Fall, vertheilten sie an Kranke Arzneimittel und nahmen auch verschiedene zahnärztliche Operationen vor; die Le waren dabei sehr geneigt, von ihrer Hilfsbereitschaft Gebrauch zu machen.

So war endlich der Fuß des großen Gebirges im Centrum der Insel erreicht, dessen Höhe auf 5000 bis 6000 Fuß geschätzt wird; da die Reisenden aber den Fehler begangen hatten, bei einem Chinesen Unterkunft zu suchen, der sie hinter das Licht führte, konnten sie ihren Zweck, die große Bergkette zu überschreiten, nicht erreichen. Auf dem Rückwege wurden andere Distrikte besucht, wo der Nachtheil, den der lebhaftere Verkehr mit den Chinesen den Le bringt, deutlich zu erkennen war.

Henry ist auf dieser Reise bis etwa zur Mitte der Insel vorgedrungen. Zu bedauern ist nur, daß er diese Gelegenheiten nicht zu gründlicheren topographischen Aufnahmen, Höhenmessungen u. dergl. benutzt hat.

Die Regelung der deutschen Auswanderung.

Von Dr. **Emil Jung**.

Die Auswanderung Deutscher ins Ausland muß beschränkt, sie muß wo möglich unnöthig gemacht werden dadurch, daß man den hier Unzufriedenen ein behaglicheres Loos schafft, indem man die Produktionskraft des Landes steigert, so daß die jetzt überschüssigen Kräfte in einer entwickelteren und absatzfähigeren Industrie volle lohnende Verwendung finden, welche in ihnen den Wunsch, die Heimath mit der Fremde zu vertauschen, nicht aufkommen läßt. Das sind die Hoffnungen Vieler und die Verwirklichung dieser Hoffnungen scheint ihnen durch unseren Kolonialbesitz mit Sicherheit angebahnt.

Gleich England soll Deutschland die große Werkstatt für alle Nationen werden, und unter dem rastlosen Getriebe der Maschinen, dem Klange der Hämmer und dem Rauch der Essen hofft man eine Bevölkerung aufwachsen zu sehen, welche das Doppelte unserer heutigen Bevölkerungsziffer zu erreichen vermag. Ich kann mich mit der Aussicht auf eine solche Zukunft unseres Volkes nicht befreunden. Nicht in dieser Weise werden wir in dem Wettbewerbe der Nationen siegen, nein, wir werden unfehlbar überflügelt werden und zwar nicht nur durch das Gewicht der Zahlen, unser Volk selbst wird an physischer Kraft einbüßen, was es numerisch gewinnt und die Horazische Prophezeihung von dem Herabsinken seines Volkes nach der Stufenfolge der Generationen auch an uns zur traurigen Wahrheit werden.

Eine Auswanderung ist nicht nothwendig ein Unglück. Sie wird im Gegentheil zu einer positiven Quelle großer Vortheile, wenn der geistige und wirthschaftliche Zusammenhang zwischen den Ausgewanderten und den Zurückgebliebenen erhalten bleibt. Aber auch ohne dies Moment bietet sie solchen Naturen, welchen die heimischen Verhältnisse zu eng sind, Raum genug, ihre überschäumende Thatkraft zu erproben und da, wo keine socialen Vorurtheile die Berufswahl beschränken, das richtige Feld für ihre geistigen und körperlichen Anlagen zu finden. Gerade aus solchem hier spröden Stoffe haben sich im Auslande oftmals die vortrefflichsten Männer herangebildet.

Aber es ist nicht gleichgültig, wohin der deutsche Auswanderer zieht. Es ist nicht gleichgültig, ob er im Auslande sich zu unseren Freunden gesellt oder ob er ins feindliche Lager übergeht, ob er seine alte Stammeseigenthümlichkeit und Stammesanhänglichkeit bewahrt, oder ob er sie wie ein ausgetragenes Kleid abstreift und sich in dem Aufputze einer fremden Nationalität gefällt.

Daß mit dem alten Systeme des laissez faire, laissez aller auch in Bezug auf die Auswanderungsfrage aufgeräumt werden müsse, diese Ansicht bricht sich in unserem Volke immer mehr Bahn. Wohl nur wenige noch sind es heute, welche den Satz zu verfechten wagen, daß der Auswanderungslustige in der Wahl seines Zieles der beste Richter sei, daß man seine Entschließungen durch keine hemmenden Fesseln einschränken dürfe. Wenn unsere Landsleute das alte Vaterland zu verlassen wünschen, weil die materiellen und socialen Verhältnisse, unter denen sie aufwuchsen, ihnen nicht mehr behagen, weil sie nach einem lohnenderen Arbeitsfelde ausschauen, als das, welches die Heimath ihnen zu bieten vermag, so sind wir hier, wo die Solidarität aller Deutschen auf der ganzen Erde mehr und mehr erkannt wird, nicht länger gewillt, unserer Theilnahme an dem Geschicke der Scheidenden ein Ziel zu setzen, sobald ihr Fuß den deutschen Boden verlassen hat. Ja wir gehen noch weiter und wünschen eine prophylaktische Thätigkeit auszuüben, damit sich die Hoffnung des Auswanderers möglichst schnell und vollständig verwirkliche, damit auch das Band, was ihn so lange an uns geknüpft hat, nicht zerrissen werde, sondern vielmehr, auch über das Meer reichend, weiter fortbestehe.

Und damit sich dieser Wunsch erfülle, sehen wir uns nach Ländern um, deren Klima und Boden dem Deutschen eine gedeihliche Entwickelung versprechen und in welchen, das liegt uns ganz besonders am Herzen, sein nationales Bewußtsein den ihn umgebenden Einflüssen zu widerstehen vermag. Solche Gebiete glaubte man gefunden zu haben, als der erste Freudenrausch über den Erwerb unserer afrikanischen und australischen Kolonien den Sinn selbst ruhig Denkender arg verwirrte. Wir wissen jetzt alle zu unserem Bedauern, daß wir sie dort nicht zu suchen haben, daß wir sie nur in solchen Ländern finden können, welche bereits in den festen Händen anderer Völker liegen. Unsere Auswanderung wird nach wie vor in die Fremde ziehen müssen.

Aber zwischen den Ländern, welchen unsere Landsleute zustreben, besteht eine große Verschiedenheit. Während sie sich hier schnell dem vorgefundenen Volkselement assimiliren und in ihrer äußeren Lebensweise wie in ihrem Denken und Fühlen sich von der alten Heimath abwenden, ja derselben oft in schroffer Feindlichkeit gegenübertreten, bewahren sie dort treu die angestammte Sprache und Sitte und heben inmitten der fremden Nationalität stolz ihr Haupt als Deutsche empor, im schönen Gegensatze zu ihren abtrünnigen

Brüdern, denen es als die Summe aller Ehren gilt, für Angehörige der fremden Nation angesehen zu werden.

Zwei Gebiete sind es vornehmlich, denen sich unsere überseeische Auswanderung zuwendet. Das eine, die Länder mit englischer Zunge begreifend, hat seit langer Zeit die Hauptmasse des deutschen Emigrantenstromes an sich gezogen und ihm strebt auch noch heute weitaus der größte Theil aller Europamüden zu. Das andere, von romanischen, d. h. portugiesischen und spanischen Völkern bewohnt, ist bisher nur von einem verhältnißmäßig kleinen Bruchtheile der deutschen Auswanderung aufgesucht worden. Und doch ist gerade dies letztere Gebiet für uns das verheißungsvollste, denn es sichert uns nicht nur ein fröhliches und kräftiges Gedeihen unserer Landsleute, wir finden hier auch die sichere Bürgschaft dafür, daß sie uns als Deutsche erhalten bleiben.

Daß der große amerikanische Staatenbund so lange eine übermächtige Anziehungskraft auf alle Europamüden ausübte, ist natürlich. Sein staunenswerther wirthschaftlicher Aufschwung, gegründet auf die Entwickelung einer Produktion des Landbaues, der Viehzucht, der Montanindustrie, die ganz ohne Gleichen dasteht, konnte nicht verfehlen, als mächtiger Magnet zu wirken. Dazu kamen verwandtschaftliche Verbindungen zwischen Fortgegangenen und Daheimgebliebenen, durch welche die letzteren häufig und in großen Zahlen nachgezogen wurden. Barg sich auch unter der allgemeinen Prosperität viel individuelles Elend, ging auch ein sehr erheblicher Procentsatz derer kläglich zu Grunde, welche mit oft überschwänglichen Hoffnungen das Land der Verheißung betraten, so war doch die Summe solcher, welche hier vortrefflich gediehen, lange Zeit eine so große, daß die in verführerischen Farben gemalten Anpreisungen einer zahlreichen Auswanderungs-Agentenschaar immer willige gläubige Ohren auch bei solchen fanden, die ohne entsprechende Energie, Tüchtigkeit und Rücksichtslosigkeit in dem allgemeinen Ringen um materiellen Gewinn unbedingt den Kürzeren ziehen mußten. Alle Bedingungen, welche den Kampf ums Dasein in den altgewohnten heimischen Geleisen drückend erschwerten, traten ihnen dort in verschärftem Maße feindlich entgegen. So ging denn drüben häufig selbst die bescheidene Existenz verloren, welche der Heimathswechsel in eine behaglichere, glänzendere umgestalten sollte. Ueber Tausende und Abertausende ist so das Rad der Zeit zermalmend hinweggerollt. Aber nur selten und vereinzelt drang die Kunde von solchen Unglücklichen in weitere Schichten der alten Heimath. Wie beim Lottospiele hört man immer nur von den glänzenden Treffern, die zahlreicheren Nieten wurden mit Vorbedacht verschwiegen. Dafür sorgte ein gut bezahltes Agententhum, das wie ein Netz noch heute ganz Deutschland überspannt.

Ich berühre hier einen sehr wunden Punkt unseres heutigen Auswanderungswesens, das einer schleunigen Reform auf das Dringendste bedarf. Hoffentlich wird eine wiederholt in Aussicht gestellte Gesetzgebung hierin endlich Wandel schaffen und an Stelle gewinnsüchtiger, im Solde fremder Land- und Schiffahrtsgesellschaften stehender Personen nur solchen Männern die Berechtigung zur Auswanderungs-Vermittelung ertheilen, welche durch ihren Charakter sowohl, als durch Hinterlegung ausreichender Kapitalien die befriedigende Gewähr geben, daß sie das Interesse der Auswanderer nicht zu deren Schaden ihrem eigenen und dem ihrer Auftraggeber nachstellen.

Diesem einflußreichen Agententhume ist es zum nicht geringen Theile zuzuschreiben, daß die Südhälfte Amerikas bei der großen Masse unserer Bevölkerung noch immer in so üblem Rufe steht. Die bekannte v. d. Heydt'sche Verordnung, welche den heißen Norden und den gemäßigten Süden in eine Kategorie warf, kam für ihre Zwecke wie gerufen. Sie haben diesen officiellen Schnitzer so wacker ausgebeutet, daß es erst nach langem Ringen dem Centralvereine für Handelsgeographie möglich geworden ist, die Freunde unserer Kolonialpolitik davon zu überzeugen, daß in Südamerika, insbesondere in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches Brasilien, der Deutsche, insonderheit der deutsche Landmann, eine Heimath finden kann, wie nirgendwo sonst außerhalb des eigenen Vaterlandes, und daß hierher vor allem unsere deutsche Auswanderung zu lenken sei. Denn nicht nur bieten ihm hier Klima und Boden alle Bedingungen zu einem physischen und wirthschaftlichen Gedeihen, er vermag auch inmitten einer portugiesisch oder spanisch redenden Bevölkerung seine Nationalität Generationen hindurch zu bewahren, während in Nordamerika selbst von den Eingewanderten schnell ein großer Theil ihrer Stammeseigenthümlichkeiten wie ihrer Sprache entkleidet wird.

In diesem Untergehen des Deutschthums in einer fremden Nationalität haben viele ein Unglück nicht sehen können. Selbst ein so patriotisch gesinnter Mann, wie Friedrich Kapp, erblickte darin nichts weiter als eine geistige Auferstehung; aus einer Vermählung der deutschen mit der englisch-amerikanischen Nationalität erwartete er eine Generation vollkommener und höher als beide, die Welt werde durch einen solchen Absorptionsproceß nur gewinnen. Die Rolle, welche deutsche Kraft und deutscher Geist bei diesem Proceß spielen sollten, hat man mit einem wenig schönen, aber treffenden Worte gekennzeichnet und ich meine, wir Deutschen sind zu gut dazu, um in der Auffrischung fremder degenerirender Völker aufgebraucht zu werden.

Nicht zu diesem Ende haben unsere Geistesheroen auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft die Siegespalme errungen, haben unsere ruhmreichen Krieger Deutschlands Einigkeit und Größe mit ihrem Heldenblute erkauft. Wir sind kein alterndes, überlebtes Volk, wie sie jenseits des Meeres wähnen. Ich meine, was wir jetzt sind und haben, es ist nur der erste Schimmer der Morgenröthe einer großen Zukunft, der sicherlich ein glorreicher Tag folgen wird, wollen wir nur uns und unserem Volke treu bleiben.

Und wir rechnen zu uns nicht nur die, über welche der deutsche Adler seine mächtigen Schwingen breitet, mehr noch als zu jener Zeit, da zum ersten Male das Lied vom deutschen Vaterlande durch die begeisterten Gemüther rauschte, zählen wir heute alle zu uns, welche, wo auch immer sie leben mögen, mit uns eines Stammes, einer Sprache sind. Aber nicht im Sinne eines begehrlichen Chauvinismus!

Wie wir treu und fest zu unserem angestammten Herrscherhause stehen, so mögen auch unsere Brüder außer dem Reiche treu und fest stehen zu den Gewalten, denen sie untergeordnet sind! Noch immer waren die Deutschen, wohin sie auch ihre Schritte lenkten, die besten Hüter von Ordnung und Recht, oft genug haben sie die Bürgertugenden erst unter die wilden Völker gebracht, unter denen sie ihre Kulturmission begannen und immer und allerwegen hat sich der Deutsche durch seine unverrückbare opferfreudige Loyalität ausgezeichnet. Wir wollen daran nicht rütteln! Mögen wir verschiedenen politischen Gemeinwesen angehören, verschiedenen Gesetzen gehorchen, ein geistiges Band soll uns alle umschlingen in dem Bewußtsein, daß wir alle die Söhne einer großen Mutter sind, und in dem festen Willen, daß wir es alle bleiben wollen.

Die Zeiten, in welchen man sich schämte, ein Deutscher zu heißen, sie sind glücklicherweise vorüber. Heute giebt es unter den Völkern der Erde keinen stolzeren Namen als

den unserigen. Mögen wir dessen immer eingedenk sein! Aber noch haftet manches aus der alten Zeit, wo man die fremden Götzen anbetete, was heute auf eine Entschuldigung nicht mehr Anspruch machen darf. Ein schönes Reformationswerk ist begonnen auf allen Gebieten künstlerischer und industrieller Thätigkeit, wir sind bestrebt, unser Leben äußerlich und innerlich immer mehr so zu gestalten, daß es mit unseren nationalen Eigenthümlichkeiten im Einklange steht. Unsere Sprache reinigt sich mehr und mehr von den fremden Zuthaten, mit denen eine jahrhundertelange Abhängigkeit vom Auslande, eine pedantische Nachahmung der Alten sie verunziert hat. Möge sie in immer vollkommener Reinheit erklingen, damit kein fremder Mißton ihren herrlichen Wohllaut länger störe!

Und indem wir so den Sinn für das Volksthümliche, für unsere besondere deutsche Eigenart mehr und mehr wecken, geben wir unseren auswandernden Landsleuten ein Rüstzeug mit, wie es ihnen seit langem leider gefehlt hat. Man hat die deutsche Auswanderung mit einem Heere verglichen, wohl ausgerüstet und aus streitbaren Männern bestehend, welches, sobald es die Grenze überschritten, zum Feinde übergeht. Aber der Vergleich hinkt auf beiden Füßen! Nicht Heere waren es, welche unter tüchtiger Führung zusammengehalten und mit genauer Kenntniß des Bodens, den sie betraten, ihr Vaterland verließen, vielmehr führerlose Haufen, ohne Organisation, ohne Leitung, jedes Individuum meist nur von dem einen Wunsche beseelt, für sich möglichst große materielle Vortheile zu erringen. Wie sie sich von dem alten, immer noch geliebten Boden losrissen, weil ihnen mannichfache wirkliche oder eingebildete Widerwärtigkeiten den Aufenthalt verleideten, gleichgültig, ob das Band zerriß, das sie an ihr Volk fesselte, ja wohl oftmals dasselbe absichtlich zerreißend, so ließ sie auch das Heimathsland theilnahmlos ziehen und niemand daheim war gewillt, den Abtrünnigen den Weg in die Fremde zu ebenen, ihnen draußen beizustehen. So floß diese Auswanderung Jahrzehnte lang dahin, einem mächtigen Strome vergleichbar, der in die Wüste getreten, sich in unzählige Zweige zerspaltet und ohne eine Spur zu lassen, endlich namenlos verschwindet.

Die Erkenntniß der Verpflichtung, welche die Daheimbleibenden haben, den Fortziehenden beizustehen, das Bewußtsein, daß auch die im fremden Lande lebenden Brüder uns noch immer zugehören, sie ist erst spät erwacht, aber nun auch mit einer Macht, welche bei uns allen in dem Worte gipfelt: Wir wollen von ihnen nicht lassen, wie sie von uns nicht lassen! Wir wollen auch nicht einen missen!

Und dahin muß gerade unsere Arbeit gehen, daß wir sie stärken in ihrem nationalen Bewußtsein, damit sie den sie umringenden fremden Einflüssen siegreich Widerstand leisten können. Und darum sollte es unser Bestreben sein, den jetzt vielfach verästelten Strom in ein einziges Bett zusammenzufassen, so daß sich auf dieser breiten Bahn ein Verkehr zwischen Heimath und Fremde entwickele, der in gegenseitiger Ergänzung und Befruchtung beiden zum Vortheile gereiche und deutsche Stammesart segenbringend immer weiter verbreite.

Kürzere Mittheilungen.

Aus dem Leben der Mondombé [1]).

Mit Recht sagt van der Kellen, der in seinen Briefen aus dem südwestlichen Afrika an „Hat Nieuws van der Dag" seine interessanten Mittheilungen fortsetzt, daß man den Ansichten, welche bei Naturvölkern über die höheren Mächte und über den Einfluß, den man denselben auf die menschlichen Schicksale zuschreiben darf, bestehen, eine hervorragende Stelle einräumen muß. Der Animismus ist wohl überall die Grundlage; alles, was mit den Sinnen wahrgenommen werden kann, besitzt auch eine Seele, die aber nicht an ihre Wohnung gebunden ist und sich sowohl von derselben loslösen, als auch in einen anderen Körper übergehen kann. Hieraus will van der Kellen die Entwickelung des Gottesdienstes ableiten, welche, wie er sagt, bei von der Natur reicher ausgestatteten Rassen Formen der Verehrung des höchsten Wesens erzeugt hat, die reich an poetischer Schönheit sind und sich mit einer hohen Entwickelungsstufe vertragen; andere Stämme dagegen, und zu diesen muß man die Mondombé rechnen, haben sich kaum über die ersten Anfänge erhoben.

Sie besitzen nicht einmal die aus Holz und Stein geformten Götzenbilder, die man bei den Kongo-Negern antrifft, und über die Frage, wie die Welt eigentlich entstanden ist, scheinen sie sich keine Sorge zu machen. Etwaige dahinzielende Fragen beantworteten sie mit einem Achselzucken und meinten endlich, sie wüßten nur, daß die Sonne da sei, und darum dächten sie, es sei auch immer so gewesen.

Obwohl nun Alles, was sie in ihrer Umgebung sehen, in ihren Augen beseelt ist, besitzen doch die einzelnen Geister durchaus nicht die gleiche Macht; je mächtiger man sie sich denkt, je größeren Einfluß, sei es im Guten, sei es im Bösen, sie haben, um so größere Verehrung zollt man ihnen; man sucht zu ihnen in Beziehungen zu treten, um ihre Gunst zu erwerben, um ihren Zorn abzuwenden. Von der Kenntniß der Mittel, welche dazu dienen, auf die Geister Einfluß zu üben, ist Niemand ausgeschlossen; aber bejahrte Leute wissen, wie man im Allgemeinen glaubt, mehr von den Zaubermitteln und Zaubersprüchen und sind im Gebrauche derselben geübter. Greise sind in der öffentlichen Meinung die größten Zauberer und ihrer Macht wegen sehr gefürchtet.

Es giebt aber auch Zauberkünste, die in gewissen Familien forterben. So z. B. ist das Regenmachen eine besondere, dem Könige (oder Sobe) und seinen Nachfolgern eigenthümliche Gabe, die diesen Würdenträgern großen Vortheil abwirft, da sie sich den Regen theuer bezahlen lassen.

Gegen die Macht der Zauberer sucht man sich zu schützen. Solche Gegenmittel werden zum Theil am Körper getragen und dienen wohl auch gleichzeitig als Schmuck. Im letzteren Falle kommen sie in verschiedenen Formen, namentlich als Anhängsel vor; so werden z. B. kleine Antilopenhörner gebraucht, die manchmal mit Kräutern oder Haaren gefüllt sind; sie gewähren namentlich gegen Raubthiere Schutz. Thatsächlich scheinen sie in dieser Hinsicht eine große Wirkung zu äußern, da die Moudombé es verstehen, ihnen schrille Töne zu entlocken. Auch eine gewisse Wurzel, an einem Riemen um den Hals getragen, soll zu demselben Zwecke dienen; Nachts, ehe man sich schlafen legt, wird ein Stück der Wurzel abgebissen, dies auf ein grünes Blatt ausgespuckt, welches dann mit der Wurzel ins Feuer geworfen wird; wenn Blatt

[1]) Vergl. oben S. 285.

und Wurzel gleich von den Flammen ergriffen und verzehrt werden, legt der Mondombé sich ruhig nieder: kein wildes Thier wird ihm etwas anhaben. Wenn es erklärlich ist, daß die Bewohner dieser wasserarmen Gegenden dem Sobe große Opfer bringen, um sich Regen zu verschaffen, so ist es andererseits nur natürlich, daß man sehr grausam gegen die Personen vorgeht, welche in dem Rufe stehen, den Regen durch Zauberkünste zu verhindern. Wer dabei ertappt wird, ist ohne Gnade dem Tode verfallen.

Van der Kellen fand einmal in dichtem Gebüsche das ziemlich vollständige Skelett eines Negers. Zwei runde Löcher im Schädel deuteten darauf hin, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben war, sie schienen durch zwei Keulenschläge verursacht zu sein; der Umstand, daß die Leiche nicht begraben war, schien anzuzeigen, daß er eines Verbrechens wegen die Todesstrafe erlitten hatte, da nur in diesem Falle der Körper nicht bestattet wird. Unser Berichterstatter, dessen Neugierde erregt war, erkundigte sich nach den näheren Umständen und hörte von einem alten Neger folgende Geschichte: Ein junger Mann hatte vom Vater seiner Geliebten eine abweisende Antwort erhalten und darum den Versuch gemacht, das ganze Land durch ein Zaubermittel dem Verderben Preis zu geben, indem er demselben für immer den Regen entziehen wollte. Sein Mittel hatte darin bestanden, daß er einen mit Sand und Wasser gefüllten Topf so lange auf das Feuer gesetzt hatte, bis die Flüssigkeit verdampft war; darauf hatte er den Inhalt über seinen Kopf und seine Schultern ausgeleert. Dem allgemeinen Glauben nach wird in einem Lande, wo eine Person *lebt*, die sich diesem Verfahren unterworfen hat, nie mehr Regen fallen. Das einzige bestehende Gegenmittel wurde gebraucht und der Mann auf Befehl des Sobe von Huilla getödtet, wodurch der Zauber seine Kraft verloren hat. Der Schädel, dem der Unterkiefer und wie gewöhnlich die vier oberen Schneidezähne fehlen, befindet sich jetzt in Holland.

Auch die Eingänge ihrer Wohnungen verzieren die Mondombé mit allerlei sonderbaren Gegenständen, die Schutz gegen Unheil bieten sollen. Schädel von Rindern, die auf lange Stangen gesteckt werden, nehmen hierbei eine hervorragende Stelle ein. Wenn eine Leiche bestattet wird, schlachtet man auch einige Rinder, deren Schädel mit vielen anderen Gegenständen auf das Grab gelegt werden.

Wenn auch der natürliche Tod als nicht unmöglich betrachtet wird, ist man doch im Allgemeinen geneigt, jeden Sterbefall einem bösen Zauber zuzuschreiben. Einem Mitgliede der in Trauer versetzten Familie wird alsdann der Auftrag, den Zauberer zu entdecken. Dazu bedient er sich einiger Knochen, welche, wie Würfel nach sicheren Regeln geworfen, den Mörder andeuten.

Gewöhnlich entsteht dadurch eine Art Krieg zwischen der Familie des Verstorbenen und der des Beschuldigten. Die Feindlichkeiten beschränken sich meistens darauf, daß beide sich tüchtig zu bestehlen suchen. Den Frieden muß die schwächere Partei gewöhnlich mit einigen Rindern erkaufen; dann werden festliche Mahlzeiten gehalten, an welchen Jeder theilnehmen darf, der Lust dazu hat; bei denselben spielt das Bier eine Hauptrolle. Beinahe immer kommt es dabei zu Streitigkeiten, und andere Familien gerathen in Feindschaft, was wieder zu neuen Versöhnungen und neuen Schlemmereien Veranlassung giebt. Die Sobes scheinen sich um derartiges nicht zu bekümmern.

Die Mondombé leben von Ackerbau und Viehzucht. Die am meisten angebauten Gewächse sind Mais und Massambale. Letzteres besitzt ein viel feineres Korn als der Mais und wird namentlich gebraucht, um die Onghella zu bereiten. Es ist dies ein sehr starkes Bier, welches gebraut wird, nachdem man die Körner hat keimen lassen. Wenn man am Ende des Sommers viel Honig hat, mischt man denselben dem Biere bei, welches dann als eine besondere Leckerei gilt. Auch findet man bei ihnen viele der „eßbaren Kalebassen", welche sie Métangas nennen.

Ihre gesellschaftlichen Zustände beschreibt van der Kellen folgendermaßen. An der Spitze des Ganzen steht der Sobe mit unumschränkter Gewalt. Seine eigenen Kinder besitzen nie Ansprüche auf den Thron, sondern es folgt ihm der älteste Sohn seiner ältesten Schwester. Dem Fürsten stehen die Rathsherren (Sekulas) zur Seite; sie sind die ältesten des Stammes, die Patriarchen der Familie und die Anführer im Kriege. Auch dem Sekula folgt im Falle seines Ablebens der älteste Sohn seiner Schwester in seiner Würde.

Die Heirath findet nach freier Wahl statt; doch muß der Bräutigam stets für seine Braut einen Ochsen bezahlen; die meisten Mondombés haben mehr als eine Frau, doch die Armen müssen sich mit nur einer begnügen. Die Frau ist dem Manne dienstbar, sie bearbeitet das Feld, während der Mann müßig geht. Durch ihre Haartracht deutet sie an, in welcher Lebensperiode sie sich befindet. Junge, noch nicht heirathsfähige Mädchen tragen das Haar mit langen falschen Flechten, während an den Beinen eine große Anzahl von aus dünnen Zweigen geflochtenen Ringe angebracht werden. Wenn sie mannbar geworden sind, werden die Ringe abgenommen, die falschen Zöpfe entfernt und das Haar mit rothem Lehm auf dem Schädel in einen Wulst zusammengeklebt; verheirathen sie sich, so werden daraus zwei Wülste quer über den Schädel gemacht; bekommen sie Kinder, so kehren viele zu der Mode der langen falschen Flechten zurück.

Im Winter, wenn es nicht regnet, wohnen die Mondombé in kleinen Dörfern zusammen; in der Regenzeit zerstreuen sie sich und wohnen mit der Familie in der Nähe ihrer Felder, um dieselben zu bebauen. Sie bedienen sich bei der Bearbeitung des Ackers einer Art selbstgefertigter eiserner Schippe. Die Eisenindustrie ist beinahe die einzige, die man hier findet. Sie graben das Eisen selbst aus den zahlreichen Eisengruben und schmelzen es in Lehm, indem sie es stark mit kleinen Blasebälgen erhitzen. Auch in der Verfertigung von Lanzen, Messern und anderem Eisenwerk sind sie sehr geschickt.

Im übrigen hat die Industrie wenig zu bedeuten; wenn man die ethnologische Sammlung, die in ihrem Lande gemacht wurde, mit dem vergleicht, was man bei anderen Stämmen angetroffen hat, so wird man eingestehen müssen, daß man es mit einem der am weitesten zurückgebliebenen afrikanischen Stämme zu thun hat, der, was Kunstgeschmack und Gewerbefleiß betrifft, hinter manchen anderen Negerstämmen weit zurückbleibt. Auch die Buren, mit denen van der Kellen zusammengetroffen ist, haben ihm die Ansicht ausgesprochen, daß sie in ganz Afrika keinen so dummen, so wenig civilisirten und so wenig streitbaren Stamm kennen, wie die Mondombé.

Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming.

Ko. Die merkwürdige Klasse riesenhafter Säugethiere, welche die amerikanischen Forscher, wie Marsh, Cope ꝛc. neuerdings bekannt gemacht haben, wurde bekanntlich bis jetzt nur an einer einzigen Stelle aufgefunden, in einem dem Eocän angehörenden ausgefüllten Seebecken in Wyoming. Ueber diese interessante Stelle giebt Professor Marsh[1]) folgende Details:

Die Dinoceratiden, von denen manche die Größe unserer Elephanten erreichten, scheinen in großer Menge nur an dem Ufer eines Tropensees gelebt zu haben, welcher heute von den oberen Verzweigungen des Green River, eines Zuflusses

[1]) Professor O. C. Marsh: The gigantic Mammals of the order Dinocerata. In: „Fifth Report U. S. Geological Survey", p. 245—302.

des Colorado, entwässert wird. Weder sonst in Nordamerika, noch irgendwo in der alten Welt hat man jemals eine Spur dieser Klasse gefunden. Das Seebecken ist nach und nach durch die von den Wasatch-Bergen und von der Uinta-Kette, aber auch von den Windriver-Mountains herabgeschwemmten Sedimente ausgefüllt worden; sein Durchmesser beträgt gegen 100 Miles. Während es zu seiner jetzigen Höhe (6000 bis 8000 Fuß über dem Meere) emporgehoben wurde, haben die hindurchströmenden Flüsse einen guten Theil der älteren Sedimente durch den Colorado weggeführt, und so ist ein wild zerrissenes Gebiet entstanden, ein echtes Bad land, mit wunderbar gestalteten ausgefressenen Klippen, Spitzbergen und Säulen. Hier finden sich ungeheure Massen von Thierknochen, und die der Dinoceratiden fielen durch ihre Größe schon den ersten Besuchern auf. Marsh war der erste Forscher, welcher 1870 dieses gefürchtete Gebiet besuchte; er fand nicht nur den Typus von Tinoceras anceps, sondern auch die Reste der interessantesten fossilen Säugethierfauna, die jemals beobachtet worden ist, darunter die Vorfahren unseres Pferdes, des Tapirs und des Schweines, welche für die Entwickelungslehre von solcher Wichtigkeit geworden sind; auch Verwandte der Lemuriden, Insektivoren, Carnivoren, kleine Beutelthiere und die seltsame, ausgestorbene Ordnung der Tillodonten, die keinerlei Verwandte mehr in der lebenden Welt hat. Der See scheint außerdem reich an Krokodilen, Schildkröten, Eidechsen und Fischen gewesen zu sein, und es muß ihn eine tropische Flora mit Palmen und Baumfarren umgeben haben.

Die Entdeckung blieb nicht unbenutzt; Jahr für Jahr wurden Forschungsexpeditionen abgesandt, und so kam schließlich ein kolossales Material zusammen, das sich mit geringen Ausnahmen im Yale College befindet und von Marsh in einer klassischen Monographie bearbeitet worden ist. Die Funde gehören einem bestimmten Horizont im amerikanischen Eocän an, das, wie Marsh bemerkt, sehr wahrscheinlich nicht unbedingt gleichzeitig mit dem europäischen Eocän ist, sondern vermuthlich etwas älter, so daß man annehmen kann, daß die Eocänfauna der alten Welt wenigstens theilweise ihren Ursprung in Nordamerika genommen hat und durch Einwanderung von dort aus gebildet worden ist. Die Süßwasserablagerungen von Wyoming zerfallen deutlich in drei Unterabtheilungen mit ganz verschiedenen Faunen; für die unterste ist Coryphodon charakteristisch, für die mittlere Heliobatis und die Dinoceratiden, welche aber auf die jüngere Hälfte, die sogenannte Bridger Series, beschränkt sind, für die oberste Diplacodon. Die Entwässerung des Sees erfolgte am Ende der Eocänperiode, die miocänen Seeschichten liegen nur an seinem Rande. Auch sie zerfallen in drei Gruppen mit eigenthümlichen Faunen, charakterisirt von unten nach oben durch Brontotherium, Oreodon und Miohippus; ein scharfer Bruch scheidet sie vom Pliocän, in welchem das erste echte Pferd auftritt. Auch das Postpliocän ist reich an Säugethierresten und so bilden die Schichten des Wyoming-Sees ein vollständiges Archiv der Entwickelungsgeschichte der amerikanischen Säugethierfauna vom Beginn der Tertiärperiode an. Heute durchschneidet die Eisenbahn das Becken; die wichtigsten Lager befinden sich südlich von ihr und zwar ziemlich gleichmäßig an beiden Ufern des Green River. Die Knochen liegen meist in verhärteten Thonschichten, seltener in Sandsteinen, der Schichtencomplex hat mindestens eine Dicke von 500 Fuß, alle Schichten zusammengerechnet vielleicht von 1000 Fuß. Noch ist nur ein geringer Theil ihres Reichthumes ausgebeutet und wir können noch interessante Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Säugethiere von dort erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Védrènes, welcher im vorigen Jahre auf die große Rolle aufmerksam machte, welche die Trepanation des Schädels bei den Eingeborenen des algerischen Aurès spielt, bringt im vierten Hefte der „Revue d'Anthropologie" einen Auszug aus einer wenig bekannt gewordenen Abhandlung des früheren montenegrinischen Militärarztes Boulongne[1]), aus welcher hervorgeht, daß diese im civilisirten Europa so seltene und so gefürchtete Operation auch in Montenegro sehr häufig und unbedenklich vorgenommen wird. Sobald nach Kopfwunden, Schlägen oder Fall auf den Kopf ein fixer Kopfschmerz und Schwindelerscheinungen bleiben, nehmen die montenegrinischen Trepanateure an, daß sich Blut zwischen die Hirnhaut und den Schädelknochen festgesetzt habe. Erfolgt auf einen Umschlag mit in Branntwein getauchter Wolle keine Linderung, so gilt die Diagnose für sicher und man schreitet zur Operation, die mit einem gewöhnlichen Handtrepan vorgenommen wird. Als Verband genügt ein Leinwandläppchen mit Wachssalbe oder Fett. Die Operation wird von den Montenegrinern für durchaus ungefährlich angesehen; die Ausübung ist in den Händen einiger Familien, in welchen sie seit langen Jahren von einer Generation zur anderen forterbt. Als der späteste Termin, an welchem die Operation noch mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden kann, gilt der vierzigste Tag nach der Verletzung.

[1]) Montenegro et ses habitants. In „Memoires de médecine et chirurgie militaires" (3), Vol. 21, 1868.

— Vor Kurzem ist die Frage über die Vereinigung des Don mit dem Aksai, an welchem die Stadt Nowo Tscherkask liegt, aufs Neue angeregt worden. Vorläufige Untersuchungen darüber sind bereits vor zwei Jahren angestellt worden und ergaben ein befriedigendes Resultat. Zugleich wird eine andere hydrotechnische Arbeit geplant: die Vertiefung des Don bis Kalatsch. Die Unkosten beider Unternehmen sind auf 9 000 000 Rubel (ca. 18 000 000 Reichsmark) veranschlagt worden. So viel bis jetzt bekannt, sollen die Arbeiten schon zu Anfang des nächsten Jahres ihren Anfang nehmen.

Asien.

— Von der Expedition, welche Dr. G. Radde mit seinem Begleiter Dr. Walter nach Chorassan unternommen hat (vgl. oben S. 284), sind dieselben glücklich am 28. August in Tiflis wieder angekommen. Bei der Rückreise von Meschhed haben Radde und Kontschin fünf Parallelketten des Köpet-Dagh überschritten und sind erst in Luftabad wieder auf russisches Gebiet gekommen. Nach den nöthigen Vorbereitungen für die Rückkehr nach Tiflis haben sich die Reisenden nach Kyzyl-Arwat und Kazantschik gewandt, um daselbst die Gartenpflanzungen dieser Gegend kennen zu lernen, darauf die Vegetation der Lagunen und Sanddünen von Mollah-Kara untersucht, haben dann noch der von General Annenkow neu errichteten Ansiedelung Uzun-Aïda einen zweitägigen Besuch abgestattet und sind jetzt in Tiflis mit dem Auspacken und Ordnen ihrer werthvollen Sammlungen beschäftigt.

Afrika.

— Dr. Schweinfurth hat sich an alle in Aegypten lebenden Europäer, besonders die Aerzte, mit der Bitte gewandt, zu untersuchen, ob, so weit sie es gewahr werden, Familien aus nördlicheren Breiten stammend und in Aegypten dauernd ansässig mit der dritten Generation aussterben oder ob die Bewohner der nördlichen Breiten fähig sind, unter denen Aegyptens dauernd die Art zu erhalten.

— Die portugiesischen Forscher Serpa Pinto und Lieutenant Cardozo (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 383) verließen kürzlich die Kapkolonie, um nach Lissabon zurückzukehren. Dieselben haben eine äußerst wichtige wissenschaftliche Erforschung des Seengebietes ausgeführt. Von Mozambique aus gingen sie zu Lande nach Ibo, berichtigten viele Irrthümer in den Karten und richteten dann an der Spitze einer Expedition von 800 Mann ihren Weg nach dem Njassa-See. Hierbei führten sie auf dem Marsche mit gut funktionirenden Instrumenten eine geodätische Triangulation des durchreisten Landes aus. In Folge eines gefährlichen Fieberanfalles wurde Serpa Pinto in Mebe's Land, von welchem er eine geologische Aufnahme gemacht hatte, gezwungen, die Expedition zu verlassen. Lieutenant Cardozo, der 50 Tage lang blind gewesen war, wurde glücklicher Weise rechtzeitig wieder hergestellt, um die Führung der Expedition zu übernehmen. Dieselbe setzte ihren Weg nach dem Njassa fort und von da nach dem Schirwa-See und Blantyre, sowie auf einem neuen Wege nach Quelimane. Hierbei litten die Theilnehmer sehr vom Hunger. Sämmtliche Hunde starben am Hungertode und die Menschen entgingen kaum demselben Schicksale. Die Expedition begleiteten 200 Zulus, welche durch Muth und Hingebung gute Dienste leisteten. Abgesehen von den wissenschaftlichen Arbeiten dehnten die Forscher auch auf alle wichtigen Punkte, die während der 20 Monate dauernden Reise berührt wurden, die portugiesische Herrschaft aus.

— Die Arbeiten an der längst projektirten Eisenbahn von St. Paulo de Loanda nach Ambacca im portugiesischen Westafrika sind zu Anfang Oktober endlich in Angriff genommen worden.

— Oskar Baumann, der Begleiter von Prof. Lenz, hat sich vollständig wieder erholt und ist Ende August von Banana nach Fernando Poo abgegangen, um diese Insel geologisch zu untersuchen.

— Dr. C. Keller, welcher inzwischen wohlbehalten wieder in Europa eingetroffen ist, schildert in der „Neuen Züricher Zeitung" (1886, Nr. 297) Tamatave, welches den wichtigsten Hafen von Madagaskar und zugleich den Schlüssel für alle Operationen nach dem Inneren darstellt und in nicht ferner Zeit vermuthlich einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Aeußerlich sieht der Ort mit seinen einstöckigen Holzhäusern und seinen zwei parallelen Hauptstraßen sehr primitiv aus; aber sein Hafen ist der beste an der ganzen Ostküste und verdankt der Nähe von Réunion und Mauritius, welche mit Madagaskar seit langer Zeit in lebhaftem Verkehre stehen, viel. Die etwa 7000 Seelen betragende, aber sehr fluctuirende Bevölkerung ist höchst gemischt; obenan stehen die Hovabehörden, die europäischen Kaufleute und die französische Besatzung. Ferner finden sich unzuverlässige mit Schnaps handelnde Kreolen, zahlreiche Howas, wenige Araber und der Rest Betsimisaraka. Die Kaufleute sind durch die verschiedensten Nationen vertreten. Englische, französische und amerikanische Häuser beherrschen von hier aus den Handel von Madagaskar und importiren hauptsächlich rohe Baumwolltücher, bedruckte Baumwollzeuge, Wollstoffe, verschiedene Luxusartikel, Fayence, Glaswaaren, Kochtöpfe u. s. w. In neuerer Zeit hat der deutsche Handel in Tamatave, sowie auch auf der Nordwestseite von Madagaskar einen nicht unbeträchtlichen Einfluß gewonnen und eine empfindliche Konkurrenz bereitet. Tamatave ist ferner der Hauptpunkt für den Export, welcher in Häuten, Reis, Kautschuk, Kopal und Rofiafasern besteht. Nicht zu vergessen ist, daß von hier aus auch der bedeutendste Export an Ochsen stattfindet und die benachbarten Inseln Réunion und Mauritius mit Fleisch versorgt.

Australien.

— A. J. Giles und J. B. Laurie leiten eine Forschungsexpedition, welche das wenig bekannte Gebiet zwischen der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen (Northern Territory der Kolonie Südaustralien) in 14° 30′ südl. Br. und 132° 23′ östl. v. Gr. und dem Kimberley-Distrikte der Kolonie Westaustralien genau erforschen soll. Die Gesellschaft trat Ende August die Reise an. Die südaustralische Regierung gewährt eine Beihilfe von 320 Pfd. St.

— Wie ein Telegramm von der Station Powell's Creek am Ueberlandtelegraphen meldet, traf dort am 23. August David Lindsay (vergl. oben S. 255) mit seiner Reisegesellschaft glücklich wieder ein.

Südamerika.

— Eine Commission mit der spanischen Regierung als Obmann ist gebildet worden, um die streitige Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten von Columbia und Costarica festzustellen.

— Durch Vermittelung des diplomatischen Vertreters von Ecuador in Bogota hat die columbanische Regierung eingewilligt, jener Republik den Inschriftstein von Tarqui zurückzugeben. Auf demselben hatte bekanntlich die wissenschaftliche französische Commission, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Messung eines Meridiangrades und zur Ausführung anderer astronomischer Beobachtungen sich in Ecuador aufhielt, zu Cuenca ein dauerndes Zeugniß ihrer wichtigen Arbeiten zurückgelassen. In Folge dessen hat am 10. Juli die Landesvertretung von Ecuador folgenden Beschluß gefaßt: „In Anbetracht dessen, daß die Regierung von Columbien den Inschriftstein zurückgegeben hat, welchen die französischen Akademiker zu Tarqui errichtet hatten, daß ferner dieser Stein sich am Südende des unter dem Aequator im letzten Jahrhundert durch jene Akademiker gemessenen Meridiangrades befand, daß es nothwendig ist, dieses Denkmal zum Nutzen der Wissenschaft und der Geschichte wieder herzustellen, damit ein geographischer Punkt von so hoher Wichtigkeit nicht verloren gehe, wird 1) die Executivgewalt eine Pyramide aus einheimischem Marmor von wenigstens 8 m Höhe an der Stelle errichten lassen, welche die französischen Akademiker bestimmt und durch den zurückgegebenen Stein bezeichnet haben; 2) wird auf der westwärts gewandten Seite obiger Stein und auf der nach Osten gekehrten eine Metalltafel eingesetzt werden, auf welcher vorliegender Beschluß eingegraben ist.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. V. (Mit sieben Abbildungen.) — B. C. Henry's Reise im südlichen China und auf Hainan. II. (Schluß.) — Dr. Emil Jung: Die Regelung der deutschen Auswanderung. — Kürzere Mittheilungen: Aus dem Leben der Mondombé. — Die Fundstätte der Dinoceratiden in Wyoming. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 2. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band L. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Bei heller Luft konnte man den breiten Streifen unterscheiden, welcher theils bewachsen, theils sandig sich in der Breite von sechs bis sieben Meilen um den ganzen See hinzieht und seine Ufer vom Fuße des Gebirges trennt; er ist bei den Engländern unter dem Namen elephant marshes bekannt und es wird von demselben späterhin noch weiter die Rede sein.

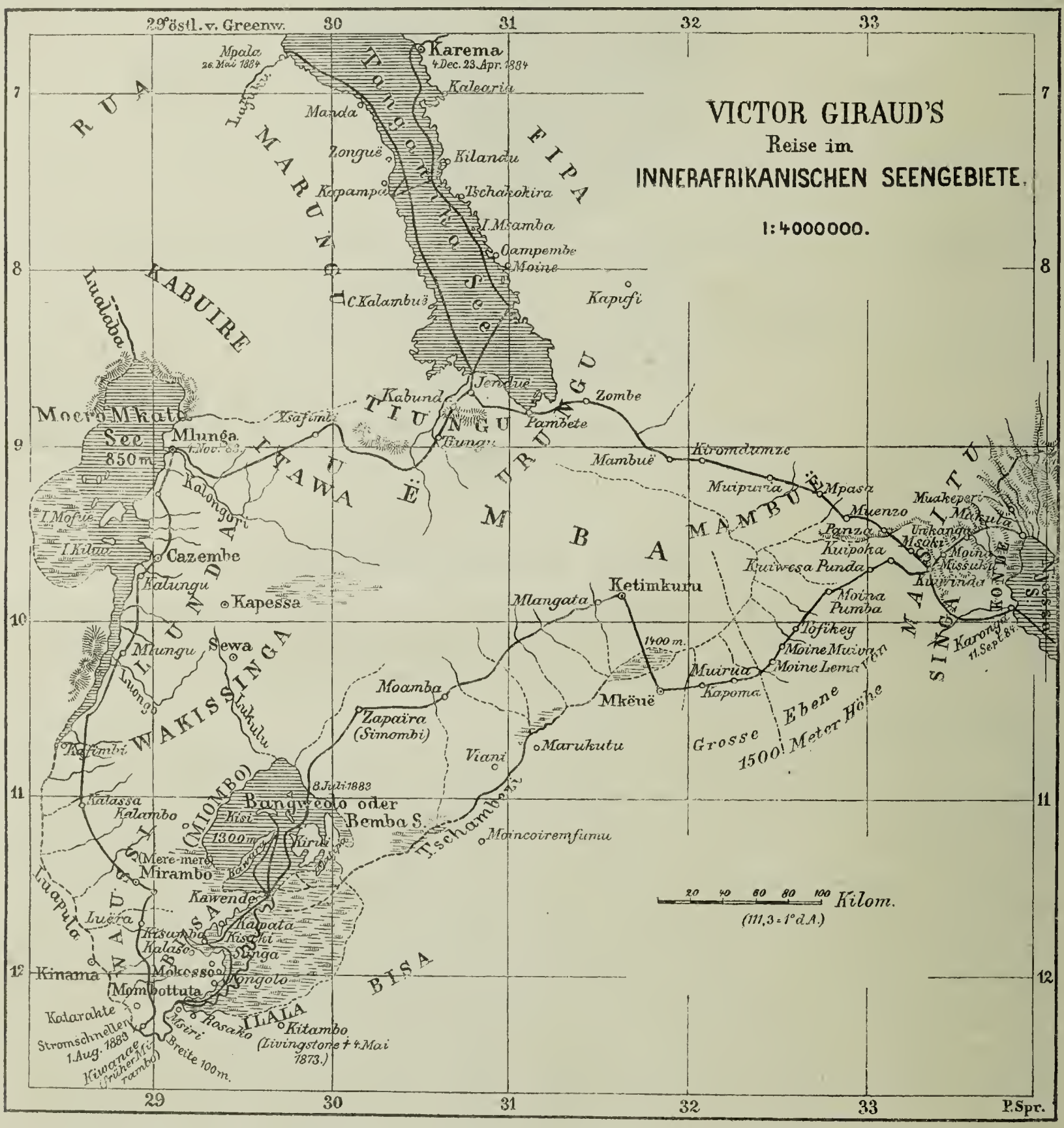
Die zwei oder drei ersten Ketten der nun zu überschreitenden Bergmasse laufen einander parallel von Norden nach Süden; weiterhin aber hört dies auf und man kommt in ein Gewirre von Gipfeln und Abhängen, so daß es unmöglich wird, eine vorherrschende Richtung zu unterscheiden. Hier und da trifft man eine Gruppe Bäume, sonst ist Alles entwaldet und sieht ziemlich trostlos aus; eine Eigenthümlichkeit ist der Nebel, der sich um die Gipfel hin lagert. Die mittlere Höhe der Lagerplätze wechselte in den nächsten Tagen zwischen 1300 und 1500 m; des Wassers wegen wurden für dieselben immer verhältnißmäßig niedrige Stellen ausgewählt. Selten nur traf man einen Eingeborenen an; man stieß nur auf kleine Weiler von vier bis fünf Hütten, deren Bewohner meist flüchteten.

Eines Tages kam Moina Missuku, der angesehenste Häuptling dieser Gegend, der Giraud ein sehr mäßiges Geschenk anbot und, als er den dreifachen Werth als Gegengabe empfangen, wollte er schlauer Weise noch etwas zufügen, was aber nicht angenommen wurde. Er hatte eine eigenthümliche Art des Grüßens, welche sehr zum Lachen reizte. Als er sich Giraud näherte, streckte er sich rücklings der Länge nach auf der Erde aus, klatschte dreimal in die Hände, drehte sich ein wenig nach rechts, dann nach links, wobei er fortwährend in die Hände klatschte, dann kauerte er sich vornübergeneigt mit gefalteten Händen nieder. So hörte er die Worte Giraud's an und begleitete sie von Zeit zu Zeit mit erneuertem Klatschen, noch ehe sie vom Dolmetscher übersetzt waren. Uebrigens wurde eine ähnliche Art des Grüßens später in Uëmba und bei den Wa'usso wiedergefunden. Dieser Häuptling war früher schon mit Weißen zusammengetroffen und, weniger furchtsam als seine Landsleute, machte er dem Reisenden manche Mittheilungen über die weite, im Westen gelegene Ebene Uëmba.

Vom Gipfel der letzten Bergkette aus erblickte man diese, welche bis auf 25 bis 30 Meilen Entfernung, wo der Horizont durch Wolken begrenzt war, mit dichtem Walde bedeckt zu sein schien; hier und da nur sah man eine gelbe, von Bäumen entblößte Stelle. Drei Stunden dauerte es, bis man auf abschüssigem Wege die Ebene erreichte, und ein weiterer einstündiger Marsch brachte die Expedition vor das Dorf Kiwanda (Kuiwinda).

Zuerst erblickte man nur ein dichtes, von hohen Bäumen überragtes Gebüsch; nur einzelne Menschenstimmen, die man hörte, verriethen die Nähe von Wohnungen. Ein kleiner, aber tiefer Fluß bildete die erste Vertheidigungslinie; die Brücke, ein etwa einen Fuß unter dem Wasser liegender Baumstamm, war nur mit Mühe zu passiren. Dann

folgte ein dichtes Gebüsch voller Unreinlichkeiten und endlich eine Verpallisadirung. Der von derselben umschlossene Raum spottete jeder Beschreibung; in einem Kreise von etwa 100 m Durchmesser standen gegen 100 Hütten und Vorrathshäuser in schönster Unordnung durch einander. Es blieb kein Raum, ein Lager aufzuschlagen, so daß Giraud es sich in einer Hütte bequem machte. Zunächst erschien ein Eingeborener, welcher angab, im Dienste eines Engländers zu stehen, welcher beschäftigt sei, einen Weg zwischen dem Njassa und Tanganika herzustellen; er erzählte ferner, daß der Weg seit drei Jahren angefangen sei, die Arbeiten aber habe der Tod der beiden ersten Ingenieure verzögert, auch der dritte fange schon an zu kränkeln. Am nächsten Tage begab sich Giraud selbst dorthin; das Haus war prächtig gelegen und vorzüglich gebaut, doch der Empfang seitens der, mit seiner Bewachung betrauten Schwarzen war höchst



unfreundlich und nicht einmal ein Glas Milch konnte Giraud erhalten; einiges Gemüse aus dem Garten nahm oder, wie er es nennt, stahl er.

Die Bewaffnung der Eingeborenen hier ist eine ganz andere, als in Konde; Wurfspieße sah man nicht mehr, nur Bogen und Pfeile waren allgemein; hier und da sah man auch Schilde, die seit Uzaramo ganz verschwunden gewesen waren.

In Kiwanda sah man den letzten Regentropfen fallen und die fünf folgenden Monate gingen ohne Regenguß, ja beinahe ohne daß nur eine Wolke am Himmel erschienen wäre, vorüber. Die nächsten neun Tage nach dem 5. Mai brachten kein bemerkenswerthes Ereigniß; man blieb immer auf der Höhe von durchschnittlich 1400 m und der Weg war verhältnißmäßig bequem; beinahe jeden Tag passirte man ein Dorf; alle waren nach dem Vorbilde von Kiwanda gebaut, und wenn sie nicht durch einen Fluß geschützt waren, so besaßen sie eine Verpallisadirung, welche außen mit

Das Dorf Kiwanda.

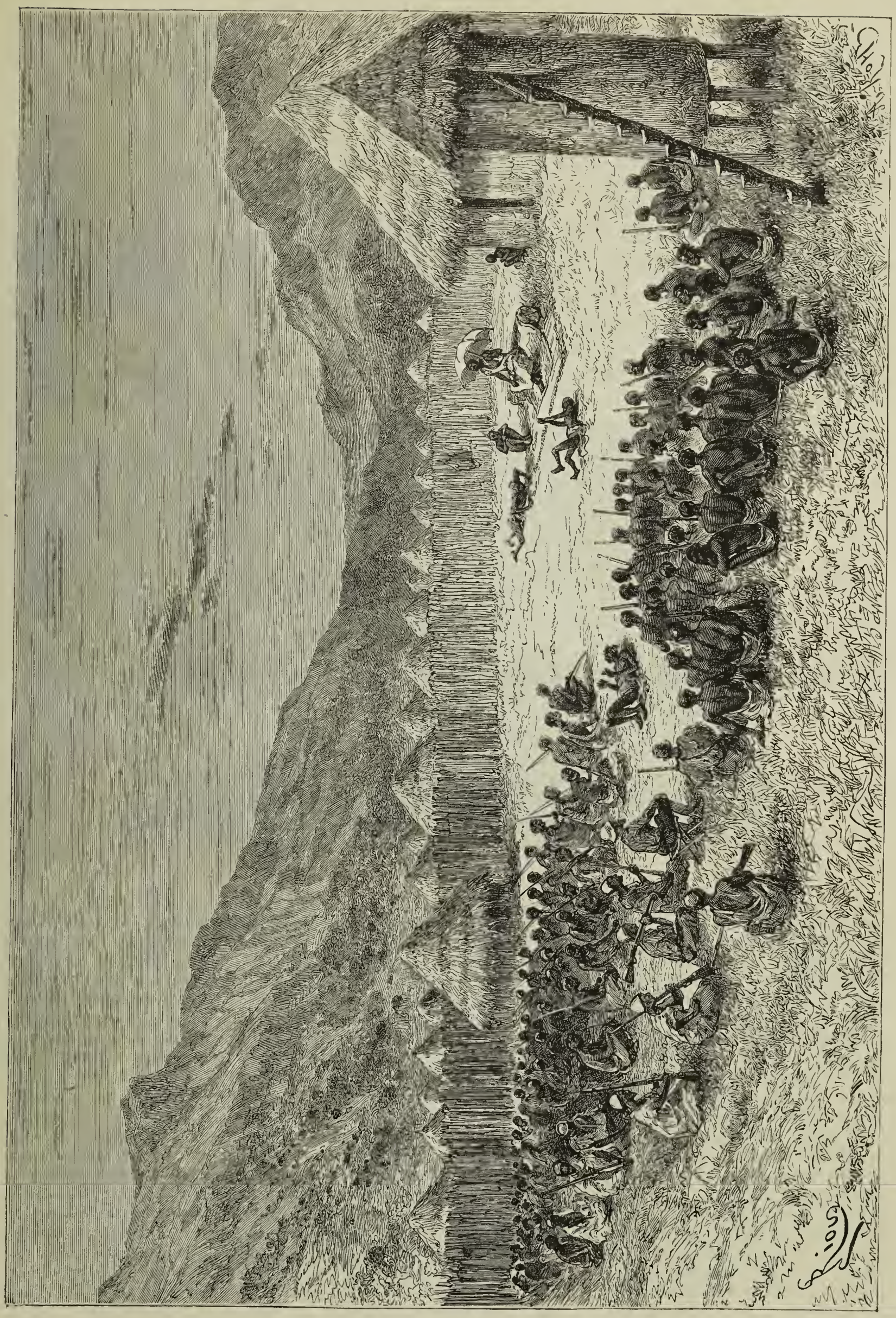
einem breiten und tiefen Graben umgeben war. Die Bevölkerung war im Allgemeinen wohlwollend und zuvorkommend, aber durch die fortwährenden Raubzüge des benachbarten Häuptlings Ketimkuru in Schrecken gesetzt; sie beklagte sich, daß dieser raubgierige Mann ihr Alles, namentlich das Vieh genommen habe. Am 13. Mai erreichte Giraud das Dorf des Moïne Muiva, von dem man schon einige Tage zuvor hatte sprechen hören; gegen alle Regeln afrikanischer Bauordnung sah man das Dorf schon 300 m weit, ehe man es erreichte; die unmittelbare Umgebung war bebaut; in der Nähe des Einganges grinsten einige Menschenschädel, welche noch zum Theil mit Fleisch bedeckt waren, von langen Stangen herab die Ankömmlinge an. Pallisadenzaun und Graben waren doppelt. Im Inneren herrschte eine größere Ordnung und es fand sich hinreichend Raum, um das Lager der Expedition drinnen aufzuschlagen, was aus Furcht vor Feuersgefahr vorher nie geschehen war. Dieses Dorf mochte 600 m im Durchmesser und 200 bis 300 Bewohner haben. Auf der Nordseite stieß an das Dorf eine zweite runde Umwallung, in welcher damals der Häuptling mit seiner Familie wohnte, die aber im Falle eines Krieges als Citadelle dienen konnte. Bei den Bewohnern bemerkte man einige Spuren von Industrie. Giraud sah einen Mann mit der Herstellung von Lanzenspitzen und Eisendraht beschäftigt, und weiterhin eine Frau, welche Fäden aus Kaktusblättern herstellte.

Am folgenden Tage fand der feierliche Empfang statt; gegen ein Uhr erschienen Abgesandte des Königs, um Giraud abzuholen. Er folgte ihnen unbewaffnet und nur von acht oder neun Mann begleitet und traf den Häuptling in einem geräumigen, mit Pallisaden umgebenen Hofe neben einer kleinen Hütte. Er saß auf einem mit bunten Tüchern und Teppichen bedeckten Baumstamme, unter den Füßen einen Teppich, eine rothe Decke um die Schultern und das Haupt von einem Sonnenschirme, den er in der linken Hand hielt, beschattet. Rechts und links seine Leute in zwei großen Gruppen, die eine 50 Mann stark mit alten Flinten, die andere dreimal so zahlreich und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; zwischen beiden ein freier Platz, wo Giraud sich auf einem Stuhle niederließ, 50 m von dem Häuptlinge entfernt. Zwei Dol-

Eingang in das Dorf des Moïne Muiva.

metscher bewegten sich zwischen Giraud und dem Häuptlinge hin und her und begrüßten letzteren jedesmal, indem sie sich auf Bauch und Rücken wälzten und in die Hände klatschten. So vergingen fast zehn Minuten, ehe sich die beiden nur begrüßt hatten; dann aber donnerte Moïne Muiva los gegen seinen Gast, wegen der geringen Geschenke, welche dieser ihm geschickt hatte; nachdem ihm später weitere Gaben überreicht worden waren, stellte es sich heraus, daß dieser zornige Ton etwas gekünstelt gewesen war, und daß er eigentlich nur aus Furcht Giraud nicht hatte gestatten wollen, ihm näher zu kommen. Am Abend ließ er denn auch bitten, möglichst schnell aufzubrechen, was ganz den Absichten Giraud's entsprach.

Auch hier hörte man noch mehr als früher mit Entsetzen von den Waëmba sprechen, die ihre Gefangenen mit der äußersten Grausamkeit behandelten. Für sie, die an fortwährende Kriege mit den Nachbaren gewöhnt, würde es nur Kinderspiel sein, die Karawane aufzureiben. Giraud hatte erst gehofft, das Land dieses grausamen Stammes umgehen zu können, doch war dies nicht möglich, da derselbe im letzten Jahre sein Gebiet beträchtlich ausgedehnt hatte. Zwei Tage, nachdem man Moïne Muiva verlassen hatte, trat die Expedition in das Gebiet der Waëmba ein; die vorhergehende Nacht hatte man in einem kleinen, mitten in einem Moraste in einem Dorngebüsche gelegenen Dorfe zugebracht und nur mit unendlicher Mühe Führer gefunden, zwei langbeinige Eingeborene, die sicherlich entschlossen waren, die Fremden bei der ersten drohenden Gefahr im Stiche zu lassen, und die deshalb unter scharfe Aufsicht gestellt wurden. Der Zug folgte in südwestlicher Richtung einem guten Fußwege, theils unter dem Schatten mächtiger Bäume, theils über weit ausgedehnte grüne, sumpfige Flächen, von denen schon Livingstone berichtet hat und von denen auch noch weiterhin zu sprechen sein wird. Mit einem Male ging eine eigenthümliche Bewegung durch den Zug; man hätte glauben können, daß die Leute fühlten, sie gingen einem Unglücke entgegen. Gegen 10 Uhr erblickten die entsetzten Führer einige Schatten unter den Bäumen, welche schnell wieder verschwanden — es waren die ersten der so gefürchteten Waëmba. Gegen Mittag bezog man ein Lager an einem



Empfang bei Moine Muiva.

Flüßchen; einige Eingeborene voll anmaßenden Wesens erschienen, ohne sich durch die Gegenwart eines Weißen einschüchtern zu lassen.

„Was wollt ihr hier", war ihre Frage, „wie kommt ihr dazu, so ohne Weiteres in das Gebiet der Waëmba einzudringen?" Als sie die Führer erblickten, warfen sie sich auf dieselben, nur das Dazwischentreten Giraud's konnte letztere retten; einige Stunden nachher waren sie unter gutem Geleite auf dem Rückwege nach ihrer Heimath. Jetzt wurden die Waëmba etwas zugänglicher; sie erzählten Giraud, daß sie in den Grenzgebieten keine Dörfer anlegen; nur in der Regenzeit trieben sie dort etwas Ackerbau und verbrächten die übrige Zeit mit Einfällen in die Nachbarländer. Muirua, ihr Häuptling, befände sich ganz in der Nähe; er hätte schon von der Annäherung der Expedition gehört und verspreche, seinen Willen mitzutheilen; zweifellos würde er der Expedition den Eintritt in das Land der Waëmba erlauben, da Ketimkuru fremde Karawanen gern in seinem Lande sähe.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch erschien auch wirklich ein von Muirua abgeschickter Häuptling, welcher Giraud zu ihm geleiten sollte; unterwegs schloß sich eine stets wachsende, lärmende Schaar dem Zuge an; alle diese Leute waren gut gebaut, aber mager und knochig. Am Mittag wurde das Lager aufgeschlagen, die immer zahlreicheren Eingeborenen fingen an recht unverschämt zu werden, doch glückte es Giraud, ihnen zu imponiren, indem er über die Geographie des Landes sprach. Muirua schickte nun eine Botschaft, daß er Geschenke erwarte; Giraud aber, der schon gelernt hatte, mit solchen hitzköpfigen Völkern umzugehen, ließ ihm zurück sagen, er erwarte die seinigen. Daraufhin schickte Muirua ein Perlhuhn, wofür er als Gegengabe zwei Gewehre, ein Faß Pulver, eine Ladung Stoffe und Perlen verlangte; das Geschenk, welches Giraud ihm anbot, kam an demselben Abend noch mit Protest zurück.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Reisende, das Lager Muirua's aufzusuchen; dasselbe bestand aus nur fünf gut gebauten Hütten ohne jede Befestigung. Der unmäßig dicke Häuptling war viel zu neugierig, um sich lange erwarten zu lassen, auch schien ihm die Ankunft Giraud's Vergnügen zu machen. „Ich habe den Befehl", sagte er, „alle nach

Der dicke Muirua auf den Schultern eines Sklaven.

Uëmba kommenden Karawanen zu Ketimkuru zu schicken". Auf den Einwurf jedoch, es sei unmöglich, über den Tschambezi zu kommen, erlaubte er dem Franzosen, die Reise nach Westen fortzusetzen. „Mkëuë hat mir gerade ein Geschenk gemacht, und es ist ein hübsches Gegengeschenk, ihm eine Karawane, wie die deinige, zuzuschicken; wenn du aber nicht von Mkëuë geplündert wirst, wird es bald darauf von Marukutu geschehen." Zwei Leute, welche zu Mkëuë zurückkehrten, sollten als Führer dienen. Der Häuptling ließ es sich nicht nehmen, Giraud nach seinem Lager zurückzubegleiten; den 3 km langen Weg legte er auf den Schultern eines Sklaven zurück, welcher die ganze Zeit nicht aufhörte, im Trabe zu laufen.

Es möge daran erinnert werden, daß Livingstone mit dem sehr bezeichnenden Namen „Schwämme" jene Sümpfe bezeichnet hat, welche von N nach S sich über die ganze Ebene des Tschambezi ausdehnen und mit kaum merklicher Neigung nach dem Flusse hin abfallen; man könnte das Ganze als ein Entwässerungssystem im großen Maßstabe bezeichnen, durch welches alle Feuchtigkeit des Landes einem einzigen Sammelbecken, aus welchem der Congo entspringt, zugeführt wird. Giraud hat diese „Schwämme" westlich vom Bangweolo getroffen, ebenso zwischen den Seen Tanganika und Njassa, wo sie denselben Charakter haben und stets in auffallend regelmäßigen Zwischenräumen auftreten. Ein solcher „Schwamm" kann bei verschiedener Länge 200 bis 1000 m breit sein, äußerlich gleicht er einem mit kurzem Grase bedeckten Thale, dessen manchmal mit kaum merkbarer Neigung abfallende Ränder in einem kleinen, hellen Bächlein sich begegnen. Die Vegetation auf diesen Abhängen besteht aus kleinen, in einander verwirrten Wurzeln, welche bald das Aussehen einer großen Rasenfläche darbieten, die unter dem Gewichte des Fußes schwankt, bald von Soden Torf, welche auf einer dunklen Flüssigkeit schwimmen, die oft mit einer Schicht Eisenoxyd von öligem Ansehen bedeckt ist. Dieser „Schwamm" ist, selbst in der heißen Jahreszeit, immer feucht; mit Mühe nur kann sich das Wasser einen Weg durch dies Gewirre von Wurzeln bahnen und daher gelangt es auch wie filtrirt in den an der niedrigsten Stelle befindlichen Bach, wo es über seinem

Saude hinfließt, der wahrscheinlich nur die Fortsetzung der unter dem „Schwamm“, manchmal nur einen Fuß tiefer befindlichen, undurchdringlichen Schicht ist. Von einander sind diese Schwämme durch 5 und 10 km im Durchmesser haltende Waldflächen getrennt, und zwar so regelmäßig, daß die Begleiter Giraud's bald die Märsche nach der Zahl der „Schwämme“ zu schätzen anfingen; regelmäßig passirte man drei bis vier derselben in einem Tage. An seinem Saude, wo der Boden noch von Feuchtigkeit durchdrungen ist, ist der Wald dicht belaubt und hochstämmig, aber hinter diesem Vorhange findet man kleine, verkümmerte Bäume oder Buschholz. Hier und da macht der Bauwuchs auch seinem, grünem Rasen Platz und wieder an anderen Stellen besteht die Erdoberfläche aus braunem, zusammengesintertem oder kugelförmigem Hämatit, auf welchem die Schritte wiederhallen wie auf einem Keller. Ueberall kommt Eisenerz in verschiedener Gestalt häufig vor. Eine eigenthümliche Erscheinung, die in so großer Zahl auftritt, daß sie für diese weit ausgedehnten Landstriche typisch ist, verdient noch erwähnt zu werden; es sind dies die Bauten von Termiten oder weißen Ameisen. Giraud sagt, daß diese Thiere den Untergrund der ganzen von ihm durchreisten Gegend von der Küste an bevölkern; doch nie vorher hat er gesehen, daß ihre Bauwerke so große Dimensionen annahmen. Kein Sand, kein Sumpf hält diese thätigen Thiere auf. Ihre Bauart wechselt bis ins Unendliche ab; bald gleichen ihre Nester einem großen Pilze, bald einem $1^1/_2$ Fuß hohen Grabhügel, bald einem 3 bis 4 m hohen Kegel, dessen Durchmesser an der Basis etwa 10 m beträgt. In Abständen von je 200 m etwa windet sich der Pfad um einen solchen Hügel herum, und an den überschwemmten Ufern des Tschambezi fand Giraud keine andere Lagerplätze, als Termitenbauten.

Der Weg vom Muirua zum Mkënë wurde auf vier Tagemärsche geschätzt; am ersten Tage stieß man noch auf einige kleinere Lagerplätze, die aber immer ziemlich tief im Gesträuch verborgen lagen. Je weiter man vorrückte, desto seltener wurden Sorghum und Mais, so daß Giraud sich oft kaum die für den eigenen Bedarf erforderliche Nahrung verschaffen konnte. Die Leute mußten sich mit Ulesi-Mehl behelfen, einer so unschmackhaften Speise, daß Giraud erklärt, er habe sie selbst in der höchsten Noth nicht über die Lippen bringen können; leider sind die Eingeborenen zu gleichgültig, um die kleine Mühe aufzuwenden, welche die Sorghumkultur erfordert. In solchem, mit Pori bedeckten Lande ist das Auffinden von Lebensmitteln die größte Sorge, welche den Führer einer Expedition bedrückt; eine kräftige Nahrung ist für die Träger so nöthig, daß Giraud so viel als möglich durch die Jagd herbeizuschaffen suchen mußte. Die erste Tagereise brachte nichts weiter, als die Entdeckung eines großen Trupps Elephanten, die bei Annäherung der Jäger sich in kurzem Trabe im Dickicht verloren; nachdem Giraud sie zwei Stunden lang vergeblich verfolgt hatte, mußte er die Sache aufgeben und eine Kuh schlachten lassen, um die ermüdeten Lebensgeister seiner Genossen zu erneuter Thätigkeit anzufachen. Am folgenden Tage hörte man das wilde Grunzen eines Rhinoceros und entdeckte seine Spur; dieselbe wurde allerdings verfolgt, als sie jedoch weit von dem gewöhnlichen Fußwege verlief, kehrte Giraud an die Spitze des Zuges zurück. Plötzlich erhob sich bei der Nachhut ein großes Geschrei. Als er dorthin geeilt war, fand er alle seine Leute in der größten Verwirrung im Gebüsch zerstreut, die Kisten und Waarenballen lagen auf dem Boden umher und zwei der Leute waren ernstlich verletzt; ihre Kameraden bemühten sich, sie wieder zu sich zu bringen. Das Thier hatte in seiner Wuth die Richtung gewechselt und war wüthend auf dem Fußpfade fortgestürmt, wobei es zehn Leute niedergeworfen hatte. Hassani gelang es noch am Abend, einen Büffel zu erlegen, dessen Fleisch erst um Mitternacht in das Lager geschafft werden konnte.

Einiges über den Wajang auf Java.

Von **Emil Metzger.**

Es giebt wohl kein Vergnügen, welches auf Java, besonders im eigentlichen Java, dem mittleren Theile der Insel, wo die javanische Sprache die Landessprache ist, so volksthümlich wäre, wie der Wajang in seinen verschiedenen Formen. Wenn eine solche Vorstellung stattfindet, strömt die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften nach dem Schauplatze der Aufführung, und nicht leicht wird sich einer der Zuschauer entfernen, bis der Dalang (der Sprecher) sein letztes Wort gesagt hat, sollte dies auch bis zum Tagesgrauen währen; ja, wenn, wie es auch vorkommt, die Vorstellung mehrere Nächte lang dauert, werden nur wenige Zuhörer an dem folgenden Abende fehlen; die Zeit einer Wajangvorstellung verschafft den Dieben eine günstige Gelegenheit.

Wir müssen unseren Lesern wohl zunächst eine allgemeine Erklärung geben, was man unter dem Worte „Wajang“ zu verstehen hat, sie läßt sich kurz und bündig in einem Worte zusammenfassen, Wajang ist ein Puppenspiel.

Gegenstand der Vorstellung sind indische und javanische Heldensagen. Der Dalang, der den Puppen seine Stimme leiht, ist ein einfacher Javane; wenn man ihn vor Beginn der Vorstellung sieht, wie er im Halbschlafe träumerisch vor sich hinstarrt, sollte man nicht glauben, daß dieser gewöhnlich alte und abgelebte Mann, dessen Augen eingesunken sind von manchen durchwachten Nächten und dem Genusse von Opium, die Kraft und die Fähigkeit besäße, seine Landsleute ganze Nächte lang zu fesseln. Fürwahr, seine Aufgabe ist schwer. Ein eigentlicher, gewissermaßen officiell angenommener Text für diese Aufführungen besteht nicht, wie wir hier ausdrücklich hervorheben wollen — es sei denn, daß man einem berühmten Dalang seinen Vortrag nachgeschrieben habe, was allerdings zuweilen vorkommt. Dieser Punkt, der schon vielfach zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, wurde vor einigen Jahren in der „Batav. Genootschap“ [1]) zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung gemacht. Die Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam nämlich hatte die Bitte ausgesprochen, einige Wajangerzählungen zu erhalten, und man hatte ihr demgemäß das einzige zugängliche Material, sogenannte Lakons (hochjavanisch

[1]) Vgl. Notulen Bat. Genootsch. van kunsten en wetenschappen. 1878, p. 9 ff.

Lampahan) zugehen lassen. Es sind dies für alle Dalangs gültige, kurze Inhaltsangaben der betreffenden Stücke, die durch dieselben in ihrer eigenthümlichen Weise weiter behandelt werden, wie man von Batavia aus ausdrücklich hervorhob. Es heißt a. a. O. unter Anderem: „Bei diesem Ausarbeiten folgt er (der Dalang) nun wohl gewissen Regeln und ist er an sichere feste Punkte gebunden; doch dies schließt nicht aus, daß die Aufführungen derselben Lakons, selbst durch denselben Dalang, nicht immer einander gleich sind, um von den Abweichungen, die bei der Aufführung durch verschiedene Dalangs stattfinden können, gar nicht einmal zu sprechen. So mußte z. B. ein Dalang am Hofe und bei den Großen zu Solo seinen Vortrag nach der dort herrschenden Gewohnheit einrichten, so daß Ardjunâ (eine der Hauptpersonen des Stückes) nicht vor Mitternacht auf der Bühne erscheint. Ein Lakon, in welchem er schon bald auftritt, muß also durch den Dalang in die Länge gezogen werden, indem er entweder ein Bruchstück aus einer anderen Erzählung hinein verwebt oder die Reihenfolge ändert, Nebenhandlungen, Verse, Räthsel, Sprichwörter oder Scherze einfügt. Wie er dabei zu Werke geht, hängt von seiner Geschicklichkeit ab. Der javanische Dalang würde ebensowenig wie sein europäischer Kollege im Stande sein, die seinen Puppen bei der Aufführung in den Mund gelegten Worte und Scherze hinterher aufzuschreiben."

Man sieht hieraus, daß man in dem javanischen Dalang einen Improvisator kennen lernt, welcher sich den Inhalt seines Stückes und den allgemeinen Verlauf desselben eingeprägt hat und nun eine extemporirte Vorstellung in derjenigen Weise giebt, die ihm mit Rücksicht auf die Umstände (wobei die empfangene Belohnung auch nicht ohne Einfluß ist) am zweckmäßigsten vorkommt. Er ist also Redner und Sänger, der jedem seiner Helden eine andere Stimme leiht, und der, wenn der Faden einmal abreißt, die merkwürdigsten Geschichten erfindet, bis er wieder sich im richtigen Fahrwasser befindet. Das erfordert nun schon in sprachlicher Hinsicht eine ganz ungewöhnliche Gewandtheit. Es ist bekannt, daß sich die javanische Sprache in eine hohe und eine niedere Sprache scheidet, zu denen sich im täglichen Leben noch eine dritte Art gesellt, die mittlere; namentlich die erstgenannten müssen im Gebrauche ganz streng unterschieden werden, und es ist leicht begreiflich, daß, da beinahe Jeder diese Sprachen in einer gewissen Vollkommenheit beherrscht, der Dalang bei dem unbedeutendsten Fehler der unerbittlichen Kritik seiner Landsleute ausgesetzt ist. Wenn die Sache im Allgemeinen schematisch ziemlich einfach so dargestellt wird, als ob die hohe Sprache gegenüber dem Höheren, die niedrige gegen Untergebene, die mittlere unter Standesgenossen gesprochen würde, so ist der Gebrauch der verschiedenen Worte doch thatsächlich sehr viel schwieriger, da man für jeden Gegenstand drei verschiedene Ausdrücke kennen oder eigentlich drei, in mancher Beziehung sehr von einander abweichende Sprachen lernen muß.

Die eigenthümliche Verwickelung besteht jedoch darin, daß die Art der Sprache, welche gebraucht werden muß, nicht nur vom Range der angeredeten, sondern auch vom Range der besprochenen Person, ja selbst von demjenigen des Besitzers einer besprochenen Sache abhängt. Spricht man von letzterem in der hohen Sprache, so muß man dies auch von seinem Besitze thun. So verwickelt nach unseren Begriffen die Sache auch ist, so einfach kommt sie dem Javanen vor, der daher auch diese Fertigkeit an dem Dalang nicht eben besonders bewundert; was ihm an dem Künstler imponirt, ist der Umstand, daß er es versteht, sich beinahe jede Nacht in höhere Sphären zu versetzen. Welche Kenntnisse vermuthet man nicht bei ihm! Welch wunderbare Geschichten von Prinzen und Prinzessinnen, von den Kämpfen der Ahnen, von blutigen Schlachten, von Ungeheuern und Gespenstern weiß er zu erzählen und dabei jede Figur so sprechen zu lassen, als ob er alles selbst erlebt, selbst mit allen Ständen verkehrt habe.

Im Allgemeinen ist bei den Dalangs von keiner großen Gelehrsamkeit die Rede, ihr Wissen und Können ist meistens Sache der Routine, die sie sich erworben haben, indem sie sich längere Zeit einem berühmten Dalang als Lehrling (Tjangkrit) angeschlossen haben; einzelne jedoch, namentlich solche, welche bei Fürsten und Großen leben, haben wirklich sich gründlich mit den javanischen Ueberlieferungen bekannt gemacht. Alle aber wissen die verschiedenen Charaktere, die in ihren Stücken vorkommen, in echt javanischer Weise vorzustellen; hiermit ist denn auch gleichzeitig gesagt, daß an die Worte, welche Ritter und Knecht, Prinzessin und Zofe, Hoch und Niedrig in den Mund gelegt werden, der Maßstab europäischer Prüderie nicht angelegt werden darf. Namentlich ist dies der Fall, wenn den Dalang sein Gedächtniß im Stiche läßt und er die Lachlust der Zuschauer durch einige Scherze zu erregen sucht.

Die Gefahr, daß europäische Ohren durch solche Ausfälle beleidigt würden, ist wohl nur gering; es gehört schon eine ganz außergewöhnliche Kenntniß der Sprache nicht nur, sondern auch der Verhältnisse dazu, um der Aufführung, namentlich bei den neben der Haupthandlung herlaufenden Episoden folgen zu können; wir möchten selbst glauben, daß manche der eingeborenen Zuhörer trotz der gespannten Aufmerksamkeit, welche sie dem Vortrage widmen, nicht im Stande sind, immer die volle Bedeutung desselben zu erfassen; manche lachen wohl nur, wenn sie andere lachen sehen. Aehnliches dürfte wohl auch manchmal bei uns vorkommen, und ebenso wie bei uns ein in fremder Sprache hübsch angebrachtes Citat gerade bei denjenigen, welche dasselbe nicht verstehen, selten seine Wirkung verfehlt, bringt auch der Dalang, wenn ihn seine Gedanken im Stiche lassen, im Nothfalle eine hübsche Zusammenstellung von Kawi und Sanskrit vor, wodurch er das volle Zutrauen der Hörer wieder zu gewinnen und ihrem Munde lauten Beifall zu entlocken weiß.

Wer vorher den ernsten gemessenen Javanen nur aus seinem Berufsleben kennt, wird erstaunt sein, wenn er die Erregung bemerkt, die sich seiner, während er den Erzählungen des Dalang zuhört, bemächtigt; doch Erregung kann man diesen Zustand eigentlich nicht nennen; er bleibt äußerlich gemessen, nur eine plötzliche Bewegung der Hand, ein Aufleuchten des Auges, ein Lächeln, ja selbst ein schallendes Gelächter sind Erscheinungen, die wie ein Blitz in der Nacht unerwartet erscheinen, um sofort wieder einer streng abgemessenen Haltung zu weichen; sie genügen aber demjenigen, welcher das Volk kennt, um zu verstehen, wie tief die innere Erregung sein muß. Dies läßt sich ja leicht begreifen; geborene Komiker sind im gewöhnlichen Leben Melancholiker, wird wohl nicht mit Unrecht behauptet, und so hat der tiefsinnige Javane einen sehr ausgeprägten Sinn für die Komik, welche der Dalang in jedem seiner Stücke entwickelt. Andererseits aber ist es der Gegenstand selbst, welcher den Zuhörern ein großes Interesse einflößt. Es ist dies letztere eine wirklich sehr auffallende Erscheinung. Der heutige Javane, welchem Stamme und welchem Stande er auch angehören möge, ist mit sehr vereinzelten Ausnahmen der hohen Kultur, die seine Voreltern einmal besessen, nicht nur ganz entfremdet, sondern er hat überhaupt keine Ahnung, daß so etwas einmal bestanden hat, und verwundert würde er denjenigen betrachten, der ihm von seiner Vorgeschichte als etwas Thatsächlichem erzählen wollte. Er lebt zu sehr in den Tag hinein, um

ernstlich an eine historische Vergangenheit zu denken; überhaupt scheint ihm die Fähigkeit zu fehlen, Vorgänge in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Ganz anders verhält er sich den Wajang-Vorstellungen gegenüber, welche je nach ihrer Art ihm die indische Heldensage, die altjavanische Vorzeit, selbst noch Vorgänge aus der Geschichte der Reiche Mâdjâpahit und Padjadjaran vorführen. Diese Aufführungen selbst, wenigstens der eigentliche Wajang, sind seit der grauesten Vorzeit bekannt. Wie Kern in den „Kawi-Studien" angiebt, wird schon in der Wiwâhâ Kawi davon berichtet. Jetzt erfreuen sich die entarteten Nachkommen, welche sich der Größe der Väter unbewußt sind, an den Schattengestalten (Schatten ist die wörtliche Uebersetzung von Wajang), welche der Dalang, der glückliche Beherrscher dieser Zauberwelt, den entzückten Dorfbewohnern vorführt, um ihnen ein Bild des goldenen Zeitalters zu geben.

Das bisher Angeführte wird wohl genügen, dem Leser eine allgemeine Vorstellung der Bedeutung zu verschaffen, welche der Wajang hat, und wir können nunmehr einige Arten desselben eingehender betrachten.

Die bedeutendste Art desselben ist der Wajang Purwo; derselbe beschäftigt sich nur mit der indischen Heldensage. Die Künstler sind etwa zwei Fuß hohe, grob bemalte Puppen aus Büffelleder, gewissermaßen Hampelmännern vergleichbar, mit beweglichen Gelenken; nach unseren Begriffen sind es ganz abscheuliche Fratzen, der Eingeborene aber entdeckt in ihnen zum Theil ganz wunderbare Schönheiten. In dem bekannten Werke von Rassles findet man eine Abbildung einiger der bedeutendsten Typen. Mit bunten Farben geschmückt, manchmal auch vergoldet, stellen sie einen ziemlich ansehnlichen Werth vor, da die Zahl der zu einem vollständigen Wajang gehörigen Figuren immerhin gegen 200 beträgt. Die am einfachsten ausgestattete Sammlung kostet etwa 150 bis 200 Gulden, bei besser ausgestatteten Figuren steigt der Preis bis auf 800, ja 1000 Gulden, und der Susunan von Solo besitzt eine solche Sammlung, deren Werth gegen 4000 Gulden betragen soll, was sich dadurch erklärt, daß die Stifte, welche die Gelenke der Figuren bilden, aus Gold verfertigt sind. Größtentheils gehören die Wajangs dem Dalang, nur in seltenen Fällen einzelnen vornehmen Eingeborenen; in den meisten Fällen werden erstere daher durch den Festgeber eingeladen, eine Vorstellung zu geben, wofür sie je nach Umständen ein Honorar von 2 bis 25 Gulden empfangen; außerdem genießen sie einige kleine Vortheile, so z. B. dürfen sie das Oel, welches in der Lampe übrig bleibt, und die Speisen, welche als Opfer dargebracht werden, mitnehmen.

Befindet sich bei den Wohnungen der ansehnlichen Leute häufig ein besonderes Gebäude, die Pringittan (von Ringgit = Puppe, Figur), so wird bei den Wohnungen der gewöhnlichen Dorfbewohner, die eine Wajangvorstellung aufführen lassen wollen, schnell ein kleines Gebäude aufgerichtet und irgendwie mit dem Hause in Verbindung gebracht. In dem Zwischenraume wird der Schirm (Kelir) ausgespannt, auf dem die Schatten der Figuren (Wajang) erscheinen. Auf der einen Seite nehmen die Frauen Platz, da ihnen nur der Anblick der Schatten erlaubt ist, auf der anderen Seite ist das Reich des Dalang; die Männer und Knaben, welchen es erlaubt ist, die Figuren selbst zu sehen, setzen sich rechts und links von ihm. Querüber unter dem Schirme läuft der Larapan, gewöhnlich ein weicher Pisangstamm, in den die an Stöckchen befestigten Figuren, wenn sie auf der Scene (dem Kelir) erscheinen sollen, eingesteckt werden. Bis zu jenem Augenblicke ruhen sie mit ihren Genossen in einem Kasten (Kotak), der links von dem Dalang steht. An weiteren Requisiten wären noch zu nennen der Gunungan, ein nach oben sich verjüngendes Stück Leder, in dessen Rande Bäume, Sträucher und allerlei wilde und zahme Thiere ausgeschnitten sind. Dieses sehr einfache Instrument leistet die mannigfachsten Dienste; bald muß der Held über ein Gebirge, durch einen Wald ziehen, bald befindet er sich einem Löwen oder sonstigen Ungeheuer gegenüber, immer aber ist es der Gunungan, der durch eine Handbewegung des Dalang den gewünschten Gegenstand auf dem Kelir erscheinen läßt. Ebenso nothwendig ist für den Dalang die Kepejak, eine mit einer Kette an dem Kasten, in welchem die Figuren ruhen, befestigte Klapper oder Rassel; trotz seiner großen Uebung ist nämlich der Dalang nicht im Stande, den die Heldenkämpfe begleitenden betäubenden Lärm mit dem Munde nachzumachen. Dazu dient ihm die Kepejak, die er mit dem rechten Fuße in Bewegung bringt. Als weiteres nothwendiges Requisit ist die Blentjong zu betrachten, die Lampe, welche an Ketten über dem Kopfe des Dalang, jedoch ihm so nahe aufgehängt ist, daß er sie durch einen Stoß seiner Hand in schwingende Bewegung versetzen kann, was für die Erscheinung der Schatten auf dem Vorhange sehr günstig wirkt. Die Lampe ist in ihrer Konstruktion von ehrwürdiger Einfachheit: ein ziemlich flaches Becken mit weiter Tülle; zusammengedrehter Kattun bildet den Docht, der trübe weiter brennt und einen dicken Qualm verursacht. Der Wajang zeigt in verschiedener Hinsicht Spuren, daß er mit der alten Religion in Verbindung steht; wenigstens werden manche der Einrichtungen als heilig und unverletzlich betrachtet und viel Streitigkeiten haben sich z. B. über die Frage erhoben, ob es erlaubt sei, diese Lampe mit Petroleum zu speisen. Ferner hat der Dalang noch ein irdenes Gefäß vor sich, in welchem vor Anfang der Vorstellung Räucherwerk verbrannt wird (Padupan); auch das Speiseopfer wird nicht vergessen (Sadjèn).

Etwas rechts von dem Künstler befindet sich das Orchester, welches bei keiner Vorstellung fehlen darf; eigentlich sollte bei dieser Art von Wajang immer der Gamelan Salendro (mit weiter Tonlage) zur Begleitung gebraucht werden. Wir haben früher schon an anderer Stelle etwas über die Instrumentirung eines javanischen Orchesters gesagt und wollen daher auf diesen Punkt jetzt nicht weiter eingehen; dagegen möchten wir noch einige Worte hinsichtlich des Eindrucks, welchen die javanischen Künstler nicht so auf den Hörer als vielmehr auf den Zuschauer machen, folgen lassen. Wir erinnern uns, in Europa nur einmal Aehnliches gesehen zu haben, wo einer unserer berühmtesten Künstler das Orchester dirigirte, ohne den Taktstock zu schwingen und nach den mitwirkenden Musikern hinzusehen. Noch überraschender ist der Anblick eines javanischen Orchesters. Während der Pausen scheinen die Mitwirkenden zu schlafen; von Noten ist natürlich keine Rede, alle die 50 bis 60 verschiedenen Musikstücke, welche das Repertoir bilden, werden auswendig gespielt. Da mit einem Male setzen alle gleichzeitig mit gewaltigem Klange ein, der, wenn das Stück es mit sich bringt, in einem Decrescendo wegstirbt oder umgekehrt, der Ton schwillt vom leisesten Pianissimo an, bis es wie Donner hallt, und je nach der Art des Stückes ist die Bewegung schneller oder langsamer, die Instrumentirung kräftiger oder zarter, aber jeder der 30 oder mehr mitwirkenden Musiker fällt im richtigen Augenblicke ein und spielt, wie uns wiederholt von Sachkennern versichert wurde, seine Partie mit wirklicher Virtuosität und wunderbarer Sicherheit. Jede Bewegung ist ruhig und abgemessen, keine Anstrengung, selbst bei der Behandlung der wenigen Blasinstrumente, sichtbar, und trotz der dem Javanen im Ganzen eigenthümlichen Selbstbeherr-

schung ist auf einzelnen Gesichtern der Ausdruck zu lesen, daß sie selbst durch die Ausübung ihrer Kunst genießen; ein gut gespielter Gamelan hat selbst schon dem Ohre eines Kunstkenners einen großen Genuß gewährt, wenn er auch die Art der Musik für etwas ganz Eigenthümliches erklärte. Zuweilen, doch nicht häufig, wird dem Wajang auch eine Taledek (Sängerin) beigegeben; sie hat bei dem männlichen Theile der Zuhörer stets großen Erfolg, wiewohl ihr Gesang für ein europäisches Ohr etwas Abstoßendes hat. Trotzdem unterscheidet der Eingeborene genau verschiedene, ihm mehr oder weniger sanft klingende Stimmen, ein Unterschied, den wir persönlich, wiewohl wir uns in mancher Beziehung mit der Art der Eingeborenen sehr vertraut gemacht haben, nie erfassen konnten; für uns war es immer ein unangenehmes Kreischen. Uebrigens haben die Gesänge keine direkte Beziehung zu der Erzählung des Dalang; es sind Kinder einer sehr leicht geschürzten Muse, welche in den Pausen des Stückes zur Erbauung des Auditoriums vorgetragen werden. Auch die anwesenden Frauen nehmen an dem häufig mehr als derben Inhalt der Lieder keinen Anstoß, und wenn sie die Sängerin mit unfreundlichen Augen betrachten, so geschieht es größtentheils des Interesses wegen, welches dieselbe dem männlichen Theile der Gesellschaft abzugewinnen weiß.

Der Wajang gedog ist etwas anderer Art, die Puppen sind nur zum Theil von Leder, größtentheils von dünnem Holze, jedoch immer platt, wie diejenigen, welche bei dem Wajang purwa gebraucht werden. Manchmal ziert ihr Haupt ein üppiger, aus Menschenhaar oder den Fasern der Arengpalme verfertigter Haarwuchs. Der hierzu eigentlich gehörige Gamelan ist der Gamelan pelog; außer in der Zusammensetzung und dem Timbre der Instrumente unterscheidet er sich von dem Gamelan Salendro noch durch die engere Tonlage; während bei letzterem die Intervalle 1 . 1 . $1^1/_2$. $1 . 1^1/_2$ Ton betragen (die Töne heißen barang, gulu, tengah, lima, nem und barang), hat ersterer zwei weitere Töne, manis und pelog, die zwischen barang und gulu, sowie zwischen tengah und lima eingeschoben werden; bei der dritten Art des Gamelan, welche Salas Miring genannt wird, fehlen die Noten tengah und nem der Pelog-Oktave. Bei dem Wajang pelog wird der Stoff immer der rein javanischen Heldensage bis zur Zeit der Entstehung von Mädjapahit entnommen. Der Held derselben ist meistens Radhen Pandji Kuda-wanengpati, dessen Schicksale in der Pandji Anggrenni behandelt sind, ferner Damar Wulan, der Besieger so vieler Reiche, und andere Heroen der altjavanischen Geschichte, von der nur wenig bekannt ist; eben die Wajang-Erzählungen und neuere Bearbeitungen sind beinahe das Einzige, was wir von denselben besitzen. Aeußerlich ist der Wajang gedog nur wenig von dem Wajang purwo verschieden, so daß wir zu einer dritten Art übergehen können. Es ist dies der Wajang karutjil (Kelidik), der sich äußerlich schon dadurch von den beiden vorher besprochenen Arten unterscheidet, daß er auch am Tage aufgeführt wird. Außerdem sind die Puppen nicht platt, sondern rund, aus weichem Holze geschnitzt und bemalt. Bei der Aufführung werden sie nicht in den Larapan (den weichen Pisangstamm, der unter dem Vorhange quer über die Bühne läuft) hineingesteckt, sondern zu diesem Zwecke werden hölzerne Latten, in welchen Löcher angebracht sind, befestigt. Der Vorhang ist hier, wenn bei Tage gespielt wird, ganz überflüssig und wird dann weggelassen oder eine Oeffnung in demselben erlaubt auch den Frauen, die Figuren selbst zu sehen. Wie überhaupt bei jeder Art von Wajang, so sind auch hier die Einrichtungen sehr primitiv; ein kleiner Schirm, der vor die Oeffnung gesetzt wird, so lange der Dalang mit seinen Vorbereitungen beschäftigt ist, deutet den Zuschauern an, daß man die höfliche Bitte an sie richtet, nichts zu sehen. Eine Abart, die man wohl eigentlich kaum mehr zum Wajang rechnen kann, ist der in West-Java gebräuchliche Wajang beber, bei dem bildliche Vorstellungen, die auf lange Rollen Papier gedruckt sind, dem Zuschauer vorgeführt und durch begleitende Worte des Dalang erklärt werden. Der Gegenstand ist bei letzterem sehr verschiedener Natur, während er bei dem Wajang karutjil stets der Geschichte der Reiche Mädjäpahit und Padjadjaran entnommen ist.

Wie Veth sehr richtig bemerkt, kann man in diesen oben erwähnten drei Hauptarten des Wajang sehr leicht drei verschiedene Entwickelungsstufen erkennen, obwohl der ältesten derselben, dem Wajang purwo, dessen Erfinder Radhen Pandji Kuda wanengpati gewesen sein soll, eine besondere Ehrfurcht bewiesen wurde, so daß die jüngeren nie das Ansehen zu erringen im Stande waren, welches der Wajang purwo jederzeit besaß und noch besitzt, und was sich schon darin ausdrückt, daß ihm ein übernatürlicher Ursprung zugeschrieben wird.

Alle diese Formen genügten jedoch noch nicht; Mangku Negoro I. machte in der Mitte des 18. Jahrhunderts den Versuch, die Puppen bei dem Wajang durch Menschen zu ersetzen, vielleicht hatte hierbei jedoch auch europäischer Einfluß mitgewirkt. Als eingentlicher Erfinder dieser Neuerung wird der Javane Mas Said (1757) genannt.

Alle Rollen werden beinahe immer durch Männer vertreten. Da jedoch dieser neuen Mode Krankheit und Unglück folgten, ist sie, die man übrigens durchaus nicht mit dem ausschließlich von lebenden Menschen aufgeführten Topeng in Verbindung bringen darf, sehr wenig in die ziemlich konservative Bevölkerung eingedrungen.

Wir bemerken, daß wir eine für den Wajang allerdings ziemlich unbedeutende Persönlichkeit, den Tjantrik, ganz aus dem Auge verloren haben. Die Aufgabe eines solchen Famulus — denn durch dieses fremde Wort kann man seine Stellung dem Dalang gegenüber wohl am besten ausdrücken — hat nach unseren Begriffen wenig Verführerisches. Einmal nämlich muß er alle mögliche Arbeit für seinen Lehrer thun, was übrigens im Allgemeinen nach javanischen Begriffen stets von den Lehrlingen gefordert wird und eine gute Schule abgiebt, aus der manch tüchtiger Mann hervorgegangen ist, wird aber dafür mit dem ganzen Vorrathe von alten Geschichten, den der Dalang besitzt, bekannt gemacht, lernt das Wichtigste auswendig und erhält später seinen Antheil an dem Ertrage der Aufführung; es ist dies allerdings eine besondere Gunst, denn der Javane geht in dieser Hinsicht mit dem Gelde im Allgemeinen sehr zurückhaltend um. Bei den Aufführungen wird dem vorgerückten Schüler gewöhnlich erlaubt, dasjenige, was man nach unseren Begriffen Prolog nennen würde, zu sprechen; zuweilen darf er auch einen Epilog halten, der allerdings gewöhnlich in Lärm, den die javanischen Helden unter Begleitung des Orchesters machen, ziemlich ungehört verhallt.

Der Wajang soll nach verschiedenen, gut mit einander übereinstimmenden einheimischen Angaben dienen, um den Eingeborenen besser in die alte Geschichte seines Vaterlandes einzuführen.

Von rein europäischem Standpunkte aus können wir allerdings sehr wenig Belehrung aus dem Wajang schöpfen; er bewegt sich eben auf ganz anderem Gebiete als demjenigen, auf welches unsere Anschauungen sich gewöhnlich richten. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, wie wir schon im Anfange dieser Zeilen bemerkten, das eigentliche

Java die Wiege des echten und unverfälschten Wajangs ist; von dort aus hat er sich allerdings nach Osten und nach Westen verbreitet, doch sind alle diese Nachahmungen sehr weit hinter dem Original zurückgeblieben. Echt finden wir ihn außerdem in schönster Form auf Bali und namentlich in Siam.

Als eigentlich unterscheidendes Merkmal des Wajang vom Topeng (einer anderen Art von Aufführungen, in denen Menschen auftreten) handelt es sich bei ersterem um die Vorstellung einer Legende oder nach dem Begriffe der Zuhörer eigentlich einer historischen Thatsache, während bei letzterem eine augenblickliche Situation wiedergegeben wird, die alle Theilnehmer auffassen und so gut als möglich zu Ende führen.

Das Volk der Omaha.

Ko. Die Nordamerikaner bemühen sich eben in der anerkennenswerthesten Weise zu retten, was noch von den Indianerstämmen zu retten ist und wenigstens genaue Angaben über ihre Sitten und Gebräuche der Nachwelt zu erhalten, gewissermaßen den Text zu den Illustrationen, welche die großartigen Sammlungen des Nationalmuseums bieten. Das Bureau of Ethnology der Smithsonian Institution veröffentlicht alljährlich eine ganze Reihe stattlicher Bände über diesen Gegenstand, aber es ist für den Laien nicht ganz leicht, sich durch den interessanten Inhalt hindurch zu arbeiten. Die amerikanischen Ethnographen haben nämlich in dem berechtigten Streben, die indianische Aussprache genau wiederzugeben, ein eigenes Alphabet geschaffen mit mindestens 60 Zeichen, das uns mit seinen zum Theil verkehrt gestellten und mit allen möglichen Anhängseln und Nebenzeichen versehenen Buchstaben sehr eigenthümlich anmuthet. Wir denken unseren Lesern diese Arbeit zu ersparen und schreiben in den nachfolgenden Auszügen aus einer der interessantesten Arbeiten des Vorjahres[1]) die indianischen Namen ungefähr so, wie sie ausgesprochen werden.

Die Omahas sind der Rest eines Gliedes des Thegiha-Stammes; sie bilden mit den Ponkas, den Osage und den Kansas die eine Hälfte dieser einst mächtigen Nation, während die Kwapas die andere darstellen. Thegiha — das Th englisch ausgesprochen — bedeutet „ein Mann aus dem Land"; dieselbe Bedeutung hat nach der Angabe des Häuptlings Joseph la Flèche, welchem Dorsey viele werthvolle Mittheilungen verdankt, der Name Dakota. Omaha, richtiger Umanhan, bedeutet „die stromauf Gewanderten", und soll nach der Tradition daher rühren, daß die Omahas, als die Nation bei ihrer Wanderung an die Mündung des Ohio gelangte, aufwärts zogen; den Gegensatz bilden die Kwapas oder Ugagpa, die stromab Gewanderten. Sie haben noch die Tradition bewahrt, daß ihre Vorfahren einstmals da wohnten, wo heute St. Louis steht. Von dort zogen sie, immer noch mit ihren Verwandten vereint, im Missouri herum, wahrscheinlich vielfach in Berührung kommend mit den Jowas und wohl auch den Otos, bis sich schließlich an der Mündung des Osage River die vier Stämme endgültig trennten. Ponkas und Omahas gingen mit den Jowas zusammen über den Missouri, wanderten durch Missouri, Jowa und Minnesota und siedelten schließlich lange Zeit in den Umgebungen des berühmten „Red pipestonequarry". Mörderische Kämpfe mit den Dakotas zwangen sie zum Weiterwandern; an einem See in Dakota, wahrscheinlich dem heutigen Lake Andes, hielten sie wieder an und hier gaben sich die Stämme der Tradition nach ihre heutige Organisation und schnitten das Bundeszeichen, den heiligen Pfahl; die Stelle heißt heute noch „Waqcéxe gasai an", „wo sie den heiligen Pfahl schnitzten". Die Weiterwanderung ging immer stromauf, bis zum White Earth River, wo sie abermals den Missouri überschritten und dann wieder stromab zogen. Am Niobrara blieben die Ponkas zurück, am Bow Creek in Nebraska die Omahas, die Jowas zogen weiter bis zum Jowa Creek, wo sie in der Nähe der heutigen Stadt Ponka ihr Dorf bauten. Von da ab zogen die einzelnen Stämme in ihren Jagdgründen umher, doch ohne weiter zu wandern, bis sie 1845 in ihre heutigen Reservationen in Nebraska verwiesen wurden. Dort hausen sie noch, und zwar meistens als Ackerbauer und in wohlgezimmerten Häusern. Das Land ist unter sie vertheilt worden und Einzelne, wie der oben genannte Häuptling La Flèche, haben schon seit 1858 begonnen, Ackerbau zu treiben. Der allgemeine Uebergang dazu ist aber erst um 1869 erfolgt. Von einem Rückgange des Stammes in neuerer Zeit kann man nicht reden; ihre Seelenzahl betrug 1876: 1076, 1882 aber 1100, also eine, wenn auch kleine Zunahme.

Die Verfassung der Omahas beruht, wie bei allen Zweigen der großen Sionan-Familie, auf dem Zusammenhalt der Geschlechter (Gens oder Clan) der blutsverwandten Männer. Sie theilen sich in zwei Unterstämme, die Honga-cenu und die Icta-sanda; jeder zerfällt in fünf Geschlechter und diese wieder in Untergeschlechter Dorsey möchte annehmen, daß ursprünglich jedes Geschlecht in vier Unterabtheilungen zerfallen sei; doch bringt er keinen Beweis dafür und es erscheint durchaus unwahrscheinlich, daß die Geschlechter, die sich doch unmöglich ganz gleichmäßig vermehrt haben können, alle in ganz gleicher Weise getheilt gewesen sind. Dem Range nach unterscheidet man drei Hauptklassen, Nikagahi, die Häuptlinge und angesehensten Männer, welche allein die Rathsversammlung bilden, die Wanace oder Tapferen (der Autor bezeichnet sie sehr eigenthümlicher Weise als Policemen), und die Cénujiüga oder jungen Männer, die sich noch nicht in irgend einer Weise ausgezeichnet haben. Außerdem erfreuen sich noch einer besonderen Geltung die Bewahrer der sieben heiligen Pfeifen und der drei heiligen Zelte. Weder sie noch die Häuptlinge nehmen an Kriegszügen Theil; für diese werden besondere Führer gewählt und die Häuptlinge treten erst wieder in Funktion, wenn Friedensunterhandlungen beginnen.

Die Omahas bauten ihre Winterdörfer ziemlich regellos aus Erdhütten, jede Frau da, wo es ihr gefiel, aber für Wanderschaft und Jagdzüge hatten sie ihre besondere Lagerordnung. Es gehört das jetzt freilich der Vergangenheit an, denn der Büffel ist in Nebraska ausgerottet und ihren

[1]) Omaha Sociology, by Rev. James Owen Dorsey. Extract from the third Annual Report of the Bureau of Ethnology. Washington 1885. Gr. 8°. 165 p.

letzten großen Jagdzug hielten die Omahas im Jahre 1871 oder 1872. Früher sollen sie in zwei concentrischen Kreisen gelagert haben, später schlugen sie ihre Zelte in der Form eines an einer Stelle offenen Kreises oder eines Pferdehufes auf; rechts vom Wege lagerten die Hangacenn, links die Ictasanda, immer die Geschlechter in fest bestimmter Reihenfolge; der Eingang wurde in Kriegszeiten besonders eng gemacht, um feindliche Ueberfälle leichter abwehren zu können, in dem Innenraume wurden die Pferde angepflöckt und die heiligen Zelte aufgeschlagen, auch die heiligen Pfeifen verwahrt. Von diesen sollen ursprünglich sieben vorhanden gewesen sein, welche sämmtlich den Hanga gehörten, aber gegenwärtig sind nur noch zwei da, welche das Geschlecht Jũke-Sabĕ bewahrt. Sie werden nur bei wichtigen Gelegenheiten zum Vorschein gebracht; wer raucht, bläst den Dampf empor und spricht: „Hier, Makanda, ist der Rauch."

Das Mutterrecht ist bei den Omahas längst durch das Vaterrecht verdrängt, nur die Kinder von Fremden gehören zum Geschlechte ihrer Mutter; Fremde können überhaupt nicht aufgenommen werden. Jedes Geschlecht hat sein besonderes Wappenthier und sein besonderes Tabu. Den Weijincte ist der Elk heilig; sie dürfen kein Fleisch vom Elkhirsch essen, ja nicht einmal berühren, ebensowenig den gewöhnlichen Hirsch (deer); aber die Todten werden mit Mocassins aus Hirschhaut begraben. Sie bewahren das heilige Kriegszelt. — Die Jũke-Sabĕ oder Schwarzschultern ehren den Büffel als ihren Stammvater und sagen, er habe ursprünglich unter dem Wasser gewohnt; sie dürfen darum keine Büffelzungen essen und kein Büffelhaupt berühren, jagen und tödten übrigens den Büffel mit ihren Stammesgenossen. Zum Begräbniß werden sie in eine Büffelhaut mit dem Haare nach außen gewickelt. Für eine Unterabtheilung von ihnen ist auch der rothe Mais Tabu. — Auch die Hanga stammen von den Büffeln ab, aber das Tabu ist für die einzelnen Familien verschieden; die einen essen keine Büffelseiten, die anderen keine Zungen, wieder anderen sind nur Gänse, Schwäne und Kraniche verboten. Dieses Geschlecht bewahrt die beiden heiligen Zelte und den heiligen Pfahl, welchen seine Vorfahren vor mehr als 200 Jahren geschnitten haben. Er besteht aus Cotton wood, ist etwa acht Fuß lang, mit einem kurzen Fuße aus Eschenholz, und an seiner Spitze ist ein Skalp befestigt. Trotzdem hat er keine kriegerische Bedeutung. Um seine Mitte sind Schwanendaunen gewickelt, darüber ein Stück Rinde vom Baumwollbaume und zu oberst ein Stück Büffelhaut. Alljährlich muß er bei der Heimkehr von der Jagd mit Fett geschmiert werden: als Josef La Flèche das eines Tages unterließ, verlor er kurz darauf ein Bein.

Die Thatada zeichnen sich dadurch aus, daß sie in verschiedene Unterfamilien zerfallen, welche gesondert lagern; doch werden sie in Beziehung auf Heirathen als ein Geschlecht betrachtet. Für die erste ist der schwarze Bär Tabu, und für einen ihrer Zweige der Waschbär, für die zweite sind es die kleinen Vögel, die dritte, obschon nach dem Adler benannt, darf wieder keinen Büffelkopf berühren, die vierte verehrt die Schildkröte. Jede von diesen Unterfamilien hat eigene Gebräuche, um welche sich die anderen nicht kümmern. — Die Kansas, welche zunächst auf sie folgen, haben kein lebendiges Tabu, aber sie dürfen keinen Grünspan berühren.

Damit schließt die Reihe der Hanga-Geschlechter; die der Ictasanda eröffnen die Manthinka-Gaxe, die Erdwühler, was der Name eigentlich bedeutet, die Präriewölfe, wie sie selbst sich nennen; sie ehren den Coyote, den Wolf und vier heilige Steine, die der Coyote einmal als Schutz gegen seine Feinde gemacht hat. Die Tesinde stammen wieder vom Büffel und dürfen kein Kalb essen, so lange sein Haar noch roth ist. Die Tapa dürfen keinen Theil irgend eines hirschartigen Thieres berühren, wohl aber Hirschfleisch essen. Der Name der Jũgthe-Ide ist nicht sicher erklärt, verboten ist ihnen das Büffelkalb, wie den Tesinde, sie werden sich also wohl auch eine Abstammung von Büffeln zuschreiben. Den Schluß des Ringes bilden die Ictasanda, denen das Berühren und Tödten von Reptilien und Würmern verboten ist; nur wenn Ungeziefer die Maispflanzungen angreift, dürfen sie einige Stücke davon mit geröstetem Mais kochen und essen, dann verschwindet der Rest sofort. Sie haben die eigenthümliche Sitte, daß sie ihren Kindern das Haar nicht vor dem vierten Jahre schneiden, es geschieht dann mit bestimmten Ceremonien an einem bestimmten Tage durch den Hüter der heiligen Pfeife, welcher dafür ein Geschenk empfängt.

Die Regeln bezüglich der Verwandtschaft sind, wie überall bei den nordamerikanischen Eingeborenen, sehr verwickelter Natur. Als Verwandte gelten zunächst die Geschlechter von Vater, Mutter und Großmutter, dann die Verwandtschaft der angeheiratheten Familienglieder, drittens die Mittheilnehmer am Calumettanz (Weawan). Endlich gelten noch als Verwandte die Bewohner im Ringe an einander stoßender Zelte verschiedener Geschlechter, doch hindert diese Verwandtschaft die Zwischenheirath nicht. Außerdem betrachten sich auch einzelne Geschlechter verschiedener Stämme als Verwandte, Abkömmlinge desselben „Nikie" und nach manchen Angaben entsteht auch eine gewisse Verwandtschaft durch das Rauchen der heiligen Pfeife. Die Blutsverwandtschaft zählt auf der väterlichen Seite 14, auf der mütterlichen 15 Gruppen. Für die Verheirathung gilt auch hier der Grundsatz, daß der Mann sein Weib außerhalb seines Geschlechtes suchen muß; auch aus der Unterfamilie, welcher seine väterliche Großmutter angehörte, darf er Niemand heirathen, aber die anderen Unterfamilien des Geschlechtes sind ihm nicht verschlossen, und dasselbe gilt für das Geschlecht seiner Urgroßmutter, und genau dieselben Regeln gelten auf der mütterlichen Seite. Auch die Verwandtschaft des Schwiegersohnes und der Schwiegertochter bleibt ausgeschlossen. Die Auswahl ist also sehr gering, und wenn nicht die Einrichtung der Unterfamilien (Subgentes) bestände, würden die meisten jungen Männer sich gezwungen sehen, ihre Frauen bei fremden Stämmen zu suchen.

Die Mädchen heirathen, je nach ihrer Entwickelung, mit 15 bis 17 Jahren; früher warteten sie gewöhnlich bis 20 Jahre; gezwungen können sie nicht werden und ebenso wenig findet ein Frauenkauf statt. Der Freier macht Geschenke; sind die Eltern nicht mit der Bewerbung einverstanden, so weisen sie dieselben zurück. Mitunter dauert die Bewerbung lange, meistens werden die jungen Leute bald einig, das Mädchen geht in die Hütte des Mannes und ist seine Frau, ohne daß besondere Hochzeitsceremonien stattfinden. Polygamie ist gestattet bis zu drei Frauen, die aber meist aus derselben Familie sind, da die Schwestern und Nichten der Frau nicht blutsverwandt sind. Die erste Frau muß aber die Erlaubniß zur zweiten Heirath geben, was sie meistens gern thut, um weniger Arbeit zu haben; sie kann nicht verstoßen werden, so lange sie nicht der Untreue überwiesen wird, aber sie kann in Uebereinstimmung mit ihren Verwandten den Mann verlassen, wenn er sie unwürdig behandelt. Der Mann vermeidet, mit seiner Schwiegermutter und deren Mutter zu sprechen, ebenso die Frau mit ihrem Schwiegervater; die Kinder müssen die Vermittelung besorgen.

Fruchtabtreibung ist äußerst selten, Kindermord kommt nie vor. Naht die Entbindungsstunde, so bleiben nur ein

paar alte Weiber bei der Frau; schwere Entbindungen sind selten, aber man kennt doch wehenbefördernde Mittel. Die Wöchnerin wird im Sommer in kaltem, im Winter in lauem Wasser gebadet, fühlt sie sich wohl, so geht sie alsbald wieder ihren Geschäften nach, doch kann sie sich auch schonen, so lange sie es für nöthig hält. Das Kind wird auch alsbald in kaltem Wasser gewaschen und dann gewickelt. Die Ehen sollen nicht mehr so kinderreich sein wie früher, und es sollen auch mehr Kinder sterben, doch kommen immer noch Frauen mit sieben und mehr Kindern vor. Die Frau steht neben dem Manne völlig gleichberechtigt und wenn es nöthig, hilft er ihr bei der Arbeit. Stirbt der Mann, so kann die Wittwe sich wieder verheirathen, jedoch erst nach vier bis sieben Jahren, jetzt auch schon nach kürzerer Trauerzeit. Auch der Wittwer muß seine Zeit aushalten, sonst können ihm die Verwandten seiner Frau seine Pferde wegnehmen.

Das große Ereigniß für die Omahas war früher die sommerliche Büffeljagd, zu welcher der ganze Stamm auszog, mitunter in Verbindung mit den stammverwandten Ponkas. Sobald ihre Zeit herannahte, rief der Häuptling der Haŋgas seine Kollegen und die Wanace zu einer festlichen Versammlung; die heiligen Pfeifen wurden angezündet und dann berathen, ob und wann man aufbrechen wolle. Dabei brodelten die Kessel auf dem Feuer, welches die Hüter der heiligen Zelte zu schüren hatten. War man einig über die Zeit des Jagdzuges, so wurde noch der einzuschlagende Weg berathen, dann wurden die Kessel vom Feuer genommen und der Inhalt an die Gäste vertheilt, von denen jeder Löffel und Napf mitgebracht hatte. In feierlicher Reihenfolge kamen die Gäste, in derselben gingen sie auch wieder, und sofort machte der Ausrufer die getroffene Entscheidung dem ganzen Stamme bekannt. Am folgenden Tage begannen die Zurüstungen zum Aufbruch. Die Frauen bargen, was nicht mitgenommen werden sollte, in einer unterirdischen Cache, deren Eingang sie geschickt mit Rasen überkleideten, sie besserten die Packsättel aus und flickten die Mocassins; die jungen Männer veranstalteten einstweilen festliche Tänze. Am Morgen des Aufbruches beluden sie die Packthiere, die Hunde und sich selbst mit dem nöthigen Gepäck und versammelten die Eingänge der Hütten, in denen Niemand zurückblieb, mit Strauchwerk, und der Ausrufer verkündete, wo Abends die Zelte aufgeschlagen werden sollten, eine Vorsichtsmaßregel, welche vor jedem Aufbruch wiederholt wird, damit die Jäger wissen, wo sie am Abend ihre Zelte zu suchen haben.

Die heiligen Zelte und der heilige Pfahl werden natürlich mitgenommen, denn gerade bei der Büffeljagd haben sie die hauptsächlichste Bedeutung; ebenso die heiligen Pfeifen. Im Wacabe-Zelte versammeln sich die Häuptlinge. Sie haben übrigens nicht die Leitung der Jagd, vielmehr werden für diese vier eigene Leiter erwählt und diese bestimmen dann aus der Zahl der Wanace die nöthigen Gehilfen, denen in diesem Falle die Rolle von Aufsehern zufällt, so daß für die Büffeljagd allerdings die Uebersetzung „policemen“ gerechtfertigt erscheinen könnte. Sobald man die Jagdgründe erreicht hat, werden die tüchtigsten Jäger als Späher ausgesandt. Haben sie eine Heerde erspäht, so melden sie das dem Oberleiter und der Stamm lagert sofort, während die jungen Männer ihre Oberkleider ablegen und sich, nur mit Bogen und Messer bewaffnet, zur Jagd fertig machen. Vor dem Beginne werden noch einige junge Männer bezeichnet, welche für die zum Opfer nöthigen Büffelseiten, Zungen und Herzen zu sorgen haben. Dann wird in bestimmter Ordnung aufgebrochen, um die Heerde zu umstellen; wer die Ordnung verletzt, kann von den Wanace auf das Schärfste gezüchtigt werden, denn es kommt Alles darauf an, daß die Heerde umstellt ist, ehe ein Angriff erfolgt. Die Jäger haben zwei Führer, von denen der eine die heilige Pfeife, der andere die Standarte der Wanace trägt; sobald sie die Heerde in Sicht bekommen, reitet der eine rechts, der andere links im Kreise herum, bis sie sich auf der anderen Seite wieder treffen, und die Reiter folgen ihnen mit Ausnahme der jungen Leute, welche die Herzen und Zungen zu sammeln haben; diese halten direkt der Heerde gegenüber. Dann wird das Zeichen gegeben, die Reiter sprengen von allen Seiten auf die Heerde ein und jagen den Thieren aus nächster Nähe die Pfeile hinter das Schulterblatt; sie thun das mit solcher Gewalt, daß der Pfeil nicht selten bis zur anderen Seite durchdringt. Jeder Indianer hat sein besonderes Zeichen, und so ist leicht zu bestimmen, wem das erlegte Wild gehört.

Schon während der Jagd schneiden die dazu bestimmten jungen Männer den erlegten Büffeln Herz und Zunge aus, hängen die letzteren an ihre Bogen und bringen sie dem Hüter des heiligen Zeltes, welcher sie alsbald in die Kessel legt und kocht. Ist die Jagd beendet, so ladet der Ruser die Häuptlinge und die Wanace zum heiligen Zelte; sie sitzen nieder und jeder erhält eine Zunge, muß sie aber sofort verzehren und zwar ohne ein Messer zu benutzen; als Teller dient dabei ein Zipfel seiner Decke. Diese Ceremonie wird übrigens nur bei den ersten vier Jagden wiederholt, später dürfen die Zungen zerschnitten werden. Bei dem Essen werden in bestimmter Reihenfolge die heiligen Lieder gesungen, welche nur den Alten bekannt sind, erst die auf den Mais bezüglichen, dann die von der Büffeljagd, und das dauert bis zum hellen Morgen.

Die jungen Männer zerlegen derweile die erlegten Büffel; die Haut gehört dem, welcher den tödtlichen Pfeil absandte, das Fleisch vertheilt er nach seinem Gutdünken; nur wenn die Jagd schlecht war, muß jeder Theilnehmer seinen Antheil erhalten. Alte Bullen sind freilich so zähe, daß man ihr Fleisch nicht genießen kann, junge Stiere werden nur im Winter gegessen, Kühe und Kälber dagegen zu jeder Jahreszeit. Von diesen wird außer dem Kopfe und den Füßen Alles benutzt und ins Lager geschafft, selbst das Hirn wird herausgenommen, um zum Gerben der Felle benutzt zu werden. Das Fleisch, welches nicht gleich gegessen wird, wird in dünne Streifen geschnitten und an der Sonne oder über leichtem Feuer getrocknet, dann in Bündel gepackt, wie sie gerade für ein Packpferd geeignet sind, aber nicht gleich mitgenommen, sondern in einer Cache geborgen, bis zur Beendigung des Jagdzuges. Auch die Eingeweide werden herausgenommen und sorgsam getrocknet, da sie zu vielen Zwecken dienen müssen.

Ist ein genügender Vorrath an trockenem Fleische und Häuten erbeutet worden, so denkt man an die Heimkehr. Vorher findet aber eine sehr wichtige Ceremonie statt, die Salbung des heiligen Pfahles, ein Dankopfer für die erfolgreiche Jagd. Die jungen Männer werden zusammenberufen und gehen dann durch den Ring, gefolgt von einigen Frauen; an jedem Zelte reißen sie einen Pfahl aus und geben ihn den Weibern, welche ihn zum heiligen Zelte bringen. Dort wird mit den Pfählen ein Zelt von besonderer Länge aufgeschlagen, zu dessen Bedeckung auch die Decken der heiligen Zelte verwandt werden, und dann fordert der Rufer die Kinder aus den wohlhabenderen Familien und die jungen Leute auf, ihre Geschenke zu bringen. Die letzteren bringen die Büffelseiten, die sie gelobt haben, bei großen Jagden mitunter 30 bis 40, die Kinder Gewehre, Kessel, Kleiderstoffe, selbst Pferde. Diese Geschenke gehören den Hütern der Zelte und des Pfahles, die an der Jagd

nicht theilnehmen dürfen. Der heilige Pfahl wird unmittelbar vor der Mitte des Zeltes aufgepflanzt; zu seinen beiden Seiten liegen die beiden schönsten Büffelfeiten, daneben die anderen in einer oder zwei Reihen. Der Zelthüter zerschnitt nun die beiden besten Stücke in Streifen, so breit wie seine Hand und so lang wie sein Vorderarm, beschmierte diese mit rothem Thon und salbte damit den Pfahl; der Rest der Büffelfeiten blieb den Hanga als Entschädigung dafür, daß sie keine Büffelzungen essen durften.

Auf die Salbung des Pfahls folgte ein Scheingefecht, veranstaltet von den jungen Männern im vollen Kriegsschmucke, dann wurde die Friedenspfeife geraucht und der heilige Pfahl wieder in sein Zelt zurückgebracht. Mitunter waren die Ceremonien damit beendigt, meistens aber folgte am anderen Tage noch ein feierlicher Tanz, der Hedewatci. Noch am selben Abend zogen ein paar junge Männer aus, begleitet von einer Frau, welche ein Beil trug; sie suchten einen passenden Baumwollenbaum und die Frau fällte ihn; er wurde entweder alsbald mit nach Hause genommen, oder erst am anderen Morgen geholt; dann rannten alle jungen Männer aus und es galt als eine Ehre, den Baum zuerst zu erreichen. Man grub mittlerweile ein Loch genau in der Mitte des Zeltringes und stellte den Baum, dem wie einem deutschen Kirmesbaum oben ein paar Aeste gelassen werden, darin auf. Dann laden die Jüke-sabĕ zum Tanze ein, indem sie dem Chef jedes Stammes einen Stab übersenden; sie stellen auch die Sänger und die Musikanten, deren Instrumente allerdings nur aus zwei Trommeln und vier Klappern bestehen. Zwei junge Männer, jeder mit einer der heiligen Pfeifen in der Hand, leiten den Tanz, im inneren Ringe tanzen die Männer, im äußeren die Frauen, um sie herum reiten diejenigen, welche bei dieser besonderen Feierlichkeit Anderen Geschenke zu machen wünschen. Zuletzt werden die Stäbe gegen den Baum geworfen und damit schließt der Tanz. Gleich am anderen Morgen wird aufgebrochen; vier der flinksten jungen Leute eilen voraus, um die Rückkehr zu melden und gleichzeitig den Zurückgebliebenen einige frische Büffelzungen zu bringen. Eine besondere Ceremonie beim Einzuge ins Dorf findet nicht statt.

Die letzte große Büffeljagd der Omahas fand, wie schon oben erwähnt, im Jahre 1872 statt. Jetzt ist das gewaltige Thier, das einst so vielen Indianerstämmen Nahrung bot, bis auf einen geringen Rest durch amerikanische Asjäger ausgerottet und kaum noch zahlreicher, als Elenn und Ur in Europa; schon die nächste Generation wird die Büffeljagd nur noch als Tradition kennen. Jetzt bildet der Mais die Grundlage der Nahrung für die Omahas. Sie kultiviren acht Sorten, von denen eine schon im Juli reift. Außerdem werden Bohnen gebaut und in immer steigenden Maße Weizen. Auch Kürbisse und Wassermelonen sind beliebt und werden in verschiedenen Sorten gezogen. Von Bohnen kannte La Flèche fünfzehn Sorten. Gern gegessen werden auch die Wurzeln und Samen der gelben Wasserlilie (Nelumbium luteum).

Seit die Civilisation in den fernen Westen eingedrungen ist, wandeln die rothen Männer nicht mehr auf dem Kriegspfade und die alten Bräuche werden vergessen. Doch hatten die Omahas noch 1872 einen Ueberfall ihrer Erbfeinde, der Dakotas, abzuwehren und verloren dabei viele Leute. Wurde ein Angriff noch rechtzeitig bemerkt, so warfen sie rasch einen Wall um das Lager auf, pflanzten die Zeltpfähle darauf und deckten die Zeltdecken darüber, so daß sie hinter denselben hervor sicher schießen konnten. Die Frauen gruben für sich und ihre Kinder Erdlöcher und deckten diese mit Fellen, um vor den Kugeln sicher zu sein. Bei einem plötzlichen Ueberfalle gelang es einer Omahafrau nicht mehr, die Höhlung, welche sie für ihre Kinder gegraben, zu verdecken; sie warf sich selbst darüber und stellte sich todt, ja sie zuckte nicht, als die grausamen Feinde ihren Skalp nahmen, und rettete so ihre Kinder. Uebrigens behauptete La Flèche, daß die Omahas nie so grausam gewesen seien, wie die Dakotas und daß sie namentlich niemals ihren Frauen gestattet hätten, die Gefangenen zu verstümmeln. Die Winterdörfer hatten an gefährlicheren Stellen dauernde Befestigungen, von denen manche noch existiren. So liegt ein altes Fort der Ponka in Todd County am Missouri noch ganz wohl erhalten auf einem von zwei tiefen Schluchten eingefaßten steilen Hügel.

Die gewöhnlichen Kriegszüge wurden von irgend einem jungen ehrgeizigen Manne veranstaltet, der sich auszuzeichnen und Skalpe zu gewinnen wünschte. Er lud seine Freunde ein, berieth und schmauste mit ihnen ein paar Nächte hindurch, dann brachen sie auf, heimlich und bei Nacht, um von Niemand bemerkt zu werden; sie schwärzten ihre Gesichter und fasteten vier Tage, dann wuschen sie sich und aßen von den mitgenommenen Vorräthen. Auch eine kleine Abtheilung hat zwei Führer und zwei Stellvertreter derselben. Liegt aber ein ernstlicher Kriegsfall vor, ist z. B. für einen feindlichen Ueberfall Rache zu nehmen und somit der ganze Stamm interessirt, so werden die Vorbereitungen öffentlich getroffen. Der zum Führer bestimmte Krieger beschmiert sein Gesicht mit Thon und geht durch das Dorf mit dem Ruf: „Wakanda, die Fremden haben mich beleidigt, hilf mir zur Rache.“ Dann sammeln sich die Männer, die Kriegspfeife wird gebracht und wer sich am Zuge betheiligen will, thut einen Zug daraus. Dann werden die fünf heiligen Säcke gebracht, die nur bei großen Kriegszügen zum Vorschein kommen; sie sind mit farbigen Vogelfedern gefüllt und dem Donnergott geheiligt; ihren Hütern müssen dafür Geschenke gemacht werden. Beim Aufbruch gehen die Späher immer einige Miles voraus; ihnen folgen die Träger der heiligen Säcke, der Kapitän und dann die Krieger im bekannten indianischen Gänsemarsch. Das Lager wird im Kreise um ein Feuer geordnet, aber nur bei ganz schlechtem Wetter wird eine Grashütte errichtet. Am fünften Tage wird feierlich die Neubenennung sämmtlicher Krieger vorgenommen; jeder giebt seinen alten Namen auf und nimmt einen neuen an, den er sich selbst auswählt; der Donnergott, welcher gleichzeitig auch der Kriegsgott ist, wird dabei angerufen. Melden die Späher ein feindliches Lager in der Nähe, so öffnet der oberste Häuptling die heiligen Säcke und kehrt ihre Mündung dem Feinde zu. Handelt es sich nur um einen Pferderaub, so gehen zwei von den jungen Kriegern zusammen vor; mißlingt es ihnen, so müssen die Kapitäne den Versuch machen. Handelt es sich aber um einen ernstlichen Angriff auf ein feindliches Lager, so gehen erst Kundschafter aus, um es ganz genau zu untersuchen und die Hütten zu zählen, und die Führer überzeugen sich persönlich von der Genauigkeit des Berichtes. Dann schleicht sich der ganze Trupp in die nächste Nähe, und bei Tagesanbruch erfolgt der Angriff. Kehren sie siegreich in die Heimath zurück, so zünden sie in einiger Entfernung das Gras an und feuern so viel Schüsse ab, als sie Feinde getödtet; kommen sie stillschweigend, so ist der Zug erfolglos gewesen. Zwei Tage später wird der Skalptanz getanzt. Vorher aber werden die heiligen Säcke geöffnet, ein Krieger nach dem anderen tritt vor dieselben und erzählt seinen Antheil am Kampfe, dann hebt er unter Anrufung Wakandas die Hand in die Höhe und läßt aus derselben einen kurzen Stock, den er vorher geschnitten, auf den Sack fallen; bleibt er liegen, so gilt die Wahrheit der

Aussage für erwiesen und wird die entsprechende Auszeichnung bewilligt. Den eigentlichen Skalptanz tanzen die Frauen und zwar nur, wenn der Zug ohne Verlust verlief. Ihm entspricht bei den Männern der Hethucka, an dem aber nur die Häuptlinge und die ersten Krieger theilnehmen durften.

Sollte Frieden geschlossen werden, so gingen zwei oder drei Häuptlinge mit einigen jungen Leuten, von denen einer die Friedenspfeife trug, unbewaffnet und am hellen Tage auf das Dorf des Feindes zu; die Pfeife diente völlig, wie bei uns die weiße Flagge, und machte ihre Träger unverletzlich. Waren die Feinde auch zum Frieden geneigt, so wurden die Abgeordneten in eine Hütte geführt und ihnen Essen vorgesetzt und dann die Verhandlungen begonnen; Geschenke wurden erst nach Abschluß des Friedens gegeben. Für Mord oder Todtschlag innerhalb des Stammes, der vor Einführung des Branntweins freilich kaum vorkam, galt eigentlich die Blutrache an dem Mörder selbst oder einem seiner Verwandten. In den meisten Fällen aber gelang es den Häuptlingen, das verfallene Leben zu retten und die geschädigte Familie zur Annahme einer Entschädigung zu bewegen. Doch war damit die Sache noch nicht abgemacht. Der Mörder wurde auf 2 bis 4 Jahre in den Bann gethan; er mußte barfuß gehen, sein Gewand immer zubinden, auch in der heißen Jahreszeit, er durfte nirgends mitreden und sollte die Augen immer niederschlagen; sein Zelt mußte er eine Viertelmeile vom Lager errichten und Niemand durfte bei ihm bleiben, außer ein Verwandter; auch durfte er nichts Gekochtes genießen. Brach er eine der Vorschriften, so war zu befürchten, daß der Geist des Gemordeten einen Tornado erregte, welcher das Dorf heimsuchte und verwüstete. Ob das Opfer ein Häuptling, ein Weib oder ein Kind gewesen, war für das Strafmaß gleichgültig, auch unfreiwillige Todtschläger mußten dieselbe Strafe erdulden, aber nur für ein Jahr; es war Sache der Verwandten, zu erklären, wenn sie die Strafe für genügend hielten.

Ueber die religiösen Ansichten der Omahas giebt Dorsey nur dürftige Nachrichten. Wakanda soll die Gesetze bezüglich der Büffeljagd und bezüglich des Ackerbaues gegeben haben, und bei ihm pflegen sie zu schwören. Die Kriegsgebräuche führen sie auf Jetinike zurück; ob derselbe mit dem Donnergott identisch ist, sagt der Verfasser nicht. Auch die Gebräuche bezüglich der Kinder, die jedem Stamm eigenthümliche Art, ihnen das Haar zu scheeren, und ein Theil der Tänze, welche als Wakube, heilig bezeichnet wurden. Läßt sich im Frühling die Stimme des Donnergottes zum ersten Male hören, so begeht das Elenngeschlecht (Weijincte) in Verbindung mit dem Bärengeschlecht (Thatada), welches in diesem Falle als Diener zu fungiren hat, eine besondere Feier, und fromme Seelen glauben, daß sie die Macht haben, den Regen zum Aufhören zu bringen. Aber die Freigeister wollen auch schon nichts mehr davon wissen und bei dem immer zunehmenden Verkehr mit den Weißen und der steigenden Schulbildung wird von dem alten Glauben der Omahas bald nur noch hier und da in den Köpfen alter Frauen ein Restchen anzutreffen sein. Haben die Indianer einmal ihre alte Lebensweise aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewandt, so pflegen sie sich sehr schnell mit der Civilisation zu befreunden, und Erscheinungen, wie Miß Fletcher, die Vollblutindianerin, welche vor dem amerikanischen Anthropologencongreß einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über ihren Stamm hielt, werden bald keine solche Seltenheit mehr sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Geologe Adjunkt Thorvaldur Thoroddsen hat im Juli und August d. J. die Distrikte Bardastrand und Strauda an der Westküste von Island bereist und ist bis Kap Horn oder Kap Nord gekommen. Ueber diese Reise hat er in dem isländischen Blatte „Sudri" einen Bericht veröffentlicht, in welchem er besonders die Lebensweise der Bewohner in der Nähe des Kap Horn schildert. Die ganze lange Wegstrecke von dem Handelsplatze Reykjafjord bis zum genannten Kap ist sehr schwer zu bereisen, denn es ist beinahe unmöglich, Pferde zu benutzen; hierzu kam noch, daß Thoroddsen's Reise durch andauernden Regen (nur einen einzigen Tag hatte er gutes Wetter) äußerst beschwerlich gemacht wurde. Die Höfe liegen sehr zerstreut. Der Schnee schmilzt hier oft erst im Juni, aber sobald das Thauwetter eintritt, wächst das Gras mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Bewohner hatten nur Schafe und Kühe; aber der Boden ist so fett und fruchtbar und die Weiden sind so ausgezeichnet, daß der geringe Viehstand hier den Bewohnern gleichen Nutzen bringt, wie ein doppelt so großer auf vielen anderen Stellen. Daß die Bewohner nur wenig Vieh halten, hat darin seinen Grund, daß sie wegen des häufigen Regenwetters nur wenig Heu machen können. Thoroddsen sagt, daß sie jetzt civilisirter und weniger abergläubisch sind als im Jahre 1754, wo der bekannte Dichter und Naturforscher Egert Olafsson diese abgelegene Gegend des Landes besuchte, trotzdem die Kommunikationsmittel und die Erwerbszweige fast noch dieselben sind, wie damals. Ueber die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise wird Thoroddsen jedenfalls baldigst Näheres berichten.

Asien.

— Das Waldareal im Gebiete Transbajkalien. Nach dem „Prawiteljstwennij Westnik" (Regierungsbote) verfügte das Gebiet Transbajkalien im Jahre 1853 über ein Waldareal von annähernd 23 586 250 Deßjatin; der voraussichtliche Konsum an Wald hätte von 1853 bis 1885 sich auf 1 152 000 Deßjatin belaufen können. Indessen sind in diesem Zeitraume 16 965 052 Deßjatin vernichtet worden und bleiben gegenwärtig nur 5 469 200 Deßjatin zurück. Als Ursache der Waldverwüstung, deren nachtheilige Folgen in Bezug auf Klima, Vegetation ꝛc. stark hervorgehoben werden, giebt das Blatt die sogenannten „Paly" an, das Ausbrennen von dürrem Gras, bei welchem häufig auch die Wälder in Brand gerathen. Der bewährte Kenner Sibiriens, D. Sawalischin, bemerkt in den „Moskowskija Wjedomosti", daß die Waldbrände weniger den „Paly", als der Unvorsichtigkeit oder der Böswilligkeit der flüchtigen Sträflinge, der Cedernußsammler, der Goldsucher und anderer Leute, welche in der Tajga herumstreifen, zuzuschreiben sind. Die Waldverwüstung wird fernerhin bedingt durch den Aufschwung der Schiffahrt und des Handelsverkehres auf dem

Amur. Daß die officiellen Verbote gegen Waldverwüstung fruchtlos geblieben sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Die lokale Bevölkerung ist jedoch gegenwärtig selber zur Einsicht gekommen, daß die Waldverwüstung als ein schweres Unglück zu betrachten sei, wenigstens haben sich einige Dorfgemeinden des Kreises Tschita freiwillig entschlossen, Waldhüter zu stellen. Petri.

Afrika.

— Der französische Geschäftsträger in Tripolis hat mit den dortigen türkischen Behörden die Grenze zwischen Tripolitanien und Tunesien festgestellt, und zwar ist Grenzpunkt am Mittelmeere Ras Tadscher, 20 km vom Kap Biban (das bisher auf den Karten als Grenze angenommen wurde) entfernt.

— Einem Telegramm aus Zanzibar vom 30. Oktober zufolge hat Dr. Jühlke für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft das Makdischu-Gebiet südwärts bis Witu hin erworben, speciell den Hafen Durnford an der Wubuschi-Mündung, wo er eine Station anlegte. (Dieser Hafen ist sowohl auf der Perthes'schen als der Engelhard'schen Karte nach Angaben der Gesellschaft bereits als zu deren Gebiet gehörig bezeichnet. Die Küste von Makdischu bis Witu erstreckt sich über 4 Breitengrade, von 2° nördl. Br. bis 2° südl. Br.; auf ihr liegen die bisher unbestritten dem Sultan von Zanzibar gehörigen Städte Makdischu, Mörka, Barawa und Kismaju.)

— Der Congo-Staat hat das Anerbieten der Antwerpener Firma Walford u. Co., die Eröffnung einer direkten Dampferlinie zwischen Antwerpen und dem Congo betreffend, angenommen. Vorläufig soll alle sechs Wochen ein Schiff expedirt werden, später, falls der Handelsverkehr zunehmen sollte, allmonatlich eins.

— Anfangs November sind eine Anzahl Ingenieure nach dem französischen Congo-Gebiete abgereist, um das nördliche Congo-Ufer zwischen dem Ocean und Brazzaville behufs Anlegung einer Eisenbahn zu untersuchen. Das nördliche Ufer soll geringere Bodenschwierigkeiten darbieten, als das südliche, wo der Congo-Staat seine Bahn zu bauen gedenkt.

— Dr. Zintgraff, welcher die letzten Jahre am unteren Congo gereist ist, ist zum Zwecke der Erforschung des Hinterlandes von Kamerun auf ein Jahr in die Dienste des Deutschen Reiches getreten und hat im Laufe des Sommers den Wuri-Fluß bis Jebarri befahren. Dabei hat er in nordwestlicher Richtung sehr hohe (3500 bis 4000 m) Bergspitzen zu Gesicht bekommen, welche etwa 10 Tagereisen entfernt waren. Es werden dieselben wahrscheinlich zu dem von Dr. Schwarz erkundeten Bafarami-Gebirge gehören.

— G. A. Krause (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 303) ist den Volta-Fluß hinaufgefahren und hat die in den letzten Jahren wiederholt besuchte Handelsstadt Salaga erreicht. Die Angaben über seine weiteren Pläne widersprechen sich: nach der einen will er von dort nach den Hinterländern des deutschen Togo-Gebietes vorzudringen suchen, nach der anderen wahrscheinlicheren befindet er sich bereits von Salaga nordwärts auf dem Wege nach Mossi (12° nördl. Br.) und Timbuctu.

Nordamerika.

— Dr. Boas hat sich zu ethnologischen Studien nach der Insel Vancouver begeben und will dort die ersten Wintermonate unter den Kuakiutl im nördlichen Theile der Insel verbringen und deren Tänze studiren, später vielleicht noch die Komoks besuchen. Am 1. Oktober 1886 schreibt er aus Victoria auf Vancouver an den Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin u. A.: „Das Studium der Masken und Tanzgeräthe ist außerordentlich fesselnd, denn ich finde, daß jeder einzelne Gegenstand eine Persönlichkeit aus der Mythologie darstellt und die Tänze meist Aufführungen jener Mythen sind. Indessen fehlt es auch nicht an solchen, die historische Ereignisse darstellen. Die Sagen der einzelnen Stämme unterscheiden sich mehr von einander, als ich erwartete. So spielt der Rabe im Süden bei weitem die Rolle nicht, wie in der Mythologie der Haida und Tlinkit, obwohl Theile jener Sage bis hier verbreitet sind. Es muß ein ganz eigenthümlicher Austausch der Sagenkreise stattgefunden haben, da sich Elemente von Sagen der Tlinkit und Haida in ganz andere Sagenkreise der Kuakiutl-, Bellacula-, Kanitschin- und West-Vancouver-Stämme gemischt haben. Ebenso verhält es sich mit gewissen Bräuchen, besonders den „Beißern", den Hamatsa der Kuakiutl, welche sich von den Tsimschian bis zu den Komoks verbreitet finden."

— Die spärlichen wissenschaftlichen Berichte über das große Erdbeben von Charleston lassen es als ein zweifellos tektonisches erscheinen, bedingt durch eine Verschiebung auf der großen Verwerfungsspalte, welche das Hügelland von Carolina von der alluvialen Küstenebene trennt und die eigentliche Begrenzung des amerikanischen Festlandes darstellt. Diese Verwerfungslinie beginnt an der Meeresküste bei Staten Island und läuft südwestlich über Trenton, Philadelphia, Wilmington in Delaware, Baltimore, Washington, Richmond, Raleigh, Columbia in Südcarolina u. s. w. Wie man sieht, liegen an ihr eine ganze Anzahl wichtiger Städte, weil bis zu ihr aufwärts die Fluth dringt und von der anderen Seite her die Flüsse noch ein nennenswerthes Gefälle haben. Seit der Besiedelung Amerikas hat in ihr keine nennenswerthe Verschiebung stattgefunden, aber die Schichtenfolge in der Küstenebene beweist, daß früher erhebliche Schwankungen erfolgt sind, heute noch liegt z. B. in New-Jersey eine wenig tiefere Stufe von über 100 Miles Breite unter dem Meeresspiegel. Es wäre darum nicht unmöglich, daß das nach Jahrhunderte langer Ruhe mit solcher Gewalt aufgetretene Erdbeben nur der Anfang einer neuen Erschütterungsperiode ist. Die Erschütterung ist über mindestens ein Viertel des Gebietes der Vereinigten Staaten verspürt worden, am heftigsten in den beiden Carolinas. Viele Erscheinungen deuten auf ein Niedersetzen der Alluvialschichten, aber eine bedeutende Niveauveränderung kann nicht stattgefunden haben, da man diese an den Eisenbahnlinien hätte merken müssen. Die Oktobernummer des „American Naturalist" erwähnt Gerüchte von erheblichen Niveaustörungen in den Black Mountains von Nord-Carolina, doch ist Genaueres darüber noch nicht bekannt geworden. Spaltenbildung und Empordringen von Wasser und Schlamm ist dagegen in der Ebene an vielen Stellen nachgewiesen.

Südamerika.

— Die Nachrichten von dem bekannten französischen Reisenden Thouar lauten wenig günstig. Nachdem er auf einer langen Fahrt den Pilcomayo hinaufgefahren ist, ist er von seiner Reise so angegriffen, daß er schwer erkrankt gegenwärtig in Sucre in Bolivia sich befindet.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VI. (Mit einer Karte und vier Abbildungen.) — Emil Metzger: Einiges über den Wajang auf Java. — Das Volk der Omaha. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

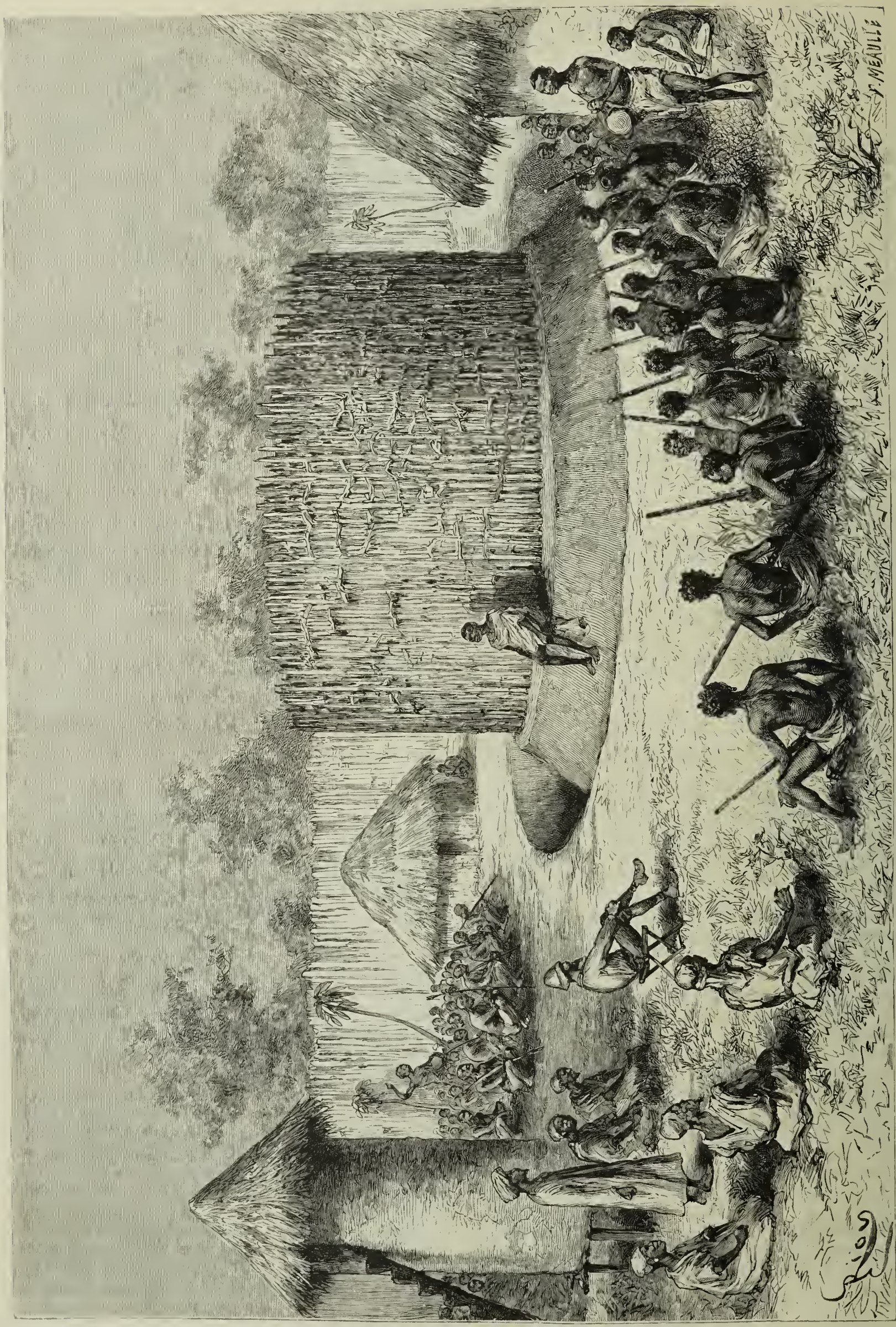
Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Als sich die Karawane am 21. Mai dem Dorfe Mkënë's näherte, begegneten ihr einige Krieger desselben, welche den Reisenden deutlich zu machen suchten, wie nöthig es sei, als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung ein angemessenes Geschenk voraus zu schicken. Giraud hielt es für das Rathsamste, etwa 500 m vor dem Dorfe in einer guten Stellung sein Lager zu beziehen und dasselbe mit einer festen Boma zu umgeben. Der erste Tag ging ruhig vorüber; in der Hoffnung, den weißen Mann zu sehen, hatte Mkënë das mäßige Geschenk von Stoffen, welches jener ihm geschickt hatte, angenommen und so ging Giraud am Abend mit acht seiner Leute, alle scheinbar unbewaffnet, aber mit verborgenen Revolvern ausgerüstet, um den Häuptling zu besuchen. Seine auf einer bewachsenen Insel gelegene Residenz glich dem Dorfe Kiwanda, was die unregelmäßige Anlage betraf; sie bestand jedoch aus drei durch eine starke Verpallisadirung von einander getrennten Theilen; in der äußersten wohnten die gewöhnlichen Leute, in der zweiten die Sklaven des Häuptlings, in der innersten dieser selbst. Er war ein Mann von etwa 40 Jahren, stark und fett, wie alle Häuptlinge in Uëmba, welche nur von Pombe (Bier) leben. Eine Menge Schnüre rother Perlen bedeckten Brust, Arme und Beine; über seinen ziemlich dicken Bauch war ein Stück rothes Zeug nachlässig ausgebreitet, und das Gesicht war mit rother Farbe leicht bemalt, die schlauen, falschen Augen waren auf Giraud gerichtet. Etwa 100 mit Bogen und alten Feuersteingewehren bewaffnete Leute umgaben ihn, während ein halbes Dutzend Trommler, denen alle Finger bis auf die Daumen fehlten, und drei Verschnittene und der Augen beraubte Sänger einen betäubenden Lärm verursachten. Unter der Menge befanden sich gleichfalls verschiedene an Nasen und Ohren verstümmelte Personen. „Du richtest deine Unterthanen schön zu", meinte Giraud. „Das wird sie lehren, meine Frauen nicht wieder zu berühren", lachte der Häuptling. „Und was wird aus den letzteren, wenn sie sich vergehen?" „Sie werden nur gepeitscht; denn wenn sie keine Nase oder keine Augen oder Hände mehr haben, kann man nichts mehr mit ihnen anfangen." Trotz seines harten, wilden und mißtrauischen Gesichtsausdruckes ist der Menschenschlag von Uëmbe schön; die geschlitzten Augen und der Mund erinnern etwas an die mongolische Rasse.

Mkënë hatte Giraud gut empfangen; am anderen Morgen verlangte er aber die beiden besten Gewehre und einen Revolver, und da ihm dieses Geschenk sehr wichtig war, verbot er bis zur Ablieferung desselben, den Fremden Lebensmittel zu verkaufen. Um seiner Forderung noch mehr Nachdruck zu verleihen, erschienen gegen Abend viele seiner Krieger vor dem Lager Giraud's, um ihn und seine Leute einzuschüchtern; auf die letzteren wenigstens verfehlten die Drohungen ihre Wirkung nicht. Am Morgen kam es zu persönlichen Verhandlungen. „Ich will dir deine Waffen nicht mit Gewalt nehmen", sagte der Häuptling, „doch du mußt sie mir geben, um mir deine Freundschaft zu beweisen;



Giraud's Empfang bei Mfenë.

denn du bist ein großer Häuptling und ein kleines Geschenk ist deiner nicht würdig." Vergebens suchte Giraud gegen die hohe Stellung, die ihm zuerkannt wurde, zu protestiren, vergebens erklärte er, die Waffen von seinem Sultan empfangen zu haben und sie nicht hergeben zu dürfen, Mkënë blieb bei seiner Forderung und Giraud sagte beim Weggehen: „Du hast viel zu sagen, ich nur das eine, du wirst meine Flinten niemals erhalten." Dennoch mußte er schließlich nachgeben und am 23. Mai seine Lieblingswaffe, ein Kropatschek-Gewehr, an Mkënë ausliefern. Die Flinte wurde mit einer Freudensalve begrüßt und der Häuptling stattete persönlich seinen Dank ab, bei welcher Gelegenheit sein Orchester sich im Lager der Fremden hören ließ. Bei diesem Besuche suchte Giraud seine Waffe wieder einzutauschen, doch seine Beredtsamkeit blieb ohne anderen Erfolg, als daß Mkënë ihm beim Abschiede sagte: „Heute hast du viel zu sagen, ich nur das eine, daß ich deine Flinte gewollt habe und daß ich sie habe." — Die Berichte über Marukutu lauteten hier so beunruhigend, daß Giraud sich entschloß, eine andere Richtung einzuschlagen, um diese unangenehme Begegnung zu vermeiden. Das Beste schien, mit einem Umwege quer über den Tschambezi nach Norden zu Ketimkuru zu gehen, obwohl der Uebergang über den Fluß auch nicht sehr leicht zu sein schien.

Am 24. Mai verließ Giraud die Residenz Mkënë's mit der Drohung, ihn seinem nominellen Oberherrscher Ketimkuru als einen Dieb anzuzeigen — der Verlust seines Kropatschek that ihm zu wehe, und schon bei der nächsten Büffeljagd machte er sich fühlbar; aber kaum von derselben zurückgekehrt, hatte er das Vergnügen, seine Lieblingswaffe wieder in die Hände zu bekommen; ein Abgesandter Mkënë's war gekommen, ihm dieselbe auszuliefern. „Du hast ihn einen Dieb genannt und mit dem Zorne Ketimkuru's gedroht; mein Herr will nicht, daß du ihn mit einer schlechten Meinung im Herzen verläßt, darum schickt er dir deine Waffe zurück!" Als die von Mkënë mitgegebenen Führer, die ebenfalls auf der Jagd gewesen waren, zurückkehrten, wurde erst der eigentliche Zweck der Sendung klar, denn nun erklärte der Abgesandte: „Wenn du die Waffe annimmst, hat Mkënë geboten, die Führer wieder mit zurückzubringen; du

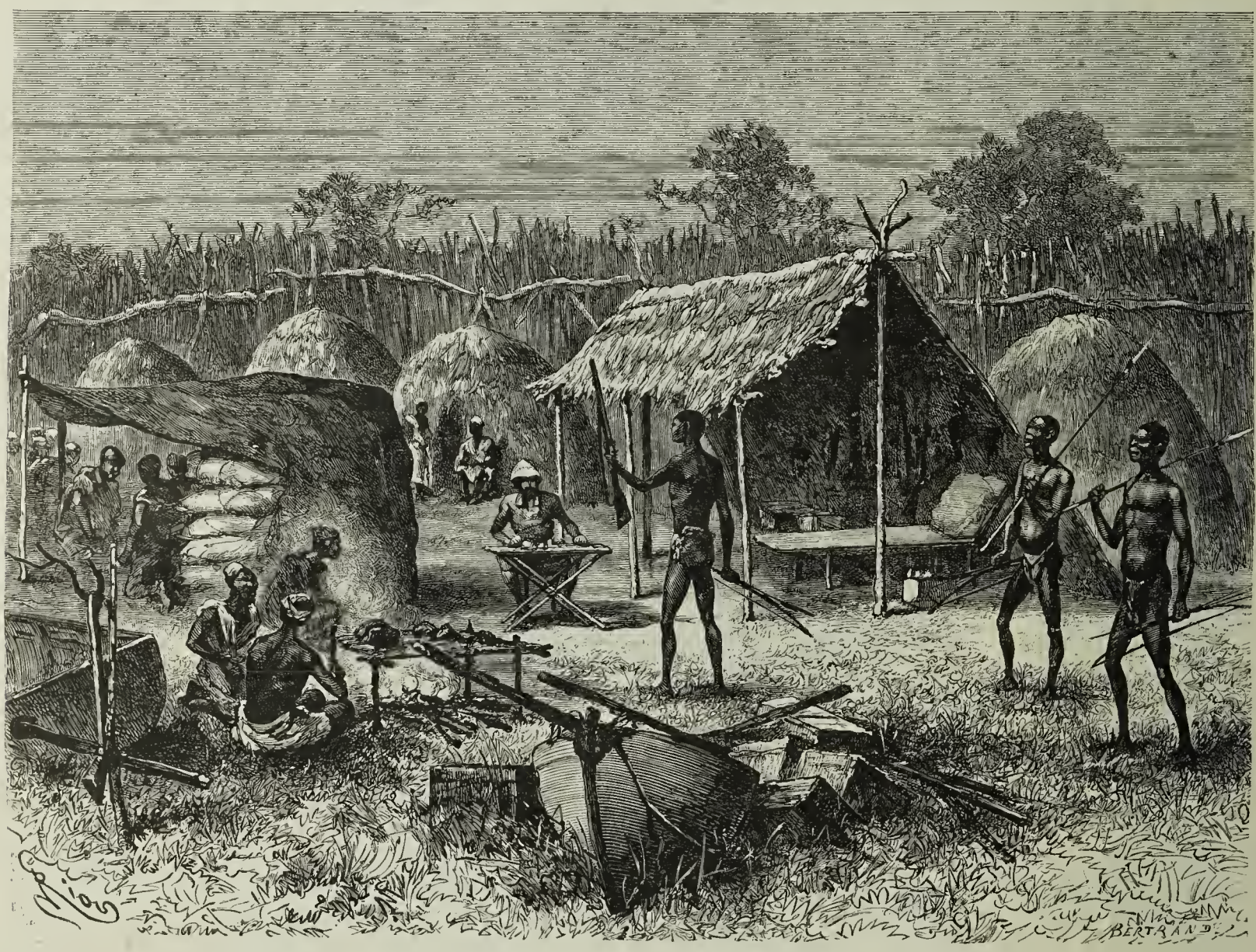
Mkënë's Orchester in Giraud's Lager.

kannst dann sehen, wie du allein den Weg aus den Sümpfen des Tschambezi findest." Man wird aus der unten folgenden Beschreibung ersehen, daß dies eine Lebensfrage für Giraud war; die Führer mußte er behalten und seine Waffe wollte er auch nicht preis geben. Er ließ in stiller Nacht den Gesandten rufen, um ihn zu bestechen und zu bewegen, ein bedeutendes Geschenk anstatt der Waffe mit zurück zu nehmen, sei es auch nur, um zwei Tage Zeit zu gewinnen. Der Abgesandte erklärte zwar, es gehe um seinen Kopf, doch ließ er sich zuletzt bestimmen, diese Gefahr zu laufen.

Am 25. Mai kam man an einen ungeheuren Morast, den man nur mittels eines neunstündigen Marsches, bis an die Knie im Wasser, überschreiten konnte. Das Land ist so vollkommen eben, daß die Tiefe überall einen halben Meter betrug. Mit kurzem Rohr besetzt, bot dieser Sumpf den Anblick einer Wiese dar; Bäume wuchsen nur auf den Ameisenhügeln, aber diese letzteren waren so häufig, daß die Ebene von weitem den Eindruck eines Waldes machte, der jedoch vor dem Näherkommenden immer mehr zurückwich. Das Wasser stand still und bedeckte eine auf 20 km Breite geschätzte Fläche, durch welche der schnurgerade am niedergedrückten Rohre kenntliche Fußpfad führte. Am glücklichsten waren die Träger des in Stücke zerlegten Bootes, welche sich derselben wie Schubkarren bedienten, um abwechselnd sich von den Genossen vorwärts schieben zu lassen. Die ganze Ueberschwemmung rührte von dem Tschambezi her, welcher selbst in dieser Jahreszeit noch so wasserreich war. Gegen drei Uhr erklärten die Führer, man sei am Flusse; der Sumpf war von demselben durch eine 100 m breite niedrige Landzunge getrennt. Es schien, als ob man sich in einer vollkommenen Einöde befände; doch einige Flintenschüsse genügten, um sechs, allerdings sehr kleine Boote herbeizurufen, deren jedes nur einen Mann auf einmal tragen konnte; und jede Ueberfahrt dauerte mindestens dreiviertel Stunden. Giraud fühlte sich an diesem Tage sehr entmuthigt; von körperlichen Leiden ergriffen, gab er beinahe die Hoffnung auf, das andere Ufer des Tschambezi zu erreichen, ehe die Leute Mkënë's ihn eingeholt haben würden. Am anderen Morgen wurde einer der Anführer

ausgeschickt, um Nachrichten über den Fluß einzuziehen. Bald kam er zurück und erzählte, auf der anderen Seite sei auch alles Pori, aber er habe vier Menschen getroffen, Leute Ketimkuru's und Aley's, eines Sklavenhändlers von Zanzibar, welche die Karawane schon seit einem Monat an den Flußufern suchten. Einer von ihnen sei schon zu Ketimkuru zurückgekehrt, um Truppen zu holen; denn man glaubte nie, daß Giraud das Gebiet Mkënë's werde passiren können. Diese Aufmerksamkeit Ketimkuru's erfreute Giraud sehr; für den Augenblick aber besserte sie seine Lage nicht, da er sich immer noch im Bereiche der Macht Mkënë's befand. Ueber den Fluß lauteten die Berichte folgendermaßen: nur in der Mitte befinden sich einige bis 50 m breite, sehr tiefe und von Nilpferden bevölkerte Arme; für die Kühe sei es unmöglich, hinüber zu kommen. Zwei der letzteren wurden daher gleich geschlachtet, die beiden anderen sollten für den äußersten Nothfall dienen, um die Armee Mkënë's zu bestechen. Je mehr seiner Mannschaften über den Fluß setzten, desto mehr fremde Leute sammelten sich um Giraud; am 28. Mai befand er sich mit nur fünf seiner Getreuen allein noch auf dem linken Ufer; die sechs Boote, welche sie aufnehmen sollten, lagen neben einander am Rande des Wassers. Aber nun weigerten sich die Fährleute, abzustoßen, und erst die vorgehaltenen Revolver zwangen sie, ihre Pflicht zu erfüllen.

Die Ueberfahrt in den engen, unbequemen Booten, die bei der kleinsten Erschütterung zu kentern drohten, war schwierig und dauerte etwa eine halbe Stunde; die drei



Zurückgabe eines Gewehres.

Arme in der Mitte des Flusses waren allerdings nur je 25 m breit, aber gegen 7 m tief. Den ganzen Abstand der beiden Ufer, insofern man von solchen sprechen kann, schätzt Giraud auf 2 km; der Strom ist kaum merkbar. Giraud bezweifelt, daß diese Flüsse trotz ihrer Tiefe auf größere Strecken befahrbar seien.

Nie hatte er unter so sonderbaren Umständen, wie an jenem Tage, sein Lager bezogen. Aus einer ungeheuren etwa 1 m tiefen Wasserfläche, über welche das Gras nicht mehr hervorragte, erhoben sich unzählige, kegelförmige Ameisenhaufen, die mit großen Bäumen besetzt waren. Oben auf diesen Erhöhungen hatten sich die Leute in Gruppen von drei und vier niedergelassen, ein schwelendes Feuer von frischem Holze mußte die Moskitos verjagen; das Lager hatte wohl eine Ausdehnung von 500 m. Man wußte übrigens noch nicht, ob man sich wirklich schon auf dem rechten Ufer des Tschambezi befand oder etwa noch einen oder einige Flußarme zu überschreiten hatte. Die näheren Nachrichten, die Giraud hinsichtlich Ketimkuru's und Aley's empfing, lauteten sehr günstig. Ersterer bereitete ihm einen königlichen Empfang vor, da er vor seinem Tode noch einen Weißen zu sehen wünschte; letzterer rechnete stark auf ihn, um seine Vorräthe an Stoffen zu ergänzen. Am 29. und 30. Mai wurde der Marsch, bis an die Knie im Wasser, fortgesetzt, wobei das Hypsometer 1390 m ergab; die folgenden drei Märsche führten durch eine nur von wilden Thieren bevölkerte Einöde. Erst am 2. Juni stieß man auf einige Dörfer, ein Zeichen, daß man sich der Hauptstadt von Uëmba näherte; während der letzten Stunde marschirte man durch zahlreiche Mais- und Sorghofelder.

Der Einzug in die Residenz glich einem Triumphzuge; sowohl um Ketimkuru, als die Leute von Aley's Karawane zu ehren, wurden von Giraud's Karawane wenigstens 200 Schüsse abgegeben; ein ganzer Stadttheil war vorbereitet, um dieselbe aufzunehmen, und Giraud selbst fand in einer geräumigen, reinlichen Hütte ein Unterkommen.

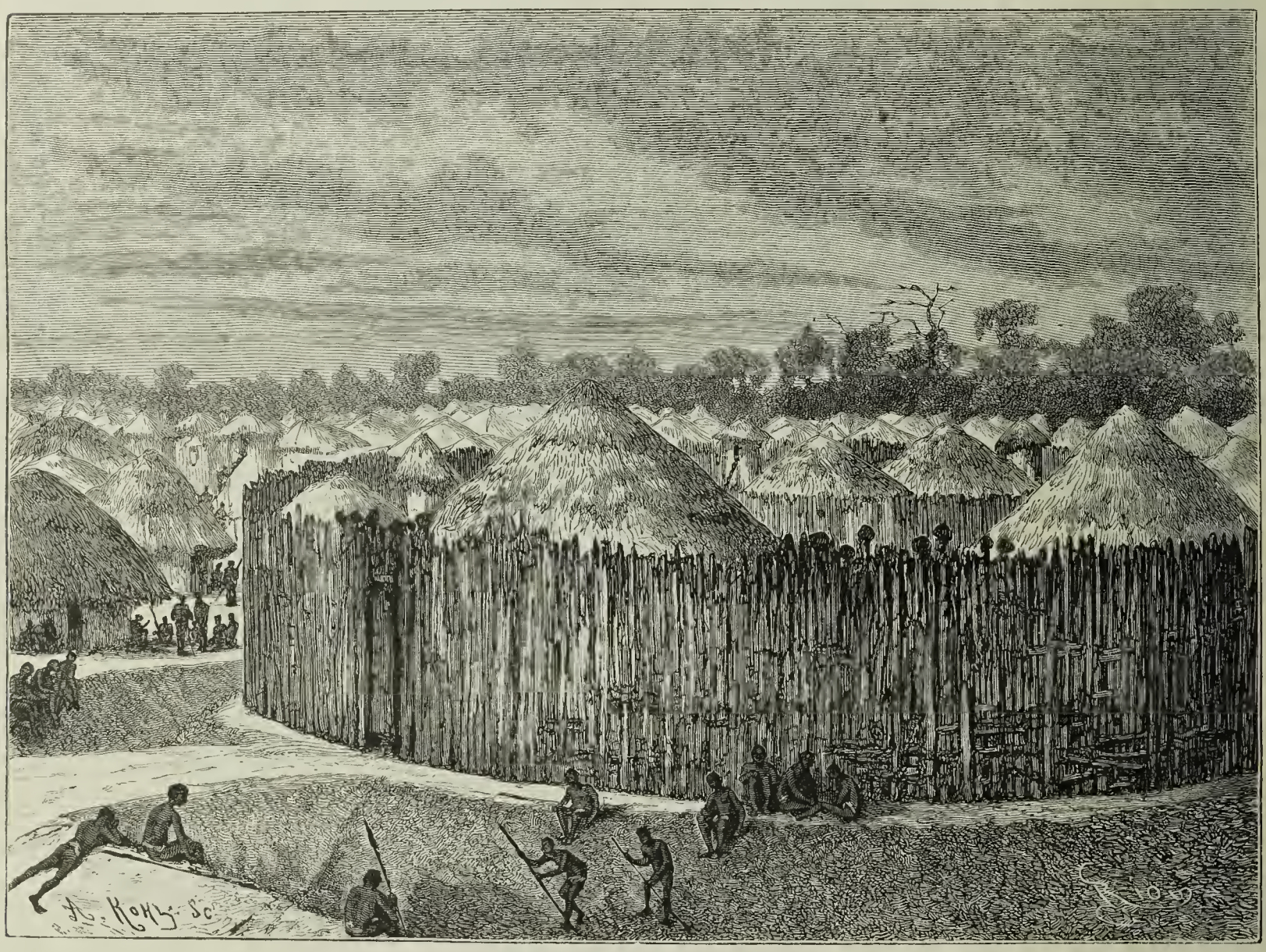
Noch mehr als durch die Zahl ihrer Bewohner hat die Stadt durch die Zahl ihrer Wohnungen Anspruch auf die ihr von den Umwohnern beigelegte Bedeutung. 400 bis 500 Häuser umgeben ringförmig die befestigte Residenz Ketimkuru's; der Umfang ist zu groß, als daß man die Stadt wie letztere mit einer Pallisadirung hätte umgeben können, obwohl dies gewiß auch der vielen Raubthiere wegen wünschenswerth wäre. Uebrigens ist die Boma Ketimkuru's groß genug, um im Falle eines Angriffes die ganze Bevölkerung aufnehmen zu können. Durch den Anblick Aley's, den er zu sich entboten hatte, wurde Giraud enttäuscht; er hatte in ihm einen zweiten Tippo Tip zu finden gehofft, sah aber, daß er einem ganz ungebildeten Händler gegenüber stand, der, wie sich später herausstellte, selbst lange die Sklavenkette getragen hatte. Sein häßliches Gesicht, sein grober Körperbau standen in starkem Gegensatze zu seinen prächtigen Gewändern. Auf seinen Rath wurden Ketimkuru sechs Stücke prächtigen Zeugs und eine Drehorgel als Geschenk geschickt und dasselbe wurde — zum ersten Male — ohne Widerspruch angenommen; nur hatte der Häuptling den Wunsch ausgedrückt, das Boot Giraud's sofort zu sehen. Nachmittags 3 Uhr fand der feierliche Empfang statt. Einige hundert Menschen in hockender Stellung bildeten schweigend einen Kreis um den Häuptling, der auf einer großen Kiste saß, wie die Araber sie gebrauchen, um ihre Kostbarkeiten zu verwahren. Links von ihm lag ein ungeheuer fettes Geschöpf halb sitzend auf der Erde, welches nachher als legitime Gattin vorgestellt wurde; auf der rechten Seite hockte ein Kind, welches eine Pfeife mit sehr großer Kalebasse hielt, aus welcher Ketimkuru dann und wann einen kräftigen Zug that. Wie alle Häuptlinge der Uëmba war auch Ketimkuru feist, doch seine

Uebergang über die Tschambezi-Ueberschwemmung.

hohe Gestalt verminderte, wenn er aufrecht stand, den unangenehmen Eindruck. Auch er war ganz mit rothen Perlen behängt. Eine gewisse Gemüthlichkeit lag in seinen Zügen und sein Auge begegnete dem Auge Giraud's mit unverwandtem Blick. Nach fünf Minuten sagte er: „Der Weiße sieht gut aus, er ist jung.“ Da er auch Livingstone erwähnte, ergab es sich, daß er als Kind denselben gesehen hatte. Derselbe habe viel von Gott gesprochen, den die Waëmba nicht kennen; auch habe er seiner Angabe nach nur *eine* Frau gehabt; ob Giraud sich im gleichen Falle befinde? „Natürlich“, erwiderte Letzterer, und hütete sich, wohl zu erzählen, daß er noch unbeweibt sei, denn dadurch hätte er sein ganzes Ansehen vernichtet, nicht nur bei den Eingeborenen, sondern auch bei seinen eigenen Leuten. Uebrigens wurde die Antwort Giraud's mit schallendem Gelächter aufgenommen. Dieser bemühte sich, das Gespräch auf Livingstone zurück zu bringen; Ketimkuru erinnerte sich jedoch nur noch, daß jener drei Decken auf seinem Lager gehabt habe, während er nie eine einzige habe erhalten können. Das aus Eunuchen und Krüppeln zusammengesetzte Orchester war nicht so gut, wie das Mkëuë's, aber dafür besaß er eine von Aley gekaufte Ziehharmonika; daneben hatte er noch einen jugendlichen Bauchredner, der ihn sehr unterhielt. Im Anfange seiner Herrschaft war er ungemein streng, doch war dies später nicht mehr nöthig, obschon Verstümmelungen sowohl in Ketimkuru's Umgebung als auch in ganz Uëmba nicht eben selten waren. Merkwürdiger Weise heilen alle diese Wunden sehr gut; vielleicht trägt außer der Lebenskraft der Eingeborenen auch das kühle Klima der Hochebene dazu bei, indem die täglich wehende frische Brise alle Miasmen entfernt.

Am Abend stattete Giraud Aley in seiner nicht eben großen und schönen Boma einen Gegenbesuch ab und bewunderte seinen prächtigen Elfenbeinvorrath; der schönste Stoßzahn hatte etwa 35 kg Gewicht, was man in dieser Gegend selten findet, wogegen das dortige Elfenbein sich durch besondere Feinheit auszeichnet. Drei Jahre lang hatte er damit zugebracht, seinen Vorrath von 30 000 bis 40 000 kg Elfenbein zu sammeln, wobei ihm eine große Zahl von Zwischenhändlern behilflich gewesen war. Er

bezahlte etwa 160 m weißen Kattun für 15 kg Elfenbein oder 100 Francs für etwas, wofür er an der Küste 500 Francs löste; da er seine Leute nur schlecht oder gar nicht bezahlte, verdiente er oft 60 Proc. Uebrigens handelte er auch mit anderen Gegenständen, namentlich mit Sklaven. Jetzt war sein Vorrath an Tauschmitteln erschöpft und er hoffte, sie mit Giraud's Hilfe zu ergänzen, was aber aus guten Gründen nicht anging. Ketimkuru überhäufte den Reisenden mit Aufmerksamkeiten; auf die Bitte, ihn nicht zu beschämen, ließ er ihm antworten, er gebe aus gutem Herzen, ohne Hintergedanken, ja er hatte sogar die Drehorgel, die seinen Arm ermüdete und nicht so viel Lärm wie die Ziehharmonika machte, zurück geschickt; aber er trug Sehnsucht nach einer Decke, und eben die konnte Giraud ihm nicht verschaffen. Die zehntägige Ruhe, die man hier genoß, wurde gut ausgenutzt. Der Zimmermann mit einigen Gehilfen ersetzte das in Zanzibar zurückgelassene Holzwerk des Bootes, welches man bald zu benutzen hoffte. Ketimkuru zeigte hierfür das größte Interesse, leider aber hatte Giraud keine Gelegenheit, ihm das Fahrzeug schwimmend vorzuführen. Uebrigens hielt es schwer, seine Zustimmung zu dem Aufbruche nach dem Bangweolo-See zu bekommen. „Du bist ein Narr", rief er aus, „mit deinem Bangweolo; der Engländer rief immer ‚Tanganika, Tanganika' und du rufst ‚Bangweolo, Bangweolo'! Was willst du denn da?" Endlich kam man überein, die Karawane solle nach Westen zu Zapaïra, einem etwa zehn Tage entfernt wohnenden treuen Lehnsmanne, ziehen; die Leute



Innere Boma im Dorfe Ketimkuru's.

sollten ihn beim Cazembe erwarten, während Giraud den See auf seinem Schiffe befahren und sich später mit seinen Leuten wieder vereinigen sollte. Trotz des freundlichen Verkehrs gelang es Giraud nicht, sehr viel Auskunft von Ketimkuru zu erhalten; sein geistiger Standpunkt war nicht hoch genug, um sich ernstlich mit einem Gegenstande zu beschäftigen; wenn er keine Lust hatte, auf die Fragen weiter einzugehen, nahm er seine Harmonika zur Hand und schien dann nichts mehr zu hören. Seine Unterhäuptlinge nahten ihm mit größter Ehrfurcht; die, welche von auswärts kamen, um den weißen Mann zu sehen, schickten einen oder zwei Elephantenzähne als Geschenk voraus, was durch eine Kuh oder eine junge Sklavin erwidert wurde. Er allein hatte die Entscheidung über Krieg und Frieden; während Giraud sich bei ihm aufhielt, schickte er z. B. eine Abtheilung von hundert Kriegern nach dem Norden, um einem Prätendenten zu seinem Rechte zu verhelfen. Von den Karawanen hatte er manche arabischen Gebräuche entlehnt, doch war der Islam nicht bis zu ihm durchgedrungen. Die Gerechtigkeit, welche Ketimkuru übte, war ganz afrikanisch. Die Todesstrafe wandte er außer gegen Kriegsgefangene nur selten an; das größte Verbrechen war es, mit einer seiner zahlreichen Frauen sich zu schaffen zu machen, und das wurde immer mit Verstümmelung bestraft. Um Verbrechen gegen die Person oder das Eigenthum kümmerte er sich nicht viel, er betrachtete dies als eine Angelegenheit der beleidigten Personen. Sein Einfluß auf die Nachbarn war sehr bedeutend; gegen Süden erstreckte sich derselbe bis zum Tscham-

bezi, wo allerdings der größte Theil des Landes Wildniß ist, im Norden bis zum Tanganika, im Osten bis zum Njassa, im Westen bis zum Bangweolo, dem Luapula und dem Moero. Cazembe und Mkëuë bezahlten ihm Tribut, nur Matisa und Kissinga, welche auf die Unnahbarkeit ihres Dorfes oder die Tapferkeit ihrer Krieger sich stützten, wagten es, ihm zu trotzen. Sein höchster Ruhm ist es, die Einheit Uëmbas gesichert zu haben. Leider besaß er keinen geeigneten Sohn, der ihm folgen konnte.

Bei dem Tode eines Häuptlings verlassen die Bewohner das Dorf, wobei sie selbst die auf dem Felde stehende Ernte preisgeben; die Ueberreste des Todten werden in einer gut verschlossenen Hütte, bei welcher nur wenige Greise als Wächter zurück bleiben, der Verwesung überlassen. Nach sechs Monaten sammeln sie einige Knochen, die als Amulette dienen, das Uebrige wird in einer Ochsenhaut begraben. Während dieser Zeit kämpfen die Thronbewerber gegen einander, bis einer siegreich aus dem Bürgerkriege hervorgeht, und so lange ist es für einen Europäer beinahe unmöglich, dort zu reisen.

Der Aufenthalt bei Ketimkuru that der ermüdeten Karawane sehr wohl. Der frühe Morgen war kalt und bis gegen 10 Uhr stieg der Thermometer nicht über 7 bis 8°; dann aber brannten die Sonnenstrahlen plötzlich heiß herab und bis gegen Abend mußte man der Hitze wegen unter dem schützenden Dache bleiben, welches man, trotz der Kühle, auch am Abend nicht verlassen konnte, da es von Raubthieren wimmelte. Ein einziger Löwe hatte hier

Ketimkuru auf der Ziehharmonika spielend.

Der Pombe trinkende Zapaïra.

in kurzer Zeit 27 Menschen getödtet. Giraud sollte nun eine Falle bauen, um ihn zu fangen; da aber Ketimkuru die Absicht aussprach, eine seiner Frauen als Lockspeise zu gebrauchen, lehnte er den Antrag ab. Die Anpflanzungen, welche ebenfalls viel von den wilden Thieren zu leiden hatten, liegen bis auf 3 und 4 km von der Stadt im Gebüsch zerstreut und von den Fußwegen entfernt, um sie den Blicken der Neugierigen zu entziehen. Die Ländereien in der nächsten Umgebung gehörten dem Häuptling. Am zweiten Tage vor der Abreise Giraud's wurden diese Felder von einem aus acht Elephanten bestehenden Trupp verwüstet; Aley verfolgte dieselben und holte sie mit seinen Leuten ein. Da die Elephanten in schlechter Laune zu sein schienen, wagte man es nicht, sie anzugreifen. Nur ein einziger Mann, ein sehr tüchtiger Jäger, drang vor, sein Gewehr versagte aber zweimal und er wurde von dem wüthenden Thiere in die Luft geschleudert und auf den Tod verwundet. Giraud hatte übrigens während des Aufenthaltes bei Ketimkuru mehrfach bemerkt, daß Aley ihm hinter seinem Rücken zu schaden suchte, und es kam jetzt, als er dem verwundeten Manne einige Hilfe leistete, zu einer gründlichen Auseinandersetzung, die nicht ohne gute Folgen war.

Der auf den 15. Juni festgesetzte Aufbruch wurde bis zum 16. verschoben, da der Häuptling erst noch einige Zaubermittel für eine glückliche Reise bereiten mußte. Am letzten Nachmittage führten die Leute Giraud's noch einmal ihre Tänze vor Ketimkuru auf, welcher behauptete, nie etwas so Bewundernswerthes gesehen zu haben.

Am Morgen der Abreise schüttelte Giraud dem guten Ketimkuru die Hand und versprach ihm, bei seiner Rückkehr in Europa zu erzählen, ein wie großer Häuptling er sei; ein wohlgefälliges Lächeln erhellte sein Gesicht, er warf dem weißen Freunde noch einen langen Blick zu und trat in seine Hütte zurück. Vier Monate später vernahm Giraud, daß er gestorben war, und daß man den fremden Mann beschuldige, den Tod durch Zauberei veranlaßt zu haben.

Obwohl Ketimkuru den Führern empfohlen hatte, den Weg nicht über Moamba zu nehmen, wo Thronstreitigkeiten entbrannt waren, befand sich die Karawane doch am 19. diesem Orte gegenüber. Man traf nur einige wenige alte Leute als Todtenwache; es kam zu einem kleinen Streite und bei dieser Gelegenheit schlug einer von Giraud's Trägern sein Gewehr auf einen Wunjamwezi an. Glücklicher Weise versagte das Gewehr zweimal, trotzdem mußte der Blutpreis, in 8 Metern Zeug bestehend, bezahlt werden.

Alles war verlassen; die Feldfrüchte lieferten zwar genügende Lebensmittel, doch war es schwer, die von Vegetation überwucherten Fußwege aufzufinden. Trotzdem verfolgten die Führer, die sich nach der Sonne orientirten, mit großer Sicherheit ihren Weg; obwohl sie nach der Gewohnheit der Eingeborenen sich in Schlangenlinien bewegten, wichen sie doch nicht viel von der geraden Linie ab, welche zu dem Ziele hinführte. Für die schwer bepackten Träger war es manchmal nicht leicht, ihnen quer durch Gestrüpp und Sumpf zu folgen. Der Gesundheitszustand war ziemlich ungünstig, wiewohl Giraud selbst sich verhältnißmäßig

Girand's Abschied von seiner Karawane.

wohl fühlte. Seine Vorsichtsmaßregeln bestanden, wie er sagte, nur darin, daß er die Füße bloß, den Kopf kühl und den Magen warm hielt.

Der ausgedehnte Wald, durch den man zog, bot wenig Abwechselung; der am meisten vorkommende Baum, der Miombo, liefert einen für Stoffe und Seile sehr brauchbaren Bast; der seltenere Mjinga würde in Europa als Bauholz sehr gesucht sein. Eine dritte Art, ein rothes Holz, gleicht dem Eichenholz. Am 21. erreichte die Karawane den nur 21 m breiten, jedoch ziemlich tiefen Lukulu, so daß die Theile des Bootes zum Uebersetzen gebraucht werden mußten. Auf dem rechten Ufer fand man ein kleines Dorf, mit acht Bewohnern; sie verbrannten Rohr, welches sie aus den Sümpfen geholt hatten, um daraus Salz zu gewinnen. Der Mangel an Lebensmitteln war hier groß; „glücklicher Weise", bemerkt Giraud, „hat die Natur, wenn sie auch dem Afrikaner manches versagt, ihm doch einen guten Magen gegeben". Die Führer begnügten sich mit einem Maulwurf und einer Hand voll haariger Raupen von der Größe der Seidenraupe, die Leute der Karawane suchten einige Fische mit der Angel zu fangen. Nachdem man am 26. noch einen Fluß passirt hatte, kam man am 30. bei Zapaïra an.

Obwohl ein Bruder von Ketimkuru, war er der Typus eines ganz verthierten Menschen, mit welchem nur früh Morgens, ehe er Pombe getrunken hatte, zu reden war. Zwei Tage waren nöthig, um ihm den Plan Giraud's, zu Wasser zum Cazembe zu gelangen, während seine Leute zu Fuß direkt dorthin marschiren sollten, verständlich zu machen. Nachdem er denselben begriffen hatte, gab er gute Rath-

schläge, doch dauerte es allerdings, der Vorbereitungen wegen, noch 4 Tage, bis die Weiterreise angetreten werden konnte, so oft befand sich der Häuptling in unzurechnungsfähigem Zustande. Massib, welcher als Leiter fungiren sollte, erhielt die nöthigen Beglaubigungsschreiben und den Auftrag, seinen Herrn zwei Monate lang beim Cazembe zu erwarten und dann nach der Küste zurückzukehren. Am 2. Juli Abends fand der Abschied statt; acht Mann, worunter fünf Leute, welche schon Stanley auf seinen Reisen begleitet hatten, sowie die Träger des Bootes sollten mit Giraud ziehen, die Anderen unter den Befehl Massib's treten, zu dem er volles Vertrauen hatte.

Die Canarien.

„Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln" betitelt der bekannte Botaniker und Pflanzengeograph H. Christ[1]) eine Reiseschilderung, zu welcher er den Stoff auf einem fast zweimonatlichen Ausfluge im Frühjahr 1884 gesammelt hat, und die wohl geeignet ist, andere zum Besuche der „Glücklichen Inseln" anzureizen. Nachdem er die Schilderungen derselben seitens älterer und neuerer Reisenden, wie A. v. Humboldt, L. v. Buch, Christian Smith ꝛc., sowie die Fahrgelegenheiten von Europa nach den Canarien ausführlich aufgeführt hat, bringt der Verfasser eine Darstellung seiner eigenen Reise in der bekannten fesselnden und die Wissenschaft nicht vernachlässigenden Weise.

Die Abfahrt erfolgte von Marseille mit dem Dampfer „Les Vosges" der Compagnie Parquet et Cie; längs der südfranzösischen und spanischen Küste ging es über Gibraltar nach Tanger und weiter nach Larrache, Casa Blanca, Mazagan und Mogador. Von hier aus wurde den Canarischen Inseln zugesteuert. Die Anagakette auf Tenerife kam zuerst in Sicht, und bald lag der Dampfer auf der Rhede von S. Cruz de Tenerife vor Anker. Nur einen kurzen Besuch konnte hier Christ der Umgebung abstatten und vor Allem dem Valle secco mit seiner prächtigen subtropischen Vegetation, von welcher die buschartig wachsende Maßliebe, der doppelt gefiederte Lavendel, sowie das Wunder der canarischen Flora, die Klumpen von 8 Fuß Höhe und 20 bis 30 Fuß Durchmesser bildende canarische Wolfsmilch, uennenswerth sind. Von Tenerife ging die Fahrt nach S. Cruz de la Palma, das, emporkletternd an steilen Hängen, mit den dahinter bis zur Cumbre sich ausbreitenden Waldungen der canarischen Fichte einen prächtigen Anblick gewährt. Bei einem, allerdings nur kurz dauernden Ausfluge in die Umgegend lernte der Verfasser auch die Bewohner kennen. Namentlich auf Palma hat sich das Urvolk in weit stärkerem Mischungsverhältniß erhalten; das zeigen im Vergleich mit dem Spanier unwiderleglich die längliche Kopf- und Gesichtsbildung, die häufigen braunen und blonden Haare, die langen Gliedmaßen und eine weit mehr an Basken oder Bretonen, als an Romanen erinnernde Familienphysiognomie. Der Charakter der Canarier ist der eines freien und in Abgeschlossenheit von der übrigen Welt lebenden Urvolkes. Keinen Klassenhaß und sonstige sociale Uebel des modernen Europa kennt der Isleño, dagegen ist er feinfühlig und voll Verständniß für fremde Wünsche, dienstfertig, redselig, friedliebend und frei von jeder kriegerischen Neigung. Vor Allem aber ist er, wie so viele Inselvölker, ein Freund des Naturlebens und namentlich der Blumen. Im Ganzen zeigen die Canarier Eigenschaften, die dem Spanier vielfach fehlen und deren gerades Gegentheil unzertrennlich zum spanischen Wesen gehört. Trotz des Mangels an Gluth und Energie wie an jähem Trotz des echten Spaniers hat der Canarier doch sein Vaterland heldenmüthig zur Zeit der Conquista vertheidigt und auch später in Zeiten der Noth, so daß selbst ein Nelson im Jahre 1796 der Miliz von S. Cruz auf Tenerife nach langem Geschützkampfe weichen mußte. Der gebräunte Teint mit den kräftig rothen Wangen, sowie die elastische Gestalt und der königliche Gang, die beide noch durch die vorwiegend weiße Bekleidung gewinnen, zeigen uns hier ein kraftvolles Volk, wie es wohl selten ein zweites giebt. Von der Urzeit her hat sich der Isleño noch verschiedene Geschicklichkeiten bewahrt, namentlich als Fußgänger und Kletterer, ferner im Werfen und dem fast sprüchwörtlich gewordenen Pfeifen, durch welches er in mannigfachen Modulationen über unglaubliche Entfernungen hin ganz bestimmte Dinge seinen Gefährten mitzutheilen weiß. Alles dies gilt natürlich nur von den Landbewohnern, während die Adelsgeschlechter ohne Zweifel von den spanischen und normannischen Conquistadoren abstammen, wie schon ihre Namen vielfach bekunden.

Dem Barranco Carmen auf Palma stattete Christ einen längeren Besuch ab. Herrliche Lorbeerhaine wie Bestände der bis 70 Fuß aufragenden canarischen Föhre, welche eine Mittelstellung zwischen den centralamerikanischen dreinadeligen Kieferarten und der mediterranen Seestrandsföhre einnimmt und im oberen Tertiär in Südeuropa vorkommt, fanden sich hier zwischen den mannigfaltigsten Farnen Senecio, Cineraria und andere Frühlingsblumen der Canarien. In einer den Barranco abschließenden Caldera wurden Prachtexemplare der canarischen Palme mit ihren bogenförmig herabhängenden, sich deckenden Blättern angetroffen. Die Früchte derselben werden nicht gegessen, sondern nur die Blätter zu Flechtarbeiten benutzt. Eine Belohnung für die anstrengende Wanderung erhält der Reisende zum Schluß noch durch die ausnehmend schöne Fernsicht nach Tenerife, mit der nie fehlenden Wolkenbank bis etwa 2000 m und dem darüber in überirdischer Klarheit sich erhebenden Pik. Durch den Barranco de las Nieves, von dem eine schöne Aussicht nach Gomera sich darbot, an Cactusfeldern, aus der Zeit der Cochenillezucht herrührend, vorüber kehrte Christ zum Schiffe zurück. Am nächsten Morgen wurde ein Ausflug nach dem Barranco de los Dolores unternommen und hierbei zum ersten Male die Wolkenregion betreten. Die Wolkendecke ist der Vorzug und die Schattenseite des canarischen Klimas. Denn wenn auch den höheren Schichten der Inseln, namentlich auf ihrem nördlichen Rande, übermäßige Beschattung mitgetheilt wird, so wird doch andererseits das sonst tropische Klima der Küste gemildert und können vor Allem die Kulturgewächse hier gezogen werden, da nur der Wolkendecke und dem ihr entfallenden Regen die Inseln ihre Bewässerung

[1]) „Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln" von H. Christ. Basel, Genf und Lyon, H. Georg's Verlag, 1886.

verdanken. Mit den Jahreszeiten ändert diese Wolkenschicht ihre Höhenlage, und zwar liegt sie im Sommer auf den Graten der Cumbre zwischen 1200 und 2000 m, auf Teneriffe und Palma die Südseite frei lassend; im Winter aber rückt sie bis 500 und 700 m gegen die Küste herab, so daß im März der Regen das Littoral erreicht.

Am 12. März verließ Christ die Insel Palma, um Gran Canaria zu besuchen. In Ciudad de las Palmas (mit seiner wenig geschützten Rhede, weshalb man im Puerto de la Luz ankern mußte) besuchte Christ das Museo Canario. Durch die Menge der Skelette, Mumien und Artefakten der alten Canarier kann man hier einen Einblick in den Kulturzustand derselben gewinnen. Alle Geräthe und Handarbeiten sind von Holz, Stein, Muscheln, Thon, Thierfellen und Pflanzenfasern; von Metallen findet sich keine Spur, so daß die Bewohner vor der spanischen Eroberung noch in der ausgeprägtesten Steinzeit gelebt haben müssen. Die Mumien sind in Felle genäht, an Waffen finden sich Axtsteine, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Obsidian und eine gebogene Keule. Unter den kleineren Gegenständen sind gut erhaltene Feigen bemerkenswerth, welche sich durch ihre Kleinheit ebenso auszeichnen, wie die in den schweizerischen Pfahlbauten gefundenen Aepfel, so daß vor Ankunft der Spanier diese Frucht noch in ihrem ursprünglichen Zustande, also unveredelt, gewonnen wurde. Im Vergleich mit dieser kärglichen materiellen Ausstattung tritt das edle Geistesleben der Canarier erst recht hervor. Wenn Harmlosigkeit und Gastfreundschaft Tugenden auch der rohesten Inselbewohner sein mögen, so kam hier noch die unentwegte Treue, der Mangel an List und Trug hinzu, der den Spaniern die Eroberung leicht machen mußte. „Humboldt", sagt der Verf. (S. 116), „trifft das Richtige nicht, wenn er meint, die Tugenden der Canarier seien negative gewesen, und die schwärmerische Nachwelt habe sie idealisirt, gleich wie man schwärmte für die zwar auch sanften, aber im Uebrigen doch auch recht schlimmen, kindlich-charakterlosen Bewohner der Südsee-Inseln. Bontier und Laverrier, die harten Normannenpriester, und die spanischen Chronisten waren weit entfernt von jeder Empfindsamkeit, und eher nothgedrungen schildern sie die Tugenden der Insulaner, weil dadurch die Grausamkeit ihrer eigenen Landsleute nur allzu deutlich hervortritt. Es ist und bleibt wahr: der canarische Mensch des 15. Jahrhunderts ist eine der schönsten, aber auch der schmerzvollsten Erscheinungen in der Geschichte unseres Geschlechtes." Nachdem noch ein kurzer Ausflug nach dem reizend gelegenen Orte Tasira und der Caldera de Bandama gemacht worden war, trat der Verfasser am 15. März mit der Goleta „Beatriz" die Ueberfahrt nach Tenerife an. Nach der Landung in S. Cruz erfolgte sofort die Weiterreise zu Wagen über Laguna und Matanza, wo 1494 die Guanchen ihren letzten Sieg über die Spanier errangen, nach Orotava. Besonders hier machte sich die in den westindischen Kolonien noch schärfer hervortretende Weichheit in der Aussprache gewisser Konsonanten, namentlich des s und z, bemerklich. Auch das Jota wurde milder gesprochen. Während es aber mit dem sprachlichen Verkehr noch ging, hatte der Reisende anfangs sehr unter dem conservativen Charakter des Inselbewohners bezüglich des Münzwesens zu leiden. Dem abgeschlossenen Leben des Canariers ist es recht entsprechend, daß man sich hier wenig um die jetzigen Münzeinheiten in Spanien bekümmert und statt nach den neueren Pecetas ruhig nach den alten Tostones und den kleineren Münzsorten, den Cuartos, Fiscas ꝛc., rechnet. Dazu kommt noch die sogenannte Real de Plata, welche gar keinem vorhandenen Geldstücke entspricht, sondern rein imaginär ist und zu 16 Cuartos gerechnet wird, während die Real de vellon, als ein Viertel einer Peceta, $8^1/_2$ Cuartos gilt, so daß ein völlig irrationales Verhältniß zwischen diesen Münzsorten sich ergiebt.

Wenn auch heute das Thal von Orotava durch die Cactusfelder mehr entstellt als verschönert ist, so gilt doch noch immer von ihm das Urtheil Humboldt's, wonach er trotz der Durchwanderung der Ufer des Orinoco, der Cordilleren von Peru und der schönen Thäler von Mexiko nirgends eine so harmonische Vertheilung von Grün und Felsmassen gefunden habe wie hier. Besonders prächtig ist der Anblick des Thales von Orotava, wenn man von seinem oberen Ende nach der See herabsieht. Nach oben ist das reizende Bild abgeschlossen durch die graue Wolkendecke , nach unten durch das blaue Meer mit der Palma am Horizonte. In den Barrancos aber entwickelt sich eine staunenerregende Fülle von Gewächsen. Riesenhafte Hauslaubarten, bekannte Blumen Südeuropas, wie Natterkopf, Maßliebe, zwei Malvenarten ꝛc., aber vervollkommnet an Fülle, Größe und Farbe, sowie strauchartig entwickelt der Drachenbaum, der Cardon, Aderno und Marmolan, Verwandte süd- und ostafrikanischer Formen, endlich Vertreter amerikanischer sowie endemische Arten gedeihen alle hier in der herrlichsten Weise. Von den 977 Phanerogamen der Canarien erweisen sich 386 als eingeführt und eingewandert, 269 sind rein canarisch, während 332 Formen auch auf den Azoren und Madeira sich finden. Man sieht also, welche Rolle der Endemismus hier spielt. Das prächtige Klima sowie der Sinn der Bewohner für Blumen hat daher auch zur Anlage schöner Gärten geführt. Vor Allem ist zu nennen der botanische Garten von Orotava, der in schönen Exemplaren eine Sammlung der tropischen und subtropischen Gewächse, sowie auch die canarische Flora in einer seltenen Reichhaltigkeit zeigt. Sechs weitere, ebenso schön wenn auch nicht so reichhaltig ausgestattete Gärten besuchte der Verfasser während seines Aufenthaltes auf Tenerife, überall reiche Ernte für seine Sammlungen haltend. Bei den mannigfachen Ausflügen in die Umgebung von Orotava wurde auch Agua Garcia, jenes schönste Reststück des canarischen Urwaldes, besucht. Aus der verschwenderischen Fülle von Farnmassen, unter denen die Woodwardia vorherrschend ist, erheben sich Brombeeren, Johanniskraut, Cistrosen u. s. w., während am Boden Epheu hinkriecht, der hier nicht die Bäume hinanklettert, sondern dies der großen Sarsaparilla der Canaren überläßt. Zu allen diesen Naturschönheiten in ihrer Ursprünglichkeit erschallt ab und zu aus der Wildniß der muntere Schlag des Canarienvogels und des Schwarzkopfes, während sonst tiefe Stille herrscht. Ein weiterer Ausflug fand statt nach dem Barranco de Castro mit seiner reichen Waldflora und weiterhin nach Icod de los Vinos. Hierbei passirte man auch die berühmte Pino santo oder Pino del Paso, einen Baumriesen, der jedenfalls älter als die Conquista ist und einen Umfang von 3,1 m besitzt. Icod de los Vinos ist wie das früher erwähnte Laguna ein gesunkenes Städtchen von stattlicher Bauart. Hier auch steht der größte Drachenbaum (Drago) der Insel, nachdem der früher berühmte der Villa zu Grunde gegangen ist. Er befindet sich im Garten eines Herrn Gabriel Hernandez del Castillo, ist vollkommen gesund und mißt in 2,8 m Höhe 11,7 m Umfang, während die Wipfelhöhe 20 m betragen mag. Das Alter dieses Baumes läßt sich auch durch den in Folge des Blühens sich verändernden Habitus nicht bestimmen, da er unregelmäßig blüht, jedoch scheinen die Drachenbäume schnell zu wachsen, da Schacht im Jahre 1857 an demselben Baume in 8 Fuß Höhe einen Umfang von 9,5 m feststellte, so daß in 27

Jahren eine Zunahme von 2,2 m im Umfange stattfand. Von Icod aus ging die Wanderung an dem reizend, im Grunde einer kreisrunden, tiefen Caldera gelegenen Gehöfte „La Coronela" vorüber dem Orte Garachico zu. Einst eine reiche Stadt mit schönem Hafen ist Garachico seit der Lavaverschüttung am 5. Mai 1706 ein unbedeutendes Städtchen. Von hier aus wurde dann die Rückreise nach Orotava angetreten. Am 2. April endlich führte Christ seinen letzten größeren Ausflug aus, den er wegen des ungünstigen Wetters immer hatte aufschieben müssen, die Besteigung des Teyde; wenigstens wollte er dieselbe so weit durchführen, als es möglich war. Oberhalb Icod el Alto wurde das Pferd verlassen und der weitere Weg zu Fuß fortgesetzt. Bald erreichte man das Gebiet der Retama blanca, jenes Gewächses aus der Ginstergruppe, das die ganze Gebirgsregion von 1800 m bis 2800 m bedeckt und Schutz vor Unwetter, wie treffliches Brennholz bietet. Je höher man steigt, um so mehr schwinden die Nebel, so daß bald die Sonnenstrahlen auf dem Boden abprallend ungeschwächt und brennend das Gesicht treffen. Zuletzt kommt man in das Gebiet des trockenen Südwest-Antipassats, in welchem die Insolation so stark wirkt, daß der schottische Astronom Piazzi Smyth hier in 2715 m Höhe an einem der Sonne ausgesetzten Thermometer 100,2° C. ablesen konnte. Nach einem ermüdenden Marsche erreichte man endlich den Kamm des Ringwalles der Cañadas an der Einschartung in etwa 2200 m Höhe. Von hier aus erhebt sich dann der große Kegel des Pik bis 3711 m, in etwa 3560 m Höhe noch eine schmale Terrasse, eine Cañada im Kleinen, zeigend. Die Aussicht von der Cañada war prachtvoll, wenn auch nicht auf die meist von den Wolken, bedeckten Küstengebiete von Tenerife selbst, so doch auf das endlos sich ausdehnende Meer mit der Palma am Horizonte. Wie A. v. Humboldt, L. v. Buch, Barker Webb und Sabin Berthelot unterscheidet auch Christ drei Hauptregionen der Vegetation, nämlich: 1) die Region unter den Wolken bis 700 m reichend, durch geringe Niederschläge sich auszeichnend und vorzugsweise von afrikanischen Strand- und Steppenpflanzen, sowie endemischen Arten bestanden; 2) die Wolkenregion von 700 bis 1600 m, völlig im Passat liegend und daher mit vielen Niederschlägen. Dies ist die Region des atlantischen Lorbeerhaines und des Buschwaldes; 3) die Region über den Wolken mit ebenfalls mäßigen Niederschlägen und hauptsächlich Standort der Retama.

Am 9. April trat Christ die Rückreise mit dem spanischen Correo an und erreichte über Cadiz, Madrid und Paris den heimathlichen Boden. Zum Schluß seiner Reiseschilderung stellt er noch die Hauptwerke über die Canaren zusammen mit besonderer Rücksicht auf neuere Erscheinungen.

N. Jadrinzew's Studien über Sibirien[1]).

I.

Wenn sich das Interesse des Publikums aus politischen und wissenschaftlichen Gründen jetzt mehr als früher russischen Dingen zuwendet, und sich allmählich richtigere Anschauungen und größere Klarheit über dieselben verbreiten, so dürfen sich wohl diejenigen, welche uns diese Kenntnisse vermitteln, einen guten Theil des Verdienstes davon zuschreiben. Eines der bedeutsamsten und inhaltsreichsten Werke, welche uns in dieser Hinsicht seit längerer Zeit vorgekommen sind, ist das unten angeführte von Jadrinzew, der für eine der ersten Autoritäten in Bezug auf die Kunde Sibiriens gilt. Selbst in der russischen Literatur steht sein 1882 erschienenes Buch über Sibirien einzig da als Quellenwerk und hatte sich im europäischen, wie im asiatischen Rußland der besten Aufnahme zu erfreuen — es muß in der That dort in vielen Beziehungen wie eine Art Offenbarung gewirkt haben. Professor Petri hat dieses Werk übersetzt, stellenweise überarbeitet und ergänzt und so ein deutsches Buch von höchstem Interesse geschaffen; dasselbe zeigt uns nicht nur, wie unendlich viel faul ist im Staate Rußland und wie viel es dort zu bessern und nachzuholen giebt, sondern es bietet auch darüber hinaus reiches Material zur Beurtheilung von Fragen, welche augenblicklich fast alle europäischen Völker bewegen, wie Kolonisation, Acclimatisation, Deportation ꝛc. In den 598 Seiten dieses Bandes ist eine solche Fülle von anderwärts nicht zu beschaffenden Daten und von eigener Forschung aufgespeichert, daß Jadrinzew-Petri wohl für längere Zeit als standard-work sein Ansehen behalten wird.

Wenn wir im Folgenden in äußerster Kürze den Gedankengang der einzelnen Kapitel skizziren, so liegt es uns fern zu glauben, daß wir damit auch nur annähernd dem Buche gerecht werden könnten; die zahlreichen, oft drastischen Beispiele und Citate, welche die Ausführungen des Autors begleiten und denselben erst rechtes Leben verleihen, müssen wir ohnehin übergehen. Aber vielleicht bewirken die folgenden Seiten, daß mancher unserer Leser zu dem Buche selbst greift und sich genauer über so manchen Krebsschaden des russischen Reiches unterrichtet.

In den beiden ersten Kapiteln behandelt Jadrinzew die Russen, wie sie sich in Sibirien entwickelt haben, und weist nach, wie ihr Typus durch die Vermischung mit den dortigen Eingeborenen sich ungebildet hat — eine Umbildung, welche in mancher Hinsicht geradezu eine Ausartung und Verschlechterung genannt werden muß. Namentlich dort, wo die Russen den Eingeborenen gegenüber sich in der Minderzahl befinden, wie z. B. im Norden, nimmt ihre Fruchtbarkeit, ihr Wuchs und ihre physische Kraft ab; ja sie sinken mitunter völlig auf die Stufe der Eingeborenen herab, glauben z. B. unbedingt an das Schamanenthum der Burjaten und das lamaistische Prophetenthum. An Beispielen wird nachgewiesen, wie die Russen sich der Polygamie zuwandten, die Stellung der Frau nach Weise der Eingeborenen auffaßten, Fetischismus, Anthropomorphismus, Schamanismus und Götzenwesen trieben; daß sie ihre

[1]) N. Jadrinzew, Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von Dr. Ed. Petri, Professor der Geographie und Anthropologie an der Universität Bern. Mit 14 Tafeln und Illustrationen. Jena, H. Costenoble, 1886.

Bekleidung verändern, zur Lebensweise und zum Lebenserwerb der Eingeborenen übergehen und schließlich ihre Sprache gegen diejenige der Eingeborenen vertauschen. Darum ist der Schluß gerechtfertigt, daß die russische Nationalität in Sibirien lange nicht so fest dasteht, als man vermuthet hat; daß sie sich in vielen Fällen den Eingeborenen lieber unterordnete, als sie beherrschte, und daß sie mehr von ihnen entlehnt, als ihnen übermittelt hat. Denn auch eine solche Uebermittelung hat stattgefunden: die Russen haben kraft ihrer Rasse- und Kulturvorzüge und als Eroberer manche Stämme der Eingeborenen beeinflußt und dieselben durch Kreuzung, Uebermittelung ihrer Kultur und Sprache und durch ihren geistigen und moralischen Einfluß erhöht; solche Stämme sind namentlich die Burjaten und Jakuten, welche letzteren nicht nur völlig russificirt werden, sondern auch zu dem in industrieller und geistiger Beziehung am höchsten begabten Volke in Ostsibirien geworden sind, während andere sich hartnäckig gegen die russische Kultur abschließen und dieselbe sogar überwältigen.

Der sibirische Russe hält sich, wohl ohne sich der wirklich vorhandenen physischen und psychischen Unterschiede ganz bewußt zu werden, für einen anderen Menschen, als den europäischen Russen, und stellt sich, den Sibirák, scharf dem Rossiskoi („dem Russischen") gegenüber; der Sibirier hat nur einen sibirischen Patriotismus und, was jenseits des Ural vor sich geht, berührt ihn nicht. Fest steht jedenfalls, daß die sibirischen Bauern im Großen und Ganzen ihren Gewohnheiten und ihrer Entwickelung nach höher stehen, als ihre Brüder im europäischen Rußland, welche unter anderen Verhältnissen zu leben hatten. Allerdings weist ihr Charakter große Schattenseiten auf: Verwilderung und Verrohung unter dem Einflusse der Eingeborenen und des Waldlebens, einen kalten, durch keinerlei Gefühl gemilderten, berechnenden Geist; einen Mangel an idealen Bestrebungen; ein Ueberwiegen der individualistischen Interessen über die socialen und ein Vortreten von erwerb- und gewinnsüchtigen Tendenzen. Dem aber steht gegenüber ein gewisser Verstand, Wißbegierde, Energie, praktische Tüchtigkeit und Orientirungsgabe, eine durch die Lebensverhältnisse großgezogene Findigkeit und Unternehmungslust; ein gestählter Charakter; ein eigenartiges Wesen; Selbständigkeit und Befähigung zur Selbsthilfe. „Diese durch die schweren Lehren colonisatorischen Lebens großgezogenen Talente sind in ihren rohen ursprünglichen Formen erstarrt; noch unberührt sind sie von der progressiven Macht des Wissens, noch unbearbeitet durch die historischen Geschicke, von keiner socialen Idee durchgeistet und beleuchtet; kein reformirender Geist hat sie bis jetzt zum Leben gerufen. Wer dürfte aber behaupten, daß eine Vervollkommnung der natürlichen Fähigkeiten hier unmöglich sei? Trotz der Verwilderung und trotz ihres geringen Bildungsniveaus arbeitet sich die Bevölkerung im Osten in unverkennbarer Weise heraus und entwickelt eine Fähigkeit zur raschen Aufnahme, einen Sinn für Neuerungen und für den Progreß, der wesentlicher erscheint, als etwa im europäischen Rußland ..... Die unvergleichliche Freiheit in der Benutzung von natürlichen Gütern und Schätzen, welche auf lange Zeit hinaus vor Armuth sichern, die reiche Natur, der Mangel an Privilegien und die Gleichberechtigung der Bevölkerung, — es sind das Vorzüge und Bedingungen, welche der slavischen Rasse die Möglichkeit gewähren, in ihrer Kolonie ihre Kräfte und Fähigkeiten zur günstigen Entfaltung zu bringen."

Auf die Eingeborenen übergehend, zeichnet uns Jadrinzew im dritten Kapitel ein trauriges Bild von deren Rückgang, Verarmung und Verminderung in Folge von (früheren) Kämpfen, Seuchen, Hungersnoth, Ausrotten des Waldes und Wildes u. s. w. Ursprünglich waren sie die alleinigen Herren des Landes; jetzt aber sind sie an Zahl durch die Russen bereits überholt: nach Wenjukow beträgt die Zahl der ersteren 4 515 736, diejenige der Russen aber bereits 4 800 000. Indem letztere die besten und fruchtbarsten Gebiete besetzten, wurden die Eingeborenen räumlich beschränkt und in Gegenden gedrängt, an deren Klima sie nicht gewöhnt waren und dem sie sich nicht sofort anzupassen vermochten, was natürlich nachtheilig auf sie wirkte. Freilich wünschte von der Eroberung Sibiriens an die russische Regierung, und namentlich Katharina II., eine freundliche und gerechte Behandlung der Eingeborenen; aber die Beamten, und besonders die niederen, thaten dennoch, was ihnen gut dünkte, ohne jedes Verständniß für die Lebensweise und die Bedürfnisse der einheimischen Stämme. Die Erpressungen unehrlicher Beamteter, ein ungerechtes Steuersystem, der illegitime Schnapshandel, ja selbst die zu Gunsten der Eingeborenen eingerichtete Getreidevertheilung haben dazu beigetragen, dieselben wirthschaftlich zu ruiniren. Unter solchen Umständen stand es schlimm mit der Civilisirung der Eingeborenen. Die Russen haben nur sehr wenig zur Verbreitung des Christenthumes gethan, waren dagegen dem Islam und dem Buddhismus gegenüber sehr tolerant, ja begünstigten dieselben. Bekehrt wurden nur wenige (etwa 54 000), und gerade die armseligsten Eingeborenen, wie die Ostjaken und Wogulen, und auch diese sind nur nominell Christen. Der Erfolg konnte nicht größer sein, da die russischen Missionare häufig ungebildete Leute waren; er wäre viel bedeutender gewesen, wenn man gleichzeitig auch für die Bildung der Eingeborenen Sorge getragen hätte. Das geschah aber fast nie, und wenn je, dann in so gewaltsamer und unverständiger Weise, daß es die Eingeborenen nur abschreckte. Und doch wird nach Jadrinzew nichts Anderes, als gerade die Bildung es sein, welche das Absterben und Verschwinden der Eingeborenen verhindern wird.

Die Kolonisation von Sibirien (fünftes Kapitel) ist bis heute eine doppelte gewesen, eine volksthümliche und eine administrative. Erstere, die vom Volke ausgehende, ist die überwiegende und ursprüngliche gewesen, welcher die Regierung etwa seit Beginn des 17. Jahrhunderts wiederholt mit allen Mitteln, immer aber vergebens, entgegengetreten ist. Das Volk ließ sich am Auswandern nicht hindern und strömte dauernd auf Nebenwegen nach dem verlockenden Osten; noch heute werden in Sibirien nicht selten ganze Dörfer und Ansiedelungen entdeckt, deren Existenz der Regierung unbekannt gewesen ist. „Der russische Bauer (S. 166) rückt bei seiner Furcht vor Verfolgungen von Seiten der Administration und auf seiner Suche nach freien Ländereien den asiatischen Grenzen immer näher zu. Bevor noch die Geographen und die Grenzadministration zum Fuße der Katuner Alpen und zum Oberlaufe des Flusses Katunj gelangt waren, hatten Jäger, buchtarminische Bauern, diese Gegend bereits besucht und besaßen in der Nähe ihre Dörfer. Die Nachmanow'schen heißen Quellen führen ihren Namen nach dem Bauer Nachmanow. Prshewalski erfuhr am Lob-Nor, daß hier vor ihm russische Sektirer überwintert hatten." Schließlich versöhnte sich die Regierung mit dieser Bethätigung eines unwiderstehlichen Dranges und jetzt tolerirt sie faktisch die Besiedelung des Landes, welche sich namentlich dem Süden, dem Gebiete Semirjetschinsk, dem südlichen Theile des Gouvernementes Tomsk, dem Altai und dem Bezirke Minusinsk zuwendet. Daneben geht dann die administrative Kolonisation her, deren Anfänge bis zum Jahre 1590 zurückgehen; durch die

Regierung wurden Bauern, Soldaten, Kosaken, Postbauern, Deportirte u. s. w. angesiedelt, Forts und Städte gegründet, Straßen gebaut, Kosakenlinien errichtet; aber zu Anfang sowohl, wie auch noch in späteren Perioden scheint die freie Kolonisation diejenige der Regierung an Intensität übertroffen zu haben. „An und für sich (S. 183) wäre die von der Regierung ausgehende Kolonisation außer Stande gewesen, ein Sibirien zu schaffen; die großartigen Länder wären unbewohnt geblieben; sie hätten die massenhafte Bevölkerung nicht zur Arbeit begeistern können. Das vermochte lediglich nur eine freie Kolonisation zu erreichen. Welchen Geist und welche Findigkeit die Administratoren und Reglementatoren auch aufwenden mögen, sie werden nie den gesunden Verstand des Volkes ersetzen können, sie werden nie auf ihren Karten die neuen Wege und Fußpfade finden, welche das Volk inmitten der Wälder und Wüsten anbahnt. Darum eben erstehen die Schöpfungen des Volksgeistes so unerwartet und in so originellen Gestalten, wie sie der kühnste Staatsmann nicht zu ersinnen vermag! Kein Cäsar, kein Napoleon vermochte vorauszusagen, daß in etwas über 80 Jahren so zu sagen ein ganzer Welttheil, Nord-Asien, ein Territorium, welches das Römische Reich an Umfang übertraf, erobert werden konnte; das Volk vermochte das auszuführen, ohne von einem Feldherrn geleitet zu werden. Kein auch noch so mächtiger Staatsmann würde es versprechen können, in einer Wildniß im gewissen Zeitraume eine Bevölkerung, ein Kulturleben, eine Ansässigkeit, Dörfer und Städte zu erschaffen, Wege anzulegen und eine Industrie zu begründen. Er würde sich jedenfalls nie für den Erfolg einer derartigen Arbeit verbürgen können, er könnte nicht aus eigener Willenskraft ein Kulturleben hervorrufen, und wenn er auch durch seine Willenskraft und seine Fähigkeit, Massen in Bewegung zu setzen, die Macht der Pharaonen übertreffen sollte. Das Volk aber, das sich im lebendigen Strome in das neue Land ergießt, vermag das alles mit ungeahnter Schnelligkeit auszuführen."

Noch aber ist die kolonisatorische Aufgabe der Russen in Sibirien lange nicht vollendet, noch sind weite Gebiete von dem Ackerbauer und Viehzüchter in Besitz zu nehmen und auszubeuten. Die Vermehrung der Bevölkerung wird zur Entwickelung der Industrie führen, für welche es bisher an Arbeitskräften fehlte, und Sibirien wird mit der Zeit bei seiner reichen Natur, seiner prachtvollen Bodenbeschaffenheit und den ungeheuren mineralischen Schätzen einen ums Hundertfache reicheren Gewinn einbringen als gegenwärtig. In seinem eigenen Interesse liegt es, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Auswanderer anzuziehen und deren Kolonisationsarbeit zu begünstigen, um sich dergestalt das Gedeihen, das Wachsthum und die Gewinnung neuer Kräfte für die Zukunft zu sichern.

Wenn bisher von den Deportirten und Verbrechern nicht die Rede gewesen ist, so ist das schon ein Beweis dafür, daß Sibirien nicht in solchem Maße eine Verbrecherkolonie ist, als man es sich in Westeuropa und auch in Rußland noch vielfach vorstellt. Die Deportation (sechstes Kapitel) ist im socialen Leben des Landes vielmehr schon in den Hintergrund getreten und gereicht ihm mehr zum Schaden als zum Nutzen, trotz der gegentheiligen Vorstellungen, welche darüber gehegt wurden. Ueber die im 16. Jahrhundert beginnende Deportation besitzen wir genauere Daten erst seit dem Jahre 1823. Es ergiebt sich aus den von Jadrinzew mitgetheilten statistischen Daten, daß sie seit 1853 ganz besonders angewachsen ist, um 30 000 bis 45 000 in einem Jahrzehnt, ja daß sie sich seit Anfang dieses Jahrhunderts geradezu verzehnfacht hat. Man hat sich ihrer in ungenirtester Weise in kriminalen und administrativen Angelegenheiten bedient, im Interesse der Strafe, der Vorbeugung von Verbrechen und schließlich auch im Interesse der Kolonisation. Aber die halbe Million Menschen, welche in der letzten Zeit mindestens deportirt worden ist, hat dem Lande nicht genutzt; sie ist zu einem großen Theile verschwunden, indem die Leute flüchteten, in Menge unterwegs starben, Vagabunden und Bettler wurden u. s. f. Ihre Zahl verminderte sich um zwei Drittel oder sogar um vier Fünftel. Wenn man geglaubt hat, daß sich die erwähnte halbe Million durch natürlichen Zuwachs auf eine ganze vermehren würde, so war das grundfalsch und schon darum unmöglich, weil sich unter jener Zahl viel zu wenig Frauen befanden; vielmehr sind davon 400 000 durch Sterblichkeit, Flucht ꝛc. verloren gegangen und nur 100 000 übrig geblieben. Die Deportirten machen heute nur 5,2 Proc. der Bevölkerung Sibiriens aus und dabei ist ihre Lage eine überaus traurige und elende, völlig rechtlose den ansässigen Bauern gegenüber, welche den moralisch natürlich unzuverlässigen und zu Verbrechen nur allzu sehr geneigten Deportirten entschieden feindselig gesinnt sind, ihre Vergangenheit nicht vergessen können und außerdem finanziell durch die Deportation belastet werden. Alle Regierungsmaßregeln, die Lage der Verbannten zu verbessern, sind bis heute ohne Erfolg gewesen; die von Jahr zu Jahr anwachsende Zahl der Deportirten vermehrt die Unordnung nur noch. Dieselbe wäre noch viel schlimmer, wenn sich die Bauern und Eingeborenen nicht selber hälfen und entlaufene Sträflinge vielfach wie wilde Thiere niederschössen. So gehen etwa zwei Drittel dieser „Brodjagen" in den Wäldern zu Grunde, während doch immer noch 30 000 bis 40 000 herumstreifen. Der Versuch, den die Regierung unternahm, auf der Insel Sachalin Deportirte anzusiedeln und aus ihr eine großartige Strafkolonie zu machen, ist gänzlich fehlgeschlagen; die Behörden sind dort ebenso wie anderswo ganz außer Stande, dem Entspringen der Sträflinge vorzubeugen. Wurden doch nach dem Berichte des St. Petersburger Oberpolizeimeisters von 1867 bis 1873 in St. Petersburg selbst 8015 Brodjagen, 145 Flüchtlinge und 276 Deserteure aufgegriffen!

Statt daß die Deportirten, wie man noch heute vielfach glaubt, Sibirien zum Nutzen gereichen und dort zu brauchbaren Leuten werden, schaden sie demselben vielmehr durch ihre Verbrechen; gerade in Folge der Deportation übertrifft Sibirien die übrigen Theile des Reiches an Zahl der Verbrechen, und zwar gerade der schwersten, wie Mord. Ja, es hat Dank den Deportirten einige specifische Verbrechen ausgebildet, wie das Brodjagenwesen und die Fälschung von Münzen und Banknoten, und obendrein steigert sich die Häufigkeit der Verbrechen von Jahr zu Jahr in unglaublich rascher Progression. Natürlich hat die Anwesenheit so vieler schlechter Elemente auch ihren nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der ursprünglichen Einwohner ausgeübt. Es ist unglaublich, mit welcher Gleichgültigkeit selbst Frauen von den haarsträubendsten Mordthaten erzählen; Sittenlosigkeit, Konkubinat, uneheliche Geburten — das Gouvernement Irkutsk nimmt in letzterer Beziehung nächst St. Petersburg die erste Stelle im ganzen Reiche ein — werden durch die Verbannten verbreitet. Bis in die Beamtenwelt und die Vertreter der Intelligenz hinein trifft man auf Deportirte, deren laxe Moral in Bezug auf Mein und Dein ihre Umgebung ansteckt. Die Verbannten haben z. B. der sibirischen Bauernschaft eine wahre Passion für falsche Banknoten beigebracht. So wächst die Ueberzeugung selbst in Regierungskreisen mehr und mehr, daß Sibirien durch Aufhören der Deportation in moralischer und materieller Hinsicht nur gewinnen kann. Nicht minder aber

auch Rußland selbst, denn die Ansicht, daß die Deportation ein billiges Mittel sei, sich der Verbrecher zu entledigen, ist nicht zutreffend; die Kosten, welche ein einzelner Arrestant verursacht, werden nämlich nach eingehenden Ermittelungen auf nicht weniger als 800 Rubel geschätzt. Treffend äußert sich in dieser Hinsicht der jetzige Minister Possiet in seiner Denkschrift über die Deportation, daß die Zeit gekommen sei, Sibirien von dem auf ihm lastenden Brandmale eines „Landes der Verbrecher“ zu befreien. Der zwei Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Zufluß von Verbrechern habe die Bevölkerung demoralisirt, die Entwickelung des Landes gehemmt und daher stamme die Gleichgültigkeit gegen das reiche Sibirien und gegen seine, wenn auch wenig moralische, so doch befähigte Bevölkerung. „Das Land ist wie vergessen und bleibt darum in seiner Entwickelung von Tag zu Tag immer mehr hinter den benachbarten Staaten des Ostens zurück.“

Kürzere Mittheilungen.

Zeichensprache der Massai.

Als Ergänzung zu seinem Werke „Through Massai-Land“ veröffentlicht Joseph Thomson in „Nature“ (Nr. 883, S. 522) eine interessante Notiz über Fingerzeichen, deren sich die Massai bedienen, um besonders in Antworten die Zahlen auszudrücken. Im Folgenden geben wir eine Liste dieser Zeichen zugleich mit dem zugehörigen Zahlworte:

Deutsch	Massai	Zeichen	Deutsch	Massai	Zeichen
1	Nabo	Der erste Finger allein ausgestreckt.	21	Tikitum-o-nabo	Dasselbe Zeichen wie bei 20. und darauf das für 1.
2	Aré	Die ersten beiden Finger ausgestreckt und abwechselnd vor- und rückwärts bewegt.	30	Othman	Der erste Finger ausgestreckt und durch eine kreisrunde Bewegung des Handgelenks geschüttelt.
3	Uni	Der Daumen und die zwei ersten Finger mit den Spitzen aneinander gelegt.	40	Artum	Die offene Hand wird vertikal gehalten und durch eine kreisförmige Bewegung des Handgelenks hin- und herbewegt, aber nicht auf und nieder wie bei 8.
4	Unghwani	Die beiden ersten Finger an ihrer Spitze aufeinander gelegt.			
5	Umiēt	Der Daumen zwischen die beiden ersten Finger gesteckt.	50	Unum	Der Daumen wird zwischen die beiden ersten Finger gesteckt und die Hand bewegt wie bei 40.
6	Ilé	Der Daumen über den Nagel des zweiten Fingers bewegt.			
7	Nahishana	Kein Fingerzeichen.	60	Tomoni-ilé	Der Nagel des Daumens kratzt auf den Nagel des dritten Fingers.
8	Usiēt	Die geöffnete und vertikal gehaltene Hand wird auf und nieder bewegt.	70	Tomoni-nabishana	Kein Fingerzeichen.
9	Naūdo	Der Daumen und erste Finger bilden durch Aneinanderlegen der Spitzen einen Kreis.	80	Tomoni-usiēt	Ebenso wie bei 8., aber das Zeichen wird niemals allein angewendet.
10	Tomon	Der erste Finger über den Nagel des Daumen gelegt.	90	Tomoni-naūdo	Dasselbe Zeichen wie bei 9., zugleich werden aber stets Worte gebraucht.
11	Tomoni-obwo	Dasselbe Zeichen wie bei 10., begleitet von dem für 1. Dieselbe Regel gilt für die folgenden Zahlen bis 19.	100	Ipé	Die theilweise geschlossene Hand wird ein- oder zweimal geöffnet.
20	Tikitum	Die Hand wird geschlossen und schnell geöffnet.	200	Ipé-aré	

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die vom 27. Oktober bis 1. November d. J. zu Berlin versammelt gewesene internationale geodätische Konferenz (vergl. oben S. 287) hat sich in keiner Weise mit der noch lange nicht spruchreifen Frage einer Weltzeit befaßt, sondern vielmehr mit der Neuorganisation der von einer „Mitteleuropäischen“ zu einer „Internationalen“ herangewachsenen Gradmessung, welche ihren Mittelpunkt bisher in dem 1885 verstorbenen General Dr. Baeyer gehabt hatte. Berlin bleibt Sitz des Centralbureaus der Gradmessung, deren Leitung in den Händen einer aus Vertretern der verschiedenen Staaten zusammengesetzten sogenannten Permanenten Kommission ruht. Vertreten sind sämmtliche europäische Staaten mit Ausnahme von Großbritannien, dessen Beitritt jedoch ebenso wie derjenige der Vereinigten Staaten in Aussicht steht, der Türkei und Griechenland. Die Erbauung eines geodätischen Institutes auf dem Potsdamer Telegraphenberge neben der Sonnenwarte nähert sich seiner Verwirklichung. — Aus den Verhandlungen ist von Interesse, daß Rumänien endlich den Plan gefaßt hat, sein Staatsgebiet zu trianguliren, womit der Anfang zur Ausfüllung einer schwer empfundenen Lücke in der Kartographie Europas gemacht wird. Die Triangulationen in Preußen werden voraussichtlich in sechs, die Präcisionsnivellements in zwei Jahren (also 1892, resp. 1888) vollendet sein. In der letzten Sitzung ersuchte die Konferenz den preußischen Unterrichtsminister, die noch nicht betheiligten Staaten zum Beitritt zur internationalen Erdmessung einzuladen.

— In Kronstadt ist am 19. (31.) Oktober dem um die Erforschung von Novaja Zemlja verdienten russischen See-

manne, Lieutenant P. Pachtussow, ein Denkmal errichtet und feierlich enthüllt worden. Die aus Bronze gegossene, in Laweretzki modellirte Statue des Helden steht auf einem granitenen Piedestal. Der Seemann steht aufrecht in der Marineuniform mit einem Mantel um die Schultern; in der rechten Hand hält er eine halb aufgerollte Karte. Am Piedestal vorn ist zu lesen: „Dem Erforscher von Novaja Zemlja, Pachtussow, 1832—1835"; die Seiten zeigen bronzene Reliefs; rechts und links Flagge, Anker, Instrumente; unter der Kriegsflagge steht „Kühnheit" (russ. Otwaga), unter der Handelsflagge „Nutzen" (ruff. Polsa); hinten befindet sich das Wappen der Stadt Kronstadt, darunter steht „Arbeit" (Trud). Das Piedestal hat ein Gewicht von 1000 Pud (16 000 kg), die bronzene Statue, von mehr als Mannesgröße, ein solches von 60 Pud (960 kg). Die Kosten des Denkmals belaufen sich etwa auf 20 000 Mark (10 000 Rubel) und sind durch Sammlungen im Kreise der russischen Seeleute beschafft worden.

— Der Generalgouverneur von Kiew hat befohlen, daß 17 deutsche Ackerbaukolonien in Wolhynien, welche gleichzeitig deutsche und russische Namen führen, in Zukunft nur mit letzteren bezeichnet werden sollen. 38 andere Dörfer derselben Provinz sollen statt ihrer deutschen russische Namen erhalten.

Asien.

— Professor Heinrich Kiepert hat sich im Verfolge seiner Reise (vergl. oben S. 271) von Pergamon aus nach der Insel Lesbos begeben und einen achttägigen, anstrengenden, aber lohnenden Ritt durch dieselbe ausgeführt, welcher die bisher fast unbekannte Topographie der Heimath Sappho's aufzuhellen bestimmt war. Bei den griechischen Bewohnern hatte sich der Reisende der entgegenkommendsten Gastfreundschaft zu erfreuen, da sein Name, Dank seiner griechischen Wandkarten, die auf Kosten des Marseiller Banquiers Zafiropulos überall in griechisch sprechenden Landen verbreitet sind, Schullehrern, Geistlichen und Gebildeten ziemlich geläufig ist. Die hoch, aber nach Süden zu gelegenen Dörfer der Insel bauen ganz vorzügliche Weinsorten, deren Kultur mit der Abnahme der Türken und dem Vordringen der Griechen im ganzen vorderen Kleinasien mehr und mehr um sich greift. Von Pergamon begab sich Kiepert auf einem schon vor 45 Jahren von ihm gemachten Wege nach Smyrna; von den angeblich unterwegs vorhandenen Antiquitäten war jedoch nichts zu entdecken. Der Ritt war anstrengend und die Hitze (zu Anfang Oktober) unerträglich; seit Ende Mai war dort kein Regen gefallen, alle Vegetation braun und grau gebrannt, und nur, wo noch ein wenig Wasser rinnt, hatten sich Platanen, Feigen u. s. w. frisch grün erhalten. Von Smyrna aus, das im Gegensatze zu Konstantinopel durch den Unternehmungsgeist der dortigen Kaufleute mehr und mehr ein großstädtisches westeuropäisches Aussehen erhält, wurde mit Hilfe der englischen, schon ziemlich weit landeinwärts führenden Bahnen eine Reihe von kürzeren und längeren Ausflügen unternommen, so nach dem Tmolos-Gebirge und den Ruinen von Sardes, nach der Gegend von Ephesus und Kolophon u. s. w. Am 5. November begab sich der Reisende nach Athen.

— Nach der „N. Preuß. Ztg." hat Premierlieutenant von Diest, nachdem er im vergangenen Sommer im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften die Umgebung von Pergamon kartographisch aufgenommen hat, eine Reise durch bisher unerforschte Theile des nordwestlichen Kleinasien angetreten. Seine Route führte über Kjutahia nach Eskischeher, wo er die Ruinen der altphrygischen Stadt Dorylaion aufnahm, dann durch Bergland nach Inhissar am Sakaria und weiter über Torbalü und Mudurlü nach Boli am Filijas Tschai, dem antiken Billaeus, dessen Thal noch zu den unbekanntesten Theilen des vorderen Kleinasien gehört. Von Boli wollte Herr von Diest am 18. Oktober nach Amasra an der Küste des Schwarzen Meeres aufbrechen.

— Einen interessanten Aufsatz über „das Klima von Insulinde und unsere Einrichtungen für Rekonvalescenten" veröffentlicht Herr N. P. van der Stok, wenn wir nicht irren, früherer Sanitätsofficier bei der niederländisch-indischen Armee, im indischen Gids (Oktober). Wir können die allgemeinen Betrachtungen über das Klima, eine an sich sehr werthvolle Arbeit, da der Verfasser sorgfältig das ganze, sehr zerstreute Material, welches über sein Thema handelt, zusammengestellt hat — hier übergehen, um nur die Summe, die er in hygienischer Beziehung daraus gezogen, anzugeben.

Seiner Ansicht nach ist feuchte Wärme dasjenige, was dem Bewohner des malayischen Archipels so leicht gefährlich wird; im trockenen heißen Klima kann der Mensch gesund bleiben, wiewohl er die äußerste Hitze nicht verträgt; feuchte Hitze — die auch viel mehr Miasmen erzeugt — wirkt sehr nachtheilig; das feuchte, kühle Klima, welches man in größerer Höhe trifft, schadet bei kurzem Aufenthalte nicht, jedoch wird man es meistens nicht gerade angenehm finden. Bei längerem Aufenthalte entstehen auch hier eigenthümliche Krankheiten. Das Heilmittel für tropische Krankheiten ist ein kaltes und trockenes Klima (das sogenannte „Ausfrieren") in Verbindung mit geringerem Luftdrucke; nur Brustkranken ist dasselbe nicht zu empfehlen.

Hinsichtlich der Frage „gesundes und ungesundes Klima" sagt er: Da nun in Indien der niedrig gelegene Theil des Landes feucht und warm, die bewohnten Orte an den Abhängen der Berge feucht und kühl sind, so ergiebt sich hieraus, daß man für Indonesien nur von einem relativ gesunden Klima sprechen kann. Herr van der Stok unterscheidet folgende Zonen: die erste (heiße) von 0 bis 650 m Höhe; die zweite (gemäßigte) von 650 bis 1500 m (die Oberfläche derselben beträgt nur $^1/_{50}$ der ersten Zone); die dritte (kühle) Zone von 1500 bis 2500 m (die Oberfläche beträgt nur $^1/_{5000}$ von der der ersten Zone); endlich viertens die kalte Zone umfaßt die höher gelegenen Theile des Landes, beinahe nur Spitzen von Kegelbergen. Der Unterschied der Temperatur von der unteren Grenze der ersten bis zur oberen Grenze der vierten Zone beträgt 17,84°.

Die bestehenden Gesundheitsstationen können ihrer zu niedrigen Lage wegen ihren Zweck nicht erfüllen; wenn man überhaupt in Indien selbst solche Orte zu finden im Stande ist, können sie nur in der vierten Zone liegen. Als geeignet für nähere Untersuchung werden zwei schon von Junghuhn beschriebene Lokalitäten empfohlen.

Abgesehen von dem hier Besprochenen ist der Aufsatz auch in anderer Art interessant; er giebt manches über indische Zustände zwischen den Zeilen zu lesen und u. A. eine Notiz, die zu merkwürdig ist, um sie nicht hier anzuführen. Die Quellen von Pelantungan hatten Jahre lang einen Ruf als Jodiumquellen. Van der Stok hat jedoch in einer Monographie nachgewiesen, daß das Jodium in äußerst geringer, nicht festzustellender Menge vorkommt — und sagt ferner, daß dasselbe auf unehrliche Weise in die Quellen gekommen sei; man habe nämlich einige aus Europa bezogene Kilogramm Jodium jedesmal in die Quelle geworfen, wenn man geglaubt habe, eine Untersuchung derselben erwarten zu können. In dem Oktoberheft von „Eigen Haard", einer Art holländischer „Gartenlaube", wird diese Geschichte in novellistischer Form behandelt und der dirigirende Arzt als der Schuldige hingestellt.

Afrika.

— Der Italiener Franzoi (s. oben S. 64) hat seine Reise von Schoa nach den Aequatorialseen abgebrochen, wie es scheint, aus Geldmangel, und kehrt nach Italien zurück, um neue Mittel aufzutreiben und die Reise

in umgekehrter Richtung auszuführen: er will von Zanzibar nach dem Seengebiete gehen und von da aus nach Kassa vorzudringen suchen.

— Am 22. Oktober d. J. hat Sir A. Havelock Namens der britischen Regierung mit den Boern, welche einen großen Theil des Zulu-Landes besiedelt und dort die „Neue Republik" gegründet haben, eine Vereinbarung abgeschlossen, in welcher es England leider geglückt ist, die Boern von der Meeresküste vollkommen abzuschneiden. Das bisher freie Zulu-Land wird danach in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, getheilt; die Grenzlinie verläuft in ungefähr nordsüdlicher Richtung und dort, wo sie dem Meere am nächsten kommt, bleibt sie von demselben noch immer 40 engl. Meilen entfernt. Die westliche Hälfte, welche an Transvaal stößt, verbleibt den Boern und wird als „Neue Republik" von England anerkannt, die östliche dagegen bleibt im Besitze der Zulus, muß von den Boern sofort geräumt werden und wird unter englischen Schutz gestellt. Jetzt trennt also nur noch das Land der Amatonga, kaum zwei Breitengrade umfassend, die englischen von den portugiesischen Besitzungen in Ostafrika. Weiter hat sich England die Beschützung europäischer Missionare in ganz Zulu-Land und die Eröffnung gewisser Straßen nach Norden ausbedungen.

— Sehr böse Nachrichten kommen vom oberen Congo: dort ist in der Nähe der Stanley-Fälle Lieutenant Dubois gestorben oder, wie es heißt, ertrunken, und die Station Stanley-Falls selbst soll wegen der fortdauernden Feindseligkeit der Araber geräumt worden sein. Dagegen hat noch vor ganz kurzer Zeit „Le Mouvement Géographique" (vergl. oben S. 251) versichert, daß zwischen den Angestellten des Congo-Staates und den Arabern Tippo-Tipp's das beste Einvernehmen herrschte. Was ist nun wahr? Wir fürchten, die erstere Nachricht; denn es steht nur allzu sehr fest, daß von betheiligter Seite über die Vorgänge und Zustände im sogenannten Congo-Staate niemals recht die ganze Wahrheit gesagt worden ist.

Südamerika.

— Vor Kurzem hat der argentinische Marineofficier Ramon Lista seinem Ministerium einen Bericht vorgelegt, welcher die Vortheile klarlegt, die eine wissenschaftliche Erforschung des bis jetzt so unbekannten Feuerlandes bietet. Dr. Pellegrini hat die in diesem Berichte enthaltenen Ideen adoptirt und ein Dekret erlassen, laut welchem Herr Lista mit der Ausführung dieser Forschungsreise beauftragt wird. Hiernach hat Lista den argentinischen Theil des Feuerlandes vom Kap Espiritu Santo im Norden bis zur Aguirre Bai im Süden zu durchforschen, sämmtliche Flüsse, die in den Atlantischen Ocean münden, aufzunehmen und sich über alle für die Schiffahrt wichtigen Einzelheiten genaue Rechenschaft zu verschaffen. Außer Lista besteht die Expedition aus dem Marinearzte Polidor Segers und einer Begleitmannschaft von 25 Mann unter dem Befehle des Kavallerie-Lieutenants Crobetto. Weiter wird der Kutter „Santa-Cruz" den Befehlen des Expeditionsführers unterstellt. Die Kosten werden im Voraus dem Fonds entnommen, welcher durch den Kongreß zu hydrographischen Untersuchungen ausgeworfen worden. Bereits in den ersten Tagen des Oktober beabsichtigte Lista Buenos-Aires mit dem Transportdampfer „Villarino" zu verlassen und nach etwa drei Monaten auf dem Kutter „Santa-Cruz" zurückzukehren.

Oceane.

— Die Annalen der Hydrographie ꝛc. berichten im Septemberhefte d. J. S. 396, daß das V. St. Schiff „Enterprise" unter Commander A. S. Barker im November und December 1885 auf der Fahrt von Neu-Seeland nach der Magelhaus-Straße im südlichen Stillen Ocean eine Reihe Tieflothungen ausgeführt hat, die von besonderem Interesse sind, da sie bis zu einer verhältnißmäßig hohen Breite und bis nahe an die Eisgrenze heranreichen. Diese Lothungslinie läuft ziemlich parallel mit den im Jahre 1875 von dem „Challenger" und der „Gazelle" in diesem Ocean gelotheten Linien; während jedoch die Lothungslinie des „Challenger" auf nicht ganz 40° südl. Br. liegt, läuft die des „Enterprise" zwischen 45° und 50° und diejenige der „Gazelle" zwischen beiden. Die Tiefen nehmen auf den ersten 300 Seemeilen mit der Breite sehr schnell zu, bis auf 47° südl. Br. und 170° westl. L. 5500 m erreicht sind. Von hier nehmen sie ziemlich gleichmäßig und langsam ab bis auf 118° westl. L., von wo ab wieder eine nicht unbeträchtliche Tiefenzunahme nach dem Kontinent hin erfolgt. Es weist dies auf eine Bodenerhebung in der letztgenannten Länge hin. Wahrscheinlich erstreckt sich hier in der Richtung NS zwischen Easter- und Dougherty-Insel ein Höhenrücken. Eine Lothung des „Challenger" von 2926 m in 38° 43′ südl. Br. und 112° 31′ westl. L. steht hiermit im Einklange. Weiter hat dasselbe Schiff auf der Reise von Montevideo nach New York auch im Atlantischen Ocean Tieflothungen ausgeführt. Die Lothungslinie läuft zunächst von Montevideo in nordöstlicher und ostnordöstlicher Richtung bis auf ca. 30° südl. Br. und 28° westl. L., durchschneidet sodann das Brasilianische Becken in fast nordsüdlicher Richtung, die Insel Trinidad etwa 120 Seemeilen im Osten passirend, wendet sich von hier nach Nordnordwest bis Nordwest, den 30. Grad westl. L. auf 16° 20′ südl. Br. schneidend und läuft von hier auf Barbadoes zu. Die Lothungen nördlich von den Antillen liegen in der Linie St. Thomas-Cap Hatteras. Von der an der Küste Brasiliens in einem ungefähren Abstande von 100 Seemeilen entlang laufenden 1000-Fadenlinie nehmen die Tiefen allmählich bis auf 4000 m zu, indem sie diese Größe auf etwa 33° südl. Br. und 48° westl. L. erreichen und bis 40° westl. L. ziemlich gleichmäßig beibehalten. Auf der dazwischen liegenden Nelsoubank (19 Faden) scheint keine Lothung gemacht zu sein. Von der auf 31° 35′ südl. Br. und 39° 8′ westl. L. gemachten Lothung von 4268 m nehmen die Tiefen wieder verhältnißmäßig rasch ab, um sich zwischen 33° und 36° westl. L. und 31° südl. Br. zu einer Bank zu verflachen. Die flachsten Stellen dieser ausgedehnten Bodenerhebung wurden zu 691 m und 713 m gelothet. Zwischen diesen und der nächsten niedrigen Tiefe von 732 m fand sich eine große Depression von 2002 m Tiefe. Die in der Brasilianischen Tiefe angestellten Lothungen ergaben zwischen 5100 m und 5500 m; mit der Annäherung an Kap St. Roque nehmen die Tiefen bis auf 4000 m ab, um dann zwischen diesem Kap und Barbadoes von 4500 m bis 4750 m zu variiren. Auf der Strecke St. Thomas bis New York wurden 80 Seemeilen nördl. von Puerto Rico in 19° 53′ nördl. Br. und 65° 45′ westl. L. 8282 m gelothet, nächst der von der „Blake" in 19° 39′ nördl. Br. und 66° 28′ westl. L. gefundenen Tiefe von 8341 m die größte bisher im Atlantischen Ocean konstatirte Tiefe.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VII. (Mit acht Abbildungen.) — Die Canarien. — N. Jadrinzew's Studien über Sibirien. I. — Kürzere Mittheilungen: Zeichensprache der Massai. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 17. November 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band L. № 24.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885.

VIII.

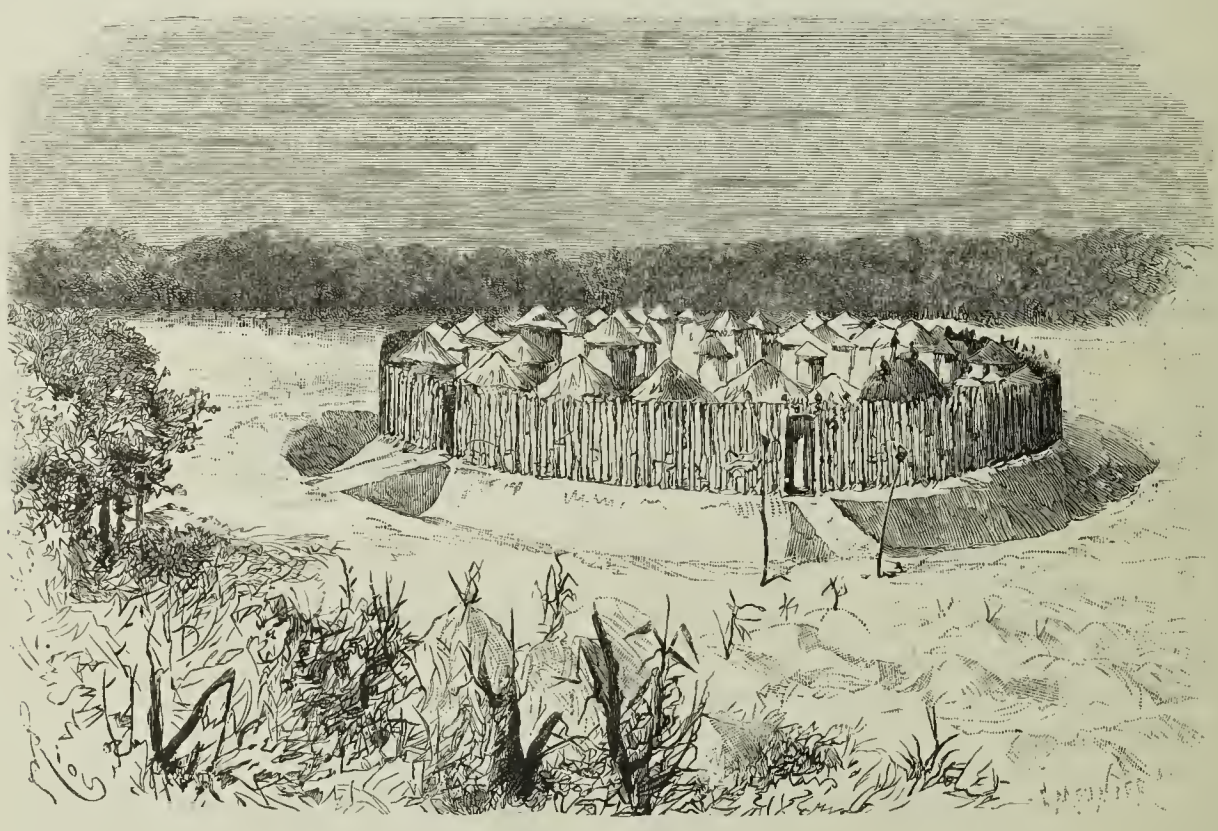
(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen und Photographien des Reisenden.)

Am 3. Juli Morgens erfolgte der Aufbruch; eine letzte Ermahnung an Massib, die, wie wir sehen werden, wirkungslos war, und Giraud befand sich mit der kleinen Schaar seiner Begleiter und den Trägern des Bootes auf dem Wege nach Kombo-Kombo, welches er am dritten Tage erreichte. Der Marsch ging durch eine eintönige, ebene Gegend; die Schwämme hatten das Ansehen von ausgetrockneten Sümpfen. Der Ort selbst machte einen trostlosen Eindruck. Die Einwohner erinnerten durch ihr scheues Wesen, welches sie auch unter einander nicht ablegten, an wilde Thiere. Zu 50 etwa in diesem einsamen Dorfe lebend, beobachteten sie von einem Ameisenhaufen, der die Ebene beherrschte, ängstlich die Umgebung; keine Musik, kein Zeichen von Frohsinn war bei ihnen zu bemerken. Am dritten Tage kam man von hier aus in die Nähe des Bangweolo-Sees; man hatte eine Stunde lang im Moraste gewatet und befand sich nun auf einer kleinen Insel mitten im Rohre, als der Horizont im Süden so klar erschien, daß man unwillkürlich an das Vorhandensein einer großen Wasserfläche denken mußte. Am 18. Juli erreichte man auch nach vieler Mühe — denn das Boot mußte zum Theil durch den Schlamm geschleppt werden und man hatte sich den Weg durch das Rohr zu bahnen — das offene Wasser des Sees. Die Freude war unbeschreiblich, dauerte aber nicht lange, da man nichts als Sonne, Wasser und Schilfrohr erblickte; nachdem die Fahrt bis gegen Abend südwärts an dem Schilfe entlang fortgesetzt worden war, erreichte man eine kleine niedrige Insel. Hier traf man einen Eingeborenen, der vom tiefsten Entsetzen zur tollsten Freude überging, als man ihn mit einigen Perlen schmückte. Er wußte nichts weiter zu sagen, als daß man nach Süden hin die Insel Kirui oder Matipa finden würde. Die erste Nacht am See war sehr traurig; am Ende der sandigen Landzunge, auf welcher die Expedition unter freiem Himmel lag, befand sich ein Rohrdickicht, aus welchem verschiedene Töne erklangen, Zeichen, daß die Thierwelt, Vögel, Krokodile, Flußpferde u. s. w., wach war. Bis drei Uhr hatte man ein kleines Feuer unterhalten können, den übrigen Theil der Nacht mußte man, wegen Mangel an Brennstoff, im Dunkeln zubringen. Am 9. Juli war man lange vor Tagesanbruch unter Segel und bei Sonnenaufgang unterschied man die unbestimmten Umrisse von Kirui; gegen 9 Uhr sah man eine zweite Insel im Westen; der See schien nicht mehr so groß, wie es am Tage vorher der Fall gewesen war. Nach und nach wurde die erstgenannte Insel deutlicher, sie erhob sich etwa 5 m über das Wasser, und als man sich bis auf einen Kilometer genähert hatte, sah man auch einige Dörfer. Bald entstand Bewegung am Strande; drei Pirogen kamen herbei, blieben aber weit außer Flintenschußweite, und alle Aufforderungen, näher zu kommen, waren vergebens. Als Giraud sich dem Lande auf etwa 30 m genähert hatte, hielt er still und ein Gespräch begann, welches eine Stunde lang dauerte und ziemlich schwierig war, da man sich nicht gut mit einander verständigen konnte;

der Häuptling wollte, wie es schien, die Landung erlauben, andere aber riethen ab. Ersterer führte das Beispiel Livingstone's an, der Matipa bekriegt habe, deshalb fürchte man den weißen Mann. Endlich wurde die Landung erlaubt. Der Nachmittag ging ruhig vorbei, die Eingeborenen zeigten sich ziemlich gutmüthig und brachten Lebensmittel in Menge. Sie warteten jedoch nur die Gelegenheit ab, bis sich die Bevölkerung der Umgegend versammelt haben würde, um mit ihren wahren Absichten hervorzutreten. Hassani erhielt Erlaubniß, einen Büffel zu schießen; er hatte auch das Glück, einen zu erlegen, doch die Eingeborenen weigerten sich, denselben zu holen, und da Giraud es nicht wagte, seine schwache Mannschaft zu theilen, blieb ihnen das ganze Thier.

Nur ein ziemlich untiefer Sumpf trennt Kirui von Matipa; auch letzteres, als Aufenthalt Livingstone's berühmt geworden, ist nur eine Halbinsel. Büffel passiren den Arm, welcher zwischen ihr und dem Festlande einschneidet, die Eingeborenen können dies jedoch nicht ohne Pirogen thun. Matipa, der oberste Häuptling aller Inseln des Sees, war kurz vorher gestorben, und wie gewöhnlich, befanden sich alle Stämme im Kriege mit einander; natürlich war dies für alle Unterhäuptlinge ein guter Grund, um möglichst viel Geschenke von Giraud zu erpressen, da auch hier Geld und Geldeswerth die Seele des Krieges ist.

Die Wabisa und Waëmba sind von demselben Stamm, wiewohl sie nicht dieselbe Sprache sprechen; die zuerst genannten scheinen etwas weniger hochmüthig zu sein, auch sehen sie in ihren Thierfellen, die zu ihrem wilden Wesen gut passen, malerischer aus, als die anderen in ihren zerrissenen Lumpen. Die Frauen der Häuptlinge schmücken sich mit schönen Otterfellen; Sklaven tragen meist Felle von Sumpfantilopen. Am Seeufer wachsen hier und da einige verkümmerte Bananen. Sorghum, Mais, Bataten und Erdnüsse finden sich im Ueberflusse. Das Innere der Insel scheint nicht so bewaldet zu sein wie die Küste, denn die Eingeborenen holen ihr Brennholz in Booten aus der



Das Dorf Kombo-Kombo.

Ferne, um ihre Nachbarschaft nicht zu sehr zu entwalden. Die von ihnen gebrauchten Pirogen sind sehr zahlreich, ganz schlank und fein und werden in bewunderungswürdiger Weise gerudert.

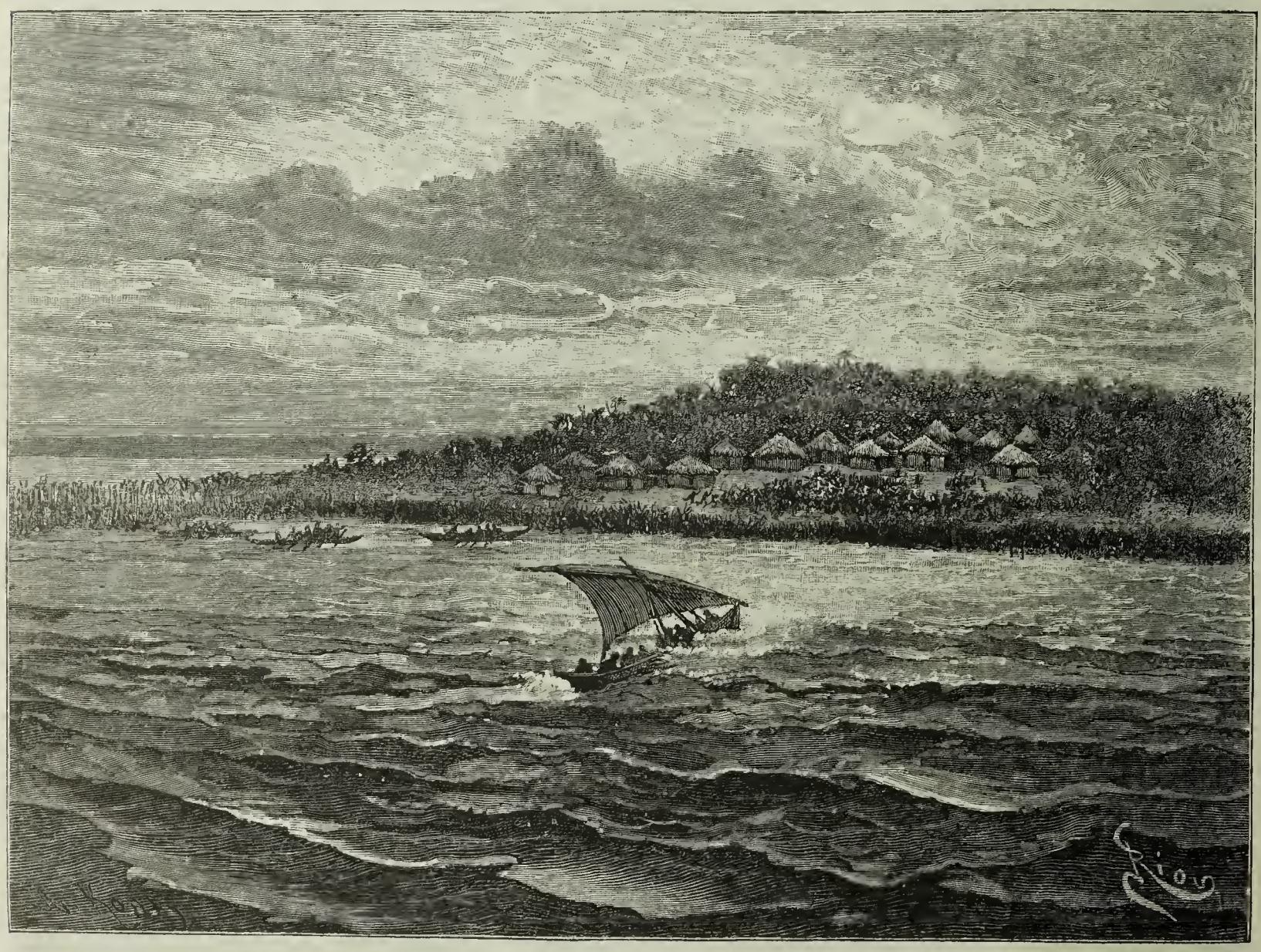
Der Häuptling, welcher noch immer sehr freundlich gegen Giraud that, gab ihm am Abend das wirklich sehr hübsche Schauspiel eines Schifferstechens. Seine Freundlichkeit ging allerdings nicht so weit, ihm zu sagen, wo die Tschambezi-Mündung sei; „der Fremde wisse das besser, als er selbst", meinte er spottend.

Am folgenden Morgen endlich enthüllte er seine wahren Absichten. Er sei durchaus nicht zufrieden mit den wenigen Geschenken, die Giraud ihm gegeben habe, er werde den günstigen Zufall, der den weißen Mann in seine Hände geführt, benutzen, um sich zum Nachfolger Matipa's aufzuschwingen. Ja, er sei ein Verbündeter Ketimkuru's und also ein Feind! Als die Sonne stieg, kamen auch die benachbarten Häuptlinge, um ihren Antheil an der Beute zu holen, und jeder verlangte ein Geschenk von 25 bis 30 m kostbaren Stoffes. Ein paar Wahnsinnige (vielleicht simulirten sie auch nur) drangen bis in das Zelt Giraud's unter dem Geschrei: „Gieb uns dein Schiff, deine Stoffe, deine Perlen oder wir nehmen sie; deine Flinten fürchten wir nicht."

Gegen neun Uhr trat eine kleine Abwechselung ein; zehn Pirogen kamen von Matipa an und brachten etwa hundert Krieger mit. Unter irgend einem Vorwand warf die Menge sich auf sie, es kam zum Kampfe und einige fielen. Aber man versöhnte sich wieder und stellte Wachen aus, damit die Fremden nicht entfliehen könnten. Es glückte Giraud jedoch, gegen drei Uhr unter dem Schutze der Nacht sein Boot zu besteigen und gegen Morgen verließ er die Insel unter dem Wuthgeschrei der in ihren Hoffnungen getäuschten Eingeborenen. Das Boot segelte an dem Westufer des Sees entlang; bei jedem neuen Dorfe, deren man 25, zu je 15 bis 20 Hütten, zählte, erhob sich ein neues Geschrei. In einem dieser Dörfer wurde für die Nacht ein Lager bezogen, und es ging da ganz friedlich zu, was sich dadurch erklärte, daß der größte Theil der Männer nach Norden gezogen war, um den weißen Mann zu sehen, oder zu plündern.

Das Boot erreicht das offene Wasser des Bangweolo-Sees.

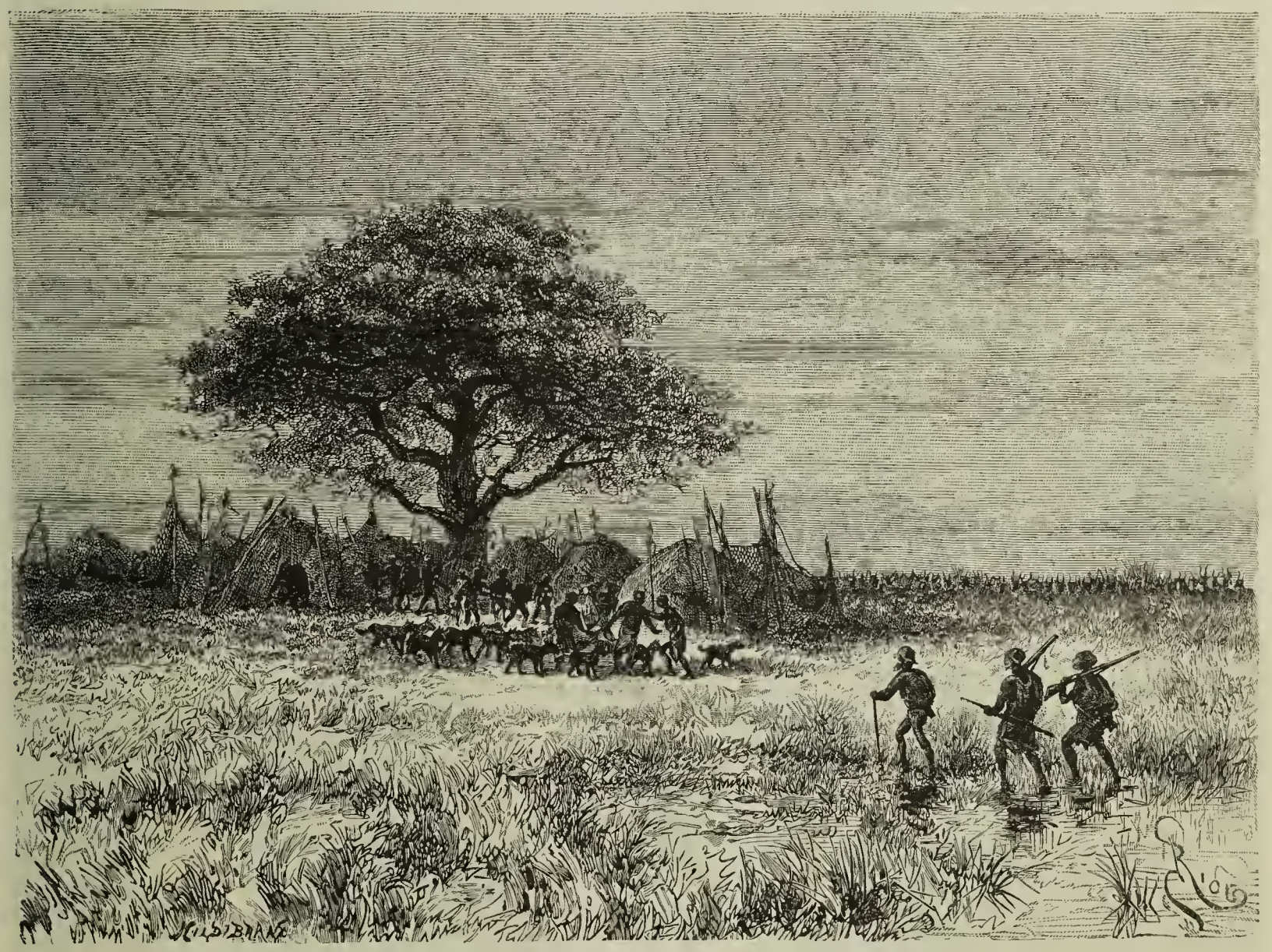
Die dort eingezogenen Mittheilungen waren überraschend: die Mündung des Tschambezi sei durch einen Wald von Rohr versperrt, wo der Fremde vor Hunger umkommen werde. Wenn er an diesem Walde entlang fahre, werde er die Spitze Kawende (die aber zum Festlande gehöre) erreichen. Dort werde er den Luapula finden, der sich aber nicht zum Cazembe wende (der ihnen ganz unbekannt war), sondern nach Süden. Gegenüber den bestimmten Mittheilungen Livingstone's schien das Mitgetheilte kaum glaublich; Giraud sollte sich jedoch von der Richtigkeit dieser Mittheilungen überzeugen. Am 12. Juli fuhr man an dem undurchdringlichen Rohrdickicht entlang; die Pflanzen standen in 4 m tiefem Wasser, über welches sie sich noch 3 m erhoben; von der Mastspitze sah man, daß sie sich bis zur Grenze der Gesichtsweite nach SW ausdehnten; kein einziger Baum war zu erblicken. Gegen Mittag hatte Giraud die Ueberzeugung gewonnen, daß die Hügelkette von Bisa, die Livingstone südwärts vom See angegeben hat, da nicht existirt. Um sich weitere Gewißheit zu verschaffen, wurde die Fahrt am 14. Juli längs der Nordküste von Kawende entlang genommen. Die Fortsetzung der Fahrt in dieser Richtung wurde bald durch einen Sumpf verhindert und so segelte man nach NW, einer neuen niedrigen Küste zu, die dort auftauchte. Es war die Insel Bawara, die einen ganz anderen Anblick als die Insel Kirui darbot. Auf der Küste sieht man eine Reihe hübscher Bäume, deren Wurzeln im Wasser standen. Hinter denselben aber breitete sich eine eintönige Fläche von gelbem Grase aus; während



Ankunft in Kirui.

dreistündiger Nachforschung fand man nur die Spuren einiger Nilpferde. Glücklicher Weise war die Entenjagd ergiebig. Am nächsten Abend traf man etwa 20 Eingeborene, von denen man einige Lebensmittel kaufte, aber keine Erkundigungen einziehen konnte, und am 16. Juli erreichte man rasch die Insel Kisi, die sich etwa 20 m aus dem See erhebt, welcher hier eine größere Tiefe aufweist. Das Lager wurde in einiger Entfernung von einem Dorfe aufgeschlagen, dessen Einwohner jedoch später in ziemlich drohender Haltung herbeikamen. Alle kleiden sich auch hier in Felle; sie führen Bogen und Pfeile und eine lange sogenannte Elephanten-Lanze mit schwerem, eisernem Gegengewicht. Die Frauen rasiren sich den Scheitel; die üppigen, röthlich gefärbten Haare des Hinterkopfes bilden im Nacken einen dicken Wulst, der mit Kämmen und langen kupfernen Nadeln geschmückt wird und unter drei Tagen nicht herzustellen ist; die Männer tragen das Haar in ähnlicher Weise oder rasiren sich den Kopf ganz und lassen nur einige Flecke stehen. Von einer in der Nähe befindlichen Anhöhe gewann Giraud während eines ruhigen Augenblickes eine Uebersicht über seine Umgebung und erhielt von seinem Führer einen klaren Bericht über den Luapula. Als der Reisende in sein Lager zurückkehrte, war es die höchste Zeit; seine Leute waren schwer bedroht, sie hatten den Rückzug schon vorbereitet und lagen schußbereit, die Angreifer zu erwarten; nur durch eine List war es möglich, ohne Blutvergießen das offene Wasser zu gewinnen. Die Lage war jetzt klar; durch die Waakissinga von seiner Karawane

getrennt, konnte Giraud auf dem See der ihm feindlich gesinnten Bevölkerung gegenüber nichts ausrichten. Er entschloß sich, dem Luapula zu folgen, in der unbestimmten Hoffnung, im Süden vielleicht eine portugiesische Karawane von St. Paulo de Loanda zu treffen. Zunächst segelte er am 17. Juli nach Kawende zurück und begann am 18. Juli die Fahrt auf dem Luapula. Derselbe ist 70 m breit, 6 m tief und fließt in starken Krümmungen zwischen zwei dichten Wänden Röhricht dahin. Man begegnete einigen Pirogen, deren Insassen schweigend vorbeifuhren; in der Nacht kamen sie in der Zahl von sieben oder acht zurück, jede mit zwei Eingeborenen bemannt, welche sich auffallender Weise nicht abgeneigt zeigten, Mittheilungen über die Gegend zu machen; ja sie versprachen sogar, den Weg nach Kapata zu zeigen. Es war eine schwierige Fahrt durch das Dickicht. Das ziemlich bedeutende Dorf Kapata — es hatte etwa zehn Hütten mit 30 Einwohnern — war durch ein schlammiges Gelände vom Boote getrennt; da man nicht dorthin gelangen konnte, wurde die Fahrt bis zum Dorfe Kisamba fortgesetzt. Die dortigen Bewohner weigerten sich entschieden, einen Führer zu geben, und so fuhr man am 23. Juli auf gut Glück nach einem Dorfe Singa, von welchem man viel hatte sprechen hören. Während der folgenden sieben Tage kämpfte man fortgesetzt mit dem Röhricht, glücklicher Weise aber traf man Fische und Wild in Menge. Singa ist durch die Menge von Fellen, die von dort exportirt werden, bekannt. Nach 48 stündiger Anstrengung erblickte man den Ort selbst, der aus etwa zehn elenden Hütten besteht.



Singa.

Ueberall Geräthschaften für Fischfang und Jagd, welche letztere hier überaus reich mit Antilopen und Wasservögeln besetzt war; die Gehilfen, welche bei letzterer gebraucht werden, gegen 30 räudige Hunde, lagen in der Sonne oder machten sich den Fraß streitig. Die Eingeborenen, in der Zahl von etwa 25, waren sehr armselig und standen auf einem sehr niedrigen, fast thierischen Standpunkte, übrigens waren sie nicht böse. Lebensmittel, wie Mehl, Wurzeln ꝛc., und Holz waren nicht zu bekommen; die Reise wurde also fortgesetzt. Eine angenehme Abwechselung boten hin und wieder die mit Seeblumen bewachsenen und mit Wasservögeln bevölkerten größeren Wasserspiegel; manchmal stieß man auf eine starke Strömung, der man sich gerne überließ, weil man hoffte, durch sie zum Luapula getragen zu werden, eine Erwartung, welche regelmäßig getäuscht wurde. Hier und da fand man auch eine Landzunge und auf derselben eine elende Hütte. Endlich, am 29. Juli, erreichte man das Ende der mühevollen Fahrt; die Küste von Ilala erschien im Süden, beinahe gleichzeitig mit derjenigen von Kawende im Westen. Giraud glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß der Luapula durch die beide Landschaften trennende Schlucht seinen Ausweg finde; seine Ufer waren etwa 25 bis 30 m hoch. Im Dorfe Nosako erhielt man von dem Häuptlinge noch einige nähere Angaben über die weitere Fahrt. Der Luapula, sagte er, läuft noch weit nach Süden; in drei Tagen kann man die Fälle von Mombottuta erreichen, wo das Boot zu Grunde gehen muß. Dort haben sich auch die Krieger von Mere-Mere versammelt, um die

Giraud's Boot wird in den Stromschnellen des Luapula von den Wa'ussi angegriffen.

Fremden zu tödten, denn seit zwei Tagen ist ihre Anwesenheit bekannt. Die Häuptlinge von Ilala und Bisa sind nicht böse, aber die Wa'ussi muß man fürchten. Zur Belohnung für seine Mittheilungen erhielt dieser Häuptling die Hälfte der Stoffe, welche Giraud noch geblieben waren. Ueber Livingstone befragt, erklärte er, vor langer Zeit (es waren 15 Jahre seitdem verflossen, ein Jahrhundert für Afrikaner) habe eine Karawane seine Leiche vorbeigetragen. Kitambo, wo er gestorben ist, liegt zwei Tagereisen südöstlich. Damals übrigens, sagte der Häuptling, waren die Verhältnisse und die Wohnsitze der Stämme anders; heute stehen alle Länder, welche die Karawane damals friedlich passirte, unter der Herrschaft des Mere-Mere, der weit im Norden wohnt und sehr grausam ist.

Drei Ruhetage genoß die Expedition, ehe sie auf dem hier 120 bis 300 m breiten Fluß die Weiterfahrt antrat. Die Abhänge der Hügel sind bewaldet und am Flusse verbargen Baumgipfel manchmal den Horizont; zwischen denselben zeigten sich grasbewachsene Flächen, auf welchen Antilopenheerden weideten. Am 31. Juli gegen Mittag stieß man plötzlich auf eine mitten im Strome gelegene Insel; an der Spitze derselben befand sich eine Fischerhütte, deren Bewohner sich geflüchtet hatten; nur die Hunde waren zurückgeblieben. Bald hatte man mit deren Hilfe einen Wilden eingeholt, dessen Mund durch einige Perlenschnüre geöffnet wurde. Man erfuhr nun, daß man nur noch eine Stunde vom Mombottuta-Falle entfernt war, wo die Wa'ussi in großer Zahl die Karawane erwarteten. Sechs für den Fang von Nilpferden ausgerüstete Boote kamen stromaufwärts vorbei; die Bemannung schien über den Anblick der Fremden nicht sehr erstaunt; schweigend setzte sie die Fahrt fort, um ihrem Stamme von dem zu berichten, was sie gesehen.

Kalambo.

Der Strom wurde immer stärker; eine Stunde später befand sich Giraud bei einer plötzlichen Biegung den Stromschnellen gegenüber, deren erste, 300 m lange Strecke, glücklich passirt wurde. Mühsam setzte man am nächsten Morgen längs des Ufers die Fahrt fort, als plötzlich die Eingeborenen am Ufer in großer Zahl sich zeigten und ihren Kriegsruf ertönen ließen. Man ließ nun die Sträucher los, an denen man sich festgeklammert hatte, um die reißende Fahrt des Bootes aufzuhalten; einen Augenblick war dasselbe ein Spiel der Wellen, dann waren die Ruder eingelegt und mit schwindelerregender Schnelligkeit schoß das Boot dahin. Kaum konnte man an einer etwas ruhigeren Stelle einen Augenblick Athem schöpfen, als man auch schon das dumpfe Getöse des Wasserfalls hörte: das war Mombottuta, wo das Verderben drohte; die einzige Hoffnung, demselben zu entgehen, bestand darin, daß man anlegte. Das geschah, und in kurzer Zeit war man von 300 bis 400 Wa'ussi umringt; wenige nur waren mit schlechten Flinten, die meisten mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ohne Weiteres fingen sie den Kriegstanz an. Wohl glückte es, ein Gespräch zu beginnen, doch nicht, sie von ihrer feindseligen Stimmung zurück zu bringen. Plötzlich näherte sich einer der Wilden, legte auf Giraud an; dieser riß sofort sein Gewehr an die Schulter, worauf sich Alle in das Gebüsch stürzten, um sich zu retten. Die Fremden nahmen nun auf einer Sandbank Stellung, von wo sie in Zwischenräumen aufs Gerathewohl Kugeln in das Dickicht schickten, wenn der Pfeilhagel zu mächtig wurde. Am Abend erschien Kalambo, ein Abgesandter Mirambo's; er habe Befehl, den Fremden todt oder lebendig zu seinem Herrn zu bringen. Derselbe müsse sein Boot (die Eingeborenen glaubten von dem Metall Flintenkugeln gießen zu können), seine Flinten und sein ganzes Gepäck ausliefern. Dann wolle man Blutsbrüderschaft machen und ihn ungefährdet zu Mirambo führen. Giraud antwortete nicht, doch in der Nacht wurde der Zustand unhaltbar. Seine Leute fingen an, wegen des Mangels an Nahrung zu murren; sie wollten lieber sofort sterben, und besser sei es, sich mit dem Schiffe am nächsten Tage in die Wasserfälle zu wagen. Giraud sprach ihnen Muth zu und ermahnte sie zur Geduld; zum Sterben sei es immer noch Zeit und dann könne man auch sein Leben theuer verkaufen. — Am folgenden Tage waren die Eingeborenen etwas weniger lärmend; die kalte Nacht und der Mangel an Nahrung hatten ihre Hitze etwas gedämpft. Endlich, um 10 Uhr, kam es zu einem Abkommen mit Kalambo; derselbe wiederholte, daß er beauftragt sei, Giraud todt oder lebend zu seinem Herrn zu bringen; das Schiff müsse er hergeben, ebenso alle seine Vorräthe, theils als Blutgeld, wegen der Verwundungen, die er am Tage zuvor verursacht, theils als Geschenk für den Häuptling. Auch die Flinten müsse er abgeben, doch werde Mirambo ihm dieselben später wieder zustellen. Giraud erklärte, die Stoffe und Gewehre nur dem Häuptling selbst überliefern zu wollen. Gegen zwei Uhr war der Vertrag geschlossen, und man machte sich auf den Marsch, während die erregte Menge sich auf das Boot warf. Man zerstörte dasselbe jedoch nicht, vielmehr kam es am nächsten Tage, von zweihundert Armen getragen, in

einem Stück im Dorfe an. Dieser erste Marsch brachte ein für Giraud günstiges Ereigniß: eine Antilope fiel auf 50 m Entfernung unter seinem Schuß im Feuer; alle die Eingeborenen, welche ihm folgten, waren von Entsetzen ergriffen; sie hatten sich zur Erde geworfen und die Stirn gegen den Boden gedrückt, dann fingen sie an zu tanzen und schüttelten sich die Hände, endlich warfen sie sich vor Giraud auf die Knie. Einige Minuten später kamen andere mit gespanntem Bogen angelaufen, doch der nach ihrer Ansicht gewaltige Abstand, auf welchen die Kugel Giraud's das Ziel getroffen, verfehlte auch bei ihnen seine Wirkung nicht; der Einzug in Kawende glich in Folge dessen einem Triumphzuge. Leider dauerte diese gute Stimmung nicht lange.

Sobald Giraud im Dorfe angekommen war, fand unter freiem Himmel eine Besprechung statt; ersterer sah bald, daß der Häuptling, zu dem man ihn gebracht, nicht Mirambo war. Er überlieferte ihm die Stoffe, erklärte ihm aber, die Waffen mit seinem Leben vertheidigen zu wollen. Die Aufregung legte sich schneller, als man hätte erwarten sollen. Mirambo, hieß es, hegt keine bösen Absichten gegen die Fremden, sondern will sie nur hindern, seinen Feinden Hilfe zu bringen; auch sollen sie ihm behilflich sein, die Elfenbeinvorräthe, die er besitzt, nach der Küste zu schaffen.

Ankunft des Bootes in Kawende.

An Flucht solle man nicht denken, das würde nur ihr unvermeidliches Verderben sein.

Zehn Tage lang mußte Giraud in Kawende bleiben. Der größte Theil der Eingeborenen hatte sich inzwischen entfernt und nur fünfzig Mann waren zu seiner Bewachung zurückgeblieben. Diese Zeit war eine recht traurige, die Eingeborenen gaben ihren Gefangenen kaum das nothwendigste Mehl und verzögerten den Aufbruch, um in dem von Jenen erlegten Wilde zu schwelgen. Es war nämlich eine Bedingung der geschlossenen Uebereinkunft, daß die Expedition von ihrer Jagdbeute an die Bevölkerung abgeben, letztere dagegen vegetabilische Nahrung an erstere liefern solle. Vergebens suchte Giraud eine Erleichterung in seinen Zustand zu bringen; selbst die Erlaubniß, den nur 5 km entfernten Katarakt Mombottuta zu besuchen, wurde ihm verweigert. Allerlei Kleinigkeiten kamen dazu, um die Lage unleidlich zu machen; bald mußte Giraud sehen, wie die Eingeborenen sein Schiff (welches er für den Gebrauch untauglich gemacht hatte) mit ihren Lanzen zu beschädigen suchten, obwohl Kalambo auf Befehl Mirambo's dasselbe vertheidigte; dann hatte er Unannehmlichkeiten mit seinem Kerkermeister, weil einige Eingeborene Explosivgeschosse gestohlen, dieselben in die Nähe des Feuers gebracht und sich so Beschädigungen zugezogen hatten. Endlich, am 9. August, entschloß sich Kalambo zum Aufbruch, da keine Lebensmittel mehr vorhanden waren; derselbe sollte mit Rücksicht auf die ausgedehnten Vorbereitungen am 11. August erfolgen. (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

N. Jadrinzew's Studien über Sibirien.

II. (Schluß.)

Und welche Reichthümer besitzt es bei alledem (Kapitel 7), nicht nur an edlen Metallen, Kohlen, Steinen, sondern auch an Wäldern, an Getreide, Flachs, Hanf, Vieh, Jagdthieren, Pelzwerk, Fischen ꝛc.! Aber in dem Bestreben, diese Naturschätze zu erforschen und sich ihrer zu bemächtigen, haben die Russen weder System noch Geschick, noch Kenntniß bewiesen. Zobel und Renthier haben sie fast ausgerottet; die Entdeckung der Goldlager verdanken sie meist den Eingeborenen; neue Thier- und Pflanzenarten zu acclimatisiren, fiel ihnen nicht ein. Die Entdeckungen geschahen durch Zufall und aufs Gerathewohl; sie regten den Geist der Russen zwar an, bewiesen aber auch gleichzeitig in klarster Weise die geistige Impotenz des russischen Volkes. Nur allmählich begann dasselbe über den Werth seiner neuen Erwerbung sich klar zu werden; es folgten Perioden des größten Enthusiasmus, um ebenso rasch einer gewissen Erkaltung und Enttäuschung Platz zu machen. Nicht wenige Russen sprachen Sibirien jede Zukunft ab — und sie können es unter dem Hinweise, daß das angeblich so reiche Land der Regierung nicht über 300 000 Rubel Einnahme abwirft. Klar ist, daß es Sibirien vor Allem an Arbeitskräften fehlt, um die Produkte des Landes auszubeuten, was nicht ausschließt, daß andererseits manche Erzeugnisse durch den Menschen eine Verminderung erfahren haben, wie die Pelzthiere (Rußland führte 1874 für mehr als doppelt so viel an Pelzwaaren ein als aus) und der Waldbestand. Die Montanindustrie hat sich trotz aller Unterstützungen seitens der Regierung nicht recht zu entwickeln vermocht; die Wirthschaft der Kronbeamten war zu unrationell und voller Mißbräuche. Vor Kurzem noch wurde Transbaikalien durch Eisen vom Ural versorgt, das über Nischni-Nowgorod ging. Ebenso wenig brachte die Ausbeutung der Goldlager, welche 1847 ihren Höhenpunkt erreichte, dem Lande dauernden Gewinn; es war ein Raubbau, bei welchem die Arbeiter in eine geradezu scheußliche Lage geriethen, Handwerk und Ackerbau durch Verminderung ihrer Arbeitskräfte litten und nur einige Wenige gewannen. Ackerbau und Viehzucht Sibiriens sind zwar in der Statistik durch ganz gewaltige Zahlen vertreten — aber auch hier wird der gleiche Raubbau geübt, wie in anderen wirthschaftlichen Zweigen. Seuchen richten unter dem Bestande entsetzliche Verheerungen an; zahlreiche thierische Produkte, Wolle, Fett, Mist z. B., werden für nichts geachtet und weggeworfen. „Der Bauer macht selber seine Flachsaussaat, kleidet sich aber in ein Hemd von außerordentlich grobem Gewebe; er hat einen Ueberfluß an Wolle und dennoch hüllt er sich in Lappen, die ihn kaum vor dem Winde schützen; er hat unter seinen Füßen in der Erde eine Menge Eisen, bedient sich aber eines hölzernen Riegels; seine „Telega" (Wagen) wird durch hölzerne Nägel zusammengehalten; die Fenster seiner elenden Hütte sind mit Marienglas und Papier statt Glas verdeckt; die Zubereitung von Seife ist ihm unbekannt, er begnügt sich mit sogenanntem „Seifenwasser", d. h. er wäscht sich mit dem Aufguß von gesäuerten Gedärmen. Der Ueberfluß an Produkten hat somit nichts zur Verbesserung der Lage der sibirischen Bauern beigetragen. Er steht so arm und hilflos inmitten seiner fabelhaften Schätze, wie der elendeste Wilde!"

Der Ueberfluß an Getreide in guten Jahren hat nur dazu geführt, die Zahl der Schnapsbrennereien zu steigern und die Trunksucht unter den Arbeiterklassen zu befördern; in Jahren des Mißwachses aber werden diese Brennereien zu einem schweren Uebel. Schnapsfabrikation ist so zu einem der ersten Erwerbszweige Sibiriens geworden, während im Ganzen die dortige Industrie durchaus unbedeutend ist. Das Land importirt für über 80 Millionen Rubel Industrie- und Manufakturerzeugnisse, während es selbst nur für $6^2/_3$ Millionen Rubel producirt (besonders in Gerbereien und Talgsiedereien). An Kühnheit und Unternehmungslust hat es nicht gefehlt, wohl aber an dem richtigen Verständnisse für die ökonomischen Bedürfnisse des Landes und an Geschick, um sich in eine selbständige ökonomische Thätigkeit hineinzufinden. Und was den Handel anbelangt, so spielen bei demselben, namentlich in abgelegeneren Strichen, Uebervortheilung, Betrug, Monopolisirung die Hauptrolle.

Sibirien treibt Raubbau mit der Ausfuhr seiner Rohprodukte (Talg, Schweinefett, Butter, Häute, Borsten, Pelzwerk, Geflügel, Fische, Vieh); es unterhält damit die Industrie von Kasan, Jekaterinburg ꝛc., aber was es für seine Wirthschaft braucht, bezieht es aus den Fabriken des europäischen Rußland. Dabei sind die Preise der Manufakten außerordentlich hoch, die lokalen Produkte ungeheuer billig. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher das Land ausgebeutet wird, ist nahezu ohne Gleichen. Unter diesen Verhältnissen leiden die arbeitenden und ackerbautreibenden Klassen, die Jäger und Viehzüchter Sibiriens am allermeisten. Eine Abhilfe kann aber nur durch Entwickelung der inneren Kräfte des Landes erreicht werden, namentlich durch Herstellung von inneren Verkehrswegen, Kanälen, Eisenbahnen, welche die jetzt herrschenden schroffen Gegensätze ausgleichen, infolge deren einige Gegenden Hunger leiden, während andere in ihrem Ueberflusse ersticken, welche neue Märkte und Industriecentren im Lande selbst hervorrufen würden. Auch die Märkte der angrenzenden asiatischen Staaten zu gewinnen, müßte ein lohnendes Ziel für sibirischen Unternehmungsgeist abgeben.

Trotz allen Naturschätzen aber, trotz dem Fehlen der Leibeigenschaft giebt es in Sibirien neben großem Reichthum auch entsetzliche Armuth (Kapitel 8.); das Streben nach Erwerb und Bereicherung ist hier zu extremen Formen gelangt, der Wucher und die Unterdrückung der Armen durch wohlhabendere Mitbürger, wobei die bestochenen Beamten kräftig mithelfen, geradezu grenzenlos. Solcher Blutsauger giebt es in jeder Wolost, in jedem Bezirk einen oder ein paar, und so geht es nicht nur auf dem Lande bei den Bauern zu, daß einzelne in Noth befindliche Individuen und sogar deren Kinder durch Nehmen von Kredit allmählich in Sklaverei gerathen; ähnliche Mißbräuche finden auch im Handel, in den Goldwäschen, beim Fischfang, ja auch bei der Industrie statt. Niemand in Sibirien genießt einen so schlimmen Ruf, wie diese reichen Bauern, welche ihre Genossen in der schamlosesten Weise ausbeuten und sich in gewissen Zweigen ein Monopol für ganze Bezirke

zu sichern wissen. Eine weitere Eigenthümlichkeit des sibirischen Lebens ist die, daß dem Russen hier eine Menge von Eingeborenen entgegen tritt, welche als günstiges Material für Ausbeutung und Erwerb jeder Art erscheinen, vermöge der dem Wilden eigenthümlichen Schlichtheit, ihrer Unbildung, Rechtlosigkeit, Unbeholfenheit und Unwissenheit der russischen Gesetzgebung gegenüber; in der Kirgisensteppe z. B. vermögen Kaufleute in einem Jahre ihr Kapital um das Vierfache zu vermehren. Und in derselben Weise, in welcher die Händler die Eingeborenen ausbeuten, verfahren sie nachher auch gegen die russischen Konsumenten. In Sibirien, wo keine Leibeigenschaft herrschte, fand der industrielle Geist freieren Spielraum als in Rußland; der größte Theil der Bevölkerung ergab sich der Gewerbsthätigkeit, dem Handel und der Spekulation, und schon früh entwickelte sich das Erwerbsfieber und die rücksichtslose Sucht nach Gewinn, welche von der Eroberung des Landes an den Eingeborenen gegenüber leichtes Spiel hatte. Von deren Ausbeutung schloß sich kein Institut, keine Volksklasse aus. Selbst die friedlichsten Eingeborenen waren nicht sicher davor, zu Sklaven gemacht und bei häuslichen Arbeiten, auf der Jagd, beim Waarentransport, bei Feldarbeiten ꝛc. verwendet zu werden. Die Eingeborenen verarmten und verkamen, aber Adel, Geistlichkeit und Beamtenthum bereicherten sich um die Wette mit den Handelsleuten, wobei der Schnaps eine wesentliche Rolle spielte. Schließlich fand dasselbe Verfahren denn auch auf den armen Russen Anwendung. Im vorigen wie in diesem Jahrhundert hatte die Regierung gegen solche Bestrebungen zu kämpfen; aber wenn es ihr auch gelang, die legalisirte Sklavenwirthschaft zu beseitigen, so bestand die faktische ruhig weiter. Noch heutigen Tages verstehen die Sibirier unter Begünstigung der Gewerbsthätigkeit nichts, als eine Verleihung von Monopol und Privilegien; noch heute ist die Schaar der Monopolisten und Spekulanten eine gesellschaftliche Macht, welche schwer auf der Bevölkerung lastet und die öffentlichen Angelegenheiten beherrscht. Das wird aber nicht ewig so bleiben; die Gründe dieser Erscheinung, die entlegene Lage, die Herrschaft der Willkür, der Mangel an Gesetzlichkeit, die Abhängigkeit in merkantiler, das Zurückbleiben in industrieller und kulturlicher Beziehung werden verschwinden, sobald Bildung und Civilisation wächst; die Einführung von Geschworenengerichten, eine ausgedehnte Oeffentlichkeit, die Beschützung der Eingeborenen und die Gewinnung der im Staate allgemein gültigen Rechte für Sibirien werden das rohe Raubsystem und die anderen Mißbräuche gewiß beseitigen.

Zu ganz denselben Forderungen gelangt Jadrinzew auch in dem 9. Kapitel, welches einen historischen Abriß der Verwaltung Sibiriens enthält und die schanderhaften Mißbräuche in derselben, die Untauglichkeit und Bestechlichkeit der Beamten bis auf den heutigen Tag darthut. Der Generalgouverneur mag die besten Absichten hegen, so steht er doch völlig vereinzelt da und vermag absolut nichts gegen die Korruption des ihn umgebenden Beamtenheeres auszurichten. An gebildeten Beamten fehlt es sehr; die besten Schüler der sibirischen Schulen gehen nach Rußland, während von dort nur solcher Nachschub kommt, der auf unehrliche Weise sein geringes Gehalt zu verbessern gedenkt. Die Gerichtshöfe sind so mit Arbeiten überbürdet, daß manche Proceßsachen 5 bis 6 Jahre unbefördert liegen bleiben; der Sinn für die gesellschaftlichen Interessen unter der Bevölkerung ist mangelhaft, der Bildungsgrad der mit Geschäften überhäuften Dorfgemeindeverwalter ungenügend. Hier muß die Selbstverwaltung bessernd eingreifen, wie sie in der Institution des Semstwo verwirklicht ist, und Schulbildung, Einrichtung einer Universität, Pflege von Litteratur und Wissenschaften, Heranbildung einer gesunden öffentlichen Meinung u. s. w. müssen damit Hand in Hand gehen.

Die Bildung unter den Eroberern Sibiriens war natürlich fast gleich Null (Kapitel 10), und bei den Leuten, die den erobernden Kosaken in den nächsten Jahrhunderten folgten, und selbst wenn sie an der Spitze großartiger Unternehmungen standen, um nichts größer. Wie konnte es auch anders sein, da in Rußland selbst, von wo sie kamen, die Civilisation noch in den Anfängen stand. Was sie mitbrachten, war lediglich die Kenntniß des Ackerbaues und der nothdürftigsten häuslichen Verrichtungen. Der Mangel an Wissen rächte sich aber; denn die Einwanderer bemächtigten sich zunächst des Nordens und der Tundren und ließen den reicheren Süden außer Acht; Raubbau verwüstete die natürlichen Schätze, und weder Handel noch Industrie erblühten in Folge der Occupation. Der Besitz Sibiriens war für das Mutterland von unerwartet geringem Nutzen, und die Bewohner der Städte, die Beamten und die Geistlichkeit standen bis in dieses Jahrhundert hinein kaum höher in der Bildung als die Bauern. Von Schulbildung, von edler Geselligkeit, von Gemeinsinn wollte Niemand etwas wissen; höhere Interessen waren allen fremd, und nur an zügellosen Orgien fand man Gefallen.

Die ersten sibirischen Schulen wurden erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet, waren aber meist Fach- (Navigations-, geodätische) Schulen und von geringem Einflusse. Von 1806 datiren die Gymnasien in Tobolsk (mit 27 Schülern) und Irkutsk (mit 35 Schülern), von 1816 eine kleine Anzahl von Volksschulen, worauf 1818 unter Speranskij's Verwaltung ein rascher, aber leider nur zu kurzer Aufschwung folgte. Dann ging es schnell wieder bergab. Von Frauenbildung war überhaupt bis in die sechziger Jahre kaum die Rede, und im Ganzen liegt die Volksbildung in Sibirien noch heute im Argen. Das beweisen einzelne statistische Angaben, wie z. B., daß im Gouvernement Tobolsk $^2/_3$ der Dörfer so weit entfernt von den Schulen liegen, daß der Schulbesuch für die Kinder zur Unmöglichkeit wird, und auf 200 Einwohner nur ein Schüler entfällt. In Tomsk kommt ein Schüler auf 195 Einwohner und bloß $^1/_{20}$ der schulfähigen Kinder genießt Unterricht, in Jenisseisk gar nur 2,34 Proc. Im Gouvernement Irkutsk kommt ein Schüler auf 6461 Einwohner und auf 40 Dörfer, ein Schüler auf 2250 Einwohner und auf 35 Kinder im Schulalter. Kurz, während im europäischen Rußland 1,29 Proc. der Gesammtbevölkerung die Schule besuchen, geschieht das in Sibirien nur von 0,38 Proc.; der Zuwachs an Gebildeten, welchen Sibirien durch seine Schulanstalten erhält, ist also ein geringer. Gymnasien, welche bei einer Bevölkerung von über 4 Millionen 3 bis 9 Zöglinge per Jahr liefern, können wohl kaum einen wesentlichen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben. Freilich verfügen auch Gymnasien wie niedere Schulen weder über Mittel, noch über genügende Lehrkräfte, und erst in den allerletzten Jahren soll sich im sibirischen Schulwesen ein neues, frisches Leben geltend machen. Der Funke eines besseren Geistes ist aber in der großen Masse der Bevölkerung doch noch nicht erloschen, wie die reichen Spenden für die Begründung einer Universität und andere Bildungszwecke beweisen.

Eine Presse existirt in Sibirien seit 1789; das erste in Sibirien gedruckte Werk war die Uebersetzung einer französischen „Schule der Liebe", die erste Zeitschrift „Der sich in eine Hippokrene verwandelnde Irtysch". 1796 bis 1804 gab es gar keine nicht-officielle Presse. Seit 1857

erschien eine Anzahl officieller, aber auch mit litterarischem Materiale versehener Gouvernementszeitungen, seit 1859 das erste private Blatt, „Der Amur", in Irkutsk, welchem mehrere kleinere folgten. Die älteste der jetzt noch erscheinenden Zeitungen und zugleich die inhaltreichste ist das 1875 von Sagoskie begründete Wochenblatt „Sibirj", zu welchem 1880 die „Sibirskjaja Gazetta" und 1882 Jadrinzew's „Wostotschnoje Obosrenije" traten. Alle drei kämpfen wacker für die Interessen ihrer Heimath, erfreuen sich aber zum Theil nicht gerade wohlwollender Behandlung seitens der Behörden und haben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Zum Schlusse werden die wissenschaftlichen Gesellschaften und deren Unternehmungen und die Errichtung der Universität in Tomsk (mit einer philologischen und einer physikalisch-mathematischen Fakultät) besprochen. Die so lange ersehnte Eröffnung derselben sollte am 26. August 1886 stattfinden, ist aber wieder auf unbestimmte Zeit verschoben worden — ein schlimmes Zeichen für den jetzt in Rußland herrschenden Geist! Ebenso wurden die Sibirier schon früher getäuscht, als sie 1883 zur 300 jährigen Feier der Eroberung Sibiriens auf mancherlei Reformen (Einführung der „Semstwo", des öffentlichen Gerichtsverfahrens, die Freiheit der Person, Unantastbarkeit des Besitzes, Freiheit der Uebersiedelungen und Aufhebung der Deportation) gehofft hatten. Aber trotzdem hoffen die Patrioten, daß der Zeitpunkt nahe gerückt ist, wo Sibirien thätig und als gleichberechtigtes Glied der Menschheit in die Geschichte eingreifen wird.

Eine längere Abhandlung Prof. Petri's über die Erschließung Sibiriens und zahlreiche statistische Tabellen bilden den Schluß des werthvollen Bandes.

Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge.

Die Zeitung „Sibir" veröffentlicht in Nr. 33 des laufenden Jahres folgenden, an den Sekretär der k. Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg gerichteten Brief Potanin's, d. d. 18. Juni 1886, Gaotai.

„Ich eile, Ihnen über unsere Reise Bericht zu erstatten; wir haben das hochgelegene Gebiet, welches das Stromsystem des Gelben Flusses von der Ebene der südlichen Mongolei trennt, passirt und dabei drei hohe Bergrücken, welche durch die Thäler der Flüsse Daitung-ho und Bardup von einander getrennt werden, überschritten. Die Thäler liegen gleichfalls hoch, über 10000 Fuß; die drei Pässe sind gleichhoch, über 13000 Fuß. Nur zweimal kamen wir auf diesem Wege in kleinere Flußthäler, die unter 10000 Fuß liegen, größtentheils marschirten wir über hochgelegenes Terrain, das noch ganz winterlich aussah, trotzdem wir uns schon im Mai befanden.

Von Donkyr (westlich von Si-ning-fu in der chinesischen Provinz Kan-su), wo wir uns von Mr. Berefowskj trennten, brachen wir am 6. (18.) April auf und waren am 10. (22.) April am Kukunoor, welcher noch mit Eis bedeckt war. Wie es scheint, hat der Frühling diesmal sich um einen Monat verspätet, denn Prshewalski sah 1873 schon im März den See von Eis befreit. Von dort aus folgten wir dem Flusse Chargi, kreuzten an seiner Quelle den von Prshewalski 1872 genommenen Weg, betraten das Thal des Flusses Daitung-ho (auf tangutisch Beljutschu) oberhalb der Stadt Junan-tschek und oberhalb des Passes, welchen Prshewalski überschritten hat. Das Thal war schneefrei, doch ruhte noch alle Vegetation und die großen Sümpfe waren trocken. Hier trafen wir Tanguten vom Stamme Arig, von denen einer einwilligte, uns zu führen. Um von hier zur südmongolischen Ebene zu gelangen, mußten wir entweder dem Daitung-ho bis Junan-tschek folgen und den Nan-schan im Passe Bjönduskou überschreiten, oder sofort den Paß Rdonsug benutzen, welcher gerade unserer Lagerstelle gegenüber sich befand. Nach der Aussage des Tanguten ist der Ursprung des Flusses Daitung-ho acht Tagereisen nach Westen zu gelegen, doch giebt es westlich von Rdonsug keine Pässe mehr. Wir wählten den Paß Rdonsug (er ist der höchste von den dreien, welche wir während des Sommers passirt haben) und gelangten zur Quelle des Kleinen-Rdonsug, eines linksseitigen Zuflusses des Jedsin. Dieser strömt hier von Osten nach Westen, anfangs durch ein hohes und breites Thal, dann kurz vor der Einmündung des Kleinen Rdonsug in einer tiefen Schlucht. Am Ursprunge des Rdonsug erblickten wir die hochgelegene Steppe, welche sich zu beiden Seiten des Jedsin hinzieht, und die hohen Berge Tabao-schan, welche die Steppe im Norden begrenzen. Wir folgten dem Kleinen Rdonsug bis zum Jedsin, marschirten dann zwei Tage lang im Thal desselben und machten endlich am 9. Mai Halt am Lama-Kloster Pabor-tassy; hier endet das Gebiet der Arig-Tanguten und westlich vom Kloster beginnt das Land der Schira-jeguren, eines Volksstammes, welcher mongolisch spricht, aber in schwarzen Zelten lebt. Die Lamas in Pabor-tassy sind zur Hälfte Tanguten, zur anderen Hälfte Schira-jeguren. Dort wird etwas Ackerbau getrieben, doch baut man nur Gerste.

Von Pabor-tassy giebt es zwei Wege nach Kan-tschou: ein Weg geht nordöstlich über die kleine Stadt Nan-hotschen über das Gebirge; derselbe ist schwierig und war zur Zeit unserer Reise wegen des tiefen Schnees unpassirbar. Der andere folgt dem Flusse Bardup, welcher von Westen herkommt und dem Kloster gegenüber in den Jedsin einmündet. Längs des Jedsin kann man nicht marschiren, weil der tiefe und reißende Fluß hier in einer tiefen Schlucht dahinströmt. Wir setzten uns thalaufwärts längs dem Bardup in Bewegung, in der Hoffnung von seiner Quelle aus gerade nach Sutschou gehen zu können; allein die Umstände gestatteten nicht, diesen Plan auszuführen. Die Kameele, welche wir in Gumbum von den eben angekommenen Pilgern gekauft hatten, waren nicht kräftig genug; auf der Hochebene fingen sie an von der Kälte und der dünnen Luft zu leiden; überdies waren sie im Haarwechsel begriffen. Das schwierige Ueberschreiten des Flusses Bardup, die ermüdenden Bergmärsche erschöpften sie vollends; die schwächsten legten sich nieder und wollten durchaus nicht weiter, auch wenn sie unbelastet waren. Wir sahen uns daher genöthigt, einen unserer chinesischen Dolmetscher, welche der Amban von Sining uns mitgegeben hatte, zum Lager der Schira-jeguren zu schicken, um Jaks zu miethen, packten einen Theil unserer Bagage auf 20 Jaks, ließen die Hälfte der Kameele ohne Lasten gehen und mar-

schirten bis zum chinesischen Städtchen Li-juan, welches am Nordabhange des Gebirges liegt. Aber auch die entlasteten Kameele waren großer Tagemärsche nicht mehr fähig — sie konnten nicht weiter; zwei mußten wir ihrem Schicksale überlassen.

Oberhalb der Einmündung des Flusses Schuktscha in den Bardup wird das Thal weiter und das Marschiren deshalb leichter; trotzdem blieben am ersten Wandertage vier der unbelasteten Kameele liegen. Mit Rücksicht darauf gaben wir den Gedanken, bis zur Quelle des Bardup zu gehen, auf und lenkten unsere Schritte nach Kan-tschou, indem wir auf den Paß Galdsin-daban losgingen. Von der Paßhöhe aus, welche wir am 22. Mai erreichten, sahen wir den ganzen oberen Abschnitt des Bardup-Thales, welches das Ansehen einer ebenen Steppe hat und allseitig von schneebedeckten Bergen umgeben ist. Es mißt vom Fuße des Galdsin-daban bis zu seinem westlichen Ende 45 Werst (Kilometer), in der Breite 10 Werst (Kilometer). An seinem westlichen Ende erhebt sich ein Schneegebirge; in der Mitte des Bergrückens ist eine tief bis zur Steppe einschneidende Einsenkung, ein Sockel, in welchem wahrscheinlich der Weg nach Sutschou, welcher das Kloster Stschin-fo-sy berühren soll, verläuft.

Vom Passe Galdsin-daban stiegen wir in das Thal des Flusses Taschita oder Schichpatschu hinab und stießen dort, wie in dem benachbarten Thale Chsua auf die ersten Zelte der Schira-jeguren; das Thal des Bardup ist unbewohnt. Wir stiegen hier zum Flusse Taschita selbst hinab; hier gab es schon Weiden, Pappeln und Berberitzen, welche gerade in voller Blüthe standen; dann mußten wir dem Flüßchen Lage folgen und abermals steigen, um den Paß Lagen-daban zu erklimmen. Am Nordabhange desselben, an der Quelle des Flusses Charar-gol, trafen wir am 30. Mai eine Anzahl Männer des Stammes der Schira-jeguren, welche uns zu Ehren hierher geschickt waren und uns erwarteten; es waren sowohl die Lamas aus dem größten Kloster der Schira-jeguren, aus Ntangu-chit (chinesische Kanlosey), als auch der Ta-tumu, d. i. das Oberhaupt des Stammes, ein Mann von 68 Jahren. Am anderen Tage erschien auch der Mandarin der Stadt Li-juan, welcher bereits einige Tage im Kloster Ntangu verweilt hatte, um uns zu erwarten. Die Schira-jeguren brachten uns Mehl, Butter, Salz, saure und süße Milch und Anderes als Geschenk. Von der Quelle des Charar-gol erstreckt sich nach Norden eine ausgedehnte Hochebene, welche von vielen kleinen, aber tiefen Flußthälern durchschnitten wird; dieselben münden alle in den großen Lonsyr, welcher in den Jedsin fällt. Von dieser Hochebene stiegen wir im trockenen Thale des Bajan-gol abwärts und gelangten an die Ufer des Lonsyr, 20 Li oberhalb des Städchens Li-juan, welches noch im Gebirge, aber nahe am Rande desselben liegt und 50 Li von Schacha entfernt ist; Schacha dagegen liegt bereits in der Ebene am großen Wege von Kantschou nach Sutschou. In Li-juan, welches wir am 2. Juni erreichten, mietheten wir 10 chinesische Wagen und gelangten in drei Tagen nach unserem jetzigen Aufenthaltsorte Gaotai.

Wirklich warme Tage hatten wir erst, als wir an den Lonsyr kamen, vorher war es meist kalt gewesen; nur im Thale des Jedsin bei Pabor-tassy zeigte das Thermometer um Mittag dreimal + 18° C.; an den übrigen Tagen stieg die Temperatur selten über + 10° C. Einmal (20. Mai) fiel sie um Mittag unter Null bis auf — 0,6° C. Um 6 Uhr früh gab es meist Morgenfrost; unter 39 Tagen (vom 23. April bis 1. Juni) stand an 18 Tagen das Thermometer über Null und an 21 Tagen unter Null. Unter 31 aufgezeichneten Beobachtungen eines Minimalthermometers war nur 8 Mal die Temperatur über Null, 23 Mal unter Null. Anfang Mai zeigte das Thermometer nicht selten unter — 10,0° und am 5. Mai fiel in der Nacht die Temperatur bis — 21°; nur nach dem 27. Mai besserten sich die Angaben des Minimalthermometers, aber noch am 22. Mai hatten wir einen Morgenfrost von — 10° und sogar am 31. Mai — 1,4°. Niederschläge gab es unter 39 Tagen an 15, darunter 7 Tage Regen, 5 Tage Schnee, 1 Tag Schnee und Regen und 2 Tage Hagel und Schnee. Schnee fiel nicht nur zu Anfang Mai, sondern auch gegen Ende, der 21., 24. und 29. Mai waren Schneetage.

Die Ergebnisse unserer botanischen Sammlungen sind noch spärlich: bis zum 1. Juni zählte ich in meinem Herbarium nur 10 blühende Pflanzen, welche ich in den tiefen Thälern gefunden hatte; Alpenpflanzen nur zwei (Oxygraphia axialis und Cathartia integrifolia); ich fand sie Ende Mai in den Bergen der Flußthäler Taschita und Laga; in diesen Bergen sammeln die Schira-jeguren Rhabarber. Wälder giebt es am Nordabhange beider Gebirgszüge, sowohl desjenigen, welcher den Daitung-ho und Bardup trennt, als auch desjenigen, welcher am linken Ufer des Bardup hinzieht; doch sind es keine große zusammenhängende Massen, sondern nur kleine Gebiete: Waldstrecken von 10 Werst Ausdehnung sind selten. Die Wälder bestehen aus Kiefern und hochstämmigen Wachholderbäumen; Laubwälder giebt es hier nicht, doch hat Prshewalski weiter im Thale des Daitung-ho solche angetroffen. Der Waldboden ist überall bedeckt mit Potentilla fruticosa und Caragana jubata. An der Stelle, wo wir das Thal des Daitung-ho durchschritten, existirte kein Wald. Am Flusse Lonsyr verändert sich die Flora plötzlich. Hier gelangt man im Laufe eines Tagemarsches aus einer Zone von Alpenpflanzen in ein Gebiet von Steppen- und Salzkräutern. In der Ebene, nachdem wir die Berge verlassen, trafen wir eine Flora, welche gewissermaßen an die Chami-Flora erinnert; einige Vertreter derselben finden sich in dem unteren Theile der Schluchten des Nan-schan.

Das Thal des Flusses Bardup ist, soweit wir dasselbe durchwanderten, zum größten Theil von Goldsuchern durchwühlt; im Boden sind Tausende von Gruben sichtbar. Man berichtet, daß auch im oberen Theile des Lonsyrthales, sowie im Thale des Flusses, an welchem Sutschou liegt, Gold gefunden wird. In den Thälern des Bardup und Lonsyr trifft man auch Steinkohle, doch nur im Lonsyrthal wird dieselbe gegraben.

Die Jeguren, über welche ich hier zum ersten Male berichte, wohnen am Nordabhange des Gebirgszuges, welcher das linke Ufer des Bardup begleitet. Ihre Weideländereien beginnen am linken Ufer des Jedsin unterhalb Pabor-tassy und erstrecken sich bis zur Stadt Kärne, südlich von Sutschou, oder mit anderen Worten, ihre Weideplätze liegen zwischen den Meridianen von Kantschou und Sutschou. Der Stamm theilt sich in sieben Zweige, die fünf östlichen Zweige heißen Schira-Jeguren, sprechen eine mongolische Sprache und stehen unter der Administration von Kantschou; die beiden westlichen Zweige heißen Chora-Jeguren, sprechen eine Turk-Sprache und stehen unter der Administration von Sutschou. Von den Chinesen werden alle Jeguren Chuan-fan genannt. Die beiden westlichen Zweige (Chora-Jeguren) nennen sich Jaglak und Charungut; die Benennung der östlichen Zweige (Schira-Jeguren) konnte man mir nicht sagen. Die alten Bezeichnungen der Zweige sind durch chinesische verdrängt worden; letztere lauten: Paga-madsha, Uga-madsha, Syga-madsha, Schi-iga-madsha und Schi-nga-madsha.

In der Sprache der Schira-Jeguren lauten die Bezeichnungen: Naiman-gulma, Tabyn-gulma, Durban-gulma, Charban-niga-gulma und Charban-Tabyn-gulma, d. h. acht Pferde, fünf Pferde, vier Pferde, elf Pferde und fünfzehn Pferde. Jeder Zweig des Volksstammes wird nämlich nach der Zahl der Pferde, welche er dem Kaiser von China stellen muß, benannt. Früher zahlte das ganze Volk einen Tribut von 82 Pferden, welcher nach dem Dunganen-Aufstande ermäßigt wurde. Alle Jeguren, sowohl diejenigen, welche mongolisch, als die, welche türkisch reden, sind Lamaiten; im Gebiete eines jeden Zweiges befindet sich ein Kloster, so daß es im Ganzen sieben Klöster giebt: Jedsinei (chinesisch Pobor-tassy), Rtangu (chinesisch Kan-losy), Kareke, Naiman, Peiran, Smaktschi und Loratscha. Die Jeguren haben keine eigene Schrift; die Lamas erlernen die buddhistische Religion nach tangutischen Büchern. Für den ältesten Chan halten die Jeguren Gesser, die Nachrichten über ihn beruhen aber nur auf tangutischen Quellen. Die Chorar-Jeguren, sowie die am Chem und Kossogol wohnenden Urjänchai sind gegenwärtig die einzigen Turkvölker, welche sich zum Buddhismus bekennen. Jeder Zweig wird von einem Aeltesten regiert, der Tumu heißt und von der chinesischen Regierung ernannt wird; den Tumu des größten Zweiges Schi-uga-madsha nennt man Tatuma, d. h. großer Tumu.

Kürzere Mittheilungen.

Der Kaiserin-Augusta-Fluß in Neu-Guinea.

Nachdem bereits zu Anfang April d. J. durch den Dampfer „Samoa" unter Kapitän Dahlmann der Kaiserin-Augusta-Fluß etwa 40 Seemeilen hinauf befahren worden war und sich als eine anscheinend praktikable Zugangsstraße in das Innere herausgestellt hatte, wurde in der Zeit vom 29. Juli bis 10. August im Dampfer „Ottilie" eine zweite weit ausgedehntere Fahrt unternommen, an welcher sich der Landeshauptmann Freiherr v. Schleinitz, der Vicekonsul Dr. Knappe von Apia, Herr Hunstein und die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition, Dr. Schrader, Assistent der Sternwarte in Hamburg, und Dr. med. Hollrung aus Dresden, betheiligten.

Der der Neu-Guinea-Gesellschaft gehörige Dampfer „Ottilie" ist mit den genannten Herren 200 Seemeilen den Augusta-Fluß aufwärts gefahren. Alsdann wurde des seichteren Wassers halber eine Dampfbarkasse ausgesetzt, auf der ein Theil der Expedition mit einem Beiboot noch weitere 100 Seemeilen aufwärts zurücklegte. Wegen Proviantmangels mußte man alsdann umkehren. Die Befahrung des Augusta-Flusses fand somit bis $4^{0}{}_{1}16'$ südl. Br. und 141^{0} 50′ östl. L. statt. Der erreichte Punkt war in gerader Richtung 156 Seemeilen von der Mündung entfernt. Die holländische wie die englische Grenze liegt von diesem Punkte nicht mehr ganz einen Grad oder 60 Seemeilen ab. Der Fluß wurde bis zu dem erreichten Punkte bei einer Breite von durchschnittlich 300 bis 400 m für kleinere Schiffe schiffbar gefunden.

Nähere Auskunft über die Erforschungsfahrt giebt das neueste Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland". Mit dieser Erforschungsfahrt hat auch die Forschungsexpedition die erste Verwendung gefunden, welche schon am 19. April d. J. in Finschhafen eintraf, aber in Ermangelung geeigneter Träger Landreisen in das Innere bisher noch nicht hatte ausführen können.

Die Dampfbarkasse hätte mit ihrem Proviant noch zu einer weiteren Fahrt ausreichen können, wenn nicht im Anfange der Fahrt die Maschine mehrfach versagt hätte und aus Unkenntniß mit dem großen Kohlenverbrauch derselben zu wenig Kohlen mitgenommen worden wären; das in Folge dessen nothwendige Fällen und Zerkleinern von Bäumen als Brennmaterial der Kessel kostete aber viel Zeit, obwohl die sämmtlichen begleitenden Herren sich beim Fällen, Sägen, Spalten und Laden des Holzes betheiligten.

Man nimmt an, daß der Augusta-Fluß noch 50 bis 100 Seemeilen weiter stromaufwärts von dem erreichten Punkte schiffbar bleibt. Der Strom bewegt sich auf den 200 Seemeilen, welche der Dampfer „Ottilie" zurücklegte, in einer ausgesprochenen Flachebene. Die Ufer sind mit Wald oder mit 15 bis 20 Fuß hohem Schilfgras oder Zuckerrohr fast ununterbrochen eingefaßt, so daß ein Blick in die Ferne nur selten gestattet ist. Im Süden wird der Fluß durch einen Gebirgszug begleitet, von dem hin und wieder die Ausläufer nahe an den Fluß herantreten, während im Norden nur einzelne niedrige Höhenzüge sichtbar sind. In der Gegend der seeartigen Erweiterung, bis zu welcher der Dampfer „Ottilie" gelangte, wird der Fluß auf 25 bis 30 Seemeilen zu einem Gebirgsstrome, jedoch ohne Stromschnellen, um bald darauf wieder den früheren Charakter eines Flusses im Alluvialboden anzunehmen. Der Fluß scheint keinen nennenswerthen Nebenfluß aufzunehmen. Zu seiner weiteren Erforschung beabsichtigt Freiherr von Schleinitz da, wo der Fluß aus dem Gebirgslande in die Ebene eintritt, also bei dem von der „Ottilie" erreichten fernsten Punkte, eine Station anzulegen.

Die Reisenden hatten nur selten Gelegenheit, das Schiff zu verlassen und die Ufer zu betreten. Dieselben machten den Eindruck, als ob sie während der Regenzeit zeitweilig weithin unter Wasser gesetzt würden, da die Hochwassermarke stellenweise bis zu 6 m über dem augenblicklichen Wasserstande bemerkbar war und die Häuser der zahlreichen und sehr großen Dörfer (oft über 100 Häuser in einem Dorfe) auf erheblich massiveren Holzpfeilern erbaut waren, als es sonst üblich ist. Ausgedehnte Sagopalmen-Bestände wechselten ab mit wildem Zuckerrohre in undurchdringlichen Dickichten. Dörfer fanden sich fast bis zum äußersten erreichten Punkte und stets Kokospalmen. Weiter stromaufwärts wurde auch der eigentliche Hochwald häufiger. Die Berge waren stets damit bedeckt.

„Die Einwohner, welche niemals Weiße gesehen hatten, verhielten sich natürlich meist mißtrauisch, stellenweise sogar feindlich. Die Bauart der Häuser war eine von den uns sonst bekannten oft wesentlich abweichende. Erheblich größer, vielleicht für mehrere Familien bestimmt, auf sehr starkem Unterbau mit eigenthümlichen thurmartigen Giebelaufsätzen, welche bei einzelnen Häusern das Dach 3 bis 4 m überragten, standen die Häuser, meist in langer Reihe neben einander, am Ufer entlang. Die männliche Bevölkerung ging oft ganz nackt, während die Weiber die auch in Finschhafen üblichen Bastfaser-Schürze um die Hüften trugen. Bunte Bemalung besonders des Oberkörpers mit rothem Lehm oder ganz schwarzer Farbe sahen wir mehrfach, desgleichen fast in jedem Dorfe eine oder zwei Personen, meist Weiber, welche den ganzen Körper mit schmutzig weißer Farbe (Asche oder schmutzigem Kalke) bemalt hatten. Ueber die Bedeutung

dieser Sitte konnten wir keinen sicheren Aufschluß erhalten. Vielleicht bedeutet diese Bemalung Trauer oder die betreffenden Personen gelten für Zauberinnen. Die Kanoes, ausgehöhlte Baumstämme ohne Ausleger, sind oft ziemlich groß; sie werden im Stehen mit Paddeln gerudert; ich zählte bis zu 15 Personen als Insassen. Der Bug ist oft mit großen, fratzenhaft bemalten, schildförmigen Aufsätzen verziert. Als Tauschartikel brachten die Eingeborenen (gegen Tücher, Flaschen, Perlen und im oberen Flußlauf besonders Muscheln) meist Speere, welche oft mit menschlichen Wirbelknochen verziert waren, ferner gebrannte Thontöpfe, Tabak und andere Kleinigkeiten. Auch gelang es, einige Menschenschädel einzutauschen. Als Freundschaftszeichen wurde in einem Dorfe bei unserer Ankunft ein Hund todtgeschlagen und wurden besonders geschmückte Friedenslanzen mit der Spitze in den Boden gesteckt; Hunde, Schweine und Hühner fanden wir als Hausthiere."

Die Plantagen der Eingeborenen sind meistens in nächster Nähe des Flusses in Form schmaler, aber sehr langer Streifen angelegt. Dieselben enthalten fast ausschließlich Yam, einmal fand sich Taro, ein anderes Mal war eine größere Zahl Bananen zwischen dem Yam gepflanzt. In den Dörfern am Unterlaufe des Flusses scheint Sago die Hauptnahrung der Eingeborenen zu sein.

Dr. Schrader meint, daß die großen Flächen des Unterlaufes des Flusses ein günstiges Terrain für Viehzucht geben würden. Dr. Hollrung aber urtheilt, daß, ehe über die Brauchbarkeit dieser großen Flächen für die Landwirthschaft etwas Bestimmtes gesagt werden könnte, die Grenzen des zeitweiligen Ueberschwemmungsgebietes festgestellt werden müßten. Dr. Schrader meint zwar, daß die sich vorfindenden natürlichen kleinen Erhebungen als Wohnsitze und Zufluchtsstätten bei Wassergefahr benutzt werden könnten. Vielleicht würde Reis und Zuckerrohr gut gedeihen. Die Bergzüge im Oberlauf des Flusses tragen gutes Bauholz in großer Menge. („Freis. Ztg.")

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Konstantinopel geht uns eine Karte der Gebiete von Kerdschali und Ruptschos zu, welche durch die türkisch-bulgarische Uebereinkunft vom 1. März 1886 (von den Mächten bestätigt am 5. April) von Ost-Rumelien wieder an die Türkei zurückgegeben worden sind. Dem kurzen Begleittexte entnehmen wir folgende Angaben. Der Bezirk Kerdschali ist 850 qkm groß und liegt zwischen 22° 50′ und 23° 25′ östl. L. und 41° 30′ und 41° 55′ nördl. Br., zwischen den Flüssen Arda und Ulu; seine größte Länge, von O nach W, beträgt 45 km, seine größte Breite, von N nach S, 25 km. Er umfaßt 108 Dörfer mit 18 000 bis 22 000 Einwohnern; 24 Dörfer sind noch streitig und werden einstweilen von Ost-Rumelien zurückbehalten. Sitz des Kaimakamats ist das Dorf Kerdjali im Arda-Thale. Das Gebiet ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und erzeugt besonders Tabak (150 000 Oken jährlich), Mais, Weizen, Roggen und Obst, wie Weintrauben, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche, Nüsse ꝛc. — Der westlich davon gelegene Distrikt Ruptschos findet sich im höchsten Theile des Rhodope-Gebirges, gerade im Süden von Philippopel, von welchem die nördlichste Spitze des Gebietes nur etwa 22 km entfernt ist. Wie ein langer Keil schiebt sich dies wieder türkisch gewordene Ländchen in ostrumelisches Gebiet hinein; seine Oberfläche beträgt 1150 qkm und es liegt zwischen 21° 37′ und 22° 3′ östl. L. und 41° 30′ und 42° nördl. Br. Seine größte Länge von N nach S beträgt 54 km, die größte Breite von O nach W 35 km. Es umschließt 64 Dörfer mit 10 000 bis 12 000 Bewohnern, ist wesentlich gebirgig und besitzt prachtvolle Wälder von Nußbäumen, Tannen und anderen Hölzern.

Afrika.

— Den „Times" zufolge haben die Franzosen bei Bizerta an der Nordküste Tunesiens Vorarbeiten zur Anlage eines Hafens begonnen, natürlich eines Kriegshafens, zu welchem sich die dortige prachtvolle Meeresbucht, im Verein mit dem südlich davon gelegenen Binnensee, vorzüglich eignet. Der beide Gewässer verbindende Kanal ist jetzt versandet und nur noch für leichte Fischerkähne fahrbar. Der britische Generalkonsul Playfair schrieb 1877 darüber Folgendes (vgl. „Globus" Bd. 35, S. 271 f.). „Der See von Bizerta, jetzt Tindsch genannt, könnte im Besitze einer europäischen Macht einer der besten Häfen und einer der wichtigsten strategischen Punkte des Mittelmeeres werden, während jetzt die Schiffe gegenüber der Einfahrt in den Kanal auf der offenen Rhede in beträchtlicher Entfernung von der Stadt vor Anker gehen müssen, ohne jeden Schutz."

— Es läßt sich nicht leugnen, daß die beiden Bände von Gustav Nachtigal's leider unvollendetem Reisewerke „Sahara und Sudan" nicht recht geeignet sind, in das größere Publikum zu dringen, wovon der theuere Preis, der große Umfang, die vielen rein wissenschaftlichen (medicinischen, historischen) Abschnitte die Gründe sein mögen. Darum ist es ein guter Gedanke gewesen, nach dem Originalwerke in kürzerer Fassung eine Schilderung der Reise, der wunderbaren Abenteuer Nachtigal's, der besuchten Länder und Völker zu entwerfen, unter möglichster Anlehnung an jenes und oft mit dessen eigenen Worten, und so das Bild eines unserer besten Forscher seinem Volke näher zu rücken. Der Titel des mit Nachtigal's Bild, 92 Abbildungen und einer Karte versehenen Buches ist „Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerke dargestellt von Dr. A. Fränkel". (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.)

— Am 30. Oktober soll England die Insel Sokotra, welche den Meerbusen von Aden und somit die Einfahrt zum Rothen Meere beherrscht, endgültig in Besitz genommen haben. Schon 1876 hatte England mit dem Sultan der Insel einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Insel niemals an eine fremde Macht abgetreten und keine fremde Niederlassung auf ihr errichtet werden durfte.

— Ueber die Fauna von Angra Pequena und dem Kalahari-Gebiete giebt Böttger bezüglich der Reptilien und Mollusken die ersten Nachrichten. Im Gebiete von Angra Pequena sammelte Bergrath Pohle neun Reptilienarten, bis auf eine neue Viper sämmtlich zur capischen Fauna gehörig, und eine unbestimmbare Landschnecke. Das Gebiet ist somit noch zu Südafrika und nicht zu Westafrika zu rechnen. Aus der Kalahari brachte Nolte nur einen capischen Gecko mit, dagegen sechs Molluskenarten, wovon fünf neu, eine auch aus dem Damaralande bekannt, zur südafrikanischen Gruppe Dorcasia gehörig. Zwei Süßwassermuscheln, ebenfalls südafrikanischen Gepräges (Unio, Subg. Hyridella), wurden subfossil in einem Becken bei Keheum gefunden, welches der ausgetrocknete Hygapfluß früher manchmal mit Wasser füllte; sie beweisen, daß die Austrocknung erst in relativ neuer Zeit erfolgt ist.

— Ueber die inzwischen angeblich geräumte Station an den Stanley-Fällen, das Leben daselbst und die dortigen Eingeborenen veröffentlicht Oscar Baumann einen interessanten Bericht in den „Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien" (1886, Heft 10), dem wir Folgendes über das dortige Klima entnehmen. „Das Klima der Station muß unbedingt als ein schlechtes bezeichnet werden. Besonders ist es die Dysenterie, welche Weiße und Schwarze angreift und von letzteren mehrere Opfer gefordert hat. Als Begründung führe ich die länger hier stationirten Weißen auf, deren Gesundheitszustand mir bekannt wurde. Wester, der etwa 20 Monate hier weilte, litt mehrfach an schweren Dysenterien, einmal an biliösem Fieber heftigster Form und mußte vor Ablauf seiner kontraktlichen Zeit krankheitshalber die Station verlassen. Gleerup und Harris hatten beide schwere Ruhrerkrankungen durchzumachen. Während meines Aufenthaltes hatte Mr. Dean einen Dysenterieanfall. Mr. Eyken (inzwischen verstorben) lag zweimal mit Dysenterie und zweimal mit schweren Fiebern darnieder und wurde durch Geschwüre am Gehen gehindert, so daß er seiner Gesundheit halber mit der „Peace" abreisen mußte. Ich selbst wurde durch Dysenterie 45 Tage an Bett und Zimmer gefesselt und hatte vier Fieberanfälle, während ich mich sonst in Afrika recht wohl befand. Ob die Austrocknung der Sümpfe das Klima der Insel verbessern wird, wird die Zukunft lehren."

— Dr. Summers, von der anglikanischen Loanda-Mission, ist zu Anfang Juli mit 34 Trägern von Malange nach dem Inneren aufgebrochen, um in Luluaburg, der bekannten Station des Congo-Staates, eine Mission zu errichten. Falls er keine Hindernisse zu überwinden hat, muß er gegen Ende Oktober sein Ziel erreicht haben.

— Das unterseeische Kabel an der afrikanischen Westküste reicht jetzt bis S. Paulo de Loanda, wo es zwischen dem 6. und 10. September an Land gebracht worden ist. Es geht von Cadix aus und berührt folgende Punkte: S. Vincent, Santiago (Capverden), Bolama, Groß-Bassam, Porto Novo, Gabun, S. Thome und Principe.

Australien.

— Seitens des Herrn Clement L. Wragge in Adelaide gehen der Scottish Geographical Society interessante Nachrichten zu über Brunnenbohrungen in Süd-Australien. Hiernach ist am 15. Juli in Cowards Springs, ungefähr 65 Meilen westlich von Hergott und 10 Meilen südwestlich vom Lake Eyre entfernt, eine Quelle mit ungeheurem Wasservorrath angebohrt worden. Man benutzte hierzu den Diamantbohrer und begann mit der Arbeit am 25. Juni. In 308 Fuß Tiefe wurde das Wasser angeschlagen, welches sofort herausströmte, alles überschwemmte und in einer Menge von 12000 bis 14000 Gallonen in der Stunde oder etwa 300000 Gallonen im Tage ausfloß. Am anderen Tage erreichten diese Zahlen jedoch schon die Höhe von 40000 für die Stunde, also etwa 1 Million für den Tag. Der Grund für letztere Erscheinung war der, daß die Quelle in einer Flugsandschicht angebohrt wurde, die in Schichten von bläulichem Thon, mit marinen Fossilien und blauem Sandstein der Kreideformation vermischt, eingeschlossen war, und daß anfangs dieser Sand in großen Mengen mit dem Wasser herausgeschwemmt wurde. Je mehr sich diese Sandmassen verringerten, desto stärker strömte das Wasser aus. Gegenwärtig ist dasselbe noch etwas brackig in Folge einer salzigen Quelle in etwa 50 Fuß Tiefe. Dieses Hinderniß wird aber beseitigt sein, wenn das Bohrloch erst mit Röhren versehen ist. Die Lage desselben befindet sich an der Stelle, an welcher die Coward-Station der den Kontinent durchkreuzenden Eisenbahn errichtet werden soll. Wenn dann ferner die Quelle die genügende Höhenlage besitzen wird, so wird dieselbe auch den Heerdenbesitzern zu Gute kommen, welche das umliegende Land inne haben, weil mit verhältnißmäßig geringen Kosten das Wasser nach jeder Richtung hin 20 Meilen weit durch Kanäle geleitet werden kann. Da die Coward-Station sich in ungefähr 70 Fuß Seehöhe befindet, so liegt die Quelle selbst 238 Fuß unter dem Meeresspiegel. Das Land rund um die Coward-Quelle, welches durch dieselbe gut bewässert wird, wird gegenwärtig sorgfältig überwacht und untersucht hinsichtlich der Wirkung, die diese Berieselung nach sich zieht und nach sich ziehen muß, da der jährliche Niederschlag ja nur 5 bis 6 Zoll beträgt. Außer dieser giebt es nur noch vier artesische Brunnen in der Kolonie, von denen zwei bei Hergott liegen. Der erste hiervon wurde 1884 in einer Tiefe von 353 Fuß angebohrt und lieferte 7000 Gallonen täglich, den zweiten erreichte man im Mai d. J. in 342 Fuß Tiefe. Das täglich gelieferte Wasserquantum betrug hier 100000 Gallonen. Die beiden letzten sind unbedeutend und kommen aus großer Tiefe. Die Quelle bei Tarkanninna, 50 Meilen nordöstlich von Hergott, hat eine Tiefe von 1225 Fuß und die von Murrabuckina in der Nähe des Lake Torrens eine solche von 1635 Fuß. Anderwärts versuchte Bohrungen haben keine dauernd fließende Quellen als Resultat gehabt.

Nordamerika.

— Der Vulkan Mount Pabloff (Paulowski) auf der Halbinsel Alaska ist in Thätigkeit.

— Kürzlich wurde von der Geological Survey der Vereinigten Staaten unter der Leitung des Kapitän Clarence E. Dutton eine Abtheilung von Männern abgesandt, denen es gelungen ist, die vollständige Aufnahme des Krater-Sees im Staate Oregon auszuführen. Derselbe bildet eine Wasseransammlung, an deren Rändern, sicherlich wenigstens im Süden, noch nie eines Weißen Fuß gewandelt hat. Die Expedition führte Boote mit sich, die auf beschwerlichem Wege anfangs auf Wagen von Maulthieren, dann aber auf die Höhe der mit Schnee bedeckten jähen Berge von Menschen gezogen, auf der anderen Seite wieder herabgelassen und flott gemacht wurden. Die Erhebung der Berge über das Niveau des Sees beträgt etwa 900 Fuß. Man hat nun 160 Lothungen ausgeführt, durch welche die allgemeine Tiefenbeschaffenheit des Sees bekannt geworden ist. Dabei wurden zwei große, vom Wasser überdeckte Aschenkegel von 800 und 1200 Fuß Höhe, der übrige Boden eben gefunden. Kapitän Dutton meint, daß der Krater-See die tiefste Süßwasseransammlung des amerikanischen Kontinents ist. Die größte Tiefe beträgt 2000 Fuß. In Bezug auf die Entstehung dieser Einsenkung meint Direktor Powell, daß sie ebenso sich gebildet hat, wie die großen Calderen der Hawaiischen Inseln, nämlich durch Schmelzung des Grundgesteins und Ausbruch der geschmolzenen Massen in Form von Bimsstein und feinem Tuff. Durch vulkanische Explosion kann der See nicht entstanden sein, da die Auswürflinge in der Umgegend fehlen. Das Alter des Sees ist durchaus postglacial.

Südamerika.

— In einem Vortrage, welchen Dr. W. Sievers am 2. Oktober 1886 über seine Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat, schildert er die Folgen jener Revolution, welche im Jahre 1860 den Wohlstand des Staates Magdalena vernichtete. Es geschah das in einer so gründlichen Weise, daß Magdalena in Bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit und Wohlhabenheit unter den neuen Staaten Colombias auf der untersten Stufe steht. „Dies sieht man namentlich in der Stadt El Valle de Upar, deren 12000 Einwohner auf kaum

1000 gesunken sind, so daß selbst die Nachbarn diese Stadt den Kirchhof der Lebendigen (el cimenterio de los vivos) nennen. Von den vier Kirchen liegen zwei in Ruinen; von den großen stark fundirten und festgemauerten altspanischen Häusern verschwindet eines nach dem anderen, ebenso wie in Santa Marta. An ihrer Stelle erheben sich ärmliche, elende, mit Palmzweigen bedeckte Hütten. Reiches Gold- und Silbergeräth in der Hauptkirche zeugt noch vom einstigen Glanze; aber der Handel ist völlig zerstört, die Familien sind verarmt, die Privatreichthümer vergraben und nicht wieder auffindbar; die Bevölkerung ist decimirt, und die Bedürfnisse auf das denkbar geringste Maß reducirt. Uebrigens zeigt sich dieselbe Erscheinung auch in den übrigen Städten. Die früher prachtvolle Hauptstadt Santa Marta ist seit Eröffnung des Hafens von Barranquilla völlig verödet. Rio Hacha ist 1867 zur Hälfte verbrannt; die dort zahlreich vorhandenen Pianos wurden zum Barrikadenbau benutzt. Barrancas ist halb zusammengefallen, Badillo schon fast völlig verlassen, Urumita geht diesem Stadium entgegen. Bilder größeren Elends und jammervollerer Existenz als in diesem Staate dürfte es kaum in einem anderen Theile Colombias geben, von Venezuela ganz zu geschweigen."

— Während der ersten acht Monate des Jahres 1886 hat die Argentinische Republik für 60 939 228 Dollars importirt und für 42 768 996 Dollars exportirt. Obenan steht England mit mehr als 35¾ Millionen Ein- und Ausfuhr, dann folgen Frankreich mit über 25 Millionen, Belgien mit ca. 11 Millionen, das Deutsche Reich mit über 9 Millionen, weiter Uruguay und die Vereinigten Staaten mit je ca. 5 Millionen u. s. w.

— Unter Leitung des Civil-Ingenieurs Jules Cooper ist am 23. August d. J. eine Expedition von Buenos Aires nach dem Feuerlande aufgebrochen. Dieselbe ist außerdem zusammengesetzt aus dem Mineningenieur Jules Carlsson, dem Agronomen Vesel Jarlsberg und einer Begleitmannschaft von 14 Mann. Der Führer der Expedition, welcher wissenschaftliche Forschungen anzustellen beabsichtigt, hat vom Ministerium des Inneren der Argentinischen Republik die Vollmacht erhalten, das gesammte Territorium bewaffnet zu durchreisen und sich, wenn nöthig, gegen Angriffe der Indianer mit Gewaltmaßregeln zu vertheidigen. Andererseits hat auch der Kapitän Paz, Gouverneur des Feuerland-Territoriums, die Erlaubniß nachgesucht, nach Buenos Aires zu kommen, um die Vorbereitungen zu einer Forschungsreise zu treffen, die sich auf das Innere der Insel erstrecken soll.

Polargebiete.

— Am 15. Juli hat auf Anregung der Königlichen Gesellschaft von Victoria und des Victoria-Zweigvereins der Geographischen Gesellschaft in Melbourne eine Versammlung stattgefunden, um über die Südpolarforschung zu berathen. Die Herren Trotter und Kapitän Snuman von der Russischen Flotte waren als Gäste anwesend, und gab besonders letzterer einige praktische Winke. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung zu bitten, den heimischen Schiffseignern, um sie auf die Eröffnung eines antarktischen Walfanges hinzuleiten, eine Ladung Regierungsfracht von Großbritannien nach der Kolonie zu dem üblichen Frachtpreise anzubieten und ebenso für den ersten Dampf-Walfischfahrer, welcher einen Hafen Victorias mit einer Ladung von 60 Tonnen Oel und Fischbein, welches aus Breiten südlich des sechzigsten Parallels stammt, anlief, eine Belohnung auszusetzen. Bedingung würde nur sein, einen Stab wissenschaftlicher Beobachter als Passagiere mitzuführen und alle vernunftgemäßen Anstrengungen zu machen, um den Mount Erebus in Sicht zu bekommen und eine Landung auf Victoria-Land zu bewerkstelligen.

— Colonel W. H. Gilder, ein in Schlittenfahrten wohl erfahrener Reisender, hat seine lange geplante und vor Monaten durch seine Verhaftung vereitelte Expedition nach dem Nordpole jetzt wirklich angetreten, indem er am 9. September mit zwei Schlitten von Winnipeg nach Norden aufgebrochen ist, zunächst nach Norway House, einem Hafen an der Hudsonsbai, und weiter nach der York-Factorei. Er wird nur von neun Personen begleitet, will ganz nach Weise der Eskimos leben und sich hauptsächlich von dem Ertrage der Jagd nähren; von der York-Factorei an wird die Ausrüstung auf das Allernöthigste beschränkt. Hoffen wir, daß seine Kühnheit sich belohnt!

Oceane.

— Im Septemberhefte der „Annalen der Hydrographie ꝛc." wird von einem außergewöhnlichen Vorkommen von Treibeis im südwestlichen Theile des Südatlantischen Oceans berichtet. Hiernach passirte am 15. April 1885 die deutsche Barke „Balcarry" auf der Reise von Buenos-Aires nach Valparaiso in etwa 52,5° südl. Br. und 63,3° westl. Länge zwei ziemlich große Eisberge. Die Lufttemperatur betrug hierbei etwa 7,5° C. und die des Meeres fiel erst von 7,2° C. auf 6,4° C. und stieg dann wieder auf ihre alte Höhe. Es ist das Vorkommen von Treibeis in dieser Gegend deshalb interessant, weil nach der von der Seewarte zusammengestellten und 16 Jahre umfassenden Reihe von Berichten über Treibeis bisher in diesem Meerestheile niemals Eis angetroffen worden ist, und die Breiten nördlich von Staatenland von vielen Kapitänen als eisfrei angesehen wurden.

— Die Herren H. Fol und E. Sarasin haben ihre bereits in früheren Jahren ausgeführten Versuche, um die Eindringungstiefe des Lichtes in das Meer zu bestimmen, im laufenden Jahre bei Kap Boron unweit Nizza fortgesetzt, indem sie Bromsilbergelatineplatten in verschiedenen Tiefen zehn Minuten lang der Wirkung des Lichtes aussetzten. Dieselben ergaben, daß bei klaren schönen Tagen und um Mittag bei 400 m Tiefe die Grenze liegt, bis zu welcher das Licht dringen kann; bei leicht bedecktem Himmel und mäßigem Winde zeigten die Platten erst bei 350 m eine schwache Lichteinwirkung. Eine dritte Reihe von Versuchen ergab, daß bis zu 300 m Tiefe den ganzen Tag, so lange die Sonne über dem Horizonte steht, bis 350 m Tiefe wenigstens während acht Stunden am Tage Licht dringt.

Inhalt: Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen 1883 bis 1885. VIII. (Mit sieben Abbildungen.) — N. Jadrinzew's Studien über Sibirien. II. (Schluß.) — Potanin's Reise über das Nan-schan-Gebirge. — Kürzere Mittheilungen: Der Kaiserin-Augusta-Fluß in Neu-Guinea? — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 25. November 1886.)

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Justus Perthes in Gotha.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3743